NO TRIM 2479

Gelehrte Anzeigen.

6

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Dreyzehnter Band.

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

AS
182
M82
Bd. 13-14

8114

Gelehrte Anzeigen.

July bis December.

1841.

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Gelehrte Anzeigen.

Band VIII. Januar bis December.

1844.

München,
im Verlage der Königlichen Akademie der Wissenschaften.
In Commission der Strauß'schen Buchhandlung.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. July.

Nro. 130. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der philologisch-philosophischen Classe am 6ten Febr. wurde von dem ordentlichen Migliede derselben, Hrn. Dr. Schmeller, folgender Vortrag gehalten.

Ueber eine lateinische Bearbeitung des alten oberdeutschen Land- und Lehenrechtbuches oder sogenannten Schwabenspiegels durch Oswald von Anhausen, vom Jahre 1356.

Gegenwärtige Mittheilung ist wieder eine solche, die sich bescheiden muß, unter die von minderm Belange zu zählen, denen durch §. 10. unsrer Geschaftsordnung Statt gegeben ist. Inzwischen hat sie unter manchen ähnlichen, zu denen ich mich versucht sehen konnte, diejenige geschienen, die mehr als andere in den Bereich eines eben jetzt allgemeiner regen Interesses fallen möchte. Ich meyne das Interesse für alles, was die Geschichte der gesellschaftlichen Zustände unsers Volkes im Mittelalter, und namentlich die nicht aus der Fremde eingeführten, sondern, wenn ich so sagen darf, hausgemachten Vorschriften für dieselben, die ältern Rechtsbücher betrifft. Dabey glaube ich sicher zu seyn vor dem Vorwurf, als versliege ich mich in ein specielles, nicht hieher gehöriges Facultätsgebiet; denn der Boden der ältern deutschen Rechtsverfassung erscheint keineswegs als ein abgeschlossenes Gehege, das nur Juristen von Profession betreten dürften; er ist noch freyer Wald, welchen auch Laien mancher Art Lust, Bedürfniß und Fug haben mögen zu durchstreifen. Keiner, den wahre Wißbegierde treibt, wird dabey ganz leer ausgehen, und nicht die wenigste Beute wird daraus holen wer sich mit der Geschichte von Wörtern und ihrer Bedeutung abgiebt, um nicht, hier misbräuchlich, zu sagen der Philolog. Doch auch nicht als solcher will ich mit dieser Kleinigkeit auftreten; es ist mir genug, wenn man sie als eine literar-historische oder doch bibliographische Nachweisung mag gelten lassen.

Was bis gegen die Mitte des XIII. Jahrh. unter den Deutschen im engern Sinne, d. h. abgesehen von Angelsachsen, Friesen u. dgl., von Rechts-Satzungen, Gewohnheiten und Regeln zu schriftlicher Aufzeichnung gediehen war, zeigt sich, mit sehr geringer Ausnahme, lateinisch eingekleidet. Von da ab aber hat sich das Bedürfniß eines volksmäßigern Gewandes, einer Abfassung solcher Stücke in der Muttersprache mit Entschiedenheit geltend zu machen gewußt. Schon ums J. 1235 hat ein Anhaltischer Ritter u. Gerichtsschöffe, Eyke von Repgowe das lateinische Buch, in welches er alles was er von solchen Dingen theils aus schriftlichen Aufzeichnungen, theils aus mündlichen Ueberlieferungen wußte, zusammengetragen hatte, auf Wunsch und Bitte eines Grafen Hoyer v. Falkenstein, ins Deutsche übersetzt (*gediutet, an diutisch gewant*). *Spiegel der Sachsen* wollte er das Buch genannt wissen; denn

als in einem spiegele die frouwen
ir antlitze beschouwen,

so sollte darin Männiglich Sachsenrecht erkennen.

Dieses Buch, zuerst im Dialekt des nördlichern Deutschlands d.h. im niedersächsischen abgefaßt, war zunachst auch in jenen Theilen des deut-

schen Reiches in Umlauf. Nicht lange, vielleicht nur drey, vier Jahrzehende später aber erschien dieselbe Sammlung, und zwar vielfältig erweitert, auch in den obern Gegenden, und in die Mundart derselben, nämlich die ober- oder hochdeutsche umgesetzt, in welcher um die Zeit von Rudolphs von Habsburg Erwählung zum Kaiser auch schon das Stadtrecht von Augsburg geschrieben war. Wohl mehr diese oberdeutsche oder, per synecdochen, schwäbische Mundart der Abfassung, als irgend eine bestimmte Beziehung gerade auf Schwaben, hat Veranlassung gegeben, daß diesem, in den Handschriften selbst nur Landrecht oder Land- und Lehenrecht, auch wohl Kaiserrecht genannten Buche im Gegenhalt zu jenem frühern Sachsenspiegel allmählich die jedenfalls bequeme Benennung Schwabenspiegel zu Theil geworden ist.

Daß er, so lange er das einzige Hülfsmittel von solchem Umfange war, im ganzen obern und wohl mit auch im untern Deutschland verbreitet gewesen, ist kaum zu bezweifeln. So ist er namentlich im J. 1328 zu einem speciellen Rechtbuch für das Fürstenthum Freysing (vom Fürsprechen Ruprecht) eingerichtet worden. Daß er auch für das übrige Bayern gegolten, könnte man aus den Worten „*nach des rechtspuchs sag*“ einer Urkunde v. 1336 der Monumenta boica (Bd. XXII. S. 294) vermuthen, wenn nicht, wie der Herausgeber des Münchner Stadtrechts (S. XXVI.) mit größerer Wahrscheinlichkeit annimmt, hier schon das bayerische Rechtsbuch Kaiser Ludwigs IV. gemeynt seyn sollte. Jedenfalls hat der Schwabenspiegel zu eben diesem bayerischen, so wie zu andern im Laufe des XIV. Jahrhunderts zu Stande gekommenen speciellen Rechtssystemen nicht bloß den Anstoß gegeben, sondern auch reichliches Material geliefert. Daß er selbst aber fortwährend bey den Gerichten mit aufgelegt und zu Rathe gezogen seyn mochte, ist wohl schon aus der Menge der Abschriften zu schließen, die noch durch das XV. Jahrhundert allenthalben davon gemacht worden sind, wie denn auch die Buchdruckerkunst sich sehr bald und wiederholt an ihm versucht hat.

In späterer Zeit ist das Buch durch neuere, unter meist vorherrschendem Einfluß des römischen Rechts, für die verschiedenen Länder von Regierungen ausgegangene Normative natürlich um seine praktische Bedeutung gekommen und als eine Art Antiquität der Gegenstand eines lediglich wissenschaftlichen und historischen Interesses geworden. Diesem Interesse zunächst haben wir eine jüngere Reihe von Ausgaben zu verdanken, die zum Theil, auch wenn es sich dabey noch um wirklichen Gebrauch bey Gericht, um Mein und Dein, Tod und Leben handelte, kaum mit größerm Aufwand von Fleiß und Gelehrsamkeit könnten veranstaltet worden seyn. Den musterhaften Ausgaben Homeyers vom Sachsenspiegel haben sich innerhalb der letzten fünf Jahre nicht weniger als drey, respective vier des Schwabenspiegels angeschlossen.

Wären diese alten Gerichtsbücher wirklich auch durch das XVI. und XVII. Jhrh. herab in Gebrauche geblieben, so hätte sich ohne Zweifel die Sprache derselben fort und fort nach Maßgabe der wechselnden Mundart modificirt, und die Bücher wären im Allgemeinen so verständlich geblieben, als sie es für die Richter des XIII. Jhrh. gewesen seyn müssen. Wie sich aber nun die Sache verhält, so wird wohl niemand, der sein Deutsch von heute ohne Anstand liest und in allen seinen feinsten Beziehungen erfaßt, behaupten wollen, daß es ihm, wenn er je den Versuch gemacht, über dem des XV. XIV. XIII. Jhrh. eben so gut geworden sey. Natürlich; denn die uns geläufige Sprache ist nicht bloß, was den Bestand und den Sinn der Wörter, sondern auch was die grammatische Behandlung derselben betrifft, eine bedeutend andere als die jener Zeit. Obenhin verstehen und errathen wird sich wohl so ziemlich alles lassen. Aber damit ist nicht immer geholfen, besonders nicht bey manchen uns ferner gerückten Materien, wie sie in jenen Rechtsbestimmungen vorkommen. Selbst Leser, die sich aus jener ältern Sprache so zu sagen ein Studium gemacht, werden hie und da in den Fall kommen, über die Bedeutung eines Wortes, einer Satzfügung sich nicht volle Rechenschaft geben zu können, solcher Stellen zu geschweigen, an denen Sorglosigkeit oder mitunter schon früheres Mis- oder Nichtverstehen von Seite der Abschreiber die ursprüngliche Fassung verwirrt oder verdunkelt hat. Da trifft sichs denn, daß man, ein wie guter Deut-

scher man sey, statt der deutschen lieber lateinische Zeiten vor sich haben möchte, wie sie etwa jener Eyke in das Buch niedergeschrieben haben mag, aus welchem sowohl der Sachsen- als der Schwabenspiegel hervorgegangen ist. Allein jenes ursprüngliche lateinische Buch hat sich wenigstens bis jetzt nicht wieder gefunden. Zwar vom Sachsenspiegel oder Theilen desselben kommen (Homeyer's Verzeichniß der Rechtsbücher des Mittelalters p. 61.) einige Handschriften vor, welche den Text auch in lateinischer Uebersetzung, mitunter schon aus sehr früher Zeit, darbieten. Aber vom Schwabenspiegel hatte man bisher, wenn gleich eine französische (aus dem XIV Jhrh.) und eine böhmische, doch keine lateinische aufgefunden, und ausdrücklich sagt Eichhorn (in seiner deutschen Staats- und Rechtsgeschichte 1835. 2. Bd. S. 326), lateinische Uebersetzungen des Schwabenspiegels aus früherer Zeit gebe es nicht. Daß nun aber dieser Ausspruch nicht in seiner ganzen Strenge zu gelten habe, wird ohne Zweifel dem verehrten Rechtslehrer selbst nicht am wenigsten lieb zu vernehmen seyn.

Es gibt nämlich eine wohl noch ins erste Jahrhundert des Schwabenspiegels, d. h. ins J. 1356 fallende lateinische Bearbeitung desselben, welche das Eigenthümliche hat, daß sie zwar von einigen, für wichtiger erachteten Artikeln den ganzen Text, von andern minder wichtigen aber auszugsweise nur das Wesentliche wieder giebt.

Da sich dieses Breviarium (es nennt sich selbst liber judiciorum provincialium) in nicht weniger als drey Handschriften der hiesigen K. Bibliothek findet, so kann ich kaum glauben, daß es nicht auch schon anderwärts hie oder dort sollte aufgetaucht oder erkannt worden seyn. Indessen öffentlich d. h. in gedruckten bibliographischen oder literarhistorischen Schriften ist es meines Wissens noch nirgend zur Sprache gebracht, auch würde es sonst wohl den sorgfältigen Verzeichnissen Homeyers und des Frhrrn. v. Laßberg nicht leicht entgangen seyn.

Diese drey Handschriften, sämmtlich auf Papier, stammen aus eben so vielen, altbayerischen ehemaligen Klöstern, nämlich dem der Benediktiner zu Mallerstorf, der Canonici regulares zu Polling und der Franciscaner zu München. Jede scheint an ihrem Fundorte selbst, und zwar im Laufe des XV. Jahrhunderts geschrieben, woraus wohl ebenfalls auf die fortwährende Bedeutung dieser Rechtssammlung auch für Gegenden, wo sonst K. Ludwigs IV. Rechtbuch galt, zu schließen seyn möchte. Die Pollinger (P. 475 von 86 Bl. in 4.) enthält nur den Schw. Sp.; in der Mallerstorfer (M. 33. von 150 Bl. in 4.) gehen demselben auf Bl. 1 — 81 voran Innocentii III. de missa libri VI,; in der der Münchner Franciscaner (MF. 182 von 253 Bl. in fol.) steht es auf Bl. 213 — 253 nach dem ersten oder prosaischen Theile des Speculum regiminis des Philipp von Bergamo. M. u. P. stimmen, bis auf kleine Verschiedenheiten in der Orthographie und in den Abbreviaturen sehr genau überein, MF. aber, übrigens von nachlässigerer Hand geschrieben, flicht gerne deutsche Ausdrücke des Originales ein, die in M. u. P. nicht zu finden sind.

Liber judiciorum provincialium wird als erstes, Liber feudorum als zweytes Buch der ganzen Arbeit gegeben. Jenes enthält 137, dieses 37 Absätze oder Rubriken, welche in MF. am Ende, in P. zu Anfang registrirt sind. In der Regel enthalt jede Rubrik mehr als einen der §§. oder Artikel, in welche sich der Schwabenspiegel gewöhnlich, freylich nicht in allen Hdschr. gleichmäßig, eingetheilt findet.

Die Folge der Artikel entspricht so ziemlich der des weiland Ebnerischen Codex v. 1287, welcher, von dem Freyherrn Fr. Leonh. Anton v. Laßberg, dem leider der Welt zu früh entrissenen spatern Besitzer, herausgegeben, seit 1840 ein jedermann zugängliches Gemeingut ist.

Diese Ausgabe, so wie die in demselben Jahr von W. Wackernagel gelieferte, die sich durch einen möglichst kritischen, mit dem einer großen Zahl von HS. verglichenen Text auszeichnet, lege ich daher auch den wenigen Bemerkungen zu Grunde, die ich über die gegenwärtige lateinische Bearbeitung zu machen habe.

Diese beginnt mit einem Prologus in librum judiciorum provincialium, und dieser: Sicut omnipotens Deus in firmamento coeli duo magna

luminaria posuit, ut diei et nocti principentur, sic in praesenti seculo duo magna lumina et principatuum gladios ordinavit, de quibus per S. Lucam dicit: ecce gladii duo hic. Respondit Jesus: Satis est. Primus gladius S. Petri, abscidens auriculam per excommunicationis sententias, quem tenet Papa cum omni clero et dicitur Sacerdotium, ... Qualiter per istum gladium judicari debeat, in Decretis vel Decretalibus invenitur. Secundus gladius in passione Christi non evaginatus, quia clerus eo uti non debet, significat regum et Imperii majestatem etc. Quomodo autem per istum gladium justè debeat judicari, in libro Provincialis Judicii pleniter invenitur i. e. *lantrechtpuch*, qui ex legibus et jure canonum compilatus est. Hunc nobilis matrona Agnetis, comitissa de *Wirtenberg* natione et relicta illustrium comitum felicis memoriae *Ulrici de Helfenstain* et *Conradi de Slüsselberk* in theutunico conscriptum mihi fratri *Oswaldo* (MF. *Oswardo*) ultimo monachorum ordinis S. Benedicti in *Brentz Ahusen* accomodaverat peccatori, quem ego imperitior universis ad discernendum judicia nec non ad dandum consilia enucleando simpliciter et succinctè transtuli in latinum anno Domini MCCCLVI, nihil petens muneris a legentibus, nisi quatenus suis orationibus apud summum judicem pro bono fine mei et ipsorum obitus intercedant. Amen.

Hiemit sind Name, Stand und Wohnort des Uebersetzers (die ehemalige Abtey Anhausen im Brenzthal), sowie die Veranlassung seiner Arbeit gegeben. Das Nähere über jene Gräfin Agnes und über die Geschlechter von Helfenstein und Schlüsselberg, Burgen, welche nun, jene bey Geislingen, diese bey Gröningen, in Trümmern liegen, kann als minder zur Sache gehörig, würtembergischen Historikern und Genealogen überlassen bleiben. Uns dürfte fast mehr interessiren zu wissen, ob eben die Handschrift, nach welcher der Mönch von Anhausen gearbeitet, noch unter den bis auf unsre Tage erhaltenen vorhanden sey. Er hat nicht vergessen, sie am Schluße seines Werkes zu beschreiben. Notandum, sagt er, quod tam iste (liber feudorum) quam liber praecedens (l. judiciorum provinc.) in theutunico duo copiosa et satis magna volumina sunt. Tertius liber etiam magnum volumen est, quod nisi recitat de judicibus veteris testamenti, videlicet patriarchis, prophetis, judicibus et regibus, incipiens ab Abraham usque ad Moysen et de Moysi usque ad David, de David usque ad Judam Macchabaeum, qui liber in principio positus fuit. Von diesem, setzt er bey, habe er, da es ohnehin in der Bibel vorkommt, nichts, von jenen aber nur meliora et necessaria magisque utilia ins Lateinische übertragen, haec autem ideo, quia multi sunt de jure seculari ignari, immo jura nituntur supplantare, quare versus: *)

Omne quod quis nescit semper homo spernit et odit,
et quod sibi pro lege judicat, alteri negat.
Non est tam gradaevus injuriator in mundo,
Quin sibi inconveniens videatur, siquis sibi injuriatur.

Nach seiner Angabe enthielt also jener Codex wahrscheinlich in folio und noch wahrscheinlicher auf Pergament geschrieben, voran, wie in mehrern das Buch der Könige den Anfang macht, eben dieses oder einen noch größern Theil des alten Testaments und sodann erst das Land- und das Lehenrecht.

*) Sie sind, scheint's, wie deren im XIV. und XV. öfter vorkommen, mehr nach dem Gehör als nach eigentlichen prosodischen Rücksichten gebaut. Der letzte ist freylich auch nach derley Maße zu lang.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. July.

Nro. 131. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der philologisch-philosophischen Classe am 6. Februar wurde von dem ordentlichen Mitgliede derselben, Hrn. Dr. Schmeller, folgender Vortrag gehalten.

Ueber eine lateinische Bearbeitung des alten oberdeutschen Land- und Lehenrechtbuches ꝛc.

(Fortsetzung.)

Allein unter den ohngefähr 200 in der Laßbergischen Ausgabe S. XXIX — XC aufgezählten HS. des Schwabenspiegels finde ich keine, die nach diesen freylich unsichern äußern Merkmalen noch als die der Gräfin Agnes betrachtet werden könnte. Vielleicht läßt sich diese Frage in der Folge einmal besser entscheiden aus Vergleichung mit dem, was Oswald's Auszüge besonderes und eigenthümliches darbieten. Es wird dabey zunächst darauf ankommen, dasjenige, was möglicher Weise seine eigene Zuthat seyn kann, von dem, was ihm sein Text geliefert, abzusondern. Unter jenes gehört ohne Zweifel seine oben erwähnte Vorrede zum Landrecht, die zum Lehenrecht, anfangend Date magnificentiam Deo nostro .., endlich die ebenfalls schon erwähnte Schlußrede zum Ganzen.

§. 2. bey Laßb., 5. bey Wackernagel, ist sehr erweitert mit einer Untersuchung nach Origenes über die Paulinische Stelle (Cor. I. 10), worin fines nicht finis seculorum gesagt sey.

§. 3. L., 6 W. wird nicht bloß die affinitas (*Sippezal*) vom Haupte abwärts, sondern, in den Theilen des Hauptes, auch die aufsteigende dargezählt. Notant duae mandibulae patrem et matrem, duo labia avum et aviam i. e. *anhere und anfraw*, maxillae proavum et proaviam i. e. *alderen, alderän*, nares abavum, abaviam i. e. *uren, urän*, aures atavum, ataviam i. e. *nogen, nogän*, oculi proatavum, proataviam i. e. *crogen, crogän*, duo tympora, in quibus viget sompnus, abatavum, abataviam i. e. *guggen, guggän*, et notant semper per dexteram partem capitis virum, per sinistram mulierem. *)

§. 18. L., W. 19. ovem unam vel capram et quinque solidos de moneta illius provinciae „numerando XII denarios vel hallenses."

§. 32. L., W. 31. ist bestimmter gefaßt: Rex Karolus Romam obsederat propter fratrem suum papam Leonem, quem excaecaverant. Tunc Geroldus dux Suevorum cum triplici exercitu suorum Romam primo intravit et obtinuit, et eapropter Karolus . . . duas Suevis gratias et dignitates concessit. Prima est quod nullus Suevus haereditatem amittere potest, *quam diu in aliis regionibus moratur*, dummodo hoc per testes probare potest . . . .

§. 44. L., W. 40. heißt die auch im deutschen Schw. Sp. enthaltene lateinische Stelle: Quondam illud fuit consuetudinis, ut cum aliqua nova causa emergente id magis putabant pro lege esse tenendum, quod necessitas declarasset, populumque interrogaret congregatio, vel quod po-

*) Im Cod. P. ist die motion *-aen, -aenin*, in MF. *an, enin*. In P. steht *grogaen, grogaenin* statt *crog-* etc. Ueber diese deutschen Benennungen vergleiche man übrigens Jacob Grimm in M. Haupt's Zeitschr. f. d. A. I. 23.

pulo tunc placebat, sua auctoritate confirmabat. Similiter verbum regis magistra est legis, qui rex cum propriam juris dictionem habeat, tamen *diffulsae* consuetudinis jus esse putatur, cum quis voluntatem omnium sine lege voluerit comprobare.

§. 45. L., W. 41. Omnes qui perseverant diem et annum unum in proscriptione regni, illi judicantur per sententiam *exleges*, hoc est dictum, non possunt fieri judices, nec sententiam in judicio proferre, nec testes alicujus fieri, nec in jure suo prodesse alicui, et in omnibus causis honestis reprobantur alieni ab omni jure.

§. 54. L., W. 47. David dicit: „si autem in potestatibus octuaginta anni et amplius eorum labor et dolor," intelligere dans, hanc esse aetatem perfectam disponendarum rerum.

Bey §. 68. L., W. 57, und beſſer auf §. 308. L., W. 253 beziehbar, findet ſich bey Oswald ein Capitel de ortu nobilium et ignobilium ac rusticorum. Cum omnes homines de una massa formati sint, quaeritur, unde orti sint nobiles? Responsio: Ex virtutum operatione et divini servitii multiplicatione, quia nobilis est ille quem virtus nobilitavit, et isti qui magis virtutibus adhuc in Dei servitio praecellunt, amplius coronantur etc.

Secundo quaeritur, unde orti sint serviles, qui dicuntur proprietarii et tributarii, cum Deus summae libertatis fecerit hominem, dans ei proprium arbitrium nolens arctare eum ad sua servitia, ad quae tamen de jure tenetur.

Ad hoc dicunt quidam, quod primo evenerit ex maledictione Noe, quam fecit filio suo Cham . . . . etc. Secundi dicunt, quod ex benedictione Isaac, quam dedit Jacob filio suo dicens: serviant tibi populi etc. . . . Tertii dicunt, quod ab Octaviano Augusto, qui descripsit universum orbem ponens homines sub tributo didragmae, qui fuit nummus quatuor solvens usuales, et licet hoc ita sit, tamen Christus genus humanum tam de diabolica quam de humana servitute liberavit, sicut ipse per Johannem dixit: si filius vos liberaverit, verè liberi estis. Unde dicendum est, quod tributarii moderni temporis ex jure nunc dicuntur proprii propter antiquam praedominationis potentiam et voluntariam hominum venditionem et traditionem et non ex alio casu. Kräftiger und deutſcher drückt ſich über dieſe alte Frage der deutſche Schwabenſpiegel ſelbſt aus.

Vor §. 368 L., allenfalls mit §. 47 L., W. 42 zuſammen zu halten, findet ſich ein bey L. fehlender, aber bey W. 391 aus der Uffenbachiſchen Handſchrift in viel kürzerer Faſſung *) entnommener, zum Theil auch im Sachſenſpiegel (I. 38. §. 3., Homeyer 2. Ausgabe S. 68 cf. S. 340) vorkommender allerdings ſeltſamer Artikel. Er lautet (M. f. 135., MF. f. 241., P. f. 67): Filius sacerdotis vel clerici sic potest legitimari, ut loco alterius viri legitimi stare possit. Cum rex romanus cum exercitu suo jaceat in campestribus contra alium regem se sibi opponentem, tunc equitare debet inter turmas illas ambas et hastiludium exercere cum aliquo de adversa parte regis, et sic frangere suam hastam et hoc postea coram rege protestare, et accipiat desuper literas testimoniales et praedia ac feoda obtinebit et, si est de genere militari, effici miles potest. Quod si talem opportunitatem quis habere non potest, quicunque tunc illegitime natus sit, accedat ad regem vel imperatorem petens humiliter propter deum, quatenus eum legitimum faciat. Hic potest eum ad omnia negotia secularia legitimare. Est autem modus iste talis. Rex accipit sigillum vel annulum suum, cum

*) *Item wie sich eins pfaffen sone elich sol machen, das er wol sein recht an eins mannes stat vorstet. Er sol zwischen zweien heren ein sper zubrechen; aber nirgen anders wann do ein roemische konig leit gein einem andern konig, und er gewinnet wol eigen und entphet lehen und wirt wol ritter, ob er wil.*

**) *Echte kindere ne mach de unechte man seder mer nicht gewinnen, he ne djustere vor des keisers schare, dar he enen anderen koning mit stride bestat; so wint he sin recht weder, unde nicht sin gut, dat ime verdelt ist.*

quo tangit nudam frontem vel faciem suam aut manum, ponit super caput illius, dicens haec verba in vulgari:

Dir sîn alliu diu reht, die hab ritter oder chnecht, ee und tail für ditz unhail, stand auf, gang in frid.

Et de his accipiat literas testimonii et valebit.

Mit §. 375. VI. L., W. 338 ſchließt der liber judiciorum provincialium; worauf in ungleich kürzern Auszügen der liber feudorum folgt.

Nun noch einige kürzere Bemerkungen, ſowohl über abweichende Leſarten von Oswalds Original, auf die aus ſeiner Ueberſetzung zu ſchließen, als auch auf kleinere Zuſätze und bemerkenswerthere Ausdrücke, deren er ſich in dieſer bedient.

L. Vorwort e, W. I. 78 equitare *ze rîten* nicht *rihten*, ne sella in obliquum volvatur *daz sih der satel iht winde.* —

L. Vorw. h, W. 2 liberi ingenui i. e. summi, *sempervriên*, mediocres liberi *miter vriên* et dicuntur *libertini, colliberti die vriên lantsaezen.* — L. I. b, W. 4. 15 lites et rixas *kriec.* liber judiciorum (nicht jurium) provincialium *lant reht buch*, alſo *reht* im Sinn von Gericht genommen. — L. 6, W. 9. in solidum *unverscheidenliche.* — L. 11, W. 11 *excredit borget* oder *entlîhet.* — L. 13. W. 14. *garciones, goliardi.* — L. W. 16. IX. mimus vel joculator *spilman.* — L. W. 28 tempore synodi *ze sentrehte.* — L. 42. W. 39. *in karrinis laborantes, die in der karrîn gênt* *) — inpalpet caldare bulliens usque ad cubitum *tollens inde silicem, in einen wallenden kezel ze grîfende unz an den ellenbogen.* (cf. unten L. 192 und Grimm. RA. 920. — L. 52. W. 45. sedes in altitudine unius ulnae manualis cubiti, *stoc der einer dûmellen hoch ist.* —

L. 55. W. 48 si carnaliter commiscentur, wogegen ſich in der That das Deutſche des Urtextes wie eine ungeſchickte Ueberſetzung ausnimmt.

In der eingefügten oder vielmehr ſtehen gebliebenen lateiniſchen Stelle L. 59. W. 52 lieſt Oswald: tutorem emendare (ſtatt enim dare) oportet. — L. 61. 259 *deludere verspiln.* — L. 76. W. 60, desertor, bibulus, lusor, *der in der unvuore ist.* — L. 92. W. 75 ad cutis flagellationem et crinium abscissionem *ze hût und ze hâre.* — L. 109. W. 91 in diebus professis et festivis *in den gebundenen tagen.* — L. 127. W. 102 quod sit *Augustus* Romani regni, non Diminutor, *daz er daz rîche alle zît rîchende sî unde niht ermer mache.* — L. 127. W. 107 *in chafsa sumantur sanctorum reliquiae*, ponantur sibi ad gremium, *unde sol im die heiligen ûf sîne schôz serzen.* — non portare gladium *sed baculum suo officio pertinentem, swert sol er niht tragen.* — L. 130.

*) Ueber dieſen Ausdruck karrena ſind ſchon die geiſtlichen Doctores des XV. Jahrhunderts nicht einig. Man möchte ihn aus quadragena entſtanden glauben, aber ſchon damals wurde zwiſchen karrena, und quadragena bisweilen ein Unterſchied gemacht. Von verſchiedenen Autoritäten aus Münchner Handſchriften ſagt eine: Juxta constitutionem ecclesiae primitus sic fuit, quod publicanos oportuit *ire in karrenam*, et in die cinerum expellebantur et revenerunt in die coenae et per *XL dies* oportuit eos poenitere, — eine andere: *Karrena* est septem annos nudis pedibus ambulare, omni nocte in alio hospitio esse, et omnibus sextis feriis in pane et aqua jejunare per totum annum, — eine dritte: *ain karren ist siben jar zu vasten mit wasser und prot all freitag, und siben jar nicht leinens antragen und siben jar parfuezgen, und siben jar nicht slafen an der stat da er vor geslafen hat, und in siben jar nicht chömen under ain dach, ez sei denn daz er mess hör, so sol er sten auzwendig der tür, und in siben jaren nicht essen aus ainer schüssel noch aus ainem assäch trinken. Und wer das alles tuet, der hat nur ain karren verdient.* — Man ſagte *ire in karrenam*, auch *ire karrenam unam, duas etc.* — Einmal heißt es: *Carrena* dicitur eo quod conversatione humana *caret*, est enim poenitentia XL dierum in pane et aqua. In dem Sinne von *karrena* kommt im Deutſchen auch die Form *kerrat* vor.

W. 110 *Rex Bohemus* pincerna regis — nicht *der Herzoge von Beiern.* Auch ſetzt Oswald die Verſe:

Maguntinensis, Treverensis, Coloniensis,
Inde Palatinus dapifer, dux portitorensis,
Marchio praepositus camerae, *pincerna Bohemus*
Praeficiunt regem, servant hoc ordine legem.

L. 145. W. 125 judices assessores qui dant sententiam et sunt XII et dicuntur *schephen* cf. L. 165 sententiatores judicii. — L. 151. W. 131 judex non potest judicare *in corpore* suae legitimae uxoris etc. *mac niht gerihten über sîn êlich wîp.* — L. 175. W. 150 puniri poena regia *wetten des Kuniges malter.* — L. 179. cf. 325., W. 152 *depilat* roufet. — L. 183. W. 156. Si interficit pecus, integranter solvere debet *sumatque morticinium* et judici dabit poenam suam. — L. 191. W. 163 possessio *gewer.* (L. 209. 273. 276 praescriptio *gewer.* L. 294. 302 qui hominem praescribit *swer die gewer an einem menschen hat*). — L. 192. W. 165 *Omnis* moneta non est *reprobanda alte (alle) phenninge sol man niht verslahen.* — nisi ostendat illum a quo (eos) recepit, *er habe ir danne sînen schup* — *decoqui* debet, *ez gêt im an den hals.* — judicium caldaris bullientis, ex quo recipiat lapidem in quantitate ovi nudo brachio usque ad cubitum. — Omnis monetarius tenetur denarios fabricando conservare in tanta ponderositate et albedine sicut institutum est, alioquin *decoquendus est* sicut falsarius. — nisi rex mittat illuc suam chirothecam suo sigillo insignitam propter hoc, ut sciant omnes provinciales, cum *vident in alta cruce chirothecam*, quod sit de licentia regis, *da sende der Küniq sînen hantschuoch zuo* etc. — L. 194. W. 167 nullus *ducatus (gelait)* de jure impositus est, sed ex timore spoliatorum, unde unusquisque potest obmittere qui non timet amittere, *swer sîns guotes genenden* (es wagen) *wil.* — *inpacitas unfride.* — L.

198. W. 170 Bona quaecumque *consequitur* homo, *swaz ieman erbes zuosîget.* —

L. 202. W. 173 pabulum scindere *füetern* — denariata *phenwert* — ad agrum *in den esch (ezesch).* L. 203. W. 174 voluntarie *von muotwillen.* — L. 204. W. 315 „aper i. e. *berswein*"; von dem räthſelhaften *ursul* oder *urful* keine Rede. — L. 212 *minare* pecora, *trîben.* — L. 213. W. 179 accipiat *remanentiam, belîbet jenem der abasel, awesel* (nämlich der Körper des gefallenen Viehes). *) — L. 232. W. 193 poenam flagellarum cutis et crinium sustinebit aut *perforetur candente ferro auribus vel maxillis.* — L. 236. W. 197. Reges et principes ac barones propter humanae salutis disciplinam *foresta nemorum* sub interminatione banni . . constituerunt. — Si quis equitat per forestam banni debet zonas balistarum et arcuum non extensas sed remissas et laxatas ducere et pharetras suas abscondere; veltres et omnes canes explorationis coadunati et ligati duci debent. — *si cornu suflat* vel canes salutat. — L. 237. W. 198 deplumatio *mûze.* — L. 238. W. 198 falcones, accipitres, erodii vel *plafüezze,* nisus et consimiles. — L. 239. *de falanga, ab einer ſtangen.* — L. 244. W. 202 canem rabidum vel mordacem *einen limmenden hunt.* — L. 251. W. 207. sine armis *praeter quod gladios habere possunt.* — L. 253. W. 207 campanarii *mesener.* — L. 254. W. 209 est vivus sepeliendus et *cum palo perfodiendus.* cf. Laßb. pag. LXIV.

*) Ueber dieſen noch unerklärten deutſchen Ausdruck vrgl. b. Wörterb. IV. 172, Graff I. 522. 1077. Sollte er etwa von Oswald noch in ſeinen Elementen verſtanden und dieſen gemäß überſetzt ſeyn? Im Cod. MF. f. 320 ſteht hinter remanentiam *den awsel*, in P. fol. 42. *den nachwachsel.*

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. July.

Nro. 132. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der philologisch-philosophischen Classe am 6. Februar wurde von dem ordentlichen Mitgliede derselben, Hrn. Dr. Schmeller, folgender Vortrag gehalten.

Ueber eine lateinische Bearbeitung des alten oberdeutschen Land- und Lehenrechtbuches ꝛc.

(Fortsetzung).

— L. 255. W. 210 clerici debitam tonsuram non gerentes. — L. 262. W. 214 in *crate* comburendus est, *man sol in brennen.* — ad sponsalia aut convivia *ze einer brûtloufte noch ze wirtschefte.* — L. 266. W. 218 infra sex hebdomadas, *vierzehen naht.* — L. 269. W. 220 *stare infra sedilia judicii, in der schrannen stên.* — L. 275. W. 225 debet secundum nationem gladii (*swertes halp*) hoc est dicere, affinitatem paternam, haeres esse, — L. 282. W. 232 communis notitia circumsedentium est inquirenda *so ziehe manz an die kuntschaft.* — L. 293. W. 240 nepotes *unguinos, nagelmâge.* — L. 294. 360. testes producere *einen geziuc leiten.* — L. 296. W. 241. Si vir unus alium postulat ad pugnam duelli in judicio, si postulans non est tam generosus natione nec tantae dignitatis, utputa miles vel comes etc., vel si non est oriundus de natione gentis alterius, utputa Suevus unus, alter Duringus, de jure supersedere potest ille qui postulatur. L. 301. W. 246 qui pecora vicini *sine vara* introducit. — L. 310. W. 255 florenis, *mit guldîn phenningen.* — duas *laneas* chirothecas *zwene fülîne hantschuoch.* — L. 311. W. 256 amasia vel concubina, *amîe.* — L. 314. I., W. 260 debet per judicem absolvi ab instantia, *ienr sî sîner klage ledig.* — L. 322. W. 268 rei de malo stupro debent *ventrosus* alligari et comburi. — L. 323. W. 270 ad tempus vitae suae, *ze sînem libe.* — L. 352. W. 287 qui procurat aliquem incarcerari, *in gefangnusse frümmet*, debet sibi expensas ministrare, *die spise geben.* — L. 363. II. W. 343 quod nisi unum *sethin* deficiat in combustione. — *degradandus* est, *man sol in engrêden.* — moderno tamen tempore numi diminuti sunt propter pluralitatem, quia ex una marca tres vel quatuor librae hallensium fabricantur, wohl Oswalds Zusatz. — Signum vel karakterem *gemaelde* (auf der Münze). — debet flagellari in *theatro* XL plagis septem vicibus i. e. diebus septem semper in die semel, *dem sol man slahen an der screiât vierzec slege.* — L. 365. W. 301 cum dorso securis non cum cisura, *mit axoeren.* — Sed si infra triduum ille, cujus erant (apes), non veniet, tunc jus suum erit primi inventoris etc. — L. 368. W. 304 hospes qui est caupo, *lîtgebe.* — plebanus, *liutpriester.* (Hier ein Beysatz: „quia pro omni occulto peccato debet occulta poenitentia injungi, et pro manifesto manifesta. Sed quaeritur quod peccatum dicatur manifestum. Respondetur sic: si duo homines, IV vel VI aut VIII unam culpam sciunt, occultum dicitur et non manifestum. Sed quum novem personae veraciter sciunt et in propatulo locuntur, tunc a primo dicitur peccatum manifestum. Si non credis, in Summa Raymundi quaere.“ Bey W. 388. 389 aus der uffenbachischen Handschrift, also nicht, wie man denken möchte, erst von Oswald herrührend,

es wäre denn, daß besagte Handschrift selber gerade aus Oswalds Bearbeitung geschöpft hätte; vergl. oben den Artikel de filio sacerdotis. L. 370. W. 307 qui alium defraudat in ponderatione ad quantitatem unius denarii, *quorum una libra ex una marca fabricatur*, swer ieman uberwigt . . *gegen einem phundigen phenninge.*

L. 370. II. W. 322. Quicumque effodit mortuum in coemiterio . . . debet ligari in coemiterio ad statuam et flagellari ad sanguinis effusionem, hicque sanguis coemiterium non maculat, quia non est temeritatis sed correctionis.

Aus dem überhaupt kürzer behandelten Lehenrecht bietet sich Weniges der Art zu bemerken dar. Ich schließe hiemit, da die Absicht dieser meiner Mittheilung nur dahin geht, die, so viel ich weiß, sonst noch nirgends erwähnte Arbeit des Benedictiners von Anhausen einer Vergessenheit zu entziehen, die sie nach meinem Dafürhalten nicht verdient, selbst wenn sie zu nichts gut wäre, als uns mit zu zeigen, wie vor nahe fünfhundert Jahren mancher Punct des damals noch keine hundert Jahre alten Gerichtsbuches verstanden und gedeutet worden sey. Männer des Faches werden ihr vielleicht noch weitern Werth zugestehen. Auf keinen Fall wird sie in der künftigen Litteratur über jenes große Rechtsmonument ganz mit Stillschweigen übergangen werden dürfen.

Zu dem Berichte von der allgemeinen Sitzung am 27. März d. J. wird hiemit ein Auszug des von dem Hrn. Prof. v. Kobell gehaltenen Vortrages: Ueber den Einfluß der Naturwissenschaften, insbesondere der Chemie, auf die Technik, nachgebracht.

„Das Wissen ist des Geistes Gold, und wer es vermag, diesem Golde seinen Namen aufzuprägen, der schafft eine Denkmünze, die jederzeit vollgiltig in der Welt sich bewegt, wie keine andere.

Es liegt dieses Gold zuweilen an der Oberfläche des geistigen Gebietes, und das Erwerben und Besitzergreifen ist ohne Mühe geboten, es liegt aber ungleich öfter in der Tiefe verhüllt und verborgen, und nur dem fleißigen Forscher erschließt es sich in seiner Herrlichkeit. Es gleicht hierin dem Golde der materiellen Welt; wo es im Sande die Sonne beleuchtet, da wird kaum Einer vorübergehen, ohne es zu beachten; wo es aber mit Tellur und Bley vererzt ist, da ahnen die Wenigsten sein Daseyn, nur der Geweihte vermag es zu finden. Wenn aber des Goldes Eigenschaften erkannt und dargethan sind, wenn seine Kenntniß von dem Einzelnen an die Welt übergeben ist, dann freuen sich Alle an seinem Gute, dann prangt es in tausenderley Formen, den verschiedensten Zwecken angepaßt, dann finden sich die Ringe, welche die Braut des Bürgers schmücken, und es werden die Kronen gefertiget, welche die Könige tragen. Dieses ist der nothwendige Gang der Dinge, so erfolgt die Verbindung der reinen Wissenschaft mit ihrer Anwendung im Leben.

Freylich wird dabey gar oft Desjenigen vergessen, der zuerst gezeigt, daß das Gold — Gold sey, Desjenigen, der auch dargethan, daß nicht Jeder solches zu zeigen vermöge, und in diesem Vergessen liegt die Unbild, welche so oft die Wissenschaft getroffen hat gegenüber der Menge, in diesem Vergessen der Grund, daß solche Unbild sich fortwährend wiederholt, wenn wissenschaftliche Frucht noch an dem schönen Baume prangt, wo sie gereift, wenn sie noch nicht einem Jeden feilgeboten zu Markte getragen wird.

Es stünde mit dem Wissen wohl sehr schlimm, wenn der Egoismus der Menge ein Gemeinübel für Alle wäre, es ist dem aber, Dank sey dem Himmel dafür, nicht also. Die Akademieen sind vor Allen als die Vereine zu nennen, welche zu freyem Thun im Wissen gegründet sind. Es haben die Könige wohl erkannt, daß der Saame nicht wegzuwerfen sey, wenn man auch nicht wisse, wie die Frucht schmecken werde, die aus seiner Entwicklung reift. Und so sind die Akademieen durch ein höheres als das gewöhnliche Denken entstanden, und so werden sie blühen, so lange es weise Könige

giebt, und dafür sorgt der Himmel, der der Völker Wohl will.

Es sey mir an dem heutigen Tage vergönnt, einige Nachweisungen zu geben über den Zusammenhang und die Wechselbeziehung von reinem und angewandtem Wissen.

Ich muß mich dabey zunächst auf das Feld der Naturwissenschaften beschränken, aber gerade dieses Wissen ist es, welches am wenigsten von allen verdächtigt seyn kann, da der Maßstab für seinen Werth Jedem zugänglich außer dem Individuum liegt, da nicht ungezügelte Spekulation und Phantasie seiner Elemente sich zu bemächtigen vermag, und jeder Tag neue Beyträge liefert zu seiner Läuterung und Ordnung.

Die Chemie und Physik leuchten hier weit glänzend hervor. Die einzelnen Erfahrungen, welche ihre Elemente ausmachen, sind an sich sehr unscheinbar, eben so unscheinbar, als einzelne mathematische Lehrsätze; in ihren Combinationen wachsen aber jene, wie diese, zu gewaltigen Mächten heran.

Wenn Lefèvre und Lemery unter einer feuchten Glocke Salpeter und Schwefel verbrannten, um aufzufinden, ob dabey Schwefelsäure gebildet werde, so mochte dieses wohl als ein wenig wichtiger Versuch erscheinen, und doch war es dieser Versuch, von welchem ein Umschwung in den Verhältnissen der Gewerbe und des Handels abhieng, wie ihn kaum ein geträumtes Ereigniß irgend einer Art zu Stande bringen konnte. Es hat dieser Versuch die Grundlage der neuern Schwefelsäure-Bereitung gegeben.

Es sagt aber Dümas von der Wichtigkeit der Schwefelsäure: „Wäre man im Besitze genauer Tabellen, welche die jährlich in verschiedenen Ländern oder zu verschiedenen Zeiten verbrauchten Mengen von Schwefelsäure angäben, so würde ohne Zweifel eine solche Uebersicht zugleich einen sichern Maßstab für die Entwickelung der Industrie im Allgemeinen für diesen Zeitabschnitt oder diese Länder liefern."

Jener Versuch aber war kein unwissenschaftlicher, er ging hervor aus der Erfahrung, daß der Salpeter, dessen Säure leicht zersetzbar ist, unter gewissen Umständen in der Hitze ein kräftiges Oxydationsmittel sey; er setzte die Kenntniß der Oxydationsstufen des Schwefels voraus. Spätere Beobachtungen von Clément, Déformes und Gay-lussac entwickelten nun die nähere Theorie des Prozeßes, und man fieng bald an, die Säure im Großen zu bereiten, und statt der Glasgefässe endlich Bleykammern anzuwenden, welche oft über 20000 Kubikfuß Raum halten. So konnte diese Säure in kurzer Zeit zu den nothwendigen Quantitäten und zu den niedern Preisen erzeugt werden, welche ihre weitern Anwendungen bedingten. Unter diesen Umständen war erst die Benützung des Chlors zu technischen Zwecken möglich geworden. Wir gelangen hier zu einem andern Ergebnisse der Wissenschaft, welches in den ersten Versuchen, wie manches andere, seinen Werth nicht erkennen ließ. Nachdem aber Berthollet die Eigenschaften dieses Elementes, organische Farbstoffe zu zersetzen, gezeigt hatte, und seine Anwendung zum Bleichen von Zeugen und Papier nun allgemein geworden ist, nachdem Guyton de Morveau die wichtige Entdeckung gemacht hatte, daß es zur Desinfektion schädlicher Luft und als Sicherungsmittel gegen ansteckende Miasmen von einer wunderbaren Wirkung sey; nach diesen Ergebnissen steht der erste Destillationsversuch, welchen Scheele 1774 mit Salzsäure und Braunstein anstellte, als ein höchst erfolgreicher da, und dennoch war damals nur uneigennützige Forschung dazu die Veranlassung, nur das edle Bemühen des Mannes der Wissenschaft, die Eigenschaften der Körper in ihren Relationen kennen zu lernen. Die Schwefelsäure dient nun bekanntlich zur Bereitung der Salzsäure, woraus das Chlor mittelst Braunstein entwickelt wird, oder zur unmittelbaren Erzeugung desselben aus einem Gemenge von Kochsalz (Chlornatrium) und Braunstein. Daß hiebey der wahre Gehalt einer wässerigen Schwefelsäure an wasserfreyer Säure, die Mischung und Zusammensetzung des Kochsalzes und des Braunsteins bekannt seyn muß, um zur Theorie des Prozeßes gelangen, und die möglichst vortheilhaften Verhältnisse angeben und feststellen zu können, versteht sich von selbst, und so rekurrirt die Technik abermals an die Wissenschaft, und nicht mehr als Curiositäten stehen die Studien der Mi-

neralogen und Chemiker da, wenn sie die Unterscheidung der in der Natur vorkommenden Manganerze und ihre Zusammensetzung behandeln. Das wissenschaftliche Studium des Chlors lieferte weiter die Chlorsäure und ihre Verbindungen, und ein großer Theil der gegenwärtig überall verbreiteten Feuerzeuge hat das chlorsaure Kali zum entflammenden Princip, indem es beygemischte brennbare Substanzen, wie Schwefel, Kohle u. dgl. entzündet, wenn es in Berührung mit Schwefelsäure zersetzt wird, oder, indem es mit Schwefelantimon gemengt schon durch Reiben auf einer rauhen Fläche die Entzündung eines Schwefelholzes hervorbringt.

— Anwendung der Schwefelsäure in der Sodafabrikation und des schwefelsauren Natrums in der Glasfabrikation. —

Als eine weitere Anwendung der Schwefelsäure ist die neuere Scheidung von Gold und Silber zu erwähnen, wobey sie gebraucht wird. Sie löst nämlich Silber und Kupfer auf, und das Gold bleibt metallisch zurück. Die Präzipitationen von Metallen durch Metalle haben gelehrt, daß das Silber aus seinen Auflösungen durch Kupfer gefällt werde. Von dieser Erfahrung macht man im Großen Gebrauch, und fällt das Silber aus der schwefelsaueren Auflösung durch Kupfer. Als Nebenprodukt wird Kupfervitriol erzeugt. Diese Methode ist durch Darcet eingeführt worden. Es war die frühere Scheidung durch die Quart nicht nur weit kostspieliger, sondern sie gestattete auch bey Weitem nicht, so große Massen auf einmal zu scheiden, wie es durch Schwefelsäure möglich ist. Nach den Berichten von G. Rose werden auf dem Münzhofe von Petersburg jährlich über 140,000 Mark silberhaltiges Gold und goldhaltiges Silber mit Schwefelsäure geschieden, und die Ersparung beträgt seit 1830, wo die Scheidung eingeführt wurde, gegen die frühere mit Salpetersäure jährlich über 200,000 Rubel B. Ass. In München werden gegenwärtig jährlich 100,000 Mark auf diese Weise geschieden, und 600 — 700 Zentner Kupfervitriol erzeugt. Der Wohlfeilheit und Genauigkeit wegen lohnt sich nach dieser Methode auch die Scheidung bey gold- und kupferhaltigem Silber von sehr geringem Gehalt an Gold bis zu 1 $\frac{1}{\overline{0000}}$, und für die Zukunft dürfte es wenige goldhaltige Silbermünzen mehr geben.

Wenn man noch die mittelst der Schwefelsäure allein mögliche Fabrikation von künstlichem Alaun und ihre Verwendung zur Bereitung der Salpetersäure berücksichtiget, so begreift man den oben angeführten Ausspruch von Dumas über ihren Werth, und erkennt die Wichtigkeit jener ersten Versuche über ihre künstliche Erzeugung und jener Bemühungen der Chemiker, die Theorie des Prozesses zu erforschen. Daß eine Entfernung alles Ueberflüßigen, eine Vereinfachung, und die Wahl der zweckmäßigsten Verhältniße dabey nur durch eine wissenschaftliche Einsicht in die Einzelnheiten des Vorganges möglich sey, wird Niemand läugnen, und frägt man nach den hiezu erforderlichen Beobachtungen, so finden mehrere hier ihre Anwendung, welche an sich wenig erheblich scheinen. — Erklärung des Prozesses. —

Da wir bereits des Chlors gedacht haben und einiger seiner technischen Anwendungen, so müssen wir hier noch einer solchen erwähnen, welche eine Frucht der Pflege der Wissenschaft ist, nämlich der Gayluſſac'schen Silberprobe.

Seit langer Zeit hatten sich die Chemiker der Chlorwasserstoffsäure oder chlorwasserstoffsauren Salze bedient, um Silber aus Auflösungen zu fällen und aus dem erhaltenen Chlorsilber den Silbergehalt zu berechnen.

Mehrfache Analysen waren nothwendig, um die Zusammensetzung dieser Verbindung genau kennen zu lernen und um zu zeigen, daß sie unter verschiedenen Umständen erhalten, constant sey. Die in den Münzen üblichen Silberproben beruhten auf dem Abtreiben mit Bley, und obwohl man wußte, daß dabey der Silbergehalt gewöhnlich zu gering ausfiel, so behielt man doch diese Methode bis auf die neueste Zeit bey, wozu vielleicht das direkte Resultat des Versuches, welches ein reines wägbares Silberkorn liefert, das Seinige beytrug.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. July.

Nro. 133. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Auszug aus dem von Hrn. Prof. v. Kobell in der allgemeinen Sitzung am 27. März d. J. gehaltenen Vortrage: Ueber den Einfluß der Naturwissenschaften, insbesondere der Chemie, auf die Technik.

(Fortsetzung.)

Die Gayluſſac'sche Probe bestimmt den Silbergehalt durch einen zu messenden Verbrauch von Kochsalzauflösung, deren Sättigung bekannt ist. Das Silber wird damit aus der salpetersauern Auflösung als Chlorsilber gefällt, und sein Gehalt dadurch in weit kürzerer Zeit, von weniger Geschicklichkeit des Probirers abhängig, und ungleich genauer bestimmt, als durch die Cupellationsmethode.

Hat sich hier die wissenschaftliche Untersuchung der Silbersalze als unerwartet in die Angelegenheiten des Verkehrs eingreifend herausgestellt, so ist sie auch von einer andern Seite in der neuesten Zeit wichtig geworden. — Zur Hervorbringung und Fixirung der Lichtbilder von Daguerre und Andern, welche die gegenwärtige Bewunderung aller Welt erregen, concurriren die mannigfaltigsten chemischen Erfahrungen, ursprünglich dastehend, wie die verschiedenen Bäume eines Waldes, welche erst nach vielen Jahren eine geübte Hand zu einem Kunstwerk zimmert und zusammenfügt. Das Studium der Silbersalze gab die ersten Mittel zur Ausführung der schönen Idee, die Bilder der Camera obscura zu fixiren.

Es war das Chlorsilber, welches die Chemiker als eine der empfindlichen Substanzen für die Einwirkung des Lichtes seit lange bezeichnet hatten, und Daguerre, so wie diejenigen, die sich vor ihm, und gleichzeitig mit ihm in diesem Felde beschäftigten, bedienten sich anfangs des Chlorsilbers. Da das Chlorsilber durch die Lichtstrahlen in der Art zersetzt wird, daß ein Theil des Chlors sich abscheidet, und damit die Farbe von weiß in grau oder in schwarz verändert wird, so mußten die beleuchteten Stellen eines reflektirten Bildes, welches auf ein mit dieser Verbindung belegtes Papier fiel, einen mehr oder weniger dunkeln Ton annehmen, während die Schatten unverändert blieben.

Um die dadurch erhaltene Zeichnung zu fixiren, war ein Mittel nothwendig, welches der weitern Einwirkung des Lichtes auf das unzersetzte Chlorsilber vorbeugte. Es war dieses Mittel wieder durch die Chemie gegeben, da sie gezeigt hatte, daß namentlich Ammoniak und unterschwefligtsaures Kali das unzersetzte Chlorsilber leicht aufzulösen vermögen, während das zersetzte nicht aufgelöst werde. So wurden die ersten Lichtbilder auf Papier, Licht und Schatten verwechselt, erhalten. Daguerre mochte wohl, wie andere bemerkt haben, daß die immer rauhe Substanz des Papiers die Zeichnung der feinsten Nüancen eines solchen Bildes beeinträchtige, und daß eine polirte Metallfläche dazu weit geeigneter sey. Da die Chemie gezeigt hatte, daß nicht allein das Chlorsilber die Eigenschaft habe, vom Lichte zersetzt zu werden, sondern daß diese auch dem Jodsilber, und andern Verbindungen des Silbers zukomme, so ist nicht zu zweifeln, daß sich seine weitern Versuche aus diesem Grunde auf die Untersuchung der Silbersalze bezogen. Es ist nun

sein Verdienst, in Beziehung auf das Jodsilber hier weiter geforscht zu haben, als bis dahin geschehen war. Wissenschaftliche Forschung bot die Materialien dazu dar, denn natürlich mußte eine solche über das Jod, über seine Darstellung im reinen Zustande, über seine Eigenschaften und Verbindungen vorausgehen, um das möglich zu machen, was Daguerre damit, 28 Jahre nachdem es entdeckt wurde, geleistet hat. —

Die Geschichte des Jods liefert einen interessanten Beleg für das, was wir hier hervorheben wollen. Seine Entdeckung wurde im Jahre 1811 von Courtois, einem Salpeterfabrikanten in Paris, gemacht. Als die violette Farbe der Dämpfe jener Substanz damals seine Aufmerksamkeit auf sich zog, und die weitern wissenschaftlichen Untersuchungen von Clément, Desormes und Gaylussac zeigten, daß die Substanz in einem neuen Element bestehe, so war wohl nicht entfernt zu ahnen, welche Anwendung sie später finden werde. Courtois entdeckte sie in der Mutterlauge der Vareck-Sode, welche das Jod in Verbindung mit Kalium enthält. Es wird von Letzterem durch Destillation mit Schwefelsäure geschieden. Durch dieses Vorkommen in einer Strandpflanze des Meeres, im Vareck oder Kelp nämlich, war man veranlaßt, es im Meerwasser selbst, und in den Schwämmen und Fucusarten aufzusuchen, und, da es auch in diesen gefunden wurde, so war damit einem Arzte Coindet zu Genf eine Andeutung gegeben worden, die Wirkung der Kohlen solcher Meerschwämme und Fucusarten zur Heilung des Kropfes dem Jod zuzuschreiben. Er stellte daher mit Jod, und einigen seiner Verbindungen Versuche an, und der Erfolg bezeichnete mit einemmal diesen Körper als eines der wirksamsten Arzneymittel. Dieses war die erste wichtige Anwendung, welche ein rationelle umsichtige Beobachtung von einer Substanz machen ließ, welche vorher für die Menge als ein Gegenstand unnützer Beschäftigung gelten mochte. — Stromeyers Reagens auf Jod. —

Um nun wieder auf Daguerre's Lichtbilder zurückzukommen, so bediente er sich des Joddampfes, um eine für das Licht leicht veränderliche Silberverbindung herzustellen. Die Fixirung des Bildes durch Amalgamation der zersetzten Stellen, so wie die Entfernung des unzersetzten Jodsilbers durch unterschwefligsaures Kali sind wohlgewählte, zum Theil neue Prozesse, welche in ihrem Wesen jedoch in den Annalen der chemischen Wissenschaft bereits begründet erscheinen. Die Lichtbilder, wie sie Daguerre lieferte, sind leicht verwischbar, es wurden aber Mittel gefunden, sie auch in dieser Hinsicht haltbar zu machen, und nachdem Berres und Donné in neuester Zeit eine glückliche Aetzung derselben mittelst Salpetersäure zu Stande gebracht haben, so besitzen wir jetzt Zeichnungen im Druck vervielfältigt, an welchen keine menschliche Hand einen Strich gemacht hat, und welche in Beziehung auf Correktheit, wie leicht einzusehen, das Spiegelbild der Natur sind.

Nach allen Richtungen verzweigt sich so die Wissenschaft mit der Anwendung, und wird gefragt um die Herkunft der sogenannten Annehmlichkeiten des Lebens, wie oft werden wir zur Wissenschaft zurückgeführt, wie oft müssen wir gestehen, daß sie nicht bestünden, wenn die Wissenschaft die Mittel dazu versagt hätte.

Das Gebiet der Farbentechnik ist in dieser Beziehung gewiß eines der wichtigsten und lebendigsten. Die Chemiker sind es, welche von jeher die schönsten Farbenmateriale dahin geliefert haben. Wie manches Präcipitat, wie manches Schmelz- und Sublimationsprodukt glänzt in farbiger Zeichnung auf Zeugen, Tapeten, Glas- und Porcellan, wie Manches giebt dem Künstler erst die Möglichkeit, die Schöpfungen seines Geistes zur Ausführung und Mittheilung zu bringen. Wir wollen hier nur einiger Farben-Präparate erwähnen, welche aus den chemischen Laboratorien hervorgegangen sind.

Als Vauquelin im Jahre 1797 das durch seine rothe Farbe ausgezeichnete sibirische Bleyerz, das Rothbleyerz der Mineralogen, analysirte, entdeckte er darin das Chrom, ein eigenthümliches Metall. Die Untersuchungen der Verbindungen dieses Metalls mit dem Sauerstoff, und die Zusammensetzung seiner Salze lieferten das Chromoxydul, das chromsaure Kali, das künstliche chromsaure Bleyoxyd u. s. w. Das Chromoxydul wird als grüne

Farbe in der Glas-, Email- und Porzellanmalerey gebraucht, das chromsaure Bleyoxyd giebt eine schöne gelbe Farbe, welche in der Oelmalerey und zum Färben von Zeugen Anwendung findet. Die schöne grüne Farbe, welche das Chromoxydul den durchsichtigen Schmelzflüßen ertheilt, gab die Veranlassung es im Smaragde aufzusuchen, in dessen geschätztesten Varietäten es auch enthalten ist. Und so diente es später zur Fabrikation des Glasflußes, welcher diesen Edelstein künstlich nachbildet.

Wäre das Rothbleyerz gleich dem Zinnober oder Eisenoxyd ein in größerer Menge vorkommendes Mineral, so würde seine technische Anwendung wahrscheinlich, wie bey diesen, der wissenschaftlichen Untersuchung vorausgegangen seyn, weil die natürliche Farbe schon dazu aufforderte. Der Werth der Wissenschaft erhellt aber an dem vorliegenden Beyspiele insbesondere dadurch, daß sie bald nach jener ersten Entdeckung das Chrom in einem Erze nachwies, wo es die rohe Empirie niemals gefunden hätte. Das Chromeisenerz, welches in weit größern Quantitäten, als jenes Bleyerz, in Frankreich, Norwegen, Steyermark, Schottland, Nordamerika und Griechenland vorkommt, liefert das meiste Chrom zum Verbrauche, und wie daraus seine Präparate zu ziehen, konnte nur durch die Chemie vorgeschrieben werden.

— Nachbildung des Lasursteines. Fabrikation des künstlichen Ultramarins. —

Eine der schönsten Farben, welche die Technik der Chemie verdankt, und welche wir an Krystall und Glasmalereyen bewundern, ist der Goldpurpur, zuerst von Kassius 1685 beschrieben, und von Kunkel zur Bearbeitung des rothen Glases angewendet. Es sind wenige Verbindungen, welche die Chemiker so vielfach beschäftiget haben, wie diese, denn obwohl die zur Zusammensetzung nothwendigen Elemente niemals zweifelhaft waren, so blieb die eigentliche Natur des Präparats doch lange unerklärt, und eben so der Umstand, daß beym Zusammenbringen von Zinn- und Goldchlorid nicht immer ein gleich schöner Purpur erhalten wurde. Berzelius, Marcadieu, Gayluſſac, Buchner, Buiſſon, Robiquet und viele andere haben theils den Experimenten nach, theils dem Stande der Wissenschaft im Allgemeinen zu Folge Ansichten darüber aufgestellt, und die vorherrschenden waren, daß der Purpur eine Verbindung von metallischem Gold und Zinnoxydhydrat sey. Durch die Entdeckung des Zinnsesquioxydes hat Fuchs ein neues Licht über diese Untersuchungen gegeben. Es knüpfte sich diese Entdeckung an eine rein wissenschaftliche Arbeit, das Verhalten von Zinnauflösung zum Eisenoxyd betreffend. Die Lösung des Zinnsesquioxydes gibt mit Goldauflösung den schönsten Purpur, welchen Fuchs wesentlich als zinnsaures Goldoxydul betrachtet, und da die Darstellung jenes Oxyds ohne Schwierigkeit geschehen kann, so ist damit ein sicherer Weg für die Erzeugung des Purpurs vorgezeichnet. Bereits ist diese Methode im Großen auf das Vortheilhafteste angewendet worden.

— Scheel'sches Grün, Thenards Blau, künstliche Kupferlasur, Malachit, Zinnober, Cadmiumgelb ꝛc. —

In gleicher Weise hat die Wissenschaft für die Technik der Farben organischen Ursprungs gearbeitet. Sie allein konnte nachweisen, daß eine Menge von vegetabilischen Farbstoffen sehr zusammengesetzter Natur seyen, sie hat die färbenden Bestandtheile im reinen Zustande daraus geschieden, und ihre Verbindungen mit Erden und Metalloxyden zur Kenntniß gebracht.

Die Untersuchungen von Robiquet, Collin, Kuhlmann, und Runge über die Farbstoffe der Krappwurzel, und die von Berzelius über den Indigo sind als von besondrer Wichtigkeit hier zu nennen. Die Kunst des Färbens selbst recurrirt in allen ihren Zweigen auf die Erfahrungen der wissenschaftlichen Chemie. Sie lehrt die Bedeutung der Beitzen, sie giebt die vortheilhaftesten Methoden zur Erzeugung und Fixirung der Farben auf organischen Stoffen an, und beleuchtet die fehlerhaften. Eine Menge von Farben sind Präcipitate, welche durch Zersetzung verschiedener Salze auf der Faser gebildet werden, die damit eine, durch schwache Mittel nicht aufzuhebende Verbindung eingeht. Das Gelbfärben der Seide durch Zersetzung von essigsaurem Bleyoxyd mit chromsaurem Kali, oder durch Fällung eines Cadmiumsalzes mit Schwefelkalium, das Blaufärben durch Zersetzung eines Ei-

senoxydsalzes mit Cyaneisenkalium, das Rothfärben durch Queckſilberjodid ꝛc. ſind bekannte Beyſpiele. Chemiſche Erfahrungen über das Verhalten des Chlors, der Salpeterſäure ꝛc. zu den vegetabiliſchen Farbſtoffen mußten vorausgehen, um beym Muſterdruck auf eine einfache Weiſe farbloſe Deſſins auf krapprothen, indigblauen u. a. Zeugen hervorzubringen; chemiſche Erfahrungen nur konnten zeigen, wie manche Farbſtoffe von Werth, z. B. der Indigo aus alten Lumpen wieder zu gewinnen ſeyen. Was oben von dem Aufſuchen einer und derſelben Farbe in verſchiedenen Naturprodukten oder von ihrer künſtlichen Syntheſe in Beziehung auf unorganiſche Subſtanzen geſagt wird, gilt auch in Beziehung auf die organiſchen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Kunſtproducte vergangener Zeiten, fremder Länder und unbekannter Entſtehung, wenn es ſich darum handelt, ihre materielle Natur kennen zu lernen, und ſie zu reproduciren, der chemiſchen Analyſe eben ſo zugewieſen werden müſſen, wie Stein und Erze, welche in der Erdrinde ſich finden. Die Kenntniß der Farben alter Glasmalereyen, die Zuſammenſetzung fremder Bronzen und Metall-Legirungen erſchließen ſich nur der chemiſchen Analyſe. Es beſteht aber die chemiſche Analyſe in einer harmoniſchen Combination vereinzelt erworbener Erfahrungen, in einer geordneten Zuſammenſtellung der verſchiedenſten Vorarbeiten, welche die Kenntniß der Natur und ihrer Geſetze allein zum Gegenſtande haben. Wie nun ſollten dieſe Vorarbeiten gemacht werden, wie die Schatzkammer, aus welcher die Technik ſchöpft, gegründet worden ſeyn, wäre es nicht um der reinen Wiſſenſchaft wegen geſchehen? Wer hätte es unternommen, die Geſetze auszumitteln, nach welchen ſich die Körper verbinden, wer die Verwandtſchaften ſtudirt, die ihnen zukommen? Die ganze Stöchiometrie, ohne welche alles chemiſche Treiben noch immer der Unſicherheit und dem Unverſtande einer abentheuerlichen Alchimie anheim fiele, die Wiſſenſchaft der Elemente und ihrer Verbindungen iſt geiſtesfrey emporgeblüht, großartig und weit überſchauend die Intereſſen der Technik, des Verkehrs und Handels, der Sonne vergleichbar, welche am Himmel ſchwebt über dem materiellen Treiben der Erde, und doch mit ihren Strahlen Gedeihen und Wohlfahrt bedingt, und ihr reichliche Luſt ſpendet. Mit Stolz dürfen wir an Wenzel und Richter deutſche Männer als die erſten nennen, welche dieſen wichtigſten Theil der Chemie ins Auge gefaßt, und zum Gegenſtande des Studiums gemacht haben.

Es träumt zwar noch Mancher, die Welt wäre mit weniger Wiſſen nicht minder übel daran, als ſie es gegenwärtig iſt; mit dem Wiſſen wachſe die Zahl der Bedürfniſſe, mit dieſen die Noth und das Unheil. Eine ſolche Anſicht ſagt ſich los von der geſelligen Verbindung der Menſchen, ſie mag rechten, ob es Staaten geben ſolle oder nicht, ſie geht aus einem groben Egoismus hervor, der nur den Einzelnen, ſich ſelbſt, im Auge hat, und darüber das Ganze vergißt. Ein Volk ohne Bedürfniſſe iſt unvermögend, für die Dauer einen größern Staat zu bilden, ein Volk ohne Wiſſenſchaft hat keine Bedürfniſſe in dem Sinn, wie jene es verſtehen. Die Wiſſenſchaft und ihre Conſequenzen ſind es, welche die Menſchen zu jener Geſelligkeit einigen, auf welche das Höhere in ihnen Anſpruch macht und machen muß. Sie iſt vergleichbar einem kräftigen Strome, lenkſam in wunderbarer Weiſe zu unzählbaren Zwecken, wie das Adergeflecht im organiſchen Weſen, einigend und wechſelbeziehend, arbeitend zum Erwerb des Nothwendigen, und bedingend die Annehmlichkeiten und Reitze des Daſeyns. Es begeiſtert dieſer Strom den Geweihten, der es vermag, ſeinen Lauf zu ſchauen und zu verfolgen, er labt den Dürftigſten, der an den blühenden Ufern von ſeiner Welle koſtet. Seine Quellen aber fortwährend zu ſuchen und zu vermehren iſt eine Aufgabe, welche die Kenntniß ſeines Werthes im Gefolge hat.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. July.

Nro. 134. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Auszug aus dem von Hrn. Prof. v. Kobell in der allgemeinen Sitzung am 27. März d. J. gehaltenen Vortrage: Ueber den Einfluß der Naturwissenschaften, insbesondere der Chemie, auf die Technik.

(Fortsetzung.)

„Wenn die Wissenschaften aufhören würden, ihrer selbst wegen bearbeitet zu werden, äußert sich der größte Chemiker unserer Zeit, wenn sie nur in Rücksicht auf ihre Anwendung betrieben würden, so möchten sie bald in Stillstand gerathen, und für die Anwendung wenig oder nichts Neues mehr gewonnen werden. Der, welcher bey einer wissenschaftlichen Forschung fragt, wozu nützt sie? hat keinen Sinn für die Wissenschaft. Jede neue positive Kenntniß, wie unanwendbar sie auch im bürgerlichen Leben erscheinen mag, führt zu noch andern Kenntnissen, mit denen sie sich verknüpft, und während sie zur Entwicklung der Begriffe beyträgt, bringt sie Resultate hervor, deren Wichtigkeit an der Wiege der Forschung meistens nicht prophezeit werden konnte.“

Die Geschichte der Wissenschaft, wie die der Technik, verkünden unzweydeutig die Wahrheit dieses Ausspruches, die neueste Zeit giebt namentlich glänzende Proben davon in ihren sogenannten Erfindungen.

Zwar mag man einwenden, daß manches chemische Product existirte, ehe eine eigentliche Chemie geschaffen war, daß man längst vor dieser Wissenschaft die Fabrication des Glases gekannt, Zeuge gefärbt, Erze ausgebeutet, und Waffen aus trefflichem Stahle geschmiedet habe. Es ist gewiß, daß die Beachtung eines glücklichen Zufalls die Mutter mancher Kenntniß gewesen, man bedenke aber, wie unvollkommen und spärlich eine Chemie mit solcher Basis von den Händen Weniger geübt würde, wie sie in Geheimnißkrämerey gehüllt von dem Einzelnen abhängig keinen Antheil zuließe, der günstig wirken könnte auf ihre Förderung und Verbreitung, man bedenke, wie Vieles unentdeckt geblieben wäre, hätte man den Zufall abwarten wollen, der es bringen sollte, wie Vieles als unmöglich durch diesen Weg erkannt werden muß. Wie stünde es um die astronomischen Instrumente, wären jene Fortschritte in der Glasfabrication nicht gemacht worden, welche allein mit Hilfe von chemischen Analysen, mit einer wissenschaftlichen Einsicht in die Vorgänge der Prozesse und mit Anwendung der Erfahrungen über Lichtbrechung und Farbenzerstreuung möglich waren. Männer der Wissenschaft, wie Fraunhofer, Herschel, Dolond, Faraday, Dumas, Berthier u. a. mußten sich damit beschäftigen. — Fuch's Wasserglas und über die chemische Zusammensetzung eines haltbaren Glases. —

Auf demselben Wege hat das Hüttenwesen durch die Wissenschaft Vervollkommnung erhalten. Wie sollte die Gattirung und Beschickung der Erze, wie der Prozeß einer guten Schlackenbildung sicher geleitet werden, wenn die chemische Analyse die Materialien nicht kennen lehrte? Das Studium der Mineralogie, das Aufsuchen der in der Natur vorkommenden Silikate unter den Schmelzproducten der Hochöfen, vorzüglich von Mitscherlich angeregt, hat die erste Veranlassung zum Studium der Schlacken gegeben; man hat erkannt, daß gesetzmäßige Mischungen in ihnen vorkommen, daß

von den Zuschlägen ein bestimmter Antheil in diese Mischungen eingeht, ein anderer nur mechanisch eingeschlossen wird, man hat diese Mischungen genau synthetisch erzeugt, und somit über ihre Schmelzgrade und andere Eigenschaften Aufschlüsse erhalten, welche auf einen vortheilhaften Ofenbetrieb im Großen von Wichtigkeit und Einfluß sind. Die Wissenschaft war es, welche hier dem Hüttenmanne den Weg zeigte, den er für seine Zwecke zu wählen habe, und sie selbst gewann wieder durch die Erweiterungen des neuen Reiches der Erfahrungen, welche bey einem rationellen Hüttenbetrieb auf ihre Andeutungen hin sich ergeben mußten.

Die Probirkunst hat durch die Vervollkommnung der Löthrohrproben durch Berzelius wesentliche Vortheile errungen, und es ist diesen Proben in der neuern Zeit durch Harkort und vorzüglich durch Plattner ein solcher Grad von Vollkommenheit gegeben worden, daß damit der quantitative Gehalt eines Erzes oder Schmelzproductes an Silber, Gold, Kupfer, Bley und Zinn mit großer Genauigkeit ausgemittelt werden kann.

Eine ganz auf reinwissenschaftliche Erfahrungen gegründete Eisenprobe auf nassem Wege ist von Fuchs aufgefunden worden. Die Beobachtung, daß reines metallisches Kupfer von Salzsäure nicht aufgelöst wird, wenn nicht zugleich ein desoxydirbarer Körper vorhanden ist, bildet die Grundlage dieser interessanten und nützlichen Probe. Da das Eisenoxyd in Salzsäure aufgelöst bey Behandlung mit Kupfer zu Oxydul reducirt wird, oder das Chlorid zu Chlorür, und eine entsprechende Menge von aufgelöstem Kupfer dieses genau anzeigt, so läßt sich durch einen Versuch aus dem gewogenen rückständigen Kupfer der Eisengehalt einer Auflösung auf eine sehr einfache Art bestimmen, und natürlich durch zwey Versuche auch der Gehalt an Oxyd und Oxydul, wenn er verlangt wird, indem man bey dem einen die Auflösung ohne Oxydation des Oxyduls mit Kupfer behandelt, und bey dem andern das Eisen vorher durch chlorsaures Kali auf das Maximum der Oxydation bringt, oder vollständig in Chlorid verwandelt. Dergleichen einfache und leicht auszuführende Operationen können nur aus einer Erweiterung der Wissenschaft selbst entspringen, und aus einem unbefangenen gesunden Blick auf die von ihr gelieferten Materialien.

Noch läßt sich in Beziehung auf Erzmischungen einer Untersuchung hier erwähnen, welche zur Zeit unter die sogenannten gelehrten allein gerechnet wird. Es ist die Untersuchung über Vicariren und Isomorphie. Wenn aufmerksam gemacht wird, daß Eisenoxydul, Kalk- und Talkerde auf gleicher Sättigungsstufe mit derselben Säure verbunden, gleiche Form haben, und daß es uns daher nicht befremden kann, in einem Kalkspath ein Eisencarbonat ohne wesentliche Formänderung zu finden, so scheint diese Erfahrung außer dem Bereiche technischer Beachtung zu liegen. Wenn sie sich aber, wie es geschehen ist, weiter so ausdehnt, daß man ein Vicariren von Eisenoxyd und Chromoxyd (grünem) erkennt, von Eisen, Nickel und Kobalt, von Kupfer und Silber, wenn man also in jedem Magneteisenerz einen Chromgehalt zu vermuthen berechtiget ist, in jedem Nickelerz einen Kobaltgehalt, und in jedem Fahlerz einen Silbergehalt, welcher von 1/2 Proc. bis zu 30 Proc. beobachtet worden ist, so verdient jene gelehrte Untersuchung die größte Beachtung, und kann zu ganz unerwarteten Ergebnissen führen, welche technisch und industriell von Bedeutung sind.

Wir könnten noch eine große Anzahl ähnlicher Beyspiele anführen, welche zeigen, wie wichtig die Experimente der Laboratorien mittelbar und unmittelbar in die gewöhnlichen Verhältnisse des Lebens eingreifen können, wir wollen mit wenigen Worten nur einiger noch erwähnen.

Als Howard 1799 das Verhalten einer salpetersauren Quecksilberauflösung zum Weingeist untersuchte und in dem entstehenden Niederschlag das Knallquecksilber entdeckte, hätte wohl Niemand daran gedacht, daß dessen Darstellung nach dreyßig Jahren ganze Fabriken beschäftigen und daß eine so ungeheuere Anwendung davon gemacht werden würde, wie es heut zu Tage der Fall ist. Schon 1836 betrug in den bestehenden Fabriken in Paris, Prag und Schönebeck, die Production der Zündkapseln über eine Million Stück täglich, und wie mag sie seitdem zugenommen haben! Daß es dem ersten Fabrikanten Leroy und mehreren Nachfolgern das

Leben kostete, konnte nicht abschrecken, sich seiner für die Technik zu bemeistern, so wenig, als der Verlust so vieler hundert Menschenleben die Benützung des Dampfes als bewegende Kraft vernachläßigen ließ, zu deren Vervollkommnung eine Unzahl physikalischer und mechanischer Versuche zusammen wirken mußten.

Die Untersuchungen der Chemiker über die Prozeße der trockenen Destillation organischer Substanzen mußten vorausgehen, um der Gasbeleuchtung ihre Entstehung zu geben. Die ersten hieher gehörenden Versuche sind von J. J. Becher 1682, Hales 1724 und Clayton 1739. Die ersten technischen Anwendungen geschahen durch Murdoch 1792, Lebon und Lampadius. Die Wichtigkeit derselben, ihr Einfluß auf Gewinnung und Verwerthung von Steinkohlen, Gußeisen ꝛc. sind bekannt. Welche Ausdehnung sie gewonnen, geht beyspielsweise daraus hervor, daß, um London für ein Jahr zu beleuchten, 2400 Millionen Kubikfuß Gas erzeugt werden, entsprechend 160 Millionen Pfunden gegossener Kerzen (6 auf das Pfund gerechnet). Nach einer Angabe von Brande beträgt das Gewicht des zu den Retorten nöthigen Gußeisens allein 45000 Zentner.

Der Chemiker Marggraf in Berlin zeigte im Jahre 1747, daß ein krystallisirbarer Zucker aus dem Safte der Runkelrüben dargestellt werden könne, und die sich daran knüpfenden Versuche von Achard (1796) wurden während und nach der Continentalsperre so erweitert und verbessert, daß gegenwärtig eine vollkommene Concurrenz mit der Zuckerproduction der Colonien bestehen kann. Die Wichtigkeit einer solchen Gewinnung erhellt aber aus der approximativen Berechnung, daß der allgemeine Zuckerverbrauch in Europa in einem Jahre über 10 Millionen Zentner beträgt.

Die Wissenschaft allein konnte eine solche Gewinnung des Zuckers möglich und geltend machen, denn sie allein vermochte die Vorurtheile der Menge über diese und ähnliche Entdeckungen zu beseitigen. Eine Vergleichung der Krystallisation des Runkelrübenzuckers und des Rohrzuckers, eine vergleichende Untersuchung ihrer chemischen Eigenschaften, und eine genaue Elementaranalyse war nothwendig, um ihre Identität darzuthun. Die Wege, welche zu solchen Erkenntnissen führen, sind nicht selten nur mit großen Opfern aufgefunden und zugänglich gemacht worden; damit hat nur die Wissenschaft sich beschäftiget.

Die Erzeugung von Zucker durch Behandlung der Stärke mit Schwefelsäure, von Kirchhoff entdeckt, die aus Holz von Braconnot, und mehrere ähnliche sind aus den chemischen Laboratorien hervorgegangen.

Eine große Reihe der genauesten wissenschaftlichen Untersuchungen und Analysen, wie sie von Chevreul durchgeführt wurden, belehrte uns erst über die Prozeße der Seifenbildung, worüber bis dahin, noch bis 1823, ohngeachtet der Wichtigkeit dieses Zweiges der Industrie, nur Dunkel und vage Ansichten geherrscht hatten. Die Scheidung des Stearin und Olein, und weiter der Stearin-, Margarin- und Oleinsäure, welche bey dem Verseifungsprozeß von Fett- und Talgarten gebildet werden, die Untersuchung ihrer Eigenschaften und die Herstellung ihrer Salze mußte abgemacht werden, um eine vollkommene Seifenfabrikation zu bedingen. Damit wurde erkannt, warum die einen Fette harte, die andern weiche Seifen bilden, und die Mittel gegeben, nach Willkühr die verschiedensten Arten derselben darzustellen.

Die Untersuchungen Chevreuls führten weiter zur Entdeckung der Buttersäure, der Capron- und Caprinsäure, der Hircin- und Delphinsäure, und erst nachdem die Abscheidung dieser Säuren gelungen war, konnten geruchlose Seifen fabrizirt werden. Eine weitere Frucht dieser Untersuchungen ist die gegenwärtig allgemein gewordene Benützung der Stearinsäure als vortreffliches Material für Kerzen, welche in Beziehung auf ihr Licht den Wachskerzen gleichkommen.

Man nennt dergleichen schöne Erfindungen, man citirt die Städte und Länder, welche sie bringen, man spricht von den Fortschritten der Chemie in unserer Zeit, und dennoch ignorirt und verkennt man so häufig den Werth der contribuirenden wissenschaftlichen Bestrebungen, und mißdeutet diejenigen, welche nicht nahe liegenden Gewinn als Em-

pfehlung mit sich bringen. Wozu die Thätigkeit eines geistvollen Mannes, sich durch viele Jahre bemühend in chemischen Studien über Rinds- und Hammeltalg, über Schweinfett und Butter? Als nutzloses Treiben gelehrter Spekulation wäre es angesehen worden, könnte man jetzt nicht die feinen Seifen citiren und die schönen Kerzen, welche es, obwohl nur als Nebenprodukt, geliefert hat. Nun aber, da diese fein und angenehm die Hände waschen, und freundlich die Salons erleuchten, nun geht der Ruf an die Chemiker, die Gewinnung einfach, unfehlbar, wohlfeil zu machen, und ist dem Rufe genügt, so ist meistens die Geschichte der Produktion vergessen, wie der Name ihres Erfinders, wenn die Wissenschaft sie nicht aufbewahrte. In der That, nur für die Wissenschaft thätig zu seyn, erheischt einen hohen Grad von Uneigennützigkeit, Versagung und Bildung.

— Die halymetrische Bierprobe von Fuchs, und die optische von Steinheil. — Untersuchung und Theorie des hydraulischen Kalkes von Fuchs.

Ueber Kalk und Mörtel schien durch die Empirie, der täglichen Anwendung wegen, eine genügende Kenntniß geläufig worden zu seyn, und wenn auch vielleicht noch gegenwärtig mancher Baumeister nicht weiß, was beym Brennen und Löschen des Kalkes eigentlich geschieht, so hindert ihn dieses nicht an der Ausführung seiner Plane. So lange die Verhältnisse von Einfluß sich nicht ändern, unter welchen er und seine Vorgänger gearbeitet haben, läßt er, wie der Gebrauch seit undenklicher Zeit vorschreibt, Kalk brennen, und Mörtel machen, gerade wie mancher Hüttenmann das Erz eines Lagers verschmilzt, unbekümmert um die genauere Kenntniß seiner Zusammensetzung, wenn es beym fortwährenden Abbau sich nicht verändert, wenn es die genüglichen Resultate liefert. Anders gestaltet sich die Sache, wenn ungewöhnliche Umstände eintreten. Ein Kalkstein, der gebrannt ohne Zuschlag Mörtel giebt, einen Mörtel, welcher sogleich im Wasser Festigkeit erlangt, ein solcher Kalkstein aus England geschickt, steht wie ein fremdes Wunder da. Man erkennt die Vortheile, die er gewährt, man beneidet England um diesen Stein, wie Ceilon um seine Gemmen, man erschöpft sich in Vermuthungen über sein Wesen, man betrachtet ihn von allen Seiten, wie ein verschlossenes Haus, in welchem die Elemente zu einem wichtigen Vorgange vereinigt sind; es ist nichts aus dem Steine herauszuschauen, er antwortet nicht auf das Befragen. Man wendet sich endlich an den Chemiker, von welchem man nie wissen wollte, was Kohlensäure sey, wie sich kleesaures und kohlensaures Ammoniak zu Kalklösungen verhalte, was ein Hydrat sey, worin das Aufschließen von Silikaten bestehe ꝛc., man ruft die Wissenschaft zu Hilfe, ohne sich darum zu bekümmern, wie denn diese entstehe, wie sie sich ausbilden, und weiter kommen könne.

Durch die Beobachtungen von Fuchs über das Verhalten verschiedener Silikate zur Kalkerde, und über das Aufgeschlossenwerden derselben, über die Existenz und Hervorbringung des Kalkhydrocarbonats, über die allmählige Bildung eines Hydrosilikats, wenn solche mit kaustischem und halbkohlensaurem Kalk gemengte Silicate mit Wasser in Berührung kommen, durch mehrfache Analysen und Synthesen der zu den Versuchen dienenden Mischungen, ergab sich bald ein genügender Aufschluß über jenen englischen Stein, und es wurde erkannt, daß wir in unsern Mergelflötzen ein reiches Material zu seiner Nachbildung besitzen, daß wir ihn selbst, nur unter einer etwas andern Form, seit undenklichen Zeiten vor unsern Augen liegend haben.

Wenden wir uns zu einem andern Felde, welches die Chemie bebaut, zur Pharmacie, wie wichtig sind ihre Anwendungen! Welchen Wust unnützer Arzneymittel hat sie nicht aus den Apotheken entfernt, welche Menge von Präparaten sind erst durch sie brauchbar geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. July.

Nro. 135. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Auszug aus dem von Hrn. Prof. v. Kobell in der allgemeinen Sitzung am 27. März d. J. gehaltenen Vortrage: Ueber den Einfluß der Naturwissenschaften, insbesondere der Chemie, auf die Technik.

(Fortsetzung.)

Die Träger jeder Wissenschaft sind Genauigkeit der Beobachtung, strenge Sonderung des Ungleichartigen, logische Reflexion und logische Speculation über die vorhandenen Erfahrungen. Die Trennung und Unterscheidung des Ungleichartigen ist in der Pharmacie von höchster Wichtigkeit. Der Arzt kann mit Arzneymitteln nur sicher beobachten, wenn sie constante Mischungsverhältnisse besitzen. Nur die Wissenschaft kann diesen Zweck erreichbar machen, nur sie kann vorschreiben, wie reine Materialien zu erhalten seyen. Es ist nicht genug, daß ein Extrakt, eine Infusion in hundert Fällen einen erfreulichen Erfolg habe, es ist nothwendig, das Wirksame in denselben herauszufinden, es zu isoliren und seine Wirkung vollkommen in der Gewalt zu haben.

Nachdem Sertürner 1816 mit dem Morphium gezeigt hatte, daß es vegetabilische Salzbasen gebe, so war damit ein weites und interessantes Feld in der Analyse der Pflanzenstoffe eröffnet worden. Die wissenschaftliche Pflege dieser Entdeckung brachte sehr bald Früchte von mancherley Anwendung. Es wurden die wirksamen Principe des Opiums, der Ignatiusbohne und der Krähenaugen, der Ipecacuanha, der Chinarinde ꝛc. als solche Salzbasen isolirt. Die Entdeckung des Chinins, die Scheidung und genaue Untersuchung des Cinchonins von Pelletier und Caventou sind hier vor andern zu erwähnen. Wie bedeutend die Consumtion der Salze dieser Stoffe ist, geht aus der Angabe hervor, daß im Jahre 1826 allein in den Apotheken von Pelletier und Levaillant in Paris 1593 Zentner Chinarinde verbraucht wurden, welche 59000 Unzen Salze lieferten. Man hat die Fabrikation an schwefelsauren Salzen in ganz Paris in diesem Jahre zu nicht weniger als 90,000 Unzen berechnet. Daß bey solchen Untersuchungen nicht nur eine geschickte Scheidung der nähern Bestandtheile, daß auch eine Elementaranalyse in Anwendung kommen müsse, wenn man genauerer Kenntniß sicher seyn will, bedarf wohl keiner Bemerkung. Es möchte aber Mancher glauben, daß, wenn sich die Chemiker von je nur mit Aufgaben beschäftiget hätten, welche sogleich praktische Anwendung voraussehen ließen, die Mittel zu ihrer Lösung nebenher von selbst gefunden worden wären. Die Methoden der heutigen organischen Analyse, wie sie von Gaylussac, Thenard, Berzelius, Liebig u. a. ausgebildet worden, zeigen deutlich die Ungereimtheit solcher Denkweise. Das chlorsaure Kali, das chromsaure Bleyoxyd, das Kupferoxyd wären eben so wenig nebenher entdeckt worden, als das kaustische Kali und seine Eigenschaft, die Kohlensäure zu absorbiren. Gleiches gilt von der Analyse unorganischer Substanzen und größere Arbeiten hierüber, wie wir sie von Klaproth, Berzelius, H. Rose, Mitscherlich, Fuchs, Stromeyer, Vauquelin, Thenard, Graham und vielen Andern besitzen, konnten nur aus freyer wissenschaftlicher Thätigkeit entspringen. — Einfluß

und Antheil der übrigen Naturwissenschaften. Verbindung der Chemie mit der Physik. —

Als ein Gemeingut dieser beyden Wissenschaften möge zum Schluße dieser Abhandlung noch eines der neuesten Beyspiele erwähnt werden, wo ihre Forschungen ins Leben übergegangen sind.

Nachdem Galvani 1791 die nach ihm benannte Electricität entdeckt und Volta diese Entdeckung erweitert hatte, blieben ihre Eigenschaften und Wirkungen nur innerhalb der Gränze gelehrten Treibens, und selbst die Zerlegung der Alkalien und Erden, welche Davy im Jahre 1807 damit bewerkstelligte, hatte nur wissenschaftlichen Werth. Die erste außerwissenschaftliche Anwendung wurde im Jahre 1807 durch Sömmering gemacht, welcher einen galvanischen Telegraphen construirte, wobey die Zeichen durch Wasserzersetzung und die dabey entstehende Gasentwicklung gegeben wurden. Als mechanische Kraft finden wir den Galvanismus zuerst in den Zamboni'schen Säulen 1814 benützt, welche Säulen ein zwischen ihnen isolirtes leichtes Pendel lange Zeit durch Anziehen und Abstoßen in Schwingung erhalten, so daß sogar eine Uhr dadurch in Bewegung gesetzt werden kann.

Inzwischen beschäftigten sich die Physiker aller Länder fortwährend mit diesen wunderbaren Erscheinungen und Kräften; die ursprünglichen Apparate wurden mannigfaltig abgeändert, die Beobachtungen genauer angestellt und weiter ausgedehnt. Die Zersetzung des Wassers und anderer flüssiger Leiter, die reguliniſchen Ausscheidungen der Metalle aus ihren Auflösungen, die Combination derselben zur Erregung, ihre Leitungsfähigkeit ꝛc. wurden Gegenstand des eifrigsten Studiums.

Im Jahre 1820 machte der dänische Physiker Oerstedt die Beobachtung, daß ein galvanischer Strom neben einer beweglichen Magnetnadel vorbeygeleitet, dieselbe je nach seiner Stärke mehr oder weniger ablenke.

Diese Entdeckung zeigte unzweydeutig einen Zusammenhang von Galvanismus und Magnetismus, welcher sich bis dahin nur zuweilen bey elektrischen Entladungen durch Eisen spurenweise angekündigt hatte. Es war zugleich ein einfaches Mittel zur Auffindung und Messung galvanischer Ströme gegeben worden, wozu die Construction eines Multiplikators von Schweigger und Poggendorf (1821) noch besonders beytrug.

Im Jahre 1831 entdeckte Faraday, den Oerstedtischen Versuch gleichsam umkehrend, daß, wenn an einem ruhenden Magnet ein Multiplikator vorüberbewegt wird, in diesem ein galvanischer Strom entstehe, und die Richtung dieses Stromes auf eine leichte und bequeme Art nach Willkühr zu wechseln, wurde von Gauß durch die Construction des Commutators gezeigt. Dieses sind die Erfahrungen, auf rein wissenschaftlichem Wege errungen, mit welchen die Wunder geschaffen worden, die wir in der galvanischen Telegraphie, in der Galvanoplastik und Galvanotypie mit Recht anstaunen, durch sie sind Anwendungen möglich geworden, welche an das Abentheuerliche und Unglaubliche gränzen.

Wenn ein Dampfwagen gewaltig und allen Lasten trotzend daher rollt auf der Bahn, schnaubend wie in innerem Grimme, einem Ungeheuer vergleichbar, welches der Mensch gebändigt, dessen Kraft er sich dienstbar gemacht hat, bewältiget uns der Anblick, und wir huldigen dem Triumphe, welcher alles Große begleitet. Und doch ist diese Erfindung durch die Leistungen des Galvanismus noch in so ferne überboten, als wir ihre Elemente seit undenklicher Zeit vor Augen hatten, in hundert Erscheinungen des gewöhnlichen Lebens auf sie aufmerksam gemacht waren; sie lagen nicht in jener Tiefe, sie mußten der Natur nicht so forschend und mühvoll abgefragt werden, wie die des Galvanismus.

Nachdem die Faraday'sche Entdeckung gleichsam den Schlußstein dieser Kette von wissenschaftlichen Erwerbungen gegeben hatte, waren die wesentlichsten Hindernisse beseitiget, sich jener Kraft vollkommen zu bemeistern, und mit bekannten sie zu verbinden. Das wichtige Agens, welches sich dem berühmten Arzte zu Bologna zuerst durch die Muskelzuckungen präparirter Frösche geoffenbart hatte, sollte nun in der verschiedensten Weise den Zwecken und Annehmlichkeiten des Lebens dienen.

Bald nach der Oestedt'schen Entdeckung nahmen Fechner, Ampère und Schilling die Idee ei-

nes galvanischen Telegraphen wieder auf, und construirten Apparate dazu. Von Gauß und Weber wurde aber mit Zuziehung der Faraday'schen Erfahrungen zuerst ein galvanischer Telegraph im Großen ausgeführt, zu Göttingen im Jahre 1833. Diesen Telegraphen hat Steinheil in der neuesten Zeit noch vereinfacht, und seinen Beobachtungen zufolge scheint sogar die Hälfte der Leitungskette unter gewissen Bedingungen durch den Erdboden ersetzt werden zu können, wodurch eine Verbindung der Stationen durch eine Drathleitung möglich gemacht würde.

Beynahe gleichzeitig sind die ersten Versuche von Botto, Dal Negro, Henry, Davenport, Jacobi und andern, den Electromagnetismus als bewegende Kraft anzuwenden. Die Apparate beruhen wesentlich auf dem Principe, durch einen galvanischen Strom Eisen magnetisch zu machen, und dadurch eine Anziehung desselben für anderes die Bewegung bedingendes Eisen hervorzubringen, oder auch nichtmagnetisches Eisen gegenüber einem Magnet galvanisch zu magnetisiren, und so durch Anziehung und Abstoßung eine Rotation zu erzeugen. In den meisten Fällen muß zu diesem Zwecke eine momentane Unterbrechung des Stromes, und seine Erneuerung fortdauernd abwechseln, und da mit diesen Kräften Magnete von 1000 Pfund Tragkraft augenblicklich erzeugt werden können, und der Magnetismus aus ihnen eben so schnell verschwindet, wenn der Strom nicht durchgeht, so läßt sich leicht denken, wie sie durch ihre Schwere, als Druck, Schlag oder Stoß benützt, als mechanische Triebkraft wirken können.

Den größten Versuch hierüber hat Jacobi in Petersburg angestellt, als er im Herbste 1838 mit einem 10 — 12 Menschen fassenden Boote, welches durch galvanische Kraft getrieben wurde, die Newa befuhr. Davenport hat damit eine Buchdruckerpresse in Bewegung gesetzt, zahlreiche Modelle für Drehscheiben und Wagen sind bereits von Henri, Page, Davidsohn, Paterson, und andern construirt worden, und Steinheil hat gezeigt, wie damit die Zeitangaben einer Uhr an verschiedenen Orten beliebig oft wieder gegeben werden können. Jacobi hat ferner die Beobachtung, daß das Kupfer aus der schwefelsauren Auflösung durch Galvanismus in zusammenhängenden Blechen gefällt werden kann, zum Ueberziehen und Copiren leitender Flächen benützt, und da er an dem Graphit einen hinlänglich guten Leiter erkannte, so wurde es ihm auch möglich, Wachs- und Stearinformen hiezu anzuwenden, da ihnen durch Bestreichen mit Graphit eine leitende Oberfläche gegeben werden konnte. Die neuen Apparate, welche die fortdauernden Forschungen der Gelehrten lieferten, und die bekannt gewordenen Mittel zur Messung der Stärke des Stromes trugen zu dem vollkommenen Gelingen jener Niederschlags-Versuche wesentlich bey. So eröffnet sich der plastischen Kunst mit einemmale eine nie vorausgesehene Möglichkeit zu tausendfacher Vervielfältigung. Reliefe aller Art werden mit geringen Kosten in unglaublich kurzer Zeit auf das vollkommenste in Kupfer wieder gegeben. Lettern, Stereotypen und Formen, Verzierungen für Zimmer und Gebäude, selbst Statuen können auf diese Weise in Kupfer erhalten werden, und man denkt bereits daran, den großen Elephanten der Bastille in Paris auf galvanischem Wege anzufertigen.

Aus der Beobachtung, daß auch nichtleitende Substanzen mit galvanisch gefälltem Kupfer sich belegen, wenn sie in dünnen Schichten ein gut leitendes Metall zur Unterlage haben, gieng ferner die von mir gemachte Anwendung zum Copiren von gemalten Tuschbildern hervor, welche im Zusammenhange mit dem Vorhergehenden hier erwähnt werden dürfte. Es wird dabey über ein solches auf platirtes Kupfer gemaltes Bild eine Kupferplatte gefällt, welche das Bild aufnimmt, als wäre

es hineingeätzt oder gravirt, und diese Platte, in wenigen Tagen fertig, kann wie eine gewöhnliche radirte abgedruckt werden. Da dem Künstler mit einiger Uebung eine ganz freye Führung des Pinsels möglich ist, so kann auf diesem Wege geleistet werden, was schwerlich eine der bekannten Kupferstechermethoden vermag.

Indem de la Rive der Kupferauflösung eine Goldauflösung substituirte, so zeigte er einen neuen Weg der Vergoldung, und indem Jacobi und Heß die Gasarten von galvanisch zersetztem Wasser, wie im Neumann'schen Gebläse vereinigt entzündeten, und die Flamme auf Kalk leiteten, erwiesen sie die Möglichkeit einer neuen Beleuchtungsmethode mit jenem glänzenden Lichte, welches schon früher Drummond für Signale und Leuchtthürme in Anwendung gebracht hatte.

Eine durch galvanische Zersetzung von Chlorzink in Ammoniak sehr leicht ausführbare Verzinkung von Kupfer und Messing hat Böttiger gezeigt.

Aus der Beachtung der Relation der Erregungsmetalle und des flüssigen Leiters ging schon früher die bekannte Davy'sche Sicherung kupferner Schiffsbeschläge durch Verbindung mit Gußeisen oder Zink hervor, indem dadurch dem Kupfer ein so negativer Charakter gegeben werden kann, daß es keine Corrodirung vom Seewasser mehr erleidet.

So haben wir durch die Wissenschaft die Mittel erhalten, Signale mit der Schnelligkeit des Lichtes zu geben, in Kupfer getriebene Arbeiten durch die Natur fertigen zu lassen, wie kein Künstler es vermöchte, Kupferplatten über Gemälde zu bilden, welche diese wie geätzt aufnehmen, mit einigen Metallplatten, Säuren und Salzen Maschinen in Bewegung setzen, mit den Elementen des Wassers zu beleuchten, und tausenderley Schöpfungen zu dienen, welche früher keine Phantasie für möglich gehalten hätte.

Und damit ist der Kranz noch nicht geschlossen, welcher aus diesem einen Felde des großen Reiches der Pallas hervorblüht, um ihr die Schläfe zu schmücken; noch manche Blume wird für ihn sich entfalten, welche die Zeit nur erst zur Knospe gereift hat. Man wird auffinden, wie das Kupfer, so auch das Gold, Silber und Platin in vorgeschriebene Formen zu fällen, ja es gehört nicht mehr in das Gebiet der Träumereyen, wenn sich der Gedanke gestaltet, die Elemente auf unsern Wink wandern zu lassen, edle Metalle auf galvanischem Wege aus Erzen zu scheiden, wie bereits von Becquerel geschehen, mit unsichtbaren Kräften Lasten in freye Luft zu heben u. dgl.

Und bedenkt man, wie Alles dieses in weniger als 50 Jahren ins Daseyn gerufen wurde, wie selbst die gesammte Chemie in ihrer reinen und strengen Form nur um weniges älter ist, so wird man den Werth erkennen müssen, welcher rein wissenschaftlichen Forschungen zukommt, und einsehen, wie abhängig von ihnen Blühen und Fortgang in Industrie und Gewerben sind.

Hierauf hinzuweisen war der Zielpunct dieser Rede, um, so viel an mir, die Interessen jener Institute zu vertreten, welchen die Pflege der Wissenschaft obliegt, um zu zeigen, wie diese Institute Freyheit in jeder Richtung der Thätigkeit bedürfen, um zu gedeihen, wie sie des Schutzes der Könige, der ihnen von jeher geworden, würdig sind, und wie ihrer aller Aufgabe der Wahlspruch unserer Akademie umfaßt: **Rerum cognoscere causas.**

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. July.

Nro. 136. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 8. May d. J. las Hr. Prof. und Conservator Dr. von Martius über:

1. das Geschlecht und das Befruchtungswerk der Pflanzen im Zusammenhange mit den Lehren der Morphologie.

Wenn schon die Akademie als den Kreis ihrer nächsten Thätigkeit die Erforschung concreter Verhältnisse betrachten muß, welche weiterer Aufklärung und Erläuterung bedürfen, so ist sie doch auch veranlaßt, die Ergebnisse der Zeitbewegung auf den einzelnen wissenschaftlichen Gebieten manchmal zusammenzufassen und dem allgemeinen Verständnisse näher zu bringen. Von diesem Gesichtspuncte aus erlaube ich mir, der mathematisch-physikalischen Klasse einen Aufsatz vorzulegen, worin ich versucht habe, die Lehre von dem Geschlechte der Pflanzen und namentlich von der Befruchtung, nach ihrem dermaligen Inhalte, für das größere wissenschaftliche Publikum darzustellen.

Es sind seit wenigen Lustren Resultate auf diesem Gebiete der physiologischen Botanik gewonnen worden, welche die früheren Doctrinen auf das Bestimmteste begrenzen und ihnen eine vorher nicht geahnte Kraft und Schärfe gewähren. Während man noch vor zwanzig Jahren von einer Aura seminalis im Gewachsreiche sprach, und es andererseits Schriftsteller gab, welche den Pflanzen jede Spur eines geschlechtlichen Gegensatzes abläugneten, hat man jetzt, unter der Begünstigung verbesserter Mikroskope und bey erweiterter und verschärfter Beobachtung, eine ganz neue und befriedigendere Einsicht in das Befruchtungsgeschäft der Pflanzen gewonnen. Für Vieles, was man früher nur als das Resultat einer, den Sinnen unerreichbaren Kraft bezeichnete, hat man gegenwartig concrete Anschauung. Dabey gestattet eine genauere Einsicht in das Wesen der organischen Anfange überhaupt ebenfalls neue Deutungen von dem Zeugungsproceß der Pflanzen.

Will man übrigens diese Vorgänge in ihrer Eigenthümlichkeit erfassen, so ist es nöthig, sie mit den Resultaten der neueren Untersuchungen über die äussere Gestalt der Pflanze und über den Entwicklungsgang derselben überhaupt in Beziehung zu setzen. Hievon ausgehend, habe ich es versucht, in den folgenden Zeilen die morphologischen Hauptlehren in populärer Weise dargestellt mit denen über die Geschlechtsfunction der Pflanzen in Verbindung zu bringen.

Alles Lebendige wird von zwey mächtigen Trieben, den Springfedern der Existenz, in Thatigkeit und Bewegung erhalten: vom Triebe der Selbsterhaltung, und von dem der Fortpflanzung. Jener beherrscht das Leben von seinem Anfange bis an das Ende; dieser erwacht erst spater, dauert nicht durch die ganze Lebenszeit an, regt sich bey manchen Geschöpfen nur einmal; kehrt bey andern von Zeit zu Zeit regelmäßig wieder, und erlischt mit zunehmendem Alter. Beyde Triebe sind einander in gewissen Beziehungen entgegengesetzt, und äußern sich oft auf gegenseitige Kosten. Vermöge des Selbsterhaltungstriebes gehört das Einzelnwesen nur sich, nur der Gegenwart an, vermöge des Fortpflanzungstriebes dient es einem Etwas außer sich, dient es der Zukunft. Dieser Trieb vermittelt die

Vermehrung der Individuen, und sichert einer jeden Art lebendiger Wesen eine ununterbrochene Fortdauer, während die einzelnen Geschöpfe hinfällig und vergänglich nur eine gewisse, im Verhältnisse zum Leben der Art, kurze Zeitperiode, bestehen.

Diesem Triebe gehorsam, bringt das Einzelwesen sich gleichsam in seinem Abbilde, in einem anderen, ihm nach allen wesentlichen Beziehungen gleichen Individuum auf die Nachwelt. Durch ihn dauert Leben, wenn nicht im Einzelnen, doch im Ganzen fort, durch ihn verewigen die lebendigen Geschöpfe ihre innere und äußere Gestalt, ihre Thätigkeit, und ihre eigenthümlichen Lebens-Erscheinungen.

Damit sich der Fortpflanzungs-Trieb entfalten, und ein neues Leben hervorbringen könne, ist ein gewisser Gegensatz in der Thätigkeit und in der Gestaltung des Einzelnwesens selbst nothwendig. Es müssen verschiedenartige Kräfte wirksam werden, deren jede durch gewisse eigenthümliche Theile getragen, von ihnen gehandhabt wird. Eine solche Verschiedenartigkeit in der Bildung ist aber überhaupt wesentliche Bedingung des Lebendigen. Vollständig gleichartig (homogen) ist nur das todte Gebilde; das Lebendige besteht immer aus verschiedenartigen Theilen (Organen), deren jedem eine besondere Wirksamkeit, eine entsprechende (innere und äußere) Morphose angewiesen ist. Wie die Selbsterhaltung, so wird auch die Fortpflanzung durch besondere, mehr oder weniger eigenthümliche Organe vermittelt.

Wo immer es bey lebendigen Geschöpfen zur Vermehrung von Individuen, zur Fortpflanzung kommt, läßt sich also, wie gesagt, ein gewisser Gegensatz in der Bildung des Organismus erkennen, welcher jene Vermehrung einleitet, und ausführt: Fortpflanzungs-Organe. Sie erscheinen bald vollständig in einem einzelnen Individuum, bald sind sie zwey verschiedenen zugewiesen. Im ersten Falle sind die Organe, welche die Fortpflanzung vermitteln, sehr häufig nur nach Einem Typus gebildet, und bringen neue Individuen durch eine nach und nach in ihnen vorgehende Veränderung, ohne äußerlich sichtbare Aufeinanderwirkung verschiedenartiger Theile (ohne Begattung) hervor (geschlechtslose Fortpflanzung). In den viel häufigeren Fällen dagegen wirken zwey, eigenthümlich und verschiedenartig gestaltete, auf zwey Individuen vertheilte Organe in dem äußerlich sichtbaren Begattungsacte auf einander, und die Vermehrung und Fortpflanzung ist eine geschlechtliche. Die geschlechtslose Fortpflanzung im Pflanzenreiche bedingt immer einen Gegensatz zwischen dem Innern und dem Aeußern, zwischen dem Umkreise und dem Mittelpuncte des sich vermehrenden Individuums. Die Erzeugung eines neuen, dem älterlichen wesentlich (nach den Charakteren der Art) gleichen Individuums geschieht hier entweder durch Aussprossen und Abschnürung an den Enden, oder durch Ausstoßung aus dem Innern.

Eine solche Abstossung von Entwürfen neuer Individuen, (Brutkörner, Knospenkörner, Keimlingen) ist die Form, unter welcher sich die Algen oder blüthenlosen Wassergewächse, die Flechten und Pilze fortpflanzen. Der allgemeinste Ausdruck für diesen Vorgang ist: Verdichtung des Inhalts einer einzelnen Zelle, oder Vereinigung und Zusammenwachsung mehrerer solcher erfüllter Zellen zu einem größeren Korne, und nachherige Lösung desselben von der Mutterpflanze, mit oder ohne vorhergegangene Streckung (Sprossung). Das gelöste Brutorgan beginnt sodann mit der Hervorbildung eines Niederwuchses (Wurzel), und läßt hierauf die Entfaltung des Aufwuchses folgen. Auch höher organisirte Gewächse, die von sich selbst Absenker, Ableger, Keimzwiebeln bilden, folgen hierin demselben Typus, und auf ihn reducirt sich auch die Bildung von Absenkern, Abreißern ꝛc.

In allen diesen Fällen wird die Erzeugung neuer Individuen durch nichts anderes bedingt, als durch eine eigenthümliche Aenderung im Gefüge, d. h. in der Ausbildung, respective Erfüllung, und in der vermehrten Zusammensetzung von Zellen und Gefäßen, woraus das erzeugende Individuum besteht.

Bald wird das Gefüge an einzelnen Orten verdickt, indem sich die kleinsten elementarischen Gebilde dichter an einander häufen, bald wird es hie und da schlaffer, dünner und löset sich aus seinen ursprünglichen Verbindungen. Der abgeschnürte Sprosse oder der ausgestossene Keim ordnet alsbald

einen selbständigen Lebenslauf für sich an, wächst in Länge und Breite, und wird am Ende ein seinem Erzeuger ganz gleiches Individuum, welches sich in ähnlicher Weise fortpflanzt. Der gesammte Proceß unterliegt zwar, wie jeder Act des Lebens, einem regelmäßigen Rhythmus: er beginnt in einer gewissen Zeit und wird in einer gewissen Periode vollendet; doch geht die Zunahme und Ausbildung des jungen Individuums ohne deutlich von einander unterschiedene Absätze in langsamer Continuität, wie das Wachsen oder Zeitigen einer Frucht, vor sich. Man kann demnach den Mangel deutlich hervorspringender Entwicklungsperioden, oder die schleichend und unvermerkt eintretende Förderung und Zu-Gestaltung (Paramorphosis) der Brut als einen wesentlichen Charakter des Fortpflanzungsgeschäftes geschlechtsloser Pflanzen bezeichnen.

Uebrigens tritt eine solche neue Bildung immer nur aus dem Aufwuchse, d. h. aus dem Stamme und den Blättern, oder aus einem Theile hervor, worin Stamm und Blatt organisch verbunden, gleichsam verschmolzen sind (aus dem sogenannten Lager, Thallus.) Niemals erzeugt sich ein neues Individuum in ähnlicher Weise aus dem nach unten wachsenden Systeme, dem Niederwuchse oder der Wurzel. Darum muß ein in dieser Art neuentstandenes Individuum, wenn es als selbständige Pflanze fortleben soll, seine Wurzel, die es noch nicht mitgebracht hat, erst nachträglich aus sich hervorbilden. Wird aber ein solcher Sprosse, oder was gewissermassen dasselbe ist, eine Knospe, ein Auge, von einem Gewächse auf das andere künstlich übertragen, so bedarf es keiner eigenen Wurzel, da ihm die seiner sogenannten Unterlage (Sujet) dient; er entfaltet sich nun nur nach Oben in Stamm und Blätter. Wir finden bey dieser Art von Vermehrung, daß das auf solche Weise erzielte junge Gewächs in allen seinen Eigenschaften vollkommen mit dem erzeugenden Individuum übereinstimmt. So entwickelt sich also z. B. das Auge oder Pfropfreis einer gewissen Obstsorte zu der vollkommen gleichen Sorte. In diesem Falle wird daher unmittelbar das Individuum vermehrt und fortgepflanzt, und darum haben wir in der Manipulation des Pfropfens und Aeugelns ein naturgemäßes Mittel, die Zahl edler Obstbäume zu vermehren, indem die schlechte Sorte des Wildlings durch den künstlich eingesetzten Theil veredelt wird.

Ganz anders verhält sich alles dieses, wenn die Vermehrung und Fortpflanzung durch die eigenthümliche Veranstaltung des Geschlechtes geschieht. In diesem Falle ist das neue Individuum keineswegs bloß das Product der Ablösung eines gleichartig gebildeten Theiles von dem älterlichen Gewächse, sondern vielmehr das Resultat gegenseitiger Einwirkung von zweyerley, ursprünglich, d. h. von ihrer Entstehung an, verschiedenartigen Organe, — eines männlichen, befruchtenden, und eines weiblichen aufnehmenden, befruchtungsfähigen, auf einander. Die Nachkommenschaft kömmt zwar im Wesentlichen der Form und Lebensäußerungen mit dem Erzeuger überein, entwickelt sich aber mit größerer Freyheit und Eigenthümlichkeit, und wird darum dem älterlichen Organismus minder gleich. Darum pflanzt, wie dieß insbesondere Link (Philosophia botan. Edit. I. S. 405. 407.) hervorgehoben hat, das Geschlecht im Pflanzenreiche nicht das Individuum, sondern die Art fort. Hieraus stammt die Verschiedenheit zwischen Aeltern und Kindern im Pflanzenreiche, die Erscheinung von Varietäten, Sorten, unter dem Einfluße verschiedener äußerer Lebensbedingungen. Aus diesem Grunde sind wir in der Pflege und Vermehrung edler Gewächssorten nicht sowohl auf den Samen, als vorzugsweise auf die geschlechtlose Fortpflanzung durch Edelaugen, Pfropfreiser u. s. w. angewiesen. Diejenigen Gewächse aber, welche wegen ihrer kurzen Lebensdauer sich nicht für diese Art von Vermehrung eignen, wie z. B. die Getreidearten, Lein u. s. w. können wir, sobald sie auszuarten anfangen, nicht mehr veredeln, und wir müssen ihren Samen durch einen bessern ersetzen, der unter günstigeren Aussen-Verhältnissen ist erzogen worden.

Bey den niedrigorganisirten Pflanzen, denen wir kein Geschlecht zuschreiben, begegnen wir mehreren Erscheinungen, die zu bestätigen geeignet sind, daß ihren Fortpflanzungskörnern die eben erwähnte

Neigung inhärire, vorzugsweise die Gestaltung der individuellen mütterlichen Pflanzen (das Individuum) fortzupflanzen. So namentlich die Flechten, welche sich bald durch die Brutkörner des gesammten Lagers oder Laubes, ohne Unterschied, bald durch solche vermehren, die aus den etwas höher organisirten, einer Frucht entsprechenden Schildchen oder Knöpfchen (Apothecia) ausgeschieden werden. Im ersten Falle hält die Nachkommenschaft mehr an derjenigen Form fest, welche eine vorzugsweise Ausbildung des Lagers darstellt, im andern an jener, wo das Lager fast verschwindet und das neue Individuum fast nur aus Apothecien zu bestehen scheint. Dasselbe Verhältniß begründet auch wahrscheinlich die Thatsache, daß die Moose ihre Varietäten mit größerer Entschiedenheit durch ihre Keimkörner fortpflanzen, als viele andere Gewächse von höherer Organisation, denen wir mehr entwickelte, und vermöge eines Gegensatzes auf einander wirkende Fortpflanzungsorgane, also ein Geschlecht, zuschreiben.

Die Meynung, daß auch die Gewächse ein wahres Geschlecht haben, ist uralt. Wir finden Spuren von ihr bey den frühesten griechischen Schriftstellern, und seit Anfang des 17. Jahrhunderts ist die Sexualität der Pflanzen in Deutschland (zuerst von Adam Zaluzianski zu Prag und R. J. Camerarius zu Tübingen) gelehrt worden. Linné hat bekanntlich auf die Sexualität sein Pflanzen-System gebaut, und seit jener Zeit ist man gewohnt, in den sogenannten Staubfäden (Stamina) der Blumen die männlichen, und in dem Stempel (Pistillum) die weiblichen Organe anzuerkennen. In den meisten Fällen sind diese beyden Geschlechtsorgane in Einer (sogenannten Zwitter-) Blüthe vereinigt. Eine unmittelbare Aufeinanderwirkung derselben zur Darstellung des Entwurfes einer neuen Pflanze, des Samens, war seit jener Zeit allgemein angenommen worden, ohne daß jedoch das Wie dieses Zeugungsactes ganz concret wäre nachgewiesen worden. Man rechtfertigte damals die Annahme der Sexualität vorzugsweise durch die Entstehung von Bastarden oder Blendlingen im Pflanzenreiche.

Man hat nämlich, sowie im Thier- auch im Pflanzen-Reiche, nach dem Vorgange von Kölreuter (1761) durch künstliche Begattung Blendlinge hervorgebracht, und gegenwärtig schlagen viele industriöse Gärtner dieses Verfahren ein, um große und langblühende Blumen zu erziehen. Da man die Bastard-Bildung hier unter ähnlichen Bedingungen und Gesetzen erscheinen sieht, wie im Thierreiche, so pflegt man sie als den entschiedensten Beweis von der Sexualität der Pflanzen zu betrachten. Inzwischen hat die neueste Zeit große Fortschritte gemacht, um die innersten und wesentlichsten Urvorgänge in der Zeugung zu enthüllen. Und während im Thierreiche jener geheimnißvolle Act, wo sich das Leben eines neuen, mit Seele, mit Affecten, mit einer zusammengesetzten Sinnlichkeit, mit Verstand und Geist begabten thierischen Individuums aus der geschlechtlichen Zusammenwirkung der Aeltern entzündet, mit seinem Anfange jenseits der Grenzen der Körperlichkeit liegt, und seit Jahrhunderten dem darauf gerichteten Eifer der Forschung spottet, war man so glücklich die Untersuchungen über das Befruchtungs-Geschäft der Pflanzen, unter der Begünstigung trefflich construirter Mikroskope, bis an die Schwelle des sinnlich Wahrnehmbaren fortzuführen. Der ganze Hergang liegt dermalen als eine concrete Erscheinung vor uns, und die weitere Aufgabe der Beobachter dieses Prozesses bleibt nur, die Mannigfaltigkeiten nach der verschiedenen innern und äußern Gestalt der einzelnen Pflanzen zu untersuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. July.

Nro. 137. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 8. May d. J. las Hr. Prof. und Conservator Dr. von Martius über:

1. das Geschlecht und das Befruchtungswerk der Pflanzen im Zusammenhange mit den Lehren der Morphologie.

(Fortsetzung.)

Um aber das Wesentliche in dem Befruchtungswerke der Pflanzen zu übersehen, ist es nöthig einen Blick auf die Entwicklungsgeschichte dieser Wesen überhaupt zurückzuthun.

In dem von der Erde abgewandten, nach oben, gegen die Sonne hin entwickelten Theile der höheren Gewächse, d. h. derjenigen, welche mit Blüthen versehen sind (nur von diesen soll fürs Erste die Rede seyn), stellt das Wachsthum zwey Hauptrichtungen dar: eine in die Länge, eine in die Breite. Jene erscheint im Stamme oder Stengel und in dessen Theilen, den Aesten und Zweigen, dieser in den Blättern. Diese beyden Theile stehen vom Anfange an in einem genetischen Verhältnisse zu einander, d. h. sie bedingen sich wechselseitig. Der Stamm ist das Tragende, Ausdauernde, Beständige; das Blatt das Getragene, Vorübergehende, Hinfällige.

Der Stamm zeigt in seiner innern Gestaltung, d. h. in seiner Zusammensetzung aus Zellen und Gefäßen, eine große Symmetrie; die Blätter sind rücksichtlich ihrer Zusammensetzung aus solchen Elementar-Organen unsymmetrisch. Vergleicht man nämlich einen gesammten Querdurchschnitt eines Stammes oder den eines regelmäßigen Theils von demselben, eines Quadranten, Sextanten, mit einem gleichgroßen andern, so wird man Zellen und Gefäße überall in den entsprechenden Theilen in gleicher Anzahl, Größe, Form und in gleichen Lagerungsverhältnissen antreffen.

Anders verhält sich dieß bey den Blättern, denn die Elementarorgane derselben sind von der Einen Seite gegen die durch den Mittelnerven bezeichneten Mediane hin gezählt nicht ganz in demselben Verhältnisse vorhanden, als von der andern, und eben so zeigt ein Durchschnitt von oben nach unten Verschiedenheiten in Zahl, Gestalt und Anordnung der Elementarorgane.

Der Stamm auf den Niederwuchs oder die Wurzel gestützt, ist vermöge der in ihm auf und abgeleiteten Säfte der Bildner und Ernährer der Blätter; diese hingegen, mit besonderen Athmungsorganen versehen, helfen zur Vermehrung, zur Bereitung, Veränderung, Veredlung der Säfte mit. Aus der gegenseitigen Wirkung und Rückwirkung dieser Theile auf einander, geht die Ernährung des Ganzen, Fülle und Gesundheit hervor. Die Säfte, welche Träger des bildungsfähigen Stoffes sind, werden im Wachsthume zu festen Theilen verarbeitet, und es ist der Stamm als der bestehende, ausharrende, kräftigere Antheil des Aufwuchses, welcher von Jahr zu Jahr an Masse zunimmt, während die Blätter, nachdem sie eine Zeitlang zu diesem Geschäfte mitgedient haben, abfallen, und durch

neue ersetzt werden. Dieses ganze, oft unendlich vielgliedrige System des Aufwuchses wird vorzugsweise vom Triebe der Selbsterhaltung beherrscht, so lange es nicht blüht.

Mit dem Eintritte der Blüthe regt sich ein anderes höheres Leben in der Pflanze, welches der Art, nicht mehr dem Individuum, gewidmet ist. In den meisten Fällen erscheint die Blüthe nach den Blättern und am Stengel und dessen Zweigen oberhalb der Blätter. Der Blüthen-Prozeß stellt immerhin einen Gegensatz mit der Bildung des Laubes dar, so zwar, daß er die Entstehung von Laubzweigen oder Blättern hemmt oder aufhebt. Man könnte sagen, daß in dieser Weise zwey verschiedene Naturen auf einander stehen, eine niedrigere, der Gegenwart, der Existenz des Individuums geweiht, und eine höhere, welche für die Zukunft arbeitet, indem sie den Entwurf neuer Individuen vorbereitet und ausbildet. Das Gewächs gebraucht aber, indem es diese letztere Aufgabe verfolgt, dieselben Mittel, dieselben Organe, deren es sich zur Selbsterhaltung bediente, d. h. es arbeitet mit dem Stamme und mit den Blättern, jedoch so, daß diese Organe Behufs der höheren Bestimmung oder der Geschlechts-Thätigkeit verwandelt (metamorphosirt) werden. Der Stamm oder Zweig, jener Theil, welcher vorzugsweise das längere Wachsthum repräsentirt, wird in Länge und Breite zusammengezogen, er wird Blüthenstiel und Blüthenboden (so nennen wir ein Zweiglein, welches unmittelbar die Blüthe trägt, und um dessen äußerstes Ende herum die Blätter der Blüthe geordnet sind). Das andere Hauptgebilde des Aufwuchses aber, das Blatt, wird in den Staubfäden oder das Staubblatt einerseits, und in den Stengel oder das Fruchtblatt andererseits umgewandelt. Von diesen beyden Theilen, den sogenannten Geschlechts-Organen der Pflanzen, ist jener Träger der männlichen, dieser Träger der weiblichen Thätigkeit. Diese beyden Arten verwandelter Blätter machen die Blüthe aus, welcher die Bestimmuug ertheilt ist, aus ihrem geschlechtlichen Gegensatze die Anlage eines neuen Individuums, den Samen mit seinem Keime, hervorgehen zu lassen. Sie sind es also, die in ihrer Zusammenwirkung den Keim erzeugen. Zwischen diesen zur Fortpflanzung unbedingt nothwendigen, verwandelten, und zwischen den grünen, nicht verwandelten Blättern sehen wir in den meisten Fällen noch eine besondere Reihe ebenfalls umgewandelter Blätter: die Blume, welche gemeiniglich aus zweyerley Arten von Blattbildungen, den Kelch- und Kronenblättern, zusammengesetzt ist. Dieses sind gewissermassen Vorbereitungsformen, bestimmt, die höchsten und letzten, äußersten Gestalten und Thätigkeiten an der Pflanze einzuleiten. Alle diese Blätter, dieses ganze, zu Blum' und Blüthe, wie ein wunderbares Bauwerk vereinigte und geordnete System der verwandelten Blätter ist vorzugsweise durch eine andere Färbung und Gestalt, und durch ein zarteres Gefüge von den grünen Blättern unterschieden; und das Glied des Stengels, welches sie trägt, und um dessen Spitze sie geordnet sind, unterscheidet sich von dem Stengel und dessen gewöhnlichen Theilen, den Zweigen, durch die verhältnißmäßig geringe Masse, durch die Verfeinerung und Zartheit seines Gefüges, vermöge welcher er auch nicht länger, als die Frucht zu bestehen vermag, und im Gegensatze mit den gewöhnlichen Zweigen keine auffallende Verholzung erfährt. Nichts desto weniger aber sind doch die Blätter des Kelches und der Krone, sind die Staubfäden und die Stengel eigentlich Blätter, und ebenso ist der Blüthenstiel und Blüthenboden ein wahrer Zweig. Wir können uns hievon sehr häufig, besonders durch die sogenannten monströsen Blüthen überzeugen, wo man mehr oder weniger deutlich den allmähligen und theilweisen Uebergang von grünen Blättern in die verschiedenen Stufen der verwandelten Blätter, oder, was den Zweig betrifft, dessen Fortwachsen zu einem andern Zweigglede mit wahren grünen Blättern beobachten kann. — Während bey der regelmäßigen Blüthenbildung eine jede dieser Umgestaltungen des Blattes nach und über der andern, in einer gewissen Stufenfolge, und absatz- oder sprungweise, d. h. auf einmal, plötzlich hervortritt, sieht man in solchen regelmäßigen, gestörten Blüthenbildungen ein oder das andere Blatt in seinen Hälften verschiedenartig entwickelt, z. B. halb grün und halb gefärbt, und die ganze Auf-

einanderfolge aller verschiedenen Umgestaltungen gleichsam verrückt, und aus der regelmäßigen Ordnung gebracht. Man kann dieß nicht selten bey kultivirten Gewächsen wahrnehmen, z. B. bey Tulpen und Rosen.

Das tragende Gebilde, oder der Stengel erfährt zwar bey dem Prozeß der Blüthenbildung, keine so mannigfaltigen Veränderungen seiner innern und äußern Gestalt, wie die Blätter; übrigens wird auch er hier ein anderes Organ. Das Wesentlichste in Beziehung auf ihn ist, wie erwähnt, daß mit dem Auftreten der Blüthenblätter das Längenwachsthum im Stamme und dessen Verzweigungen aufgehoben wird. Der Stengel, welcher früherhin die grünen Blätter in mehr oder minder deutlichen Abständen von einander trug, wird, sobald die Blüthenbildung durch die Erscheinung des Kelches eingeleitet ist, gar sehr verkürzt und zusammengezogen, so daß er nun zwischen den einzelnen im Kreise oder Wirbel gestellten Blättern der Blume nur als ein kleines Knötchen erscheint. Dieß ist der sogenannte Blüthenboden. So schließt denn der Stamm, oder Zweig mit der Blüthe sein Längenwachsthum vollständig ab. —

In den eigentlichen Blättern der Blüthe, den Staubfäden und Stempeln, gehen aber eigenthümliche Veränderungen vor, welche die Entstehung neuer, vorher nicht in der leisesten Andeutung vorhandener Theile bezwecken. Es sind dieß der Blüthenstaub, den man dem männlichen Samen vergleichet, und die Eyer, welche durch die Befruchtung mit einem Keime als mit der Anlage des neuen Gewächses versehen werden. Diese beyden Theile sind also die wesentlichsten Geschlechtstheile der Pflanzen, als das vorzugsweise männliche und weibliche an diesen Geschöpfen zu betrachten. Die Art ihrer Entstehung und ihrer gegenseitigen Einwirkung, um Nachkommenschaft zu erzeugen, ist in neuester Zeit besonders bey Vervollkommnung mikroskopischer Beobachtungen mit Evidenz nachgewiesen worden.

Um den Vorgang klarer zu erkennen, welcher diese Erzeugung einer neuen Pflanzen-Anlage zu ermitteln vermag, müssen wir noch einen Blick auf die verschiedenen Formationen des Blattes werfen. Wir können annehmen, daß das Urbild, der Typus, eines vollständig entwickelten grünen Blattes an sich drey Theile darstelle: Den Scheidentheil (Vagina), den Blattstiel (Petiolus), und den Breitentheil (Lamina). Der Scheidentheil ist derjenige, womit das Blatt am Stengel oder Zweig befestiget ist. Er umgreift einen Theil des letzteren, und ist in so fern nach Innen concav, nach aussen conver. An seinem obern Ende geht er in den Blattstiel über, wo alle Gefäße enger zusammenlaufen, und einen runden oder halbrunden Körper bilden. Von diesem Blattstiele aus breiten sich die mehr und mehr verzweigten und verfeinerten Gefäße nach mehreren Richtungen hin aus, und indem sie durch einige Schichten von Zellgewebe mit einander in einer Fläche verbunden werden, bilden sie den obersten hautartig ausgedehnten Breitentheil oder die Blattfläche.

Dieser ist vermöge seiner zahlreichen Spaltöffnungen insbesondere zur Einhauchung und Aushauchung von Luft und Wasserdunst, soweit zur Vermehrung und Zubereitung der Nahrungssäfte bestimmt. Wenn nun das Blatt durch den höhern Trieb der Fortpflanzung umgestaltet, die Natur des Blüthenblattes annimmt, so werden seinen 3 organischen Theilen andere Funktionen übertragen. Das zum Staubblatt umgestaltete grüne Blatt verliert in den meisten Fällen seinen Scheidentheil; sein Blattstiel wird zu einem feinen Faden, (filamentum); sein Breitentheil wird in den Staubbeutel (Anthera) verwandelt. In diesem letzten Theile geht die wesentlichste Veränderung vor. Das zwischen der obern und unteren Fläche des Blattes gelegene Zellgewebe nämlich erleidet eine eigenthümliche Anschwellung und Auflockerung, und der in ihm enthaltene bildungsfähige Saft rinnt in jeder Zelle in einige, meistens vier, unendlich kleine Körner zusammen. Diese Körner verdichten sich mehr und mehr, und bilden sich allmählig zu dem sogenannten Blumenstaub (Pollen) aus. Die äußerst zarten Zellen, worin diese neue Bildung vor sich geht, und welche man deßhalb Mutterzellen (Collenchyma) zu nennen pflegt, werden nach und nach aufgesaugt, und verschwinden endlich ganz, so daß

die kleinen Kügelchen, unter der Form eines sehr feinen Staubes, zwischen den äußersten Hautschichten des Staubbeutels frey liegen, bis sie endlich, nach Zerreißung des Beutels, aus ihrer Höhlung hervorquellen, wo sie dann ihr Befruchtungsgeschäfte als männlicher Same anzutreten haben. Untersucht man nun diesen Blumenstaub, so findet man, daß seine Körner, welche die mannigfaltigsten kugligen, elliptischen, oder eckichten Gestalten zeigen, kleine aus einer doppelten Haut bestehende Bläschen sind. Die äußere Haut oder Schale ist stärker und nicht selten scheinbar aus sehr kleinen Zellen zusammengesetzt. Sie ist jedoch wahrscheinlich auch in diesem Falle als eine einfache Zelle zu betrachten, deren Oberfläche durch eine netzförmig gestrickte Verdickung verstärkt ist. Die innere tapezirt jene auf ihrer innern Oberfläche aus, ist unendlich zart und fast durchsichtig. Die äußere Haut hat eine beträchtliche Fähigkeit, sich zusammen zu ziehen; ist an gewissen Punkten mit Falten oder Poren versehen, und schält sich bisweilen von der innern theilweise ab. Diese letztere ist sehr dehnbar, und tritt bey der Befruchtung an gewissen Orten, nämlich an jenen Poren oder Einfaltungen der äußern Haut aus dieser hervor. Man erkennt nun deutlich, daß sie mit einer sehr zarten, schleimigen Flüssigkeit erfüllt ist, in welcher unendlich kleine Körperchen von runder oder oblonger Gestalt schwimmen, und sich nicht selten mit Lebhaftigkeit bewegen. Diese feine Flüssigkeit (fovilla) entspricht dem befruchtenden Safte im Samen der Thiere. Die innere Haut der Pollenkörner verlängert sich bey dem Befruchtungsgeschäft in der Form eines äußerst feinen, durchsichtigen Schlauches, welcher nun aus sich selbst herauswächst, und sein Wachsthum so weit fortsetzt, bis er den Theil erreicht hat, welchen wir unter dem Namen des Pflanzeneyes als die Anlage des künftigen Samens betrachten.

Das Ey aber ist ein Erzeugniß desjenigen Blattes in der Blüthe, welches auf eine von dem Staubfaden ganz verschiedene Weise durch Umbildung aus dem gewöhnlichen Blatte entstanden ist, und als Stempel, Fruchtblatt, oder weibliches Organ bezeichnet wird. Bey dieser Umgestaltung wird

der Scheidentheil des grünen Blattes zum Fruchtknoten oder Fruchthalter (Ovarium, germen); der Blattstiel wird zum Griffel (Stylus); der Breitentheil, sonst der ausgedehnteste Theil des Blattes, wird hier verhältnißmäßig am meisten zusammengezogen, und zur Narbe umgestaltet. Dieses sogenannte Fruchtblatt nimmt gemeiniglich den Mittelpunct der Blüthe ein, und schließt, wie der Giebel, den ganzen wunderbaren Palast der Pflanze ab. Es ist nun in dem Fruchtknoten, wo sich die Eyer entwickeln. Sie finden sich in den meisten Fällen an dem Rande des Scheidentheiles, welchen wir uns als nach innen zusammengerollt und an den Rändern ihrer ganzen Länge nach verwachsen denken müssen, so daß dadurch eine Höhlung entsteht, in welche die Eyer hereinragen. Diese Höhlung verlängert sich entweder nach oben durch den ebenfalls hohlen Griffel, gegen die Narbe hin, oder sie ist hier durch ein zartes Zellgewebe geschlossen, welches die Mitte des Griffels ausfüllt.

Die Narbe, der oberste Theil des Fruchtblattes, erscheint in den meisten Fällen in einer Gestalt, welche von der der grünen Blattfläche, als deren Umgestaltung sie zu betrachten ist, wesentlich abweicht. Sie ist der verhältnißmäßig kleinste Theil am Fruchtblatte, sieht oft nur wie ein rundes Knötchen aus, und ist gewöhnlich aus locker auf- oder nebeneinander gehäuften Zellen, ohne deutliche Oberhaut, gebildet. Die in der Höhlung des Fruchtknotens entstehenden Eyer erscheinen anfänglich als sehr zarte kegelförmige Wärzchen, und sind bloß aus einem feinen Zellengewebe, ohne Gefäße, zusammengesetzt. Man unterscheidet an ihnen schon vor der Befruchtung eine Zelle, welche sich durch Größe und Gestalt von den übrigen Zellen kenntlich macht.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. July.

Nro. 138. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 8. May d. J. las Hr. Prof. und Conservator Dr. von Martius über:

1. das Geschlecht und das Befruchtungswerk der Pflanzen im Zusammenhange mit den Lehren der Morphologie.

(Fortsetzung.)

Dieß ist der sogenannte Embryosack. Die Eyer selbst nennt man in diesem früheſten Zustande den Eykern. Da, wo diese zelligen Wärzchen aus dem Fruchtblatte hervorragen, also an ihrem Grunde, erscheinen nun frühzeitig ein oder zwey wulstartige Ringe, welche sich nach und nach unter der Form einer kegelförmigen Haut oder einer nach vorne abgestutzten Düte rings um den kegelförmigen Eykern gegen dessen Scheitel hin verlängern und endlich nur seine Spitze frey und offen lassen. In dieser Zeit ist es, daß die feinen Befruchtungsschläuche des Pollenkornes mit dem Eykern in Berührung treten, indem sie durch die von jenen dütenförmigen Umhüllungen offen gelassene Mündung auf den Eymbryosack treffen. Es geschieht dieß in der Art, daß die Pollenkörner entweder von selbst auf die Narbe des Fruchtblattes fallen, oder durch den Wind, durch Insekten und andere Veranlassungen dahin getragen werden, — daß sie sich nun auf der Narbe festsetzen, und ihre zarten Befruchtungsschläuche zwischen den lockern Zellen, woraus diese besteht, hindurch, hinab in die Höhlung des Griffels oder des Fruchtknotens, oder wenn jene ebenfalls mit Zellengewebe erfüllt ist, zwischen den einzelnen Zellen hindurch, an das Ey hin verlängern. Hiebey nehmen diese Befruchtungsschläuche oft eine im Verhältniß zu ihrer Dicke ganz ausserordentliche Länge an, und entfalten, obgleich aus einer so ungemein zarten Haut gebildet, dennoch ein rasches Wachsthum in die Länge. Das Zellgewebe in dem Griffel und längs ihrem Wege durch den Fruchtknoten zu dem Ey hinunter ist äußerst locker, zart und feucht, und scheint die Befruchtungsschläuche auf ihrem langen Wege zu unterstützen und zu nähren. In dem Verhältnisse, als die Befruchtungsschläuche sich verlängern, wird die äußere Haut oder Schale der auf der Narbe zurückgebliebenen Staubkörner mehr und mehr welk und leer. Die feine Flüssigkeit in den Befruchtungsschläuchen, in welchen unendlich kleine Körnchen schwimmen, oder die sogenannte Fovilla zeigt sich während des Vordringens der Befruchtungsschläuche zu den Eyern in einer lebhaften Bewegung. Ist der Befruchtungsschlauch an das Ey gelangt, so findet er die bereits erwähnte eigenthümliche Zelle im Ey, den sogenannten Embryosack, bereit, mit ihm in unmittelbaren Contact zu treten, wobey wahrscheinlicher Weise eine Transfusion der Fovilla in den Embryosack Statt findet. Man erkennt wenigstens, nachdem der Befruchtungsschlauch an jene Zelle getreten ist, fast immer sehr bald eine Trübung derselben, welche von einer Verdickung ihres Inhaltes, einem zelligen Niederschlage, herrührt. Diese Thatsache ist von vielen Botanikern (auch von mir) gesehen worden, und über jeden Zweifel erhaben. Nach einem Beobachter (Hrn. Schleiden) jedoch verhielte sich dieser Hergang noch etwas anders, und gleichsam concreter. Derselbe lehrt nämlich, daß sich der Befruchtungsschlauch, wenn er an die Wand der Befruchtungszelle oder des Embryosacks gekommen ist, in den letztern selbst versenke, indem er die Haut des Embryosackes vor

sich her dränge, und in die eigene Höhlung desselben umstülpe. So käme also der Befruchtungsschlauch nun selbst in den Sack zu liegen, und indem er an seinem äußersten Ende kugelig oder eyförmig anschwelle, werde er selbst zur Anlage der neuen Pflanze, (zum Embryo). Ueber diese letztere Darstellung des Hergangs herrschen noch Meynungs-Verschiedenheiten unter den Pflanzenphysiologen, indem sich die Mehrzahl noch nicht directe dafür ausgesprochen hat. Dem sey aber, wie ihm wolle, so viel steht fest, daß aus der eigenthümlichen Berührung des Befruchtungsschlauches mit der für seine Aufnahme zunächst bestimmten Zelle, die Anlage einer neuen Pflanze, der Keim im Samen hervorgeht, indem aus dem bildungsfähigen Inhalte des Befruchtungsschlauches und des Embryosackes nach und nach Zellgewebe niedergeschlagen wird, und sich mehr und mehr verdichtet. Derjenige Theil des Befruchtungsschlauches, welcher außerhalb des Embryosackes oder entfernter von demselben liegt, verschrumpft und verwelkt nach und nach gänzlich; sein abgeschnürtes Ende verschmilzt mit dem Embryosacke oder wird aufgesogen und obliterirt; und durch fortschreitende Niederschläge bilden sich allmählig sowohl die einzelnen Theile des Keimes oder Embryo, als um diesen herum das Eyweiß aus.

Jene häutigen Fortsätze, welche um den Eykern von unten herauf gewachsen waren, erhärten nach und nach. Dieß geschieht in den meisten Fällen so, daß der äußere Fortsatz zur (äußern) Samenschale, der innere zu der (innern) Samenhaut wird. Indem diese beyden Theile sich über dem ursprünglich offenen Scheitel des Eyes schließen, und seine inneren Zellschichten sich mehr entwickeln und von einander differenziren, erlangt dieses seine Vollendung und wird zum Samen. Dieser Hergang tritt im Pflanzenreiche mit großer Mannigfaltigkeit ein, indem sich bald weniger, bald mehr als zwey Samenhäute entwickeln, der Eykern selbst auf verschiedenartige Weise sich in concentrisch über einander gelagerte Zellschichten absondert, welcher endlich aus dem Fruchtblatte, welches jetzt Frucht geworden ist, entlassen wird, und das Leben eines neuen, selbständigen Individuums beginnt. — Dieß ist das Wesentlichste in dem Befruchtungswerke der Pflanzen, wie es sich bey dem gegenwärtigen Stande unserer Forschung herausstellt.

Der ganze Vorgang dringt uns die Ueberzeugung auf, daß die Entstehung des Samens, der pflanzlichen Nachkommenschaft, allerdings durch einen sehr deutlichen Gegensatz in den Gestaltungen, und den organischen Thätigkeiten gewisser Theile vermittelt werde. Uebrigens zeigt die Befruchtung und die Ausbildung der neu erzeugten Anlage bey der Pflanze große Verschiedenheit von der Erzeugung in dem Thierreiche. Bey dem letzteren schließt die Gesammtkette der geschlechtlichen Vorgänge und Einwirkungen mit einem unsichtbaren Gliede ab; der erste Anfang des neuen Thieres springt plötzlich in die leibliche Erscheinung hervor, indem vorher nicht die geringste Spur von ihm dagewesen.

Dagegen erscheint uns bey dem Gewächse der pflanzliche Stoff im letzten, wie im ersten Momente noch leiblich, in körperlicher, sichtbarer Thätigkeit und Bedeutung. Die Vereinigung des bildungsfähigen Stoffes in der Pflanze mit dem Stoffe des Befruchtungsschlauches, welcher letztere seine Lebensfülle und bildende (plastische) Kraft durch das außerordentliche Längenwachsthum erweiset, geschieht vor unseren, wenn schon durch das Vergrößerungsglas geschärften Augen. Das Leben des Gewächses liegt, von seinem ersten unscheinbarsten Beginne, an sichtbar vor; das Leben des Thieres beginnt in einem unsichtbarem Gebiete. Man könnte deßhalb auch sagen, daß die Entstehung einer neuen Pflanze lediglich und ausschließlich von der Vereinigung zweyerley eigenthümlich verfeinerten Arten des pflanzlichen Stoffes abhängig sey. Somit wäre die Entstehung des Pflanzenkeimes mehreren andern Erscheinungen im Gewächsreiche vergleichbar, namentlich der Erzeugung gewisser kleinen Gewächse, die man als geschlechtlos betrachtet, und deren Entstehung schon dadurch vermittelt wird, daß mehrere kleine mit Schleim gefüllte Bläschen oder Körner, die aus zwey verschiedenen Pflanzen-Individuen hervortreten, sich zusammenballen, und in ein größeres Korn vereinigen, welches die Fähigkeit hat, zu sprossen, und in ein neues Individuum auszuwachsen. — Andererseits aber läßt sich auch dieser Vorgang mit dem vergleichen, was im Großen und viel leichter

sichtbar bey dem Pfropfen, dem Pelzen, Aeugeln und Ablactiren geschieht. Wir müssen anerkennen, daß die Natur bey der Erzeugung der Gewächse mehr oder weniger nur ein und dasselbe Verfahren einhält, und daß insbesondere der ganze Vorgang, wenn auch wegen seiner Kleinheit an der Gränze des Leiblichen und Körperlich-Sichtbaren vorgehend, doch niemals in das Gebiet hinübergreift, welches jenseits unserer Sinnlichkeit liegt. Dadurch also unterscheidet sich der sogenannte geschlechtliche Gegensatz im Pflanzenreiche von dem Geschlechte der Thiere. Im Thierreiche sind an die körperlichen Hergänge bey der Geschlechts-Verrichtung höhere, geistige Regungen, Empfindung, Affekt, Neigung, Selbstbestimmung und Wille geknüpft, und die Aeußerungen des Geschlechtes fallen in ihrer Erscheinung mit denen des Wachsthumes keineswegs zusammen, sondern sind durchaus von einer höhern Natur, sie sind innigst mit den geistigen Bewegungen verknüpft. Dagegen stellt uns das Befruchtungswerk und die Zeugung der Pflanzen nur eine besondere Art des Wachsthums dar. Derselbe leibliche Bildungstrieb, welcher das pflanzliche Leben in allen seinen übrigen Erscheinungen beherrscht, — ein Wachsen in Länge und in Breite, — waltet auch bey Erzeugung eines neuen Pflanzenwesens vom ersten Anfange an. In demjenigen Theile, welchen wir dem männlichen des Thieres vergleichen, stellt sich ein ungewöhnlich lebhaftes Wachsthum in die Länge dar. Der Befruchtungsschlauch mancher Gewächse ist im Verhältnisse zu seiner ungemein geringen Dicke länger, als der höchste Palmbaum, oder als irgend ein Baum von riesenhaften Dimensionen. In dem Ey, welches wir als das Empfangende bey dem Zeugungsgeschäft der Pflanze mit dem weiblichen Geschlechts-Organe im Thierreiche vergleichen, stellt vom Anfange an eine Richtung des Wachsthums in die Breite dar, indem es sich in ihm eine Schichte von Zellen neben und um die andere niederschlägt, und dadurch das ganze Gebilde in ähnlicher Weise seine Breiten-Dimension vermehrt, wie dieß der Stamm oder Ast eines Baumes im Großen vermittelst der Niederschläge von neuen Jahrringen zu thun pflegt. In dieser Weise also ist die Entstehung eines Pflanzenkeimes nichts anderes, als eine eigenthümliche Verbindung von Längen- und Breiten-Wachsthum im kleinsten Raume, und darum von geringer leiblicher Geltung, aber in demselben Grade mit höchster Kraft und Lebendigkeit ausgestattet. Aber das neue pflanzliche Leben entzündet sich hier nicht jenseits des Körperlichen, in dem geheimnißvollen Reiche der Kräfte; sondern im leiblichen Stoffe beginnt es, und im leiblichen Stoffe wird es vollendet. Nichts desto weniger aber müssen wir bemerken, daß auch dieser Vorgang, dieses vielfach gegliederte Spiel der leiblichen Gestalt, dieses Drama, so reich an verschiedenen Aufzügen und Verwandlungen, unter der Herrschaft einer uns unerklärbaren Kraft stehe. Von der ersten Erzeugung des unendlich kleinen Keimes im Ey des Eichbaumes, bis zu dem erst nach Jahrhunderten erreichten Zeitpunkte, da er als ein Ehrfurcht gebietender Riese im Dunkel des Waldes vor uns steht, wird sein Leben, und eben so das eines jeden Gewächses, von einer gestaltenden Seele beherrscht und gefördert; und diese geheimnißvolle Kraft begegnet uns überall im Pflanzenreiche; sie ist thätig vom Aufgang bis zum Niedergange. — Wir erkennen an, daß auch hier ein erhabenes Räthsel vor uns liege, und mit ehrfurchtsvoller Scheu treten wir vor ihm zurück, und — bewundern.

Führen wir diesen ganzen Prozeß der Erzeugung eines neuen Pflanzenindividuums auf seinen einfachsten Ausdruck zurück, so erscheint er als die Action zweyer eigenthümlich potenzirten Zellen auf einander: der Befruchtungszelle des Eykernes und des befruchtenden Schlauches oder der verlängerten inneren Zellhaut des Pollenkornes. Der Inhalt des letztern, die Fovilla, jene äußerst feine, granuföse, von Feuchtigkeit umgebene Masse, spielt hier etwa dieselbe Rolle, wie bey dem Vorgang des pflanzlichen Wachsthumes die sogenannten Zellkerne. Eine neue Zelle entsteht nämlich (wie wir dies auch als Resultat neuester Forschung annehmen müssen) dadurch, daß sich aus einem Agglomerate kleiner, schleimiger Körnchen oder Kügelchen, dem sogenannten Cytoplast, ein Körnchen verdichtet, und zu einer neuen Zelle anschwillt. Hier fällt also die Entstehung einer neuen Zelle unter die Kategorie des Aussprossens. In anderen Fällen scheinen sich

mehrere jener Körnchen gleichzeitig zu Zellen auszudehnen, wo man denn ihre Entwickelung aus dem ursprünglich einfachen Kern mit einer Abschnürung oder Abtheilung in mehrere Fächer vergleichen könnte. Die organischen Elemente, welche diese Veränderuag zum Anwuchs und zur materiellen Vermehrung der Pflanze erleiden, sind entweder selbst von einer Zelle umgeben, welche mit fortschreitender Entfaltung von den nachwachsenden verzehrt (aufgesogen) wird, oder sie liegen, wie dieß bey dem sogenannten Cambium oder Bildungssafte der Fall ist, außerhalb bereits gebildeter Zellen, in einer schleimigwässerigen Umgebung. Sowie wir diese Art der organischen Zunahme in den zu Holz umgewandelten Zellen wahrnehmen, ist sie auch die Form der Zugestaltung (Paramorphosis) der Pollenkörner, welche sich sodann in ihrer weiteren Entwickelung und in ihrer s. g. geschlechtlichen Thätigkeit als freye, selbstständige Zellen erweisen. Aber auch die Keime oder Brutkörner geschlechtsloser Pflanzen entwickeln sich innerhalb einer größern oder s. g. Mutterzelle auf analoge Weise.

Wie immer aber die Wirkungsart des Befruchtungsschlauches auf die zu befruchtende Zelle beschaffen seyn mag: ob sich derselbe (wie Hr. Schleiden lehrt) mit seinem untern Ende in die eingestülpte Höhle dieser Zelle versenken mag, oder ob nur eine Transfusion seines Körnergehaltes in letztere statt finde; immer beginnt das Leben des Entwurfes der neuen Pflanze unter den allgemeinen Formen des Wachsthums. Es giebt also einen Gesichtspunkt, von welchem aus auch die Entstehung des neuen Individuums den Gestaltungsgesetzen der Vegetation unterworfen erscheint.

Diese Ansicht erhält Bekräftigung durch den Hergang bey der Bildung von Keim- oder Brutkörnern gewisser kryptogamischer Gewächse, namentlich mancher Pilze und der Zynemen, oder Leiter-Wasserfäden (Confervae). Diese Pflanzen bestehen nämlich aus cylindrischen, langen Schläuchen, welche gliederweise auf einander sitzen. Sie bilden neue Keimkörner, indem sich zwey benachbarte Schläuche oder Fäden an entsprechenden, gegenüberliegenden Orten durch ein Querglied, gleich der Sprosse an einer Leiter, mit einander in Verbindung setzen, und ihren körnigen Inhalt von beyden Hauptfäden aus in diesem Verbindungsgliede zusammenbringen, anhäufen und in ein größeres Korn (Gongylus) zusammenballen, welches, endlich aus seiner zarthäutigen Umgebung entlassen, fähig ist, im Wasser zu einem neuen Individuum auszusprossen.

Die Vergleichung dieses geschlechtlichen Hergangs bey den Pflanzen mit der ursprünglichen Gestaltung und Entwickelung eines thierischen Eyes zeigt uns auf überraschende Weise, daß auch hier ganz dieselbe Entfaltung Statt finde; denn auch das thierische Ey ist anfänglich ein mit einem Zellkern (Cytoplasten) versehenes Bläschen, dessen Wachsthum unter derselben Form der Ausdehnung und allmähligen Vergrößerung eines gewissen Körnchens in jenem Zellkerne (des Zellkörperchens) beginnt, indem jenes um sich einen Kern und um diesen eine Zelle bildet. Wir können sonach mit Schwann sagen, „daß allen Elementartheilen der Organismen ein gemeinschaftliches Entwickelungsprincip zu Grund liege," — und der Anfang pflanzlicher Bildung unter der Vermittlung des Geschlechts erscheint uns nur als eine gesteigerte Form des allgemeinen Wachsthumsprozesses. Zugleich aber sind wir berechtigt, auch in dem höchsten und vollendetsten Lebensacte, zu dem sich die Pflanze erheben kann, keine andere Kraft, als die der vollendenden Formeinheit, wenn man will, die plastische Seele anzunehmen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. July.

Nro. 139. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Zu der Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 8. May.

Herr Hofrath von Schubert theilte aus Berichten von Missionarien in Labrador nachstehende Antworten auf einige naturgeschichtliche Fragen mit:

2. Welche Arten von Bäumen wachsen in Labrador?

Die stärksten und höchsten sind die Fichten, welche in allen Thälern, von Okak an bis hinauf nach dem Süden, gut fortkommen, mit dem Unterschied, daß, je südlicher, desto besser. Zwischen Okak und Hebron ist eine Bucht, Napparulik genannt, so viel uns bekannt, der nördlichste Platz, wo Holz wächst; um Hebron herum ist kein Baum noch Strauch zu finden, selbst in genannter Bucht ist es krüpplicht. Vor zwey Jahren auf meiner Reise nach Europa sah ich Floßholz von dasiger Bucht, kurz, voller Aeste, wahres Krüppelholz, unten etwas dicker, dann aber sogleich spitzig zulaufend; Bäume von 1′ Dicke waren am Fuße faul.

In Okak, schon etwas südlicher und tiefer im Lande liegend, sah ich allenthalben Buschholz, höher und allgemein verbreiteter, aber dem Wuchse nach doch bedeutend niedriger als hier in Nain; wiewohl der hiesige Holzwuchs jenem Holze in Hoffenthal bey weitem nicht gleich kommt, welches ich dort aus der Uschuktok und Alatokbucht sah, welche Buchten etwa 10 deutsche Meilen südlich von Hoffenthal liegen. Das stärkste Holz, das in den Buchten von Nain wächst, ist etwa 50′ lang, kommt aber nur in solchen Thälern vor, welche gegen den Nordwest- und Ostwind geschützt sind. Diesen Winter brachte uns ein Eskimo einen 16′ langen Sägkloz zum Verkaufe, der über der Wurzel 56 Zoll im Umfange hatte; ich zählte die Jahrringe an diesem Stamme und brachte 232 heraus; er war noch ganz gesund, und jedenfalls der schönste Stamm, den ich hier noch gesehen habe. Aber andere Stämme sah ich in Hoffenthal aus den südlichen Buchten 90′ bis 100′ lang, glatt und so dick, daß ein Mann sie nur halb umspannen kann.

Ferner giebt es hier um Nain Lerchenbäume, die aber nur 30′ hoch werden, ich habe noch keine stärkern gesehen, als etwa 10 bis 12″ im Durchmesser; sie zieren die hiesigen Wälder durch ihr frisches Grün. Die meisten sterben aber ab, wenn sie kaum 6″ im Durchmesser haben. Sie kommen an der ganzen Labradorküste vor bis auf den halben Weg nach Hebron.

Auch Birken giebt es überall in den tiefen, landeinwärts gehenden Buchten. Zwar ist hier, wie in Hoffenthal und Okak, das ganze Land mit Birkengestrüppe angefüllt; aber es krümmt und windet sich nur 1, 2 bis 3′ lang über der Erde hin. In manchen Buchten gedeihen übrigens wirkliche Birkenbäume; der stärkste, den ein Eskimo vom Süden hieher brachte, war 7″ im Durchmesser, 12′ lang und etwa 100 Jahre alt. Noch mehr ist dieses der Fall in den Gegenden, welche südlich von Hoffenthal liegen. Dort finden sich ganze Birkenwäldchen mit Bäumen von 2 bis 3′ im Durchmesser; auch giebt es dort Zitterpappeln von bedeutender Höhe; aber ich habe noch keine selbst gesehen.

Erlen kommen an den Bächen, und Erlengesträuch überall vor, aber ich habe noch keine

dicker gefunden, als ein Arm, und gegen 20′ hoch, welche Höhe schon selten ist.

Weiden wachsen allenthalben, aber bloß niedriges Gesträuch, welches mitunter so dick steht, daß man nicht durchkommen kann. Einen Stamm dieser Art habe ich hier nie gesehen.

Sonst kenne ich keine Holzarten, die hier bey uns wachsen, außer der Tanne, welche jedoch seltener ist als der Lerchenbaum, aber gleich der Fichte groß und stark wird.

Man kann zwar nicht sagen, daß das Holz, wo es ausgehauen ist, gar nicht mehr nachwächst; aber es geht doch sehr langsam damit. Die Plätze, auf welchen die ersten Brüder gehauen haben, sind wohl noch kahl, aber man sieht doch hin und wieder, daß kleine Lerchen- und Fichtenbäume hervorkommen; doch mögen wohl 2 bis 300 Jahre hingehen, ehe der Schaden geheilt ist. Ich habe oft bemerkt, daß an Bäumen, die keinen Schutz haben, oder in keinem Thale stehen, im Winter wieder erfriert, was im Sommer gewachsen ist. Auch wird viel junges Holz durch den Schnee erdrückt; und was über ihn hervorragt, stirbt ab. Daß das Klima in Labrador ehedem wärmer gewesen seyn mag, will ich nicht widersprechen; aber es muß schon lange her so seyn, wie es jetzt ist: denn in den Jahrbüchern unserer ersten Brüder, die in den 70ziger Jahren kamen, finden wir, daß sie eben so strenge Winter hatten, als wir, denn im Jahre 1772 hatten sie 32° Kälte nach Reaum.

Von Ueberresten normannischer Gebäude ist uns nichts bekannt; auch alle unsere Nachfragen bey des Eskimos sind bis jetzt unbefriedigt geblieben. Sie können sich nicht erinnern, je einen Ueberrest von einem nach europäischer Art gebauten Hause gesehen, oder von einem solchen gehört zu haben. Wenn die Normänner wirklich, so wie man sagt, an die Küste von Labrador gekommen sind, muß dieses mehr im Süden geschehen seyn; denn da sie nach der Beschreibung große Flüsse, reich an Lachsforellen, gefunden haben, müssen sie in der Gegend von Aivektok gewesen seyn, in welche Bucht sich ein großer an Lachsforellen reicher Fluß ergießt; auch soll die Vegetation dort viel kräftiger seyn, als auf unsern Missionsplätzen. Aivektok liegt gegen 30 deutsche Meilen südlich von Hoffenthal. Zwischen unsern Missionsplätzen findet sich keine Spur von europäischen, wohl aber von grönländischen Niederlassungen. (Die Grönländer werden von den Eskimos Tunnit genannt.) Allenthalben an den äußersten Inseln, die nur aus kahlen Steinmassen bestehen, finden sich Steinhaufen, die von ihnen herrühren sollen; die Art derselben ist an Größe und Gestalt den Häusern der Eskimo's ähnlich, nur mit dem Unterschied, daß die Eskimo's ihre Wände mit Blockholz bauen, hingegen diese mit einer Steinwand rings herum gebaut sind, wie die Grönländer es jetzt noch zu thun pflegen. Daß die Grönländer hier gewesen sind und an den äußersten Inseln gewohnt haben, weiß jeder Eskimo durch mündliche Ueberlieferung.

Nappar-tok ist der Name eines jeden Baumes, tuk Dual., lut Pl. Ein jeder aufgerichtete Baum oder Stange ist ein nappartok; nappajok ist eine Spitze, die gerade in die Höhe läuft, also ist nappartok im vollen Sinne des Wortes ein Baum, der in die Höhe steht; gewöhnlich versteht man die Fichte darunter.

Der Lerchenbaum heißt Pingok, d. h. zäh, weil das Lerchenholz zäher ist, als das Fichtenholz. Die Birke heißt Kairolik, weil die Rinde so glatt ist, wie Kairolik (das Haar). — Alles übrige Gesträuch, Erlen, Weiden ꝛc. geht unter dem Namen Okpik.

Von den im Wasser lebenden, den Eskimos bekannten Geschöpfen habe ich folgende, die am meisten bekannt sind, notirt:

1. Der Eisbär, Nennok; woher dieser Name kommt, wissen sie nicht; auch ich kenne kein Wort, das mit diesem Aehnlichkeit hätte, oder sich davon ableiten ließe.

2. Nennorluk (wörtlich großer Eisbär), so wird ein halb fabelhaftes Thier: der Kracke oder das sogenannte Meerungeheuer genannt, weil es auf dem Rücken wie der Eisbär weiß seyn soll. Die Eskimos wissen von diesem Ungeheuer viel zu erzählen. Erst dieses Frühjahr soll es wieder gesehen worden seyn. Es kommt bis an die äußersten In-

ſeln heran. Mitunter erſcheint es ſelbſt als eine kleine Inſel, ſinkt aber bald wieder unter mit einem donnerähnlichen Getöſe. Wenn dieſes Thier in der Nähe iſt, ſo fliehen alle Seehunde. Es ſoll nicht ſchwimmen, ſondern auf dem Grunde gehen, daher es nur ſichtbar wird, wenn es auf Untiefen kommt, wo dann die Oberfläche des Ungeheuers zum Vorſchein kommt und deſto höher aus dem Waſſer hervorragt, je ſeichter der Grund iſt. Die Eskimo ſagen, man könne gut die Steine, worüber das Thier geht, in der Tiefe rollen hören. Vor ein Paar Jahren ſoll es ein Stück Wintereis, das doch eines Manneshoch dick iſt, zerbrochen haben. Ein Eskimo erzählte, er habe es, als er noch jung geweſen, bey Okak geſehen, es habe in der Geſtalt eines aufgeſpannten Schiffſegels aus dem Waſſer hervorgeragt. — Dem mag nun ſeyn, wie ihm will, ganz leer ſcheint es nicht zu ſeyn mit dieſem Thier; nach der Meynung des Eskimo kann man es in offener See nicht ſehen, weil es Platz genug in der Tiefe habe; ſo daß es nicht über die Oberfläche hervorkomme. Ich ſagte zu den Eskimos, wenn ſie es wieder ſähen, ſo ſollten ſie etwas näher hinzufahren, um ſeine Geſtalt beſſer zu beobachten; aber dazu ſchüttelten ſie die Köpfe, indem ſie ſich viel zu ſehr davor fürchten, wozu ſie vielleicht auch Urſache haben.

3. Arvek, der Wallfiſch, ſcheint auch ein Grundwort zu ſeyn, denn es weiß Niemand anzugeben, woher der Name kommt.

4. Aivek, das Wallroß, iſt gleichfalls ein Grundwort.

5. Ekalluksoak heißt wörtlich: die große Forelle, bedeutet aber den Haifiſch.

6. Pammioktok, die Fiſchotter, wörtlich der Schwänzige.

7. Kellellujak, der Weißfiſch. Ein Grundwort.

8. Arlok, der Schwertfiſch, weil ſein Schwertfortſatz in die Höhe gerichtet iſt; (arlorpok: „Er ſieht in die Höhe.“)

9. Ekalluk, die Forelle; ein Grundwort.

10. Kavisilik, einer mit Schuppen. Kavisiak, eine Schuppe; es iſt die Lachsforelle, oder der Lachs.

11. Kingukpak, der Taſchenkrebs; der rückwärts Gehende; er wird auch pudjutit genannt, der Kneiper; ſo heißt auch die Lichtputze.

12. Kingoatsiak, die Seelaus. Ich konnte nicht erfahren, woher dieſer Name kommt.

13. Kingok, der Seefloh, ſcheint auch ein Grundwort zu ſeyn.

14. Kollelijak, der grönländiſche Häring. Er hat den Namen vom Rücken, Kollek der Rücken des Fiſches, Kollenga ſein Rücken. Sie ziehen auf der Oberfläche des Waſſers in unzählbaren Heerden, ſind aber hier in Labrador nicht zu häufig, oder kommen wenigſtens nicht ſo weit in die Buchten herein.

15. Nakkonak, eine Art kleiner Fiſche in Teichen. Ein übers Kreuz Sehender, deſſen rechtes Auge links, und das linke Auge rechts ſieht. Es kann auch ein Menſch ein Nakkonak ſeyn, wenn er mit ſeinen Augen übers Kreuz ſchielt.

16. Apudlo, gleichfalls ein kleiner Fiſch. Das Wort kommt von anſtoßen, anrennen, zuſammenſtoßen: alſo ein verſtoßener oder zuſammengedrückter, weil der Kopf dieſes Fiſches breit gedrückt iſt.

17. Annadlek, die Bachforelle. Die Bedeutung des Namens konnte ich nicht erfahren.

18. Nessarsuk, ein Seeſchwein (Delphin). Ein Name von gleichfalls unbekanntem Urſprung. Nessars heißt auch eine Münze, ſoll aber nicht davon herkommen.

19. Tikkarolik, ein Fiſch, der auf dem Rücken keine Floße hat: der Finnfiſch. Tikkak die obere Floße.

20. Naje, der Froſch. Nāk der Bauch, alſo ein Bauchiger.

21. Mingeriet, alle Fiſche insgemein. Der Sinn des Wortes iſt: die wenig in die Höhe kommen, oder wenn dieß der Fall iſt, bald wieder in die Tiefe gehen. Das Wort ſcheint von mingnek, das Wenige, hergenommen zu ſeyn, bedeutet aber

auch das Kleine. Daher erstreckt sich obiges Wort nur auf kleinere Fische. Wallfische u. dgl. werden nicht zu den Mingeriet gerechnet.

(Fortsetzung folgt im nächsten Jahre.)

In der Sitzung der historischen Classe am 15. Maj. d. J. las Hr. Ministerialrath v. Fink:

1. Ueber die Besteurung der oberpfälzischen Ritterschaft unter churpfälzischer Regierung.

Die Besteurung des oberpfälzischen Ritterstandes erhielt in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, nachdem sich aus dem ehemaligen pfalzneumarktischen Herzogthume und aus den oberpfälzischen Churlanden eine vereinigte Gebietsmasse gebildet hatte, ihre völlige Entwickelung.

Von den Reichssteuern kann in der Hauptsache die Rede nicht seyn, indem diesen der Charakter der Nothwendigkeit anklebte, wozu den teutschen Reichsständen das Recht der Subcollectation (abgesehen von der frühern Reichssteuer das gemeinen Pfennings oder der Vermögenssteuer) wenigstens schon seit dem Reichs-Abschiede v. J. 1530 reichsgesetzlich zuständig war.

Es ist hier vielmehr die Landessteuer zu berücksichtigen, wie sie auf den oberpfälzischen Landtägen von den Landständen bewilligt worden ist, wobey nicht in Abrede zu stellen ist, daß der Ritterstand von den ordentlichen directen und indirekten Landessteuern frey gewesen sey, wie er denn auch auf dem Landtage i. J. 1538 gegen die landesfürstlichen Postulate erklärte, daß „er vor Alters keine Geldhilfe geleistet, sondern dem Fürsten in Kriegszeiten und in Fällen der Empörung mit Leib und Gütern gedient habe, wozu er sich noch anheischig mache.“ *)

*) Frhr. v. Eghher Geschichte der vormaligen Landschaft in der obern Pfalz S. 33.

Gegen außerordentliche Steuern, da es auf die Vertheidigung des Landes, oder auf die Ausstattung einer fürstlichen Princessin, oder sonst auf die Abwendung eines allgemeinen Landesbedrängnisses ankam, konnte der Ritterstand weder eine Freyheit geltend machen, noch die Absicht hiezu haben. *)

Deßhalb hatte die Ritterschaft in den Jahren 1579 und 1612 zu den damaligen Fräuleinsteuern von ihren Tischgütern beygetragen, und i. J. 1621 neben der persönlichen Vertheidigung des Vaterlandes noch zu einer freywilligen Anlage sich verbunden.

Neben dieser Besteurung der Ritterschaft von ihren Tischgütern, d. h. von dem unter ihrer eigenen Bewirthschaftung befindlichen Grundeigenthume mit Einschluß der übrigen Grundrenten ist auch die Besteurung der ritterschaftlichen Hintersassen in Betrachtung zu ziehen.

Die Frage: ob diese Hintersassen in früherer Zeit der Besteurung ihrer ritterschaftlichen Gutsherrschaft in der Art unterworfen waren, daß die letztere zum eigenen Nutzen hievon Gebrauch machen konnte, unterliegt einer Untersuchung, wovon die Erörterung hier zu weit führen würde. **)

*) In Folge des landesverfassungsmäßigen Grundsatzes hatte schon Herzog Otto II. i. J. 1487 bey der Erhebung des Hofes zu Piehlern — unterhalb Tennesberg — zu einem Rittergute die vorbehaltene Gewaltsteuer von der Landsassenfreyheit ausgenommen. Ueber diese fürstliche Gewaltsteuer, welche auch den Klöstern auferlegt wurde, sehe man die Urk. v. 1486 in Mon. Boic. XXV. p. 437.

**) Offenbar ist die Darstellung unklar in Feßmaiers Staatsgeschichte der Oberpfalz Bd. I. S. 271.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. July.

Nro. 140. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Classe am 15. Maj. d. J. las Hr. Ministerialrath v. Fink:

1. Ueber die Besteurung der oberpfälzischen Ritterschaft unter churpfälzischer Regierung.

(Schluß.)

Nur soviel wird als unzweifelhaft vorausgesetzt, daß einst im Nordgau die reichsunmittelbaren Herren oder Dynasten das Besteurungsrecht über ihre Schutzbefohlene hergebracht hatten. *)

Jedenfalls war der Ritterschaft bey ihren auf den Landtägen bewilligten Geldhilfen das Subcollectationsrecht bey ihren Hintersassen vorbehalten geblieben. **)

In diesem Sinne sind die von dem Ritterstande bewilligten Steuern, i. J. 1526 auf fünf Jahre mit jährlichen 2000 Gulden, i. J. 1533 mit 2000 Gulden; i. J. 1538 mit 5000 Gulden, i. J. 1544 mit 3000 Gulden, i. J. 1550 mit 4000 Gulden; i. J. 1567 mit 2000 Gulden hauptsächlich zu beurtheilen, wie denn i. J. 1550 ausdrücklich vorkömmt, daß jene 4000 fl. den Untersassen der Ritterschaft auferlegt worden sind.

Der Landtag von 1566 hatte aus Veranlassung der reichsgesetzmäßigen, eilenden Türkenhilfe die Einführung einer neuen Steuer-Ordnung mit sich gebracht.

Bald darnach wurden die Steuern der Unbefreyten nach Procenten der Steuer-Capitalien bestimmt.

Dieses war der Fall i. J. 1577 bey der fünfjährigen Steuer der Türkenhilfe, wozu der Gulden des Capitalwerthes im ersten Jahre mit einem halben Kreuzer, in den folgenden vier Jahren mit 1/4 Kreuzer belegt worden.

In Ansehung der ritterschaftlichen Tischgüter hatte eine besondere Vereinigung statt gefunden.

Bey der i. J. 1583 bewilligten Türkensteuer, welche von hundert Gulden des Capitalwerthes eine Abgabe von 20 Kreuzer zur Folge hatte, nahm die Ritterschaft eine (reichsgesetzwidrige) Exemtion ihrer Tischgüter in Anspruch, worin die Stände der Prälaten, und der Städte und Märkte in Ansehung ihrer Tisch- und Kammergüter gleichen Schritt hielten. Eine Weigerung dieser Art erfolgte bey der i. J. 1594 beschlossenen siebenjährigen Türkensteuer, zu welcher jährlich in zwey Zielen zu Lichtmeß und Michaelis jedesmal 40 Kreuzer vom Hundert der Hauptsumme zu bezahlen waren. Zuletzt ließen sich jene Stände auf ein mit der Regierung zu treffendes bestimmtes Uebereinkommen ein. Jene Steuer wurde im Jahre 1598 auf drey Jahre verlängert, wozu noch weitere Erstreckungen in den Jahren 1602, 1604, 1609, 1612, 1614, 1615 und 1619 nachfolgten.

Die Ungewitter, welche über die Oberpfalz hereinbrachen, führten auch Steuererhöhungen mit

*) Beyspielsweise ist unter mehreren anzuführen, daß Martin Förtsch von Turnau an Pfalzgraf Ruprecht den ältern i. J. 1388 die Feste Heimberg (Heimburg) mit Dörfern, Höfen, Gerichten, Vogteyen und namentlich mit Beden und Steuern verkaufte.

**) Nach diesem Subcollectationsrechte ist die Freyheit der oberpfälzischen Ritterschaft v. J. 1527 zu erklären.

sich. Zwar wurde die Steuer bey der Verlängerung vom Jahre 1615 auf 30 Kreuzer vom Hundert herabgesetzt. Allein es folgten beym Herannahen politischer Wolken jene Erhöhungen schon i. J. 1619 auf 40 kr., i. J. 1620 auf 50 Kreuzer, i. J. 1621 auf einen Gulden, i. J. 1624 unter der Herrschaft der damaligen kaiserlichen Commission sogar auf 1 Gulden 40 Kreuzer. In den Jahren 1625 und 1626 mußte die Steuer auf 1 Gulden 30 Kreuzer und zwar zuletzt auf unbestimmte Zeit bewilligt werden. *)

Zur Zeit der oberpfälzischen Landschaft hatte jeder Landsaß die eingesammelte Steuer seiner Hintersassen, so wie seine eigene Tafelsteuer in die Rittercasse abgeliefert.

Gegen das Ende derselben, war jedoch die Abänderung getroffen worden, daß die Steuern der ritterschaftlichen Hintersassen von dem Landsassen, welcher diese Steueru selbst erholte, an den churfürstlichen Beamten überantwortet wurden.

Uebrigens ist nicht unbemerkt zu lassen, daß ehedem der oberpfälzische Landsaß außer der landesherrlichen Steuer auch von dem Stande der Ritterschaft zu den besondern Bedürfnissen dieser Corporation besteuert worden ist. **)

Als Kaiser Ferdinand II. i. J. 1628 bey dem Verkaufe der Oberpfalz an Churfürst Maximilian I. von Bayern alle Privilegien und Freyheiten der Stände dieses Landes für erloschen erklärte, wozu von denselben die Veranlassung seit der im Spätjahre 1621 geschehenen kaiserlichen Besitznahme wohl nicht gegeben war, wurde in den Privilegien, welche der oberpfälzischen Ritterschaft unterm 28. November 1629 von Neuem ertheilt worden, von irgend einem Steuersubcollectationsrechte keine Erwähnung gemacht.

*) Man sehe das oberpfälzische Wochenblatt v. 1801. S. 331 — 380.

Was die indirecte Auflage des Umgeldes betrifft, ist auf die Abhandlung in den geöffneten Archiven I. Jahrg. 6. H. S. 97 ff. sich zu beziehen.

**) Nach archivalischen Notizen.

Seit dem Jahre 1628 war die Landesverfassung der Oberpfalz vom Grnnde aus verändert worden.

Anmerkung.

Abgesehen von den Bestimmungen des westphälischen Friedens hatte die Einführung der stehenden Heere und der Reichsabschied von 1654 die Besteuerungsgewalt, vorzüglich der mächtigeren Reichsstände zum Unterhalte der Truppen erweitert, wie denn auch im Herzogthume Bayern die Hofanlagen und die Stempelabgabe ohne Beyziehung der Landstände eingeführt worden sind. *)

In der Oberpfalz wurden unter churbayrischer Regierung außer der ordentlichen Steuer, welche zum einfachen Ziel 45 Kr. vom Hundert des Steuercapitals betrug, und gewöhnlich dreymal, in Kriegszeiten fünf- bis sechsmal eingeheischt wurde, die bayrischen Hofanlagen, und neben diesen eine eigenthümliche Reiteranlage, ein besonderes halbes Herdstättgeld, die rothenbergische Contribution mit 15 Kr. und die Capitalssteuer mit 30 Kr. vom Hundert entrichtet. Die Landsassen zahlten eine bestimmte Rittersteuer, welche zur Zeit der letzten Reichskriege wohl auch mehrfach erholt worden ist. **)

Andererseits hatte der Ritterstand bey veränderter Kriegsverfassung und nach der Auflösung seiner militärischen Organisation die ehemaligen persönlichen Ritterdienste, bey veränderter Gerichtsverfassung die vormaligen Gerichtsdienste als Beysitzer der Landgerichte zu leisten aufgehört, und war gleichwohl ein bevorzugter Stand geblieben, welchen die Privilegien vom Jahre 1629 beschützten.

Alle jene besonderen Steuerverhältnisse giengen bekanntermassen schon mit der Verordnung vom 8. Juny 1807 und sodann mit dem daraufgefolgten Steuer-Provisorium vom 13. May 1808 ***) zu

*) Feßmaier Grundriß des bayerischen Staatsrechtes. 1801. §. 170. S. 188.

**) Desselben Staatsgeschichte der Oberpfalz Bd. II. S. 230 ff. Die Rittersteuern wurden auf 7322 fl. 44 kr. angeschlagen.

***) Regierungsblatt 1808 S. 1089 und 1271.

Grabe, womit die Tendenzen der oberpfälzischen Landsassen gegen die Grundsatze der gleichen Besteurung, welche bey dem Conventikel im Jahre 1800 lautbar wurden, ihre thatsachliche Wiederlegung erhielten.

---

2. Ueber das Verhältniß der landsäßigen Ritterschaft in der Oberpfalz zu den Land- und Hofgerichten unter der pfälzischen Regierung.

Bey den ehemaligen Landgerichten in der Oberpfalz, welche bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges bestanden hatten, war die landsäßige Ritterschaft vorzugsweise zur Besetzung jener Landgerichte mit Gerichtsschöffen berufen.

Dieses erhellt fast aus allen Landgerichts-Urkunden jenes Zeitraumes, so wie hierin von den Urtheilern Erwähnung geschieht. *)

Erst K. Ruprecht hat im Jahre 1405 die Beyordnung von vier Schöffen aus dem Rathe der Stadt Amberg zu den Landschrannen angeordnet. **)

Noch im 16. Jahrhunderte wurde das Landgericht Lengenfeld mit Urtheilern aus der landsäßigen Ritterschaft durch deren Wahl besetzt. ***)

Nur bey dem Landgerichte Cham bestand das besondere Verhältniß, daß dieses Gericht nicht aus adelichen sondern aus bürgerlichen Schöffen gebildet war. Darüber beschwerte sich der oberpfälzische Ritterstand, und trug darauf an, daß dieses Gericht wenigstens zur Hälfte mit Landleuten von Adel möchte besetzt werden. Allein sowohl Churfürst Friedrich III. als auch Churfürst Ludwig VI. ließen es bey einem mehr als hundertjährigen Herkommen. *)

Das Beysitzeramt bey den Landgerichten war weniger mit einem Vorzugsrechte, als vielmehr mit einer Verpflichtung zu diesem Gerichtsdienste verbunden. Gegen Säumige oder Ungehorsame wurde daher von Seite des Landesfürsten mit Strafen eingeschritten. **)

Anderer Seits wurden diese Beysitzer mit der Mittagzehrung und bey deren größeren Entfernung von der Mahlstatt des Landgerichts auch mit der Nachtzehrung auf Kosten des Landesfürsten verpflegt. ***)

Diesem Verhältnisse lag ursprünglich die reinteutsche Sitte zum Grunde, nach welcher die Urtheilsschöpfung nur von den Standesgenossen geschehen konnte, was auch den Einwohnern in Städten und Hofmarken, welche vermöge der Burggedings- und der Hofmarksfreyheit von den Landgerichten befreyt waren, ihres Orts zu statten kam.

Außer den Landgerichten für Realklagen †) bestanden auch Hofgerichte, theils für persönliche Sprüche, theils für die Berufung von den untern Gerichten. Sie waren entweder ganz, oder zum Theile mit Personen aus dem Ritterstande besetzt. Insbesondere befand sich neben dem Landgerichte zu Auerbach auch ein Hofgericht daselbst, von welchem

*) Man sehe z. B. die Urkunden des damals böhmischen L. G. Sulzbach vom Jahre 1357 in Mon. Boic. XXIV. p. 411, 412. des Landgerichts zu Amberg von 1522. M. B. at. p. 356, sowie auch des Landgerichts Lengenfeld von 1355 M. B. cit. p. 100 vrgl. die Geschichte des Vicedomamtes Nabburg S. 109. not. 102.

**) Zeitschrift für Bayern und die angrenzenden Länder II. 11 S. 134. die Urk. S. 161.

***) Landgerichts-Ordnung von 1559 in den Verhandl. des historischen Vereins für den Regenkreis III. 4. S. 343.

*) Resolution des Churfürsten Friedrich III. v. 1567 Art. 1. und des Churfürsten Ludwig VI. v. 1579. Art. 1.

**) Man sehe die angezogenen beyden Resolutionen a. a. O. und, soviel das L. G. Lengenfeld betrifft, obige L. G. Ord. in den angeführten Verhandlungen S. 344.

***) Nach obigen churfürstl. Resolutionen a. a. O. und nach den angeführten Verhandl. S. 351.

†) Man sehe die Resolution des Churfürsten Fridrich III. in der Sammlung einiger Urkunden, welche in die Landes-Verfassung des Fürstenthums der obern Pfalz einschlagen, 1782 f. S. 29 am Ende.

die Berufung an das Hofgericht am landesfürstlichen Hoflager stattfand. *)

Nach geschehener Vereinigung des oberpfälzischen Gebietes unter der Churlinie sind unter Churfürst Friedrich III. im Jahre 1573, unter Churfürst Ludwig VI. im Jahre 1582 und unter Churfürst Friedrich IV. im Jahre 1606 erneuerte Hofgerichts-Ordnungen erlassen worden.

Das oberpfälzische Hofgericht war hiernach mit einem Hofrichter, welcher ein Graf, Herr (Freyherr) oder Ritter seyn mußte, und mit zehn Urtheilern besetzt, wovon fünf Doctoren oder Licentiaten und die anderen fünf aus der Ritterschaft seyn mußten. **)

Das eingedrungene römische Recht — unter der Benennung des gemeinen geschriebenen Rechtes ***) — hatte den Stand der römischen Rechts-Gelehrten in das höhere Richteramt eingeführt, und hierin dem Ritterstande gleichgestellt, woher die lange Zeit bestandene Abtheilung der Gerichtsbänke in die Ritterbank und in die Bank der Gelehrten herrührte.

Da in erster Instanz alle jene Sachen vor das Hofgericht gehörten, welche unmittelbar vor den Landesfürsten geeignet waren, †) so hatte der Ritterstand, so lange die Landgerichte für die Realklagen in Wirksamkeit waren, bloß bey persönlichen Sprüchen den ordentlichen Gerichtsstand vor den Hofgerichten. Es stand nämlich nach einem gemeinen Herkommen die Ritterschaft vor dem Landesfürsten oder dessen Vicedom bey jenen persönlichen Sprüchen zu Recht. ††)

*) Man sehe die Urkunden von 1434 und 1487 in M. B. XXV. p. 412 und 459, nach welchen die Berufung von dem Hofgerichte zu Auerbach an das herzogl. Hofgericht in Neumarkt erfolgt ist.

**) Ob. Pf. Hofgerichts-Ord. v. 1606 Tit. 2.

***) Ob. Pf. H. G. Ord. Tit. 4. §. 4.

†) Ob. Pf. H. G. Ord. Tit. 23. §. 2.

††) Urk. v. 1296 in der Geschichte des Viced. Amtes Nabburg S. 107 not. 97.

Entweder erfolgte hierauf eine rechtliche Entscheidung durch das Hofgericht, *) oder der Streitfall wurde vor dem Fürsten vertragen, **) oder es wurde ein Abschied — eine außergerichtliche Entscheidung — erlassen, was in der Folge durch das churfürstliche Regiment (die Regierung) im summarischen Prozesse statt gefunden hatte. ***)

Uebrigens war der ordentliche Gerichtsstand der Ritterschaft nicht ein befreyter, sondern dieses war im Gegentheile derjenige, welchen die Einwohner der mit Burggedings- oder Hofmarks-Freyheiten versehenen Städte und Hofmarken genossen, weil eben diese von den ordentlichen Landgerichten befreyt waren. Zu den Burggedings- und Hofmarks-Freyheiten waren nämlich eigene landesfürstliche Privilegien erforderlich, mithin war auch der daraus hervorgegangene Gerichtsstand ein privilegirter, was von unsern dermaligen Begriffen (cod. jud. cap. 1. §. 11.) auf das Wesentlichste unterschieden ist. †)

Der Werth jener Privilegien ist zu ermessen, wenn man sich an die ambulatorischen Landgerichte im frühern Mittelalter erinnert, welche zerstreute Mahlstätte hatten.

*) Mon. Boic. Urk. v. 1417. XXVI. p. 329. von 1439. XXIV. p. 630. Das herzogliche oder pfalzgräfliche Hofgericht war wohl nur eine Nachahmung des unter Kaiser Friedrich II. entstandenen kais. Hofgerichts.

**) Urk. v. 1416 in M. B. XXIV. p. 577.

***) Hieher gehören die schiedsrichterlichen Sprüche des Landesfürsten (z. B. die Urk. von 1475 in der Geschichte des Viced. Amtes Nabburg S. 131 not. 135) und die Abschiede des oberpfälzischen Regimentes (Ob. Pf. Land. Ord. v. 1599 Tit. V. §. 4.)

†) Ueber den Einfluß des eingeführten summarischen Civil-Verfahrens auf die Landes-Verfassung sehe man die Verh. des hist. Vereins für den Regenkreis IV. 1. S. 102 ff.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. July.

Nro. 141. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Origines Germanicae. Commentatio prima. Auctore Maximiliano Wolfgango Duncker. Berol. 1840. 4.

Seit v. Ledebur's vortrefflichem Werke über das Land und Volk der Bructerer sind mehrere Schriften erschienen, welche die ältern Wohnsitze der germanischen Völker zu ihrem Gegenstande haben. Außer der oben bezeichneten Schrift, welcher diese Anzeige gewidmet ist, hat unsere Literatur in jener Beziehung das gründliche Werk von Zeuß über die Deutschen und die Nachbarstämme, dessen Schrift über die Herkunft der Bayern von den Markomanen, die geistvollen Untersuchungen Hermann Müller's in seinem Buche über die Marken des Vaterlandes, denen sich auch einige Forschungen in seiner Schrift über die Lex Salica anschließen, so wie die Arbeiten Ferd. Müllers über die deutschen Völker und ihre Fürsten aufzuweisen.

Dunckers erste Abhandlung über die Anfänge der germanischen Geschichte bezieht sich allerdings zum großen Theile auf die Wanderungen der keltischen Völkerstämme; die Darstellung dieses Gegenstandes nimmt die ganze erste Hälfte ein, der übrige Theil behandelt die Geschichte der Kimbern und Teutonen, die Ankunft der Sueven, namentlich Ariovist's Heereszug über den Rhein und die Gründung des markomanischen Reiches in Böhmen.

Alle historischen Forschungen, welche in der heutigen Zeit angestellt werden, bedürfen wesentlich eines gründlichen Sprachstudiums, ohne dieses haben sie jetzt keine Geltung mehr. Auch darin hat der Verfasser seiner Aufgabe genügt, indem er sowohl in der keltischen, als in der deutschen Sprache recht schätzbare Kenntnisse sich angeeignet hat. Er bedauert, das Werk von Diefenbach, Celtica, dessen Werth wir vollständig anerkennen, dem wir nur etwas mehr Klarheit und Anordnung wünschten,*) nicht mehr haben benützen zu können, und allerdings würde der Verfasser, dem auch Diefenbach seinerseits die gebührende Würdigung nicht versagt hat, manche der Ergebnisse seiner fleißigen Forschungen durch diesen Kenner der keltischen Sprache bestätigt gesehen haben. Gegen die Art und Weise, wie der Verfasser sich der Sprache zur Aufhellung historischer Data bedient, läßt sich an sich Nichts einwenden, er sucht und es gelingt ihm auch, die passenden Vergleiche zu finden, doch lassen wir es dahingestellt, ob seine Darstellung nicht dadurch noch gewonnen haben würde, wenn er etwas tiefer in die Begriffe der Worte eingedrungen wäre, statt daß er sich öfters damit begnügt, eben nur die nackten Wurzeln hervorzuheben.

Hinsichtlich der Kelten geht der Verf. von der Ansicht aus, daß von ihnen nur das mittlere und südliche nicht aber auch das nördliche Deutschland bevölkert worden sey, höchstens der Küstenstrich vom Rheine bis zur Elbe ausgenommen. Herm. Müller in seinen Marken des Vaterlandes hat auch für Niederdeutschland keltische Einwandrungen angenommen; wir wagen es nicht, in dieser schwierigen Streitfrage eine Entscheidung abzugeben. Auch Diefenbach, (Celtica II. Abth. 1 S. 40 S. 54 S. 69 S. 202, S. 302 u. s. w.) steht hierin gegen Duncker und es scheint uns als ob die Zahl der im nördlichen Deutschland nachgewiesenen keltischen Namen doch zu bedeutend sey, als daß man diese Bezeichnungen lediglich auf die Rechnung keltischer Schiffer stellen könnte. Daß der Name Cauci ursprünglich

*) Manche Stellen darin sind sehr anziehend geschrieben, z. B. Celtica II. Abth. 2. S. 54. u. f.

ein keltiſcher war (Müller a. a. O. S. 115, Diefenbach a. a. O. S. 66 S. 320) wäre allerdings auch mit Dunckers Anſicht vereinbar. In der That möchten wir auch aus dem Grunde auf eine keltiſche Bevölkerung des ganzen Germaniens ſchließen, daß die Deutſchen, welche wir überall als den den Kelten unmittelbar nachwandernden Stamm antreffen, ihren Weg nach dem Skandinaviſchen Norden nehmen. Dieß iſt gewiß eine auffallende Erſcheinung und möchte daraus zu erklären ſeyn, daß Germanien von den Kelten beſetzt war und die Deutſchen deßhalb, damals dem Kampfe noch nicht gewachſen, wenigſtens zum großen Theile den Weg nach Norden einſchlugen. Ueberhaupt möchte es in Betreff der Wanderung der Völker doch ſehr darauf ankommen, daß man für ſie den allein richtigen Geſichtspunkt feſthält, daß Aſien die urſprüngliche Heimath derſelben war. Damit wird freylich nicht aufgehoben, daß nicht auch in Europa ſpätere Wanderungen von Weſten nach Oſten Statt gefunden haben ſollten, allein ſie müßten doch als die Ausnahme von der Regel gelten und nur dann angenommen werden, wenn die verbürgteſten Nachrichten für ſie vorhanden wären. Diefenbach wird durch die Tiefe und Gründlichkeit ſeiner Forſchungen allerdings zu dem Reſultate geführt, die Kelten ſeyen aus Aſien eingewandert (S. 292; vrgl. auch Abth. 2. S. 11. S. 296), aber dieß ſtellt er feſt, nachdem er das Princip der allgemeinen aſiatiſchen Völkerheimath umgeſtoßen hat, indem er (a. a. O. Abth. 1. S. 292.) ſagt: „die Frage: ob der Oſten der Erde auch der des Menſchengeſchlechtes ſey? ob nicht vielmehr die Kraft Gottes in jedem Welttheile aus ähnlichen Faktoren ähnliche Reſultate, alſo auch Gebilde des Menſchen hervorrufen konnte? kann ſchwerlich je erledigt werden. Wenigſtens dürfen wir ſie nicht bey unſern Forſchungen als erledigt vorausſetzen, und dieſe auf die eine oder andere Löſung ſtützen wollen. Sehen wir deßhalb auch in Europa den, etwa nächſt Amerika, jüngſten Erdtheil; ſo muß uns die Vermuthung freyſtehen, daß er ſeine Bewohner ſelbſt erzeugte, oder daß ſie, ſo gut als aus Aſien, etwa aus Afrika herüber kamen.“ Nach unſrer Anſicht, die ſich auf den Glauben an die Wahrheit des göttlichen Wortes ſtützt, giebt man auf dieſe Weiſe den einzigen ſichern Haltpunkt für die Beurtheilung der alten, wie der Geſchichte überhaupt auf. Eben dieſe Bemerkungen finden aber noch mehr auf die, wie wir jeden Augenblick anerkennen, ſehr ausgezeichnete Forſchung Dunckers ihre Anwendung. Der Verfaſſer berichtet eben nur von den Wanderungen der Kelten und Germanen, wie ſie in den Schriften der Römer und Griechen erzählt werden, und ſo konnte es denn geſchehen, daß man in einem Werke, welches den Titel: Origines Germanicae führt, gar Nichts de origine Germanorum zu hören bekommt. Wir loben die Treue, Sorgfalt und Gewiſſenhaftigkeit, mit welcher der Verfaſſer die Berichte der Quellen zuſammengeſtellt und freuen uns auch über die ſcharfſinnigen Folgerungen, welche er aus denſelben zieht, allein wir hegen aus den zuvor angegebenen Gründen doch mehrere Zweifel gegen die von den Alten gegebenen Nachrichten von den Wanderungen der Kelten aus Gallien nach dem Oſten, namentlich gegen die, daß das ſüdliche Deutſchland von Gallien aus ſeine keltiſche Bevölkerung erhalten haben ſoll, während es umgekehrt viel natürlicher ſcheint, daß Galliens keltiſche Bewohner aus Germanien über den Rhein gekommen ſind. Wir können daher auch nicht recht an den ſagenhaften Bericht von dem großen Zuge des Sigoveſus glauben, den Duncker mit großem Scharfſinn behandelt, indem er aus keltiſchen Städtenamen in Germanien herauszubringen ſich bemüht, (p. 54.), welche einzelne keltiſche Stämme aus Gallien herüber gewandert ſeyen. Allein hieraus ließe ſich auch gerade der umgekehrte Schluß ziehen, und wie Duncker an einer andern Stelle (p. 90) mit Recht darauf aufmerkſam macht, wie die Alten die vielen Einbrüche barbariſcher Völker ſämmtlich als von einem räuberiſchen Stamme ausgehend ſich dachten, ſo möchte es ſich auch mit ihrer Vorſtellung von dem Keltenlande, welches ſie Gallien nannten, verhalten. Auch für Diefenbach ſind die Gründe, welche gegen die Einwanderungen aus Gallien nach Germanien ſprechen, ſo überwiegend, daß er die Sage vom Sigoveſuszug ſehr geneigt iſt, für weiter Nichts, als für eine Erklärungsweiſe der Alten anzuſehen, zu der ſie, da es ihnen an der eigentlichen Kenntniß des Herganges der Dinge gebrach, ihre Zuflucht nahmen, um eine Antwort auf die Frage zu geben, daß außerhalb dem eigent-

lichen Keltenlande, Gallien, auch noch anderwärts Kelten Wohnsitze hatten (vrgl. Celtica II. Abth. 1. S. 148. S. 168. S. 307).

Der Gang seiner Forschungen hat den Verfasser dahin geführt, mehrere Ansichten großer Geschichtsforscher gänzlich zu widerlegen; dieß gilt namentlich von der Meynung Niebuhrs und O. Müllers, daß die Rhätier identisch seyen mit den Rasenern, indem Duncker darthut, daß unter dem Ausdrucke Raeti, theils keltische, theils ligurische Stämme verstanden wurden; diesen letzteren zählt er namentlich die Venusti, die Bewohner des Vintschgaues bey und hier hätten auch wohl die sehr auffallenden Ortsnamen: Eyrs, Laatsch, Naturns, Schluderns und dann weiter im Etschthale, Terlan, Vilpian eine Berücksichtigung verdient. Eben wegen der gemeinschaftlichen Bezeichnung von Liguren und Kelten mit dem Ausdrucke Raeti läßt der Verf. es auch unentschieden, welcher Sprache dieser Name angehöre, indem ihm die bisher, namentlich von Diefenbach (Celtica I. p. 53; ratis, filix, nicht silex, wie in Folge eines Druckfehlers bey Duncker in der Vorrede p. V. steht) aus dem Keltischen gegebenen Erklärungen nicht genügen. Der für den Namen eines dieser Stämme von Duncker vorgeschlagenen Lesart: Virucinates statt Rucinates (p. 74) stimmt auch Diefenbach (Celtica II. Abth. 1. p. 137) bey.

Ein noch größeres Interesse, als die Untersuchungen über die Kelten haben für uns die Ergebnisse der Forschungen des Verf. über die Germanen, und hier sind es wie oben bemerkt, die Heereszüge der Kimbern und Teutonen so wie die späteren der Sueven, welchen er in diesem Theile seiner Arbeit seine Aufmerksamkeit zugewendet hat. In Betreff der ersteren mußte natürlich die Streitfrage, ob dieselben Deutsche oder Kelten gewesen seyen, wieder aufgenommen werden. Daß, wenn auch der Name Kimbern ein keltischer seyn möchte, dieß noch nicht nothwendig dazu führen müßte, das Volk für keltisch zu halten, leuchtet um so mehr ein, als die Meynung, der Name Germanen selbst sey ein keltischer, immer weniger Widerspruch findet. (S. Müller, Marken S. 59. — Zeuß, die Deutschen S. 59 u. f. — Grimm, Gött. Gel. Anz. 1837. S. 167 u. f.). Allein das Volk selbst sich entreißen zu lassen, welches so muthvoll kämpfend bereits im zweyten Jahrhundert vor Chr. Rom leicht den Untergang hätte bringen können, ist den deutschen Geschichtsforschern immer etwas schwer angekommen. Man hat daher, da sich allerdings nicht abläugnen läßt, daß jenem großen Heereszuge sich auch keltische Völker angeschlossen haben, wenigstens in der Weise ein Abkommen treffen wollen, daß die Kimbern: Kelten, die Teutonen aber Deutsche gewesen seyen. (Müller a. a. O. S. 137). Aber der neue Forscher auf dem Gebiete keltischer Geschichte und Sprache, Diefenbach, ist darin unerbittlich (Celtica II. Abth. 1. S. 200 u. f.), er will uns (ebend. S. 210) nicht einmal die Teutonen lassen, ja er hätte nicht üble Lust (ebend. S. 64) uns auch noch den König Ariovist streitig zu machen. Die angenehme Illusion, daß die von Cäsar mit dem Ausdrucke Germani unter den Belgiern bezeichneten Völkerschaften der Condrusi, Caeresi, Eburones und Paemani, ja vielleicht gar die kraftvollen Nervii Deutsche seyen, hat man auch bereits aufgeben müssen (Zeuß, die Deutschen. S. 212. u. f. H. Müller, Marken S. 53 u. f.), und so blieben uns aus der gesammten Zeit bis auf Cäsar nur die kleinen Völker der Vangionen, Tribocher und Nemeter, von denen der letzteren Namen denn doch auch gut keltisch, wie ihre Städtenamen, klingen und die Stämme der Ubier, Tenchterer, Usipeter, Sigambern und Sueven übrig. Es geht uns Deutschen darin wirklich schlecht, denn die Franzosen wollen uns nicht einmal in Betreff des deutschesten Mannes, Karl des Großen, mit dem Buche Ruth ausrufen lassen: „der Mann gehört uns an!“ Doch um auf die Kimbern und die Leistungen unsers Verfassers zurückzukommen, so tritt er wiederum als Verfechter der Deutschheit derselben in die Schranken. So viel ist gewiß, daß das Zeugniß der Alten über die Herkunft dieser Volksstämme nicht entscheidend ist, daher verschmäht es der Verfasser mit Recht, selbst diejenigen, in andern auch die Germanen betreffenden sonst gewichtigsten Autoritäten: Cäsar, Strabo, Vellejus Paterculus, Plinius und Tacitus, welche die Kimbern für Germanen erklären, herbeyzuziehen (p. 90), so daß also Germanenthum

oder Keltenthum derselben aus andern Gründen festgestellt werden muß. Für den ungermanischen Ursprung der Kimbern haben nun Diefenbach und Müller (a. a. O. S. 134), durch welchen auch Grimm an der Deutschheit derselben „wieder irre“ geworden ist (Gött. Gel. Anz. S. 174), folgende Argumente aufgestellt: zunächst die undeutschen Namen ihrer Heerführer, Bojorix, Ceforix, Lucius, Claudius. Aus diesen Namen kann eigentlich auch durchaus kein sicherer Schluß gezogen werden, denn da es keinem Zweifel unterliegt, daß dem großen Völkerzuge auch keltische Stämme sich angeschlossen hatten, so ist auch natürlich, daß keltische Namen von Heerführern genannt werden, wogegen Teutobod (Goth. thiuda - baugs), oder Teutobod unstreitig deutsch ist. Es ist daher auch nicht entscheidend, selbst wenn der Beweis geführt wird, Ceforix, Lucius und Claudius könnten auch keltisirte oder romanisirte deutsche Namen seyn; den Bojorix kann man nicht den Kelten, den Teutobod nicht den Deutschen streitig machen, denn ist, wie Grimm (a. a. O. und Gramm. Bd. 1. S. 17 3te Aufl.) darthut: Teutones deutsch, so muß es auch Teutobod seyn (vrgl. auch Müller a. a. O. S. 139.), und die Zweifel Diefenbachs (a. a. O. S. 211) möchten dagegen wohl nicht begründet seyn. Mit Scharfsinn macht aber Duncker (p. 91) den Versuch, Ceso - rix mit dem Goth. Gaisa - reiks in Vergleich zu stellen und da einzelne Codices für Lucius Lugius, für Claudius: Claodicus lesen, für diese Namen auch deutsche Wurzeln lug oder lyg (an Lygii erinnernd) und hlod in Vorschlag zu bringen. Ferner beruft man sich auf die glänzenden Waffen der Kimbern als undeutsch, da solche bey den Deutschen nachmals, selbst nachdem von ihnen viele römische Legionen entwaffnet waren, nicht angetroffen werden, sondern auch noch Tacitus von ihnen sagt: paucis loricae vix uni alterive cassis aut galea (Müller a. a. O. S. 136). Allein wir können auf dieses Argument nicht ein großes Gewicht legen; einestheils ist es sehr wohl denkbar, daß die Kimbern in ihren langen Kriegen eine große Menge, auch glänzender, Waffen erbeutet hatten, anderntheils hatten sie die Sitte ihre Schilde anzumahlen, so daß die bunten Farben leicht arma nitentia erscheinen lassen konnten, und endlich mögen die langen entblößten Schwerter der Kimbern den Römern die Augen geblendet haben. Noch weniger erheblich möchte es seyn, wenn angenommen wird (Diefenbach a. a. O. S. 206), „die physische Beschaffenheit der Kimbern enthalte gerade die Eigenthümlichkeiten, welche die Kelten mit den Deutschen, den Römern und Griechen gegenüber gemein haben.“ Sehr richtig bemerkt Dunker (p. 92), daß von einem solchen verzweifelten Kampfe der Weiber, wie der kimbrischen, Nichts bey den Kelten, wohl aber bey den Germanen berichtet wird, daß ferner von keinem Kelten etwas dem Aehnliches erzählt wird, er habe vermocht über einen Reiter hinwegzuspringen, auch habe keine keltische Hand den auf dem Schilde stehenden Krieger von den Bergen hinabgeführt, noch dem Fluße mit entgegengehaltenem Schilde gewehrt. Die Sitten und religiösen Gebräuche erscheinen keineswegs ungermanisch (Diefenbach a. a. O.), denn wenn die Kimbern den Römern einen Eid auf einen ehernen Stier ablegten, so erinnert dieß an ähnliche germanische Sitte; man denke an den Eber des Freyr, auf dessen Rückenborsten der unverbrüchliche Eid der Treue geleistet wurde (Mone, Gesch. des Heidenthums Bd. 1. S. 259), an Hialmars Roß, auf dessen Haupt Gelübde abgelegt wurden (ebendaselbst S. 304), an den Canon des vierten Concils von Orleans vom Jahre 541, welcher die heidnische Gewohnheit: ad caput cujuscunque ferae vel pecudis, invocatis insuper numinibus paganorum zu schwören verbot (Mone, a. a. O. Bd. 2. S. 139. Grimm, deutsche Rechtsalterthümer S. 900. Mythologie. S. 27. und f. S. 139 und meine deutsche Geschichte Bd. 1. S. 249). —

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. July.

Nro. 142. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Beowulf. Heldengedicht des achten Jahrhunderts. Zum ersten Male aus dem Angelsächsischen in das Neuhochdeutsche stabreimend übersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Ludwig Ettmüller. Mit einem Kärtchen. Zürich 1840. 191 S. 8.

Unter den wenigen Ueberresten, die uns einen Begriff geben können von der Art und Weise, auf welche die Völker germanischer Zunge um die Tage Karls des Großen und vor denselben das angeborne poetische Vermögen und Bedürfniß geübt und befriedigt haben, ist der umfangreichste und bedeutendste das Gedicht von einem Helden, den es Beowulf nennt. Der Held ist kein Franke, kein Friese, kein Sachse oder Angle: er gehört einem der damaligen Stämme des heutigen Dänemarks und Schwedens an; und dennoch spricht das Gedicht, in der einzigen Handschrift, durch welche es, und zwar in England, auf uns gekommen, nicht die alte Sprache der Dänen oder Schweden, die jetzt sogenannte isländische, sondern die der Angelsachsen.

Es waren, natürlich, Engländer, Hickes und Wanley, welche, und erst um 1705 im Thesaurus Antiquitatum Septentrionalium, auf dieses Ueberbleibsel alter Dichtkunst aufmerksam machten. Ihre Nachricht ist für die Dänen, vorab für die Historiker dieses Landes, wie Langebeck, Suhm u. A., nicht verloren gegangen. Von Kopenhagen wurde im J. 1783 der nachmalige Geheime Archivar Thorkelin nach London gesendet, Abschrift zu besorgen, eine nicht ganz leichte Arbeit, da die Urschrift bey einem Brande i. J. 1731 durch Wasser beschädigt und hie und da ziemlich unleserlich geworden war. So kam das Gedicht in doppelter Abschrift, der einen von Thorkelins eigner Hand, nach Dänemark. Geheimer Rath Bülow schaffte Mittel es zu drucken und es erschien im J. 1815 zu Kopenhagen in 4. unter dem Titel: De Danorum rebus gestis sec. III. et IV. poema Danicum dialecto anglosaxonica. Ex bibliotheca Cottoniana Musaei Britannici edidit, versione latina et indicibus auxit Grim. Johnson Thorkelin etc.

Nicht lange aber blieb diese, was ihr Aeußeres betrifft, stattliche Editio princeps unangefochten. Besonders war es der nach der Hand auch auf einem andern Felde berühmt gewordene Geistliche N. F. S. Grundtvig, der die Blößen derselben in öffentlichen Blättern unbarmherzig aufdeckte, und sich so selber in die moralische Nothwendigkeit versetzte, was er getadelt, seinerseits besser zu machen. Mit der pecuniären Unterstützung des genannten Baron Bülow, dem es weniger um diese oder jene Person, als um die Sache zu thun war, und sodann mit der literären des sprachgewaltigen Rask, unternahm er es, vorerst in volksmäßigen Reimen eine dem Sinne getreuere dänische Uebersetzung der alten Dichtung zu geben. Diese erschien im J. 1820 zu Kopenhagen in 8. unter dem Titel: Bjowulfs Drape, et gothisk Helte-digt fra forrige Aar-tusinde af Angel-sarisk paa Danske Riim ved Nik. Fred. Sev. Grundtvig Præst. Die Verbesserungen, deren, nach wiederholter Vergleichung der Abschriften, der gedruckte Thorkelinische Text bedürftig schien, wurden dieser Uebersetzung einstweilen bloß als Anhang beygefügt. Aber nahe lag der Gedanke an eine neue bessere Ausgabe überhaupt. Grundtvig gieng nach England und im J. 1831

erschien zu London der Prospect einer von ihm herauszugebenden Bibliotheca Anglo-saxonica, in welchem unserm auf jener Insel selbst noch gar wenig bekannten Heldengedichte die erste Stelle zugedacht war. Es ist, sagt von demselben der selbst unter die Dichter seiner Nation zählende Däne, der erste Versuch eines epischen Gedichtes, der, so viel wir wissen, in einer der neuern europäischen Sprachen gemacht worden, und weit entfernt, wie die meisten neuern Epopöen, eine blinde Nachahmung irgend eines griechischen oder lateinischen Vorbildes zu seyn, eine kern-germanische Schöpfung. Und ist, fährt er fort, irgend ein Funke poetischen Geistes in mir, so steh ich nicht an zu behaupten, daß jeder Dichter von welcher Nation man da wolle, hätte stolz seyn dürfen, solch ein Werk hervorgebracht zu haben, so wie das Land, das ihm das Leben gegeben, seinerseits auf den Dichter stolz seyn durfte. Ich weiß, es giebt eine Art von Geschmack, der sich den klassischen nennt, der sich mit Widerwillen wegwenden wird, wenn man ihm sagt, daß dieses Gedicht aus zwey fabelhaften Abenteuern besteht, die nur durch die Person des Helden an einander geknüpft sind, und daß auch die wenigen Episoden, welche sich auf historische Sagen des Nordens beziehen, mit eben so wenig Kunst und Geschick eingeflochten sind. Aber ich meine, solche klassische Geister, welche einen zimpferlichen Widerwillen gegen alles sogenannte gothische Machwerk haben, sollten bedenken, daß sie sich, wie in dem engen Kreis der alten Welt fest gesiedelt, so gewissermassen von der neuern ausgeschlossen haben, und demnach für ihre Ansichten über diese nicht all zu viele Rücksicht in Anspruch nehmen dürfen. Deshalb, und ohne kunstreich zu nennen, was roh, oder meisterhaft was kindisch ist, gleichviel ob alten oder neuern Datums, bemerke ich bloß, daß Beowulf der gothische Held der Dichtung in seiner Jugend mit einem menschenverschlingenden Seeriesen Grendel und dessen Mutter, den Feinden des Dänenkönigs Hrothgar, und in seinen alten Tagen mit dem Feuerdrachen Steorc-keort kämpft, der seit tausend Jahren über segenlosem Golde gebrütet, und daß der Held in diesem Kampfe, obgleich Sieger, sein Leben verliert.

Nun kann allerdings eine solche Erzählung auf eine sehr absurde Weise vorgetragen werden, aber man wird zugeben, daß sie auch einer sehr sinnigen und ansprechenden Einkleidung fähig ist; und ich meines Ortes würde mich wenig freuen auf den Verkehr mit einem Manne, der gar kein Vergnügen fände an dem einfachen, aber belebten Dialog, den herrlichen Schilderungen und den edeln Gesinnungen, die im Beowulf so häufig begegnen. Bringe ich ferner in Anschlag, wie bestimmt und lebhaft die Charaktere der Hauptpersonen, Beowulfs des Helden, Wiglafs seines jungen aufopferungsfreudigen Gefährten, Hrothgar's des königlichen Barden und Weisen, gezeichnet und durchgeführt sind, so kann ich nur bedauern, daß uns die Zeit den Namen des alten teutonischen Homers nicht aufbewahrt hat, und geringer wird meine Verwunderung, daß ein Schöpfergeist wie Shakspeare in dem Lande erstehen konnte, dessen erste kindlichen Versuche im Gebiete der Dichtung solche geniale Meisterzüge darweisen.

Man sieht, der geistreiche Däne hat verstanden zu seinem neuen englischen Publikum zu reden. Und wenn er bereits selber sich auf dortige ältere, dem Studium der angelsächsischen Litteratur zugewendete Kräfte als Vorgänger und Helfer in seiner Unternehmung bezieht, so sind bald nachher deren noch andere jüngere aufgetreten, die er nicht erwähnt, und welchen diese Richtung zu geben vielleicht eben erst dieser Prospectus beygetragen hat. Was außerdem in der von da an für die Engländer zu einer Art Ehrenpunktes gewordenen Sache eingewirkt habe, wissen wir nicht, wohl aber, daß alle durch den Prospectus des Dänen in Aussicht gestellten Publikationen nicht von ihm selbst, sondern von Eingebornen ausgegangen sind, und so unser Beowulf von dem auch mit Deutschlands Bestrebungen in diesem Fache vertraut gewordenen John M. Kemble. Dieser gab den von ihm nach der Urschrift berichtigten und, wo Lücken waren, nach Thunlichkeit ergänzten Text in einem bequemen Octavbande, London 1835, und ließ in einem zweyten, 1837, eine prosaische englische Uebersetzung nebst einem Glossar und zweckdienlichen historisch-philologischen Untersu-

chungen folgen. Damit war gegeben was vorerst nöthig schien, auch unsere deutsche weitgreifende Forschung über Sprache und Geschichte aus dieser neu eröffneten Quelle Stoff und Nahrung und nebenbey Argumente allerley Streitens für und wider ziehen zu lassen. Im Jahre 1839 erschien von H. Leo ein Schriftchen betitelt: „Beowulf das älteste deutsche in angelsächsischer Mundart erhaltene Heldengedicht, nach seinem Inhalte und nach seinen historischen und mythologischen Beziehungen betrachtet. Ein Beytrag zur Geschichte alter deutscher Geisteszustände.“ Und so ist dieser früher unerhörte Name Beowulf auf die eine oder andere Weise unter die Augen auch von Lesern gerathen, die, ohne eben unter die Forscher jener Art gezählt seyn zu wollen, sich doch nicht gerne mit bloßen Namen begnügen.

Ein zeitgemäßer Gedanke war es daher von dem in der Ueberschrift genannten Literator, der dem Publikum bereits durch andere Arbeiten über alte sowohl eigentlich deutsche als isländische und angelsächsische Denkmäler bekannt ist, einer Mehrzahl deutscher Leser auch diesen Beowulf zugänglich zu machen.

Wie viel leichter ihm die Arbeit seyn konnte nach Grundtvig's und Kemble's Vorgang, als sie für Thorkelin gewesen, dem bey noch unsichrerem Texte, wo nicht einmal noch alle Eigennamen unter andern Wörtern sich als solche herausgestellt hatten, und bey den damals noch mangelhafteren grammaticalen und lexicalen Mitteln, öfter ein Rathen als ein Verstehen aushelfen mußte, kann man sich vorstellen. Aber er wollte sie sich nicht leichter werden lassen. Er scheint besorgt zu haben, eine einfache wörtliche Uebersetzung, wie sie Kemble geliefert, möchte dem deutschen Leser nur einen farblosen Schatten von dem Eindruck gewähren, den das künstlich gefügte Original weiland auf den angelsächsischen Hörer gemacht haben muß, und zum Theil auch auf den modernen Leser machen kann, der etwa noch obendrein das angenehme Bewußtseyn eines anhaltenden, mitunter nicht leichten Sieges über die Sprache zu dem Behagen legt, das er an dem altehrwürdigen Bilderbau finden mag. Absehend von Thorkelin's und Kemble's prosaischen Uebertragungen konnte der deutsche Uebersetzer sich Grundtvig's versificierte zum Vorbilde nehmen. Diese, wie Tegnér's Behandlung der Frithjofssage, nach Verschiedenheit der Argumente mit verschiedenen jetzt üblichen gereimten Versmaßen abwechselnde Uebersetzung ist jedem dänischen Leser so verständlich, als es die Bearbeitungen alter vaterländischer Dichtungen durch Simmrock, San-Marte u. A. für jeden Deutschen seyn mögen. Aber auch eine solche hat unser Autor nicht für hinlänglich befriedigend gehalten. Er wollte, so scheint es, eine Nachbildung zu Stande bringen, welche, außer der bescheidenen Bestimmung, wie die genannten prosaischen Uebertragungen die eigene Wirkung des Urtextes nur zu vermitteln, auch die hätte, denselben, was den Eindruck nicht bloß seines Inhaltes sondern auch seiner eigenthümlichen Kunstform betrifft, für ein modernes deutsches Publikum gewissermaßen zu vert[illegible].

Ob dieselbe diesen verschiedenen Bestimmungen gleich nahe gekommen, überlassen wir am füglichsten unsern Lesern selbst zu entscheiden, indem wir den Schluß des Gedichtes mittheilen, welcher überdieß, da er die Art und Weise beschreibt, auf welche dem am Giftbiß des darauf von ihm erlegten Drachen verstorbenen Helden die letzte Ehre erwiesen wird, für die Aufdecker alterthümlicher Grabhügel auch unter uns ein gewisses Interesse darzubieten scheint. Wir geben zugleich das angelsächsische Original, obschon es zwischen den Zeilen 13 und 14 an einer Lücke von mehreren erloschenen Versen und an andern durch Kemble möglichst geheilten Gebrechen leidet. Auch Kemble's und Thorkelin's Uebersetzungen fügen wir bey, um zu zeigen, wie weit letzterer oft vom Ziele geschossen.

(Schluß folgt.)

Origines Germanicae. Commentatio prima. Auctore Maximiliano Wolfgango Duncker. Berol. 1840. 4.

(Schluß.)

Die nachfolgende Untersuchung über die Sueven beschäftigt sich zunächst mit König Arioviſtus, über welchen mit großer Sorgfalt alle Nachrichten der ältern Schriftsteller zusammengestellt sind. Insbesondere macht der Verf. auf die frühere Freundschaft Arioviſt's mit den Römern und darauf aufmerksam, wie von jenen die bereits auf dem linken Rheinufer südlich von Mainz wohnenden germanischen Stämme besiegt worden seyen (p. 118). Für die Zeit, wann er den Rhein überschritten habe, setzt der Verfasser mit vieler Wahrscheinlichkeit das Jahr 62 (p. 108) und setzt das Schlachtfeld, auf welchem Cäsar den Sieg über ihn davontrug, zwar außerhalb des Landes der Sequaner, aber nicht in der Nähe des Rheins (p. 110). Hinsichtlich der Bewegungen, welche die Ankunft der Sueven in den Wohnsitzen der Iſtävoniſchen Völker verursacht habe, stimmt Duncker in seinen Forschungen mit denen H. Müllers im Ganzen zusammen. Sie bemächtigten sich allmählig in ihren auch gegen die Helvetier gerichteten Kämpfen (p. 107. 117) beyder Maynufer (p. 122). In Betreff ihrer ursprünglichen Heimath aber stellt er eine von der bisherigen ganz abweichende Meynung auf, indem er glaubt, sie seyen aus Dänemark gekommen (p. 104); daß sie aus dem skandinaviſchen Norden gekommen seyen, glauben auch wir, ihre Durchwanderung aus Dänemark möchte aber wegen der das nördliche Deutschland wohl von dort aus bevölkernden Ingävoniſchen Stämmen und der diesen verwandten Sachsen nicht sehr wahrscheinlich seyn.

Was endlich Marbod und sein Reich anbetrifft, so zeigt Duncker (p. 126), daß dasselbe nicht vor dem Jahre 15 vor Chr. gegründet seyn kann; auch hält er nicht jenen König wegen seiner eben nicht sehr kriegeriſchen Eigenschaften für den eigentlichen Besieger der Bojer, sondern meynt, daß diese bereits etwa ums Jahr 60 n. Chr. von Quaden, Markomannen, Eudosern und Hermunduren überwältigt worden seyen (p. 112).

So sehr wir wünschen, daß der Verfasser seine gründlichen und scharfsinnigen Untersuchungen über die Deutschen fortsetzen möge und wir bald die zweyte Abhandlung willkommen heißen möchten, so können wir doch nicht umhin zu bemerken, daß wir seine Vorstellung über das was **Origines Germanicae** heißt, nicht ganz theilen können. Wir wollen es hier nicht einmal in Anschlag bringen, daß er die christliche Auffassung von der Wanderung der Völker ganz bey Seite gelassen hat, was freylich bey einer Abhandlung ethnographiſchen Inhalts nicht hätte geschehen sollen, sondern auch sonst vermissen wir so Manches, was wohl Jeder zu den Origines zählen möchte, z. B. eine Untersuchung über den Namen Deutsche, wozu die Teutones und des Tacitus Thuiſco Veranlassung genug boten. Allerdings könnte man im gegenwärtigen Augenblicke diese Untersuchung fast als beendet ansehen, da es nunmehr wohl nicht mehr bezweifelt werden kann, daß Deutsch von thiud, Volk, herzuleiten ist und zugleich die wegen gemeinschaftlicher Abstammung für einander „deutlich Redenden“ bedeutet (vergl. Müller a. a. O. S. 219. Grimm, Götting. Gel. Anz. 1837. S. 174., deutsche Grammatik Bd. 1. S. 12. Sieh auch Pott, Forschungen Bd. 2. S. 522, meine deutsche Geschichte Bd. 1. S. 14). Auf des Volkes Sitte, seinen Character und Anderes, was die sogenannte „Urverfassung“ — um diesen von Majer gewählten Ausdruck zu gebrauchen — betrifft, ist ebenfalls von dem Verfasser nicht eingegangen worden. Doch wir wollen darüber mit dem Autor nicht rechten, sondern ihm für das Geleistete danken.

G. Phillips.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. July.

Nro. 143. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Beowulf. Heldengedicht des achten Jahrhunderts ꝛc.

(Fortsetzung.)

Was die dänische Umdichtung betrifft, so glaubten wir sie nicht ausschließen zu müssen, da wenigstens ihr fließender Jambengang und Endreim jedem sonst des Idiomes Unkundigen einleuchten, und da es überhaupt nicht schaden wird, die uns so nahe liegende, an Literatur aller Art so reiche Sprache dieses Brudervolkes hie und da in Erinnerung zu bringen.

Angelsächsischer Text nach Kemble's Ergänzung.

1 Him thá gegiredan Geáta leóde
2 *á*d on *e*orthan *u*nwáclicne,
3 *h*elm-be*h*ongen, *h*ilde bordum,

4 *b*eorhtum *b*yrnum, swá he *b*éna wäs:
5 álegdon thá tó-*m*iddes *m*aerne theóden

6 *h*äleth *h*iófende *h*láford leófne;
7 ongunnen thá on *b*eorge *b*æl-fý*r*a maest

8 *w*igend *w*eccan: *w*udu-ré*c* ástáh
9 *sw*eart of *sw*ic-thole, *su*ógende let
10 *w*ópe be*w*unden, *w*ind-blond geläg,
11 oth thät he tha *b*án-hús ge*b*rocen häfde,
12 *h*át on *h*rethre; *h*igum unróte
13 *m*ód-ceare *m*aendon *m*on-drihtnes *c*wealm.
. . . . . .
14 Ge*w*orhten tha *W*edra leóde
15 *h*laew on lide, se wäs *h*eáh and brád,

16 *w*eg-lithendum *w*ide to syne,
17 and be*t*imbredon on *t*yn dagum
18 *b*eadu-rófis *b*een, *b*ronda (maestne)
19 *w*ealle be*w*orhton, swá hyt *w*eorthlícost
20 *f*ore-snotre men *f*indan mihton.
21 *B*eág and *b*eohrt *s*iglu, hi on *b*eorg dydon

Ettmüllers alliterirte Verdeutschung.

Ihm da gefteten der *G*eáten *K*rieger
das *E*it an der *E*rde, das *u*nweichbare,
mit dem *H*elm geschmückte und mit *H*eerschilden,
mit *b*lanken *B*rünnen, wie seine *B*itte war.
Die *h*armvollen *H*elden da den *H*errscher legten
in die *M*itte, den theuren, den *m*ächren *K*önig.
Am *B*erge dann begannen der *B*ühlfeuer gröfstes
die *R*ecken zu *r*üften; der *R*auch stieg auf
*sch*warz vom Eite; *sch*wögend es kam
von *W*ufe gefolget. Der *W*indzug lag,
bis es das *B*einhaus gebrochen hatte
*h*eifs am *H*erzen, mit *H*armgedanken;
*m*uthschwer sie klagten des *M*ächtigen Tod.
. . . . . .
Da *w*ürkten dann der *W*eder Leute
einen *H*ügel am *H*ange — der war *h*och und breit,
den *W*ogfahrenden *w*eit erblickbar —
und zimmerten auf in zehen Tagen
des *B*rünnkühnen *M*aal. Der *B*rände gröfsten
mit *W*all sie befchloffen, wie es *w*ürdiglichst
*v*orfichtige *M*änner *f*inden mochten.
*B*auge und *b*lanke Steine in den *B*ühl sie thaten,

Angelſächſiſcher Text.

eall ſwylce *h*yrsta, swylce on *h*orde aer
*n*ith-hydige men ge*n*umen häfdon;
forléton *e*orla gestreon *e*orthan healdan,
gold an *g*reóte, thär hit nu gen lifath
eldum swá *u*nnyt swá hit *a*eror wäs. —

Thá ymbe *h*laew ridon *h*ilde-deore
äthelinges . . cann *e*alra twelfa,
*w*oldon . . . . cwithan *k*yning maenan,
*w*ord-gyd wrecen, ſylfe *wel* ſprecan.
*E*ahtodon *e*orlſcipe, and his *e*llenweorc
*d*uguthum *d*emdon, ſwa hit ge*d*éfe bith,
that mon his *w*ine-drihten *w*ordum herige,

*f*erhthum *f*reoge, thonne he *f*orth ſcyle
of *l*ic-haman, *l*aene weorthan.
Swá be*g*nornodon *G*eata leóde
*h*láford leófne *h*eorth-gene*a*tas;
cwaedon thät he *w*aere *wyrold*-cyninga
*m*anna *m*ilduſt and *m*onthwaeruſt,
*l*eodum *l*ithoſt and *l*of-geornost.

Ettmüllers alliterirte Verdeutſchung.

all die *Z*ierden auch, ſo die *Z*ornmüthigen
vom *H*orte zuvor *h*olten, die Männer
liessen der *E*orle Schmuck die *E*rde bewahren
das *G*old im *G*riene. Im *G*rand nun bleibt es
den *E*rdwohnern *u*nnütz, wie's vor *A*lters war. —

Um den *H*ügel dann ritten *H*ildberühmte
der *E*dlinge Schaar, in *a*llem zwölfe;
wollten ver*k*ünden, des *K*önigs gedenken,
*W*ortſang erheben, *wol* ſelbst ſprechen.
Sie ehrten ſeine *E*orlſchaft und ſein *E*llenwerk,
zeugten ſeinen *Z*üchten, wie's ziemend iſt,
dafs *W*ehrmann *w*erthen Herrſcher mit *W*orten erhöhe,
von *H*erzen er*h*ebe, wenn *h*ier er muſste
*w*ürdelos *w*erden, die *W*elt verlassen.
Den guten Herrscher der *G*eaten Leute
die *H*erdgenossen mit *H*arm ſo klagten,
rühmten, dass er *w*äre der *W*eltkönige,
der *M*änner *m*ildester und *m*annfreundlichſter,
den *L*euten *l*iebreichster und *l*obgierigſter.

Kemble's engliſche Ueberſetzung.

For him then did the people of the Geáts prepare upon the earth a funeral pile, strong, hung round with helmets, with war-boards and bright byrnies, as he had requested: weeping the heroes then laid down in the midst their dear Lord; than began the warriors to awake upon the hill the mightiest of bale-fires; the wood-smoke rose aloft, dark from the foe of Wood; noisily it went, mingled with weeping: the mixture of the wind lay on till it had broken the bone-house, hot in his breast: sad in mind, sorry of mood they moaned the death of their Lord.

. . . . . .

The people of the Westerns wrought then a mound over the sea, it was high and broad, easy to behold by the sailors over the waves, and during ten days they built up the beacon of the war-renowned, the mightiest of fires; they surrounded it with a wall, in the most

Thorkelin's lateiniſche Ueberſetzung.

Illum tunc salutavit Gothorum populus
confluens in terra strenuus
galea redimitus, bellicis ensibus,
splendidis loricis: sic ille petierat.
Collocarunt in medio gloriosum regem
milites ovantes dominum dilectum.
Incepit tunc in colle rogum igne maximum
miles excitare. Xylophagus ascendit
ater prae doloso labore, evolans discessit.
Lacrimis perfusam ventus pyram dejecit,
ex quo ille osseam domum (corpus) fregerat.
Ardentes pectore, mente tristes,
animo solliciti lugebant regis necem.

. . . . . .

(Basilicam) perficiebat tunc Aeolicus populus.
Illa erat alta et ampla,
navigantibus late conspecta;
et signum expansum in summo vertice.
Jussu principis signum ignitum
ad murum fecerunt, ut fieret simillimum.

Kemble's engliſche Ueberſetzung.

honourable manner that wise men could devise it: they put into the mound rings and bright gems, all such ornaments as the fierce-minded men had before taken from the hoard; the suffered the earth to hold the treasure of warriors, gold on the sand, there it yet remaineth as uselefs to men as it was of old. — Then round the mound rode a troop of beasts of war, of nobles, twelve in all: they would speak about the king, they would call him to mind, they would relate the song of words, they would themselves speak: they praised his valour, and his deeds of bravery they judged with praise, even as it is fitting that a man should extol his friendly Lord, should love him in his soul, when he must depart from the body to become valueless. Thus the people of the Geats, his domestic comrades, mourned their dear Lord; they said that he was of the kings of the world the mildest and gentlest of men, the most gracions to his people and the most jealous of glory.

Thorkelin's lateiniſche Ueberſetzung.

. . . . sagaces viam intus possent.
Illi tumulo intulere annulos et monilia,
et talia ornamenta, qualia ex thesauro
antea quis occultè sustulerat.
Relictae sunt nobilium opes terrestres,
custoditum aurum terra; ibi id nunc
. . . . . iterum relictum
. . . tam inutile quam . . .
Fuit tunc circa tumulus structus
. . . . . Bellonae dilecto
principi . . . . omnes duodecim
voluere . . . . dicendo, regem commemorando,
carmeu recitando et de ea loquendo,
collaudabant ducis gesta et ejus fortia facta.
Nobiles statueruut sic iterum . .
utinam ejus amici verbis collaudantes
pectore laeti iterum exinde reportent
pro munere domum . . . . .
Sic moerore comploravit Gothorum populus
domini . . . familiares . . .
Dicebant, quod esset mundi rex
viris liberalissimus et manu fortissimus,
populo clementissimus et gloriae cupidissimus.

Grundtvig's gereimte däniſche Ueberſetzung.

Nu Brände-Bedd i Favne-Maal
Opſtablet blev paa Tue,
Og hjelmetakt et väldigt Baal
Kom ſkyndelig til Skue!
Der bänked, efter hans Attraa,
Nu Gotherne den Bolde
I Kreds af Brynier lyſegraa
Og brede Kämpe-Skjolde!
Mens Bjerg og Bölge höit gjenlöd
Af Kämpers Jammer-Klage,
Fra Konge-Baal og Brände-Glöd
Sig Luen ſwang ſaa fage;
I kulſort Svöb of Rög den ſteg,
Af Winden bradt dog klövet,
den boltred ſig i vilden Leeg
til Baalet ſank i Stövet,
til, under Brag og Jammer-Skrig,
Hvert Been war knuſt, den Kjäres Lig
Opbrändt, oplöſt til Aſke!
. . . . . .
Fuldmod i Hu, med Klage-Maal,
Nu Gothlands Kämpe-Skare,
Hvor Drotten ſmuldred nys paa Baal,
Hvis Tjenere de vare,
Opkaſted brat en Kämpe-Grav,
En Höi paa Klippe-Tinde,
Som ſkinned vidt og bredt paa Hav,
Til Gothe-Heltens Minde:
I Dage ti de öſte Muld,
Og reiſte Bauta-Stene,
De öſte Hvälvingen og fuld
Af Grube-Guld det rene,
Ja, Smykker, Ringe, hvert et Gran,
Man tog fra Edder-Dragen,

Blev jordet med dens Bane-Mand,
Kom aldrig meer for Dagen,
Men hviler nu i Jordens Favn,
Ja skimler nu, til Ingens Gavn,
som för i Mulm og Mörke. —
Ved Heltens Grav et Skjalde-Chor
Med Sorgen var tilstäde,
Ja Skjalde tolv, me klingre Ord
Hans Drape höit at kväde! u. s. w.

Wir sind geneigt zu glauben, daß der dänische Umdichter seinen Landsleuten in höherem Grade zu Dank gearbeitet habe, als der Deutsche der Mehrzahl der seinigen.

(Schluß folgt.)

Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit von Joh. Gottfr. von Pahl, k. Würtemberg. Prälaten und General-Superintendenten. Nach dem Tode des Verf. herausgegeben von dessen Sohne Wilhelm Pahl. Tübingen 1840 VI. und 815 S. gr. 8.

Nicht viel mehr als die Hälfte dieses starken, engedruckten Bandes nehmen die Denkwürdigkeiten ein, die, von Pahl selbst niedergeschrieben, nur ungefähr bis in die Mitte seiner Laufbahn führen; den übrigen Raum hat der Herausgeber, zum kleineren Theile aus dem handschriftlichen Nachlasse, zum größeren aus Druckschriften seines Vaters, etwas ungebührlich gefüllt. So eng und klein der Kreis ist, aus welchem die Denkwürdigkeiten sich herschreiben, so anziehend sind sie dennoch, bey der breitesten Ausführlichkeit, die solchen Schriften gar wohl ansteht, zunächst zwar für den Würtemberger, aber auch für jeden Oberdeutschen überhaupt, durch Schilderungen aus dem Leben in Schwaben und der Nachbarschaft am Ende des vorigen und im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts. Manchem Leser wird zwar, wie dem Ref., die Anmaßung zuwider seyn, mit welcher hier eine ungründliche, übrigens gutmüthige Neuerungslust vom Anfang bis zu Ende gegen „die Stabilität“ eifert; doch kann damit die Aufrichtigkeit aussöhnen, womit viele Täuschungen und Leiden der Instabilität eingestanden werden.

Bey einem Vielschreiber, wie Pahl war, darf man es mit der Sprache nicht eben genau nehmen; aber einer der schmählichsten Sprachfehler neuester Zeit kommt hier so oft vor, daß Ref. nicht anders kann als ihn für vorsätzlich halten.

S. 29. „Um einige Jahre älter als ich, und an Kenntnissen mir bedeutend überlegen, anerkannte ich bescheiden die Superiorität, die ihm über mir gebührte.“ S. 45. „In früher Jugend schon durch seine Neigung zum Studium der Natur hingezogen, blieb dasselbe die Liebe seines ganzen Lebens.“ S. 154. „Weniger aufgelegt, selbst zu schaffen, als das Gegebene zu empfangen, zu berichtigen und festzustellen, ward das historische Gebiet in seinem weitesten Umfange seine eigentliche Heimath.“ S. 209. „Unbekümmert um die Vorschriften, durch welche der Reichsdeputations-Receß die Willkühr der neuen Erwerber zu lähmen gesucht hatte, wurden die Pensionen der Geistlichen mit einer Kargheit bestimmt, die Manchem kaum das tägliche Brod gewährte.“ S. 234. „Von früher Jugend an mit Salat innigst befreundet und mit ihm in der Dillinger Schule erzogen, konnte ihm mein Erscheinen in seiner Nähe nicht gleichgültig seyn.“ Von diesem, wahrscheinlich durch eilfertige Uebersetzer aus dem Englischen zuerst versuchten participium absolutum, das in den Satz, worein es fällt, ein Gliederweh bringt, ist dem Ref. nur Ein Beyspiel bekannt, das noch ärger und abschreckender als die obigen ist. Es steht in den Erg. Bl. der Hall. A. L. Z. 1837 Nr. 22. und lautet: Hier, bey der Vertheidigung eines Dorfes mit 30 Kürassieren von den Oesterreichern angegriffen und endlich gefangen, ward der König durch seine tapfere Vertheidigung auf ihn aufmerksam.“ Der Angegriffene war General Seidlitz, der König, Friedrich II.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. July.

Nro. 144. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Report on the Tea plant of Upper Assam by William Griffith, Asst. Surg. Madras Establishment etc. (Transactions oft he Agricultural and Horticultural Society of India. Vol. V. Colcutta 1838) 85 S. 8.

Schon seit einer geraumen Reihe von Jahren sind die europäischen Handelsmächte bedacht gewesen, sich in Beziehung auf den Theehandel von dem Joche los zu machen, in welches das eingebildete Bedürfniß und die wahrhaftige Geldgierde einerseits, so wie anderseits der Hochmuth der Regierung des himmlischen Reiches sie geschmiedet hatte. Nachdem man vergeblich bemüht gewesen war, ein Surrogat oder vielmehr ein Aequivalent für den ächten Thee, der nun einmal nur aus China geholt werden konnte, zu finden, kam man endlich auf den Gedanken, den Chinesen den alleinigen Besitz der kostbaren Pflanze selbst aus den Händen zu winden. Holländer, Franzosen, Spanier, Portugiesen und Engländer machten zu diesem Behufe wiederholte Anstrengungen, deren Geschichte die Gränzen unsers heutigen Berichtes überschreiten würde. Das Verfahren der verschiedenen Nationen bey diesem Bestreben war so ziemlich dasselbe. Man wußte, daß mit der Pflanzung des Theestrauches überhaupt nur der kleinere Theil des Unternehmens gesichert sey, daß im Gegentheil die Hauptbedingniß, um brauchbares marktthaltiges Gut zu gewinnen, in der Pflege des Baumes, in der Art der Blätterlese und in der Zubereitung derselben nach der Aerndte liege. Daher suchte man sich gewöhnlich mit der Pflanze auch Leute zu verschaffen, welche mit ihrer Kultur bereits vertraut waren, und die Uebervölkerung China's bot hiezu gute Gelegenheit. Es entstanden auf diese Weise chinesische Ansiedlungen in Surinam, Brasilien, Java ꝛc., welche theils noch fortdauern, theils wieder aufgehört haben. Die französischen und spanischen Bemühungen um die Uebersiedlung der Theekultur blieben indessen immer untergeordneter Art oder waren wenigstens mit dem geringsten Erfolge gekrönt. Den Franzosen gebührt das Verdienst, zuerst den Kaffee nach den Antillen, durch Declieux, gebracht zu haben, aber ihre Theeplantagen waren, wie überhaupt ihr Kolonisationswesen in Amerika, nie von besonderm Belang. Spanien machte einige ernstlichere Bemühungen, aber in den Reichen der edlen Metalle Meriko und Peru überwogen diese, und im Süden, in Paraguai hatte der chinesische Thee einen zu mächtigen Gegner an dem einheimischen, der Maté und Gongonha (Ilex paraguaiensis), der noch jetzt einen der wichtigsten Konsumtionsartikel jener Landstriche ausmacht, während in Oberperu der Genuß der Coca (Erythroxylon Coca) im Wege stand. Vermuthlich außer allem Zusammenhang mit der asiatischen Sitte des Theetrinkens hatte sich der Gebrauch des Paraguaythees um die Lande des La Platastusses her ausgebreitet und in Oberperu war analog dem Opium des Orients die Coca als Berauschungsmittel üblich geworden. Auch in Meriko stand der Pulque, ein gegohrner Saft der Agave americana und potatorum der Verbreitung des Thee's im Wege. Amerika hatte sich somit seine gegohrnen und abgekochten Getränke aus einheimischen Gewächsen bereiten gelernt. Nur die englisch-deutsche Bevölkerung des Nordens nahm im Großen an der Konsumtion des chinesischen Thee's Antheil. Die Portugiesen suchten seit Anfang dieses Jahrhunderts in Brasilien den Theebau einzuführen. Es wurde in der Nähe von Rio Janeiro eine chinesisch Colonie zu diesem Behufe gegründet, aber das Resultat war unbedeutend. Erst in neuester Zeit ver-

legten sich wohlhabende Pflanzer in den Provinzen Rio und St. Paul auf diese Kultur und producirten Thee in verhältnißmäßig großen Quantitäten und von marktthaltiger Güte. Aber nach dem Berichte Guillemins, welcher von der französischen Regierung abgeschickt wurde, um diese Theekulturen zu besichtigen, ist der Arbeitslohn in Brasilien zu hoch, als daß sich der Anbau rentiren könnte, da der aus China eingeführte Thee wohlfeiler gekauft werden kann, als das Landesprodukt zu stehen kommt.

Die Holländer versuchten die Theekultur vorzüglich in ihren ostindischen Besitzungen, ins Besondere auf Java. Sie brachten die Samen der Pflanze in großen Quantitäten aus China und Japan. Da dieselben leicht ihre Keimkraft verlieren und deßhalb ohne Schutz den langwierigen Seetransport schwer aushalten, so wurden sie in flachen hölzernen Kisten in Lehm eingeschlagen und erhielten sich auf solche Weise vollkommen gut. Gegenwärtig sind die Plantagen schon sehr ausgedehnt und enthalten gegen eine Million älterer und jüngerer Sämlinge.

Die Engländer haben die Uebersiedlung des Thees auf verschiedenen Orten im Festlande der vorderen indischen Halbinsel, auf Pulo Pinang, Ceylon, und sogar auf St. Helena versucht. Schon im J. 1793 schickte Lord Macartney einige Pflanzen aus China nach Indien.

Ueberall gedieh der Strauch ziemlich gut, aber in zu heissen und trockenen Gegenden war die Qualität der Blätter von geringer Güte. Mit Nachdruck wurde der Anbau indessen erst mit dem Jahre 1834 betrieben.

Die größte Schwierigkeit in der Kultur war überall, daß man nicht recht wußte, welchen Boden, welche Lage, überhaupt welche äußeren Verhältnisse man den Theeplantagen bieten müsse. Die Provinzen von China, in welchen die Kultur des Thee's am Ausgedehntesten betrieben wird und welche das beste Produkt liefern, waren und sind noch jetzt zu wenig bekannt, als daß man gründliche Belehrung von dorther nehmen konnte.

Die einzigen Anhaltspunkte lieferten die englischen Ambassaden, besonders die von Macartney und Staunton, so wie spätere Nachrichten von Abel und Reeves. Leider giengen die Sammlungen und Papiere des ersteren, des einzigen, welcher die Theeprovinzen mit einiger Musse besuchen konnte, im Schiffbruch der Fregatte Alceste zu Grunde. Man wußte also eigentlich nur, daß der Thee in China hauptsächlich zwischen dem 27 und 30 Grade nördl. Breite und zwar der grüne Thee nördlicher zwischen 29 u. 30°, der braune Thee oder Bohea-Thee südlicher zwischen 27 u. 28° vorzugsweise gebaut wird. Außerdem waren aber in China noch Standorte bis zu 36° 30′ n. Br., in Japan noch nördlicher, in Cochinchina endlich als südlichste Gränze bis zum 17° bekannt. Allein in so mannigfach von hohen Gebirgen durchschnittenen Ländern sind mit der geographischen Breite allein das Vorkommen und die Lebensbedürfnisse einer Pflanze noch nicht erklärt. Man muß auch wissen, ob sie auf Höhen oder in Niederungen, auf trocknem oder nassem, schwerem oder leichtem Boden vorkomme u. s. w. Am besten erkennt man ihre Bedürfnisse, wenn man die Pflanzen weiß, in deren Gesellschaft sie vorkömmt. Nach den Erfahrungen, welche Royle (Illustr. of the Himal. Plants p. 107 — 127) zusammengestellt hat, wäre die Flora der Theegegenden eine fast rein tropische oder wenigstens diejenige, welche den Niederungen unter 29 — 27° n. Br. entspricht. Reis, Baumwolle, selbst Zuckerrohr wird in der Nähe des Thee's gebaut, der Talgbaum (Stillingia sebifera), Firnißbaum, Kampherbaum, tropische Eichen (Quercus densifolia und chinensis), Cunninghamia, Euphoria, Diospyros kommen in Gesellschaft desselben vor. An der Stelle, wo Abel ihn muthmaßlich wild fand, wuchsen auch Eleococcus verrucosus und Eugenia microphylla Große Pflanzungen von Camellia oleifera befanden sich in der Nachbarschaft. An den Bergen wuchsen zwar auch Föhren, aber es war Pinus Massoniana, eine Art, welche wenigstens leichter als die übrigen in ziemlich warmen Breiten gedeiht (sie wird auch am Kap schon lange als Zimmerholz kultivirt), und deren Vorkommen keinen Ausschlag giebt, weil die Chinesen ihre Nadelholz-Wal-

dungen künstlich an allen passenden Orten pflanzen. Im Allgemeinen scheint sich das Resultat herauszustellen, daß die Theekultur mit Vortheil kaum über den 32° n. Br. ausgedehnt werden könne, und deßhalb die Hoffnungen Derjenigen viel zu sanguinisch seyen, welche den Theebau in Mitteleuropa für leicht ausführbar halten.

Ueberdieß ist bis auf den heutigen Tag noch nicht ausgemittelt, ob der käufliche Thee sämmtlich von einer, oder ob er von mehreren Pflanzenarten komme. Heyne nahm drey Arten an, welche er Thea Bohea, viridis und stricta nannte. Der Handel unterscheidet zwey Hauptformen, den grünen und den Bohea-Thee und diese scheinen auch in den Anfoderungen für ihr Fortkommen verschieden, denn der grüne Thee kömmt z. B. in guten Lagen Englands noch in Gärten bey gehörigem Schutze fort, während der Bohea-Thee das Freye nicht mehr verträgt. Die direkten Nachrichten aus China sind nicht allein unsicher, sie sind sich sogar geradezu widersprechend. Einige englische Agenten behaupten unbedingt, daß zweyerley Arten von Thee gebaut werden und berufen sich dabey auf die Verschiedenheit, die sich schon im Aufguß der Blätter bemerklich mache. Andere sagen, alle hier eintretenden Verschiedenheiten seyen rein Folge der Zubereitung der Waare, man könne aus einerley Blatt grünen und braunen Thee machen, die dritten endlich, es gäbe drey Arten, den grünen und den braunen Thee, und eine dritte gleichsam indifferente, aus welcher künstlich beyde Sorten des Marktgutes hergestellt werden könnten, jedoch sey dieses an appearance that can be given; the deception is detected as soon as it is put into water.

(Schluß folgt.)

Beowulf. Heldengedicht des achten Jahrhunderts ꝛc.

(Schluß.)

So zweifeln wir, ob unter diesen sehr viele seyn werden, die bey sonst offenem Sinne nicht bloß für den uns so sehr zum Bedürfniß gewordenen Endreim, sondern auch für eine regelrechte Abwechslung von betonten und unbetonten Sylben, selbst für fremdere griechische und lateinische Versmaße, das Joch, das sich der deutsche Uebersetzer hat auflegen wollen, (ohne unsere Hinweisung durch cursive Buchstaben) auch nur äußerlich wahrnehmen, geschweige denn innerlich empfinden und in dem Maße hoch anschlagen werden, als es ihm schwer geworden seyn mag, — wir meynen die Alliteration, d. h. das Kunststück, unter die 4 bis 6 betontern Wörter, aus denen ein Vers bestehen darf, 2 oder 3 solche zu bringen, die in ihrer Stammsylbe mit einem und demselben Consonanten oder mit einem Vocal beginnen, wobey außerdem noch eine gewisse Stellung derselben in Betracht kommt. Muß vor tausend Jahren das Ohr aller Völker germanischer Zunge, wie isländische und angelsächsische, nieder- und oberdeutsche Dichtungen beweisen, für diesen damals einzigen Dichterbehelf ungemein scharf und empfindlich gewesen seyn, so ist es für denselben wenigstens bey uns Deutschen im Laufe der Zeit, die es an den Reim gewiesen und gewöhnt hat, beynahe eben so stumpf geworden. Sollte es auch heutige Isländer noch der Mühe lohnend dünken, ihre Verse mitunter zu alliteriren, bey uns erscheint solche Mühe, selbst die eines Gräter und unsers Umdichters, als eine so ziemlich undankbare, — und doppelt Schade, wenn sie noch obendrein Veranlassung wird, der Sprache Gewalt anzuthun, und die Hauptsache, das Verständniß, zu beeinträchtigen.

Wir können es dem Leser überlassen, in den obigen 40 Versen der deutschen Uebersetzung die Wörter nachzuzählen, die ihm als mehr oder minder unerhörte und selbst wieder einer Uebersetzung bedürftige, somit als eben so viele Steine des Anstosses, einzig und allein jenem Kunststück zu Liebe, in den Weg geworfen sind. Mögen sie auch alle von unbezweifelter Deutschheit uud theils ältern, theils neuern Dialekten der Gesammtsprache entnommen seyn, es mangelt ihnen in den Augen des größern Publikums das charakteristische, durch das Wort deutsch selbst ausgedrückte Merkmal der Volksmäßigkeit und allgemeinen Verständlichkeit. Wir setzen bloß bey, daß sich solcher Steine des

Anstoßes in den vorangehenden 3142 Versen der deutschen Umdichtung verhältnißmäßig nicht weniger finden.

Wenn wir daher nicht so getrost, als vielleicht der Verf., zu hoffen vermögen, daß seine Arbeit Lesern, die im Falle sind vom Original selbst Umgang nehmen zu müssen, dasselbe auf sonderlich genießbare Weise werden vertreten können, so anerkennen wir gerne die nicht geringern Dienste, welche sie deutschen Lesern, die zugleich den Urtext vor sich nehmen, als Dollmetscherin und Vermittlerin der nicht wenigen Schwierigkeiten desselben leisten wird. Zu dem Ende hat sich der Verf., wie bereits die Ergänzungsblätter Nr. 94 — 99 der Halleschen allg. Literaturzeitung v. 1839 bewiesen, eine durchgreifende Kritik des Textes angelegen seyn lassen. Was ihm dabey als bessere Lesart, Ergänzung, Deutung erschienen, ist natürlich dieser Bearbeitung zu gut gekommen. Wir finden uns nicht berufen hierüber in Einzelnes einzugehen, glauben aber, ohne Kemble's Verdienste zu mißkennen, daß die spröde angelsächsische Dichtung durch Ettmüllers Bemühungen uns abermals näher gerückt worden ist.

In der Einleitung verbreitet sich der Verfasser über das Mythologische des Gedichtes, über Person und Namen der Helden, so wie über das was man allenfalls auf geschichtlichen Boden zurückzuführen versucht seyn könnte. Die vorkommenden Völkernamen werden nicht ohne Gewinn mit denen, die im ohngefähr gleich alten angelsächsischen Wallerlied (von Ettmüller ebenfalls besonders unter dem Titel Scôpes Widsidh herausgegeben) zu finden sind, zusammengehalten. Die Weder-Geatas oder Wederas, meynt E., seyen eben Nord-Gauten, wie man die Nordseite noch jetzt Wetterseite nenne. Wir hatten uns als solche bisher die Westseite gedacht. Beyläufig bemerken wir zu S. 26, daß Hygd (Verse 3849, 4340, 4733 bey Kemble) als Eigenname einer Person und zwar der Gemahlin des Dänenkönigs Hygelâc (dieses der einzige, auch bey nordischen und fränkischen Historikern zu den Jahren 515 — 520 nachgewiesene Name des Gedichtes) unsers Wissens zuerst von einem Manne erkannt worden ist, der von dem Vielen was er weiß, bisher nichts hat drucken lassen, von Richard Cleasby aus London, welcher dermalen zu Kopenhagen ein zum Verständniß der ältern nordischen Literaturdenkmäler dringend nöthiges Glossar vorbereitet. Kemble's von E. bekämpfte Ansicht, daß unter den Geatas, welchen der Held des Gedichtes angehört, die Vorfahren der Angeln zu verstehen seyen, fußte wohl hauptsächlich auf der Erwägung, daß Angelsachsen angelsächsisch gewiß, wie z. B. die Fragmente über die Schlachten bey Finnesburg und Brunanburg und das von Byrhtnoth zeigen eher von Thaten ihrer eigenen Stammältern, als von denen anderer Völker gesungen haben möchten. Doch können ja Sagen, die die erobernden Dänen, wohl auch schon in poetischer Form, auf die Insel mitgebracht, nach der Hand auch von den Angelsachsen aus dem Dialekt der skandinavischen Eindringlinge in den eigenen umgegossen worden seyn. Und so stimmen wir gerne unserm Uebersetzer bey, der da behauptet, daß daß Beowulfslied ursprünglich aus einzelnen Liedern bestanden habe, die mit der Zeit in ein Ganzes vereinigt wurden. Wer erinnert sich hierüber nicht an andre berühmte Dichtwerke dieser Art, denen man eine ähnliche Entstehung zuschreibt! Jene ursprünglichen Lieder aber denken wir uns nicht als angelsächsische, sondern als nordische, nämlich als solche, wie sie unter den in England eingedrungenen noch heidnischen Dänen fortgesungen werden mochten. Die Angelsachsen selbst waren schon seit dem sechsten Jahrhunderte Christen. Einer von diesen, gleichviel ob er von den epischen Vorbildern der Alten Kenntniß gehabt oder nicht, dichtete jene Lieder aus dem nordischen Dialekt in den seinigen um, indem er die Abenteuer vermuthlich verschiedener Helden auf den Einen, Beowulf, übertrug und das also entstehende Ganze mit den christlichen Reflexionen durchflocht, die auch der Uebersetzer im vorliegenden Drucke durch einwärts gerückte Zeilen als spätere Zuthaten hat ausgezeichnet wissen wollen.

Berichtigungen.

Nr. 142. Sp. 107 Z. 4 v. u. lies Steorc-*heort*.
Nr. 143. Sp. 113 V. 21 setze das Komma ans Ende.
Sp. 114 V. 12 setze das Semicolon in die Mitte.
Sp. 118 Z. 13 lies de eo.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. July.

Nro. 145. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Report on the Tea plant of Upper Assam by William Griffith, etc.

(Schluß)

Die botanischen Kennzeichen, welche zur Characteristik der Arten angegeben worden, sind sehr schwankend und beziehen sich lediglich auf die Dimensionen des Strauches, Größe und Derbheit der Blätter, Zahl der Blumen ꝛc. Sicher unterscheidende Merkmale sind noch nicht angegeben worden. Die größere Empfindlichkeit des braunen Thees in rauheren Lagen kann eben so gut Folge verjährter Angewöhnung einer Spielart, als Eigenthümlichkeit einer distinkten Art seyn.

Allerdings ist seit dem Jahre 1834 nun eine weitere große Erfahrung den bisher aufgeführten beygetreten, aber auch sie muß, so folgenreich sie scheint, noch mit vieler Vorsicht aufgenommen und benutzt werden. Zu jener Zeit machten nämlich die Engländer die Erfahrung, daß an den nordöstlichen Gränzen ihrer weiten Besitzungen in Ostindien, in Ober-Assam, der Thee wild wachse. Kapitän Jenkins, Gouverneur dieser Gränzprovinzen, schickte ausführliche Berichte darüber nach Calcutta und veranlaßte das Gouvernement, eine Kommission, bestehend aus den Herren Dr. Nath. Wallich, General-Director des botan. Gartens in Calcutta, Will. Griffith Surgeon Madras Establ., und Mc. Clelland (als Geologen) zu Bewahrheitung und weiterer Ausbeute der Thatsache abzusenden. Die oben angezeigte Schrift enthält nun den Bericht über diese Expedition, aus welchem wir einige Auszüge geben, in soferne sie die bereits aufgeführten Thatsachen über Vorkommen und sonstige Modalitäten der Theepflanze weiter erläutern.

Zwar wird der wahre Freund der Wissenschaft ungern auch in diesem Berichte erkennen, daß gemeinsame wissenschaftliche Unternehmungen selten in wahrer Gemeinschaft und Einigkeit betrieben werden. Schon in Calcutta war zwischen Wallich und Griffith ein Mißverständniß über die Verwaltung der Pflanzschule (nursery) des botanischen Gartens entstanden. Die Reise glich dasselbe nicht aus, denn der gereizte Ton, in welchem Griffiths Abhandlung abgefaßt ist, zeugt leider für dessen Fortdauer, aber es bietet doch auf keinen Fall einen Grund dar, an der Wahrhaftigkeit der Nachrichten eines Mannes zu zweifeln, der durch seine Illustrations of the Indian Botany und ähnliche Arbeiten mit Recht das Vertrauen des wissenschaftlichen Publikums sich schon längst erworben hat. Wir folgen demnach dem Griffith'schen Berichte in seinem eignen Verlaufe.

Die Kommission, aus den oben genannten drey Mitgliedern bestehend, verließ Calcutta am 29. August 1835, erreichte im Januar Sadiya, die Gränzstation von Ober-Assam und am 16. sahen sie bey Kuju zum erstenmale den Thee an seinem wilden Standorte. Mit Besichtigung der übrigen Theeplätze wurde die Zeit bis zum 8. März zugebracht und im Sommer erfolgte die Rückreise nach Calcutta.

Der Thee wurde an fünf verschiedenen Orten theils in, theils außer dem brittischen Gebiete beobachtet. Die geographische Begränzung dieser Standorte fällt zwischen 27° 25 und 26 n. Br. u. 96 — 94° östl. Länge. Den Namen Theewälder verdienen die Gebüsche, wie sie immer vorkommen, nirgends. Sie sind meistens niedrig, mit vielem fremdartigem Gebüsch und Bambusdickichten (Jungle) untermischt und von geringer Ausdehnung, oft nur 150 bis 200 Ellen, höchstens ½ engl. Meile groß.

Dabey liegen sie isolirt von einander, meistens in Niederungen, welche zu Zeiten Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, selten auf Hügeln. In manchen Distrikten, sagt Griffith, seyen die Gebüsche so dicht, daß die Theesträuche selbst schwerlich einen Sonnenstrahl genieſſen. An solchen Orten sind sie daher auch meistens blätterarm und die Aeste, wie bey allen Pflanzen an allzuschattigen Standorten, übermäßig in die Länge gedehnt. Der Boden ist durchgängig leicht und locker, aber tief und fruchtbar, die Farbe röthlich oder gelblich, die Unterlage Sand. Die Oberfläche des Landes ist gewöhnlich von kleinen Vertiefungen und Erhöhungen uneben. Die Höhe der Lage über dem Meere scheint kaum irgendwo 1000 Fuß zu übersteigen.

Die durchschnittliche Höhe der einzelnen Pflanzen beträgt 6 — 8 Fuß, ausnahmsweise erschienen einzelne bis zu 43, 47 und 50 Fuß Höhe (im Kuju-Distrikte) und 6 Zoll Durchmesser. Die Blumen erschienen in den verschiedenen Stationen von der Mitte December bis Februar und gleichzeitig reiften die Früchte der letztvergangenen Blüthezeit. Die Blätter wechselten in einer Länge von 4 — 8 Zoll; ihre Ausschlagszeit schien in den April zu fallen.

Die Vegetation, welche die Theedistrikte umgiebt, ist nach Griffith fast durchgehends tropisch. Rubiaceen, Acanthaceen, Cyrtandraceen, Myristiceen, Laurineen, Piperaceen, Dillenia speciosa, Leea, ein Dipterocarpus und ein Chloranthus, tropische Orchideen, Camellieen, Gräser, eine Roxburghia, so wie lauter in denselben Breiten wohnende Farne wurden bey Kuju notirt. Bey Hujudu und Ningreu fand sich eine Dicksonia und Chrysobalanus Roxburghii unter dem Thee, bey Tingrei eine Stauntonia, bey Nadawar stellten sich auch einige Ternströmiaceen ein.

Der Verfasser geht nun auf eine Parallele zwischen der Flora der Provinzen von China, wo bisher der Thee beobachtet wurde, mit der von Ober-Assam ein, und prüft die wenigen Thatsachen, welche wir über die erstere haben. Unter 30°, 13′ n. Br., wo Abel den Thee zuerst fand, waren die schon oben erwähnten Pflanzen, verkümmerte Kastanien, Elaeococcus Vernicia, Pinus Massoniana, Cunninghamia, einige Eichen, Laurus Camphora, Camellia oleifera, Stillingia sebifera, Eugenia microphylla, Notochlaena piloselloides seine Begleiter. Er bemüht sich dabey, nachzuweisen, daß das Auftreten von Nadelhölzern kein direkter Beweis einer nördlichen Vegetation sey, was wir sehr gerne zugeben, und den von ihm aufgeführten Thatsachen u. a. die beyfügen, daß nach Swartz Pinus occidentalis auf den westindischen Inseln noch bey 1500 Fuß über dem Meere vorkömmt. Die Coniferen haben über ihrer natürlichen Verbreitungssphäre hinaus noch eine weite Ausdehnung nach Norden und Süden im kultivirten Zustande. Cunninghamia gedeiht z. B. kultivirt noch sehr gut auf den borromäischen Inseln, ja im Winter geschützt um Wien und in den wärmeren Lagen von England, Salisburia wird bey Wien und Heidelberg ohne Schutz ein ansehnlicher Baum und erfriert selbst im Winter in dem strengen Klima von München bey 48°, 50′ n. Br. und fast 1600′ über dem Meere nicht. Solche zählebige, weitverbreitete Pflanzen geben also keinen Nachweis für die weitere Beschaffenheit einer Lokalflora. Die Holländer haben auf ähnliche Weise große Alleen von Quercus Robur am Kap, also in einer für den Baum gewiß viel zu südlichen Lage gepflanzt, und zwar mit günstigem Erfolg, nur war nach Thunberg das Splintholz selbst bey älteren Stämmen weit mehr an Masse als das Kernholz. Das Auftreten von Coniferen und Cupuliferen stört also eine tropische Vegetation nicht, diese Pflanzen können sich mit ihr vermischen, sie bedingen aber durchaus nicht, daß ihre neuen Lebensgefährten sie eben so weit nach Norden begleiten können, als sie selbst reichen, oder wo sie ihre eigentliche Heimath haben. Elaeococcus, Stillingia, Eugenia, Notochlaena werden höchstens noch in Neapel im Freyen aushalten, während die Coniferen bis in die Mitte von Deutschland reichen und erstere liefern deshalb auch einen sichreren Maßstab für die Kulturfähigkeit der Theepflanze als die Nadelhölzer.

Die vergleichende Tabelle der Flora von Assam und der entsprechenden Theile von China, welche sich auf 780 Arten der ersteren und 623 der letzteren gründet, ist nicht ganz zweckmäßig, weil die Zahlenverhältnisse auf Bruchtheile der ganzen Summe

reducirt weniger übersichtlich erscheinen, als wenn sie ohne diese Reduction ein einfaches Verzeichniß bildeten. Die Resultate, welche der Verf. daraus zieht, gehen aber dennoch dahin, daß an beyden Orten die Flora eine fast ungemischt tropische sey.

Die nun folgende Aufzählung und Beurtheilung der einzelnen Pflanzenfamilien in Beziehung auf Charakteristik südlicher oder nördlicher Floren enthält viele interessante Thatsachen, wir müssen uns indessen doch erlauben, einige Bemerkungen beyzufügen. Es giebt allerdings für den Norden, oder richtiger für die höhern Breiten, einige wenige exklusive Familien, welche selbst in Gebirgsgegenden die Tropenzone nirgends erreichen, aber sie sind an Zahl den tropischen Familien sehr untergeordet, welche die Wendekreise gar nicht oder kaum überschreiten. Die meisten der ersteren erstrecken sich sogar unter einer oder der andern Form bis zum Aequator, oft sogar in den Niederungen, wie z. B. Clematis unter den sonst allerdings kalten Ranunculaceen. Dagegen verdienen z. B. die Magnoliaceen keineswegs die Bezeichnung einem kalten Klima anzugehören, wenn auch Magnolia und Liriodendron sich noch einmischen in die Flora gemäßigter Erdstriche. Sie streifen in Amerika und Asien hart an die Gränzen der tropischen Zone. Bey den Umbelliferen sagt der Verf., daß das Vorkommen von Hydrocotyle gleichsam werthlos oder gleichgültig (valueless) sey. Warum? Gerade diese Gattung ist der Repräsentant der Familie in den Tropen, in einer sehr grossen Anzahl von Arten durch Südamerika und Südafrika verbreitet. Eben so sind die Hamamelideen gewiß mehr südlichen als nördlichen Lagen angehörig, wenn gleich die älteste Gattung Hamamelis aus Nordamerika stammt. Ueberhaupt verwechselt der Hr. Verfasser immer die bisher bestehende Erfahrung mit der später noch möglichen, wenn er von einzelnen Gattungen, wie z. B. von Aesculus sagt, sie sey eine der sichersten Anzeigen für die Konstitution einer Flora. Es sind ja noch nicht alle Arten jeder Gattung, also auch nicht die eigenthümlichen Bedingungen ihres Vorkommens und damit die Verbreitungsgränzen der Gattung selbst bekannt. Die Erle von Assam braucht nicht gerade den Mishmee-Bergen entwischt (escapet) zu seyn, um auch in Thalniederungen vorzukommen, ihre natürliche Verbreitung dehnt sich aber über beyde Lokalitäten aus, oder sie ist zäye genug, beyde zu ertragen.

Interessant ist das Faktum, daß in den höher gelegenen Gegenden Ostindiens die Zahl der Leguminosen ungefähr wie in Europa sich auf 1/17 der ganzen Flora erstreckt, während es in den tropischen Niederungen sich bis zu 1/9 erhöht. Die Familien Salicinae, Thymeleae, Ericineae, welche der Verfasser nördlichen Klimaten fast exklusiv anweisen will, haben auch ausschließlich tropische Repräsentanten genug. Wir erinnern an Salix Humboldtiana und Bonplandiana in Amerika, S. polyandra in Afrika, an Lagetta, an die Ericeen von Madagascar u. s. w. Ein gleiches gilt von den Campanulaceen, Campanumoea ist in Java, Codonopsis in Indien häufig; unter den Stellaten kommen ziemlich viele Arten von Galium in Brasilien vor.

Das Resultat der Parallele ist, daß sowohl in China als in Assam die Vegetation der Theedistrikte eine fast rein tropische sey.

In einem besondern Kapitel über den botanischen Charakter der Ternströmiaceen sucht der Herr Verf. nachzuweisen, daß die Gattungen Thea und Camellia nicht verschieden seyen, und beyden der Name Thea, als der ältere und schon im J. 1712 von Kämpfer (eigentlich schon früher von Breyn und Boccone) gegeben, zukomme, da Linné Camellia erst 1753 aufgestellt haben. Im Ganzen nimmt er ohngefähr 40 Ternströmiaceen als in der indischen Flora bekannt an. Wir haben hierüber an einem andern Orte (Flor. Japan. I. p. 150) ausführlich gesprochen.

Was die Qualität des Assam-Thees dem chinesischen gegenüber betrifft, so soll dieselbe bedeutend schlechter seyn. Man hat übrigens neuerlich 20,000 Pflanzen, welche aus Samen aufgegangen waren, die Gordon in den Jahren 1834, 1835 in China sammelte, nach Assam (und eine gleiche Anzahl nach Kumaon im westlichen Himalaya) übersiedelt. Griffith klagt indessen sehr über den schlechten Zustand dieser Pflanzen, so wie über die unzweckmäßige Art und Weise, wie die wild vorgefundenen Theedistrikte später behandelt wurden. Die wilde Pflanze soll auch in China ein so schlechtes Produkt liefern, daß sie gar nicht verwendet wird.

Die Frage, ob der braune und grüne Thee von verschiedenen Arten komme, läßt auch Griffith unentschieden; er scheint indessen der Meynung, daß beyde von einer Species abstammen. Auch ist er nicht völlig gewiß, ob der Assam Thee wahrhaft ursprünglich wild oder nur aus alten und später verlassenen Kulturen verwildert sey. Wenn man die Kleinheit und Isolirtheit der bisher bekannt gewordenen Standorte erwägt, so ist Letzteres nicht unwahrscheinlich. Zur Verbesserung desselben schlägt er vor, Pflanzen von den besten Theesorten aus China nach Assam überzubringen und mit ihren Blüthen die der wilden Stöcke zu befruchten, um nach und nach veredelte Stöcke zu erzielen.

Die wichtigsten Resultate der sehr interessanten Abhandlung sind:

1. Der Thee gedeiht nur in tropischen Lagen bey fruchtbaren Boden und viel Feuchtigkeit, am besten ungefähr zwischen 27 — 30° n. Br. und die besten Lokalitäten für seine Kultur in China (namentlich den Provinzen Kiang-nan und Kiang-si) und in Assam sind sich in dieser Beziehung sehr ähnlich.
2. Lagen, wo Schnee fällt und der Boden im Winter gefriert, sind durchaus ungeeignet für die Theekultur.
3. Es ist daher nicht zu erwarten, daß sein Anbau irgendwo in Europa mit Vortheil betrieben werden könne, wenn auch einzelne Stöcke (besonders des grünen Thees) noch in England im Freyen aushalten. Die lebhaften Hoffnungen Guillemins, welcher die Theekultur selbst in dem nördlicheren Theil von Frankreich, u. a. in der Normandie u. s. w. zu realisiren hofft, mögen darnach beurtheilt werden.

Ueberhaupt sind diese Thatsache bedeutsam als Warnung für die ökonomischen Schwindler unserer Zeit, welche ohne genauere Kenntnisse von den Bedürfnissen und den heimathlichen Verhältnissen der tropischen und subtropischen Nutzgewächse diese mit der größten Leichtigkeit bey uns akklimatisirbar glauben, und sich davon eine totale Wiedergeburt unseres Acker- und Gartenbaues versprochen.

Zuccarini.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik. Bd. LI. (Zweyte Reihe Bd. XXI. 1840.)

Auch dieser Band ist beynahe ausschließlich der Lehre von der Elektricität und Wärme gewidmet. Der hergebrachten Ordnung gemaß lassen wir auch gegenwärtig dieser die

A. Elektricität vorausgehen.

Hr. C. H. Pfaff in Kiel hielt (110 — 124) im skandinavischen Verein von Naturforschern und Aerzten im July 1840 einen Vortrag über Versuche welche a) eine neue Prüfung der Versuche über Elektricitätserregung in Folge des chemischen Processes der Zusammensetzung und Zersetzung, b) die Ausmittlung der Rolle, welche die sogenannten feuchten Leiter in der galvanischen Kette spielen, c) die Ausmittelung eines Versuchs, durch welchen die in der galvanischen Kette erzeugte Elektricität, sofern sie als zersetzende Kraft wirkt, als ganz unabhängig von dem damit verknüpften chemischen Prozesse dargestellt wird, beabsichtigen.

Das Resultat aller Versuche in der ersten Beziehung war, daß in keinem der verschiedenen Verbrennungsprocesse, so wie in keinem Zersetzungsprocesse, bey welchem sich Gase oder Dämpfe entwickelten, „auch nur die leiseste Spur von Electricität entwickelt werde."

In Rücksicht des Verhaltens der sogenannten feuchten Leiter des Galvanismus mit den trockenen bey ihrer wechselseitigen Berührung erhielt Hr. Pf. folgende Resultate: a) die Stärke der elektrischen Erregung steht durchaus in keinem gesetzlichen Verhältniß mit der chemischen Einwirkung. b) Alkalische Flüßigkeiten versetzen im Allgemeinen die Metalle in einen negativ elektrischen, concentrirte Säuren in einen positiv elektrischen Zustand, in Auflösungen der schweren Metallsalze scheinen die Metalle diejenige Elektricität anzunehmen, welche sie auch bey unmittelbarer Berührung des in der Auflösung enthaltenen Metalles annehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. July.

Nro. 146. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Geschichte Kaiser Friedrichs IV. und seines Sohnes Maximilian I. Von Jos. Chmel, reg. Chorherrn des Stifts St. Florian, und k. k. geh. Hof = und Hausarchivar zu Wien. Erster Band; Geschichte K. Fridrichs IV. vor seiner (?) Königswahl. Hamburg bey Friedrich Perthes, 1840. 644 S.

Der in der heutigen Bearbeitung der teutschen Geschichte als einer der sorgfältigsten Quellenforscher bekannte Verf. hat zu dem vorliegenden Werke bereits früher zwey Bände „Materialien zur österreichischen Geschichte“ herausgegeben, die übrigens, wie er in der Vorrede bemerkt, kaum den dritten Theil von den dazu gesammelten Documenten ausmachen, und zugleich bey zehntausend urkundliche Notizen gesammelt, die er zum Theil als Regesten vorausschickte. — Es ist davon in diesen Blättern Anzeige geschehen. — Nicht blos Begebenheiten, sagt der Verf., wünscht er zu erzählen, sondern auch Zustände zu schildern;

> „die Zustände aller Classen und Stände, alle ihre Vortheile und Privilegien einerseits, ihre Lasten und Leistungen andererseits. — Den Gesammtorganismus des Staats und den der Kirche, und ihr Ineinandergreifen und wechselseitiges Verhältniß wünscht er in dieser Geschichte darstellen zu können; und alle damals dem Hause Habsburg zugehörigen Länder sind es, über welche sich diese Darstellung verbreiten sollte.“ „Aus den innern Verhältnissen dieser österreichischen Länder —“ so meynt der Verf. am Schluße seines Vorworts — „lassen sich die gesammten äußern Verhältnisse der beyden edlen Kaiser, durch welche das Haus Oesterreich eine Weltmacht wurde, erst recht erklären; darum sollen sie stets in Verbindung dargestellt werden.“

Eine Erklärung, die doch nicht ganz genügen möchte?

Dieser als Einleitung zu betrachtende erste Band zerfällt nun in zwey Bücher und in einen Anhang von 48 Beylagen. Das erste Buch: Friedrich der jüngere, geboren am 21. Sept. 1415 zu Innsbruck, unter Vormundschaft seines Oheims Friedrich des ältern, begreift den Zeitraum von 1424 — 1435, und sieben Capitel. Das zweyte Buch: Friedrich (d. V.) als selbstständiger Herzog, reicht von 1435 bis 1440, und begreift neun Capitel. Die Rubriken der sieben Capitel des ersten Buches wiederholen sich im Wesentlichen auch im zweyten Buch der Reihe nach, wozu noch Schlußbetrachtungen kommen. Indem man die Signaturen dieser Capitel näher ins Auge faßt, wird der vom Verf. verfolgte Ideengang von selbst klar. Nämlich:

I. Buch: 1. Capit. Friedrichs Aeltern. Herzog Ernst der Eiserne, dessen Vater, Frau Cimburg, die Starke, dessen Mutter aus Polen. Abriß der Geschichte und des Charakters von H. Ernst. 2. Cap. Frs. Vormund: Herzog Friedrich der ältere (von Tirol). Innerösterreich, das Erbtheil des jüngern Friedrich, bestehend aus Steyermark, Kärnthen und Krain; mit einigen Gütern in Schwaben und im Elsaß. Basis der landesfürstlichen Macht; mittelalterliche Staatswirthschaft; die Landstände ꝛc. 3. Capit. Die fremden Herrschaften im Lande und ihre Stellung gegen den Landesfürsten und die Stände: — Salzburg als Diöcesan und Güterbesitzer, Bamberg, Görz, Venedig. (Einst auch Freysing.) 4. Cap. Der Clerus. Salzburg mit seinen Suffraganen Gurk, Sukau, Lavant; Aquileja mit Piben und Triest. Säcular und Regular Clerus. 5. Cap. Der Adel:

die mächtigsten Geschlechter desselben, die Cillyer, von K. Sigmund den Habsburgern zum Trotz in den Fürstenstand erhoben; die Montfort-Pfannberg, die Pettauer, die Stubenberg, Kreig, Ungnade, Weisbriach, Wallsee ꝛc. 6. Cap. Der Bürgerstand in Städten und Märkten, und freye Güterbesitzer, Neustadt, Gratz, Bruck an der Mur; Marburg, Judenburg, Schladming; — Gmünd, Friesach, Völkermarkt, St. Veit, Villach; — Laibach, Krainburg, Stein, — Triest. 7. Capit. Familien-Verhältnisse. Vormundschaftsstreit; Beendigung der Vormundschaft durch Herz. Albrecht den Aeltern (von Oesterreich).

Die, wie oben bemerkt, analogen Capitel des zweyten Buches beginnen mit den Anfängen der selbstständigen Regierung. Der junge Herzog Friedrich gibt in allen Verhältnissen Beweise von Mässigung, Klugheit und Eifer für das Wohl der Seinen; — im J. 1436 wallfahrtet er ins heilige Land u. s. w. Die Kosten dazu, und für ein Gefolge von 100 Personen, mußten gleichwohl durch Verpfändung einiger Güter aufgebracht werden. Ohnehin betrugen die Einkünfte von Inner-Oesterreich kaum die Hälfte von dem, was Ober- und Unterösterreich der ersten von den drey damaligen Linien des Hauses Habsburg eintrug. Ueberdieß sollte Friedrich von Innerösterreich noch mit seinem jüngern Bruder Albrecht theilen: daher allenthalben die größte Sparsamkeit nöthig war. Allein, die Wallfahrt nach Palästina war damals eine Ehrensache der teutschen Fürsten, und insbesondere der Habsburger. Herzog Ernst, Friedrichs Vater, war auch dort gewesen, und hatte sich die Ritterwürde am heiligen Grabe erworben.

Das 8. Capitel des II. Buches berichtet, daß unser Friedrich über den verwaisten Knaben Sigmund von Tirol, Sohn des ältern Friedrich, der in der Folge durch weise Sparsamkeit sehr reich geworden, die Vormundschaft übernahm, und so dem seligen Oheim an dem Mündel wohlwollend vergalt, was er von jenem genossen. Aber auch in Oesterreich gelangte unser Friedrich im Jahre 1439, nach den Hausverträgen, zur Regentschaft, und so trat der in den Schlußbetrachtungen, und im 9. Capitel des II. Buches mit Fug hervorgehobene Fall ein, daß, was man seit mehr als 60 Jahren nicht erlebt hatte: alle Landes- und Gebiets-theile des Hauses Oesterreich wieder unter einem Oberhaupte standen. Dieses Ereigniß führte, unserer Ansicht nach, zunächst ein zweytes; die Wahl unsers Friedrich zum teutschen König herbey. Ein anderer aus diesen Schlußbetrachtungen hervortretender Gegenstand ist das Bedauern unsers Verfassers über das Concilium zu Constanz, welches sich über den Pabst gestellt, und gegen vorgeladene Irrgläubige das Wort des sichern Geleites gebrochen habe.

Da unser Verf. mit Recht den Besitz an Land und Leuten, oder die Vertheilung dieses Besitzes zwischen Fürsten und Ständen als die erste Grundlage einer jeden Specialgeschichte ansieht; so bezielt er hienach (S. 12) die Anfertigung einer Karte von Innerösterreich, beyläufig vom Jahre 1425, und fügt zu dem Ende in den Beylagen (Nr. III.) einen Auszug aus den Innerösterreichischen Lehenregistern von 1424 — 1434 an, der volle 38 Seiten füllt, und so eine ziemlich vollständige Uebersicht sowohl der adelichen Geschlechter und der Körperschaften in jenen Ländern, als auch ihres vom Herzoge zu Lehen rührenden Grundbesitzes gewährt. Hiezu käme nun das Allod dieser zahlreichen Theilnehmer. Ferner vergesse man nicht, daß auswärtige Fürsten, wie der Erzbischof von Salzburg, selbst in Steyermark und Kärnthen einen großen Lehenhof hielten, und daselbst Städte, Flecken und Burgen inne hatten. Als eine zweyte Grundlage dieser Special-Geschichte tritt, mittels mehrerer ausführlicher Beylagen die genaue Uebersicht von den Gewerben, dem Verkehr und Handel im Lande, in Städten und Flecken, und auswärts, hervor: daher die Zoll- und Mauthtarife, die Privilegien der landesfürstlichen und fremdherrlichen Städte und Flecken, die Libelle über ihre gegenseitigen Beschwerden und Gebrechen, (Salzburg suchte z. B. mit Ueberlegenheit seiner Bürgerschaft vorzüglich den Eisen- und Salzhandel zu sichern). Der levantische Handel gieng stark über Krain und Kärnthen nach Teutschland. Die Satzungen über den reichen Bergbau auf Gold und Silber, Eisen, Bley: die Compromisse und Spruchbriefe bezüglich auf alle diese Verhältnisse; die Straferkenntnisse und Schutzbriefe gegen mannigfaltigen adelichen Frevel und Raub u. s. w. So

richtig nun diese Ansichten des Verf. von den Grundlagen einer speciellen Landesgeschichte sind: so besorgen wir dennoch, daß gar manche Leser von diesem Detail wenig Notiz nehmen, und die Beylagen, wenn es nicht eben Sitte wäre, auf sogenannte Weisthümer Jagd zu machen, deren übrigens in unserer südteutschen Literatur ohnehin schon so viele vorliegen, zu meist überschlagen möchten. Da der Hr. Verf. die Resultate dieser Beylagen schon mit in den Text des Buches eingeflochten hat, und die Fortsetzung desselben die Geschichte zweyer Kaiser von Teutschland, mit einem Zeitraume von 82 Jahren, und mit einem so inhaltschweren Materiale umfassen soll: so möchte es künftig hie und da bey ganz kurzen Nachweisungen der Art bewenden. Auch waren bey den kurzen Perioden, die sich der Verf. zur Erörterung der Verhältnisse und Reibungen z. B. zwischen den Landesfürsten einerseits, und den auswärtigen Herrschaften, zwischen dem Adel, Clerus, und fremdherrlichen Insassen, andererseits, im vorliegenden I. Bde. gesteckt hat, Wiederholungen im Raisonnement nicht wohl zu vermeiden. Das der Geschichte und Politik zugewandte Publicum ist heutzutage nun einmal daran gewöhnt, die Historiographie so viel möglich nur in Massen verarbeitet und dargestellt zu sehen. Ein gerundeter und sorgfältig gehaltener Styl gehört auch zur Empfehlung solcher Geschichtswerke.

In der Wahl des Ausdrucks hat der Verf. einen eigenen Geschmack, und er bedient sich auch wohl ganz ungewöhnlicher Bezeichnungen, z. B. talentirt, anstatt ein Mann von Talent. — Eine genealogische Tafel über die damaligen Zweige des Habsburgischen Hauses, z. B. von K. Rudolph an, würde an der Spitze dieses Buches auch sehr zweckmäßig gewesen seyn. Genealogische und topographische Uebersichten sind — in der Specialgeschichte, — die zuverläßigsten Führer.

Unter den Beylagen (Nro. XXX.) wurden wir von einem Memorandenbuch K. Friedrich angenehm überrascht.

Ein Fürst, der, bey so beschränkten Mitteln von Macht und Gewalt, und nur im Besitze des Namens Habsburg, im fünfundzwanzigsten Jahre zum König von Teutschland gewählt wird, der diesen Thron bis an seinen Tod, durch volle 53 Jahre ruhmvoll behauptete, mußte allerdings die dazu nothwendigen ersten Anlagen und Bürgschaften in sich selbst finden. Friedrich war in der Schule der Armuth, des Unglücks, und der Hintansetzung herangezogen worden. „Sein Vormund, Herzog Friedrich der ältere (zu Tirol,) war ja der Vielgeprüfte, der in früherer Zeit eben so von seinen ältern Brüdern auf die Seite gesetzte, als von seinem Herrn und König, dem Luxenburger Sigmund (s. den IX. Bd. der gel. Anz. von 1839 Nr. 166.) verfolgt worden“ (S. 11). Der Oheim, Albrecht von Oesterreich, benahm sich gegen den Neffen Friedrich streng und rückhältig. Längere Zeit begnügte sich dieser, bereits selbständig, für sich und seinen Hofstaat mit acht silbernen Löffeln, und sechs alten Bechern, die man ihm zur ersten Einrichtung aus der väterlichen Verlassenschaft herausgegeben hatte (S. 225), und man wies ihm übrigens eine tüchtige Last von Schulden und Leibgedingen aller Art mit den Domainen und Regalien über. Nichts destoweniger erwies sich Friedrich bey allen Gelegenheiten mit großer Mäßigung, Friedensliebe, Klugheit und doch auch wieder mit voller Dankbarkeit gegen Jeden, der ihm treue Dienste oder auch nur einen guten Rath gewidmet hatte. Sorgfältig wachte er für Kirchen und Stiftungen: seine Frömmigkeit war wahrhaft christlich. Das Memorandenbuch eines solchen Fürsten, der da öfter sein Innerstes aufschließt, muß uns also hohes Interesse gewähren. Mögen hier einige Stellen daraus nicht als überflüßig erscheinen.

„De vetere inimico reconciliato non confidas in eternum.“

(Mit diesem Spruch beginnt H. Friedrich und wiederholt ihn öfter.)

„Felix, quem faciunt aliena pericula cautum.“

„Das mein nicht wil,
Des ich nicht mag,
Kein Ding ich me ringer bag.“

„Es ste kurtz oder lang,
Lieb ist Laides anfang,

Wer lieb hat an Laid,
Dem ist wol auf meinen aid."

„Justitia sine misericordia
est Severitas; Misericordia
sine justitia est Pusillanimitas."

„Justus et paciens atque misericors est deus."

„als man zalt 1435 jar hab ich angefangen
Ze regieren, meins alders im 20 Jare
Das du, als ich, mein leiden west;
Das wer zu freuden mir das pest."

(Stark verblichen, beynahe unleserlich:)
„Die Oesterreicher haben mich gedrungen
— — von meiner — — — selben
umb Regierung in dem — —
Land und — — —
ker um das plat."

„Frid macht reichthum, reichtum
macht hochfart, hochfart macht
Vneinigung, Vneinigung macht
krieg, krieg macht armut,
armut macht Diemutikeit,
Diemutikeit macht frid —"

(Die Sterbetage seiner Aeltern, Verwandten und Diener hat H. Friedrich fleißig eingeschrieben.)

„Was ich zu des landnucz zu Oesterreich meiner aigen gut hab ausgeben, am ersten Xjj m. gulden reinisch nach der Landleut fleißiger pet und dannach VI tausend tukaten und dannach XII C markch Silber" ꝛc.

(Solcher Posten sind mehr.)

„An dem liechtmestag unser frau 1440 bin ich zu romisen kunig erbelt worden, und die pottschaft ist mir komen an den fasangtag, der ist gebesen an dem achteten tag nach unser frauentag der lichtmes, und ist apolonientag an demselben fasangtag gebesen."

„meines alters in dem XXV jar und hab ich das aufgenomen zu der neustatt in unser frauen pfarkiren mit den czirhait, die darzu gehört, an dem — — hen nach quasimodo geniti — — —"

„Ain jeder Fürst, der da regiren wil gebaltichlich, nach seinem nucz und gefalln, der hüet sich für pesamung der lantschaft und nobilium" ꝛc.

(Einige unverständliche Zeichen und Sätze.)

„Das puech ist angefangen nach Kristigepurd tausend Jar, virhundert Jar, darnach in dem Siben und dreissigsten Jar, am Samstag nach sand Jörgentag mit mein selbs hand" ꝛc.

„lieb ist laid"
a. e. i. o. v.
„als erdreich ist Oesterreich underthan."
(Diese 5 Vocale werden oft, und mit mancherley Deutungen wiederholt.)

„Wer da bel das im geling
der sech selb zu seinem Ding."

„Von goz gnaden Friederich
der Junger ꝛc."

„an dem freitag vor dem Aufartag 1439 ist mein hofmeister Wilhelm von Pernek tod."

1439.

„Mein gros Diemandtafel hab ich kauft um MijCXX (1220) tucaten von dem Lukas, ob ich ir omb des gelt nicht wil, so sol er selb wider nemen."

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. July.

Nro. 147. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Geschichte der Grafen von Helfenstein aus den Quellen dargestellt von Dr. H. F. Kerler. Mit einem Stahlstich. Ulm in der Stettin'schen Buchhandlung 1840. — 176 S.

„Das Geschlecht der Grafen von Helfenstein hatte während eines Zeitraums von mehr als achthundert Jahren einen bedeutenden Strich des schwäbischen Landes unter sich, und viele Mitglieder dieser Familie hatten nicht nur auf ihr Gebiet, sondern auf einen weitern Kreis Einfluß; sie verwalteten hohe geistliche und weltliche Aemter, waren von uralten Zeiten her unter den Ersten im Gefolge der Kaiser, und läßt es sich geschichtlich nicht vollkommen begründen, daß einer von ihnen, Burkhart, Herzog von Schwaben gewesen ist, so traten sie doch als Feldherrn und als hohe Würdeträger der Kirche, als kaiserl. Landvögte in Schwaben, und in andern Eigenschaften auf: ja, sie rivalisiren eine Zeitlang mit Glück um den Primat mit andern Dynasten in Schwaben, und sie sind auf demselben Wege, auf welchem andere benachbarte Häuser zur Fürstenwürde gelangten."

Soviel aus der Vorrede. Uebrigens entnehmen wir daraus, daß die Grafen von Helfenstein während der Herrlichkeit der Hohenstaufen noch im Hintergrund standen; zur Zeit Rudolphs von Habsburg aber, und im Kampfe mit demselben, mehr hervortraten, und so allmählig, unter Kaiser Carl dem IV., den Gipfel ihres Glanzes erreichten. Ihre Dritte Epoche, von 1372 an, beginnt mit Veräußerungen ihrer großen Besitzungen an ihre Nachbaren; i. J. 1356 hatten sie sich in zwey Linien, in die von Wiesenstaig, und in die von Blaubeuern getheilt. In der vierten Epoche, von 1517 an, suchen diese Dynasten das, was sie noch haben, sorgfältig zu erhalten, und den Forderungen des Zeitgeistes in Kunst und Wissenschaft zu genügen: sie treten der Reformation bey; verarmen; und erlöschen mit Rudolf VI. im J. 1627. Die Besitzungen der Grafen von Helfenstein erstreckten sich zur Zeit ihrer Blüthe auf der schwäbischen Alp, von der Blau bis über die Brenz hinaus, und so hatten sie zwischen dem Neckar und der Donau einen Strich Landes von 6 Meilen in der Länge inne; mit den Städten Wiesenstaig, Blaubeuern, Geißlingen und Heidenheim u. s. w. Das Stammschloß Helfenstein, ob Geißlingen, ward in Folge des Krieges von Moriz von Sachsen, Albrechts von Brandenburg und andern Fürsten gegen K. Carl V. von der Stadt Ulm, die sich dem Kaiser getreu, der Fürsten erwehrt, und Helfenstein schon früher von den gleichnamigen Grafen erworben hatte, im J. 1552 gebrochen. Manche Mauern waren 14 — 18 Schuh dick.

Unter den handschriftlichen Quellen bezeichnet Hr. Kerler den helfensteinischen Historiographen Oswald Gebelkover, sonst viele Jahre hindurch herzoglich würtembergischer Leibarzt, seine Chronik reicht vom J. 860 — 1604; außerdem einige Manuscripte auf der Bibliothek der Stadt Ulm: zuvörderst hatte aber der Verf. im Staatsarchive zu Stuttgart viele Helfenstein betreffende Original-Urkunden eingesehen, wie er ausdrücklich bemerkt. Um so mehr hätte man mit dieser Geschichte ein Urkundenbuch, auch nur ein Dutzend der ältesten und merkwürdigsten Urkunden, erwarten dürfen. (Wie sie z. B. die früher auch in diesen Blättern angezeigte Geschichte der Grafen von Eberstein im Großh. Baden zur Seite hat. — Mit der von Bayern angekauften Herrschaft Wiesenstaig sind auch hel-

fensteinische Urkunden in das bayerische Reichsarchiv gekommen, die aber nur bis in die zweyte Hälfte des XIV. Jahrh. zurückreichen. Diese Urkunden sind nun unter denjenigen zahlreichen Documenten, welche auch zur Auslieferung an die Krone Wirtenberg vorbereitet werden, begriffen.) Heutzutage begründet erst eine solche Zugabe den Werth von dergleichen Monographieen in den Augen des besser unterrichteten Publicums. Einige Noten aus den ältern Quellen zeigen uns, daß der Vers. nicht ohne Kritik zu forschen wußte; nun, so hätte er wenigstens einige Blätter zweckmäßig bearbeiteter Regesten beyfügen können. Wir möchten wohl wissen, wie weit der Name Helfenstein in den Urkunden zurückreicht, und in welcher Form er geschrieben wird?

In der Stiftungsurkunde der Kirche St. Cyriacus zu Wiesensteig (Wisontessteiga ad Fl. Filisa,) *) vom Jahre 861, welche Urkunde Sattler seiner Geschichte des Herzogthums Wirtenberg beygegeben hat, kömmt Helfenstein nicht vor. Wohl bemerkt unser Vers. nach Sattler, daß man auch Helphantstein geschrieben, und einen Theil des helfensteinischen Wappens, den Elephanten, mit in Verbindung gebracht habe. Aber dieses Symbol erscheint uns wieder nur als ein heraldischer Aberwitz, der erst den Elephanten herbeyzog. Den Namen von Helfen im heutigen Sinn abzuleiten, wäre eine Plattheit. Im Zillerthal liegt ein Dorf Helfenstein; in Oberbayern Groß- und Kleinhelfendorf (ein gleichnamiger Forst: und hierin die Marterstelle des hl. Emmeram); im Innviertel das uralte Helfau; auch tiefer im Gebirge, bey Werfen an der Salzach, steht eine uralte Pfarrkirche zum hl. Cyriak: **) — und dürfte es überhaupt schwer seyn, zu beweisen, daß der Name durch eine alemannische Einwanderung von Westen nach Osten getragen worden? Sollte man nicht versucht werden, hier an die Wurzel des Namens Helvetier zu denken, da Helfenstein in Schwaben in der Nähe des Eremus Helvetiorum lag? Seltsam ist es, daß die Sage auch die Grafen von Helfenstein aus Rom, und von römischem Geblüt abstammen läßt. Fortgepflanzt hat sich dieses Geblüt jedenfalls auch auf teutschem Boden. Wir finden die Dynasten von Helfenstein inmitten von Alemannien und halten sie für alemannische Häuptlinge. Aber im Jahre 861 waren sie noch nicht Grafen. Denn in jener Urkunde für Wiesensteig steht der Stifter Rudolfus, nobilis vir, neben seinem volljährigen Sohn Erich zu Wiesensteig in Grunbingaro Marca — in pago Pleonungetal — in Comitatu Warinharii Comitis: (in der Gruibingermark, im Gau der Blau und Fils, auch das Blauthal genannt); es ist aber wahrscheinlich, daß Rudolfs Nachkommen, nach Werinher, den wir bald darauf in der Ostmark zu finden glauben, den Comitat erhielten.

Da diese Grafen auch ausser Schwaben zu hohen Würden und Ehren, und zu einem bedeutenden Einfluß auf die Geschichte von Teutschland gelangten: so hätte sich der Verf. vorliegender Geschichte mit den Quellen über Schwaben allein nicht begnügen sollen. Unstreitig ist jener Gebhart, Graf von Helfenstein, von 1060 bis 1088 Erzbischof von Salzburg, einer der merkwürdigsten Kirchenfürsten in Teutschland, und zur Zeit jener Spaltung zwischen Pabst und Kaiser einer der mächtigsten und beharrlichsten Gegner des letztern. Aber nicht sowohl in dieser Eigenschaft, als vielmehr in der seines wahrhaft dynastischen Berufes, große Stiftungen auszuführen, für die mannigfaltigen Bedürfnisse der Zeit und der Humanität, hätte dieses Gebharts auch in vorliegender Geschichte gehörig und umständlicher gedacht werden sollen. Aber was uns Hr. K. hierüber sagt, verräth Mangel an Quellen- oder an Sachkunde, oder beydes zugleich. Wir wollen hier nur auf zwey dieser Quellen hindeuten: auf die Germania sacra, Autore Han-

*) „Wisontessteiga:" daß hier nicht von Wiesen, sondern von dem Wisent, Bison, Auerochs, die Rede sey; haben wir schon anderwärts mehrmalen bemerkt. Damit analog ist das Bisontium, seiner noch vorzüglichen Viehzucht wegen gleichsam das Rindergau; Ambisontes: Pinzgau, und die Pinzgauer an der Salzach, wo alemannisches Geblüt nicht zu verkennen ist. (S. topogr. Matrikel Bisonzio etc.")

**) Sieh in unsrer topograph. Matrikel ꝛc. die Artikel: Helfindorf forestum, von der Mangfall bis zur Isar; Helphauna im Matiggau, Helphinstein im Zillerthal; St. Cyriak im Pongau ꝛc.

sizio, Augustae Vindel. 1729. T. II. Archiepiscopatus salisburgensis, und auf die Juvavia, (vom Staate Salzburg 1784,) mit dem dazu gehörigen diplomatischen Codex. Graf Gebhart von Helfenstein, kaum sechs Jahre im Priesterthum, und Kanzler K. Heinrich IV. war durch freye Wahl des Clerus und der Ministerialen des Erzstiftes Salzburg auf diesen Stuhl gelangt; zu Ellwangen erhielt er vom Kaiser Ring und Stab. Im Jahre 1065 weihte Gebhart seinen Zeit-, Glaubens- und Leidensgenossen, den berühmten Altmann zum Bischof von Passau; der sich nicht minder durch große Stiftungen verewigte. Während Erzbischof Gebhart, nachdem er sich vom lasterhaften Hofleben K. Heinrichs IV. zurückgezogen, und in seinem Erzstifte die Hauptvesten Hohensalzburg, Werfen (im Pongau, nicht Warfen) und Friesach (in Kärnthen) aus dem Verfall erhoben hatte, dennoch vor der Uebermacht des Kaisers, und durch Sachsen, bis Dänemark, fliehen mußte; vermittelte er gleichwohl zu Gunsten Heinrichs, in Sachsen und Schwaben und Bayern, manchen Waffenstillstand; und vergalt so dem Kaiser, der inzwischen dem Erzstift Salzburg durch den Afterbischof Berthold, Grafen von Moosburg, unsäglichen Schaden zufügen ließ, nicht Gleiches mit Gleichem. Die Gründung des Bisthums Gurk in Kärnthen (1072) *) wozu Erzbischof Gebhart die von der hl. Hemma schon unter dem Erzbischof Balduin reich ausgestattete Nonnenabtey daselbst mit verwendete, ist eine der von jenem Erzbischof für die Cultur Kärnthens bis in unsere Zeiten fruchttragenden Stiftungen; die Erhebung der Abtey Admont an der Enns, in Obersteyermark, und die Wiederbebauung der seit den Einfallen der Ungarn auch dort sehr verödeten Landschaft, wohin Gebhart Mönche von St. Blasien im Schwarzwalde verpflanzte, ist eine andere. Für die Rechte der Kirche und ihre Widmungen, war Gebhart allerdings eifrig, das beweist unter andern seine Strenge gegen die Slaven in Steyermark und Kärnthen. **)

Gebharts Schwester Dietburg war die Gemahlin Wernhers auf Reichersberg am Inn, eines in Bayern, Kärnthen und Oesterreich begüterten Dynasten. Nachdem dieses erlauchte Ehepaar das Unglück hatte, den einzigen Sohn, Namens Gebhart, schon frühzeitig zu verlieren, und kinderlos zu bleiben; und nachdem die Verwandten Wernhers, seiner großen Verlassenschaft wegen, bereits in Bayern und Kärnthen Händel angefangen hatten, die unter Gebharts Nachfolger, Erzb. Thiemo, in die blutigsten Partheyungen ausbrachen; *) so ward die Stammburg Reichersberg in eine Abtey verwandelt, welche in den Umkehrungen der neuesten Zeit, vor zwanzig Jahren, aufgehoben, aber nun wieder, selbst unter Rückgabe der Güter und Pfarreyen in Niederösterreich, restaurirt worden ist.

Die beurkundete und anschauliche Darstellung der Cultur, der heimathlichen Begründung und der wirthschaftlichen Entwicklung einzelner Gebiete im Schutze dynastischer Macht und Intelligenz: — das ist doch wohl der belehrende Hauptzweck von solchen Monographien?

v. Koch Sternfeld.

Geschichte Kaiser Friedrichs IV. und seines Sohnes Maximilian I. Von Jos. Chmel, reg. Chorherrn des Stifts St. Florian, und k. k. geh. Hof- und Hausarchivar zu Wien.

(Schluß.)

1440.

„an sand afratag bin ich och gezwungen worden durch die . . . . die mir versprochen und geschborne Diener sind gebesten, zu richten gegen meinen brueder mit sambt demselben.“

(Erbtheilung?)

*) Das Herkommen des ersten Bischofs von Gurk, Günther, ist keineswegs unbekannt, wie Hr. Kerler meint. Er stammte aus dem uralten Edelgeschlechte von Krapfeld in Kärnthen.

**) „Quia gens slavonica in ejus episcopii terminis posita ante ipsius tempora aut nullas, aut paucissimas (decimas) reddere consuevit.“ Hansiz p. 178.

*) S. III. Bd. uns. hist. Beytr.

„ a e i o v
Austriae est imperare orbi universo.“

Pei belhem Pau, oder auf welchem Silbergeschür oder kiregebat oder andern | a e i o v kleinoten der strich und die funff puestaben stand, das ist mein herzog Friderıs des Jüngern gebesen, oder ich hab daselb paun oder machen lassen.“

„1439 in Sand Johannstag zu Sunibenden obiit mein Vetter Friedrich, und ist begraben zu Stams (Abtey) in dem Instol.“ (im obern Innthal.)

„Vermerkht, was ich zu Fanedig gekauft hab 1439 (an Tüchern, Gold- Scharlach- Seiden- Sammt-Stoffen ꝛc.) Summa: ij m ij c LXXXjjjj gulden.“

„Item ich hab zu Wönedig ein Centner pambol (Baumwolle) kauft um V+ (5 1/2) gulden.“

„Item Kunrat Kreig, der mein hofmeister ist, der ist gar pös und falsch — und zumal furtellich in allen bösen sachen . . . . getan mit dem — — unmacht — — und — das guet — — — ist und hiet mich grob genug gesmecht und hat — — grobikait — — ꝛc.“

1436.

„Mein Magistät (Siegel) gestet zu graben von dem goldsmid zwaihundert I. Pf. und das silber wigt VI markh silber, das hab ich auch müssen zalen — die herzoglich magistät —“

(Dann kommen vor:) „das kaldeisch abc. Das Kries, (griechisch) abc, das türkisch abc.“

„thesauriavit, nesciens cui congregavit ea.“

„Vermerkht die ritter, die mit meinen herrn und vater (Ernst) ritter worden sind zu dem heiligen grab.“

(Ein anderes Verzeichniß)

„Vermerkht die da mit mir ritter worden sind und mit mir geforen sind 1436 — von erst Marinus pisolf von triest, graff Eberhart von Kirchperg der Jüngre, Graff pernhart von Schaunberg; Albrecht von uniperg fecit me mil (i. e. militem) (und noch ein halbes hundert anderer Edelleute.)

(Auch an geheimen Chiffern und Zeichen fehlt es nicht.)

1446.

„Vermerkht, was ich heiltum in dem gebelb hab“ (Heiligthümer in dem Gewölb, darunter Gemälde, Bilder, Kreuze, mit Kleinodien, Krystall ꝛc.).

Es kömmt nirgends vor, von wem der talentvolle Knabe Friedrich den ersten Unterricht genossen hat: ohne Zweifel von einem Priester, in Tirol oder Steyermark.

Dem Hrn. Verf. dieser Geschichte, der an der Quelle sitzt, ist es vielleicht möglich, das noch auszumitteln. Denn im 1. Cap. des I. Buches läßt sich derselbe, was wir hier noch nachtragen zu müssen glauben, also vernehmen:

> „Herzog Ernst war damals durch seinen festen eisernen Sinn, durch seine Thätigkeit und Rührigkeit, die sich im Unglück am glänzendsten bewies, die Stütze des Hauses, wer weiß, ob nicht ohne ihn die Hälfte der Besitzungen wäre verloren gegangen. Da die Geschichte des Hauses Habsburg und seiner Lande in der Zeit der Gegenstand eines spätern Werkes seyn soll: so kann das Leben und die Wirksamkeit des Herzogs Ernst nur angedeutet werden, um die Schicksale und Erfolge seines Sohnes, Friedrichs des Friedfertigen, besser zu verstehen und zu würdigen.“

Fürwahr, die Aufgabe ist groß, das Vorhaben rühmlich: — aber, wie gesagt, der geh. Archivar Hr. Chmel sitzt an der Quelle und ist der Quellenforschung Meister.

v. KochSternfeld.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. July.

Nro. 148. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Ueber die Zeugung und Entstehung des wahren weiblichen Eyes bey den Säugethieren und Menschen. Eine von der Königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen gekrönte Preisschrift von U. F. Hausmann. Mit 10 Kupfertafeln. Hannover 1840. 4.

Veranlassung zu diesem Werke gab die in Göttingen am 10. November 1821 aufgegebene Preisfrage über den Gegenstand, welchen obiger Titel ausspricht. Der Verf. hat damals die Frage zur Genüge gelöst, aber doch in seiner Beantwortung manche Mängel gefunden, die er während der bisher verfloßenen Reihe von Jahren durch neue Untersuchungen zu ergänzen strebte, und die Resultate davon sind im gegenwärtigen Buche niedergelegt.

Der Verfasser beginnt mit einer ziemlich genauen Beschreibung der männlichen Geschlechtstheile des Pferdes, wovon Ref., von einigen irrigen Behauptungen absehend, nur ein physiologisches Factum hervorzuheben sich erlaubt. Der Verf. schnitt die Ruthennerven des Pferdes durch, und die Folge davon war, daß der Penis aus seinem Schlauche hervorfiel, das Erectionsvermögen und die Empfindlichkeit verloren hatte, so daß selbst glühendes Eisen nicht mehr empfunden wurde. Der Verf. glaubt daher, daß zur Erklärung der Erection nur die Annahme einer unmittelbar auf das Blut wirkenden Nervenkraft in dem erectilen Gewebe, die durch Unterbrechung des Zusammenhanges mit dem Zentralorgane unthätig wird, übrig bleibe. Durch diese Nervenkraft müsse eine auf das in die Venen oder Zellen des schwammigen Körpers ergoßene Blut wirkende Anziehung ähnlich einer galvanischen Einwirkung erfolgen, wodurch das Blut im erectilen Gewebe und selbst in den Venen bis zur größten Anspannung und Erregung einer stärkeren Pulsation zurückgehalten werde. Hierauf folgt Beschreibung der Serualorgane der Stute, der Hunde, Schweine und Schafe, wobey aber alle feineren Untersuchungen vermieden sind. Nur das Primitivey aus dem Graaf'schen Follikel ist einigemale beschrieben und abgebildet; aber Beschreibung und Abbildungen harmoniren so wenig mit den bisher bekannt gewordenen Untersuchungen der vielen jetzt lebenden Physiologen, daß man fast glauben möchte, der Verfasser habe etwas anderes dafür angesehen. Ueber das Vordringen des männlichen Zeugungsstoffes glaubt der Verf., daß er nur bey den Hunden schon während der Begattung in den Uterus und dessen Hörner gelange, bey den andern oben genannten Thieren aber erst nach der Begattung durch ein „Einfließen," oder durch „eine langsamere Bewegung, durch Haarröhrchenkraft" dahin komme.

Aus einer ansehnlichen Reihe von Untersuchungen über die Folgen der Begattung beym Pferde führt der Verf. als erste Umänderung das Erscheinen einer fadenziehenden, samenähnlichen Flüssigkeit am Grunde des schwangeren Hornes an, welche mit Weingeist übergoßen einen blendend weißen Niederschlag absetzt, den man in Lamellen theilen kann; der Niederschlag steigt bald in die Höhe, und unter ihm bleibt eine mehr trübe, flüssige Masse zurück. Vor dem 18. Tage tritt keine Veränderung im Uterus ein, die auf die „Bildung eines Eyes" deutete, *) in den Ovarien aber entstehen corpora lutea; erst zwischen dem 19 und 20ten Tag nach der Befruchtung zeigt sich das Ey in Gestalt einer

*) Dieser Satz wird sich später erklären.

Krystallkugel. Aus ähnlichen Untersuchungen an Hündinnen schließt dann der Verf., daß das ovulum weder im Graaf'schen Bläschen, noch im gelben Körper gebildet werde, folglich auch nicht von hier in die Gebärmutter gelangen könne; daß die Befruchtung den Durchbruch der Graaf'schen Bläschen befördere, daß sehr wahrscheinlich bey Hündinnen, welche nicht befruchtet worden, sich die gelben Körper bilden, ohne daß vorher die Graaf'schen Bläschen sich öffnen und ihren Inhalt entleeren, indem die in ihnen enthaltene Flüssigkeit durch Resorbtion oder Zersetzung verschwindet, und macht in den darauf folgenden Beobachtungen aufmerksam, daß das ovulum erst im uterus entstehe. — Bey brünstigen Schweinen fand der Verf. nur selten ein ovulum, das bey Schweinen, welche sich begattet hatten in den völlig reifen Graaf'schen Bläschen aufgelöst und verschwunden war; dasselbe soll auch beym Rehe der Fall seyn. — In „Beobachtungen über Fötusbildung" sucht der Verf. darzuthun, daß die Thätigkeit der befruchteten Gebärmutter bey Rehen sehr verzögert werden könne: d. h. daß die Entwicklung des Embryo erst lange Zeit (mehrere Monate) nach einer fruchtbaren Begattung beginne, und fügt dann Betrachtungen über die Zeugung beym Menschen hinzu, in denen er es sehr unwahrscheinlich findet, daß während der Begattung der Samen in den Uterus gelange, und behauptet, daß auch beym Menschen das Ey erst im Uterus entstehe aus einer zuvor sich ausscheidenden eyweißartigen Flüssigkeit, welche den ganzen Uterus erfüllt und sich dann „durch die Wirkung des Bildungstriebes in das ovulum zersetzt." Das gebildete Ey, fährt der Verf. weiter, hat eine zarte, die Flüßigkeit umhüllende Haut, Chorium, die aber eigentlich das Nabelbläschen ist; die Allantois scheint beym Menschen innerhalb der Nabelschnur, oder in der trichterförmigen Einsenkung, welche die Nabelschnur in der Folge umgiebt, sich zu verlängern, mit der Hunter'schen Haut zu verschmelzen und die Plazenta zu bilden. Nachdem die Plazenta sich zu bilden angefangen hat, vergrößert sich die Fruchtblase der Plazenta gegenüber, um sich gewißermaßen in das Chorium zu verwandeln. — Ref. ist zwar nicht gesonnen, der eben angeführten Lehre beyzupflichten, kann sich aber nicht erwehren, durch sie in ernstes Nachdenken versetzt zu werden, da es ihm schon öfters gelungen ist, bey menschlichen Embryonen aus dem dritten und vierten Monate den Urachus mehrere Zolle weit in dem Nabelstrange zu verfolgen.

Unter dem Titel „über Befruchtung der Eyer bey Puterhühnern" erzählt der Verf., daß er zwey Hühner vom Hahne so lange abgesondert gehalten habe, bis sie zu legen anfiengen. Als der Hahn zugelassen war, fand sich bey dem einen Huhne schon ein Ey im Legedarme, und dieses war unbefruchtet; aber zehn nach diesem gelegte Eyer waren befruchtet. Daraus und zugleich aus dem Umstande, daß in den Fallop'schen Röhren der Thiere nie sich Samen fände *), sucht der Verf. nochmals darzuthun, daß eine Befruchtung nur durch Nervenreitz der Gebärmutter und Rückwirkung dieser auf die Eyerstöcke geschehe; und wenn der Verf. als Beleg hiefür die Bienenkönigin anführt, in welcher zur Zeit der Befruchtung die Keime der Eyer noch nicht gebildet seyen, oder die Blattläuse, bey welchen eine einzige Begattung den weiblichen Körper in den Stand setzt, durch mehrere Generationen sich zu vermehren, so dürfte wohl Ref. mit besserem Rechte die Richtigkeit dieser nur von wenigen älteren Beobachtern auf uns gekommenen Erzählungen in Zweifel ziehen, als der Verf. Behufs seiner Befruchtungstheorie die Extrauterinschwangerschaften so gut wie gänzlich läugnet.

Die gelben Körper, lehrt der Verf., dienen die Thätigkeit der Gebärmutter zu unterhalten und die Ausbildung der Frucht zu bewirken, weil trächtige Schweine nach dem Verschneiden abortiren.

Ein Kapitel über Milchabsonderung enthält nur Bekanntes, in einem andern über Nerven-Einwirkung des mütterlichen Leibes auf den Fötus, werden Fälle vom Versehen, Beobachtungen über den Antheil des Vaters und der Mutter an der Bildung des Fötus, und einige als Beleg für die Nervenwirkung angeführte Versuche über Impfung mit Nasenschleim rotziger und wurmiger Pferde er-

*) Er findet sich sehr deutlich, wie allgemein bekannt ist.

zählt. — Unter der Aufschrift: „einige Erfahrungen über Bauchschwangerschaft“ behauptet der Verf., daß eine Bauchschwangerschaft nicht durch ein Graaf'sches Bläschen, dessen Inhalt in die Bauchhöhle gelangt, entstehen kann, sondern nur möglicher Weise in den Fallop'schen Trompeten, oder bey monströser Bildung der Gebärmutter in einem Anhange, auch wohl Ausbeutelung derselben, sich bildet; in den übrigen Fällen aber, wo eine Frucht mit oder ohne Nachgeburt in der Bauchhöle sich findet, durch das Zerreissen der Gebärmutter dahin gelangt ist, was dann der Verf. durch Beobachtungen zu bestätigen sucht.

Beobachtungen über Mißgeburten, verlängerte Dauer der Trächtigkeit, über Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit beziehen sich mitunter auf schöne, aber keine neuen Fälle.

Den Schluß des Buches bilden Beobachtungen über die Entstehung einiger solcher Eingeweidewürmer der Haussäugethiere, die sich nicht durch Fortpflanzung vermehren, als: Cysticercus cellulosus, Coenurus cerebralis, Echinococcus veterinorum. Der Verf. glaubt, „daß sie sich fast wie die Ausschlagskrankheiten bilden, nur mit dem Unterschiede, daß hier in der krankhaft abgesonderten, serösen Flüßigkeit eine peripherische Ausscheidung sich bildet, woraus der Wurmkörper dann anfängt sich zu organisiren.“

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik. ꝛc.

(Fortsetzung).

c. In den meisten Flüssigkeiten zeigen die meisten Metalle permanent die gleiche Erregung; bey einigen aber, insbesondere bey Bley und Zink nahm sie in einigen Flüssigkeiten ab, und verwandelte sich in die entgegengesetzte, welches Alles dazu beytragen muß, die größten Bedenklichkeiten gegen die sogenannte chemische Theorie des Galvanismus zu begründen, wozu noch kommt, daß Hr. Pf. durch einen seiner Versuche fand, daß eine Zinkplatte in verdünnter Schwefelsäure eben so viel Wasserstoffgas entwickelte, sie mochte für sich allein wirken, oder mit einer in einer anderen Röhre

in verdünnter Schwefelsäure aufgehängten Platinplatte eine einfache galvanische Kette bilden, was daher gegen die Theorie der Uebertragung der Affinität unter der Form der Elektrizität erscheinend, wie sie von Faraday, Graham u. a. vorgetragen wird, als experimentum crucis zu betrachten seyn dürfte. In einem Anhange (197 — 212) liefert Hr. Pf. die einzelnen Resultate seiner Versuche über dieses Verhalten der Metalle zu den Flüssigkeiten, welche oft wiederholt und mit aller möglichen Sorgfalt angestellt worden sind, und in 24 Versuchreihen Alkalien, Säuren, Metallsalze, und Salze mit alkalischen und erdigen Basen umfassen.

2. Durch die Versuche der Hrn. Ohm und Rieß schien die Streitfrage über die gebundene Elektrizität erlediget zu seyn, als Hr. Knochenhauer durch seine Versuche (Bd. XXXXVII.) dagegen Widerspruch erhob ungeachtet der schönen Untersuchungen des Hrn. Poisson und den Versuchen des Hrn. Faraday (eilfte Reihe An. XXXXVI). Allein gleich von vorne herein ergiebt sich, daß Hr. K. mit zu wenig empfindlichen Apparaten experimentirt habe. In dieser Ueberzeugung übernahm Hr. Fechner mühsame oft wiederholte, und, man kann sagen, mikroelektrische Versuche (321 — 350) um die Wahrheit zu finden, deren Resultat war, daß die vertheilende Elektricität gleich stark mit der vertheilten wirkt auf Punkte, die sich an der vertheilten Fläche selbst befinden, stärker aber als die vertheilte auf Punkte, die in größerer Entfernung liegen, und daß die gebundene Elektrizität dadurch, daß sie gebunden ist, durchaus keine andere Eigenschaften habe, als die freye.

Was übrigens die Anordnung der Elektrizität unter vertheilenden Einflüssen auf Leiter betrifft, so ist allerdings wahr, daß Hrn. Poissons Bestimmungen hierüber rein mathematisch sind, beruhend auf den bekannten Anziehungs- und Abstossungsgesetzen der Elektrizität, und der Voraussetzung, daß sie eine expansible aber incompressible Flüssigkeit sey, was Faraday nicht genügend findet, aber man muß doch gestehen, daß diese Untersuchungen noch immer maßgebend für diesen ganzen Gegenstand sind, obschon die Schwierigkeit ihrer Anwendung uns oft nöthiget, Belehrung von der Erfahrung zu erwarten; denn „ich fürchte“, sagt Hr. F. „es ist mit allgemeinen Betrachtungen gar nichts mit Sicherheit auf einem Felde zu erzielen, auf welchem die Ermittelung der Resultate selbst für den Calcul zu schwierig wird.“

3. Hr. Henry hat aus seinen Versuchen geschlossen, der Nebenstrom ändere seine Richtung mit der Entfernung des Nebendrahtes vom Hauptdraht. Diese Behauptung erklärt Hr. Pet. Rieß als grundlos, und stellt (351 — 358) Versuche an, welche die Richtung des elektrischen Nebenstromes auf directe Weise bestim-

men. Bey dieſen Verſuchen wurde eine mit einer Miſchung von Schwefelblumen und Mennig beſtreute Harzplatte zwiſchen zwey Spitzen des Nebendrahtes gebracht, auf deren entgegengeſetzten Seiten ſich bey dem Durchgang des Stromes den Lichtenbergiſchen ähnliche Figuren bildeten. Die Haupt- und Neben-Spiralen waren 13 und 53 F. lang aus Kupferdraht. Der Erfolg zeigte, daß dieſelbe Figur immer auf derſelben Seite entſtand, und daß ſie ſtets von der mit negativer Elektrizität geladenen Spitze erzeugt wurde, wonach in allen Verſuchen der Weg der beyden Elektrizitäten beſtimmt iſt, und ſich kund thut, daß der Nebenſtrom der elektriſchen Batterie unter allen Umſtänden, welche eine verſchieden gerichtete Magnetiſirung durch denſelben bedingen, im Nebendraht ſtets dieſelbe Richtung hat, welche der Entladungsſtrom im Hauptdraht hat.

4. Aus den Verſuchen des ebengenannten Hr. Pet. Rieß (Bd. XXXXIX.), welche durch eine Krankheit desſelben unterbrochen wurden, wird man ſich erinnern, daß die Größe der Erwärmung durch eine elektriſche Batterie in dem Schließungsdraht von der Schließung eines parallel laufenden Nebendrahtes abhängt. Das Maximum dieſer Einwirkung zu finden, machte Hr. R. zur Aufgabe ſeiner weiteren Unterſuchungen (177 — 196) und fand, daß ein neben dem Schlieſſungsdraht der elektriſchen Batterie befindlicher metalliſch geſchloſſener Draht nach Maßgabe ſeiner Schließung auf die Entladung einwirkt. Wird die Schließung des Nebendrahts progreſſiv verlängert, ſo nimmt die Einwirkung desſelben zu, erreicht ein Maximum, und nimmt von da fortdauernd wieder ab. Die Urſache liegt wahrſcheinlich darin, daß jede Batterie-Entladung aus partiellen Entladungen beſteht, und jede derſelben in dem Nebendraht eine Anzahl elektriſcher Ströme erregt, die im Verhältniß der Leitung eine kürzere oder längere Zeit beſtehen, ſo daß eine Partialentladung der Batterie eintreten kann, während der erregte Nebenſtrom noch fortbeſteht. Je weiter der erſte Nebenſtrom in die Dauer der zweyten Batterieentladung eingreift, deſto ſtärker muß ſeine Einwirkung auf dieſelbe ſeyn, und die Verminderung der Erwärmung nimmt zu mit der Verſchlechterung der Leitung des Nebendrahtes. Je länger der Nebendraht, deſto weniger wird alſo der Batterie-Entladung entgegengewirkt. Daher muß an der Gränze, die das Maximum der Einwirkung des Nebendrahtes giebt, mit progreſſiver Verlängerung der Nebenſchlieſſung die immer ſchwächer werdende Einwirkung derſelben merkbar ſeyn, wodurch nothwendig zwey Minima derſelben da entſtehen, wo die Entladung keinen Strom im Nebendraht vorfand, und da, wo der Strom zu ſchwach iſt, ſeine Einwirkung merkbar zu machen. Daher muß die Erwärmung im Schließungsdraht durch die Einwirkung des Nebendrahts zwar ſehr geſchwächt, aber nie ganz aufgehoben werden.

Obſchon übrigens dieſe Veränderungen bey allen Ladungen der Batterie dieſelben bleiben, ſo kann doch ein beſtimmter Nebendraht die Erwärmungen des Hauptdrahtes deſto weniger ändern, je geringer die anfängliche Erwärmung war. Daher wird in einem beſtimmtem Schließungsdraht durch einen Nebendraht die Erwärmung um ſo mehr vermindert, je näher dieſer dem erſten iſt, und je ausgedehnter der Theil des Nebendrahtes iſt, der von dem Hauptdraht erregt wird, und das Maximum der Wirkung eines Nebendrahtes auf die elektriſche Entladung, welches durch Verlängerung der Nebenſchließung erreicht wird, iſt um deſto größer, ein je größerer Theil des Hauptdrahtes auf den Nebendraht einwirkt. Zugleich iſt aber zur Erreichung dieſes Maximums eine um ſo längere Schließung des Nebendrahtes erforderlich.

Uebrigens ſcheint die Art der Entladung keinen Einfluß auf das Verhältniß der im Schließungsdraht erregten Erwärmung zu haben.

5. Hr. Faraday ſah ſich (Bd. XXXXVI.) zu dem Satz veranlaßt, daß die Theile des eine elektriſche Ladung trennenden Nichtleiters eine polare Stellung annehmen. Hr. Knochenhauer (125 — 129) prüfte dieſe Behauptung, und meynt, daß die Erſcheinungen, welche dafür ſprechen, und die er vollkommen beſtätiget fand, ſich, ohne den genannten Satz zu Hülfe zu nehmen erklären laſſen, indem, wie er meynt, die Luft an der Oberfläche der Scheiben die Stelle eines mäßigen Leiters vertreten kann, weßwegen die freye poſitive Elektricität auf der oberen Condenſationsſcheibe die negative nach ſich zieht, und die poſitive auf die untere Seite des Luftkörpers treibt, wodurch die Bewegung des Goldplättchens auf höchſt einfache Weiſe, und zugleich auch der ſtärker bindende Einfluß der nichtleitenden Platten erklärt wird.

6. Der Herr Herausgeber der Annalen giebt (384 — 387) vorläufige Nachricht über die Mittel, die Ströme verſchiedener Metallcombinationen in Einer Flüſſigkeit theils ſtärker theils beſtändiger zu machen. Für das Kupfer fand er, daß dieſes erreicht werde a) durch Erhitzen desſelben bis zum Verſchwinden der anfangs erſcheinenden Farben. b) Durch Eintauchen in Salpeterſäure, und Abſpühlen in Waſſer. c) Durch Bekleidung mit Kupfer, wie es in der Daniell'ſchen Kette, und d) bey der Wirkung einer Saxton'ſchen Maſchine auf Kupferplatten, die in verdünnter Schwefelſäure ſtehen, erhalten wird.

Dieſe Mittel ſind zum Theil auch auf Eiſen und andere als negative Elemente dienende Metalle anwendbar.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. July.

Nro. 149. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

I. Verzeichniß der in der Kreis-Naturalien-Sammlung zu Bayreuth befindlichen Petrefakten. Mit: I. einer geognostisch-petrefaktologischen Karte von Ober-Franken, II. einer geognostisch-petrefaktologischen Uebersicht, III. zwey- und zwanzig Tafeln Abbildungen. Lpzg. 1840. 118 S. 4.

II. Recherches sur les Ossemens humatiles des Cavernes de Lunel-Viel; par Marcel de Serres, Prof. de Minéral. et de Géolog. à la Faculté des Sciences de Montpellier; Dubrueil, Prof. d'Anatom. à la Faculté de Médecine, et Jeanjean, Conserv. et Préparat. de Zoolog. et d'Anatom. Montpellier 1839. 275 S. 4 mit 21 lith. Tafeln.

III. Essai sur les Cavernes à Ossements et sur les causes qui les y ont accumulés par Marcel de Serres. Troisième édition, revue et considérablement augmentée. Paris, Lyon, Montpellier 1838. 412 S. 8.

Das erste von den genannten Werken ist gewissermassen eine zweyte Ausgabe von dem i. J. 1833 erschienenen „Verzeichniß der Versteinerungen, welche in der Kreis-Naturalien-Sammlung zu Bayreuth vorhanden sind.“ Es unterscheidet sich von diesem letzteren dadurch, daß es die neueren Acquisitionen mit aufgenommen, und eine ungleich splendidere Ausstattung erhalten hat; sonst aber giebt es ebenfalls wie dieses nur die Namen, ohne sich auf Beschreibungen oder auch nur auf Diagnosen einzulassen. Die Anordnung ist nach Reihenfolge der Thier- und Pflanzen-Klassen, nicht nach den geognostischen Formationen; während das ältere Verzeichniß von 1833 die Versteinerungen nach den Formationen in Hauptabtheilungen bringt. Ein großer Mißstand des neuen Verzeichnißes ist es, daß sich sein Verfasser hat von Buch's Autorität verleiten lassen, die verschiedenen Formationen des Juragebirges lediglich in 3 Abtheilungen zusammenzufassen: unterer, mittlerer und oberer Jura. Hierdurch sind nun in der Abtheilung des oberen Jura zwey Gebirgsarten nicht, wie es sich gehört hätte, auseinander gehalten; unter den Versteinerungen des „obern Jura“ weiß man nicht, welche dem Dolomit, welche dem Jurakalkstein, zwey ganz verschiedenen Mineralspezien, angehören. Daß keine von diesen beyden Gebirgsarten ihr ausschließlich eigenthümliche Petrefakten aufzuweisen hat, berechtigt noch nicht, sie in einem Lokal-Verzeichnisse, das das ganze Detail klar vorzulegen hat, als identisch zu nehmen. Es ist auf diese Weise die Beantwortung der Frage, in welchem Verhältnisse die Anzahl der im Dolomit vorkommenden Arten zu der des Jurakalksteines stehe, gleich von vorn herein unmöglich gemacht.

Noch mehr ist für die Abtheilung des „mittleren Jura“ zu fürchten gewesen. Buch versteht hierunter nicht bloß den Griessandstein, sondern zieht noch unter ihm liegende Schichten von Liasschiefern hinzu, nebst den ihn überlagernden Kalk-Schichten, welche im älteren Verzeichnisse als Oxford Clay und unterer eisenschüssiger Oolith benannt wurden. Das Naturwidrige dieser Verbindung ist in diesen Blättern (Band IX. S. 773) mit solchen gewichtigen Gründen dargethan worden, daß der Verf. des neuen Verzeichnisses wohl hätte darauf Rücksicht nehmen dürfen. Mit der Annahme der Buch-

schen Eintheilung würde sich aber auch der Verfasser in völligen Widerspruch mit dem älteren Verzeichnisse gesetzt haben, das von einem andern Bearbeiter herrührt. In diesem nämlich ist der Griessandstein mit dem Liaskalk (dem untern Jura Buch's) wegen Uebereinstimmung in den Petrefakten verbunden; dagegen der untere eisenschüssige Oolith mit der Juraformation (oberer Jura Buch's) zusammengestellt. Diese letztere Verbindung ist auch die naturgemäße, da Gesteins- und Petrefakten-Charakter dieselbe bestätigen. Wenn demnach unter den Versteinerungen des mittleren Jura, wie ihn der Verf. hier aufführt, wirklich die des Griessandsteines und des sogenannten untern Oolithes zugleich aufgenommen worden wären, so würden dadurch zwey petrefaktologische Gruppen untereinander geworfen worden seyn, die man im Verzeichnisse nicht mehr sondern könnte, indem die Angabe der Formation mit der Anführung „mittlerer Jura" abgethan ist. Zum Glück hat indeß der Verf. in der Aufzählung der Arten dem Ausdrucke „mittlerer Jura" eine ganz andere Bedeutung gegeben, als er es in der Vorrede ankündigte. In dieser sagt er: „Die Juraperiode wurde nach Herrn von Buchs ausgezeichnet naturgemäßer Abgränzung in die obere, mittlere und untere eingetheilt." Sey es nun, daß der Verf. die Abhandlung von Buch mißverstanden hat, oder daß er demselben eines von jenen Komplimenten machen wollte, mit denen man es nicht so ernstlich in der Ausführung nehmen darf — genug, sein mittlerer Jura ist etwas ganz Anderes als der von Buch. Schlägt man nämlich sein Verzeichniß auf, so findet man unter den Petrefakten des „mittleren Jura" aufgeführt: Ammonites Pollux, Castor, Jason, hecticus, dubius, Belemnites giganteus, Ostrea Marshii, gregaria, explanata, die wahren Leitmuscheln für den untern Oolith, aber keine einzige für den Griessandstein, der den Stock des mittleren Jura bey Buch ausmacht. Sucht man nun weiter in dem Verzeichnisse nach den Versteinerungen des Griessandsteines, wie z. B. nach Avicula inaequivalvis, Gervillia gastrochaena, Cucullaea cancellata, Cardium multicostatum etc., so findet man die Formation niemals als mittlerer Jura, wie sie nach den Buch'schen Bestimmungen hätte benannt werden müssen, sondern lediglich nur als „unterer Jura" bezeichnet. Hieraus geht also klar hervor, daß der Verf. den Ausdruck „mittlerer Jura" keineswegs in dem Sinne von Buch genommen, sondern demselben einen ganz andern untergeschoben hat. Sein mittlerer Jura ist weiter nichts als der Inferior Oolite, den er vom Griessandsteine völlig trennt. Der Griessandstein dagegen — der eigentliche mittlere Jura von Buch — ist von dem Verfasser mit dem Liaskalk als „unterer Jura" zusammengestellt, und letzterer Ausdruck hat daher bey ihm wieder einen andern Sinn als bey Buch. So hat also der Verf. die von ihm in thesi als ausgezeichnet naturgemäß belobten Abgränzungen Buch's in praxi stillschweigend ganz umgemodelt, wodurch er allerdings die seinigen den naturgemäßen Verhältnissen näher geführt hat. Leider ist aber auch wieder bey seinem unteren Jura nicht angegeben, ob die Versteinerungen sich im Kalk und dessen Schiefern, oder im Sandstein, oder in beyden zugleich vorfinden. Weit genauer hinsichtlich der Gesteins-Angaben ist das ältere Verzeichniß, das man eben deßhalb nicht entbehren kann, indem es jedesmal die Gebirgsart, häufig sogar einzelne Gesteins-Abtheilungen benennt.

Beygegeben ist diesem Verzeichnisse eine geognostische Karte von Oberfranken, wobey die Dechen'sche Karte zu Grunde gelegt ist. Wenn in der Erläuterung gesagt wird, daß der mittlere Jura nicht mit angegeben ist, so ist dieser Ausdruck wieder nicht im Sinne Buch's, sondern des Verfassers zu nehmen. Der Buch'sche mittlere Jura, der Griessandstein, ist seiner ansehnlichen Mächtigkeit wegen auch auf einer kleinen geognostischen Karte bemerklich zu machen, während der mittlere Jura dieses Verzeichnisses (der Inferior Oolite) in Oberfranken, trotz seines großen Reichthums an Petrefakten, doch der Masse nach so unbedeutend ist, daß er auf der vorliegenden Karte allerdings nicht hätte eingetragen werden können.

Ausser der Karte sind noch 22 lithographirte Tafeln beygegeben, Knochenüberreste darstellend, die vor der Hand zum größten Theile nur noch nach ihrem anatomischen Charakter als Zähne, Wirbel, Rippen ꝛc. zusammengestellt sind, und ihre Deutung von Hrn. v. Meyer erwarten. Papier und Druck, wie die ganze Ausstattung, sind vortrefflich zu nennen.

II. Wenn uns in dem Bayreuther Verzeichnisse ein großer Reichthum von urweltlichen Thierüberresten, vom Diluvium an bis hinab zum Uebergangsgebirge, vorgeführt wird, so befassen sich die Recherches sur les ossemens humatiles des Cavernes de Lunel-Viel mit einem Gegenstande von viel engerer Begränzung, jedoch von hohem Interesse, und das Zusammenwirken von Marcel de Serres, Dubrueil und Jeanjean hat eine vortreffliche Arbeit zu Tage gefördert.

Die Knochenhöhlen von Lünel-Viel liegen eine Viertelstunde von diesem Dorfe und ohngefähr drey Stunden östlich von Montpellier. Seit urdenklichen Zeiten bestehen in jener Gegend Steinbrüche im tertiären Meereskalksteine. Im Jahre 1800 entdeckte man nach Wegnahme eines großen Bruchsteines, 10 Metres unter dem Boden, eine kleine Oeffnung im Felsen, welche, nachdem sie vergrößert worden war, zu einer kleinen Höhle von ohngefähr 15 M. Länge und 4 — 5 M. Breite führte. Man schaffte rothen Letten heraus, welcher zur Verfertigung von Ziegeln benützt wurde. Zwey Offiziere besuchten 1824 diese Höhle und da sie im Letten einen Knochen fanden, so brachten sie diesen zu M. de Serres, der sogleich vermuthete, daß hier vielleicht eine Knochenhöhle, ähnlich den deutschen und englischen, vorhanden seyn möchte. Sobald er sich von der Richtigkeit seiner Vermuthung durch eigene Besichtigung der Grotte überzeugt hatte, reklamirte er den Beystand der Regierung, den er auch sogleich erhielt. Die Nachgrabungen erlangten bald eine besondere Wichtigkeit, zumal als eine große Höhle entdeckt wurde, deren Eingang durch den Letten verdeckt worden war. Im Januar 1827 wurden diese Arbeiten beendigt, doch gelang es später noch durch Erweiterung einer Spalte einen schmalen, aber sehr ausgedehnten Saal ausfindig zu machen, der zum großen Theil mit Sand ausgefüllt war, nach dessen Wegräumung eine Menge Säugthier-Knochen zum Vorschein kamen.

Die Höhlen von Lunel-Viel liegen ohngefähr 15 — 18 Metres über dem Spiegel des Mittelmeeres, und kommen am Südabhange eines nicht sonderlich hohen Hügels vor, der von einer Diluvialbildung aus röthlichem Letten mit eingemengten Geschieben bedeckt ist, welche zugleich mit dem Letten auch in der großen Höhle gefunden wurden. Dieses Diluvium ruht auf gelben Mergeln, die über Grobkalk liegen, nach welchem ein fester Meereskalkstein folgt, der zum Bauen am vorzüglichsten ist. Die Höhlen liegen zum Theil in diesem Kalkstein, zum Theil im Grobkalk. Die Knochen waren im Letten und Grus eben so unordentlich umhergestreut, wie sich dieß in allen andern Höhlen gezeigt hat.

Nach Biard's Analyse enthält der röthliche Letten oder Erde, wovon die Knochen umgeben sind, folgende Bestandtheile:

Im Wasser lösliche Substanz, aus chlorwasserstoffsaurem Natrum, schwefelsaurem Kalk und stickstoffhaltiger Substanz gebildet .	0,005
Kieselerde	0,801
Thonerde	0,030
Eisenoxyd	0,060
Kalkphosphat	0,037
Kohlensaurer Kalk	0,020
Organische Materie	0,032
Verlust	0,006
Summe	1,000

Die Analyse der Knochen ergab auf 1000 Theile:

Kohlensaurer Kalk	105
Wasser	88
Phosphorsaurer Kalk	740
Kieselerde durch Eisenoxyd gefärbt . .	41
Organische Materie, Spuren . .	„
Flußsaurer Kalk, Spuren . . .	„
Verlust	26
Summe	1,000

Als man zuerst den Boden der großen Höhle betrat, fand man auf seiner Oberfläche einige Knochen von Thieren aus unserer Periode, die daselbst umgekommen waren. Diese Knochen, in geringer Anzahl, unterschieden sich von denen des Letten durch ihre vollkommene Erhaltung, durch das Verhältniß ihrer organischen Substanz, und daß sie weder die Zerbrechlichkeit, noch das matte Ansehen der humatilen *) Knochen hatten, auch nicht an

*) Zwischen fossilen und humatilen Knochen stellt M. de Serres den Unterschied auf, daß jene von

der Zunge klebten. Sie rührten her von Hühnern Kaninchen, Ratten, Schafen, Füchsen, auch fand man ein ganzes Skelet eines Hundes.

Die Oberfläche des Lettens zeigte nirgends eine ſtalagmitiſche Decke, daher waren auch nur wenige Knochen von ſolchen Concretionen überzogen oder an die Wände der Felſen geheftet. Album graecum, wohl meiſtentheils die Excremente von Hyänen, fand ſich nicht ſelten; im Innern desſelben entdeckte man zuweilen Zähne kleinerer Thiere, Knochenſplitter und Phalangen von Nagern. Ein Hyänenſchädel zeigte eine tiefe, aber wieder geheilte Wunde, ein wenig vor dem Hinterhaupt, unterhalb der Hinterhauptsleiſte.

(Fortſetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen phyſikaliſchen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Phyſik.

(Fortſetzung.)

7. Um bey einer Grove'ſchen Kette der läſtigen Entwicklung ſalpeterſaurer Dämpfe, ſo viel möglich, vorzubeugen, vereinigte Hr. C. A. Grüel in Berlin zwey Platenbleche durch Einſchnitte in Kreuzform, brachte ſie in das Thongefäß, umgab dieß mit dem amalgamirten Zinkbleche, Alles in einem Gefäß von Glas. Dieſer Apparat wirkte vortrefflich und mehrere Stunden ohne alle Gasentwicklung, ohne Schwächung des Stromes, ſelbſt als die Salpeterſäure ſich ſchon dunkelgrün gefärbt hatte. (381 — 384).

8. Die Hrn. M. H. Jacobi und Lenz hatten ſchon früher in Beziehung auf die Principien elektromagnetiſcher Maſchinen (Bd. XXXXVII.) gefunden, daß a) die Stärke des in weichem Eiſen durch galvaniſche Ströme erregten Magnetismus der Kraft dieſer Ströme proportional, b) die Dicke des in Geſtalt einer Schraube den Eiſenſtab umgebenden Drahtes durchaus gleichgültig. c) bey gleichem Strome der Durchmeſſer der Schraube vernachläßiget werden könne, und d) die geſammte Wirkung der elektromagnetiſchen Schraube auf den Eiſenſtab gleich der Summe der Wirkungen, die jede einzelne Windung ausübt, woraus das Geſetz hervorgieng, daß das Maximum des Magnetismus erhalten werde, wenn der geſammte Widerſtand des die Schraube bildenden Leitungsdrahtes gleich iſt dem geſammten Widerſtande der Säule.

Weitere Unterſuchungen an neun Cylindern von weichem Eiſen, jeder 8 Zoll lang und von 3 — 1/3 Zoll Durchmeſſer gaben das Geſetz, daß bey gleicher Länge der Eiſenſtäbe der Betrag des angenommenen Magnetismus ihrem Durchmeſſer proportional iſt. Die Unterſuchung, ob die Länge des Eiſenkernes einen Einfluß habe, zeigte, daß derſelbe unbedeutend iſt, und Alles nur abhänge von der Zahl der Windungen und der Stärke des Stromes.

Im Jahre 1839 übergaben dieſelben der Petersburger Akademie einen Bericht über ihre fortgeſetzten Arbeiten, welcher das für die Praxis merkwürdige Geſetz aufſtellt, daß die Anziehung der Elektromagnete proportional iſt dem Quadrate der Stärke des galvaniſchen Stromes, deſſen Einfluß die Eiſenſtücke unterworfen werden. Im Jahre 1840 legten ſie denſelben auch der Verſammlung brittiſcher Naturforſcher zu Glasgow vor, und übergehend auf die Frage über praktiſche Anwendung erzählen ſie die von ihnen gemachten Verſuche mit einem 28 Fuß langen, 7 1/2 Fuß breiten, und 2 3/4 Fuß im Waſſer gehenden Boote, welches 14 Perſonen trug, und mit einer Geſchwindigkeit von 2 1/4 engliſcher Meile in der Stunde und mit der Kraft von 3/4 — 1 Pferdekraft mittels einer Batterie von 64 Plattenpaaren aus Zink und Platin von 36 Quadratzoll Oberfläche mit Salpeter und Schwefelſäure auf der Newa fortgetrieben wurde, und in welchem nach angebrachten Verbeſſerungen 1839 mehre Male 12 — 14 Perſonen den ganzen Tag über mit der Geſchwindigkeit eines Dampfbootes mit und gegen den Strom fuhren.

Hierauf werden a) für das Maximum des mechaniſchen Effectes, b) für die Geſchwindigkeit, c) für den Widerſtand und d) für den ökonomiſchen Effect Formuln aufgeſtellt und erklärt, woraus ſich unter andern das für die Praxis merkwürdige Reſultat ergiebt, daß der Zinkverbrauch, wenn die Maſchine in Ruhe iſt, das Doppelte von dem iſt, welcher ſtatt findet, wenn ſie das Maximum ihrer Arbeit hervorbringt. (358 — 372.)

(Fortſetzung folgt.)

Thieren herrühren, welche vor dem Rückzug der Meere in ihre jetzigen Becken, alſo auch vor dem Auftreten des Menſchen begraben wurden, während er unter humatilen (von humatus) nur ſolche begriffen wiſſen will, welche nach jenem Rückzug und während der Exiſtenz des Menſchen verſchüttet wurden.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. July.

Nro. 150. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

I. Verzeichniß der in der Kreis-Naturalien-Sammlung zu Bayreuth befindlichen Petrefakten.

II. Recherches sur les Ossemens humatiles des Cavernes de Lunel-Viel; etc.

III. Essai sur les Cavernes à Ossements et sur les causes qui les y ont accumulés par Marcel de Serres. etc.

(Fortsetzung.)

Die Thiere, deren Ueberreste in den Höhlen von Lunel-Viel aufgefunden und auf 20 lithographirten Tafeln gut abgebildet wurden, sind folgende, wobey diejenigen Arten, welche die Verfasser neu aufstellten, mit einem Sternchen * bezeichnet sind:

a) Säugthiere in 35 Arten.

Ursus spelaeus, arctoideus, — Meles vulgaris. — Mustela putorius. — Lutra vulgaris. — Canis familiaris, lupus?, vulpes. — Viverra genetta. — Hyaena spelaea, prisca*, intermedia*. — Felis spelaea, leo, leopardus, serval, ferus. — Castor Danubii Geoffr. — Mus campestris major? Briss. — Lepus timidus, cuniculus. — Elephas primigenius? — Sus scropha, priscus*. — Rhinoceros incisivus, minutus. — Equus caballus. Cervus intermedius*, coronatus*, antiquus*, pseudo-virgininus.* — Ovis tragelaphus. — Bos ferus, intermedius*, taurus. —

b) Vögel in 5 Arten.

Strix? — Loxia? Briss. — Ardea? — Anas olor?, Anser? —

c) Reptilien in 3 Arten.

Testudo graeca. — Rana marina Gmel, bufo?

d) Fische in 4 Arten.

Squalus cornubicus Schneid., vulpes Rondel, glaucus Bloch. — Raja.

e) Mollusken in 13 Arten.

Helix variabilis, rhodostoma, nemoralis, fruticum. — Bulimus decollatus. — Cyclostoma elegans. — Paludina vivipara. — Ostrea, unbestimmte Art. — Pecten opercularis? Lam., Pecten unbestimmte Art. — Arca Noae? Lam. — Balanus miser? Lam., tintinnabulum? Lam.

f) Insekten in 5 Arten.

Carabus, unbestimmte Art. — Trichius desgl. — Cetonia deßgl. — Helops deßgl. — Chrysomela deßgl. —

Hiezu nun einige Bemerkungen.

Hinsichtlich der Zahl überwiegen die Fleischfresser über die Pflanzenfresser. Unter ersteren dominiren die Hyänen, denen die Katzen und Hunde nachstehen; die Bärenknochen sind ungleich spärlicher als in andern Höhlen. Schädel sind im Ganzen nicht mehr als 6 gefunden worden; die Röhrenknochen sind meistens zerbrochen.

Die Richtigkeit der Bestimmung von Ursus arctoideus muß ich beanstanden. Die Verfasser gründen diese Art bloß auf einige isolirte Zähne und ein Fragment eines Ellenbogenbeins, wobey sie von der Voraussetzung ausgehen, daß der U. arctoideus seiner flachen Stirne wegen mit dem sogenannten U. niger Cuv. zunächst in Uebereins-

stimmung stehe. Da der U. arctoideus selbst eine nicht ganz sichere Art ist, der U. niger aber nur eine Abänderung des Landbären mit etwas flacherer Stirne zu seyn scheint, so hat die Bestimmung der Verf. hinsichtlich ihres U. arctoideus keinen sichern Halt.

Der Canis lupus ist auf einen linken Unterkiefer-Ast begründet, der den dritten und vierten Lückenzahn nebst dem Reißzahne enthält; er scheint identisch mit dem Canis spelaeus der gailenreuther Höhle zu seyn, von dem Ref. einen großen Theil des Skelets untersuchen konnte. Die als Canis familiaris bestimmte Art wird hinsichtlich ihrer Größe als ein Mittelschlag zwischen dem Parforcehund (Chien courant) und dem Wolf angegeben. Der C. vulpes ist die kleinste Art und kann von unserem Fuchse nicht unterschieden werden; das verlässigste Stück für die Bestimmung, ein Schädel, hat jedoch gefehlt.

Die Hyänen-Knochen glauben die Verfasser dreyen Arten zuweisen zu dürfen. Unter der Hyaena spelaea verstehen sie diejenige, welche Cuvier beschrieben und der gefleckten Hyäne angenähert hat. Hyaena prisca nennen sie diejenige Art, welche mit der gestreiften Hyäne die meiste Analogie zeigt; endlich die dritte, welche sie selbst als sehr zweifelhaft ansehen, bezeichnen sie als H. intermedia.

Die Aufzählung der Genette stützt sich bloß auf einen untern Eckzahn, der jedoch ganz mit dem gleichnamigen des erwähnten Thieres übereinkommt.

Unter den vielen Ueberresten von Pferden zeigen sich in der Größe merkliche Differenzen, indem einige unseren größten Rassen gleichkommen oder sie fast übertreffen, während andere nur eine mittlere oder selbst geringe Größe haben. Der Zahnbau ist der unseres Pferdes.

Die Angabe vom Vorkommen des Elephanten beruht bloß auf einem Fragment vom Kopfe des Oberarmbeins und einem Knochen aus der Handwurzel, den Cuvier's gewichtige Autorität als solchen anerkannte. Vom Nashorn liegen mehrere Knochenstücke und Zähne vor, so daß wenigstens die Gattung mit Evidenz nachgewiesen ist. Die Bestimmung der Hirsch- und Rinder-Arten bleibt unsicher, zumal da von letzteren die Schädel fehlten.

Mit den Säugthier-Ueberresten fanden sich auch einige Vögelknochen; sie zeigten sich eben so verändert als jene, mit denen sie vermengt waren. Die Verfasser besitzen im Ganzen nur fünf Fragmente, welche sie für gleichalterig mit den Säugthier-Ueberresten ansehen, um so mehr, als beyde in demselben Letten vorkamen.

Mit den Knochen der Säugthiere vermengt zeigten sich auch einige Knochenfragmente von Reptilien. Von einer Schildkröte aus der Gattung Testudo fand man ein Oberarmbein, einen fast ganzen Bauchschild, zwey Stücke des Rückenschilds, zwey Wirbel und einige Trümmer vom Bauchschild. Ein Fragment eines Oberschenkels gleicht am meisten demselben Knochen von Rana marina Gmel.; mehrere Knochenstücke nähern sich sehr den entsprechenden von der gemeinen Kröte.

In dem grusigen Terrain, über welchem der Knochenletten liegt, entdeckte man Ueberreste von Meeresfischen. Es sind dieß indeß lediglich Zähne von Haifischen und Gaumenstücke von Rochen. Die Hai-Ueberreste finden sich ursprünglich in den Schichten des tertiären Meereskalks und sind in das grusige Terrain unter dem Knochenletten erst sekundär gerathen.

Die Conchylien, welche in den Letten eingehüllt sind, gehören theils dem Lande, theils dem Meere an. Die letzteren sind die nämlichen wie in dem Baukalke (Calcaire-moellon) und stammen wohl ursprünglich aus demselben her. Die ersteren dagegen beziehen sich auf Arten, die damals, wo die Ueberschwemmungen eintraten, den Boden des südlichen Frankreichs bewohnten; sie sind alle solchen Arten ähnlich, die noch jetzt in der Gegend leben, haben zum Theil ihre Farbe erhalten, und Cyclostoma elegans und Bulimus decollatus sind unter ihnen die häufigsten Spezies.

Die Insekten-Ueberreste wurden in einem Exkremente gefunden, das zugleich auch einige Wirbel von einem Süßwasserfisch enthielt. Andere Stücke wurden, wie staubartig, auf der Oberfläche des

Letten beobachtet. Obschon diese Insekten nicht auf eine ganz exakte Weise bestimmt werden konnten, so glauben die Verfasser doch die Meynung aussprechen zu dürfen, daß sie mehr an die Formen der gemäßigten Regionen als an fernliegende und tropische Gegenden erinnern.

Am Schluße sprechen sich die Verfasser über das Alterverhältniß dieser Knochenüberreste zum Menschen aus, wobey sie die Behauptung aufstellen, daß die Ausfüllung der Höhlen später als das Auftreten der Menschen erfolgt ist. Sie sind in dieser Beziehung ihrer Sache so gewiß, daß sie sagen, die Neuheit der Erfüllung der Höhlen mit Knochenletten sey jetzt eine der geognostischen Thatsachen, die am besten beglaubigt wäre. Als Gründe führen sie an, daß während in den ältern Ablagerungen die Hausthiere sehr spärlich gefunden werden, sie dagegen in den neueren gemein seyen. Sie seyen indeß daselbst nicht bloß häufig, sondern zeigten sich auch in verschiedenen Rassen; letztere aber könnten sich bloß unter dem Einfluße der Menschen bilden und setzten daher dessen Existenz voraus. Man dürfe daher nicht erstaunt seyn, wenn man zugleich mit den untergegangenen Thieren auch Knochenüberreste vom Menschen, so wie von Kunstprodukten desselben in den Höhlen auffände. Daß aber auch künstlich verarbeitete Knochen von untergegangenen Thierarten mit vorkommen, sey ein weiterer Beweis, daß der Mensch zugleich mit diesen Thieren gelebt habe. Für die Neuheit dieser Phänomene spräche auch das Vorkommen von Landconchylien im Knochenletten, welche identisch mit den noch in der Gegend lebenden und im besten Stande erhalten wären. Wir haben bey dieser Argumentation nur die Erinnerung zu machen, daß Rassen-Bildung nicht allein unter Einfluß des Menschen, sondern auch im wilden Stande erfolge, wie dieß namentlich vom Löwen, dem Fuchse, Bären, Raubvögeln und Andern dargethan werden kann. Die von Cuvier und vielen andern Naturforschern bezweifelte Gleichalterigkeit des Menschen in Europa mit den antediluvianischen Thieren wird allerdings immer glaubwürdiger — für Asien, dem ersten Wohnsitze des Menschengeschlechts, versteht sie sich ohnedieß von selbst — allein zur unbezweifelbaren Evidenz scheint sie doch noch nicht gebracht zu seyn.

III. Diese Betrachtungen führen uns hinüber zu dem von Marcel de Serres herausgegebenen Essai sur les Cavernes à ossemens, der schon die dritte Auflage erlebt hat, obgleich er bey uns noch wenig bekannt zu seyn scheint. Er ist allerdings mangelhaft in Folge der sehr merklichen Unbekanntschaft mit der deutschen Literatur, die wo sie ja benützt ist, höchstens aus zweyter Hand herrührt, desto vollständiger ist er aber für die französischen Verhältnisse und enthält am Schluße interessante Betrachtungen. Wir heben aus demselben Einiges hervor.

Im Verzeichnisse der Knochenhöhlen ist die Angabe der französischen am vollständigsten. Es ist merkwürdig, wie viel derselben in neuerer Zeit aufgefunden worden sind, seitdem man einmal anfieng, genaue Nachforschungen in dieser Beziehung anzustellen. Sie kommen in verschiedenen Gebirgsarten vor, die meisten im Jurakalk; von den im tertiären Meereskalk liegenden werden immer mehr neue entdeckt. Es scheint, daß die in den tertiären Formationen vorkommenden Höhlen zum mittelländischen Systeme gehören, wenigstens hat man sie bis jetzt nur an den Küsten des südlichen Frankreichs, wie an denen Siciliens und Italiens beobachtet. Die französischen Knochenhöhlen sind folgende:

a) Knochenhöhlen im untern Uebergangskalkstein.

1. Knochenhöhlen von Villefranche (Pyrénées-Orientales). Es giebt mehrere in der Umgegend dieses Städtchens, in welchen man bey neueren Bauarbeiten eine große Anzahl Knochen ausgrub, von denen einige an M. de Serres kamen. Er erkannte hieraus folgende Gattungen und Arten: Ursus spelaeus, Pitorrii und arctoideus; Hyaena spelaea, Lepus timidus u. cuniculus, Rhinoceros incisivus, Equus caballus, Cervus und Bos in mehreren Arten; Bulimus decollatus, Cyclostoma elegans.

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen phyſikaliſchen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Phyſik.

(Fortſetzung.)

9. Herr Mohr beſchreibt (372 — 381) mehrere neue elektromagnetiſche Vorrichtungen, die er auf ſeiner Reiſe in England geſehen hat, unter andern eine ſehr zweckmäßige Einrichtung der bekannten Daniell'ſchen Batterie ohne alles metalliſche Kupfer, eine andere ganz neue von Hrn. J. B. Joule, bey welcher der Eiſencylinder 12 — 14 Pfund wog und mittels einer Zinkeiſen-Batterie 20 Centner trug. Der maſſive Cylinder hat etwa 2 1/2 Zoll Dicke, und 8 bis 10 Zoll Länge, in ſeiner Achſe iſt ein Loch von 3/4 Zoll Weite gebohrt, und ein Sägeſchnitt dicht am Rande der Bohrung der Länge nach durchgeführt, wodurch ein etwa 1/2 Zoll weiter Spalt entſteht. Dieſe beyden Stücke bilden an den Schnittflächen gehörig geebnet und geſchliffen den Elektromagneten mit ſeinem Anker. Ein anderer, nach demſelben Prinzipe conſtruirter Elektromagnet von 2 F. Länge und 6 Pfd. 11 Unz. Gewicht trug 12 Zentner.

B. Wärme.

1. In einem Briefe an Hrn. Arago bezieht ſich (73 — 80) Hr. Melloni auf die Thatſachen, welche beweiſen, daß die Wärmediffuſion diathermaner Subſtanzen im unpolirten Zuſtande ſehr verſchieden iſt, und nicht von Reflexion herrühre, wie mehrere Phyſiker glauben.

Die Meſſungen über Wärme-Polariſation hatten Hrn. Melloni gelehrt, daß alle Wärmeſtrahlen, welche ein Syſtem von Blättern unter gegebener Neigung durchdringen, in nahe gleichen Verhältniß polariſirt werden, während Hr. Forbes behauptete, daß dieſe Polariſirbarkeit ſehr verſchieden ſey nach den Quellen, von welchen die Strahlen kommen. Hr. Forbes behauptete, die Urſache dieſer Nichtübereinſtimmung rühre von einer ungleichen Dicke der angewandten Säulen her, was Hr. Melloni nicht zugeben zu dürfen glaubt, ſondern vielmehr überzeugt iſt, daß die Fehlerquelle, aus welcher Hrn. F.'s Meynung hervorgegangen, die Conſtruktion der Polariſationsſäulen ſey, weil die durch Wirkung glühender Kohlen abgelöſten Glimmerblättchen nicht an allen Theilen glatt und ſpiegelnd, ſondern an einigen Punkten ſehr rauh, ſchuppig, geſtreift u. ſ. w. ſind. Er überzeugte ſich durch wiederholte Verſuche, daß die verſchiedenen Arten von ſtrahlender Wärme, gleich den verſchiedenen Arten des farbigen Lichtes, gleich polariſirbar ſind, und mit faſt gleicher Intenſität polariſirt werden, ſobald man ſie der Wirkung gleicher Polariſations-Apparate ausſetzt.

2. Hr. Forbes hat ſich in der III. Reihe ſeiner Verſuche (Bd. XXXXV.) direkt und numeriſch zu erweiſen beſtrebt, daß die Wärmeſtrahlen, die durch Alaun, Glas oder durch jede von ihm verſuchte Subſtanz geleitet worden, eine mittlere Brechbarkeit beſitzen, welche kleiner iſt, als die vor einem ſolchen Durchgang, und Hr. Melloni hat aus ſeinen eigenen früheren Verſuchen mit Recht gefolgert, daß die diathermanſten Körper die wenigſt brechbaren Strahlen im Ueberſchuß abſorbiren, und daher für die Wärme das ſeyen, was grüne, blaue oder violette Media für Licht ſind, ſo wie Steinſalz unterſchiedloſe Diathermanſie beſitzend ein Analogon zu weißem klarem Glaſe iſt, und daß daher auch eine Oberfläche auf das Wärme-Abſorptionsvermögen nicht im Verhältniß des Leuchtens dieſer Wärme, ſondern im Verhältniß der Brechbarkeit desſelben einwirkt. Die Temperatur der Quelle und die Brechbarkeit der daraus entſpringenden Wärme ſteigt nach Hrn. Forbes und Melloni von der Wärme aus Eis bis zu der einer Locatell'ſchen Lampe. Ueber dieſe Grenze hinaus wird die Sache undeutlich, wenn nicht die Wärme durch verſchiedene Schirme durchgelaſſen wird. Es war auch nach Hrn. Melloni's Entdeckung zu erwarten, daß es Körper gebe, welche ſtatt wie Glas, Alaun u. dgl. die wenigſt brechbaren Strahlen aufzufangen, dieſelben entweichen laſſen, und die brechbarſten abſorbiren, alſo ſo auf Wärme wirken, wie rothes Glas auf Licht. Bekanntlich hat Hr. Melloni im berußten Steinſalz eine Subſtanz gefunden, welche ein vollkommenes Analogon zum rothen Glaſe darbietet, indem es Wärme von niederer Temperatur und Brechbarkeit am leichteſten durchläßt. Eine ſolche Subſtanz, behauptet Hr. Forbes, ſchon am 27. Februar 1838 (alſo 18 Monate vor Melloni) am Glimmer gefunden zu haben, den er durch Erhitzung in Blättchen geſpalten.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. July.

Nro. 151. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

I. Verzeichniß der in der Kreis-Naturalien-Sammlung zu Bayreuth befindlichen Petrefakten.

II. Recherches sur les Ossemens humatiles des Cavernes de Lunel-Viel; etc.

III. Essai sur les Cavernes à Ossements et sur les causes qui les y ont accumulés par Marcel de Serres. etc.

(Schluß.)

b) Knochenhöhlen im obern Uebergangskalk.

2) Knochenhöhle von Sallèles (Aude). An den hier gefundenen Knochen erkannte der Verf. den Ursus spelaeus, Pitorrii, arctoideus; Meles, Hyaena spelaea, Canis lupus und vulpes, Elephas, Equus caballus, Cervus Reboulii und Dumasii; Capreolus Tournalii, Leufroyi; Antilope Christolii, Bos taurus und ferus. Eine große Menge Vogelreste, einige Landschnecken und Ueberbleibsel menschlicher Industrie.

c) Knochenhöhlen im Jurakalk.

3) Knochenhöhlen von Joyeuse (Ardèche), in denen man die gewöhnlichen Höhlenthiere entdeckte, die jedoch noch eine genauere Beschreibung erwarten.

4) Höhle von Argou (Pyrénées-Orientales), im obern Lias liegend. Die Knochen liegen nicht bloß in der Höhle, sondern auch außerhalb derselben. M. de Serres fand unter ihnen keine Fleischfresser, sondern lauter Herbivoren.

5) Höhlen von Vizan, vorzüglich Bärenknochen enthaltend.

6) Höhle von Brunniquel (Tarn), wo der Verf. nur Wiederkäuer antraf.

7) Höhle von Villefranche (Aveyron) im Lias, hat ebenfalls keine Fleischfresser, sondern den Procerus caribaeus Serr., Cervulus coronatus Serr. und Bos ferus, zugleich mit vielen Landconchylien, unter denen Helix nemoralis, nitida, cristallina und striata.

8) Höhlen von Bognes (Aveyron), haben bisher nur Menschenknochen und verschiedene Hirscharten dargeboten.

9) Höhlen von Meyrueis (Lozère), deren 4 sind im Lias oder dolomitischen Jurakalk. An Arten fand daselbst M. de Serres: Ursus spelaeus, Pitorrii und arctoideus, Felis pardus, Hyaena intermedia, Nashorn, Schwein, Pferd, Rind, 3 Antilopen, 2 Hirsche, Vögel. Ferner Menschenknochen mit Kunstprodukten. Ein Bärenschädel zeigte eine tiefe Knochenwunde, die aber bereits wieder vernarbt war.

10) Höhlen von Fouvent (Haute-Saône), deren 3 ganz nahe beysammen liegen und welche die ersten Knochenhöhlen sind, die man in Frankreich kennen lernte. Sie waren bey ihrer Entdeckung ganz mit Letten und Knochentrümmern ausgefüllt. Nach Thirria's Angaben fanden sich hier: Ursus Pitorrii, spelaeus und arctoideus; Felis spelaea, Hyaena spelaea und vielleicht noch eine Art, Elephas primigenius, Rhinoceros, Equus Caballus, Rinder, Hirsche.

11) Höhle von Echenoz (Haute-Saône), in der untern Abtheilung der Juraformation liegend, enthält alle Arten von Fouvent, außerdem noch Reste vom Schweine und eine besondere große Katzenart. Im röthlichen Knochenletten liegen eine Menge Geschiebe, während er selbst eine dicke stalagmitische Decke hat.

12. Höhlen von Osselles bey Besancon (Doubs); diese waren zwar schon länger gekannt, erlangten aber erst eine gewiße Celebrität, seitdem Buckland in ihnen Bärenknochen entdeckt hatte.

13. Höhlen von Arcis (Aube), in denen nach Bonnard's Angaben Ueberreste vom Flußpferd vorkommen sollen.

14. Höhlen von Miremont (Dordogne), aus denen der Ursus spelaeus bekannt ist.

15. Höhlen von Plombières - lès - Dijeons), von denen man Bären, Katzen und Hirsche, sämmtlich von riesenhafter Größe anführt.

d) Knochenhöhlen im Juradolomit.

16. Höhlen von Mialet und Jobertas (Gard). Während unsere fränkischen und pfälzischen Knochenhöhlen alle im Juradolomit liegen, kennt man in Frankreich nur diese zwey, die wenig entfernt von einander sind. M. de Serres fand daselbst: Ursus spelaeus, Pitorrii und arctoideus; Felis pardus, spelaeus, priscus, ferus und eine dem Serval ähnliche Art. Hyaena spaelea, Canis vulpes, Lepus timidus und cuniculus, Sus scropha, Equus caballus, Antilope in zwey Arten, Capra, Cervus Reboulii, Capreolus Tournalii und eine andere Art; Bos ferus, taurus und intermedius. Verschiedene Vögel - Ueberreste, eine einzige Muschel, welche sich auf Unio margaritifera zu beziehen schien. Fener Menschenknochen aus zwey verschiedenen Perioden: die einen in dem untern Letten zugleich mit den Bärenknochen, die andern frisch und in der losen Erde, welche den Letten bedeckt. Man fand daselbst auch verschiedene Kunstprodukte, als Armringe, Gefaße und verarbeitete Zähne von den untergegangenen Thieren.

e) Knochenhöhlen in der untern festen Kreide.

17. Höhlen von Fausan oder Aldenne bey Minerve (Hérault). Die Bären stellen sich daselbst am zahlreichsten ein, doch kommen sie nur in zwey Höhlen vor, obschon es deren an hundert in demselben Thale giebt. Diese letzteren haben jedoch ihre Mündungen in einer solchen Weise angebracht, daß sie weder die Diluvialablagerungen, noch Knochen aufnehmen konnten. Eine dieser Höhlen scheint mehrere Stunden im Umfang zu halten. Die Bären überwiegen hier weit die andern Arten. Mit ihnen zugleich finden sich Kunstprodukte, die M. de Serres geneigt ist für gleichalterig mit jenen anzusehen.

18. Höhlen von Bize und l'Hermite (Aude). Sie enthalten wenige Arten, zumal an Raubthieren, von Bären fand M. de Serres nur ein einziges Fragment, häufiger sind Pferde, Hirsche und Rinder.

19. Höhlen von Nimes (Gard). Diese wurden durch Zufall entdeckt, da sie keine äußerlich sichtliche Oeffnung haben. Man hat bis jetzt in ihnen Knochen von Pferden, Kaninchen und Vögeln gefunden.

f) Knochenhöhlen im tertiären Meereskalk.

20. Höhle von Avison bey Saint-Macaire in der Nähe von Bordeaux. Hyaena, Meles, Canis lupus, Talpa, Mus, Schwein, Rind, Hirsch, ziemlich viele Vögelreste, Landconchylien von der Gattung Helix.

21. Höhlen von Haux bey Bordeaux. Herbivoren und andere Säugthiere, deren Arten jedoch noch nicht bestimmt sind.

22. Höhlen von Lunel-Vieil.

23. Höhlen von Pondres und Souvignargues. Sie sind nicht groß und haben Bären, Hyänen und Pflanzenfresser aufzuweisen.

Nächst den französischen hat M. de Serres die englischen und belgischen Knochenhöhlen ziemlich vollständig aufgezählt, dagegen sehr lückenhaft und kurz die deutschen. Aus Kirch-Ahorn ist bey ihm seltsamer Weise Kirch à Horn ou grotte aux dents geworden. Wie man vom Fichtelgebirge sagen könne, daß es das Becken der Elbe von dem des Rheins trenne, wird uns nicht sonderlich einleuchten.

In ähnlicher Weise wie die Knochenhöhlen betrachtet dann der Verf. die Knochenbreccien, oder die mit Knochen erfüllten Spalten, und zeigt, daß sie ähnliche Phänomene wie jene sind. Zu den schon länger bekannten sind in neuerer Zeit nur wenige neu entdeckte hinzugekommen. Auch die Bohnenerzgruben werden berücksichtigt.

In besondern Verzeichnissen sind sämmtliche ihm bekannten Thiere aus den Knochenhöhlen, so wie aus den Knochenbreccien aufgeführt und zur Vergleichung die Arten aus dem tertiären Meersande daneben aufgezählt.

Als Hauptresultate aus den zahlreichen Beobachtungen über die Knochenhöhlen und Knochenbreccien glaubt M. de Serres folgende aufstellen zu dürfen.

1. Die Bevölkerung, welche in den Höhlen begraben, ist der gegenwärtigen ähnlicher als der ihr vorhergehenden.

2. Man findet unter ihr keine ausgestorbenen Gattungen, sondern lediglich ausgerottete Arten, zum wenigsten im alten Kontinent. Die neue Welt allein hat eine erloschene Gattung, den Megalonyx, gezeigt (der Ausnahmen kennt man jetzt schon mehrere).

3. So verhält es sich nicht mit der Bevölkerung der Spalten, selbst nicht in der alten Welt; sie differirt weit mehr von der gegenwärtigen als die der Höhlen. Diese beyden Ordnungen von Bildungen scheinen jedoch während derselben Periode und durch dieselben Ursachen hervorgebracht zu seyn.

4. In der That ist man vielleicht noch nicht zu diesem Schluße berechtigt, denn uns mangeln noch gänzlich positive Merkmale zur Unterscheidung des relativen Alters des Diluviums aus verschiedenen Gegenden. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß es mehrere Sorten diluvianischer Ablagerungen giebt, weil man sich in der Geologie, wie in der Geschichte, dazu versteht, mehrere große Cataclysmen anzunehmen. Von diesem Gesichtspunkte aus, werden die zoologischen Merkmale nicht mehr im Widerspruche stehen mit den geologischen.

5. Die Population der Knochenspalten bietet nicht allein, wie die der Höhlen, erloschene Arten dar, sondern auch untergegangene Gattungen, wie Megatherium, Mastodon, Palaeotherium und Lophiodon.

6. Abgesehen von dieser großen Differenz haben beyde Populationen das mit einander gemein, daß sie hauptsächlich durch Arten, ähnlich den gegenwärtig lebenden, charakterisirt sind, welche größtentheils den Nagern, Einhufern, Wiederkäuern und Fleischfressern angehören. Die herrschenden Arten dieser Gruppen sind aus den Gattungen des Hasen, Pferdes, Hirsches, Rindes, Bären, der Hyäne und Katze. Sie haben noch die weitere Uebereinstimmung eine große Anzahl Landschnecken einzuschließen, deren Arten ohne Ausnahme den noch lebenden ähnlich sind.

7. Die eine wie die andere dieser Populationen scheint nach dem Erscheinen des Menschen umgekommen zu seyn, und selbst nach Erfindung der Künste, weil Menschenknochen und Gegenstände unserer Industrie jene Ueberreste begleiten. Eine gewisse Anzahl Arten scheint sogar seit den historischen Zeiten erloschen zu seyn, gemäß dem, was uns Traditionen und Monumente lehren.

8. Die Umstände, welche diese nun ausgestorbenen Rassen, so wie die Reste unserer Art in den Diluvialablagerungen begraben haben, sind späteren Datums als der Rücktritt der Meere in ihre respektiven Becken. Die organischen Ueberreste, welche man mitten in diesen Ablagerungen entdeckt, sie mögen sich nun auf untergegangene Arten oder nicht beziehen, oder den jetzigen Rassen ähnlich seyn, dürfen nicht als fossil, sondern nur als humatil angesehen werden.

9. Die Anfüllung der Höhlen, wie der Knochenspalten ist ein allgemeines und constanten Gesetzen unterworfenes geologisches Phänomen. Indem man also mit uns annimmt, daß mehrere Arten können darin gelebt haben, oder von Fleischfressern hineingezogen wurden, ist es zugleich schwer, nicht zuzugestehen, daß gewaltige Ueberschwemmungen in den Felsspalten allein die Menge von Thieren, die man daselbst findet, aufhäufen konnten.

10. Mit einem Worte, diese beyden Ordnungen von Phänomenen, die Höhlen und die Spalten mit Knochen, hängen von denselben Ursachen ab und beyde leiten sich von den letzten Katastrophen her, welche die Oberfläche der Erde verheerten, und die ihren Einfluß eben sowohl auf den Menschen, als auf die übrigen lebenden Geschöpfe ausgeübt haben.

Eine sehr ausführliche und gründliche Beantwortung hat der Verf. der Frage gewidmet, ob

die in den Schichten vergrabenen Thiere und Pflanzen, von denen man jetzt nicht mehr die analogen auf der Erde antrifft, als die Stämme der lebenden Rassen betrachtet werden können. In Deutschland und England würde man gegenwärtig wohl keinen Naturforscher finden, der diese Frage bejahend beantworten würde. In Frankreich jedoch hat Geoffroy Saint-Hilaire fortwährend — trotz aller Widerreden von Cuvier — behauptet, daß durch allmählige Umwandlung der alten Thierformen die gegenwärtigen sich gebildet hätten. Marcel de Serres weist nun in einer ruhigen und durch gute Gründe unterstützten Argumentation gegen Geoffroy die Beständigkeit des Arts-Typus und also auch die Unmöglichkeit der postulirten Umwandlung der Arten nach.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik. Bd. LI. (Zweyte Reihe Bd. XXI. 1840.)

(Fortsetzung.)

Es entstand aber natürlich die Frage, wodurch die Berußung des Steinsalzes wirke? — Um zu erfahren, ob daran nicht eine mechanische Veränderung der physischen Oberfläche Ursache sey, machte Hr. F. die beyden Seiten einer solchen Platte durch Reiben mit Sandpapier blind, und fand, daß der Durchgang von dunkeler Wärme verglichen mit dem von einer durch Glas gesiebten Lampenwärme im Verhältniß = 3 : 1 stand, woraus er anfangs schließen zu dürfen glaubte, daß auch die Rußschichte bloß oberflächlich wirke. Allein Untersuchungen des Rußes unter einem kräftigen Mikroscop zeigten nichts von fein zertheilten Kohlenpartikeln, und Hr. F. ist daher geneigt, wie Hr. M. anzunehmen, die berußte Oberfläche sey im vollen Sinne des Wortes als diathermaan und transparent zu betrachten.

Versuche, welche Hr. F. mit berußten Steinsalzplatten anstellte, zeigten, daß der Procentgehalt des Durchganges in Folge des früheren Durchganges durch eine rauhe Fläche erhöht wird im Verhältniß, als die einfallende Wärme heterogener ist, dunkle Wärme sehr wenig Veränderung erleidet, die größere Rauhheit den Effect steigert (analog der Röthe beym Licht), und daß übrigens aufgeblätterter Glimmer, berußtes und rauhes Steinsalz genau analog wirken, und ähnliche Strahlen durch Absorption isoliren.

Weitere Versuche angestellt zu Erklärung der Wirkung der Oberflächen auf die Wärme zeigten a) daß man Steinsalzplatten mit dem gewöhnlichen Grad der Politur als gleich durchsichtig für jede Wärmegattung betrachten könne, b) die Rauhheit der Oberfläche die Diathermansie auf ähnliche Weise wie beym Steinsalz auch in anderen Substanzen abändere, und c) eine verhältnißmäßig kleine Anzahl von Furchen weniger wirke, als eine größere, d) daß bey Anwendung feiner Gitter (100 Drähte auf den Zoll) die Menge der aufgefangenen Wärme unabhängig ist von der Quelle, und sich zur einfallenden Menge verhält wie das Areal der Drähte zum Areal der Fläche. Dasselbe Resultat gaben Gitter aus feinen Baumwollfäden von 0,01 Zoll Abstand.

Wenn Hr. F. Pulver von Kalk und Alaun zwischen zwey Steinsalzplatten brachte, glaubte er sich anfangs zu dem Schluß berechtiget, daß Kalk in Pulverform nur mechanisch wirke, beym Alaun aber die specifische Wirkung durch die mechanische gänzlich aufgehoben werde. Holzkohlenpulver gab ein ähnliches Resultat. Allein zahlreiche und vielfach abgeänderte Versuche mit vollkommen unfühlbaren und schön metallischen Pulvern von Gold und Silber, Kupferbronze und einem viel gröberen Zinkpulver lehrten, daß dieselben Wärme von hoher Temperatur reichlicher als von niederer durchlassen, und beym Kupfer gaben zwey Versuchreihen zwar dasselbe eine dritte aber das entgegengesetzte Resultat. Der Verfolg der Untersuchung führte zu der Annahme, daß die meisten diathermanen Körper in Pulverform fast gleich opack sind, und die Trübheit das Ergebniß unzählbarer Reflexionen und Interferenzen ist, welche die durchgelassene Wärme zerstreuen und vernichten, und zwar alle in fast gleichem Grad.

Vieles bleibt bey allen bisher gefundenen Resultaten allerdings noch im Zweifel. Indessen scheint als Thatsachen, welche für die Theorie der Wärme und wahrscheinlich auch des Lichtes von großer Wichtigkeit sind, angenommen werden zu dürfen: 1) daß die Eigenthümlichkeit der Rußschichten, Wärme von niederer Temperatur durchzulassen auch dem blossen Holzkohlenpulver, einigen matten, erdigen Pulvern, unregelmäßig geritzten und polirten gefurchten Flächen, und durchsichtigem, aufgeblättertem Glimmer zukomme.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. July.

Nro. 152. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Handwörterbuch des chemischen Theils der Mineralogie von C. F. Rammelsberg. I. Abthlg. A—M. II. Abtlg. N—Z. Berlin 1841. Verlag von C. G. Lüderitz. 442 u. 326 S.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, in dem vorliegenden Werke chemische Monographieen der Mineralien zu geben und diese in alphabetischer Ordnung folgen zu lassen. Der bey jedem einzelnen Mineral sich wiederholende Plan der Monographie ist nach der Bezeichnung des Verf. folgender:

1) Zunächst ist das Verhalten des Minerals auf trocknem Wege, vor dem Löthrohre und im Ofenfeuer (wenn darüber Angaben vorlagen) angeführt. Dieser Abschnitt ist ein Auszug aus dem bekannten Werke von Berzelius über das Löthrohr.

2) Das Verhalten auf nassem Wege zu Wasser, Säuren, Alkalien. Dieser Abschnitt enthält vorzugsweise die betreffenden Angaben, welche ich in meiner Charakteristick der Mineralien und in meinen Grundzügen der Mineralogie bekannt gemacht habe.

3) Eine kurze geschichtliche Uebersicht der chemischen Untersuchung des Fossils, begleitet von den Nachweisen und Citaten für die einzelnen Arbeiten. Auf die Angabe der Quellen, welche in den Lehrbüchern nur selten und für Einzelnes zu finden sind, wurde möglichste Sorgfalt verwendet und der Verf. hat die wichtigsten Zeitschriften für diesen Zweck selbst durchgesehen, da dieses zur Beurtheilung der Analysen in vielen Fällen durchaus erforderlich war.

4) Die spezielle Angabe der Zusammensetzung der Mineralien nach den vorhandenen Analysen. Es sind deren so viele, als sich auffinden ließen, hier zusammengestellt worden. Der Verf. bemerkt mit Recht, daß oft nur eine ganze Reihe von Analysen über die wahre Zusammensetzung eines Minerals entscheiden kann, besonders wenn einzelne Bestandtheile durch andere zuweilen ersetzt werden. Auch ist es dem Leser allein mit Hülfe einer solchen vollständigen Zusammenstellung möglich, zu beurtheilen, ob und in wie weit die Zusammensetzung eines Minerals richtig erkannt oder ob sie noch zweifelhaft sey. Zuweilen sind die Zahlen der Autoren corrigirt, wenn sie sich nämlich auf ältere Versuche und Rechnungen stützen, die später eine Berichtigung erfuhren. Die Nichtbeachtung der Basis für die Berechnung, welche man nur aus den speziellen Angaben über die Analyse ersehen kann, ist in neuerer Zeit zuweilen die Ursache geworden, daß man ältere richtige Angaben, wenn sie mit der aus neuern Atomengewichten abgeleiteten Berechnung unmittelbar nicht übereinstimmen wollten, in Zweifel zog oder ihnen eine neue theoretische Deutung unterlegte. Wo es zur Beurtheilung des Details nöthig war, ist das Detail der Analyse angegeben, da oftmals nur eine Kritik dieser Art Aufklärung über Differenzen im Gehalt einzelner Bestandtheile eines Minerals verschaffen kann. Solches ist z. B. beym Apatit, Datolith, Turmalin, Titaneisen u. a. geschehen.

5) Ist die Darstellung der Constitution des Minerals, als einer selbstständigen chemischen Verbindung, seine Formel und die daraus berechnete Mischung, der Vergleichung und Controlle wegen, angegeben worden. Für diesen Abschnitt sind alle Formeln vom Verf. von Neuem berechnet worden,

was eine eben so nothwendige als mühsame Arbeit war. Der Berechnung sind die stöchiometrischen Zahlen von Berzelius zu Grunde gelegt und diese in einer besondern Tabelle dem Werke beygegeben. Der Verf. hat dadurch mancherley Fehler in ältern Formeln gefunden oder zu Umgestaltung und Vereinfachung derselben Anlaß erhalten. Auch hat sich zuweilen die chemische Identität zweyer mit verschiedenen Namen belegten Substanzen herausgestellt.

Auch eigenthümliche Untersuchungen des Verfassers enthält das Werk z. B. in den Artikeln: Basalt, Bitterspath, Bournonit, Brauneisenstein, Cölestin, Dolerit, Harmotom, Hausmannit, Heulandit, Nickelglanz, Psilomelan ꝛc.

Außerdem hat der Verf. dem Ganzen noch zweyerley hinzugefügt, nämlich 1) eine Einleitung, welche die Principien entwickelt, nach denen die Mineralien als selbstständige chemische Verbindungen und die Silicate insbesondere als Salze dargestellt werden. Dieser folgt eine Anweisung die Formeln der Mineralien aus Versuchen zu berechnen, mit einer Tafel über die Atomengewichte und einem Nachweis der bey der Ausarbeitung des Werkes zu Rathe gezogenen mineralogisch-chemischen Litteratur. 2) Eine synoptische Tafel der Formeln aller Silicate.

In einem Anhange sind die während des Druckes bekannt gewordenen Erweiterungen im Gebiete der chemischen Mineralogie, neue Analysen, Berichtigungen ꝛc. nachgetragen. —

In der Einleitung giebt der Verf. folgende Uebersicht und Nomenklatur der Silicate:

Saure Salze:

Sauerstoff von Basis	Säure		
1 : 12	Vierfach kieselsaure Salze	$\dot{R}\ddot{S}i^4$	oder $\dot{\ddot{R}}\ddot{S}i^{12}$
1 : 9	dreyfach „ „	$\dot{R}\ddot{S}i^3$	„ $\dot{\ddot{R}}\ddot{S}i^9$
1 : 6	zweyfach „ „	$\dot{R}\ddot{S}i^2$	„ $\dot{\ddot{R}}\ddot{S}i^6$
1 : 4½	Anderthalbfach „	$\dot{R}^2\ddot{S}i^3$	„ $\dot{\ddot{R}}^2\ddot{S}i^9$
1 : 4	Viertelkieselsäure „	$\dot{R}^3\ddot{S}i^4$	„ $\dot{\ddot{R}}\ddot{S}i^4$

Basis	Säure		
1 : 3	Neutrale oder einfach kieselsaure Salze	$= \dot{R}\ddot{S}i$	oder $\dot{\ddot{R}}\ddot{S}i^3$

Basische Salze.

1 : 2	Zweydrittel-kieselsaure Salze	$\dot{R}^3\ddot{S}i^2$	—	$\dot{R}\ddot{S}i$
1 : 1½	Halb- „ „	$\dot{R}^2\ddot{S}i$	—	$\dot{\ddot{R}}^2\ddot{S}i^3$
1 : 1	Drittel- „ „	$\dot{R}^3\ddot{S}i$	—	$\dot{\ddot{R}}\ddot{S}i$
1⅓ : 1	Viertel- „ „	$\dot{R}^4\ddot{S}i$	—	$\dot{\ddot{R}}^4\ddot{S}i^3$
1½ : 1	Zweyneuntel- „ „	$\dot{R}^9\ddot{S}i^2$	—	$\dot{\ddot{R}}^3\ddot{S}i^2$
2 : 1	Sechstel- „ „	$\dot{R}^6\ddot{S}i$	—	$\dot{\ddot{R}}^2\ddot{S}i$
3 : 1	Neuntel- „ „	$\dot{R}^9\ddot{S}i$	—	$\dot{\ddot{R}}^3\ddot{S}i$

Ueber die folgende Anleitung zur Berechnung der Mineralmischungen möchten wir bemerken, daß sie für einen darin nicht Geübten zu wenig ausführlich ist; für den aber, welcher mit dergleichen Berechnungen bekannt ist, enthält sie nichts Neues. Es wäre z. B. sehr zweckmäßig gewesen, die gegenwärtig als isomorph angenommenen Mischungstheile anzuführen, um einem Anfänger das Entwerfen einer Formel zu erleichtern; auch hätte der sogenannten mineralogischen Formeln Erwähnung geschehen dürfen, da sie Mischungs-Vergleichungen bey den so zahlreichen Silicaten in vielen Fällen leichter und bequemer machen, als die chemischen.

Um die relativen Mengen isomorpher Basen in einer Mischung anzugeben, setzt der Verf. die Symbole solcher Basen mit den bezeichnenden Coeffizienten unter einander, und fügt überall das Zeichen der Säure bey. Eine Mischung =

$$\dot{C}a^3\ \ddot{S}i + 2\dot{F}e^3\ \ddot{S}i + \dot{\ddot{F}}e^2\ \ddot{S}i$$

wird sonach geschrieben $\left.\begin{matrix}\dot{C}a^3 & \ddot{S}i\\ 2\dot{F}e^3 & \ddot{S}i\end{matrix}\right\} + \dot{\ddot{F}}e^2\ \ddot{S}i$

Er hält diese Schreibart für zweckmäßiger, als die folgenden:

$$\left.\begin{matrix}\frac{3}{5}\dot{C}a^3\\ \frac{6}{5}\dot{F}e^3\end{matrix}\right\}\ddot{S}i \text{ oder } 3\left\{\begin{matrix}\frac{1}{5}\dot{C}a^3\\ \frac{2}{5}\dot{F}e^3\end{matrix}\right\}\ddot{S}i \text{ oder } \left.\begin{matrix}\dot{C}a^3\\ 2\dot{F}e^3\end{matrix}\right\}\ddot{S}i$$

Wir möchten indeſſen der vorletzten den Vorzug geben, denn es kann der Fall vorkommen, daß zu dieſen Baſen noch eine dritte kommt, z. B. Mn, und daß alle drey zu ſtöchiometriſch gleichen Antheilen enthalten ſind. Man müßte nun, um in der Art des Verf. zu ſchreiben, ſetzen:

$$\left.\begin{matrix}\dot{Ca}^3\ddot{Si}\\ \dot{Fe}^3\ddot{Si}\\ \dot{Mn}^3\ddot{Si}\end{matrix}\right\}$$ welches leicht als gleichbedeutend angeſehen werden könnte mit:

$$\left.\begin{matrix}\dot{Ca}^3\\ \dot{Fe}^3\\ \dot{Mn}^3\end{matrix}\right\}\ddot{Si}$$

Dieſe Formel wird aber auch geſchrieben, wenn keine beſtimmten Verhältniſſe unter den iſomorphen Baſen erkennbar ſind, in welchem Falle für die hier geltende Miſchung noch der gemeinſchaftliche Coefficient 3 vorzuſetzen wäre. Nach der andern Schreibart würde aber die Formel

$$3\left.\begin{matrix}\frac{1}{3}\dot{Ca}^3\\ \frac{1}{3}\dot{Fe}^3\\ \frac{1}{3}\dot{Mn}^3\end{matrix}\right\}\ddot{Si}$$

zu ſetzen ſeyn, bey welchem die erwähnten Mißverſtändniſſe nicht vorkommen können.

Uebrigens iſt es ſehr nothwendig, auf dieſe Verhältniſſe aufmerkſamer zu ſeyn, als bisher geſchehen iſt, denn es hängt davon die genauere Charakteriſtik eines Minerals ab, welches vielleicht mit vielen andern die allgemeine chemiſche Formel theilt, ohne als Varietät mit ihnen zuſammengeworfen werden zu dürfen. —

Wenn man die einzelnen Artikel durchgeht, ſo kann man nicht läugnen, daß ſehr Vieles für die chemiſche Analyſe der Mineralien geſchehen ſey. Namentlich haben ſich die Berliner Chemiker, H. Roſe an der Spitze, hierin große Verdienſte erworben. Gleichwohl erſieht man, daß wir noch über einen großen Theil von Mineralmiſchungen, ſelbſt von ſehr einfachen, nicht im Klaren ſind. Es gehören z. B. hieher Achmit, Agalmatolith, Aluminit, Amblygonit, Talk, Turmalin, Glimmer ꝛc.

Der Verf. war bemüht, die möglichſt einfachen und wahrſcheinlichſten Formeln herzuſtellen und dieſes iſt ihm auch bey ſehr vielen berechneten Miſchungen gelungen, bey einigen haben jedoch ſeine Formeln keinen beſondern Vorzug vor den bekannten.

Wir wollen zu einigen Details übergehen.

Der Arinit iſt neuerdings von dem Verf. unterſucht worden und zwar Kryſtalle von Diſans in Dauphiné, von der Treſeburg und von Berkutzkaja-Gora bey Miask im Ural. Die Analyſen ſtimmen ſehr gut mit einander überein. Der Verf. berechnet folgende den Reſultaten entſprechende Formel:

$$2\left(\left.\begin{matrix}\dot{Ca}^3\\ \dot{Mg}^3\end{matrix}\right\}\ddot{Si} + 2\left.\begin{matrix}\ddot{Al}\\ \ddot{Fe}\\ \ddot{Mn}\end{matrix}\right\}\ddot{Si}\right) + \ddot{B}\,\ddot{Si}$$

Sonach wäre der Arimit als eine Verbindung von 2 Mſchgsg. Epidot (ſeinem nicht ſeltenen Begleiter) und 1 Mſchgsg. Borſäureſilicat zu betrachten. Der Verf. hat zu zeigen geſucht, daß die Borſäure als Baſis auftreten könne und giebt auch für den Datolith und Botryolith Formeln, worin ein ſolches Borſäureſilicat vorkommt.

Der Datholith iſt nach ſeiner Anſicht (der eigenen und der Analyſe von Stromeyer gemäß) $2\dot{Ca}^3\,\ddot{Si} + \ddot{B}^3\,\ddot{Si}^2 + 3\dot{H}$, der Botryolith, welchen der Verf. ebenfalls ſelbſt analyſirte, iſt ein Datolith mit doppelt ſo großem Waſſergehalt und erhält alſo die Formel

$$2\dot{Ca}^3\,\ddot{Si} + \ddot{B}^3\,\ddot{Si}^2 + 6\dot{H}$$

Dagegen bemerkt Berzelius in ſeinem neueſten Jahresbericht: 1. iſt es mit gewöhnlichen chemiſchen Begriffen ſtreitend, daß eine ſo ſtarke Baſis, wie die Kalkerde, ſich nicht mit der ſtärkſten von den Säuren ſättigen ſollte und 2. daß bis jetzt noch keine chemiſche Verbindung der Borſäure mit Kieſelerde dargeſtellt worden iſt, die die Annahme einer ſolchen in dem Mineral rechtfertigen könnte.

(Fortſetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik. Bd. LI. (Zweyte Reihe Bd. XXI. 1840.)

(Fortsetzung.)

2) Daß dünnstes Blattgold, Metallnetze, Fadennetze und die meisten krystallisirten Körper gegen die Art der durchgehenden Wärme gleichgültig sind. 3) Daß außer den schon bekannten Körpern auch mehrere reine Metallpulver, gepulvertes Steinsalz und thierische Membrane Wärme von hoher Temperatur am meisten durchlassen. 4) Daß Wärme von niederer Temperatur an unvollkommen polirten Flächen am regelmäßigsten reflectirt und durchgelassen wird. (88 — 110 und 387 — 407).

3. Mit Ausnahme einiger genauer Versuche von den Herren Lavoisier und Laplace können alle vor den Hrn. Dulong und Petit gemachten Untersuchungen über specifische Wärme kein Vertrauen verdienen. Aus diesen schien das Gesetz hervorzugehen, daß die Atome aller einfachen Körper genau die nämliche Wärmecapacität besitzen. Allein auch diese Resultate gründen sich auf Annahme von Atomengewichten, welche nach Mitscherlich's und Berzelius genauen Versuchen unrichtig sind; denn nach diesen bewährt sich das aufgestellte Gesetz nicht hinreichend. Dem ungeachtet setzten Hr. Neumann in Königsberg und Hr. Avogardo in Turin dieses Gesetz für die einfachen Substanzen als gewiß voraus, als sie bey ihren Arbeiten ein ähnliches für zusammengesetzte Körper suchten.

Deßwegen suchte Hr. Victor Regnault (44 — 73) durch Construction eines ganz neuen Apparates mit Anwendung aller denkbaren Vorsichtsmaaßregeln die möglichen Fehlerquellen zu vermeiden, und fand als vorläufiges Resultat die spezifische Wärme der in seinem Apparate angewendeten Substanzen als Mittel aus mehreren Versuchen:

des Messings	= 0,09391
des Glases	= 0,19768
des Terpentinöls	= 0,42593
des Wassers	= 0,00709

Da die letztere Angabe unbedeutend größer als 1,000 ist, so beweist sie, daß die Wärmecapacität des Wassers mit der Temperatur zunimmt, und daß das befolgte Verfahren nur äußerst geringe Fehler mit sich führe.

Seite 213 — 244 liefert Hr. Ref. die Resultate seiner Untersuchung; stellt sie nach verschiedenen Gruppen in eine Tabelle zusammen, und bemerkt, daß die von Hrn. Dulong und Petit gefundenen Zahlen zu groß sind, und daß sich das Gesetz der Atomengewichte zwar nicht absolut bestätige, aber der Wahrheit sehr nahe komme.

4. Hr. Herschel berußte eine Seite eines sehr feinen Papiers über einer Flamme, spannte es auf einen Rahmen, benetzte die weiße Seite mit rectifizirten Alkohol und setzte sie der Wirkung des Sonnenspectrums aus, wobey vorübergehend die entsprechenden Temperaturen durch das Entstehen mehr oder weniger heller Flecken angezeigt wurde.

Hr. Melloni glaubt zwar mit Recht, daß die verschiedenen Strahlen des Spectrums von dem Papiere nicht gleich absorbirt werden, und die Wärme, welche von den Punkten des den Wärmestrahlen ausgesetzten Papiers erlangt wird, sich durch Leitung nothwendig den umgebenden Punkten mittheilen müsse, so daß die beschleunigte Trocknung auch an gewissen von keinem Strahl getroffenen Stellen des Papiers geschieht; allein er verkennt keineswegs die Wichtigkeit dieser Untersuchung des berühmten Astronomen. Am merkwürdigsten scheint ihm indessen das aufgefundene Daseyn mehrerer Unterbrechungen in dem mindest unterbrochenen Theil des Sonnen-Wärmespectrums, welche aber keine feine Querlinien, wie die von Fraunhofer im Lichtspectrum entdeckten bilden, sondern eine weit größere Breite haben, und alle in dem dunkeln Raum, der dem rothen Ende vorangeht, liegen, und mehr denen ähneln, die man im Sonnenspectrum beym Anschauen durch farbige Gläser bemerkt.

Nach Hrn. H.'s Meynung entstehen diese Flecken aus der ungleichen Absorption der von den Sonnerstrahlen durchdrungenen Mittel. Allein es ist darum nicht ausgemacht, ob dieses Mittel die atmosphärische Luft oder das brechende Prisma ist, was sich aber zuverläßig entscheiden ließe, wenn man den Versuch mit einem Prisma von Steinsalz, welches alle Arten strahlender Wärme in gleicher Stärke durchläßt, wiederholen würde. (81 — 88)

5. Unter dem nicht sehr geeigneten Namen „Calefaktion" versteht Hr. Boutigny (130 — 138) die seit langem bekannte, aber noch nie genau untersuchte Eigenschaft des Wassers und anderer Flüssigkeiten, sich auf einem glühenden Metall ohne Zeichen von Sieden abzurunden, rasch zu rotiren und das Metall nicht zu benetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. August.

Nro. 153. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Handwörterbuch des chemischen Theils der Mineralogie von C. F. Rammelsberg.

(Fortsetzung.)

Ref. ist ebenfalls der Ansicht, daß diese Formeln, ungeachtet sie gut zu den Analysen passen, in der Art abgeändert werden müssen, daß ein Kalkborat hergestellt wird.

Amphodelit. Für dieses Mineral hat Nordenskiöld, der es zuerst untersuchte, die Formel

$$\left.\begin{matrix}\dot{Ca}^3\\ \dot{Mg}^3\\ \dot{Fe}^3\end{matrix}\right\}\dddot{Si} + 3\dddot{Al}\,\dddot{Si}$$

berechnet, wonach es sich dem Skapolith nähert. Der Verf. hält aber für wahrscheinlicher, daß es

$$\left.\begin{matrix}\dot{Ca}^2\\ \dot{Mg}^2\\ \dot{Fe}^2\end{matrix}\right\}\dddot{Si} + 2\dddot{Al}\,\dddot{Si}$$ sey,

und bemerkt, daß dieses die Formel eines Nephelins sey, bey welchem die gewöhnlichen Basen, Natron und Kali, durch Kalkerde, Talkerde und Eisenoxydul vertreten werden. Es wird aber vom Amphodelit angegeben, daß er unter Winkeln von 94° spalte. Bey krystallinischen Massen kann nun ein Winkel von 94° wohl mit einem Winkel von 90° verwechselt werden, nicht aber mit einem Winkel von 120°. Es ist also viel wahrscheinlicher, daß bey der Mischungsähnlichkeit dem Amphodelit die Formel des Skapoliths zukomme als die des Nephelins. Es genügt gegenwärtig nicht, daß eine Formel für eine gegebene Mischung von chemischer Seite richtig sey, sie muß es auch in einer gewissen Art von krystallographischer Seite seyn. Man kann daher bey Mineralien, wie Wagnerit und Apatit, deren Krystallisation man sehr wohl als wesentlich verschieden kennt, nicht, wie der Verf. gethan, die Frage stellen: Sollte der Wagnerit vielleicht ein Talk-Apatit seyn?, man müßte wenigstens die Frage hinzufügen: Giebt es dimorphen Apatit? —

Nach den Analysen von Bunsen ergiebt sich, daß Andalusit und Chiastolith dieselbe Mischung haben, nämlich $\dddot{Al}^4\,\dddot{Si}^3$. Wenn dem so ist, wie es auch die krystallographischen Verhältnisse wahrscheinlich machen, so sind die Chiastolithkrystalle aus Btretagne eine eigenthümliche Species in Afterformen, da sie nach Arfvedson die Mischung

$$\left.\begin{matrix}\dot{Ka}^3\\ \dot{Mg}^3\end{matrix}\right\}\dddot{Si}^2 + 6\left\{\begin{matrix}\dddot{Al}\\ \dddot{Fe}\end{matrix}\right\}\dddot{Si}^2$$ haben.

Uebrigens stimmt die Analyse des Andalusits von Thomson mehr mit der ältern von Bucholz, welche $\dddot{Al}^3\,\dddot{Si}^2$ giebt, wie Gerhardt und ich angenommen haben und Jakſons Analyse des Chiastoliths von Lancaster differirt merklich von der von Bunsen. Noch viel mehr differirt die von Landgrebe. Es müssen also neue Analysen möglichst frischer Varietäten abgewartet werden, um hier in's Reine zu kommen.

Beym Apophyllit erwähnt der Verf. unter andern auch der von Berzelius darin entdeckten Flußsäure und berechnet diese den Beobachtungen von Berzelius zu Folge, als einem Kalkfluosilicat angehörig. Wenn dieses von der Mischung des

Apophyllits abgezogen wird, so stellt sich eine vom Verf. gegebene Formel

$$\left.\begin{matrix}\dot{Ca}^3\\ \dot{K}^3\end{matrix}\right\}\dddot{Si}^4 + 6\dot{H} \text{ heraus.}$$

Dieses wäre die Formel des Okenits

$$\dot{Ca}^3\ \dddot{Si}^4 + 6\ \dot{H},$$

mit dem Unterschiede, daß ein Theil der Kalkerde im Apophyllit durch Kali ersetzt würde. Wiewohl nun der Verf. im Anhange angiebt, daß er sich in der Berechnung des supponirten Kalkfluosilicats geirrt habe, so verdient doch die Vermuthung, daß vielleicht Okenit und Apophyllit, zu einer und derselben allgemeinen Formel gehörend, obwohl durch das Fehlen und den Gehalt an Kali specifisch verschieden, künftige Berücksichtigung. —

Bemerkenswerth sind die Details, welche der Verf. über die Augitformeln giebt.

Vom Berzelin führt der Verf. an, daß es ein Zeolith zu seyn scheine. Nach einer mir kürzlich durch Hrn. de Medici Spada mitgetheilten, in der neuen Antologia delle scienze naturali abgedruckten Notiz ist dieses Mineral eine Varietät des Hauyn, bezeichnet durch das Vorherrschen des Oktaeders in den Krystallcombinationen.

Der Berzeliit dagegen wird von dem Vrf. nach Kühns Analyse als

$$\dot{Ca}^3\ \dddot{As} + \left.\begin{matrix}\dot{Mg}^3\\ \dot{Mn}^3\end{matrix}\right\}\dddot{As} \text{ berechnet.}$$

Es ist also dieses Mineral von den bekannten Kalkarseniaten durch das Fehlen des Wassers unterschieden.

Von den Bitterspäthen giebt der Verf. folgende Formeln:

1. $\dot{Ca}\ \ddot{C} + \dot{Mg}\ \ddot{C}$;

hieher gehören der Bitterspath vom Zillerthal, von Jena und von Orenburg, der Dolomit von la Spezzia und von Scheidama. Ferner die von den Bergen von Ollioules und Cette in Frankreich nach Laugier und der von Bristol nach Gilby.

2. $3\dot{Ca}\ \ddot{C} + 2\dot{Mg}\ \dot{C}$;

der stängliche Bitterspath und Dolomit von Liebenstein und Kolozoruk.

3. $2\dot{Ca}\ \ddot{C} + \dot{Mg}\ \ddot{C}$;

hieher gehört der Gurhofian, der krystallisirte Bitterspath von Hall in Tyrol und vom Taberg in Wärmland.

4. $3\dot{Ca}\ \dot{C} + 3\dot{Mg}\ \ddot{C}$,

wohin der Conit gehört.

Zu dem, was über die Brauneisenerze angeführt ist, muß bemerkt werden, daß Untersuchungen, wie sie Breithaupt über den Wassergehalt angestellt hat, oder vielmehr über den Glühverlust, keine besondere Berücksichtigung verdienen können, weil ein Gehalt an Kieselerde, Braunstein ꝛc. für die Beurtheilung nothwendig bekannt seyn muß, also eine vollständige Analyse erfodert wird.

Bey der Braunkohle hätte das Verhalten zur Kalilauge angeführt zu werden verdient, da dadurch die meisten Braunkohlen leicht von den eigentlichen Steinkohlen unterschieden werden können.

Für das Buntkupfererz ist nach Plattners Untersuchungen die Formel $\dot{C}u^3\dddot{F}e$ zu setzen, wodurch dieses Mineral in ein einfaches Verhältniß zu dem verwandten Kupferkies kommt, welcher $\dot{C}u\ \dddot{F}e$ ist.

Der Cancrinit liefert den neuen Fall einer Verbindung eines Silicats mit einem Carbonat. Er ergiebt sich als eine Verbindung von Nephelin (nach Scheerer) und Kalkspath =

$$\dot{Na}^2\ \dddot{Si} + 2\dddot{Al}\ \dddot{Si} + \dot{Ca}\ \ddot{C}.$$

Nach einer Mittheilung von Berzelius an den Verf. ist das von Hisinger analysirte sogenannte kohlensaure Cerorydul nach Mosander kohlensaures Lanthanoryd, welches Spuren von Cerorydul, enthält. Auf diese Bemerkung hin hätte es keiner weitern Berechnung und Discussion der ältern Analyse bedurft.

Aus den Analysen und Berechnungen des Verf. über den Chabasit geht hervor, daß man zwey

Spezies, welche derselben chem. Formation angehören, zu unterscheiden habe, nämlich den eigentlichen Chabasit und den Gmelinit. Für ersteren (Kalk-Chabasit) gilt die Formel

$$\dot{Ca}^3\ \ddot{Si}^2 + 3\ddot{Al}\ \ddot{Si}^2 + 18\dot{H}$$

mit Vernachlässigung kleiner Mengen von Kali und Natrum. Für letztern gilt

$$\left.\begin{matrix}\dot{Na}^3\\ \dot{Ca}^3\\ \dot{Ka}^3\end{matrix}\right\}\ddot{Si}^2 + 3\ddot{Al}\ \ddot{Si}^2 + 18\dot{H}$$

Dahin gehören die Chabasite von Montecchio maggiore und von Glenarm in der Grafschaft Antrim.

Nach Rammelsberg bildet der Gmelinit mit Salzsäure eine vollkommene Gallerte, wodurch er leicht von dem Chabasit, bey welchem die Kieselerde als schleimiges Pulver ausgeschieden wird, zu unterscheiden ist. —

Beym Chlorit hat der Verf. nach dem Vorschlage von G. Rose die von mir gegebenen Namen Chlorit und Ripidolith verwechselt und nennt also Ripidolith, was ich Chlorit genannt habe und umgekehrt. Solche Verwechslungen können nicht gebilligt werden, denn wer zuerst eine Species kennen und unterscheiden lehrt, hat gewiß zu ihrer Taufe ein Vorrecht. In dem vorliegenden Falle ist aber gar kein Grund zu einer solchen Abänderung vorhanden, denn ich habe jenem Mineral, welches seit langer Zeit als Chlorit allen Mineralogen bekannt ist, diesen Namen gelassen, dagegen die weit später bekannt gewordenen Chlorite vom Schwarzenstein und Achmatowsk, in welchen ich eine neue Species erkannte, Ripidolith genannt. Der Verf. stellt die von mir berechneten Formeln mit denen Varrentrapp's zusammen. In Beziehung auf meinen Chlorit muß ich bemerken, daß, wenn die Varietäten vom Zillerthale, von Rauris und vom St. Gotthard unter eine allgemeine Formel gehören, wie es wahrscheinlich ist, diese Formel von dem das wenigste Eisenoxydul enthaltenden Chlorit hergeleitet werden muß. In diesem zeigt sich aber deutlich, daß das Sauerstoffverhältniß der Basen $\ddot{R}$ und $\dot{R}$ nicht 3 : 6 sey, sondern dem Verhältnisse von 6 : 8 am nächsten komme.

Die Formel Varrentrapp's, nämlich

$$\left.\begin{matrix}\dot{Mg}^3\\ \dot{Fe}^3\end{matrix}\right\}\ddot{Si} + \ddot{Al}\ddot{Si} + 3\dot{Mg}\dot{H}$$

kann daher nicht allgemein für die Chlorite gelten und würde höchstens den Chlorit vom Sct. Gotthard annähernd bezeichnen, wenn anzunehmen wäre, daß dieser eine eigene Species bilde, wofür kein besonderer Grund vorhanden ist. Die Formel von Berzelius

$$2\dot{Mg}^2\ \ddot{Si} + \dot{Mg}^2\ \ddot{Al} + 3\dot{H}$$

hat denselben Fehler.

Der Chondrotit ist neuerdings von dem Verf. analysirt worden und zwar eine Var. aus Nordamerika a und b, der gelbe c und graue d von Pargas. Die Resultate waren:

	a.	b.	c.	d.
Kieselerde	33,06 „	33,97 „	33,10 „	33,19
Talkerde	55,46 „	56,97 „	56,61 „	54,50
Eisenoxydul	3,65 „	3,48 „	2,35 „	6,75
Fluor	7,60 „	7,44 „	8,69 „	9,69
	99,77	101,68	100,75	104,13

Der Verf. leitet daraus die Formel $\dot{Mg}Fl + 2\dot{Mg}^3\ \ddot{Si}$ ab. Sie stimmt mit der überein, welche ich zuletzt vermuthungsweise für dieses Mineral aufgestellt habe. — Nach den neuesten Untersuchungen von Hrn. Rose enthält der Chrysoberill keine Kieselerde. Er kann also mit $\ddot{Be}\ddot{Al}^6$ oder $\dot{Be}\ddot{Al}^2$ bezeichnet werden.

Ein neues Mineral ist Dümonts Delvaurit. Seine Mischung berechnet der Verfasser als

$$\ddot{Fe}^2\ \ddot{P} + 24\ \dot{H}. —$$

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik. Bd. LI. (Zweyte Reihe Bd. XXI. 1840.)

(Fortsetzung.)

Obschon Hr. B. alle bisher gegebenen Erklärungen dieses Phänomens als unzulänglich verwirft, so giebt er doch selbst keine neue, verspricht aber eine ausführliche Arbeit darüber, und wir erhalten daher gegenwärtig nur einige merkwürdige Erfahrungen, welche zeigen, daß auch Aether und selbst die äußerst flüchtige, wasserfreye schweflige Säure sich eben so verhält, wie Wasser.

6. Wenn man ein Stück heißen Metalles (Kupfer) auf ein anderes kaltes (gewöhnlich und am besten Bley) legt, so entsteht unter gewissen Umständen ein ziemlich starker anhaltender Ton, eine Erscheinung, welche Hr. Trevelyan ausführlich untersucht und gefunden hat, daß dieses Phänomen nur dann wahrgenommen wird, wenn das heiße Metall die kalte Unterlage in zwey Punkten berühren, und dann auf diesen zwey Stützpunkten hin und her wackeln kann, wobey es sich so rasch hin und her bewegt, daß die Erschütterungen zum Ton werden.

Die Entstehung dieses Tones glauben Einige (Leslie, Faraday und auch Trevelyan) der bekannten Ausdehnung durch die Wärme zuschreiben zu dürfen, Hr. Forbes aber findet die Ursache in dem Vorhandenseyn einer abstossenden Kraft, welche beym Uebergang der Wärme aus einem besseren Leiter in einen schlechteren in Thätigkeit treten soll.

Bey diesem Gegensatze der Meynungen unternahm es (1 — 44) Hr. A. Seebeck, die Untersuchung dieser sonderbaren Erscheinung wieder aufzunehmen, und die Bedingungen derselben durch Versuche vollständiger zu entwickeln. Die Resultate seiner Untersuchung sind:

a. Es sind nicht zwey ungleiche Stoffe nothwendige Bedingung des Erfolges, b. die Schwingungen treten allemal ein, wenn die Linearausdehnung, die der kalte Träger durch die ihm mitgetheilte Wärme nach der verticalen Richtung erleidet, mehr beträgt, als die gleichzeitig erfolgende lineare Zusammenziehung des heißen Körpers (des Wiegers), welches vorzüglich abhängt von der Gestalt, welche die beyden Metalle in der Nähe der Berührungsstellen haben, von ihrer Wärmeleitung (und Capacität) und von ihrem Ausdehnungs-Coefficienten, so daß unter allen Umständen die Schwingungen um so stärker sind, je besserer Leiter das heiße Metall, je mehr sich in ihm die Kälte vom Berührungspunkte aus verbreiten kann, je kleiner sein Ausdehnungs-Coefficient, und je größer der des kalten Metalles ist.

C. Licht.

Die Hrn. E. Bequerel und A. Cahours haben eine große Arbeit über das Refraktions- und Dispersionsvermögen von Flüssigkeiten unternommen, von welchen sie einen Theil der Resultate der Akademie vorgelegt haben.

Sie bedienten sich (427 — 433) dabey mit einigen Abänderungen der Methode des Hrn. Dr. Brewster, setzten den Exponenten des Brechverhältnisses für destillirtes Wasser = 4/3 = 1,3333, und sorgten dafür, mit vollkommen reinen und nach ihren Bestandtheilen richtig erkannten Flüssigkeiten zu operiren.

Auch Hr. Deville beschäftigte sich (433 — 441) mit ähnlichen Untersuchungen einiger Körper aus der organischen Chemie mittelst des Babinet'schen Goniometers bey einer Temperatur von 15° C.

Wir stellen hier einige Resultate der beyden Arbeiten zur Vergleichung neben einander

	Bequerel	Deville
Wasser . .	1,333	1,3336 bis 1,3339
Alkohol . .	1,361	1,3633
Aether . .	1,357	1,3562
Terpentinöl .	1,471	1,4720
Citronenöl .	1,475	1,4720
Elemiöl . .	1,475	1,4718
Wachholderöl .	1,476	1,4740
Valeriansäure .	1,406	1,4060

welche hinreichen werden, die Uebereinstimmung der Resultate und daraus ihre Zuverläßigkeit zu beurtheilen.

D. Atmosphärische Luft.

Hr. Weisbach zieht (449 — 465) mit Recht die von Hrn. Navier entwickelte Formel für die Geschwindigkeit, mit welcher verdichtete Luft aus Gefässen strömt, der von Hrn. Schmidt aufgestellten vor, und zeigt, daß der Schmidt'sche Ausdruck für den Ausfluß-Coefficienten $\mu = \frac{m}{a\sqrt{2g\frac{\Delta}{\delta}h}}$ wo $\frac{\Delta}{\delta}$ Verhältniß der Dichtigkeiten der Manometerflüssigkeit und der ausströmenden Luft, m = Ausflußmenge in einer Sekunde, h = Manometerstand, b = äußeren Barometerstand a = Ausflußöffnung, noch mit $1 + \frac{36}{4h}$ multiplicirt werden müsse, und findet Bestätigung in den von Hrn. Koch (Studien des götting'schen Vereins Bd. I.) angestellten Versuchen, welche er den frühern von Hrn. D'Aubuisson u. a. vorziehen zu müssen glaubt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. August.

Nro. 154. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Handwörterbuch des chemischen Theils der Mineralogie von C. F. Rammelsberg.

(Fortsetzung.)

Daß die stöchiometrischen Berechnungen der Mineralmischungen auch für den Geognosten von Wichtigkeit sind, geht aus einer berechneten Analyse des Dolerits hervor. Eine Var. aus Island besteht der Rechnung gemäß aus 38, 12 pr. Ct. Labrador und 61,82 prCt. Augit. —

Das vulkanische Eisenglas Klaproth's, welches die Mischung der Frischschlacken $\dot{Fe}^3 \ddot{Si}$ hat, ist nach einer Bemerkung des Verf. wirklich eine solche Schlacke. Man hat aber seitdem ein solches Silikat zu Slavearrah in Irrland gefunden, welches von Thomson analysirt worden ist und eben so gehört hieher der Fayalit, welcher von C. Gmelin und von Fellenberg untersucht worden ist. —

Ein neues Mineral ist der Eurenit nach Scheerers vorläufiger Analyse aus tantalsaurer und titansaurer Yttererde mit Uranoxydul, Ceroxydul, Lanthanoxyd, Kalkerde und Wasser bestehend.

Es hätte unter den chemischen Kennzeichen des Federerzes, sowie beym Zinkenit und Jamesonit angegeben werden dürfen, daß das Pulver dieser Mineralien mit Kalilauge seine Farbe nicht verändert, während Schwefelantimon extrahirt wird. Sie sind dadurch sehr leicht von dem so ähnlichen Antimonglanz zu unterscheiden, welcher als Pulver beym Erwärmen mit Kalilauge sogleich eine ockergelbe oder röthlichbraune Farbe annimmt. — Ein neues Mineral ist der Geokronit von Svanberg analysirt. Er hat die Formel: $\dot{Pb}^5 \left\{ \begin{matrix} \dddot{Sb} \\ \dddot{As} \end{matrix} \right.$

Der Gigantholith von Tammela in Finnland ist von Trolle-Wachtmeister analysirt worden, welcher aus der Analyse die Formel:

$\dot{R}\ddot{Si} + \ddot{Al}\ddot{Si} + \dot{H}$ ableitet.

Der Greenockit von Bishopton in Renfrewshire ist nach Connel's Untersuchung Schwefelcadmium $\dot{Cd}$.

Für den Heulandit berechnet der Verf. nach der Analyse von Thomson und nach seiner eigenen die Formel: $3\ \dot{Ca}\ \ddot{Si} + 4\ \ddot{Al}\ \ddot{Si}^3 + 21\ \dot{H}$.

Stilbit nennt er mit Unrecht das, was die meisten Mineralogen Strahlzeolith oder Desmin genannt haben. Stilbit und Heulandit sind dasselbe Mineral und es ist kein Grund vorhanden, den ältern guten Namen Stilbit mit Heulandit zu vertauschen.

Ein neues, den Serpentinen sich anschließendes Mineral ist der Hydrophit von Svanberg analysirt. Seine Mischung ist:

$\left\{ \begin{matrix} \dot{Mg}^2 \\ \dot{Fe}^2 \end{matrix} \right\} \ddot{Si} + 3\ \dot{H}$

Interessant ist die Angabe der Analyse eines blauen Kalksteins vom Vesuv, welche schon von Klaproth angestellt worden ist. Der Verf. bemerkt, daß sie auf eine Verbindung von Kalkcarbonat mit Kalkhydrat hindeute, wie eine solche nach den Beobachtungen von Fuchs sich bildet, wenn gebrannter Kalk längere Zeit der Luft ausgesetzt wird. Rammelsberg giebt die Formel an $2\ \dot{Ca}\ \ddot{C} + \dot{Ca}\dot{H}^2$;

Fuchs bezeichnet die erwähnte Verbindung als bestehend aus 4 At. Kalkerde, 3 At. Wasser und 2 At. Kohlensäure, welches $2\,\dot{C}a\,\ddot{C} + \dot{C}a^2\,\dot{H}^3$ geben würde. —

Ein neues Mineral ist der Lepidomelan von Persberg in Wärmland. Nach der Analyse von Soltmann giebt er die Formel:

$$\left.\begin{matrix}\dot{F}e^3\\ \dot{K}a^3\end{matrix}\right\}\ddot{S}i + 3\left\{\begin{matrix}\ddot{A}l\\ \ddot{F}e\end{matrix}\right\}\ddot{S}i$$

Nach Wöhler wird er von Salzsäure zersetzt und scheidet die Kieselerde in Form der krystallinischen Schuppen des Minerals ab. —

Der Lievrit ist neuerdings von dem Verf. untersucht worden und es stimmen seine Angaben über den Gehalt an Eisenoxyd und Eisenoxydul mit denen überein, welche ich schon früher bekannt gemacht habe. Der Verf. berechnet die Formel:

$$\left.\begin{matrix}\dot{C}a^3\,\ddot{S}i\\ 2\,\dot{F}e^3\,\ddot{S}i\end{matrix}\right\} + \ddot{F}e^2\,\ddot{S}i$$

Den Analysen von Schaffgotsch zu Folge wären unter dem Namen Magnetkies 3 verschiedene chemische Verbindungen begriffen, nämlich

1. $\dot{F}e\,\dddot{F}e$, Magnetkies von Barèges,

2. $\dot{F}e^5\,\dddot{F}e$, Magnetkies von Freseburg, Conghonas do Campo, Fahlun.

3. $\dot{F}e^9\,\dddot{F}e$, Magnetkies von Bodenmais. —

Ein neues Mineral ist der Miloschin (Serbian) nach Kersten

$$\left.\begin{matrix}\ddot{A}l^3\\ \ddot{C}r^3\end{matrix}\right\}\ddot{S}i^2 + 9\,\dot{H}$$

Er enthält 3,61 pCt. Chromoxyd. Rudniak in Serbien. —

Nach den Analysen von Scheerer erhalten Nephelin und Eläolith die Formel

$$\left.\begin{matrix}\dot{K}a^2\\ \dot{N}a^2\end{matrix}\right\}\ddot{S}i + 2\,\ddot{A}l\,\ddot{S}i$$

oder genauer

$$\left.\begin{matrix}\frac{1}{5}\dot{K}a^2\\ \frac{4}{5}\dot{N}a^2\end{matrix}\right\}\ddot{S}i + 2\,\ddot{A}l\,\ddot{S}i.$$

Der Batrachit Breithaupts ist von dem Verf. analysirt worden. Seiner Anal. zu Folge wäre es eine neue Species, zur Formation des Chrysoliths gehörig und von den bekannten durch einen bedeutenden Gehalt an Kalkerde unterschieden. Die specielle Formel ist

$$\dot{C}a^3\,\ddot{S}i + \left.\begin{matrix}\dot{M}g^3\\ \dot{F}e^3\end{matrix}\right\}\ddot{S}i$$

Er enthält nur 3 pCt. Eisenoxydul. —

Nach den Untersuchungen von Scheerer kommt dem Orthit die Formel $2\,\ddot{A}l\,\ddot{S}i + 3\,\dot{R}^3\,\ddot{S}i$ zu und er ist vom Allanit nur in so ferne verschieden, als er etwas Yttererde enthält, welche aber nicht 4 pCt. erreicht. Mir bemerken hier aus Scheerers interessanter Arbeit, wovon die Analysen im vorliegenden Werke z. Thl. erst im Anhange mitgetheilt sind, noch Folgendes. Allanit von Jotun-Field und Snarum, Cerin und Orthit sind nicht wesentlich verschieden zusammengesetzt, doch werden nur Allanit von Jotun und Orthit von Säuren zerlegt. Nach dem Glühen aber verlieren sie diese Eigenschaft und kommen nun mit dem Allanit von Snarum und mit dem Cerin vollkommen überein. Diese letztern verändern beym Glühen ihr spec. Gewicht wenig und es fehlt ihnen auch die Eigenschaft des plötzlichen Erglühens. Ihr spec. Gewicht nach dem Glühen ist 3,77 — 3,8. Orthit und Allanit von Jotun-Field erglühen wie der Gadolinit und wägen nach dem Glühen, der erstere 3,94 (vor dem Glühen 3,65); der letztere 3,74 (vor dem Glühen 3,5 — 3,54). —

Ein neues Mineral ist der Pennin von Zermatt in Wallis. Er hat nach Schweizer die Mischung:

$$\left.\begin{matrix}\dot{M}g^3\\ \dot{F}e^3\end{matrix}\right\}\ddot{S}i^2 + \ddot{A}l\,\ddot{S}i^2 + 7\,\dot{M}g\,\dot{H}$$

und scheint ein dem Chlorit und Ripidolith ähnli-

ches Mineral zu seyn. Er wird von Salzsäure zersetzt, leichter von Schwefelsäure. —

Der Petalit ist neuerdings von Hagen untersucht worden. Berzelius giebt dafür die Formel

$$\left.\begin{matrix}\dot{Li}^3\\ \dot{Na}^3\end{matrix}\right\} \dddot{Si}^4 + 4\ddot{Al}\dddot{Si}^4.$$

Eine neue dem Pikrosmin nahestehende Species ist der Pikrophyll, welchem nach Svanbergs Analyse die Mischung

$$\left.\begin{matrix}\dot{Mg}^3\\ \dot{Fe}^3\end{matrix}\right\} \dddot{Si}^2 + 2\dot{H} \text{ zukommt.}$$

Den Pinit berechnet der Verf. als

$$\left.\begin{matrix}\dot{K}a\\ \dot{M}g\\ \dot{F}e\end{matrix}\right\} \dddot{Si} + \ddot{Al}\dddot{Si}$$

nach den Analysen von Gmelin und Ficinus. Eine neuere in seinem Laboratorium von Scott angestellte Analyse des Pinits von Penig hat ergeben;

Kieselerde .	48,00
Thonerde .	28,00
Eisenoxydul	9,66
Kalkerde .	0,75
Kali . .	11,35
Wasser . .	3,00
	100,76

Die aufgestellte Formel wäre mit wechselnden Basen die des Labradors, mit welchem der Pinit sonst nichts gemein hat.

Für den Pyrochlor scheint nach den neueren Untersuchungen von Wöhler die Formel zu gelten

$$\dot{Na}\,\dot{F}l + \left.\begin{matrix}\dot{Ca}^2\\ \dot{Th}^2\\ \dot{Ce}^2\end{matrix}\right\} \dddot{T}a$$

Die Tantalsäure beträgt 67 pCt. und war bey Wöhlers früherer Untersuchung für Titansäure genommen worden.

Bey den Eisenspäthen haben die Analysen von Berthier zu einer dem Mesitinspath sich anschließenden Verbindung geführt, welche =

$$2\dot{Fe}\,\ddot{C} + \dot{Mg}\,\ddot{C}.$$

Die Fundorte sind Autun und Vizille (Dept. Isère).

Vom Arsenikkobalt haben Scheerer und Wöhler eine neue zu Skutterud vorkommende Verbindung $Co\,As^3$ kennen gelehrt. —

Nach den neuesten Untersuchungen von Hagen ist die Formel des Spodumens

$$\dot{Na}\,\dddot{Si} + 3\,\dot{L}\,\dddot{Si} + 6\,\ddot{Al}\,\dddot{Si}^2$$

Berzelius schreibt sie

$$\left.\begin{matrix}\dot{Na}^3\\ \dot{Li}^3\end{matrix}\right\} \dddot{Si}^4 + 4\ddot{Al}\dddot{Si}^2$$

Der Stilpnomelan von Obergrund bey Zuckmantel in Oesterreichisch-Schlesien ist von dem Verf. mehrmals analysirt worden. Er leitet die Formel ab

$$2\dot{Fe}^3\,\dddot{Si}^2 + \ddot{Al}\,\dddot{Si}^2 + 6\,\dot{H}$$

Bey den Tantaliten führt der Verf. an, daß diese Verbindungen wahrscheinlich nicht Tantalsäure, sondern Tantaloxyd enthalten. Dieses = $\ddot{T}a$ gesetzt scheint die Formel der Tantalite

$$\left.\begin{matrix}\dot{Fe}\\ \dot{Mn}\end{matrix}\right\} \begin{cases}\ddot{T}a\\ \ddot{S}n\\ \ddot{W}\end{cases}$$

zu seyn, worin die Wolframsäure ebenfalls als Wolframoxyd und isomorph mit dem Zinnoxyd angenommen wird. In den Zusätzen wird jedoch diese Meynung berichtigt. —

Beym Topas giebt der Verf. die Flußsäure der ältern Analysen als Fluorwasserstoffsäure an und macht die Bemerkung, daß Berzelius in den bey der Analyse erhaltenen 29,8 Fluorcalcium in Folge der Davy'schen Versuche 7,75 Flußsäure angenommen habe, daß man aber jetzt wisse, daß das Fluorcalcium oder der Flußspath vielmehr nicht 26

Flußsäure enthalte, wie Davy angenommen, sondern 50,28 pCt. Er scheint also nicht beachtet zu haben, daß zwischen der Flußsäure nach der ältern Theorie, wie sie in den Analysen ursprünglich angegeben ist, und der Fluorwasserstoffsäure der neuern Theorie ein bedeutender Unterschied ist.

Seine Berechnungen führen also weder zu etwas Neuem, noch geben sie eine Correction der Analysen. Die Formel von Mosander (ob sie die wahre sey, folgt deßhalb nicht) paßt sehr gut zu den Analysen von Berzelius. Es ergiebt sich daraus die Mischung

Kieselerde	34,48
Thonerde	44,75
Aluminium	6,81
Fluor	13,96
	100,00

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik. Bd. LI. (Zweyte Reihe Bd. XXI. 1840.)

(Fortsetzung.)

8. Schall.

Man hatte immer geglaubt, die Höhe der Töne hänge allein ab vo der Anzahl der isochronen Impulse, die in einer gegebenen Zeit zu unserm Ohr gelangen. Aber Hr. Savant zeigte (555 — 561) durch unabweisliche Versuche, daß dazu auch gehöre, daß die Wellen nicht abwechselnd von verschiedenen Punkten ausgehen, was das erklärlich ist, daß die Schallwellen die Eigenschaft haben, sich über einander zu legen, ohne sich zu vermischen, wie schon die Erfahrung lehrt, daß zwey im Unisono stehende Töne, auf einem oder mehreren Instrumenten hervorgebracht, nie den Ton der höheren Oktave hören lassen, obschon alsdann oft eine Kreuzung der Wellen und eine Verdopplung der Anzahl der Impulse auf das Gehörsorgan eintreten muß.

F. Meteorologie.

1. Die Höhe der Wolken fand man sowohl über dem atlantischen als dem stillen Meere zwischen 900 und 1400 Metern, und am 20. Februar 1828 die äußerste Grenze von 1400 Met. unter 13° 0′ S. Br. und 190° 3′ W. Länge. (175 — 176)

2. Hr. Dav. Brewster hatte aus ihm vorliegenden Beobachtungen auf eine Lage des östlichen Poles der größten Kälte in der südlichen Halbkugel, welche mit der des entgegengesetzten Poles der nördlichen Halbkugel correspondirt, geschlossen. Hr. Mahlmann glaubt aber aus triftigen Gründen, daß eine solche Behauptung bey dem Mangel hinreichender Beobachtungen und der Verschiedenheit der beyden Hemisphären wenigstens noch sehr gewagt sey.

Zugleich liefert Hr. M. eine interessante und lehrreiche tabellarische Zusammenstellung des auf Neuholland, Van-Diemensland und Neuseeland gesammelten meteorologischen Materiales in Bezug auf Temperatur, Luftdruck, Regen, Gewitter und Winde, welche bey künftiger Darstellung allgemeiner meteorologischer Verhältnisse nicht ohne Wichtigkeit seyn kann. (543 — 555)

3. Hr. Dr. Alex. Berg in Berlin sucht aus den Beobachtungen des Hrn. Meyer, so viel dieselben auch noch zu wünschen übrig lassen, den ungefähren Gang der Temperatur auf der Westseite Südamerika's nach der bekannten Formel $t\,\varphi = a + b\cos^2\varphi$ darzustellen, und findet die mittleren Temperaturen des Jahres in den verschiedenen südlichen Breiten bey

55°	50°	45°	40°	35°	30°
= 4°,3	0°,2	9°,2	12°,6	15°,3	17,8 Cels.

Eine Tafel am Ende der Untersuchung liefert eine Vergleichung der mittleren Temperaturen der vier Jahreszeiten an der östlichen und an der westlichen Seite Südamerikas. (301 — 319.)

4. Die geschätzten Annales fuldenses erzählen ad annum 855: „Mense Octobri 16 Calendas Novembres (17. Okt.) igniculi instar spiculorum occidentem versus per aerem densissime ferebantur," wie Hr. v. Boguslawski in einem Schreiben an Hrn. Alex. v. Humboldt berichtet. (171 — 175.)

5. Am 8. Januar 1840 Abends wurde in ganz Dänemark, namentlich in Schleswig, eine Feuerkugel gesehen. Ihre Richtung war von OSO nach WNW. Ihre Größe mochte 1/4 oder 1/3 Grad nicht übersteigen. Ihr Licht war dem eines hellen Blitzes gleich. Anfangs war sie ohne Schweif, der in der Folge Funken sprühte und 1 1/2° lang war.

Etwa 2 1/2 bis 3 Minuten nach ihrem Verschwinden hörte man einen heftigen Knall wie den einer Kanone. Offenbar hatte diese Feuerkugel, sagt der Berichterstatter (Hr. Dr. Neuber in Ulpenrode), eine große Höhe, da sie von Horsens bis Altona gesehen worden. Gewiß ist, daß sie dem nördlichen Schleswig am nächsten war. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist sie auch über der Nordsee zersprungen. (169 — 171.)

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. August.

Nro. 155. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Species des Mammifères bimanes et quadrumanes; suivi d'un mémoire sur les Orycteropes, par M. R. P. Lesson. Paris 1840. 292 S. 8.

Lesson ist wohl der produktivste unter allen Schriftstellern im Gebiete der Naturwissenschaften. Wie ein Verzeichniß in der Einleitung ausweist, hat er seit dem Jahre 1827 bereits 19 größere selbstständige Werke publicirt, außerdem hat er an 4 großen Werken und an 15 periodischen Schriften mitgearbeitet, zum Theil als ein Hauptarbeiter. Hiemit ist aber seine literärische Thätigkeit während des angegebenen Zeitraumes keineswegs erschöpft, indem er sich rühmen kann, noch 10 Werke im Manuscript vorräthig liegen zu haben, darunter eine Histoire naturelle des Zoophytes, Tom. I. Beroïdes mit 60 Tafeln; Tom. 2, 3 u. 4 Meduses mit mehr als 200 kolorirten Abbildungen. Ferner eine Species Mammalium 1 vol., und eine Species Avium 2 vol. Dann eine Histoire naturelle des plus beaux Oiseaux-mouches mit 80 Foliotafeln; Conchyliorum species novae mit 100 Tafeln. Weiters: la Saintonge archéologique ou illustrée avec plans et cartes, 6 vol. et 300 dessins à la mine de plomb et 60 aquarelles. Und diese voluminösen, zur Publikation fertig liegenden Manuskripte mit ihrer Menge von Abbildungen hat Lesson neben seinen anderweitigen Arbeiten in nicht mehr als vier Jahren zu Stande bringen können, und es sind doch darunter Werke angekündigt, von denen jedes einzelne einen Andern auf eine halbe Lebenszeit beschäftigt haben würde.

Gleichwohl ist Lesson mit diesen Leistungen noch nicht zufrieden gestellt, wie er klagend in der Vorrede zu vorliegender Species sich vernehmen läßt:

„Dieses Buch, auf meine Kosten und nur in 200 Exemplaren gedruckt, ist bloß ein Fragment einer General-Species, zu der ich die Materialien seit einem Dutzend Jahre gesammelt habe. Aber die unerhörten Schwierigkeiten, mit denen ich in Bezug auf meine naturhistorischen Studien umgeben bin, fangen an meinen Muth zu erschöpfen; denn nur eine Zeitlang kann man sich den Hindernissen aller Art entgegensetzen, welche fast unübersteigliche Schranken für die Untersuchungen Derjenigen aufrichten, die von großen öffentlichen Sammlungen entfernt sind. Nur indem ich mühseligen Functionen einige Mußestunden entriß, gelang es mir Materialien zu vereinigen und Bücher zu publiciren, die mir ohne Zweifel eine sehr zweydeutige Reputation gewähren werden. Dieß ist eines der Leiden von meiner Stellung im Dienste. Daher habe ich auch, um die Schiffsärzte davor zu schirmen, in meinen Vorträgen es nicht unterlassen, sie vor einer Neigung zu warnen, die ihrer Laufbahn schaden, ihr Vermögen, ihre Gesundheit und ihr Avancement gefährden würde, ohne sie selbst durch einen Namen zu entschädigen, der durch eine wissenschaftliche Achtung geehrt wäre."

Solche unselige Mühe, spricht ein Weiser des Alterthums, hat Gott den Menschen gegeben, daß sie sich darinnen müssen quälen. Nachdem Lesson allein so viele Werke verfaßt hat als sonst eine ganze Akademie zusammen, findet er für seinen Ehrgeiz gleichwohl noch keine Befriedigung, kann es sich auch nicht verhehlen, daß eine so ungemeine Schreibfertigkeit doch hinsichtlich der Güte der Leistungen einiges Bedenken erregen dürfte. Multum, non multa; nonum prematur in annum; viel

Büchermachens hat kein Ende, möchte man dem schreibseligen Verfasser zurufen, der zu den unglückseligen Naturen gehört, von denen man sagt, daß sie nicht im Stande wären, die Tinte zu halten.

Es ist nicht zu läugnen, daß Lesson um die Zoologie durch Publizirung vieler neuer Arten und gelungener Abbildungen sich wichtige Verdienste erworben hat. Seine Weltumseglungs-Reise und andere günstige Umstände brachten ihm eine Menge neuer Gegenstände in die Hand, welche durch ihn zuerst bekannt gemacht wurden. Allein bey der Eilfertigkeit, mit der er zu Werke gieng, mußte der Gründlichkeit oft Eintrag gethan werden; auch ist er nie tiefer in die innern Verhältnisse der Organismen eingedrungen, sondern hat sich mit Schilderung ihrer äußern Verhältnisse begnügt. Ein Mangel an gründlicher Vorbildung für den literarischen Beruf wird bey ihm nur zu oft wahrgenommen.

Die vorliegende Species des Mammifères bimanes et quadrumanes ist eine der bessern Leistungen von Lesson; ungleich fleißiger abgefaßt als seine Bearbeitung desselben Gegenstandes in seinem Complément des oeuvres de Buffon. Namentlich hat er die Literatur besser zu Rathe gezogen, und nicht bloß die in dieser Beziehung vortreffliche Synopsis mammalium von Fischer benutzt, sondern auch das Neuere nachgetragen. An Autopsie scheint es ihm jedoch bey Ausarbeitung der eigentlichen Affen sehr gemangelt zu haben; sonst könnte Hapale chrysopyga, chrysomelas und mystax nicht zu einer Art gezogen, Hapale Oedipus nicht mit H. bicolor, Callithrix Moloch nicht mit C. cuprea vereinigt worden seyn. Bessere Gelegenheit zur eigenen Ansicht haben ihm die Halbaffen von Madagaskar dargeboten, namentlich sind die kleineren Thiere dieser Abtheilung, welche bisher immer confundirt wurden, von ihm recht gut auseinander gesetzt. Anatomische Verhältnisse sind hiebey gar nicht berücksichtigt.

Eine eigene Sucht, neue Namen für alte zu bilden, hat den Verfasser, der eben nicht mit sonderlichen Sprachkenntnissen ausgestattet ist, zu schauderhaften Wortzusammensetzungen verleitet. Pithelemur, Gliscebus, Mysdidelphieae, Bradypusineae sind einige von den neuen Lesson'schen Namen, mit deren Annahme wir uns vor einem Tertianer compromittiren würden.

Lesson theilt seine Mammifères bimanes et quadrumanes nach folgendem Schema ab:

I. Ordnung. Primates (Bimana Auct.). „Obere Gliedmassen in Hände geendigt; die unteren mehr vorzugsweise für den Gang bestimmt. Zwey Brustwarzen, kein Schwanz. Die Haut des Gesäßes glatt und ohne Schwielen. Hände ausschließlich zur Ergreifung der Nahrungsmittel und zur Hinführung zum Munde dienend. Phytophagen.

Erste Familie. Hommideae. „Stellung normalmäßig senkrecht; Haarsystem auf gewisse Regionen beschränkt. Die Individuen unter sich vermittelst der Sprache communizirend. Die Eckzähne nicht über die übrigen Zähne vorragend. Gesichtswinkel 70 — 90°. Obere Gliedmassen nicht über die Hälfte des Schenkels hinabreichend."

Eine Gattung mit einer Art in 18 Rassen.

Zweyte Familie. Anthropomorpheae. „Stellung normalmäßig schief auf den Bäumen, häufig senkrecht, seltner auf allen Vieren auf dem Boden. Haarsystem allgemein auf den äußern Theilen des Körpers entwickelt. Die Individuen mit einem Kehlkopf, ähnlich dem Menschen, aber der Sprache beraubt. Eckzähne über die andern Zähne vorragend. Gesichtswinkel 55 — 65°. Obere Gliedmassen über das Kniegelenk hinabreichend."

Zwey Gattungen: Troglodytes und Satyrus.

II. Ordnung. Quadrumana. „Thiere gewöhnlich auf allen 4 Gliedern gehend (vierfüßige Stellung); die Glieder in eine Hand mit entgegensetzbarem Daumen geendigt. Drey Zahnarten, die Chiromydeen ausgenommen; 2 Brustwarzen, mit Ausnahme der Tarsideen, welche sie in den Weichen haben, und der Lori's, welche, außer den 2 Brustzitzen, 2 Bauchzitzen besitzen."

Erste Familie. Simiadae, mit 3 Sippen: Pitheci (Affen der alten Welt), Cebinae (amerikanische Affen), Hapalineae (Seidenaffen).

Zweyte Familie. Lemurideae mit 14 Gattungen, wovon 8 neue Lesson'sche Namen tragen.

Dritte Familie, Pseudolemurideae.

a. Pterocebineae mit der Gattung Galeopithecus und Galeolemur; letztere von Lesson für den Galeopithecus macrurus Temm. errichtet.

b. Myspithecieae mit der Gattung Chiromys.

c. Mysdidelphieae mit der Gattung Pithecheir.

d. Bradypusineae mit der Gattung Bradypus.

e. Melecebineae mit Cercoleptes.

Ueber diese Zusammenstellung nur einige Bemerkungen:

Der Ordnung der Affen hat Lesson nach oben, wie nach unten zuviel zugefügt und sie dadurch um eine natürliche Begränzung gebracht. Daß der Mensch nicht mit dem Affen in eine Ordnung, oder gar wie es Lesson nach Bory's Vorbilde thut, in eine Familie gestellt werden darf, ist jetzt — selbst wenn man bloß die körperlichen Beziehungen berücksichtigen will — durch die Anatomie so evident nachgewiesen, daß einen solchen Einfall nur noch ein Dermatolog, dem die Kenntniß des innern Baues abgeht, hegen kann. Daß es hiebey aber um noch viel wesentlichere Differenzen als um die bloß materiellen zu thun ist, davon ist in diesen Blättern schon zu oft gesprochen worden, als daß es nochmals wiederholt werden sollte. Wenn freylich der character essentialis des Menschen in der Lesson'schen Definition enthalten wäre, so wäre die Zusammenstellung mit den Orang-Utangs gerechtfertigt. So aber können wir getrost behaupten, daß Lesson für seine eigene Person selbst mehr ansprechen wird, als ihm obige Definition einräumt. Schon daß er die Sprachfähigkeit mit in Anschlag bringen muß, deutet auf die himmelweite Differenz, welche zwischen dem Menschen und dem Thiere besteht. Das Thier hat bloß Laute; die Sprache dagegen ist eine Manifestation des Geistes, ist daher auch nicht blos eine Qualität des Kehlkopfes, wie es Lesson fast anzunehmen scheint, sondern dieser Apparat vermittelt nur ihre äußere Erscheinung.

Wie Lesson in ganz verkehrter Weise die Orang-Utangs mit dem Menschen zu einer Ordnung verbunden hat, so hat er dagegen in eben so irriger Weise jene von den übrigen Affen losgerissen, wofür sich durchaus kein triftiger Grund aufbringen läßt. Ueberdieß hat er seinen Quadrumanen durch Zufügung der dritten Familie eine Ausdehnung gegeben, welche gar keinen durchgreifenden Ordnungs-Charakter mehr möglich macht.

Zwar lassen sich allerdings für die Einreihung von Galeopithecus und Chiromys unter die Halbaffen einige gute Gründe beybringen — es wäre vielleicht selbst räthlich aus den Halbaffen eine besondere Ordnung zu errichten — dagegen können wir dieß von den 3 andern Gattungen nicht zugeben. Wohl haben Wagler und Blainville ebenfalls die Faulthiere den Affen zugesellt, damit aber ungemein wenig Beyfall gefunden, da die Verwechslung von Analogie und Affinität in diesem Falle doch zu einleuchtend ist. Die von Fr. Cuvier Pithecheir genannte Gattung ist bisher nur aus einer Zeichnung bekannt, daher sich über sie keine bestimmte Behauptung wagen läßt: es ist jedoch bemerkenswerth, daß Sal. Müller, der ein Exemplar von diesem sonderbaren Thiere auffand, es unter die Nager einreiht. Cercoleptes dagegen ist nach allen Verhältnissen ein ächtes Raubthier von der Familie der bärenartigen Thiere.

Am Schluße hat Lesson noch eine Abhandlung über die Gattung Orycteropus beygefügt, von welcher er 2 Arten, die kapische und die senegalsche unterscheidet.

Handwörterbuch des chemischen Theils der Mineralogie von C. F. Rammelsberg.

(Schluß.)

Berechnet man diese Mischung nach der ältern Theorie, so erhält man:

Kieselerde	34,48
Thonerde	57,52
Flußsäure	8,00
	100,00,

was mit den Analysen von Berzelius und freylich auch mit des Verf. sogenannter Correction übereinstimmt, in so ferne die von ihm berechnete Fluorwasserstoffsäure der ältern Flußsäure entspricht, aber natürlich statt 100 zur Summe zu geben, einen Ueberschuß von 6, 71 giebt. —

Beym Triphylin hätte als charakteristisches chemisches Kennzeichen angegeben werden dürfen, daß Weingeist über der eingedampften salzsauern Auflösung abgebrannt, mit schöner purpurrother Flamme brenne, besonders wenn er vor dem Anzünden bis zum Kochen erhitzt wird. Der Triphylin ist dadurch von allen ähnlichen Eisenphosphaten leicht zu unterscheiden.

Beym Wagnerit macht der Verf. denselben Fehler in Beziehung auf die Deutung der Flußsäure, welcher beym Topas erwähnt wurde. Von meiner Formel $\dot{Mg}\ddot{F} + \dot{Mg}^3 \ddot{\bar{P}}$ bemerkt er, daß danach 11,35 prCt. Fluor in dem Mineral enthalten seyn müßten, wiewohl die Analyse nur etwa halb so viel anzeige. Es entsprechen aber 11,35 Fluor genau 6,5 Flußsäure, wie sie Fuchs gefunden hat, aber natürlich nicht 6,5 Fluorwasserstoffsäure, welche der Verf. irrigerweise dafür setzt. Die von ihm gegebene Berechnung ist deßhalb gänzlich verfehlt. — Auch beym Sodalith schreibt der Verf. bey Angabe der ältern Analysen ganz unrichtig Chlorwasserstoffsäure statt Salzsäure. Es ist bekanntlich dort die wasserfreye (hypothetisch trockne) Salzsäure gemeynt, nicht die wasserhaltige, welche der neueren Chlorwasserstoffsäure entspricht. — Zum Verständniß meiner frühern und spätern Angabe über die Schmelzbarkeit des Yttrocerits bemerke ich, daß sich die frühere auf eine mir von Engelhard als ächter Yttrocerit zugestellte Probe bezog. Dieser sogenannte Yttrocerit, wie ihn vielleicht manche Sammlung aufbewahrt, war nach meiner spätern Untersuchung nur ein etwas verwitterter Flußspath. —

Den Schluß des Werkes macht eine sehr zweckmäßige Uebersicht der Formeln der Silicate. Das Schema derselben ist folgendes:

I. Silicate mit einer Basis $= \dot{R}$.
   - A. Wasserfreye.
   - B. Wasserhaltige.

II. Silicate mit einer Basis $= \ddot{R}$.
   - A. Wasserfreye.
   - B. Wasserhaltige.

III. Silicate mit mehreren Basen $= \dot{R}$.
   - A. Wasserfreye.
   - B. Wasserhaltige.

IV. Silicate mit mehreren Basen $= \ddot{R}$.
   - A. Wasserfreye.
   - B. Wasserhaltige.

V. Silicate mit mehreren Basen $= \dot{R} + \ddot{R}$.
   - A. Wasserfreye.
   - B. Wasserhaltige.

VI. Silicate mit Aluminaten.

VII. Silicate mit Sulphaten, Carbonaten, Phosphaten, Chlor- Fluor- und Schwefelmetallen.

Wir schließen diese Anzeige, indem wir das vorliegende Werk allen Mineralogen und Chemikern als ein Repertorium empfehlen, in welchem das vorhandene Material über die Mischungen und Formeln der Mineralien mit genauer Angabe der Quellen fleißig gesammelt und verarbeitet worden ist. —

Die äußere Ausstattung ist sehr schön. —

v. Kobell.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. August.

Nro. 156. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Reise in Abyssinien, von Dr. Eduard Rüppel. Zweyter Band. Frankfurt a. M. 1840.

Den ersten Band dieses schätzbaren Werkes haben wir bereits im vorigen Jahrgang dieser Blätter Nr. 50 b. 52. angezeigt; wir begleiteten damals den Verf. desselben von Suez aus auf seiner Seefahrt nach einigen vorzüglich interessanten Küstengegenden des rothen Meeres, dann auf seiner Landreise nach der Provinz Simen. Die hier vor uns liegende Fortsetzung des Reiseberichts enthält die Beschreibung des Aufenthaltes in Simen, dann jene der Reise nach Gondar und des Aufenthaltes daselbst so wie diejenige der Excursionen, welche der Verfasser von Gondar aus in die Kulla und nach der Brücke Deldei machte. Von Gondar wendete sich der Reisende nach Axum, dann über Adowa wieder zurück nach dem schon im ersten Band beschriebenen Massawa. Dem Reisebericht selber ist in dem „Rückblick auf Abyssinien und seine Bewohner" eine lichtvolle Zusammenstellung aller Resultate der Beobachtungen des Verfassers während seines Aufenthaltes im Lande beygefügt. Eine weitere sehr beachtenswerthe Zugabe bilden die Züge aus der Geschichte, namentlich der neueren von Abyssinien, so wie die Aufzählung der von Dr. Rüppel während seines dortigen Aufenthaltes erkauften äthiopischen Codices, welche durch ihn ein Eigenthum der Frankfurter Stadtbibliothek geworden sind. Am Schluß des Werkes findet sich noch eine Aufzählung der in Abyssinien gemachten astronomischen so wie meteorologischen Beobachtungen des Verfassers, welche letztere von Dr. Mädler in einer sehr genauen Berechnung der mittleren Temperaturen so wie der Höhen der beobachteten Orte benutzt worden sind.

Die Hauptstadt der Provinz Simen, Entschetqab, der Wohnsitz eines Gouverneurs, liegt zwar unter 13° 6′ N. Br., mithin noch um etwas näher am Aequator als Madras (13° 14′), da jedoch ihre Erhöhung über dem Meeresniveau 9713 Fuß beträgt und in der Nachbarschaft mehrere fast beständig mit Schnee bedeckte Gebirge sich erheben, von denen ein kalter Luftstrom ausgehet, sind die dortigen Naturverhältnisse keineswegs günstige zu nennen. Unser Reisender verweilte 4 Monate, vom July bis zum Oktober in Entschetqab; sein Aufenthalt fiel mithin in die Zeit des Sommers. Während aber in dem 4000 Fuß niedreren Thale von Schoada, am Ufer des Bellesgas das üppigste Strauchwerk grünte und die mannigfaltigsten Blumen ihren Duft verbreiteten, während hier in den Gruppen der hohen Bäume Schaaren von Affen und andern Thieren der wärmeren Zone herumschwärmten, war die Anhöhe um die sogenannte Stadt her von allem Strauchwerk entblößt. Der fast täglich nach den Mittagsstunden fallende Gewitterregen und der an sich überaus günstige, vulkanische Boden gewähren zwar in reichem Maaße der Landschaft ein Grün der Wiesen und der Getreidefelder, doch deutet die Menge der Pilze und Schwämme, die aus dem Grün sich erheben, das Uebermaaß der Feuchtigkeit an und auf den Aeckern, aus denen man das Wasser durch Gräben abzuleiten sucht, wächst die Gerste, die man vorzugsweise anbaut, so langsam wie bey uns in der nordischen Heimath. Die Nächte sind kalt, in den Morgenstunden war die Wärme selbst im August nur 6°, im September nur wenig über 5° R.; die Höhen des benachbarten Buahat zeigten sich dann öfters mit Schnee bedeckt, der jedoch nach einigen Stunden, wenn die Sonne höher stieg, wieder vergieng. Doch erschien selbst der Einfluß des

Sonnenscheins in der hiesigen Gegend als ein sehr beschränkter, denn gegen 9 Uhr stiegen Wolken auf, nach Mittag ergoß sich unter starkem Donnern und Blitzen der Regen, oder wenn kein Gewitter kam, statt des Regens ein Hagelschauer, und wenn dann hierbey Windstille eintrat, hielt die Wolkenbedeckung bis nach Sonnenuntergang an. So konnte selbst am Mittag die Wärme nur selten über 12 — 13° R. steigen.

Die Provinz Simen war bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts fast ausschließend von Juden bewohnt. Diese vormalige israelitische Bevölkerung ist verschwunden und an ihre Stelle eine sogenannt christliche, untermischt mit Mohamedanern getreten. An den Cultus der ersteren erinnert in Entschetqab selber nicht einmal eine Kirche; in der Entfernung von einer Stunde liegt südwärts vom Orte eine, in gleicher Entfernung gegen Nordwesten hin die andere. Beydes sind Hütten mit kegelförmigem Strohdache bedeckt; in ihrem Innern finden sich 2 dunkle Zimmer durch eine Flügelthür geschieden; Priester in zerlumpten Gewändern, an denen kaum noch die vormalige Farbe und der (seidene) Stoff zu erkennen ist, versehen den Gottesdienst, dem das Volk ohne alle Andacht, in offenbarer Zerstreutheit Gebetsformeln herplärrend, beywohnt. Dasselbe glaubt den Pflichten seines Bekenntnisses genügt zu haben, wenn es die größere Hälfte der Tage des Jahres im strengen Fasten zubringt, wobey man bis kurz vor Sonnenuntergang sich aller Speisen enthält und auch dann nichts genießt was aus dem höheren Thierreich herkommt (weder Eyer, noch Butter, noch Milch) und wenn es dann fast eine eben so große Zahl von Tagen als Festtage in so gänzlicher Unthätigkeit hinbringt, daß selbst die Diener sich jeder Handarbeit (auch der nöthigsten) weigern, während zugleich Jung und Alt mit Schwelgereyen das vergeudet, was in den wenigen für die Arbeit übrig bleibenden Tagen erworben ward. Hierbey ist die hochmüthige Einbildung dieser armen, geistig versäumten Kopten, auf ihre vermeyntliche ausschliessende Rechtgläubigkeit eben so groß als ihre innere Blindheit und Unwissenheit.

Die Früchte, die aus solcher Unterdrückung und Verödung alles Geistigen im Menschen hervorgehen, liegen nahe; es sind mit nur seltenen Ausnahmen die alltäglichen Verirrungen eines Volkes, das ohne Treu und Glauben, ohne Zucht noch Scham, ohne Gefühl für Ehre und Recht, ohne Gewissen gegen Gott und die Mitbürger dahin lebt. Was Wahrheit sey, scheint dieses arme, nur Lügen redende Volk nicht zu wissen; von dem Recht des fremden Eigenthumes hat es keinen Begriff, denn fast Jeder nimmt, wenn er Macht dazu hat, mit Gewalt, oder stiehlt dem Andern was er nur kann; man kennt da nicht was ein Bund der Ehe, was Keuschheit oder Zucht sey, denn außer der hier auch den Christen erlaubten Vielweiberey, benimmt sich das Volk gleich den Thieren, welche zu ihrer Zeit sich paaren, dann in Kurzem sich wieder trennen.

Zu dem überfließenden Maaß dieses Elendes kommt noch die erdrückende Last der hiesigen Soldatenherrschaft. Selbst jener Gehalt, den die einzelnen machthabenden Behörden empfangen, kommt ihnen nur als Soldaten, nicht wegen ihrer Hauptfunction zu. Soldat, und, so weit die Kräfte reichen, Gewalthaber seyn, das ist in den Augen des Volkes ein und dasselbe, denn hier zu Lande übt Gewalt, nicht der das Recht, sondern Jeder, der die Kraft dazu hat. Wenn Soldaten sich den Marktplätzen und den Gegenständen ihres Verkehrs nahen, da entfliehen alle Verkäufer, die nicht selber Gewalthaber sind, denn der Soldat nimmt von den Waaren der verkaufenden Fremdlinge oder der armen Landleute was ihm beliebt umsonst, oder er bezahlt, wenn man etwa Gegenvorstellungen macht, mit Mißhandlungen. Er folgt hierin nur dem Beyspiel seiner Gebieter, welche die Abgaben in ihrem Districte meist nach Willkühr ansetzen und dem Willen der Ortsvorstände nur die Vertheilung der Lasten an die Häupter der einzelnen Familien überlassen. Und das Beyspiel wirkt noch tiefer hinab auf den zahlreichen Troß der Diener, von welchem jeder größere wie kleinere Herr umgeben ist. Denn da von diesen Dienern, mit deren größtmöglicher Zahl man Staat macht, der einzelne vielleicht nicht mehr als jährlich einen Thaler Lohn und täglich ein Brod empfängt, treibt sie schon die Noth zur Nachahmung ihrer Herren an.

Sie bestehlen und betrügen, wo sie es können,

ihre Herrschaft und Andre; werden sie zum Einkauf der Lebensmittel oder anderer Dinge auf den Markt geschickt, da nehmen sie was sie bedürfen, und bezahlen dem Landmann dafür was sie mögen. Fragt man wer in den Haushaltungen solcher abyssinischer Christen insgemein die besten, ja die einzig zuverlässigen sind, so deutet die Antwort auf die heidnischen Sklaven der Schangallas hin. Das wahre Wesen des Christenthums ist ein Werk des Geistes an dem erkennenden Geist des Menschen; es erlischt und erstirbt alsbald, wo der Mensch der Erkenntniß widerstrebt und dem Walten des Geistes, der dieses zu wirken suchte, sich verschließet. Das, was dann noch unter dem alten Namen bey den Völkern zurückbleibt, ist ein Leichnam, dem, statt des Lebensodems, ein vergiftender Aushauch der Verwesung entsteigt.

Wir verlassen mit unserm Reisenden gern die Provinz von Simen, um in Gondar, wenn auch nicht der Mehrzahl nach unter bessere Menschen, doch in eine günstigere Natur zu kommen. Dieses Land ist wirklich überall mit Menschenblut, das die (sogenannt religiöse) Unduldsamkeit oder die unbändige Herrschsucht vergoß, gedüngt, aber dieser Dünger, statt den Boden fruchtbar zu machen, zehrt an seinem Marke wie ein fressendes Feuer.

Vergeblich hatte man seit mehreren Monaten Ali, den Statthalter von Simen und Walkeit zu Entschatqab erwartet. Diesen hielten kriegerische Unternehmungen in Tigrè zurück, während sein Schwiegersohn Ras Ali, welcher kaum dem Knabenalter entwachsen, zur Statthalterschaft von Begemder und Dembea gelangt war, an der Gränze seines Gebietes gegen den Statthalter von Gudjam zu Felde lag, so daß die Heere beyder, nur durch den östlichen Nil geschieden einander gegenüber stunden, ohne daß eines von ihnen es wagte, die steinerne Brücke Deldei zu passiren und das andere anzugreifen. Unter sochen Umständen, durch welche die Strasse nach Gondar sehr unsicher gemacht wurde, war es für den Reisenden keine geringe Erleichterung, daß sein alter Freund und früherer Reisegefährte Getana Mariam aus Gondar ihm nach Entschetqab entgegen kam, begleitet von 6 wohlbewaffneten Bedienten und der nöthigen Zahl der Träger um den Fremden mit all seinen Geräthschaften so wie naturhistorischen Sammlungen nach Gondar einzuholen.

Der Bellesgasfluß, welcher am Buahat entsprungen, das Schoadathal durchströmt, dann den Angoba so wie den Rackafluß aufnimmt, und mit diesen vereint die Richtung nach Osten einschlägt, wo er nach einem mehrere zwanzig Stunden langem Laufe in den Takazzestrom mündet, war jetzt, am 8. Oktober 1832 wieder leicht zu passiren, denn seine Tiefe, welche während der Regenzeit bis auf 10 Fuß anwächst, betrug nur $1\frac{1}{2}$, seine Breite kaum 20 (statt 100) Fuß. Zu dem Lagerungsplatz im Schoadathale kam ein Prinz, ein Sohn des im Jahre 1818 verstorbenen Kaisers Aito Gualu, um die Bekanntschaft des Fremden zu machen. Seit 50 Jahren etwa ist die von früheren Reisenden erwähnte Landessitte, die männlichen Nachkommen der kaiserlichen Familie auf die Veste des Berges Weheni als Staatsgefangene zu senden, ganz abgekommen. Ist doch, seitdem die Häuptlinge des Heeres unter dem Namen der Statthalter alle Macht und alle Einkünfte des Landes an sich rissen, die kaiserliche Würde selber zu einem bloßen Titel und Schattenbild herabgesunken; was hat man deßhalb von einem einzelnen Prinzen zu fürchten; man überläßt ihn, bey aller äußern Freyheit, dem Loose der Armuth, welche ihn nöthigt von der öffentlichen Wohlthätigkeit zu leben, weil sein Stand ihm nicht erlaubt, einen Dienst unter dem Statthalter zu suchen. Während in Abyssinien eine große Zahl der Diener die Größe des Mannes andeutet, den dieselben begleiten, kam jener arme Prinz mit einem einzigen Begleiter, der ihm Schild und Lanze trug. Mitten in seiner äußern Erniedrigung bewahrte er dennoch, auf edle Weise, die Würde seiner Geburt; er begehrte weder, noch erwartete er, wie die andern Besuchenden, ein Geschenk.

Die Provinz Woggera, welche noch zu Bruces Zeiten eine der bevölkertsten und am besten angebauten Landschaften von Abyssinien war, ist in Folge der seit 60 Jahren fast ununterbrochen andauernden Bürgerkriege ganz verödet und verarmt. Die vormaligen, reichen Felder sind zur Viehweide

geworden, auf welcher einzelne nomadisirende Hirten mit ihren Heerden umherziehen. Jene Nomaden, durch das Elend und die Barbarey des Krieges selber entmenschlicht, treiben nebenbey das Gewerbe der Räuber, und machen den Weg durch ihre Gegend für Reisende, welche nicht in mächtigen bewaffneten Schaaren einherziehen, sehr unsicher. Unser Reisender hatte auf seinem letzten Tagmarsche von Gondar noch eine besondere Gefahr dieser Art zu bestehen. Aito Jasu ein vor Kurzem abgesetzter Regent des Landes war mit 200 Spiesgesellen aus Gondar ausgezogen, um, wie dieß sehr wahrscheinlich, nicht nur den Krämern, welche vom Markte in Dobrak zurückkehrten, sondern vor allem dem für sehr reich gehaltenen Fremdling aufzulauern, damit er diesen wie jene beraube. Ein starker Regen so wie der Aufbruch der Karawane während der nächtlichen Finsterniß vereitelte den Anschlag; unser Reisender zog in seinem Scharlachmantel und mit seinem ansehnlichen Gefolge, von dem Volke, das ihn für den längst aus Aegypten erwarteten neuen Patriarchen hielt, jubelnd bewillkommnet am 12. Oktober in Gondar ein.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik.

(Schluß.)

6. Am 21. September 1839 veranlaßte, wie Hr. Valz berichtet, ein Gewitter zu Marseille den stärksten Platzregen, den man je erlebt hatte. Es fielen 40 Millimeter Wasser in 25 Minuten. (173.)

7. In Fontainebleau sah man nach dem Berichte des Hrn. de la Selve, Sous-intendant militaire, am 22. Dezember 1839 zwischen 5 und 9 Uhr in mehreren Strassen phosphorische Flammen aus schlammigen Pfützen aufsteigen, welche beym Austreten aus dem Wasser ein Knistern bewirkten. Die Luft war mit Phosphorgeruch erfüllt, und je mehr man das Wasser umrührte, desto häufiger zeigte sich der phosphorische Schimmer. (173.)

8. Das Bohrloch auf dem Schlachthofe bey Grenelle (Bd. XXXXVIII.) hatte im August 1840 eine Tiefe von 505 Metern (1555 p. F.) und die Temperatur von 26° 43 C. Daher nimmt die Temperatur bey $31^m,9$ (98 F.) um 1° C zu, wenn man von 10,5 C der Mitteltemperatur des Bodens ausgeht, oder bey 32^m, 5 wenn man 11°7 C (die Temperatur des Kellers der Sternwarte in 28 Met. Tiefe) zum Ausgangspunkt wählt. (300.)

9. Die Oase von Theben und von Garbe sind so zu sagen von artesischen Brunnen ganz durchlöchert, aber größtentheils verschüttet. Hr. Ayme (Civil- und Militärgouverneur aller Oasen) hat mehrere dieser Brunnen aufräumen lassen, und zur Oberfläche ansteigendes Wasser erhalten. Das Wasser liegt unter Kalk in einer Tiefe von ungefähr 108 Meter, und brachte Fische mit herauf, mit welchen Hr. Ayme damals und seither seine Tafel besetzen konnte. (164 — 166.)

10. Am 5. April 1837 unter 57° S. Br. und 85° 7′ W. L. von Paris, 185 Seemeilen westlich und 8 südlich vom Cap Horn, 140 Seemeilen von der nächsten Küste fand man bey vollkommener Windstille und schönem Wetter in 4000 Meter Tiefe, und am 27. Juny 1837 auf der Südsee unter 4° 32′ N. B. und 136° 56′ W. L. 230 Seemeilen südlich von den Bunker-Inseln und bey völliger Windstille in 5970 Meter Tiefe keinen Grund. (176.)

Kapitän James Roß berichtet, daß er die Tiefe des Meeres 900 Milles westlich von St. Helena bis auf 5000 Fathoms (30000 engl. Fuß), und unter 33° S. B. 9° W. L. etwa 300 Miles vom Kap der guten Hoffnung bis zu 2226 Fathoms (13356 engl. F.) gemessen habe. Es wird aber nicht gesagt, ob man bey der ersten Messung (Peilung) den Grund erreicht habe, oder nicht. (518.)

Nach den Untersuchungen mehrerer bekannten Physiker glaubte man allgemein, das Wasser über Untiefen sey kälter als auf offenem Meere. Indessen macht davon die Erfahrung der Fregatte Venus (Capitän Du-Petit-Thouars) eine Ausnahme, als sie am 14. August 1838 bey den Marquesas-Inseln auf eine Sandbank gerathen war; denn die Temperatur des Meeres bey 6 — 8, und bey 200 Faden (Brasses) Tiefe gab in 24 Stunden nur einen Unterschied von 0°5 C. Indessen fand man auch auf dieser Reise das Wasser im offenem Meere 1 — 2 Grade wärmer als auf Rheden und Sandbänken, bey Valparaiso und in der False-Bay (Cap der guten Hoffnung) sogar 4° C. (174 — 175.)

11. Hr. Prof. Hubband am Dratmouth-College in den vereinigten Staaten hat von der Eigenschaft der ausgeglühten Kohle, in 24 Stunden das 35fache ihres Volumens Kohlensäure zu absorbiren, nützlichen Gebrauch gemacht, indem er auf diese Weise einen Brunnenschacht von 26 F. Tiefe in einem Nachmittage gereiniget hat.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. August.

Nro. 157. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Reise in Abyssinien, von Dr. Eduard Rüppel. Zweyter Band. Frankfurt a. M. 1840.

(Fortsetzung).

Gondar liegt auf einem vulkanischen Hügel, umströmt von 2 kleinen Flüßchen, die sich südwärts von der Stadt vereinen, und dann nach dem Zana-See ihren Lauf nehmen. Die geographische Breite des Ortes ist 12° 36′ N., seine Höhe über dem Meere 6964 Fuß, seine mittlere Temperatur 16° R. Diese Stadt, die sich, denn sie ist keines sehr alten Herkommens, nur 2 Jahrhunderte lang den Titel und Rang der Haupt- und Residenzstadt des Landes erhielt, zählt jetzt nur noch etwa 1000 Häuser und gegen 6500 Einwohner, während zu Bruces Zeiten ein einzelnes Stadtviertel derselben mehr Häuser umfaßte und nach der Schätzung jenes Reisenden die Einwohnerzahl sich über 50,000 (10,000 Familien) belief. Noch stehen mehrere ansehnliche Kirchen und der Palast der Kaiser, der mit seinen Gebäuden und Gärten einen Umfang von 20 Minuten einnimmt, ziemlich wohlerhalten da; von den andern ehemaligen Häusern der Stadt sind die meisten gewaltsam zerstört und verfallen, die Gärten zu einem wilden Buschwerk oder zur Wüste geworden.

Wir begleiten unsern Reisenden zuerst in den Palast der vormaligen Herrscher zu einer Audienz bey dem Kaiser Aito Saglu Denghel. Wenn auch die Ringmauer mit Zinnen, welche den Hofraum umgiebt, die Thürme der Thore, so wie jene, welche an den 4 Ecken des massiv gebauten Schloßgebäudes selber stehen, der Kaiserburg auf den ersten Blick ein stattliches Ansehen geben, so fällt dennoch schon der zweyte Blick auf die Trümmer der Nebengebäude und der Bogenhallen, welche zu ihrer Zeit den nun verödeten Hofraum verschönten. Auch von dem balkonartigen Vorbau, welcher vormals um das obere Stockwerk des eigentlichen Kaiserschlosses herumlief, ist kaum noch eine Spur vorhanden. Die Nachkommen Salomos, Israels hochbeglücktem Herrscher und der reichen Königin von Saba, denn dieses sind nach der alten Sage des Landes die Kaiser von Abyssinien, sind bey der Armuth zur Miethe gezogen, haben die Noth und den Mangel zu ihrem Hofstaat bekommen. Die jährlichen Einkünfte des Inhabers eines vormals so mächtigen Kaiserthrones sind bis auf den Betrag von 300 bayerischen Thalern herabgesunken, welche als Kopfsteuer von den in der Vorstadt Islam Bed wohnenden Mohamedanern entrichtet werden; denn die andern Accidentien, welche der sogenannte Landesregent von nebenbey eingehenden Strafgeldern empfangen soll, sind eben so spärlich als ungewiß. Alle andere Einkünfte ziehen und behalten die eigentlichen Beherrscher des Landes: die Soldatenhäuptlinge oder Statthalter an sich, welche dem Kaiser selbst nicht einmal als Geschenk einen Theil ihrer Beute zukommen lassen, sondern ihr Einkommen zur Führung der blutigen Bürgerkriege und zur Stillung all ihrer rohen Gelüste verbrauchen, und sogar den Thron nach ihrer Willkühr besetzen. Dieses ist der Brauch eines Landes, in welchem statt der Stimme des Gesetzes nur die der Trommeln und Luntenflinten gehört wird.

So arm der bedauernswürdige Kaiser auch geworden, hielt er dennoch fest an der alten Etikette seines Hofes. Der Fremde, obgleich er in Begleitung des vornehmen Hofrichters (obersten Staatsrathes) Lit Atkum gekommen war, mußte

eine halbe Stunde lang im Vorplatz warten, bis man ihm den Eintritt in das Innere der Hofhaltung verstattete. Unten am Anfang der Stiege muß Jeder seine Schuhe ablegen. Der vormalige Saal im oberen Stockwerk, worinnen sonst der Kaiser, auf einem großen, mit hölzernem Schnitzwerk verzierten Ruhebette die Besuchenden empfieng, ist längst außer Gebrauch gekommen; die Stukatur seines Fußbodens wie der Wände hat der von oben eindringende Regen zerstört; die rothtüchenen Vorhänge des Bettthrones sind in zerrissene Lappen verwandelt; an den hölzernen Tischen, daran sonst die Gäste des Herrschers fröhlich waren, hat schon längst keiner mehr gespeist; der große Humpen, den man mit Methwein gefüllt dem Kaiser reichte, liegt unbenutzt da. Der jetzige Audienzsaal ist ein nicht unansehnliches, viereckigtes Zimmer, dessen Decke halbsphärisch gewölbt und mit Schnitzwerk verziert ist. Der Herrscher saß in einem Alkoven, vor welchem ein schmutziges Stück Baumwollenzeug als Vorhang hieng; die Stelle des Thrones vertrat ein Ruhebett, das mit Kattun bedeckt war. Der Vorhang war zur Hälfte nach einer Seite in die Höhe gebunden, dagegen war der Kaiser selber bis hinan zu den Augen in ein weißes Tuch gehüllt. Das spärliche, zu dem einzigen Fenster des Zimmers hereindämmernde Tageslicht, welches noch überdieß durch das weit vorspringende Strohdach geschwächt war, ließ nur allmählich die Gegenstände: die veralteten Fußteppiche, den Wandschrank mit einem großen Psalmen- und Evangelienbuch, vor Allem aber die jeder Zierde und Bedeckung entbehrenden grauen Locken und die mildblickenden Augen des alten Kaisers erkennen, den bey ihrem Eintritte die abyssinischen Begleiter durch Niederknieen und Beugung der Stirne bis zum Boden, der Fremde aber mit Auflegen der Hand auf die Brust begrüßte. Auf jeder Seite des greisen Herrschers stund mit entblößter Brust ein Hofdiener, einen Fliegenwedel in der Hand haltend. Während die Andern stunden, bot man dem Fremden, so wie dem Lik Atkum das Sitzen am Boden an. Der Kaiser sprach zuerst. Er beklagte, daß er so ganz unvermögend sey, für den Fremden Einiges zu thun, denn die Macht des Thrones sey nicht in seinen Händen, sondern in der einiger Unterthanen.

Ein tiefer Seufzer sprach noch mehr als die Worte. Der Fremde wies auf die Möglichkeit einer bessern Zukunft hin und überreichte dann seine Geschenke, bestehend in einem Stücke von feinem, englischem Mouslin, und einem ansehnlichen Perlmutterrosenkranz aus Jerusalem. Gerne hätte er dem armen Fürsten etwas Werthvolleres überreicht, aber Getana Mariam hatte dieß mit Recht widerrathen, weil sonst die eigentlichen Machthaber des Landes, die Herrscher durch Spieß und Schwert noch viel ansehnlichere Gaben von ihm verlangen und erzwingen würden. So wenig es indeß gewesen, machte das unerwartete Geschenk eines Fremden dem Kaiser dennoch große Freude. Es war für ihn wahrscheinlich die letzte dieser Art, denn wenige Monate nachher entsetzte der junge Soldatenhäuptling oder Statthalter Ras Ali, im Einverständniß mit der hohen Geistlichkeit des Landes, den greisen Herrscher seines Thrones.

Wer mit Bruces Reisen in der Hand Gondar und seine Umgegend durchwandert, dem wird auf jedem Schritte der Vergleich des damaligen bessern Zustandes des Landes und seiner Herrscher mit dem jetzigen Elend wehmüthige Empfindungen erregen.

Was war der kaiserliche Hof zu Gondar, als noch Tegela Georgis, der hohe Gönner des schottischen Reisenden den Thron seiner Väter besaß; in welchem Leser von Bruces Reisen sollte nicht die Beschreibung seines öfteren Aufenthaltes in dem prachtvollen Lustschloß der Kaiser zu Koskam am Hofe der Itegeh Mantöwab zur feststehenden, angenehmen Erinnerung geworden seyn! Unser Landsmann besuchte das vormals so gepriesene und preiswürdige Koskam auch, denn es liegt nur fünf Viertelstunden weit von der Stadt entfernt. Noch stehen die beyden Hauptgebäude des gastlichen Fürstensitzes: die große steinerne Halle, darinnen das Gefolge der Gäste Schutz gegen Sonne und Regen, so wie Bewirthung fand, und das gleich einem niedern, runden Thurme gebaute Lustschloß selber, um dessen oberes Stockwerk eine bedeckte Gallerie rund herumläuft. Selbst in den längst verlassenen Zimmern dieses oberen Stockwerks bezeugten die Reste der buntbemahlten, mit messingenen Rosetten befestigten Porzellantafeln, mit denen einst die Wände verziert

gewesen, die Ueberbleibsel der schweren, seidenen Thüren-Vorhänge und Alkoven-Gardinen, so wie der scharlachrothen, sammtenen Ruhebetten, welche Pracht einst hier geherrscht. Ossians Harfe, wenn sie an diesen Wänden hienge, sie würde oft ertönen von den vorüberschwebenden Erinnerungen an die anmuthvolle Dezoro Esther, an ihren ritterlichen Sohn Djeaz Confu und andre glückliche Genossen jener Tage, deren Heiterkeit schon damals der verrätherische Ras Fasil trübte. Doch das armselige Gesindel in zerfetztem Soldatengewand, das jetzt in diesen Räumen herumschleicht würde jene Töne nicht vernehmen; sein Ohr ist durch den rohen Hall der Trommeln und Luntenflinten betäubt.

„Warum," so sprach der wahrhaft edle Lik Atkum, der beste Abyssinier den unser Landsmann kennen lernte, „kommen denn nicht noch einmal die Europäer uns zu Hülfe, wie sie vor dreyhundert Jahren es thaten?" Es mögen indeß nur wenige Abyssinier das Elend und den Verfall ihres Volkes und Vaterlandes so tief fühlen, als dieser Lik Atkum, der aus einer der edelsten Familien entsprossen, schon durch seinen Vater und Großvater, welche Bruce kannten und liebten, nicht nur den Europäern sondern vor allem ihrer geistigen Bildung befreundet und zugewendet war, denn an ihm fand sich nach seinem Maaße ein höchst achtenswerthes religiöses wie wissenschaftliches Erkenntniß. Er verläugnete es nicht, daß durch Schuld seines eigenen, unter sich uneinigen Volkes die Macht dieses ältesten, in der Sage des Landes bis an Salomos Zeiten hinanreichenden Kaiserthrones ganz zum armseligen Schatten heruntergesunken, und dagegen die der Feinde des Glaubens und Vaterlandes, der Gallas, wie ein wildes (freylich wohl zuletzt auch erfrischendes) Gebirgswasser hereingerissen sey, zugleich aber erkannte er auch, daß nur durch geistigen, nicht durch leiblich mächtigen Einfluß eine Wiederbelebung der erstorbenen Lebenskeime dieses Bodens zu erwarten sey.

Schon in Entschetqab hatte unser Reisender den Festlichkeiten der abyssinischen Neujahrsfeyer (am 10. September) beygewohnt, welche nur in Tänzen der Mädchen und dann der Krieger, so wie in Schwenkungen der Feuerbrände bestunden; in Koskam war er am 16. November ein Zeuge der kirchlichen Feyer, welche zur Erinnerung an die Rückkehr Christi aus Aegypten begangen wird. Auch bey dieser wurde unter dem übeltönenden Gesange der Priester, begleitet von dem Geräusch einer Art von Schnarren oder Rasseln, ein sonderbarer Tanz gehalten. Denn durch wilde Sprünge und Verdrehungen der Glieder wollten jene Priester die Freudentänze Davids vor der Bundeslade nachahmen. Das was als Geist leben sollte, erschien hier in leiblicher Geberde erloschen und erstorben.

Die Kirche in Koskam, an deren Ausschmückung Bruces kaiserliche Freundin, die Itegeh Mantöwab alle ihr zu Gebote stehende Mittel wendete, trägt nun auch, wie alle Christenkirchen des Landes, das Gepräge der Verarmung an sich. Die jetzigen Gewalthaber der Provinzen sind keine solchen Freunde der Kirchen, wie die alten rechtmäßigen Herrscher, deren freylich oft gemißbrauchte Gewalt, weil sie auf einer göttlichen Ordnung beruhte, dennoch mit den äußerlichen Bezeugungen der Gottesfurcht Hand in Hand gieng.

Eine Dezoro Esther fand unser Landsmann nicht, wie sein berühmter Vorganger Bruce in Abyssinien, dagegen besuchte er die damals einflußreiche Oleda Tackelit, welche ihr Vater, der sich durch Glück der Waffen vom gemeinen Soldaten zum Befehlshaber einiger Provinzen aufgeschwungen, zu seiner einzigen Erbin eingesetzt hatte. Er fand „die Prinzessin" auf ihrem Landsitz zu Asuso, in einer von kegelförmigem Strohdach gedeckten geräumigen Hütte, deren eine Hälfte den Maulthieren zum Stall diente. Sie selber auf einem Ruhebette, saß spinnend unter den am Boden sitzenden, spinnenden Sklavinnen; um sie her stund ein weiter Kreis von Priestern und Soldaten, welche der Einladung zum Mittagsmahle gewärtig waren. Das Scharlachtuch, das der Fremde als Geschenk überreichte, wurde mit großem Beyfall aufgenommen; die einflußreiche Dame versprach den Jägern unseres Reisenden, bey allen Unternehmungen in den von ihr und ihrem Sohne beherrschten Gebiet allen nur möglichen Schutz und Vorschub.

Der alte Kaiser konnte es nicht unterlassen, den Fremden zu sich zu Gaste zu laden, so schwer

ihm auch bey seinem höchst beschränkten Einkommen die Bewirthung einer solchen Zahl von Gästen werden mochte, als zugleich mit dem Fremden an der Mahlzeit Theil nahmen. Das Wohlwollen und der gute Wille des greisen Herrschers waren das Köstlichste, das er darzubieten hatte. Er selber, der Kaiser, blieb während der Mahlzeit auf seinem Ruhebette sitzen, und wurde, ohne seine Hände zu rühren, von seinen beyden Kammerherren gefüttert.

Viermal wurde, während des sechsmonatlichen Aufenthaltes unsers Reisenden in und bey Gondar die Ruhe dieser Stadt durch Feuersbrünste, mehrere Male durch den gedrohten Ueberfall zügellos herumschwärmender Soldatenbanden gestört, und selbst in den Hofraum seiner, in der Stadt gelegenen Wohnung drangen öfters, während der Nacht, Leoparden ein. Die Strohdächer, womit die Häuser und selbst viele Kirchen gedeckt sind, geben nur zu häufig zu Feuersbrünsten Veranlassung, und der Mangel an Wasser in der Stadt selber würde bey solcher Gelegenheit einen unzuberechnenden Schaden herbeyführen, wenn nicht die meisten Häuser durch große Hofräume und Gärten weit von einander gesondert stünden. Wenn, wie dieß hier so oft geschieht, ein wilder Soldatenhaufen die Stadt bedroht, dann flüchten die Einwohner ihre besseren Sachen und selbst ihre Flinten nach den für unverletzlich gehaltenen Freystätten der Kirchen. Sie bieten lieber das nackte, wehrlose Leben den Räubern dar, als das Eigenthum. Aber so sehr man es auch für unerlaubt hält, etwas zu nehmen, das in der Kirche oder in den Priesterhäusern, welche neben ihr, im Schatten der Bäume stehen, aufbewahrt ist, wissen die Diebe dennoch auch diese Beschränkung zu umgehen, indem sie die Häuser der Priester, so wie die Kirchen anzünden, und dann der aus dem Brande geretteten Güter sich bemächtigen.

Der Weg nach der Kulla oder Niederung, nach welcher unser Reisender am 27. Dec. eine Exkursion unternahm, um durch die Jagd der dort vorkommenden Thiere des heißeren Afrikas seine Sammlung zu bereichern, führt über die Wasserscheide zwischen dem Dembea-See und dem Bette des Takazze-Stromes. Nach einer beyläufigen Schätzung unseres Reisenden erhebt sich der Höhenzug, der jene Wasserscheide bildet, gegen 1200 Fuß über Gondar, jenseits (nordwärts) des Bergrückens zieht sich der Weg über das vulkanische (trachytische) Hügelland allmählig hinab nach der wasserreichen Kulla-Ebene, deren Höhe über dem Meere gegen 4700 Fuß betragen mag. Ein Theil der Landschaft ist von der Secte der Gamants bevölkert, welche als ein abgearteter Ueberrest der vormaligen israelitischen Bevölkerung des Landes von ihren eigenen früheren Glaubensgenossen als eine abtrünnige betrachtet und zugleich auch von Christen wie von Mohamedanern verfolgt wird, so daß sie neben den Bekennern aller jener Religionen als abgeschieden und ausgestossen dasteht. Die Gamants zeigen sich im Umgang mit Andern gutmüthig und freundlich, und werden als ruhige und fleißige Bürger gerühmt. Von ihrem Glauben konnte unser Reisender nichts erfahren, als daß sie an Gott und Unsterblichkeit glauben, Mosen für einen von Gott gesandten und begeisterten Propheten halten, und daß sie den Sabbath durch Enthaltung von schwerer Arbeit feyern. Bücher haben und achten sie nicht. Ihre Sprache ist die der einheimischen Juden oder Felascha's; ihre Gesichtsbildung verräth, nach der Ansicht unsers Reisenden, deutlich die Abstammung von den alten Aethiopiern.

Es war jetzt auch für diese Niederungen die Zeit der Trockenheit, die gesündeste des ganzen Jahres gekommen. Denn während der feuchten und regnigten Monate des Jahres ist ein Theil derselben so ungesund, daß selbst die Eingebornen dann es nicht wagen, hier zu übernachten. Im Norden des weiten, von einer üppigen Vegetation bedeckten Gebietes findet sich das Steppenland, das von den unglücklichen Schangalla-Takazzes bewohnt wird, gegen die man alljährlich ordentliche Jagden anstellt, um die Kinder und jüngeren Leute derselben einzufangen und als Sklaven zu verhandeln. Jene Schangalla-Takazze sind keineswegs Stammgenossen der Neger, sondern der alten Aethiopier.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. August.

Nro. 158. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Reise in Abyssinien, von Dr. Eduard Rüppel. Zweyter Band. Frankfurt a. M. 1840.

(Schluß.)

Von der Ausbeute seiner Jagden in der Kulla, namentlich von dem schönen, hier aufgefundenen weißmähnigen Affen (Colobus Guereza) hat Hr. Rüppel in seinem naturhistorischen Atlas nähere Auskunft gegeben, worauf wir uns hier vorläufig berufen, indem wir ihn jetzt auf seiner zweyten Excursion von Gondar aus zu der Brücke Deldei am östlichen Nil begleiten. Bey der großen Kirche von Bada, 14 Stunden von Gondar und 3 Stunden vom Zanasee wohnte unser Reisender einem Markte bey, zu welchem sich 10,000 Menschen als Käufer und Verkäufer oder zu ihrer Belustigung eingefunden hatten. Statt des Geldes bezahlt man sich größtentheils gegenseitig mit Stücken des derben Steinsalzes oder mit andern Tauschartikeln, und wie hoch hier der Werth des seltenen Geldes sey, das geht daraus hervor, daß ein fetter Ochse so wie ein gutes Pferd um etliche wenige (etwa auf's Höchste 3 bis 4) Thaler, dritthalb Zentner sehr guter Trauben dort in Bada um 1 Thaler verkauft werden und im gleichen Verhältniß steht auch der Werth der Handarbeiten, denn man kauft um 1 Speciesthaler 72 und mehr der hiesigen, aus Rohrstäben und Stroh gefertigten Sonnenschirme. Unter allen andern Geldsorten haben indeß nur die Marien-Theresien-Thaler in Abyssinien einen feststehenden Curs und auch diese nur, wenn gewisse Eigenthümlichkeiten des Gepräges an ihnen gefunden werden.

Die Sekte der Waitos, welche mehrere Dorfschaften am Dembea- oder Zana-See bewohnt, ist durch die früheren Reisenden, mit Ausnahme von Bruce als fast gleichbedeutend mit jener der vorhin erwähnten Gamants beschrieben worden. Sie unterscheidet sich jedoch wesentlich von diesen durch Sprache wie durch Sitte. Bey ihnen findet sich gar keine religiöse Ceremonie im Gebrauch. Sie nähren sich vom Fang der Fische und des Hippopotamus, dessen den übrigen Abyssiniern verbotenes Fleisch sie genießen. Sie erlegen dieses große Säugthier, welches häufig im Zana-See und im östlichen Nil gefunden wird, mit vergifteten Wurfspießen, benützen aber bloß sein Fleisch und sein Fell, während sie die schönen, elfenbeinartigen Zähne ungebraucht liegen lassen. Auch die Fische, welche in großer Menge den See bevölkern, und deren Arten von jenen des untern Nillaufes in Aegypten sehr verschieden sind, werden nicht mit der Angel, sondern mit der Hand gefangen, nachdem man sie vorher durch das Mehl der Bohnen eines Lonchocarpus-Baums, das man an seichten Buchten in's Wasser streut, betäubt hat. Der See hat mehrere sehr fruchtbare und meist bewohnte Inseln. Die Fahrzeuge, deren man sich auf ihm bedient, sind aus den Stengeln eines riesenhaften (15 bis 18' langen) binsenartigen Gewächses zusammengefügt und deßhalb so leicht, daß ein Mann ein solches Boot auf seinen Schultern hinwegträgt. Krokodile finden sich weder im Zana-See noch in dem östlichen, in denselben mündenden Nil.

Die Stadt Kirazza, mit etwa 1500 Einwohnern, liegt auf einem Hügel, am östlichen Ufer des Sees. Ihre Kirchen von hohen Baumgruppen, ihre Häuser von Kaffeegesträuchen umgeben, verleihen ihr ein malerisch-schönes Ansehen. Unser Reisender fand ein sehr gutes Unterkommen in dem bequem gebauten Hause eines gewissen Dofter Gabriel, welcher anfangs sehr gefällig gegen seinen

Gast war, weil er die große Kunst des Europäers benutzen wollte, um mit seiner Hülfe einen Schatz zu graben, später jedoch, als er sich in diesen Erwartungen getäuscht sah, sich sehr eigennützig und gewinnsüchtig gegen den Fremden bezeigte. In Kirazza fand Hr. Rüppel einen wohlunterrichteten Geistlichen; einen Verwandten des verstorbenen Kaiser Hailu Teckla Georgis; auch gelang es ihm hier die Copie einer für ihn sehr wichtigen Chronik so wie mehrere andere Manuscripte zu erhalten.

Der anfängliche Plan, das berühmte Leliba-Kloster und seine in Felsen gehauenen, merkwürdigen Kirchen zu besuchen, zeigte sich als unausführbar, weil die Gegend, durch welche der Weg führte, durch zügellose Soldaten- und Räuberbanden zu unsicher geworden war. Doch gewährte auch schon der Besuch der steinernen Deldeibrücke ein hohes Interesse. Die Umgegend derselben besteht aus wild zerrissenen vulkanischen Felsen, und ist durch Thier- und Pflanzenformen einer heißeren, zum Theil südafrikanischen Zone belebt. In einer mehr denn 60 Fuß tiefen engen Felsenschlucht, deren senkrecht abstürzende Felsenwände an manchen Stellen kaum 2 Klafter weit von einander abstehen, strömt der Nil in nordöstlicher Richtung, indem er hierbey eine Reihe von Wasserfällen bildet. Etwas oberhalb der Brücke (100 Fuß von ihr entfernt) ist die Felsenspalte des Strombettes nur 9 Fuß breit, so daß öfters schon kühne Springer den gefahrvollen Sprung von einem Ufer zum andern wagten und glücklich zurücklegten. Zur Zeit der Regenfluthen erfüllt der Strom jene ganze enge Kluft undergießt sich über ihren südlichen Rand hinaus in die nachbarliche Ebene. Die Brücke besteht außer jenem größeren Bogen, welcher unmittelbar über die Felsenkluft gesprengt ist, noch aus 7 kleineren, ist in ihrer Mitte durch eine Quermauer mit einem Thore geschlossen; an ihrer nördlichen Seite zeigen sich die Trümmer eines kastellartigen Thurmes. Nur eine Viertelstunde oberhalb der Brücke, in der Nähe des größesten der dortigen Wasserfälle, liegt auf einer kleinen Insel das Kloster Abo Gedam.

Von dem Besuche der Deldeibrücke kehrte unser Reisender noch einmal nach Gondar zurück, wo er bis zum 18. May verweilte. Auf dem Wege nach Maschaha, wo damals der Statthalter Ubi mit seinem wilden Soldatenhaufen verweilte, war, im Norden des Buahat, ein lang fortlaufender, an einer Stelle nur 40 Fuß breiter Bergkamm zu passiren, an dessen einer Seite der Abhang fast senkrecht bis zu einer Tiefe von 4000 Fuß gegen Simen und Walkeit abstürzt, auf der andern minder tief nach einem Nebenthal des Bellesgas sich hinabzieht. Man fand den Statthalter in Gesellschaft vieler heißhungeriger männlicher wie weiblicher Gäste bey einem Gastmahle, dessen Hergang mehr an das Benehmen einer Schaar wilder Thiere als der gesitteten Menschen erinnerte. Die Gäste rauften sich im eigentlichen Sinne um den Trunk des Honigmethes. Im Ganzen befanden sich in dem Lager des Statthalters gegen 2000 sogenannte Soldaten und 3000 Weiber, nebst einer großen Schaar von Priestern. Frechheit und Zuchtlosigkeit waren der herrschende Ton dieser Gesellschaft. Wie leicht ein solches, sogenanntes Heer durch einen kleinen Trupp europäisch bewaffneten und geübten Militärs auseinander zu jagen seyn möge, das ließ sich aus einem Vorfall schließen, den unser Reisender kurz vor seiner Abreise in Gondar erlebte. Er selber, mit zwey Negersclaven, bewaffnet mit Doppelflinten, hatte dort eine Schaar von 30 Soldaten vor sich hergejagt und bloß durch Vorhalten seines Gewehres und durch die Drohung auf sie zu schießen, so in Schrecken gesetzt, daß sie alle die Dinge, die sie einem seiner Leute entwendet hatten, zurückgeben mußten. Der Statthalter selber wird übrigens wegen seiner persönlichen Tapferkeit, so wie wegen seiner Gerechtigkeitsliebe und Freygebigkeit gerühmt. Unser Reisender ward von ihm an einem andern Tage sehr reichlich bewirthet und bekam einen Offizier zu seiner Begleitung, der ihn durch das ganze Gebiet der Statthalterschaft, bis an den Takazze, als Schützer gegen die willkührlichen Erpressungen der Zolleinnehmer schützen und für Herbeyschaffung der Nahrungsmittel für Menschen und Lastthiere sorgen sollte.

Jenseits des Takazzestromes, welcher an der Stelle, da der Weg nach Arum ihn durchsetzt, 2600 F. hoch über dem Meeresspiegel gefunden ward, begannen desto ungehemmter die Plackereien

durch die Zolleinnehmer. Das Geschenk einer Flinte an den Provinzbefehlshaber Serrafel machte zuletzt diesem mehr Zeit als Geld kostenden Unwesen ein Ende. Am 2ten Juny kam unser Reisender nach Axum, der vormaligen Hauptstadt des den Alten wohl bekannten Axumitischen Reiches, in welchem noch während der Zeiten der christlichen Herrschaft des Landes eine sehr hohe Kultur herrschte, deren höchste Blüthe in das vierte bis siebente Jahrhundert unserer Zeitenrechnung fällt. Noch zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, als Alvarez in Axum verweilte, fanden sich in dieser Stadt Baudenkmale, welche den vormaligen Wohlstand und Glanz derselben bezeugten, sie sind jedoch durch die inneren Kämpfe und Barbareyen der letzten Jahrhunderte bis auf wenige Spuren verschwunden. Von den 4 aus Lava gehauenen Obelisken an der Ostseite der Stadt stehet nur einer noch aufrecht; der größte unter ihnen hatte übrigens nur 22 Fuß Höhe. Westlich hievon findet sich die große Steintafel, deren griechische Inschrift Salt copirte. Mehrere Altäre, ein aus dem Felsen ausgehauener Dom, eine aus Quadern aufgemauerte Terrasse, welche offenbar eines viel älteren Umsprunges ist als die auf ihr stehende Kirche, in der Nähe derselben ein gegen 60 Fuß hoher, noch aufrecht stehender Obelisk, so wie die Trümmer von 5 niedergestürzten in seiner Nähe, unter denen einer über 90 F. maß; ein Hügel voller Katakomben, in deren Kammern keine Bildhauerarbeit gefunden worden, dieses sind die augenfälligsten noch übrig gebliebenen Reste der alten Herrlichkeiten dieses Ortes. Unser Reisender copirte die Inschriften dreyer Steinplatten, die er im Hofe eines Priesters aufbewahrt fand. Die eine derselben spricht von den Thaten des Königs La San, desselben, den die von Salt copirte griechische Inschrift Aizanas nennt, und welcher als Zeitgenosse des oströmischen Kaisers Constantius von 345 — 356 n. Chr. regierte.

Die jetzige Stadt Axum besteht aus etwa 200 aus Stein aufgemauerten Häusern. Sie gehören zum Theil den vornehmsten Familien der Provinz Tigré, deren fast jede in dieser von allen Abyssiniern für heilig und unantastbar gehaltenen Stadt eine Wohnung besitzt. Denn hier in Axum können sich Todfeinde begegnen, ohne daß einer

an den andern die Hand legen darf. Eben damals als Hr. Rüppel sich in der Stadt befand, waren sich hier der sonst schonungslose Deled Michaël, der Schrecken des armen, unbewaffneten Landvolkes und sein Feind Nebeit Aram begegnet, ohne daß einer vom andern Notiz nahm. Im Gefolge des Deled Michaël fand sich ein geschickter und auch übrigens allgemein geachteter griechischer Waffenschmidt Namens Demetrios, welcher nun seit 22 Jahren in Abyssinien gearbeitet und schon vielen Herren mit Treue und Hingebung gedient hatte, ohne sich (bey dem hiesigen geringen Lohn) so viel Geld erübrigen zu können, daß er damit die Rückreise nach dem ersehnten Vaterlande anzutreten vermochte.

Am 5ten Juny reiste Hr. Rüppel von Axum nach dem nur $4\frac{1}{2}$ Stunden entfernten Adowa, wohin seine Leute mit dem Gepäck bereits voraus waren. Adowa, obgleich die bedeutendste Stadt im östlichen Abyssinien und für den Handel vom rothen Meere her die wichtigste Zwischenstation, enthält dennoch in ihrem jetzigen, durch die beständigen Bürgerkriege zerütteten Zustand nur etwa 500 Häuser und eine Bevölkerung von 3500 Seelen. Unser Reisender mußte noch Zeuge davon seyn, wie der Häuptling Deled Michaël, der sein Lager 1 1/2 Stunden von Adowa aufgeschlagen hatte ohne Erbarmen eine Anzahl von Dörfern in Flammen setzen und den Bewohnern derselben, die kurz vorher schon von solchem Raubgesindel ausgeplündert waren, Alles hinwegnehmen ließ, was nur beweglich war, so daß ihnen nichts übrig blieb, als das nackte Leben. Was in solchen Fällen die männlichen Plünderer nicht rauben, das nehmen die sie begleitenden Weiber. Es war dies übrigens die letzte Gräuelthat des Deled Michaël, denn kurz nachher wurde er auf seinem Zuge nach Halai von den Bewohnern des Distriktes Gella erschlagen.

Am 29. Juny langte Hr. Rüppel wieder in Arkiko an. Massowa war während der Zeit seiner Reise in's Innere des Landes aus ägyptischer Herrschaft in die türkische zurückgekehrt. Der Reisende fand indeß an dem türkischen Militär-Gouverneur einen bereitwilligen Gönner und Schützer, welcher ihm zum Miethen eines eigenen Fahrzeuges nach

Djedda behülflich war, das schon am 4. July die Ancker lichtete und nach einer schnellen Fahrt glücklich am Ort seiner Bestimmung ankam. Unser Reisender kehrte mit den reichesten Schätzen an Naturalien, Handschriften und kostbaren Alterthümern, vor allem aber mit dem Bewußtseyn in sein Vaterland zurück, daß dasjenige, was er mit seinen mehrjährigen mühsamen Anstrengungen und mannichfachen Opfern errungen hatte, einer ehrenden Anerkennung werth und von bleibendem Nutzen für die Wissenschaft sey.

The Genealogy of the british Peerage with sketches of the family histories of the Nobility by Edmund Lodge, Esq. Norroy king of arms. Seventh Edition. London. 1840. XVIII und 532 S. gr. 8.

Das in Nr. 30. dieser Blätter angezeigte Werk hat es mit der Gegenwart des brittischen Adels zu thun; das vorliegende behandelt dessen Vergangenheit, jedoch mit Einschränkung auf die noch blühenden Geschlechter; der erloschenen, wie Chatham, wird nur gelegenheitlich gedacht. Der Herausgeber hat alle ihm zugekommene Angaben von dem Ursprunge der Familien, der oft auf angelsächsische Grafen oder irländische Könige ꝛc. zurückgeht, aufgenommen; z. B. S. 278: „Die Familie Keith leitet ihren Ursprung von Robert, einem Fürsten der Catten, her, der aus Deutschland ausgewandert, dem K. Malcom II. von Schottland gegen die Dänen sehr behülflich gewesen und zum Erbmarschall des Landes ernannt worden.“ Nec affirmare nec refellere ist in solchen Fällen das Räthlichste. Meist aber, auch aus ferner Zeit, wird eine minder glänzende Herkunft bestimmt nachgewiesen, z. B. S. 189. von dem Marquis von Exeter, der, gleich dem Marquis von Salisbury, ein Nachkomme jenes Cecil Lord Burleigh (eigentlich Burghley,) ist, welchen mehr Leser aus Schiller's Maria Stuart als aus Geschichtswerken kennen. „Diese Familie stammt von Robert Sitsitt, der i. J. 1091 bey der Eroberung Glamorganshire's diente; im 17. Gliede von diesem steht Wilhelm Cecil, der erste und große Lord Burghley, geb. 1520.“ Was dem Buche einen größeren Werth giebt, als solcherley Sammlungen sonst haben, sind die eingeflochtenen kurzen Nachrichten von merkwürdigen Bestrebungen, Schicksalen oder Verdiensten Einzelner aus diesen Geschlechtern. Z. B. S. 201. Ein Vorfahr des Grafen Fitz William barg in seinem Hause den Cardinal Wolsey, da er in Ungnade gefallen war. K. Heinrich VIII. fragte den Mann, wie er sich habe vermessen können, solch einen großen Feind des Staates zu beherbergen? Er war einst mein Herr, antwortete Fitzwilliam, und der Gründer meines Glücks. Der König war nicht nur besänftigt, sondern ernannte ihn zu seinem Geheimen-Rathe, indem er sagte, solcher Diener habe er nicht viele. —

Mit einer ähnlichen Ausstattung würde eine Genealogie des hohen Adels in Deutschland auch für die Verbreitung des Geschmacks an vaterländischer Geschichte förderlich seyn, in deren gewöhnlicher Kunde dingliches genug, persönliches viel zu wenig ist.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. August.

Nro. 159. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 12. Juny 1841.

1. Herr Konservator Dr. Lamont giebt nachstehende Notiz über eine in dem magnetischen Observatorium zu Bogenhausen wahrgenommene Erderschütterung.

Am 17. May um 6 Uhr Abends trat eine magnetische Störung ein, welche von geringer Bedeutung war, aber Veranlassung gab, daß öfters im magnetischen Observatorium nachgesehen wurde, ob nicht eine stärkere Störung (wie es häufig der Fall ist) nachkäme. So wurde ungefähr um $9\frac{1}{2}$ Uhr der Stand der Instrumente untersucht, aber nichts Ungewöhnliches wahrgenommen. Um 9 Uhr 50′ begab ich mich selbst in das Observatorium und fand zu meinen großen Erstaunen den Magnet des Declinations-Apparates in starker Vertikalbewegung. Ich untersuchte die übrigen Apparate und an allen zeigten sich gleich starke verticale Schwingungen. Es waren damals fünf Apparate mit horizontalen Magneten aufgestellt, wovon vier kleinere unter Glasglocken luftdicht eingeschlossen waren; nur bey dem fünften (einem 25pfündigen Stabe) war die Communication mit der äußern Luft nicht gänzlich aufgehoben. Sämmtliche Apparate waren auf isolirten Säulen befestiget.

Diese Schwingungen konnten nicht einer Luftbewegung, auch nicht irgend einer nahe liegenden Veranlassung zugeschrieben werden. Die Luft, so wie die ganze Umgebung war ruhig; Niemand war in die Nähe des Observatoriums gekommen. Es ist zugleich zu bemerken, daß Stürme oder sonstige äußere Störungen nie eine ähnliche Wirkung hervorgebracht haben: auch läßt sich wohl keine Art von nahem, störendem Einfluße angeben, wodurch sämmtliche Magnete (auf einem Raume von 60 Fuß Länge und 60 Fuß Breite vertheilt) zugleich in starke Vertical-Schwingungen hätten gerathen sollen.

Die hier bemerkten Umstände führten auf die Vermuthung, daß eine Erderschütterung statt gefunden haben müsse, wodurch die wahrgenommene Bewegung der Magnete entstanden sey. Diese Vermuthung erhielt große Wahrscheinlichkeit durch die einige Tage später eingetroffene Nachricht, daß in Mailand an dem nämlichen Tage und nahe um dieselbe Stunde eine ähnliche Bewegung der Magnete bemerkt worden war.

2. Herr Konservator Dr. Zuccarini legt den ersten Band der von Dr. v. Siebold in Leyden und ihm gemeinsam nach den von ersterem gesammelten Materialien bearbeiteten Flora japonica *) vor und verbindet damit nachstehenden Bericht über die in dieser Beziehung früher geschehenen wissenschaftlichen Leistungen und über die Vegetation des Landes selbst:

Japan war den Portugiesen im Jahre 1542 bekannt geworden, wo das erste Schiff durch Sturm verschlagen dort landete. Das Volk nahm die Fremd-

*) Dr. Ch. Fr. de Siebold et Dr. J. G. Zuccarini Flora japonica. Sectio prima,

linge sehr freundlich auf, der natürliche Reichthum des Landes, seine zahlreiche Bevölkerung und bedeutende Industrie boten den Speculationen der Kaufleute und eine gewisse Gleichgültigkeit der Eingebornen gegen ihre ursprüngliche Landesreligion so wie zahlreiche Schismen in derselben gaben den Bemühungen der Missionäre zur Ausbreitung des Christenthums ein weites Feld. Diese Vortheile blieben nicht unbenützt. Schon nach 30 Jahren hatte der portugiesische Handel in Japan eine außerordentliche Ausdehnung gewonnen, und zugleich war bereits ein großer Theil der Nation zum Christenthum übergetreten. Aber der Uebermuth und die Ueppigkeit der Kaufleute wie der Missionäre, das dummdreiste Einmischen der letzteren in die inneren politischen Verhältnisse des Landes und Umtriebe der Holländer, welche, den Portugiesen um den reichen Handel neidig, den Schein klug benützten und die letzteren als des Hochverrathes gegen den Kaiser schuldig darstellten, führten den totalen Ruin der neuen Schöpfung so schnell herbey, als dieselbe entstanden war. Schon im Jahre 1586 begannen die mit der größten Grausamkeit durchgeführten Christenverfolgungen und endigten im Jahre 1639 mit der Niedermetzelung der letzten Christen, ungefähr 30000 an der Zahl und der gänzlichen Abschließung des Landes gegen alle fremde Nationen. Nur den Holländern und Chinesen blieb gestattet, jährlich einige Schiffe, jedoch in den einzigen Hafen von Nangasaki und unter den demüthigendsten Beschränkungen, welche nur die Habsucht des Kaufmanns ertragen mag, zu senden. Für Naturwissenschaften war indessen auch zur Zeit des regsten Verkehrs so viel als Nichts geschehen. Kaufleute und Missionäre kümmerten sich gleich wenig darum.

Die Holländer waren bey ihren Eroberungen und Handels-Verbindungen stets zugleich auf Bereicherung der Wissenschaften, besonders der Natur-Geschichte bedacht. Das siebenzehnte Jahrhundert weist eine große Reihe ausgezeichneter Leistungen auf, welche von ihnen theils im Mutterlande, theils in den Kolonien ausgiengen. In der Botanik waren sie damals eigentlich die Träger der Wissenschaft, so wie sie noch später die vorzüglichsten Beförderer der Linnéischen Schule waren. Aber in Japan standen die Verhältnisse noch zu schwankend und zu drohend, als daß man in der ersten Zeit den ohnedieß kaum geduldeten Handel auf irgend eine Weise gefährden konnte, denn auch die unschuldigste Forschung war der mit Recht durch die frühern Vorgänge mißtrauisch gewordenen Regierung verdächtig. So kömmt es, daß wir auch von den Holländern bis zu den letzten Decennien des 17. Jahrhunderts Nichts über die Naturgeschichte von Japan erfahren. Die ersten Nachrichten erhalten wir von Dr. Andreas Cleyer oder Clyer (so schreiben ihn die Acta Hafniensia), welcher in dem Zeitraum von 1670 bis 1686 in Java (in insula Jacatrensi, Java majori) zuletzt als Protomedikus und Rath des obersten Gerichtshofes verweilte. Schon im Jahre 1674 schrieb er seine Epistola de herba thée an den dänischen Leibarzt Dr. Simon Paulli (Acta Hafn. Dec. I. vol IV, p. 1 c. ic.). In den Jahren 1682 bis 1683 gieng er selbst als Gesandter an den japanischen Hof in Yedo und vom Jahre 1686 bis 1700 lieferte er eine fortlaufende Reihe von Abhandlungen über japanische Pflanzen in den Ephemeriden der Academia Naturae Curiosorum. Sie sind großentheils aus Briefen an seine Freunde, besonders an Dr. A. Mentzel, den Leibarzt des Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg gezogen. Der Text enthält eigentlich keine botanischen Beschreibungen, sondern nur Notizen über Habitus, Vorkommen und Nutzung der Gewächse, aber die beygefügten Abbildungen sind so kenntlich, wie viele andere jener Zeit und z. B. Azalea, Broussonetia, Camellia, Ardisia, Lilienarten, Lychnis grandiflora, Anemone japonica, Ternstroemia japonica, deren Entdeckung man gewöhnlich viel späteren Zeiten zuschreibt, sind von ihm bereits deutlich dargestellt. Die größte Zahl der Pflanzen-Abbildungen aber, welche er in Japan selbst durch Eingeborne fertigen ließ, sandte er an Mentzel nach Berlin. Dieser gestaltete dieselben (nach Haller 1360 an der Zahl) zu seiner Flora japonica, sive flo-

---

continens plantas vel ornatui vel usui inservientes. Volumen I. Lugduni Batav. 1835—41. Imper. 4. Pag. 1—193 cum Tab. lapidi incisis 100.

res herbarum et arborum praecipui, totius vasti Insularum imperii asiatici Japan dicti ab ipsis Barbaris (!) incolis ad viva florum exemplaria coloribus suis nativis penicillo depicti, oppositis Japanensium characteribus et nominibus: opus raritate incomparabile in formam europaeorum librorum redactum et in tomos duos divisum. Bekanntlich beschäftigte sich Mentzel, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, noch im vorgerückten Alter mit der chinesischen Literatur und verfaßte auch ein chinesisches Lexikon. Die Flora japonica liegt indessen noch unbenutzt unter den Manuscripten der k. Bibliothek in Berlin. Bisher verdankt nur Erndels epistola de flora japonica Dresdae 1716 derselben ihr Daseyn. Cleyer wurde mit Unrecht dabey fast gar nicht erwähnt und alles Verdienst Mentzel zugeschrieben, was ihm nicht gebührt.

Von Cleyer sind wir unmittelbar auf Engelbert Kämpfer gewiesen, welcher i. J. 1690, also 148 Jahre nach Bekanntwerdung des Landes für die Europäer, Japan besuchte und seine Naturprodukte studirte.

Ein Zusammentreffen günstiger Umstände gestattete ihm dabey größere Freyheit, als gewöhnlich, da er zweymal holländische Ambassaden nach der Hauptstadt Yedo begleiten und so wenigstens den südlichen Theil des Reiches bereisen konnte. Wieviel er in jeder Beziehung für die Kenntniß des Landes geleistet habe, geht daraus hervor, daß bis auf v. Siebold seine Nachrichten die genauesten und gründlichsten geblieben sind. Es dürfte darum auch nicht unnöthig seyn, hier die kurze Biographie dieses ausgezeichneten Mannes zu geben, welchen die alberne deutsche Titelsucht des vorigen Jahrhunderts als holländischen Wundarzt gewöhnlich unter die deos minorum gentium zu stellen pflegte.

Engelbert Kämpfer, der Sohn eines Predigers ist den 16. September 1651 zu Lemgo geboren. Das Gymnasium absolvirte er in Lüneburg und Lübeck und studierte dann in Danzig und Krakau Jurisprudenz. Seine Kenntnisse, sein Anstand uud die Leichtigkeit, mit welcher er sich bereits in mehreren Sprachen auszudrücken wußte, verschafften ihm schon auf Universitäten günstige Aufnahme selbst in hohen Zirkeln. Von Krakau gieng er nach erlangter Magisterwürde nach Königsberg, wo er Medicin studirte, bis er sich im Jahre 1681 nach Upsala begab. Der Drang, weite Reisen zu machen, lag allen diesen Bestrebungen zu Grunde, und es gelang ihm auch, als Legationssekretär einer schwedischen Ambassade beygesellt zu werden, welche eine Handelsverbindung zwischen Schweden und Persien begründen und am moskowitischen Hofe die freye Durchfuhr der Waaren auswirken sollte. In dieser Stellung und Aufgabe reiste Kämpfer den 20. März 1683 von Stockholm ab, und gelangte über Nowogorod und Moskau den 29. März 1684 nach Ispahan. Nach Beendigung seiner Mission konnte er sich noch nicht entschliessen, nach Europa zurück zu kehren. Er trat deßhalb als Wundarzt „(unter einem schlechten Titul, der mir aber zu meinem dessein am besten dienen konnte)," in Dienste der holländisch-ostindischen Kompagnie, deren Flotte damals im persischen Meerbusen bey Gamron oder Bender Abassi lag, nachdem er von dort aus erst noch Georgien besucht und eine Zeitlang sich in Tiflis bey dem Fürsten als Leibarzt aufgehalten hatte. Eine schöne Georgierinn sollte ihn daselbst für alle Zeit fesseln; er entfloh im eigentlichsten Sinne der Versuchung und besuchte nun mit der Flotte Arabien, dann die Küste von Malabar bis Ceylon, den Golf von Bengalen, kam später nach Sumatra und Java und verweilte längere Zeit in Siam bis er endlich den 16. Sept. 1690 Japan erreichte, um nach zweyjährigem Aufenthalt daselbst und nach zehnjähriger Abwesenheit Europa wieder zu sehen. Nach seiner Zurückkunft wurde er in seiner Vaterstadt Leibarzt des Grafen von Lippe, aber der Rest seines rastlos thätigen Lebens war weder so glänzend als seinen Verdiensten gebührte, noch so glücklich, als der reiche Schatz von Erfahrungen aus seinen Reisen verhieß. Häuslicher Kummer in einer unglücklichen Ehe und der Mißmuth, daß es ihm nicht gelingen sollte, seine Manuskripte und Zeichnungen in würdiger Ausstattung der Oeffentlichkeit zu übergeben, verbitterten seine letzten Jahre. Seine drey Kinder starben vor ihm, er selbst den 2ten Nov. 1716 im 66. Jahre.

Von seinen Manuskripten gab er selbst nur die Amoenitates exoticas (Fasc. I — V Lemgo

1712) heraus. Der fünfte Fascikel handelt lediglich von der Flora von Japan und ist eine wichtige Quelle zu ihrer Kenntniß. Es ist hier nicht der Ort, näher auf die Verdienste dieses ausgezeichneten Werkes einzugehen, aber interessant ist, was der Verf. selbst darüber sagt und in welchem Lichte er die Arbeit von dem gelehrten Publikum betrachtet wissen wollte:

Prodromum hunc, ob jucundam materiae varietatem cujusque facultatis cultori legendam, titulo Amoenitatum insignio. Nihil ex ingenio meo ficti in illum retuli; nihil quod ungues sapiat et lucernam oleat; nec crambem recoquo ab aliis coctam sed ea describere satago, quae vel nova vel haud intime et plene ab aliis tradita sunt. Dann fährt er, nach kurzer Uebersicht seiner Reise, um die Reichhaltigkeit seines anderweitigen Materials darzuthun, fort: Hos orbis tractus Itinerario persequor, ex quo ipso prodromi hujus miscellaneas descriptiones et observationes majorem partem expromsi ac compilavi; ita tamen, ne illud depauperaverim, nec contigit ei, quod solet hortis angustoribus, in quibus avulsis paucis flosculis, caules saltem et folia remanent.

So ruhmredig dieses Versprechen erscheinen mag, so erhält es doch Glauben durch die von Dohm gegebenen Verzeichnisse der noch ungedruckten Kämpfer'schen Manuscripte im brittischen Museum durch Planta und Lichtenberg in London aufgenommen. Sie umfassen mehr als 20 Bände Text mit ungefähr tausend Originalzeichnungen.

Sollte wohl auch der Reisende erst während der letzten zwey Jahre seines Aufenthaltes in Asien fleissig geworden seyn? Dagegen spricht zu sehr die ganze Art seiner Darstellung, welche uns durchaus den Mann bewährt, der gewöhnt ist, scharf und klar zu sehen und nichts von dem zu vergessen, was er erfahren hat. Wie streng er zugleich in seinen Anforderungen an seine eigene Produktionen gewesen sey, beweist sein Urtheil über die den Amoenitatibus beygegebenen Abbildungen. Wenn dieselben gleich zu den besten gehören, die in jener Zeit erschienen und noch jetzt ihren Werth in vielen Fällen nicht verloren haben, so klagt er doch bitter über die dabey verwendeten Künstler (quos nactus fui rudes et morosi ingenii), deren Kopieen seiner Handzeichnungen er verwünscht, indem er sagt: imagines meas ita deformarunt, ut, nisi ad illustrandas res omnino essent necessariae, eas velut libri dedecus repudiarem. So spricht kein Mann, der mehr gelten will, als er ist.

Rührend sind seine Bitten an das gelehrte Europa, ihn bey der Herausgabe seiner Manuskripte zu unterstützen. Bezeichnend für deren Reichthum sowohl als für die Bescheidenheit des Verfassers ist die Aufzählung derselben in den Amoenitatibus. Hier bietet er den Verlegern vorzüglich drey Werke an 1) Japoniam nostri temporis, in Quart mit 40 Kupfertafeln deutsch herauszugeben. 2) Herbarii trans-Gangetici specimen in Folio mit 500 Tafeln, wobey er aber ausdrücklich bemerkt, si prius Cl. Dni. Rumphii Hortus Amboinensis publicam lucem viderit, ne ab eo acta agam et sylvis inducere ligna videar. Wie bescheiden und welche Lehre für viele neuere Schriftsteller! Endlich 3) sein Hodaeporicum tripartitum in folio cum figuris totidem; quot editoris sumptus tulerint. Er stellt frey, ob das Werk deutsch, lateinisch oder holländisch erscheinen solle. Enthalten werde es aber im ersten Bande seine Beobachtungen über Rußland und die Tartarey, im zweyten über Asien diesseits des Ganges, im dritten über Asien jenseits des Flusses. Aber alle Aufforderungen waren vergeblich, in erfolglosen Kämpfen ringend schloß er die Augen, ohne die Herausgabe eines einzigen Werkes außer den Amoenitatibus erlebt zu haben. Er war einer der unglücklich Glücklichen, welchen ein zweydeutiges Geschick Alles in einer reich ausgestatteten Persönlichkeit gegeben, aber auch Alles versagt hat, um diese Persönlichkeit bey der Mitwelt geltend zu machen, und selbst der Nachwelt nur Proben der Thätigkeit übrig läßt, welche einen vom Glücke Begünstigten zum Heroen seines Zeitalters gestempelt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. August.

Nro. 160. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 12. Juny 1841.

2. Herr Konservator Dr. Zuccarini legt den ersten Band der von Dr. v. Siebold in Leyden und ihm gemeinsam nach den von ersterem gesammelten Materialien bearbeiteten Flora japonica vor ꝛc.

(Fortsetzung.)

Kämpfer's literarischer Nachlaß fiel nach seinem Tode in die Hände des berühmten Ritter Sloane, der die Herausgabe desselben durch J. C. Scheuchzer besorgen ließ. Es erschien aber nur im Jahre 1727 die History of Japan, ein treffliches Werk, welches indessen in Deutschland eben so wenig als die französische Uebersetzung von Des Maizeaux Eingang fand, bis Chr. W. Dohm, Professor am Kollegium Karolinum in Kassel im Jahre 1777 aus zwey in Lemgo im Besitze der Kämpfer'schen Familie zurück gebliebenen Manuskripten desselben Werkes eine deutsche Ausgabe veranstaltete. Sloane's Bibliothek fiel nach seinem Tode durch Vermächtniß dem britischen Museum anheim, dort modert noch Kämpfers Nachlaß neben so vielen andern. Der um die Wissenschaft so verdiente Sir Joseph Banks gab allein noch im Jahre 1791 die Icones Kaempferianas, 49 Tafeln Abbildungen japanischer Pflanzen ohne Text, zum Theil selbst ohne Bestimmung der Arten heraus. Seitdem ist Kämpfer ein stiller Mann geworden.

Der geneigte Leser verzeihe diesen Exkurs, zu welchem ich bey den zur Flora japonica nöthigen Vorarbeiten die dringendste Aufforderung fand. Eine so edle und häufig mißkannte Persönlichkeit darf ja wohl auch noch nach einem Jahrhundert einen dankbaren Schüler und Apologeten finden.

Eine umfassende Arbeit über die Flora von Japan verdanken wir nach Kämpfer erst wieder C. P. Thunberg (geb, 11. Novbr. 1743 zu Jönköping in Seeland). Er absolvirte im Jahre 1770 als Schüler Linné's an der Universität zu Upsala. Auf einer Reise durch Holland wurde er mit Burmann bekannt, dessen Empfehlungen bey mehreren angesehenen Männern in Holland es dahin brachten, daß Thunberg nach Japan geschickt wurde, um daselbst vorzüglich lebende Gewächse und Sämereyen zu sammeln. Er gieng zuerst 1772 nach dem Kap der guten Hoffnung und von da im Jahre 1775 über Ceylon nach Japan, wo er im August ankam und bis zum November 1776 verweilte. Sein Aufenthalt auf der Insel Decima war mit großen Einschränkungen verbunden. Anfangs erlaubten ihm die japanischen Behörden, durch Geschenke und ärztliche Dienstleistungen günstig gestimmt, in der Umgegend von Nangasaki botanische Exkursionen zu machen, weil dieses auch früher holländischen Wundärzten zur Ergänzung ihrer Arzney-Vorräthe gestattet war. Aber man fand bald, daß Thunberg Oberwundarzt seyn, und dieser höhere Rang änderte als ein noch nicht vorgekommener Fall die Sachlage so, daß er bis zum Spätherbst Decima nicht mehr verlassen durfte. Er half sich während dessen zum Theil dadurch, daß er das täglich für das Schlachtvieh auf das Schiff gebrachte grüne Futter untersuchte, und die ihm tauglichsten Pflanzen auslas. Erst während der Reise nach Yedo von März bis Juny 1776 hatte er Gelegenheit, das Innere des Landes zu sehen und Sammlungen zu machen. Im Ganzen hat er ungefähr 1000 Pflanzenarten

zusammengebracht und 800 davon bestimmt. Aus diesen Materialien gab er im Jahre 1784 seine Flora japonica mit 39 sehr mangelhaften Tafeln, 1794 seine nicht bessere Icones Plant. japon. heraus. Außerdem erschienen kleine Abhandlungen über japanische Pflanzen von ihm in dem Linnean Transactions und in den Acten der schwedischen Akademie. Wie aber in allen Arbeiten des allerdings durch seine unermüdliche Thätigkeit und schriftstellerische Fruchtbarkeit sonst sehr verdienten Mannes, fehlt auch hier der lebendige Geist und die Schärfe der wissenschaftlichen Kritik; und bey genauerer Prüfung wird Niemand Willdenows Urtheil, diese Flora sey ein Muster für ähnliche Leistungen, mehr unterschreiben. Thunberg war einer der fleißigsten, aber auch der am wenigsten begabten Schüler Linne's. Auf ihn war nur das Wort aber nicht der Geist des Meisters gekommen und er steht darin weit gegen Pallas, Löffling, Swartz, Schreber, König u. a. zurück. Daher prüft er auch die Arten weniger genau als er sollte, findet viele identisch mit den europäischen und veranlaßt damit große Irrthümer in der geographischen Verbreitung gesellig lebender Pflanzen, deren Vorkommen man so gerne als Anhaltspunkte zur Charakteristik einzelner Floren annimmt. So weit ich bisher seinen Bestimmungen nachgehen konnte, sind fast alle japanischen Gewächse, welche er als identisch mit europäischen oder nordamerikanischen angiebt, specifisch verschieden. Ueberdieß sind seine Beschreibungen allzu kurz und unvollständig, ja selbst die Gattungs-Analysen im höchsten Grade oberflächlich. Von Kämpfer hätte er deßhalb mit mehr Ehrfurcht sprechen sollen, als S. XXVI. seiner Flora geschieht.

Welche Verdienste im dritten Decennium des jetzigen Jahrhunderts sich Ch. Fr. von Siebold um die Kenntniß Japans erworben habe, bedarf hier keiner näheren Erörterung; auch ist in diesen Blättern schon früher ausführlich darüber gesprochen worden. Die Bearbeitung seiner naturhistorischen Sammlungen durch Temminck, Schlegel, de Haan und mich liegt theilweise dem gelehrten Publikum bereits vor, es wird selbst darüber urtheilen. Nur müssen wir noch Dr. Bürger in dankbarer Anerkennung rühmen, welcher nach von Siebolds Abreise aus Japan als dessen würdiger Nachfolger in aller Weise das Erworbene vermehrte und vervollständigte.

Wenn wir damit die unmittelbaren Leistungen und die speciellen Verdienste der Europäer rücksichtlich der Flora von Japan erschöpft haben, so ist indessen der Kreis der bereits gewonnenen Erfahrungen noch nicht abgeschlossen. Japan ist ein wesentlicher Bestandtheil der Flora von Mittelasien zwischen Himalaja und Altai, zwischen den westlichen Gränzen China's und dem großen Ocean. Alle Entdeckungen, welche demnach im Norden oder selbst im Archipelagus von Indien, in China, in Korea, im Altaigebirge u. s. w., kurz in diesem ganzen Florenkomplexe gemacht werden, sind zugleich, wenn auch dem Entdecker unbewußt, sehr schätzbare Beyträge zur Kenntniß der japanischen Vegetation. Am deutlichsten geht dieses aus der Thatsache hervor, daß unter den 60 Gattungen, welche wir im ersten Bande der Flora japonica abgehandelt haben, nur 19 vor der Hand noch eigenthümlich, 41 dagegen mit China, 37 mit dem Norden von Indien, 26 mit Amerika gemeinsam sind. Nur 16, die ohnedieß kosmopolitische Verbreitung haben, kommen auch in Europa vor; Afrika und Australien haben mit der japan. Flora sonst gar keine Berührung. Der Botaniker darf sich also durch die Insellage des Reiches nicht täuschen lassen. Japan ist gegen das Festland von Mittelasien und gegen Nordamerika in seiner Vegetation nicht mehr isolirt, als die großbritanischen Inseln gegen Mittel- und Nord-Europa. Daher haben auch alle die ausgezeichneten Männer, welchen wir die großartigen Arbeiten über den mittleren Theil des Kontinentes verdanken, zugleich mit zu der Flora von Japan beygetragen und ihr Vorschreiten erleichtert.

Was den Zustand der naturhistorischen Literatur bey den Japanern selbst betrifft, so berichten bereits Kämpfer und Thunberg, daß viele Aerzte und andere eingeborne Gelehrte zu ihrer Zeit emsig sich mit diesen Wissenschaften, insbesondere mit Botanik, beschäftigten. Sie zählen eine nicht unbedeutende Literatur und darunter Werke von 15 bis 20 Bänden auf. Von Siebold hat das Verzeichniß nicht allein vervollständigt, er brachte

größtentheils die Werke selbst und überdieß Herbarien japanischer Sammler nach Europa. Die Systemkunde steht nach diesen Quellen ungefähr auf dem Standpunkte, wie bey uns in der Periode zwischen Brunfels und den Bauhin's. Die Botanik ist vorzugsweise noch Dienerin der Medizin und der technischen Sparten. Nur solche Gewächse werden deßhalb einer gewissen Aufmerksamkeit gewürdigt, welche dem Menschen in irgend einer Beziehung nützlich oder schädlich sind, oder doch dafür gehalten werden. Ihre Zahl ist übrigens in Japan groß, theils wegen der durch uralte Kultur wirklich zahlreichen Menge der Nutz- und Kulturpflanzen, theils weil halbgebildete Nationen bey jeder Pflanze direkte Beziehungen zu dem Menschen voraussetzen. Ein wissenschaftlicher Eintheilungsgrund für das Gewächsreich ist den Japanern noch unbekannt. Eben so wenig kennen sie eine Terminologie und Beschreibungen. Wir finden in ihren Werken nur Abbildungen von oft überraschender Treue, aber keine Definitionen, höchstens Angaben des Standortes, der Benutznng einzelner Gewächse u. dgl.

Doch haben sie mit vielem Scharfsinn natürliche Familien und Gattungen dem Habitus nach schon lange herausgefunden und durch gemeinschaftliche Namen ausgezeichnet, so daß ihre Nomenclatur im gemeinen Leben bezeichnender ist als noch jetzt unsere deutsche. Die Artennamen werden häufig nach der Aehnlichkeit einer Pflanze mit einer anderen und zugleich mit Beziehung auf ihre Eigenschaften oder ihre Lebensweise gewählt. So z. B. ist Tsja Thee, Jama-tsja Bergthee (Stuartia monadelpha), Ama tsja süsser Thee (Hydrangea Thunbergii und Platycrater arguta), Skimi ist Illicium religiosum, Mijama skimi Berg-Skimi (Skimia japonica), Mokokf Ternstroemia japonica, Hama-Mokokf Strand-Mokokf (Raphiolepis japonica) u. s. w. Alle Nadelhölzer heißen Matz, und dieses Wort wird jeder Art im Namen beygefügt. Bäume und Sträucher endigen nach Thunberg häufig in ki, Schlingpflanzen in Kadsura, Zierblumen in Fanna oder Banna, Hülsengewächse in Mame. Jama oder Mu und Jri zeigen in der Zusammensetzung des Namens wildwachsende, Kara, Karas oder Too exotische eingeführte, Sato kultivirte Pflanzen an. Immergrüne Gewächse endigen auf Sugi, Orchideen auf Ran, Weidenarten und andere mit ähnlichen Blättern auf Janagi, Ahorne auf Momisi, Lilien auf Juri, sehr große Bäume auf Kiri oder Giri, sehr kleine Pflanzen beginnen mit Ko. Wie wir im Deutschen, um den Unwerth einer Art einer andern gegenüber zu bezeichnen, die Prädikate Teufels-, Hunds-, Schweins-, z. B. in Teufelsfinger, Hundsveilchen, Schweinsbrod dem Namen vorsetzen, so gebraucht der Japaner sein Oni, und unserm Stein- in Steinbrech, Steinkresse u. s. w. entspricht sein Isi. Die populäre Auffassung der Natur scheint nach diesen Proben in Japan und dem ganzen Völker- und Ländercomplex Asiens, welchem derselbe Schrift- und Sprachtypus gemeinsam ist, weiter vorgeschritten und sich klarer geworden zu seyn als im Occident. Der plastische oder hieroglyphische Ursprung der dortigen Sprachzeichen mag hierauf seinen Einfluß geübt, und eine größere Menge von Anhaltspunkten für später nachfolgende wissenschaftliche Systematik herbeygeführt haben, als in den occidentalischen Sprachen. Ein regelrecht gegliedertes Systema naturae wird sich zwar auf diesem Wege nicht entwickeln, aber durch von der Sprache unabhängige Forschung einmal gefunden, wird es sich viel leichter in die gewöhnliche Konversation und Schrift übertragen lassen, als in unsern Idiomen. Auch sind die Japanesen den europäischen Formen des Studiums durchaus nicht abgeneigt. Sie fühlen sehr gut die Nothwendigkeit einer wissenschaftlichen Einigung in der Beobachtung. So hat trotz den Schwierigkeiten der Mittheilung das Linneische Pflanzensystem durch Thunbergs und von Siebolds Bemühungen bereits viele Anhänger unter den japanischen Botanikern gefunden, welche die neue Eintheilung recht gut zu handhaben wissen.

Japan bildet den größten Theil des langgestreckten und verhältnißmäßig schmalen Archipelagus, welcher aus vielen kleineren, wenigen großen Inseln zusammengesetzt sich von Formosa unter dem Wendekreise über die Liu Kiu-Gruppe bis Yezo in der Richtung von SS.W. nach NN.O. erstreckt und sich dort in zwey Arme theilt, von welchen einer, die Kurilen, fast gerade nördlich nach der Halbinsel von Kamtschatka reicht, der andere etwas westlich gewendet sich der Mandschurei entlang tief in das

Meer von Ochotzk bis zum 55° n. B. vorschiebt. Die größte Landmasse in demselben bilden die zunächst zum japanischen Reiche gehörigen Inseln Kiusiu, Sikok, Nippon und Jezo zwischen dem 31 und 45° n. Br. Ueber die Liukiu-Inseln verwahrt das k. Herbarium in Petersburg kostbare Materialien aus dem Nachlaß des jüngeren Mertens, so weit ein kurzer Reiseaufenthalt solche liefern kann. Aber über Jezo sind wenige, über Krafto und die japanischen Kurilen gar keine Nachrichten vorhanden. Das Areal der Flora von Japan umfaßt also, so weit es schon jetzt bearbeitet werden kann, die drey oben genannten Inseln zwischen dem 31 und 42° n. B. Das Klima ist wie in ganz Mittelasien rauher als in Europa und die Winter streng und schneereich, daher viele japanische Pflanzen, welche in Japan unter 33 — 40° n. B. wachsen, in Deutschland gut im Freyen aushalten. Alle Inseln sind von hohen Gebirgen durchzogen, welche wie das Land selbst von Südwest nach Nordosten streichen. Sie enthalten viele, theils jetzt ruhende, theils noch in Thätigkeit begriffene Vulkane (welche auch über die Kurilen nach Kamtschatka fortsetzen), und heftige Erdbeben erschüttern oft die Grundfesten der Inseln. Der Boden ist durch Kultur an vielen Orten sehr fruchtbar gemacht, außerdem nach Kämpfer aber ziemlich mager, jedoch reichlich bewässert. Die sehr dichte Bevölkerung (angeblich 25 Millionen Menschen) hat die ursprüngliche wilde Flora auf diejenigen Orte zurückgedrängt, welche der Kultur unzugänglich sind und jeden Fußbreit brauchbaren Bodens für ihre Zwecke in Anspruch genommen. Trotz dem sind aber die Einwohner noch genöthigt, sich vieler Vegetabilien als Nahrungsmittel zu bedienen, welche in andern Ländern wenig oder gar nicht genossen werden, nämlich vieler wildwachsender Wurzeln von Aroideen, Farnkräutern, Lilien, noch mehr aber fast aller Arten von Fucus, welche im umliegenden Meere vorkommen und einen beträchtlichen Theil der Nahrung des gemeinen Volkes ausmachen. Das strenge Verbot der Auswanderung mag seit den letzten Jahrhunderten durch Uebervölkerung hiezu noch Vieles beygetragen haben.

Die Pflanzenkultur ist in Japan sehr alt und über ihren Anfang eben so schwer etwas auszumitteln, als über den Ursprung des japanischen Volkes. Gewiß ist aber, daß ein großer Theil von Mittelasien in Beziehung auf den Pflanzenanbau seit uralten Zeiten gemeinsame Fortschritte gemacht und in innigem Verkehr und Austausch gestanden haben müsse, bis die eigenthümlichen Produkte der einzelnen Länder das Gemeingut des ganzen Kompleres geworden waren. Dazu gehören vorzüglich China, Nordindien, Korea, ein Theil der Mandschurey und Japan. Mit der nöthigen Berücksichtigung der verschiedenen Breite haben diese Länder fast alle Nutz- und Zierpflanzen gemeinschaftlich und jede Entdeckung, welche in einem derselben in dieser Beziehung gemacht wird, darf auch für die übrigen geltend gedacht werden. Am Innigsten sind freylich die Relationen zwischen China, Korea und Japan. Die Japanesen geben selbst zu, daß sie ihre meisten Kulturpflanzen von den beyden erstern Ländern her erhalten haben und diese Gewächse führen meistens auch einen chinesischen und japanischen Namen zugleich. *)

*) Manche Kulturgewächse des chinesisch-japanesischen Kompleres haben auch auf andere Welttheile ihre Ausdehnung gefunden. Die Chinesen haben allenthalben in ihre Ansiedlungen in Amerika u. s. w. gewisse Gewächse mitgenommen und dort einheimisch gemacht. Pinus Massoniana, eine der in China und Japan gemeinsten Föhren hat sich auf ähnliche Weise durch die Holländer nach dem Kap der guten Hoffnung ausgedehnt, wo sie jetzt als Zimmerholz kultwirt wird. Für die Pflanzengeographie sind diese Thatsachen wichtig, um irrige Angaben über die natürliche Verbreitung der Arten zu vermeiden. Auf ähnlichem Wege wie die Auswanderungen der Chinesen hat der Sklavenhandel mehrere afrikanische Gewächse, z. B. die Oelpalme und die Mohrenhirse nach Amerika übersiedelt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. August.

Nro. 161. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 12. Juny 1841.

2. Herr Konservator Dr. Zuccarini legt den ersten Band der von Dr. v. Siebold in Leyden und ihm gemeinsam nach den von ersterem gesammelten Materialien bearbeiteten Flora japonica vor ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die Heimath der einzelnen Gewächse ist deßhalb fast gar nicht mehr zu ermitteln, um so mehr da die Kultur sich selbst auf die Waldbäume erstreckt. So sind z. B. die Nadelholzwälder in China und Japan auf den Gipfeln und Abhängen der Gebirge fast durchgängig künstlich gepflanzt, und ein Gesetz befiehlt, daß jeder geschlagene Baum durch zwey neu gepflanzte ersetzt werden muß. Dadurch haben sich aber auch alle die zahlreichen Arten über die ganze Länderstrecke verbreitet und ihre Heimath ist nicht mehr nachzuweisen.

Dabey ist ein merkwürdiger Umstand nicht außer Augen zu lassen. Europa hat fast alle seine Nutz- und die meisten seiner Zierpflanzen aus der Fremde entlehnt, fast von allen wissen wir, daß sie im bereits kultivirten Zustande eingewandert sind. Asien dagegen hat die seinigen alle als heimische Bürger seiner ursprünglichen Vegetation selbst gezähmt. Hätte das arme Europa nicht aus allen Welttheilen die Nutzpflanzen an sich gezogen, welche seine klimatischen Verhältnisse gestatten, so wäre es heute noch auf Jagd und Viehzucht beschränkt. Asien war reich genug, der fremden Hilfe entbehren zu können. Im Bereiche dieses Welttheiles lassen sich ungefähr vier große, in ihren selbstständigen Produkten und in der Zähmung ihrer Nutzpflanzen unabhängige charakteristische Komplexe aufstellen, nämlich Iran und Turan mit dem Pentschab bis gegen den Indus, repräsentirt durch die europäischen Cerealien und Obstfrüchte, Wein und Rosen; China, Japan, Korea und Oberindien mit dem Thee, Kampher, Firnißbaum, Reis; die indischen Halbinseln mit Tropenfrüchten und Reis, endlich die Molucken mit ihren Gewürzen. Der nördliche Theil des Welttheiles ist, wie ursprünglich Europa, hauptsächlich auf Viehzucht und Jagd angewiesen.

Die KulturpflanzenAsiens sind also nichts dem Erdtheile Fremdes, ihr Studium führt keine neuen und störenden Elemente in die vaterländische Flora ein, ihre Verbreitung ist keine gewaltsame Uebersiedlung, sie ist eine langsame und gleichmäßige, zusammenhängende Ausdehnung jeder Spezies von ihrem ursprünglichen Standorte bis zu ihren physikalischen Gränzen, theilweise noch charakteristischer gemacht durch die dabey entstandenen Spielarten.

Die Wichtigkeit dieser Betrachtungen stellt sich am meisten bey einem Lande heraus, welches wie Japan unter (bisher bekannten) zweytausend Pflanzenarten mehr als fünfhundert, also mehr als das Viertheil kultivirte Gewächse zählt. Wären alle diese, so wie in Europa, als völlige Fremdlinge zu betrachten, wie arm wäre die Vegetation auf einer Landstrecke von 11 Breitengraden. So sind sie aber alle selbst heimisch, wenn nicht in Japan, doch in China oder Korea, wir wissen die Gränzen ihrer Heimath, wenn wir auch nicht die speciellen wilden Standorte kennen; eine verhältnißmäßige Ausdehnung des Florengebietes umfaßt auch die letzteren unfehlbar und ihre Aufnahme in die Flora selbst wird damit ganz natürlich. Japan erscheint dadurch gleichsam nur als der ökonomisch-technische Garten

für die Nutz- und Ziergewächse Mittelasiens, die zugleich in diesem Gebiete wild wachsen.

Trotz dem bleibt aber die geringe bisher bekannte Pflanzenzahl bemerkenswerth in einem Reiche, dessen drey größte Inseln durch eilf Breitengrade sich erstrecken. Freylich ist das Land noch sehr wenig untersucht; außer der kleinen Halbinsel von Kiusiu, auf welcher Nangasaki liegt, kennen wir durch Autopsie der Europäer nur den Weg nach Yedo, der überdieß fast immer durch sehr angebaute Gegenden führt. Zwar hat v. Siebold sich durch eingeborne Sammler aus vielen andern Provinzen beträchtliche Sammlungen erworben, aber sie konnten natürlich nicht erschöpfend seyn. Wenn wir also Japan lediglich in Rücksicht auf seine Größe und Lage beurtheilen wollten, so müßte nach Analogie mit andern Erdstrichen seine Flora wenigstens 5000 Arten umfassen und davon uns mehr als die Hälfte noch unbekannt seyn. Aber zwey Umstände machen diesen Kalkul schwankend. Zunächst die Armuth an Arten in den Inselfloren zumal unter der gemäßigten Zone, die sich z. B. in der Flora von Großbritanien trotz der Nähe des Kontinentes zu erkennen giebt. *) Noch mehr aber die uralte über das ganze Land verbreitete Kultur, welche die ursprüngliche Vegetation fast allerorts verdrängte. Verarmung der Flora aus dieser Ursache finden wir in jedem dicht bevölkerten und fleißig angebauten, so wie in jedem allzurasch und übermäßig in Anbruch genommenen Lande. Der Zweck aller Pflanzenkultur ist der größte Ertrag auf dem kleinsten Raume. Dieses wird hauptsächlich durch den Anbau gesellig lebender Gewächse erreicht, deren Gedeihen auf einer gewißen Area man vorzugsweise befördert, und alle andern, welche noch mit fortkommen wollen, gewaltsam beseitigt. So ist es, wenn eine Wiese oder ein Wald in Klee- oder Getreidefeld verwandelt wird. Hundert Pflanzen, welche auf dieser Fläche wild wuchsen, werden vernichtet, um die größte Produktion einer einzigen herbeyzuführen. Je weiter diese Kultur sich über ein Land erstreckt, oder je dichter es bevölkert, je fleißiger es angebaut ist, desto mehr verschwindet die ursprüngliche Flora oder sieht sich auf die unwirthbarsten der Kultur unzugänglichen Distrikte zurückgedrängt, wo sie selbst theilweise nicht mehr gedeihen kann. Die ursprüngliche Fauna theilt ihr Loos. Sind beyde dann einmal bis zu einem gewissen Grade herabgedrückt, so erholen sie sich häufig nicht wieder, wenn auch die Kultur in ihren Bemühungen nachliesse, denn auch die Wanderungen der Thiere und Pflanzen haben eine Geschichte und lassen sich nicht nach Willkühr herbeyführen. Ein von jetzt an entvölkertes Deutschland würde dennoch niemals wieder den Charakter des alten Germaniens annehmen. Dafür sprechen die Zeugnisse aller Zonen. In der Polarzone und auf hohen Alpen sind (vielleicht durch Naturereignisse) große Waldungen verschwunden und haben sich nicht erneuert. In den Tropen regenerirt sich der Urwald nicht, wenn der Mensch ihn mit Art oder Feuer vertilgt hat, es treten andere Kombinationen an seine Stelle. Die von den Alten bereits abgeholzten Gipfel der hellenischen Gebirge haben sich trotz der Verwilderung des Landes in späterer Zeit nicht wieder bewaldet, so wenig als die stattlichen Waldungen sich wieder herstellen, welche die Thorheit der ersten Einwanderer auf den kanarischen Inseln und auf Madeira in kurzer Zeit vernichtete. Die Wunden, welche der Mensch in seiner Herrschaft der außer ihm lebenden Erdschöpfung schlägt, sind bleibend, sie vernarben nie. Könnte er jeden Raum benützen, jede Scholle zu seinen Zwecken verwenden, so wäre die Fauna und Flora der Erde in weniger Zeit vielleicht auf ein Zehntheil ihrer jetzigen Artenzahl verringert. Aus diesem Grunde vermuthe ich, daß die japanische Flora, wenn wir sie auch völlig kennen, im Verhältniß zur Größe und Lage des Landes nie zahlreich an Arten seyn wird.

So wie dagegen die Zahl der Kulturgewächse außerordentlich groß ist, so ausgebildet ist auch der Feld- und Gartenbau der Japanesen. In der Bearbeitung und Wässerung des Landes*), in der Ver-

*) Nach London sind selbst viele unserer Waldbäume in Großbritanien eingeführt. Nach ihm ist z. B. von den Nadelhölzern nur die Föhre daselbst wild, die Lerche dagegen wurde eingeführt i. J. 1629, die Fichte 1548, die Weißtanne 1603.

*) Kämpfer sagt in dieser Beziehung: „Getreide

edlung und Vermehrung der Pflanzen können sie den Europäern zum Muster dienen. Die wichtigste Getreideart ist der Reis, sowohl zum Essen als zur Bereitung des Reisbieres, aber auch Weitzen, Gerste und Hirsen, Lupinen und Dolichosarten, Gemüse der verschiedensten Art, eine Menge Gurken, Melonen und Kürbisse, Rettige, Oelgewächse, Hanf und Baumwolle werden angebaut. Die europäischen Obstarten fehlen theils völlig, theils sind ihre Früchte unschmackhaft; auch die Traube gedeiht nicht gut. Von Steinobst werden viele Arten nur der schönen Blüthen wegen zur Zierde gezogen. Die Früchte, welche dem Uebergangsklima zwischen der gemäßigten und heissen Zone angehören, wie z. B. Pomeranzen, Citronen, Diospyros, Annonen u. dgl. sind häufig. Kastanien, eßbare Eicheln, die Früchte des Taxus (Torreya) nucifera, Wallnüsse, dienen als Nahrung und Naschwerk. Die Feige ist eingeführt. Mehrere Bambusarten dienen zu verschiedenem häuslichem Gebrauch. Kampferbäume, Firnißbäume, Papiermaulbeerbaum sind allenthalben gepflanzt, so wie zur Seidenzucht der gemeine Maulbeerbaum. Unter den Gewürzen ist besonders eine Fagara (piperita) üblich. Der Thee, so unentbehrlich sein Genuß für den Japanesen auch ist, „hat bey der dichtgedrängten Kultur keine eigene Stätte, ihm ist in diesem engen Lande kein anderer Platz vergönnt, als die Ränder der Aecker und andere zur Besaamung unbequeme Oerter.“ Ursprünglich soll er aus Korea über China im neunten Jahrhundert gekommen seyn.

Der Charakter der japanischen Flora ist im Ganzen der der wärmeren gemäßigten Zone, jedoch erscheint die Vegetation im Ganzen nördlicher als unter gleicher Breite in Europa, Nordafrika und dem westlichen Asien. Die der Lage Japans entsprechenden Parallelen reichen von Neapel über die Südspitze Europa's bis tief ins nördliche Afrika nach Biledulgerid, westlich schneidet die südliche Parallele (31°) Kairo und Balsora. Diese Erdstriche haben aber vielmehr Tropennatur als Japan, mit welchem Lande sie theilweise Inselklima gemein haben. Auch gedeihen in Europa unter 40 — 50° n. Br. noch viele japanische Gewächse im Freyen. In der alten Welt ist wie in Amerika (wo am stillen Ocean der Baumwuchs erst um 7° nördlicher aufhört als in der Hudsonsbay) im westlichen Theile das Klima viel milder und die Vegetation weiter gegen Norden ausgedehnt als im Osten.

Betrachten wir einzeln die artenreichsten oder am meisten charakteristischen Pflanzenfamilien, welche in Japan vorkommen, so läßt sich indessen nicht läugnen, daß eine bedeutende Masse von Formen sich darunter einstellen, welche wir früher als der heissen Zone angehörig zu betrachten gewohnt waren. Aber hier tritt noch ein eigner Umstand ein. Die Tropenländer der alten und neuen Welt sind in botanischer Beziehung verhältnißmäßig früher bekannt geworden, als die an den nördlichen Wendekreis besonders in Asien gränzenden Länder, und wie letztere genauer untersucht zu werden anfiengen, hatte sich schon ein festes Bild von der Tropenflora überhaupt und von ihren Bestandtheilen ausgebildet. Nun weist sich aber in Folge der neueren Entdeckungen nach, daß viele dieser Formen nicht exklusiv tropisch sind, sondern theilweise noch weit über 30° n. Br. reichen, wofür die Flora des Himalaja's sowohl als Japans evidente Beweise liefert. Diese hören also dann auf reine Tropenformen zu seyn, nicht aber machen sie die Vegetation, welcher wir sie zu unserer Ueberraschung beygemischt finden, selbst zur tropischen, im Gegentheil wird nur die scharfe Peripherie, welche wir der Aequatorial-Vegetation zu geben gewöhnt waren, dadurch etwas gemildert und theilweise verwischt, aber auch berichtigt. Dieses muß ich voranschicken, um nicht mißverstanden zu werden, wenn ich in nachstehender Aufzählung immer von tropischen Formen spreche. Die Familien sind nach der Zahl ihrer bisher aus Japan bekannten Arten gereiht, doch wäre die Angabe der einzelnen Zahlen noch unsicher und ist daher unterblieben.

---

und Hülsenfrüchte ꝛc. geben nicht nur die platten Felder, die man niemals zu Wiesen gebraucht, sondern auch die steilen Gebirge bis zu den höchsten Spitzen, wo nur immer Wurzel und Regenwasser haftet. Der platte Grund wird mit Ochsen gepflügt, die Höhen mit Menschenhänden bearbeitet und beydes wohl dreymal im Jahre mit Menschenmist gedüngt. Wer seinen Acker ein Jahr lang unbesäet läßt, wird desselben nach den Landesgesetzen verlustig.“ Von dem Gesetz über Abhauen und Nachpflanzen der Waldbäume war schon oben die Rede.

Die Compositae (125) in Japan haben wenig Tropisches. Dieses beweisen schon die zahlreichen Carduaceen, die Artemisien, Achilleen, Sonchus, Chrysanthemum ꝛc. Unter den Gräsern (87) sind viele sonst äquatoriale Formen. Besonders auffallend erscheinen die zahlreichen Bambusen, Paspalum, Erianthus, Saccharum, Zoysia, Oryza etc. Auch die Leguminosae (69) nehmen an diesem Habitus Theil durch Bauhinia, Caesalpinia, Inga, Mimosa, Aeschynomene, Indigofera, Crotalaria, so wie durch die Dolichos- und Soja-Arten. Dagegen treten unter den Rosaceis mit Ausnahme tropischer Rubus-Arten fast durchgehends der gemäßigten Zone entsprechende Formen auf, wie Rosa, Sanguisorba, Agrimonia, Potentilla, Geum, Spiraea esc. Charakteristisch sind Keria und Rhodotypus. Die Pomaceae enthalten fast durchgehends eigene, von den europäischen Obstarten verschiedene Species, und beweisen dadurch mit die Unabhängigkeit der Pflanzenkultur in Ostasien von der des Westens. Die Cyperaceae, wahrscheinlich bisher nur unvollständig untersucht, scheinen durch angeblich 23 Arten von Carex überwiegend nördlich. Die Labiatae gehören ebenfalls fast sämmtlich zu Gattungen der gemäßigten Zone. Ein Gleiches gilt von den Ranunculaceis, wo besonders 5 Coptis-Arten sich bemerkbar machen. Dagegen sind die Smilaceen und Dioscoreen gemischt, letztere fast rein tropisch durch zahlreiche Discorea-Arten, erstere in Smilax an die Tropen- in Convallaria, Uvularia etc. an die gemäßigte Flora sich anschließend. Die Umbelliferae gehören ebenfalls der letzteren an. Die Ericeae sind, wie fast überall gemäßigt, aber charakteristisch ist der Reichthum an Arten in Azalea, Andromeda, Pyrola, Vaccinium, Rhododendron. Ebenso die Asphodeleae, ausgezeichnet durch die ebenso zahlreichen als prächtigen Lilium- und Funkia-Arten. Unter den Orchideis erscheint auffallend, daß vorläufig die Zahl der epidendrischen also der Tropenformen größer ist als die der epigäen. Dieses erinnert an ein ähnliches Vorkommen in Mexiko, wo die ersteren in einer Höhe von 8000′ ü. d. M. in den Eichenwäldern (zugleich mit Cacteen) noch so häufig sind.

Die Cupuliferae treten in Formen auf, wie sie gewöhnlich in der warm gemäßigten Zone oder in den Gebirgen der heißen sich finden. Zahlreiche immergrüne Eichen zum Theil mit eßbaren Früchten, mehrere Carpinus ꝛc. erinnern an Mexiko, den Himalaya und die Gebirge von Java. Die Cruciferae sind meistens nur kultivirt, ihre Formen nordisch. Ueberraschend ist der Reichthum an Gattungen und Arten der Coniferae, so wie die Eigenthümlichkeit der Formen. Unter den Abietinen 1 Sciadopitys, 1 Cunninghamia, 7 Abies und 4 Pinus, unter den Cupressinen 2 Thuja, 1 Thujopsis, 3 Cupressus, 1 Cryptomeria, 3 Juniperus, unter den Taxinen 1 Taxus, 1 Torreya, 2 Cephalotaxus, 2 Podocarpus (mit Nageia) und 1 Salisburia, also die größte Mannigfaltigkeit der Formen, wahrhaft für die Flora charakteristisch. Die verhältnißmäßig große Zahl der Urticeae erscheint tropisch in vielen Ficus- und Urtica-Arten. Die Caprifoliaceae für die Flora bezeichnend durch zahlreiche Lonicera-, Diervilla-, Abelia- und Viburnum-Arten sind mehr Eigenthum der gemäßigten Zone. Noch mehr weisen die Polygoneae mit Polygonum und Rheum, so wie die Personatae mit Pedicularis nach dem Norden. Die Acanthaceae mit Ruellia, so wie die Euphorbiaceae mit Croton, Aleurites, Phyllanthus und endlich die Laurineae sind Repräsentanten der Tropen. Sehr merkwürdig ist die große Anzahl der Acerinae (angeblich 25 Acer), überwiegend noch gegen Nordamerika und Nordindien, und eben so die der Saxifrageae, wo die Gattung Hydrangea ihren Kulminationspunkt erreicht, die Gattungen Schizophragma, Platycrater und Cardiandra eigenthümlich erscheinen und zahlreiche Deutzien an China und Nordindien mahnen. Caryophyllaceae, vorherrschend Silenеae mit Lychnis und Dianthus sind temperirt, eben so die Drupaceae mit vielen, aber meistens nur zur Zierde gezogenen Arten von Prunus.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. August.

Nro. 162. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 12. Juny 1841.

2. Herr Konservator Dr. Zuccarini legt den ersten Band der von Dr. v. Siebold in Leyden und ihm gemeinsam nach den von ersterem gesammelten Materialien bearbeiteten Flora japonica vor ꝛc.

(Fortsetzung.)

Zahlreiche Cucurbitaceae und Aquifoliaceae (Ilex) erscheinen tropisch, nordisch dagegen die Borragineae. Die Oleineae, Olea, Iasminum, Osmanthus, Forsythia gehören der warmen gemäßigten Zone an, und an sie reihen sich die für Japan so bedeutsamen Ternstroemiaceae mit Camellia, Ternstroemia, Cleyera, Eurya, Thea, Stuartia. Die Camellien gehören zu den wenigen gesellig lebenden Holzgewächsen in Japan, welche in größeren reinen Beständen wachsen. Der Thee wurde in früher Zeit eingeführt, genießt aber fast keinen Schutz, da man ihn auf den Ackerrainen wachsen läßt, und erscheint also hier weniger empfindlich, aber auch von geringerer Qualität als in China. Die Araliaceae mit vielen Aralien und Panax-Arten, so wie die Celastrinae (8 Evonymus) sind warm gemäßigt. Die Rhamneae erinnern in Hovenia ebenso wie die zahlreich kultivirten Auranticae mit Citrus, Aegle und Skimmia an die uralte Kultur-Verbindung zwischen Japan und Indien. Tropisch erscheinen ferner die Malvaceae durch Gossypium, Hibiscus etc. so wie die Amarantaceae mit den auch bey uns längst eingeführten annuellen Ziergewächsen Amaranthus bicolor, Celosia argentea und cristata, Gomphrena globosa etc., dann die Aroideae worunter mehrere Nahrungspflanzen und die Asclepiadeae. Nordisch sind dagegen die Primulaceae (Primula, Lysimachia), Chenopodiaceae, Sedeae (Sedum), Violarieae (Viola) und Betulinae (Betula, Alnus), zweifelhaft die Rubiaceae, zugleich durch Galium und Gardenia repräsentirt. Wir heben aus den nun folgenden minder artenreichen Familien nur mehr die Gattungen aus, welche überwiegend tropisch oder außerdem charakteristisch sind. Zu ersteren gehören Clerodendron, Callicarpa, Magnolia, Carissa, Bladhia, Euryale, Nelumbium, Fagara, Lobelia, Palmae, Lardizabaleae, Musaceae (4 Arten), Sapindaceae, Bignoniaceae, Combretaceae, Elaeocarpeae, Myrtaceae, Begoniaceae (kommen übrigens auch im Himalaya vor), Cycadeae, Piperaceae, Sterculaciae. Mehrere Gattungen, welche durch die Anzahl der Arten charakteristisch sind, müssen erst vollkommen untersucht seyn, um zu wissen, ob die bisherigen Bestimmungen richtig sind, so Uvularia, Melanthium, Corydalis, Campanula, Juncus, Potamogeton u. s. w. Bezeichnend sind außerdem die Magnoliaceen (Magnolia, Illicium) wie in Nordamerika und Indien, 6 Salix und 2 Populus, Bladhia, Ulmus mit Euptelea, 3 Epimedium, Styraceae, Elaeagnus, die Hamamelideae, welche jetzt ihr überwiegendes Bürgerrecht in Asien gegen Amerika beurkundet haben, Juglans, die Saurureae. Eine Opuntia ruft den Zweifel, ob diese Familie überhaupt der alten Welt erst durch die Entdeckung Amerika's zugekommen sey, auf's Neue hervor. Man sollte um so eher vermuthen, daß dieses nicht der Fall sey, weil die Opuntien in Ostindien so wie in Japan nur wegen ihrer Dornen zu Hecken verwendet werden, der Genuß der Frucht und die Cochenillezucht dagegen unbekannt sind. Eine Leptospermea,

wahrscheinlich Melaleuca, erinnert an Ostindien. Die Pittosporeen treten mit der neuen Gattung Stachyurus auf; endlich bestättigt eine isolirte Proteacea (Helicia) die vorherrschend südliche Verbreitung der Familie, welche in der nördlichen gemäßigten Zone ihren Anfang nimmt, in wenigen Formen in drey Welttheilen (Europa mit Afrika, Asien mit Neuholland, und Amerika) den Aequator durchgeht und in der Gegend des südlichen Wendekreises ihren Kulminationspunkt findet.

So sehen wir das oben Gesagte in diesen Details bestätigt und zahlreiche Formen der wärmeren Breiten der Flora von Japan beygemischt. Dieser Kombination entspricht auch das Verhältniß der Holzgewächse zu den krautartigen. Erstere sind nämlich bereits viel zahlreicher und auch die Gattungen enthalten viel mehr Arten als in den reinen Floren der gemäßigten Zone. Auch ist kein überwiegendes Vorkommen einzelner geselliger Species in großen und reinen Beständen mehr sichtbar. Wald und Gebüsch sind immer schon aus vielen Arten gemischt, wie sich solches auch im südlichen Europa bemerkbar macht und gegen den Aequator hin immer zunimmt. Unter 2000 Pflanzen in Japan finden sich bereits 700 Holzgewächse, während wir in Deutschland deren kaum 300 zählen.

Was nun die Verwandtschaft der Flora mit denen anderer Länder betrifft, so besteht, wie schon erwähnt offenbar die nächste Verbindung mit der von China und Korea und der uralte Verkehr mit diesen Ländern hat zum Theil die ursprünglich wilden Standorte der einzelnen Arten völlig unkenntlich gemacht und verwischt. Die Entdeckungen v. Bunge's, Kirilov's u. A. weisen selbst im nördlichen China zwischen Pecking und der russischen Gränze in der Uebereinstimmung vieler bezeichnender Gattungen wie Magnolia, Kadsura, Aesculus, Cedrela, Deutzia, Weigelia, Abelia, Dioscorea etc. darauf hin.

Nicht viel geringer, aber der Entfernung wegen viel überraschender ist die Aehnlichkeit der japanischen Flora mit der des Himalayazuges, so weit diese jetzt bekannt ist, insbesondere mit der von Assam, Butan und Nepal. Leider fehlen uns noch fast alle botanischen Notizen über die östlichen Fortsetzungen der Gebirgskette durch China bis zum Meere, welche uns allein den Zusammenhang klar machen können. Aber höchst merkwürdig bleibt unter allen Umständen die große Uebereinstimmung der Gattungen und die fast völlige Gleichheit vieler Arten. Schon oben ist erwähnt worden, daß unter den 60 im ersten Bande der Flora aufgeführten Gattungen 37 zugleich ostindisch sind. Aber wie ähnlich zugleich die Arten sind, läßt sich z. B. in den Gattungen Anemone, Benthamia, Camellia, Campanumoea, Cleyera, Deutzia, Hoveuia, Hydrangea, Kadsura, Ligularia, Lilium, Lychnis, Magnolia, Quercus, Skimmia, Symplocos, Viburnum, Cupressus, Torreya, Taxus, Podocarpus, Nageja etc. erkennen. Doch sind sie nur selten wahrhaft identisch, so daß beyde Floren in ihrer Kombination, so wie im Habitus die größte Verwandtschaft und Analogie darstellen, ohne daß eine Verbreitung oder Ausdehnung der einzelnen Species über beyde Länder, also ein direkter Zusammenhang ihrer Floren nachgewiesen werden kann.

Ein ähnliches Verhältniß hat, nur in geringerer Ausdehnung, statt mit der Flora des wärmeren Nordamerika's von Pennsylvanien bis Florida. Leider fehlen uns nähere Kenntnisse über die Flora der westlichen Küste längs des großen Oceans, aber was wir darüber wissen, scheint mehr darauf hinzudeuten, daß im Westen von Amerika die Vegetation weniger Aehnlichkeit mit der japanischen hat als im entlegenen Osten, daß aber auch hier kein unmittelbarer Zusammenhang zwischen beyden, wohl aber theilweise eine große Analogie statt hat. Diese macht sich geltend in den Familien der Rosaceae, Coniferae (Torreya), Ericeae (Azalea), Liliaceae, Cupuliferae, Caprifoliaceae (Diervilla), Laurinae Acerinae, Saxifrageae (Hydrangea), Oleinae, Ternstroemiaceae (Stuartia, Ternstroemia), Araliaceae, Celastrinae, Violarieae, Betulinae, Myristiceae (Illicium), Styraceae u. s. w., sowie in der Mannigfaltigkeit der Holzgewächse, welche keine ausschließlich in ihren Individuen gesellig lebende Art mehr aufkommen läßt.

Weniger merkbar ist eine Verwandtschaft der

Flora mit Mittel- und Südamerika. Doch kommen einige interessante Berührungspunkte z. B. in den Gattungen Ternstroemia und Hisingera vor. Viele dort vorwaltende große Familien, wie z. B. Malpighiaceae, Guttiferae u. s. w. fehlen dagegen in Japan völlig und andere kommen nur in einzelnen Repräsentanten vor.

Die Relationen der japanischen Flora zu der der südlicher gelegenen Inseln im großen Ocean sind noch wenig gekannt. Was wir durch Mertens über die Liukiu-Inseln wissen, spricht für große Analogie, aber nicht für Identität der Arten. Ueber Formosa haben wir zu wenige Nachrichten; die Philippinen und Molukken sind in ihren Niederungen rein tropisch. In den Gebirgen von Java finden sich allerdings noch den japanischen analoge Formen, aber im Ganzen muß man mit der Annahme, daß wirklich japanische Pflanzen auch auf Java wachsen, sehr vorsichtig seyn, weil die Holländer seit langer Zeit schon viele japanische Nutz- und Zierpflanzen dort kultiviren.

Mit Afrika und Australien hat die japanische Flora fast gar keine Berührung, selbst in den Gattungen.

Mit Europa hat sie natürlich viele Familien und Gattungen, welche sich in der gemäßigten Zone über mehrere Welttheile verbreiten, aber äußerst wenige und an und für sich den Ratten gleich kosmopolitische Arten gemein, und wiederholt muß darum bemerkt werden, daß Thunberg die Namen so vieler europäischer Gewächse auf, wenn auch verwandte, doch entschieden differente Arten in Japan mit Unrecht übertrug und dadurch grobe Irrthümer in der Pflanzengeographie veranlaßte.

Weitere Schlüße aus den hier gegebenen, allerdings noch sehr lückenhaften Thatsachen zu ziehen, erlaube ich mir vorläufig noch nicht. Dazu wird erst Zeit seyn, wenn die systematische Bearbeitung der ganzen jetzt vorliegenden Flora vollendet ist, wozu hoffentlich die nächsten Jahre genügen.

---

3. Herr Professor Dr. A. Wagner liest nachstehende: Beyträge zur Kenntniß der Zechsteinformation des Spessarts.

Schon im Jahre 1836 habe ich der verehrlichen Klasse einige Bemerkungen über das Verhalten der Zechstein-Formation des Spessarts vorgelegt. Ich bin damals absichtlich nicht ausführlicher auf die Schilderung dieser Formation eingegangen, theils weil es mir zunächst nur um ihre dolomitischen Abtheilungen zu thun gewesen war, theils aber, weil ein mit dem Gegenstande ungleich Vertrauterer als ich, der Oberbergassessor Bezold, früher Bergmeister zu Kahl im Spessart, an diese Bearbeitung sich machen wollte. Diese Aussicht ist jetzt verschwunden: der treffliche Mann beschloß schon am 24. Januar l. J. seine irdische Laufbahn. Die von ihm beabsichtigte Beschreibung der geognostischen Verhältnisse des Spessarts ist ganz unterblieben, ist nicht einmal zum Anfang gekommen, da früher anstrengende Berufsgeschäfte, später fortwährende Krankheiten ihn an dieser Arbeit verhinderten, wohl der einzigen von all' seinen bergmännischen Leistungen, welche auf die Nachwelt übergegangen wäre, da der ihm zur Fortführung im Jahre 1823 übertragene Versuchs-Bergbau auf Kupfer in Kahl bereits 1835, wegen Geringfügigkeit des Erzgehaltes der dortigen Formation, wieder eingestellt werden mußte.

Ein großes positives Resultat ist jedoch von meinem verewigten Freunde durch diese Arbeiten für die Wissenschaft gewonnen worden, nämlich die genaueste Kenntniß der Spessarter Kupferschiefer-Formation. Um dieses Ergebniß der Nachwelt dauernd zu erhalten, will ich aus seinen schriftlichen Mittheilungen an mich das vorlegen, was auf die Erörterung der geognostischen Verhältnisse des Spessarts Bezug hat. Das Hauptsächlichste hievon besteht in dem Resultate, welches die von ihm unternommenen Bohrarbeiten in Hinsicht auf die geognostische Beschaffenheit der dortigen Zechstein-Formation ergeben haben. Dieses Ergebniß ist in gedachter Beziehung noch wichtiger als das durch den Bergbau erlangte, da sich die Bohrarbeiten über

ein ungleich größeres Terrain ausdehnten, als dieß mit dem letzteren der Fall war, daher sie auch zur Ermittelung der Reihenfolge der verschiedenen Gesteins-Abtheilungen einen sicherern Anhalt gewährten. Hinsichtlich der durch den Bergbau gewonnenen geognostischen Aufschlüsse liegen mir zwar nur wenige Mittheilungen von meinem Freunde vor, dagegen bin ich im Stande, hierüber so wie über die Verhältnisse zu Tage manche eigene Zusätze beyzufügen, da ich mit selbigen durch einen längern und öfters wiederholten Aufenthalt auf dem Kahler Bergwerke hinlänglich vertraut und ausserdem durch eine vollständige Sammlung, die ich von der Spessarter Zechstein-Formation zusammen brachte, unterstützt bin.

Freylich darf man nicht erwarten, von mir eine eben so umfassende und detaillirte Schilderung zu erhalten, wie sie Bezold hätte liefern können. Da er von Anfang an den Gedanken gefaßt hatte, eine spezielle Beschreibung der geognostischen Verhältnisse des Spessarts auszuarbeiten, so wollte ich dem Freunde nicht vorgreifen, mit dem ich mich — einem andern Berufe angehörig — auf diesem Gebiete ohnedieß nicht hätte messen können. Seiner Arbeit entgegen sehend, zeichnete ich mir an Ort und Stelle nur wenige Notizen auf, meist nur zur Erläuterung der von mir angelegten Sammlung. Nun, wo des Freundes Belehrung fehlt, dem Gedächtnisse Manches entschwunden ist oder nur unsicher vorschwebt, und meine Verhältnisse mir es nicht gestatten, das Versäumte — so weit es noch möglich — nachzuholen, kann ich bloß ein Fragment zur Kenntniß des Spessarter Kupferschiefer-Gebirges vorlegen; vollständig allerdings in der Schilderung der Reihenfolge der Gesteins-Abtheilungen, unvollständig aber in Bezug auf ihre geographische Begrenzung, auf die Terrains- und andere spezielle Verhältnisse.

Gleichwohl hoffe ich, daß auch in dieser unvollendeten Gestalt die nachfolgenden Mittheilungen mit Dank aufgenommen werden. Sie sind zum größten Theile durch die Arbeiten unter Tage erlangt worden, und da nun der Bergbau daselbst zum Erliegen gekommen ist und wohl nie wieder aufgenommen wird, so können auf diesem Wege in Zukunft keine Aufschlüsse mehr erholt werden. Dann haftet aber auch ein gewisses vaterländisches Interesse an dieser Formation, da in Bayern, ausser dem kleinen, geognostisch nur unzureichend gekannten Kaulsdorfer Reviere, der Spessart die einzige Gegend ist, wo das in vielen Beziehungen so wichtige Kupferschiefergebirge auftritt und zugleich zu einiger Mächtigkeit gelangt. Hätte es sich nur — um mich eines bergmännischen Ausdruckes zu bedienen — etwas höflicher bey uns erzeigt, damit des Finanzmannes Interesse an selbigem in gleichem Grade, wie das des Geognosten befriedigt worden wäre.

Es werden aber auch diese Mittheilungen über die Spessarter Zechstein-Formation nicht als überflüssig erscheinen, obgleich bereits einige Schriften über sie vorliegen. Behlen in seiner Beschreibung des Spessarts, und Klipstein in seiner Schilderung des Kupferschiefergebirges der Wetterau und des Spessarts haben von ihr schon gehandelt. Eine Vergleichung vorliegender Arbeit mit den ebengenannten beyden wird zeigen, wie weit diese von einer richtigen Kenntniß der geognostischen Verhältnisse jener Formation entfernt sind. Die neueste Leistung hierüber hat Prof. Kittel in zwey Programmen von 1839 und 1840 vorgelegt, unter dem Titel: „Skizze der geognostischen Verhältnisse der Umgegend Aschaffenburgs.“ Es ist dieß eine recht schätzbare, von zwey schönen Karten begleitete Arbeit, welche indeß für die Kenntniß der Zechstein-Formation um so weniger ausreichen kann, als einestheils von dieser um Aschaffenburg nur vereinzelte Particen, ohne große Ausdehnung vorkommen, dann aber auch die Unterscheidung der verschiedenen Gesteins-Abtheilungen im Spessarter Kupfer-Schiefergebirge nur einem Manne gelingen konnte, der, wie Bezold, das für diesen Behuf klassische Mansfelder Gebirge auf's genaueste studirt hatte, und somit den richtigen Maßstab an die verwickelten Verhältnisse im Spessart zu legen vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. August.

Nro. 163. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 12. Juny 1841.

3. Herr Professor Dr. A. Wagner liest nachstehende: Beyträge zur Kenntniß der Zechsteinformation des Spessarts.

(Fortsetzung.)

Ich gehe zur Sache über. Bekanntlich erreicht die mitteldeutsche Zechsteinformation im Spessart ihre südwestliche Begrenzung. Aus dem hessischen Antheil dieses Gebirges in den bayerischen hereinziehend, hat sie zwischen der Kahler Ziegelhütte und Huckelheim noch eine Breite von einer Stunde, findet dann aber gleich ihr Ende. Der Zechstein zeigt sich zwar auch jenseits der Kahl, sowie weiter südlich gegen den Main hin, wie dieß schon Kittel's Karte ausweist, soll selbst im Odenwalde noch auftreten, indeß sind es hier, meines Wissens, nur vereinzelte Partieen, meist von geringer Mächtigkeit.

Die Reihenfolge der verschiedenen Gesteinsabtheilungen der Spessarter Zechstein-Formation lernt man am vollständigsten aus den von Bezold in den Jahren 1828 — 1830 abgeführten 15 Bohrarbeiten, wie sie von ihm in nachstehender Tabelle zusammengestellt wurden, kennen, wobey über die Lokalität der Bohrlöcher Folgendes zu bemerken ist.

Nr. I. ist das Bohrloch westlich vom (ehemaligen) Bergamtsgebäude auf der Anhöhe in der Lettenkante.

II. Im Fuchsneste.

III. Am Lindenberg, östlich vom Bergamtsgebäude.

IV. Am Herzbach.

V. Auf der Wiese am Glashütter Fahrwege.

VI. Zwischen dem Kahler Versuchschacht und dem Lenzengraben.

VII. Ober dem Huckelheimer Schachte.

VIII. Unweit der Huckelheimer Ziegelhütte, im Hangenden des dortigen „Segen Gottes" Kobaltganges.

IX. nördlich von Huckelheim in der s. g. dicken Hecken.

X. und XI. auf der Geiselbacher Hut.

XII. in der s. g. Viebichs-Hohle östlich von Huckelheim.

XIII. Unter dem Huckelheimer Versuchschacht.

XIV. Am Hohberg, unweit des Hexenbrünnleins am Gelnhäuser Wege.

XV. Am Weg von der H. Kreuz-Ziegelhütte nach Kahl.

Die Bohrlöcher Nr. III. und XIV. verunglückten, daher konnten die untern Abtheilungen bey ihnen nicht angegeben werden.

Mächtigkeit der Gesteins=

Gesteins=Abtheilungen.	I.	II.	III.	IV.	V.
Aufgeschwemmtes Gebirge . .	0′ 0″	5′ 0″	26′ 10″	1′ 3″	22′ 4″
Rother und blauer Schieferthon (Leberstein)	26 0	19 6	110 9	5 0	0 0
Asche	0 0	14 11	13 10	0 0	6 4
Rauhstein	19 7	56 10	1 1	34 10	45 2
Rauchwacke	19 2	17 5		23 2	16 2
Asche	0 0	0 0		0 0	0 0
Rauhstein	4 10	14 1		0 0	18 8
Rauchwacke	64 10	0 0		0 0	26 10
Rauhstein	3 7	0 0		0 0	0 0
Kupferletten=Flötz . . .	2 8	2 11		2 11	0 6
Rauchwacke	0 0	0 0		0 0	0 3
Asche	0 0	0 0		0 0	0 0
Weißliegendes	0 9	0 0		0 7	4 1
Glimmerschiefer oder Gneuß . . (nicht durchsunken).		1 11		0 11	1 8
Ganze Teufe vom Rasen nieder .	142. 4	132. 7	152. 6	68. 8	142. 0

Mächtigkeit der Gebirgs=

	I.	II.	III.	IV.	V.
Aufgeschwemmtes Gebirge . .	0′ 0″	5′ 0″	26′ 10″	1′ 3″	22′ 4″
Schieferthon des bunten Sandsteins .	26 11	19 6	110 9	5 0	0 0
Zechstein=Formation . . .	114 8	106 2	14 11	60 11	113 11
Weißliegendes	0 9	0 0		0 7	4 1
Glimmerschiefer oder Gneuß . . (nicht durchsunken)		1 11		0 11	1 8
Ganze Teufe vom Rasen nieder .	142. 4	132. 7	152. 6	68. 8	142. 0

Abtheilungen in den Bohrlöchern Nr.:

VI.	VII.	VIII.	IX.	X.	XI.	XII.	XIII.	XIV.	XV.
7′ 9″	3′ 6″	0′ 0″	9′ 8″	1′ 6″	1′ 0″	1′ 0″	0′ 0″	0′ 0″	0′ 0″
71 3	52 8	13 10	22 11	15 4	16 2	0 0	0 0	29 4	8 6
18 1	18 1	10 0	0 0	0 0	0 0	0 0	0 0	11 10	0 0
58 11	27 8	23 6	31 4	0 0	0 0	0 0	(Umbra) 1 6	46 2	0 0
0 0	42 9	34 4	17 11	0 0	0 0	8 6	15 0	2 2	39 6
0 0	0 0	13 3	0 0	0 0	0 0	0 0	0 0	0 0	0 0
0 0	0 0	0 0	7 3	0 0	0 0	0 0	3 0	10 9	0 0
0 0	0 0	31 7	24 9	0 0	0 0	0 0	12 10	8 10	0 0
0 0	0 0	0 0	0 0	0 0	0 0	0 0	0 0		0 0
5 5	0 6	2 7	2 2	1 2	0 0	1 4	2 2		2 0
0 0	2 11	0 0	0 0	0 0	0 0	0 0	0 0		0 0
0 0	0 0	0 0	0 0	0 0	0 0	0 11	0 0		0 0
0 3	1 10	1 3	1 1	2 0	1 10	2 2			0 0
1 3	2 0		0 6			0 7	0 8		0 6
162. 11	151. 11	130. 4	117. 7	20. 0	19. 0	14. 6	35. 2	109. 1	50. 6

Formationen in den Bohrlöchern, Nr.:

VI.	VII.	VIII.	IX.	X.	XI.	XII.	XIII.	XIV.	XV.
7′ 9″	3′ 6″	0′ 0″	9′ 8″	1′ 6″	1′ 0″	1′ 0″	0′ 0″	29′ 4″	8′ 6″
71 3	52 8	13 10	22 11	15 4	16 2	0 0	0 0	11 10	0 0
82 5	91 11	115 3	83 5	1 2	0 0	10 9	34 6	67 11	41 6
0 3	1 10	1 3	1 1	2 0	1 10	2 2	0 0		0 0
1 3	2 0		0 6			0 7	0 8		0 6
162. 11	151. 11	130. 4	117. 7	20. 0	19 0	14. 6	35. 2	109. 1	50. 6

Um den mannigfaltigen Wechsel in den Gesteins-Abtheilungen im ganzen Detail kennen zu lernen, theile ich von Nr. I, V und XIII die bis ins Speciellste gehenden Angaben mit, wie ich sie mir aus den Bohrtabellen aufgezeichnet habe.

Nr. I.

Rother Letten (Leberstein)	5′	0″
Rother und blauer Schieferthon	4	0
Feiner Letten, blau und roth	13	1
Weißlichgelber Rauhstein	2	7
Gelber „	0	11
Rother feiner Letten	1	4
Gelblichweißer Rauhstein	6	6
Gelber „	5	1
Weißlicher „	1	4
Schwärzlicher „ ins Braune übergehend	4	4
Weißlich und rother	2	4
Feste Rauchwacke	7	1
Dolithische „	5	3
Dolith	4	9
Gelbe Rauchwacke	2	1
Gelber milder Rauhstein	4	10
Asche als Ausfüllung einer Kluft	0	6
Gelbe feste Rauchwacke	15	10
Milde „	2	0
Gelbe „	5	2
Schwärzliche feste (Erste Erzspuren)	10	6
Schwarze mit Bitterspath	5	8
„ mit Schwerspath	7	0
„ mehr oder weniger fest; viele Erzspuren und Schwerspath	18	8
Schwarzer Rauhstein mit sehr vielen Erzen	3	7
Kupferletten-Flötz	2	8
Weißliegendes	0	9

Nr. V.

Dammerde	2	0
Rother Letten mit Sandgerölle	8	0
Sandgerölle	5	6
Rother sandiger Letten	1	6

Sandgerölle	2	7
Rother Letten mit gelben Rauhsteinnestern	2	9
Gelbe Asche	6	4
Gelblichweißer Rauhstein mit Schwefelkies	45	2
Grauliche Rauchwacke	16	2
Schwärzlicher Rauhstein mit Fahlerzen, Schwefelkies und Schwerspath	18	8
Sehr feste lichtbräunliche Rauchwacke	4	7
Feste bräunliche „	2	9
Milder Rauhstein, grau	1	10
Feste schwärzliche Rauchwacke	15	6
Milde schwarze Rauchwacke mit sehr viel Erzen	2	2
Kupferletten-Flötz	0	6
Feste Schicht von Rauchwacke	0	3
Weißliegendes mit viel Fahlerzen	4	1
Glimmerschiefer (mit Erzen bis 1′ 6″, mild, von da an sehr fest und erzlos).	1	8

Nr. XIII.

Umbra ähnliches Gestein	1′	6″
Schwärzlichgelbe Rauchwake	15	0
Bräunlicher Rauhstein	3	0
Schwärzlichgelbe Rauchwacke	12	10
Milder bitum. Mergelschiefer	2	2
Glimmerschiefer	0	8

Man kann schon im Voraus erwarten, daß durch den Bergbau keine anderen Resultate erlangt seyn werden als durch die Bohrarbeiten, da letztere auf demselben Terrain, nur in weiterem Umfange, abgeführt wurden, auf welchem der erstere in Betrieb stund. Es ist daher überflüßig, hier in's Detail einzugehen, zumal da von selbigem später in der allgemeinen Zusammenstellung noch die Rede seyn wird.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. August.

Nro. 164. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 12. Juny 1841.

3. Herr Professor Dr. A. Wagner liest nachstehende: Beyträge zur Kenntniß der Zechsteinformation des Spessarts.

(Schluß.)

Was die über Tage sichtlichen Verhältnisse der Zechstein-Formation anbelangt, so ist zu bemerken, daß solche nur im Ausgehenden des Hauptstockes, oder der vereinzelten Partieen beobachtet werden können, da der bunte Sandstein den größten Theil der Formation überdeckt. Ich habe mir nur zwey von den Punkten notirt, wo der Zechstein frey zu Tage ansteht.

Der eine von diesen ist der Vorsprung, an dem das ehemalige Bergamtsgebäude und unfern davon die Kahler Ziegelhütte angebaut ist. Hier ist das Ausgehende der Zechstein-Formation nach drey Seiten hin deutlich aufgeschlossen, und am untern Kahlstollen sieht man ihre Auflagerung auf das Gneuß-Glimmerschiefergebirge, das hier merkwürdiger Weise in ziemlich horizontal gestellten Schichten dem alten Flötzkalke entgegenkommt. Die Abtheilungen des letzteren sind hier: Rauchwacke, Asche und zu oberst Rauhstein von gelber und rother Farbe. Stellenweise zeigt sich darüber ein dünnes Eisenstein-Flötz. Hierauf legt sich der Leberstein, über welchen sich der bunte Sandstein des Habersberges emporthürmt.

Der andere der von mir notirten Punkte ist der Hösbacher Berg, der auf dem Wege zwischen Hösbach und Feldkahl liegt, und über welchen die Strasse von Aschaffenburg nach Kahl hinüber führt. Die hier frey aufgedeckten geognostischen Verhältnisse habe ich schon im Jahre 1836 kurz beschrieben *), und neuerdings hat von ihnen auch Kittel **) eine Schilderung mitgetheilt, die freylich von der meinigen so merklich abweicht, daß man unmöglich auf die Muthmassung kommen könnte, daß hier von einer und derselben Lokalität die Rede sey. Zu meiner eigenen Rechtfertigung kann ich indeß anführen, daß ich — allein oder auch in der Gesellschaft Bezold's — jenen Berg nicht nur mehrmals passirt und untersucht habe, sondern daß mir mein verewigter Freund noch in den letzten Monaten seines Lebens auf meine Befragung die Versicherung gab, daß meine Beschreibung dem Thatbestande ganz entsprechend sey. Dieser ist aber kürzlich folgender:

Die Hauptmasse des erwähnten Berges besteht aus Urgebirg. Auf selbiges folgt das Weißliegende, hier wie allenthalben von geringer Mächtigkeit. Darüber liegt Kupferletten, der höchstens einen Fuß Stärke erreichen wird. Dieser wird wieder überlagert von einer festen Rauchwacke, welche auf's vollkommenste in horizontalen, nicht sehr starken Bänken geschichtet ist und in den obern Lagen ein sehr zerschnittenes Gestein zeigt. Auf die Rauchwake folgt aschenartiger Rauhstein, der ebenfalls dolomitisch, aber ungeschichtet ist. Ganz oben eine dünne Lage von Eisenstein. Beym Hinabsteigen des Berges auf der andern Seite nach Feldkahl sieht man dieselben Gesteins-Abtheilungen wieder.

*) Gel. Anzeig. II. S. 529.

**) Skizze der geognost. Verh. um Aschaff. Heft 2. S. 8.

Aus der Zusammenfassung der bisher vorgelegten Details-Angaben ergeben sich für die geognostische Beschaffenheit der Spessarter Zechstein-Formation folgende allgemeine Bestimmungen.

Das Grundgebirge ist das Urgebirg, das soweit es mir im Spessarte überhaupt bekannt geworden, größtentheils aus Gneuß besteht, in welchem Glimmerschiefer, Grünstein, Porphyr und Syenit als untergeordnete Glieder auftreten, und der Granit in stockartigen Ausscheidungen vorkommt. Um den vielfachen Wechsel in den Abtheilungen des Urgebirges zu sehen, ist besonders der Weg von Schweinheim nach Gailbach bey Aschaffenburg geeignet. Hier hat man überdieß Gelegenheit, den blättrig körnigen weißen Urkalk in einem gangartigen Vorkommen beobachten und sich überzeugen zu können, daß die ihm zugemuthete feurige Einwirkung auf sein Nebengestein zwar in den Hypothesen der Geologen, nicht aber in natura rerum sich eingestellt hat.

Dem Ausgehenden des Hauptstockes der alten Flötzkalk-Formation zunächst (bey der Kahler Ziegelhütte), wo der Bergbau umgieng, fehlt der Granit ganz; Gneuß und Glimmerschiefer in mannigfachem Wechsel sind es hier, welche das Urgebirge ausmachen.

Die rothe Sandstein-Formation ist im Spessart bloß durch das Weißliegende vertreten. Zwar führt Kittel auch das rothe Todtliegende an, indeß weder ich, noch Bezold haben es im bayerischen Spessart gefunden; es ist mir lediglich aus einigen Punkten im Hessischen bekannt. Das Weißliegende ruht unmittelbar auf Glimmerschiefer oder Gneuß, und fehlt nur in wenigen Fällen. Seine Mächtigkeit ist gering, von einigen Zoll bis höchstens zu einem halben Lachter. Es besteht aus Quarzkörnern, Glimmer und mürbem, porzellanerdigem Feldspath, wobey bald die Quarzkörner, bald der Feldspath die Hauptmasse ausmacht. Es sind also hier dieselben Bestandtheile wie im granitischen Urgebirge zu finden, nur mit dem Unterschiede, daß sie minder krystallinisch ausgebildet sind. Statt an ein Reibungs-Conglomerat zu denken, was unter den hiesigen Verhältnissen gar keinen Sinn hat, zeigt das Weißliegende gleich den eigentlichen Sandsteinen nur die Abnahme der Krystallisationskraft in den jüngeren Gliedern der Kieselreihe.

Das Weißliegende macht das Liegende für die Zechstein-Formation aus, indem diese nur in wenigen Fällen unmittelbar auf das Urgebirge sich auflegt. Sie läßt sich in eine untere und in eine obere Gruppe abtheilen, von denen die letztere allein zu einiger Mächtigkeit gelangt.

Die untere Gruppe, das Kupferschiefer- oder Kupferletten-Flötz, hat im Mittel eine Mächtigkeit von 2 bis $2\frac{1}{2}$ Fuß. Es besteht aus dem eigentlichen bituminösen Mergelschiefer oder sogenannten milden Schiefer, und dem festen Schieferb oder bituminösen Mergelschiefer mit Rauchwacke gemengt. Den übrigen Theil macht der Kupferletten aus, der mit dem Kupferschiefer auf dem Flötze nie zugleich vorkommt. Der Kupferschiefer hat die gewöhnliche schwarze Farbe, während der Letten mehr in's Braune zieht. Beymengungen des Kupferschiefer-Flötzes sind: Rauchwacke, Braunspath, seltener Kalkspath, häufig Schwerspath, Spatheisenstein und Schwefelkies, ferner Bleyglanz und Fahlerz, letzteres vorzüglich im Letten.

Versteinerungen fehlen dem Spessarter bituminösen Mergelschiefer-Flötze ganz und hiedurch unterscheidet es sich erheblich von dem Mansfelder, das von Fischüberresten wimmelt. Der feste Schiefer hat eine sehr verworrene Struktur und ist mit Rauchwacke, Stinckstein ꝛc. durchwachsen. Vom Kupferletten findet mitunter ein deutlicher Uebergang zum Rauhstein statt.

Den meisten Metallreichthum zeigt der Kupferletten, daher auch im Bergbau die ganze untere Abtheilung als Kupferletten-Flötz bezeichnet wurden. Der gewöhnliche Begleiter ist das Kupfer-Fahlerz. Kupferkies und Bleyglanz sind von keiner Bedeutung. Die Erze liegen in größeren oder kleineren Graupen in der Gebirgsart, während sie in den Mansfelder Schiefern in so feiner Vertheilung vorkommen, daß die metallischen Theilchen nur durch ihren Glanz sich zu erkennen geben. Obschon außer den Schiefern auch das Dach- und Sohlengestein öfters sich erzführend auswieß, so war der Erzgehalt in selbigen doch so gering, daß der Ku-

pferletten zunächst die Hauptrücksicht des Bergbaues ausmachen mußte. Allein auch dieser zeigte, mit geringen Ausnahmen, doch so wenig Gehalt, daß die Ausbringung von Kupfer und Silber aus den Fahlerzen die Kosten nicht decken konnte. Ueberdieß wurde durch den Bergbau auf der Grube „Hülfe Gottes" bey Kahl ermittelt, daß der Kupferletten kein zusammenhängendes Erzflötz bilde, sondern bloß in getrennten Nestern von verschiedener Größe vorkomme.

Das Kupferflötz hat im Allgemeinen, nach Bezold's genauen Abnahmen, ein ziemlich regelmäßiges Streichen von S. O. in N. W. und ein Fallen von 1 — 3 Graden in N. O. Im Einzelnen macht es indeß häufig Sattel und Mulden. Durch den Bergbau hat es sich ergeben, daß der Kupferletten fast allenthalben von Flötzrücken begleitet wird, die denselben entweder bloß durchsetzen, oder verwerfen, oder auch ganz abschneiden. Mit größter Wahrscheinlichkeit läßt es sich daher vermuthen, daß diese die bedingende Ursache für das Auftreten des Lettens sind.

Die obere Gruppe der Zechstein-Formation wird hauptsächlich von dolomitischen Gesteinen, meist von ziemlicher Mächtigkeit gebildet.

Die Rauchwacke ist sämmtlich dolomitisch und kommt nur in seltener Ausnahme unterhalb des Kupferschiefer-Flötzes vor, während sie über diesem gewöhnlich eine ansehnliche Mächtigkeit erlangt und das Hauptglied der ganzen Zechstein-Formation ausmacht. Im Bestande ist sie, wie ich es schon früher angegeben habe, sehr veränderlich. Ihre Farbe geht aus den Schwarzen in's Braune und Gelbe über. Aus dem fast Dichten und Splitterigen verläuft sie durch's zuckerartig Körnige in's krystallinisch Körnige, und bildet mitunter einen ausgezeichneten Roggenstein, der bey Verwitterung leicht in feine Kügelchen zerfällt. Die Festigkeit ist verschieden, mitunter im beträchtlichen Grade. Die kleineren Zerklüftungen und Spalträume, die im Juradolomite so gewöhnlich sind, sind in der Rauchwacke ebenfalls nicht selten anzutreffen. Bisweilen findet sie sich auch in kugeligen Concretionen, was den Vulkanisten, wie beym Basalte, ein schönes Beyspiel von vulkanischen, in die Zechstein-Formation hineingeschleuderten Bomben geben kann. Daß die vulkanischen Heerde in weiten Entfernungen hievon abliegen, macht den Fall um so interessanter.

Die Rauchwacke hat mancherley fremdartige Bestandtheile aufzuweisen, als: Schwerspath, Kalkspath, Bitterspath, Kupferlasur, Malachit, Fahlerz, Schwefelkies, Eisenrahm und Eisenocker. Der Kalkspath namentlich durchzieht sie in mancherley Schnüren, und man kann an solchen Handstücken die Gang-Theorie in nuce studiren.

Die Schichtung der Rauchwacke ist meist deutlich ausgeprägt. Eines der schönsten Beyspiele hievon liefert der schon erwähnte Berg zwischen Hösbach und Feldkahl. An Versteinerungen ist sie in der Regel ganz leer, wie denn um Kahl sowohl über als unter Tage auch nicht ein einziges Petrefakt binnen zwölf Jahren gefunden wurde. Dagegen hat Bezold eine Menge kleiner Bivalven in der Rauchwacke von Eichenberg entdeckt, und bey Durchmusterung meiner Sammlung finde ich ein ähnliches Handstück von dem mehr erwähnten Hösbacher Berge.

Hier will ich gleich erwähnen, daß der ächte Zechstein in der Spessarter Zechstein-Formation nur als eine geognostische Curiosität erscheint, was abermals eine erhebliche Abweichung vom Mansfelder Kupferschiefergebirge ist. Er stellt sich, nach Bezold's Angaben, nur an einzelnen Stellen anstatt der Rauchwacke ein, oder kommt bloß inliegend in derselben vor.

Der Rauhstein erreicht nächst der Rauchwacke die größte Mächtigkeit. Er überlagert gewöhnlich die letztere, doch wechselt er auch mit ihr, oder ist nicht selten von ihr eingeschlossen, oder schließt umgekehrt Rauchwacke ein. Gleich dieser ist er dolomitisch und von ihr nur durch geringere Härte und Festigkeit verschieden; hiezu wird wohl auch noch der Mangel an Schichtung zu rechnen seyn, doch kann ich letzteres aus der Erinnerung nicht mit Sicherheit für alle Fälle behaupten. In seinem Bestande ändert er noch mehr als die Rauchwake, in welche er einerseits, wie andererseits in die Asche übergeht.

Die Asche ist ein sehr merkwürdiges Gebilde. Von einem mehlartigen Gefüge hat sie doch im frischen Zustande so viel Zusammenhalt, daß man sie nicht selten in Klumpen ausbrechen und transportiren kann. Mitunter findet man sie vom Ge-

füge der Rauchwacke, und sieht Uebergänge in diese wie in den Rauhstein. Solcher aschenartiger Rauhstein oder Rauchwacke zerfällt allerdings an der Luft in Asche; aber nicht jeder Rauhstein, noch weniger jede Rauchwacke wird durch Verwitterung zu Asche, wie sie denn auch durch den Bergbau an Stellen aufgeschlossen wurde, wo sie vor den Einflüssen der Atmosphärilien hinlänglich geschützt war. Mir scheint diese Asche ein primäres Erzeugniß, dem aus mir unbekannten Gründen das nöthige Bindemittel zur Consolidirung gefehlt hat. Was ihre Lagerungsbeziehungen anbelangt, so sieht man sie stellenweise unter, gewöhnlich aber unmittelbar auf dem Kupferletten aufliegend. In den dolomitischen Gesteinen bildet sie Schichten von verschiedener Stärke, öfters auch nur einzelne Nester. Ueber dem Rauhsteine ist sie eine nicht seltene Erscheinung, als oberstes Glied der ganzen Formation; ja sie findet sich selbst noch in einzelnen Nestern in dem Schieferthone des bunten Sandsteines. Von Farbe ist sie gewöhnlich gelblich oder weißlich.

Zuletzt ist noch des Stinkkalkes zu gedenken, der in schwachen Schichten oder Nestern zwischen der Rauchwacke, oder selbst zwischen dem Rauhsteine und in dem Kupferschiefer-Flötz liegt.

Hiemit sind alle Glieder der Spessarter Zechstein-Formation aufgeführt. Sie liegt selten frey zu Tage, sondern wird in der Regel von der bunten Sandstein-Formation überdeckt, deren unterstes Glied ein blauer und rother Schieferthon, Leberstein genannt, ausmacht, der oft eine bedeutende Mächtigkeit erlangt. Zwischen der alten Kalkformation und diesem Lebersteine sieht man mitunter, wie an der Kahler Ziegelhütte oder auf dem Hösbacher Berge, ein schwaches Eisensteinflötz, das jedoch bey Bieber eine große Mächtigkeit gewinnt. Auch bey Langenborn liegt der Brauneisenstein auf der Kupferschiefer-Formation. Bey Huckelheim findet sich ein solches von ungefähr einem Fuß Stärke gleich auf dem Weißliegenden, und es kommen in ihm Partieen von Umbra vor. — Ueber das Verhalten des alten Huckelheimer Kobaltganges, auf dem ehemals Bergbau betrieben wurde, habe ich mir keine Notizen aufbewahrt.

So weit reicht mein Material zur Aufklärung der geognostischen Verhältnisse der Zechstein-Formation des Spessarts. Ich hätte dasselbe allerdings ansehnlich vermehren können, wenn ich um Benützung der Registratur des ehemaligen k. Bergamtes Kahl nachgesucht, und durch eine neue Bereisung des Spessarts die alten Erinnerungen aufgefrischt hätte. Zu einer solchen ausführlicheren Arbeit hätte mir aber schon gegenwärtig die nöthige Muße gefehlt, und um nicht am Ende — vor lauter Streben nach Vollkommenheit — zu Nichts zu kommen, habe ich mich lieber entschlossen, mein Material, wie ich es jetzt in Händen habe, vorzulegen, so lückenhaft und unvollständig es auch seyn möge, da ich denn doch das Vertrauen hegen darf, durch selbiges zur Kenntniß des Spessarter Kupferschiefergebirges einen weit verlässigeren Beytrag als meine Vorgänger geliefert zu haben.

Zum Schluße sey es mir gestattet, noch einige Bemerkungen geologischen Betreffes beyzufügen. Wie aus dem Vorstehenden hervorgeht, wird die Hauptmasse der Spessarter Zechstein-Formation von dolomitischen Gesteinen gebildet. Dieselben spielen jetzt in der vulkanischen Theorie eine große Rolle, da man an ihnen hauptsächlich von der feurigen Bearbeitung, wie sie dem Augit zugeschrieben wird, sich soll überzeugen können. Der Augit aber, der so unglaubliche Dinge verrichtet haben soll, fehlt in der beschriebenen Formation ganz, kommt weder in ihrem Liegenden (dem Urgebirge), noch im Hangenden (dem bunten Sandstein) vor, und hält sich, wo er zunächst auftritt, doch in so angemessener Entfernung von dem Zechsteine, daß gegen ihn jeder Verdacht einer ungebührlichen Einmischung in fremde Angelegenheiten schwinden muß. Zudem ist für das Kupferschiefer-Flötz eine Regelmäßigkeit im Streichen und Fallen, für die Rauchwake eine Vollkommenheit in der Schichtung ermittelt worden, daß eine solche offenbar nicht das Ergebniß der Wirkung fesselloser Gewalten, sondern nur in gesetzlicher Ordnung wirkender Kräfte seyn kann. Ein solches Resultat kann freylich der zur Zeit herrschenden geologischen Theorie nicht zusagen, indeß sie wird schon Mittel finden, sich selbiges zurecht zu legen, nach Umständen auch dasselbe ignoriren.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. August.

Nro. 165. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

System der Physiologie, umfassend das Allgemeine der Physiologie, die physiologische Geschichte der Menschheit, die des Menschen und die der einzelnen organischen Systeme im Menschen von Dr. Carl Gustav Carus, dritter und letzter Theil, Dresden und Leipzig bey G. Fleischer 1840.

Wir haben von diesem trefflichen Werke schon früher (Jahrg. 1840 Nr. 67 bis 70) die beyden ersten Bände angezeigt; es bleibt uns deßhalb nur noch der Inhalt des dritten Bandes zu betrachten übrig. In ganz vorzüglichem Maaße giebt sich in diesem das Bestreben des denkenden Verfassers kund, von den äußern Erscheinungen zur Tiefe ihres innern Grundes vorzudringen und den Anker der Forschungen auf jenen unwandelbaren Mittelpunkt festzustellen, von welchem zuletzt alles Bewegen der Sichtbarkeit ausgehet. Wir begleiten deßhalb mit besonderm Vergnügen den Forscher auf seiner selbständig gebrochenen Bahn zu der Betrachtung der wichtigsten Gebiete des organischen Lebens.

Der hier vor uns liegende Theil des Werkes enthält die „physiologische Geschichte des Nervenlebens, des Lebens der Sinne, des Bewegungs- und Knochensystemes; die physiologische Geschichte des Geschlechtslebens und einen Umriß der Geschichte des Seelenlebens.“ Er beginnt mit allgemeinen Betrachtungen über Sensibilität, Reiz und Reaction.

Bey den primitiven Lebensäußerungen, mit denen sich der Inhalt der beyden ersten Theile beschäftigte, ist das Ideenhafte, Unbewußte einfach auf das Aeußere, ätherisch Leibliche gerichtet; den Lebensäußerungen der zweyten Potenz, welche in abermaligen und besondern Reactionen der Idee gegen das Leibliche bestehen, müssen „Lebens-Innerungen“ vorausgehen, bey denen Modificationen des Aeußerlichen, leiblich Erscheinenden gegen das ursprünglich bedingende Innere, gegen die Idee zurückwirken. Nach einem andern Ausdrucke sind die Lebens-Innerungen die bald bewußte, bald unbewußte Sensation, die Lebensäußerungen der zweyten Potenz, die bald unbewußte und unwillkürliche, bald bewußte und willkürliche Reaction. Zur Bezeichnung der Lebensinnerung (Sensibilität) ohne Bewußtseyn, wie dieselbe z. B. dem Herzen gegen die different elektrischen Blutströmungen zukommt,“ bringt der Verf. das altdeutsche Wort „Erfühlen oder Erfühlung“ in Vorschlag (arfoljan nach Graffs althochdeutschen Sprachschatz), für die mit Bewußtseyn verbundene besteht das Wort „Empfindung.“ Alle im Bereich unsrer Erkenntniß liegenden Ideen müssen, eben so wie die Idee unsers eigenen Ichs, auch wenn sie später zum Bewußtseyn gelangen, sich zuerst als Unbewußte darleben; alles Empfinden, wo es auch vorkommt, muß zuerst aus dem Erfühlen sich entwickeln.

Jene Organismen oder Systeme eines Organismus werden immer die zur Erfühlung und Empfindung geschicktesten seyn, welche ihrer Beschaffenheit nach die indifferentesten, am leichtesten zu alterirenden, impressionabelsten sind; mithin die einförmigst weichen, dem Flüssigen am nächsten stehenden. Die Entwicklung eines höher organisirten Geschöpfes aus der einfach einstoffigen Urmasse besteht in einem fortwährenden Differenziren, wobey sich aus jener homogenen Urmasse verschiedene, unter sich heterogene Gebilde abscheiden, welche, je starrer (differenter) desto weniger sensibel sind. Aber bey diesem Vorgange bleibt zwischen all den hete-

rogenen Gebilden ein Theil jener ursprünglich klaren, zartweichen und rein einstoffigen Masse übrig, welcher sich, in seiner meist strahlenförmigen Gestaltung als Nervensystem darstellt. Das besondere Empfinden des Nerven kann aus dem Erfühlen der heterogenen (differenten) Gebilde des Leibes, die sich zu ihnen gleichsam oder wirklich als Sinnorgane verhalten, hervorgehen; jenes ist und bleibt seiner Natur und Stellung nach stets nur ein Inneres, dem ein bestimmtes umfassendes und vermittelndes Aeußeres zugeordnet ist. Aber das einzig Feststehende, mitten in dem wandelbar Leiblichen und Aeußern ist zuletzt doch nur die Idee (Seele), welche in einem anderen und höheren als bloß räumlichen Sinne zugleich das Innerste ist. Die Lebensinnungen entfalten sich aus den Erfühlungen der vermittelnden Organe zu Empfindungen des Nervensystemes, und werden in der unwandelbar bleibenden, durch Gott zum Selbstbewußtseyn bestimmten Seele zu feststehenden Erinnungen.

Dasjenige, das in dem lebenden Organismus die Lebensinnerungen hervorruft, heißt, mit einem allgemeinen Worte der Reitz (incitamentum). Dieser kann von mechanischer, dynamischer, chemischer und organischer (spezifischer, wie jener des riechbaren Stoffes gerade nur auf die Nasenschleimhaut, nicht auf das Ohr) Art seyn. In derselben Weise sind aber auch die Reactionen, welche der Reitz hervorrufet, entweder von mechanischer Art, d. h. Bewegung im Allgemeinen, oder dynamischer, als Ausströmen der Wärme, Licht, Elektrizität und Mesmerismus, chemischer, als Veränderung der Ausscheidung, organischer, als Veränderung der Bildung des Organismus selber. Wie sich bey den Lebensinnerungen der (öfters) mechanische Contakt einer Außenfläche zum Erfühlen des Mediums und dann zur Empfindung des Nerven erhebt, so versenkt sich auch umgekehrt die Lebensäußerung (Reaction) der zweyten Potenz von dem empfindenden (indifferenten) Nerven herab zuerst in den schon ungleich mehr differenzirten Muskel und zuletzt in den nur mechanisch wirkenden Knochen und wird erst hiedurch zu einer recht energischen.

Wie nach außen hin die Fortbildung und stetige Bildungserneuerung des leiblichen Organismus nicht möglich wäre ohne ein allgemein verbreitetes, durch und durch bestimmbares und mithin flüssiges Bildungsmoment: die parechymatische Flüssigkeit, so wäre die Verinnerung der Empfindungen und Lebensäußerungen, die Wechselwirkung zwischen dem leiblichen Organismus und der Seele nicht möglich ohne ein vom Festen zum Flüssigen gleichsam zurückkehrendes (halbflüssiges) Nervenmark. So lange der Organismus noch ein innerlich ganz Indifferentes, Homogenes ist, kann es in ihm kein Nervensystem geben, sondern dieses tritt erst mit der Differenzirung der verschiedenen organischen Systeme auf; aber eben diese Differenzirung oder Gliederung muß dann von dem Begegnungspunkte der waltenden Seele und ihrer Leiblichkeit: von dem Nervensystem ausgehen; die Gliederung des Organismus und die Richtung dieser Gliederung muß zuerst im Nervensystem sich offenbaren. Auf diese Weise sehen wir am Dotter höherer Thiere und des Menschen eine die ganze Gestaltung bestimmende Primitivfalte (gleich einem Meridian am Globus) als erste Spur der nervigen Rückencentralmasse sich bilden, und finden in deren beyden Endpunkten, von denen der eine angeschwollen, der andere zugespitzt ist, das erste polare Verhältniß im Nervensystem und jenes zwischen Hirn und Rückmark ausgedrückt. Es ist aber, gleichzeitig mit diesem ersten Auftreten des indifferenteren Nervenmarkes zugleich die Richtung zur Differenzirung in dem Gegensatze des serösen Blattes der Keimschicht (für Hirn und Rückmark) und des Schleimblattes (für die Region des sympathischen Nerven) gegeben. Während jedoch später jene Differenzirung nach den äußern organischen Systemen immer weiter fortschreitet, bleiben jene beyden Nervenregionen dennoch nur ein einziges, nach zwey Seiten entwickeltes Nervensystem, dessen einer Theil sich in das bewußtlose Bildungs- und Ernährungsleben versenkt, während der andere mit den animalen Organen der Sinne und Bewegung fortwächst und ein bewußtes Leben zu entwickeln bestimmt ist. Die Substanz der Nerven erscheint ursprünglich nicht als eine gefaserte, sondern als eine weiche Punkt- und Bläschenmasse, wie wir sie im Wesentlichen als Urmasse jedes werdenden thierischen Organismus erkennen. So lange sie auf diese Weise in sich

ſelber nur eine millionenfältige Wiederholung des Urbläschen (Eyes) darſtellen, in welchem die Verwirklichung einer eigenthümlichen Geſtalt noch nicht begonnen hat, ſind ſie auch der eigenthümlichen Funktion der Empfindung noch nicht fähig; ſie werden dieſes erſt, wenn zugleich die faſrige Struction in ihnen eintritt. Denn während die Kugel oder Bläschenform jene iſt, welche das eigentlich Senſible und Spontane in der Nervenmaſſe darſtellt; indem ſie ſelber von den Eindrücken der Außenwelt modivirt (beſtimmt) wird, oder beſtimmend auf die Außenwelt zu wirken ſtrebt, iſt dagegen die lineare Faſerform die, durch welche jene Beſtimmungen von innen nach außen oder von außen nach innen übergetragen (geleitet) werden. Für das Nervenbläschen nimmt der Verf. nach Valentin den Namen „Belegungskugel“ auf, weil ſich daſſelbe an die Nervenfaſer anlegt, die beyden Formen (des Bläschens und der Faſer) zu Grunde liegende klare, halbflüſſige, eyſtoffige Nervenmaſſe bezeichnet er als Nervenmark. Die letzten Endungen der Primitivfaſern der Nerven laufen, wie dieß neuere Unterſuchungen gezeigt haben, nirgends fein aus, ſondern ſie biegen ſich um, und es findet deshalb in den Capillarnetzen der feinſten Nervenendungen etwas Aehnliches ſtatt als in den Capillarnetzen der letzten Gefaßenden, in denen auch die vom Herzen ausgehende Blutſtrömung des Arterien-Syſtemes in eine zurückführende der Venen umſchlägt. Hiedurch wird dann auch der einzelne Nerv einer Zurückleitung der Empfindungen wie einer Hinausführung der Reactionen fähig.

Was den Gegenſatz des centralen und ſympathiſchen Nervenſyſtemes in ſeiner weitern Entfaltung betrifft, ſo iſt derſelbe weſentlich ſchon dadurch begründet, daß beym centralen Syſtem ſich im Bereich der primitiven Nervenmaſſe eine mehrfach gegliederte Anhäufung nervöſer Subſtanz bildet, welche zum endlichen Mittelpunkte für alle Nervenleitung wird; das Gehirn, während im ſympathiſchen Syſteme die einzelnen centralen Maſſen nur wenig und wie außerhalb der urſprünglichen Maſſe (eigentlich im Plexus solaris) ſich ausbilden, nirgends aber zu Endpunkten, ſondern nur zu Durchgangspunkten der auch hier gegen das Hirn ſtrebenden Nervenleitung werden. Außer dieſem zeichnet ſich die Nervenmaſſe des ſympathiſchen Syſtemes von jener des centralen durch ihre feineren Primitivfaſern und größeren Nervenbläschen aus, ſo wie durch die eigenthümlich gekörnten zuweilen getheilten Nervenfaſern, welche die Bläschen und Ganglienkugeln umſchließen und welche durch ihren Beytritt zu den Primitivfaſern die weichen, graue Nervenfäden (nervi molles) bilden. Dieſe zarten Gebilde ſind den eben erſt entſtehenden Nerven, welche noch keine Primitivfaſern in ſich enthalten, ſehr ähnlich und eben deßhalb für das ſympathiſche Syſtem, als die niedere Hälfte des geſammten Nervenſyſtems, charakteriſtiſch. Schon aus dieſem eigenthümlichen innern Baue des ſympathiſchen Syſtemes, aus dem Vorkommen der getheilten Faſern ſo wie der Ganglien, welche immerhin als Hemmungspunkte der Leitung nach dem Gehirn erſcheinen, wird begreiflich, wie die ſympathiſchen Nerven weder deutliche Empfindungen noch die Reactionen des willkürlichen Bewegens vermitteln können, ſondern nur jene „Erfühlungen“, welche der Seele mittelſt des Centralorgans im Gemeingefühl ſich kund geben.

Ganz anders verhält ſich dieſes bey den Nerven des Centralſyſtems. Die Primitivfaſern von dieſen laufen ungetheilt von ihrem Centrum aus nach den Enden hin, wo ſie ſich umbiegen und auf dieſe Weiſe ſowohl die Empfindung von dem Theile, an welchem ſie verliefen, als die Reaction nach demſelben hin vermittlen. Nach einer nur als Beyſpiel für die Möglichkeit der faſt unzählig vielfältigen Endpunkte der Reaktionen und Empfindungen von dem Verfaſſer aufgeſtellten Rechnung könnte ſich die Zahl der Primitivfaſern, deren Durchmeſſer etwa $\frac{1}{300}$ Linie beträgt in den 30 Rückmarksnervenpaaren allein auf 4,320,000 belaufen, und mithin, da jede dieſer Faſern durch ihre Umbiegung im Nervenſtamm als doppelte auftritt, die Empfindung wie die Bewegung vom Rückmark aus nach 2,160,000 Stellen bewirkt werden.

Das Strömende in oder an dem Nerven, welches ſeinen Lebensäußerungen zu Grunde liegt, iſt weder ein tropfbar flüſſiger Stoff, noch von elektriſcher oder galvaniſcher, ſondern von einer eigenthümlichen Natur und muß deßhalb wohl auch durch ſeinen eigenthümlichen Namen, als Innervation bezeichnet werden. Dieſelbe iſt begründet

durch den lebendigen Gegensatz zwischen der centralen Nervenmasse, in welcher die Idee des Individuums unmittelbar sich offenbart und dem peripherischen, nicht nervigen Gebilde, gegen welche die Nervenausstrahlung sich richtet. Diese beyden Punkte sind die eigentlich activen: es sind die als Pole sich verhaltenden Bedingungen eines Conflictes zweyer verschiedenen ätherischen Erscheinungsformen, welche durch ihre Wechselwirkung eine „Aetherhandlung" hervorrufen, die allerdings der elektrischen ähnlich, dennoch aber eine dem thierischen Leben eigenthümliche ist. Das was zwischen jenen beyden Endpunkten liegt, verhält sich zwar seiner Erstreckung nach an und für sich nicht selbständig mitwirkend, ist aber gleichwohl als ein in vollkommener Integrität Verharrendes unbedingt nothwendig, wenn die Wechselwirkung statt haben soll, weßhalb eine noch so feine Trennung des Zusammenhanges, so wie Unterbindung des Nerven die Leitung aufhebt. Die Strömung, welche das Wesen der Innervation bildet, ist eine centripetale und eine centrifugale und wir müssen z. B. in den vorderen Rückenmarksnervenwurzeln die Anfänge der austretenden centrifugalen Strömung, in den hinteren die Endungen der zurückkehrenden Strömung anerkennen. Eine Untersuchung dieser beyden Wurzeln unter dem Mikroscop hat gezeigt, daß die ausströmenden von den Primitivfasern im Ganzen stärker sind und minder durchsichtige Hüllen haben als die einströmenden hinteren, in denen sich zugleich mehr feine, cylindrische (hirnartige) Nervenfasern finden als in jenen.

Nicht nur an jenen Nerven, welche zu Organen der Bewegung führen, sondern auch an den Sinnesnerven hat man zum Theil schon deutlich eine Umbiegung der Primitivfaser-Enden und mithin die Einrichtung zu einer vor- und rückgängigen Strömung wahrgenommen. Namentlich so an den Endfasern der Hörnerven, am Säckchen des Vorhofes bey Vögeln, Amphibien und Fischen, während freylich die äußersten Endungen des Riechnerven bey ihrer netzartigen Verbreitung gar keine Primitivfasern zu enthalten scheinen und auch bey den Sehnerven nach Treviranus die Nervenfasern wie durch eine Dehiscenz der Blase der Retina endigen sollten. Dennoch scheint wenigstens am Ganglion des Geruchsnerven die doppelte Richtung der Strömung vermittelt, und daß die Innervation beym Auge eben so sehr eine selbstthätig positive als eine aufnehmende sey, geht aus den Erscheinungen des Sehens und des Blickes hervor, so daß man annehmen darf, daß alle Hirnnerven in ihren Ursprüngen rückläufige und ausläufige Fasern zugleich erhalten, nur daß hier die auslaufenden Fasern viel seltner den Namen der motorischen verdienen, weil ihre Reactionen keineswegs überall in Erregung von Bewegungen bestehen. Ja dieser Kreislauf der Strömungen von und zu dem Gehirn wird selbst den eigentlichen, ungetheilten Primitivfasern des sympathischen Systemes nicht abzusprechen seyn. So ist das Gehirn der Ausgangs- und Endpunkt aller Bewegungen und Empfindungen, welche das Leben der Nerven begründet, denn auch auf anatomische Weise hat Valentin nachgewiesen, daß sich alle Primitivfaser der Rumpfnerven durch das Rückmark zum Gehirn fortsetzen, so daß jenes nur als ein gemeinsamer Stamm der aus ihm sich abtheilenden Nerven erscheint. Die innern Endumbiegungen aller Primitivfasern des Rückenmarkes und der Nerven liegen ausschließend nur im Gehirn.

Von noch höherer physiologischer Bedeutung als die Primitivfasern erscheint dem Verfasser die Bläschensubstanz des Nervensystemes (die Belegungsmasse desselben). Sie ist nach seiner Ansicht der eigentliche Nerv im Nerven, d. h. das unmittelbarste Vereinleben von Idee und organisirtem Aether; überall da, wo diese Substanz mit den Primitivfasern in inniger Berührung ist, muß die Leitung der Innervation in den letzteren modificirt werden. Sowohl die Bläschensubstanz des Rückenmarkes als noch mehr jene der Ganglien, in denen die Primitivfasern mannigfache Umbiegungen und Verschlingungen erleiden, müssen deßhalb die Strömungen der Innervation von und nach dem Gehirn alteriren und schwächen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. August.

Nro. 166. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

System der Physiologie, umfassend das Allgemeine der Physiologie, die physiologische Geschichte der Menschheit, ꝛc.

(Fortsetzung).

Die Ganglien des sympathischen Systemes werden durch das Verhältniß ihrer Belegungsmasse zu den Fasern zu besondern, in ihrem Kreise die Stelle eines Hirnes vertretenden Centralpunkten für Sensation und Reaction, so daß die Erfühlung einer Primitivfaser jenes Systemes in der Belegungsmasse eines Ganglium sogleich, ohne erst bis zum Gehirn zu gelangen, den Impuls zur Reaction anregen kann, der sich der rücklaufenden Strömung einer die Bewegung leitenden Faser mittheilt. Nur dann, wenn die Innervation von und nach den Ganglien sich zum ungewöhnlichen Maaße steigert, wie in der Kolik durch scharfe Stoffe im Darmkanal erregt oder in den Geburtswehen des Uterus, bricht sie durch jene Hemmungspunkte zum Gehirn hindurch und wird hier zur Sensation, welche, weil sie eine ungewöhnliche und abnorm ist, als mehr oder minder heftiger Schmerz auftritt.

Während in der unbedeutend kleinen Hirnmasse der unvollkommeneren Thiere fast nur die einfachen, centralen Umbiegungen der Primitiv-Nervenfasern enthalten sind, zeichnet sich die bedeutend größere Masse des Gehirnes der vollkommneren Thiere, vor allem des Menschen, dadurch aus, daß in ihm die Primitivfasern sich vor ihrer End-Umbiegung sehr verlängern und vielfach durcheinanderschlingen und zugleich auf allen Punkten dieses weitern Verlaufes mit Bläschenmasse belegt werden, wodurch dem Verkehr mit dem psychischen Impuls ein ungleich weiterer Spielraum gegeben wird. Wie sich im Rumpfskelet eine deutliche Wiederholung (Entfaltung) des Kopfskelets erkennen läßt, so müssen sich auch im Gehirne alle Regionen der extendirten Hälfte des Nervensystemes in conzentrirter Weise beysammen finden; die Lebens-Verhältnisse der einzelnen Hirntheile müssen bestimmt werden durch die Bedeutung der Organe, von deren Nerven sie die centralen Endumbiegungen der Primitivfasern enthalten. Welchen Einfluß namentlich Zerstörung oder Erkrankung irgend einer peripherischen Gegend des Nervensystemes auf gewisse Hirngegenden habe, lehrt uns die allmählige Verkümmerung des Sehehügels und des vorderen Vierhügels nach einer vorhergegangenen Zerstörung des entsprechenden Auges; eben so wird umgekehrt die Erkrankung oder Zerstörung einzelner Hirntheile den Lebensfunctionen gewisser Regionen der extendirten Hälfte des Nervensystemes ein Ende machen, oder eine Hemmung derselben zur Folge haben. In Beziehung auf diese Wechselverhältnisse bemerkt der Verf., daß an dem verlängerten Mark ein ganz besonderer Einfluß auf jene Innervationsströmungen erkennbar sey, welche Bewegungen überhaupt und insbesondere die Bewegungen des Athmens so wie die Empfindung aller hierauf gerichteten Nerven zum Zwecke haben. Das eigentliche Gehirn selber theilt sich entsprechend den drey Wirbeln des Hirnschädels in drey Hauptmassen: jene des kleinen Gehirns, die der Vierhügel und die des großen Gehirns. Im kleinen Gehirn finden die meisten, von Rumpfnerven empfundenen oder durch Rumpfnerven ausstrahlenden Innervationen ihr Lebenscentrum; jene hinterste Region des Hirnes läßt sich deßhalb als Organ des Willens: der unbewußten oder bewußten Reaction auf die Außenwelt betrachten. Der mittlern Region, jener der Vierhügel, schreibt

der Verf. einen besondern, vorherrschenden Einfluß auf das Bildungswesen zu, während er in der vordersten: in den Hemisphären des großen Gehirnes das für die Entwicklung des spirituellen Organismus wichtigste: das Organ des Weltbewußtseyns und der Intelligenz anerkennt. Denn obgleich eine Zerstörung der Hemisphären nicht zur thierischen Bewegung unfähig machte, wurde dagegen durch sie das thierische Selbstgefühl und die Empfindung von der Außenwelt aufgehoben; es scheinen in dieser Region die Primitivfasern der Nerven gesammter Hautfläche und der nicht zunächst an Muskeln gehenden, sondern andre Empfindungen und Reactionen derselben bewirkenden Nerven ihre centralen Umbiegungen zu haben.

Das Erzeugen und Fortbestehen der Innervationsströmungen scheint aber so an die Umbildungen der parenchymatösen Flüssigkeit der Nervengebilde und an die Wechselwirkung zwischen dieser Flüssigkeit und dem Blute gebunden zu seyn, als die Entstehung des galvanischen Stromes an die chemische Wechselwirkung und Umbildung, welche durch Eintauchen der Metalle in auflösende Flüssigkeiten hervorgerufen wird. Hieraus wird deutlich, daß die Innervation sich erschöpfen könne im längeren Fortgange ihrer Strömungen und daß sie einer Wiedererneuerung aus dem Wechselverkehr mit dem hinzuströmenden Blute bedürfe.

Was das Verhältniß des Nervenlebens zur äußern Natur betrifft, so beruhen namentlich die Aeußerungen des Instinktes, der Antipathieen und Sympathieen u. f. auf ähnlichen dunklen Erfühlungen und solchen durch diese hervorgerufenen Reactionen als die sind, welche in der Sphäre des bewußtlosen Bildungslebens vorkommen. Der Zug, welcher den wandernden Vogel zu seinem Ziele leitet, ist kein anderer denn jener, der den Chylus nach den Blutgefäßen führt und die Tuba des Uterus gegen das Ovarium zur Aufnahme des berstenden Eychens hinbewegt. Wie andere dunkle Erfühlungen können auch die instinktartigen im Menschen zu bewußten Empfindungen werden, wie sich dieses selbst bey den Vorempfindungen der Witterungsveränderungen zeigt.

Als wesentliche Krankheitserscheinungen im Nervenleben führt der Verf. folgende sechs an: 1) Die zu starke Innervationserzeugung, die sich zur Entzündung und zur Manie steigern kann. 2) Die zu schwache Erzeugung der Innervation, bey Erschöpfung und gährungsartigen Krankheitsvorgängen im Blutleben, welche zum Theil als Typhus oder Nervenfieber erkannt werden. 3) Paralyse, d. h. gelähmte Reaction, so wie 4) Apathie oder gelähmte Sensation. 5) Algie oder übermäßig starke Empfindungsströmung, welche entsteht, wenn die Nervenströmung von abnormen Puncten aus oder auf abnorme Weise in Bewegung gesetzt wird, wie beym Zahnweh durch die Einwirkung äußerer Elemente unmittelbar auf die entblößten Nervenenden. 6) Spasmus oder abnorme starke Reactionsströmung, welche Erscheinung dann, wenn sie zunächst im Kreise der Muskelbewegung eintritt, unter dem Namen Krampf verstanden wird. Wenn die krankhaften Stimmungen des Nervenlebens sich mehr und mehr der Centralorgane: des Gehirnes und des Rückmarkes bemächtigen, in denen die Wechselwirkung zwischen den Strömungen der Nervenfasern und der Bläschensubstanz, ja zwischen räumlicher Organisation und raumloser Idee am allerinnigsten und feinsten ist, dann entwickeln sich aus ihnen die krankhaften Erscheinungen im Vorstellungsleben des spirituellen Organismus. Diese Erscheinungen können freylich eben so oft vom spirituellen Organismus als von den bildenden Systemen, namentlich vom Blutleben ihren Ausgang nehmen, dennoch sollte der Arzt bey ihrer Beachtung den Gedanken fest halten, daß dieselben so wie sie jetzt als leibliche Erscheinungen vor uns stehen, eben sowohl als Scharlach, Masern u. f. einen nothwendigen Verlauf haben müssen, welchen der Heilkünstler nur zu kennen und richtig zu behandeln braucht, um einen günstigen Ausgang herbeyzuführen. Eine solche Ansicht würde dann auch jene heftigen Mittel vermeiden lehren, durch welche man bisher öfters, zum größesten Nachtheil für den Kranken dergleichen Erscheinungen gewaltsam zu hemmen und zu unterdrücken suchte.

Was das Streben des Nervensystemes betrifft, so wird leicht erkannt, daß die Nervensubstanz nur so lange eine lebende seyn könne als die Innervationserzeugung und Innervationsströmung in ihr

fortbestehen. Eben so wie die polarische Spannung eines elektrischen Apparates sich allmählig oder auch plötzlich durch einen einzigen Schlag entladen kann, so weicht auch die Innervation von Nerven öfters in unmerklicher Abnahme, zuweilen aber auch plötzlich. Die Ursachen welche das Sterben des Nervensystemes herbeyführen, lassen sich unter vier Hauptformen zusammenfassen: 1) Aufhebung der Wechselwirkung zwischen dem Centralorgane des Gehirns und Rückmarkes und jenen des Rumpfes durch gewaltsame Trennung ihrer Continuität, Zerstörung der Bildung der überaus feinen, weichen Faser- und Bläschensubstanz der Centralorgane selbst durch starke Erschütterung oder Vernichtung der Leitungsfähigkeit der Primitivfasern durch Gifte, z. B. Blausäure. 2) Große Umänderungen oder Aufhören der Hämatose. 3) Gewaltsame Vorgänge im spirituellen Organismus. 4) Allmähliges, durch den endlichen Verlauf des Lebens selbst herbeygeführtes Obliteriren der Primitivfasern und Belegungsmasse.

Das Verhältniß des Nervensystemes zur Seele ist immerhin jenes des Geschöpfes zum Schöpfer; das Geschöpf ist nichts und hat nichts außer durch Gott, dagegen hat dieser Vieles, was nicht im einzelnen Geschöpf ist. So kann auch das Ursprüngliche der Seele selber: das göttlich Productive (die schaffende Phantasie), das Vernehmen des Göttlichen (die Vernunft) und das Beherrschen der Reactionen (Freyheit) im Organ nicht leiblich erscheinen, sondern etwa wie jene Richtungen der Seelenthätigkeit, die sich auf das Verhältniß zur Welt des Leiblichen beziehen. Das freystehende Verhältniß der Seele selber, auch zu jenen krankhaften Zuständen ihrer Aeußerungen, welche aus den schon erwähnten Störungen der Innervation hervorgehen, wird unter andern in solchen sogenannten „Geisteskrankheiten“ erkannt, bey denen das reinere Bewußtseyn während der ganzen, langen Zeit der Krankheit in der Tiefe gegenwärtig blieb, ohne daß hiebey die Kraft vorhanden war, die Verkehrtheiten des Vorstellens und des Thuns zu hindern, wie der Verf. (auf S. 144) eines von ihm selber beobachteten Falles dieser Art von einer sehr gebildeten, längere Zeit geisteskrank gewesenen Frau erwähnt.

An die Betrachtung des Nervensystemes schließt sich unmittelbar jene der Sinne. Die vergleichende Anatomie legt es uns dar, daß die Sinnesorgane sämmtlich aus einer höheren Entwicklung der Hautpapille hervorgehen. In den Rotatorien und Asterien erscheinen die Augen als äußerst kleine farbige Papillen, zu denen je ein Nerv verläuft; in den Crustaceen ist das späterhin ins Innere zurückgezogene Hörorgan noch kaum mehr als eine Papille oder Wurzel des Fühlhornes und die Organe des Geschmackes wie die des Gefühles bleiben selbst in höheren Organismen immer wesentlich auf die Form einer Papille beschränkt, in welcher sich eine von der Haut umgebene Umbiegung der Nervenfasern findet. An den 3 höhern Sinnorganen des menschlichen Organismus läßt es sich nachweisen, daß ihre Nerven nichts anders als einfache nicht weiter verästelnde Aussackungen der Hirnblasen sind, und zwar so daß bey Auge und Ohr selbst ein Theil des Nicht-Nervosen: Glaskörper und häutiges Labyrinth, aus dem flüssigen Mark in der ausgesackten Nervenblase sich bilden.

Es sind drey verschiedene Weisen, in denen die Außenwelt auf uns einwirken kann: Die mechanische, chemische und dynamische, jede von diesen Weisen hat aber zwey verschiedene Seiten, unter denen sie erscheinen kann, so daß im Organismus für die Auffassung der sechserley verschiedenen Einwirkungen auch sechs Sinne da sind, nämlich für die mechanischen Einwirkungen der Raumerfüllung und innerlichen Bewegung 1) der gemeine Gefühlssinn und 2) das Gehör; für die chemischen Begegnisse 3) der Geschmack und 4) der Geruch; für die dynamischen 5) der Sinn für Wärme, Elektricität u. dgl., welcher ein von dem gemeinen Tastsinn verschiedener ist und 6) der Sinn des Gesichtes. Unter diesen 6 Sinnen haben, nach der Ansicht des Verf. jener des Gehörs und des Gefühles den entschiedensten Einfluß auf die geistige Entwickelung der menschlichen Natur, weßhalb auch diese beyden Sinne in den höheren Formen des Thierreiches zu einer gewissen Vollendung kommen. Namentlich scheinen auch die Sinne des Gehörs und des Gefühles später abzusterben als die andern Sinne. Jener reiche, im diplomatischen Fache früher thätige Franzose, welcher nach und nach durch Lähmung alle Sinne ver-

lor, behielt zuletzt noch eine kleine, empfindliche Stelle an den Wangen, durch welche ihm der Rapport mit seiner Familie bis zu einem gewissen Grade erhalten wurde; er blieb hiebey, obgleich ihm nur noch dieser kleine Zugang der Sinnesempfindungen gegen die Außenwelt offen stund, bey leidlichem leiblichem Wohlbefinden, bis ihm der Tod auch jenen letzten Laden, der nach den Gassen der irdischen Leiblichkeit hingieng, zuschloß.

Mit dem Innewerden, Erinnern oder Wiederanschauen einer Vorstellung ist unfehlbar auch ein Wiederaufrufen jener Zustandsänderung in der Belegungsmasse des Gehirns verbunden, welche damals Statt fand, als die Vorstellung zuerst durch die im Hirn sich wiederspiegelnde Sinnesempfindung entstand. Dieser Vorgang bleibt in der Regel ein innerlicher, nur auf das Gehirn beschränkter, dennoch kann er sich auch, wie dieß bey dem Sehen von Phantasmen der Fall ist, welche, wenn man das Auge schließt, verschwinden, bis in den Kreis der Sinnesorgane hinaus erstrecken, so daß das eigentlich innerliche Anschauen mit einem äußerlichen Sehen wahrhaft verwechselt wird. Uebrigens setzt jede Erinnerung eines von aussen empfangenen Sinneseindruckes eine Art von neuer Wiedererschaffung in dem Element einer stets möglichen Verleiblichung in dem Gehirn voraus; die Schöpferkraft bleibt an und in sich noch dieselbe, auch wenn ihr durch Krankheit oder durch das nach außen zuschließende Alter das Element, an dem sie bisher sich äußerte, genommen wird.

Der äußeren Hautfläche kommt das Vermögen des Gefühles und des Getastes zu. Das eigentlich erfühlende und nicht nervose Medium des Hautsinnes ist das Halbflüssige, das sich zwischen Epidermis und Derma, und in der äußern Substanz des Derma selber befindet. Die Oberhaut (Epidermis) hat zunächst nur die Bestimmung, das Erfühlende gegen zu heftige Einwirkungen der Außenwelt zu schützen, während in dem eigentlichen Derma die Nervenumbiegungen sind, welche die Empfindung leiten. Die Gegenstände, welche den dynamischen Hautsinn affiziren, sind Wärme, Elektrizität, Galvanismus und fremde Innervation, die sich namentlich bey dem polarischen Wechselwirken der Geschlechter in höchster Wirksamkeit zeigt. Der mechanische Hautsinn oder Tastsinn ist, in Beziehung vor allem auf das Vorstellen unsers eigenen Körpers so wie auf die äußere, irdische Sichtbarkeit ein topographischer zu nennen. An ihm zuerst und auf der anscheinend niedrigsten Stufe fallen jene Nachempfindungen auf, welche den Eindruck, den z. B. ein Stück Geldes, das uns fest in die Handfläche gedrückt wurde, in so täuschender Weise hinterläßt, daß wir es noch festzuhalten wähnen, wenn es uns schon entnommen ist. Der Verf. vergleicht es mit dem Nachdröhnen eines in Bewegung gesetzten lautenden Instrumentes.

Zur Wahrnehmung der chemischen Veränderungen in der äußern Natur sind die beyden Sinne der inneren Schleimhaut: Geruch und Geschmack da. Auf eine ähnliche Weise wie an einer auf beyden Seiten mit Folio belegten Glastafel in demselben Momente, als der Strom der + El. die eine Folie berührt, auf der andern Seite von selbst eine — El. entsteht, scheint auch der Vorgang des Riechens Statt zu finden. In demselben Moment, als der Strom riechbare Luft die feuchte Außenfläche des Flimmerepitheliums der Nasenschleimhaut trifft, erfährt das an der Rückseite jenes Epitheliums liegende Schleimnetz die Wirkung solchen Luftstromes und wird in seiner Qualität auf eine unsern übrigen Sinnen unzugängliche Weise dergestalt modifizirt, daß diese subjektive Zustandsänderung nun in einem gewissen Verhältniß mit dem objektiven Zustand der Luft stehen muß. Es ist mithin zunächst das nicht nervose Halbflüssige der Schleimhaut, welches jene Veränderung erleidet und seine hierauf gegründete Erfühlung auf die Endumbiegungen der feinen Geruchsnerven als Sensation fortpflanzt. Der Geruchssinn entwickelt sich beym Menschen früher als der Geschmackssinn: Säuglinge werden durch Kräutergeruch von der Ammenbrust abgestossen, während man ihnen noch ohne Schwierigkeit Medikamente eingeben kann.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. August.

Nro. 167. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

System der Physiologie, umfassend das Allgemeine der Physiologie, die physiologische Geschichte der Menschheit, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Obngeachtet der nahen Wechselbeziehung, in welcher der Geruchsnerve mit der Belegungsmasse des Gehirns steht, und welche die merkwürdigen Sympathieen und Antipathieen des Geruchssinnes, so wie die Reactionen begründet, welche durch ihn veranlaßt werden, kann dennoch dieser Sinn unter allen andern, wenn er fehlt, am leichtesten vermißt werden: sein Mangel scheint die übrige geistige Entwicklung am wenigsten zu hindern.

Auf ähnliche Weise als der Vorgang des Riechens ist auch jener des Schmeckens zu erklären; die Sensation dieses Sinnes scheint, wie beym Tasten nicht durch die Endbiegungen nur eines, sondern mehrerer verschiedener Nerven zum Gehirn fortgepflanzt zu werden.

Nur bey den beyden höchsten Sinnorganen, dem Gesicht und Gehör findet der Fall statt, daß die Prozesse der Aussenwelt (Aetherhandlungen), welche Objekte des Sinnes werden, sich in eine metamorphosirte Höhle der Nervenblase selber hinein fortbilden. Das Objekt des Gesichtsinnes: das Licht, ist seinem Wesen nach eine eigenthümliche Wechselwirkung unter verschiedenen sich gegenüber gestellten Aetherzuständen, und zwar namentlich eine Wechselwirkung, welche besonders in der Richtung des Einzelnen zur Allheit und in ihrer durchaus geradlinigten, concentrischen, radiar-strahlenden Richtung sich auszeichnet. Gegenüber dem Lichte wird das Auge nur dadurch ein Organ für dieses, daß es selber eines eigenthümlichen Lichtentwicklungszeugnisses fähig ist, denn die lebendige Erfühlung dieses Lichtprozesses muß der eigentlichen Empfindung desselben durch die Nerven: dem Sehen vorausgehen. Wie deßhalb in niederen, ganz eyweißstoffigen Thieren (Akalephen) oft der ganze Körper leuchtbar wird und in höhern Thieren (Lampyriden) noch einzelne Stellen zum starken Leuchten kommen, so entsteht allmählig in dem Thierreiche ein wesentlich auch eyweißstoffiges Organ (Glaskörper, Krystallinse), von zarten Hüllen umschlossen, in welchen ein dem elektrischen ähnlicher Leuchtprozeß durch Einfluß der Innervation leicht erregbar ist. Daher beruht die Wahrnehmung einer Lichtentwicklung im Auge, welche durch Druck oder durch einen Stoß in diesem entsteht, auf keiner bloßen Selbsttäuschung, und, obgleich Hassenstein gezeigt hat, daß das gewöhnliche Leuchten der Augen bey Katzen, Hunden, Ziegen u. a. zunächst nur durch Zurückstrahlung des äußern Lichtes von ihrem farbig glänzenden Tapetum entstehe, zeigt dennoch unser Verf. (auf S. 239 u. 240) daß außer diesem bloß zurückgestrahlten Lichte dem thierischen Auge noch ein eigenthümliches zukomme, welches bey plötzlicher psychischer Aufregung des Zornes oder der Begierde momentan sichtbar wird und selbst von anderer (z. B. röthlicher) Farbe ist als das zurückgestrahlte (grünliche). Auch Rengger bemerkte am Auge des Nachtaffen im Dunkeln dieses momentane Aufflammen eines innern, gewöhnlich bald wieder vergehenden Lichtes, welches öfters so stark war, daß man Schrift dabey lesen konnte.

Die wesentlichsten Gebilde des Auges, ohne welche kein Sehen möglich wäre, sind das durchsichtige Gebilde thierischer Ursubstanz d. h. des Eystoffes, dann ein finsterer, das Licht absorbirender Grund (Pigment) und ein in der verdunkelten Höhle peripherisch sich endigender Nerv. Die mittlere Schicht der Netzhaut wird durch die ausnehmend zarten Primitivfasern des Sehnerven gebildet,

welche nach Ehrenberg nur $\frac{1}{2000}$ Linie im Durchmesser haben und von der Eintrittsstelle an sich strahlenförmig verbreiten, ohne daß man bisher weder eine Umbiegung derselben vom feinen Rande der Retina, noch eine Veräftelung derselben wahrnehmen konnte. Uebrigens erscheinen diese zartesten Fasern des ganzen Körpers nicht alle von gleichem Durchmesser und überhaupt in ihren Contouren sehr verfließend; sie liegen in einer gleichmäßigen, eystoffigen, unmittelbar an den Glaskörper gränzenden Schicht so eingelettet, wie eine Reihe paralleler Fäden, welche von Leim übergossen sind. Außer jener mittleren, aus Primitivfasern bestehenden Schicht der Retina, und der zuletzt erwähnten milchig eyweißstoffigen innern, die an den Glaskörper angränzt, unterscheidet man noch eine dritte äußere, an das Pigment angränzende, welche ihrer Dicke nach den größesten Theil ($\frac{3}{5}$) der Retina ausmachet. Diese dritte Schicht besteht aus lauter einzelnen, die Primitivfasern um das 4 bis 6fache an Dicke übertreffenden cylindrischen Körperchen, deren Länge die Dicke bey Säugthieren um das 5fache, bey Vögeln um das 6fache, bey Fischen zuweilen um das 10 bis 12fache übertrifft und welche nach außen, gegen die Choroidea hin in eine papillenartige Anschwellung endigen, in welcher fast überall eine, öfters (z. B. bey Vögeln) mit schönfarbiger, rother, gelber oder grüner öliger Flüssigkeit gefüllte Stelle gefunden wird. Diese Körperchen, welchen man den Namen „Stabkörperchen" gegeben hat, liegen wie Basaltsäulen dicht an einander, excentrisch überall nach Außen gerichtet. Sie lösen sich leicht von der Schicht los, in welcher die Primitivfasern eingelettet liegen.

Nach der Ansicht des scharfsinnigen Verfassers, welche von ihm mit vielen Gründen unterstützt wird, ist es die innere, von der eystoffigen Flüssigkeit des Glaskörpers überfluthete, durchaus homogene Schicht der Netzhaut, welche, mit noch unendlich größerer Zartheit, als eine nach Daguerres Angabe bereitete Metallplatte in der Camera obscura, die Alterationen des Lichtes erfährt, sie, als solche, unbewußt percipirt, jedoch diese Alterationen kaum merklich länger als die Lichtspannung selbst dauert, behauptet. Wenn übrigens schon bey einer Daguerr'schen Kupfer- und Silberplatte der feine, zugleich erregte galvanische Prozeß von wichtigstem Einfluß auf das Affizirtwerden vom Lichte ist, so ist es noch vielmehr die Lebenswirkung der Innervation des Sehnerven auf das Entstehen des Bildes in der innern Retinaschicht. Daher kann nur dann der Prozeß des Sehens Statt finden, wenn die Aufmerksamkeit des Seelenlebens sich auf ihn richtet. Welchen, zum Theil selbst bleibenden, verändernden Einfluß das Licht auf die Retina habe, beweist der citrongelbe Fleck, der sich in Menschen und Affen an ihr gerade da findet, wo das stärkste Licht durch die Pupille auf sie einfällt, denn dieser Fleck entsteht erst durch die fortgesetzte Einwirkung des Lichtes, findet sich deßhalb nicht bey Neugebornen und Blinden. Das dunkle Pigment auf der Choroidea erinnert an einen etwas verwandten, innern Vorgang in den Gebilden des Auges: an einen leisen Verbrennungsprozeß (S. 252).

Wenn wir nun in einigen wenigen Zügen das zusammenfassen, was sich über die vermuthliche Funktion, namentlich der einzelnen Schichten der Retina, beym Sehen sagen läßt, so wird zuerst der nicht nervosen innersten Schicht eine Modifikation durch die einfallenden Lichtbilder mitgetheilt, welche sogleich auf die mit ihr innigst verbundenen Primitivfasern des Nerven in der mittleren Schicht sich fortpflanzt. Bey den Stabkörperchen erinnert der Verf. an den Bau der zusammengesetzten Augen der Insekten, er hält jene Körperchen für nothwendig zur möglichen Unterscheidung der verschiedenen Punkte des Sehfeldes oder überhaupt zum deutlich Sehen und für ihre Wichtigkeit beym Sehen scheint noch der Umstand zu sprechen, daß jene Stelle der Retina, an welcher der Sehnerve eintritt, und an der keine Stabkörperchen sich finden, gar nicht sieht. Das Entstehen der Farbenspektra im Auge selber erklärt der Verf. aus dem auch der innern Schicht der Retina inwohnenden allgemeinen Bedürfniß eines, die Existenz des ganzen Organismus bedingenden Gleichgewichtes. Wenn nämlich eine Stelle der innern Retinaschicht so alterirt wurde, daß hiedurch die Empfindung des Roth erregt wurde, so entsteht alsogleich das Bedürfniß den Gegensatz dieser Alteration, welcher Grün empfinden lässet, entweder gleichzeitig an einer andern nachbarlichen Stelle, oder nachher an derselben Stelle hervorzurufen. Die

Meynung, daß wir bey dem Bau unsers Auges alles verkehrt sähen, wird schon durch die beständige Controle des Gefühls widerlegt, indem uns dieses immer bezeugt, daß das wirklich oben oder rechts sey, was wir oben oder rechts sehen.

Das Object, durch welches der Gehörsinn afficirt wird: der Schall, oder Klang wird wesentlich bedingt durch eine eigenthümliche innere, nicht bloß äußere Bewegung der Körper. Daher klingt Holz, Stein, Metall, so wie die verschiedenen halb- oder ganz flüssigen Körper ein jeder auf besondere Weise, und man kann sagen, daß in dem Klange eines Dinges seine besondere qualitative Eigenthümlichkeit sich abbildet. Indem eine gerad ausgespannte Saite bey ihren Schwingungen sich nach verschiedenen Richtungen ausbiegt, muß sie das eine Mal in etwas verlängert und verdünnt, das andre Mal verkürzt und verdichtet werden und diese auf ihrer Elasticität beruhenden, gleichzeitig mit den Beugungswellen vorkommenden Verdichtungswellen sind eigentlich allein die Ursachen davon, daß die Saite oder die mit ihr sich gleich verhaltende Wand der Orgelpfeife so wie die einer Glocke klingt. In allem Tönenden, Klingenden sind mithin die innern, auf irgend einem Grade von Elasticität beruhenden Erzitterungen, die man gewissermassen als ein innerlich Flüßigwerden, als eine Annäherung zum Aetherzustande betrachten kann, dasjenige, was den Ton giebt, und diese Erzitterungen pflanzen sich dann durch alle umgebenden Medien in weiter angeregten Verdichtungswellen fort, welche, wenn wir ihre Verbreitung uns schematisch vorstellen wollen, in concentrisch über einander gereihten Hohlkugelschalen zu denken sind. In Beziehung auf das ihn Hörende und Vernehmende ist der Ton ein reineres Hervortreten der innern ätherischen Wesenheit der leiblichen Dinge, welches als solches einer Idee aneigenbar und verständlich wird.

Wie das Licht undenkbar ist, ohne das Verhältniß zwischen einem Leuchtenden und Erleuchteten, welches Letztere dadurch selber wieder zum Leuchtenden wird, so der Schall ohne das Verhältniß zwischen einen ursprünglich Schallenden und einem Mitschallenden. Auch sind Licht und Schallverbreitung beyde dem Wesen nach geradlinigt ercentrisch, d. h. strahlend, weil aber die Luft und überhaupt alles Umgebende mehr oder weniger mitschallt und wieder excentrisch den Schall verbreitet, erscheint unserm Sinne diese Verbreitung als eine andere. Der Unterschied zwischen Schall und Ton beruht darauf, daß jener durch das einmalige, dieser durch das vielmalige, stets eine gewisse Zeit andauernde und eine gewisse Schnelligkeit zeigende gleichartige Erzittern eines Körpers hervorgebracht wird. Durch mehrmaliges sich Wiederholen kann daher, wie am Sawatscher Rade der Schall zuerst zum Geräusch, dann zum Ton werden.

Wie der Sehnerve im Auge zu einer Höhle anschwillt, deren Inneres den Glaskörper und die Innenschicht der Retina enthält, so schwillt der Hörnerv im Ohr zu der Blase an, welche wir, wenn sie in höhern Thieren in sich noch in Vorhof, Bogengänge und Schnecke gegliedert wird, das häutige Labyrinth nennen. Bey den Sepien und Krebsen erscheint das Gehörorgan nur erst als ein einfaches Bläschen, in dessen Innerem sich etwa höchstens ein kalkig krystallinischer Kern absetzt, an dieses Bläschen, welches nun den Namen Vorhof bekommt, fügt sich bey den unvollkommnest entwickelten Fischen (Myxine) ein Bogengang; bey Petromyzon zeigen sich deren zwey, bey den übrigen Fischen drey, nebst noch mehreren Anhangserweiterungen und innern kalkigen Krystallisationen. Bey den höher entwickelten Eidechsen, so wie bey den Vögeln kommt hiezu noch eine eigenthümliche Aussackung, welche schon in den Vögeln ein ebnes, in Querfasern getheiltes Blatt enthält, dann in den Säugethieren innerlich spiralförmig sich faltet und, so wie alle übrigen Theile des Labyrinthes mit Knochen dicht sich umgiebt: die Schnecke. Nur dieses letztere Organ scheint das Hören von Tönen möglich zu machen, während die bloße Hörblase mit Bogengängen bloß für Schall und Klang empfänglich ist. Ueberhaupt ist es die Wandung der zum Labyrinth entwickelten Blase, worinnen, wie in der innern Schicht der Retina die Perception des Sinnes statt findet, welche sich dann den hinter ihr liegenden Umbiegungen der Primitivfasern des Hörnerven mittheilt. Während die Hörblase ihrem Baue nach einem aus Häuten und Saiten zusam-

mengesetzten, theils selbst ertönenden, theils äußere Tonwellen in sich wiederholenden musikalischen Instrumente vergleichbar ist, haben andre Theile des innern Ohres die Bestimmung, jener Blase eine gewisse, angemessene Spannung zu geben. Diese Spannung kann zwar schon dadurch bewirkt werden, daß die eyweisstoffige Flüssigkeit in der Hörblase in ungewöhnlichem Maaße anwächst und sie wird dann der Grund des unerträglich feinen Gehörs bey starkem Säfteandrang oder bey Entzündungen, im normalen Zustande jedoch entsteht die Spannung durch ein vermehrtes Eindrücken der Wandung der Blase. Dieses wird im menschlichen Ohr vornämlich durch den Steigbügel bewirkt, welcher durch die Oeffnung des eyrunden Fensters auf die in den Knochen eingeschloßene Hörblase drückt und seinerseits wieder vom Trommelfell aus, mittelst der beyden andern Gehörknöchelchen zu dieser hineindrückenden Bewegung bestimmt wird. Das luftartige Medium der Pauckenhöhle, welches in diese nicht unmittelbar aus der Atmosphäre, sondern durch die eustachische Röhre eingeführt wird; dann die verschiedenen Membranen des eyrunden und runden Fensters dienen sehr wesentlich dazu, die Schallwellen der Luft in ihrer ganzen Intensität an die Flüßigkeit der Hörblase überzutragen. — Das Hören selber, namentlich das von harmonischen Tönen, ist, wegen der festbestimmten Zahl ihrer Schallschwingungen, von Leibnitz ein Geschäft des Zählens genannt worden, welches die Seele unbewußt übt.

Von der Betrachtung der Sinne, als deren höchsten, für die eigentlich menschliche Entwicklung wichtigsten d. V. den Gehörsinn hinstellt, wendet sich derselbe zur Betrachtung des lebenden Knochensystemes. Hierbey erinnert er zuerst daran, daß alle Bildung im Flüssigen beginne und im Starren endige, welches Letztere nur wie ein Erstorbenes sich verhalten würde, wenn es nicht abwechselnd sich zu verflüssigen strebte und hierdurch sich innerhalb des Lebenskreises erhielte. Der eigentliche Knochen ist, wie alle andern inneren Gebilde unsers Organismus an jeder Stelle als ein fortwährend aus parenchymatöser Flüssigkeit Gebildetes und sich fortwährend Umbildendes zu betrachten. Das auch der Knochen, als ein durchaus Nichtnervoses noch innerer Erfühlung fähig sey, welche sich von ihm aus

dem Nerven mittheilt und in diesem zur Empfindung wird, bezeigt uns das Verhalten der Zähne, namentlich die eigene Empfindung wie eines Stumpfwerdens derselben, bey dem Einfluß von Säuren, der Einwirkung der Kälte oder Wärme auf sie, wenn sie besonders empfindlich sind u. s. w.

Das eigentliche Skelet: das Nervenskelet (denn von dem Hautskelet sind nur noch in den Haaren, Nägeln und Oberhautgebilden, vom Eingeweide-Skelet nur noch in den Zähnen, Zungenbeine ꝛc. einige Spuren geblieben) steht zwar zu dem Centralorgane des animalen Lebens zunächst nur in einem isolirenden, conservativen Verhältniß, aber dieses Verhältniß ist ein so inniges, daß die eigenthümlichen Richtungen, nach denen die Idee im Nervensystem sich darlebt, auch im Knochensysteme als eigenthümliche Richtung der Entwicklung sich kund giebt oder symbolisch darstellt, worauf sich eine auch dem Physiologen wichtige Physiognomik des Skeletes, vor allem des Schädels (die Craniologie) gründet. Denn die eigenthümliche Richtung der psychischen Lebensthätigkeit (die Persönlichkeit) wird sich um so bestimmter in einem Theile des Knochensystems ausdrücken, je höher die Region des Nervensystems an innerer Bedeutung stehet, welcher der Knochen zugewendet ist. Eben so wie sich das Gehirn wesentlich in drey Hauptmassen: kleines Hirn, Region der Sehehügel und große Hemisphären gliedert, theilt sich auch der Schädel ursprünglich in 3 Wirbel: den des Hinterhauptes für das kleine Gehirn, den des Scheitelbeins und der hintern Hälfte des Keilbeines, für die Region der Sehehügel, den der Stirnbeine und vordere Hälfte des Keilbeines für die Hemisphären. Dieses ursprüngliche Verhältniß erleidet allerdings bey der fortschreitenden Entwicklung des Hirnbaues dadurch eine Abänderung, daß nur der Vorderhauptwirbel ausschließend die Hemisphärenmasse in sich fasset, welcher er zugeordnet ist, während diese Massen auch in die beyden andern Abtheilungen des Schädels sich ausbreitet, so daß diese keineswegs ausschließend mehr den Theilen des Gehirnes angehören, denen sie ursprünglich zugeordnet waren.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. August.

Nro. 168. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

System der Physiologie, umfassend das Allgemeine der Physiologie, die physiologische Geschichte der Menschheit, ꝛc.

(Schluß.)

Dennoch bringt dieses namentlich im Menschen überwiegend werdende Verhältniß der Hemisphärenmasse keine wesentliche Abänderungen in den Grundzügen der Cranioscopie hervor, welche auf der eigenthümlichen psychischen Bedeutung der drey Hauptregionen des Gehirns beruhen. Denn wenn die vordere Hirnmasse insbesondere als Organ des Erkennens, die hintere als Organ des Wollens und des Triebes, die mittlere als Organ des unbewußten Empfindens und Gegenwirkens betrachtet werden kann, so wird uns auch die stärkere und kräftigere Entwicklung der einzelnen Wirbel des Schädels, weil sie von der kräftigeren Entwicklung der innerhalb gelegenen Hirnregion abhängt, das Vorherrschen der einen oder andern psychischen Richtung einer menschlichen Persönlichkeit kund geben. Eine dürftige Entwicklung des Vorderhauptes wird uns Schwäche des Erkennens, eine kräftige dagegen höhere Intelligenz andeuten, weil die Entwicklung der Hemisphärenmasse innerhalb drs Vorderhauptwirbels das Symbol des Grades eines zum Bewußtseyn gesteigerten Erkennens ist. Eine dürftige Entwicklung des Mittelhauptes läßt auf eine bis zur Apathie steigende Gemütlosigkeit schließen, eine breite und hohe Entwicklung desselben auf ein reiches Gemüthsleben, weil die Entwicklung der Hemisphärenmasse oberhalb der zweyten Hirnregion das Symbol der zum Bewußtseyn gesteigerten dunklen Erfühlungen und Reactionen ist. Endlich so deutet jene dürftige Entwicklung des Hinterhauptwirbels, die wir namentlich bey den Cretinen finden, eine bis zur Willenlosigkeit herabgesunkene Schwäche des Begehrens und Wollens an, eine starke Entwicklung desselben das Gegentheil, weil die Entwicklung der Hemisphären oberhalb des kleinen Gehirns und innerhalb des Hinterhauptes das Symbol der zum bewußten Begehren und Wollen gesteigerten Willkühr- und Instinktsäußerungen ist, während ganz nach unten, da wo noch das kleine Gehirn selbst den Hinterhauptswirbel nach außen wölbt, sich insbesondere das mindere oder stärkere Vorherrschen des Geschlechtstriebes markirt. Dennoch kann auch wohl durch äußere Einwirkungen die gesammte Gestalt des Schädels modifizirt werden, ohne daß hiedurch das psychische Leben des dann allerdings in seiner Räumlichkeit ebenfalls veränderten Gehirns Beeinträchtigung erleidet, dafern nur, durch jene verändernden Einwirkungen die Ausbreitung der Primitivfaserung in den einzelnen Hirnmassen nicht selbst beschränkt wurde.

Die Lehre vom Bau und der Bedeutung des Skelets knüpft sich eben so wie an die Geschichte des Nervensystems, so nach einer andern Seite hin an die Lehre von der Bewegung und ihren Organen im menschlichen Organismus an. Das Zuströmen von Säften, das Ausdehnen des mehr und mehr als Punktmasse oder Bläschensubstanz sich zusammenhäufenden organischen Urstoffes und, so wie die Polarität der Organe sich entwickelt, eine Art von Kreislauf (kreisförmiges Strömen der Urbildungs-Flüssigkeit zwischen der sich fortbildenden Substanz), dieses sind die ersten im Organismus erkennbaren Bewegungen, ja im Pflanzenorganismus die (fast) alleinigen. Dennoch erhebt sich auch schon in den vollkommenen Pflanzen die erwähnte Bildungsbewegung zu deutlichen einzelnen Raumveränderungen oder

örtlichen Bewegungen und sie thut dieses auf noch viel höhere Weise im thierischen und menschlichen Organismus. Aber selbst bey diesem bemerkt man, daß die Bewegung früher ist als das Organ, durch welches sie später sich vorzugsweise äußert, denn es wird an jenen Stellen des im Entstehen begriffenen Baues, an denen später eine Bildung der contractilen Fasern (Muskeln) statt finden soll, schon lange vorher ein oscillatorisches Zucken, oder eine periodische Zusammenziehung der punkt- oder bläschenartigen Ursubstanz bemerkt.

Im Gebiet des Pflanzenlebens erscheint das Bewegen entweder als ein modifizirtes Wachsen oder als das Resultat einer polarischen, mit der elektrischen zu vergleichenden Spannung. Auch im thierischen Organismus entstehen und erhalten sich namentlich die oscillatorischen Bewegungen der Wimpern an der Epithelialfläche innerer Gebilde, z. B. der Athmungsorgane ohne Einfluß der Innervation, gleich den Oscillationen einer Luftschicht und der in ihr schwimmenden Körperchen über einer erhitzten Fläche. Sie sind übrigens durch ihre Stärke oder Schwäche Anzeigen von dem Grade der inwohnenden Lebenssteigerung. Nächst dieser Flimmerbewegung, die sich auch noch an abgeschnittenen Epithelialflächen-Stücken erhält und zeigt, und außer den Athmungsorganen auch der Auskleidung der Gehirnhöhlen so wie den inneren Organen der Erzeugung zukommt, läßt sich als ein anderes Urphänomen der organischen Bewegung jenes der Lebensspannung (turgor, erectio) betrachten. Diese ist der unmittelbare Ausdruck derjenigen stetigen Einwirkung der Idee des Organismus, durch welche überhaupt der collapsus aller Weichgebilde verhindert und diesen ihre wechselseitige Haltung (Spannung) des einen gegen das andere gegeben wird. Die besondere höhere, großentheils willkührlich werdende Bewegung des thierischen Organismus, oder die Muskelcontraktion kann nur da entstehen, wo das ursprünglich animalische: das Nervensystem sich im Gegensatz zu Organen herausgestellt hat, welche einer kräftigen Reaktion nach außen (als Muskelfaser) oder einer deutlichen Empfindung (als Sinne) fähig sind. Wie an Faraday's elektromagnetischen Apparat jedes Stück Eisen wenn es von einem Drath übersponnen ist, durch welchen eine ausreichend starke galvanische Strömung hindurch geleitet wird, magnetische Anziehung gegen anderes Eisen empfängt, welche Eigenschaft jedoch alsbald erlischt, wenn die galvanische Strömung nachläßt, so entsteht und erhält sich auch die Contraction der Muskelfasern nur durch die Strömung der Innervation. Wie sich unter der Einwirkung des galvanischen Stromes einzelne Eisentheilchen gegenseitig anziehen und vereinigen, so thun dieses die Muskelfasern unter dem Einfluß der Innervation.

Die Muskelsubstanz entsteht ursprünglich überall da, wo eine Wechselwirkung des Organismus entweder mit den absolut äußern Elementen oder mit einem innern, organischen Elemente Statt findet. Hieraus geht eben so eine Dreygliederung der gesammten Muskulation als des Knochensystemes hervor; es entstehet ein unter der Haut, ein um den Darm, die Athmungs- und Absonderungssysteme entwickeltes und endlich ein Gefäßmuskelsystem. Die vollkommenste Entwicklung der bewegenden Faser wird nun in dem unter der Haut hervortretenden, wesentlich auf das Nervenskelet sich beziehenden Muskelsystem erreicht. Hier vornämlich zeigen sich die quergestreiften Faserbündel; das Uebergehen der Enden in Sehnen; die innige Verbindung mit den Endumbiegungen der Nervenprimitivfasern, durch welche die entschiedenste Contraction entstehen kann. Diese Contraction als Folge der Nervenströmung kann verhältnißmäßig längere Zeiten so lange als die Innervation anhalten und fortdauern und was uns als Ermüdung des Muskels erscheint, das ist nur Erschöpfung der Innervation.

Die Muskelfasern des niedern Ranges, welche dem Muskelcylinder des Darmkanals und des Gefäßsystems angehören zeigen dadurch eine unvollkommnere Bildung an, daß sie an ihren Muskelfaserbündeln keine Querfasern besitzen. Hiedurch schließen sich dieselben der Form des contractilen Fasergewebes an, dessen Bewegungen noch mehr von Bildungsvorgängen und äußern Einwirkungen als von Nervenströmungen bestimmt werden. Ihre Reactionen werden noch von allgemeinen organischen

Erfühlungen, nicht von Sensationen hervorgerufen, sie beginnen deßhalb auch weit früher als an irgend eine gebildete Nervenfaser im Organismus zu denken ist, wie sich dieß an den Contractionen der werdenden, ersten Muskelschicht des Herzens im bebrüteten Eye zeigt. Die Bewegung dieser Muskelgebilde der niedreren Ordnungen sind auch in vorherrschendem Maaße dem Walten dessen unterworfen, das wir als Instinkt bezeichnen, bey dessen Betrachtung Cuvier an die Lehre von den angebornen Ideen erinnert. Namentlich zeigt sich auch an der Muskulatur des Gefäßsystemes, besonders am Herzen, jene Periodizität der Bewegungen, welche auf das Wechselverhältniß des einzelnen Organismus zum Ganzen hindeutet.

Wie beym Sehen den angestrengten Augen dadurch eine Erleichterung zukommt, daß diese Funktion abwechselnd jetzt mehr das eine, dann das andere Auge übernimmt, so bey manchen Verrichtungen der Glieder, z. B. beym Stehen, den Muskeln des einen Fußes durch die stellvertende Anspannung der Muskeln des andern. Ueberdieß sind auch an jedem einzelnen Glied immerhin mehrere Muskeln für ein und dieselbe Funktion bestimmt, welche wechselseitig sich ablösen und unterstützen können. Die wahre, nicht von Erschöpfung der Innervation abhängende Entkräftung der Muskeln geht von Entziehung des Ernährens, durch das Gefäßsystem aus. Unter den verschiedenen Arten der Bewegungen am thierisch-menschlichen Leibe stirbt die Wimperbewegung z. B. an dem Epithelium der Gehirnkammern vielleicht zuletzt, denn sie wurde von Valentin noch 2 bis 3 Tage nach dem Tode des Menschen oder der Thiere beobachtet. Eben so zeigt das Muskelsystem der plastischen Region des Organismus, namentlich der Uterus, zuweilen mehrere Tage nach dem Tode (oder dem Aufhören der Reaktionen des Nerveninnern) noch Contractionen. Unter den verschiedenen Arten der willkührlich beweglichen Muskeln sterben bekanntlich die ausstreckenden Muskeln zuletzt ab.

Wie sich, bey all den so eben betrachteten Vorgängen des organischen Lebens alle eigentliche Lebensthätigkeit auf die Wechselwirkung von dynamischen Gegensätzen (Polarisation) gründet, so ist der Anfang alles individuellen Lebens durch das Entstehen des Geschlechtsunterschiedes bedingt. Nur das unbefruchtete Ey ist geschlechtslos, mit dem Moment der Befruchtung hebt sich gleichzeitig die Richtung der Polaritäten des Geschlechtes und das Leben selber an. Als Nachbild eines wahrhaften Schöpfungsaktes erscheint namentlich im männlichen Körper das Entstehen der bey verschiedenen Thieren sehr verschieden gestalteten Spermatozoeen, welche sich im Alter der Reife und Frische des Lebens aus einzelnen anschwellenden und dann berstenden Bläschen des Sperma entwickeln; erzeugt aus der Kraft eines höhern Zeugenden und als Träger oder vielmehr Zeugnisse dieser Kraft, ohne selber fähig zu seyn, sich durch Fortzeugung ihrer Art und Form zu vermehren und zu erhalten, obgleich sie in einem ihnen angemessenen Elemente Tage lang nach der Ausscheidung aus dem sie erschaffenden Organismus fortleben können.

Den Schluß des Werkes bilden die Betrachtungen des Verf. über das Seelenleben. Nicht die dem einzelnen organischen Daseyn zu Grunde liegenden Ideen schlechthin, sondern nur die neben ihrer unbewußten Wirkungssphäre auch zum Welt- und Selbstbewußtseyn entwickelte Idee heißt ihm Seele. Diese, die Seele, ist der eigentliche, innere Mensch im Menschen; ein Wesen, welches innerhalb der Idee des Organismus aus sinnlichen Vorstellungen geworden ist, ohne in sich selber die Schranken der Sinnlichkeit anzuerkennen, indem seine Elemente, die Vorstellungen zwar mit der Belegungsmasse der Centralgebilde des Nervensystems fort und fort sich in einer genauen Wechselwirkung befinden, dessen inneres Seyn und Wachsthum aber keineswegs an die einzelne, gegenwärtige Form des Daseyns gebunden ist. Das Werden der Seele zur Idee beginnt zwar mit dem Wechselverkehr der letzteren mit der Aussenwelt, demnach schon bey der Geburt; der unvollkommene Anfang desselben entfaltet sich jedoch nur allmählig zur eigentlichen Form des Selbstbewußtseyns. Hiebey zeigt sich, daß das Wachsthum der Seele analog jenem des Leibes durch eine Art von Ernährung (Lebensinnerung) und Lebensäußerung (Ausscheidung, Rückwirkung) gefördert werde. Die Richtung des gesunden Wachs-

thums der Seele gehet immer nur nach dem Urquell des Daseyns, nach der höchsten, göttlichen Idee hin; alle andere Fortschreitung der Seele ist kein Wachsthum, sondern führt zu einer Verkümmerung derselben.

Auf eine sehr sinnreiche Weise vergleicht der Verf. die Vorgänge im Leben und in der Entwicklungsgeschichte der Seele mit den Vorgängen in der Entwicklungsgeschichte des Leibes. Die Vorstellungen, welche ein bleibendes Eigenthum der Seele werden sollen, müßen eben so wie die Nahrungsmittel, wenn sie zur Ernährung der leiblichen Organe dienen sollen, in eine Art von Cirkulation eingehen; sie dürfen nicht als ruhend vor der Seele verharren, sondern sie müssen in einem fortwährenden innern Zuge abwechselnd in die beyden wesentlichen Sphären der Seele (die bewußte und bewußtlose) eingehen und auf diese Weise das Vorstellungsleben der Seele — das Denken — begründen und erhalten. Denn es bedarf keiner lang fortgesetzten Beobachtung unserer selbst, um zu erkennen, daß von allem, was wir unser geistiges Eigenthum nennen, von allem, was in uns als Vorstellung, Gefühl und Begehrung liegt, immer nur verhältnißmäßig ein sehr kleiner Theil auf einmal im Bewußtseyn erscheint, während sich der übrige größere Theil im Unbewußtseyn befindet, aus welchem derselbe zu anderer Zeit wieder an das Bewußtseyn herauftritt, während dann vielleicht der erstere aus dem Bewußtseyn schwindet. Wie beym Blutumlauf in den Systemen der Venen und Arterien erkennen wir hier ein abwechselndes Bewegen aus einer (wachen) Tagseite des Seelenlebens in eine (schlafende) Nachtseite und umgekehrt aus dieser in jene. Ohnehin gehört eine ganze Reihe der aus den dunkeln Erfühlungen hervorgehenden Begehrungen, Empfindungen und Vorstellungen ausschließender und auf bleibende Weise der Nachtseite des Seelenlebens an, und diese, wenn sie neben dem großentheils durch Willkühr aufgerufenen Denken sich im Bewußtseyn anzeigen, erscheinen als Ahnungen, Vorgefühle und als dunkle, instinktartige Triebe. Hier ist es, wo die Betrachtung solcher verschiedenartiger Vorgänge des Seelenlebens den Gegensatz zwischen klarem, individuellem Verstehen und zwischen Ahnung oder selbst Inspiration berühren darf. „Die Idee, an und für sich, ist nur innerhalb einer höchsten, göttlichen Idee möglich und wesend, aber auch nur innerhalb dieser, des Verbandes eines allgemeinen Gottbewußtseyns, d. h. eines unmittelbaren Theilhabens und Vereintseyns mit allen Ideen theilhaftig.“ Dadurch, daß dieselbe als besonderer Organismus sich darlebt und hiedurch aus jenem Verbande in gewissem Maaße heraustritt, verliert sie zugleich etwas von jenem „allgemeinen Bewußtseyn“ und wird desselben nur noch in solchen Momenten theilhaftig seyn, in denen ihre Ichheit mehr zurücktritt. Daher der Instinkt nur bey Thierseelen der niederen Ordnung; daher die Unverträglichkeit des höheren Gottesbewußtseyns mit selbstsüchtigem Eigenwillen.

Seelengesundheit ist nichts Anderes als ein vollkommen harmonisch in seiner Richtung auf eine höchste, göttliche Idee fortschreitendes (vorstellendes und wollendes) und darin sich glücklich fühlendes Seelenleben. Dieser Zustand kann in hohem Grade bey einem kranken Organismus vorhanden seyn und umgekehrt wieder ein wahrhaft erkranktes zerstörtes Seelenleben bey einer in ihrer leiblichen Erscheinung sich ganz ungestört darlebenden Idee. Das Krankseyn der Seele, in so fern es in der Nachtseite oder in der Tagseite ihres Lebens wurzelt, erscheint dort als Irrseyn, hier als Sündhaftigkeit.

Wir haben hier nur einzelne Züge hervorgehoben von einem Werk, welches durch seine Reichhaltigkeit und Eigenthümlichkeit Ansprüche hat auf eine theilnehmende, gründliche Betrachtung seines wohlvollendeten organischen Ganzen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. August.

Nro. 169. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Colonia Sumlocenne. Rottenburg am Neckar unter den Römern. Mit Rücksicht auf das Zehntland und Germanien überhaupt. Ein antiquarisch-topographischer Versuch von Domdekan von Jaumann. Mit 28 Lithographien, herausgegeben vom k. Würtembergischen Verein für Vaterlandskunde. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. 1840. 8.*)

Mit Vergnügen nimmt gewiß Jeder ein wohl ausgestattetes Buch zur Hand; so empfiehlt sich auch die vorliegende Schrift durch ihr Aeußeres, den hübschen Druck auf gutem Papier und durch die artigen Lithographien, welche ihr beygefügt sind. Wir sind aber nicht gesonnen unsere Leser glauben zu machen, die gute Ausstattung berge etwas ihr nicht Entsprechendes in sich, sondern im Gegentheil auch der Inhalt des Buches hat uns sehr angezogen, sowohl wegen des Interesses des Gegenstandes, als auch wegen der Art und Weise der Darstellung, die demselben zu Theil geworden ist.

Die Zeit der Kämpfe der Römer mit den Deutschen hat als Geschichtsperiode etwas ungemein Anziehendes für sich, einen Reiz, der in gewisser Beziehung größer ist, als die innere Geschichte des römischen oder des spätern deutschen Reiches selbst, deßhalb eben, weil in diesen Kämpfen zwey Völker in ihrer so ganz verschiedenen Eigenthümlichkeit einander gegenüber treten. Dem einen dieser Völker gehören wir durch Abstammung an, aber auch dem andern sind wir auf geistige Weise verwandt geworden. Daher suchen wir unermüdet nach den Spuren, welche der Fuß des Römers in Deutschland zurückgelassen hat und dieses Streben hat eine Mehrheit von wichtigen historischen Werken ins Leben gerufen, denen dieß neue sehr anmuthige und zugleich gründliche Buch sich anschließt. Die Forschungen Döderleins, Hanselmanns, Buchners, von Stichaners, Knapps, Muchar's, Leichtlens, Steiners u. Anderer werden durch die Geschichte der Colonia Sumlocenne, auf deren Trümmern die Rottenburg und Sülchen, welches den Namen bewahrt, erbaut sind, zu einer noch größeren Einheit mit einander verbunden. — Als Beyspiel der Darstellungsweise des Verfassers möge folgende Stelle (S. 88) dienen:

„Ein und ein halbtausend Jahr sind verflossen, seit ehemals unter den Römern reges Leben, Handel und Wandel, Gewerbe aller Art hier blühten, Tausende von Menschen ringsher schon walteten und die Wissenschaften und Künste pflegten; Verschanzungen auf den Höhen sich erhoben, nahenden Feinden drohten und sie fern hielten; herrliche Gebäude auf den Hügeln umherstanden und auf das weite Thal herabschauten; Quellen in Wasserleitungen stundenweit herbengeführt wurden, Bäder dampften und erfrischten; die Ebene vom Geklirre römischer Waffen und vom schweren Schritt römischer Cohorten und vom Rufe römischer Sprache wiederhallte. — Ein Haufe rächender Deutschen brach herein, und unter ihrem barbarischen Schritte stockte das Leben — und erlosch. Was fliehen konnte floh, Gewerbe, Hab und Gut verlassend, oft kaum das Leben rettend: Schanzen wurden erstürmt, Menschen und Thiere gemordet, Häuser geplündert und dem Feuer und sonstigen Verwüstungen Preis gegeben, und wo sonst des Lebens lautes Getümmel wogte, auf dem „alten Markte" (Forum), auf dem Fleischmarkte (Macellum) (Namen von Feldgewenden bey Sülchen) liegen nun die

*) Diese Schrift ist zwar in Nr. 71. dieses Jahrganges bereits angezeigt; man hat aber eine später eingelaufene, ausführlichere Anzeige den Lesern dieser Blätter nicht vorenthalten zu dürfen geglaubt. A. d. R.

Häuser, Villen, Tempel und Theater (?), Gerichtshöfe, Denkmäler aller Art tief unter der Erde, unter ihrem eigenen Schutte begraben, und der Pflug geht über sie hin, die Saaten wogen auf denselben im Abendhauche und zeigen nur durch ihre Spärlichkeit und die fahle Farbe den Zug gewaltiger Mauern und Strassen und sind so die Grabschrift vergangener Römerhoheit und Macht. Kaum zeigen nur leise Spuren noch den Riesenschritt dieser Welteroberer in grünenden Rasen ihrer Verschanzungen und Strassen über der Erde."

Für den Leser, dem vielleicht frühere Mittheilungen über die Auffindung des Namens dieser Colonie nicht zu Gesicht gekommen, oder nicht mehr erinnerlich sind, mögen zunächst ein Paar Notizen über das auffallende Wort Sumlocenne vorangeschickt werden. Ein der Diana gewidmeter Denkstein (S. 119), der zu Rottenburg aufgefunden wurde, enthielt die Inschrift:

„Pro juventute C. SVM."

Letztere Buchstaben enthielten unstreitig den Namen der römischen Colonie. Leichtlen (Schwaben unter den Römern) macht auf eine zu Chatillon in Savoyen gefundene Inschrift aufmerksam, in welcher ein bis zum Jahre 180 in Schwaben stehender zur achten Legion gehörender Soldat als Civis Sumlocennensis kenntlich gemacht wird. Der Verfasser der vorliegenden Schrift, welcher äußerst thätig die Nachgrabungen betreiben ließ, fand dann im Jahre 1834 eine Thonscherbe, auf welcher unverkennbar das Wort Sumloc. stand, zwey andere später ausgegrabene Scherben gaben Sumlocen und eine im Jahre 1836 gefundene: — locenne. So war denn allmählig der ganze Name entdeckt. Allerdings lag es nun nahe, diesen Ort Sumlocenne für identisch mit dem auf der Peutingerschen Tafel genannten Samulocenis (beydes keltische Namen) zu halten, wie dieß namentlich von Leichtlen geschehen ist. Hievon wird indessen durch den Verfasser der vorliegenden Schrift das Gegentheil dargethan, Samulocennis an der Donau bey Tuttlingen oder Meßkirch (s. auch Eitenbenz, die römischen Niederlassungen bey Meßkirch) festgestellt, dagegen gezeigt, wie Sumlocenne und das romanisirte Solicinium, wo im Jahre 368 Kaiser Valentinian siegreich kämpfte, einerley seyen. Aus sprachlichem Grunde hatte sich gegen Leichtlens Conjectur Duncker (Orig. Germ. p. 47) erklärt, indem er sagt: es sey nicht richtig, mit Leichtlen Samulocenna für Sumlocenna zu lesen, denn Samulus heiße keltisch soviel als Anemone, cenna aber sey caput, cacumen. Wenn es richtig ist, daß Samloc, Sumloc wie Eitenbenz a. a. O. es erklärt, wirklich Sonne bedeutet, wofür das römische Solicinium sprechen möchte, so würde sich nunmehr auch wohl eine bessere Erklärung des ganzen Namens ergeben, als die von Jaumann, mit Beziehung auf einen keltischen Stamm Ceni, gegebene; Sumlocenne wäre dann soviel als: Sonnenhöhe.

Doch wenden wir uns nunmehr zu dem Gange der Darstellung, welchen der Verf. erwählt. Das Ganze zerfällt in zwey Abschnitte, einen topographischen und einen antiquarischen Theil, in dem erstern sind alle Nachrichten über den Ort Sumlocenne zusammengestellt, in dem letztern wird eine Beschreibung der verschiedenen Gegenstände, welche man allmählig in Rottenburg und in der Umgegend ausgegraben hat, geliefert. Zu diesen gehören die hübschen Lithographien, welche dem Buche beygegeben sind, gern würden wir aber auch eine Zugabe der Art zu dem ersten Theile gesehen haben, nämlich einen, so weit die Nachrichten es gestatteten, möglichst deutlichen Plan der alten Stadt und eine kleine Karte der unmittelbaren Umgebung derselben.

Um in Kürze die wichtigsten Resultate der Arbeit zusammenzustellen, so möchten diese folgende seyn: die Römer sind in die Gegend von Rottenburg nicht von der Donau, sondern vom Rheine her eingedrungen und haben zuerst das rechte, erst späterhin auch das linke Neckarufer befestigt. Jenes geschah zu einer Zeit, wo jene Gegenden zwar nicht völlig wüste — denn auch der Eremus Helvetiorum bedeutet nur eine wegen der großen Waldungen wenig bewohnte Landstrecke — aber doch nur dünne bevölkert waren. Diese Bevölkerung war frühzeitig eine gemischte, theils Helvetier, theils Gallier, welche von der andern Seite des Rheins hinüberkamen, um sich hier, freylich den Plünderungen der herumstreifenden germanischen Stämme ausgesetzt, niederzulassen. Gegen die Deutschen wurden nun eben diese Befestigungen angelegt und, wahrscheinlich in der Zeit Vespasians, vielleicht auch

vor ihm, wurde hier (in eine Celtiſche Stadt) eine römiſche Colonie geführt; ſie lag zwar im Zehntlande (welchen Namen der Verfaſſer S. 47 nicht nach Niebuhrs Vorſchlägen, dem auch Mone, Anzeiger Jahrg. 3. S. 335. gefolgt iſt, erklären will), war aber nicht die Hauptſtadt, ſondern dieſe Ehre gebührt der andern Stadt Samulocenis. Unter dem Schutze der Befeſtigungslinie, welche allmählig von Kellheim an der Donau beginnend und von hier über Altmannſtein, Weiſſenburg, Gunzenhauſen, Mainhart, Jarthauſen nach Aſchaffenburg und bis zum Taunus geführt wurde, ſtieg das Zehntland überhaupt, und insbeſondere jene Colonie zu einer großen Blüthe empor. Davon geben nicht die vielen Caſtelle, wohl aber die vielen Straſſen (in Betreff welcher S. 32 mehrere Berichtigungen gegeben werden) und die großartigen Waſſerleitungen, ſo wie manche andere Gegenſtände, welche man entdeckt hat, hinlänglich Zeugniß. Insbeſondere wichtig iſt in dieſer Hinſicht ein dem Jahre 225 n. Chr. angehörender Denkſtein (S. 45, 172 u. f.), welchen Marcus Meſſius Fortunatus ein Großhändler (Negotiator) und Sevir Augustalis zugleich Armeelieferant u. Kunſttöpfer, ſetzen ließ. Damals gab es hier höhere Magiſtratsperſonen, Präfekten, Prätoren, Curionen, Duumviren, Triumviren, Seviren u. ſ. w. Kurz es fand ein reges militäriſches und bürgerliches Leben Statt. Allein wenn der Verfaſſer (S. 45) ſagt, daß „ſelbſt ein Handels- und ein Gerichtscollegium (Mercuriales, familia hercisecunda)“ ſich hier befunden habe, ſo beruht letzteres, wenigſtens unter dem Namen familia hercisecunda, unzweifelhaft auf einem Mißverſtändniſſe. Trotz jener römiſchen Behörden und der vielen römiſchen Soldaten muß man ſich die Stadt und das Treiben in derſelben doch nicht durchaus römiſch denken, ihrem Charakter nach war die Stadt wohl nicht viel mehr römiſch, als Bombay und Madras engliſch ſind. Verſchiedene Völker beſuchten hier den Markt, insbeſondere ließen ſich gern die Hermunduren ſehen (S. 66 S. 107). Aber eben jene Zeit des Anfanges des dritten Jahrhunderts, wo ſich namentlich Caracalla hier aufhielt, war auch die Blüthezeit der Colonie; ſie gewann damals ihre größte Ausdehnung, die ſich weit über das Terrain des heutigen Rottenburg erſtreckte, aber nicht lange darauf wurde dieſelbe ſchwer heimgeſucht. Mögen ſich die Römer in dem Beſitze derſelben auch noch bis über die Mitte des dritten Jahrhunderts, wo hier Poſthumus als Dux limitis transrhenani aufgeſtellt wurde, behauptet haben, gewiß iſt, daß ſeit 260 n. Chr. bis 275 die Alemannen ſich den Beſitz dieſer Gegenden erſtritten haben. Allerdings gelang es Probus, abermals den römiſchen Waffen über die Alemannen den Sieg zu verſchaffen, und ſo wurde auch Sumlocenne wieder erobert; bekannt iſt, wie Probus ſich mit ſeinen Hoffnungen ſo weit verſtieg, daß er glaubte, ganz Germanien zu einer römiſchen Provinz machen zu können. Allein ſein frühzeitiger Tod (282) ſetzte ſeinen Entwürfen ein ſchnelles Ziel, und nunmehr wurde das Zehntland von den Alemannen beſetzt, ſo daß es zu Ende des dritten Jahrhunderts auf dem rechten Ufer des Rheins und auf dem linken Ufer der Donau keine Römerſtadt mehr gab. Hin und wieder drangen zwar noch einzelne Kaiſer, wie Julian und Valentinian, der den Alemannen bey Sülchen die bekannte Schlacht lieferte, vor, allein dieß war doch etwas ganz Vorübergehendes. Insbeſondere macht der Verfaſſer in dieſer Hinſicht auf die Peutingerſche Tafel (S. 110 u. f.) aufmerkſam und zeigt, wie auch dieſe nur noch vier Städte zwiſchen Rhein und Donau kenne (Fenedo, Julius magus, Brigobanne und Arae fluviae), bey Samulocenis an der Donau aber das Brückenzeichen mache, woraus um ſo mehr hervorgehe, daß dieß nicht die Colonia Sumlocenne am Neckar ſeyn könne, wie denn überhaupt die Angaben jener Tafel ganz ei-

gentlich nur auf das rechte Donauufer sich beziehen, mit Ausschluß des Winkels zwischen dem Ursprunge der beyden Hauptströme, der allerdings noch eine Zeitlang römisch blieb (S. 72 S. 76. S. 113). Eben so thut er dar, daß der bey Eumenius erwähnte Transitus Contiensis über die Donau nicht, wie häufig angenommen worden ist, Günzburg sey, sondern vielmehr Conzenburg (S. 116), ferner daß Lupodonum nicht in Ladenburg, sondern in Lupferberg in der Nähe der Quellen der Donau wiedergefunden werde (S. 75, 117).

Ehe wir diesen vielfach belehrenden Abschnitt, der noch eine Menge Nachrichten über die Beschaffenheit des Zehntlands, namentlich auch in Betreff des Ackerbaues, der Gewerbe und des Handels enthält, verlassen, erlauben wir uns nur noch einige Bemerkungen über den Namen Arioviſt und den der Alemannen. S. 46 und S. 85 führt der Verfasser jenen germanischen König, welcher gegen Cäsar stritt, unter Namenserläuterungen ein, denen wir doch nicht so ganz beystimmen können; einmal wird er Ehrenvest, das andere Mal Heervest genannt. Sollte ario wirklich Heer heißen, so möchte — vist — (vergl. Grimm Grammatik Bd. 2 S. 536) wohl eher mit veisa, dux, zusammenhängen, wie sich auch bey Beowulf here-visa findet; vielleicht gehört aber (Grimm a. a. O. S. 447) ario zu ara (Aquila) althochd. aro, dann wäre — vist wohl zu veisis (gnarus, sapiens s. Grimm a. a. O. S. 577) zu ziehen und Arioviſt hieße: Adlerweise. Hinsichtlich der Alemannen huldigt der Verfasser (S. 56) auch noch der Ansicht, daß darunter mehrere verschiedene Völker oder wohl eine Mischung von allerhand Völkern verstanden wurde, indessen die von Müller (Marken S. 212 u. f.) und Pott (Forschungen. Bd. 2. S. 524) vorgeschlagene Erklärung von ali-man (Fremdling, Ankömmling) möchte wohl bey Weitem mehr für sich haben.

Was endlich das Antiquarium anbetrifft, so ist dieses zum Theil auch das Resultat der von dem Verfasser selbst veranstalteten oder veranlaßten Nachgrabungen. Die fahle Farbe einzelner Striche in Getreidefeldern ist besonders in heißen Sommern der Verräther, daß unter der Erdoberfläche sich Gemäuer befindet, bisweilen hat aber auch ein Maulwurf den ihn in seinem Baue hinderlichen Gegenstand z. B. einen goldenen Fingerring, dem aufmerksamen Alterthumsforscher in den Weg geworfen. In der That bietet dieser Theil des Buches dem Archäologen sehr viel interessante Gegenstände. Mit Sicherheit läßt sich aus den verschiedenen Denksteinen und andern Hülfsmitteln feststellen, daß in dem Zehntlande bis etwa zum Jahre 180 die achte Legion gestanden hat (S. 20, 51 u. f. S. 144); ihr Hauptquartier war Straßburg, wohin nachmals die 22ste Legion kam, während jene nach dem Mittelrhein rückte. Hinsichtlich der Religion liefern auch die hier aufgefundenen Monumente jenes Chaos von Göttern aller Völker, wie sie die Römer in ihren Ideenkreis allmählig aufgenommen hatten. Die Denkmäler selbst werden der Reihe nach in dem §. 3 des Antiquariums beschrieben, nachdem zuvor ausführlich von den Gebäuden, Bädern, Heizungen, Säulen u. dgl. Gegenständen gehandelt worden ist. Dann folgen die Beschreibungen der Grabhügel, Geschirre und anderer Geräthschaften und endlich der Münzen; unter den Goldmünzen ist ein Caput Apollinis ($\frac{1}{4}$ Philippiker) und eine gothisch-römische Münze vom König Totilas und unter den silbernen mehrere Arten vom Kaiser Otho und Vespasianus (S. 239) ausgezeichnet.

G. Phillips.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. August.

Nro. 170. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Physici et Medici graeci minores. Congessit, ad fidem Codd. Mss. praesertim eorum, quos beatus Diezius contulerat, veterumque Editionum partim emendavit partim nunc prima vice edidit, commentariis criticis indicibusque tam rerum quam verborum instruxit Julius Ludovicus Ideler. Vol. I. Berolini 1841. 440. S. 8.

Wiewohl von dieser Sammlung nur erst der erste Theil ausgegeben ist, so kommt doch auch über diesen allein manchem eine Anzeige nicht unerwünscht, wenn er erfahrt, was er darin findet, was er da nicht zu suchen hat. Denn die Aufschrift: Physici et Medici gr. minores, könnte einen leicht auf den Gedanken bringen, außer Hippokrates, Galenus, Aretäus, Paulus von Aegina, Dioskorides, Alexander v. Tralles und ähnlichen, die für Kühn's Ausgabe geeignet sind, werde man die zahlreichen Aufsätze der griechischen Aerzte finden, die theils schon bekannt gemacht, theils bisher unter den Handschriften der größeren Bibliotheken verborgen gelegen sind. Und wie mit den Aerzten, so auch mit den kleineren Physikern; denn auch diese Benennung giebt keinen Maßstab, daran derjenige, der nur die Aufschrift, den Titel des Buches lieset, ermessen könnte, was er alles hier erwarten dürfe, was nicht. In allen Zweigen der Künste und Wissenschaften, die von den Griechen zumal, und auch von den Römern bearbeitet worden sind, wäre zu wünschen, daß die kleineren Aufsätze der namhaften wie auch der ungenannten und unbekannten Autoren so vollständig als möglich gesammelt und in correctem Drucke zugänglich gemacht würden; denn viele derselben sind nur einmal, manche noch gar nicht gedruckt. Am tadelnswerthesten hält Referent die Vernachläßigung der alten griechischen kleineren Mathematiker und was dahin gehört, der Astronomen, Musiker und Mechaniker. Zwar der στοιχειωτής, Euklid, ist öftermalen griechisch und lateinisch herausgegeben worden, — in früheren Zeiten; allein auch er ist in der neueren Zeit von den meisten Schulen verdrängt, und die von Cammerer und Hauber unternommene große Ausgabe ist nach den ersten 6 BB. stecken geblieben. Archimedes ist zweymal griechisch gedruckt, desgleichen Ptolemäus; aber die mathematischen und mechanischen Sammlungen des Pappus werden allen Aussichten nach in den Bibliotheken vermodern, ohne je ans Licht zu treten. Gut wenigstens, daß die Erneuerer der Wissenschaften alles Menschen mögliche gethan haben, daß z. B. Fr. Commandini die Συναγωγαὶ μαθηματικαὶ des Pappus wenigstens in lateinischer Bearbeitung erhalten hat, daß Isak Barrow, Joh. Wallis, die großen Lehrer Newtons u. a. theils in lateinischen Uebersetzungen, theils in einzelnen Bruchstücken das Andenken alter Mathematiker erhalten und ihre Verdienste anerkannt und gepriesen, ja bewundert und angestaunt haben. Seit ihren Tagen ist aber nichts mehr dergleichen geschehen, und Autolykus v. Pitane z. B., der älteste uns erhaltene mathematische Schriftsteller der Griechen, ist einmal griechisch und lateinisch von Mag. Conrad Dasypodius (Rauchfuß), Prof. Matheseos zu Straßburg, 1572 herausgegeben, und dann vor und nachher nie wieder, so daß er in den auch größeren öffentlichen Bibliotheken an Universitäten ꝛc. nicht gefunden wird. Die Elemente der Astronomie von Geminus dem Rhodier, ein eben so lehrreiches als klar geschriebenes Werkchen, sind in der ersten Ausgabe von Hulderich in Altdorf 1590 dem Ref. nie zu Gesicht gekommen, und in dem selbst schon seltenen

Uranologium v. Dionys. Petavius gänzlich vergessen und vergraben. Der Heronsball und Heronsbrunnen werden wohl noch in den Lehrbüchern der Physik erwähnt, aber was sich von dem Erfinder, dem ältern Alexandriner Heron und von den späteren gleichnamigen erhalten hat, ist theils einmal lateinisch (von Frid. Commandini. Urbino 1575) theils einmal einiges griechisch in dem damals splendiden Prachtwerk der Veterum Mathematicorum, Paris 1693 e typogr. reg. fol. gedruckt. Zu einer Zeit, in der die Druckerpressen so viel zu thun haben und die industriellen Interessen so mächtig befördern, darf wohl an diese Trümmer und Ueberreste des Alterthums erinnert werden, zumal sie an Werth in alle Wege manche der seit einigen Jahren zu Tage geförderten Fragmente von Grammatikern, Glossatoren, Lexikographen u. dgl. weitaus übertreffen. Hr. Ideler, der sich in seiner Ausgabe der Meteorologie des Aristoteles schon als Philolog und auch als Mathematiker und Physiker gezeigt hat, würde sich manche Freunde des Alterthums und der Wissenschaften verbinden, wenn er einzelne solcher Werke — so gut als zum erstenmale, wiederum — erneuerte, und am besten wohl ohne lat. Uebersetzung, dafür aber mit der nöthigen kurzgefaßten Sacherklärung begleitete; in seinem Commentar zur Meteorologie hat er des Guten viel zu viel gethan. Für die Einsicht in den Gang, welchen die physikalischen und insbesondere die mathematischen Wissenschaften bey den Hellenen genommen haben, sind jene alten einfachen Schriftchen des Autolykus, Euklides (Optik und Katoptrik, Astronomie ꝛc.) Aristarchus, Menelaus ꝛc. von unschätzbarem Werthe. Dazu kommt, auch wenn man von dem philologischen, sprachlichen Interesse absieht, noch der bedeutende Umstand, daß laut der Geschichte in den späteren Zeiten des gänzlichen Verfalls und unter den Barbaren im Abend- und im Morgenland, begreiflicher Weise nicht die ἐγκύκλια παιδεία der alten Hellenen, nicht die Humanitätsstudien gegolten und die Sprach- und Sachkenntnisse erhalten haben, sondern, daß einzig um einiger Realien willen, die ausgestorbene hellenische Sprache gepflegt und gelesen wurde. Die Araber und alle Moslemen haben von der reichen griechischen Literatur nicht die Klassiker, weder in Poesie noch in Prosa, bey sich aufgenommen, sondern nur Mathematiker, Geometer, Astronomen, Geographen, Philosophen, Aerzte, Physiologen, u. dgl. m. Bekanntlich haben sich manche derley Autoren nur in arabischen und hebräischen und in den aus diesen Sprachen gefertigten lateinischen Uebersetzungen erhalten, und auf den wissenschaftlichen Geist des Mittelalters und auf einen großen Theil selbst noch der Erneuerer aller Wissenschaften einen noch nicht genug erwogenen Einfluß gehabt: Manche kleine Schriftchen der spätern griechischen Schriftstellerey bekommen durch den Hinblick auf ihre geschichtliche Wirkung daheim und in der Fremde einen Werth, den sie an und für sich nicht in Anspruch nehmen können; im Gegentheil müßten manche um ihrer selbst willen nur verschmäht werden. Ich habe vorher Geographen unter denen genannt, die die Orientalen aufnahmen; indessen ists eigentlich nur der einzige Ptolomäus, dessen Geographie bey ihnen Eingang fand, nicht die des Strabo; der ja auch unter Griechen und Römern nicht viel in Umlauf kam, und der mit seinen reichen antiquarischen, historischen und humanistischen Notizen aller Art jenen wilden Natursöhnen, die plötzlich aus ihrem rohen Naturstand, ohne vorhergegangene Civilisation, zur geistigen und wissenschaftlichen Cultur getrieben wurden, nicht zusagen konnte, weil er ihnen schlechterdings unverständlich war, und nach ihrer Umgebung und Erfahrung bleiben mußte. Strabo betrachtet Länder, Völker, Städte aus dem Gesichtspunkte der griechischen bürgerlichen, städtischen und gemeinheitlichen Verfassung und Cultur, der allgemeinen rhetorischen und philosophischen und der sonderheitlichen nach den einzelnen exacten Wissenschaften. Was sollte ein Moslem von damals und von heute dabey denken? Dagegen Ptolemäus, dessen Geographie außer den Namen der Völker, nur die Lage der Oerter und Landschaften nach Längen- und Breitengraden angiebt, war auf diesem Feld ganz der rechte Mann für sie. Hätten nun aber diese rohen Sieger nicht wenigstens sich in die wissenschaftliche Zucht der Griechen begeben, hätten sie nicht wenigstens auf diesem Kampfplatz die Ueberlegenheit der entarteten und durch Eindringlinge verschlechterten Enkel derselben anerkannt, und was diese noch zu geben vermochten, sich zu Nutze ge-

macht: so würde unser Verlust in allen Zweigen der griechischen Literatur noch viel größer seyn, als er außerdem schon, klagenswerther Weise, ist. Nicht viel besser als bey den Muhammedanern stand es gleichzeitig auch bey den Christen. Astronomie und Mathematik erhielten sich Jahrhunderte lang nur soviel, als zur Nothdurft ausreichte, die wechselnden Feste, Ostern und Pfingsten zu berechnen; in mehreren Jahrhunderten sind Anweisungen zu dieser Osterberechnung die einzigen Werke, die das Andenken an die alten Meister erhalten mochten. Die Astronomie war mehr als in Schatten gedrängt von der Astrologie, von der Genethlialogie im Morgen- und im Abendland, deßgleichen die Physik und Medicin von der Dämonologie und Magie, wie sich auch gleich aus der vorliegenden Sammlung belegen ließe.

Von dem Inhalt derselben soll nun sogleich eine kurze Anzeige gemacht werden, soweit es ohne den 2ten Theil abzuwarten angeht; denn weitere Texte als die in diesem ersten Bande enthaltenen werden uns nicht zugesagt. Im 2ten Theil, sagt Hr. Ideler in der Vorrede, dabimus ibi Catalogum Codicum, quibus usi sumus, fere CC numero, maximam partem a Diezio collatorum, dabimus singulorum librorum, quae vocari solet, historiam literariam, dabimus denique indicem, res et verba commemoratione digna vel nondum in lexicis enodata continentem. — Möge er dieß alles nur kurz, mit fast ähnlicher Wortkargheit thun, als Jmm. Bekker. Denn dieserley Quark und Plunder soll sich ja nicht breit machen. Herr Ideler erkennt es selber an, daß absoluter Werth keinem oder den wenigsten dieser Aufsätze und Papierschnipfelchen zukommt; nur der Philolog und Historiker im Widerspiel mit dem Juristen, mag hier sagen: Graeca sunt, ergo leguntur. Es sind 32 Nummern in dieser Sammlung, darunter neune hier zum erstenmal — angeblich — erscheinen. Ich sage angeblich; — denn wer mag solchen Dingen immer seine Aufmerksamkeit schenken und sich's anzeichnen, wo er dieses und jenes Fetzchen gelesen hat? —

1) Den Reihen beginnen die medicinischen Bedenken und physischen Probleme (*ἰατρικῶν ἀπορημάτων καὶ φυσικῶν προβλημάτων βιβλία δύο*), die unter dem Namen des Alexanders von Aphrodisias gehen, aber von anderen mit besserem Grunde dem Alexander von Tralles (s. Hecker II. 182) beygelegt werden. Der erstere schreibt noch verhältnißmäßig gut und einfach; der zweyte bedient sich schon der einzelnen rhetorischen und poetischen Wörter, dergleichen hier gleich zu Anfang begegnen z. B. *τῶν προβλημάτων τὰ μὲν αὐτόθεν ἐστι πιστὰ καὶ — πάσης ἀμφιβολίας καὶ ζητήσεως ἄγευστα!* Hiemit beginnt das erste Buch; das zweyte aber hebt an: *τὸ Ἀσκληπίου δῶρον πασῶν τῶν κατὰ τὸν βίον χρειῶν ὑπερηκοντίσθη κατὰ τὴν ἀξίαν.* Sie sind mehrmal gedruckt, zuerst im Aldinischen Aristoteles, dann auch im Sylburgischen, im 7. Band hinter dessen Problemen. Ref. besitzt sie außerdem in einer einzelnen Ausgabe, die er in den ihm eben zur Hand liegenden Schöll und Harles (Brev. Not. L. Gr.) nicht bemerkt findet. Auf der letzten Seite liest man: *Ἐν τῇ τῶν Παρισίων ἐνεχαράχθη, χορηγίᾳ καὶ δαπανήμασιν Ἐυώνδης Τουσανῆς, τῆς χήρας γυναικὸς Κορράδου Νεοβαρίου, τοῦ βασιλείου τυπογράφου, ἔτει ἀπὸ τῆς Θεογονίας ᾳ φ′ μ′* (1540) *Θαργηλιῶνος μηνός*' in kl. 8. Diese Ausgabe hat Custoden aber keine Blattzahlen. Die 4 BB. *φυσικῶν σχολίων καὶ ἀποριῶν καὶ λύσεων* vom ächten Alexander v. Aphrodisias hätte ich lieber abgedruckt gesehen, da sie erst einmal bey Aldus im Original erschienen sind, und so viele Beyträge zur Physik enthalten, als diese hier gegebenen 2 BB., die bis S. 80 reichen. Jene 4 BB. sind Bruchstücke aus des berühmten Exegeten Commentarien zu verschiedenen Werken des Aristoteles.

2) Die 2te Stelle S. 81 bis 160 nehmen ein — desselbigen? *Ἀλεξάνδρου Ἀφροδισιέως ἰατροῦ* (?) *περὶ πυρετῶν*, das der Neugrieche Schinas zuerst im Museum Crit. Cantabrig. 1821, und dann Passow. 1822 in Breslau unter uns bekannt gemacht haben. J. Fr. K. Hecker in seiner Geschichte der Heilkunde Bd. II. H. 12 S. 45 fällt über diese Fieberlehre ein sehr ungünstiges Urtheil; Ref. muß es dabey bewenden lassen, so wie auch bey dem

3ten im Zuge, bey dem Palladius, aus deſſen πυρετῶν σύντομος σύνοψις Hecker a. a. O. S. 166 abermals nicht viel macht, indeſſen, obzwar ſchon bey Hippokrates von Chartier, und beſonders von St. Bernard 1745 zu Leyden herausgegeben, war es mir doch neu und nicht unlieb.

4. Xenocrates (aus Aphrodiſias in Karien, Arzt zu den Zeiten des Tiberius und Nero), περὶ τῆς ἀπὸ τῶν ἐνύδρων τροφῆς, S. 121 — 133. Da dieſes Stück, das uns in der mediziniſchen Sammlung des Oribaſius (Leibarztes des Kaiſers Julian) erhalten worden, mit Conr. Gesners Ueberſetzung und Scholien v. Jo. G. Fr. Franz i. J. 1774 zu Leipzig und noch neuer i. J. 1814 als 3r Bd. der πάρεργα Ἑλληνικῆς Βιβλιοθήκης v. Ad. Corai mit reichlichen Anmerkungen (Σημειώσεις in griech. Sprache) herausgegeben, folglich leicht zu haben iſt: ſo hätte Ref. an deſſen Statt lieber ein anderes ſeltneres Stück der Art hier geſehen.

5. Fragment περὶ ἰχθύων von Marcellus Sidites (ſo hier, nach Stephanus v. Byzanz Sidetes, von der Stadt Σίδη in Pamphylien). Dieſe 101 Hexameter aus einem mediziniſchen Lehrgedicht in 42 BB. ſtehen hier an ihrem Platz (ſie nehmen 3 Seiten ein), beſſer als in der alten Bibl. Graec, des J. A. Fabricius.

6. Eben ſo auch die 87 Diſtichen des Andromachus: Θηριακὴ δι' ἐχιδνῶν, wiewohl dieſe Compoſition vor wenigen Jahren in der Kühn'ſchen Ausgabe des Galenus Bd. 14, der ſie uns erhalten hat, erſchienen iſt.

7. Cassius Jatrosophista, ἰατρικαὶ ἀπορίαι καὶ προβλήματα φυσικά (84 a. d. Z.) So heißt hier die Ueberſchrift, gewiß richtiger, als im Sylburgiſchen Ariſtoteles Bd. 7 S. 331 ἰατρ. απ. καὶ προβλ. περὶ ζώων καὶ τετραπόδων. ſ. Sylb. Note S. 417. Da dieſe Probleme ſeit Sylburg nicht wieder abgedruckt worden, und ſowohl Sprengel als Hecker in je ihren Geſch. d. Medizin ſie mit Maßen rühmen, ſo verdienen ſie ihre hieſige Stelle S. 144 — 167.

8. Theophylacti Simocattae Dialogus περὶ διαφορᾶς φυσικῶν ἀπορημάτων καὶ ἐπιλύσεων αὐτῶν iſt vermuthlich aus Boiſſonade's Ausgabe der Quaestiones physicae et Epistolae des genannten Sophiſten (Paris 1834) abgedruckt. Theophylaktus hat viel Fleiß auf die Reinheit der Sprache gewendet, hat es aber weder zu Geſchmack noch zu einiger Erkenntniß gebracht. S. 168 — 183.

9. Das 9te Stück S. 184 — 189 Bruchſtücke aus Sotion über merkwürdige Quellen, Seen und Flüſſe ſind aus Sylburgs 6. Bd. des Ariſtoteles und aus H. Stephani: Aristotelis et Theophrasti scripta quaedam etc. Paris 1557 ſchon bekannt. Eben dieſer letztere hat daſelbſt S. 144 — 146 das

10. Stück über die Urſachen, warum der Nil nach den Meynungen verſchiedener Gelehrten ſteige, bekannt gemacht; es findet ſich auch in Dindorf's Ausg. des Athenäus als 87. Kap. des II. Buches.

11. Des Alexandriniſchen Grammatikers Apollonius, zubenannt Dyscolus 51 erlogene oder wunderbare Geſchichten hätten füglich mit etwas ſeltenerem vertauſcht werden können; denn, außerdem daß vermuthlich die Teucherſche Ausgabe vom J. 1792 noch im Buchhandel zu haben iſt, ſo iſt er erſt voriges Jahr in der Sammlung der Paradoxographi von A. Weſtermann erſchienen, und gehört auch nicht recht in dieſe Sammlung, wenn man ihre Aufſchrift ſtrenge in's Auge faßt. S. 193 — 201.

12. An ihrer rechten Stelle ſind hier aus Aretins Beyträgen Ἀσκληπιαδῶν ὑγιεινὰ παραγγέλματα, 21 Trimeter S. 201.

13. Τοῦ σοφωτάτου Ψέλλου καὶ ὑπερτίμου πόνημα ἰατρικὸν ἄριστον δι' ἰάμβων· 1373 Jamben, was in Konſtantinopel damals für Trimeter galt. Boiſſonade hat dieſes Machwerk im erſten Band ſeiner Anecdota Graeca zuerſt bekannt gemacht. Hier füllt es S. 203 bis 243.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. August.

Nro. 171. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Physici et Medici graeci minores. Congessit, ad fidem Codd. Mss. praesertim eorum, quos beatus Diezius contulerat, etc.

(Schluß.)

14. *Ψέλλου περὶ λίθων δυνάμεων.* S. 244 bis 247 hat zuerst Maussacus 1615, dann Jo. Steph. Bernard griechisch und latein. mit Maussacs und seinen eigenen Anmerkungen zu Leyden 1745 herausgegeben.

15. Soranı Ephesii quae supersunt S. 248 — 260. Ob es wirklich alles ist, was sich von Soranus, oder von den Soranis erhalten hat — es gab mehrere Aerzte dieses Namens aus Ephesus — vermag Ref. nicht zu bestimmen, bezweifelt es aber. Seine *σημεῖα κλαγμάτων*, Zeichenlehre von Brüchen, namentlich des Schädels S. 248 — 252 lobt Hecker Gesch. d. Heilkunde I. 422 als eine „treffliche Abhandlung; die Unterscheidung von acht Arten Knochenverletzungen am Kopfe hat die neuere Chirurgie nicht besser aufzuweisen.“ Von diesem Soranus, der unter Trajan und Hadrian in Rom lebte und lehrte, ist unfehlbar verschieden der Soranus, der das Leben des Hippokrates geschrieben, das hier S. 252 — 255 und auch in Fabricii B. gr. Vol. XII. der alten Ausg., deßgleichen in Hippocratis Opp. Vol. II. S. 951 — 955 der Van der Lindenschen Ausg. sich findet. Die beyden nächsten Fragmente *περὶ μήτρας καὶ γυναικείου αἰδοίου* schreibt Hecker a. a. O. S. 421 einem jüngeren Soranus mit Lob zu; auch Sprengel lobt ihn. Oribasius hat diese chirurgischen und medicinischen Stücke erhalten.

16. *Θεοφίλου περὶ οὔρων β.* S. 261 — 283 und von eben demselben unter 27 *περὶ διαχωρημάτων* S. 397 — 408 kann der Philolog ungelesen lassen, wiewohl Hecker II. 188 mit Rücksicht auf das Zeitalter (im 7ten Jahrh. unter Kaiser Heraklius) und auch Sprengel ziemlich zufrieden damit sind. An ihrer Statt hätte ich lieber desselben Theophilus Bücher vom Bau des menschlichen Körpers in der alten Bibl. Gr. des Fabricius Vol. XII. hier wieder gelesen, wenn sie gleich nur einen Auszug aus Galen *π. χρείας μορ.* enthalten.

17. Inedita Carminum Manuelis Philae ex Cod. Monacensi CCLXXXI. Chart. S. 284 — 292 eröffnen die Reihe der Inedita; doch vermuthe ich, das Carmen *εἰς τὸν μεταξοποιὸν σκώληκα* sey schon von Wernsdorf bekannt gemacht; ich habe aber seine Ausgabe nicht zur Hand.

18. *Περὶ χροίας αἵματος τοῦ ἀπὸ φλεβοτομίας ἐκ τῆς ἰατρικῆς τῶν Περσῶν.* S. 293 ist mit Unrecht als Ineditum bezeichnet; es findet sich schon in der unter Nro. 14 genannten Ausgabe des Psellus *π. δυν. λίθ.* S. 44 — 47 gr. und lateinisch. H. Ideler scheint diese jedoch nicht gekannt zu haben; denn sonst hätte er Zeile 14 schwerlich *ἐκεῖνον* stehen gelassen, wo Bernard *ἑκτικὸν* hat; vermuthlich hat der zu früh verstorbene Diez dies Blättchen sich abgeschrieben, dessen Aufschrift zu Trauer und Wehmuth stimmt, wenn man bedenket, daß die Nachkommen des Demokedes, Hippokrates, Ktesias u. a. m. nach einem Jahrtausend so weit zurückgesunken sind, daß sie bey den Enkeln ihrer uralten Erbfeinde sich medicinische und andere Kenntnisse zu holen versucht seyn konnten! Freylich, was war alles über die alte Hellas hereingebrochen, wie ward die alte Bevölkerung von Macedoniern, Römern und Bar-

baren dahin geschlachtet, die wenigen Ueberreste mit Fremdlingen wie gemischt! Und welcher verächtliche Provinciale des späteren oströmischen Reiches schrieb da nicht so gut er's verstand die alte gelehrte Sprache.

19. *Περὶ γεννήσεως ἀνθρώπου καὶ γονῆς* S. 294 — 296. Klar, einfach und gut geschrieben; nichts neues, aber recht verständig sind die älteren Ansichten des Hippokrates, Galenus u. a. zusammengefaßt:

20. *Σκευασία ἁλατίου Λουκᾶ τοῦ ἁγίου ἀποστόλου* S. 297 und *αλάτιον σκευασθὲν ὑπὸ τῆς τοῦ ἁγίου Γρηγορίου τοῦ Θεολόγου ἐνεργείας τοιᾶσδε* S. 297. 298. Zwey Küchenrecepte zu einer Art Sulze oder Tunke, die Speisen damit zu würzen, mit Angabe seiner Wirksamkeit gegen allerley Schäden und Krankheiten, denen ihr Genuß und Gebrauch als Zukost vorbeugen soll. Jedes giebt 12 und mehr, meistens aus dem Pflanzenreich genommene Stoffe zur Zusammensetzung an.

21. *Στοῖχοι τῶν δώδεκα μηνῶν. Ἄλλως.* S. 299 und 300. Es sind 49 angebliche Jamben, und aus dem Zusatz *Ἄλλως* möchte man vermuthen, sie gehören dem Manuel Philes, und seyen nur eine andere Wendung und Bearbeitung desselbigen Themas. Ueber die Ordnung, in welcher diese Dinge einander folgen, sagt uns der Herausgeber in der Vorrede: „quod quasi catenam quandam conficere studuimus ejuscemodi naturae, ut libri initium praecedentis finem ulla ratione exciperet, ita ut modo libellorum auctores, modo argumenti adfinitatem, modo loquendi et differendi genus ante oculos haberem!

22. *Ἑρμενεία περὶ τῶν στοιχείων τοῦ ἀνθρώπου.* S. 301. 302. Wer wird in 25 Zeilen über diesen Stoff anders als dürftiges und höchst allgemeines erwarten, das in der gemeinen Ueberlieferung herumschwamm. Diese *ἑρμ.* rührt von einem anonymen Christen her; sie spricht von der Auferstehung, und ihr Text hat mehr als eine schadhafte Stelle.

23. *Ἀνωνύμου περὶ τῆς τοῦ κόσμου κατασκευῆς τοῦ ἀνθρώπου* S. 303, 304 in 56 Zeilen desselbigen Inhaltes als das vorige Stück, doch etwas besser; wie die große Welt aus 4 Elementen mit je einer Combination der 4 Grundqualitäten besteht, so deßgleichen die kleine Welt aus vier Elementen, Blut, gelber Galle, schwarzer Galle und Schleim u. s. w. bis in die Temperamentlehre hinein.

24. *Ἀλεξάνδρου Τραλλιανοῦ Ἐπιστολὴ περὶ ἑλμίνθων.* S. 305 — 311. Die Mittheilung dieses Briefes ist dankenswerth; Schöll sagt, er stehe in H. Mercurialis Variae lectiones, Venet. 1570. 4. In meiner Ausgabe der Var. Lectt. des H. Merc. Basil. S. 1576. 8. findet er sich nicht; bey Fabrizius B. gr. XII. ist er nicht jedem leicht zugänglich. Sprengel und Hecker stimmen im Lobe des Tralleischen Arztes überein; der letztere nennet seine Darstellung der Wurmübel ausgezeichnet. II. 169 und giebt in einem Auszug die Hauptbeobachtungen aus diesem Brief.

25. *Ἰωάννου τοῦ Ἀκτουαρίου περὶ ἐνεργειῶν καὶ παθῶν τοῦ ψυχικοῦ πνεύματος καὶ τῆς κατ' αὐτὸ διαίτης λόγοι β.* S. 312 — 386. Da die einzige Ausgabe, welche in Deutschland Joh. Fr. Fischer zu Leipzig i. J. 1774 geliefert, im Laufe von nahebey 70 Jahren sich ohne Zweifel aus dem Buchladen verloren hat, so kann man es nicht anders als billigen, daß dieses Schriftchen des letzten bedeutenden griechischen Arztes wieder erscheint, zumal es auch Interesse für die Psychologie hat. Auch seine Therapeutik verdiente im Original mitgetheilt zu werden, wenn darin auch des Galenus ähnliche Schriften stark benützt seyn mögen. Sprengel nennt diesen Joannes, der um 1290 kaiserlicher Leibarzt, d. h. Actuarius zu Konstantinopel war, einen eleganten Galeniſten, der sich das Gute und die Fortschritte auch der Agarener, d. i. der arabischen Aerzte zu Nutze zu machen verstand. Ausführlicher als Sprengel handelt Hecker II. S. 335 — 358, und über das vorliegende Schriftchen insbesondere S. 353 — 357. „Es ist das letzte würdige Denkmal der Wissenschaften in Griechenland, die bey zunehmender Entkräftung des griechischen Kaiserthums bald gänzlich in Verfall geriethen."

26. *Ἰατρομαθηματικὰ Ἑρμοῦ τοῦ Τρισμεγίστου πρὸς Ἄμμωνα Αἰγύπτιον* S. 387 — 396 aſtrologiſche Heilkunde; mehr davon beym 32ſten Stück.

27. *Θεοφίλου περὶ διαχωρημάτων.* S. 397 — 408. Davon iſt ſchon vorhin beym 16ten Stück dieſer Sammlung geſprochen worden.

28. *Ἱεροφίλου Σοφιστοῦ περὶ τροφῶν κύκλος· ποῖαι* (sic) *δεῖ χρᾶσθαι ἑκάστῳ μηνὶ καὶ ὁποίοις ἀπέχεσθαι.* S. 409 — 417. Dieſes Stück nebſt den folgenden 29, 30, 31 hat erſt Boiſſonade in ſeinen Anecdotis gr. bekannt gemacht; von da hat ſie der Herausgeber herübergenommen; ſie ſind

29. *Θεοδώρου τοῦ Προδρόμου στίχοι κατὰ ἰατρικὴν ἐπιστήμην εἰς τοὺς ιβ΄ μῆνας.* S. 418 — 420; für die 12 Monate 69 ſog. politiſche Verſe.

30. *Ἀνωνύμου περὶ τοῦ αὐτοῦ στίχοι* (32 an der Zahl) S. 421. 422.

31. *Ἀνωνύμου περὶ τῶν δώδεκα μηνῶν τοῦ ἐνιαυτοῦ, ὁποίαις δεῖ χρῆσθαι τροφαῖς ἐν ἑκάστῳ αὐτῶν καὶ ἀπὸ ποίων ἀπέχεσθαι.* S. 423 — 429 beginnt mit dem Sptbr. und ſchließt im Julius; ein Stück von dieſem und der Auguſt fehlen. Alle dieſe Stücke von 28 bis 31 ſind, wie erinnert worden, zuerſt von Boiſſonade herausgegeben. Doch möchte ich nicht gut dafür ſtehen, daß ſich einiges nicht ſchon bey den Philologen des 16. Jahrhunderts finde.

32. *Ἑρμοῦ τοῦ τρισμεγίστου περὶ κατακλίσεως νοσούντων περιγνωστικὰ* (sic) *ἐκ τῆς μαθηματικῆς ἐπιστήμης πρὸς Ἄμμωνα Αἰγύπτιον.* S. 430 — 440. Dieſes Stück, zuerſt mitgetheilt von Joach. Camerarius in ſ. Astrologicis iſt hier nach der 2ten und bis auf dieſe hieſige letzten Ausgabe Höſchels abgedruckt.

Ohne Widerrede gehören dieſe letzten Stücke zu dem ſchlechteſten, was in griechiſcher und was immer für einer Sprache ſchriftlich gefunden wird. Der Herausgeber fährt in der Vorrede nach der im Betreff der von ihm befolgten Ordnung der Stücke mitgetheilten Stelle ſo fort: Attamen studui, ut qui haecce scripta perlegat, eaque plerumque fastidiosa, nonnunquam inepta etiam et insulsa, nihilo tamen secius varias propter rationes philologis medicisque commendanda, argumenti varietate a taedio abstineat. Postremi enim aevi opuscula, si ea in finem ablega sem omnia, legisset nemo: nunc vero ab hoc illove nec sine omni fructu legentur. Je mehr Ref. mit dieſem Urtheil über den Unwerth zumal der eben vorhin bezeichneten Stücke einverſtanden iſt, deſto weniger kann er es billigen, ſollte es vielmehr rügen, daß mehrere dieſer Stücke hier in zweymaligem Abdruck gegeben, deren Texte nicht mehr von einander abweichen, als es bey zwey Handſchriften desſelben Werkes, und zumal ſolcher unter der Hefe des Volkes gemeinläufigen Wiſche der Fall zu ſeyn pflegt; wo es beynahe etwas überflüſſiges und des Guten zu viel thun geſcholten werden muß, wenn man auch nur die verſchiedenen Lesarten ſorgfältig anzuzeichnen ſich die Mühe nimmt. Dergleichen Fetzen und Wiſche in die Preſſe geben, iſt leicht, aber die Käufer werden damit nicht eben zufrieden ſeyn.

Das 26ſte Stück wird erſt als ein Ineditum gegeben, und unter Nr. XXXII. nach Höſchel abgedruckt, mit ſo unbedeutenden Umſtellungen einiger Sätze, Abänderungen der Zeichen und Ausdrücke, daß es genug gethan war, wenn dieſe bemerkt wurden. Faſt ſollte man auf die Vermuthung gerathen, der Herausgeber habe auf gar keine oder ſolche Leſer gerechnet, die leſend nichts leſen.

Das 28ſte und 31ſte Stück ſtimmen nicht ſo viel überein, als die beyden vorgenannten; das eine, das 28ſte, hätte ſchon genügt, wenn die Abweichungen des 31. angezeigt wurden. Daß Boiſſonade beyde hat abdrucken laſſen, rechtfertiget den deutſchen Herausgeber nicht. — Stück 21 und 29 hätten auch nur eines durch das andere verbeſſert und verſtändlich gemacht werden ſollen. Doch genug von dieſem Unrath. Die Anzeige iſt ohnehin länger ausgefallen, als ich es vorhatte; ich glaube aber doch, daß es manchem Leſer lieb ſeyn wird, zu erfahren, was er hier findet. Eine Sammlung der kleineren wie philoſophiſchen ſo phyſikaliſchen, mediziniſchen und aſtronomiſchen Aufſätze der ſpä-

tern Griechenzeit ist allerdings wünschenswerth; auch mit Ausschluß des ganz schlechten und nichtsnutzigen, möchte sie nicht unbedeutend werden, wenn die schon bekannt gemachten aber selten gewordenen Werkchen der Art mit denen, die in Handschriften erhalten sind, zusammengenommen würden. Herr Ideler vereiniget, was sich selten zusammenfindet, physikalisch-mathematische und philologische Studien; er könnte hier recht viel Verdienstliches leisten, wenn es ihm wirklicher Ernst wird, und er für seinen vom Vater ererbten Ruhm Sorge trägt. — Daß die Philologie blutwenig, die klassische gar keine Frucht aus diesen bezeichneten Werken ziehen kann, daß nur die Geschichte der Heilkunde an einigen sich freuen, an den meisten den Verfall der alten Kunst und Wissenschaft bejammern mag, wird hoffentlich aus dem obigen einleuchten. Sollte Hr. Id. Lust haben, die dem Titel entsprechende Sammlung fortzusetzen und zu vervollständigen: so findet er des gedruckten und ungedruckten mit geringer Mühe vieles, was ihm Dank erwirbt und Gelegenheit giebt, seine Kenntnisse auf eine fruchtbare Weise geltend zu machen, z. B. außer dem obenerwähnten Theophilus des Mönches Meletius ähnliches Werk *περὶ τῆς τοῦ ἀνθρώπου κατασκευῆς*, das die Münchner Bibliothek handschriftlich Nr. 39 besitzt, und das zwar erst i. J. 1836 in J. A. Cramer's Anecdota graeca e Codd. Mss. Bibliothecarum Oxoniensium Vol. III. S. 1 — 157 zu Oxford zum erstenmal griechisch erschienen ist; allein wie wenigen kommen jene Anecdota zu Gesicht? und wer mag obiges Werk hier zu finden vermuthen? Eine solche Sammlung muß mit desto mehr Sorgfalt und Auswahl angestellt werden, je weniger die Art der Behandlung und des Vortrages ziehet, und je geringeres Licht sie über die klassischen Werke verbreitet, um deren willen freylich grammatische und glossographische Fragmente auch der schlechtesten Art noch immer einen Werth behalten, und wo sie sich finden, veröffentlicht werden.

Memoirs of the life of Sir Samuel Romilly, written by himself; with a selection from his correspondence. Edited by his sons. London 1840. Drey Bände.

Sir Samuel Romilly geb. 1757, gest. 1818, war ein höchst angesehener Sachwalter an dem Kanzleygerichtshofe zu London, und in den zwölf letzten Jahren seines Lebens ein sehr thätiges Mitglied des Hauses der Gemeinen, wo er sich durch unermüdliches und großentheils auch glückliches Streben für Verbesserung der Gesetzgebung, namentlich die peinlichen, eben so verdient als berühmt gemacht hat. Nur fünfzehn Monate, da nach Pitt's Hintritt Fox und seine Freunde am Ruder waren, bekleidete er das Amt eines General-Procurators (Solicitor General); mehr als einmal hätte er ein höheres, und selbst das höchste, des Großkanzlers, erlangen können, wenn er der äußeren Ehre die innere zum Opfer hätte bringen wollen. Seine Gewissenhaftigkeit war aber so groß, daß er selbst gegen seine Freunde im Parlamente nie eine Verbindlichkeit eingieng, wodurch seine Stimme abhängig von der ihrigen geworden wäre, daß er vielmehr auch da nur seiner Ueberzeugung folgte, wo ein davon abweichendes Verhalten den Ansichten der Opposition, zu welcher er gehörte, angemessener oder förderlicher gewesen wäre.

Die vorliegenden drey Bände seiner Denkwürdigkeiten enthalten eine von ihm selbst für seine Kinder entworfene, jedoch nicht vollständige, Lebensbeschreibung; eine Anzahl Briefe, worunter mehrere von und an Mirabeau; endlich, (und dieß ist das ansehnlichste Stück), ein Tagebuch während seiner Theilnahme am Parlamente, 1806 — 1818.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. August.

Nro. 172. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Nicolai Damasceni de plantis libri duo Aristoteli vulgo adscripti. Ex Isaaci Ben Honain versione arabica latine vertit Alfredus. Ad codd. mss. fidem addito apparatu critico recensuit E. H. F. Meyer, Phil. Med. D. P. P. O. Lipsiae sumtibus Leopoldi Voss. MDCCCXLI.

Wiewohl es eine ausgemachte Sache ist, daß sich unter den Schriften des frühern sowohl als spätern Alterthums manche von der Art befinden, daß zu ihrer Erklärung und Erläuterung ein bloß philologisches Wissen keineswegs hinreicht, sondern vielmehr oft die innige Bekanntschaft mit einem andern ja heterogenen Theile der Wissenschaften unumgänglich nothwendig ist, so ist es doch, zumal in unsern Tagen, wo die Liebe zum klassischen Studium gewissermaßen mit dem Schulstaube abgeschüttelt wird oder wenigstens bald nach Beginn der akademischen Fahrt als eine bisher drückende Last über Bord wandern muß, eine ziemlich seltene Erscheinung, Nicht-Philologen mit der Herausgabe und kritischen Beurtheilung solcher Werke des Alterthums beschäftigt zu sehen, welche ihnen nach ihrem Beruf und Wissen ebenso nahe liegen müssen, als dem Philologen. Je weniger wir also dieser Schlaffheit oder diesem verkehrten Stolze, der mit Verachtung auf jene Alten herabblickt, die ja in seinem Fache nur Kinder gewesen, das Wort reden können, um so freudiger machen wir hier die Anzeige von einem Buche, welches eine würdige Ausnahme macht und dessen Herausgeber um so mehr Anerkennung verdient, als er mit einer tiefen Kenntniß der Sache selbst eine genaue Bekanntschaft der alten Sprachen und einen Scharfblick verbindet, der in vielen Fällen das Wahre und Aechte entdeckt oder unterschieden hat.

Gesetzt aber, die Herausgabe eines solchen Werkes hätte weder für die Philologen ein besonderes Interesse, noch einen Einfluß auf die naturhistorischen Forschungen, so ist es doch immer ein schätzbarer Beytrag zur Geschichte der Litteratur, die ja in einzelnen Perioden noch gar sehr der Anordnung und Ergänzung bedarf; zu zeigen aber wie und aus welchen Quellen jene pseudoaristotelischen Vorstellungen entstanden sind und sich geltend gemacht haben, dazu wird durch solche Arbeiten sichere Anleitung gegeben; so gebührt also auch in dieser Beziehung dem Herausgeber des Nicolaus Damascenus gerechter Dank.

Was nun das Buch selbst anlangt, so enthält die mit Umsicht geschriebene Vorrede eine kritische Geschichte der Schrift de plantis, welche früher dem Aristoteles zugeschrieben, auch gewöhnlich seinen Werken als ein heimathloses Stück beygegeben wurde. Ohne sich auf den griechischen Text und seine nähere Bestimmung einzulassen, handelt der Herausgeber sofort über die zwey lateinischen Versionen, die unter sich ganz verschieden sind. Die eine ist die, welche gewöhnlich in den Ausgaben des Aristoteles sich beygegeben findet, die andre liegt uns in dem Buche vor; sie wird einem gewissen Alfredus zugeschrieben, der sie aus dem Arabischen übergetragen; allein die Angaben über diesen Alfredus gehen so auseinander, daß Herr M. mit vieler Wahrscheinlichkeit die Vermuthung aufstellt, es seyen zwey dieses Namens seit Baläus (Scriptorum illustr. Mai. Britanniae catalogus) verwechselt worden, so daß als der Urheber der vorliegenden Uebersetzung jener Alfredus sich ergibt, der vor Vincentius Bellovacensis oder vor 1250 geblüht und den Jourdain (recherches sur l' âge et l' origine des traductions latines d' Aristote) zum Zeitgenossen von Rogerus Herefordensis

(1170) gemacht hat. Von dieser Uebersetzung stammt nun, wie es scheint, sowohl die griechische als auch die zweyte, neuere lateinische Version. Dennoch müßte, um dieß in Beziehung des griechischen Textes nachzuweisen, eine genaue Untersuchung vorhergehen, da bey näherer Vergleichung zwischen der griechischen und lateinischen Interpretation sich so manches findet, was jener Annahme zu widersprechen scheint; wenigstens ist es sehr gewagt, wenn Hr. M. fast für gewiß annimmt, diese Uebersetzung gehe nicht über das 14te Jahrhundert hinaus.

Hierauf geht Hr. M. auf die Frage über, ob die Araber wirklich eine Uebersetzung dieses Werkes in ihrer Muttersprache sich aneignen oder nicht, und wem der Ursprung desselben zu vindiciren sey. Das Resultat der mit Genauigkeit und Gründlichkeit geführten Untersuchung ist folgendes: Nicolaus Damascenus, Zeitgenosse des Kaisers Augustus, gewöhnlich ein Peripatetiker genannt und als Commentator des Aristoteles mehrfach erwähnt compilirte diese Schrift größtentheils aus Aristoteles und Theophrastus; dieselbe übertrug, wie aus einer Notiz des Hadschi-Chalfa erhellt, Jsaac ben-Honain († 910 n. Chr. Gbt.) ins Arabische; aus welcher Quelle dann später Alfredus' uns vorliegende lateinische Uebersetzung geflossen ist. Die Beweisstellen sind zwar ziemlich wenige und oft auch sich widersprechend, allein unseres Urtheils ist Hr. M. gelungen, diese Widersprüche zu erklären und auszugleichen und, soweit es nach den erhaltenen Zeugnissen möglich war, sein Endresultat zu bekräftigen. Das Eine, was ich bey diesen Untersuchungen bezweifeln möchte, ist die Conjectur des gelehrten Herausgebers, daß Nicolaus aus Laodicea, welche Stadt demselben von Ibn-Bothlan und Abulfarag als Geburtsort angewiesen wird, derselbe sey, der von andern Nicolaus Damascenus genannt wird, da doch die Angaben jener beyden Zeugen fast zu bestimmt sind; denn p. XVIII. heißt es nach ersterem: natus est Nicolaus Laodiceae ibique commoratus est, et abhinc stirpem duxit, ut tradidit Ibn Bothlân; u. p. XIX. nach zweytem: Laodiceam habuit patriam atque in ea natus est. Wenn wir daher nicht die Glaubwürdigkeit dieser Zeugnisse in Zweifel ziehen oder einen wissentlichen oder unwissentlichen Irrthum der Urheber annehmen wollen, so wäre ich geneigt zu glauben, jene hätten nicht sowohl in der Angabe des Vaterlandes geirrt, als vielmehr zwey dieses Namens verwechselt. Oder brachten sie vielleicht den Geburts- und Aufenthalts-Ort in ihrer kurzen Notiz unter einander?

Bey der Recension des Textes selbst benützte Hr. M. 3 Manuscripte, einen Codex Basileensis und zwey Guelpherbytani; ihr Werth uud Alter ist verschieden, der Basileensis steht zwischen jenen beyden in der Mitte.

Zu bedauern ist, daß Hrn. M. bey Herausgabe dieses Werkes die Editio Veneta, von Gregorius de Gregoriis a. 1496 veranstaltet, nicht zu Gebote stand. Die hiesige reichhaltige Staatsbibliothek besitzt hievon ein sehr schönes und gut erhaltenes Exemplar, welches früher im Besitz des Klosters Tegernsee gewesen ist. Diese Schrift ist nun unter dem Titel; „de vegetabilibus" mit in dieser Ausgabe enthalten und zwar mit so vielen und gewiß schätzbaren Abweichungen, daß sie fast dem Werth eines Cod. Msc. gleich stehen möchte und Hrn. M. gewiß in vielem zu statten gekommen wäre. Von wem diese Schrift übersetzt sey, ist nicht, wie bey einigen andern genau angegeben; nur findet sich am ersten Blatte folgende Bemerkung gedruckt: opera Aristotelis quae sequuntur partim sunt ex antiqua traductione partim ex illa Leonardi Aretini partim Georgio Valla Placentino interprete, prout suis in locis annotatum reperies. Um aber zu zeigen, wie sehr der Text in derselben abweicht, wird es nicht unpassend seyn, das erste Kapitel nach jener Ausgabe hier mitzutheilen. Vita in animalibus et plantis communiter inventa est, in animalibus manifestatur apparens, in plantis occulta, non evidens. Ad hujus enim assertionem multam necesse est inquisitionem praecedere. nec constat enim utrum habeantne plantae animam et virtutem desiderii dolorisque et delectationis discretionem. Anaxagoras autem et Abrucalus desiderio eas moveri dicunt, delectari, sentire quoque et tristari asserunt. Quorum Anaxagoras alia (animalia?) has esse dixit, laetari quoque et tristari, per fluxum foliorum augmentum assumere. Abrucalus autem sexum in his admixtum opinatus

est. Plato siquid, desiderare tantum eas propter vehementem nutrimenti necessitatem ait. Quod si constet, gaudere quoque eas et tristari, sentire quoque eas consequens erit. Id quoque constare desiderii, ut a somno reficiantur exercenturque vigiliis, spiritum quoque et sexuum mixtionem sexumque habeant, illis contra. Multa autem circa hoc ambiguitas longam facit inquisitionem. Hoc siquidem praetermittere nec dispendiosis circa singula perscrutationibus memorari opportunum. Quidam autem habere animas eas dixerunt, quia generari et nutriri, augeri et virescere juventute, senioque dissolvi eas conspexerunt, et nullum inanimatum hic cum plantis habeat communia. Quae si habuerint plantae, desiderio quoque affici credebant.

Nach dieser kurzen Inhaltsanzeige der Vorrede sey es Referenten gestattet, einige Stellen der Alfredischen Uebersetzung selbst etwas näher zu betrachten, nicht, als ob jener sich anmaßte mit dem gelehrten und gründlichen Herausgeber rechten zu können, sondern nur um vielleicht zum Verständniß einzelner Theile etwas beyzutragen, denn daß in einer Schrift, welche durch so viele und verschiedene Hände gegangen ist, gar manches geändert oder verdorben worden, versteht sich von selbst, und daß es kein Vorwurf ist, in solchen Verhältnissen nicht alles gefunden und gesichtet zu haben, braucht keine Erwähnung.

Lib. I. cap. II. pag. 7, **sicut signa, per quae scimus, eas nutriri et crescere.** Zu dieser Stelle giebt Hr. M. folgende Note: Locus certe corruptus. Dicendum erat: **sicut nutritio atque incrementum signa sunt, per quae scimus, eas habere animam.** Sic enim auctorem argumentatum esse, proxime sequentia docent. Der Schriftsteller handelt nämlich darüber, daß die Pflanzen kein Gefühl, keinen Sinn hätten, und beweist dieß dadurch, daß er sagt, man finde in ihnen kein membrum sentiens noch etwas ähnliches, keine bestimmte Form, Bewegung oder sonst ein Zeichen, durch das wir schließen könnten, sie hätten einen Sinn; sowie es Zeichen gäbe, durch die wir wüßten, daß jene sich nähren und wachsen. Dieses scheint Ref. vollkommen richtig und auch im Zusammenhang mit dem folgenden, wo er nur beyfügt, in Beziehung auf diese Erscheinungen sey nur so viel ausgemacht, daß eben diese Nahrung und das Wachsthum Theile der Seele sind. Er macht also einen Unterschied zwischen partes und signa animae, so daß die Nahrung und das Wachsthum der Pflanzen als Theile der Seele erscheinen, beyde selbst aber durch äußere Erscheinungen sich bemerkbar machen; wie es denn auch in der That statt findet. Erklären wir also die Stelle auf diese einfache Art, so erscheint sie ganz unverdorben und harmonirt mit dem Contexte vollkommen. Es giebt Zeichen des Wachsthums der Pflanzen, und dieß Wachsthum selbst beurkundet das Daseyn der Seele; nicht so läßt sich, sagt der Schriftsteller, das Seyn des Sinnes oder des Sehnens in der Pflanzenwelt nachweisen. Uebrigens weicht die Ed. Venet. hier mehrfach ab; dort lautet die Stelle also: **Nec invenimus in eis sensum nec membrum sentiens nec similitudinem ejus nec formam terminatam nec consecutionem rerum nec motum nec vim iterum ad aliquod sensatum, nec signum aliquod sentiendi, per quod judicemus, illas sensum habere, sicut signa, per quae scimus, eas nutriri et crescere.** In jenem vim iterum scheint die ächte Schreibart verborgen; vielleicht würde nicht unpassend geschrieben werden: nec vim internam ad aliquod sensatum.

(Schluß folgt.)

Memoirs of the life of Sir Samuel Romilly, written by himself; with a selection from his correspondence.

(Schluß.)

Aus der Lebensbeschreibung will Ref. nur etwas von dem ausheben, was R. von seiner Vorbildung sagt. Er war damit zumeist auf sich selbst gewiesen. Sein Vater, der Sohn eines aus Frankreich nach England geflohenen Hugenoten, war ein Juwelier und bestimmte

zu diesem Gewerbe auch seinen Sohn, beschäftigte ihn aber vorerst nur mit Führung der Handlungsbücher. Die freye Zeit, die von diesem Geschäft übrig blieb, verwandte der junge Romilly auf Lesen.

„Ich las ohne Plan was mir in die Hände kam, Bücher die meinem Vater gehörten, andere aus mehreren Lesegesellschaften, woran ich Theil nahm. Doch waren die englischen Dichter und Kunstrichter, dann Werke über alte Geschichte mir das liebste. Nun wurde mir das Geschäft meines Vaters mehr und mehr unangenehm und ich bedauerte, nicht für einen Beruf erzogen zu seyn, der in Berührung mit der Litteratur wäre. Indessen bedachte ich, es möchte für mich nicht zu spät seyn, mit großem Eifer es noch weit zu bringen. So entschloß ich mich denn, gegen sechzehn Jahre alt, mich ernstlich auf das Latein zu legen, von dem ich nur die ersten Anfangsgründe inne hatte. Nachdem ich die Grammatik ziemlich eingeübt, war ich so glücklich, bey einem gelehrten Schotten, der in der Nachbarschaft einer Schule vorstand, gute Anleitung zu finden. Von ihm erhielt ich täglich eine Lection, die darin bestand, daß er meine lateinischen Exercitien corrigirte und mich etliche Seiten eines lateinischen Schriftstellers erklären ließ. Aber die Stunde die ich bey ihm zubrachte war nur ein kleiner Theil der zu diesem Studium täglich bestimmten Zeit. Zu Hause saß ich die meiste Zeit über Cäsar, Livius und Cicero, sah bey schwierigen Stellen die Uebersetzungen, die ich mir verschafft hatte, nach, und übersetzte selbst zuerst aus dem Lateinischen in das Englische und dann aus diesem wieder ins Lateinische. So trieb ich es gegen vier Jahre, in deren Verlauf ich alle Schriftsteller von Terenz bis Tacitus, nur wenige philosophische Schriften Cicero's ausgenommen, und einige derselben dreymal durchlas. Ich bildete mir nicht ein, damit etwas besonderes zu thun, sondern stellte mir in großer Einfalt vor, so werde es auf unsern mittleren und hohen Schulen gehalten. Auch mit dem Griechischen machte ich einen Versuch, aber ohne Erfolg; ich sah ein es würde mich zu viel Zeit kosten, bis ich dahin gelangte, daß ich die großen Schriftsteller in der Ursprache lesen könnte; also verzichtete ich darauf und begnügte mich mit der lateinischen Uebersetzung. Das mancherley Lesen führte auch zu einer, freylich nur flüchtigen, Bekanntschaft mit mehreren Wissenschaften. Da ich gerne Reisebeschreibungen las und gewöhnlich die Landkarte dazu nahm, so war ich in der Geographie leidlich bewandert. Auch hörte ich mehrere Vorlesungen über die Natur-Kunde.“ I. 21.

Das war die ganze Vorbereitung, welche Romilly zum Studium der Rechtsgelehrsamkeit mitbrachte, dem er sich nun vier Jahre mit großem Fleiß ergab. In den Nebenstunden übte er sich im Schreiben und wählte dazu vorzugsweise den Weg der Uebersetzung. So übertrug er den ganzen Sallust und viel aus Cicero, Livius und Tacitus.

„Hauptsächlich lag mir daran, daß ich Geläufigkeit im mündlichen Vortrage erlangte. Statt aber eine der debattirenden Gesellschaften zu besuchen, die um diese Zeit in Aufnahme waren, hielt ich mich an den guten Rath, welchen Quintilian giebt: ich suchte, was ich eben gelesen hatte, mit eigenen Worten so gut als möglich auszudrücken; und ich machte, bloß in Gedanken, eigene Reden über Aufgaben, die aus Livius oder Tacitus nahm. Zuweilen wohnte ich den Verhandlungen des Parlaments bey und wiederholte oder beantwortete auch in Gedanken die Reden, welche ich da hörte. Diese Uebungen stellte ich gewöhnlich nun auf Spaziergängen an, und in Kurzem hatte ich mich daran so gewöhnt, daß ich sie ungestört fortsetzen konnte während ich durch Straßen ging, wo das Gedränge am größten ist.“ I. 47.

Romilly wurde, wie oben schon bemerkt, ein sehr angesehener Sachwalter, der, bey dem rechtlichsten Verfahren, manches Jahr Einhunderttausend Gulden und darüber einnahm. I. 45. Von den Erfahrungen, die er im Hause der Gemeinen machte, ist eine der merkwürdigsten folgende aus dem Jahre 1807, vierzehn Monate nach seinem Eintritte.

„Meine Rede fiel nicht gut aus und wurde von dem Hause gar nicht günstig aufgenommen. Das kränkte und bekümmerte mich aufs tiefste. Bey mehreren Gelegenheiten hatte ich während gegenwärtiger Sitzung mit großem Erfolg und Beyfall gesprochen, z B. über den Sklavenhandel. Viele Lobsprüche, darunter auch manche sehr übertriebene, waren mir dafür zu Theil geworden. Aber so wohl das meiner Eitelkeit gethan haben mag, es ist mehr als zehnfach aufgewogen durch das Leid, welches mir heute widerfuhr, da ich deutlich zu merken glaubte, daß das Haus anfange, meiner überdrüßig zu werden. Ich denke, es wird lange anstehen, bevor ich wieder das Wort nehme.“ III. 196.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Auguſt.

Nro. 173. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1841.

Nicolai Damasceni de plantis libri duo Aristoteli vulgo adscripti. etc.

(Schluß).

Cap. III. p. 7. l. 13. Qui autem plantas vivere negant, est, quod sentiunt; quamquam sunt quaedam animalia sapientia et intellectu carentia. So emendirt J. M., während in den Codd. andere Lesarten vorliegen. Bas. und Guelph. I. hat quia sunt, Guelph. II. quod sicut; da nun der griechiſche Interpret: καὶ γὰρ εἰσι καὶ τινα ζῶα, und der ſpätere lateiniſche: sunt autem animalia quoque nonnulla bietet, ſo ſchlägt Hr. M. quamquam vor; mir ſcheint es den erwähnten Lesarten nach rathſamer, zu ſchreiben: quomodo sunt quaedam animalia etc. Da die häufige Abbreviatur von quomodo (quo͡) jenen näher liegt, als von quamquam. Ganz richtig iſt übrigens die Erklärung des Hrn. M. quemadmodum animalia nonnulla, propterea quod intellectu careant, animalia esse non desinant, sic etiam plantas, licet sensus, tamen non vitae expertes esse, und paßt genau auf die vorgeſchlagene Aenderung. Auch hier bietet die Ed. Venet. folgende beachtenswerthe Abweichungen: Utique difficile est regimen plantis assignare praeter regimen vitae animalis. Quod autem plantis vivere negant inesse, est, quia non sentiunt; quia sunt quaedam animalia sapientia intellectu carentia. Natura tamen, animalis vitam in morte corrumpens, ipsam in genere suo per generationem conservat; estque inconveniens, inter animatum et inanimatum ut medium ponamus.

Cap. IV. p. 9. l. s. Potestque dicere aliquis, quod habet animam, quia anima est, quod facit motus nasci in locis et desideria. Treffend iſt hier die Vertheidigung der Lesart quod habet animam gegen die andere: quod non habet animam; die Ed. Venet. gibt im folgenden: quia anima est ea, quae facit etc. was mir wenigſtens eleganter ſcheint.

cap. VI. p. 11. l. 5. Estque principium cibi plantarum a terra et principium generationis fructuum a sole. Et ideo Anaxagoras dixit, quod earum frigus est (vel semina sunt) ab aere; et ideo dicit lechineon, quod terra mater est plantarum et sol pater. Daß die Stelle verdorben, zeigt nicht nur der Mangel an Zuſammenhang, ſondern auch die große Verſchiedenheit der Codd. und Interpretationen. Die Ed. Venet. vermehrt dieſe noch; denn ſtatt estque principium hat ſie et quidem principium; ſtatt et ideo A. dicit wie der Guelph. I. quia Anaxagoras dixit; ſtatt frigus wie Guelph. II. fructus, ſtatt dicit lechineon, dixit Letineon. Hr. M. ſchlägt vor: Anayagoras, dixit quod earum semina sunt ab aere und ſtützt ſich auf Theophrast. Hist. plant. III, 1. Ἀναξαγόρας μὲν τὸν ἀέρα πάντων φάσκων ἔχειν σπέρματα καὶ ταῦτα συγκαταφερόμενα τῷ ὕδατι γεννᾶν τὰ φυτά. Den Irrthum ſucht er in einer Verwechslung der arabiſchen Wörter برد frigus und بزر semen. Dieſes ſtimmt zwar mit der Anſicht des Anaragoras überein, der den Urzuſtand als eine ordnungsloſe Miſchung unendlich kleiner Theile — Samen — annahm, von deren Einheit einem jeden Ding etwas inwohnt — ἐν παντὶ παντὸς μοῖρα ἔνεστιν — allein merkwürdig bleibt

immer die Lesart fructus. Wenn nun Hr. M. nach einer probabeln Entzifferung des Wortes lechineon über deren Richtigkeit mir jedoch kein Urtheil zukommt, glaubt, der Gedanke des Schriftstellers sey dieser gewesen: Estque principium nutritionis plantarum a terra, generationis earum a sole. Quare Anaxagoras dixit earum semina ex aere deferri, aliique philosophi, eandem doctrinam profitentes, terram matrem, solem autem patrem plantarum esse, so stimmt Ref. ganz mit ein; nur glaubt er mehr dem gegebenen Texte folgend zu demselben Resultat zu gelangen und liest also: Et quidem principium cibi plantarum a terra est, principium generationis fructuum a sole; quare Anaxagoras dixit, quod earum fluxus est ab aere, et ideo dicunt philosophi quidam, quod terra mater est plantarum et sol pater. Dennoch dürfte die Vermuthung nicht am unrechten Orte seyn, ob nicht in jenem Worte lechineon irgend ein Name eines Philosophen oder auch eines Dichters versteckt liegt; denn der Ausdruck hat in der That eine poetische Farbe, wenn mir gleich auch nicht einmal eine wahrscheinliche Conjectur zu Hülfe kommt.

Cap. IX. p. 14. l. 21. Et summa quidem sermonis est: determinare partes plantae et cooperturas eius et diversitates eius est valde difficile et praecipue terminare etc. Die Ed. Venet. außer geringeren Abweichungen schiebt nach diversitates eius „quod“ ein, wodurch die Periode offenbar an Klarheit und Schönheit gewinnt. Statt durabilitatis hat jene divisibilitatis.

Cap. IX. p. 15 l. 6: Et flores et fructus et folia plantarum quandoque omni anno erunt, quaedam vero non sic: nec remanent, ut cortex et corpus, cadens a re abiiciente ipsum propter causam. Zu dieser dunkeln und mangelhaften Stelle reichen uns die gewöhnlichen Hülfsmittel wenig, ja fast keine Unterstützung; die Ed. Venet. hat mit dem Basil. die Varianten „quandoque quaedam“ und „cadens aere“ gemein, außerdem findet sich statt „erunt“ — erit, statt sic — sit, statt remanent — remaneret und cadens ist durch dei Interpunktion mit corpus verbunden. Hr. M. glaubt Nicolaus hätte ohngefähr diesen Gedanken gehabt: quaedam plantarum partes omni anno decidunt, ut flores, fructus et folia; quaedam non, etsi non remanent, ut cortex et corpus illud fibroso-reticulatum sub fronde palmarum, cadens flatu austri fervidi, abiiciente illud propter cauma, fügt jedoch selbst hinzu: quae tamen si minus placent, parum curo. Wenn aber wirklich dieß der Grundgedanke des Autors war, so läßt sich die Entstellung des Textes leicht erklären, da die Interpreten aus Unkenntniß dieser Erscheinung die betreffenden Worte entweder änderten oder gar wegließen. Dennoch darf der Versuch nicht unterbleiben, auf näherem Wege und aus dem, wenn auch verstümmelten Text den wahrscheinlichen Zusammenhang wieder herzustellen. Mir nun scheint dieß auf folgende Art geschehen zu können, wenn man also ändert: Et flores et fructus et folia plantarum quandoque omni anno ruunt, quaedam vero non; licet nec remaneant, ut cortes aut corpus, cadens aere, abiiciente ipsum propter . . . hier ist nun offenbar eine Lücke, ob statt causam cauma zu lesen sey, will ich nicht entscheiden. Der Sinn ist also: Gewisse Theile der Pflanzen fallen jedes Jahr ab, gewisse nicht; obschon auch diese nicht zurückbleiben, wie die Rinde oder der Rindenkörper, welcher abfällt in Folge der Luft, die ihn durch ihren Einfluß abwirft. Auffallend ist es, daß Hr. M. zu den diesem Satz vorhergehenden Worten: nisi aliqua chronica infirmitate a sua dispositione recederit ganz schweigt; für was ist denn recederit zu halten? sollte es Druckfehler statt reciderit seyn, was jedoch nicht ganz paßt oder statt recesserit? Die Ed. Venet. hat eeciderit.

cap. X. p. 16. l. 9. Item est planta quae habet partes siccas. Hr. M. macht hier zwar auf die Verdorbenheit der Stelle aufmerksam, glaubt aber es sey ein vitium irreparabile; wenn ich nicht irre, so liegt die Emendation näher, als man beym ersten Anblick glaubt; in siccas nämlich scheint mixtas verborgen, so daß gesagt wäre: est planta quae habet partes mixtas für habet mixtim, promiscue: d. h. die einen Theile hat sie, die andern nicht, also mit Theophr. H. Pl. I, 12, 6 übereinstimmend; zugleich erhellte dadurch das folgende: et est, quae habet partes

terminatas nec similes nec aequales. Die nächstfolgende Periode giebt die Ed. Venet. also: Diversitates autem plantae in suis partibus cognitae sunt et figurae eius in colore et varietate et spissitudine et asperitate et laevitate, et omnia, quae accidunt eis in diversitatibus, in aequalitate et augmento numeri et eius decremento et magnitudine et parvitate.

cap. XVII. p. 23. l. 17. Item plantarum quaedam transmutantur in aliam speciem, ut nux cum inverterata fuerit. Daß die Nuß sich umwandle, ist nach Hrn. M. nirgends erwähnt, noch auch gibt die Stelle Auskunft, in was sie übergehe; daher nicht mit Unrecht eine Corruptel anzunehmen ist. Hr. M. vermuthet sehr wahrscheinlich, daß durch Verwechslung zweyer arabischer Wörter جوز und حور, von denen jenes nux, dieses populus alba bedeutet, der Irrthum entstanden, und stützt sich hiebey auf eine Stelle Theophrast's, wo er sagt, die weiße Pappel gehe in die schwarze über. Die Codd. und Edd. geben keine Hülfe, nur die Ed. Venet., wo folgende Abweichung sich findet: ut mixtum inveterata fiunt. Es fragt sich also nur, ob hier nicht ein anderes Wort verdorben ist.

Diese Idee selbst aber, hervorgegangen aus dem Volksglauben, und allgemein verbreitet, daß nämlich gewisse Pflanzen in andere Arten überzugehen pflegten, hat sich auch in neuester Zeit wieder geltend gemacht, so daß man z. B. annahm, Hafer schlage in Roggen um. Allein darüber gemachte Versuche haben gezeigt, daß das Ganze nichts ist, als ein alter mit dem Volke verwachsener Glaube, keineswegs aber eine auf wissenschaftlichem Grunde ruhende Vorstellung.

cap. XVIII. p. 25 l. 2. Quaedam in iuventute fertiliores sunt quam in senectute; quaedam e contrario (im Text und in der Note steht fälschlich e contro) melius fructificant; ut amygdali, piri et ilex. Die Ed. Venet. bietet hier, außer der unbedeutendern Variante e converso statt e contrario, amigdali, piri, uerlex. Sollte hier vielleicht quercus oder etwas ähnliches verborgen liegen?

Lib. II. cap. VI. p. 34. l. 13. Et quia terrae partes compactae sunt etc. Hier scheint es mir der Mühe werth, die Lesart der Ed. Venet. zur nähern Beurtheilung anzugeben, wo die Periode also gelesen wird: Et quia terrae partes compactae sunt, plantae quoque partes consertae vel compactae sunt super aliquam terram: aliquotiens autem putrefiunt in loco humido fiscoso: putredines, quae detinent ipsum aerem; et quando multiplicabuntur pluviae et venti, sol apparere faciet illas et faciet siccari et coagulari et siccitas terrae radices earum et erunt inde fungi et tuberes et similia. Daraus möchte ich schließen, daß die gegebene Lesart nicht die ursprüngliche sey; folgen wir also der Ed. Venet. und lesen nur statt putredines quae — putredinesque, wodurch der Sinn meines Erachtens viel klarer hervortritt, den auch der griechische Text bestätigt, wo es heißt: *τῶν δὲ λοιπῶν φυτῶν τῶν ἐν τῇ γῇ, ἐπεὶ τὰ τῆς γῆς μέρη εἰσὶ συμπεπηγότα, καὶ τὰ μέρη ἐξ ἀνάγκης τούτων εἰσὶ τοιαῦτα. τὰ οὖν φυτὰ τὰ ἐκ τῆς γῆς συμπεπηγότα γίνονται ἐκ σήψεων ἐν τόπῳ ὑγρῷ καὶ καπνάδει. αἱ γὰρ σήψεις κατέχουσιν ἀέρα· καὶ ὅταν πληθύνονται οἱ ὑετοὶ καὶ οἱ ἄνεμοι, ὁ ἥλιος φαίνεσθαι ποιεῖ αὐτὰς κατεπείγει τε ξηραίνεσθαι καὶ συμπήγνυσθαι. καὶ ἡ ξηρότης τῆς γῆς τὰς ῥίζας αὐτῶν ποιεῖ καὶ γίνονται ἐντεῦθεν φυτὰ καὶ μύκητες καὶ ὕδνα καὶ τὰ ὅμοια.* Die folgende Periode beginnt am passendsten mit: id quod erit . . .

Cap. VII. p. 36 l. 11. et consideratur planta, et si fuerit prope solem, citius nascetur, et si fuerit ad occidentem, tardabitur. Ich glaube kaum zu fehlen, wenn ich statt consideratur schreibe consideretur, denn dieß ist durch den innern Zusammenhang der Stelle bedingt. Der griechische Interpret hat: *κατανοείσθω τοιγαροῦν τὸ φυτόν.* Die Ed. Venet. bietet retardabitur statt des einfachen tardabitur.

Cap. XIV. p. 42. l. 19. Venetalitas autem erit in terris vehementer calidis. Die Conjectur des H. M. venetalitas bestätigt die Ed. Venet., welche dieß Wort ganz unverkennbar darbietet. Unter den Druckfehlern, die nicht bemerkt sind, erwähne ich nur in der Expo-

sitio Siglarum l. 12 Guepherbitani ſtatt Guelpherbitani. p. 8. l. 1. fememinео ſtatt femineo. p. 25. l. 3 e contro ſtatt e contrario. p. 27 l. 25. pluvie ſtatt pluviae. p. 117 l. 7 v. u. terrorum ſtatt terrarum. p. 118 l. 9 v. u. in solum fertiliorem (!) ſtatt fertilius. Sonſt ſind Druck und Papier lobenswerth.

G. Thomas.

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. V. Band, III. Heft. Würzburg. 1839. gr. 8.

Unſere Anzeige des 2ten Heftes des 5ten Bandes hat bereits des Aufſatzes Nro. I: „Von den Gerechtſamen der Burggrafen zu Würzburg in den vormaligen 3 Reichsſtädten: Schweinfurt, Rotenburg a./T. und Windsheim“ gedacht: nach dem, was wir daſelbſt über das Burggrafenamt von Wirzburg vorgebracht haben, dürfte auch die vorliegende Leiſtung zu würdigen ſeyn. Gleich der erſte Satz: „Da das Herzogthum Franken ſich über die ganze Diöceſe des Stifts Würzburg erſtreckt, in derſelben aber die drey ehemaligen Reichsſtädte, Schweinfurt, Rotenburg a/T. und Windsheim befindlich ſind; ſo folget nothwendig, daß die Burggrafen als weltliche Richter des ganzen Stifts auch daſelbſt zu urtheilen und zu ſprechen gehabt haben,“ wird ſchwerlich bey gründlichen Forſchern Beifall finden. Ueberdieß iſt ſchon anderswo in dieſen Blättern (12. Juny, 1840. S. 951) gezeigt worden, daß der Biſchof von Wirzburg nur auf dem Patrimonium der Wirzburger Kirche ſeine Jurisdiction ausgeübt habe, was für die Zeiten der Gründung eben ſo gut, wie für das 10te, 11te und 12te Jhrhdt. gilt. So wäre mithin der Aufſatz nur von der Seite zu betrachten, daß er Beyträge zur Geſchichte der 3 vormaligen Reichsſtädte Schweinfurt, Rotenburg und Windsheim geliefert. Gleichwohl beſitzen wir über alle drey im Ganzen richtigere Notizen, als hier gegeben ſind. Wie ſollen doch, um nur Eines zu berühren, die Schweinfurter Markgrafen des 10. und 11. Jahrhunderts, Berthold, Heinrich und Otto geborne Grafen von Henneberg ſeyn? — Eckhart Fr. Or. II. 814, Schöpf, Nordgau-oſtfrk. I. 123 und Schelliner, VII; 222, machen ſie zu Babenbergern und zwar Bertholden zum Bruder Liupolds des Markgrafen: nur giebt Schelliner, abweichend von Eckhardt, dem Berthold zum Vater Adalbert II., den Sohn des unglücklichen im J. 906 enthaupteten Markgrafen Adalbert I. während Eckhart einen Albertus de Martala † 954 (cap. X. der vita S. Vdalrici) zu deſſen Vater macht, welchen Albert von Marchthal, als ein Alamanne, es nicht füglich ſeyn kann, ungeachtet Genſler, (Grabfeld II.) ihn in dieſer von Eckhart angegebenen genealogiſchen Eigenſchaft zu retten bemüht war. Fröhlich (archontol. Corinth.) läßt denſelben Berthold, den Gemahl der Eila und den Vater des Heinricus minor, vom Scheyren Arnulf II. († 954 vor Regensburg), Jckſtatt aber nicht von Arnulf II. ſondern von deſſen älterm Bruder Eberhard abſtammen u. ſ. w. — Gewiß iſt, daß eine Urkunde bey Bernh. Pez thes. anecd. T. I. P. III. cap. 20, col. 92, 93. dieſen Perahtolt de orientali Francia Comes nennt, der mit Einwilligung ſeiner Frau Heliſuinda und ſeines Sohnes Heinrich ſein Eigen zu Yſininga, und 4 Knechte mit Weibern und Kindern von Amartala dem Kloſter St. Emmeramm, deſſen Abte Ramuold (ſeit 975) übergeben läßt.

Dagegen erzählt Thietmar von Merſeburg, deſſen Tante Eila obigen Bertholds Gemahlin war, wie Luther von Walbeke, der Sachſe, welcher in die Verſchwörung der ſächſiſchen Edlen wider Otto I. (941) verwickelt geweſen, durch Fürſprache einiger Großen von des Königs Parten zwar das Leben erhalten, aber in die Haft des treuergebenen Grafen Berthold nach Bayern (hunc misit tunc Bawariam ad comitem Bertoldum) zur Aufſicht geſchickt worden ſey, woſelbſt er ein volles Jahr verblieben, und nach Ablauf dieſer Zeit vom Könige wieder zu Gnaden aufgenommen worden wäre. Dann ſehen wir dieſen Grafen Bertold zugleich mit dem Bayerherzog Otto, Ludolfs Sohn, dem Könige Otto II. wegen Gero's Hinrichtung Vorwürfe machen. Lange vorher aber, wahrſcheinlich ums Jahr 942 hatte Berthold ſeines vormaligen Gefangenen Luthers Tochter, Eila, geheirathet. Natürlich brachte ihm die ſächſiſche Donaſten-Tochter keine Güter im Nordgau und in Oſtfranken zu, und Amertala (Merdula), Crusni, Crana, Suuinvorti ſind alles Orte, die dem Grafen Berthold zugehörten, und die er auf ſeinen Sohn Heinrich vererbt. Angenommen Berthold ſey bajoariſcher Abſtammung, zu welcher Zeit wurden ihm die Würde eines Marchi-Comes und die oſtfränkiſchen Güter zu Theil, hauptſächlich das ſeit 791, September zum erſtenmale urkundlich vorkommende Suuinvort, nach welchem ſich ſein Sohn Heinrich und ſein Enkel Otto am liebſten nennen? —

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. September.

Nro. 174. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 10. July d. J. hielt der Herr Klassensekretär und Konservator Dr. Vogel nachstehenden Vortrag: „Ueber das Ausblühen der Mauern oder Verwittern der Wände an Gebäuden und den Gehalt alkalischer Salze in den Kalksteinen jüngerer Formation.

Es sind schon über 20 J. verstrichen, seitdem ich Gelegenheit hatte, den weißen mehligen Anflug zu untersuchen, womit die Mauern alter und neuer Gebäude häufig bedeckt sind. Hr. G. R. von Klenze übergab mir zu jener Zeit eine große Quantität von mehlartigen Krystallen, welche von den neuen Wänden der Glypthotek und des Thores am Hofgarten so wie von verschiedenen Neubauten in München gesammelt waren; eben so erhielt ich von dem damaligen Klassensekretär G. R. von Moll den weißen Anflug, welchen er auf den Wänden seiner Wohnung in Dachau gefunden hatte.

Nachdem ich die Untersuchung dieser verschiedenen Anflüge vollendet, erklärte ich, daß ich dieselben nach ihren äußern Merkmalen auf den ersten Blick wohl für Mauersalpeter oder für den sogenannten Kehrsalpeter gehalten haben würde, wenn ich sie nicht einer nähern Prüfung zu unterstellen Gelegenheit gehabt hätte. Bey der Untersuchung ergab sich aber, daß in diesem weißen Anflug der Gebäude keine Spur von salpetersauren Salzen enthalten sey, sondern daß derselbe aus schwefelsaurem Natron (Glaubersalz) und aus kohlensaurem Natron bestehe. *) Ich fügte noch die Vermuthung hinzu, daß im Wasser oder in den festen zum Baue verwendeten Materialien Kochsalz enthalten seyn müsse, welches allmählig durch Kalk und Gips zerlegt wird, wodurch Glaubersalz und kohlensaures Natron gebildet werden, welche beyde dann auf der Oberfläche von Wänden und Mauern erscheinen und dort beym Zutritt der Luft verwittern.

Auch schien es mir einer genauen Untersuchung werth, ob die auf dem Tuffstein bey Würzburg, so wie an den Sandstein-Felsen bey Rheinhausen und im Spessart gefundenen Krystalle auch wirklich Salpeter enthalten.

Diese meine vor 20 Jahren mitgetheilten Beobachtungen sind nun auch in Frankreich gemacht und bestätigt worden, obgleich der Verfasser der über diesen Gegenstand geschriebenen Abhandlung, Hr. Kuhlmann, von meiner gedruckten Notiz nicht Kenntniß gehabt zu haben scheint.

Hr. Friedr. Kuhlmann hat nämlich den salinischen Mauerfraß von neuen und alten Gebäuden in Lille so wie aus mehreren Städten Flanderns untersucht und hat so wie ich gefunden, daß in keinem dieser Anflüge Salpeter enthalten sey, sondern daß sie immer nur aus Glaubersalz und kohlensaurem Natron bestehen.

Hr. Kuhlmann ist aber in seinen Forschungen noch weiter gegangen, und seine Arbeit hat ihn zu Resultaten geführt, wodurch ich bewogen wurde, auf den Gegenstand noch einmal zurückzukommen. *)

*) S Kunst- und Gewerbeblatt des polytechnischen Vereins im Königreich Bayern. 6ter Jahrg. 1820. pag. 217.

*) S. Kuhlmanns Abhandlung in den Annalen der Chemie von Wöhler und Liebig. Band 38, April-Heft 1841 S. 42.

Schon seit langem war es beobachtet worden, daß zwischen dem ersten Aufguß mit Wasser über Kalk und dem zweyten, oder zwischen dem ersten und zweyten Kalkwasser ein Unterschied statt finde, indem das erste stärker und eine größere Alkalinität haben sollte, als die letzteren Aufgüsse, weßhalb es als Arzneymittel und zu verschiedenen andern Zwecken verworfen wurde. Als Descroizilles später in dem ersten Kalkwasser eine geringe Spur von Kali nachwies, welches er der beym Brennen des Kalkes erzeugten Holzasche zuzuschreiben geneigt war, so hielt man die vorherrschende Alkalinität des ersten Kalkwassers vor dem letztern durch diese Beobachtung für hinreichend erklärt.

Nun hat aber Hr. Kuhlmann Kalk vermittelst Steinkohlen, deren Asche nur wenig alkalisch ist, gebrannt; ebenso glühte er Kalksteine in bedeckten Tiegeln, um alle Berührung mit Asche fern zu halten. Doch auch diese wie die ersteren Kalksorten gaben immer ein erstes Kalkwasser, welches Kali enthielt, woraus er den Schluß machen zu können glaubte, daß das Kali nicht von Holzasche herrühren könnte, sondern daß es vielmehr in den zum Brennen verwendeten Kalksteinen selbst enthalten seyn möchte.

Er fand auch wirklich in Kalksteinen von verschiedenen Gebirgsformationen nicht allein Kali und Natron, sondern auch alkalische Chlor-Metalle in wechselnden Mengen und schwefelsaure Salze.

In den Kalksteinen, vorzüglich in denen älterer Formation befinden sich, nach Kuhlmann, unauflösliche kieselsaure Alkalien, welche beym Brennen in kieselsauren Kalk zersetzt werden, wodurch nun das kaustische Alkali frey wird.

Die obengenannten von Hrn. Kuhlmann beobachteten Thatsachen veranlaßten mich nachzuforschen, ob in dem bey uns bereiteten Kalk oder in dem rohen Material, aus welchem derselbe gebrannt wird, auch dergleichen Salze enthalten seyen, aus welchem sich das Ausblühen der Mauern und andere Erscheinungen erklären ließen.

Um über diesen Gegenstand sichere Resultate zu erhalten, stellte ich folgende Versuche an:

Vier Pfd. gebrannten Kalks aus dem an der Isar vorkommenden Gerölle wurden mit destillirtem Wasser gelöscht und dann mit einer größern Menge Wassers zu einem kaum flüssigen Brey angerührt, welcher 2 Tage in einer großen gut verschlossenen Flasche stehen blieb. Nach Verlauf dieser Zeit wurde die Masse auf ein gut gewaschenes Filtrum gebracht. Das langsam abfiltrirende Wasser wog 2 Pfd. Diesem aus 4 Pfd. lebendigen Kalk erhaltenen Kalkwasser des ersten Aufgusses, welches ich als erstes Kalkwasser bezeichne, wurde bey den Versuchen vergleichend zur Seite gestellt ein Kalkwasser, welches durch Infundiren eines Kalkes gewonnen wurde, der seit einer Reihe von Jahren zur Bereitung des Kalkwassers diente. Es ist ungefähr als der 20te Aufguß zu betrachten; wir wollen es letztes Kalkwasser nennen.

Was das Resultat der vergleichenden Untersuchung dieser beyden Wasser betrifft, so ergab sich, daß das erste Kalkwasser einen schärferen und mehr ätzenden Geschmack hatte, als das letzte; auch wurde das Curcuma-Papier vom ersten viel tiefer dunkelbraun gefärbt, als vom letzten.

Ich ließ in beyde einen Strom von kohlensaurem Gas streichen und zwar in einer solchen Menge, daß der dadurch niedergeschlagene kohlensaure Kalk sich vollkommen wieder auflöste.

In diesem mit Kohlensäure überladenen ersten etwas abgerauchten Kalkwasser wurde das Curcuma-Papier noch braun gefärbt, während ein Streifen Curcuma-Papier in das letzte Kalkwasser getaucht, seine gelbe Farbebehielt und auf keine Weise braun wurde. Die alkalische Eigenschaft war demnach durch Kohlensäure in dem letzten Kalkwasser aufgehoben, während sie in dem ersten noch deutlich wahrnehmbar fortbestand.

Von jedem dieser Kalkwasser wurde 1 Pfd. an die Luft gestellt. Das letzte Kalkwasser hatte schon nach Verlauf von 2 Stunden mit einem dünnen Häutchen sich zu bedecken angefangen; bey dem ersten Kalkwasser aber war nach 12 Stunden noch keine Bildung des Häutchens wahrzunehmen. Dieses stellte sich erst viel später ein.

2 Pfd. des ersten Kalkwassers wurden schnell in einer Porcellanschaale abgeraucht, der trockne Rückstand mit Alkohol von 0,800 geschüttelt und die alsdann filtrirte geistige Flüssigkeit, nachdem sie mit etwas Wasser versetzt war, bis auf ein geringes Volumen abgeraucht. Diese war stark alkalisch, enthielt aber keinen Kalk, wurde durch Platinsalz gelb niedergeschlagen, brauste mit Weinsteinsäure schwach auf und gab einen weißen Niederschlag von Weinstein. Der Alkohol hatte also aus dem abgerauchten Rückstand kaustisches Kali, wovon eine geringe Menge beym Abdampfen an der Luft wieder kohlensauer geworden war, aufgelöst. Der mit Alkohol behandelte Rückstand wurde mit einer geringen Menge Wassers übergossen, und nachdem es einige Stunden mit demselben, welcher zum Theil in kohlensaurem Kalk bestand, in Berührung gewesen war, filtrirt; die klare alkalisch reagirende Flüssigkeit gab beym langsamen Abrauchen längliche durchsichtige Krystalle, welche an der warmen Luft verwitterten, und zum Theil zu Staub wurden. Der nicht krystallisirte Theil auf einer Glasplatte einige Stunden in Keller gestellt wurde wieder feucht und zerfloß größtentheils.

Die bis zur Trockne abgerauchte Masse löste sich in Wasser vollkommen wieder auf. Weil sich an der Luft wieder kohlensaure Alkalien gebildet hatten, so brauste die Flüssigkeit stark auf mit Weinsteinsäure, welche im Ueberschuß zugesetzt sogleich ein weißes krystallinisches Pulver von Weinstein bildete. Das Platinsalz gab darin ebenfalls einen gelben Niederschlag. Ebenso bildeten salpetersaures Silber und Chlorbaryum Niederschläge, welche sich in Salpetersäure nicht vollkommen wieder auflösten.

Es befanden sich also in dem Rückstande des abgedampften ersten Kalkwassers außer dem kohlensaurem Kalk noch Kalk, Kali und Natron, welche letztere zum Theil wieder kohlensauer geworden waren, so wie Spuren von schwefelsauren Natron und Chlornatrium.

In dem letzten Kalkwasser, welches wie das erste behandelt wurde, waren keine freyen Alkalien wahrzunehmen, aber noch Spuren von schwefelsauren Salzen und Chlormetallen.

Kalkstein.

Die an der Isar vorkommenden Gerölle von Kalkstein, welche in der Kalkbrennerey und zum Pflastern der Strassen häufig benutzt werden, wurden auf Chlorverbindungen und auf schwefelsaure Salze untersucht. Zu dem Ende wurden diese gestossenen Steine in reiner Salpetersäure zu einer neutralen und gesättigten Flüssigkeit aufgelöst; in dieser brachte salpetersaures Silber einen weißen in Salpetersäure unlöslichen Niederschlag hervor, welcher sich ganz wie Chlorsilber verhielt, wodurch auf die Gegenwart von Kochsalz oder eines andern Chlorürs hingedeutet wird.

Es wurden ferner 4 Pfd. der gut abgewaschenen weißen Gerölle zu sehr feinem Pulver gerieben und dann mit 4 Pfd. Wasser in einer Flasche übergossen, oft umgeschüttelt und damit 2mal 24 Stunden stehen gelassen.

Die klar abgegossene oder filtrirte Flüssigkeit mit einigen Tropfen salpetersauren Silbers versetzt wurde schwach opalisirend und setzte in der Ruhe nur eine geringe Menge von Chlorsilber ab. Nachdem aber das filtrirte Wasser durch Abdampfen bis auf $\frac{1}{20}$ seines Volumens reducirt war, entstanden darin sogleich durch salpetersaures Silber, so wie durch Barytsalz weiße in Salpetersäure unlösliche Niederschläge; wodurch die Gegenwart von schwefelsauren Salzen und Chlorüren auf das Sicherste dargethan wird.

Deutlich alkalisch war die bis auf ein geringes Volumen abgerauchte Flüssigkeit nicht. Nach 24 Stunden war die an einem warmen Ort stehen gebliebene Flüssigkeit ganz ausgetrocknet und nun zeigten sich auf dem Boden des Uhrglases deutliche Würfel von Kochsalz. Die concentrirte Auflösung dieses Rückstandes wurde von Platin-Chloryd gelb niedergeschlagen und enthielt deßhalb auch ein Kalisalz.

In dem im Innern grauschwarzen sehr harten Kalkstein befindet sich eine organische Substanz, welche aus derselben durch Wasser aufgelöst wird und beym Abdampfen des Wassers und Erhitzen des trockenen Rückstandes verkohlt. Diese organische Substanz ist dagegen in den weißen Kalksteinen

nicht vorhanden, wenigstens nicht in wahrnehmbarer Menge. *)

Ich habe noch die Vorsicht gebraucht, das zum Ausziehen der Kalksteine zu verwendende destillirte Wasser bis auf $\frac{1}{30}$ seines Vol. abzurauchen, welches aber in diesem Falle weder von Silber- noch Barytsalz getrübt wurde, wodurch bey mir jeder Zweifel gehoben wird, daß das Kochsalz und Glaubersalz nicht in den untersuchten Kalksteinen enthalten seyn sollten.

Es befindet sich demnach in diesem Gerölle eine geringe Menge Kochsalz in freyem ungebundenen Zustand. Auch das kleesaure Ammoniak bringt in der Flüssigkeit eine schwache Trübung hervor, weßhalb sich in derselben auch ein Kalksalz befindet, indem der kohlensaure Kalk nach Bucholz wenig auflöslich im Wasser ist.

Kalksteine und kochendes Wasser.

3 Pfd. Geröll der Münchner Pflastersteine **) fein gepulvert, wurden mit 4 Pfd. Wasser eine Stunde lang in einem silbernen Kessel gekocht und dann noch heiß durch ein gut ausgewaschenes Filtrum filtrirt.

Von dieser filtrirten Flüssigkeit wurde das kleesaure Ammoniak zwar allmählig getrübt wegen der geringen darin aufgelösten Menge von kohlensauren Kalk, aber mit salpetersaurem Silber und Chlorbaryum zeigten sich die Niederschläge nicht in auffallend größerer Menge, als in dem Fall, wo das Kalksteinpulver mit kaltem Wasser behandelt war.

Man sieht also, daß das Wasser aus unsern Kalksteinen der jüngern Formation eine geringe Menge von schwefelsauren Salzen und Chlorüren

*) Vorzuziehen ist es, die Flüssigkeit klar abzugießen ohne dieselbe zu filtriren, weil das Filtrum dem Wasser, wenn auch nicht immer Chlorüre, doch eine organische Substanz mittheilt, wodurch das der Flüssigkeit hinzugefügte Silber an der Sonne weinroth wird.

**) Die Steine waren grauschwarz und sehr hart.

mit Basen von Kali und Natron aufnimmt, und wohl nur denjenigen Theil der Salze, welcher nicht vom Kalkstein eingeschlossen ist, denn anders verhält es sich, wenn man diese Kalksteine in reiner Salpetersäure auflöst, und dann die neutrale Flüssigkeit mit Silber- und Barytsalz versetzt, in welchem Falle nun die Gegenwart der schwefelsauren Salze und Chlorüre leicht und in größerer Menge wahrzunehmen ist.

Da sich der weiße Kalkstein in Chlorwasserstoffsäure vollkommen auflöst und beym Abdampfen nicht gelatinirt, selbst dann nicht, wenn auch dazu der gebrannte Kalkstein angewendet wird, so ist die Gegenwart eines unlöslichen Kalisilicates in demselben wohl nicht anzunehmen und folglich auch nicht die Ansicht, daß das freye Alkali durch Zersetzung des Kali-Silicates beym Brennen der Kalksteine jüngerer Formation entstehe. Es läßt sich auch die Gegenwart freyer Alkalien in unserm gebrannten Kalk wohl dadurch erklären, daß die in dem Kalksteine enthaltenen Kali- und Natronsalze beym Brennen zum Theil zersetzt werden.

Da wir endlich in unserem sogenannten Münchner Kies und folglich auch im Boden der nächsten Umgebungen von München Salze finden, welche Kali und Natron zur Basis haben, so ist es auch nicht mehr nothwendig anzunehmen, daß die Pflanzen Glimmer, Feldspath oder Thonarten, welche häufig Kali-Silicate enthalten, im Boden treffen müssen, um daraus das Kali abzuscheiden und bey der Vegetation aufzunehmen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. September.

Nro. 175. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

System der Metaphysik und Religionsphilosophie aus den Grundverhältnissen des menschlichen Geistes abgeleitet. Von Dr. Ed. Beneke Prof. an der Universität zu Berlin 1840. 8. 600 S.

Wir Deutschen heutigen Tages stehen bey den meisten unserer Nachbaren in den Ruf, vor allen anderen Nationen der Philosophie ergeben zu seyn, und Spekulation und Metaphysik in allen wissenschaftlichen Fachern, ja selbst in Kunst und Poesie, gut oder übel anzubringen. Wenige unter uns läugnen diese Nachrede, obgleich sie selbige unserer Literatur nicht zum Ruhm anrechnen, wie es ja die Nachbarn auch nicht gemeynt haben.

Diejenigen aber, welche mit diesem ziemlich einstimmigen Zeugniß der Fremden über unsere Literatur einverstanden sind und sich desselben freuen, rühmen als Grund dieser Erscheinung, nachdem sie einmal als wahr hingenommen ist, die Tiefe des deutschen Gemüthes, den geheimnißreichen Naturssinn, die innige Religiosität verbunden mit der Lust und dem Ernst des einsamen, beschaulichen Denkens und Fühlens, und was dergleichen mehr eben als eine werthe Eigenthümlichkeit der deutschen Nation jedesmal angesehen werden mag, z. B. Liebe zur Einkehr und Versenkung in sich selbst u. s. w. Indessen, näher zugesehen, geht diese Nachrede, daß unsere Literatur in allen Stücken über die Maßen abstrus sey und von Metaphysik und Mysticismus u. dgl. überfließe, nicht in sehr alte Zeiten zurück. Nicht einmal zwey Jahrhunderte zurück, so hatten und behaupteten wir lange herab bey denselbigen Nachbaren den Ruf der — nicht immer geschmackvollen — Gelehrsamkeit, des eisernen Fleißes, der Gründlichkeit, und namentlich der Kenntniß des positiven Rechtes und seiner Geschichte. Es ließe sich leicht rückwärts verfolgen, und nicht ohne Interesse auf eine lehrreiche Weise darlegen, wie von einem Jahrhundert zum andern und dritten und vierten ein Nachbarvolk von dem andern geurtheilt, wie es seinem Charakter nach der ihm jedesmal nächsten und auffallendsten Erscheinung aufgefaßt und ausgesprochen hat, ohne daß in allen dieserley Variationen eine gewisse Grundanschauung des eigentlichen Volksgeistes und seines Kernes jemals gänzlich verschwindet. Jedes Volk wechselt seine Phasen und diesen Phasen gemäß modificirt jedes Nachbarvolk seine primitive Charakteristik desselben. Das nächste Beyspiel finden wir in unseren Urtheilen über die Franzosen im 18. Jahrhundert vor, dann während der Revolution und dem Kaiserreich, endlich in der neuesten Zeit. Besonders anziehend sind mir immer die Urtheile vorgekommen, welche im Mittelalter von den Karolingern herab die romanischgermanischen Völker, eines von dem andern, und sie insgesammt von den Byzantinern, und diese hinwiederum von den Abendländern fällen. Eine wohlgeordnete chronologische Zusammenstellung der gegenseitigen Beurtheilung und Charakteristik riefe jeden Leser zu den ernstesten Betrachtungen und Reflexionen über die Wahrheit und Irrthümlichkeit derselben, über die Forterhaltung oder den Untergang mancher Züge und Striche in den jeweiligen Gemälden; — mancher Verständige möchte daraus sogar hin und wieder Prognosen für die Zukunft der Nationen und Staaten zu ziehen im Stande seyn. Es wäre schön und löblich, wenn ein junger Historiker, neben seiner nächsten Aufgabe, die er vor hat, eine dergleichen Sammlung anlegte, v. Liutprand herab zu Petrarka, Machiavelli, von Spaniern und Franzosen und Engländern über z. B.

nur uns Deutsche, über Kaiser und Reich, über Fürsten und Städte, über Adel und Hansa, über Krieg und Frieden, Ritter und Lanzknechte u. s. w. Der furore tedesco z. B. datirt viel weiter zurück als der Vorwurf des Metaphysicismus — denn meistentheils ist diese Nachrede ja doch als Vorwurf gemeynt. Und was jenen Metaphysicismus betrifft, so meyne ich, unsere Poesie und Belletristik habe noch ein ziemliches Stück Weges bis dahin, wo sie es deßfalls den spanischen und italienischen Lyrikern und theatralischen Dichtern gleich thun wird. Ist ja selbst Shakespeare von solchem Metaphysicismus, von der speculativen Spitzfindigkeit in den Schilderungen der Leidenschaften und Charactere und Situationen nicht frey. Man wird sich darüber nicht wundern, sobald man sich besinnt, daß die romanischen Völker früher als die heimgesessenen Deutschen und lange Zeit die Philosophie so ernstlich getrieben haben, als wir — fast überall Spätlinge — es heutzutage zu thun verrufen sind. Als in den Tagen der Karolinger die in den römischen Provinzen endlich seßhaft gewordenen deutschen Stämme mit den einheimischen Ueberresten verschmolzen und zu neuen Völkern umgewandelt waren, lernten diese sehr bald mit dem Christenthum und einigen Kirchenvätern auch die von den letzteren vielfach angewandten neuplatonischen Lehrsätze und Methoden kennen, späterhin aber durch die Araber in Spanien auf den dortigen zahlreichen, vielbesuchten und weitumher in der christlichen Welt berufenen Universitäten, und durch die Kreuzzüge auch die Aristotelischen Schriften, von denen bis dahin vornämlich nur die von Boethius übersetzten logischen Abhandlungen im Umlauf waren. Als nun aus diesen Elementen unter dem Einfluß der Kirche die sogenannte scholastische Philosophie des Mittelalters erwuchs, da hatte sie ihren Hauptsitz an der Universität zu Paris. Frankreich und das nachbarliche England haben die meisten, die bedeutendsten und einflußreichsten Scholastiker, speculativen Dogmatiker und kirchlichen Religionsphilosophen hervorgebracht.

Deutschland stand in jener Periode höchstens in der dritten Reihe. Es nahm wackern Antheil an jener Bewegung der Geister, jedoch mehr lernend als lehrend, und nicht viel mehr als die Italiener, Spanier und andere Europäer der römischen Kirche, als Böhmen und Polen. Von dorther war den obenerwähnten französischen, italienischen und spanischen Dichtern jene witzige metaphysische Spitzfündigkeit im gemeinen Leben und in der täglichen Sprache, gleichsam eingeboren, die uns eben so oft durch Feinheit überrascht, als durch das Allzuspitze und Scharfe abstoßt und erkältet. Davor möge ein guter Genius, wenn es möglich ist, unsere Poesie und übrige Literatur bewahren! — Das Mittelalter gieng zu Ende; ein neuer Geist erwachte in allen Orten, auch in der Philosophie; auch sie beginnt eine neue Periode. Allein auch jetzo wieder, derjenige, der diese Periode eröffnet, ist nicht ein Deutscher, ist ein Franzose; — denn die Epoche der neuern Philosophie beginnt man allgemein, und nicht mit Unrecht, mit Descartes, geboren zu la Haye in der Provinz Touraine 1596. Mit ihm, und seinen Zeitgenossen, nachfolgenden Anhängern und Gegnern läßt man ja erst den Geist sich auf sich selbst besinnen, zu sich selber kommen, mit ihm beginnt der moderne Idealismus, dergleichen auch dem spätesten Alter, den Neuplatonikern, nicht in den Sinn gekommen ist. Wir Deutsche hatten damals, leider, ganz andere und bittrere Arbeiten, als die Arbeit des Denkens ist; wir nahmen von der Cartesischen Philosophie wenig und spät und nur theilweise Notiz.

Weil die Studien der alten griechischen und römischen Gelehrsamkeit zuerst in Italien wiederauflebten, zu Bologna, Florenz, Neapel, Rom, Salerno und an mehr andern Orten, indem die politischen, die kirchlichen und die Handelsverbindungen mit dem griechischen Mutterland und den Inseln, (die zum Theil unter Venedigischer und Genuesischer ꝛc. Herrschaft standen) und mit Konstantinopel niemals gänzlich abgebrochen waren, und überdieß die Klöster in Calabrien, die nach der Regel des heiligen Basilius bestanden, fortwährend einen gewissen gelehrten Verkehr dahin unterhielten: so geschah es, daß dort auch zuerst die speculative Philosophie — fast ein Jahrhundert vor Cartesius — und daß vorzugsweise die älteren Hellenischen Systeme in größerer Reinheit wieder-

hergestellt und mit größeren oder geringeren Abänderungen erneuert, zu gleicher Zeit aber eben daselbst durch die Alten auch eigene kühne Versuche der Speculation und Methaphysik angeregt und hervor getrieben wurden. Ich brauche kaum an die Namen Marsilius Ficinus, Pomponatius Telesius, Jordanus Bruno, Campanella, Cardanus u. a. m. zu erinnern. Nur ein Franzose nahm an diesem Wetteifer in Erneuerung des Alten etwas später rühmlichen Antheil; — Gassendi erneuerte die Physik des Demokrites und der Atomisten, deren mehrere später, wie Asklepiades von Bithynien, Stifter von medicinischen Schulen waren. Justus Lipsius aber, wenigstens ein Niederdeutscher, erweckte die Ethik der Stoiker; einen nationalen Deutschen wüßte ich gegen die vorgenannten nicht gleich aufzustellen, man müßte denn Reuchlin als Sospitator der Kabbalah zu nennen geneigt seyn. — Beynahe alle Engländer und Franzosen nun sagten sich seit den Tagen des Carteſius und des Baco von Verulam nach und nach mehr und mehr von der Scholastik los, zugleich aber auch von den bisherigen alten Meistern in den Wissenschaften und im spekulativen Denken. Sie wollten fortan auf eigenen Füßen stehen, und ihre eigenen Wege gehen, wollten überall ganz von vorne anfangen, und durchaus neu und von aller Autorität unabhängig seyn. — Nur nicht von der Autorität der gemeinen Sprache, und der in ihr überlieferten unverdächtigen und darum gemeingültigen Begriffe. Denn man sieht leicht ein, daß, trotz diesem kühnen Anlauf und Vorsatz, überaus vieles aus der alten Philosophie her überliefertes, was theils nach und nach schon in die Massen des Volkes, in seine alltägliche Vorstellungsweise und die Sprache des gemeinen Lebens übergegangen, und da, wie ein einheimisches Gewächs festgewurzelt war, theils auch manches, was zwar nur in den Schulen umlief und Geltung hatte, aber doch auch in den neuen Versuchen und Entwürfen nicht entbehrt werden konnte, — daß, sage ich, dergleichen manches unbewußt und ohne schärfere Prüfung in die auftauchenden neuen Systeme herübergenommen ward. Sehr vieles zudem, was wirklich alt war, wurde aus Unkenntniß und Mißachtung des Alterthums für neu angesehen und so ausgegeben. Mehreres endlich des guten alten überlieferten wurde in neue und folgenreiche Verbindungen und fruchtbare Beziehungen gebracht und mit den wirklich neuen Entdeckungen jeder Art, an denen es ja damals auch nicht fehlte, mit mehr oder minder Glück und Geschick combinirt. Das treffendste Beyspiel hiefür haben wir wohl in der Art, wie Copernicus die alte astronomische Weltansicht einiger Pythagoräer und namentlich des Aristarchos v. Samos restaurirte, dessen Grundgedanke nicht deutlicher ausgesprochen werden kann, als es Plutarch im 6ten Kapitel seines Dialoges über das Gesicht in der Mondscheibe einem der Mitunterredner in den Mund legt. *Μόνον* (erwiedert dort Lucius der Akademiker dem aufgebrachten Stoiker Pharnakes) *ὦ τᾶν, μὴ κρίσιν ἡμῖν ἀσεβείας ἐπαγγείλῃς· ὥσπερ Ἀρίσταρχον ᾤετο δεῖν Κλεάνθης τὸν Σάμιον ἀσεβείας προκαλεῖσθαι τοὺς Ἕλληνας ὡς κινοῦντα τοῦ κόσμου τὴν ἑστίαν, ὅτι τὰ φαινόμενα σώζειν ὁ ἀνὴρ ἐπειρᾶτο, μένειν τὸν οὐρανὸν ὑποτιθέμενος, ἐξελίττεσθαι δὲ κατὰ λόξου κύκλου τὴν γῆν, ἅμα καὶ περὶ τὸν αὑτῆς ἄξονα δινουμένην.* Vrgl. desselben Platonischer Frägen die achte gleich zu Anfang, und die Lehrmeynungen der Philosophen B. II. Kap. 24. Nun, auch in jenen Tagen, da die alten astronomischen Systeme erneuert und fester begründet, da insbesondere alle philosophischen und metaphysischen Systeme wiedererweckt oder ganz neue an ihre Statt gesetzt wurden; auch während jener Zeit, da diese große Gedankenänderung bey den Nachbarn vorging, stehen die Deutschen, was die Methaphysik betrifft, immer noch nur in der dritten und vierten Reihe. — Sie hangen erst noch immer fest an der Scholastik, theils am Nominalismus, theils am Realismus.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. V. Band, III. Heft. Würzburg. 1839. gr. 8.

(Fortsetzung.)

Nimmt man dagegen Bertholds babenbergische Abkunft an, so ist sein Auftreten als Markgraf und in ostfränkischen Gütern vom Vater Adalbert II. her, leicht erklärt, damit aber die Frage nicht gelöset, wie er zu obigen Gütern im Nordgau gekommen. *) Für babenbergische Abstammung scheint die Aussage des Thietmar (Pertz, V. 773) zu sprechen, woselbst er von seines Vaters Schwestersohne Heinrich, den er irrig seinen Neffen nennt, die Unthat erzählt, wie dieser Heinrich, — die That geschah vor dem Jahre 994 — einen ausgezeichneten, aber allzustolzen Ritter des Würzburger Bischofs Bernward, Namens Ewerker, welcher ihm Unbilden angethan, gefangen legte und zu Lindinlog **) blenden ließ. Den Heinrich traf auf erhobene Klage des Bischofs die Strafe des Exils; doch wurde er bald wieder begnadigt und auch dem Bischof nach geleisteter Genugthuung wieder ausgesöhnt. Darnach (8. Juli 994) lud der Bischof Liupold, den Markgrafen der Ostmark und seinen Neffen Heinrich auf das Fest des heil. Kilians zu sich, und empfing und bewirthete beyde mit großer Liebe; da wurde der (Mark)Graf (Liupold), als er nach der Morgenandacht mit seinen Rittern spielte, von einer Oeffnung her durch einen Pfeil verwundet, den ein Freund des geblendeten Ewerker abgeschossen. Der Schuß hatte Heinrichen gegolten, allein den in jeder Beziehung unschuldigen Leopold getroffen, dem diese Wunde am 10. Juli den Tod brachte: Tags darauf wurde er zu Wirzburg begraben.

Hat es nun mit der von Thietmar angegebenen Verwandschaft seine Richtigkeit; so folgt nothwendig, daß Berthold und Heinrich Babenberger waren. Aber dieselbe Stelle zeigt uns auch, daß wir dem Thietmar in solchen verwandschaftlichen Aussagen nicht überall und unbedingt Glauben schenken müssen: Nennt er doch selbst hier sein Geschwisterkind, den Heinricus minor, seinen nepos, worin er sich, wie oben gesagt, geirrt hat. — Jedenfalls fehlt viel, daß diese Schweinfurter Markgrafen Henneberge wären, wie der Verfasser des Aufsatzes Nr. I. auf Falkenstein antiqq. Nordgav. gestützt, behauptet hat.

*) Doch siehe von Sprunner's Beschreibung des Gaues Volkfeld, im Archive des Obermainkreises Bd. II. Hft. I. S. 57 — 60.

**) Lindinlog, Wüstung bey Geroldshofen nordwestlich. Der Ort kommt bereits 880 bey Schannat Tr. Fald. p. 211 nro. 521 und später 1151. Septemb. Lindinloch, eine curia episcopi W. Mon. Boic. 29, 1. p. 505 vor. Siehe die Charte vom Volkfeld bey der v. Sprunnerischen Beschreibung dieses Gaues. Schöpf Nordgau-ostfränkische. Staatsgesch. I. 107. — Dahin wäre die Note 72 bey Pertz V. p. 773 zu berichtigen. Ich sehe, daß Hr. Lappenberg in seiner Vorrede zu Thietmar S. 725 Note 2 dem Scholliner Unrecht thut, wenn er sagt: „Ann. Saxo a. 977 qui tamen magno errore Heinricum filium Bertholdi marchionem et Heinricum ducem minorem dictum eundem putat; id quod probarunt Mascov et Scholliner.“ — Ob Mascov es gethan, weiß ich im Augenblicke nicht, aber Scholliner in seiner Tabelle p. 222 des VII. Bds. der hist. Abhandl. der churfürstl. Akad. d. W. W. hält alle 3 Hezilone richtig und scharf aus einander.

II.

Beyträge zur Geschichte des Bauernkriegs.

Mitgetheilt vom Hrn. Legat. Rath Dr. Scharold.

Wir haben eine große Zahl von Schriften über den deutschen Bauernkrieg, welche von Zeitgenossen und mitunter Augenzeugen herrühren, die das Ereigniß entweder als großes Ganzes, oder, wie es in einer der Provinzen vorgefallen war, erfaßt und dargestellt haben. Dahin zählen die Werke des Hubert, Thomas Leodius, Gnodalius, Peter Haarer, Lorenz Fries, des Anonymus vom Bamberger Aufruhr bey Waldau u. a. m. In neuern Zeiten bearbeiteten diesen Stoff Männer, die nicht nur Alles benutzten, was ihre Vorgänger gesammelt und bekannt gemacht, sondern denen selbst archivalische Quellen zu Gebote standen. Dahin gehören alle Werke von Sartorius bis auf Deuber herab: Gleichwohl fehlt noch viel, daß selbst in jenen Schriften, die den gewaltigen Aufruhr in einzelnen Ländern oder Städten geschildert, alles Denkwürdige erhoben, und zum vollendeten Gemälde verarbeitet worden wäre. *)

*) Dr. Bensen's Bauernkrieg hat der Unterzeichnete zur Zeit noch nicht gelesen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. September.

Nro. 170. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

System der Metaphysik und Religionsphilosophie ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die Reformation wirkte in Bezug auf die Methaphysik nur so viel, daß fortan die reinere peripatetische Lehre in den Schulen zur Herrschaft kam. Dazu trugen das Meiste bey, auf der einen Seite Melanchthon mit seinen weithingebrauchten Lehrbüchern, auf der andern die Jesuiten, deren gelehrte Commentarien zu mehreren Schriften des Aristoteles noch heutigen Tages sehr schätzenswerth sind. — Indeß die kirchlichen und dogmatischen Controversen ließen von der neuerweckten Philosophie nur den logischen und methodischen, d. h. den syllogistischen Theil zur Anwendung kommen; aller Inhalt des Streites betraf — nicht einmal nebenher die Philosophie — nur die Theologie und Religion. — Nun auch auf diesem Felde, nämlich auf dem der sogenannten Religionsphilosophie und mystischen Theologie — und Mysticismus wird ja unserer Literatur eben auch nachgesagt, — haben die Deutschen im Mittelalter und um den Anfang der neueren Geschichte eben nichts besonders vorausgehabt. — Man denke nur an den heiligen Bernhard von Clairvaux und andere Franzosen herab bis zu Pascal und Fenelon (und wenn man will bis zu Astrüc und Sct. Martin); man denke an Johannes Erigena, den Uebersetzer des Pseudoarcopagiten Dionysius, an Richard de Sct. Victore, u. m. a. bis auf Robert Fludd und noch spätere; — man denke an Johann von Fidanza, genannt Bonaventura u. m. a. — Neben diese können wir unsrerseits Meister Eccard, Tauler, Thomas v. Kempis, Jakob Böhm u. a. allerdings stellen, aber nicht eben über die erstgenannten hoch erheben. — Daß wir nun bis dahin den Reigen in der spekulativen Philosophie, in der Metaphysik nicht anführten, dieß darf nicht Wunder nehmen. Denn überhaupt waren die Zeiten und Umstände in Deutschland weder der Philosophie noch den übrigen Wissenschaften, vor den Nachbarvölkern günstig, weder in den frühern Jahrhunderten des Mittelalters, noch viel weniger aber, als die unglückselige Glaubensspaltung das Vaterland zerriß, der unheilvolle dreyßigjährige Krieg es verheerte, und die politische Unbedeutenheit und Nichtigkeit des deutschen Reiches, als nächste Folge jener Vorgänge, die Geister niederdrückte und verdumpfte. Allerdings mochte eine solche öffentliche und häusliche Lage, wie wir sie im damaligen Deutschland antreffen, dazu wirken, daß manche sich auf sich selbst und in das tiefste Innere ihres Kopfes und Herzens zurückzogen und der Contemplation und Speculation sich ergaben wie in der Theologie so in andern Wissenschaften nnd namentlich der Philosophie. Allein schwerlich wären wir durch diese Lage und Umstände zu dem obenberührten Rufe gekommen, wenn nicht erstlich Leibnitz, und dann Kant unter uns erschienen wären. — Keiner von beyden zog und bildete unmittelbare Schüler; — Leibnitz nicht, weil er niemals vom Katheder herab docirte; — Kant nicht, weil er nach alten Lehrbüchern las; und wenn er auch sein ganzes System sehr deutlich durchscheinen ließ, so merkten es doch die guten Studenten nicht, auch die besten Köpfe nicht; denn es wurde ihnen als gar nichts Besonderes noch Neues und Eigenthümliches ausgestellt, sondern als reiner, einfacher, gleichsam sich von selbst verstehender Gedanke. Nur der geistreiche

Hippel merkte etwas und trug fleißig zu Buch für seine Lebensläufe in aufsteigender Linie. Herder dagegen — und was für ein Geist, schon von Natur aus, und in seinen Jünglingsjahren! — ahndete so wenig von den geheimen Tiefen des Kantischen Geistes und seiner philosophischen Ansicht, daß er sich nie darein finden konnte, und einen schmählichen Kreuzzug gegen sie unternahm. Aber Leibnitz und Kant wirkten desto mächtiger auf die schon mehrgereifte und ältere philosophische Welt. Der erstere gewann Einfluß durch seine großen Entdeckungen und seine Thatigkeit auf allen Feldern des menschlichen Wissens, vornehmlich aber durch die nachhaltige Wirksamkeit seines sogenannten Schülers Christians von Wolf. Dieser wirkte durch Wort und Schrift; er lehrte viele Jahre in Marburg und Halle und hielt öffentliche Vorträge über alle Theile der Philosophie. Noch mehr, er verfaßte über alle Theile der theoretischen und praktischen Philosophie, der Mathematik, ja selbst der Physik größere und kleinere, deutsche und lateinische, immer systematische und in seiner Art gründliche und zugleich faßliche Lehrbücher. Von dem an erst griff unter uns Platz die Vorliebe methaphysischer Betrachtungen; von dem an breitete sich die Philosophie mehr und mehr aus über alle Universitätsstudien; von dem an wurde die philosophische Behandlung allen Disciplinen beliebt. Ziemlich um dieselbige Zeit ward es dagegen bey unsern westlichen Nachbarn mehr und mehr Mode, jeden Zweig ernster Wissenschaft, so viel es ihre Natur nur einigermaßen ertrug, gemeinfaßlich à la portée des enfans et des dames, et de tout le monde — zu bearbeiten, in ein elegantes Gewand zu kleiden, und auf eine leichte, meistentheils aber vielmehr leichtfertige Weise vorzutragen; eine Leichtfertigkeit und Frivolität, wie sie unter uns erst in den letzten Tagen hie und da erschienen ist, und bey einem Theil des Publikums Anklang gefunden hat. Mit jener Eleganz und tänzerlichen Leichtfertigkeit vertrug sich die schwere mathematische Richtung des Carteſius sehr wenig; und nachdem er in seinem Vaterlande nicht viel über ein halbes Jahrhundert gefolgt und verehrt worden war, mußte er selbst in seinem Vaterland Locke'n das Feld räumen. Locke ist es gewesen, der im 18ten Jahrhundert der philosophischen Forschung der Engländer und Franzosen ihre bis heute dauernde

vorherrschende Richtung gab, die Richtung zur psychologischen Auffassung aller metaphysischen Probleme und hiemit, zumal nach dem von ihm eingeschlagenen Weg, zur Empirie; — gerade so wie gleichzeitig durch Leibnitz die deutsche philosophische Forschung ihre andauernde Richtung bekam — zur Speculation und Metaphysik; zur mathematischen Methodik, die zuletzt übergeschlagen hat in die jetzt sogenannte Dialektik.

Das vorliegende System der Metaphysik des Hrn. Beneke steht jedoch nicht in der eben angegebenen deutschen Richtung, sondern stellt sich dieser entgegen, auf die Seite der Engländer von Locke bis zur schottischen Schule herab. Daher beruft sich der Verf. auch gar zu gerne auf Ausländer, Degerando, Pasquale Galuppi, Abercrombie, Brown, Hope u.a., deren Werke in der Hall. Litteraturzeitung, und in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur eben von Hrn. Beneke mit Beyfall angezeigt gelesen zu haben sich mancher erinnern wird. Wenn man die mehrerwähnte methaphysische Tendenz nicht abläugnen will, wie man es denn auch nicht füglich kann: so erwirbt sich dieses Werk schon dadurch ein nicht unbedeutendes Verdienst, daß es auf einen andern Weg führt, als der ziemlich allgemein beliebte unter uns ist.

Es ist nämlich gut, daß die Grundwissenschaft auf alle nur möglichen Weisen bearbeitet, auf allen möglichen Wegen angebahnt werde, bis endlich die absolut gewisse und allgemein gültige Gestalt und Gehalt derselben gefunden, dargestellt und anerkannt seyn wird. Wenn einsweilen durch jene mehrfachen Versuche gleich nicht das höchste Ziel der Metaphysik erreicht wird, immerhin werden mindestens diejenigen Gegenden lichter und zugänglicher, durch welche dieserley vorläufige Untersuchungen führen. Es gewinnt dabey das eine mal die Logik und Methodik, das andere mal die Psychologie, oder Physiologie, die Ethik u. s. w. Zugleich wird bey diesem Stand die Thätigkeit der Forscher rege erhalten, so daß nicht leicht ein noch problematischer Satz als ein Axiom mitunterlaufen kann. Und namentlich den bessern unter den Jünglingen, die dieses Gebiet betreten, droht nicht die Gefahr, in dem ersten besten Systeme, das ihnen als das lauteste und universellste entgegen kommt, gleichsam aufzusitzen, und

es ohne alle Prüfung und Warnung anzunehmen. Nam ceteri primum ante tenentur adstricti, quam, quid esset optimum, judicare potuerunt: deinde infirmissimo tempore aetatis aut obsecuti amico cuidam, aut una alicujus, quem primum audierunt, oratione capti de rebus incognitis judicant, et ad quamcunque sunt disciplinam (systema) quasi tempestate delati, ad eam tanquam ad saxum adhaerescunt. Cic. Acc. II. 3. vergl. N. D. I. 5. Ferner, nicht alle diejenigen, welche in gewisser Maße philosophiren, sind berufen, und weder gleichmäßig von der Natur befähiget, noch auch in Folge ihrer eigentlichen Studien und intellectuellen Zwecke es bedürftig, daß sie die höchsten Höhen der obersten Philosophie erklimmen, und von ihrem Gipfel aus alle Gegenden und Gebiete der Erkenntniß gleich vollständig und gründlich ermessen und durchforschen. Jede Wissenschaft bedarf einer eigenen tieferen speculativen Begründung, ihrer besonderen Metaphysik, die Physik nicht mehr noch minder als die Geometrie, als die Grammatik, Biologie, Geschichte, Rechtskunde u. s. w. Eigentlich sollte jeder Philosophirende von der speciellen Metaphysik seines besondern wissenschaftlichen Faches zu der einen und allgemeinen architektonischen Grundwissenschaft hingetrieben werden, und bey den bessern geschieht es auch in der Regel so. Nun aber, eben von dem Puncte, von dem aus man zu der ersten und obersten Philosophie aufsteigt, zu dem man von ihrer Höhe zurückgeht, ergeben sich jedesmal eigenthümliche An- und Aussichten, die, wenn nur sonst wohlgefaßt, wenn nicht hoch genug zu schätzenden Beytrag zu gründlicher Einsicht und zu der allgemeinen Metaphysik geben. Es werden aber überdieß die letzten Ergebnisse der Philosophie nicht allein (wie es in der Mathematik der Fall ist) von den sachlichen Ausgangspuncten und Rücksichten bedingt, sondern ganz besonders von den Anlagen, von dem Vorrath an anderweitigen Kenntnissen, namentlich von dem Character und Herzensbedürfniß der Philosophirenden mehr oder minder bestimmt. Sie würden es ohne Zweifel selbst dann noch werden, wenn das absolute und unumstößliche System schon fertig vorhanden wäre; — eben wie ja auch Algebra und Geometrie dem einen von vorne herein gleich ganz abstract vorgetragen werden dürfen; von anderen, und wohl den weitaus mehreren, nur in erläuternden Aufgaben und Uebungen begriffen und gefaßt werden. Auch unter den großen Mathematikern selbst tendiren die einen mehr zur Synthesis, zu geometrischen Constructionen, die anderen dagegen zur Analysis, zu den algebraischen Auflösungen und Methoden.

Die Philosophie, nicht bloß in der Ethik, sondern auch in ihren transcendentalen Speculationen, steht weit mehr unter dem Einfluße des Characters und Herzens ihrer Jünger, als es den Schein hat, und diese selbst zuzugeben geneigt sind; sie ist der Mann selbst. Dieses vorausgesetzt, so ist der unter uns herrschende Zwiespalt in den metaphysischen Grundansichten und den daraus entspringenden widerstreitenden Bearbeitungen der Metaphysik selbst und der von ihr abhängigen Wissenschaften viel eher für einen Vortheil als für einen Nachtheil anzusehen, indem in diesem gegenseitigen Kampfe sowohl die Sache selbst, als auch die Antheilnehmenden Subjecte nur gewinnen können. Freylich wird dadurch eine Art sogenannten Kriegszustandes in der Philosophie gutgeheißen; — indessen ist den Wissenschaften von jeher ein ehrenhafter Krieg — wie häufigst auch den Völkern — besser zu statten gekommen, als ein friedlicher Indifferentismus. Dieß bezeugt die Geschichte der Philosophie bey den Hellenen, bey denen allein Philosophie im Alterthum gefunden wird. Der freundschaftliche Streit Platons mit den Megarikern, deßgleichen des Aristoteles wider Plato hat die schönsten Früchte getragen. Wir verdanken beyden die besten Nachrichten über ihre Vorgänger und deren Ansichten; beyde verfahren kritisch, prüfend und bestreitend; wir sehen inter se coüsse viros et cernere mente.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. V. Bd. III. Heft.

(Fortsetzung.)

Wie wenig sind z. B. die Archive von Bamberg und Stuttgart in dieser Beziehung benutzt worden! Und doch kann der Unterzeichnete vom ersteren Archive behaupten, daß, anlangend die Empörung im Bisthum Bamberg, eine solche Masse von noch wenig bekannten Details daselbst getroffen wird, daß die Geschichte dieser Empörung fast eines jeden Städtchens und Dorfes darnach geliefert werden könnte. Was daher Hr. Leg. Rath Dr. Scharold unter obiger Aufschrift mitgetheilt hat, ist eine sehr willkommene Gabe und verdient den Dank aller Geschichtsfreunde.

Nr. 1. enthält: Bitte des Domkapitels zu Würzburg an den Fürstbischof Conrad III., ihm zum Ersatz geraubter Pfründe-Naturalien zu verhelfen (July 1525)

Burgermeister, Rath und Viertelmeister verwendeten das „Pfründtbrodt, die Hofweck“ und den Wein der im Schlosse Marienberg befindlichen Domherren ganz nach ihren Gefallen — den in der Stadt zurückgebliebenen verabreichten sie Etwas davon — indem sie das Brot „zum Grünbaum (Rathhaus zu Wirzburg) geführt daselbst behalten, verkauft oder den Bauern geben.“ — Ebenso verfuhren sie mit 23 Fuder Weines von denen „einstheils verkauft, einstheils Ins herr (d. i. in das Bauernlager) und zum Grünbaum gefürt“ wurde.

2. Bitte der beyden Domherren Moriz von Bibra und Georg von Maßbach an das Domkapitel um Verabfolgung ihrer vorenthaltenen Pfründenbezüge (Juli 1525).

Beyden war unmöglich, gen Würzburg zu kommen, denn die Bauern fingen und schlugen sie zum Theil übel.

3. Klagen und Bitten des Abts und Convents von Münsterschwarzach an den Fürstbischof Conrad III. zu Würzburg.

Es waren, nach diesem Klagberichte, nicht die aufrührerischen Bauernhaufen, die Verderben drohend gegen die Abtey sich gewendet und dieselbe so arg geschädigt, sondern des Abtes Unterthanen und die von der Stadt Schwarzach welche „allen Wein, Getreidt, Meel allen Haußrath vnd farende Habe Bücher vnd Fenster vnd ofen zurissen vnd erschlagen vnd alzo alles verost vnd hinweg genommen sampt allen privilegia, ehe dan die Bawrschaft kommen ist, den wir gar nichts geflohet haben.“

Die von Schwarzach und alle Dörfer der Abtey sollen, nach des Abtes Vorschlag, den Mönchen eine Behausung „über den Keller darinen wir uns nach Gebur enthalten mogen, bawen vnd aufrichten, damit der Gotzdienst — — — nit gantz zu abnemung kome oder zu nicht werde“ ꝛc. — Dem Abte Georg gieng es aber nicht nach Wunsch, denn

4. Abt und Convent zu Münster Schwarzach bitten 1526 weiter um Hülfe und Rettung aus ihrem Elende.

Im zerstörten Kloster konnten die Mönche kaum wohnen, die Erbitterung der klosterlichen „Unterfassen und gemeiner Bawerschaft“ war so groß, daß sie diejenigen Mönche, welche sich im Ordenshabit auf der Gaße sehen ließen, mit Geschrey verfolgten. Sie alle vom Convent wollten wohl Mönche verbleiben und ferner nach ihrer Ordensregel leben; allein sie mußten doch vor Allem eine Wohnung und leidliches Auskommen haben. (Der Bericht des Vicars zu Stadtschwarzach, Eucharius Mey, an den Fürstbischof Conrad lauter indessen nicht sehr zu Gunsten der angeblich hart bedrängten Mönche: sie trugen sich gleich Junkern und lebten nichts weniger als klösterlich; auch begegneten sie ihm übel, wenn er seine Pfründe bey ihnen suche u. s. w.) Von den Hintersassen, fahrt der Abt klagend fort, können sie keine Zahlung erhalten, und Wolf von Creilsheim und Erhart Zolner enthalten ihnen ihre Getreide-Zehenten mit Gewalt vor. Der letztere ritt den Mönchen vor ihre Wohnungen (bey den Bauern und Häckern) und drohte, sie zu beschädigen und zu tödten, ebenso thaten Andere: Reisige und Fußknechte nehmen ihnen das Ihrige, und sie dürfen es nicht klagen. Folgt alsdann eine Darlegung des jährlichen Schuldenstandes, und die Bitte des Abts an den Bischof um ein Darlehen von 1500 fl. oder mehr auf etwa 2 Jahre. Er hofft es aus seinen Unterthanen herauszuschatzen und das Kloster zu bauen, da diese und die Schwarzacher, wie zu erweisen, die Zerstörung unternommen.

5. Bitte des Chorherrn Georg Fuchs an das Domcapitel um Verwendung für seine Wiedereinsetzung in die entzogene Präbende im Stifte Neumünster zu Würzburg.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. September.

Nro. 177. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

System der Metaphysik und Religionsphilosophie ꝛc.

(Fortsetzung.)

Darum befolgen beyde, zumal Aristoteles bey allen Hauptfragen diese historisch kritische Methode; und letzterer empfiehlt sie, z. B. Metaph. XIII. 1.: *Πρῶτον τὰ παρὰ τῶν ἄλλων λεγόμενα θεωρητέον, ὅπως εἴτε τι μὴ καλῶς λέγουσι μὴ τοῖς αὐτοῖς ἔνοχοι ὦμεν· καὶ εἴτι δόγμα κοινὸν ἡμῖν καὶ ἐκείνοις, τοῦτ' ἰδία μὴ καθ' ἡμῶν δυσχεραίνωμεν· ἀγαπητὸν γάρ, εἴτις τὰ μὲν κάλλιον λέγοι, τὰ δὲ μὴ χεῖρον.* Einen noch triftigeren Grund für diese Methode gibt er ebendaselbst B. 1. an, indem er sagt: *ἀνάγκη πρὸς τὴν ζητουμένην ἐπιστήμην ἐπελθεῖν ἡμᾶς πρῶτον, περὶ ὧν ἀπορῆσαι δεῖ πρῶτον. ταῦτα δ'ἐστὶν ὅσα τε περὶ αὐτῶν ἄλλως ὑπειλήφασίν τινες, κἂν εἴ τι χωρὶς τούτων τυγχάνῃ παρεωραμένον. ἔστι δὲ τοῖς εὐπορῆσαι βουλομένοις προὔργου τὸ διαπορῆσαι καλῶς· ἡ γὰρ ὕστερον εὐπορία λύσις τῶν πρότερον ἀπορουμένων ἐστί· λύειν δ'οὐκ ἐστὶν ἀγνοοῦντας τὸν δεσμόν. — — — — ἔτι δὲ βέλτιον ἀνάγκη ἔχειν πρὸς τὸ κρῖναι τὸν ὥσπερ ἀντιδίκων καὶ τῶν ἀμφισβητούντων λόγων ἀκηκοότα πάντων.* vrgl. *π. οὐρ.* I. 10. und Eud. Eth. I. 3. *π. ψ.* I. 2. u. a. St. m. Wahrhaft erhaben liebenswürdig und bewundernswerth zeigt sich Platon in solchem Widerstreit der Meynungen, sogar gegen Sophisten, Protagoras, Kallikles u. a.! Und weil man hinter Hegel her sich nunmehr gern auf die eine Autorität des Plato beruft, wenn er im Theätet die höhere Erkenntniß gegen die gemeine und ihre Anhänger hoch erhebt: so sey es erlaubt, jener Stelle andere entgegen zu setzen. Er sagt im Timäus S. 54: *ἂν οὖν τις ἔχῃ κάλλιον ἐκλεξάμενος εἰπεῖν εἰς τὴν τούτων ξύστασιν, ἐκεῖνος οὐκ ἐχθρὸς ὢν ἀλλὰ φίλος κρατεῖ*; und wiederum: *ἀλλὰ τῷ τοῦτο ἐλέγξαντι καὶ ἀνευρόντι δὴ μὴ οὕτως ἔχον κεῖται φιλιά τὰ ἄθλα.* Und wiederum S. 55 sagt er: Unser Gesichtspunct führt uns auf diese Annahme und Lehrsätze; *ἄλλος δὲ εἰς ἄλλα πῃ βλέψας ἕτερα δοξάσει.* Und vollends bey der Deduction der Naturgesetze und der Weltschöpfung, mit der junge Philosophaster so leicht und schnell zu Stande kommen, je hohler Herz und Kopf widertönet, wie bevorwortet er überall so schön, daß die Zuhörer über einen so schwierigen Gegenstand nicht mehr erwarten sollen als *τὰ δοκοῦντα. μήτ' οὖν ὑμεῖς* (fährt er S. 48 fort) *οἴεσθε δεῖν ἐμὲ λέγειν, οὔτ' αὐτὸς αὖ πείθειν ἐμαυτόν εἴην ἂν δυνατός, ὡς ὀρθῶς ἐγχείροιμ' ἂν τοσοῦτον ἐπιβαλλόμενος ἔργον. τὸ δὲ κατ' ἀρχὰς ῥηδὲν διαφυλάττων, τὴν τῶν εἰκότων λόγων δύναμιν, πειράσομαι μηδενὸς ἧττον εἰκότα, μᾶλλον δὲ, καὶ ἔμπροσθεν ἀπ' ἀρχῆς περὶ ἑκάστων καὶ ξυμπάντων λέγειν. θεὸν δὴ καὶ νῦν ἐπ' ἀρχῇ τῶν λεγομένων σωτῆρα ἐξ ἀτόπου καὶ ἀήθους διηγήσεως πρὸς τὸ τῶν εἰκότων δόγμα διασώζειν ἡμᾶς ἐπικαλεσάμενοι πάλιν ἀρχώμεθα λέγειν.* Mit Gebet, d. h. mit Sammlung und Erhebung des Gemüthes geht er an ein so verwegenes Unterfangen, als das ist, die Schöpfung, die Entstehung der Welt auch nur von weitem zu begreifen und in Gedanken einigermaßen abzuschatten. Darum sagt er ebendaselbst gleich zum Eingang S. 27 E vortrefflich: *τοῦτο δὲ γε πάντες ὅσοι καὶ κατὰ βραχὺ σωφροσύνης μετίχουσιν, ἐπὶ παντὸς ὁρμῇ καὶ σμικροῦ καὶ μεγάλου πράγ-*

κματος Θεὸν ἀεὶ που ἀλοῦσιν. ἡμᾶς δὲ τοὺς περὶ τοῦ παντὸς λόγους ποιεῖσθαι πῃ μέλλοντας, ἢ γέγονεν, ἢ καὶ ἀγενές ἐστιν, εἰ μὴ παντάπασιν παραλλάττομεν, ἀνάγκη θεούς τε καὶ θεὰς ἐπικαλουμένους εὔχεσθαι πάντα κατὰ νοῦν ἐκείνοις μὲν μάλιστα, ἑπομένως δὲ ἡμῖν εἰπεῖν. vrgl. ebendaſelbſt S. 29 F. und Kritias zu Anfang S. 107. Man ſieht hieraus, Platon war nicht nur der Bewunderung, die er anderwärts als die Mutter der Philoſophie preiſet, und die Vielen heutiges Tages verloren gegangen iſt *), er war nicht nur fahig der Anerkenntniß der Eingeſchränktheit des menſchlichen Verſtandes und Erkenntniſſes, womit manche alles Forſchen beſeitiget und abgethan zu haben wenn nicht ſich, ſo doch andere, bereden möchten; Platon war auch fähig der Ehrfurcht und Pietät. Denn nur ſie konnte ihm Aeußerungen, wie die erwähnten und mehr ähnliche in ſeinem Philebus, in den Geſetzen ꝛc. eingeben. Dieſe Demuth Gott gegenüber hinderte ihn nicht, mit den ſchärfſten Waffen des Verſtandes, mit überlegenem Geiſt und Witz gegen Irrthümer zu Felde zu ziehen, wo er ſie vor und zu ſeiner Zeit bey Parmenides, Herakliteern, Empedokles u. a. antraf. Dieſer Kampf des Plato und des Ariſtoteles, wurde vorhin geſagt, hat die ſchönſten Früchte getragen, wie dieß die Geſchichte bezeugt. Daſſelbige bezeugt ſie auch noch von den ſpäteren Streitigkeiten der neuen Akademie mit der Stoa, und der Stoiker mit den Epikuräern, wie wir noch aus den Trümmern der hieher gehörigen Literatur erſehen. — Daſſelbige bezeugt ſie überall da wo Vernunft gegen Vernunft und Charakter gegen Charakter gegenüberſteht. Nur der rechthaberiſche geſinnungs- und gegenſtandloſe Streit der Meynungen hat nie anders als Unheil hervorgebracht.

Des vorliegenden Werkes ein großer Theil erſchöpft ſich im Kampfe wider entgegenſtehende Anſichten, und zöge man die polemiſchen Partien ab, ſo würde es um vieles einſchwinden. Der Verf. erklärt ſich gleich von Anfang herein gegen Kant und gegen die ganze Entwickelung der deutſchen Philoſophie von Kant herab bis auf den gegenwärtigen Tag; denn nichts als „Hirngeſpinnſte“ ſeyen dadurch gewonnen worden! Hr. Beneke charakteriſirt gleich in der Vorrede ſein Syſtem als ein ſolches, „daß der ſogenannten Reflexionsphiloſophie angehöre, und ſich auf Erfahrungen, und allein auf Erfahrungen ſtütze; als ein ſolches, das ſich abſolute Gewißheit nicht anmaßt, das vielmehr über die Gegenſtände, die der menſchlichen Erkenntniß unhintertreiblich verſchloſſen ſind, beſcheiden und unverhüllt das Nichtwiſſen eingeſteht“. Aus dieſen Worten erhellt zwar vorläufig auffallend genug der Abſtand dieſes Syſtemes von den unter uns vorherrſchenden und zumeiſt geltenden Syſtemen des abſoluten Wiſſens.

Aber zur Unterſcheidung desſelben von den nächſten nachbarlichen Syſtemen iſt damit wenig oder nichts geſagt. Denn um von Jacobi und anderen und ſelbſt von Herbart zu ſchweigen: ſo gründet ja auch der ehrwürdige Veteran Fries ſeine Reform des kritiſchen Syſtemes auf Selbſtbeobachtung, auf Erfahrungen, phyſiologiſche und pſychologiſche, auf Thatſachen des Bewußtſeyns. Gleichwohl kommt der ebengerühmte Philoſoph im Einzelnen wie im Ganzen zu weit anderen Reſultaten, und zu einem ganz anderen Syſtem, das mit dem vorliegenden des Hrn. Benecke ſich nur in wenigen Punkten berührt. Dort behält die Spekulation ꝛc. noch eine Statt, hier keine. Hr. Beneke hält zäh und ſteif an der Grundlage feſt, läßt von ihr nicht los; und dieß eben macht das Eigenthümliche desſelben, daß er von der vorläufigen Arbeit und Grundlage gar nicht loslaſſen will. Er kommt daher auch zu nichts Weiterem und Höherem, als zu pſychologiſchen Producten, und iſt befriedigt, wenn dieſe nur mit den äußern Erſcheinungen, mit dem Schein der Dinge nach Maßen übereintreffen. Es iſt das aber um nichts beſſer, als wenn einer an dem Einmaleins und an den ſogenannten vier Operationen mit benannten Zahlen ſteif und zäh kleben wollte, und nimmermehr zur allgemeinen Arithmetik, zur Algebra und Analyſis kommen könnte; oder als wenn einer nicht anders leſen könnte noch wollte als nur buchſtabirend, wie es vom Anfang her gelernt werden

*) Schon vor beynahe hundert Jahren bemerkte Montesquieu: On ne sauroit croire jusqu' où a été dans ce siécle la décadence de l'admiration.

A. d. R.

muß. Anfang und Ende liegen ja in allen Kunstübungen und Wissenschaften weit auseinander: die ersten Handgriffe sind nur Mittel zum Zweck. Lesen und Schreiben sind Anfänge, Grundlage und Mittel der Gelehrsamkeit, und ihr unentbehrliches Instrument: die Gelehrsamkeit jeder Art aber steht von dieser Vorbedeutung immerweit ab. In demselben Verhältniß ungefähr stehet die Psychologie zur Logik, zur Synthesiologie, zur Botanik, und zu welcher nennbaren Wissenschaft nicht? Ueberall giebt sie einige Grundlagen. Herr Benèke nun hatte vom Anfang bis zum Ende immer nur in der elementaren Psychologie, so daß er eigentlich keine Metaphysik aufstellen kann, vielmehr die Metaphysik negirt, das Wort in dem Sinne genommen, in welchem schon Plato und Aristoteles eine dergleichen Wissenschaft gefunden haben, und in welchem dasselbe von jenen Zeiten herab gegolten hat, nämlich als allgemeine oberste, als architektonische Wissenschaft aller andern Wissenschaften. Denn schon die triviale Erfahrung, nicht aufgefunden worden genug, daß den Kenntnissen, die man die allgemeinen treffend nennt, Dasein und Pflege der besondern sichert, die vortrefflich dienen und ausführen, nicht vorstehen und leiten können, und die sich zu den allgemeinen nicht anders, als wie zu jeder Kunst und Fabrikatur die Werkzeuge verhalten, deren zwar nicht entbehrt werden kann, denen aber doch nicht gleiche Ehre wie der Hand, welche sie zu führen weiß, gebührt."

Es ändert auf diese psychologische Bestimmung der Metaphysik mit geringen Abänderungen dasjenige Anwendung, was Kant (Kr. d. U. S. 124) vom ferner transscendentalen Gebrauche der ästhetischen Urtheile im Vergleich mit der psychologischen Brauchbarkeit und anderer bemerket. So viel Beifallswerthes sie in mancherley Hinsichten haben mag, in Bezug auf das Endziel, die gehörige Erkenntnißlehre und den Organismus des Wissens vermag sie kaum zu befriedigen. Ueber das Verhältniß der Psychologie zur Ontologie hat Schilling in der Vorrede zu Cousin (über französische und deutsche Philosophie übersetzt v. H. Weber) zwar kurze aber so tiefsinnige Worte gesprochen, daß ich gestehe nicht zu begreifen, wie Hr. Benèke, falls er jene Vorrede gekannt hat, ohne alles Bedenken sein Gebäude aufstellen konnte.

Abgesehen aber auch von dem Bezug, in welchem hier die Psychologie als allbetragende Grundlehre zur Metaphysik gesetzt ist, nur jene für sich in Betracht gezogen: was für eine Psychologie kommt da zum Vorschein? Eine, die sich durchhin immer in den Niederungen des Seelenlebens hat, und die Ideen derselben nur als Vorstellungen, Vorgestelltes u. dgl. bezeichnen kann. Wenn die Seele auch eine tabula rasa, wie man zu sagen pflegt, ist, so kommt doch schon selber auf dem so zu sagen ersten Stoff einer jeden solchen tabula rasa fort und fort an, so wie das sich selber einzuschreibende oder von dem Verstand und der Phantasie einzuschreibenden Formen, Bilder und Gedanken nicht und sein aufnimmt oder nicht. Auf die eigentliche reine Kraft der Seele und ihre Regeln achtet der Verf. doch gar zu wenig, was nicht allein hier, sondern auch in seiner Lehre von der Freiheit des menschlichen Willens am Tag liegt, so schätzbare psychologische Bemerkungen der Verf. auch in jenem Kapitel macht. Wie die Selbsterkenntniß für den Erwachsenen, so ist die Seelenkunde auch für das Menschengeschlecht immer ein Mittelzweck, aber niemals das allerhöchste Ziel. Lehret, wie schon Cicero bemerket, daß der Psychische Gott sie als Anfang und Ende der Weisheit bezeichnet hat. E medio descendit Deus, ut nobis ostendat! Figendum est mens ei tractandum pectore. Juv. 11, 27. Eben dahin weist sie, als auf den höheren allgemeinen Mittelzweck nicht allein in dem einzelnen, sondern auch in den menschlichen Unterredungen.

Aus allem diesen Vorbemerkungen geht schon hervor, daß ich mit diesem Satze der Metaphysik nicht übereinstimme, eben gar keine Metaphysik dann finde. Nach diesem Verständniß würde es vergeblich sein, wollte ich auf eine eigentümliche Kritik eingehen, die dem Verf. eben so wenig auf einen andern Gesichtspunkt bringen würde, als es auf meiner Seite dieß ausführliche Werk vermocht hat, mich für die dann ausgesprochene Ansicht zu gewinnen und von ihrer Wahrheit und Haltbarkeit zu überzeugen. Indessen da dasselbe, wie die Denkweise der Menschen sehr verschieden und mannigfaltig ist, gewiß auch manchen wie aus der Seele geschrieben ist, so will ich zur näheren Kenntniß

desselben noch einiges anführen, damit meine Leser abnehmen können, ob einige von ihnen hier das finden werden, was ihnen Noth thut. Ich werde nur wenige Proben geben, weil ich bey mehreren nur zu weitläuftigen Einreden versucht wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. V. Bd. III. Heft.

(Fortsetzung.)

Nach dem Siege des Bundes gedachte der obengenannte Chorherr wieder, wie vordem, zum Capitel zu gehen; allein der Dechant der ihm vorwarf, er habe nebst andern Chorherren „des Stifts Eleinet“ angenommen, und diese hätten sie zu erstatten; sie wären ferner im Bauernrath gesessen und Georg Fuchs habe hier zu Wirzburg die Galgen mit aufrichten helfen, excludirte ihn vom Kapitel und suspendirte die Präbende. Hinsichtlich seiner Verantwortung wies er ihn an den Bischof. Und diese liegt nun hier vor: Die Kleinodien hätten sie zum Besten des Stifts verwahrt, und erböten sich, dieselben alsbald einzuliefern. Zur Rettung seines Schwagers, Hans von Rossenberg, hätte er sich in den Rath der Bauern gewagt, schon sey er Willens gewesen, da Alle auf ihn mit Fingern gezeigt, sich davon zu machen, da sey Claus Schmitt, einer des Rathes zu ihm getreten und habe von ihm gefordert, er solle der Gerechtigkeit Beystand thun, denn er müße es auch thun. Auf die Frage: was er thun solle, „hat er des Galgens halben geantwortt vnd mich mit Jme genommen an Vischmark, er zum ersten ein hieb drey zu graben gethan vnd mich geheissen, Jme also nachzuuolgen.“ Das habe er nun, besorgt um sein Leben wegen der Umstehenden, einen Schlag ins Erdreich und Pflaster gethan und sey davon gegangen, aber keinen Galgen nie angerührt. —

6) Urkunde über die dem Fürstbischofe Conrad III. gethane neue Huldigung der zu Münnerstadt versammelten Dorfschaften des Klosters Bildhausen.

Sämmtliche Städte und Aemter mußten, nach Lor. Fries bey Ludewig, S. 904, col. 1 u. 2. 905, col. 1. und bey Jg. Gropp, Collect. III. S. 513 — 516, Nr. XII. dieselbe Verschreibung unterm Insiegel zweyer Edelmänner ausstellen. Nur finden sich hier die Punkte V, VI und VII. nicht vor, wie bey Fries und Gropp, sondern es geht gleich nach den End-Worten des Artikels IV „dann darzu sie gemacht findt“ zum Anfang des Art. VII. bey Fries und Gropp: „Sollen und wollen auch auf Geheiß ꝛc.“ über. Bey Art. IX. ist nach den Worten: „erstattung thun,“ ausgelassen, was bey Fries steht: „und darzu das gedachte Schloß N. wenn wir von S. G. geheißen werden, wiederum bauen und befestigen oder auf unsre kosten bauen und befestigen lassen.“ Dann folgt erst: „Dergleichen altes Getraidt, Wein ꝛc.

7) Bitte eines Unterthans zu Seinsheim an das Domcapitel zu Würzburg um Bescheid wegen seiner Theilnahme am Bauernaufruhr und dießfallsigen Bestrafung.

Die Seinsheimer wurden vom Wirzburger Dompropst um 1000 fl. geschatzt. Herr Hanß von Schwartzenpurgk verbot den Seinigen diese Schatzung zu zahlen. Diese machten sich, großen Schaden besorgend, Alle auf die Flucht. Hanns Hittle weiß nun unter solchen Umständen nicht, „wie er sich halten soll,“ und bittet das Capitel um eine „Unterrichtung in solcher Handlung“ ꝛc.

8) Bericht der Würzburgischen Abgeordneten von Neustadt, Münnerstadt, Mellerichstadt, Königshofen und Meiningen über den Erfolg ihrer Mission in das kursächsische Lager vor Meiningen.

Die Verhandlung fand, laut Anmerkung, am Pfingstfeste des J. 1525 Statt. — Die Glieder der Deputation der Bauernhaufen fragten erstlich an, warum sich Churfürst Johann mit einem so großen Heer vor Meiningen gelagert. Antwort: Zum Schutz der Bedrohten, zur Aufrechthaltung der Ruhe im Reiche, dessen Glied er sey. — Die Bauern wollten die großen Beschwernisse von sich gewendet und auch das Wort Gottes erhoben wissen, nach Inhalt ihrer 12 Artikel, nie hätten sie gar keine Obrigkeit gewollt.

Antwort: Sie, die Bauern hätten anfänglich bey der Obrigkeit nicht nachgesucht, noch geklagt. Er, der Churfürst gedenke das göttliche Wort, wie es in seinem Lande geschehen, aufzurichten und zu handhaben und sich gegen die Seinigen so zu halten, daß Niemand über Beschwerung sich zu beklagen haben sollte. Die Bauern-Deputirten baten den Churfürsten hierauf unterthänig, „seinen ernst abzuwenden vnd vnns Gnade zu erzeygenn“: die von Meiningen wollten sich zu S. churfürstlichen Gnaden Schutz und Schirm ergeben, „desgleichen die vonn stetteun für Jr person auch bewilliget vnnd zugesagtt, das ann Jre Freunde, Nachparn vnd Zugewante vnnd Leger langenn lassenn, des versehens sie wurdenn dasselbig auch annemenn“ ꝛc.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. September.

Nro. 178. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

System der Metaphysik und Religionsphilosophie ꝛc.

(Fortsetzung).

Gleich bey der Einleitung S. 1 — 40 hätte ich mehreres zu erinnern, doch mag das eine genügen, daß H. Beneke von den Alten doch gar zu gering denkt, und sie kaum der Erwähnung werth findet; schon S. 6 steht er bey Kant. Dieser soll durch seine Untersuchungen den Scepticismus, welchen er wiederlegen wollte, erst recht vollständig begründet haben. „Dieß ist auch von den philosophischen Forschern fremder Völker, so weit dieselben das Kantische System aufzufassen vermocht haben, durchgehends anerkannt worden“ — Aber auch von eben so vielen einheimischen, die vieles hatten, nur nicht die auf sich selbst ruhende Geistesstärke Kants. Denn allerdings giebt es Punkte in der Kantischen Philosophie, die Niemand leicht ertragen wird, jeder daher seiner Sinnesart anbequemt. Scepticismus übrigens ist aus aller und jeder Philosophie erwachsen, wie aus jeder Religion Aber- und Unglauben. Der Scepticismus lebt und zehrt ja nur von der Philosophie und ist ohne sie gar nicht da. In der Hauptsache ist es Kanten gelungen, den Scepticismus zu widerlegen, wie schon die nach ihm aufgeschossenen dogmatischen Systeme beweisen. Der Verf. sagt S. 22: Astronomie, Physik und Chemie haben so lange geschwankt, als man sie a priori aus Begriffen construirte; sie sind zu allgemeingeltender und bleibender Ausbildung gelangt, sobald man sie rein auf Erfahrung begründete. So auch mit der — Metaphysik! — Auch diese wird nicht eher eine stätige und allgemeingültige Ausbildung gewinnen, bis sie mit strenger Ausscheidung aller rein abstracten Speculationen auf den festen Grund der innern Erfahrung gebaut wird.“ — Daß wir ursprünglich nichts als durch Erfahrung und mittelst der Erfahrung wissen, das sagen so ziemlich alle Philosophen, und selbst die Vorfechter der angeborenen Ideen, Formen, Kategorien und Sätze sind darin einverstanden. Nur ob alles aus der Erfahrung stamme, wird von den meisten bezweifelt. Wie viel, und was die Erfahrung lehre, und was nicht, darüber kann viel hinüber und herüber geredet werden, wenn die Begriffe nicht fest und sicher umrissen werden. Dieß ist schon von Aristoteles so gut geschehen, als man wünschen mag: *αἱ γὰρ πολλαὶ μνῆμαι τοῦ αὐτοῦ πράγματος μίαν ἐμπειρίαν δύναμιν ἀποτελοῦσιν. — ἀποβαίνει δ' ἐπιστήμη καὶ τέχνη διὰ τῆς ἐμπειρίας.* Die Erfahrung liefert den Stoff, das Ὅτι, daß etwas ist, und daß es so und so beschaffen ist; Kunst und Wissenschaft antworten auf die Fragen Wodurch, Wie, Wozu, Warum, kurz sie geben das διότι, den Grund; und nur wo aus dem Grund gewußt wird, nur da ist Wissenschaft und Einsicht, — Einsicht a priori in die Nothwendigkeit, daß etwas so und so sich ergebe, geschehe, werde, wenn die erforderlichen Bedingungen und Gründe sich zusammenfinden. — Erfahrung — lehrt, daß Erfahrung nichts lehrt, wenn nicht ein gescheiter Kopf, ein ruhiger Verstand über sie kommt. — Erfahrung — auch die Thiere machen jedes in seiner Art Erfahrungen die Menge, aber gescheid und klug werden dadurch die wenigsten, und jedes in seiner Art nur nach Maßgabe seines Verstandes. (s. des Aristoteles 1 K. des I. B. Metaph. Erfahrung — lehrt, daß, wer sich an's Wort, nicht an die Sache hält, trotz aller Anstrengung des Verstandes, nichts denkt, wie

so viele Neuplatoniker und Scholastiker. Erfahrung — ist ein scherwenzelndes Wort, dergleichen es immer in allen Wissenschaften, Bestrebungen, und auf allen Lebensgebieten gegeben hat, und jetzo mehr als jemals giebt, die nebelnd und schwebelnd den sog. Zeitgeist kennzeichnen, die den Geist der Zeit und der Wissenschaft so besitzen, so einnehmen, benebeln und umgarnen, daß selbst die bessern Köpfe sich ihrer nur mit Mühe erwehren; die meisten können von ihnen nicht lassen, werden von ihnen so viel und so lange gedrillt, daß sie, wie nicht zur Ruhe, so noch viel weniger zu klarer Ansicht, geschweige zur Einsicht gelangen. Einen recht auffallenden Beleg liefert die Geschichte der griechischen Philosophie an dem Worte εἶδος u. m. a. und die Geschichte der Astronomie an den Wörtern Kreis und Sphäre. In diesen Wörtern und Vorstellungen waren die Astronomen so fest gerannt, daß alle Erfahrungen, die von Ptolemäus bis Keppler gemacht wurden, nichts weiter wirkten, als daß sie das alte System immer verwickelter und schwerfalliger machten. Nicht die Erfahrung aber war es, die das richtige System der Himmelskörper lehrte; der wäre ein Wunderkind, der durch die Erfahrung erführe, daß die Erde sich täglich um ihre Axe, und jährlich in der Ekliptik um die Sonne in einer Ellipse bewegt. Die Erfahrung lehrt bis heute, daß die Sonne mit dem ganzen Himmel sich um die Erde drehe, daß sie beyläufig einen Schuh im Durchmesser habe. τὸ δὲ μέγεθος ἡλίου τε καὶ τῶν λαμπρῶν ἄστρων, (schreibt das auf Erfahrung erpichte Haupt des Empirismus, seinem guten Kameraden Phytokles §. 9) — κατὰ μὲν τὸ πρὸς ἡμᾶς τηλικοῦτον ἐστιν, ἡλίκον φαίνεται· — — — κατὰ δὲ τὸ κατ' αὐτὸ ἤτοι μεῖζον τοῦ ὁρωμένου ἢ ἔλαττον μικρῷ, ἢ τηλικοῦτον, ἡλίκον ὁρᾶται! — Erst die Umkehrung der erfahrungsmäßigen Ansicht, die Umdrehung des Gedankens ließ den Aristarch von Samos oder einen Pythagoräer zuerst, und dann beynahe 2000 J. später den Kopernikus, Keppler u. a. das wahre Sonnensystem finden. Aber auch dieses nur so weit, daß es sich nun leichter und einfacher mathematisch und in Planetarien darstellen ließ. Es bedurfte aber wiederum erst noch des Genies und der Speculationen oder Hypothesen eines Newton, daß auch die physischen Gründe zu jenen mathematischen Gesetzen gefunden wurden. Wenn die Geometrie Erfahrung ist, so ist sie wenigstens über alle mögliche Erfahrung hinaus exact und streng. An vielfältigen Erfahrungen fehlt es der Meteorologie und irdischen Physik, der Chemie und Medicin durchaus nicht; hat denn aber jede derselben mit ihnen auch schon die erhellenden und zusammenfassenden Gedanken bemeistert? Die Metaphysik bedarf allerdings der Erfahrung, ja sogar der ausgebreitetsten und gesichertsten Erfahrung; eben so sehr aber und noch eigenthümlicher bedarf sie der Speculation, oder wie man sonst die hier vorwaltende Thätigkeit nennen will, die Hypothesen, Theorien, Erklärungen versucht. Hr. Beneke selber baut die Metaphysik auf Psychologie, und die Psychologie auf eben so viel Hypothesen als Erfahrungen; er giebt psychologische Theorien. Was in den von dem Verf. oben genannten Wissenschaften feststehet, das verdanken sie der Reflexion und Speculation oder Abstraction, dem Begriffe ꝛc. eben so sehr als der Erfahrung; vornehmlich aber der Zuziehung der Mathematik. So weit diese reicht, so weit nur und nicht viel weiter herrschet in ihren Theorien vollkommene Uebereinstimmung. Nun hat zwar Herbart den so kühnen als mühevollen Versuch gemacht, die Mathematik auch auf die Phänomene des inneren Sinnes und ihre Gesetze anzuwenden, sie der Rechnung und Messung zu unterwerfen, und hiedurch die Psychologie zu dem Range einer eigentlich so zu nennenden Naturwissenschaft zu erheben.

Allein dagegen hat sich Hr. Beneke in der Rec. der Psychologie Herbarts (so viel ich mich eben erinnere in den Wiener Jahrbb.) und bey mehreren andern Gelegenheiten erklärt. Und auch in diesem eben anzuzeigendem Werke ist er bemüht S. 25 — 37, gegen Herbarts Anfechtungen seine psychologische Grundlegung zu rechtfertigen — sehr verständlich und klar, aber schwerlich mit dem siegenden Gewicht und Nachdruck, daß dadurch ein Anhänger abwendig gemacht, und anderer Ueberzeugung werden möchte; — nicht einmal Rec., der, kein Herbartianer, doch gerade die Bearbeitung der psychologischen Probleme durch Herbart selbst, durch Drobisch und wenige andere, die durch philosophische und

mathematische Studien allein dazu befähigt sind, mit dem größesten Interesse verfolgt.

Diese Metaphysik ist übrigens von dem kritischen System mehr tingirt, als sie es Wort haben will; mit den ältern Lehrbüchern dieser Art, z B. mit Jo. Greydani Med. Doct. Institutiones Metaphysicae 1660 Frankf., mit Chr. Wolfs, Bülfingers, Baumgartens und anderer gleichnamigen Werken jener Zeiten hat sie wenig gemein, wie gleich die hier durchgenommenen metaphysischen Probleme verrathen. Diese handeln 1) Von dem Zusammenhang und Verhältniß zwischen dem Vorstellen und dem Seyn, dem Erkennen und dem Erkannten, oder zwischen dem Ideellen und Realen. —

2) Von den Formen und Verhältnissen des Seyns in unsern Vorstellungen, welche nicht blos auf subjective, sondern auch auf objective Gültigkeit Anspruch machen.

3) Hauptfrage aber ist, ob außer dem uns gegebenen Seyn nicht noch ein anderes, in keiner Art für uns gegebenes anzunehmen sey, ein Uebersinnliches, d. h. über alles nicht nur, was sinnlich, sondern was überhaupt gegeben ist, Hinausliegendes?" Die letztere Frage beantwortet die Religionsphilosophie, welche handelt von dem Urgrund der Welt oder Gott und von der Unsterblichkeit, S. 361 — 600. Die erste Frage wird von S. 43 — 136 abgehandelt; das 2te Problem aber von S. 139 bis 358 zu lösen versucht.

Die Angabe dieser Probleme reicht schon hin, obige Behauptung darzuthun, daß wir hier eine Art Kritik des Vorstellungs- und Erkenntnißvermögens vor uns haben; denn an sie alle denkt man von Zeiten der Griechen erst wiederum, seit Kant sie neuerdings aufgeworfen hat. Im ersten Abschnitt S. 43 — 67 sucht sich der Verf. zuerst über die Natur dieses Problemes zu orientiren durch Rückblicke auf die griechischen Skeptiker, und auf die Neueren, Descartes, Locke, Berkeley, Leibnitz, Condillac, Kant u. s. w., welche alle, der eine mehr, der andre minder, von psychologischen Erscheinungen ausgehend, dennoch, mit seltenen Ausnahmen, zum Idealismus neigten; — und diese darum, weil die „Reflexion lehrt, daß unsere Wahrnehmungen uns zunächst nur als unsere Zustände der Thätigkeiten gegeben sind" S. 62. Hienach wurde die Außenwelt mehr oder minder subjectiv. Aber der Kantische Idealismus nimmt auch unsere innere Wahrnehmung in Anspruch, und erklärt sie für ein Phänomen, für ein Vorgestelltes, dem das An-sich-seyn unerfaßbar sey. Es erhelle hieraus, wie der Idealismus sich beynahe nicht abweisen lasse, und doch auch wiederum nicht befriedige. Es leuchte ein, daß, um das An-sich-seyn zu erkennen, wir uns unsrer selbst ganz entschlagen, und rein und baar zu den Dingen hinüber und in sie hineinkommen müßten, was unmöglich ist u. s. w. Oder aber, daß wir die Welt, mit Fichte, aus unserm Denken müßten hervorgehen lassen. — Dagegen nun belehrt uns schon die schlichte psychologische Beobachtung, „daß das freyeste Denken und Dichten nur der Form nach producirt, der Materie nach aber immer, selbst da wo sie den höchsten und originellsten Schwung nimmt, nur reproducirt. Weder die Phantasie vermag etwas absolut zu dichten, noch der Verstand etwas absolut zu setzen. Beyde entbinden und verbinden nur; die Elemente aber sind gegebene; sie sind! Der einfache Begriff des Seyns, der Existenz, frägt demnach der Verf., ist er uns irgendwie in einer Anschauung gegeben? ist er irgendwie für uns erreichbar? Ja! antwortet Hr. B. S. 68 — 75. „Wir selbst sind ein Seyn und haben von uns eine Wahrnehmung, in welche das Seyn unmittelbar eingeht, ohne Zumischung einer fremdartigen Form! — gegen Kant und Fichte." — Denn nur diese beyden sollen den skeptischen Idealismus bis auf diese Höhe getrieben haben. Was gegen beyde, von dem psychologischen Standpunkt aus hier und in mehreren andern Schriften des Verf. eingewandt wird, das ist alles recht gut; gleichwohl darf man ohne Bedenken behaupten, er sage jenen Männern damit nicht viel neues, namentlich nicht dem durch seine Seelenbeobachtungen jeder Art ausgezeichneten Kant. Man darf sagen, seine Antwort treffe nicht, streife höchstens den Fragpunkt jener Männer; es könne ihm seine Exposition nöthigenfalls mit beyden Händen zugegeben werden; ihr Bedenken aber sey dadurch nicht gehoben. Denn wo er ende, da eben beginne erst ihr Bedenken: wie die Wahrnehmung,

die Vorstellung gedacht und begriffen, wie jene und der Begriff übereinstimmen könne?

Herr Beneke nimmt an: nur von uns selbst haben wir eine unmittelbare, ohne fremdartige Einmischung erfolgende und somit metaphysisch wahre Auffassung. (Von welchen Jahren an? und zu welcher Zeit?) Die sinnlichen Wahrnehmungen und Empfindungen von der Außenwelt aber, zu welcher auch unser Leib gehört, seyen und zunächst nur als Zustände, Modificationen und Thätigkeiten unserer Seele gegeben. Diesen äußern Wahrnehmungen ein Seyn unterzulegen, dazu kommen wir dadurch, daß wir unser Seyn und Bewußtseyn ihnen unterbreiten nach einer Art naturnothwendigen Schlusses aus der Analogie S. 76 fgg. Von unserm eigenen Seyn haben wir nämlich beyderley Wahrnehmungen, die innere und die äußere; — wir nehmen uns unmittelbar wahr durch das Selbstbewußtseyn; — und wir nehmen uns außerdem wahr sinnlich, d. i. unsere Töne, Glieder, kurz — unseren Leib; und diese beyderley Wahrnehmungen oder Empfindungen associiren sich vom ersten Lebensaugenblicke an, und wachsen im Fortgang des Lebens immer inniger zusammen. Und wie alle übrigen Associationen, so macht sich auch diese, sobald sie einmal gebildet ist, über das ursprüngliche Bildungsverhältniß hinaus geltend; — daher die Belebung und Beseelung der ganzen Natur und ihrer besondern Theile in den Mythologieen der Völker, und fortwährend noch in der Poesie. — Weil wir jedoch das Seyn-an-sich nur in unserem Selbstbewußtseyn allein unmittelbar erfassen: so versteht es sich von selbst, daß unsere Vorstellungen von der Außenwelt mit dem Seyn-an-sich derselben nicht völlig übereinstimmen; und zwar in dem Maß weniger übereinstimmen, als dieses äußerliche uns fremder ist und weiter absteht von dem in uns unmittelbar wahrgenommenen eigenen und auf die Außendinge nur übertragenen Seyn! Dieß führt der Verf. gegen den gewöhnlichen groben Realismus weiter aus, S. 91 fgg. — Gegen Berkeley und Fichte andrerseits aber ist der Verfasser S. 111 fgg. bemüht, die Realität der Außenwelt sicher zu stellen, und zu zeigen, daß die Vorstellungen des Materiellen nur Erscheinungen sind, denen allerdings ein wahres oder ein An-sich-seyn entspricht; nur sind wir nicht im Stande, dasselbe anders, als höchst unvollkommen, d. h. in mehr oder weniger fernbleibenden Analogien zu erfassen, S. 120.

(Schluß folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. V. Bd. III. Heft.

(Fortsetzung.)

Antwort: In unbilligen und ungerechten Dingen könne der Churfürst, als Freund der Gerechtigkeit, nicht schützen. — „Aber", heißt es im Berichte, „wir konnten abnehmen, daß dem Churfürsten auf solchem Zug etwa große Kosten erwachsen, „doch wollten sich Sr. Chr. Gn. darInnen gnediglich erweysenn vnnd finden lassenn, wer solichs angenommen, alsdann sollt vnns vnser gut vnnd habe auch gesichert seyn, womit, sollt ein Jeder sein beste thun, dergleichen S. Churf. Gn. auch thun wollten" ꝛc. — Der Schultheiß zu Meiningen, Bernhart Kremer that für sich und gemeine Stadt um 6 Uhr beym Kirchlein vorm Thor dem Churfürsten die Huldigung ꝛc.

9. Schreiben des Fürstbischofs Conrad III. zu Würzburg an den Landgrafen zu Hessen wegen der Reclamation mehrerer im Bauernkrieg flüchtig gewordener Burger der Würzburgischen Stadt Meiningen (1534).

5 Burger der Stadt Meiningen waren aus derselben, nachdem der Bund die Oberhand behalten, entwichen, hatten sich auf Forderung nicht gestellt, weshalb ihre Güter eingezogen wurden. Sie hatten sich an den Landgrafen gewendet und um sein Fürwort gebeten, versichernd, sie seyen unschuldig. Allein der Fürstbischof hatte das wahre Verhältniß in dieser Sache bereits 1528 dem Landgrafen in einem Briefe dargelegt, und thut es in diesem Schreiben vom Jahre 1534 nochmals; indem er sein Benehmen in dem bäuerischen Aufruhr auseinandersetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. September.

Nro. 179. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

System der Metaphysik und Religionsphilosophie aus den Grundverhältnissen des menschlichen Geistes abgeleitet ꝛc.

(Schluß.)

Wenn man fragt: Wie unterscheiden sich die Vorstellungen, denen etwas Reales außer uns, oder Objecte entsprechen, von den übrigen, rein subjectiv begründeten? so lautet die Antwort ganz einfach: „Durch den Abdruck des Objectiven oder Reellen in ihnen (seiner unmittelbar gegebenen oder herüberwirkenden Existenz). Dieser ist bey den sinnlichen — äußeren — Wahrnehmungen und Empfindungen in dem unmittelbar frischen sinnlichen Reize, — bey den innern Wahrnehmungen und Empfindungem (dem Selbstbewußtseyn) darin gegeben, daß die vorgestellte Entwicklung selbst als Bestandtheil in die Vorstellung eingeht. In dem einen wie in dem andern Falle haben die Wahrnehmungen das Objective aus der ersten Hand; während die rein innerlich gebildeten Vorstellungen dasselbe nur aus der zweyten, dritten ꝛc. Hand haben; und eben deßhalb ist es in jenen frischer gegeben."

Dieses Merkmal des sinnlichen Reizes und der Frische mit seinen Folgen wird von S. 127—136 weiter erörtert und es wird behauptet dasselbe sey durchaus hinreichend, wo beyderley Vorstellungen — die Wahrnehmungsvorstellungen nämlich, und die Einbildungsvorstellungen normal gebildet neben einander vorhanden sind, die einen von den andern, und vom Irrsinn und von Hallucinationen u. dgl. zu unterscheiden. Freylich gehöre „zur Auffassung dieser Verschiedenheit eine Genauigkeit, Unbefangenheit, Besonnenheit und Uebung, welche nicht jedermanns Sache sind. Daher z. B. die Erfahrung (S. 129 130), daß der Geistererscheinungen (der Geistereinbildungen) mit dem Fortschritte der Bildung immer weniger geworden sind, und mit jedem Rückschritte derselben, wie z. B. leider in unserer Zeit eingetreten ist, wieder häufiger werden. Auch ist aus dem gleichen Verhältnisse das Vorkommen oder Nichtvorkommen von Täuschungen bey wissenschaftlichen Beobachtungen, z. B. der Erscheinungen des thierischen Magnetismus ꝛc. abzuleiten. — — Vorschriften für die Vermeidung von Täuschungen aufzustellen ist die Sache der Psychologie und der Logik." — „Wo wir eine Existenz behaupten, müssen wir diese Behauptung unmittelbar oder mittelbar, durch äußere oder innere Erfahrung rechtfertigen." — Referent erinnert sich nicht, daß irgend ein Philosoph das Gegentheil behauptet hat; erinnert sich nicht, daß einer nicht immer auch auf die Probe in der Natur provocirt, und diese herausgefordert hätte,

Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde:
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.

Wie Kolumbus, so hat dieß Newton, als er die sphäroidische Gestalt der Erde mit mathematisch-physikalischer Nothwendigkeit erschloß, — haben es Lambert und Kant im Betreff des fehlenden, durch die seitdem entdeckten Asteroiden, erfahren. Der Verf. kann unmöglich Philosophen, er hat — Magier im Sinne gehabt — quasi facere etiam sciant, quae sciant fieri. Apulejus de Mag. p. 31. Bip. A priori aller Erfahrung läßt sich kein Seyn irgend einer Art erkennen, sagt Hr. B. S. 134. Man habe sich bisher in dieser Hinsicht fast durchgehends dadurch irre leiten lassen, daß ja doch in der Mathematik eine solche Erkenntniß gegeben zu seyn scheint. Aber sie gebe lediglich

Erkenntniſſe von Verhältniſſen: abſtracte Formeln, oder hypothetiſche Sätze, in welchen ſie ausſage, daß, wo das eine Glied der Gleichung gegeben ſey, auch das andere gegeben ſeyn müſſe (?). — — — Aber ob die ſo gewonnenen Gleichungen irgend in der Natur, und daß ſie bey der Bewegung der Planeten in Anwendung kommen, darüber kann die Geometrie nichts beſtimmen. Man hat ja auch in der That manche krumme Linien berechnet, von welchen man noch keine Anwendung kennt. Und eben ſo mit den arithmetiſchen Verhältniſſen, z. B. den quadratiſchen, den kubiſchen ꝛc. Wir gewinnen alſo durch alle die Conſtructionen a priori, welche die Mathematik enthält, in keiner Art die Erkenntniß des Seyns.“ ꝛc. Es iſt nicht anders, der Verf. redet von Magiern, oder ſo einer Claſſe, die ich nicht kenne. Der Verſtand ſteht einem ſtill, ſo krumm, ſo windſchief ſieht einen dieſe Stelle an! — „A priori aller Erfahrung läßt ſich kein Seyn irgend einer Art erkennen?“ — Kant Kr. d. r. V. S. 1. Z. 1. „Daß alle unſere Erkenntniß mit der Erfahrung anfange, daran iſt gar kein Zweifel.“ — — „Kein Seyn irgend einer Art!“ — — *Τὸ δὲ ὂν λέγεται μὲν πολλαχῶς ἀλλὰ πρὸς ἓν καὶ μίαν τινὰ φύσιν* ꝛc. Das Seyn, ſagt der Vater der Metaphyſik *Γ.* c. 2, hat mehrley Bedeutungen, die nicht homonym, bloß durch den Namen, ſondern durch den Begriff (*λόγος*) einen Punct gemein haben, eben wie Geſundes (*ὑγιεινόν*); ſo nennen wir, was die Geſundheit hat; ſo, was die Geſundheit erhält, ſo, was Geſundheit anzeigt, was ſie wiederherſtellt ꝛc. Das Seyn beſagt ſowohl ſelbſtſtändige, einzelne ſinnliche Dinge, und das Allgemeine, abſtracte Begriffe, als auch Accidentien und Verhältniſſe. — Es wird nicht bloß von dem, was exiſtirt, es wird auch von dem ausgeſagt, was — wahr, oder falſch gedacht wird. *Τὸ ὂν λέγεται τὸ μὲν κατὰ συμβεβηκός, τὸ δὲ καθ' αὑτό.* — *καθ' αὑτὸ δὲ εἶναι λέγεται ὅσαπερ σημαίνει τὰ σχήματα τῆς κατηγορίας, – τὸ τί ἐστι, — τὸ ποιὸν, τὸ ποσὸν, τὸ πρός τι, τὸ ποιεῖν ἢ πάσχειν, τὸ ποῦ καὶ ποτέ.* — *Ἔτι τὸ εἶναι σημαίνει καὶ τὸ ἐστιν ὅτι ἀληθὲς τὸ δὲ μὴ εἶναι, ὅτι οὐκ ἀληθὲς ἀλλὰ ψεῦδος.* — — *Ἔτι τὸ εἶναι σημαίνει καὶ τὸ ὄν, τὸ μὲν δυνάμει ῥητὸν, τὸ δ' ἐντελεχείᾳ τῶν εἰρημένων τούτων (σχημάτων.)* Von allen dieſen vielerley Bedeutungen läßt Hr. B. nur die eine gelten, kennt er nach ſeinen obigen Worten nur die eine, die der (handgreiflichen, taſtbaren, ſinnenfälligen?) Exiſtenz des Einzelnen. Obige Behauptungen nach aller Strenge genommen, ſo iſt in Kraft derſelben noch heute das Pulver nicht erfunden, geſchweige das Newtoniſche Syſtem; es darf keinerley Erfindung gemacht ſeyn! Denn jede beruht auf einer aprioriſchen Conſtruction und Combination der aus der allgemeinen Erfahrung bekannten Elemente! — Zugegeben, die Mathematik beſtimme nichts als Verhältniſſe, gebe nichts als abſtracte Formeln: ſind denn dieſe Verhältnißbeſtimmungen nicht wahr? Dieſe abſtracten Formeln nicht wahr? Darum nicht wahr, weil ſie noch nicht zur Anwendung gekommen ſind? So wollte Gott, daß alle unſere Geſetze und Verbote mit ihren Strafandrohungen in gleicher Weiſe nicht wahr wären! Die Mathematik wie die Ethik rühmt ſich ſogar ewiger, zeitloſer Wahrheiten, die, der gebrechlichen, hinfälligen Exiſtenz entnommen, ſchlechthin nur — ſind. Von der ſingulären zeitlichen Exiſtenz *λέγομεν γὰρ δὴ ὡς ἦν ἔστι τε καὶ ἔσται· τῇ δὲ ἀιδίῳ οὐσίᾳ τὸ ἔστι μόνον κατὰ τὸν ἀληθῆ λόγον προσήκει, τὸ δὲ ἦν τό τ' ἔσται περὶ τὴν ἐν χρόνῳ γένεσιν ἰοῦσαν πρέπει λέγεσθαι.* Plat. Tim. 38. A. Der Mathematiker könnte gar leicht den Spieß umkehren gegen Hrn. B., daß in der Natur nirgend ſeine geometriſche Schärfe erreicht, und ſie eben darum vergänglich ſey. — Kann denn die Phyſik, Mechanik, Chemie, Pharmacie ꝛc. anders als die Geometrie auch that, voraus beſtimmen, wo ihre Lehren und Producte hier, dort in Anwendung kommen? Die Dampfkraft, ſeit Jahrtauſenden bekannt, muß denn ſchon wie lange! angewandt ſeyn. — Man hat in der That manche krumme Linien berechnet, von welchen man noch keine Anwendung kennt.“ — Deſto beſſer! Wenn das beherrſchende Mittel für den ſey's früh oder ſpät, nah oder ferne vorkommenden Fall ſchon bereitet iſt: was hätten die Aerzte, als die Cholera erſchien, darum gegeben, wären ſie mit einem ſolchen Mittel verſehen geweſen! — Und wenn es ſolche ſpecifiſche Mittel gibt, ſind ſie es darum minder, verlieren ſie an ihrem

Wesen darum, daß sie nicht in Anwendung kommen? Die Theoreme über die Curven — verlieren diejenigen, die noch nicht zur Anwendung gekommen sind, gegen diejenigen, denen dieß zufällige Glück widerfahren ist, an ihrer Wahrheit, Gewißheit und innern Gültigkeit? Gauß sagt: Unsere allgemeine Arithmetik, — ursprünglich ausgehend von dem Begriff der absoluten ganzen Zahlen, hat ihr Gebiet stufenweise erweitert; zu den ganzen Zahlen sind die gebrochenen, zu den rationellen die irrationellen, zu den positiven die negativen, zu den reellen die imaginären hinzugekommen. Dieses Vorschreiten ist aber immer anfangs mit furchtsam zögerndem Schritte geschehen. Die ersten Algebraisten nannten noch die negativen Wurzeln der Gleichungen falsche Wurzeln; und sie sind es auch, wo die Aufgabe, auf welche sie sich beziehen, so eingekleidet vorgetragen ist, daß die Beschaffenheit der gesuchten Größe kein Entgegengesetztes zuläßt. Allein so wenig man in der allgemeinen Arithmetik Bedenken hat, die gebrochenen Zahlen mitaufzunehmen, obgleich es so viele zählbare Dinge gibt, wobey eine Bruchzahl ohne Sinn ist — (z. B. in den ehemaligen Reichs-Matrikeln die Contingente zu $2\frac{1}{2}$, $5\frac{3}{4}$ Mann) — eben so wenig durften in jener den negativen Zahlen gleiche Rechte mit den positiven deßhalb versagt werden, weil unzählige Dinge kein Entgegengesetztes zulassen: die Realität der negativen Zahlen ist hinreichend gerechtfertigt, da sie in unzähligen andern Fällen ein adäquates Substrat finden. Darüber ist man nun freylich seit langer Zeit im Klaren. Allein die den reellen Größen gegenüber gestellten imaginären — ehemals, und wohl hin und wieder noch jetzt, obwohl unschicklich unmögliche genannt, — sind noch immer weniger eingebürgert, als nur geduldet! — — Und nun geht sofort der große tiefsinnige Metaphysiker der Mathematik daran, zu zeigen, daß diese imaginären, — unmöglichen Zahlen nicht immer und überall Täuschungen, Gespenster, Rechnungsspuk, Geistereinbildungen sind! vgl. Drobisch Lehrbuch von den höhern numerischen Gleichungen. Gut, daß die Arithmetiker diese imaginären Zahlen mindestens so lange a priori seyn ließen, bis einer kam, der sie anwandte, indem er sie — begriff. Mit den quadratischen und kubischen Gleichungen kann man wohl fertig werden, aber mit den höhern Gleichungen von den kubischen an, — diese alle erwarten erst einen Nachweis in der Natur. Doch genug über den ersten Haupttheil.

Nachdem dieser erste feste Punct gewonnen ist, geht der Verf. an die Untersuchung „der mit dem Anspruche auf Realität gegebenen Formen und Verhältnisse.“ Er schickt erst kritische Betrachtungen voraus über die gewöhnliche Weise, diese Probleme, nämlich die Bestimmung des Verhältnisses zwischen den Substanzen und ihren Accidentien, zwischen den Dingen und ihren Eigenschaften, zu behandeln; dann beantwortet er diese Frage, — ein Kreuz für alle metaphysischen Systeme, wie er zum Theil gegen einige sehr gut zeigt — S. 170 fg. auf ähnliche Weise, wie die erste. Das einzige Ding - an - sich, das wir kennen, sind und bleiben — wir selbst. In Analogie mit dem in uns Wahrgenommenen legen wir den äußern Dingen ein Substrat unter; — „in ganz gleicher Art vermögen wir auch die Accidentien, als Accidentien des Dinges - an - sich nur vorzustellen, indem wir sie in Analogie mit dem in uns Wahrgenommenen unterlegen. — Wir können kein objectiv gegebenes Substrat für die wahrgenommenen Eigenschaften, — und eben so wenig ein objectives Band haben zwischen den Accidentien. — Ist uns aber auch dieses Band lediglich nur subjectiv gegeben, d. h. wie es sich für unser vorstellendes Subject ausprägt: so ist es doch unstreitig eben so wie das Seyn überhaupt objectiv begründet. — Das Zusammenwahrnehmen, oder das Zusammen ist objectiven Ursprungs.“ — Denn wir können nicht, noch dürfen wir beliebig und willkührlich jenes Zusammen auflösen, hinzuthun oder beliebig davon wegnehmen, wie es bey Einbildungen geschehen kann. Dort sind wir nämlich genöthiget, das Zusammen der Dinge und ihrer Eigenschaften hinzunehmen, so wie sie sich eben geben und aufdringen. — Diesen Prämissen entsprechend wird dann der Zusammenhang zwischen Seele und Leib, und der Begriff der Substanz im engeren Sinne erörtert, die Räumlichkeit und Zeitlichkeit, endlich das Verhältniß von Ursache und Wirkung in Betrachtung gezogen; der Ursprung desselben und sein Umfang erwogen. Letzterer wird dargestellt als beschränkt durch den Zufall und durch die Freyheit. Ueber

die Freyheit spricht der Verf. ziemlich ausführlich, wie man nicht anders erwarten wird, in einem mehr deterministischen Sinn. In diesen Abschnitten wird zwar für die mathematischen Wissenschaften kaum irgend ein Punct auf eine neue und fühlbare Weise erörtert seyn; wohl aber finden sich zu einem Organon oder Hodegetik der Naturforschung manche gute und beachtenswerthe Winke und Fingerzeige, um deren willen das Studium dieses Werkes empfohlen werden kann.

Rec. hat zu lange bey einleitenden Bemerkungen und bey dem ersten Haupttheil verweilt, als daß er den zweyten gleichmäßig über mehrere Puncte, als geschehen ist, durchgehen dürfte, ohne allzu ausführlich für diesen Ort zu werden. Den dritten Haupttheil, die Religionsphilosophie, will er gar nicht weiter berühren. Aus den bekannten Principien des Verf. wird jedermann leicht voraus muthmaßen können, bis zu welchem Grade die Gewißheit der übersinnlichen Dinge gehen mag. Immer und überall bleibt dieses System seinem ersten Satz getreu, in der Naturphilosophie und in der Religionsphilosophie, daß der Mensch sich hier wie dort substernirt, gleichsam zum Substrat hergibt, und nach Maßgabe der Erkenntniß, die er von seinem An-sich-seyn und Eigenschaften haben kann, auch die Natur und Gott erkennt, dort decrescendo, indem er durch Thier- und Pflanzenwelt hinab zum Reich der leblosen Natur mehr und mehr des ihm Eigenthümlichen, Klaren ꝛc. fallen läßt. Hier crescendo, indem er, was er Gutes jeder Art in sich findet, zum Superlativ steigert. — So gern Rec. mit dem um die Wahrheit eifrig bemühten Verf. darin übereinstimmt, daß wir über uns nicht oder nicht viel hinauskönnen; daß wir gewissermaßen als Mikrokosmus der Maßstab des Makrokosmus sind: so nimmt er dieß alsbald in einem andern Sinn und kommt zu weit verschiedenen Resultaten. Können wir nur ein weniges über uns hinaus, so sollen wir und können wir dagegen desto tiefer in uns hinein, nicht aber in den physischen Theil allein, sondern vielmehr in die reine Natur des Geistes. Und je gründlicher, genauer, unbefangener und besonnener der Geist im Innersten sich sammelt und sich in allem seinem Thun selbst belauschet: desto mehr

wird er seines a priori inne und gewiß; desto mehr überzeugt er sich, daß er auf allen Wegen der richtigen Erkenntniß in einer durchgängigen Harmonie mit der Natur stehe, daß sein Forschen und Wissen nicht in einem ziemlich skeptischen Probabilismus und Subjectivismus ausende, wie bey den Griechen in der neuern Akademie geschehen, als der Glaube an die Möglichkeit der Gewißheit und Wissenschaft verloren ging, und dem Lebensgang der Schein und die Meinung allein noch Halt gaben.

Wiewohl ich dem ersten Gesichtspunct und der Tendenz, die in diesem Buche herrscht, ganz entschieden widerstreiten muß: so enthält es, davon abgesehen, sehr viele schätzbare Partien, um deren willen es mehr gelesen zu werden verdient, als andere gangbare Schriften dieses selbigen Titels. Zu dergleichen Partien rechne ich namentlich mehrere polemische Artikel gegen ältere und neuere Systeme, insbesondere aber mehrere psychologische Expositionen, die hier durch ihre letzte Beziehung und Tendenz erst recht klar werden. Der Verf. beruft sich öfter auf seine ziemlich zahlreichen anderweitigen Schriften; Rec. kennt deren mehrere gar nicht; die er aber gekannt hat, die psychologischen Skizzen und das Lehrbuch der Psychologie ꝛc. sind ihm erst durch die Lectüre der Metaphysik verständlich geworden, wenigstens in vielen Puncten, wo ihm früher die Beziehung und das Ziel nicht einleuchtete. Nach dem obigen Geständniß endlich, daß die metaphysischen Ansichten sich, wenn nicht für alle, so doch noch für lange Zeit nach dem Character und Geist der philosophirenden Subjecte modificiren werden, muß diese Metaphysik vor den meisten anderen, die von ähnlichen Prämissen ausgehen, gelobt und empfohlen werden, zumal überall ein der Würde der Aufgabe und der Wichtigkeit der zu erzielenden Resultate entsprechender Ernst der Forschung und der Gesinnung sehr klar und einnehmend durchscheint, der auch da, wo der Leser nicht beystimmen kann, mit sich aussöhnt.

Pr. K.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. September.

Nro. 180. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Philodemi Rhetorica ex Herculanensi papyro lithographice Oxonii excusa restituit, latine vertit, dissertatione de graeca eloquentia et Rhetorica notitiaque de Herculanensibus Voluminibus auxit, adnotationibus indicibusque instruxit E. Gros studiorum in Academia Parisiensi inspector. Adiecti sunt duo Philodemi libri de rhetorica Neapoli editi. Parisiis, excudebant Firmin Didot fratres instituti Regii Franciae typographi via Jacob 56. MDCCCXL. CXXXII. 246.

Die anfangs viel gerühmten, jetzt wenig beachteten Herculanischen Rollen sind, nachdem die Ausbeute der Palimpsesten, wie es scheint, bereits erschöpft ist, die einzige reichhaltige und ergiebige Quelle, aus welcher für Kenntniß des Alterthums bedeutender und werthvoller Zuwachs zu erwarten steht. Die große Menge dieser läßt nicht zweifeln, daß, wenn auch die bis jetzt getroffene Wahl keineswegs die Wünsche befriedigte, vielfache Aufklärung, vielleicht einer ganzen bestimmten Richtung wie der Epikurischen Philosophie, nur aus ihnen zu erlangen sey. Das wird Niemanden wundern, welcher bedenkt, was wir allein den Schriften Ciceros zur Erkenntniß der gesammten Philosophie seiner Zeit verdanken; denn was wüßten wir ohne ihn von den meisten Schulen und ihrer inneren Gestaltung, als etwa die Namen? Daß aber der Gedanke nicht eitel sey, in diesen Ruinen neue Belehrung zu finden und daß sie als ergiebige Quelle den Codices rescripti an die Seite zu stellen sind, davon zeugt auch das wenige bis jetzt bekannte. Ein von den Engländern bekannt gemachtes Bruchstück περὶ φύσεως ϑεῶν (nach wahrscheinlichen Angaben von Phädrus) ist so sichtbar das Vorbild dessen, was Cicero im ersten Buche de natura deorum den Epikureer sprechen läßt, daß das Lateinische nur als eine Version des griechischen Originals erscheint und der deutsche Herausgeber, Petersen *), viele Lücken des letzteren aus ersterem glücklich ergänzen konnte. Wenn diese Bibliothek, aus welcher alle Rollen Herkulanums stammen, das Hauptwerk des Epikurus περὶ φύσεως enthielt und dieses erst von den Arbeitern beym Heben des Fundes zertrümmert worden ist, so liegt die Hoffnung nahe, daß auch andere Schriften von Bedeutung ans Tageslicht kommen können, nur ist zu wünschen, daß die Neapolitanische Akademie ein weit thätigeres und rascheres Fortgehen mit gehöriger Auswahl entwickle. **)

---

*) Phaedri Epicurei vulgo Anonymi Herculanensis de Natura Deorum fragmentum instauratum et illustratum a Christiano Petersen philos. doctore et philologiae classicae professore in Gymnasio Hamburgensium. Hamburg 1823.

**) Es mag nicht ungeeignet seyn eine hieher gehörige Stelle aus Menzels Reise nach Italien mitzutheilen. „Am meisten interessirten mich die Papyrusrollen von denen noch so viele Schränke angefüllt sind, daß ein paar Säle zu ihrer Aufbewahrung erfordert werden. Aber wie geht man damit um? Nachdem man ein unbedeutendes Buch über die Musik mit unsäglichen Kosten nach und nach aufgerollt hat, ist man endlich so vernünftig geworden, bey mehrern zugleich Versuche anzustellen, um nur vorerst zu erfahren, wessen Inhalt wichtiger, welche Rolle der mühsamen Aufrollens am meisten werth ist. Allein man sieht bis jetzt nur von drey oder vier Rollen ein Endchen abgelöst. Die Arbeit wird mit Neapolitanischer Bequemlichkeit und Sparsamkeit getrieben und wenn sie so

Fast vierzig Jahre blieben wegen Schwierigkeit des Abrollens und den Kosten diese Volumina ganz vernachläßigt, als am Anfange dieses Jahrhunderts auf Verwendung des brittischen Gesandten Hamilton bey dem Prinzen von Wales die Sache größeres Interesse erregte und der kundige Hayter 1802 nach Neapel geschickt wurde, um auf brittische Staatskosten in Gemeinschaft mit den Neapolitanern die Aufdeckung zu leiten. In den nächsten Jahren wurden sehr viele Rollen enthüllt, aber die französische Invasion hatte, als die Arbeit im besten Gange war, allem ein Ende gemacht und vieles mag wieder zerstreut worden seyn. Wie es scheint, erhielt der König von England von sämmtlich aufgerollten Columnen mit Bleyfeder gezeichnete Abschriften, welche er der Universität von Oxford zum Geschenke machte; diese machte ihrerseits in den Jahren 1824 — 25 in zwey Octavbänden das Wichtigste in einer Auswahl bekannt. *) Nur das Wenigste ist dieses, nach dem im ersten Bande mitgetheilten Cataloge zu urtheilen. Hätten die Neapolitaner, gleich den Engländern, ohne weitere Erklärung Lithographie gewählt, so besäßen wir das meiste lesbar und in einem käuflichen Preise. Denn leider sind die Abschriften, welche die Oxforder Universität erhalten hat, ganz unzuverläßig, und der Zeichner ohne Kenntniß der Sprache war zufrieden, ganz sorglos oft die abentheuerlichsten Gestalten von Buchstaben und Wörtern zu mahlen, während der Neapolitanische Abdruck überall die Genauigkeit und Sorgfalt der Copie recht deutlich bezeugt. **)

fortgeht, werden wir in zwanzig Jahrhunderten noch nicht wissen, was nur im zehnten Theile dieser Rollen besteht, in denen möglicherweise noch mancher kostbare Schatz des alten Wissens enthalten ist.“ Was hier von dem geringen Erfolge behauptet ist, kann nur für die Zeit wo die Verbindung mit den englischen Gelehrten aufhörte, gelten, und dafür tritt allerdings das Zeugniß auch anderer leider nur zu sehr bestätigend auf.

*) Herculanensium Voluminum pars prima. Oxonii, sumptibus typographei Clarendoniani lithographice excudebat N. Whitlock. 1824. enthaltend 133 Columnen ganz oder fragmentarisch. Pars secunda 1825. mit 155 Columnen.

**) Sicher stammen alle Fehler von dem ersten Abschreiber der Rollen und die Buchstaben mögen oft in dem verkohlten Papyrus nicht sehr sichtbar hervortreten, keineswegs aber wie Hr. Hübner zu dem Fragmente περὶ ποιημάτων S. 4. anzunehmen geneigt ist, von dem Oxforder Lithographen.

In diesen englischen Volumina Hercul. die fast unbekannter als die Neapolitanischen sind *), und die, merkwürdig genug, die Neapol. Akademie selbst nicht kennt oder absichtlich ignorirt, findet sich im zweyten Bande ein Buch des Philodemus über die Rhetorik, das weil es zusammenhängender und lesbarer ist, als alle andern fragmentarischen Stücke, dann auch des Inhaltes wegen längst die Aufmerksamkeit des Referenten auf sich gezogen hatte. Bereits 1837 wurde darüber in einer Sitzung unsrer Akademie der Wissenschaften Vortrag erstattet und die Bearbeitung später in die Denkschriften aufgenommen, (Gel. Anz. Band IV. S. 1060. Abhandlungen der philos. - philol. Classe dritten Bandes erste Abth. S. 207 — 303. Es wurde bey dieser Herausgabe zugleich beabsichtigt, die Academia Borbonica in Neapel zur Bekanntmachung des Originals und richtigen Textes zu veranlassen **)

Jetzt erscheint dasselbe Buch des Philodemus von einem französischen Gelehrten, der von seinem deutschen Vorgänger noch keine Kunde hatte; durch die Vergleichung dieser zwey von einander ganz un-

*) Angezeigt wurden sie in der Bibliotheca critica von Backe in Holland, und in Deutschland in Seebode's kritischer Bibliothek; unbekannt blieben sie Göttling bey seiner Ausgabe der Arist. Oekonomik, Scholmann u. a. Von den Engländern, den ächten Schülern Porsons erwarteten wir zumeist Erklärung und nähere Nachweisung, nun ist aber von daher nicht einmal der Versuch zu einer Lösung bekannt geworden. Den Vorzug, den anderseits die englischen Copieen vor den Italiänischen besitzen, haben wir in diesen Anzeigen 1839 Nr. 105 näher nachgewiesen.

**) Herr Carl Märcker kündigt in seiner Schrift de Theodectis Phaselitae vita et scriptis commentatio prima, Vratislaviae 1835. praefat. VI. seq. 37. 42. eine Bearbeitung der Rhetorik des Philodemus an, womit wohl nur obiges Buch gemeynt war. Es ist meines Wissens nichts davon im Drucke erschienen. Von deutschen Gelehrten erwähnt nur Meinecke historia critic. Comicor. pag. 547 unsere Schrift.

abhängigen Bearbeitungen ist die Möglichkeit zur Berichtigung mancher Irrthümer und zur weitern Feststellung des so entstellten Textes, so wie die Gelegenheit über manches sich deutlicher zu besprechen, gegeben.

Als Einleitung ist, um die Einrichtung des Buches mit wenigem anzugeben, ein Abriß der Geschichte der Rhetorik bis auf Philodemus Zeit: Ad Philodemi de Rhetorica libros dissertatio isagogica pag. I — CXI vorausgeschickt; dann folgt eine Notitia de Philodemo et Herculanensibus Voluminibus, p. CXII — XXXII. worin das bereits erschienene aufgezählt, und das vom Herausgeber bey Herstellung dieses Buches angewandte Verfahren näher bezeichnet wird. Hier folgt auch ein Catalogus litterarum permutatarum in Herculanensibus voluminibus hactenus editis et voces novae ex Herculanensibus voluminibus hactenus editis collectae atque lexicis inserendae. Beygegeben sind lithographirt als: Specimina Herculanensis papyri Oxonii excusae die Columnen II. — V. Dann beginnt der griechische Text mit lateinischer Uebersetzung p. 1 — 91, wobey jede Ergänzung des Herausgebers mit großen Buchstaben angezeigt ist; ihm folgen die Annotationes in Philodemum p. 93 — 198, mit den Indices p. 179 — 206. Als Anhang: Additamentum sind die Fragmente des Philodemus περὶ ῥητορικῆς aus dem vierten Bande der Neapolit. Volum. Herc. p. 207 — 244 unverändert beygegeben.

Die Sprache des Philodemus enthält manches eigene und es ist nicht zu zweifeln, daß viele in der griechischen Litteratur sonst nicht bekannte Wörter hier zum erstenmal auftreten werden; aber es bedarf der größten Vorsicht, um nicht getäuscht zu werden und falsches oder unrichtig geschriebenes als Bereicherung der Sprache zu betrachten. Hier kann der Unterschied zwischen den Copien der Engländer und Neapolitaner nicht genug fest gehalten werden; es ist letzteren das Lob zu ertheilen, daß sie mit besonderer Genauigkeit den Abdruck des Textes leiten; daher giebt es nur wenige Stellen, welche die Einsicht des Originals wünschenswerth machen, und die Fehler, welche sich vorfinden, sind leicht zu erklären und zu heben. Da nämlich der Inhalt dieser Rollen gewöhnlich von einem zweyten Librarius revidirt ist, so kann man um so sicherer gehen, als ihr Alter bekanntlich weit genug hinaufreicht. Doch läßt sich hiebey noch manche Frage aufwerfen. Ignarra hat in seinem Commentarius de phratriis primis Graecorum politicis societatibus, item de urbis Neapolis regione Herculanensium den Beweis geliefert, daß unter Titus Regierung Herculanum und Pompeii wieder aus ihren Ruinen hervorgegangen waren und selbst noch unter Adrians Herrschaft mit einem Reste von Glanz bestanden hatten, der gänzliche Untergang der beyden Städte erst durch den Ausbruch des Vesuvius 471 erfolgte. Würden nun aber auch unsere schriftlichen Denkmäler nicht der ersteren, sondern der letztern Verschüttung zufallen, so zeugt doch — abgesehen daß selbst dann ihr Ursprung noch immer in sehr alte Zeit zurückgehen und Jahrhunderte früher seyn könnte — die Sache selbst von der Richtigkeit dieser Abschriften. Was man daran getadelt hat, sind Irrthümer der neuern Herausgeber, nicht der alten Schreiber; man verstehe nur nach dem Geiste und Character der griechischen Sprache jede einzelne Stelle und ergänze die etwa fehlenden Buchstaben auf richtige Art, so werden die Ausstellungen, die man an diesen Rollen macht, von selbst verschwinden. Ganz anders ist es mit den Copien der Engländer, das Meiste ist wunderbar verzerrt und es treten oft eigene Gestalten von Wörtern auf, von denen man nie etwas gehört hat. Hier kann nur der Zusammenhang des Gedankens und die Kenntniß der Sprache das Wahre errathen lassen, das wenn man es gefunden hat, gewöhnlich auch nahe liegt. Darum ist die Herstellung von Schriften die bis jetzt nur in den Orforder Voll. Herc. vorliegen, so vielen Schwierigkeiten unterworfen, und man ist nicht selten genöthigt, auf den genauen Abdruck der Neapolitaner zu warten.

(Fortsetzung folgt.)

Fast vierzig Jahre blieben wegen Schwierigkeit des Abrollens und den Kosten diese Volumina ganz vernachläßigt, als am Anfange dieses Jahrhunderts auf Verwendung des brittischen Gesandten Hamilton bey dem Prinzen von Wales die Sache größeres Interesse erregte und der kundige Hayter 1802 nach Neapel geschickt wurde, um auf brittische Staatskosten in Gemeinschaft mit den Neapolitanern die Aufdeckung zu leiten. In den nächsten Jahren wurden sehr viele Rollen enthüllt, aber die französische Invasion hatte, als die Arbeit im besten Gange war, allem ein Ende gemacht und vieles mag wieder zerstreut worden seyn. Wie es scheint, erhielt der König von England von sämmtlich aufgerollten Columnen mit Bleyfeder gezeichnete Abschriften, welche er der Universität von Oxford zum Geschenke machte; diese machte ihrerseits in den Jahren 1824 — 25 in zwey Octavbänden das Wichtigste in einer Auswahl bekannt. *) Nur das Wenigste ist dieses, nach dem im ersten Bande mitgetheilten Cataloge zu urtheilen. Hätten die Neapolitaner, gleich den Engländern, ohne weitere Erklärung Lithographie gewählt, so besäßen wir das meiste lesbar und in einem käuflichen Preise. Denn leider sind die Abschriften, welche die Oxforder Universität erhalten hat, ganz unzuverläßig, und der Zeichner ohne Kenntniß der Sprache war zufrieden, ganz sorglos oft die abentheuerlichsten Gestalten von Buchstaben und Wörtern zu mahlen, während der Neapolitanische Abdruck überall die Genauigkeit und Sorgfalt der Copie recht deutlich bezeugt. **)

fortgeht, werden wir in zwanzig Jahrhunderten noch nicht wissen, was nur im zehnten Theile dieser Rollen besteht, in denen möglicherweise noch mancher kostbare Schatz des alten Wissens enthalten ist.“ Was hier von dem geringen Erfolge behauptet ist, kann nur für die Zeit wo die Verbindung mit den englischen Gelehrten aufhörte, gelten, und dafür tritt allerdings das Zeugniß auch anderer leider nur zu sehr bestätigend auf.

*) Herculanensium Voluminum pars prima. Oxonii, sumptibus typographei Clarendoniani lithographice excudebat N. Whittock. 1824. enthaltend 133 Columnen ganz oder fragmentarisch. Pars secunda 1825. mit 155 Columnen.

**) Sicher stammen alle Fehler von dem ersten Abschreiber der Rollen und die Buchstaben mögen oft in dem verkohlten Papyrus nicht sehr sichtbar hervortreten, keineswegs aber wie Hr. Hübner zu dem Fragmente περὶ ποιημάτων S. 4. anzunehmen geneigt ist, von dem Oxforder Lithographen.

In diesen englischen Volumina Hercul. die fast unbekannter als die Neapolitanischen sind *), und die, merkwürdig genug, die Neapol. Akademie selbst nicht kennt oder absichtlich ignorirt, findet sich im zweyten Bande ein Buch des Philodemus über die Rhetorik, das weil es zusammenhängender und lesbarer ist, als alle andern fragmentarischen Stücke, dann auch des Inhaltes wegen längst die Aufmerksamkeit des Referenten auf sich gezogen hatte. Bereits 1837 wurde darüber in einer Sitzung unsrer Akademie der Wissenschaften Vortrag erstattet und die Bearbeitung später in die Denkschriften aufgenommen, (Gel. Anz. Band IV. S. 1060. Abhandlungen der philos. - philol. Classe dritten Bandes erste Abth. S. 207 — 303. Es wurde bey dieser Herausgabe zugleich beabsichtigt, die Academia Borbonica in Neapel zur Bekanntmachung des Originals und richtigen Textes zu veranlassen **)

Jetzt erscheint dasselbe Buch des Philodemus von einem französischen Gelehrten, der von seinem deutschen Vorgänger noch keine Kunde hatte; durch die Vergleichung dieser zwey von einander ganz un-

*) Angezeigt wurden sie in der Bibliotheca critica von Backe in Holland, und in Deutschland in Seebode's kritischer Bibliothek; unbekannt blieben sie Göttling bey seiner Ausgabe der Arist. Oekonomik, Scholmann u. a. Von den Engländern, den ächten Schülern Porsons erwarteten wir zumeist Erklärung und nähere Nachweisung, nun ist aber von daher nicht einmal der Versuch zu einer Lösung bekannt geworden. Den Vorzug, den anderseits die englischen Copieen vor den Italiänischen besitzen, haben wir in diesen Anzeigen 1839 Nr. 195 näher nachgewiesen.

**) Herr Carl Märcker kündigt in seiner Schrift de Theodectis Phaselitae vita et scriptis commentatio prima, Vratislaviae 1835. praefat. VI. seq. 57. 42. eine Bearbeitung der Rhetorik des Philodemus an, womit wohl nur obiges Buch gemeynt war. Es ist meines Wissens nichts davon im Drucke erschienen. Von deutschen Gelehrten erwähnt nur Meinecke historia critic. Comicor. pag. 347 unsere Schrift.

abhängigen Bearbeitungen ist die Möglichkeit zur Berichtigung mancher Irrthümer und zur weitern Feststellung des so entstellten Textes, so wie die Gelegenheit über manches sich deutlicher zu besprechen, gegeben.

Als Einleitung ist, um die Einrichtung des Buches mit wenigem anzugeben, ein Abriß der Geschichte der Rhetorik bis auf Philodemus Zeit: Ad Philodemi de Rhetorica libros dissertatio isagogica pag. I — CXI vorausgeschickt; dann folgt eine Notitia de Philodemo et Herculanensibus Voluminibus, p. CXII — XXXII. worin das bereits erschienene aufgezählt, und das vom Herausgeber bey Herstellung dieses Buches angewandte Verfahren näher bezeichnet wird. Hier folgt auch ein Catalogus litterarum permutatarum in Herculanensibus voluminibus hactenus editis et voces novae ex Herculanensibus voluminibus hactenus editis collectae atque lexicis inserendae. Beygegeben sind lithographirt als: Specimina Herculanensis papyri Oxonii excusae die Columnen II. — V. Dann beginnt der griechische Text mit lateinischer Uebersetzung p. 1 — 91, wobey jede Ergänzung des Herausgebers mit großen Buchstaben angezeigt ist; ihm folgen die Annotationes in Philodemum p. 93 — 198, mit den Indices p. 179 — 206. Als Anhang: Additamentum sind die Fragmente des Philodemus περὶ ῥητορικῆς aus dem vierten Bande der Neapolit. Volum. Herc. p. 207 — 244 unverändert beygegeben.

Die Sprache des Philodemus enthält manches eigene und es ist nicht zu zweifeln, daß viele in der griechischen Litteratur sonst nicht bekannte Wörter hier zum erstenmal auftreten werden; aber es bedarf der größten Vorsicht, um nicht getäuscht zu werden und falsches oder unrichtig geschriebenes als Bereicherung der Sprache zu betrachten. Hier kann der Unterschied zwischen den Copien der Engländer und Neapolitaner nicht genug fest gehalten werden; es ist letzteren das Lob zu ertheilen, daß sie mit besonderer Genauigkeit den Abdruck des Textes leiten; daher giebt es nur wenige Stellen, welche die Einsicht des Originals wünschenswerth machen, und die Fehler, welche sich vorfinden, sind leicht zu erklären und zu heben. Da nämlich der Inhalt dieser Rollen gewöhnlich von einem zweyten Librarius revidirt ist, so kann man um so sicherer gehen, als ihr Alter bekanntlich weit genug hinaufreicht. Doch läßt sich hiebey noch manche Frage aufwerfen. Ignarra hat in seinem Commentarius de phratriis primis Graecorum politicis societatibus, item de urbis Neapolis regione Herculanensium den Beweis geliefert, daß unter Titus Regierung Herculanum und Pompeii wieder aus ihren Ruinen hervorgegangen waren und selbst noch unter Adrians Herrschaft mit einem Reste von Glanz bestanden hatten, der gänzliche Untergang der beyden Städte erst durch den Ausbruch des Vesuvius 471 erfolgte. Würden nun aber auch unsere schriftlichen Denkmäler nicht der ersteren, sondern der letztern Verschüttung zufallen, so zeugt doch — abgesehen daß selbst dann ihr Ursprung noch immer in sehr alte Zeit zurückgehen und Jahrhunderte früher seyn könnte — die Sache selbst von der Richtigkeit dieser Abschriften. Was man daran getadelt hat, sind Irrthümer der neuern Herausgeber, nicht der alten Schreiber; man verstehe nur nach dem Geiste und Character der griechischen Sprache jede einzelne Stelle und ergänze die etwa fehlenden Buchstaben auf richtige Art, so werden die Ausstellungen, die man an diesen Rollen macht, von selbst verschwinden. Ganz anders ist es mit den Copien der Engländer, das Meiste ist wunderbar verzerrt und es treten oft eigene Gestalten von Wörtern auf, von denen man nie etwas gehört hat. Hier kann nur der Zusammenhang des Gedankens und die Kenntniß der Sprache das Wahre errathen lassen, das wenn man es gefunden hat, gewöhnlich auch nahe liegt. Darum ist die Herstellung von Schriften die bis jetzt nur in den Orforder Voll. Herc. vorliegen, so vielen Schwierigkeiten unterworfen, und man ist nicht selten genöthigt, auf den genauen Abdruck der Neapolitaner zu warten.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. V. Band, III. Heft. Würzburg. 1839. gr. 8.

(Fortsetzung.)

Die von Meiningen hätten zwar auf den angesetzten Landtag zur Berathung über die Beschwerden ihre Gesandtschaft geschickt, aber keine Beschwerde daselbst anzuzeigen vermocht und seyen, nachdem sie sich mit einander verabredet, wieder fortgezogen, wären auch trotz allen fernern Abmahnungen von Seite des Fürstbischofs den Empörern zugefallen, die dann im Stifte auf eine entsetzliche Weise gehaust, so daß er, der Bischof, aus demselben „bis vff ain aintze igs haus (Marienberg)“ vertrieben worden sey. Als er nach dem Siege nach Meiningen gekommen, hätten seine weltlichen edlen Räthe ihm jene 5 Bürger: Holler, Weigand, Knauf und die beyden Cordes, mit als die Urheber der Empörung bezeichnet. Der geflüchteten Güter seyen inventirt, und eingezogen worden. Ungeachtet des Edicts, sich auf Gnad' und Ungnade zu stellen, was Andere auch gethan, sind sie nicht zurück gekehrt und haben durch ihr Ausbleiben den auf sie ruhenden Verdacht vermehrt. Von ihrem confiscirten Gut sind theils ihre Gläubiger befriediget worden, theils haben ihre Weiber und Kinder davon erhalten, das Uebrige ist unter des Fürsten treue, redliche Diener vertheilt worden. Vermöge der Rechte, der bündischen Ordnung und des kaiserlichen Landfriedens, so wie der Reichsabschiede habe Er, der Bischof, Fug und Recht gehabt, also gegen jene 5 Bürger zu verfahren, die ihre Eide ihm gebrochen, und ihm nach Ehre, Leib und Gut gestanden. Mit solchen sich in eine Tagsatzung u. dgl. einzulassen, sey er ganz und gar nicht gesonnen.

Am Schluße dieser sehr werthvollen Mittheilungen erlauben wir uns die Anfrage an den historischen Verein von Unterfranken: Ob denn die große Friesische Beschreibung des Würzburger Bauernkrieges, welche nach Gropp, Bd. III. Vorber. S. VII, im fürstbischöflichen Archiv zu Wirzburg hinterlegt worden seyn soll, dort noch vorhanden, oder wo sie sonst sich befinde, und ob sie früher oder in neuester Zeit benutzt worden? — Denn was bey Ludewig und Gropp über diesen Gegenstand zu lesen ist, das ist, wie bekannt, nur der Auszug, welchen der Wirzburgische Dom-Präsenz-Meister Johann Reinhard aus Friesens großem Werke gemacht.

III.

Correspondenz zwischen dem Kaiser Karl V., dem Fürstbischof Conrad III. zu Würzburg und deren Räthen über die 1538 im deutschen Reiche obgewalteten Religionswirren.

(Mitgetheilt vom Hrn. Leg. Rathe Dr. Scharold. Mit dem Facsimile des Matthias Held und Lorenz Fries.)

Im Ganzen 9 Briefe vom 19. Februar bis October des Jahres 1538. Als im Februar 1537 der vom kaiserlichen Vicekanzler M. Held auf dem Convente zu Schmalkalden vorgetragene Consilium-Plan des Kaisers Karl V. von den Protestanten verworfen worden war, und diese auch die begehrte Türkenhülfe abgeschlagen hatten, zeigte sich der Kaiser über den schlechten Erfolg seiner Gesandtschaft aufgebracht, und Held reiste fast an allen katholischen Höfen herum, die Gesinnungen derselben hinsichtlich der Protestanten zu erforschen und darnach seine Maßregeln, dem Schmalkaldischen Bunde gegenüber, — der 1536, 29. September erneuert und verlängert worden war, und eine förmliche Verfassung erhalten hatte, — Namens seines Herrn, des Kaisers, zu ergreifen. Er zeigte die Nothwendigkeit eines Bündnisses der mächtigsten katholischen Fürsten gegen den Schmalkaldischen Bund. Dabey verfuhr er mit großer Umsicht und Heimlichkeit, so daß selbst des Bischofs Conrad gewandter Agent, Dr. Conrad Braun dieserhalb bekennt (Brf. Nr. 3.): „was aber durch diese Botschafter (sie sind Eingangs des Briefes aufgezählt; für Herzog Wilhalm von Bayern war am 4. März 1538 „Herr Johann Weyssefelder“ zu Speyer erschienen) gehandelt oder beschlossen hatt bisher kein Mensch erfaren mogen, Ich hab allerlay versucht aber nicht zuwegen können bringen, vnd sonderlich hatt ich vernommen, es wer etwas bajn den schreybern zu erfarn gewesen; — — allein hatt des Vicekanzlers Sekretari sovil herausgelassen, daß die sach darumb die rathe beyenand gantz wichtig, vnd das alle der gesandten schreyber ain sondern Aid haben thun müssen, die sach ja gehaim zu halten“ ꝛc.: während Held's Brief an Fürstbischof Conrad vom 19. Februar (Nr. 2.) die vorhabende Einigung und deren Nothwendigkeit den Protestanten gegenüber unumwunden, jedoch unter Anempfehlung „in großer Geheim zu handeln“ darlegt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. September.

Nro. 181. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Philodemi Rhetorica ex Herculanensi papyro lithographice Oxonii excusa restituit, latine vertit, etc.

(Fortsetzung.)

Zu diesen gehört unser viertes Buch der Rhetorik des Philodemus, das zwar füglich als ein Ineditum betrachtet werden kann, aber auch der kritischen Räthsel mehr, als ein anderes Buch enthält. Herr Gros scheint diesen durchgehenden Unterschied nicht scharf genug aufgefaßt oder festgehalten zu haben; daher noch manches von den voces novae lexicis inserendae gerechtes Bedenken erregt. Richtig hat er das Wort *ἀρετηφόρος* an dessen Echtheit ich zweifelte, col. XXXVII, 8 in dem Ausdrucke *ἀπὸ διαθέσεως αὐξητικῆς μὲν τῶν ἀρετηφόρων ἀνδρῶν, μειωτικῆς δὲ τῶν πονηρῶν* durch eine andere Stelle des Philodemus, die mir entgangen ist, gerechtfertiget; es ist nach der Analogie von *καρποφόρος* gebildet, daher nicht *ἀρετήφορος* zu accentuiren. Aber schon die folgende Columne XXXVIII, 20 bietet ein merkwürdiges Beyspiel, wie oft aus zufälliger Entstellung neue Wörter zum Vorschein kommen; Hr. Gr. erwähnt in jenem Verzeichniß neuer Wörter auch *δυστελέω — ῶ* difficulter ad rem duco. Betrachten wir den Zusammenhang des Gedankens; Phil. sagt, daß die Sophisten und Rhetoren in ihren Prunkreden ohne festes Princip arbeiten, ja nicht einmal wissen, was an sich *ἐπαινετὸν* und *ψεκτὸν* wäre; da sie den Zweck der *ἀγαθὰ* nicht kennen, bleibe ihnen auch alle richtige Beziehung auf diesen verborgen; und nun folgt der Beweis: *ὃ δὴ καὶ γινόμενον ἐπὶ τούτων ὁρῶμεν. οὔτε γὰρ ἐπὶ τοῖς ἃ πάντες δυστελοῦσιν, οὔτε ἐπὶ τοῖς παρ' ἡμᾶς ἐπαινοῦσι· πολλὰ δὲ οὐδ' ὅλως ἀγαθοῦ φύσιν ἔχοντα παραλαμβάνουσι, τινὰ δὲ καὶ κακοῦ.* So hat Hr. Gros geschrieben und allerdings ist mit deutlichen Buchstaben zu lesen *ΑΠΑΝΤΕΛΤC || ΤΕΛΟΥΟΙΝ* was auf nachstehende Art übersetzt wird: non enim propter illa quae omnes difficulter ad bonum exitum ducunt, neque propter illa quae sunt in nobis (?), laudant. Die Ergänzung von *παντε* in *πάντες* wäre nicht auffallend, da oft ganze Buchstaben ausgefallen sind, wohl aber ist es das fremde Wort, das Bedenken erregen muß, und der Gedanke selbst; denn *τὰ παρ' ἡμᾶς* bedeutet vielmehr, was jenes *δυστελοῦσι* enthalten soll. Auch ich konnte mich in diese Worte nicht finden und vermuthete ein größeres Verderbniß; eine wiederholte Betrachtung hat mir das wahre endlich an die Hand geboten; es ist nichts als das einfache *ΑΠΑΝΤΙ ΑΤC[Ι] || ΤΕΛΟΥCΙΝ ἐπὶ τοῖς ἅπαντι λυσιτελοῦσιν*, sie loben nicht das was allgemeinen Nutzen bringt, die *τέλη τῶν ἀγαθῶν*. Ein Beyspiel falscher Erklärung ist: *ὅμαισος, ος, ον*, qui eadem sorte vel conditione utitur, mit Berufung auf Philodem. *περὶ ἡδῶν* XII, 17; aber H. Gros folgte der ungeschickten Leitung des neapolitanischen Herausgebers, denn dort ist *ΟΜΑΙCΩΝΦΡΕ[ΝΟ] ΤΜΕΝΟC* die bekannte Person der Komödie *ὁ Μαίσων*, vrgl. Skaliger zu Festus p. 495 Lind. Eine große Anzahl ähnlicher Verstöße von Seite der italienischen Gelehrten aufzuführen, wäre nicht schwer; wir wollen jedoch nach diesen vorläufigen Bemerkungen über die Schwierigkeit der Behandlung unsers Buches den Inhalt näher bezeichnen.

Etwa neun Schriften des Philodemus tragen sämmtlich den Titel *περὶ ῥητορικῆς*; sie scheinen alle Theile eines größeren Werkes über die Rhetorik, (vielleicht mit Ausnahme eines, welches als *ὑπομνηματικὸν* angegeben ist), von welchem das

unsere das vierte ist, von vorne herein bedeutend verstümmelt, gegen das Ende aber wie kaum eines aus den bis jetzt bekannten Herkul. Rollen unversehrt. Da im Kataloge ein viertes Buch der Rhetorik die Aufschrift tragt: *Φιλοδήμου περὶ ῥητορικῆς Δ τῶν εἰς δύο τὸ πρότερον* mit neunzehn Columnen, das noch nicht ausgegeben ist, so ist das unsrige die zweyte Hälfte desselben. Inhalt und Zusammenhang des ganzen anzugeben, wird erst dann möglich, wenn alles bekannt gemacht ist; nur so viel kann mit Gewißheit behauptet werden, daß es einen Angriff gegen Rhetorik enthält, zu zeigen, daß diese wenig zur Bildung des Geistes und Herzens beytrage und nicht die Stelle der (Epikureischen) Philosophie vertreten könne. Unser viertes Buch, vielleicht das ganze Werk, war einem nicht näher bezeichneten Gaius gewidmet; (denn deutlich ist col. XLIII. zu lesen *τοιγαροῦν, ὦ Γάϊε, παρὰ πάντων*, wofür die französische Ausgabe *τοιγαροῦν ὦ Δέ πΩς ἀπάντων* geschrieben hat.) Dort ist zugleich der Inhalt des Buches im allgemeinen kurz zusammen gefaßt und gegen die übertriebenen Lobredner der Rhetorik, welche in ihr die Krone alles Wissens sahen, richtig, so wenig man auch der einzelnen Ausführung zustimmen kann, dargelegt. Diese rühmenden Ausdrücke, *τὸ μητέρα τῶν μαθημάτων καὶ τεχνῶν εἶναι καὶ παρενθήκην* *) *καὶ ἀφετήριον*, finden sich in keinem der uns bekannten Schriften; Philod. hat wohl seine Zeitgenossen im Sinne; Plato, der so sehr und so oft gegen Rhetorik spricht, würde nicht verfehlt haben, diese Ausdrücke, wären sie ihm bekannt gewesen, namentlich hervorzuheben; auch ist durchgängig die Widerlegung eines bestimmten Gegners sichtbar, es heißt gewöhnlich *λέγει, εἶπε* u. dgl. Den Namen dieses Gegners glaubte ich col. XLII. zu erkennen; doch wird nach der Untersuchung über Rhetorik noch etwas besonderes erwähnt, was nicht allgemein gangbare Meynung war, sondern nur als individuelle Meynung eines einzelnen dargestellt ist. Hier nun finden wir den Namen Demetrius, dieser kann nicht der *Φαληρεὺς* seyn, theils weil dieser gewiß wie früher in diesem Buche, so auch hier mit seinem Demosnamen auftreten würde, theils, und dieses ist der wichtigste Grund, weil Inhalt und Widerlegung ganz genau mit dem vorausgehenden übereinstimmt, so daß wir dadurch auf das Ganze, und damit auf den oft angedeuteten, aber nie genannten Gegner zurückgewiesen werden. Auch das Werk *περὶ μουσικῆς* ist polemischer Art gegen den Stoiker Diogenes und mehreres deutet darauf hin, daß der Rhetor Demetrius gleichfalls ein Stoiker gewesen ist. Nicht selten hat dieser gute und wahre Gedanken, welche Philod. nur einseitig oder falsch aufgefaßt, widerlegt; so ist die Bemerkung col. IX sq. gewiß richtig und erklärt die vorzügliche Form in den Schriften der Alten. Umfassende und gelehrte Kenntniß darf man von unseren Epikureern überhaupt weder in dem einen, noch dem andern Fache erwarten. Es ist mehr der Streit eines Philosophen gegen den Rhetor, der diesen nicht etwa, wenn er seine ihm festgestellten Grenzen überschreitet, und sich in höheres Gebiet wagt, zurückführen und seinen ihm eigenen Standpunct anweisen, sondern diesen gänzlich vertreiben und vernichten will. Es mochte Veranlassung und Grund genug seyn, die eitle Rhetorik welche sonst nichts war, zu zügeln, aber man mußte auch nähere Kenntniß von dem Gegenstande haben; Philodemus hingegen kennt die Schriften des Aristoteles nicht, und gleichwohl ist vieles von dem was er vorbringt, nur leerer nichtiger Streit über Dinge, welche er dort längst abgemacht finden konnte.

Die ersten ganz beschädigten Blätter zeigen, daß von der *λέξις* die Rede ist, und auch das folgende, mehr lesbare bestätigt dieses; keineswegs aber wird, wie Hr. Gros meint, von der Rhetorik der Sophisten im Allgemeinen gesprochen. Col. XII, 12 ist der Uebergang von der *λέξις* zur *ὑπόκρισις*; dieses macht wahrscheinlich, daß Philodemus die allgemein angenommene Eintheilung der Rhetorik in Inventio, Dispositio, Elocutio, Memoria, Pronuntiatio nicht verlassen und in dem früheren von der *εὕρεσις* und *τάξις* gehandelt habe; *μνήμη* ist von einigen übergangen, von andern mit der *ὑπόκρισις* zusammengefaßt. Col. XIX. wird das Ende der *ὑπόκρισις* angedeutet und der

*) Im Texte steht *ΤΙΔΙΕΝΘ ΚΗΝ* was sicher nichts anderes als *παρενθήκην* ist, die französische Ausgabe hat *Ἔτι διενθἨκην*.

Umfang der Rhetorik nach der gewöhnlichen Definition, gegen welche manches Beachtungswerthe vorgebracht ist, bezeichnet. Col. XXXI. folgt die Eintheilung der Rhetorik in die drey bekannten Genera, von welchen das δικανικὸν und συμβουλευτικὸν für die folgenden Bücher zurückgelegt werden und Col. XXXIII — XLII nur das ἐγκωμιαστικὸν näher betrachtet, und nachgewiesen wird, wie gehaltlos und sich widersprechend die Sophisten in diesem von ihnen vorzüglich gerühmten und bearbeiteten Fache verfahren. Die letzten drey Col. XLII — V enthalten mit einer kurzen Rückweisung auf das Vorgetragene den Schluß des Buches.

Viele neue Aufschlüsse über die Rhetorik darf man von unserm Epikureer schon seiner Stellung nach, und weil ihm gelehrte Kenntniß und tüchtige Belesenheit in den Schriften der Redner und Rhetoren großentheils ganz abgeht, nicht hoffen, doch treffen wir immerhin einzelne anderswoher nicht bekannte, oder sonst lehrreiche Bemerkungen, und wir glauben wenigstens nicht die Mühe verschwendet zu haben, die es kostete, den Inhalt im allgemeinen verständlich zu machen. Neu ist z. B., um nur einiges hervorzuheben, die Bemerkung aus Demetrius Phalereus col. XVI, daß Demosthenes in seiner Action allzu gekünstelt und nicht natürlich einfach gewesen; bedeutend die Stelle aus dem Peripatetiker Hieronymus col. XVII — XIX über Isokrates, die zwar auch Dionysius Halic. (der sie vielleicht unserm Philodemus entlehnt hat) mittheilt, welche wir aber jetzt erst vollständig kennen lernen. Auch für die Theorie der Rhetorik findet sich col. XLII und sonst manches Beachtenswerthe.

Vergleichen wir die deutsche und französische Bearbeitung mit einander, so ist die Uebereinstimmung groß, und manches was nicht leicht zu errathen war, findet sich in der einen wie der andern ganz gleich; andererseits aber ist die Abweichung noch viel größer. Machen schon die Rollen in ihrer echten Gestalt in der Neap. Ausgabe, weil vieles nur fragmentarisch ist, große Schwierigkeit, den Zusammenhang darzustellen und die einzelnen Sätze richtig zu ordnen, so noch mehr in diesen fehlervollen Abschriften, welchen die englische Ausgabe ihr Entstehen verdankt. Darum kann eine Bearbeitung von Mehreren der Sache selbst nur zuträglich seyn; denn manches wird übersehen und in andern vergebens das richtige, selbst wenn es nahe vorliegt, gesucht, und so hat auch Hr. Gros das Verdienst, einiges richtig erkannt zu haben, was mir entweder entgangen oder unverständlich geblieben ist. Ich erwähne die bedeutendsten Stellen, deren Angabe schon die Billigkeit fordert: col. VII, 11 πλημμελημάτων für das falsche πλὴν μιλημάτων, worüber wir nachher noch einiges bemerken werden. Da diese Columne mit *KAI* endet, die achte aber mit *TAI* beginnt, so vermuthete ich, daß eine oder die andere dazwischen, wie öfter, fehle; aber der Zusammenhang wird hergestellt, wenn wir mit H. Gros καίτοι schreiben, und ich zweifle nicht, daß dieses das wahre sey. Col. VIII, 5 αὐτὰς für αὐτὰ. XIV, 24 σκιομαχήσουσι. XXVII, 11 ἐλεγχθείησαν für ἐλεγχθείης ἄν. XL, 8 *KAI ΠΟΛΗΡΟΥΣ*, wo der leere Raum einen fehlenden Buchstaben und damit ein fremdes Wort, wie ἀπολήρους vermuthen ließ; aber es ist nichts als was Hr. Gros richtig gefunden hat καὶ πονηρούς. Sehr wahrscheinlich ist nun XLIV, 26 ἀτιμουμένους.

Der größte Unterschied der französischen und deutschen Ausgabe, und ein in die Augen fallender aber auch nur scheinbarer Vorzug jener vor dieser ist, daß in ihr alle Lücken vollständig ergänzt sind. H. Gros hat selbst die ersten Columnen, an welchen ich gänzlich verzweifelt und deßwegen mit der siebenten den Anfang gemacht habe, aus eigener Divination ergänzt, während Referent das fehlende so wie es einen etwas größeren Raum einnahm, nirgend zu ergänzen wagte. Ist es überhaupt sehr schwer, in diesem Falle das was der Schriftsteller sagen wollte, aufzufinden und dem Zusammenhange die eigenen Worte, von welchen nur einzelne Buchstaben erhalten sind, wieder zu geben, so wird es bey diesen Copien, in welchen auch die wenigen Buchstaben immer unsicher sind, geradezu unmöglich, festen Boden zu gewinnen, um entschieden auftreten zu können.

Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. V. Bd. III. Heft. Würzburg 1839. 8.

(Fortsetzung.)

Das königliche Schreiben dd. Prag, 4. Febru r; worin der 4. März zu Speyer als Tag der neuen Einigung angesetzt war, erhielt Fürstbischof Conrad erst den 25. Februar, und, durch Verzögerung, die näheren Bestimmungen des Bündnisses gar erst am 6. März (Nr. 5.), so, daß er den Tag nicht besuchen konnte. In seinem Schreiben an den römischen König Ferdinand (so muß es wohl heißen statt Karl V.) giebt er als Grund, weßhalb er dem Bunde nicht beytreten könne, an: Er und sein Stift hätten sich, um bey Frieden, Recht und Billigkeit zu bleiben, mit etlichen „anstossenden Chur- vnd Fürsten, zum tail in erbliche, zum tail in andere Ainigung eingelasen, und geen denselben mit ausdrücklicher namhaftiger hilf, so es zu schulden kombt, dermasen verschrieben, das ich bei mir selbs, auch gedachtem meinem Capitel — — — nit finden, noch des bey Inen bewilligung erlangen konnen, vns in weitere Ainigung vnd hilf einzulasen vnd verpflichten, das wir auch im Werk mit laisten konnten, welches vns nit wol anstunde wir auch vngern thun wollten“ ꝛc. — Und dabey ist es dann auch verblieben, wie aus Nr. 9 zu ersehen. Die Einigung wurde allerdings am 10. Juni 1538 zu Nürnberg geschlossen und führte den Namen des „heiligen Bundes,“ aber unter dessen Mitgliedern findet sich der Würzburger Fürstbischof nicht. —

IV.

Correspondenz des Generals Johann Tserclaes Grafen von Tilly mit dem Fürstbischofe von Würzburg wegen der ihm von der katholischen Liga versprochenen Belohnungen.

Mitgetheilt vom Hrn. Legationsrath Dr. Scharold.

Die großen Verdienste, welche sich Tilly durch seine Siege um die katholische Liga erworben, hatten die Glieder derselben anerkannt und zu belohnen sich vorgenommen. Deßhalb wurden ihm auf einer Versammlung zu Regensburg im März und April des J. 1623 erstlich 20,000 Thlr. „vor Ein gnaden recompens“ — und dann auf dem Bundestag zu Augsburg im April und Mai 1624 weitere 100,000 Thlr. auf den 24. Junius selben Jahres, entweder ihm oder seinen Erben zahlbar, versprochen. Als Tillys Erbe betrachtete sich der Graf Werner von Tilly (Statthalter von Ingolstadt), ein Vetter des berühmten Feldherrn, den er adoptirt hatte. Graf Werner wandte sich, im Begriffe, mit einer Tochter des Fürsten Karl von Lichtenstein sich zu vermählen, an den Fürstbischof Philipp Adolph zu Würzburg mit der Bitte, bey der Liga sich dahin zu verwenden, daß ihm die an Tilly schuldenden 100,000 Reichsthaler unverweilt bezahlt werden möchten (4. November 1626). Tilly selbst betrieb in mehreren Schreiben z. B. d. d. Helmstadt, 10. Nov. 1626. Peina, 16. Febr. 1627 diese seine Angelegenheit, erhielt auch unterm 18. März 1627 eine günstige Antwort, welche er zumeist der kräftigen Unterstützung des Würzburgischen Fürstbischofs verdankte, der den sein Stift treffenden Antheil an der Summe von 39,000 fl. im Betrag von 3008 Reichsthalern überschickte. Mit der völligen Abtragung der Schuld an Tilly, so viel nämlich davon auf Würzburg kam, verzog es sich jedoch bis in den August 1627, nachdem noch am 28. July vorher Tilly zu Würzburg beym Fürstbischof selbst eingetroffen war. Höchstwahrscheinlich vermochte der ligistische Feldherr, wie bey Würzburg, so auch bey den übrigen Bundesgliedern, erst vermittels einer langwährenden Correspondenz zu dem ihm seit Jahren versprochenen Gelde zu kommen. Gewiß! Jeder andere, der in so hohem Grade um die Liga sich verdient gemacht, wie dieß anerkanntermassen bey Tilly der Fall war, hätte in seinen gerechten Forderungen diese Verdienste besser hervorgehoben, als Er, der seiner Leistungen nur im bescheidenen Tone gedenkt und in höflich unterthäniger Bitte wiederholt an das Versprechen mahnt.

V.

Beitrag zur Geschichte des alten fränkischen Criminal-Justizwesens.

Mitgetheilt von demselben.

Der Bischof Lorenz von Bibra läßt die Leichname der hingerichteten Strassenräuber Andres Heß und seiner Gesellen, wie die beyden herzoglichen Brüder zu Sachsen, Friedrich, Churfürst und Johann durch Conrad von Witzleben begehrten, an die sächsische Behörde verabfolgen, um sie am Orte ihrer begangenen Missethat auszustellen oder aufzurichten. Was die herzoglichen Brüder hierdurch bezweckten, besagt ihr Schreiben von 1499: „Domit andre solche vbeltate zu uermeiden dester mehre Vorcht hetten, vnnd die Wanderer dester sicherer der strassen gebrauchen mogten.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. September.

Nro. 182. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Philodemi Rhetorica ex Herculanensi papyro lithographice Oxonii excusa restituit, latine vertit, etc.

(Fortsetzung).

Darum habe ich an solchen Stellen, und ihre Zahl ist sehr groß, nichts geben können und mich in dem Vorworte an die Mitglieder der Academia Borbonica gewandt, sie zur sorgfältigen Herausgabe des Originals zu veranlassen, wodurch sich denn von selbst ergeben wird, was in dieser Beziehung zur richtigen Herstellung noch geleistet werden könne oder nicht. Denn auffallend bleibt es gewiß, daß diese eine Schrift, die im Ganzen in einem Zusammenhange und einer Vollständigkeit erhalten ist, wie keine in den Herkulanischen Rollen, völlig unbeachtet ließen, dagegen unzusammenhängende Fragmente mit unendlicher Mühe und fast immer ohne Erfolg bearbeiteten.

Diesen Theil der Bearbeitung, wie er der schwierigste ist, können wir auch nur als den am wenigsten gelungenen betrachten, und H. Gros scheint, indem er sich von seinen Eingebungen zu sehr hinreißen ließ, die Sache für leichter als sie wirklich ist, gehalten zu haben; dafür wird er sich auch an keiner Stelle der Art der Zustimmung anderer Philologen zu erfreuen haben, und dieses nicht nur weil die Richtigkeit des Gedankens ungewiß bleibt, sondern auch weil die Form diesen selten richtig ausdrückt und die eingesetzten Worte oft nicht das aussagen, was sie seiner lateinischen Uebersetzung zufolge aussagen sollen. Auch finden wir an einigen Orten Erinnerungen aus Aristoteles Rhetorik angebracht, von welchen sich nachweisen läßt, daß Philodemus nicht im geringsten daran dachte, z. B. IV, 12

θαυμάζω δὲ ὅτι
[φησ]ι Κάλ[λιππος] ἐν (τῷ π-
ρ[ώτῳ τ]ῆς ῥητορ[ικῆς· τῷ προτρέ-
15 ψαντ]ί γε προχ[ειρότατόν πως]
ἂν εἶναι διὰ [ταὐτὰ κατηγορεῖν.]
τρα[γ]ι[κ]εύ [ετ]αί [π]η ἐν[ὶ λόγῳ λε]
γειν, καὶ τοιαύτας ἀμ[φι]-
βολίας ἐλεῖν μὲ[ν] τὸν [σ]ύν-
20 δικον· καὶ τῶν ἄρθρων [ῥ]η-
[σιν] προ[ύ]ργου μέλον εἶ-
ναι, τοὺς δ' ἐπα[γ]ορεύον-
τας συνδέσμους [σ]υν[ανταπο-
διδόναι, καθάπερ κτλ

Hier hat H. Gros die Erwähnung des Kallippus durch eine sehr unzeitige Erinnerung aus Arist. Rhet. II, 23 eingesetzt; Philodemus aber, wie bemerkt, kennt Arist. Theorie nicht, noch weniger die von diesem citirten alten Schriften; überdieß spricht Arist. von der Inventio, der rhetorischen Topik, hier aber ist, das lehrt der ganze Zusammenhang, von der Elocutio, dem Stile, die Rede; auch vermischt diese Ergänzung das genus deliberativum (προτρέπειν) ganz ungeeignet mit dem judiciale (κατηγορεῖν), so daß sie von keiner Seite die Probe auszuhalten vermag. Vielmehr meynt Philodemus seinen Gegner, der besonders die schöne rhetorische Form und Sprache als unentbehrlich hervorgehoben, und nach der Sitte der Rhetoren die einzelnen Lehren angegeben hat, wie die richtige Anwendung des Artikels, der Conjunctionen u. s. w. wovon auch Aristot. Rhet. III, 5 redet, und noch deutlicher die kleine Rhetorik an Alexander cap. 25. wo wir dasselbe finden; daher bedeuten die Buchstaben Zeile 15 — 16

Τ ΙΓΕ ΠΡΟΧ Ε ΝΠ
ΑΝ ΕΙΝΑΙ ΔΙΑ Υ ΕΙΝΕ

wahrscheinlich, wie die Vergleichung mit ähnlichen Stellen zeigt, nichts anders als

τήν γε πρόχειρον καχεξί-
αν εἶναι δια[φε]ύγειν

Auch wird diese Sprache Niemand verstehen, daß z. B. *καὶ τῶν ἄρθρων φησὶν προὔργου μέλον εἶναι, τοὺς δ' ἐπαγορεύοντας συνδέσμους συνανταποδιδόναι* bedeuten soll, was die beygegebene lateinische Uebersetzung aussagt, articulisque curam impendere multum prodesse, atque illos qui iam dictis alia insuper addunt coniunctiones disponere, ita ut sibi respondeant; aber das Wort im Originale v. 21 *ΠΡΟ ΙΓΟΥΜΕΛΟΝ* ist nichts als *προηγούμενον*, eben so ist *ΕΠΑΚΟΡΕΥ || ΤΑΣ* nicht *ἐπαγορεύοντας*, sondern entschieden *ἐπακολουθοῦντας* und die Lehre, daß die Artikel vorausgehen, die Conjunctionen aber gehörig, wie es die Sprache fordert, sich entsprechen sollen (vielleicht *δεῖν ἀποδιδόναι*), wie im genannten rhetorischen Büchlein: *μετὰ δὲ συνδέσμους οὓς ἂν προείπῃς, ἀποδίδου τοὺς ἀκολουθοῦντας· τὸ μὲν οὖν τοὺς συνδέσμους ἀποδιδόναι τοὺς ἀκολουθοῦντας τοιόνδε ἐστιν· ἐγὼ μὲν παρεγενόμην οὗ ἔφην· σὺ δὲ φάσκων ἥξειν οὐκ ἦλθες.* So deutlich jedoch einzelne Worte oder Phrasen sind, so wenig ist es mir gelungen, den zusammenhängenden Gedanken zu entdecken, da alle Buchstaben höchst schwankend sind; um so leichter wird es seyn, wenn in Neapel ein genauer Abdruck erschienen ist, jeden Zweifel zu lösen.

Solche Bedenken von Seite des Sinnes wie der Sprache erregen die von Hrn. Gros gelieferten Ergänzungen nicht nur in den ersten sechs Columnen, auf deren Herstellung eine besonnene Kritik, wenn sie nicht von besonderem Glücke begünstigt ist, gerne ganz verzichten wird, sondern alle Supplemente größerer Art. Philodemus schreibt keinen vorzüglichen Styl, und er, aus Gadara in Obergaliläa, mußte vielleicht die griechische Sprache nicht weniger, als die lateinische erlernen, aber weit entfernt von einem zierlichen und affectirten Ausdrucke, nach welchem sein Zeitgenosse in Rom Dionysius von Halic. hascht, scheint er, ohne in das ganz niedrige und gemeine zu fallen, sich der damals gewöhnlichen Schriftsprache zu bedienen; was aber die Herausgeber, um die Lücken der Herk. Rollen auszufüllen, erfinden, ist oft gar kein Griechisch und kann Niemand verstehen, so daß die lateinische Uebersetzung fast eine Nothwendigkeit wird, um wenigstens zu wissen, was sie sich dabey dachten und was sie wollten. Ich gebe als Beyspiel die erste der vollständigen Columnen, die siebente des Ganzen, wie sie in der französischen Ausgabe erscheint, wobey alle großen Buchstaben als Zusätze und Verbesserungen des Herausgebers betrachtet werden müssen, weswegen die eigenen Namen klein geschrieben sind:

'ΑλλΑ' τὸν φοίνικα διδάσκα-
λον ἀχιλλεῖ συναπεστΑ'Λ-
θαι Φησὶν ὅμηρος. οὐδὲ τὴν
φύσεΙ καὶ περὶ λόγον ἀρετὴν
κατ' ἐξοχΗ'ν ἰδίως ἂν Ε'ΙΗ
ἀΓοΡΕυθήσεσΘαι ῥητορικΗ'Ν.
ΕΙ' δέ τις βουλεΥ'ΟΙΤ' ΑΥ'ΤΗ̄ πΑ'-
ΝΤ' ὀΡθΘῦσθαι, διΑΡΡήδην γ' ἂΝ
εἴρηκεν, πρὸ τΩ̄ν ῥητορικΩ̄Ν
διατριβῶν μηΔΕ'ΝΑ Η̄φθαι τΩ̄Ν
πληΜαελημάτων τού-
των. οὐδ' οὕτωΣ μὲν οὕΤΟΣ
εἶπεν, ἀλλ' ἀπΕΙ'ΡωΣ ἰσχύ-
εΙν τὰς ῥητορικὰς διατΡΙ-
βάΣ· Α'Τε μηδὲ περικλέΛ
ΤΥΧΟΝΤΑ στεφάνου, θουκυδί-
δην μηδὲ τὸν ὀλόρου, τήν
γε ΠρΟ'χειρον ἐκπεφευ-
ΓέΝαι καχεξίαν τῆς ἑρ-
μηΝείας· ἀλλὰ μΗδ' ἐπιτε-
θεωρηκέναι· τάχα γὰρ ἐ-
πὶ Τούτων κατηρχθαι
τις ἐρεῖ τὰς διατριβάς· ἰσ-
χυκΕ'ναι δὲ οὐδΕΙ'Σ, εἰ μή τις
ΤΩ̄Ν ἀναισχύντων.

Betrachtet man diese Ergänzungen auch nur

an sich, ohne Rücksicht auf die Gedanken, so wird sich sogleich zeigen, wie sehr der Character der griechischen Sprache vernachlässigt oder vielmehr welche Gewalt dieser angethan ist, um das zu bedeuten, was sie doch nicht bedeutet. Unerhört ist das Futurum des Verbums in der Umschreibung, ἂν εἴη ἀγορευθήσεσθαι, aber auch ἀγορεύεσθαι nicht das rechte Wort, es wird in dieser Bedeutung nur προαγορεύεσθαι gesagt; ferner was soll βουλεύοιτο? ist es etwa identisch mit βούλοιτο oder νομίζοι? wer hat je ἂν εἴρηκεν gesagt? Wäre aber auch diesem allem nicht die einfachste Grammatik entgegen, so könnten die Worte doch nicht das ausdrücken, was sie Hr. Gros sagen läßt: quod si quis existimaret per illam omnia ad rectum exitum perduci, hoc idem esset ac si expressis verbis diceret, ante rhetoricas exercitationes neminem eiusmodi peccatis fuisse obnoxium. Nicht gelungener sind die übrigen Supplemente; einzig in seiner Art ist ἅτε mit dem Infinitiv ἐκπεφευγέναι verbunden, auffallend in τυχόντα (für welches Wort selbst der Raum zu klein ist) der Mangel des Artikels, und verbunden mit στεφάνου soll es den berühmten Redner, den Olympischen Donnerer bezeichnen, weil Plutarch im Leben des Perikles cap. 28 sagt, man habe ihn, als er die Leichenrede auf die im Samischen Kriege Gefallenen gehalten, bekränzt. Gleich unmöglich ist, daß Θουκυδίδην μηδὲ τὸν Ὀλόρου für μηδὲ Θουκυδίδην gesetzt werden könne. Von den vielen Ergänzungen ist demnach keine zu brauchen; aber all dieser Versehen ungeachtet, verdanke ich das Verständniß dieses Blattes doch Niemanden, als Hrn. Gros, durch die richtige Verbesserung πλημμελημάτων, wofür im Texte πλὴν μελημάτων steht; jetzt nachdem dieser Stein des Anstosses entfernt ist, glaube ich auch den Zusammenhang zu erkennen. Der Gegner hatte den bekannten Homerischen Vers IX, 443 aus dem Munde des Phönix

μύθων τε ῥητῆρ' ἔμεναι πρηκτῆρά τε ἔργων

angeführt, um damit die Bedeutung und Wichtigkeit der Rhetorik zu beweisen; zu demselben Zwecke werden in den Rhetores graeci häufig auch die Verse des Nestor Il. I, 249 und Odysseus III, 222 angeführt. Dagegen erinnert Philodemus, daß damit nur die natürliche Rednergabe *) ausgedrückt werde, nicht die gepriesene sophistische Kunst, folglich im eigentlichen Sinne nicht Rhetorik genannt werden könne; er sage ja selbst deutlich, vor Errichtung rhetorischer Schulen habe man die stylistischen Fehler nicht erkannt und gemieden (d. h. erst durch das rhetorische Studium habe sich die reine Prosa ausgebildet); ferner selbst Perikles und Thucydides **) seyen von dieser πρόχειρος καχεξία τῆς ἑρμηνείας nicht frey gewesen, und zu jener Zeit wären diese Schulen, wenn sie auch bereits angefangen hätten, doch noch lange nicht in ihrer Blüthe gewesen. Dieß ist der einfache Zusammenhang der Gedanken, welchem sich auch die sonst zweifelhaften Worte am leichtesten anfügen. Großes Bedenken erregt Vers 10, zumal der Text selbst eine Veränderung erlitten hat:

ΜΗ
ΔΙΑΤΡΙΒΩΝ ΕΙ ΠΑΛΕΦΟΑΙ Τ . .

jenes μὴ nämlich ist als Correctur über den Text gesetzt, und es entsteht die Frage, welches Verbum in der sichtbaren Perfect-Form — ἐφθαι verborgen liege; gewiß nicht ἦφθαι; ich glaube nicht zu irren, wenn ich vermuthe ἐπεσκέφθαι, wie X, 4. 26 ἐπεσκεμμένους und dasselbe Tempus XII, 9 ἐπεσκέφθαι.

*) Ganz deutlich hat der Text τὴν φύσει καὶ περὶ λόγον ἀρετήν, und nur das Ι in φύσει ist nicht mehr sichtbar; gleichwohl gestattet die Sprache diesen Ausdruck nicht, man erwartet τὴν φυσικὴν περὶ, oder was wahrscheinlicher ist, καὶ ist überflüssig, und der Verfasser hat nur τὴν φύσει περὶ λόγον ἀρετήν geschrieben.

**) Nach dieser Angabe sollte man glauben, daß es ältere Reden des Perikles bis auf Philodemus Zeit gegeben habe, während alles, was wir davon wissen, vielmehr das Gegentheil bezeugt. Von Thucydides hatte der Verfasser dieselbe Ansicht, wie sie Dionysius in seiner Kritik wiederholt ausspricht.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. V. Band, III. Heft. Würzburg. 1839. gr. 8.

(Fortsetzung).

VI.

Gerichtsordnung zu Theilheim vom Jahre 1473.

Mitgetheilt von Hrn. Legationsrath Dr. Scharold.

Das Dorf Theilheim gehörte früher zu den Besitzungen des Würzburger Domcapitels Im Vorliegenden sind nun die Bußen bestimmt, welche für verschiedene Real- und Verbal-Injurien, andere Vergehungen ꝛc. den Herren des Domcapitels, den Schöpfen, Schultheißen in Geld eregt werden mußten. Groß Gericht war zu Theilheim mindestens zweymal im Jahre, an Sant Walpurgen Tag (1. May) und an Sant Burkharts Tag (14. October); der Gerichtsvorsitzer, in der Regel der „Schultheß oder weme das von der Herrn wegen beuolen wurdt, sol den stab haben vnd frager seyn.“ — Zusätze zu dieser Ordnung wurden noch im December 1520 gemacht.

VII.

Ueber den Geschlechtsnamen des Bischofs Reinhard von Würzburg.

Von Hrn. Dr. F. A. Reuß, Privatdocenten (nun Professor) an der königl. Universität und Vereins-Conservator.

Schon Sprenger, Geschichte von Banz, S. 180, 181 zählt diesen früheren Probst von Neumünster unter Rapoto's von Abenberg Kindern auf. Fries selbst (bey Ludewig S. 524) enthält sich jeder Angabe über Reinhards Abstammung und Geschlecht, worüber jedoch der beygegebene Kupferstich in der Art Aufklärung ertheilt, daß er des Bischofs Vater (irrig) einen Abenberg, die Mutter aus markgräflich meißnischen, den väterlichen Großvater aus anhalt'schen und den mütterlichen Großvater aus einem unbekannten fränkischen Hause seyn läßt. Die genealogische Tafel bey Sprenger gibt dem Grafen Rapoto von Abenberg 3 Söhne, Reinhard, Friedrich I. gest. 1185, 26. July und Conrad, und 2 Töchter, Hedwig an Bertold von Andechs vermählt (wogegen v. Lang, Grafschaften S. 320 behauptet, diese Hedwig sey aus dem Hause Dachau gewesen) und Bertha, Abtissin des Klosters Kitzingen. Zu Rapoto, dem Vater dieser 5 Kinder, der noch in einer Urkunde vom 6. December 1172, zu Würzburg als Zeuge vorkommt, bemerken wir, daß sein erstes urkundliches Vorkommen in das Jahr 1114 und zwar in der Eigenschaft als advocatus des Klosters Banz fällt (Oesterreicher, Banz II. 19). In den Diplomen dieses Klosters ist er bestimmt bis zum Jahre 1149 und 1152 immer als dessen Schirmvogt genannt. Bey Verhandlungen auf Reichstagen wird er einfach als „Comes de Abenberg“ aufgeführt, seit den 16. März 1157 (Mon. Boic. VI, 173) aber als Comes Rabloto de Fransdorf, was gegen v. Lang beweist, daß die Abenberge fortan im Besitze dieses den Höchstadter Grafen zuständigen Ortes gewesen; wie denn noch sein Enkel Friedrich nach demselben sich benannte, 1189, Comes Fridericus de Vrenstorf. Als Advocatns burgi Babenbergensis tritt Rapoto den 14. Februar 1160 auf: so wie sein vorerwähnter Enkel Friedrich von Frensdorf als advocatus fori in civitate babenberc (1189) erscheint.

VIII.

Mittheilungen aus dem Archive der Stadt Kitzingen.

Von Hrn. Dr. F. A. Reuß ꝛc. Zweyte Lieferung.

1. Luther empfiehlt dem Senate den neuen Pfarrer M. Georg Schmalzing. — Der Rath der Stadt hatte von Dr. Luther einen Pfarrer sich erbeten. Im kurzen Empfehlungsschreiben bittet Luther, man möge dem neuen Pfarrer, der ja doch in ihren Diensten sey, bey der großen Entfernung die Reisekosten zahlen.

2) Paul Eber verehrt dem Senate ein mit Gemälden geziertes Exemplar von Luthers Bibelübersetzung in der Ausgabe von Hans Luft, Wittenberg 1561. Fol.

Nach Ebers Wunsch sollte dieß Geschenk in dem neuerbauten steinernen Rathhause hinterlegt werden.

3. Dankschreiben des Senats für das übermachte Geschenk.

Paul Eber war diesem herzlichen Briefe nach ein Beförderer und Unterstützer derjenigen jungen Leute, die sich ihrer Studien halber nach Wittenberg begaben. Die geschenkte Bibel war in 2 Theile gebunden und derselben einverleibt „etzlicher vil großer christlicher potentaten und gelertter leut abcontrafactur unnd handschrifften.“ Demnach hätte Eber dieser, so viel uns erinnerlich, mit Lucas Kranach'schen Holzschnitten gezierten Bibel auch noch die Porträte berühmter Regenten u. s. w., und wahrscheinlich von gelehrten lutherischen Theologen zu deren Bildnissen auch ihre Handschriften beybinden lassen, was allerdings den Werth des Geschenkes bedeutend erhöht hat.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. September.

Nro. 183. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Philodemi Rhetorica ex Herculanensi papyro lithographice Oxonii excusa restituit, latine vertit, etc.

(Fortsetzung.)

Darnach heißt der Satz: διαῤῥήδην γὰρ εἴρηκεν πρὸ τῶν ῥητορικῶν διατριβῶν μὴ ἐπεσκέφθαι τῶν πλημμελημάτων τούτων· d. h. vor Erfindung der rhetorischen Uebungen habe man auf die oben angeführten Fehler der Diction gar nicht geachtet. Einen ferneren Beweis derselben Behauptung enthalten die nächsten Worte; darum kann Philodemus nicht sagen οὐδ' οὕτως μὲν οὕτος, was an sich unangenehm wäre und schon dem Raume nach nicht stehen kann, aber auch nicht, was ich geschrieben habe μὲν οὖν, sondern ΟΤΤΩCΜΕΝΟ> ist οὕτως μόνον als eine Steigerung des vorhergehenden: οὐδ' οὕτως μόνον εἶπεν, ἀλλ' ἁπλῶς ἰσχύειν τὰς ῥητορικὰς διατριβὰς καὶ μήτε Περικλέα . .

Da Referent bey seiner Bearbeitung vorzüglich die Richtigkeit der Sprache beachtete und nichts, was den Gesetzen dieser entgegen ist, aufnahm, so darf man sich nicht wundern, wenn in seiner Ausgabe manche leere Stelle, wo keine Aushülfe zu finden war, zu erblicken und dem größeren Scharfsinne anderer überlassen ist, während die französische äußerlich zwar alles ausfüllt, aber dem der Sprache Kundigen durch solche grammatische Unebenheiten nicht geringern Anstoß gibt, als die deutsche durch ihre sichtbar in die Augen fallenden Lücken. Aber auch da, wo beyde den Text liefern, ist die Abweichung manchmal so groß, daß man zwey von einander ganz verschiedene Schriften vor sich zu haben glauben möchte, z. B. col. XXX,˙2 *), wo von dem, was die Sophister leisten, die Rede ist und nach unserer Herstellung zu lesen ist:

ἴσως δέ τις ἐρεῖ μηδ' ὅ-
λως τὴν δύναμιν ἀφ' ἧς ἐσ-
τὶ τὰ πολειτικὰ πάντα καὶ
τὰ σοφιστικὰ τῶν ῥητόρων
ἐξευρίσκειν καὶ λέγειν ὄφε-
λος ἔχειν τι πρὸς τὴν μηδ-
ενὸς ἀνδρώπου μακαρίαν
ζωήν· ἐγὼ δὲ καὶ λέγω τοὺς
σοφιστὰς μηδὲ πολλοστὸν
ἐξευρίσκειν τῶν ἐνδεχο-
μένων ἐν τοῖς πολειτικοῖς.

Dafür hat Hr. Gros vom sechsten Verse an geschrieben:

καὶ λέγειν, κάλ-
λος ἔχειν τι· προτεινόμ-
ενος ἀι̣δ' ὧν εὑρήκασιν
ζωήν, ἐρῶ ἀσκεῖν ἐκεῖνο τοιούτους
σοφιστὰς, μηδὲ πολλὰ αὐτοὺς
ἐξευρίσκειν κ. τ. λ

Solche bedeutende Varianten könnten leicht dazu führen, jeden Glauben an diese ältesten Denkmäler zu vernichten; es bedarf jedoch nur der eigenen Vergleichung, um die Ueberzeugung, was das richtige sey, zu erlangen, und sie beweisen nichts anderes, als daß bey diesen ungenauen Abschriften große Behutsamkeit erforderlich ist, um mit Erfolg das Ursprüngliche wiedergeben zu können. Dazu

*) Durch ein nicht bemerktes Druckversehen steht in unserer Ausgabe Vers 1 ἐρημένων statt ἐρημέων.

aber ist die Einsicht des englischen lithographirten Exemplars unentbehrlich, und weder in Hrn. Gros Ausgabe noch in der des Refer. konnten die Formen der gebrochenen Buchstaben und andere eigenthümliche Gestalten durch den Druck veranschaulicht werden; gleichwohl hängt von einem solchen Anblicke oft die ganze richtige Herstellung ab. So sehr ich mich bemühte, nichts unsicheres in den Text aufzunehmen, und lieber durch offenen Raum mein Unvermögen bekennen, als durch scheinbare Ergänzungen die Sache verwirren wollte, so mag sich doch einiges finden, was einem gegründeten Zweifel unterliegt; gewöhnlich machen die Anmerkungen selbst darauf aufmerksam. In der lückenhaften Stelle XII, 12 seq., wo von der λέξις zur ὑπόκρισις übergegangen und die Bedeutung dieser hervorgehoben wird, habe ich geschrieben:

με-
στῶν τινὲς μὲν τῆς τέχνης
Ἀθηναίο[ι τὰ τ]οῦ λόγου τῆς
ὑποκρίσεως

und deutlich sind die Buchstaben *TINEΣ ENT TEXNHIΣ ‖ AΘHNAIO OT ΛOΓON THΣ*, ich bemerkte aber, daß man nicht einsehe, was die Athener hier sollten. Es ist mir jetzt klar geworden, daß die ganze Ergänzung verfehlt ist, da das μὲν kein nachfolgendes δὲ hat; das richtige aber ist wohl τινὲς μὲν τῆς τέχνης, Ἀθηναῖος δὲ τοῦ λόγου. Gemeint ist Athenäus, Hermagoras Gegner, von dem wir bey Quintilianus im dritten Buche mehreres lesen; dieser hat nach unserer Stelle, was die andern Theile der Rhetorik nannten, die inventio, dispositio, elocutio, pronuntiatio, Theile der Rede μέρη τοῦ λόγου genannt. Was die französische Ausgabe hat, in welcher der Satz vollständig gegeben ist τινὲς [δ]ὲ ἐν τ[αῖς] τέχν[αι]ς Ἀθηναίο[ι, πλείστ]ου λόγου [τα] τῆς ὑποκρίσ[εως ἠξίωσαν.], wird durch den Anblick des Originals widerlegt, und immer bleibt die Frage, warum die Athener angeführt seyen, und wer je so gesprochen habe.

Mehrere Proben der Art mitzutheilen scheint unnöthig; man mag aus dem bereits angeführten erkennen, was diese Bearbeitung geleistet hat, was sie zu wünschen übrig läßt. Sie hat das Verdienst, eine ganz unbeachtete Schrift verbreitet und in ihr vieles richtig hergestellt zu haben — daß eine deutsche zuvorgekommen, mindert, da ihr diese unbekannt geblieben ist, den Werth nicht — aber die Anwendung ist aus den nachgewiesenen Gründen sehr erschwert und großentheils unzuverlässig. Um das möglichste zu leisten, sind mehrere Kräfte nothwendig, das bedeutendste aber ist von einem vollständigen und genauen Abdrucke des Originals zu erwarten, womit hoffentlich die Academia Borbonica in Neapel nicht zu lange zögern wird. Referent ist durch Hrn. Gros zur wiederholten Durchsicht dieses Buches veranlaßt worden und dadurch zu einem bessern Verständniß mancher Stelle gelangt.

Außer diesem vierten Buche des Philodemus über die Rhetorik geben die Oxforder Voll. Hercul. noch bedeutende Fragmente einer andern, nicht weniger als siebenzig Columnen (Tom. II. fol. 46 — 116), von welchen einige vollständig leserlich oder leicht herzustellen, andere nur zur Hälfte erhalten oder ganz unheilbar sind. Diese hat Hr. Gros gänzlich mit Stillschweigen übergangen, ich finde nirgends auch nur die geringste Hinweisung auf sie; gleichwohl enthalten auch sie manche merkwürdige Aussage über alte Rhetorik und dürften nicht vernachläßigt werden. Dagegen sind zwey andere Bücher der Rhetorik, oder vielmehr Theile von solchen aus dem vierten und fünften Bande der Neapolitanischen Ausgabe, aber ohne die geringste Aenderung, ganz nach den verkehrten, sinn- und sprachlosen Ergänzungen der italienischen Gelehrten aufgenommen. H. Gros mußte diese völlig übergehen, oder, was nicht viel Mühe gewesen wäre, eine bessere Bearbeitung liefern. Wie schon oben bemerkt ist, kann man auf den hier gegebenen Text bauen und wird nur selten Grund zu gerechtem Zweifel haben, aber viele Columnen sind durch Lücken beschadigt und dadurch ist die Herstellung nicht wenig erschwert. Die erste Schrift behandelt den Gegenstand, ob und welchen Einfluß die Rhetorik oder Sophistik auf die Politik übe. Hier wird col. III — V ein Gedanke des Epikurus aus dessen Buche über die Rhetorik *)

*) Dieses ergiebt sich deutlich aus der nachher anzuführenden Stelle in den Oxforder Vol. Hercul.

vorgetragen, worin er erklärt, warum die jungen Leute ſo gerne ſich den Verſprechungen der Sophiſten hingeben; die bezaubernde Form der Sprache, die Antitheſen und alle jene Redefiguren halten den Sinn befangen, und erregen die Meynung, man könne auch in der gerichtlichen und berathenden Rede auf gleiche Art glanzen, was nicht der Fall ſey; denn dazu gehöre poſitive und mehr als formelle Kenntniß; mit Schrecken alſo fänden ſie ſich zuletzt in ihren Hoffnungen und Erwartungen getäuſcht. Gemeynt iſt damit wohl zunächſt Iſokrates und ſeine zahlreiche Schule, obſchon dieſer nicht verfehlt in ſeinen Reden den Sophiſten ähnliche Vorwürfe zu machen und ſich ihnen entgegen zu ſtellen. Wir theilen dieſen Ausſpruch des Epikurus zugleich als eine Probe dieſes Buches, großentheils nach unſern Ergänzungen *) mit und erwähnen einiges von dem, was die Neapolitaniſche Ausgabe und H. Gros geben, um den Unterſchied darzulegen:

Col. III.

ἀλλὰ ταῖς ἀληθείαις
καὶ πλανῶνται πάντες
οἱ σοφισταῖς ἀργύριον ἀ-
ναλίσκοντες· ὅταν γὰρ
ἀκούσωσιν αὐτῶν ἐν
ταῖς δείξεσι καὶ ταῖς πα-
νηγύρεσι φησὶν ὁ Ἐπί-
κουρος καὶ ψυχαγωγη-
θῶσι, διὰ [τὸ ε]ἶναι πε-
ρὶ συμβο[υλῆς τι]νὸς τὸν
λόγον [καὶ τῶ]ν συμ-
φερόν[των τῶν ἐ]ν ταῖς
ἐκκλ[ησίαις καὶ τ]οῖς δι-
καστηρ[ίοις γίν]εται· ἐν
μὲν γὰ[ρ τοῖς] ὑπὲρ
τοῦ ἐνκειμένου δὴ λε-
γομένοις κινδυνεύον-
τες, ὅταν [μὴ ἀκούω-
σιν, ὅταν δὲ δι[καίζωσι
τὸν ὅρκον φοβούμενοι
προσέχουσι τὸν νοῦν
τοῖς λεγομένοις· ἐν δὲ ταῖς
πανηγύρεσι καὶ δείξε-
σι τῶν σοφιστῶν οὐδὲν
οὔδ' ὑπὲρ ὅρκον φροντίζον-
τες· οὐ γὰρ ὀ]μωμόκασιν

Bis jetzt kannten wir eine Rhetorik des Epikurus nur aus den Scholien zu Hermogenes, vergl. Menage zu Diogen. X, 25. Da beide Autoren, Philodemus und der Scholiaſt einfach ſagen Ἐπίκουρος ἐν τῷ περὶ ῥητορικῆς, ſo hat man nur an eine kurze Abhandlung zu denken, in welcher mehr gegen als über die Rhetorik geſprochen wurde.

*) Wir ſuchen mit dieſen mehr den Gedanken zu treffen, als daß wir jedes Wort verbürgen wollten.

V. 12. Neap. διὰ τὸ μὴ εἶναι. die Negation iſt nothwendig, ſcheint aber vor διὰ ausgefallen zu ſeyn: wenn man die Sophiſten gerne anhört, ſo geſchieht es nicht, weil ſie συμβουλὴ ertheilen und vom συμφέρον ſprechen, ſondern aus andern Grün den. Im genus deliberativum hört man gerne zu, weil es ſich um die eigene Sache handelt, Ariſtot. Rhet. I, 1, in dem genus judiciale iſt der Richtereid, welcher zur Aufmerkſamkeit nöthigt.

V. 13 — 15 Neap. συμβο[υλίου τι]νὸς τ. λ. [οὐδὲν ἂ]ν συμφέρον [ἐστιν ὡς ἐ]ν

V. 21 — 22 Neap. ὅταν [μὲν διὰ λόγον δέ]σιν, ὅταν δὲ δ' [αὐτὸν] τὸν.

V. 23. Neap. σοβο[ύ]μενοι und allerdings ſteht im Texte COBO *MENOI*, da aber die Form σοβεῖσθαι ſtatt σείεσθαι der griechiſchen Sprache unbekannt iſt, ſo ſcheint mir die Aenderung von C in Φ, σοβούμενοι unentbehrlich.

V. 28. Neap. φροντιζοι[ται, ὅτι οὐχ ὀ]μωμόκασιν was unverändert in der franzöſiſchen Ausgabe wieder erſcheint.

(Fortſetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. V. Band, III. Heft. Würzburg. 1839. gr. 8.

(Fortsetzung).

4) Der Senat dankt dem M. Johann Hoffer zu Wittenberg für dessen Descriptio urbis Kitzingae, Wittenbergae 1556. 4.

Diese Beschreibung wurde als Programm zur 6ten Stiftungsfeyer des historischen Vereins von Unterfranken zu Würzburg 1836 wieder abgedruckt.

Auffallend und ein Uebermaß von Bescheidenheit bekundend, ist in diesem Danksagungsschreiben des Senats dessen Aeußerung: „Sol gratissimum nobis fecisses, si scriptum non publicasses. Veremur enim (ut nunc sunt mores) plus invidiae et irrisionis, quam favoris et laudis inde ad nos rediturum, et fortasse non defuturos, qui nos luculentam illam tuam descriptionem ambisse et quasi extorsisse crediturі sint etc. An Hoffer schickte der Senat für seine treffliche Arbeit als ein munusculum sedecim Joachimicorum.

IX.

Correspondenz der Abtissin Sophia von Neuenburg zu Kitzingen mit der heil. Hildegard.

Von Hrn. Dr. Reuß ꝛc.

Die den beyden Briefen vorangeschickten historischen Andeutungen setzen in Kürze die betrübte politische Lage des Klosters Kitzingen auseinander mit Berufung auf die Urkunden vom 25. November 1151 und 18. August 1165, beyde in den Mon. boic. 29. 1. p. 305—307 und 379 — 381 abgedruckt (Sollte der Ausdruck: „cenobium — — quondam regale“ nicht dem Diplome vom 18. August 1165 Biscopsheim, entnommen seyn? Alsdann wäre das Jahr 1163 wohl ein Druckfehler). Die Tröstung der Heiligen ist ganz im Style einer Seherin gehalten.

X.

Notizen über das Physikat zu Lohr am Main.

Gesammelt von Hrn. G. Höfling.

Diese für die Localgeschichte von Lohr interessanten Nachrichten beginnen mit Karls des Großen Bemühungen um Förderung der Künste und Wissenschaften, und insbesondere der Arzneykunde mit Hinweisung auf das Capitulare von Thionville, December 805, woselbst es bey Pertz III. 132 heißt: „De medicinali arte, ut infantes hanc discere mittantur,“ nämlich in die Klosterschulen. Von der Mitte des 17ten Jahrhunderts an (1654, Dr. Jonas Faber, erster verpflichteter Physicatsarzt zu Lohr) bis auf unsre Tage (Dr. Jacob Goy) sind alle Physicatsärzte aus den Acten angeführt und von ihrem amtlichen Wirken kurze Notizen gegeben.

XI.

Vindicirung einer den bayerischen Herzogen zugeschriebenen Münze für Würzburg.

Vom k. Studienlehrer Hrn. Dr. G. J. Keller.

In unsrer Anzeige des achten Jahresberichts des historischen Vereins von Mittelfranken äußerten wir uns über die betreffende, dem Rufenhofer Münzfunde angehörige Münze dahin: dieselbe mit dem angeblichen Stockfische sey eher eine fränkische als eine von einem bayerischen Prinzen in Bayern geprägte.

Hr. Dr. Keller hat nun hier über jeden Zweifel hinaus dargethan, daß sie wirklich eine fränkische Münze sey. Ob sie jedoch eine bischöflich-würzburgische Münze genannt zu werden verdiene, dieß hat Hr. Prof. Gutenecker im zweyten Hefte des 6. Bandes dieser Vereinsschrift S. 190, 191 aus dem Grunde zweifelhaft gemacht, weil kein Zeichen des Stiftes Würzburg auf derselben sich befindet, und zugleich hingedeutet auf das vom Könige Ruprecht dem Grafen Johann von Wertheim ertheilte Münzrecht vom 13. Juny 1408 (Chmel Reg. R. Ruperti p. 160 nro. 2578, vergl. Chmel l. cit. p. 8 nro. 132, 1401, 5. Febr. Nürnberg.)

XII.

Nachtrag zu der Bd. V. Hft. I. S. 164—187 abgedruckten Rede über würzburgisch-fränkische Numismatik.

Von Hrn. Dr. Joseph Gutenecker, k. Gymnasialprofessor zu Männerstadt.

Die in diesem Nachtrage aufgeworfene Frage: „Wer ist der Verfasser der hier genannten Beschreibung der von Erthalischen Münzsammlung?“ — glauben wir nach unserm besten Wissen schon im Junius 1840, S. 976 dieser Blätter dahin beantwortet zu haben, daß es der als Chori director an der obern Pfarre zu Bamberg den 14. Oct. 1790 verstorbene Sebastian Schramm gewesen sey, dessen Epitaph an der äußern Wand auf der Südseite der obern Pfarrkirche nicht fern vom Eingange sich befindet.

Herzlich freut es uns, daß die Zeichnungen zu den oberthurischen Gedächtniß-Münzen, die wir nach der Note zu S. 177 bereits für verloren hielten, aufgefunden und der reichen Sammlung des historischen Vereins zu Würzburg einverleibt worden sind! —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. September.

Nro. 184. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Philodemi Rhetorica ex Herculanensi papyro lithographice Oxonii excusa restituit, latine vertit, etc.

(Schluß.)

30 δικαίως κριν]εῖν, οὔθ' ὑπὲρ
τῶν ἐνκειμ]ένων, εἰ συμ-
φέρον ἔσται] ἢ μή· οὐ γὰρ
γίνεται ὑπὲρ πολ]έμου καὶ

Col. IV.

εἰρήνης ὁ λόγος, ὑπὲρ
ὧν ἀναγκαῖόν ἐστιν
ἀτταδήποτε ψηφί-
σασθαι. ἐὰν δὲ καὶ ὑπὲρ
5 πολέμου καὶ εἰρήνης ἢ
πη καὶ ἄλλο[υ τ]ινός, ὃ ἐν
ταῖς ἐκκλη[σίαι]ς που[λίγε-
ται, οὐ περὶ κ[ατ]επε[ίγον-
τός τινος, οὐδείς
10 ἐστιν ἐν τῷ παρόντι
ὁ λόγος . . .
. . . . .
ἂν γοῦν ἐν ταῖς πα-
νηγύρεσιν
15 ἀκούωσιν, τοῖς μὲν
λεγομένοις οὐ προσέχου-
σιν, εἴ ἐστι συμφέρον-
τα ἢ οὐ συμφέροντα,
καὶ τὸ σύνολον ἀληθῆ
20 ἢ οὐκ ἀληθῆ, ὑπ' αὐτοῦ
δὲ τοῦ ἤχου καὶ τῶν πε-

V. 30 Neap. τι διακρί]ειν οὔθ' ὑπὲρ [τῶν λεγομ]-ένων εἰ συμ[φέρει ἢ μη]δέν, was niemand verſtehen kann.

V. 3 Neap. αὐτὰ δήποτε.

V. 5 Neap. ἠγῆ was nichts bedeutet, *H* || *IH* ſcheint abſichtlich für *IIIH* geſchrieben, wenigſtens konnte ich nichts beſſeres finden, ſo ungewöhnlich die Proſa auch ἤ πη ſeyn mag.

V. 6 Neap. ἄλλο [ἐστ]ιν ὅσον ἐν, die Conſtruction lehrt, daß es ἄλλου τινος heißen muß, dann bleibt aber *ONEN*, was ich nicht verſtehe und in ὃ ἐν verwandelt habe.

V. 7 Neap. που [εἰρη]ται das wahre iſt ſchwer zu finden, da das Original ſelbſt eine Verbeſſerung erlitten hat, dort iſt *COY* . . . || *TAI* π

V. 8 Neap. περικ[λοῦς] ἐπέχοντος. Wenn auch in Prunkreden von Krieg und Frieden und anderm die Rede iſt, wovon in den Volksverſammlungen geſprochen wird, ſo iſt doch die Veranlaſſung nicht dieſelbe; hier ſind es dringende Umſtände die Rath und That fordern, dort wird nur davon erzählt.

V. 11 — 13 Hier iſt zu wenig erhalten, um mit einiger Wahrſcheinlichkeit etwas bieten zu können; die Neap. haben ὧν συμφέρει ἔξω ὄντος τοῦ αὐτοὺς ἀναγοῦντος ταῖς was niemand erklären wird.

V. 14 Es fehlt ein Adverbium im Sinne von ἀσμένως, wovon einzelne Buchſtaben erſcheinen . . . *ΔOY* . *ΩΣ* Neap. εἰ δ' οὕτως.

ριόδων καὶ τῶν παρί-
σων
καὶ ὁμοιοτελεύτων
ψυχαγωγούμενοι, οἳ
δὴ προεδόκησαν, εἰ
οὕτω ἀ[νεφάν]ησαν καὶ
ἐν ἐκκλησίαις καὶ δικασ-
τηρίοις ε[ὖ ἀπαλλάττειν,
οὐ συνορῶντες ὅτι οὐ-
δ' ἂν ἠνείχοντο εἰ ἐν ἐκ-
κλησίᾳ καὶ δικαστηρί-

Col. V.

ῳ οὕτω λαλοῦντος
ἤκουον. ὅθεν ἦλθον ἐ-
πὶ τὸ ἀναλίσκειν μισθὸν
τοῖς σοφισταῖς, εἶτ' ἀπο-
λωλέκασι τὸ ἀργύριον

οὐθὲν γὰρ οἶμαι αὐτοῖς
συντελεῖται πρὸς τὸ πρᾶ-
γμα ἀλλ' ἢ διατριβὴ καὶ
ἀγωνία.

Denſelben Gedanken des Epikurus hat Philodemus in einem andern Buche der Rhetorik wiederholt (engliſche Ausgabe tom. II. fol. 68. col. XXII.; leider iſt dort nur der Anfang des Satzes und dieſer ſehr verſtümmelt zu leſen, ſonſt würde ihre Vergleichung auch obiger Stelle ſehr zu ſtatten kommen; dort heißt es: *φησὶν ἐν τῷ περὶ τῆς ῥητορικῆς ὁ Ἐπίκουρος ὅτι τοῖς διατριβικοῖς οἱ προσίοντες ἀπατῶνται καὶ οὐκ ἀπεικότως διὰ τοιαύτην αἰτίαν· ὅταν γὰρ ἀκούωσιν ἐν ταῖς δείξεσιν καὶ παννυχίσιν τῶν μήτε περὶ συμβουλῆς μήτε περί τινος τῶν τῇ πόλει συμφερόντων.*

Auch von der zweyten Schrift aus dem fünften Bande der Neap. Ausgabe läßt das vorhandene nicht beſtimmen, welche Reihe ſie im rhetoriſchen Werke des Philodemus eingenommen habe; nur ſo viel iſt zu ſehen, daß ihr Inhalt das Verhältniß der Rhetorik und Philoſophie zu einander und das beyder zur Politik nachzuweiſen ſucht.

Da bey den vielfachen Verſtümmelungen dieſer Monumente ihre Herſtellung durch die genaue Betrachtung der Buchſtaben und der Abſtand dieſer von einander bedingt iſt, (oft erſcheinen dieſe nur theilweiſe und können deswegen leicht verwechſelt werden,) ſo iſt die Einſicht in die Kupfertafeln, auf welchen der Text von den Neapolitanern anſchaulich wie im Original ſelbſt wiedergegeben iſt, unentbehrlich, und gewiß verdient dieſe eigene in ihrer Art einzige Gattung alter ſchriftlicher Denkmäler allgemeine Verbreitung. Dieſes iſt aber bey dem hohen Preiſe der italieniſchen Ausgabe nicht möglich, könnte jedoch leicht bewirkt werden, wenn jene Kupfertafeln in einfache Lithographien umgewandelt würden; die fünf erſchienenen uns bekannten Folianten *) würden nicht mehr als einen mä-

V. 23 im Texte CΩNAAA I YΩ. und am Rande $\overline{H}$, es ſcheint der Namen einer Redefigur enthalten zu ſeyn, vielleicht *ἀλλοιωτῶν*, Neap. *ἀλλαττόντων*.

V. 24 *OMOIO — ENTΩN*, das *N* zwar deutlich, aber ſicher falſch für *Y*, weßwegen ich unbedenklich *ὁμοιοτελεύτων* geſchrieben; *ἡμοιοτελέντων* das Neap. iſt kein griechiſches Wort.

V. 27 Statt *ἀνεφάνησαν* kann ein anderes Wort geſtanden haben, gewiß aber nicht das *ἂν οἷοι ἦσαν* der Neap. Der Sinn iſt: ſie glauben, wenn ſie dieſe ſogenannten Lumina auch in der *δημηγορία* und *δικανολογία* anwenden würden, müßte ihnen derſelbe Eindruck folgen, ohne zu bedenken, daß ſie dort ſelbſt ſo etwas gar nicht aushalten könnten. Dieſen Vorwurf ſcheinen ſchon andere vor Epikurus den Sophiſten und Rhetoren gemacht zu haben, gegen welche ſich Iſocrat. Paneg. §. 11. vertheidigt, vrgl. Antidoſ. §. 46 — 50. Philipp. §. 4.

V. 31 *ἠνείχοντο* iſt das richtige Wort, nicht *ἐλέγχοντο* der Neap. im Texte hat ſich noch *H E ONT.* erhalten.

*) Von dem fünften Bande iſt nur der tomus prior erſchienen, deſſen Vorrede für den tomus posterior die Schrift des Philod. ankündigt: *τῶν κατ'*

ßigen Band in größerem Octav, welches die Form der Columnen erfordert, umfaſſen, ein zweyter Band würde den hergeſtellten Text mit den nöthigen Bemerkungen liefern: von der engliſchen Ausgabe müßte, weil ſie unzuverläßig iſt, bis zum Erſcheinen der genauern Abdrücke in Neapel völlig Umgang genommen werden. Dadurch würden die vorzüglichſten Talente Deutſchlands von ſelbſt aufgefordert werden, ihren kritiſchen Scharfſinn an dieſen älteſten Urkunden zu erproben.

Spengel.

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. V. Bd. III. Heft. Würzburg 1839. 8.

(Fortſetzung.)

XIII.

Würzburger Almoſen-Ordnung vom Jahre 1533.

Mitgetheilt von Hrn. Legationsrath Dr. Scharold.

Eine muſterhafte, in unſern Zeiten noch zu beherzigende Armenordnung! Für Alles und Jedes, was den Armen betrifft, iſt wahrhaft väterliche Sorge getragen und dem Betteln junger, kräftiger, arbeitsfähiger Individuen vorgebaut. Höchſt anziehend iſt in dieſer Verordnung die Art und Weiſe, wie man Dasjenige vornehmen ſoll, was wir in unſern Städten mit dem Ausdrucke „Armen-Conſcription“ bezeichnen. Auch auf Verpflegung der dürftigen Kranken iſt geeignete Rückſicht genommen. Die ganze, ſehr ausführliche Verordnung, welche als ein ſchöner Beweis von Biſchof Conrads und ſeiner Räthe Weisheit zu betrachten iſt, ſchließt mit dem Eide, den jeder Pfleger beym Antritt ſeines Amtes ſchwören mußte.

ἐπιτομὴν ἐξειργασμένων περὶ ἠθῶν καὶ βίων ἐκ τῶν Ζήνωνος βιβλων . . ὅ ἐστι περὶ παῤῥησίας. H. Gros fand wenigſtens in Paris dieſen Theil nicht; dagegen bemerkt er, daß 1839 ein ſechſter Band ausgegeben worden des Inhalts Φιλοδήμου περὶ τῆς τῶν βίων εὐστοχίας εὐστοχουμένης διαγωγῆς κατὰ Ζήνωνα, und eine zweyte Schrift, ein Commentar des Metrodorus de sensionibus; letzterer erregt unſere Neugierde, da wir über dieſen Gegenſtand von Ariſtoteles und Theophraſtus nicht unbedeutende Angaben beſitzen; wir hoffen ſpäter in dieſen Blättern eine nähere Anzeige davon zu liefern.

XIV.

Mannigfaltiges.

a) Von Hrn. Legationsrath Dr. Scharold.

1. Auszüge aus der Bürgermeiſterrechnung der Stadt Ochſenfurt vom Jahre 1472.

2. Desgleichen vom Jahre 1486. — In dieſem Jahre machte die Stadt bedeutende Ausgaben wegen eines Zuges gegen Röttingen und Bütthard, vermuthlich wider Jörg von Roſenberg: In die „Reiſe“ folgte auch eine Köchin, die beſoldet ward, „in der Reiſe zu kochen.“ Auch in Ochſenfurt beſtand dieſer Rechnung nach im ſelben Jahre ein Frauenhaus, deſſen Schlot gemacht, das Haus ſelbſt gedeckt wird.

3. Zum Jahre 1487 ſind in der Stadtrechnung „Ziegeuner“ aufgeführt, die Geld geſchenkt erhielten, „daß ſie hinweg ſollten ziehen.“ Das waren früher noch, als in Ochſenfurt, auch in Bamberg gefürchtete Gäſte; wo es in einer Stadtrechnung von 1430 heißt: „7 Pfd. den Zigeunern zur Schankung, darum, daß ſie von Stund an hinwegzichieden und die Gemeinde unbeſchädigt ließen“ (Haas Eliſab. Spital. p. 14). Die Ochſenfurter kamen wohlfeiler durch, als die Bamberger (1 Pfd. X β.). — Für Feuerwaffen (hier 15 Hakenbüchſen) war damals und noch lange hin Nürnberg in fränkiſchen Landen derjenige Ort, wo man dergleichen am beſten fertigte.

4. Inſchriften der ehemals in der Abtenkirche zu St. Stephan in Würzburg vorhandenen Grabſteine.

Laut der unten ſtehenden Note, nach handſchriftlicher Ueberlieferung des verdienſtvollen Chroniſten P. Ignaz Gropp. Alle dieſe Grabſchriften wurden bey der 1789 unternommenen Erneuerung der Kirche, welche jetzt der proteſtantiſchen Gemeinde zu ihrem Gottesdienſte überlaſſen iſt, hinweggeſchafft, was aber wohl hätte unterbleiben ſollen.

5. Grabmahl des Bartholom. Arnoldi von Uſingen.

Er war im Auguſtinerkloſter zu Erfurt der ſtrenge Exercitienmeiſter Dr. M. Luther's, nachmals deſſen heftiger Gegner. Als Profeß des Auguſtinerkloſters zu Wirzburg befand er ſich ſammt dem Weihbiſchof Auguſtin Marius im Gefolge des Biſchofs Conrad III., als dieſer 1530 den Reichstag zu Augsburg beſuchte,

und disputirte, gleich 19 andern katholischen Theologen, mit mehreren Anhängern Luthers. Er starb 9. Sept. 1532. Sein Grabmahl ward ihm in seiner Klosterkirche errichtet und die Grabschrift gedenkt seiner Verdienste in Vertheidigung der katholischen Kirche. Das Epitaph ging in Folge veränderter Bestimmung der Augustinerkirche aus Nichtachtung zu Grunde. Wo das gemalte Bildniß hingekommen, welches demselben Arnold sein Schüler, der Weihbischof Marius widmete, weiß man nicht.

6. Reise ins Bad. Die Abtissin Anna des St. Afra Klosters zu Wirzburg begab sich im Jahre 1605 zur Stärkung ihrer Gesundheit in das Wildbad zu Burgbernheim. Nach ihrer Rückkunft legte sie dem Convente die Rechnung über die Ausgaben vor. Sie beliefen sich für den Aufenthalt im Bade vom 12. May bis 20. Juny, und Hin- und Herreise auf 95 fl. 4 Pfd. 5 dl.

b) Vom Herrn Dr. Reuß.

1. Prinzessinnen aus dem Hause Zollern in fränkischen Klöstern. — Alle Historiker des Zollernschen Hauses berichten, daß Conrad III. († 1314) 2 Töchter von seiner Gemahlin Agnes von Hohenlohe gehabt, die als Nonnen im Kloster Kitzingen gelebt. J. M. Groß S. 75, sagt gleichfalls, ihre Namen fänden sich nicht vor.

Im Würzburger Archiv befindet sich ein Investitur-Instrument des Bischofs Johann von Brunn vom J. 1416, in welchem 2 Gräfinen von Zollern, Agnes de Zolrn, Custos et senior. und Elisabeth de Zolrn, Monialis erscheinen.

Die Tochter des am 14. August 1297 verstorbenen Burggrafen Friedrich III., Anna, kennt zwar Groß S. 122 aus Falkenstein als Klosterfrau zu St. Martin in Wirzburg; allein er erwähnt ihrer Würde als Abtissin des Klosters Schlüsselau nicht. Reinhard Entwurf ꝛc., Stammtafel 5, gedenkt ihrer als Abtissin zu Schlüsselhof (au).

2. Necrologische Notizen. — Ein Missale auf Pergament aus dem 14. Jahrhundert in der Vaticana, nach Hrn. Reuß wahrscheinlich aus einem rheinischen Kloster herstammend, enthält Bl. 1 — 7 einen Kirchenkalender sammt Necrolog, darunter folgende Namen:

IV. Kal. Jun. obiit Irmintrudis de Lapide.

III. Non. Aug. ob. Philippus senior de Bonland.

XV. Kal. Dec. ob. Philippus de Bonland.

Es dürfte sehr schwer zu bestimmen seyn, welcher Zeit die beyden Philippe hier angehören, wenn nicht das Kloster oder Stift ermittelt wird, dem der Necrolog entstammte. Denn das Reichs-Ministerialen-Geschlecht der Bonlande, welches von 1129 — 1586 geblüht, zählt von der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts bis zum Jahre 1570 nicht weniger als 5 Philippe. In der Person des Bruders des 5ten Philipp, Namens Conrad von Bolanden; — er nennt sich urkundlich (1562, 29. Nov.) einen „Pastor zu Aldensiemern“ — starb der Mannsstamm aus nach dem Jahre 1580. Im 12. und 13. Jahrhundert hatten die Bolande eine große Zahl von Allodien im Worms- und Nahgau, im Trachgau, Rheingau, Kunigishundra, in der Wetterau, die uns eine Rheingräfliche Urkunde von 1220 aufzählt. Dazu rechne man noch die Reichslehen, die sie als des Reiches Ministeriale auf ihre ältesten Söhne vererbten, ferner Lehen von den Kirchen zu Mainz, Worms, von den Pfalzgrafen, den Herzogen von Lothringen, Brabant u. a. m. Die Bolande waren Stifter und Vögte der Abtey Rodenkirchen (Werner I. und seine Gattin Guda von Hohenfels am Donnersberg stifteten dieselbe). All' dieses zeigt zur Genüge, wie reich und mächtig diese Ministerialen gewesen seyen, deren Vor- und Zunamen die italische Kanzley der deutschen Kaiser nach ihrer Mundart umgestaltet: z. B. Guarnerius de Balenda oder Guarnerius de Bolandia, auch Ponlandia etc. Ihr Stammsitz ist ungezweifelt die Burg Bolanden am Donnersberg gewesen, von welcher das in der Nähe liegende Städtchen Kirchheim seinen Namen geschöpft. Gg. Christ. Crollius sagt über den Verfall der Bolande folgendes: „Die öfteren Erbtheilungen, Veräußerungen durch Schenkungen und Verkauf, Verkommnisse durch Erbtöchter brachten die Herrlichkeit des Hauses Bolanden (es hatte selbst einen Lehenhof, und Vasallen aus dem Ritterstande) endlich so sehr herunter, daß ungeachtet noch im 14. Jahrhundert die Herrschaft Bruchsal und die Raugrafschaft Alten-Beimburg durch Heirathen mit Boland vereinigt worden, dennoch die letzten Herren des Geschlechts sich von allem Lande, wie von dem Reichserbtruchsessenamt entblößt sahen, nachdem sie ihre bolandisch-raugräflichen Schlösser an die Pfalzgrafen und Churfürsten im Jahre 1371 und 1381 verkauft hatten.“ —

Wer die Irmintrudis de Lapide sey, vermag ich nicht zu sagen; allem Vermuthen nach, da das Necrologium einem rheinischen Kloster oder Stifte (Speyer? Rodenkirchen?) entstammt ist, war sie aus einer rheinischen Familie.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. September.

Nro. 185. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Ueber die Pseudomorphosen im Mineralreiche und verwandte Erscheinungen. Von Dr. Georg Landgrebe. Cassel, Verlag von J. J. Bohné. 1841.

Bekanntlich versteht man unter Pseudomorphosen in der Mineralogie jene Gestalten, welche auf ein Mineral von zerstörten Organismen oder von Krystallen eines andern Minerals übergegangen und daher seiner Mischung fremdartig sind. Der Verf. rechnet zunächst nur die Afterkrystalle hieher und hat sich die lobenswerthe Aufgabe gestellt, alles hierauf Bezügliche zu sammeln und zu ordnen und auf diese Weise übersichtlicher und zugänglicher zu machen, als bisher der Fall war.

Das Werk zerfällt in zwey Abtheilungen. Die erste Abtheilung handelt von der Entstehung der Pseudomorphosen:

I. Durch Abformung.

A. Abformung durch Umhüllung,

B. Abformung durch Ausfüllung.

II. Durch Umwandlung.

A. Umwandlung ohne Abgabe und Aufnahme von Stoffen.

B. Umwandlung mit Verlust von Bestandtheilen.

C. Umwandlung mit Aufnahme von Bestandtheilen.

D. Umwandlung mit Austausch von Stoffen.

Die zweyte Abtheilung handelt von den chemischen Veränderungen, welche die fossilen Pflanzen- und Thierreste bey ihrer Petrification erlitten haben.

In der ersten Abtheilung werden ad I. A. die Quarzkrystalle in Formen von Kalkspath erwähnt, welche von Sommersetshire und von Mies bekannt sind, ferner die Hornsteine in Kalkspathformen von Schneeberg und der würflige Chalcedon von Treszthytan in Siebenbürgen. Der Verf. ist der Ansicht, daß die neuen Substanzen sich gebildet hätten, während die alten verschwanden, die Form der letztern bey jenen sich jedoch erhalten habe. Er rechnet hieher auch den Haytorit.

Unter I. B. werden die Speckstein von Wunsiedel und Göpfersgrün angeführt, welche in Formen von Quarz, Kalkspath und Braunspath vorkommen. Der Verfasser ist der Meynung, daß der Speckstein hier nur den Raum von solchen Krystallen ausgefüllt habe, welche früher vorhanden waren, später aber verschwanden, während Marr die Erklärung in einer chemischen Veränderung der ursprünglichen Quarzkrystalle, d. h. in einer spätern Verbindung ihrer Kieselerde mit hinzugekommener Talkerde suchte. Gegen die Ansicht des Verf. spricht der Umstand, daß jene After-Krystalle von Speckstein in Specksteinmasse selbst eingeschlossen sind. Annehmbarer scheint es uns zu seyn, daß ein von einem Talkcarbonat eingeschlossener Quarzkrystall allmählig so zerstört wird, daß er die Kieselerde zur Bildung eines Talksilicates liefert, wie es den Speckstein constituirt; übrigens fehlen zur Geltendmachung ähnlicher Hypothesen bis jetzt die Experimente, welche sich mit der Zeit finden werden. —

Unter den Pseudomorphosen durch Umwandlung Abtheilung A. ohne Abgabe oder Aufnahme von Stoffen werden mehrere Beyspiele dimorpher Körper angeführt, bey denen ein Krystall mit Erhaltung seiner Form durch besondere Umstände in ein Aggregat anderer Krystalle zerfällt, welche nicht

mehr demselben Systeme angehören. Auf diese Erscheinung hat zuerst Mitscherlich aufmerksam gemacht und gezeigt, daß die Temperatur hierauf von großem Einfluße sey. Das selensaure Zinkoxyd giebt ein Beyspiel hievon, indem es je nach der niedern Temperatur in Quadratpyramiden oder in rhombisch-prismatischen Gestalten krystallisirt. Letztere, auf ein von der Sonne beschienenes Papier gelegt, verwandeln sich in wenigen Augenblicken mit Beybehaltung der äußern Form in ein Aggregat von Quadratpyramiden. Dabey wird die Mischung nicht verändert. Es gehören ferner die von Frankenheim beobachteten Krystalle von rhomboedrischem Salpeter hieher, welche in prismatische verwandelt werden; ein von Mitscherlich beschriebener Arragonitkrystall, dessen Oberfläche in Kalkspath umgewandelt war und vielleicht das schwefelsaure Nickeloxyd, dessen rhombische Krystalle mit Beybehaltung der äußern Form in Quadratpyramiden verwandelt werden, wenn man annimmt, daß dabey kein Wasserverlust stattfindet. Mehrere andere von dem Verf. citirte Fälle können aber nicht hieher gerechnet werden, wie z. B. das Doppelsalz von jodsaurem Natrum und Chlornatrium, welches Rammelsberg dargestellt hat, wo bey der Umänderung Chlornatrium sich ausscheidet. Auch die Veränderungen, welche glasiger Zucker und zäher Schwefel erleiden, gehören eigentlich nicht hieher, weil dadurch nicht ein Krystall in einen andern, sondern eine amorphe Masse in eine krystallisirte verwandelt wird.

Unter B. Umwandlung mit Verlust von Bestandtheilen, werden gute Beyspiele angeführt am schwefelsauren Zinkoxyd, Bittersalz, blauen essigsauern Kupferoxyd, Hydrat von Chlornatrium, Eisenvitriol, doppelt kohlensaurem Kali u. a. Ferner ein interessanter von Marx beobachteter Fall der Umwandlung eines Krystalls von Rothgiltigerz in Glaserz.

In der Abtheilung C, Umwandlung mit Aufnahme von Bestandtheilen, werden angeführt: Anhydrit in Gyps umgewandelt, Antimon in Weißspießglanzerz, Kupfer in Rothkupfererz, Rothkupfererz in Malachit, Magneteisenerz in Eisenglanz, Bleyglanz in Bleyvitriol. Dagegen gehört streng genommen nicht in diese Abtheilung die angeführte Zersetzung von Kupferkies in Schwefel und Eisenoxyd (was wurde aus dem Kupfer?) und von Blende in Schwefel und Zinkoxyd.

Unter D, Umwandlung mit Umtausch von Stoffen, werden erwähnt: Barytocalcit in Baryt umgewandelt, Witherit in Baryt, Analcim in Prehnit, Kalkspath in Gyps, Eisenspath in Brauneisenerz, Schwefelkies in Brauneisenerz ꝛc. Eine Menge von Fällen, welche angegeben werden, sind aber so problematisch, daß man nicht weiß, ob sie nicht vielmehr unter die Abformungen, als unter die Umwandlungen gehören. Unter andern wird einer Umwandlung von Feldspath in Zinnstein erwähnt. Stephan Davey hat diese Afterbildung an einem Gange in aufgelöstem Granit der Grube Huel-Coates nordwestlich von St. Agnes Beacon in Cornwallis bekannt gemacht. Nach Fox durchsetzt der erwähnte Gang jedoch nicht den Granit, sondern eine porphyrartige Gebirgsart. Die Wände jenes Ganges findet man theilweise bekleidet mit Zinnstein in der Krystallform des Feldspaths, nämlich der klinorhombischen Säule mit stark abgestumpften scharfen Seitenkanten.

Sehr ausführlich ist die Umwandlung des Feldspaths in Kaolin abgehandelt. Was die Ursachen der Verwitterung betrifft, so stellt der Verf. das hierüber Bekannte zusammen. Wie sehr eine mechanische Vertheilung eine chemische Veränderung begünstigen oder hervorrufen kann, ist bekannt. Von Becquerel sind Versuche mit verschiedenen, theils grob, theils fein gepulverten Mineralien angestellt worden, welche in diesem Zustande einen gewissen Grad leichter Zersetzbarkeit zeigen. So wird eine Rothkraut-Infusion durch Kalksteine, Mergel und Arragonit grün gefärbt. Aehnliche alkalische Reaction zeigen pulverisirte Lava, Mesotyp u. a. Diese Wirkungen dehnen sich noch weiter so aus, daß, wenn man schwefelsaures Kali und kohlensauren Baryt in einem Mörser stößt, sich etwas kohlensaures Kali und schwefelsaurer Baryt bildet. Auf die Wirkungen des Wassers, besonders des mit Kohlensäure imprägnirten, haben Turner und Fournet aufmerksam gemacht und der Verf. rechnet, als den Verwitterungsproceß einleitend, noch die höhere Oxydation des Eisenoxyduls vieler Gesteine hieher.

Außer den Ansichten von Fournet werden weiter die von Forchhammer angeführt, welcher in so ferne seine Analysen genauer anstellte, als er die Proben von Kaolin mit concentrirter Schwefelsäure zersetzte und die erhaltene Kieselerde noch besonders mit kohlensauerm Natrum untersuchte, wodurch er die vom Silicat herrührende amorphe von der als Sand eingeschlossenen krystallinischen Kieselerde zu trennen vermochte. Forchhammer hat als Resultat seiner Analysen gefunden, daß ein großer Theil der Porzellanerden die Formel $A^3\ Si^4 + 2\ Hq$ hat und daß dieses Silicat als Residuum eines zersetzten Feldspaths angesehen werden kann, wenn man annehmen will, daß $K\ Si^3$ daraus aufgelöst und fortgeführt worden sey. Forchhammer hat nun künstlich mehrere Kalisilicate dargestellt und gefunden, daß wirklich die Verbindung $K\ Si^3$ noch im Wasser auflöslich sey. Es werden weiter die hieher gehörigen Untersuchungen Berthiers angeführt, welcher in mehreren Arten von Kaolin noch eingemengten Feldspath nachwies, welcher zum Theil kalkhaltig war. Auch zeigte er, daß die Kaoline von Pamiens und von Seignaux Spodumen eingemengt enthalten und es ergibt sich, daß die Gesteine, deren Zersetzung Kaolin geliefert hat, sehr verschiedener Art gewesen seyn können, wie denn die Kaoline selbst nicht alle gleiche Zusammensetzung haben. Im Zusammenhang werden weiter die Arbeiten von Fuchs mitgetheilt, wobey sich der Verf. mit einigen Zweifeln über den Porzellanspath äußert, welcher ihm also durch Autopsie nicht bekannt zu seyn scheint. — Unter andern werden noch folgende Umwandlungen beschrieben: Flußspath in Steinmark, Rotheisenerz und Brauneisenerz, Kalkspath in Malachit, Speckstein, Eisenglanz (erklärlich durch den Umstand, daß das Eisenoxyd, wie Thon- und Kieselerde aus Auflösungen durch kohlensauern Kalk gefällt wird), in Braunspath, Eisenspath, Galmei ꝛc.; von Kupferlasur in Malachit, Manganit in Pyrolusit und Hausmannit; Eisenspath in Brauneisenerz, Schwefelkies in Göthit; Bleiglanz in Pyromorphit und Mennig u. s. w.

Man findet die Quellen genau angegeben und das Vorkommen solcher Pseudomorphosen ausführlich beschrieben. In Beziehung auf die Erklärung der Entstehung hat der Verf. übrigens wenig Neues geliefert und einige Fälle, die er zwar selbst bezweifelt, wie die Umwandlung von Glimmer in Turmalin, welche Anker beobachtet haben will, hätten nur mit wenigen Worten angeführt werden dürfen.

Am Schlusse dieser Abtheilung werden noch einige Pseudomorphosen erwähnt, welche von Zippe und Haidinger beschrieben wurden und sich vor andern dadurch auszeichnen, daß ihre Formen bis jetzt unbekannten Mineralien angehören. Die eine ist eine Quarz-Pseudomorphose, welche auf den Gängen von Mies gefunden wurde. Sie gehört zum hemiprismatischen System nach Krystallen eines unbekannten Minerals. Die andere ist eine Pseudomorphose, deren Material Apatit ist, von welchem sonst keine Afterbildungen beobachtet worden sind. Die Krystalle, dem hemiprismatischen System angehörig, finden sich auf den Gängen des Schlackenwalder Zinn-Stockwerkes. — Die zweyte Abtheilung des Werkes handelt von den chemischen Veränderungen, welche die fossilen Pflanzen- und Thierreste bey ihrer Petrification erlitten haben. Es werden die Beobachtungen von Defrance, L. v. Buch, Aler. Brogniart und Göppert vergleichend mitgetheilt.

Was die Silicification betrifft, so findet sich wenig Chemisches von Erheblichkeit, die Bemerkung von Bischoff ausgenommen, daß die Quellsäure, ein Product der Verwesung organischer Stoffe, sich sehr leicht mit Kieselerde verbinde und sie auflöse. Freylich ist es nicht Quarz, sondern amorphe Kieselerde oder Kieselerdehydrat, welche sie auflöst. Bischoff vermuthet, daß Schalthiere aller Art in einem kieselerdehaltigen Wasser ursprünglich gelebt haben können und daß sie später eine Silicification erlitten haben, wobey die Quellsäure aus der Verwesung des thierischen Schleims, welcher in dem Gehäuse der Schalthiere so reichlich enthalten ist, entstanden, mit der Kieselerde in Verbindung getreten seyn und so die thierischen Reste ganz oder theilweise silicificirt haben kann.

Man muß, wenn von solchen Auflösungen der Kieselerde die Rede ist, immer beachten, daß, wie eben erwähnt wurde, nur die amorphe Kieselerde oder das Kieselerdehydrat in Wasser oder schwachen

Säuren einigermassen löslich sey, nicht aber die als Quarz krystallisirte. Ein großes Material von auflöslicher Kieselerde dürfte sich aber an den von Ehrenberg entdeckten Infusorienschalen finden, welche als erdige Reste von Organismen wahrscheinlich amorph sind. Durch ihre Vermittlung dürften manche Silicificationen entstanden seyn, wie die von den Quellen des Geysers auch nichts anders sind.

Nachdem die Abhandlungen von Buch und Brogniart über die Kieselringe ziemlich weitläufig besprochen worden, geht der Verf. zu den seltneren Versteinerungsmitteln über. Von Noygerath wurden Planorben-Kerne aus Schwefel bestehend beobachtet, angeblich aus Arragonien. Versteinerungen in Schwefelkies sind nicht selten. Sie werden zum Theil durch Bischoffs Beobachtungen über die Zersetzung von Sulphaten durch organische Substanzen erklärt.

Heuser hat Zinkblende als Versteinerungsmittel an Bivalven beobachtet; Blöde Encriniten in Weißbleyerz versteinert; v. Struve Terebrateln in phosphorsaures Eisenoxydul (Eisenblau) ꝛc.

Ueber den kohlensauern Kalk wird die Abhandlung von Hessel: Einfluß des organischen Körpers auf den unorganischen ꝛc. im Auszuge mitgetheilt, und den Schluß des Werkes macht eine Uebersicht der Beobachtungen von Göppert, welcher auf künstlichem Wege besonders Pflanzenversteinerungen sehr glücklich dargestellt hat, indem er die Pflanzen mit Auflösungen von Eisenvitriol, Kieselflußsäure, essigsauerm Kalk, essigsaurer Baryterde, Metalllösungen ꝛc. imprägnirte, dann trocknete und ausglühte. Diesen und ähnlichen Versuchen zu Folge scheint der erste Act der Petrification mit einer Inprägnation begonnen zu haben, worauf alsdann die organische Substanz entweder durch hohe Temperatur oder auf nassem Wege oder durch allmählige Verwesung entfernt ward.

Bey dergleichen Arbeiten wäre zu wünschen gewesen, daß der Verf. nach Anführung der nöthigen Details ein kurzes Résumé darüber gegeben hätte. — Druck und Papier sind gut.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. V. Bd. III. Heft. Würzburg 1839. 8.

(Schluß.)

3. Mythologische Ortsnamen.

Einige dieser Deutungen scheinen uns etwas zu kühn, und lassen sich, ohne germanischer Gottheiten zu gedenken, wohl auch auf dieselbe Weise ableiten, wie die Mehrzahl der deutschen Villen ihre Namen überkommen haben, nämlich vom ersten Gründer, z. B. Weolantesheim (741. 825. 889. 21. Nov. und 1. Dec.) Frichinhusa (903. 9. Juli), Weiuelt (918, 21. April). Das heutige Donnersdorf scheint uns ums Jahr 819, 820 Damphesdorf geheißen zu haben (Eberhardi Summar. bey Schannat p. 281. cap. 1. Nr. 4.) Wir erinnern uns, in einer der Vorreden zum Codex Laureshamensis, 3 Bde., von der Mannheimer Akademie herausgegeben, eine schöne Abhandlung über Ortsnamen und deren Entstehung gelesen zu haben.

4. Verbesserungen einiger Lesearten in dem althochdeutschen Beichtgebete bey Eckhart Comment. de reb. Franc. orient. II. 940, aus der Originalhandschrift.

Jeder Besitzer des Eckhartischen Werkes wird diese Verbesserungen in sein Exemplar mit gebührendem Danke einzeichnen. Den Schluß macht:

5. Walter's von der Vogelweide Epithaphium.

Es fand sich aus rothem Sandstein gearbeitet im Kreuzgange des Neumünsters zu Wirzburg und ist nun zertrümmert. Die Aufschrift bestand aus 4 lateinischen Hexametern.

Dem Hefte ist der 9. Jahresbericht des Vereins für 1838/39 beygegeben, erstattet vom zeitlichen Vereins-Director Hrn. Dr. K. Gottfr. Scharold. Das starke Verzeichniß der Geschenke und Ankäufe von Druckschriften, Handschriften, Urkunden, Gemälden, Kupferstichen, Holzschnitten, antiquarischen Gegenständen, Münzen und Medaillen udd Naturmerkwürdigkeiten, endlich die Erwerbungen durch Tausch, gefertigt vom Hrn. Conservator Dr. und Prof. Neuß schließt sich dem Jahresberichte an.

Dr. G. Th. Rudhart.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. September.

Nro. 186. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Das Entwicklungsleben im Wirbelthierreiche. Dargestellt von Dr. Karl Bogislaus Reichert mit 5 Kupfertafeln. Berlin 1840. 4.

Unter diesem Titel hat der Verf. eine schöne Reihe von genauen Untersuchungen über die erste Entstehung des Thierleibes im Ey mitgetheilt, welche auf nichts Wenigeres zielen, als auf gänzliche Widerlegung der bisherigen Theorien über diesen Gegenstand, da der Verf. nachweist, daß die Organe des thierischen Leibes aus der Dottermasse entstehen, und nicht, wie man bisher überzeugt war, aus einer Keimhaut ihren Ursprung nehmen. In dieser Beziehung theilt der Verf. die Entwicklungsweise der Wirbelthiere in zwey Normen: die einfachste Entwicklungsweise findet sich bey den Fischen und nackten Amphibien und besteht darin, daß sowohl die Zentralorgane des thierischen Lebens, als auch die nächsten assistirenden Systeme und Organe derselben ohne Vermittlung unmittelbar vom Dotter einzeln abgesondert werden; die zweyte Entwicklungsweise scheint bey den höheren Wirbelthieren allgemein zu seyn. Sie zeichnet sich von voriger sehr aus, indem hier nur die Zentralorgane und eine eigene vom Verf. Membrana intermedia genannte Haut aus dem Dotter unmittelbar entstehen, die membrana intermedia aber, welche zwischen den Zentralorganen und dem Dotter liegt, die Uranlage der assistirenden Gebilde vorstellt.

Um diese Sätze zu beweisen, nimmt nun der Verf. die Entwicklungsgeschichte zuerst des Frosches und dann des Hühnchens genau durch und beginnt zunächst mit der Betrachtung des Dotters im Froscheye.

Der Dotter eines reifen, befruchteten Froscheyes besteht aus zweyerley, an Größe verschiedenen Körperchen: die kleineren sind da, wo der Embryo sich auf dem Dotter bildet (Analogen des Keimhügels), die größeren machen den ganzen übrigen Theil der Dottermasse aus. Beyde Arten von Körperchen sind Zellen von kugliger Gestalt, denen man Zellenmembran, Molekule und Nucleus nachweisen kann; nur ist in der Regel der Kern von den Molekülen so verdeckt, daß er nur dann sichtbar wird, wenn man die Zellen durch Kompression zersprengt und den Inhalt austreten macht. In der Mitte der Dottermasse finden sich Zellen ohne Kern, die als Mutterzellen zu betrachten sind, aus deren Inhalt die kleineren (jungen) Zellen des Keimhügels sich bilden und immer in demselben Maaße neu erzeugt werden, in welchem sie an der Bildungsstätte des Embryoleibes durch dessen Entstehen verbraucht werden.

Aus diesen Dotterzellen, und nicht aus einer Keimhaut, geht der Leib des Embryo hervor, so daß die Zellen, welche in seiner ersten Anlage bemerkt werden, nichts weiter, als die eigenthümlich an einander gereihten kleinen Zellen des Keimhügels sind; die Organe aber stellen sich, in Beziehung auf die Reihenfolge, in der sie nacheinander entstehen, in folgende Gruppen: 1) das animale System: Die Chorda dorsalis, das Centralnervensystem, das Wirbelsystem, das Hautsystem. 2) Das Ernährungssystem für das gemeinschaftliche Zellenleben, das Blutsystem: Herz, Gefäße, Athmungsorgane, Leber, Pankreas, Wolff'sche Körper. 3) das vegetative, oder Darmsystem, das Darmhautsystem, die Schleimhaut.

Das Allererste, was im Froschey aus der Dottermasse, noch ehe eine Spur des Embryoleibes sicht-

bar wird, erscheint, ist die Umhüllungshaut, Keimhaut der früheren Physiologen. Sie nimmt auf dem Keimhügel und aus dessen Zellen ihren Ursprung, breitet sich anfänglich nur so weit aus, als die Oberfläche des Keimhügels groß ist, umwächst aber bald die ganze Dottermasse, wird eine vollkommene Hülle für sie, und verdrängt die Dotterhaut. Nach ihr entsteht die Wirbelsaite und zu beyden Seiten dieser die Anlagen für die Zentraltheile des Nervensystemes, welche von einer seichten, nach dem Verlauf der Chorda dorsalis gerichteten Rinne in zwey gleiche Hälften abgetheilt werden. Diese Gebilde stellen die zweyte vom Keimhügel ausgegangene Zellenschichte dar, die unter der ersten, der Umhüllungshaut gelegen ist; sie bestehen ebenfalls aus kleinen Zellen und zeichnen sich nur darin aus, daß in ihnen die Zellen mehr unregelmäßig durch einander liegen, während diese in der Umhüllungshaut geregelter neben einander liegen. — Hirn- und Rückenmarks-Anlage begränzt sich jederseits an der Peripherie mit einem Wulste, den man früher Kamm der Rückenplatte genannt hat. Unter den Urhälften des Nervensystemes entstehen, diesen an Ausdehnung und Form entsprechend, als drittes Schichtgebilde des Keimhügels zwey symetrische häutige Blätter, die Urplatten des Wirbelsystemes, und unter der Umhüllungshaut wird das Hautsystem als zarte, eigene Zellenschichte bemerkbar, die ebenfalls in zwey von einander ziemlich weit abstehende Hälften getheilt ist, und nach und nach den Dotter und den Embryo unter der Umhüllungshaut vollkommen umwächst. Bey der weiteren Entwickelung rücken die Urhälften des Nervensystemes näher zusammen und die Urplatten des Wirbelsystemes treten, an Masse zunehmend, unter ihnen nach außen hervor, gelangen an das Hautsystem und bilden mit diesem das Rohr für Hirn und Rückenmark und das unter den Wirbelkörpern gelegene für die Brust- und Bauch-eingeweide, oder die Rücken- und Bauchplatten. *)

*) Ref. glaubt hierin einen sehr gewichtigen Beweis dafür zu sehen, daß Skelet und Hautsystem eine innige Verwandtschaft zu einander besitzen und daß daraus die Entstehung und allgemeinere Bedeutung mancher Theile der Thierkörper: wie Kiemendeckel, Augenringe, Knochenpanzer u. dgl. anschaulich werde.

Die Organe der Ernährung entwickeln sich erst, nachdem der Embryo die Eyhüllen verlassen hat und sein Leib vergrößert sich, ohne daß ihm Nahrung zugeführt wird, indem nun theils die Höhlen im Leibe sich bilden, theils die bereits vorhandenen dicken Gebilde sich mehr dehnen.

Die nun zunächst folgenden Untersuchungen erstrecken sich auf die Entwicklung der einzelnen Organe und des Blutes, worunter manche neue Angaben sich befinden. Ueber die Metamorphosen der Chorda dorsalis stellte der Verf. ebenfalls schöne Beobachtungen an, aus welchen er folgert: daß die Chorda dorsalis ihre hauptsächlichste Funktion nur während der Anlegung des animalen Systemes hat, daß die Wirbelsaite und das Wirbelsystem zwey ursprünglich verschiedene Gebilde sind, in ihrem späteren Verhalten aber eine gleichartige Bedeutung für die Lebensäußerungen des Wirbelthieres in den verschiedenen Entwicklungsstufen verrathen. —

Die Urmembran des Darmkanales entsteht, nachdem schon früher Leber und Pankreas unmittelbar aus der Dottermasse sich herausgebildet hatten, ebenfalls aus dem Dotter, und zwar aus der obersten Zellenschichte desselben, welche an das Wirbelsystem gränzt. Die Zellen treten zu einer Haut zusammen und diese umwächst nach und nach den ganzen Dotter als Dottersack, der hinten mit den Ausführungsgängen der Wolff'schen Körper in den ephemeren After endet, nach vorne aber mit der Membran der Kopfvisceralhöhle, welche früher entstanden ist, in Verbindung tritt.

Später theilt sich der Darmhaut- (Dotter-) Sack durch 2 querlaufende Furchen in 3 Abtheilungen: eine obere, aus welcher der Magen sich bildet, eine untere für den Dickdarm und eine mittlere, welche die größte ist, für die dünnen Gedärme. Aus der Uebergangsstelle des Dick- und Dünndarmes wächst eine Darmschlinge hervor, und der ganze Darmkanal zieht sich nun in die Länge aus, während die ihn ursprünglich formirenden Zellen in der Weise sich umgestalten, daß diejenigen von ihnen, welche in das Lumen des Darmes sehen, zur Schleimhaut ausgebildet werden, die um diese nach außen gelegenen, nur in geringer Anzahl vorhandenen aber

zu den die Verdauung der Nahrungsmittel bewirkenden Drüsen sich entwickeln. Die Ausbildung der Zellen zur Schleimhaut geht aber auf folgende Weise vor sich. Der Dotter ist, nachdem ihn die Urmembran des Darmes umwachsen hat, in dieser, und berührt ihre innere Oberfläche; in der Mitte wird er hohl, und stellt dann eine dicke, anfangs kuglige, später wenn der Darm sich bildet, und in die Länge zieht, röhrige Masse von der Form des Darmes selber dar. Je mehr sich nun die Darmhaut verlängert, desto mehr verlängert sich auch diese Zellenröhre in ihrem Innern, das Lumen in ihr wird größer, ihre Wandungen dünner und endlich so dünn, daß sie nur mehr aus einer einfachen Schicht von Zellen bestehen — und diese ist dann die gefäß- und nervenlose Schleimhaut, das letzte Gebilde des Dotters. Ein Epithelium ist nicht vorhanden. Leber und Pankreas sind anfänglich ein einziges Organ mit einem Ausführungsgange, standen früher in näherer Beziehung zum Herzen als blutbereitende Organe und treten erst später zum Darmkanale.

Die im Bereich des Ernährungssystemes gelegenen Zellengebilde functioniren in der Froschlarve in der Weise, daß die Zellen zugleich assimiliren und secerniren. Wenn die Darmschleimhaut (die, wie oben erwähnt, ganz aus Zellen ohne Gefässe und Nerven besteht) mit Nahrungsmitteln in Berührung kömmt, so assimiliren die Schleimhautzellen daraus das Brauchbare, und scheiden davon das Unbrauchbare als Darmschleim aus. Das Assimilirte häuft sich in Form von Fettröpfchen an der Seite der Schleimhaut an, wo die gefäßreiche äußere Darmhaut liegt und tritt mit dem Blut in Wechselwirkung; es erzeugen sich Niederschläge um den Kern der Blutzelle und mit diesem noch rohen Nahrungsmaterial geht das Blut in die Leber und das Pankreas. Hier wird das bey fernerer Assimilation wieder untauglich Gewordene als pankreatischer Saft und Galle ausgeschieden, wovon besonders letztere zur Ernährung der Schleimhautzellen dient. Die so gereinigten Blutzellen werden dann in den inneren Kiemen gleichsam belebt und von da an die einzelnen Organe vertheilt; was durch die Function unbrauchbar wird, sammelt sich, da Lymphgefässe fehlen, in Massen an verschiedenen Stellen des Leibes an, und was für den Organismus gänzlich nutzlos wurde, wird durch die Umhüllungshaut, durch den Mund und die Wolff'schen Körper ausgeleert. — Die Blutkörner (= Zellen) sind demnach Träger des Nahrungsstoffes, der liquor sanguinis ist der excrementelle Theil des Blutes.

Auf diese Darstellung läßt der Verf. seine Beobachtungen über Larvenmetamorphose folgen, worin die weitere Ausbildung der einzelnen Organe beschrieben ist. Die Lungen entstehen nach seinen Untersuchungen aus dem Wirbelsystem und zunächst aus der Membran der Kiemenbogenträger, legen sich an die Darmhaut, jedoch von ihr trennbar bleibend, an und stehen bey ihrer weiteren Entwicklung unter der Leitung des Blutsystemes. Die Leber bleibt blutbildendes Organ; das Pankreas, welches gemeinschaftlich mit der Leber aus ein und derselben Substanzmasse entsprungen ist, und erst später von ersterer sich absondert und eine eigenthümliche Ausbildung erlangt, scheint Hülfsorgan der Leber zu seyn und durch ihr Secret die Galle für die Schleimhaut des Darmkanales assimilirbar zu machen; die Blutzellen werden platter, ihr Kern wird undeutlicher; das Lymphgefässsystem entsteht erst spät und scheint ebenso ein Vermittler für das Blutsystem zu seyn, wie das Pankreas für die Schleimhaut; — es liefert nämlich ein nothwendiges, wenn auch nicht das einzige Ernährungsmaterial des Blutes; die Schleimhaut des Darmes besteht auch am Ende der Metamorphosen bloß aus den oben erwähnten kegel- oder trichterförmigen Zellen ohne Gefässe und ohne andere Organisation.

Die zweyte Abtheilung des Werkes enthält die Entwicklungsgeschichte des Hühnereyes, worin der Verf. hauptsächlich wieder zu beweisen sucht, daß nicht die Keimhaut mit ihren bisher angenommenen Blättern die Anlage der Organe des Embryo gibt, sondern daß diese sich auch beym Vogel schichtweise aus der Dottermasse herausbilden.

Auch im Dotter des Vogeleyes finden sich über dem Keimhügel in der Keimanlage große, einförmig undurchsichtige Zellen mit kugligem Inhalte, und andere noch größere Zellen, in welchen durch abgerundete dunklere Flecken die Entstehung junger, für

die Anlage des Embryo bestimmter Zellen angedeutet ist; neben diesen sind dann noch kleine Zellen vorhanden, welche für den unmittelbaren Uebergang in die Anlage des Embryo bestimmt sind. Eine zweyte Art von Zellen befindet sich in der Dotterhöhle, im Dotterkanale, im Kerne des Hahnenstrittes und unmittelbar unter der Dotterhaut um die Keimanlage herum. Sie bestehen aus einer weiten Zellenmembran, einem vollkommen durchsichtigen, fettartigen Inhalte mit einem durch scharfe Conturen ausgezeichneten Kern. In der Dotterhöhle sind sie größer als in den anderen Theilen, füllen sich theils bey weiterer Entwicklung mit kleinen Kügelchen, werden undurchsichtiger, und ihr Kern verliert die deutlichen Umrisse, theils schlägt sich auf den Kern nur eine höchst feinkörnige Masse nieder, die nach und nach zunimmt und mitunter den ganzen Zellenraum einnimmt, theils füllen sie sich mit größeren und kleineren Kugeln. Aehnliche, aber mit feinkörniger Masse gefüllte Zellen entstehen später an der zur area vasculosa sich entwickelnden Stelle des Dotters. In der eigentlichen Dottermasse zeigen sich gelbe, mit Molekülen verschiedener Größe gefüllte Kugeln ohne nucleus, welche wahrscheinlich ebenfalls Zellen sind. Diese letzteren Zellen gehen in die Bildung des Embryoleibes nicht ein, vermindern sich aber an Zahl desto mehr, je mehr jener sich entwickelt, scheinen die Thätigkeit in den Zellen der Dotterhöhle zu unterhalten, und zunächst in eine fettartige Flüssigkeit, welche zwischen den Dotterkugeln sich befindet, aufgelöst zu werden, weßwegen sie dann nur die Bedeutung von Fettbläschen hätten.

Der Embryo bildet sich aus der Dottermasse anfänglich unmittelbar, dann mittelbar, so daß seine Genesis in zwey Perioden zerfällt: in die Entwicklung des Embryo direct aus dem Dotter, ohne Vermittlung des Blutsystemes, und in Entwicklung des Hühnchens aus dem Dotter durch Vermittlung des Blutsystemes.

Zuerst entsteht wie beym Frosche die Umhüllungshaut (früher Keimhaut) und dann, sobald diese einige Ausdehnung erhalten hat, das Central-Nervensystem, welches in einer abgelagerten Schichte von Zellen des Keimhügels besteht, durchsichtig, oval gestaltet ist, unten an die Umhüllungshaut sich

anlegt und von einer Furche (früher Primitivstreifen) in zwey Hälften getheilt wird. Die Furche erstreckt sich aber nicht ganz bis zum oberen und unteren Ende des Central-Nervensystemes, so daß dieses hier in gleichmäßigem Zusammenhange bleibt.

Als zweyte Zellenschichte des Keimhügels lagert sich unter voriger die membrana intermedia (früher Schleimblatt), welche in der Mittellinie mit dem Central-Nervensystem unzertrennlich zusammenhängt und dem Wirbelsysteme, Hautsysteme, Blutsysteme und zuletzt allen Gebilden, welche zunächst die Assimilation der Schleimhaut unterstützen, zur Anlage dient. Unter der Primitivfurche bildet sich die Chorda dorsalis als einfacher cylindrischer Strang mit allmählig verschwindenden Enden. Die membrana intermedia schlägt sich zur Kopfkappe um, und die Oeffnung ihrer deßwegen gebildeten Falte fällt in die Magengegend.

An die untere Fläche der membrana intermedia legt sich noch eine, und zwar die letzte Zellenschichte des Keimhügels zur Bildung der Schleimhaut an, welche sich aber nicht in den Kopftheil des Embryo hineinerstreckt. Mit ihrem Erscheinen schließt sich die erste Periode der Entwicklung ab, die erste Anlage des Embryo durch den Dotter ist vollendet, und nun beginnt die weitere Entwicklung.

Die Umhüllungshaut wächst allmählig um den Dotter herum, auf dessen Kosten allein sie sich vergrößert; die Anlagen des Central-Nervensystemes werden durch seitliche, leichte Einbuchtung in einen Hirn- und Rückenmarkstheil unterschieden, die beiden seitlichen Hälften streben sich von vorne nach hinten zu vereinigen, wobey die Primitivfurche umwachsen und zuletzt geschlossen wird, und an der seitlichen Gränze jeder Hälfte erhebt sich die Centralnervenmasse in Form eines Walles (Kämme der Rückenplatten), unter welchem das Wirbelsystem sich bildet.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. September.

Nro. 187. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Das Entwicklungsleben im Wirbelthierreiche ꝛc.

(Schluß.)

Die membrana intermedia übernimmt zweyerley Richtungen in ihrer Wirksamkeit: mit ihrem peripherischen Theile wird sie vermittelndes Glied bey der ferneren Entwicklung des Embryo aus dem Dotter, mit ihrem centralen aber wird sie vermittelndes Glied bey der weiteren Ausbildung des Embryo als eines gemeinschaftlichen thierischen Zellenorganismus für ein geschlechtliches Leben. Die Zellen der Cortical-Dotterschichte entwickeln in der area vasculosa junge Zellen, welche als Blutzellen an das Blut abgehen, andere Zellen derselben Masse aber kommen in die area pellucida und werden zur Ausbildung der gefäßlosen Schleimhaut verwendet. Das Herz macht während seiner Metamorphosen die Ortsveränderungen nicht, die man ihm bisher zuschrieb, sondern es bleibt fest an seinem Platze und der Embryo-Leib verändert seine Stellung zu ihm, dreht sich um dasselbe, wie um einen Mittelpunct; die Blutinseln und Blutbahnen entstehen erst in Folge der Contractionen des Herzens; Capillargefässe sind nicht vorhanden.

In der zweyten Periode, welche die Entwicklung des Hühnchens aus dem Dotter durch Vermittlung des Blutsystemes begreift, vollenden zwar Umhüllungshaut und Schleimhaut ihre Ausbildung aus dem Dotter gefäßlos und erhalten niemals Gefässe: aber die weitere Entwicklung der höheren Gebilde geschieht durch Vermittlung des Blutsystemes. Anfänglich kam alle Nahrung aus dem Dotter und in jeder Zelle lag Nahrungsstoff in der Form eines kugligen Inhaltes, aus welchem neue, junge Zellen entstanden; nun aber werden die Blutzellen Träger des Nahrungsstoffes, den sie aber nicht ausschwitzen, sondern von den Zellen in den Anlagen und Geweben durch selbstständige Assimilation aufnehmen lassen. Es existirt daher kein Kytoblastem, indem durch eine Art von generatio aequivoca die neuen Zellen entstanden; diese entstehen nur innerhalb der Höhle von Mutterzellen.

Diese Periode zerfällt in zwey Zeiträume, von denen der erste die Bildungsstufe umfaßt, welche der Verf. mit dem Larvenzustande des Frosches vergleicht, und wird characterisirt: durch die Wasserathmung (Aufnahme des zum Leben der Zellen nöthigen Sauerstoffes aus dem Eyweiß), Blutzellenbildung in der area vasculosa und die Wolff'schen Körper, als Ausscheidungsorgane des Blutsystemes. Außerdem fällt in diese Zeit die wesentliche Ausbildung des animalen und Darmsystemes. Der zweyte Zeitraum entspricht der Larvenmetamorphose. Sein Character ist: Luftathmung durch die Allantois, Blutzellenbildung durch die Leber und Ausscheidung durch die Nieren, Vollendung der Ausbildung des animalen und Darmsystemes, der Generationswerkzenge; Enthüllung des Hühnchens.

Die Beugung des Gehirns, welche im ersten Zeitraume hervortritt, entsteht nach des Verf. Erklärung dadurch, daß die erste Hirnabtheilung sich gegen die zweyte und dritte neigt, mithin alle drey sich mehr einander nähern; sie ist für die Entstehung des Gesichtes von großer Bedeutung. Ursache der Krümmung sind das Streben des Gehirnes, sich über den Kopftheil der membrana intermedia hinüber zu ziehen, und das Hervortreten der Großhirn-Zellen.

Das Amnion entsteht aus der membrana reuniens inferior, erhebt sich zuerst am Kopfe als erhabener Saum, welcher dann, nach aufwärts strebend, den durch die Krümmung des Embryo nach abwärts sich neigenden Kopf als Kopfscheide umfaßt. Wenn nun das Gehirn sich immer mehr entwickelt, so schiebt es sich immer weiter in die Kopfscheide hinein, so daß diese, da sie auch selber wächst, bald die ganze Kopfabtheilung des Embryo umhüllt. Unterdeß erheben sich im Umkreise der Bauchabtheilung ebenfalls die Amnionplatten, welche am hinteren Ende des Embryo sich zu einem, den Schwanz umgebenden Saum vereinigen, und die Schwanzscheide bilden. Diese wächst aber so selbstständig nicht wie die vorige; beide Theile vereinigen sich später, immer länger und dünner werdend, zum geschlossenen Amnion. Die Visceralplatten wachsen jetzt, an das Amnion sich haltend hervor, und dieses zieht sich, ihnen gleichsam den Weg zeigend, mit seiner Basis über die sich entwickelnden Eingeweide der Bauchhöhle herüber, wodurch ein immer mehr sich verengender Hautnabel gebildet wird. Im Amnionsacke wird der liquor amnii abgesondert, welcher in der Art, wie er das Volumen des Embryo vergrößert, dazu dienen mag, um die schwebende Stellung des letztern über dem Dotter und in dem im Dottersacke sich ansammelnden Fluidum zu erleichtern. Die Amnionsflüssigkeit ist als die allgemein unbrauchbare Substanz des animalen Systemes, die im Amnion abgelagert wird, zu betrachten; sie dient dem Amnion selber zur Nahrung, und entspricht der vor dem Erscheinen der Lymphgefässe unter der Haut der Frösche sich ansammelnden Flüssigkeit. — Die Entwicklung und Ausbildung der drey Visceralbogen zum Gesicht, zu den Gehörknöchelchen und zum Zungenbein kann nicht wohl in einem kurzen Auszuge wieder gegeben werden.

Die chorda dorsalis verhält sich beym Hühnchen auf ähnliche Weise wie beym Frosche: sie verkümmert von vorn an und das residuum des vordersten Endes erhält sich als glandula pituitaria. Sie scheint überhaupt keine genetische Beziehung zur Ausbildung der Wirbelsäule und der Schädelbasis zu haben.

Die Allantois entwickelt sich nicht aus der Schleimhaut, noch aus dem Darmsysteme überhaupt, sondern am hinteren Ende der Wolff'schen Körper durch Zellenwucherung aus der membrana intermedia in Form von zwey kleinen Erhabenheiten, welche erst bey weiterer Ausdehnung zu einem Bläschen verschmelzen. Sie umwächst nach und nach unter der Umhüllungshaut sich ausbreitend den ganzen Embryo; letztere aber bleibt noch lange Zeit äußere Hülle.

Die Leber bildet sich deutlich aus Zellen; die Gallenblase ist anfänglich solid, bekömmt erst später eine Höhle, theilt sich in zwey Hautschichten und tritt mit dem Darmkanale in Verbindung. Das Pankreas tritt beym Hühnchen von der Leber gesondert und erst später als diese auf, wächst aus dem Zwölffingerdarm hervor, steht aber mit der Höhle desselben anfänglich in keiner Verbindung. Die Lungen entstehen paarig, auf ähnliche Weise wie beym Frosche; zwey weiße Streifen, welche von ihnen bis zum dritten Visceralbogen hinauflaufen, verwachsen zur trachea. Der Darmkanal entwickelt sich auf ähnliche Weise, wie beym Frosche.

Das Eyweiß sammelt sich am Fundus der Nabelblase als weißgelbliche, dickliche Masse an und scheint durch eine Oeffnung der Nabelblase mit dem Dotter selbst zu communiciren.

Die Zellenhaut im Darmkanal erklärt der Verf. für eine von der Schleimhaut gänzlich verschiedene Membran, welche an der, dem Lumen des Darmes zugekehrten Fläche erst von der eigentlichen, assimilirenden, gefäßlosen Schleimhaut umkleidet ist.

Ref. hat in obigen Zeilen nur die hervorstechendsten Stellen aus Reichards Werk im Auszuge mitzutheilen gesucht, mußte aber dabey vieles, nicht minder Interessantes übergehen, da es im Auszuge nicht klar genug sich wieder geben läßt. — Wenn man die vorliegenden Resultate überblickt, so muß man eben wieder die Schwäche des menschlichen Geistes beklagen, welcher so leicht übersieht, was vor seinen Blicken liegt, und ein und denselben Gegenstand heute so und morgen anders erkennt; man muß insbesondere das Schicksal der Physiologie beklagen, in welcher nun immer der folgende Tag die am vorhergegangenen mühsam errungenen Kennt-

nisse als Irrthümer darstellt — demungeachtet aber kann es, von einem minder beschränkten Standpunkte aus betrachtet, nicht anders als erfreulich seyn, daß in unsern Tagen eine so bedeutende Anzahl tüchtiger Männer den mühsamen Forschungen über Physiologie mit aller Liebe und Hingebung sich widmet, und selbst die Irrthümer haben etwas Tröstliches: denn nur über sie geht der Weg zur Wahrheit, der man desto näher ist, je mehr man geirrt hat. Wie fest war man, seitdem Pander seine Beobachtungen bekannt gemacht hatte, überzeugt, daß der ganze Embryoleib sich aus der Keimhaut herausbilde, und nun ist ihre Existenz in dieser Weise gänzlich geläugnet; wie klar wußte man die Ausbildung der Kämme der Rückenplatten zu den über das Rückenmark sich wölbenden Theilen zu demonstriren, und nun sind sie das Rückenmark selber; ja, konnte es wohl etwas Evidenteres geben, als daß Galle und pankreatischer Saft im Digestionsprozesse die wichtigste Rolle spielen, daß durch diese Flüssigkeiten der Chylus vom Chymus abgeschieden werde, den man in weißen Flecken und Streifen erst dann auftreten sah, wenn die Galle mit dem Speisebrey sich gemischt hat — und jetzt wird die Galle ein Excrement der blutbereitenden Leber, das der außer aller organischen Verbindung stehenden Schleimhaut des Darmkanales zur Nahrung dient!!

Christian Wolff's eigene Lebensbeschreibung. Herausgegeben mit einer Abhandlung über Wolff, von Heinrich Wuttke. Leipzig 1841. 208 Seiten 8.

Die Lebensbeschreibung, aus der Handschrift abgedruckt, welche die Milichische Bibliothek zu Görlitz besitzt, ist nicht eben reichhaltig, hat aber durch den Herausgeber schätzbare Zugaben aus andern Quellen erhalten, worunter der größtentheils ungedruckte Briefwechsel des Grafen von Manteuffel mit W. (auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig) die bedeutendste ist.

Es sind jetzt hundert Jahre seit W. mit großen Ehren von K. Friedrich II. in Halle wieder eingesetzt

wurde, das er auf Befehl König Friedrich Wilhelms I. im J. 1725 binnen 48 Stunden „bey Strafe des Stranges“ hatte räumen müssen. Den Anlaß zu diesem beyspiellosen Befehle, der um so unerwarteter kam, weil nicht lange zuvor einem Gegner W's Stillschweigen durch die Regierung auferlegt war, giebt W. so an:

„Weil der König zu wissen verlangte, was denn das Fatum für ein Ding wäre, das die Theologi so gefährlich beschrieben, und den bekannten Paul Gundling, der schon instruiret war, darum fragte . . . , gab dieser zur Antwort . . . . Wenn einige große Grenadiere in Potsdam durchgingen, so wollte das fatum haben, daß sie durchgehen müßten und könnten sie nicht widerstehen und der König thäte Unrecht wenn er sie bestrafen wollte. Da nun der König fragte, ob ich dieses lehrte, und er mit Ja antwortete . . . . zu derselben Zeit aber eben viele zugleich durchgegangen waren, so ergrimmete der König auf einmal und ertheilte die fatale Cabinets-Ordre.“ S. 195.

Zehn Jahre nachher hatte sich dieser Zorn so gelegt, daß W. eingeladen wurde, von Marburg, wo er mit großem Beyfalle lehrte, nach Halle zurückzukehren. Damals folgte er dem Rufe nicht, aber seine mächtigen Gönner in Berlin wirkten zu seinen Gunsten fort. Eine zur Prüfung seiner Lehre niedergesetzte Commission that den Ausspruch, in W.s Schriften seyen die Irrthümer nicht zu finden, die ihm beygemessen würden. Die Gegner ließen sich zwar dadurch nicht abschrecken; ein Brief von W. an den Gr. Manteuffel vom J. 1738 zeigt ihre weitreichende Geschäftigkeit.

„Hr. Lange giebt sich alle Mühe um an einigen Orten Theologos aufzubringen, die auf Befehl ihrer Obern wider meine Philosophie eine Sentenz fällen sollen, damit er dieselbe dem Spruche der Berlinischen Commission entgegensetzen kann. Es hat in dieser Absicht unlängst der Kanzler zu Tübingen Hr. D. Pfaff auf dem Landtage die Sache proponiret, in Hoffnung um so viel eher einen widrigen Spruch per majora zu erhalten, weil daselbst die Bürgermeister aus den Städten und die Beamten mit erscheinen, die keinen Verstand davon haben. Es ist ihm aber nicht gelungen. Da nun künftig im Junio die Decani im Anspachischen

ihren Conventum haben werden, und ihnen anbefohlen worden, bey demselben auch ihre Gedanken über meine Philosophie zu eröffnen, so vermeynet er hierum so viel gewißer zu reufsiren, weil unter ihnen der vorige Schul-Rector in Anspach Oeder ist, der sehr heftig sich bisher gegen dieselbe bezeiget, und der Decanus von . . . der vor diesem in Halle unter mir studiret, nach diesem aber aus Hochmuth dahin verfallen, daß er ein Chef von einer neuen Sekte seyn will." S. 54.

Allein W. wußte sich in der Gunst des Königs dadurch noch fester zu setzen, daß er ihm seine Philosophia practica universalis dedicirte. Darauf erfolgte ein Cabinetsbefehl, der den Candidaten des Predigtamts das Studium der Wolfischen Philosophie zur Pflicht machte, und eine wiederholte Aufforderung an W., in den preußischen Dienst zurückzukehren. Nur weil der Ruf nach Frankfurt an der Oder, nicht nach Halle, ging, trug W. Bedenken ihn anzunehmen; ein Bedenken das bald nachher durch den folgenden Monarchen schnell gehoben wurde.

Als Schriftsteller glaubte W. selbst ungleich mehr wirken zu können denn als Lehrer. Das bekannte er mit etwas zu großer Offenheit in seinem ersten Programme zu Halle nach seiner Rückkehr. Durch seine Schriften, sagte er da, gedenke er professor universi generis humani zu seyn. Dieß war nicht sein eigner Einfall, sondern eines Franzosen, wie man aus einem Briefe an den Gr. Manteuffel von 1740 ersieht.

„Der Hr. Hofrath Iarriges, welchem ich, weil es gewiße Umstände so fügten, geschrieben hatte, daß M. de Gua de Malves mich le premier maître de l'Europe und andere Franzosen le professeur du genre-humain genannt, und es ohne mein Vorwissen weiter communiciret, schreibet mir, daß es auch Ihro Königl. Hoheit zu Ohren kommen, höchstdieselben dadurch sehr charmiret worden. Wenn es sich schicken wollte, könnte noch mehreres dergleichen anführen." S. 72.

W. hatte Schüler und Bewunderer in ganz Deutschland, in England, Holland, Frankreich und Italien. Kein Philosoph nach ihm ist zu einem so ausgebreiteten Rufe und Beyfalle gelangt. Jetzt sind seine zahlreichen Schriften, die gepriesene Quelle der damals „jetzigen Philosophie" insgesammt vergessen; wenigstens wird Niemand mehr sich rühmen, sie gelesen zu haben; und was noch zuweilen daraus angeführt wird, sind Probestücke der mathematischen Methode, zur Ergötzlichkeit beygebracht.

Nicht zwar jenen Ruf und Beyfall, aber seine Vergänglichkeit zu erklären, können einigermaßen zwey kleine Notizen dienen. W. hatte zu seiner Kraft oder vielleicht nur zu seiner Methode so viel Zutrauen, daß er nicht, gleich Anderen, nöthig fand, Werke seiner Vorgänger in das seinige aufzunehmen.

„In Metaphysicis, Moralibus und Politicis fragte ich nicht viel nach Büchern, sondern ich machte vor mich in jeder Disciplin einen Aufsatz." S. 140.

Allein W. war kein Feuergeist. Sein Lobredner, Baumeister, schreibt über ihn 1742 an einen Vertrauten:

„Ich habe kaum einen solchen phlegmaticum Zeit Lebens gesehen." S. 103.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. September.

Nro. 188. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Plantae javanicae rariores, descriptae iconibusque illustratae, quas in insula Java annis 1802 — 1818 legit et investigavit Thomas Horsfield M. D.; e siccis descriptiones et characteres plurimarum elaboravit Joannes J. Bennet; observationes structuram et affinitates praesertim respicientes passim adjecit Rob. Brown. Londinis apud Gul. H. Allen et socios. 1838 — 40. 4. VIII. et 196 cum tab. XL.

Die Krone der holländischen Kolonien, Java, durch seine Lage so wie durch den Reichthum seiner Production dazu berufen, mit der Zeit der Mittelpunkt des großen indischen Archipelagus zu werden, hat von jeher die Aufmerksamkeit der Politiker, der Kaufleute und der Naturforscher in gleichem Maaße auf sich gezogen, wobey Reibungen aller Art, offen mit dem Schwerte geführt oder heimlich in Ränken ausgesponnen, nicht ausblieben. Uns wird indessen hier nur das angenehme Geschäft zu Theil, die friedlichste ja durchaus friedliche und uneigennützige Seite des Getriebes hervorzuheben, indem wir von den Leistungen zu sprechen haben, in welchen zwey große Seemächte auf diesem Boden in Beziehung auf Naturforschung sich begegnen und ablösen. Es gereicht Holland zu großer Ehre, daß es in keiner Zeit und in keiner seiner Kolonien vergaß, auf die Kenntniß der natürlichen Produkte der erworbenen Länder sein Augenmerk zu richten. Es dient aber England zu nicht geringerem Ruhm, daß es, wo Waffenglück oder Verträge ihm die Besitzthümer des Nebenbuhlers einräumten, auf demselben Pfade weiter gieng und das bereits Geleistete ergänzte und steigerte. In Java trat im neunzehnten Jahrhundert der eigenthümliche Fall ein, daß beyde Nationen binnen wenigen Jahren im Besitze des Landes wechselten. Bis zum Jahre 1810 war die Insel ein durch Jahrhunderte vererbtes Eigenthum der Holländer. By right of conquest, wie der Verf. oben genannten Werkes selbst sagt, fiel sie zu dieser Zeit an England und war dessen Kolonie bis 1817, wo sie ihrem alten Besitzer zurückgegeben wurde. Was während der englischen Occupation für Naturgeschichte geleistet wurde, verdient allen Dank, wir dürfen unter andern nur an die mit großen Opfern verbundenen Bemühungen Sir Stamford Raffles erinnern. Auch das vorliegende Werk datirt sich aus dieser Periode, denn obgleich Dr. Horsfield bereits im Jahre 1802 unter den Auspicien der holländischen Regierung seine Untersuchungen über die Arzneygewächse der Javaner begann, so fallen doch seine eigentlichen botanischen Forschungen hauptsächlich in die Periode des englischen Gouvernements. Auf seinen vielen Reisen brachte er der später in England vorgenommenen genauen Prüfung zufolge 2196 Pflanzenspecies zusammen, deren Bearbeitung anfangs R. Brown übernahm. Da sich dieser aber später durch mannigfache Arbeiten vielfach gehindert sah, so wurde die Redaktion seinem Assistenten am Herbarium des britischen Museums, Hrn. J. J. Bennett übergeben, und R. Brown begnügte sich, zu einzelnen Pflanzen Anmerkungen, wie gewöhnlich von hohem wissenschaftlichen Interesse, beyzufügen. Wir werden dieselben nach und nach in Auszügen hier mittheilen. Für heute indessen begnügen wir uns, etwas ausführlichere Notizen aus vorliegendem Werke in Verbindung mit Blume's Rumphia über die javanischen Giftbäume zu geben, deren Naturgeschichte so lange Zeit in Dunkel und Fabeln gehüllt war.

Die ersten Nachrichten über den macassarischen Giftbaum auf Celebes datiren sich schon in das sechszehnte Jahrhundert zurück. Nach Hrn. Bennett wäre De Bry der erste, der desselben Erwähnung thät. Nach ihm gaben Herbert, Bontius, Herport, Saar, Tavernier ausführlichere Notizen, welche sich jedoch größtentheils nur auf die Wirkung des Giftes beschränkten, die so furchtbar geschildert wird, daß die geringste Quantität desselben in die Blutmasse aufgenommen nicht allein schleunigen Tod bewirke, sondern daß eine halbe Stunde später das Fleisch bereits so in Fäulniß übergehe, daß es sich von selbst von den Knochen löse. In den Philosophical Transactions von 1666 wird die Frage aufgeworfen, ob wirklich menschliche Exkremente innerlich genommen das einzige Gegengift gegen die Wirkungen des Ipo oder Upas seyen, was damals allgemein behauptet wurde. Die erste Beschreibung des Baumes giebt Neuhof im Jahre 1682. So fürchterlich diese älteren Schriftsteller aber auch das Gift darstellen, so sind ihre Berichte doch noch frey von den monströsen Fabeln, welche spätere Autoren darüber mittheilen. Sie lassen z. B. die Eingebornen den Milchsaft ohne Beschwerde in kleine Röhren auffassen, welche in die Rinde gestossen werden. Zu Ende des 17. Jahrhunderts behauptet aber Gervaise schon, daß das bloße Anrühren oder Beriechen des Giftes schon tödtlich werden könne, und bey Camel (im Jahre 1704) kömmt bereits die Fabel vor, daß die Ausdünstung des Baumes alles Lebende auf eine beträchtliche Strecke rings um ihn her vertilge und daß Vögel, welche sich auf ihn setzen, sterben, wenn sie nicht gleich darauf Krähenaugen fressen, wodurch sie zwar bey Leben bleiben, aber dennoch alle Federn verlieren. *) Nun entstand auch die Sage, daß das Sammeln des Giftes lediglich Verbrechern übertragen sey, welche das Leben verwirkt haben, und straflos werden, wenn sie ihr Geschäft glücklich vollenden. Nur der in allen Dingen klar sehende Kämpfer fügt der Erzählung dieser Fabeln die Frage bey: Quis autem quidquam ex Asiaticorum ore referat, quod figmentis non implicetur? Die erste Abbildung giebt Rumphius (die Valentynsche ist nur verkleinerte Kopie). Er bezeichnet als Vaterland des Baumes ausser Celebes auch Sumatra, Borneo und Bali, und giebt Nachrichten über die Bereitung des Giftes und die üblichen Gegengifte, deren Mittheilung man hauptsächlich den Weibern der Eingebornen theils durch Schmeicheleyen, theils durch die Tortur abgezwungen hatte. Auch findet sich bey Rumphius die erste Andeutung, daß es mehrere Giftbäume gebe, denn er unterscheidet einen männlichen und weiblichen Antsjar und überdieß das Upas Radja, welches er freylich nur für in der Bereitung verschieden hält.

Die größte Masse von Lügen über den Giftbaum brachte erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts der holländische Wundarzt Försch zu Markt. Sein Brief über denselben erschien nach Blume bereits 1781, nach Bennett erst 1788 in dem London Magazine, wurde nach und nach in fast alle europäischen Sprachen übersetzt, und der Inhalt in alle Handbücher aufgenommen. Ganz im entgegengesetzten Sinne berichteten die Komissäre der batavischen Societät Van Rhyn und Palm im Jahre 1789, indem sie nicht allein Försch's Lügen zurückwiesen, sondern sogar die Existenz eines Giftbaumes auf Java förmlich in Abrede stellten. Fast auf gleiche Weise äußern sich Stanton, Barrow und Labillardière. Deschamp dagegen, der sich mehrere Jahre in Java aufhielt, sagt, daß der Upas im Districte von Palambang nicht selten vorkomme, daß aber seine Nachbarschaft nicht gefährlicher sey, als die jeder andern Giftpflanze. Die Fabeln über seine todbringende Atmosphäre seyen durch die Miasmen in den sumpfigen Niederungen, wo er häufig vorkomme, entstanden. Endlich erschien im Jahre 1810 Leschenault's Abhandlung über Strychnos Tieute und Antiaris toxicaria, welche der bisherigen Ungewißheit ein sicheres Ende machte, indem die beyden so oft verwechselten Giftbäume nach ihren Gattungen systematisch bestimmt und erläutert wurden. Bald nachher wurde auch

*) Schon früher hatte Argensola (Conquista de las Islas Molucas) von einem Baume berichtet, in dessen Nähe Jeder einschlafe und sterbe, wenn er von der Westseite darauf zugehe, während die von der Ostseite sich Nähernden gerade durch den Schlaf von der tödtlichen Wirkung befreyt blieben.

durch Magendie, Delille, Brodie u. A. die Beschaffenheit und Wirkung des Antjar-Giftes genau untersucht, und in verschiedenen Gesellschaftsschriften beschrieben.

Aus den Nachrichten von Dr. Horsfield theilen wir nun nachfolgende Notizen mit, welche sich hauptsächlich auf den ihm am Meisten bekannt gewordenen Antjar beziehen.

Der Gebrauch vergifteter Waffen scheint über alle Sunda-Inseln verbreitet. Man bedient sich zweyer verschiedener Gifte; das eine, welches am schnellsten wirksam seyn soll, kömmt von dem Milchsafte des Tshettik oder Strychnos Tieute Lesch., das andere von dem Ipo, Hypo oder malayisch Upas, auf Java Antiar, Antiaris toxicaria Lesch. Letzterer kömmt in den dichtesten Wäldern der feuchten Niederungen von Celebes, Borneo, Sumatra, Java u. s. w. nicht selten vor, und ist einer der größten und stattlichsten Bäume mit cylindrischem völlig gerade und schaftrein bis zu einer Höhe von 60 — 80 Fuß aufwachsendem Stamme. Nur am Grunde ist er stark spanrückig oder mit starken flügelartigen Holzvorsprüngen besetzt, wie bey Canarium und andern tropischen Waldbäumen. Die weißliche und etwas rissige Rinde ist bey alten Bäumen über 1/2 Zoll dick. Aus ihr quillt bey Verletzungen der giftige Milchsaft in großer Menge. Beym Austritt ist er gelblich oder von jungen Bäumen weiß, milchartig, aber dicker, kleberig und etwas schäumend, an der Luft wird er braun. Er ist nur in der Rinde enthalten. Der Bast ist dichtfaserig, wie bey Morus papyrifera und gleicht von der äußern Rinde und andern Anhängseln gereinigt einer groben Leinwand. Man verwendet ihn zu dauerhaften Stricken, und die arme Volksklasse verfertigt aus dem der jüngern Bäume, welcher leichter zu verarbeiten ist, eine Art groben Zeuges zu Kleidern bey der Feldarbeit. Doch muß der Bast sorgfältig gebrochen, gewaschen und vor dem Gebrauche lange Zeit in Wasser geweicht werden, denn selbst wenn er ganz gereinigt erscheint, veranlaßt die daraus gefertigte Kleidung den Leuten, welche sie tragen, bey starkem Regen oft noch ein unerträgliches Hautjucken, wahrscheinlich von einem geringen Ueberreste des Gummi's, welches die wesentliche giftige Substanz des Baumes ausmacht. Auch sollen Mützen aus diesem Zeuge gefertigt, bey längerem Gebrauche die Haare ausfallen machen. Der frische Saft erregt auf der Haut Ausschläge und Geschwülste, wie der von Rhus radicans, die Ausdünstung einer größeren Saftmenge leichte Hitze und Jucken in den Augen. Die Eingebornen fürchten sich deßhalb zum Theil, den Baum zu fällen.

Die halbkugelige etwas unregelmäßige Krone des Antiar, die in einer Höhe von 60 — 80 Fuß beginnt, besteht aus wenigen starken fast horizontalen, unregelmäßig gekrümmten und abermals verzweigten braunrindigen Aesten. Das Holz ist weiß, leicht und schwammig. Die Blätter sind aus herzförmiger Basis länglich-elliptisch, 6 — 8 Zoll lang, kurzspitzig, oben glänzend dunkelgrün unten blasser, beyderseits von kurzen, Borsten rauh. Sie fallen Anfangs Juny ab, und erscheinen wieder mit den Blüthen. Die männlichen Blüthen stehen in erbsengroßen dichten Köpfchen, welche von einer zerschlitzten Hülle umgeben sind. Blume 4 blätterig, Staubgefässe 4 ohne Spur eines Fruchtknotens. Weibliche Blumen einzeln, doch auf denselben Aesten mit den männlichen. Blume fehlt, Fruchtknoten mit der Hülle verwachsen, einfächerig mit einem hängenden Eye. Narben zwey, die Steinfrucht oval, einen halben Zoll lang, fleischig, seidenartigfilzig. Die stärksten Stämme, welche Dr. Horsfield sah, hatten am Grunde mit den Flügeln über 10, oberhalb derselben 3' Durchmesser.

Wie alle Bäume des Urwaldes ist der Antjar immer dicht von Stauden und Kräutern umwachsen; nie sah Horsfield den Boden um ihn her kahl. Windende und kletternde Gewächse in kräftigster Gesundheit wuchern an ihm in die Höhe und strafen die alten Fabeln Lügen.

Die Zeit, in welcher das Gift seine tödtliche Wirkung äußert, ist verschieden nach der Stelle des verwundeten Gefässes und der Quantität des Saftes, und wechselt zwischen 12 und 30 Minuten. Die nach und nach erscheinenden Symptome sind Zittern und Schauern der Extremitäten, Unruhe, Sträuben des Haares, Entleerungen der Gedärme,

Schwäche und Mattigkeit, leichte Krämpfe und Zuckungen, beschleunigtes Athemholen, vermehrter Speichelfluß, krampfhaftes Zusammenziehen der Brust- und Abdominal-Muskeln, Erbrechen, zuletzt der Exkremente, schaumiges Brechen, gänzliche Erschlaffung, heftige und anhaltende Zuckungen, Tod. Manchmal stellen sich schon gleich nach dem vermehrten Speichelfluß Convulsionen und schneller Tod ein. Die größte Zahl der Versuche wurde an Hunden gemacht. Eine Maus starb in 5, ein Affe in 7, eine Katze in 15 Minuten, ein starker Büffel in 2 Stunden 10 Minuten, obgleich in diesem Falle nur wenig Gift in die Wunde gelangte. Im Magen eines Hundes brachte das Gift anfänglich fast dieselben Symptome hervor, wie bey unmittelbarer Mittheilung an die Blutmasse, doch erholte sich das Thier nach einigen Stunden wieder, nachdem der Magen durch heftiges Erbrechen völlig entleert war. Das Fleisch der mit Antjar-Gift getödteten Thiere kann aber ohne allen Schaden genossen werden.

Die Sektion der getödteten Thiere zeigte alle großen Gefäße der Brusthöhle, sowie die Lunge übermäßig mit Blut angefüllt. Weniger war dieses bey den Gefässen des Unterleibes der Fall. Dagegen war das Gehirn nur wenig angegriffen, ganz im Gegentheil von der Wirkung des Tschettik (Strychnos Tiente), welche noch viel rascher und heftiger eintretend vermöge des von Pelletier und Caventon nachgewiesenen Strychnins hauptsächlich Gehirn und Nerven in den heftigsten Entzündungs-Zustand versetzt, auf Brust- und Bauchhöle aber fast keinen merklichen Einfluß ausübt. Das Urari oder Urara-Gift des tropischen Amerika's, welches nach Schomburg ebenfalls von einem Strychnos gewonnen wird, scheint mit dem des Tschettik Aehnlichkeit zu haben.

Im natürlichen Systeme stellt R. Brown die Antiaris in der Familie der Urticeae zwischen Brosimum Swartz und Olmedia Ruiz et Pavon. Außer der sundaischen Art existirt eine zweyte, A. macrophylla, als ein mannshoher Strauch in Australien, und eine dritte, Antiaris innoxia wird von Blume (Rumphia p. 171. t. 54.) beschrieben. Sie wächst auf Timor und Celebes. Ihre Milch ist unschädlich.

Wir reihen diesen Bemerkungen des Dr. Horsfield einen Auszug aus Blume's Abhandlung über denselben Gegenstand (Rumphia p. 46 seqq. an, welche zwar früher erschien als die oben erwähnte Arbeit, aber sich dennoch auf spätere und viel detaillirtere Beobachtungen stützt.

Nach Blume wurde das Gift in früheren Zeiten vorzüglich angewendet, um, wie im tropischen Amerika, ganz kleine und dünne Pfeile zu vergiften, welche aus Blasrohren von Diospyrosholz geschossen wurden, und diese Waffe wurde den Holländern in ihren Kriegen mit den Eingebornen oft verderblich genug. Seit der Verbreitung des Feuergewehres hat auf Java der Gebrauch derselben völlig aufgehört, nur die wildesten Völker in den Gebirgen von Borneo, Celebes und an den Küsten von Neu-Guinea bedienen sich noch vergifteter Pfeile. Jagdpfeile werden nur am zugespitzten Ende vergiftet; Kriegspfeile haben dagegen eine abgesonderte, leicht sich ablösende, aus einem Zahn oder Knochen u. s. w. gefertigte Spitze, welche jedesmal in der Wunde zurückbleibt und somit sichern Tod zur Folge hat.

Im Malayischen heißt das Gift Upas, bey den eigentlichen Javanern Antjar oder Antsjar, auf Celebes und den Philippinen Ipo oder Hipo; Upas und Ipo heißen Gift, Pohon Baum, daher Pohon-Upas Giftbaum. Das Gift des Strychnos Tiente wird mit dem Namen Upas Radja (Fürstengift) als das gefährlichste ausgezeichnet. Wir gehen nicht nochmals in das Detail der Fabeln früherer Schriftsteller ein, welche auch Hr. Blume der historischen Vollständigkeit wegen aufzählt, müssen aber einige Thatsachen daraus nachtragen, welche er selbst bestätiget. So erscheint ihm nicht unbegründet, daß die kleinen malayischen Fürsten früher Verbrecher mit Antjargift hinrichteten, oder auch Versuche an ihnen machten, um Gegengifte zu finden, oder um zu erfahren, ob durch schleunige Amputation des verwundeten Gliedes (z. B. einer Fußzehe) die Wirkung aufgehoben werden könne, welche Versuche jedoch fast immer erfolglos waren.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. September.

Nro. 189. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Plantae javanicae rariores, descriptae iconibusque illustratae, quas in insula Java annis 1802 etc.

(Schluß.)

Im Widerspruche mit Dr. Horsfield bestätigt er die äußerste Scheue der Javaner, dem Baume nahe zu kommen, ihn zu besteigen, oder gar zu fällen und führt aus Leschenault und aus eigener Erfahrung Fälle an, wo schon das Erklettern des Baumes, um blühende Zweige zu holen, Einzelnen heftige Krankheitsanfälle mit Aufschwellen des ganzen Körpers, anhaltendem Erbrechen, brennenden Augenschmerzen u. s. w. zuzog, während Andere völlig verschont blieben. Referent hat ähnliche Fälle mit dem viel minder giftigen Rhus radicans erfahren. Ein Taglöhner, welcher im botanischen Garten zu München die Wurzeln des Strauches rodete, litt 14 Tage lang auf dieselbe Weise an erysipilöser Geschwulst des ganzen Körpers, einem Andern, welcher die Wurzelstücke auf dem bloßen Arm fortrug, blieb der Arm mehrere Tage lang geschwollen, während Referent selbst sich öfters ohne Nachtheil mit dem Safte die Außenseite der Hände und die Arme einrieb. Aus Furcht vor den Folgen des Fällens lassen die Javaner auch den Antsjar stehen, wenn sie zu neuen Plantagen den Wald roden, und man findet ihn deshalb nicht selten völlig vereinzelt in Kaffeepflanzungen u. dgl. Einen auf solche Weise aus Furcht verschonten Baum bildet Blume auch ab.

Die Hauptquelle der Fabeln, welche über die tödtliche Nachbarschaft des Antjar, über die Verödung seiner Umgebung u. s. w. so lange in Umlauf waren, findet Hr. Blume, wie auch schon früher vermuthet wurde, in den Wirkungen vulkanischer Thätigkeit, welche in den Inseln des indischen Archipelagus allenthalben eine so große Rolle spielt. Hier sind außer wirklichen Vulkanen auch Schlamm-Vulkane *), heiße Mineralquellen aller Art, manche darunter eine große Quantität Schwefelsäure führend, andere eine Menge Silicium enthaltend und nahe stehende Bäume versteinernd, oder Alaun und fein vertheilten Schwefel führend und davon milchweiß, allenthalben zu finden. Eben so trifft man an manchen Orten dicht an einander gestellt hohle Gypskegel 3 — 5′ hoch, aus deren Gipfel beständig heisses oder kaltes Wasser sprudelt, welches mit seinen Sedimenten die Kegel fortwährend vergrößert. Große Strecken Landes sind durch die Wirkungen solcher vulkanischer Phänomene verödet. Noch grauenhafter und wahrhaft wie die Hoflager des Todes erscheinen aber die manchmal ausgedehnten Lokalitäten, wo tödtliche Gasarten (schwefelichte Dämpfe und kohlensaures Gas) aus dem Boden steigen und jedes Leben vernichten. Unbeschreiblich, sagt Blume, ist das Grauen, womit man aus dem Dickicht

*) Der Raum gestattet uns nicht, ausführlicher von den Schlamm-Eruptionen des Berges Galungung zu sprechen, welche am 8. und 12. October 1822 die Umgegend auf 40 englische Quadratmeilen in eine Wüste verwandelten, 40 — 50 Fuß tiefe Thäler ausfüllten, Flüssen ein anderes Bett anwiesen, und mehr als 11000 Menschen das Leben kosteten. Unzählige Zugochsen gingen dabey zu Grunde, 3000 Acker Reisfeld und gegen 800,0000 Kaffebäume wurden zerstört. Weder Feuer- noch Licht-Erscheinung außer häufigen Blitzen in der Rauchwolke, womit der Ausbruch begann, war dabey bemerkbar.

des Urwaldes vorschreitend, solche Orte unversehens betritt, wo keine Spur eines Pflanzenwuchses sich zeigt und allenthalben zerstreute Thierskelete, selbst von Tigern, und ganze Haufen getödteter Insekten die Namen Todesthal, Giftthal bewähren, womit die Eingebornen diese Lokalitäten bezeichnen. Menschen können übrigens wegen der Schwere der Gasarten, die unmittelbar am Boden haften, ohne Gefahr solche Stellen passiren, wenn sie sich nicht bücken. Diese Wirkungen dieser tödtlichen Dünste wurden unstreitig früher auf den Giftbaum übergetragen, so wie allenfalls noch jetzt im Himalaja die Eingebornen das erschwerte Athemholen auf den Alpenpässen von 15 — 18000 Fuß Höhe den Ausdünstungen giftiger Kräuter zuschreiben.

Ueber die Bereitung des Giftes sagt **Blume** folgendes. Der Milchsaft wird entweder frisch verwendet oder man bewahrt ihn in Bambusrohren eingedickt bis zur Verwendung, wo er dann in heißem Wasser wieder aufgelöst wird. Dann zerreibt man sorgfältig auf einem Stein frische Kontsjor- (Kaempferia Galanga), Pangley- (Zingiber Cassumunar), und Nampoh- (Aroidea) Wurzel nebst Knoblauch und Zwiebeln, von jedem ungefähr 2 Drachmen, und vermischt den ausgepreßten Saft mit 6 — 8 Unzen Antsjar-Milch in einem irdenen Gefässe. Einige setzen noch andere fein zerriebene Wurzeln von Scitamineen z. B. von Alpinia malaccensis der Flüssigkeit zu. Sodann wird eine halbe Unze sehr fein gestossenen schwarzen Pfeffers zugeschüttet und mit einem Stäbchen umgerührt. Nun legt man ein einziges frisches Samenkorn des spanischen Pfeffers (Capsicum fruticosum) mitten auf die Flüssigkeit, welche davon heftig aufbraust und das Samenkorn eine Minute lang hin und her wirft. Wenn die Unruhe sich gelegt hat, wird der Same herausgenommen, nochmals Pfeffer zugesetzt und ein neues Samenkorn aufgelegt, welches schon geringeres Aufbrausen erregt. So wird fortgefahren, bis keine weitere Unruhe mehr entsteht, worauf das Gift fertig ist. Unstreitig liegt etwas Fabelhaftes in dem wiederholten Aufbrausen, merkwürdig ist aber, daß von der Bereitung des amerikanischen Urari Giftes ganz Aehnliches erzählt wird. Auf Borneo wird der Saft des Antsjar mit dem dem Tshettik vermischt und dadurch seine Wirksamkeit noch gesteigert. Der Zusatz der oben angegebenen heftig reizenden Substanzen scheint nur in so ferne von Einfluß, als solche auf die Blutmasse erregend wirken und die Verbreitung des Giftes beschleunigen. Mit der Zeit verliert das Gift, wenn es nicht sorglich bewahrt wird, viel von seiner Wirksamkeit. Das wesentliche Princip desselben, das Antiarin, wie **Blume** es nennt, scheint deshalb flüchtig und in dem Milchsaft nur unvollständig gebunden zu seyn. Die engen Wunden, welche von den kaum eine Nadel starken Blasrohrpfeilen herrühren, sind viel gefährlicher als die von großen Geschossen, welche durch starke Blutungen das Gift oft gleich wieder ausstossen. Die Symptome und Folgen der Vergiftung schildert **Blume** wie **Horsfield**. Hauptsächlich wird das Gefäßsystem ergriffen und das Blut in den Adern der Brusthöhle angehäuft. Brechmittel sollen in einigen Fällen gute Dienste geleistet haben und deshalb in früheren Zeiten menschliche Excremente innerlich verordnet worden seyn. Auch die Wurzel von Crinum asiaticum, noch mehr aber von Ophioxylon serpentinum L. werden empfohlen.

Strychnos Tieuté, welcher das Upas Radja liefert, kömmt nur in den dichtesten Urwäldern vor, welche die bisher fast unzugänglichen Gebirge des innern Javas bedecken. Wir bedauern, daß wir hier den Lesern nicht Hrn. **Blume**'s meisterhafte Schilderung dieser riesenhaften Vegetation und der Schwierigkeiten, womit ihr Besuch verbunden ist, ausführlich mittheilen können. Wie die Pforten des Allerheiligsten sind alle Zugänge zu diesen Wäldern versperrt und bewacht. Mit Feuer und Axt muß man die undurchdringlichen Gebüsche der Schlingpflanzen öffnen, welche den Saum umschließen. Mit Stacheln, Dornen, schneidigen Blättern, welche wie Messer verwunden, weisen andere Gewächse den Eindringling sogar angreifend zurück, wobey vorzüglich mehrere Nessel-Arten zu fürchten sind, deren Verletzungen temporäre Lähmungen der Extremitäten, Anlaufen der Achseldrüsen, und erysipilöse Geschwulste zur Folge haben. Aeußerst schmerzhaft ist zugleich der Biß großer schwarzer Ameisen, welche in großer Menge diese Dickichte bewohnen. Auf diese Hindernisse folgen noch dichte Verhaue von Bambusgebüschen, deren armsdicke

und bis 50 Fuß hohe Stämme durch ihren faſt glasharten Ueberzug (aus Kieſelerde) ſelbſt der Axt widerſtehen. Hinter dieſen erſt öffnen ſich die majeſtätiſchen Dome der eigentlichen Urwälder des Gebirgs, welche, wenn gleich überall unendlich mannigfach in ihren Produktionen, von Blume nach den vorwiegenden Pflanzenfamilien in mehrere Gürtel oder übereinander liegende Regionen der Leguminosen, Artocarpeen, Rubiaceen und Amentaceen getheilt werden. Aber beſonders die unteren Lagen dieſer Zauberwälder ſind nicht ſo öd und ſchweigſam wie in Amerika. Eine Menge der verſchiedenſten Thiere belebt ſie als würdige Staffage der koloſſalen Vegetation, und erſt in den höheren Regionen tritt das animaliſche Leben zurück und überläßt den alleinigen Beſitz bey 10—11000 Fuß Höhe der Alpenflora, welche in dem Erſcheinen europäiſcher Gattungen, Rhododendron, Vaccinium, Swertia, Viola, Gentiana, Ranunculus wehmüthig an die ferne Heimath erinnert. In den niedrigeren Lagen dieſer Wälder, in der Region der Leguminoſen und Artocarpeen wächſt der gefährliche Strychnos, ein windender oder kletternder Strauch mit armsdickem Stamme, die höchſten Bäume überwuchernd, oft von der Wurzel bis zu einer Länge von 100 Fuß völlig einfach und aſtlos, aber mannigfach gewunden und gekrümmt. Die Blätter ſind gegenüber geſtellt, elliptiſch, ſpitzig, ganzrandig, glänzend glatt, dreynervig, lederartig und immergrün. Ihnen gegenüber ſtehen häufig einfache ſtarke Schlingen, welche das Klettern des Strauches erleichtern. Aus den Achſeln der Blätter kommen die gabligen Trugdolden grünlich weißer wohlriechender Blumen mit röhriger regelmäßig fünfſpaltiger Korolle, fünf Staubgefäſſen und einem Griffel. Die Frucht iſt eine Beere von der Größe einer Pomeranze, kugelig, glänzend glatt, anfangs gelbbraun, dann roſenroth, innen fleiſchig und vielſamig. Er blüht im Juny und July und reift ſeine Früchte im September und October.

Das Gift wird bereitet, indem man die gereinigte und zerſchnittene Wurzel ungefähr eine Stunde lang in Waſſer kocht und den Abſud bis zur Conſiſtenz des Syrups eindickt. Zu vier Unzen dieſes ſchwarzbraunen äußerſt bittern Extractes wird dann der ausgepreßte Saft aus je zwey Drachmen Wurzel von Kaempferia Galanga, Zingiber officinale, Knoblauch und Zwiebeln und eine Drachme ſehr fein gepulverten ſchwarzen Pfeffers zugemiſcht, die Mixtur etwas aufgekocht und fleißig umgerührt, womit die Bereitung vollendet iſt. Die Javaner bewahren die Maſſe dann in Bambusröhren, die Einwohner von Borneo, welche dieſelbe durch etwas abweichende Zubereitung zu völlig feſtem Zuſtand bringen, zwiſchen Palmblättern auf.

Die Nachbarſchaft des Tjettek iſt Pflanzen und Thieren eben ſo wenig im Allgemeinen nachtheilig, als die des Antjar. Aus der Rinde fließt überdieß kein Milchſaft mit ſchädlichen Ausdünſtungen. Schneidet man den Stamm der Quere nach ab, ſo quillt nicht aus der Rinde, ſondern aus dem poröſen Holze tropfenweiſe ein klarer, wäſſeriger und geſchmackloſer, völlig unſchädlicher Saft. Die Wurzelrinde dagegen enthält eine röthliche, etwas zuſammenziehende und widerlich riechende Flüſſigkeit. Aus dem Abſud dieſer Rinde, nicht alſo durch Einſchnitte, wie bey dem Antjar, wird auch das Gift gewonnen, obgleich es in geringerer Quantität auch in dem Samen und der Rinde des Stammes enthalten iſt. Es iſt viel weniger flüchtig als das des Antjar, verliert daher durch langes Aufbewahren wenig oder nichts von ſeiner Wirkſamkeit, und verdankt dieſe vorzüglich einem Pflanzenalkali, dem Strychnin. Außerdem enthält es einen höchſt bittern Extractivſtoff und eine harzige Subſtanz. Der Zuſatz der oben erwähnten erregenden Subſtanzen iſt für ſeine Wirkſamkeit viel nöthiger als bey dem Antjar, da es für ſich allein die Thätigkeit der abſorbirenden Gefäſſe viel weniger in Anſpruch nimmt, ja ſolche vielmehr ſogar unterdrückt. Daher kann man ſich mit dem reinem Safte des Tjettek auch ohne Nachtheil die Haut einreiben, was bey dem Antjar nicht der Fall iſt. Wie die Gewinnung, ſo iſt auch ſeine Wirkung auf animaliſche Organismen von obigem ſehr verſchieden, viel heftiger und von ganz andern Symptomen begleitet. Auf die Verwundung folgt in kürzeſter Zeit Niedergeſchlagenheit, Mattigkeit, Zittern, zuweilen auch Koth-Erbrechen. Die Beweglichkeit des Körpers wird faſt ganz aufgehoben, oft ſtürzt dann plötzlich das Thier, wie vom heftigſten Schwindel ergriffen, auf den Kopf oder auf die Seite nieder, es folgen die hef-

tigsten Zuckungen und ein Starrkrampf-ähnlicher Zustand, die Respiration ist völlig gestört, bald beschleunigt, bald längere Zeit ausgesetzt und unter diesen Symptomen erfolgt der Tod gewöhnlich in weniger als einer Viertelstunde, oft schon nach einigen Minuten. Die Section zeigt Brust- und Bauchhöhle ohne Entzündung oder sonstige krankhafte Veränderung, nur die Hohlvenen strotzen mehr als gewöhnlich von Blut, ebenso wie die Aorta, deren Blut schwarz und leicht gerinnbar ist. Aber die Oeffnung der Hirnhöhle zeigt sogleich die Folgen der heftigsten Congestionen nach dem Gehirne, die dura mater hochroth oder hie und da von gehemmtem Blutlaufe mißfarbig blau, die äußere Hirnsubstanz, das kleine Gehirn und das Rückenmark von der heftigsten Entzündung ergriffen. Durch diese gewaltige Affection des ganzen Nervensystemes, Hirns und Rückenmarkes wirkt das Tjettek-Gift um so vieles heftiger als das Antjar. Daher die gänzliche Lähmung des Körpers, die Anhäufung des Blutes im Gehirn, die gänzliche Störung der Circulation und endlich auch die Lähmung der Lungen. Innerlich genommen wirkt das Gift zwar langsamer aber nicht weniger heftig, die Symptome sind fast dieselben, aber das Gehirn erscheint weniger afficirt als das Rückenmark und dessen Nerven, und die Eingeweide sind heftig angegriffen und entzündet.

Noch ist die Zeit nicht gekommen, wo diese furchtbaren vegetabilischen Stoffe von der Arzneykunde mittelst entsprechender Gegengifte sicher gebändigt oder gar ihr als Heilmittel dienstbar gemacht wären. Sie stehen noch als verderbliche Räthsel feindselig dem Menschengeschlechte entgegen, auch von ihrer Seite den Satz bewährend, daß die hellen Lichter der tropischen Produktion eben so schwarze Schatten werfen und daß mehr als ein Drache diese Gärten der Hesperiden bewacht. Z.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Büchergeschenk aus Frankreich.

Der Verwendung des königlich bayerischen Gesandten, Herrn Grafen von Luxburg zu Paris, sowie der gütigen Vermittlung des königlich französischen Gesandten Herrn Baron von Bourgoing dahier verdankt die k. Hof- und Staatsbibliothek neuerdings ein bedeutendes Büchergeschenk von Seite der französischen Regierung, nämlich die gesammte neue Folge der seit dem Jahre 1839 erschienenen Bände der

„Collection de documents inédits sur l'histoire de France, publiés par ordre du Roi et par les soins du Ministre de l'instruction publique,“

wodurch die in Folge gleicher Liberalität in der k. Hof- und Staats-Bibliothek bereits vorhandenen frühern Bestandtheile dieser werthvollen Sammlung ihre erwünschte Vervollständigung erhielten.

Es wurde bereits in dem Jahrgange 1838 dieser Blätter (Bd. VI. Nr. 105) von dem Plane dieses im Jahre 1834 ins Leben getretenen Unternehmens, von den durch die französische Regierung demselben angewiesenen namhaften Fonds, von der Ausscheidung des zu bearbeitenden Quellenmaterials in drey selbstständige Sectionen (I. Série: Histoire politique. II. Série: Histoire des lettres et des sciences. III. Série: Archéologie) u. s. f. Nachricht gegeben; es wurden ferner die nach der Hand während der Jahre 1838 und 1839 der k. Hof- und Staatsbibliothek zugekommenen Bände dieser Sammlung in den Auszügen aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey genannter Bibliothek (Jahrgang 1838 Bd. VII. Nr. 148. Sp. 144. und Nr. 218 Sp. 712. Jahrgang 1839. Bd. IX. Nr. 221 Sp. 735) angezeigt. Wenn wir nun, den halbjährig in diesen Blättern erscheinenden Auszügen aus den erwähnten Zugangsverzeichnissen vorgreifend, die Titel und den Bestand der vorliegenden neuesten Bände der fraglichen Sammlung schon jetzt mittheilen, so geschieht dieses nicht bloß im Interesse der Leser dieser Blätter und jener Besucher der k. Hof- und Staatsbibliothek, welche als Freunde der Geschichtsforschung den hohen Werth einer so bedeutenden Anzahl neu zu Tage geförderter Geschichtsquellen zu schätzen wissen, sondern es soll zugleich gegenwärtige Anzeige dem von Seite der k. Hof- und Staatsbibliothek der k. französischen Regierung zu widmenden Danke, sowie der, dieser großartigen literarischen Erscheinung und der Trefflichkeit und Rüstigkeit ihres Fortschrittes gebührenden Anerkennung zum öffentlichen Ausdrucke dienen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. September.

Nro. 190. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

1. A Flora of North America; containing abridged descriptions of all the known indigenous and naturalized plants growing north of Mexico; arranged according to the natural system by John Torrey, M. D. F. L. S. Professor of Chemistry and Botany in the University of the state of New-York rel. and Asa Gray, M. D. Prof. of Botany in the University of Michigan rel. Vol. I. Comprising the polypetalous division of the dicotyledonous plants. New-York: Wiley and Putnam 1838 — 40. 8. XIV. u. 711 S.
2. Flora Boreali-Americana; or, the Botany of the northern parts of British America: By Sir William Jakson Hooker, K. H,. LL. D., F. R., A., and L. S. Regius Professor in the University of Glasgow etc. Published under the authority of the right honourable the Secretary of state for Colonial affairs. London: Henry G. Bohn. 2 Vol. in 4. 1840. Erster Bd. 351 S. mit einer Karte und 118 Tafeln, 2. Bd. 328 S. und 120 Tafeln.

Jeder Welttheil darf sich glücklich schätzen, wenn ihm gleichzeitig zwey so ausgezeichnete Werke zu Theil werden, welche den Reichthum seiner vegetabilischen Production aufzählen und mit ächt wissenschaftlichem Sinne beleuchten, denn gewiß wird jeder Botaniker die beyden oben angezeigten Arbeiten zu den gelungensten zählen, welche die deskriptive Botanik unserer in dieser Richtung so produktiven Zeit geliefert hat. Sie greifen übrigens so ineinander und ergänzen sich gegenseitig in der Weise, daß ihre gemeinsame Anzeige unerlaßlich scheint, und wir nur wenige Details über jede einzelne vorausschicken können.

Das erstere Werk der Herren Torrey und Gray hat sich die größere Aufgabe gesetzt, wie in dem Titel Flora von Amerika nördlich von Mexiko schon ausgesprochen liegt. Wir werden später auf die Gränzen und Unter-Eintheilungen des Gebietes zurückkommen. Daß die Verfasser, durch frühere ausgezeichnete Leistungen bereits rühmlichst bekannt, ihr Pensum dem jetzigen Stande der Wissenschaft gemäß lösen würden, war bey ihnen vorauszusetzen und sie haben dieses Vertrauen in dem vorliegenden Theil auf das Beste gerechtfertigt. Wir können hier nicht ausführlicher auf die reichen, großentheils in der Vorrede aufgeführten vaterländischen Materialien eingehen, welche ihnen dabey zu Gebote standen, aber ihr Bestreben nach Vollständigkeit geht schon daraus hervor, daß, wenn gleich beyde Verfasser längst im innigen Verkehr mit den ausgezeichnetsten Botanikern der alten Welt standen, Hr. Gray auch noch in den Jahren 1838 — 1839 Europa persönlich bereiste, alle größeren Museen besuchte und durch seine Kenntnisse sowohl als durch seine liebenswürdige Persönlichkeit die Theilnahme der cisatlantischen Gelehrten an dem Unternehmen verdoppelte.

Sir Jackson Hoocker's Flora Boreali-Americana beschränkt sich auf ein verhältnißmäßig kleineres und minder artenreiches Gebiet, indem es nur die englischen und rußischen Besitzungen (nicht allein the northern part of British America) umfaßt. Er hat dabey auch den Vortheil größerer

Gleichförmigkeit in der Vegetation und seine Flora kann eben darum vielleicht auch bereits auf größere Vollständigkeit Anspruch machen, als bis jetzt in den südlichen und westlichen Gebieten der Freystaaten erreichbar ist. Als die Hauptbasis seiner Arbeit giebt er die von Dr. Richardson und Drummond bey der Polar-Expedition unter Kapitän J. Franklin, so wie die von Douglas in Nord-West-Amerika gesammelten Materialien an. Wer aber Sir Hookers langjährige und innige wissenschaftliche Verbindung mit Nordamerika, sein unermeßliches Herbarium und seine verdiente Geltung bey den Gelehrten beyder Kontinente kennt, und seine in so vielfachen Arbeiten früher erprobte Gründlichkeit zu würdigen weiß, würde schon deshalb nicht zweifeln, daß er bey der Bearbeitung seiner Flora auch alle andern vorhandenen Hülfsmittel erschöpft habe, wenn auch nicht die Citate und Allegationen der einzelnen Sammler im Konterte des Werkes noch weiter davon überzeugten.

Wir enthalten uns aller weitern Details über beyde ausgezeichnete Werke, indem wir übergehen zu einigen allgemeinen Betrachtungen über die Geschichte der Botanik in Nordamerika, über die dort anzunehmenden Florengebiete und endlich über die Relationen, in welchen jene Flora zu der der alten Welt und insbesondere zu der von Nord- und Mittel-Europa steht.

Die Flora von Nordamerika, d. h. des von Meriko nördlich gelegenen Theiles des Kontinentes, war außer den wenigen Gewächsen, welche zufällige Aufnahme in europäischen Gärten und Kräuterbüchern gefunden hatten, bis zur zweyten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts so viel als gar nicht bekannt. Alle Aufmerksamkeit auch des wissenschaftlichen Europa's war damals noch auf die reichen Besitzungen der Spanier und Portugiesen innerhalb der Wendekreise gerichtet. Vielleicht ist des Pariser Arztes Jak. Phil. Cornutus im Jahre 1651 erschienene historia plantarum canadensium das erste selbstständige Werk über diese Flora. Bald darauf bereisten zwey Engländer John Banister und William Vernon und ein Deutscher, David Krieg, Virginien und gaben ihre Sammlungen an Sloane, Ray, Petiver u. a. Einiges davon haben Letztere publicirt. John Josselyn und William Hughes, welche die nördlicheren englischen Niederlassungen bereisten, gaben 1672 selbstständige Berichte heraus. Von da an haben wir wieder eine Lücke bis zur Publikation der Flora virginica, welche J. F. Gronovius im J. 1739 — 43 nach den von John Clayton gemachten Sammlungen herausgab (zweyte vermehrte Auflage 1762 von dem Sohn Th. Lor. Gronovius). J. Mitchell's Entdeckungen ebenfalls in Virginien enthalten die Acta Naturae Curiosorum. M. Venegas gab 1759 einige Notizen über Kalifornien, Thom. Walther eine dürftige Flora von Karolina (1788). Der Schwede Peter Kalm hatte seine Sammlungen aus Pennsylvanien, New-York und Nordkarolina an Linné geschickt und 1751 seine Reise beschrieben. Auch der Gouverneur von Neu-York, Cadwallader Colden und seine Tochter beschäftigten sich eifrig mit der Flora ihrer Provinz. Als eingeborne Botaniker treten etwas später Vater und Söhne Bartram auf. Der Vater, John Bartram, Gutsbesitzer in Pennsylvanien, bereiste die kanadischen Seen zu naturhistorischem Zwecke, der eine Sohn, William Bartram, die südlichen Provinzen. Seiner und seines Bruders John gedenkt Pursh als Vorsteher eines großen Gartens, den der Vater unter Dr. Fothergill bey Philadelphia gründete. Der hessische Hauptmann, später preußische Oberforstmeister Friedr. v. Wangenheim machte sich sehr verdient um Kenntniß und Uebersiedlung der amerikanischen Holzarten, und Joh. Dav. Schöpf, damals Arzt der deutschen Truppen, (berühmt außerdem durch seine Naturgeschichte der Schildkröten ꝛc.) sammelte mit unermüdlichem Fleiße die Flora von New-York und Rhode Island, worüber das k. Herbarium in München noch schätzbare Manuscripte besitzt. Am umfassendsten für diese Periode erscheinen jedoch die Arbeiten von Andreas Michaux, welcher von 1785 — 96 den größten Theil von Nordamerika bereiste und eine schöne Monographie der zahlreichen Eichenarten herausgab. Seine Flora borealis americana erschien durch seinen Sohn A. F. Michaux, welcher außerdem auch seine Reise westlich von den Aleghanys in Ohio, Kentucky, Teneſſee ꝛc. beschrieb, und ein sehr schönes Werk über die Holzarten Nordamerikas edirte.

Erst im neunzehnten Jahrhundert wird die Geschichte der Botanik in dem weiten Kontinente allmälig so ausgedehnt, und die Leistungen vervielfachen sich so, daß wir sie hier nicht mehr im Detail verfolgen können. Anfangs sind es zwar noch fast ausschließlich Europäer, großentheils Deutsche, welche die Träger der Wissenschaft bilden; so Friedr. Pursch aus Dresden, der von 1799 — 1811 die Freystaaten bereiste und 1814 in London seine treffliche Flora herausgibt; Heinrich Mühlenberg, L. Dav. v. Schweinitz; oder Franzosen wie C. C. Robin und Louis Bosc; aber bald schon beginnt sich auch eine selbstständige amerikanische Litteratur zu entwickeln, wo die Namen Th. Nuttall, John Torrey, Amos Eaton, Lewis und Beck, Riddel, Elliott, Bigelow, Hitchcock, Barton, Darlington u. A. mit Auszeichnung genannt werden müssen. Jetzt drängt Reise auf Reise, Entdeckung auf Entdeckung, die Materialien häufen sich in der raschesten Progression. Die nordwestliche Durchfahrt und der magnetische Pol veranlassen die kühnen englischen See- und Landerpeditionen in die äußersten Polargegenden unter Roß, Parry, Franklin, Back u. s. w., deren botanische Resultate R. Brown, Hooker, Richardson ꝛc. bearbeiten. An der Nordwestküste geben die russischen politischen und Handelsinteressen Anlaß zu Entdeckungen, welche theils auf Landreisen, oder bey den Weltumseglungen unter Krusenstern, Kotzebue, Wrangel, Lütke, Hagemeister u. s. w. gemacht und zum Theil von Chamisso und Schlechtendal, v. Langsdorff, v. Fischer, Bongard, Kaulfuß, C. A. Meyer, v. Bunge, Mertens, Trinius u. A. beschrieben werden. An sie schließen sich die Weltumseglungen der Franzosen unter Freycinet und Duperrey, vor allem aber die kühnen Landerpeditionen von David Douglas und James Drummond, welchen wir die nähere Kenntniß der Kolumbia-Gegenden und Kaliforniens danken, und die beyde, ersterer auf den Sandwich-Inseln, letzterer auf Kuba beklagenswerthen Tod fanden. Gleichzeitig war der eherne Damm gebrochen, welchen der gewaltige Gebirgsgrath, der Amerika bis zum Kap. Horn in zwey ungleiche Längshälften theilt, bis dahin dem Andrängen der vereinigten Staaten gegen den großen Ocean hin entgegen gesetzt hatte. Die westlichen Distrikte wurden gegründet, im Südosten die Floridas erworben, Texas Emancipirung anerkannt. Damit war der Umfang des Gebietes abgeschlossen, auf das die Flora der Herren Torrey und Gray sich erstreckt, und welches in politischer Beziehung in seiner unermeßlichen Ausdehnung nur drey politische Körper, die englischen Besitzungen im Norden, die russischen Kolonien im Westen, und die amerikanischen Freystaaten im Westen, Osten und Süden ausmacht; denn Mexiko's Recht auf Kalifornien ist nur noch in der Eifersucht der mächtigen Kompetenten gesichert, welche den aus ihrer Gränznachbarschaft unvermeidlich entspringenden Entscheidungskampf um solcher Ursache willen nicht beschleunigen mögen.

Glücklicher Weise nehmen die Naturwissenschaften an den Wirren, die sich hier vorbereiten, keinen Antheil; je ängstlicher im Gegentheil die politischen Gränzen fixirt, je mehr sie befestigt und bewacht, also auch bekannt werden, desto leichter gleitet die Forschung über ihre Marken, und ist bemüht, aus politischen Länderanhäufungen natürliche Gebiete herzustellen, wie Gebirgs- und Wasserlauf, unorganische und organische Produktion, Klima ꝛc. es verlangen. Dazu bedarf es aber genauer Kenntniß aller Gebietstheile und darin eben hat Nordamerika in den letzten zwanzig Jahren riesenhafte Fortschritte gemacht. Nicht nur die Küsten sind durch die Bemühungen der Einwohner und europäischer Reisender untersucht worden, es ist auch im Innern fast keine Provinz mehr, welche nicht bereits eine Skizze ihrer künftigen Flora und Fauna aufzuweisen hat. Das Journal von Silliman, die Annalen des Lyceums zu New-York, die Denkschriften der American Phisosophical Society und der Akademie der Naturwissenschaften in Philadelphia u. s. w. enthalten hiefür ausser den zahlreichen gesonderten Arbeiten die schätzbarsten Beweise. Nicht minder deutlich ergibt sich dasselbe aus der Aufzählung der Materialien in den beyden Fundamental-Werken, welche den Gegenstand dieses Berichtes bilden. Das Verzeichniß der Männer, welche sich um das nördliche Florengebiet verdient gemacht haben, zählt bey Hooker gegen 50 Namen. Eben so geben die Herren Torrey und Gray eine Aufzählung der speciellen Leistungen für die vereinigten Staaten, aus welcher sich ergibt, daß in

allen älteren Staaten *) bereits Aerzte und Gutsbesitzer sich fortwährend mit der Pflanzenkunde ihrer Heimath beschäftigen, Herbarien anlegen und im Interesse der Wissenschaft mittheilen, und daß in New-York, Massachusetts, Pennsylvanien ꝛc. schon große öffentliche Sammlungen für alle Sparten der Naturgeschichte bestehen. Nur in den großen westlichen Distrikten diesseits und jenseits der Felsenberge konnte bey der geringen Bevölkerung und dem Mangel an Hülfsmitteln die Wissenschaft noch nicht stabil werden und vielfache Reisen vertreten hier vorläufig die Stelle ruhiger Untersuchung in einer Heimath. Mit Recht kann man nach diesen Thatsachen sagen, daß auch in naturhistorischer Beziehung Amerika sich in den letzten Decennien von Europa emancipirt habe. Es wird dem Mutterwelttheil immer verpflichtet bleiben müssen für den Impuls und die Anleitung zu wissenschaftlichen Bestrebungen, aber es hat jetzt bereits die weitere Forschung selbstständig übernommen und aus dem früheren europäischen Uebergewichte ist ein gleichmäßiger Austausch der Erfahrungen und Ideen zwischen beyden Kontinenten zu ebenso gleichmäßigem Nutzen und Frommen beyder geworden.

Der Umfang des Florengebietes von Nordamerika bey Torrey und Gray ist mit wenigen Worten bezeichnet. Nach Osten, Norden und Westen ist dasselbe vom atlantischen, vom Eismeere und vom großen Weltmeere umflossen. Im Nordosten wird Grönland, im Nordwesten sind die Aleuten noch theilweise zugezählt. Die Südgränze bildet der merikanische Meerbusen von Florida bis Texas; unentschieden bleibt die Gränze quer durch den Kontinent bis Kalifornien, welches aber wieder mit einbegriffen wird, so daß gleichsam der patriotische Wunsch durchschimmert, das Gebiet der Freystaaten in Zukunft lieber durch eine Querlinie von Texas durch Cohahuila und Chihuahua nach der Südspitze von Kalifornien hinüber abzuschneiden, als bis an die Gränzen des Oregan-Distriktes nach Norden zurückzugehen.

Ein so ungeheueres Gebiet, welches vom 75 bis zum 23° n. Br. und 230 bis ungefähr 320° w. L. sich ausbreitet, muß in seinen Naturprodukten eben so große Verschiedenheiten darbieten, als in seiner klimatischen Beschaffenheit, es muß namentlich in seiner Vegetation mehrere wesentlich verschiedene Floren umfassen, es kann, indem es zugleich die Pflanzen der Melville-Insel und der Aleuten mit denen von Florida und Kalifornien aufzählt, kein deutliches Bild irgend einer natürlich abgegränzten Vegetation darstellen. Dieser Vorwurf trifft indessen alle Floren, welche so große Gebiete umfassen, und läßt sich durch am Schlusse des Werkes angehängte Uebersichten der in ihm begriffenen natürlichen Provinzen beseitigen, wie solches auch Kunth in seiner vortrefflichen Bearbeitung der Humboldt'schen Pflanzen gethan hat. In Nordamerika ist jedoch die sichere Begränzung von scharf geschiedenen Florengebieten schwieriger als in der alten Welt, weil nur ein einziger Gebirgsgrath, die Rocky Mountains den Kontinent von Norden nach Süden in zwey sehr ungleiche Hälften theilt, und weil die Flußgebiete in der östlichen Hälfte nur durch niedrige Tragplätze von einander geschieden werden, also keine scharf getrennten Becken bilden.

Oestlich von den Rocky Mountains scheidet sich zunächst eine Polarvegetation aus, welche sich am besten durch das Aufhören des Baumwuchses bezeichnen läßt und westlich von der Mündung des M'Kenzie-Flusses (ungefähr 68°) schräg nach Südosten am Bärensee bey 65, oberhalb des Sklavensees zwischen 63 — 64, an der Hudsonsbay bey 60° den Kontinent durchzieht, in ähnlicher Schräge nach Labrador übersetzend. Ein zweytes Gebiet umfaßt die Hudsonsbay-Länder, bedeckt mit Seen und Sümpfen, die niedrige und oft kaum unterscheidbare Wasserscheide zwischen den Flüssen, welche dem Eismeere, der Hudsonsbay und dem merikanischen Meerbusen zufließen. Von der Polar-Region unterscheidet sich seine Vegetation eben so wenig plötzlich als z. B. die schwedische von der lappländischen, viele Pflanzen sind noch gemeinsam.

(Fortsetzung folgt.)

*) Maine, New-Hampshire, Massachusetts, Connecticut, New-York, Pennsylvanien, New-Yersey, Virginien, Nord- und Südkarolina, Georgien, Mittel-, Süd- und Ostflorida, Alabama, Louisiana, Arkansas und Texas, Tenessee, Kentuky, Illinois, Indiana, Ohio, Michigan u. s. w.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. September.

Nro. 191. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

1. A Flora of North America; etc.
2. Flora Boreali-Americana etc.

(Fortsetzung.)

In seiner lichtvollen Aufzählung der Imperia florae (Gel. Anz. IV. p. 1046 und VI. p. 650 sq.) nennt unser verehrter Freund, Herr Ritter von Martius diese beyden Gebiete die nördliche und südliche Provinz des Imperii florae canadensis, aber die Polarflora scheint in ihrer wesentlichen Zusammensetzung in den drey nach Norden in hohe Breiten ausgedehnten Welttheilen so übereinstimmend und gemeinsam, daß eine europäische, asiatische und amerikanische kaum noch besonders ausgeschieden zu werden verdient. Der Unterschied z. B. zwischen Asien und Amerika ist kaum schärfer als zwischen der Alpenflora des Berner Oberlandes und der von Kärnthen und Krain. Ein drittes mächtiges Gebiet ist offenbar das des Missisippi-Laufes mit seinen Konfluenten, dessen oberer Theil jedoch nie scharf von dem der Hudsonsbayländer getrennt werden kann. Wir möchten als seine natürlichsten Nord-Gränzen abermals eine schräge Linie von den Quellen des Missouri zu den südlichen Enden des Michigan- und Erie-Sees bis an die Quellen des Susquehanna und die Alleghany's in Pennsylvanien annehmen. Vielleicht ist das Missourigebiet im Westen noch besonders von diesem großen Florenkomplexe auszuscheiden. Nach Süden mag es in seiner Ausdehnung gegen den Golph von Meriko hin noch in einige Provinzen zerfallen. Nordwestlich scheidet sich als eigene Provinz die große labradorische Halbinsel aus, großentheils noch der Polarzone angehörig und durch eine Querlinie vom südlichen Ende der Hudsonsbay westlich nach Maine herüber abgegränzt. Südwestlich von diesem bilden wohl auch die älteren vereinigten Staaten diesseits der Alleghanny's und blauen Berge ein in nördliche und südliche Provinzen zerfallendes aber schon durch die dichte Urbewaldung charakteristisches Gebiet, welches in den Florida's ausläuft. Oestlich von den Rocky Mountains dürften sich zwey große Gebiete unterscheiden lassen. Das nördliche umfaßt russisch Amerika und streift trotz seiner hohen Breite im Norden nur an die Polarzone, da der Baumwuchs fast bis an das Eismeer reicht. Im Tschuktschen-Lande erinnert es indessen sehr an die nordöstlichste Flora von Asien und damit an die gleichmäßige Verbreitung der Polarflora. Südlich reicht es durch Neu-Norfolk-, Kornwall-, Hannover-, Georgien bis an die Vancouvers-Inseln und Juan de Fuca's Einfahrt. Hier wird es durch jenen Arm der Rocky Mountains abgegränzt, welcher an die Küsten des großen Oceans ausläuft. Das südliche Gebiet hat hier seine Nordgränze und umfaßt in politischer Abtheilung den Oregandistrict und die beyden Kalifornien bis dahin wo der Hauptzug der Rocky Mountains sich ungefähr unter 28° nördlicher Breite dem stillen Ocean wieder nähert, in hydrographischer Hinsicht die Bassins des Columbia und des Rio Colorado mit einigen Küstenflüssen. Ob zwischen dem Missisippi und den Felsengebirgen das Flußgebiet des Rio Bravo del Norte auch als eigenes Vegetationsgebiet noch ausgeschieden werden müsse, wagen wir nicht zu unterscheiden. Als Florenkompler für Nordamerika möchten wir dem Gesagten zufolge vorläufig unterscheiden: A. Oestlich von den Rocky Mountains: 1. Polargebiet, 2. Gebiet der Hudsonsbayländer, 3. Gebiet der labradorischen Halb-Insel, 4. Missisippi-Gebiet, 5. Gebiet der westlichen Uferstaaten diesseits der Alleghany's. B. West-

lich von den Rocky Mountains: 1. Vom Tschuktschenlande oder von der Mündung des M'Kenzieflusses bis Boca di Juan de Fuca. 2) Flußgebiete des Kolumbia-Flusses und des Rio Colorado.

Die nördlichen und südlichen Abgränzungen der einzelnen Provinzen dieser großen Gebiete können erst ermittelt werden, wenn ihre Vegetation selbst genauer bekannt seyn wird.

Im Vergleich mit der Flora von Europa stellen sich in der amerikanischen eben so viele Verwandtschafts- als Differenz-Punkte heraus. In der Polarregion ist, wie gesagt, die Verschiedenheit am wenigsten fühlbar. Besonders sind die gesellig lebenden Gesträuche, einzig übrig gebliebene Repräsentanten des Holzwuchses, großentheils der alten und neuen Welt gemeinschaftlich, wie z. B. Arctostaphylos, Vaccinium, Andromeda, Empetrum, Salix, Betula, Juniperus u. s. w. nachweisen. Auch die Gräser und Cyperaceen, besonders Carices sind mehrfach identisch. In der kanadischen Flora, im oberen Missisippi-Gebiet und den östlichen Küstenstaaten treffen wir zwar eine große Uebereinstimmung der Gattungen mit unsern europäischen, aber die Arten sind nicht allein meistens verschieden, wenn auch nahe verwandt, sondern es spricht sich auch eine viel größere Mannigfaltigkeit der Species in den einzelnen Gattungen, vorzüglich der Holzgewächse aus. Vergleichen wir z. B. die diesem Theile Amerika's angehörige Anzahl der Pinus, Abies, Betula, Alnus, Corylus, Quercus, Juglans, Ulmus, der Ericeen, Caprifoliaceen, Ribes, Viburnum, Rhamnus, Aesculus, Acer, Clematis u. s. w., so finden wir allenthalben das Uebergewicht der Artenzahl auf amerikanischer Seite. Auffallend ist dabey, daß die Qualität dieser Arten, ihr Nutzen und ihre Brauchbarkeit für den Menschen gegen die europäischen meistens zurücksteht, daß insbesondere Nutzhölzer und Obstarten im Verhältniß zu den unsrigen von schlechterer Qualität sind. Auch bey den krautartigen Gattungen ist die Artenzahl in Amerika selten geringer als in Europa, und insbesondere gilt dieses von denen, welche reich an Species sind. Dabey ist nicht zu vergessen, daß die Flora von Amerika trotz aller Bemühungen der letzten Decennien noch nicht so erschöpfend untersucht ist, als z. B. die deutsche, französische, englische, skandinavische und europäisch-russische, daß wir demgemäß gegewärtig jeder Gattung in Amerika, welche sich bereits als artenreich nnd so weit als wesentlich in der Florenkombination begründet zeigt, mindestens noch ein Viertheil erst zu entdeckender Species zuzählen dürfen. Wenn demgemäß z. B. Hooker in seiner Flora Boreali- Americana 30 Ranunculus-Arten aufzählt, so dürfen wir auf 40 rechnen und die deutsche Flora (im Koch'schen Sinne, Schweitz und Littorale eingerechnet) zählt deren nur 37.

Eine Vergleichung der bisher in Torrey und Gray's Flora bearbeiteten Dicotyledoneae Polypetaleae mit den bey Hooker und in Koch's Synopsis Florae germanicae aufgeführten Arten derselben liefert nun folgende Resultate:

1. Ranunculaceae bey Torrey und Gray 138, bey Hooker 74, bey Koch 109. *)

Clematis 20, 3, 6, also wie überall mehr südliche Formen in der einzigen zugleich tropischen Gattung der Familie. — Anemone 16, 11, 16. — Hepatica 1, 1, 1. — Adonis 1, 1, 4. — Ranunculus 44, 30, 37. — Myosurus 1, 0, 1. — Caltha 6, 6, 1. — Trollius 1, 1, 1. — Coptis 3, 2, 0. — Isopyrum 2, 0, 1. — Aquilegia 4, 2, 5. — Delphinium 13, 3, 4. — Aconitum 4, 2. 6. — Actaea 3, 2, 1. — Cimicifuga 4, 3, 1. — Thalictrum 7, 5, 12. — Paeonia 2, 1, 3. — Helleborus 1, 0, 5. — Den südlicheren amerikanischen Provinzen eigenthümlich Cryptorhyncha 1, Trautvetteria 2, Zanthorrhiza 1, Hydrastis 1. An deutschen Gattungen fehlen: Ceratocephalus, Eranthis, Nigella.

2. Magnoliaceae 10, Illicium 2, Magnolia 7, Liriodendron 1 fehlen in Kanada und Deutschland.

3. Annonaceae 4. Uvaria 4. Ebenso.

*) Im weiteren Verlaufe bezeichnen die 3 jeder Gattung beygesetzten Zahlen die erste die Artenzahl bey Torrey und Gray, die zweyte die bey Hooker, die dritte die im Koch's Synopsis florae germanicae.

4. Schizandraceae 1. Schizandra 1. Ebenso.

5. Menispermaceae 3. Coculus 1. Menispermum 2, 1, 0. Fehlen in Deutschland.

6. Berberideae 12, 8, 2. Berberis und Mahonia 5, 4, 1. — Vancouveria 1, 1, entspricht dem deutschen Epimedium. — Leontice 1, 1, 0. — Achlys 1, 1, 0. — Podophyllum 1, 1, 0. — Südlich Diphylleia 1, Jeffersonia 1, Croomia 1.

7. Cabombaceae 2. — Cabomba 1, 0, 0. — Brasenia 1, 1, 0. Fehlen in Europa.

8. Ceratophyllaceae 2, 0, 2. — Ceratophyllum 2, 0, 2.

9. Nelumbiaceae 1. — Nelumbium 1.

10. Nymphaeaceae 5, 5, 6. — Nymphaea 2, 2, 3. — Nuphar 3, 3, 3. Die Ansichten über die Sonderung der Arten differiren.

11. Sarraceniaceae 6. Sarracenia 6, 1, 0. Fehlen in Europa.

12. Papaveraceae 19, 3, 10. — Papaver 3, 1, 6. — Sanguinaria 1, 1, 0. — Chelidonium 1, 0, 1. — Glaucium 1, 0, 1. — Chryseis 5, 1, 0. — In Deutschland und dem amerikanischen Norden fehlen: Argemone 1, Meconopsis 3, Dendromecon 1, Meconella 1, Platystigma 1, Platystema 1.

13. Fumariaceae 12, 11, 10. — Dielytra 5, 5, 0. — Adlumia 1, 1, 0. — Corydalis 5, 4, 6. — Fumaria 1, 1, 4. — Deutschland hat also nur zwey Gattungen gemein.

14. Cruciferae 222, 109, 186. — Cheiranthus 3, 2, 1. — Nasturtium 19, 4, 9. — Barbarea 2, 2, 4. — Turritis 9, 6. 1. — Arabis 18, 7, 20. Cardamine 11, 8, 12. — Dentaria 9, 3, 6. — Hesperis 3, 3, 3. — Sisymbrium 13, 8, 10. — Erysimum 8, 3, 13. — Sinapis 2, 0, 3.; offenbar nur eingewandert. — Vesicaria 10, 3, 1. — Alyssum 1, 2, 10. — Draba 32, 26, 15. — Cochlearia 9, 8, 4. — Camelina 2, 1, 2. — Braya 3, 3, 3. — Subularia 1, 1, 1. (überall dieselbe Art). — Thlaspi 6, 4, 9. — Hutchinsia 1, 1, 3. — Senebiera 2, 0, 2. — Lepidium 11, 3, 6. — Capsella 1, 1, 3. — Cakile 1, 1, 1. — Raphanus 1, 1, 2. In dem Kreuzblüthigen differiren die beyden Welttheile sehr. Amerika hat 15 Gattungen mit 44 Arten eigenthümlich, dagegen zählt die deutsche Flora 27 Gattungen mit 43 Arten, welche sich in Nordamerika nicht finden, und darunter die wichtigen Brassica, Eruca, Armoracia, Isatis, Sinapis, Raphanus, also eigentlich alle nützlichen Arten aus der Familie.

15. Capparideae 12, 2, 2. Von 6 Gattungen reichen nur 2, Cleome und Polanisia in einzigen Arten nach Kanada. Dagegen fehlt Capparis im ganzen Florengebiet, deren wichtigste Art C. spinosa dem Süden von Europa angehört.

16. Resedaceae 1, 0, 3. — Reseda wird in Amerika durch eine einzige Ellimia ersetzt.

17. Polygaleae 25, 7, 6. — Polygala 24, 7, 6 tritt in den südlicheren Staaten überwiegend vor.

18. Violaceae 37, 22, 22. Zu der Gattung Viola, welche in Amerika wie in Europa einen beträchtlichen Reichthum an Arten, 33, 22, 22 aufweist, treten im Süden noch die subtropischen Formen Noisettia, Solea, Jonidium.

19. Droseraceae 13, 8, 5. Drosera 6, 3, 4. — Parnassia 6, 5, 1. — Dionaea ausschließlich im wärmeren Nordamerika.

20. Cistaceae 12, 4, 9 trotz dieser Zahlenverhältnisse ist die Familie dennoch in der alten Welt bey weitem überwiegend. Amerika hat zwar Lechea und Hudsonia eigenthümlich, aber dagegen keinen Cistus und sehr wenige Helianthema.

21. Hypericaceae 43, 9, 12. — Hypericum 35, 9, 12. In Amerika vorherrschend.

22. Frankeniaceae 1, 0, 0. Im Süden von Europa überwiegend.

23. Illecebraceae (Paronychieae) 17, 2, 9.

24. Caryphyllaceae (Sileneae und Alsineae) 82, 56, 129. Wir können hier die Ausscheidung der Gattungen, wie solche besonders bey den Alsineen neuerlich gemacht wurde, nicht ver-

folgen. Jedenfalls ist aber die Familie in der alten Welt überwiegend, obgleich sie in beyden Kontinenten zahlreiche Repräsentanten hat. Gypsophila fehlt in Amerika völlig, Dianthus zählt nur 3 Arten. Nur Stellaria ist dort zahlreicher repräsentirt.

25. Portulacaceae 27, 12, 2. In Deutschland eigentlich nur durch Montia vertreten. Für Nordamerika sind besonders die zahlreichen Arten von Claytonia 17, 9, 0 characteristisch.

26. Elatinaceae 2, 0, 4.

27. Linaceae 6, 3, 16. Bey weitem in der alten Welt überwiegend.

28. Geraniaceae 8, 4, 23. Ebenso durch Pelargonium im südlichen Afrika, dann aber auch durch Erodium und Geranium um das Mittelmeer.

29. Balsaminaceae 2, 2, 1. Vorherrschend in Asien.

30. Limnanthaceae 2, 0, 0. Amerika eigenthümlich.

31. Oxalidaceae 7, 4, 3. Eigentlich hat ganz Europa nur O. Acetosella als ursprünglich heimisch. O. stricta ist historisch aus Nordamerika, die (mit ihrer Abart O. repens) kosmopolitische O. corniculata sehr früh aus dem Orient als Unkraut eingewandert. Im Ganzen gehört aber Oxalis ausser dem südlichen Afrika vorherrschend dem warmen Amerika an.

32. Zygophyllaceae 1, 0, 1. — Die in Deutschland durch 3 Ruta- und 2 Dictamnus-Arten repräsentirten Rutaceae fehlen in Nordamerika völlig.

33. Zanthoxyleae 6, 2, 0.

34. Anacardiaceae 12, 7, 3. Styphonia ist Amerika eigenthümlich, Rhus über Europa, Asien, Afrika und Amerika verbreitet, Pistacia fehlt in Nordamerika.

35. Amyridaceae (Amyris) 1, 0, 0.

36. Aurantiaceae (Limonia) 1, 0, 0.

37. Ternstroemiaceae 4, 0, 0. Gordonia 2, Stuartia 2. Letztere Gattung mit Japan gemeinsam. Beyde fehlen aber in Europa.

38. Maloaceae 54, 8, 14. Wie allenthalben gehört die Mehrzahl der Arten den südlichern Provinzen an, was auch die Gattungen Malope 1, Sphaeralcea 2, Modiola 1, Malvaviscus 2, Abutilon 3, Sida 19, Hibiscus 10, nachweisen. Das in den südlichen Staaten so stark angebaute Gossypium ist G. herbaceum. Die Verf. scheinen die Meynung von Hamilton, Wight, und Arnott zu theilen, daß es eigentlich nur zwey kultivirte Baumwollenarten, G. album Ham. mit weißer und G. nigrum Ham. mit brauner Wolle gäbe, zu welchen alle übrigen von den Autoren aufgezählten als Varietäten zu rechnen wären. In Canada kommen 4 Malven, 2 Sida- und 2 Hibiscus-Arten vor.

38. b. Büttneriaceae 1, 0, 0.

39. Tiliaceae 5, 2, 2. Corchorus fehlt in Europa. Tilia 4 ist in Amerika überwiegend.

40. Meliaceae, Melia 1, 0, 0. Nur aus Asien eingeführt.

41. Cedrelaceae 1, 0, 0. In Südflorida soll nämlich eine Swieteria vorkommen, welche Dr. Leitner für die ächte Sw. Mahagony hielt. Ist es nicht vielleicht Sw. humilis Zuccar., welche auch in Mexiko vorkömmt?

42. Vitaceae 6, 4, 0 Vitis 5, 3, 0. — Ampelopsis 1, 1, 0. Die wilden Weinarten, welche schon lange vor der Entdeckung Westindiens durch Kolumbus einem Theil von Nordamerika bey den nordischen Seefahrern den Namen Weinland verschafft haben sollen, sind für diese Gegenden charakteristisch.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. September.

Nro. 192. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

1. A Flora of North America; etc.
2. Flora Boreali-Americana etc.

(Schluß.)

43. Aceraceae. 13, 9. 5. Acer 11, 8, 5. — Negundo 2, 1, 0. Die Gattung Acer ist zwar in Europa, zum Theil durch ausgezeichnete Nutzhölzer, repräsentirt, aber bey weitem die überwiegende Artenzahl ist in Mittelasien (in Japan allein 25) und Nordamerika heimisch. Vorzüglich wichtig erscheint in letzterem Kontinente A. saccharinum, zu welchem die Verf. auch A. nigrum Mich. rechnen.

44. Hippocastaneae 6, 0, 0. Aesculus (5) ist Amerika und Mittelasien gemeinsam. Die Verf. trennen Pavia nicht und reduciren auch die Artenzahl beträchtlich, indem sie nur Aesc. glabra, parviflora, californica, Pavia und flava annehmen, alle übrigen aber mit Recht als Spielarten oder Gartenformen erklären. Ungnadia Endl. 1. ist von Drummond in Texas entdeckt worden.

45. Sapindaceae. 3, 0, 0.

46. Celastraceae. 9, 5, 4. Staphylea und Evonymus sind Europa mit America gemeinsam, die letztere Gattung aber wieder besonders zahlreich in Mittelasien.

47. Rhamneae, 36, 9, 11. Berchemia 1 und Sageretia sind südlich, so wie auch die Mehrzahl der 13 Rhamnusarten. Charakteristisch ist aber für Nordamerica die große Anzahl (21) von Ceanothus-Arten.

48. Leguminosae. 449, 119, 227. In diesen Zahlen spricht sich deutlich das rasche Zunehmen der Familie gegen die Tropenzone aus, wie es besonders durch die Vermehrung der Rectembryonatae überhaupt und unter den Curvembryonatis vorzüglich der Hedysareae, Phaseoleae und vieler Loteae statt hat. Als südliche Gattungen können wir annehmen: Astrophia 1, Phaseolus 5, Vigna 1, Dolichos 1. Erythrina 1, Wisteria 1, Rhynchosia 5, Pitcheria 1, Galactia 10, Clitoria 1, Centrosema 2, Amphicarpaea 2, Agati 1, Sesbania 1, Daubentonia 1, Glottidium 1, Tephrosia 5, Indigofera 2, Dalea 6., Petalostemon 13, 3, Hosackia 30, 4, Homalobus 10 westlich von den Rocky Mountains, Kentrophyta 2, Zornia 1, Stylosanthes 1, Chapmannia 1, Aeschynomene 2. Desmodium 21 5, Lespedezia 6, 3, Crotalaria 3, Baptisia 14, 2, Thermopsis, 5, 2, Pickeringia 1, Cladrastis 1, Hoffmanseggia 2, Cassia 6, Caesalpinia 1, Guilandina 1, Gymnocladus 1, 1, Gleditschia 2, Algarobia 1, Mimosa 1, Schrankia 2, Darlingtonia 1, Desmanthus 6, Acacia 4. Vachelia (Acacia Farnesiana) ist eingeführt. Außer diesen sind in Europa nicht einheimisch Robinia 3, 1, Lupinus 45, 20, beyde charakteristisch für Nordamerika; überwiegend Psoralea 30, 5, 1; gemeinsam und zum Theil in Deutschland vorherrschend Vicia 13, 6, 28, Ervum 1, 1, 3, Lathyrus 13, 7, 16, Glycyrrhiza 2, 1, 1, Trifolium 38, 12, 36, Melilotus 4, 1, 6, Medicago 4, 1, 20, Astragalus 41, 16, 18, Oxytropis 16, 10, 8, Phaca 34, 13, 4, Hedysarum 3, 2, 1, Genista 1, 0, 13, Cercis 1, 1, 1. An deutschen Gattungen fehlen in Nordamerika Ulex, Spartium, Sarothamnus, Cytisus, Ononis, Anthyllis, Trigonella (Tr. americana ist eine Hosackia), Dorycnium, Bonjeania, Lotus, Tetragonolobus, Galega, Colutea, Scorpiurus, Coronilla, Ornithopus, Hippocrepis, Securigera,

Onobrychis, Cicer, Pisum, Orobus. Aus dieser Uebersicht ergiebt sich, daß die Familie in Nordamerika eine ganz andere Kombination zeigt, als im mittleren Europa.

49. Rosaceae (mit Einschluß der Chrysobalaneae und Prunaceae) 183, 127, 123. Die Chrysobalaneen (2) fehlen in Europa völlig. Von Prunaceen hat dagegen Nord-Amerika nur Prunus mit Cerasus 15, 11, 10 und es fehlen Amygdalus und Persica, so wie unter den Prunus-Arten alles edle Steinobst. Unter den eigentlichen Rosaceis sind eigenthümlich Nuttalia 1, 0, 0, Gillenia 2, 1, Cercocarpus 3, 0, Purshia 1, 0, Acaena 1, 0, Adenostoma 1, 0, Chamaerhodus 1, 1 aber auch in Sibirien heimisch, Horkelia 6, 1, Dalibarda 1, 1; gemeinsam sind Spiraea 13, 11, 6, Dryas 3, 3, 1, Geum 14, 10, 6, Waldsteinia 2, 1, 1, Sanguisorba 2, 2, 1, Agrimonia 3, 1, 2, Alchemilla 5, 1, 6, Sibbaldia 1, 1, 1, Potentilla 38, 34, 29, Comarum 1, 1, 1, Fragaria 3, 4, 6, Rubus 23, 21, 5, Rosa 15, 10, 18. In Amerika fehlen Tormentilla, Aremonia, Poterium. Von Pomaceen fehlt in Europa Photinia und Peraphyllum 1. Gemeinsam sind Crataegus 16, 8, 3, Pyrus 7, 3, 11, Amelanchier 1, 1, 1. In Nordamerika fehlen Cotoneaster, Mespilus, Cydonia, ebenso die Granateae. Die eigentlichen Obstarten gehören alle der alten Welt an.

50. Calycantheae. (Calycanthus) 2, 0, 0. Abermals nur in Japan durch Chimonanthus und in Nordamerika durch die oben stehende Gattung repräsentirt.

51. Myrtaceae beginnen erst an den südlichsten Gränzen.

52. Melastomaceae (Rhexia) 8, reichen zwar weiter, aber doch in verhältnißmäßig sehr wenigen Arten nach Norden.

53. Lythraceae 10, 3, 4. Hypobrichia 1, Decodon 1, 1, und Cuphea 1 sind Amerika eigentümlich, letztere Gattung vorzüglich in der Tropenzone mit Diplusodon sehr artenreich, wie überhaupt die Familie in der neuen Welt überwiegt. Gemeinsam ist Lythrum 5, 2, 3; Peplis fehlt in Amerika.

54. Rhizophoraceae. Eine Rhizophora.

55. Combretaceae 2. Combretum 1, Terminalia 1. Die Familie fehlt in Europa.

56. Onagraceae 132, 49, 26. Zauschneria 1, Gayophytum 5, Eulobus 1, Clarkia 4, 2, Eucharidium 1, Stenosiphon 1, Proserpinaca 2, und vor allen Oenothera 62, 18 (in Europa 2 nur eingewandert) sind Amerika eigenthümlich, Jussieua (5) allen Tropenländern gemeinsam, Epilobium 14, 13, 14, Ludwigia (mit Isnardia) 16, 2, 1, Circaea 2, 2, 2, Myriophyllum 7, 3, 3, Hippuris 2, 2, 2, mit Europa konform. Im Ganzen ist die Familie vorherrschend amerikanisch.

57. Loaseae 13, 3, 0. Mentzelia 12, 3, Cevallia 1, 0. Durchgehends amerikanisch.

58. Turneraceae 1, 0, 0. Turnera 1. Mit Ausnahme einer afrikanischen Gattung ebenso.

59. Passifloraceae 4. Tropisch.

60. Cucurbitaceae. Aus dieser gleicher Weise vorzüglich den Tropen angehörigen Familie sind 8 ursprünglich in Amerika wild, nämlich Bryonia 1, Melothria 2, Sicyos 2, Echinocystis 1, Cucumis 1; Momordica Charantia scheint den Verfassern nur kultivirt, Lagenaria ist es gewiß. Echinocystis und ein Sicyos sind noch im Norden heimisch. Deutschland besitzt wahrhaft wildwachsend nur 2 Bryonia und 1 Ecballion.

61. Grossulaceae. Ribes 28, 22, 5. In Amerika bey weitem überwiegend und auf der Andeskette bis zur Magellansstrasse herabziehend.

62. Cactaceae 9. Die Familie ist wahrscheinlich ausschließlich amerikanisch.

63. Mesembryanthemaceae. Ihr wildes Vorkommen in dem Florengebiete wird von den Verfassern selbst bezweifelt.

64. Surianaceae (Suriana) 1. Südlich.

65. Crassulaceae 19, 6, 34. Echeveria 3, Diamorpha 1 und Penthorum (eine Art jedoch in China) sind eigenthümlich, erstere Gattung subtropisch. Tillaea 4, 0, 1, Sedum 10, 5, 19 gemeinsam, Bulliarda, Crassula, Sempervivum, Umbilicus fehlen in Amerika.

66. Saxifrageae 96, 64, 49. Trotz der zahlreichen Arten von Saxifraga selbst, welche in gleicher Häufigkeit (46, 41, 46) in den verglichenen Floren auftreten, gehört die Familie, zumal wenn man (mit Recht) ihr auch die Hydrangeaceen und Philadelpheen zuzählt, vorherrschend Nordamerika und Mittelasien in zahlreichen, theils wie in Hydrangea, Philadelphus etc. gemeinsamen, theils geschiedenen Gattungen an. In Europa kömmt nur noch gemeinsam Chrysosplenium 3, 3, 2 und ausschließlich Zahlbrucknera vor.

67. Hamamelideae 2, 0, 0. Hamamelis 1, Fothergilla 1. Ebenfalls nur Amerika und Asien gemeinsam, aber in letzterem Welttheil durch mehrere eigenthümliche Gattungen vorherrschend.

68. Umbelliferae 119, 43, 159. Die zum Theil abweichende Eintheilung der Gattungen macht es zu umständlich, hier eine genaue Vergleichung durchzuführen. Wir begnügen uns deshalb mit einzelnen Bemerkungen. Eryngium in zahlreichen Arten mit linealischen borstig gewimperten Blättern scheint in Amerika gleichsam die Bupleura der alten Welt zu ersetzen, welche dort nur spärlich sind. Hydrocotyle, Sanicula, Helosciadum, Cicuta, Angelica, Archangelica sind zahlreicher in Amerika, aber unsere Nutzdolden, wie z. B. Daucus Carota, Apium graveolens, Petroselinum sativum, Carum Carvi, Sium Sisarum, Anethum graveolens und Foeniculum, Pastinaca sativa, Anthriscus Cerefolium, Coriandrum sativum etc. fehlen alle, oder sind nur kultivirt, selbst der Schierling ist nur eingewandert. Auch Aegopodium, Pimpinella, Seseli, Athamantha, Meum, Orlaya, Torilis, Scandix, Anthriscus, Myrrhis u. s. w. fehlen, wogegen andere Gattungen eigenthümlich auftreten.

69. Araliaceae 8, 7, 2. Aralia 4, 3, 0, Panax 3, 3, 0, Adoxa 1, 1, 0. Nicht allein die größere Artenzahl, sondern vorzüglich auch die weite Verbreitung nach Norden hin bezeichnen die Familie als in Amerika überwiegend. Doch fehlt Hedera.

70. Cornaceae. Cornus 11, 10, 3. Ebenfalls in Amerika vorherrschend.

71. Loranthaceae. Viscum 2, 0, von unserm album verschieden. Arceuthobium Oxycedri, in Europa erst um die Ufer des Mittelmeeres heimisch, kömmt in Nordamerika auf Föhren noch unter 57° an der Hudsonsbay vor. Loranthus dagegen, im tropischen Theile des Kontinentes so reich an Arten, fehlt im Norden völlig.

Weiter reicht der bisher erschienene erste Band der Flora nicht, und wir müssen deshalb hier unsere Vergleichung abbrechen. Um jedoch wenigstens noch ein Bruchstück aus der Reihe der Monokotyledonen zu geben, vergleichen wir noch die nordamerikanischen Cyperaceen mit den unsrigen, indem wir dabey Torrey's Monograph of North American Cyperaceae im dritten Bande der Annals of the Lyceum of Natural History, New York zu Grunde legen. Dieser gemäß zählt das ganze Florengebiet 326 Arten aus der Familie, wovon 252 eigenthümliche, 64 mit Europa, 5 mit Ostindien, 6 mit Westindien und Südamerika gemeinsam. Im brittischen Amerika und der Polarzone kämen nach Torrey 114 Arten, darunter 100 Carices vor. Dagegen hat Hooker für dieses Gebiet 190 Arten, darunter Carex 158, Elyna 2, Elaeocharis 6, Scirpus 8, Eriophorum 8, Dulichium 1, Cyperus 5, Rhynchospora 2. Die mit Deutschland gemeinsamen Gattungen sind Cyperus 44, 5, 7. — Cladium 2, 0, 1. — Rhynchospora 28, 2, 2. — Elaeocharis 19, 6, 5. — Scirpus 15, 8, 20. — Fimbristylis 3, 0, 2. — Eriophorum 10, 8, 6. — Elyna 2, 2, 2. — Carex 164, 158, 108. — Uncinia 1, 1, 1. Die Ueberzahl ist also auch hier beträchtlich bey der amerikanischen Flora.

So ergibt sich demnach, was wir auch schon früher andeuteten, daß die nordamerikanische Flora den Gattungen nach zwar große Uebereinstimmung mit der deutschen habe, daß aber die Arten größtentheils verschieden (bey den Cyperaceen z. B. 256 ausschließlich amerikanische und nur 64 mit Europa gemeinsam, also 4: 1) und in Amerika fast durchgehends zahlreicher sind. Ferner kommen in Nordamerika mehr in Deutschland fehlende Familien vor als umgekehrt. Unter den Floren der übrigen Kontinente hat die von Mittelasien, die

der Himalaya-Länder, von China und Japan die größte oft überraschende Analogie mit der amerikanischen, besonders im südlichen Theile der letzteren. Dagegen ist Amerika unter allen am ärmsten an eigenthümlichen Nutzgewächsen, welche fast alle erst aus der alten Welt übersiedelt worden sind, und die zahlreichen Ziergewächse, welche wir besonders neuerdings aus dem westlichen Theile erhalten haben, entbehren fast alle des Geruches.

Was die äußere Ausstattung der beyden angeführten Werke betrifft, so ist solche der Verlagsorte London und New-York vollkommen würdig. Die Abbildungen bey Hooker sind vortrefflich, Druck und Papier bey beyden ausgezeichnet schön.

Dem zweyten Theile von Torrey und Gray, dessen erste Abtheilung bereits in diesem Sommer erschienen, aber uns noch nicht zugekommen ist, sehen wir mit Ungeduld entgegen.

Z.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Büchergeschenk aus Frankreich.

(Fortsetzung.)

1. Rapports au Ministre. Paris, imprimerie royale 1839. 308 S. 4. Nachfolgende Berichte von Mitarbeitern an dem Gesammtunternehmen enthaltend: I. II. Berichte des Herrn Augustin Thierry über das seiner Leitung unterstellte Geschäft, eine Sammlung der Urkunden der Gemeinden und der Municipal-Statuten der Städte Frankreichs, sowie der Statuten und Ordnungen der alten Städte Frankreichs, sowie der Statuten und Ordnungen der alten Zünfte und Handwerkscorporationen zu veranstalten. III. IV. Berichte des Hrn. Francisque Michel, insbesondere über die Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Mission nach England, nebst Beschreibungen der von ihm aufgefundenen und benützten Handschriften und weitläuftigen Auszügen aus denselben. V. Bericht des Hrn. Grafen Beugnot über die ihm übertragene Sammlung und Herausgabe der alten Verhandlungen bey dem Parlamente von Paris. Von der ersten Reihe dieser Akten, „Les Olim" ist bereits ein Band im Druck erschienen. S. die nachfolgende Nummer 2. VI. Bericht des Hrn. Genin über die Arbeiten des „Comité historique de la langue et de la littérature françaises VII. Rapport de M. Varin sur les travaux du comité historique des chartes, chroniques et inscriptions. VIII. Rapport de M. le baron Thenard sur les travaux du comité historique des sciences. IX. Rapport de M. de Gasparin sur les travaux du comité historique des arts et monuments. X. Rapport de M. Danton sur les travaux du comité historique des sciences morales et politiques.)

2. Les Olim, ou registres des arrêts rendus par la cour du Roi sous les règnes de Saint Louis, de Philippe le Hardi, de Philippe le Bel, de Louis le Hutin et de Philippe le Long, publiés par le comte Beugnot, membre de l'Institut. Tome I. 1254 — 1273. Paris, impr. roy. 1839. CIII und 1149 S. 4.

3. Lettres de Rois, Reines et autres personnages des cours de France et d'Angleterre depuis Louis VII. jusqu'à Henri IV, tirées des archives de Londres par Bréquigny et publiées par M. Champollion-Figeac. Tome I. Par. impr. roy. 1839 CXLVIII. und 510 S. Die Vorrede des Herausgebers enthält interessante Mittheilungen über den Stand der historischen Studien und der Urkundensammlungen in Frankreich vor Brequigny und über jenen der Gegenwart, insbesondere über die Errichtung des „Cabinet de chartes" und der „Comités historiques," über die Mitwirkung der Mauriner Congregation bey den durch die Regierung veranlaßten geschichtlichen Arbeiten, und über den Briefwechsel Brequigny's mit Bertin.

4. Corréspondance de Henri d'Escoubleau de Sourdis, archevêque de Bordeaux, Chef des conseils du Roi en l'armée navale, Commandeur du Saint-Esprit, Primat d'Aquitanie, etc. Augmenée des ordres, instructions et lettres de Louis XIII. et du cardinal de Richelieu à M. de Sourdis concernant les operations des flottes Françaises de 1636 à 1642, et accompagneé d'une introduction sur l'état de la marine en France sous le ministère du Cardinal Richelieu, par M. Eugène Sue. Tome I, II, III. Paris, imprimerie de Crapelet, 1839. — XCVI. und 550. 686. 572. S. 4.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. September.

Nro. 193. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Sancti Bernardi abbatis Clarae-Vallensis Opera omnia etc. curis D. Joannis Mabillon. Editio quarta, emendata et aucta. Parisiis ap. Gaume fratres, bibliopolas. 1839. 8. maj. (vielmehr in 4.) Vol. I. P. I. VIII. 1578 S. Vol. I. P. II. 3416 S. Vol. II. P. I. 1438 S. Vol. II. P. II. 2766 S. Preis 23 fl. 28 kr.

Die wackeren Gebrüder Gaume in Paris, welche sich durch die neuen, verbesserten und vermehrten Ausgaben der Werke des Johannes Chrysostomus von Dom Bernh. v. Montfaucon, der des Basilius des Großen von Dom Jul. Garnier und der des h. Augustin nach der Bearbeitung der Mauriner Congregation in unsern Tagen unstreitig das größte Verdienst um die patristische Litteratur erworben haben, faßten nach der Vollendung dieser sehr kostspieligen Unternehmungen den rühmlichen Entschluß, dem letzten der Väter, dem h. Bernhard von Clairvaux, die nämliche Ehre, wie jenen drey Koryphäen, zu erweisen.

Da die früheren werthvolleren Ausgaben der Werke dieses frommen und hochberedten Mannes, welcher den größten Einfluß auf sein Zeitalter übte, sehr selten geworden, so war es sehr verdienstlich, eine neue Auflage der zweyten, am meisten geschätzten, Mabillonschen Ausgabe zu veranstalten.

Dom Mabillon hatte Bernhard's Werke zweymal bearbeitet. Die erste Ausgabe, welche zu Paris bey Friedr. Donard 1667 in 9 Octav-, und zugleich in 2 Foliobänden erschien, wurde von ihm, wie Dom Tassin ((Histoire littéraire de la Congrégat. de Saint-Maur. p. 220) bemerkt, mit so großem Fleiße besorgt, daß sie binnen drey Jahren die Presse verließ. Man hatte ihn nämlich im July 1663 nach S. Denys berufen, um die Handschriften der Werke des h. Bernhard zu vergleichen, und dem D. Claude Chantelou, welcher eine neue Ausgabe der Werke dieses Kirchenvaters angefangen hatte, an die Hand zu gehen. Allein da D. Chantelou zu Ende Novembers 1664 in der Abtey St. Germain des Pres mit Tod abgegangen war, so erhielt Mabillon von seinen Obern den Auftrag, die letzte Hand an die neue Ausgabe zu legen. S. Dom Tassin in dem angeführten Werke S. 207 f.

Darüber äußert sich der eben so gelehrte, als bescheidene Mabillon in der Praefat. general. zur zweyten Ausgabe selbst auf folgende Weise: Et Bernardi quidem Sermones de Tempore ac de Sanctis in secunda forma emendatissimos emisit in lucem (nim. Cantelovius). Verum cum aliis eadem diligentia evulgandis daret operam, hanc ipse mihi provinciam morte resignavit, adolescenti in re litteraria novo et inexperto, cui numquam venisset in mentem cum doctissimo Horstio laborem et industriam conferre, nisi renitentem ac cunctabundum ad persequendum demortui Cantelovii opus Praefectus noster generalis piae memoriae, reverendissimus Bernardus Audebertus, me compulisset. Parui itaque vel invitus, et symbolam in primis ex Cisterciensis bibliothecae exemplaribus conferente religioso viro Jacobo Lannoyo eius praefecto editus tandem Bernardus est in maiori et minori forma, non eo quidem modo quo decebat, sed qualem ferre potuit rudis mea aetas, aut vero qualem a librario, suae magis, quam publicae rei addicto, impetrare licuit.

Unterdessen war der treffliche Mann unabläßig bemüht, von Tag zu Tag Alles sorgfältig zu bemerken und zu sammeln, was zur Verbesserung und Erläuterung der Werke des genannten Schriftstellers dienlich seyn konnte, um dereinst, wenn es Zeit und Umstände verstatteten, eine neue verbesserte und vollendetere Ausgabe zu besorgen. Diese erschien, dreyundzwanzig Jahre später, als die erste, zu Paris 1690 in zwey Folianten bey Joh. Bapt. Coignard.

Die Ordnung der Werke Bernhards ist darin neu. Der Herausgeber schied mit bewunderungswürdigem Scharfblicke die ächten Schriften desselben von den unächten und zweifelhaften, theilte sie nach dem Inhalte in verschiedene Klassen, ordnete sie überdieß nach der Zeitfolge und verbesserte den Text vielfältig. Er bereicherte sie mit mehreren noch ungedruckten Briefen, gab ausführliche Vorreden, in welchen er sich über das Leben und die Schriften des Verfassers und die Geschichte seiner Zeit gründlich äußert, und die dunkelsten und schwierigsten Puncte erläutert, ferner treffliche Einleitungen in die einzelnen Schriften, hie und da abweichende Lesarten, gelehrte Anmerkungen, historische Verzeichnisse und fleißig gearbeitete Indices.

Als er eben im Begriffe stand, eine dritte Ausgabe zu veranstalten, wurde er von dem Tode ereilt. Diese dritte, welche mit Dom Massuet's Zusätzen Dom François le Terier zu Paris 1719 in Großfolio besorgte, ist eigentlich ein wiederholter Abdruck der vorigen; nur zählt sie drey Briefe mehr. Diese sind der 418, 419 und 425. Den Letztern hatte schon Baluze im 4. Bande S. 459 ff. seiner Miscell. bekannt gemacht. Außerdem enthält sie noch zwey Urkunden für die Klöster Lureu, S. Evre und S. Amand, und den dritten Theil des Briefes an die Brüder von Mont Dieu mit Massuets Vorrede.

Die vorliegende vierte Ausgabe ist mit sechsunddreyßig Briefen aus D. Edm. Martene's **Collectio veterum Scriptorum Tom. I. p. 725 — 744** und mit dem auf den h. Malachias verfaßten und von Edm. Martene in der nämlichen Sammlung Bd. I. S. 746 zuerst herausgegebenen Hymnus des h. Bernhard vermehrt. *) Die Herausgeber zogen, wie sie am Ende der Praefat. general. Vol. I. P. I. pag. 79 bemerken, zur Bereicherung dieser Ausgabe nicht bloß die drey Mabillonschen Ausgaben, sondern auch ältere zu Rath, nämlich die Roualdsche der Sermones in Cantica vom Jahre 1494, die Drachsche der varia Opuscula atque Sermones vom Jahre 1501, die Tiraquellsche von 1602 und die Horstsche von 1658, und gaben zu Ende des letzten Bandes ein geographisches Namenregister, in welchem sie den lateinischen Benennungen zugleich die französischen beysetzten. Die Chronologia Bernardina, welche in der zweyten und dritten Ausgabe Vol. I. T. IV. vor Horsts und Mabillons ausführlichern Anmerkungen steht, ist hier Vol. I. T. I. sogleich nach der Praef. gener. p. 81. sqq. eingereiht. Die Citate der Schriftterte und die Varianten, welche bey Mabillon an den Seitenrändern stehen, sind hier am untern Rande angebracht; Mabillon's Anmerkungen aber, welche dort den untern Rand einnehmen, finden sich am Ende eines jeden Bandes.

Vergleicht man jedoch ihre Ausgabe der Werke Bernhards mit der neuesten der Werke des Johannes Chrysostomus, oder mit der des Basilius, so wird man sich bald überzeugen, daß sie eigentlich nichts Erhebliches geleistet haben; ja man wird finden, daß sie die erste Mabillonsche und andere der oben bemerkten Ausgaben keineswegs planmäßig und genau verglichen haben, da ihnen so unmöglich hätte entgehen können, daß dieselben manche weit bessere Lesart, als die zweyte Mabillonsche enthalten. Warum zogen sie nicht wenig-

*) Die erstern fünfunddreyßig Briefe aus Martene's Sammlung wurden nach dem vierhundertundneunzehnten der dritten Ausgabe eingereiht. Der sechsunddreyßigste, in der vorliegenden als der vierhundertfünfundfünfzigste überschrieben, steht an der Spitze der zweifelhaften oder unächten, nämlich vor dem vierhundertzwanzigsten der dritten Ausgabe, oder dem vierhundertachtzehnten der zweyten. Da nun der Abdruck der vierten nach dieser, ohne Berücksichtigung der dritten, gemacht wurde, so fiel in der neuen der vierhundertfünfundzwanzigste, welchen Massuet aus den Baluzischen Miscellaneen aufgenommen, ganz aus.

stens ein Paar der vorzüglichsten von Mabillon benutzten, und vermuthlich jetzt in der k. Bibliothek zu Paris aufbewahrten Handschriften zu Rathe, wie Hr. v. Sinner zu Chrysostomus und Basilius gethan? So würden sie die der Verbesserung bedürfenden Stellen leicht ausfindig gemacht und glücklich hergestellt haben; denn gerade die Textkritik ist es, welche bey den Benedictinerausgaben, wie sich leicht erachten läßt, wenn man die Fortschritte erwägt, welche die philologische Kritik seitdem gemacht hat, nicht selten der Nachhülfe bedarf, da die übrigens ganz vortrefflichen Männer oft etwas zu rasch zu Werke giengen, wie dieß namentlich bey der ersten Ausgabe der Werke des Abtes von Clairvaux der Fall war, und der gelehrte Herausgeber bey der zweyten vorzüglich die höhere Kritik im Auge hatte.

Auffallend aber ist es, daß Mabillon von den Handschriften, welche ihm zu Gebote standen, keine nähere Beschreibung gibt, obgleich er von den Ausgaben, die er benutzte, ziemlich ausführlich handelt, und daß er unter den letztern drey vorzügliche, welche Handschriften gleich geachtet werden können, und wahrhaft kritischen Werth haben, wir meynen die Eggesteynische der Briefe und einiger anderer kleinerer Schriften Bernhards, deren Druck ungefähr in das Jahr 1474 fällt; die erste Ausgabe der fünf Bücher von der Betrachtung an Pabst Eugen III. ohne Ort und Jahr (von Ant. Sorg zu Augsburg in kleinem Folioformat gedruckt), und die ebenfalls ohne Ort und Jahr, nach Placid. Braun (Notit. hist. litter. de libris ab artis typogr. inventione etc. impressis p. 67 nr. 89) von Ulr. Zell; nach Hain (Repertor. bibliograph. p. 377 nr. 2920) von Therhoernen zu Cöln in kl. Fol. besorgte, welche unter andern Schriften Bernhards die de diligendo Deo, de gratia et libero arbitrio und de consideratione enthält, — gar nicht kannte.

Ungeachtet er seinem Schriftsteller, welchem er besonders zugethan war *), die größte Aufmerksamkeit gewidmet hatte, so findet man doch, daß die zweyte, am meisten geschätzte Ausgabe an mancherley Textgebrechen leidet. Dahin rechnen wir besonders die häufigen, aus älteren Ausgaben in die nachfolgenden übergetragenen Interpolationen und die nicht seltene Vertauschung der kräftigeren und gefälligeren Wortstellung mit einer matten und schwerfälligen, ein Umstand, der bey einem Schriftsteller, welcher wegen des honigflüssen Flusses seiner Rede so berühmt ist, vorzügliche Berücksichtigung verdient hätte; ferner einige arge Druckversehen und Auslassungen von mehreren Wörtern, welche auch in die folgenden Ausgaben übergegangen sind.

Damit nun unsere Leser von dem Gesagten sich genugsam überzeugen können, wollen wir, auf die besten Handschriften der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München und auf die ältesten und andere werthvolle Ausgaben gestützt, einige kritische Bemerkungen beyfügen, und wählen zuvörderst die Hauptschrift Bernhards, die Bücher de consideratione an Pabst Eugen III., seinen ehemaligen Zögling.

Vol. I. Tom. II. p. 1006 heißt es zu Ende des Prologs: Monebo te proinde, non ut magister, sed ut mater. Hier schreiben wir nach neun Münchner Handschriften und nach der Sorgischen, der Cölner und der Vossischen Ausgabe: Monebo proinde te. Denn Bernhard setzt das oft von ihm gebrauchte proinde immer demjenigen Worte nach, auf welchem der Nachdruck liegt. So II. 3. §. (S. 1024 unten): A te proinde incipiat tua consideratio. II. 9. §. 18. zu Anfang: Tolle proinde nunc hereditaria haec perizomata ab initio maledicta. III. 1. §. 3. zu Anfang: Interest proinde tua dare operam. III. 3. §. 13. S. 1047 am Ende: Ad te proinde scripserim ista. In der Vorrede zur Schrift de gratia et libero arbitrio, wo jetzt proinde illud legite primus steht, geben drey Münchner Codd. weit besser: Legite proinde illud primus.

I. 1. §. 1. S. 1007. A: Novi quibus deliciis dulcis quietis tnae non longe antehac fruebare. Non potes his dissuevisse tam cito. Das unnöthige und übel klingende his lassen neun Münchner Handschriften, und die Sorgische, die Cölner, die Tiraquellsche und selbst die erste Mabillonsche Ausgabe mit Recht weg.

*) S. Dom Taſſin in dem angeführten Werke S. 250.

Weiter unten lieſt man bey Mabillon: Invitus, ni fallor, avelleris a tuae Rachelis amplexibus; et quoties id pati contigerit, toties dolor tuus renovetur necesse est. At quando non contingit? Quoties vis, et incassum? quoties moves, nec promoves? quoties conaris, et non datur ultra? eniteris, et non paris? tentas et abriperis? Doch ziehen wir mit Gerh. Voß, Tiraquell und Horſt die von fünf Münchner Codd. und von der Sorgiſchen und Cölner Ausgabe beſcheinigte Lesart: eniteris, et non obtines? parturis et non paris? etc. vor.

Im Folgenden bieten acht Münchner Handſchriften und die zwey älteſten Ausgaben: Attritae frontis es, et instar vitulae Ephraim doctus diligere trituram, si pace tua sic se tuae res habent (anſtatt des matten sic se habent res tuae).

I. 2. §. 2. z. A. Noli nimis credere affectui tuo. Kräftiger ſieben Münchner Handſchriften und die Sorg. Ausgabe: Nimis noli credere u. ſ. w.

I. 2. §. 3. S. 1009. A.: Multo prudentius te illis (d. i. occupationibus multis) subtrahas vel ad tempus, quam patiare trahi ab ipsis, et duci certe paulatim, quo tu non vis. Beſſer neun Münchner Handſchriften und die Sorg. und Cöln. Ausgabe: et certe paulatim duci.

I. 3. §. 4. gegen d. E.: Nulla turpior servitus graviorve, quam servitus Judaeorum. Das wiederholte servitus iſt offenbar ein Gloſſem. Alle Münchner Codd. und die zwey älteſten Ausgaben laſſen es mit Recht weg.

I. 5. §. 6. Si item totus vis esse omnium, instar illius, qui omnibus omnia factus est, laudo humanitatem, sed si plena sit. Nachdrucksvoller ſchreiben ſieben Münchner Codd. esse vis. Die Kaiſersheimer Handſchrift hat totus omnium vis esse. Statt humilitatem, welches aus der zweyten Ausgabe in den von Mabillon auf beſonderes Verlangen des Pabſtes Clemens XI. zu Paris 1701 8. beſorgten einzelnen Abdruck dieſer Schrift, und ſofort in die vierte Ausgabe der ſämmtlichen Werke übergegangen iſt, und einem argen Druckverſehen ähnelt, verbeſſere man humanitatem, wie in der erſten und dritten Mabillonſchen Ausgabe und in allen Handſchriften und früheren Editionen geleſen wird. Auf die Beſeitigung jenes Fehlers hätten, wenn man bey der Correctur der Druckbogen nicht zu eilfertig zu Werke gegangen wäre, die nachfolgenden Worte führen können.

(Schluß folgt.)

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Büchergeſchenk aus Frankreich.

(Fortſetzung.)

5. Chronique de Bertrand du Guesclin par Cuvelier, trouvère du XIV. siècle, publiée pour la première fois par E. Charrière. Tome I. II. Paris, typographie de Firmin Didot frères, 1839. CXXXVI und 465. 616 S. 4. (Tome I. p. 1. — LXXXVI. Introduction. p. LXXXVII — CXXXVI. Sommaire. p. 1 — 465. Tome II. p. 1 — 323. „La vie vaillant Bertran du Guesclin.“ p. 325 — 385. Notes et observations historiques. p. 387 — 419. Pièces justificatives. p. 421 — 560. „C'est le libvre du bon Jehan, duc de Bretaigne.“ p. 561 — 616. Glossaire et table générales des noms et des matières.

6. Archives administratives de la ville de Reims. Collection de pièces inédites pouvant servir à l'histoire des institutions dans l'intérieur de la cité; par Pierre Varin, ancien secrétaire du comité des chartes et inscriptions et doyen de la faculté des lettres de Rennes. Tome I. Partie 1. 2. Paris, imprimerie de Crapelet. 1839. CCLXXX und 1127. S. 4. (p. I — XXVIII „Esquisse historique.“ p. XXIX — CCLXXX. „Notice bibliographique,“ eine mit ungemeinem Müheaufwand ausgearbeitete Ueberſicht ſämmtlicher in dem Werke theils in Summen und Regeſten theils in extenso mitgetheilten Urkunden.)

7. Archives législatives de la ville de Reims. Collection de pièces inédites pouvant servir à l'histoire des institutions dans l'intérieur de la cité; par Pierre Varin etc. Première Partie. Coutûmes. Paris, impr. de Crapelet. 1840. 1067. S. 4.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. September.

Nro. 194. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Sancti Bernardi abbatis Clarae-Vallensis Opera omnia etc. cūris D. Joannis Mabillon. Editio quarta, emendata et aucta.

(Schluß.)

I. 10. §. 13. gegen d. E.: Quis enim umquam verbi causa avarum avarus, immundum immundus, luxuriosum luxuriosus erubuit? Weit natürlicher ist die von acht Münchner Handschriften gebotene Wortstellung: Quis enim umquam —— avarus avarum, immundus immundum, luxuriosus luxuriosum erubuit? welche auch von der Sorg., der Cöln. und der Voß. Ausgabe befolgt wird.

III. 1. §. 2. a. E.: Ergo et infidelibus debitor es, Judaeis, Graecis et gentibus] Graecis ist offenbar eine Glosse von gentibus. Die Münchner Handschriften und die Sorg. und Tiraquell. Ausg. lassen es demnach mit Recht weg.

Doch genug über die Bücher de Consideratione! Wir gehen nun zu der zu allen Zeiten hochgeschätzten Schrift de diligendo deo über.

Vol. I. T. II. S. 1329. Praef. ist Haimerico, was Mabillon 2. u. 3. mit der Lyoner Ausgabe vom Jahre 1520, welche er in der allgemeinen Vorrede zum ersten Bande für die allercorrecteste erklärt, gemein hat, mit Aimerico zu vertauschen. Die meisten Ausgaben haben Haymerico, die Venediger vom Jahre 1495 und die Drachsche von 1501 Aiemerico; mehrere Münchner Handschriften und die Cölner Ausgabe Almerico, andere Americo. Das richtige Aimerico fanden wir nur in der zweyten Windberger, welche in das XII. Jahrhundert hinaufreicht. So schreibt auch Berengar von Tours in seiner Apologie Abälards (in Abaelardi et Heloisae Opp. p. 316); so derjenige selbst, dessen Namensschreibung hier in Frage steht, in der Ausfertigung eines Privilegiums des Pabstes Innocenz II. de ecclesia Tyriaci vom Jahre 1139 bey Baluze (Miscell. T. IV. p. 459). Vergl. ferner Baluze (Miscell. T. II. p. 212. und die Acta conciliorum etc. ed. Harduin. T. VI. Lib. II. p. 1171. D. 1173. C. 1174. A. u. 1175. A.

C. I. §. 1. S. 1330. B.: Ob duplicem ergo causam deum dixerim propter se ipsum diligendum, sive quia nihil justius, sive quia nil fructuosius diligi potest. Duplicem siquidem parit sensum, cum quaeritur de deo, cur diligendus sit. Dubitari namque potest quid potissimum dubitetur, utrumnam, quo suo merito deus, aut certe quo nostro sit commodo diligendus] Acht unserer Handschriften setzen dixerim deum. Nur die zwey schlechtesten und überdieß zu einer Familie gehörenden, die Ebersberger und die Benediktbeurer, nebst der Cöln. Ausgabe stimmen mit Mabillon überein. Im Folgenden geben alle Münchner Codd., mit Ausnahme des Oberaltaicher, besser diligi fructuosius, was schon Tiraquell und Horst aufnahmen. Unterhalb alle Münchner Handschriften, außer der Ebersberger und Benediktbeurer, quaeratur für dubitetur.

II. §. 6. S. 1334. B.: Clamat nempe intus ei (näml. infideli) innata, et non ignorata rationi justitia, quia ex toto se illum (d. i. deum) diligere debeat, cui se totum debere non ignorat] Anstatt ignorata schreiben wir mit zehn Münchner Codd., mit welchen auch alle Ausgaben, die Cölner und die zweyte, dritte und vierte Mabillon'sche ausgenommen, übereinstimmen, ignota. Nachdrucksvoller geben im Folgenden sämmtliche Münchner Handschriften totum se.

III. §. 7. z. E. heißt es von der Kirche

Chriſti: Et in his omnibus, illius recordata versiculi: Et refloruit caro mea, et ex voluntate mea confitebor ei, passionis malis, quae de arbore tulerat crucis, cupit vigere, et de floribus resurrectionis, quorum praesertim fragrantia sponsum ad se crebrius revisendam invitet] Alle unſere Handſchriften und die Cölner Ausgabe bieten crucis tulerat. Woher Mabillon in der zweyten Ausgabe gegen das Anſehen aller Handſchriften und früherer Ausgaben, welche cupit iungere et de fl. res. leſen, cupit vigere, et de fl. res. genommen, iſt ungewiß.

III. §. 8. in d. M.: Monimenta siquidem passionis fructus agnosce quasi anni praeteriti] Die Emmeramer Papier-Handſchrift und die Cölner Ausgabe laſſen quasi weg. Paſſender aber, als Mabillon und ſeine Vorgänger, ſetzen es die übrigen neun Münchner Handſchriften nach anni. Auch in der ſchönen Schrift von der Gnade und dem freyen Willen cap. II. §. 3., wo es heißt: Porro voluntas est motus rationalis, et sensui praesidens et appetitui. Habet sane, quocumque se volverit, semper rationem comitem (gefälliger ſechs Münchner Codd. nebſt der Eggeſt. und Cöln. Ausg. rationem semper comitem) et quodammodo pedissequam, non quod semper ex ratione, sed quod nunquam absque ratione moveatur, ita ut multa faciat per ipsam contra ipsam, hoc est quasi per eius ministerium contra eius consilium sive iudicium, iſt quasi aus ſeiner Stelle verdrängt worden. Man ſchreibe vielmehr nach ſechs Münchner Codd. und nach der Eggeſt. und Cöln. Ausgabe per eius quasi ministerium.

IV. §. 11. S. 1337. D.: Hoc ipsum de se cibus ipse testatur, ita dicens: Qui edit me, adhuc esuriet] Hier wurde dicens an die Stelle des ſelteneren aiens, welches alle zehn Münchner Handſchriften einſtimmig anerkennen, geſetzt.

IV. §. 13. S. 1339. D.: Quid magnum enim tanto et tanti repensatur amori?] Wir verwandeln, auf vier Münchner Handſchriften geſtützt, tanti in tali, und leſen ſtatt representatur mit drey derſelben und mit der Cölner Ausgabe recompensatur.

VIII. §. 23. S. 1347 C.: Et est amor carnalis, quo ante omnia homo diligit se ipsum propter se ipsum, sicut scriptum est; Prius quod animale, deinde quod spirituale] Vollſtändig ſämmtliche Münchner Codd. und die Cöln. und Tiraquell. Ausgabe: Et est amor carnalis, quo ante omnia homo diligit se ipsum propter se ipsum. Nondum quippe sapit, nisi se ipsum, sicut scriptum est etc.

Im Folgenden, wo es heißt: At vero si coeperit amor idem, ut assolet, proclivior esse sive profusior etc., verſetzen die Münchner Handſchriften und die Cöln. und die Tiraquell. Ausgabe die letzten Worte ſo: esse profusior sive proclivior.

VIII. §. 24. Z. E.: Hoc quippe est primum quaerere regnum dei et adversus peccati implorare tyrannidem: pudicitiae potius ac sobrietatis subire iugum, quam regnare peccatum in tuo mortali corpore patiaris] Hier leſe man mit den Münchner Handſchriften: Hoc quippe est quaerere regnum dei, eius potentiam adversus peccati implorare tyrannidem, quatenus pudicitiae potius ac sobrietatis libeat subire iugum etc.

X. §. 29. S. 1352. B. XI. §. 33. S. 1355 A. und anderwärts verwandelten die neueſten Herausgeber spiritali ohne Grund in spirituali; denn beyde Formen werden von kirchlichen Schriftſtellern in einer und der nämlichen Schrift abwechſelnd gebraucht, und die Aufnahme der einen oder andern wird nur durch die Mehrzahl der beſten Handſchriften bedingt.

X. §. 29. z. E.: Magna vis prorsus amoris illas animas introrsum rapuerat, qua ita sua corpora foris exponere — valuerunt]. Hier hätte der Druckfehler qua für quae aus der zweyten und dritten Mabillonſchen Ausgabe nicht aufgenommen werden ſollen.

XI. §. 32. S. 1354. B.: Vino enim divini amoris etiam tunc anima suavitatem naturalis immiscet affectionis]. Acht unſerer Handſchriften und die Cölner Ausgabe bieten: Vino enim divini amoris miscet etiam tunc dulcedinem naturalis affectionis.

XII. §. 34. S. 1356. B.: Itaque et qui timet et capit, utrique pro se agunt] Trefflich die Münchner Handschriften: — et qui cupit, uterque — agunt. — Qui vor cupit, welches auch Tiraquell und Horst anerkennen, ist schon in der ersten Mabill. Ausgabe ausgefallen. Im Folgenden haben alle Mabill. Ausgaben fälschlich quae (nämlich quae in filio est caritas) ab amore sui et mundi convertere (statt avertere).

XV. §. 39. Z. U.: Verum tamen quia carnales sumus, et de carnis concupiscentia nascimur, necesse est ut cupiditas, vel amor noster a carne incipiat] Ut, welches weder die Münchner Handschriften, noch die Cöln. Ausgabe anerkennen, würden wir lieber streichen.

Soviel über diese Schrift.

Wir fügen noch einige Bemerkungen über die vortreffliche Abhandlung von der Gnade und dem freyen Willen bey.

Dort heißt es zu Anfang der Vorrede: Opusculum de gratia et libero arbitrio, quod illa, qua scitis, occasione nuper aggressus sum, eadem gratia adjuvante peregi, ut potui] Die sonderbare Lesart eadem gratia adjuvante, welche aus der Drachschen Ausgabe in die nachfolgenden übergegangen ist, wird weder von irgend einer Münchner Handschrift, noch von der Eggest. oder von der Cöln. Ausg., welche dafür deo adiuvante bieten, bestätigt.

Cap. I. §. 1. z. A. Loquente me coram aliquando et dei in me gratiam commendante] Wohlklingender setzen alle Münchner Codd. und die Cöln. Ausgabe die letzten Worte so: et dei gratiam in me commendante.

Ebendas. S. 1366 A: Et ego: Bonum, inquam, consilium das, sed si dederis et posse teneri] Da quid enim, inquam, tu consulis? Da, inquit, gloriam deo etc. gerade vorhergeht, so läßt man an der fraglichen Stelle mit den neun Münchner Codd., welche diese Schrift enthalten, und mit der Eggest. und der Cöln. Ausgabe das widrige inquam füglich weg. So Bernhard de dilig. deo cap. I. §. 1. zu A. Vultis ergo a me audire, quare et quomodo diligendus sit deus? Et ego: Causa diligendi deum deus est, modus sine modo diligere.

Ebendas. C. steht bey Horst und Mabillon: Ubi ergo, ais, sunt merita nostra, aut ubi est spes nostra? Audi, inquam, etc.] Alle Münchner Handschriften und alle Ausgaben, welche vor der Horstischen erschienen, lesen ait, welches hier, wie das griechische φησίν, für man sagt, oder heißt es genommen werden muß.

III. §. 7. z. U.: Cum igitur, prout interim potuit occurrere nobis, triplex sit nobis proposita libertas etc.] Das zweyte nobis ist offenbar zu streichen, da es sämmtliche Münchner Handschriften, die Flores Bernardini und die Eggest. und die Cöln. Ausg. nicht anerkennen.

IV. §. 11. S. 1373 B,: Sicut vero iudicii est discernere quid liceat, vel quid non liceat: sic profecto consilii probare quid expediat, vel non expediat: sic complaciti quoque experiri quid libeat, vel non libeat] Quid vor non liceat lassen sämmtliche Münchner-Handschriften und die Cöln. Ausg. der Symmetrie wegen passender weg.

V. §. 14. S. 1376 A.: Quae (näml. urgens necessitas) si perfecte tollatur e rebus, statim in taedium atque molestiam convertetur ipsa quoque, quae videtur in his esse, iucunditas] Das widrige quoque ist offenbar zu tilgen, um so mehr, als es von den Münchner Handschriften und den zwey ältesten Ausgaben nicht anerkannt wird.

VIII. §. 26. S. 1383. B—C: Sed sane ista perfectio in futura vita exspectetur, quando utraque nunc amissa libertas libero arbitrio plene restaurabitur] Mabillon's erste Ausgabe hat mit Recht plenarie st. plene, mit Zustimmung aller Münchner Codd. und der zwey ältesten Ausgaben, der Eggesteynischen und der Cölner. In der zweyten, dritten und vierten Mabillonschen aber wurde plene, welches unstreitig eine Erklärung des mittelalterlichen plenarie ist, dessen sich Bernhard auch Cap. VII. §. 21. S. 1380. C. und Cap. IX. §. 30. S. 1385 C. und anderwärts bedient, in den Text genommen, und das Letztere als Variante an den Rand gesetzt.

IX. §. 28. u. 29. z. A. verwandelten die neueſten Herausgeber bipertitus in bipartitus. Sonach hätte man erwarten ſollen, daß ſie Cap. IX. §. 28. auch diminutionem in deminutionem umgeändert haben würden, was jedoch nicht geſchah.

IX. §. 30. z. A. Cum ergo istae duae libertates, consilii scilicet atque complaciti, per quas rationali creaturae vera sapientia et potentia ministratur etc.] Kräftiger ſechs unſerer Handſchriften und die Cölner Ausgabe duae istae. Das unnöthige und übel lautende scilicet würde Ref. ſtreichen, da es von der Tegernſeer, Raitenhaslacher, Aſpacher und Emmeramer Handſchrift, ſo wie von der Eggeſt. Ausgabe nicht anerkannt wird.

IX. §. 31. a. E., wo es heißt: Quid enim est manuum pedumque ligatio, nisi omnimoda potestatis ablatio? ſchreiben die Münchner Codd. nebſt der Eggeſt. und Cöln. Ausgabe faſt einſtimmig weit nachdrucksvoller quid nempe est; nur die Aſpacher Handſchrift gibt in veränderter Stellung quid est nempe, und in der Alderſpacher fehlt est. Ebenſo leſe man Cap. XIV. §. 40. a. E. in den Worten: In his namque tribus interior renovatio consistit, mit allen Münchner Handſchriften, den Florr. Bernard. und den zwey älteſten Ausgg. nempe ſtatt namque.

XII. §. 33. gegen d. E., wo von Petrus die Rede iſt, wird von den meiſten Ausgg. folgende Wortſtellung befolgt: Si Christum non amasset, non negasset invitus; verum si se amplius non amasset, non aliquatenus negasset. Allein die Symmetrie erfordert non negasset aliquatenus, was vier unſerer Handſchriften und die Eggeſt. Ausg. beſtätigen.

Aus dieſen wenigen Bemerkungen wird man zur Genüge erſehen haben, daß die Textkritik in Bernhards Werken durch Mabillon's Bemühungen keineswegs geſchloſſen iſt, wie man etwa glauben möchte, und daß ſich die Unternehmer dieſer mit ächt typographiſcher Eleganz veranſtalteten Ausgabe, welche ſich zugleich durch ungemeine Wohlfeilheit empfiehlt, ein noch weit größeres Verdienſt erworben haben würden, wenn ſie die Sache mehr von dem wiſſenſchaftlichen, als von dem mercantilen Geſichtspunkte erfaßt hätten.

Nach der Vorrede zu des erſten Bandes zweytem Theile S. 1634 wird von den neuen Herausgebern die Frage wieder berührt, ob der h. Bernhard ſeine Predigten in lateiniſcher oder in der Volksſprache gehalten habe. Sie ſind der Anſicht, daß die Handſchrift der Feuillans zu Paris eine Ueberſetzung in die Volksſprache enthalte. Dieſe Uebertragung aber reicht nach dem Urtheile aller Sachkundigen nicht in Bernhards Zeit hinauf; Andere hingegen behaupten, daß ſie nicht über das XIII. Jahrhundert hinausgehe.

Das von Mabillon Bd. I. Thl. III. S. 716. (nach der zweyten Ausgabe) angeführte Fragment der erſten Rede von der Ankunft des Herrn verglichen ſie neuerdings mit der Handſchrift der Feuillans zu Paris. Sie enthält 44 Sermonen nebſt der Vorrede zu den Sermonen zu dem 90. Pſalme. Ein nachſtehender Index gibt genau nach der Ordnung der Handſchrift die ganze Reihenfolge derſelben an.

Drollig iſt Bd. II. Th. II. S. 2756 in dem von den neuen Herausgebern gefertigten Ortsverzeichniſſe die Erklärung des W. Habsburgensis durch d'Augsbourg, v.; Allemagne, und durch d'Habsbourg, château; Suisse; ferner S. 2766. des N. Wirceburgum durch Wissembourg, v.; Alsace (Bas-Rhin), Wurtemberg, duché; Suabe, und Wurtzbourg, v.; Franconie.

J. G. Krabinger.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. September.

Nro. 195. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefactenkunde, herausgegeben von Dr. K. C. von Leonhard und Dr. H. G. Bronn, Professoren an der Universität zu Heidelberg. Jahrgang 1840. Mit 9 Tafeln und 12 eingedruckten Holzschnitten. Stuttgart. Schweizerbart's Verlagshandlung 1840.

Das vorliegende Repertorium, unter obigem Titel seit 1833 bestehend, gedeiht unter der Pflege der Herausgeber von Jahr zu Jahr. Wenn man es aufmerksam durchblättert, so kann man nicht verkennen, daß namentlich die Geognosie in unserer Zeit mit einem Eifer bearbeitet wird, welcher nicht zurückbleibt hinter den Bemühungen, die gegenwärtig allen Zweigen der Naturwissenschaften zugewendet werden. Man erkennt zugleich, daß mit dem vielen Neuen, was die Forschung liefert, eine Art von Krisis in der Wissenschaft sich vorbereitet, zum Theil schon eingetreten ist und daß ihr Ausgang keineswegs mit Bestimmtheit vorausgesagt werden kann. Es erinnert der gegenwärtige Zustand der Geognosie und Geologie an den der Atomenlehre in der Chemie. Thatsachen aller Art, den verschiedensten Zweigen verwandter Wissenschaften entnommen, verweben sich mit Hypothesen, um ein erwünschtes Ganzes als Endresultat herauszustellen, es werden sich aber erst später Geborene einer festen Vereinigung der Meynungen erfreuen dürfen. Es sind daher allgemeine zur Zeit entspringende Systeme meistens als unreif zu betrachten, obwohl willkommen zu heißen, wenn man nicht mehr verlangt, als durch sie eine Epoche in der Geschichte der Wissenschaft kennen zu lernen.

Es wäre nicht möglich, auf alle hier enthaltenen Aufsätze und Notizen von Interesse näher einzugehen und wir begnügen uns daher, nur einiger allgemeinen größeren Arbeiten zu erwähnen, in so ferne sie eine kurze Uebersicht zulassen.

Von besonderem Interesse sind Russeggers Beyträge zur Physiognomik, Geognosie und Geographie des Afrikanischen Tropenlandes.

Der Verf. beginnt mit einer Einleitung über die Gebirgssysteme Afrikas. Indem er die Existenz der Mondberge läugnet, welche nach der Ansicht der Alten als ein großes Gebirge Afrika in seiner ganzen Breite aus Ost nach West nahe am Aequator durchziehen sollten, nimmt er für diesen Welttheil zwey Haupt-Gebirgssysteme an, denen sich alle andern in geringerer örtlicher Ausdehnung auftretenden Gebirge unterordnen. Diese sind das Bergsystem der W.- und das der O. Küste, die beyde sich am Kap vereinen und von dort das eine in N.O. und N., das andere in N. und N.W. ziehen und mit der Entfernung von ihrem Vereinigungspunkte immer mehr divergiren. Es ist so zu sagen ein ungeheueres Thal, dessen Ende in N. das weite Becken von Nord-Afrika bildet, über welches sich die Hochebenen des mittleren und südlichen Afrika's erheben. Der östliche Zug erstreckt sich aus dem Lande der Kaffern durch Monomotapa, Mosambique, längs der Küste von Zanquebar in die östlichen Länder der Galla, bildet den großen Gebirgsstock von Abissinien mit seinen hochliegenden Plateau's und zieht sich dann längs dem rothen Meere hin, zu beyden Seiten dessen Küstenland bildend, d. h. nach Arabien übersetzend und endet mit dem großen Granitstocke am Sinai. Mächtige Züge abnormer Felsbildungen ziehen sich von dem Hauptzuge der Ostküste ins Innere, besonders aus dem Gebirgsstocke

in Abessinien und verlieren sich gegen W. in die Ebenen des Innern.

Der westliche Zug bildet die Berge von Nieder-Guinea, von Ober-Guinea, den großen Gebirgsstock an den Quellen des Gambia, Senegal und Niger, Abessinien gegenüber, die westlichen Berge der Sahara, z. B. die schwarzen Berge an der Westküste und endet mit dem großen und kleinen Atlas. Auch dieser Zug sendet seine Zweige ins Innere und scheint wie der östliche, ohne Zweifel mit Unterbrechungen, der abnormen Fels-Bildung anzugehören.

Das weite Becken von Nord-Afrika, die Bucht, welche beyde Gebirgssysteme einschließen, ist mit jüngern normalen Felsgebilden erfüllt, unter denen tertiäre Gebilde, die Kreide und der darunter liegende bunte Sandstein die größte Rolle spielen und in einer Entwicklung auftreten, die ihnen sonst vielleicht nirgends zukömmt. Das Hauptansteigen des Nord-Afrikanischen Beckens ist aus N. nach S. ganz sanft. Merklich hebt sich dasselbe gegen den 16. Grad der Breite, der bunte Sandstein verschwindet nach und nach, die abnormen Felsablagerungen werden immer häufiger und endlich mit dem 31 Grad die allein herrschenden.

Der Verf. geht nun über zur speciellen Beschreibung von Aegypten, Nubien und den Flußgebieten des blauen und weißen Flußes mit Kordofan, Tegele, Sennaar, Roserres ꝛc. und schließt die geognostische Skizze mit folgender Uebersicht des bereisten nordöstlichen Afrika vom Mittelmeere bis nahe an den Aequator:

1. Kreide und tertiäre Gebilde. Ebene und gebirgige Wüste. Das Kulturland auf den Nil und auf Oasen beschränkt. Aegypten. Vom 31. bis zum 26. Grad nördl. Breite.
2. Muschelkalk und bunter Sandstein. Durchbrüche, Bergketten abnormer Felsgebilde. Ebene und gebirgige Wüste, im südlichen Theile Uebergang in Savannen-Land. Das Culturland auf den Nil beschränkt. Aegypten, Nubien. Vom 26. bis zum 15. Breitegrad.
3. Bunter Sandstein und Alluvial-Gebilde. Selten Durchbrüche abnormer Felsarten, obwohl sie das Grundgebirge bilden. Savannenland. Ebene, Norden von Kordofan und Sennaar. 15 — 13. Breitegrad.
4. Granite und Porphyre, isolirte Berggruppen bildend, in den Ebenen bedeckt von Alluvium. Savannenland. Ebene 1100 Fuß über dem Meere erhaben. Süden von Kordofan und Sennaar, Roserres. Vom 13. bis zum 12. Breitegrad.
5. Granit, Gneiß, Glimmer- und Chloritschiefer der Alpen, mit Goldführenden Alluvionen. Gebirgsland, südlich von Kordofan und Darfur. Große Ebene am weißen Fluße. Hochgebirgsland am blauen Fluße. Aethiopisches Hochland. Die Plateau's zu 3000 Fuß, die Berge zu 7000 F. ü. d. Meereshöhe ansteigend, alle Fülle der den Tropen eigenen Entwickelung der Pflanzen- und Thierwelt darbietend. Land der Nubas, Ebenen der Dinkas, Fassokl, das Land Berta, das Land der Gumus's und der Galla. Vom 12. bis zum 10. Breitegrad.
6. Weite unbekannte Ebenen, südlich von Nuba und in den Ländern der Dinka und Galla, durchschnitten von großen Strömen. Savannen, jenseits des 10. Grades n. Br. —

In einer ähnlichen Weise hat Russegger eine geognostische Skizze der Cykladen geliefert. Er betrachtet diese als die höchsten Punkte zweyer paralleler Gebirgsketten, welche die unmittelbare Fortsetzung von Attika und Euböa bilden. Beyde Gebirgsketten erstrecken sich aus N.W. nach S.O. und nur ihre Gipfel ragen als Inseln aus dem Meere hervor. Zu der Attischen Kette gehören: Zea, Thermia, Serpho, Siphnos, Polikandros; zu der Euböischen: Andros, Tinos, Mikone, Naxos, Amorgos. Die Inseln Sira, Paros, Antiparos, Nios, Sikinos und mehrere kleinere sind als Gipfel eines Gebirgsstockes zu betrachten, der zwischen beyden parallelen Ketten mitten inne liegt. Am südlichen Ende dieses Bergsystems treten gewaltige vulkanische Erhebungen auf, Produkte der heut zu Tage noch thätigen Vulkane, ja solche selbst. Dahin ge-

hören die Inseln Santorin, Milos, Kimolos, Polinos. Für diese Ansicht spricht nicht nur die Form des Ganzen, sondern auch die geognostische Beschaffenheit der einzelnen Inseln. Wie auf dem Festland und auf Euböa, so bilden auch hier, die vulkanischen Inseln ausgenommen, die herrschenden Gebilde: körniger und dichter Kalk, Glimmerschiefer und Thonschiefer, selten begleitet von Durchbrüchen von Granit und Porphyr.

Die Südspitze von Attika, die ganze Laurea mit dem Cap Sunium besteht aus sehr kalkhaltigem Glimmer- und Thonschiefer, bedeckt von schiefrigem und körnigem Kalk. Beyde Fels-Gebilde führen auf Lagern und Gängen: Braun- und Rotheisenerz, Spatheisenstein und silberhaltigen Bleyglanz. Mitten durch die Schiefer und Kalke steigt der Thorikos empor, eine Kuppe von chloritischem Serpentin.

Die Insel Thermia hat zum herrschenden Gestein sehr kalkhaltige Glimmer- und Thonschiefer, als Fortsetzung der Schiefer-Gebilde von Zea und vom Laurischen Vorgebirge. An der N.W. Seite des Hafens von Erimi treten aus diesen Schiefern, die daselbst in förmlichen Kalkschiefer übergehen, Thermen hervor. Das Wasser derselben hat einen salzigen, laugenartigen Geschmack und eine Temperatur von 40° — 42° R. Es setzt sehr viel eisenschüßigen kohlensauern Kalk ab. Zwey Stunden südlich von den Bädern befindet sich im Glimmerschiefer die höchst interessante Höhle Katafigy, schon deßwegen eine der denkwürdigsten der Erde, weil sie im Glimmerschiefer vorkommt. Sie befindet sich im höchsten Gebirge der Insel, 300—400 Meter über dem Niveau des Meeres, und ist dem Ansehen nach unläugbar vom Meere ausgespült, denn die Spuren der heftigsten Brandung lassen sich Schritt für Schritt an ihr verfolgen. Der Verf. sah ähnliche Höhlen auf Polinos im Horizonte des Meeres, in denen man gegenwärtig weit aus dem Innern des Gebirges das Tosen der unterirdischen Brandung hören kann. Der enge Eingang erweitert sich sehr bald zu einem großen Raum, welcher sich wieder in eine Menge enger Schluchten zertrümmert, die wieder in Weitungen führen u. s. f. Der Boden der Höhle ist überall mit tiefen Alluvionen von Lehm bedeckt, in denen aber keine Knochen zu finden waren. Die Gesteinslagen des Schiefers scheinen senkrecht zu stehen und nach der Ansicht des Verf. sind hier die entschiedensten Merkmale einer bedeutenden Emporhebung des Terrains zu sehen.

Auf der Insel Serpho Schiefergebilde mit vielen Eisenerzlagern; auf Sira Glimmer- und Chloritschiefer mit aufliegendem körnigem Kalkstein; mit den Schiefern mächtige Lager von reinem Quarz und Brauneisenerz. — Das Gestein der nördlichen und westlichen Küste von Naxos bildet ein sehr grobkörniger Granit. Weiter ins Innere folgt Glimmerschiefer mit Lagern von sehr reinem Quarz und mit körnigem Kalk wechselnd. Der Kalk liefert ausgezeichnet schönen Marmor. Die Centralkette der Insel besteht ganz aus körnigem Kalk, der das herrschende Gebilde bis zur O. Küste der Insel bleibt. Charakteristisch für den körnigen Kalk von Naxos sind die vielen und sehr mächtigen Stockförmigen Lager von Smirgel, die besonders auf der S. Seite der Insel in ihm aufsetzen und schon seit lange Gegenstand bergmännischer Bearbeitung sind. Der Smirgel tritt theils in großer Reinheit auf, theils ist er mit Magneteisenerz, Brauneisenerz, Glimmer, Eisen- und Kupferkies gemengt. Das Ausgehende der Smirgelstöcke ragt aus dem Kalk jederzeit als mächtiger Kamm hervor. In dem Smirgel von Gakoriaka findet man auch krystallisirten Korund.

Auf der Insel Paros mit Antiparos ist Glimmerschiefer herrschend, auf welchem körniger Kalk, der berühmte parische Marmor, aufliegt.

Insel Santorin. Der Verf. nennt sie die Schule für das Studium vulkanischer Trümmergesteine und ihrer Beziehungen zu Laven und Lavaartigen Trachyten, und zugleich jener Erhebungskrater, an denen man die Theorie von Buch in ihrer vollendetsten Entwicklung sehe, ja sehen müsse, wenn nicht Eigensinn das Auge blende. Der ganze Norden der Insel ist rein vulkanisch. Im Süden derselben aber steigt das Grundgebirge, körniger Kalk, sichtbar empor und erhebt sich im Berge St. Elias zu beyläufig 3500 Fuß ü. d. Meereshöhe. Die Insel Santorin umschließt halbmondförmig die ganze O. Seite des großen Kraters, der mit Meer erfüllt ist,

eine elliptische Form hat, deren längere Achse drey geographische Meilen beträgt und dessen Rand in W. die Inseln Therasia und Aspronisi bilden. Die drey Inseln Kaimeni gehören spätern Eruptionen im Krater selbst an. Die Straten aller Felsgebilde, welche den Krater umgeben, fallen von demselben. So sieht man auf Santorin alle Straten in O., auf Therasia und Aspronisi alle in W. einschießen, ein unläugbarer Beweis, daß hier eine centrale Erhebung statt gehabt hat. Einen ferneren Beweis dafür sieht man darin, daß die ganze Westküste von Santorin eine an 800 Fuß senkrecht über das Meer hin sich erhebende Felswand bildet, während die O. Küste eine ganz sanft gegen das Meer hin sich neigende Ebene zeigt. Dieß ist auch auf Aspronisi und Therasia, nur in entgegengesetzter Richtung der Fall.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Büchergeschenk aus Frankreich.

(Schluß.)

8. Collection des Cartulaires de France. Tome I — III.

T. I. II. Cartulaire de l'abbaye de Saint-Père de Chartres publié par M. Guérard, membre de l'Institut de France. Paris, impr. de Crapelet, 1840. CCCLXX und 848 S. 4. (die Prolégomènes verbreiten sich in einer ausführlichen Abhandlung über Topographie, dingliche und persönliche Rechtsverhältnisse, insbesondere über das Lehenswesen, über Maße, Münzen, Sitten und Gebräuche während des Mittelalters überhaupt, zunächst aber unter Bezugnahme auf die nachfolgenden Urkundenbücher, und schließen nach einer geschichtlichen Skizze der Abtey von Saint-Père zu Chartres mit einem, die Reduction der urkundlichen lateinischen Ortsnamen auf die gegenwärtigen enthaltenden, Pfründen-Register der Diöcese Chartres. Die Urkunden selbst zerfallen in zwey Abtheilungen: Monasterii Sancti Petri Carnotensis codex diplomaticus. Pars prima, quae dicitur Vetus Aganon. Pars secunda, quae dicitur codex argenteus.

Tome III. Cartulaire de l'Abbaye de Saint-Bertin publié par M. Guerard etc. Paris, 1840. C. und 487 S. 4. Das Textwerk hat folgende Abtheilungen: pag. Cartularium Sithiense. Pars prima. Folquini chartularium. Pars secunda. Simonis chartularium. Pars tertia. Continuatores Simonis. pag. 421. Chartularium monasterii Sanctae Trinitatis de Monte Rothomagi.

9. Chronique du religieux de Saint-Denys, contenant le règne de Charles VI. de 1380 à 1422, publiée en latin pour la première fois et traduite par M. L. Bellaquet, précédée d'une introduction par M. de Barante. Tome I. II. III. Paris, impr. de Crapelet, 1839 — 1840, 1841. XV — 750. 791. 775 S. 4.

10. Papiers d'état du cardinal de Granvelle d'après les Manuscrits de la bibliothèque de Besançon publiés sous la direction de M. Ch. Weiss. Tome I. II. Paris, impr. royale. 1841. LVII — 628. 701 S. 4.

11. Procès des Templiers publié par M. Michelet. Tome I. Paris, impr. royale. 1841. VI — 681. S. 4. (die Acten der berüchtigten Untersuchung gegen den Großmeister des Tempelordens und gegen 131 Ritter desselben in der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts.)

12. Mémoires militaires relatifs à la succession d'Espagne sous Louis XIV. extraits de la correspondance de la cour et des généraux par le Lieutenant Général de Vault, Directeur Général du dépôt de la guerre, mort en 1790, revus, publiés et précédés d'une introduction par le Lieutenant Général Pelet, Pair de France, Directeur du dépôt de la guerre. Tome IV. Paris, impr. royale. 1047 S. 4. („Campagnes de Flandre, d'Italie et d'Allemagne en 1704.") Atlas des mémoires militaires relatifs à la succession d'Espagne sous Louis XIV, dressé par les soins de M. le Lieutenant Général Pelet etc. Paris, impr. royal. 1838. 27 Bl Royalfol. (10 Schlacht- und Belagerungspläne, zum 3. Bande des Textwerkes, nebst 17 „tableaux des mouvemens et camps des armées belligérantes en 1703." Die ersten drey Bände des Textes dieser Mémoires so wie der Atlas zu den Bänden I und II. hat die k. Hof- und Staatsbibliothek bereits in den Jahren 1837 und 1838 empfangen.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. October.

Nro. 196. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Neues Jahrbuch der Mineralogie ꝛc., von Dr. K. E. von Leonhard.

(Schluß.)

Wenn man den Hauptdurchschnitt der ganzen Insel Santorin betrachtet, so ergiebt sich von unten nach oben nachstehende Lagerungs-Folge:

1. Körniger Kalk. Vulkanisch verändert, gebrannt, zerborsten, ohne Verlust der krystallinischen Struktur. Gestein des Eliasberges, Grundgebirge der Insel.
2. Vulkanischer Tuff und verhärtete vulkanische Asche.
3. Grauer Trachyt. Feldstein-Masse; Krystalle von glasigem Feldspath.
4. Trachyt mit röhrenförmigen Oeffnungen, Abzugs-Kanäle für die Dämpfe. An den Wänden dieser Röhren ist der Trachyt 3. zur vollendeten Lava umgestaltet.
5. Pechstein-Conglomerat, zum Theil mit Obsidianartigem Bindemittel.
6. Untere schwarze Lava.
7. Obere rothe bimssteinartige Lava mit Trachyttrümmern.
8. Veränderter Trachyt.
9. Schwarzer fester Trachyt, Lavenartig.
10. Oberste Lage dieses Trachyts. Im Zustande der Zersetzung.
11. Posilipp-Tuff und Puzzolana mit Trümmern von schwarzem Trachyt.
12. Weißer Bimssteintuff.
13. Lapilli. Trümmer von Bimssteinen, Trachyt und Lava.

In dem großen Krater von Santorin erheben sich drey kleine Inseln, Paleo-, Neo-, und Mikro-Kaimeni. Diese Inseln sind Resultate späterer Ausbrüche im Krater selbst und ihre Entstehung fällt in weit jüngere, zum Theil geschichtliche Perioden. So erhob sich Neo-Kaimeni erst in neuerer Zeit, von 1706 bis 1711 aus dem Meere an einer Stelle, wo dasselbe früher über 200 Klafter tief war. — Der Verf. spricht von der Mittheilung eines auf Naros gefundenen Manuscriptes, welches die merkwürdigen Begebenheiten beym Emporsteigen der Insel schildert. Es ist leider nichts davon im Jahrbuch abgedruckt. —

Das Gestein der Insel Polinos ist Trachyt, ebenso das von Kimolos umgewandelter Trachyt und Bimssteintuff. Das Gebirge im Innern von Kimolos, das Hauptgebirge, besteht aus rothem Trachytartigem Feldstein-Porphyr, aus sogenanntem Mühlstein- und aus Perlstein-Porphyr, ähnlich den Vorkommnissen des Gliniker-Thales in Nieder-Ungarn. —

Auf Milos verbinden sich die Erscheinungen der ältesten Feuerberge, wie sie die Gegenwart nicht mehr entwickelt mit den Wirkungen noch heute thätiger Vulkane auf eine denkwürdige Weise. Die ganze Insel hat die Gestalt eines Hufeisens, dessen innere Seite der große Hafen bildet, groß genug um die Kriegsschiffe von ganz Europa zu fassen. Den nördlichen Schenkel des Hufeisens charakterisiren mächtige Trachyt-Durchbrüche, die bis 1000

Fuß ansteigen. Am südlichen Schenkel fand die höchste Erhebung am Berge St. Elias zu mehr als 3000 Fuß Meereshöhe statt; der ganze Berg besteht aus veränderten Trachyten. Den Eliasberg umgeben am Fuße gürtelartig veränderte Granite, Gneiße und Glimmerschiefer, umgestaltet in ausgezeichneten Trachite granitoide Beudant's und aus diesem Gesteine erheben sich die großen Kuppen von umgewandelten, durch saure Gase zersetzten Trachyte. Den Bogen des Hufeisens, die Verbindung beyder Schenkel bilden niedere, höchstens zu 1000 Fuß Meereshöhe ansteigende Berge, meist kegelförmige Maßen vyn zersetzten Trachyten, bedeckt von vulkanischen Tuffen und Schutt-Conglomeraten, in denen sich die fortdauernde Thätigkeit des Vulkans in vielen Solfataren und Exhalationen von heißen schwefelig-sauern Dämpfen und von Wasserdämpfen ausspricht. — Die Insel Poros ist ein vom Peloponnes losgerissenes Stück Land. Sie besteht in ihren tiefsten Ablagerungen aus chloritischem Grauwackensandstein, der mit Grauwackenschiefer, Thonschiefer und dichtem Kalkstein in ganz dünnen Straten wechselt. Ein grauer dichter Uebergangskalk mit mächtigen Euphotidlagern bedeckt das ganze Grauwackengebilde und setzt sämmtliche Hauptberge der Insel zusammen. —

Halbinsel Methana. Uebergangskalk, von Hippuritenkalk bedeckt; durch beyde erheben sich große Bergmassen von Feldsteinporphyr und Trachyt. Aus dem Kalke treten Thermen hervor, die sehr viel Schwefelwasserstoffgas entwickeln.

Auf Egina bildet das Gestein am Fuße des Berges, worauf das Panhellenion steht, ein junges Tertiärgebilde, ein sandig mergliger Grobkalk mit Resten von Pecten, Cardium, Balanus, Ostrea etc. Dieses Felsgebilde ruht einerseits auf Hippuritenkalk, andrerseits wird es von Trachyttrümmergestein bedeckt, aus denen Massen eines sehr schönen Trachyts emportreten. —

Derselbe Reisende hat schätzbare Bemerkungen über die Geognosie von Rom, Neapel, über den Aetna, die Cyklopen, den Vesuv und Ischia mitgetheilt. — Ehrenberg hat seine Arbeiten und Untersuchungen über die fossilen Infusorien fortgesetzt. Er fand einen Polirschiefer von Zamuto in Ungarn fast ganz aus den Trümmern der Kieselpanzer von 5 Infusorien-Arten zusammengesetzt. Er fand ferner dergleichen in einem Kaolin von der Insel Bourbon und in einem Tripel von der Insel Lugon unter den Philippinen, von Ceypah bey Pont-Gibaud, Puy de Dôme u. s. f. Er berichtet ferner über dem bloßen Auge unsichtbare Kalkthierchen und Kieselthierchen als Hauptbestandtheil der Kreidegebirge. Die Kreide besteht bey 300maliger Vergrößerung nicht nur aus symmetrischen regelmäßig elliptischen gekörnten Blättchen unorganischen Ursprungs und deren Bruchstücken, sondern auch aus einer Menge mikroskopischer Polythalamien, welche zwischen den vorigen liegen und unter dem Mikroskope erst unterscheidbar werden, wenn man die trockene Kreide dünne vertheilt in erwärmten Terpentin der nordamerikanischen Balsam-Tanne. Diese doppelte Art der Zusammensetzung zeigt sich bey der Kreide von Puskarez in Ostpreußen, von Rügen, Schoonen, den dänischen Inseln, von Gravesand, Brighton und Norwich in England, von Irland, von Moedon bey Paris, von Catolica und Castrogiovanni bis zur Küste von Girgenti in Sicilien. Die Menge dieser, $\frac{1}{24}$ — $\frac{1}{288}$ Linien großen Individuen ist so groß, daß davon auf einen Kubikzoll Kreide weit über 10 Millionen vorkommen. — Bailey entdeckte sowohl lebende als fossile Kiesel-Infusorien in einer Moor-Erde zu Westpoint in New-York. —

Die Auszüge für Mineralogie, Krystallographie und Mineralchemie sind ziemlich zahlreich. Außer den deutschen Journalen von Poggendorf, und Erdmann sind auch die französischen, englischen und amerikanischen Zeitschriften benützt. Als Neuigkeiten sind zu erwähnen: Shepard über den Danburit von Danbury in Connecticut. In schiefen rhombischen Prismen krystallisirend. H. 7, 5. G. = 2,83 Gehalt:

Kieselerde	56,00
Kalkerde	28,33
Thonerde	1,70

Yttererde?	0,85
Kali und Verlurst	5,12
Wasser	8,00
	100,00

Kommt einem Apophyllit mit geringerem Wassergehalt, als der gewöhnliche, sehr nahe. — Ferner der Delvaurit Dumont's. Vorkommen zu Berneau bey Visé. Analyse:

	1.		2.
Phosphorsäure	14,30	„	13,60
Eisenoxyd	31,60	„	29,00
Wasser	40,40	„	42,20
Kohlensaurer Kalk	9,20	„	11,00
Kieselerde	4,00	„	3,60
	99,90		99,40

1. schwärzlichbraune Var. 2. röthlichbraune Var. Turner: Untersuchung der grünen Theilchen, welche dem Grünsand seine Farbe ertheilen. Sie bestehen aus:

Kieselerde	48,5
Eisenoxydul	22,0
Thonerde	17,0
Talkerde	3,8
Wasser	7,0
Kali	Spur
	98,3

Bemerkungen von Levy über den Haydenit und Beaumontit, eine neue Mineralspecies, welche den Haydenit begleitet. Levy hat die Krystallformen dieser seltenen Mineralien beschrieben. Von chemischer Seite sind sie noch nicht gekannt. Jackson nennt ein Kupfersilicat Beaumontit, welches 15,8 pr.Ct. Quellsäure (Crenic Acid) enthalten soll. Es stammt von den Gruben von Cheßy bey Lion. Derselbe hat den Indianischen Pfeifenstein oder

Catlinit von Coteau du Prairie analysirt und darin gefunden:

Kieselerde	48,2
Thonerde	28,2
Eisenoxyd	5,0
Manganoxyd	0,6
Talkerde	6,0
Kohlensaurer Kalk	2,6
Wasser	8,4
	99,0

Es sind auch mehrere Felsarten analysirt worden, welche Analysen für den Geognosten von Interesse seyn können, wenn sie mit der nöthigen Rücksicht auf die Mengungen betrachtet werden. —

Die Zeitschrift wird fortgesetzt und bereits sind einige Hefte des Jahrgangs 1841 erschienen.

Die Fährten-Abdrücke im bunten Sandsteine bey Jena. Von Dr. Karl Koch, Professor und Dr. Ernst Schmid, Privatdocenten an der Universität zu Jena. Jena 1841 12 S. 4. mit 4 Steindrucktafeln.

In die Bearbeitung dieser kleinen Broschüre haben sich zwey akademische Lehrer zu Jena in der Art getheilt, daß Schmid die geognostische, Koch die zoologische Partie übernahm. Der erstere hat auch die 4 schönen Tafeln gezeichnet und was sehr zu loben ist, ganz getreu die Originale wieder gegeben, was sonst nicht immer bey den Ichnologen der Fall ist, die nur zu leicht mehr in die Zeichnung eintragen, als die Steinplatte ausreicht.

Als Fundorte für sogenannte Fährten-Abdrücke sind bisher auf dem alten Kontinente nur der bunte Sandstein von Heßberg bey Hildburghausen und der von Pölzig bey Altenburg bekannt gewesen; ein neuer Fundort ist nunmehr bey Jena ermittelt worden. Am Wege von dieser Stadt nach Kunitz, am Fuße des Jenzigs, bildet das Saalufer einen beynahe senkrechten, bis zu 45 Fuß hohen Abhang. Das Flußbett ist in bunten Sandstein eingeschnitten und dieser erhebt sich ungefähr 10 — 12′ über den gewöhnlichen Wasserspiegel. Auf dem bunten Sandsteine ruhet eine mächtige Geröllmasse, darüber Schutt. Der Sandstein ist der Verwitterung, hauptsächlich dem Zerfrieren sehr ausgesetzt, so daß alljährlich, wenn die Saale anschwillt, größere oder kleinere Sandsteinmassen unterwaschen werden, und überstürzen. Im vergangenen Frühjahre hatten diese Ursachen mit verstärkter Kraft eingewirkt. Neben einander waren zwey Sandsteinmassen 3 — 4 Fuß breit und zusammen 25′ lang losgerissen worden; auf diesen fanden sich die Abdrücke. Nach Schmid's Untersuchung gehören diese den höchsten Schichten des Sandsteines der bunten Sandstein-Formation an.

Den schwierigsten Theil hat Koch überkommen: die Deutung dieser Abdrücke. Er glaubt in ihnen die Fährten von wenigstens vier verschiedenen Thieren zu erkennen, die er nicht unter den Säugthieren, wie die Meisten, sondern unter den Amphibien sucht. In dem Abdruck von vielen Eidechsen-Fährten (aus den Gattungen Alligator, Phrynosoma, und Phrynocephalus) findet er große Aehnlichkeit mit den Abdrücken auf seiner Steinplatte; selbst in den Fährten von Batrachiern, vorzüglich aus der Abtheilung der Molche, erkennt er Aehnlichkeit mit den fossilen Abdrücken. Die kleinen Fährten-Abdrücke von Nr. 4. ist er überhaupt gewiß wegen der drey Zehen einem Thiere zuzuschreiben, das dem Proteus anguinus nahe stand. Mit Sicherheit wagt jedoch der Verf. keine Meynung auszusprechen.

Bey diesen, wie bey allen ähnlichen Abdrücken wäre jedoch, wie Ref. hinzufügt, vor Allem der Beweis herzustellen, daß wir hier wirklich Fährten vor uns haben. Diese Frage wird freylich den meisten Paläontologen als eine ganz überflüssige erscheinen, da solche Bildungen wie die von Jena, nun ziemlich allgemein als Fährten anerkannt sind, ja auf sie sogar eine ganz neue Wissenschaft, die Ichnologie, begründet worden ist. Indeß die Ichnologen scheinen nach des Ref. Bemessen auf einem so schwachen Fundamente zu ruhen, daß dasselbe jeden Augenblick mit ihnen durchbrechen kann, so daß die Coprologen, die ihren Stammbaum auch noch nicht sonderlich weit hinaufführen können, und überdieß einen nicht sehr gefälligen Namen erhalten haben, jedenfalls eine gesichertere Stellung einnehmen. Ref. kann nämlich diese Abdrücke gar nicht als Fährten anerkennen, weder als Säugthier noch als Amphibien-Fußstapfen; seiner Meynung nach rühren sie von urweltlichen Spongien her, deren seltsame Formen aus der lebenden Welt nicht selten Händen oder Füßen ähneln und daher den Namen Manus diaboli, pes leonis, anatipes und dergleichen erhalten haben. Uebrigens dürfen wir den beyden Verfassern Dank wissen, daß sie uns von diesen seltsamen urweltlichen Formen genaue Darstellungen gegeben haben.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. October.

Nro. 197. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Narrative of a Whaling Voyage round the globe, from the year 1833 to 1836. Comprising Sketches of Polynesia, California, the Indian Archipelago etc. With an Account of Southern Whales, the Sperm Whale Fishery and the natural History of the climates visited. By Frederick Debell Bennett, Fellow of the Royal College of Surgeons, London. In two volumes. London 1840. 8. Vol. I. 402 S. Vol. II. 395 S.

Als der große Seefahrer Cook vor wenig mehr als einem halben Jahrhunderte die Schönheit und Fruchtbarkeit der Inseln der Südsee schilderte, beklagte er es in hoffnungsloser Bekümmerniß, daß ihre Küsten für merkantilischen Gewinn nichts Versprechendes darböten, wodurch gebildetere Völker angezogen werden möchten, sich Producte von dorther zu holen und dafür den armen Insulanern, an deren Wohlergehen er das lebhafteste Interesse nahm, die Segnungen der Civilisation mitzutheilen. Der edle Mann hatte damals keine Ahndung davon — und sein frühzeitiges Ende ließ es ihn auch nicht mehr erleben — daß sein sehnlichster Wunsch so bald in Erfüllung gehen sollte, wenn gleich in umgekehrter Ordnung, wie er ein solches Ereigniß für möglich hielt. Zuerst waren es nämlich Missionare, die sich zu den entferntern Bewohnern der Südsee-Inseln aufmachten, um ihnen die Wohlthat der Civilisation, wie sie auf der Unterlage des Christenthums ihre kräftigste und dauerndste Begründung findet, zu überbringen. Wie jene zum Geben geistiger Güter ausgezogen waren, und hieran Leib und Leben setzten, so folgte ihnen der Kaufmann nach, und wagte seine Kapitalien und Schiffe daran, um wo möglich von den Erzeugnissen des fernen Archipels für sich materiellen Gewinn zu erholen. Und der Handelsgeist hatte sich in seiner Hoffnung nicht betrogen. Wenn auch gleich die Producte der Eilande selbst nicht zu großen merkantilischen Spekulationen auffordern konnten, so barg dafür das Meer, das sie umfloß, in seinem Schooße kolossale Erzeugnisse, die großen Gewinn versprachen. Eine Menge Wallfische waren es, die dort bald die Aufmerksamkeit der Seefahrer auf sich zogen, und je mehr der Ertrag des Fangs dieser Seeungeheuer in der nördlichen Erdhälfte abnahm, um desto mehr häuften sich die Versuche auf ein besseres Resultat in der Südsee. Diese fielen auch so günstig aus, daß jetzt ganze Flottillen von englischen, amerikanischen und französischen Schiffen die Gewässer des Archipels der Südsee durchkreuzen, um den Fang der Wallfische zu betreiben.

Auf einem solchen Schiffe, dem Tuscan von 300 Tonnen Last, war es, auf welchem sich der Verfasser dieser Reisebeschreibung am 17. Oktober 1833 im Hafen von London einschiffte, um eine Wallfisch-Expedition nach der Südsee mitzumachen. Seine Absicht hiebey war die Anatomie und Lebensweise der südlichen Wallfische, die Betriebsweise des Pottfischfanges, worüber damals noch nichts Schriftliches vorlag, ferner die Verhältnisse der polynesischen Inseln und anderer Länder kennen zu lernen, und naturhistorische Sammlungen anzulegen.

Der Hauptwerth, den man dieser Reisebeschreibung zuerkennen muß, liegt in der genauen Schilderung, wie in den Gewässern des stillen Meeres der Fang auf die Wallfische, namentlich auf die Pottfische betrieben wird, so wie in vielen, höchst

schätzbaren Beyträgen zur Naturgeschichte dieser, in zoologischer Beziehung noch immer so wenig gekannten Thiere. In beyderley Rücksichten müssen wir diese Reise unter die sehr lehrreichen zählen, wenn gleich sie für das größere Publikum nicht immer amüsant genug seyn möchte. Die Erzählung ist einfach und ungeschminkt, und wie man sich bald versichern wird, im hohen Grade treu. Zuerst kommt die Schilderung der Reisebegebenheiten, nachher im zweyten Theile ein großer naturhistorischer Anhang, der von S. 143 — 395 reicht. Daß seine zoologischen und botanischen Untersuchungen zu einem befriedigenden Resultate führten, verdankte der Verf. hauptsächlich dem Kapitän Stavers und den übrigen Officieren des Tuscan, die ihm überall freundschaftlichst an die Hand giengen, obgleich ihr eigentlicher Zweck nichts weniger als ein wissenschaftlicher war. Die französischen Naturforscher haben sich dagegen öfters gar sehr über die Seeofficiere ihrer eigenen Nation zu beklagen gehabt, die selbst auf königlichen Schiffen jenen nicht selten alle Hindernisse in den Weg legten. — In unserm nachfolgenden Berichte von Bennett's Reise werden wir hauptsächlich das Naturhistorische berücksichtigen, da sie hinsichtlich der Bewohner und der geographischen Verhältnisse der von ihm besuchten Inseln und Länder weit weniger Neues darbietet, auch manche der gesellschaftlichen Institutionen, wie uns neuere Zeitungsberichte belehren, sich wieder in manchen Stücken umgeändert haben.

Der Anfang der Reise gieng glücklich von statten. Am 14. November unter 9° nördlicher Breite und 23° westlicher Länge, wurde zuerst ein Trupp von Pottfischen bemerkt und unter den gewöhnlichen Ausrufungen angekündigt. Sogleich war die ganze Mannschaft auf den Beinen, und in wenigen Minuten waren die Boote herabgelassen und über dem Ocean zur Verfolgung ihrer Beute verbreitet, so daß das Schiff fast bewohnerleer und verlassen zurückblieb. Die Walle waren durch die Annäherung des Schiffes allarmirt worden und zeigten sich sehr wachtsam und furchtsam. Ein Individuum wurde jedoch, als es bewegungslos auf dem Wasser lag, von einem Boote überrascht, so daß es zwey Harpunen in den Leib erhielt und durch die Lanze in wenig mehr als einer Viertelstunde abgefertigt wurde. Der todte Pottfisch, welcher ein erwachsenes Weibchen war, wurde ans Schiff gebracht, wo sogleich die Operation des Ausschneidens begonnen und in drey Stunden vollendet wurde. So frühzeitig beym Beginn der Reise Wallrath erhalten zu haben, brachte die ganze Mannschaft in heitere Stimmung und sie versprachen sich eine kurze und ersprießliche Reise. Das glückliche Ereigniß hatte auch eine glückliche Folge für die drey Missionare, welche sich als Passagiere auf dem Schiffe befanden, indem es sie bey den Matrosen von dem Vorurtheil, als ob sie Unglücksleute wären, befreyte, ein Vorurtheil, das der Seemann seltsamer Weise immer geneigt ist auf Religionslehrer zu übertragen, von welchem Glauben sie auch seyn mögen.

Am 24. December wurde in der Nähe der brasilischen Küste ein zweyter Pottfisch harpunirt, dessen man sich aber nicht eher als nach einem Kampfe von fünf Stunden bemächtigen konnte. Da die Nacht einbrach, konnte man nur noch den Rumpf des Thieres zubereiten, den Kopf aber mußte man, da ein heftiger Sturm plötzlich losbrach, den Wellen überlassen. Von nun an wurden häufig Sturmvögel, Albatroße und andere Vögel der höhern südlichen Breite gesehen; gegen die Falklands-Insel zu trieben Eisberge und Pinguine umher. Am 14. Januar wurde die südlichste Breite, nämlich 58° 33′ südwestlich vom Kap Horn erreicht. Obschon hier Mitte des Sommers war, so war die Temperatur doch unangenehm niedrig; Schneegestöber stellte sich häufig ein, und Südwinde brachten mit sich eine schneidende Kälte, wie an einem Wintertage in England, was seltsam mit der außerordentlichen Länge der Tage contrastirte.

Am 19. Januar war das Kap Horn umschifft, und der Kurs wurde nun nordwärts längs der Küste des Festlandes gerichtet. Unter 48° Br. bot der Ocean ausgedehnte Felder von rother Farbe dar, was durch Myriaden von Salpen hervorgebracht wurde. In der Nähe dieses Platzes begegnete man einem französischen Schiffe, das ebenfalls den Wallfischfang betrieb; der Verf. bemerkt es als etwas Ungewöhnliches, daß sein Kapitän ein Franzose war, da die wenigen Schiffe, welche aus französischen Häfen auf den Wallfischfang ausgehen, gewöhnlich von Amerikanern commandirt

würden. Am Nachmittage desselben Tages war die See, in einiger Entfernung hinter dem Schiffe, ganz und gar mit Wasservögeln, hauptsächlich von der Gattung der Albatroße bedeckt; ihre Anzahl konnte auf nicht geringer als einige tausend angeschlagen werden. Sie waren augenscheinlich an diese Stelle durch einige ölige Massen, welche auf dem Wasser schwammen, herbeygezogen worden, und die Schnelligkeit, mit der sie sich versammelt hatten, spricht für die Schärfe ihres Gesichts oder Geruchs.

Während einer dunkeln und ruhigen Nacht, mit vorübergehenden Regengüssen, zeigte die See unter 43° s. B. einen ungewöhnlichen Lichtschein. In der Ruhe strahlte der Ozean einen schwachen Schimmer von Innen aus; wurde er aber durch die Fahrt des Schiffes bewegt, so ergoß er starke Lichtströme, welche die Segel erleuchteten. Als Hauptgrund dieses phosphorischen Glanzes wurden zahllose Medusen erkannt; sie waren jedoch nicht die einzige Ursache, sondern ein kleiner Fisch von ungefähr drey Zoll Länge trug höchst merkwürdiger Weise ebenfalls zu diesem Meeresleuchten bey. Der Verf. bestimmt ihn als eine neue Art, der er den Namen Scopelus stellatus beylegt.

Von der Insel Juan Fernandez an schlug das Schiff die westliche Richtung ein; am 7. März wurde die Pitcairn-Insel vom Mastkorbe gesehen und am folgenden Tage daselbst gelandet. Wegen der merkwürdigen Geschichte der Bewohner dieses kleinen Eilandes, wovon in mehreren Reisen nach der Südsee die Rede ist, wird es manchen Leser interessiren, von dem neueren Stande seiner Bevölkerung wieder etwas in Erfahrung zu bringen; für diejenigen, welche mit diesen Verhältnissen noch nicht vertraut sind, wird folgender kurzer Rückblick auf ihre ältere Geschichte genügen.

Der Lieutenant Bligh hatte von der englischen Regierung den Auftrag erhalten, junge Exemplare des Brodfruchtbaumes von Tahiti nach den westindischen Kolonien auf dem Kriegsschiffe Bounty zu transportiren. Die Härte, mit der er seine Untergebenen behandelte, verleitete diese zu einer Verschwörung gegen ihn, in deren Folge sie ihn mit einigen seiner Leute auf einem Boote aussetzten, während sie sich selbst des Schiffes bemächtigten und mit aufgenommenen Eingebornen von Tahiti im Januar 1790 auf der Pitcairn-Insel sich niederließen, die damals noch fast ganz unbekannt war, da Carteret sie zwar i. J. 1767 entdeckt hatte, dieselbe von Cook aber sechs Jahre später nicht wieder aufgefunden werden konnte. Obschon die englische Regierung die Meuterer aufsuchen ließ, so wurden sie in ihrem Schlupfwinkel doch nicht entdeckt. Indeß das Strafgericht über sie blieb doch nicht aus. Von 15 Männern und 12 Weibern starben alle eines gewaltsamen Todes mit Ausnahme von zwey Engländern und einigen tahitischen Weibern. Nach wenig Jahren war John Adams, der an der Verschwörung nur einen passiven Antheil genommen hatte, der einzige, der von den englischen Ansiedlern noch am Leben war. Er führte einen musterhaften Lebenswandel, erzog seine Kinder und die der übrigen Kolonisten in strenger Gottesfurcht, und stand als ehrwürdiger Patriarch der kleinen Gemeinde bis zum Jahre 1829 vor, wo er im Alter von 68 Jahren starb, von denen er 39 auf der Insel zugebracht hatte. Die Entdeckung der Kolonie geschah im Jahre 1808 durch das amerikanische Schiff Topaz und 1814 durch die englischen Fregatten Briton und Tagus. Von den nähern Verhältnissen wurden wir aber auf dem Kontinent erst in der Mitte des vorigen Jahrzehends unterrichtet, und die neuesten Nachrichten hierüber sind die, welche uns der Verf. mittheilt.

Schon der alte Patriarch Adams hatte kurze Zeit vor seinem Tode die Besorgniß geäußert, daß der Vorrath von Wasser auf seiner Insel dem Bedarf einer anwachsenden Bevölkerung nicht mehr entsprechend seyn möchte und daß es demnach in Zukunft nothwendig seyn dürfte, den Beystand der englischen Regierung zur Versetzung der Kolonie an einen geeigneteren Ort anzusprechen. Im Jahre 1831 wurde dieser Plan auch wirklich ausgeführt, indem die Insulaner, an Zahl 87, auf einem englischen Schiffe nach Tahiti sich überführen ließen. Ihre Ankunft daselbst fiel aber in eine sehr unglückliche Periode, indem die Tahiter im Begriff stunden einen Bürgerkrieg anzufangen, und deßhalb große Unordnung und Zügellosigkeit herrschte. Zugleich brachen unter den Pitcairn-Insulanern Krank-

heiten aus, die in kurzer Zeit 14 von ihnen dahin rafften, so daß sie sehnlichst die Rückkehr in ihre Heimath verlangten. Vermittelst Geldunterstützung durch die europäischen Residenten auf Tahiti und Darangabe des Kupferbeschlags der Bounty gelang es endlich den unglücklichen Emigranten, auf einem amerikanischen Schiffe die Rückfahrt nach ihrem Eilande zu bewerkstelligen, und nach fünfmonatlicher Abwesenheit den heimatlichen Boden wieder betreten zu können. Zur Zeit von Bennett's Besuch auf Pitcairn waren fast zwey Jahre seit der Rückkunft dieser Leute verflossen; ihr Land war wieder gut angebaut, aber die Berührung mit der größeren Welt, die Bekanntwerdung mit manchen Luxusbedürfnissen hatte einen ungünstigen Einfluß auf sie geäußert, und in das frühere einfache Familienleben waren viele Mißstimmungen eingetreten. Seitdem sie vom Baume der Erkenntniß auf Tahiti gekostet hatten, gieng ihnen das Paradies verloren.

Von der Pitcairn-Insel steuerte der Tuscan nach Tahiti, von nun an in Kreuz- und Querzügen in diesen Gewässern auf den Wallfischfang umher segelnd. So wurden nach und nach Raiatea, die Sandwichsinseln, Königin-Charlotte-Inseln, die Marquesas-Gruppe, Christinas-Inseln, das Cap St. Lukas auf Kalifornien, zum Theile mehrmals besucht. Von allen diesen Inseln gibt Bennett eine Beschreibung ihrer physikalischen Beschaffenheit und der gesellschaftlichen Verhältnisse ihrer Bewohner, wovon das Meiste jedoch schon bekannt ist. Nach zweyjährigem Aufenthalte in diesem Meere trat der Tuscan seine Rückreise von Tahiti an.

Bevor der Vers. Abschied nimmt von den polynesischen Inseln, sucht er sich noch die Frage zu beantworten, von welcher Weltgegend wohl ihre Bevölkerung möchte herzuleiten seyn, worauf wir hier, als von allgemeinem Interesse, näher eingehen wollen. Thatsachen sprechen, wie Bennett seine Betrachtungen beginnt, zu Gunsten der Meinung, daß der Strom der Bevölkerung von Westen nach Polynesien seine Richtung genommen habe, oder mit andern Worten, daß die Südsee-Insulaner hauptsächlich von asiatischen Nationen ausgegangen seyen. Das stärkste Argument, das gegen eine solche Annahme vorgebracht wird, ist, daß die s. ö. anhaltenden oder Passatwinde dem Vordringen nach Osten innerhalb der Tropen ein stetes Hinderniß würden gewesen seyn. Das gelegentliche Eintreten der n. w. Monsun gestattet jedoch dieser Einrede keine Anwendung auf den Raum zwischen dem intertropischen Asien und dem 145° östlicher Länge, und Westwinde, wahrscheinlich als Fortsetzung der n. w. Monsuns, herrschen oft von dieser Länge bis zur östlichsten der polynesischen Inseln auf eine ziemlich lange Dauer. Solche Winde sind um so mehr geeignet, die Bevölkerung in der Richtung, in welcher sie blasen, auszubreiten, als sie gewöhnlich in unerwarteten und heftigen Stürmen losbrechen und den normalen Passatwinden, von welchen die glückliche Fahrt der Polynesier abhängt, diametral entgegen gesetzt sind. Wenn diese ungebildeten Seefahrer ein conträrer und heftiger Sturmwind befällt, so sind sie nicht mehr im Stande ihre Richtung zu halten und werden nun auf's geradewohl an irgend eine entfernte Küste hingetrieben. Das gelegentliche Vorkommen solcher Ereignisse im Laufe von Jahrhunderten, in Verbindung mit einem abentheuerlichen Sinne und andern Ursachen, welche öfters diese Insulaner von beyden Geschlechtern bestimmen, auf das Suchen unbekannter Länder auszugehen, mag hinlänglich das allmählige Vorrücken der Bevölkerung bis zu den östlichsten Inseln der Südsee oder selbst bis zu den amerikanischen Küsten erklären. Die Papuas-Rasse, auf den Neuhebriden, Neukaledonien u. s. w. einheimisch, kann als voller Beweis aufgeführt werden, daß wenigstens ein Theil der polynesischen Insulaner seinen Ursprung von westlicheren Ländern, als die sie bewohnen, herleiten kann.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. October.

Nro. 198. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Narrative of a Whaling Voyage round the globe, from the year 1833 to 1836.

(Fortsetzung.)

Ueber die Identität der Sprachen der orientalischen und polynesischen Völker gesteht es der Verf., daß er aus eigner Kenntniß hierüber nur wenig sagen könne. Auf Timor fand er in dem malayischen Dialekt nur wenig Uebereinstimmung mit dem in der Südsee gehörten. Nichts desto weniger meint er, daß manche Thatsachen für eine solche Identität sprechen, unter welchen, als die bezeichnendste, er die von la Perouse anführt, nämlich daß die malayische Sprache, wie sie von einem Eingebornen von Tagayan auf der Insel Luconia, welchen er am Bord hatte, gesprochen wurde und die Sprache der Schiffer-Insulaner, welche ein Dialekt der tahitischen ist, gegenseitig beyden Theilen verständlich war. Auch die Bewohner der Freewill's-Inseln, etwas östlich von der Gilolo-Insel, reden eine Sprache, welche den Sandwichs-Insulanern vollkommen verständlich ist.

Obwohl die Mehrzahl der polynesischen Völkerschaften die hervorstechenden Merkmale der malayischen Rasse zeigt, so erklärt sie doch der Verf. für einen größeren und hübscheren Menschenschlag als die Malayen. Einige Gebräuche und Sitten deuten ebenfalls auf die Verwandtschaft mit diesen hin. Unter selbigen erwähnt er die Gewohnheit des Tatuirens, die Verfertigung von Zeugen aus Baumrinde und den Gebrauch hölzerner Kopfkissen auf Sumatra; die Circumcision, den Gebrauch des Rumé, die Verwendung an einen Stock gesteckter Nüsse zur Beleuchtung, die Ausleger und die allgemeine Form der Kähne, wie sie auf Timor gefunden werden. Der Gebrauch von Haarbändern um die Knöchel, die Länge, bis zu welcher man die Nägel der Hand, als Symbol des Ranges, heranwachsen läßt, und die eigenthümliche Form einiger Gebäude, welche der Verf. auf St. Christina, einer der Marquesa's-Inseln, antraf, kommen mit ähnlichen Stücken unter den Insulanern des östlichen Archipels überein.

Die Naturerzeugnisse, und insbesondere die ursprünglichen Hausthiere einer neu entdeckten Insel, gewähren uns ebenfalls gute Aufschlüsse über den wahrscheinlichen Ursprung ihrer Bevölkerung. Die Schweine, Hunde und das Hausgeflügel, auf allen polynesischen Gruppen vorfindlich und offenbar gleichzeitigen Vorkommens mit dem Menschen auf diesen Eilanden, deuten sehr auf asiatischen Ursprung hin. Zahme Schweine insbesondere waren den Eingebornen Amerika's vor ihrem Zusammentreffen mit Europäern ganz unbekannt; hätten nun die Südsee-Inseln diese Thiere von Amerika bekommen, so müßte dieß in einer spätern Periode als in welcher die Spanier zuerst die Küsten des stillen Meeres besuchten, geschehen seyn. Auch die Vegetation zeigt vieles, was nur den polynesischen und asiatischen Ländern eigen ist, so z. B. die Brodfrucht, Lichtnuß (Aleurites triloba), Sandelholz, Eisenholz (Casuarina), Pfeilwurz (Tacca) und Curcuma (Amomum Curcuma). Die Fächerpalme von St. Christina giebt dieser Insel ein besonders orientalisches Ansehen.

Den Rückweg nahm der Tuscan um das Vorgebirg der guten Hoffnung und St. Helena, wo wie gewöhnlich angelegt wurde. Am 27. November 1836 landete Bennett in Gravesend, inbrünstig dankend der allmächtigen Vorsehung, welche es so

gelenkt hatte, daß eine Reise von drey Jahren und 24 Tagen ausgeführt werden konnte, ohne auch nur einen einzigen Mann durch Krankheit oder ein anderes Ereigniß zu verlieren.

Von nun an folgt der naturhistorische Theil der Reisebeschreibung, die Zoologie, wie die Botanik umfassend. Am ausführlichsten ist der erste Abschnitt, der die Walle behandelt, da der Verf. die beste Gelegenheit hatte, sich mit der Naturgeschichte dieser Thiere bekannt zu machen. Es sey uns gestattet, von dem Erheblicheren hier eine kurze Notiz zu geben, da auch in den besten Schriften, die von der Naturgeschichte der Cetaceen handeln, noch große Irrthümer über die Pottfische sich vorfinden.

Hinsichtlich des strittigen Punktes, ob die Luftlöcher (Nasenlöcher) der Spritzwalle lediglich als Athmungsorgane, oder auch zum Ausspritzen des mit dem Futter in den Mund eingenommenen Wassers dienen, stellt der Verf. zuerst die beyden Meinungen einander gegenüber. Zu Gunsten der Meinung, daß der Spritzstrahl nichts anderes als der Dampf des Athems sey, führt er an: 1) das einförmige Ansehen der Strahlen und das Regelmäßige ihrer Wiederholung, dem gewöhnlichen Rhythmus der Respiration entsprechend; ihr beständiges Vorhandenseyn und successives Fortsetzen, so lang als der Wall an der Oberfläche des Wassers bleibt, obgleich das Thier zu dieser Zeit mit dem Fraße nicht beschäftigt seyn mag, oder selbst mit Schnelligkeit schwimmt, wobey der Kopf über den ruhigen Wasserspiegel emporragt und der Mund geschlossen ist; 3) der Charakter des Strahls, welcher einer Wolke oder einem Nebel ähnlich sieht und keineswegs mit einer Wassermasse verglichen werden kann; 4) der Umstand, daß Robben und andere Wasser-Säugthiere, so wie die Gras fressenden Cetaceen ihr Futter im Wasser ergreifen und verzehren, und des Athmens wegen an die Oberfläche kommen, dennoch nicht spritzen und keine besondere Vorrichtung haben, um den Rachen von zufällig eingenommenem Wasser zu befreyen.

Zur Unterstützung der Meinung, daß das Wasser von den Spritzlöchern ausgeworfen wird, kann angeführt werden, daß obschon in Größe, Geräumigkeit der Lungen und in der Lebensweise die Gras fressenden Cetaceen und einige Robben mit manchen Spritzwallen übereinkommen, sie gleichwohl nicht das Phänomen einer sichtlichen Respiration — wenn das Spritzen anders eine solche ist — wahrnehmen lassen, und daß auch die complicirte Anordnung von Muskeln, Klappen, Höhlen und Röhren in den Luftkanälen der Spritzwalle auf die Vermuthung leite, daß ihre Funktion über das einfache Lufteinnehmen und Ausstossen hinausgienge.

Bennett ist zu keiner entschiedenen Meinung über die Natur des ausgespritzten Strahls gelangt, doch erklärt er es für wahrscheinlich, daß der Spritzkanal beyde Funktionen zu verschiedenen Zeiten und in verschiedener Weise ausführen möchte; ein Schluß, zu welchem er durch Beobachtungen am gemeinen Delphin (Delphinus delphis) geführt wurde. Es ist sehr gewöhnlich, diese kleinen Walle mit einem kurzen schnaubenden Tone blasen zu hören, ohne daß ein mitfolgender Strahl wahrgenommen wird, während der Verf. zu andern Zeiten sie bestimmte, aber unregelmäßige Wasserstrahlen aus ihren Spritzlöchern auswerfen sah. Ein Thier dieser Art, das von den Leuten des Tuscan harpunirt und lebendig an Bord gezogen wurde, breitete seine Spritzhöhle aus und brachte bey der Einathmung einen pumpenden Ton und bey der Ausathmung einen explosiven hervor; eine Aushauchung von Dampf war aber nicht sichtlich.

Unter den Wallen der Südsee ist der Pottfisch der größte und geschätzteste; er ist die einzige Art, die von dieser Art in den südlichen Meeren vorkommt. Den Physeter catodon, cylindricus und Mierops erklärt der Verf. nur als Alters- und Geschlechtsverschiedenheiten vom Ph. macrocephalus. An Größe kommt er dem grönländischen Wallfisch gleich und übertrifft ihn noch bisweilen. Die größte Länge des Pottfisches beträgt nach authentischen Angaben 76′, sein Umfang 38′; indeß die Wallfischfanger betrachten im Durchschnitt 60′ als die Länge der größten Exemplare, die sie erhalten. Zu solcher Länge kommt indeß nur das männliche Thier; das weibliche geht nicht über 30 oder höchstens 35′, so daß bey dieser Art ein größeres Mißverhältniß zwischen beyden Geschlechtern als bey allen andern Wallen existirt. Die Wall-

fischfänger bezeichnen die Größe eines Pottfisches nach der Zahl der Tonnen Oels, die sie von ihm erhalten. Ein großes Männchen gibt bisweilen 100 Tonnen, und ein Weibchen 50; diese beyden Quantitäten werden jedoch für etwas Außerordentliches gehalten, da im gewöhnlichen Durchschnitt ein erwachsenes Männchen 70 — 90 Tonnen, und ein Weibchen 20 — 30 liefert.

Die Pottfische leben gesellschaftlich und kommen gewöhnlich in Trupps vor, die von den Wallfischfängern Schools und Pods genannt werden; der erstere Namen bezeichnet die größern, der zweyte die kleinern Gesellschaften. Eine School enthält 20—50 Pottfische, und ist aus Weibchen mit ihren Jungen und wenigstens einem alten Männchen („Bull") bestehend. Die kleinern Gesellschaften oder Pods bestehen aus jungen oder halbwüchsigen Männchen, welche von ihren mütterlichen Schools vertrieben wurden, und bisweilen aus großen und erwachsenen Männchen, obschon diese gewöhnlich allein den Ozean durchstreifen oder sich den Heerden von Weibchen anschließen. Bisweilen stossen zwey oder mehrere Schulen zusammen, und bilden mitunter äußerst zahlreiche Gesellschaften.

Ihr gewöhnliches Futter sind Dintenfische. Das Weibchen bringt ein Junges zur Welt, mitunter auch Zwillinge; die Jungen schwimmen sogleich nach der Geburt munter herum. Beym Säugen legt sich das Weibchen auf eine Seite, und das Junge ergreift die Zitze mit dem Mundwinkel.

Der Wohnort der Pottfische sind vorzugsweise die centralen und unergründlichen Gewässer des Oceans oder die Nachbarschaft der steilsten Küsten; selten besuchen sie seichteres Wasser. Ihre geographische Verbreitung nimmt einen ungeheuern Raum ein, da, mit Ausnahme der Polarmeere, kein Theil des Oceans von ihren Besuchen völlig frey ist. Von der südlichen Halbkugel weiß man, daß ihre Excursionen sich bis zur Höhe zwischen dem 60 und 70° der Breite ausdehnen; in der nördlichen Halbkugel kann ihre Gränze genauer bestimmt werden, nämlich bis ungefähr zum 60° Breite.

Der Pottfischfang ist schon in alten Zeiten betrieben worden, doch nach einem systematischen Verfahren erst seit ungefähr 1690, wo die englischen Kolonien in Amerika sich darauf verlegten, und mit solchem Erfolge, daß von ihnen aus das Mutterland ausschließlich mit den Ergebnissen dieser Fischerey versorgt wurde. Nach der Losreissung der nordamerikanischen Kolonien betrieben ihn aber auch die Engländer, und im Jahre 1775 wurde das erste englische Schiff auf den Pottfischfang ausgeschickt. Mehrere Jahre hindurch war es aber noch nöthig jedem Schiffe einen amerikanischen Kapitän und Harpunirer beyzugeben, bis die englischen Seeleute gehörig eingeübt waren. Zu jener Zeit wurde der Fang hauptsächlich an den Küsten Südgrönlands, Irlands, Afrikas, an der brasilischen Bank, den Falklands-Inseln und in der Straße Le Maire betrieben. Im Jahre 1788 umsegelte die Emilia das Kap Horn, und versuchte zuerst den Pottfischfang im stillen Ocean. Sie machte eine kurze und lohnende Reise, und seitdem wird in diesen Gewässern die Hauptjagd betrieben. Engländer und Nordamerikaner theilen sich darein, indem die übrigen Nationen nur geringe und vorübergehende Versuche gemacht haben, am Pottfischfang Antheil zu nehmen. In letzterer Zeit hat sich die Anzahl der englischen Schiffe beträchtlich vermindert, so daß sie gegenwärtig auf nicht mehr als 30 — 40 Segel geschätzt werden kann; an dieser Verminderung ist schuld, theils der geringe und prekäre Ertrag im Verhältniß der außerordentlich hohen Auslagen, theils die ansehnliche Einfuhr von Wall-Oel aus den neuholländischen Kolonien, welche mit geringerem Aufwande an Zeit und Kapital den Fang betreiben können.

Das Kapital, welches in die Ausrüstung eines Südseeschiffes verwendet wird, beträgt vom Londoner Hafen aus, 8 — 12,000 Pfund Sterling. Die Reise dauert selten kürzer als 2 1/2 — 3 Jahre. Der Werth eines Südseeschiffes nach seiner Rückkehr in den Londoner Hafen, kann bey einer vollen Ladung auf 23,000 Pfund Sterling geschätzt werden, wovon 3000 auf das Schiff und die Vorräthe, 20,000 auf die Ladung von 250 Tonnen Oel (die Tonne zu 80 Pfund Sterl.) kommen. Das Erträgniß von der Reise des Tuscan während 1833 — 36 war eine Ladung von 244 Tonnen Oel. Pott-

flische wurden während der Fahrt an 90 verschiedenen Tagen gesehen; 78 Walle wurden erlegt und kamen dem Schiffe zu Gute.

Wie wichtig die Einfuhr des Pottfisch-Oels durch englische Kolonial- und auswärtige Fischerey ist, wird am besten aus nachfolgender Tabelle ersehen, welche die Jahre 1820 — 1832 umfaßt.

	Englische Fischerey.	Neu-Südwallis.	Vereinigte Staaten.
Jahre	Tonnen.	Tonnen.	Tonnen.
1820	2264	keine	147
1821	3005	—	—
1822	5009	—	—
1823	5743	247	—
1824	4940	125	—
1825	3609	54	—
1826	5695	388	—
1827	4476	334	528
1828	3216	116	399
1829	4605	818	255
1830	4157	498	137
1831	5939	1576	90
1832	5576	1589	—

Die Amerikaner, welche die Süd-Wallfischerey mit so viel Energie und Erfolg anfiengen, haben sie eifrig fortgesetzt. Die Anzahl von Wallfischen, die sie gegenwärtig besitzen, wird auf 350 geschätzt, wovon ein guter Theil ausschließlich mit dem Pottfischfang beschäftigt ist. Pottfischöl ist in den vereinigten Staaten um so viel wohlfeiler als in England, daß seine Ausfuhr bisher den Amerikanern eine ansehnliche Revenüe gewähren würde, wenn nicht der hohe englische Zoll auf ausländisches Oel dessen Einfuhr zu einem Preis unter 90 Pfund Sterling per Tonne untersagte.

Die Mannschaft eines Südseeschiffes besteht im Durchschnitt aus ungefähr 30 Personen. Mit wenig Ausnahmen hängt der Kapitän und die Mannschaft hinsichtlich ihres Lohnes ganz von dem Ergebniß der Reise ab, indem sie einen bestimmten Antheil an dem Werthe der Ladung haben. Die höchste Bezahlung, oder die, welche dem Kapitän gegeben wird, beträgt 1/11 bis 1/15; die geringste ist zwischen 1/110 bis 1/200. Der ganze Betrag der Löhnung für die Mannschaft eines Südseeschiffes wird auf 1/4 bis 1/3 der vollen Ladung angeschlagen. Jedes Schiff wird auf drey Jahre verproviantirt, wobey der ganze Bedarf von der besten Qualität ist.

Sobald Walle vom Mastkorb aus signalisirt sind, so werden in weniger als zwey Minuten die 4 Boote, welche jedem solchen Schiffe beygegeben sind, in die See gelassen, und die Mannschaft sucht nun so nahe als möglich an einen Pottfisch hinan zu kommen. Ist dieß geglückt, so wirft der Harpunirer die erste Harpune und augenblicklich hernach die zweyte dem Thiere in den Leib. Indem es sich convulsivisch windet, stößt es Dampfwolken und hohe Wassersäulen aus, welche den angreifenden Theil zu versenken drohen, schießt dann mit großer Schnelligkeit längs der Oberfläche des Wassers fort, das Boot nach sich ziehend, oder versenkt sich auch in die Tiefe, aus welcher es jedoch, behufs des Athmens, nach einiger Zeit wieder hervorkommen muß, wo es dann mit der Lanze attakirt und so vollends erlegt wird. Im glücklichsten Fall kann ein Pottfisch in nicht viel über zehn Minuten erlegt seyn; es kann aber auch 6 — 7 Stunden dauern.

Das erlegte Thier wird alsdann an das Schiff gezogen und zuerst der Speck ausgeschnitten, der nach der Größe des Walles oder der Stelle, von der er genommen wird, eine Dicke von 4 oder 8 Zoll bis 8 oder 14 hat. Alsdann werden aus dem Kopf die öligen Bestandtheile herausgenommen, indem der Kopf von einem jungen Thiere aufs Verdeck gezogen wird, oder, wenn dieses an einem alten nicht angeht, wird das Vorderstück, in welchem die Case und der Junk enthalten ist, ausgelöst. Junk wird eine solide Masse von weichem, gelbem und öligem Fette genannt, welche an der Oberlippe sitzt und den vordern und untern Theil der Schnautze bildet, bey einem großen Pottfisch wiegt sie zwischen zwey und drey Tonnen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. October.

Nro. 199. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Oversigt over det Kongelige Danske Videnskabernes Selkabs Forhandlinger og dets Medlemmers Arbeider i Aaret 1840. Af Conferentsraad og Professor H. C. Oersted, Selskabets Secretair.

(Uebersicht über die Verhandlungen der K. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften und die Arbeiten ihrer Mitglieder im Jahr 1840) 38 S. 4.

Die Wissenschaft hat sich, Dank sey es den großen Entdeckungen und Erfindungen der letzten vier Jahrhunderte, nach so vielerley Richtungen verzweigt und ausgedehnt, daß ihr der weiland zugemessene, von Kloster- und Schulmauern umschlossene Boden längst zu enge geworden ist. Dieser genügt kaum, das bereits Errungene durch Lehre und Anwendung von Geschlecht zu Geschlecht blos zu überliefern. Neues hinzuzufügen, fühlen oder halten sich unzählige Kräfte berufen, die über Stadt- und Land aller gebildeten Zungen zerstreut sind. Manche dieser Kräfte sind groß und selbstständig genug, um auch vereinzelt ihre ganze Wirkung zu äußern, weit mehrere aber gibt es, die hiezu eines Anhaltes, eines Mittels bedürfen, durch welches auch schwächere Strahlen zum gemeinsamen, und wenn mit starken vereint, um so wirksamern Brennpunkt gebrochen werden. Als solches Mittel haben sich seit langem wissenschaftliche Vereine mehr oder minder erprobt. So mehr haben sie es, je weniger sie sich bey blos äußerer Stellung und Förmlichkeit beruhigt und darüber in sich abgeschlossen, und je lebendiger sie fortwährend nicht blos die anderswo auf ähnliche Weise vereinten, sondern auch die allerwärts zerstreuten einzelnen Freunde des Wissens im Auge behalten haben. Es sind darum die meisten dieser Vereine, statt sich auf blos mündlichen Verkehr in geheimen oder öffentlichen Versammlungen zu beschränken, darauf bedacht gewesen, durch Schrift und Druck auch über bestimmte Orte und Tage hinaus zu wirken. So haben denn viele, besonders solche die sich höherer Gönnerschaft und größerer Mittel erfreuen, mehr oder minder lange Reihen von Bänden aufzuweisen, in welchen ihre Acta, Abhandlungen, Memoiren u. drgl. enthalten sind.

Diese Bände, gewöhnlich auch schon in ihrer äußerlichen Erscheinung durch einen gewissen Umfang vor Verflüchtigung gesichert, sind ohne Zweifel ganz geeignet, für spätere Zeiten Monumente der entsprechenden Vereine und der Thätigkeit zu seyn, welche sie fort und fort entwickelt haben. Allein eine andere Frage wäre, ob diese Bände, wie sie Monumente für die Zukunft sind, so auch für die jeweilige Gegenwart ganz das seyen, was diese an ihnen zu haben wohl wünschen dürfte, ob gerade ihr Umfang, ihr Zusammenhang mit vielen vorangehenden und vielen folgenden sie geeignet seyn lasse, auch in all die kleineren Kreise zu dringen, in denen diese oder jene Partikel ihres oft nur zu vielartigen Inhalts Frucht tragen könnte? Der Umschwung in allen Zweigen des Wissens ist heute ein schnellerer als je, und wird größtentheils durch Blätter und kleinere Schriften vermittelt, die in Hände gelangen, denen das förmliche Buch um so ferner liegt, als es ein kostbareres, bändereicheres ist.

Nun scheint eine Antwort auf obige Frage gewissermaßen darin zu liegen, daß es, wenn nicht alle, doch die meisten wissenschaftlichen Vereine noth-

wendig erachtet haben, abgesehen von ihren fortlaufenden Bänden jener monumentalen Art, auch dem größeren Publikum unter einer Form, die weit schnellere und ergiebigere Verbreitung zuläßt, von allem, was, wie sie glauben, in ihrem Bereich der Wissenschaft neu gewonnen ist, von Zeit zu Zeit Bericht zu erstatten.

Daß jede solche neue Zeitung aus dem Reiche des Wissens allen Freunden desselben im Allgemeinen bedeutsam seyn müsse, ist klar; der Grad von Wichtigkeit aber, die man solch einem Berichte im Einzelnen beylegen darf, mißt sich natürlich an dem Credit des Vereines, von dem er ausgegangen, und so haben wir den in der Ueberschrift genannten nicht anders als einer besondern Aufmerksamkeit werth halten können. Leider ist diese Uebersicht in einem Idiom verfaßt, das sie, wie die Sachen stehen, nur einem kleinen Bruchtheile der wissenschaftlichen europäischen Lesewelt ganz genießbar seyn läßt. Und so haben wir denn versucht, für einen vielleicht größern, wenigstens das, was uns in derselben von allgemeinerem Interesse geschienen, hier zur Anzeige zu bringen.

Naturwissenschaftliche Klasse:

1) Chemie. Prof. Jacobson theilte in Fortsetzung seiner mehrjährigen Untersuchungen über die chemischen und therapeutischen Eigenschaften des Chrom, einige Beobachtungen über die Chromsäure mit. Die Chromsäure gibt mit großer Leichtigkeit ihr Oxygen *) ab, so daß sich Quecksilber, zu concentrirter oder verdünnter Säure gesetzt und damit geschüttelt, schnell in ein Oxyd verwandelt.

*) Im dänischen Original ist, nach der von Oersted vor etwa 30 Jahren vorgeschlagenen scandinavisch-germanischen chemischen Nomenclatur, für Oxygen oder Sauerstoff der Ausdruck Ilt, für Oxyd aber Ilte gebraucht, welche neugeschaffenen Ausdrücke nebst andern, wie z. B. Brint für Wasserstoff oder Hydrogen, immer noch nur von dänischen Chemikern beliebt zu seyn, und auch in die Wörterbücher noch keinen Weg gefunden zu haben scheinen.

(Fortsetzung folgt.)

Narrative of a Whaling Voyage round the globe, from the year 1833 to 1836.

(Schluß.)

Die Case und ihre Umgrenzung macht den obern und vordern Theil des Kopfes aus. Die Höhle, auf welche letzterer Name sich vorzugsweise bezieht, ist mit einem sehr zarten Zellengewebe erfüllt, das in großen Zellen eine klare und ölige Flüssigkeit enthält. Die Quantität derselben ist öfters sehr beträchtlich, so daß sie 14 Tonnen oder fast 500 Gallonen betragen kann. Um einen gewöhnlichen Wall auszuschneiden, werden 3 — 5 Stunden Zeit erfordert; bey einem Thiere der höchsten Größe 10 — 14. Während der Operation des Zerlegens schwärmt eine Schaar von Haifischen um den Kadaver herum, mit Gier nach jedem Stück Speck schnappend, aber hartnäckig das Fleisch des Walles verschmähend. Das Merkwürdige hiebey ist, daß diese gierigen Thiere niemals einen Wallfischfänger attakiren, sondern sich nur mit ihm in die gemachte Beute theilen. In den höhern Breitengraden kommen auch große Schaaren von Seevögeln (Albatroße und Sturmvögel) herbey, um an der fetten Mahlzeit Theil zu nehmen. Nach dem Ausnehmen wird der Thran gesotten oder ausgelassen; zuerst der Kopf, dessen Inhalt von dem des Rumpfes so geschieden als möglich gehalten wird, indem der eine als Wallrath (Spermaceti), der andere als Wallöl (Spermoil) betrachtet ist.

Das von dem Pottfische gewonnene Oel ist das reinste unter allen thierischen Oelen, die im Handel Anwendung finden; dabey ist es auch fast ganz geruchlos. In dem Zustande, in welchem es von den Wallfischfängern kommt, enthält es einen Theil Wallrath und andere fettige Substanzen, von denen man es befreit, indem es durch wollene Säcke gepreßt wird. Das Wallrath (Spermaceti) ist eine Substanz, die dem Pottfisch nicht ausschließlich eigenthümlich ist, sondern auch mit dem Oele einiger andern Cetaceen in Verbindung gefunden wird; sie

kommt jedoch beym Pottfisch am häufigsten vor und der Handel bezieht es von dieser Art allein. Es ist sehr allgemein durch den Speck verbreitet, doch erhält man es in reichlichster Quantität und im größten Grade der Reinheit aus der Fettmasse des Kopfes, daher sein technischer Name Head-matter (Kopfsubstanz); der einzige Theil des Leibes, der es in einem ähnlichen concentrirten Zustande besitzt, ist der Rückenhöcker. Die Quantität Spermaceti, welche ein Pottfisch liefert, kann auf $\frac{1}{6}$ des ganzen Ertrags des Thieres geschätzt werden. Frisches Wallrath, wie es eben aus der Case erhalten wird, ist flüssig, durchsichtig und fast farblos; in der gewöhnlichen Tropen-Temperatur (77 — 80° im Schatten) gerinnt es nicht, aber in niedrigeren Temperaturen oder in kaltes Wasser geworfen, nimmt es eine trübweiße Farbe und die Consistenz des Specks an. In keinem Theil des Walles findet sich Wallrath ohne eine größere oder geringere Beymischung von Wallöl, und beyde müssen erst künstlich von einander geschieden werden.

Die Ambra (Amber gris) ist das seltenste und kostbarste Product des Pottfisches und ist diesem allein eigen. Lange Zeit hindurch war ihr eigentlicher Ursprung unbekannt. Sie wurde gewöhnlich schwimmend auf dem Meere gefunden und für harziger oder bituminöser Art gehalten; als man sie später in den Eingeweiden der Pottfische entdeckte, war es zweifelhaft, ob sie vom Thiere blos verschluckt oder wirklich producirt sey. In neuern Zeiten hat sowohl die chemische Analyse als die größere Ausdehnung des Wallfanges zur Genüge dieses Problem gelöst und dargethan, daß Ambra eine krankhafte Concretion in den Eingeweiden des Pottfisches ist, die entweder vom Magen oder dem Gallengange herrührt, und in ihrer Beschaffenheit den Gallensteinen oder dem Bezoar der grasfressenden Thiere verwandt ist. Es ist nicht gewöhnlich für den Wallfischfänger, Ambra in dem erlegten Pottfisch zu finden, auch stellt er keine sehr genaue Untersuchung der Eingeweide deshalb an, wenn er nicht besondere Gründe hiezu hat. Ambra kommt in verschiedener Größe vor; als Maximum gilt 30 — 40 Pfund. Der einzige Gebrauch, den man davon macht, ist zu Parfümerien, besonders um andere Sorten stärker und angenehmer von Geruch zu machen. Der Preis in London ist ohngefähr eine Guinee für die Unze.

Das Elfenbein, aus welchem die Zähne des Pottfisches bestehn, ist hart, schwer und nimmt eine gute Politur an; es ist jedoch in seiner Qualität etwas veränderlich und öfters nicht rein von Farbe. Es wird auf dem englischen Markt angenommen, steht aber in Werth dem Elfenbein vom Elephanten und Flußpferd nach.

Die Jagd auf den Pottfisch ist ungleich gefährlicher als auf den Wallfisch. Während dieser nur mit dem Schwanze sich vertheidigt, ohne anzugreifen, geht dagegen der erstere nicht selten offensiv zu Werke und weiß sowohl mit seinem Schwanze als mit seinem furchtbaren Gebiße großes Unheil anzustellen. Und zwar ist dieß nicht bloß von einem harpunirten Thiere, sondern auch von andern Individuen zu besorgen, die ihren angegriffenen Kameraden mit Wuth vertheidigen. Der Verf. führt viele solcher Fälle mit unglücklichem Ausgange für die Seefahrer an. So wurde z. B. der Vater des Kapitäns des Tuscan von einem Pottfisch durch einen gewaltigen Schlag mit dem Schwanze aus dem Boote geschleudert, und obgleich er unmittelbar hernach aus dem Wasser gezogen und kein äusserliches Merkmal von Verletzung wahrgenommen wurde, so gab er doch kein Lebenszeichen mehr von sich und alle Versuche zu seiner Wiederbelebung blieben vergeblich. Einer von der Mannschaft der mit im Boote war, wurde von demselben Schlage getödtet. Als der amerikanische Kapitän Pollard eine Schule Pottfische durch die Boote verfolgen ließ, kehrte sich eines der gewaltigsten Thiere gegen das Schiff und brachte durch zwey Attaken diesem einen solchen Leck bey, daß die Mannschaft kaum Zeit hatte in die Boote zu springen, bevor das Schiff mit Wasser sich füllte und auf die Seite legte. Zwar versank es erst nach einigen Stunden, so daß die Mannschaft noch Zeit hatte, sich mit etwas Proviant zu versehen, gleichwohl hatten sie nun eine so weite und gefahrvolle Reise vor sich, daß nur wenige noch am Leben waren, als sie auf einen englischen Südseefahrer stießen, der sie aufnahm.

Die Jagd auf den Pottfisch gilt daher für die gefährlichste unter allen, die auf Walle angestellt werden.

An commerciellem Werthe steht dem Pottfische zunächst der südliche oder Kap-Wallfisch (Balaena australis), der von dem grönländischen spezifisch verschieden ist. Er wird selten über 50′ lang, doch hat man ihn auch schon von 70′ Länge gefunden. Er besucht die Küsten der südlichen Kontinente, sowie diejenigen Theile des benachbarten Oceans, wo ausgedehnte Strecken andersfarbigen Wassers anzeigen, daß die See von verhältnißmäßig geringer Tiefe ist und große Schaaren von Quallen und Mollusken, welche sein Futter ausmachen, im Ueberfluß vorhanden sind. Er kommt nicht in den centralen Theilen der Südsee vor, wo das Wasser gewöhnlich unergründlich ist, daher auch der Verf. auf seiner ganzen Reise keinen von diesen Wallfischen zu Gesicht bekam. Vom Pottfisch unterscheidet er sich wesentlich durch die Gewohnheit, seichteres Wasser in der Nähe der Küsten aufzusuchen, um da seine Jungen zur Welt zu bringen. — Eine kleinere Art von Wallfischen ist der Buckelrücken (Balaena gibbosa? Humpback der südlichen Wallfischfänger), der zwischen 30—40′ lang ist, häufig vorkommt, aber selten erlegt wird.

Andere Arten, deren der Verf. gedenkt, sind der Black Fish (Phocaena sp.), der Delphinus Peronii und delphis; noch andere Arten sind den Seefahrern unter den Namen Grampus, Fin-Backs, Cow-Fish und Killers bekannt. Der Bone-Shark ist offenbar ein Haifisch, dem man mit Unrecht Fischbein im Rachen zugeschrieben hat.

Ueber wenige Vögel hat der Verf. Notizen gegeben; diese beziehen sich auf den Fregattvogel, die Sturmvögel, von denen er eine neue Art oder wohl richtiger Abänderung beschreibt, ferner auf den Tölpel, Prion pachyptila und die Albatroße, unter denen er auch eine neue Art vermuthet. Zweifelhaft stellt er noch eine Sterna coerulea als neue Species auf, doch reicht die kurze Beschreibung nicht aus, um sie als solche anzuerkennen.

Von Fischen sind näher beschrieben: Squalus fulgens (n. sp.), Lophius sandvicensis (n. sp.) Balistes Oiré (n. sp.) und eine andere Art, die vielleicht der B. maculatus L. Gm. ist; ferner Orthagoriscus Mola, Diodon orbicularis, Ostracion pentacornis (n. sp.) Pegasus, Leptocephalus, Hemiramphus argenteus, Echineis remora und australis, Coryphaena socialis, Gasterostuus ductor, Achirus pellucidus (n. sp.), Acanthurus subarmatus (n. sp.), Scomber Germo?, pelamys und carangus, Elagatis bipinnulatus (n. sp.), Exocoetus volitans und nigricans (n. sp.), Scopelus stellatus (n. sp.) Eine interessante Entdeckung ist der leuchtende Haifisch, von dem der Verf. lebende 2 Exemplare erhielt, eines von 10″, das andere von 18.″ Bey Nachtzeit strahlte die ganze untere Seite des Leibes und Kopfes einen lebhaften grünlichen Phosphorglanz aus. Eines andern leuchtenden Fisches, des Scopelus stellatus, ist schon früher gedacht worden.

Unter den Wirbellosen Thieren führt der Verf. auf: den fliegenden Dintenfisch (Loligo sp.), Ocythoe sp., Janthina fragilis, Hyalaea tridentata, Cleodora cuspidata, Carinaria vitrea und depressa, Firola sp., Pyrosoma atlanticum, Physalis pelagica, Velella mutica, Porpita sp., Glaucos hexapterygius, Pentobdella muricata. Die fliegenden Dintenfische können sich vermittelst der großen Seitenlappen am Mantel aus dem Wasser erheben und wie die fliegenden Fische eine Zeitlang sich in der Luft halten.

Am Ende des zoologischen Abschnittes folgen einige Bemerkungen über das Meeresleuchten und seine Abhängigkeit vom thierischen Leben.

Den Beschluß macht ein descriptiver Katalog der während der Reise des Tuscan gesammelten Pflanzen; er ist nach dem Linneischen Systeme angeordnet und enthält über die wichtigeren Arten gute Bemerkungen.

Beygegeben ist eine kleine Karte zur Erläuterung der Fahrten des Tuscan, eine Abbildung der Pitcairn-Insel und Tahiti, so wie mehrere eingedruckte Holzschnitte, welche einige der beschriebenen Thierarten darstellen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. October.

Nro. 200. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Oversigt over det Kongelige Danske Videnskabernes Selkabs Forhandlinger etc.

(Fortsetzung.)

Eben so schnell ist dieß der Fall, wenn der Versuch mit concentrirter Auflösung von sauerm chromsauern Kali vorgenommen wird. Auch mit dem Neutralsalz geschieht es, jedoch langsamer. Dasselbe findet statt bey Einwirkung von Phosphor, wodurch sich ein schönes smaragdgrünes phosphorsaures Chromsalz bildet, das in der Luft zerschmilzt. Phosphor zersetzt auch die Säure in das saure und neutrale chromsaure Kali und scheidet Chrom-Oxyde verschiedenen Grades aus. Vermöge dieser Eigenschaft geschieht es, daß die Chromsäure die blauen und rothen Pflanzenfarben beynahe in demselben Grade zerstört wie das Chlor. Deßhalb kann diese Säure auch die Hydrojodinsäure zersetzen, und Prof. J. hat sie benutzt zur Untersuchung des Urines von Kranken, welche Jodsalze gebrauchen, und findet sie hiezu geeigneter als Chlor.

In Pflanzensubstanzen, die mit verdichteter oder verdünnter Chromsäure durchdrungen, entsteht und erhält sich, wenn sie angezündet werden, ein starkes und stätiges Glühen, das jedoch nicht so stark ist wie das, welches durch neutrales chromsaures Kali hervorgebracht wird. Die Wirkung der Chromsäure auf Alkohol ist bedeutend, obwohl noch nicht hinreichend untersucht. Setzt man concentrirte Säure zu Alkohol, so entwickelt sich eine starke Wärme und es bildet sich ein voluminöser Niederschlag. Bringt man die Säure durch ein, damit sie sich nicht zersetze, vorsichtiges Abdampfen in Pulverform, so erzeugt sie, in Alkohol gestreut, eine so starke Wärme, daß sich Alkoholdämpfe entwickeln, bey deren Berührung das Pulver in starkes Glühen versetzt wird. Diese Beobachtung hat Apotheker Wolf gemacht, der sich zugleich überzeugt hat, daß bey diesem Prozeß kein Aether entsteht. Um der Fäulniß thierischer Theile vorzubeugen, ist Chromsäure ebenso geeigenschaftet wie das chromsaure Kali, und kann daher in sehr verdünntem Zustand mit Nutzen zu anatomischen Arbeiten und zur längern Aufbewahrung anatomischer Gegenstände in derselben verwendet werden. Allein da diese Säure einige Verbindung mit fibrösen und albuminösen Bestandtheilen der thierischen Organe eingeht, so macht sie dieselben etwas hart.

Diese Eigenschaft hat Prof. J. benutzt zu anatomischen Untersuchungen von weichen und zarten Organen, besonders von Augen. Diese Organe, wenn mit Säure durchdrungen, erhalten eine solche Consistenz, daß man das ganze Auge durchschneiden und so die Lage und Verbindung der verschiedenen Theile besser als bisher untersuchen kann. Bey längerer Aufbewahrung thierischer Substanzen in Chromsäure oder in Chromsalzauflösungen hat Prof. J. gefunden, daß die Knochensubstanz bläulich wird, was von einer Zersetzung der Chromsäure herrührt.

Da die Farbe, welche die Knochenerde dadurch annimmt, der des Türkisses oder vielmehr eines Fossils, dem man ebenfalls diese Benennung gibt, (Turquoise odontolithe) ähnlich sieht, und da sich dieses vorzugsweise in Gegenden findet, wo Chrom vorkommt, so will Prof. J. die Aufmerksamkeit der Chemiker darauf gelenkt haben. Was die therapeutischen Eigenschaften der Chromsäure betrifft, so hat Prof. J. gefunden, daß sie, innerlich gebraucht, ein bald zertheilendes bald corrodirendes Mittel ist, welches er mit Nutzen bey mehreren Arten von Ent-

zündungen, Geschwüren, Flechten und bösartigen Wunden anwendet. Innerlich kann sie in größern Gaben als das neutrale chromsaure Kali verordnet werden, verursacht Blähung, zuweilen Erbrechen, aber greift den Magen nicht an, und erweist sich als ein stärkendes Mittel, das bey Schwäche in den Verdauungsorganen, bey Nervenschwäche und bey hektischen Zuständen mit Vortheil angewendet werden mag.

2) Geognosie. Prof. Forchhammer hat Ergebnisse seiner fortgesetzten Forschungen über den Boden Dänemarks mitgetheilt. Hauptsächlich beschäftigte ihn die Formation der Rollsteine oder Geschiebe des Landes, die er in die der Bernsteinbraunkohlen-, der Thon- und der Sand-Formation eintheilt. Die erstere als die älteste findet er gleichzeitig mit der Subappenin-Formation in Ober-Italien (Asti, Castel arquato). Sie führt den auf Dänemarks Küsten so häufigen Bernstein. Die mit skandinavischen Geschieben abwechselnden Versteinerungen von Salzwasserthieren beweisen, daß sich diese Formation nicht als Gletscherschutt (moraine) abgesetzt haben kann. In der Thonformation, welche die größten Geschiebe führt, hat sich noch auch nicht eine Versteinerung gefunden. Diejenigen, welche sich in der Sandformation zeigen, welche die größten Höhen und den eigentlichen Waldboden des Landes bildet, gehören der jetzigen Fauna der Nordsee an. Auch diese Formation kann, in Ansehung ihrer Salzwasser-Versteinerungen, nicht als Moraine betrachtet werden. Aus dem Verhalten der verschiedenen Arten von Geschieben in diesen Formationen schließt Prof. F., daß zur Zeit der Bernstein-Braunkohlenformation eine vergleichsweise ruhigere Entwicklung statt gehabt habe, die jedoch häufig durch Bewegungen unterbrochen wurde, welche skandinavisches Geschiebe in die See gebracht haben, ohne daß gleichwohl der Meeresboden selbst aufgebrochen wäre.

In der Thongeschiebeformation näherte sich die Zerstörung dem höchsten Grade. Massen von Rollsteinen wurden von der skandinavischen Halbinsel herabgeführt, der Meeresgrund ist überall geborsten durch unterirdische Kräfte und hat so das Material zur Mergellage geliefert. Es scheint, daß in diesen beyden Formationen die Bewegung von der skandinavischen Halbinsel aus und in der Richtung von Norden und Osten her statt gehabt habe. Die Bewegung, welche die dritte Art der Geschiebeformation veranlaßt hat, scheint von der Ostsee ausgegangen zu seyn.

3) Zoologie. Dr. P. W. Lund in Brasilien hat fortgesetzte Bemerkungen über Brasiliens ausgestorbene Thierarten mitgetheilt, während er seine mühsamen Untersuchungen über die lebenden Säugethierarten dieses Landes ausdehnt. Unter solchen beschreibt er das Stinkthier (mephitis), sodann die von Fr. Cuvier aufgestellte Felis mitis, deren völlige Verschiedenheit von Felis macroura Princ. Maximil. und von Felis pardalis Lin. dargethan wird, endlich den von ihm sogenannten Canis vetulus, von welchem er der Meynung ist, daß er mit dem Canis Corsac und Canis velox Horl. eine eigene Unterart bilde.

Viel größer ist der Zuwachs, der sich an verschwundenen Thierarten ergeben hat. Reichlicher vorliegende charakteristische Materialien haben einige Classifications-Aenderungen besonders in des Verf. Ordnung Brutae veranlaßt. Die früher im Geschlechte Megalonyx aufgeführten Arten sind nun in zwey Geschlechter Megalonyx und Platyonyx vertheilt.

In der Familie der Dickhäute ist das Geschlecht Nabelschwein (Dicotyles) durch eine neue Art vermehrt, welche bedeutend größer ist als die größte unter den früher gefundenen Arten, so daß dieses Geschlecht, welches nur zwey jetztlebende Arten zählt, in der Vorzeit deren 5 gehabt hat. Höchlich überrascht war der Verf. unter den in jener längst verschwundenen Periode in Brasilien lebenden Thieren das Pferd zu finden; ein Mittelfußknochen hat ihn von diesem merkwürdigen Factum überzeugt. Dieser Knochen, von derselben physischen Beschaffenheit wie die übrigen fossilen Knochen, wurde aus steinharter Knochenbreccie gehauen und in Gesellschaft mit Canis troglodytes, Dasypus punctatus und Chlamydotherium Humboldtii gefunden.

Die Familie der Raubthiere ist vermehrt wor-

den durch eine fossile Art des Katzengeschlechtes von der Größe des Jaguar und mit einer Art vom Geschlecht der Stinkthiere, welche mit dem noch lebenden noch nicht hat verglichen werden können. Auch die Familie der Fledermäuse hat einen Zuwachs von 3 Arten erhalten, welche zu den Geschlechtern Phyllostoma, Dysopus und Vespertilio gehören. Die bisherige Zahl der verschwundenen Affenarten ist von dreyen auf fünf vermehrt worden.

Die ganze Zahl an fossilen Säugethierarten aus dem District von Rio das Velhas steigt dermalen auf 101 Arten, während der Verf. nur 88 lebende Arten gefunden hat. Noch größer ist das Mißverhältniß in Hinsicht auf die Geschlechter, welche wie 50 zu 39 stehen. Es offenbart sich ein immer größerer Reichthum der Vorwelt an Arten und Manigfaltigkeit der Geschlechtsformen in dem Maße als die Untersuchungen umfassender werden.

Prof. Eschricht hat einige Resultate seiner fortgesetzten Untersuchungen über die Wallfische mitgetheilt.

Es müssen wenigstens zwey nordische Arten dieses Geschlechtes unterschieden werden, die grönländische und die bergensche. In den Kiefern eines Foetus der grönländischen Art hat Prof. E. deutliche, in Allem 186, Zähne gefunden.

Derselbe hat auch eine anatomische Untersuchung des Chelyosoma Mac-Leayänum, eines eigenen sehr abweichenden Geschlechts von der Familie der Ascidien mitgetheilt.

Dr. H. Bendz hat einen Beytrag zur vergleichenden Anatomie des Nervus glossopharingeus, vagus, accessorius Willisii und hypoglossus, vor der Hand bey Vögeln, Reptilien und Fischen, eingesendet.

So wurden die Untersuchungen, welche Cand. Steenstrup auf Island über die Entwicklungen des Pagurus bernhardus und Hyas araneus angestellt hatte, zugleich mit mehreren Specimina solcher Krebsthierchen selbst in deren verschiedenen Stadien, mitgetheilt.

4) Physik. Der polytechnische Cand. Jerichau hat der Gesellschaft verschiedene Experimente mitgetheilt, die sie der Belohnung mit ihrer goldenen Medaille würdig gefunden hat. Eines derselben betrifft eine eigene Klasse von Schwingungen und beruht auf dem Grundversuche, daß eine Taschenuhr auf gehörige Weise an Fäden aufgehängt durch die Bewegung ihrer eigenen Unruhe in Schwingungen gesetzt werden kann.

Das andere führt auf einen Thermometer von ganz neuer Einrichtung, er beruht auf Newton's berühmten Entdeckungen über die farbigen Ringe. Wie bekannt wurde der größte Theil seines Versuches hierüber mittels eines Converglases bewerkstelliget, das auf ein anderes oder auf plattes Glas gelegt wurde, wobey eine Menge Farbenringe sichtbar werden. Dadurch, daß er ihren Diameter maß und darnach die Dichtigkeit des Luftringes berechnete, in welchem sich jede Farbe darstellte, war er im Stande, die Hauptgesetze für diese Erscheinung anzugeben. Die Untersuchungen der neuern Zeit haben Newtons Messungen bestätigt, so daß wir aus einem gewissen Farbenverhalten in der Reihe dieser Erscheinungen auf eine gewisse Dichtigkeit der Luftlamelle, also auf den Abstand der beyden Oberflächen, zwischen welchen sie liegt, einen sichern Schluß machen können. Auch hat man längst Tabellen über die Luftlage, die zu jeder Farbe gehört. J. ist auf den glücklichen Gedanken gekommen, diese Wirkungen zu Längen-Messungen zu benutzen, die wohl fein genug ausfallen können, da der Unterschied zwischen der Dichtheit zweyer Ringe, welche sehr merklich verschiedene Farben gewähren, selten bis zum zweymillionten Theil einer Linie steigt.

Zu diesem Zwecke bedient sich J. einer Vorrichtung, in welcher ein dünner und ungefähr 1 1/2 Zoll langer Streifen Zink angebracht ist, so daß sich über diesem ein kleines Converglas, und über letzterm ganz nahe eine kleine Glasplatte befindet. Wenn man denselben ob auch noch so unmerklich erwärmt, so dehnt er sich doch hinlänglich aus, um bey seiner Annäherung ans Converglas Farbenveränderungen wahrnehmen zu lassen. Dieser, noch näher beschriebene Jerichau'sche Wärmemesser eignet sich zu mancherley Versuchen, wozu Melloni's in andern Hinsichten trefflicher thermoelektrischer Apparat nicht zu gebrauchen ist. Mit Hilfe jener Vorrichtung kann die Ausdehnung der Körper durch

Wärme, selbst wenn nur kleine Stücke von denselben zu erhalten sind, gemessen werden, eben so auch die Ausdehnung der Krystalle nach verschiedenen Richtungen, wodurch Mitscherlichs mittels minder leichter und anwendbarer Versuche gemachte Entdeckung über die ungleiche Ausdehnbarkeit verschiedener Krystall-Achsen auf eine große Menge von Körpern erstreckt werden kann.

Die Versuche über die Wirkung der Haarröhrchen sind bisher auf sehr enge Grenzen eingeschränkt gewesen, da man fast ausschließlich Röhren oder Platten von Glas angewendet hat, obschon es wichtig genug wäre, die Haarröhrewirkungen in Bezug auf undurchsichtige Körper, und namentlich auf Metalle kennen zu lernen. Conferenzrath H. C. Oersted hat ein Verfahren vorgeschlagen, wodurch diese Einschränkung wegfällt.

Er geht von dem Satze aus, daß die Höhe, bis zu welcher die Haarröhre eine Flüssigkeit hebt, nur auf der Weite der Röhre an der Stelle beruht, zu der die Oberfläche der Flüssigkeit gehoben wird, und keineswegs auf der Weite der tiefer liegenden Theile der Röhre. Er verwendet zur Untersuchung eine weite Glasröhre, deren oberste Mündung mit einer durchbohrten Platte jenes Körpers bedeckt wird, dessen Harröhre-Wirkung man kennen lernen will.

Denkt man sich eine solche mit der durchbohrten Platte bedeckte und mit einer Flüssigkeit gefüllte Glasröhre mit ihrer offenen Mündung in eine Flüssigkeit derselben Art gestellt, so wird die in die Deckplatte gebohrte Oeffnung der Sitz der Haarröhre-Kraft seyn, welche die Flüssigkeit innerhalb der Röhre höher hält als die außerhalb derselben. Nimmt man nach der Hand die außerhalb stehende Flüssigkeit allmählig weg, so kann man einen Punkt treffen, auf welchem die Haarröhrekraft die Flüssigkeitssäule in der Röhre nicht länger tragen kann. Der Abstand zwischen der Deckplatte und der Flüssigkeit außerhalb im Augenblick der Trennung ist dann das Maaß für die Haarröhrekraft im gegebenen Falle.

CR. Oe. hat statt dieser ersten einfachsten Vorrichtung nach der Hand einen zusammengesetztern aus drey Röhren bestehenden Apparat zweckmäßig gefunden, der ebenfalls ausführlich beschrieben ist. Er hat bey seinen Versuchen gefunden, daß gleiche Oeffnungen in Deckplatten von amalgamirtem Kupfer und von Glas das Wasser zu gleicher Höhe heben. Quecksilber wurde mit durchbohrten Deckplatten von amalgamirtem Kupfer ohngefähr $\frac{3}{4}$mal so hoch als Wasser gehoben, woraus wohl folgt, daß die Haarröhre-Kraft über zehnmal so viel Gewicht Quecksilbers als Wassers trägt.

Auch hat CR. Oersted der Gesellschaft eine neue Einrichtung des Wagestangenelektrometers für sehr schwache Elektricitätsgrade vorgezeigt.

Historische Classe.

Conferenzrath Werlauff theilte einen Versuch mit, die Nachrichten des byzantinischen Geschichtschreibers Procopius über die Länder des Nordens zu beleuchten und zu erklären. Procops Kunde vom nördlichen Europa läßt sich beurtheilen aus den Nachrichten, die er sowohl über die Insel Brittia und ihre Bewohner, als über die Insel Thule, wo ein Theil des heruliſchen Volkes zu Anfang des 6ten Jahrhunderts sich soll niedergelassen haben, in seiner Geschichte des gothischen Kriges einflicht. Auf dem erstgenannten Eiland wohnten, nach seinem Berichte, drey zahlreiche Völkerschaften, jede unter ihrem König, Britten, Angeln und Friesen. Eine lange in alten Zeiten aufgeführte Mauer theilte die Insel in zwey Theile, einen fruchtbaren und stark bevölkerten östlichen und einen unfruchtbaren, unbewohnten und unbewohnbaren westlichen. Unter diesem Eiland haben sich die meisten Neuern das gegenwärtige England und Schottland gedacht, wo sich Angeln und einzelne Friesen im 5ten Jahrhundert niedergelassen; die Mauer galt als eine von denjenigen, die in der römischen Kaiserzeit hier aufgeführt worden; übrigens übersah man das Widersprechende, das zwischen der natürlichen Beschaffenheit des brittischen Eilandes und derjenigen liegt, welche Procopius seiner Brittia zuschreibt.

(Schluß folgt)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. October.

Nro. 201. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Oversigt over det Kongelige Danske Videnskabernes Selkabs Forhandlinger etc.

(Fortsetzung.)

W. glaubt, daß sich diese Widersprüche heben und Procops Nachrichten auf eine weit natürlichere Weise erklären lassen, wenn man sein Brittia für die jütische Halbinsel nimmt, deren östlicher Theil fruchtbar, waldbewachsen, voll von Landseen und Flüssen, während der westliche unfruchtbar ist, zum Theil aus Flugsand besteht und an Wassermangel leidet. Ohngefähr in der Mitte wird das Land von dem bekannten hohen, waldlosen, unfruchtbaren Landrücken durchschnitten, der sich vom Liimfjord an gleichförmig bis zum Harz erstreckt.

Die Sage von dieser Naturbeschaffenheit konnte, bey der weiten Entfernung, der Unbekanntschaft mit den übrigen Ortsverhältnissen, und bey keiner oder höchst eingeschränkter Kenntniß der germanischen Zunge, von Procop leicht mißverstanden werden. Das alte skandinavische und germanische Diki, Deich (Damm) wurde von ihm mit dem verwandten griechischen τειχος (Mauer) verwechselt, und der natürliche Landrücken, dessen erste Entstehung jedes Menschengedenken überstieg, wurde für ihn zu einer von den alten Bewohnern des Landes aufgeführten Mauer. W. hat in einer frühern Abhandlung darzuthun gesucht, daß unter dem Sevo mons bey Plinius der erwähnte Landrücken verstanden werden müsse, und daß sowohl das von Pytheas geschilderte fruchtbare nordische Land, als des Mela Codoniana (Scandinavia), welche an Fruchtbarkeit und Größe alle übrigen Inseln des Codanischen Meerbusens übertraf, zunächst auf den östlichen Theil der genannten Halbinsel zu beziehen sey. Er stellt zugleich die Vermuthung hin, daß die germanische Insel Scandza, wo eine alte englische Sage den Stammvater des sächsischen Königshauses Sceaf als kleines Kind in einem Boote mit einer Getreidegarbe unter dem Haupte landen läßt, nicht, nach der allgemeinen Meinung, für Schonen, sondern für die jütische Halbinsel zu nehmen sey, und daß die Fruchtbarkeit und frühzeitige Bevölkerung des östlichen Theiles derselben vielleicht durch die Sage habe wollen angedeutet werden. Wenn Procop Brittia eine Insel nennt, so erinnert man sich, daß die Alten Inseln und Halbinseln leicht mit einander verwechselten. Er kann darauf gekommen seyn, die Halbinsel Brittia zu benennen, indem er sich eine Namensübereinstimmung zwischen der großen brittischen Insel und diesem Lande dachte, aus welchem eine Auswanderung nach jener stattgehabt hatte, falls nicht etwa nur unrichtig Bri für Vi oder Iu (Brittia für Jutia) gelesen worden. In den drey Völkern auf Brittia erkennt man leicht die Jüten, Angeln und Friesen der Halbinsel, und diese kann man hinwieder in Verbindung bringen mit den Völkern, welche theils in der Vorzeit, theils im frühern Mittelalter hier vorkommen: Guttonen, Teutonen, Cimbern, Hillevionen, Sachsen, Vinulen.

Das hier niedergelegte Zeugniß über das Vorkommen der Friesen auf dieser Insel im 6ten Jahrhundert bestärkt die Hypothese, daß dieselben unter die Urvölker des Eilands zu rechnen seyen. Die Darstellung seiner Bewohner als selbstständiger und zahlreicher Volksstämme kann zugleich den in unsrer Sagenhistorie vorkommenden Wink über inländische

Kriege auf demselben erklären und steht mit den, aus andern, ebenfalls nordischen Quellen, uns bekannten historischen Verhältnissen nicht in Widerspruch. Daß die wachsende Bevölkerung der Halbinsel beständige Auswanderungen veranlaßte, stimmt mit der bey Schriftstellern des Mittelalters gewöhnlich vorkommenden Erklärung dieser Erscheinung überein; die Niederlassung der Auswanderer bey den Franken bezieht sich ohne Zweifel auf die frühzeitigen Beunruhigungen der Küsten des fränkischen Reiches durch die Dänen. Was von Bewohnern eines Theiles der fränkischen Küste gesagt wird, daß ihr Geschäft gewesen sey, die Seelen Verstorbener nach dem Eilande Brittia überzusetzen, kann als ein alter und ausgebreiteter Volksglaube erklärt werden, und ist vielleicht weniger auf die jütische Halbinsel als auf das brittische Eiland mit der entsprechenden französischen Küste zu beziehen.

Auf die Beschreibung der Insel Brittia kommt Procop bey der Erzählung eines Krieges zwischen den Angeln und Varnen, welche letztere gleichfalls ein deutsches Volk waren, von welchem ein Zweig damals zwischen dem Rhein und der Ostsee wohnte. Er gibt bey diesem Anlaß verschiedene anziehende Nachrichten über Regierung, Sitten, Cultur und übrige Eigenheiten dieser Völker, besonders der Angeln; was hier über die Varnen vorkommt, weiset im Ganzen auf Uebereinstimmung derselben mit den alten Scandinaven. Merkwürdig ist jedoch, daß die Bewohner der Halbinsel im 6ten Jahrhundert das Pferd noch nicht sollten gekannt haben. Möglicher Weise kann der Besuch der Angeln am griechischen Kaiserhof im Gefolge der fränkischen Abgesandten, wovon Procop ausdrücklich spricht, den ersten Anlaß zum nachherigen Auftreten der Väringen in Constantinopel gegeben haben.

Ueber ein anderes von den minder zureichend bekannten deutschen Völkern findet sich bey Procop ebenfalls eine interessante Episode, nemlich über die Herulen. Bey Erzählung, wie ein Theil dieses Volkes nach einer Niederlage durch die Longobarden, im römischen Gebiet, ein andrer im Norden Wohnplätze gesucht und sich auf der Insel Thule bey den Gauten niedergelassen habe, woher die Zurückgebliebenen sich später wieder einen König geholt, wird zugleich eine umständliche Beschreibung dieser Insel, ihrer Beschaffenheit und ihrer Bewohner gegeben, die bey keinem Schriftsteller des Alterthums vorkommt. Diese Beschreibung paßt, wie auch alle Neuern angenommen haben, vollkommen auf die große scandinavische Halbinsel. Aber als Folge hievon hat man auch die Herulen für einen gewissen Zeitraum entweder ins südöstliche Norwegen, oder, mit Hinsicht auf Jornandes bekannte Aeußerung über die Vertreibung der Herulen durch die Dänen, nach Schonen und Halland versetzt. Der Verf. setzt als ausgemacht voraus, daß niemals Völker vom eigentlich germanischen Stamme auf der scandinavischen Halbinsel gewohnt haben; daß die Annahme, das südliche Schweden sey die älteste Heimat des dänischen Namens auf unsicherm Grunde beruhe, und daß das von Suhm und in den Schriften mehrerer Neuern angezogene Factum, ein dänischer König Rig habe die Herulen aus Halland vertrieben, gänzlich unhistorisch sey. Er stellt dagegen eine andere Vermuthung auf, nemlich, daß die Herulen auf ihrer Wanderung nordwärts nicht weiter als bis zur jütischen Halbinsel gekommen seyen, wo sie sich unter den Gauten (Jüten) niedergelassen und späterhin unter den verschiedenen Stämmen verloren haben, welche wir in der alten Zeit hier kennen. Procop, der nur eine unbestimmte und undeutliche Vorstellung von den geographischen Verhältnissen des Nordens hatte, mag die jütische Halbinsel mit der großen scandinavischen verwechselt haben, da ja in beyden Ländern Gothen wohnten und zwischen beyden ein frühzeitiger Verkehr stattgehabt zu haben scheint. Diese Erklärung gewinnt vielleicht Bestärkung theils durch die Benennung Brebten (Britten=Jüten), welche der longobardische Geschichtschreiber Paul Warnfrid's Sohn den Herulen beylegt, theils durch die Verbindung, in welcher dieses Volk frühe mit andern Völkern des nordwestlichen Deutschlands oder doch der jütischen Halbinsel vorkommt. Die Ableitung des Namens Herulen sucht man im altgermanischen und scandinavischen Worte Erl, Eorl, Jarl, welches, wie selbst der Name Karl, ursprünglich ein Appellativum für Mann gewesen ist. Was Procop über

dieses Volkes Sitten und Lebensweise berichtet, kann mit der der alten Scandinaven verglichen werden und verschiedenen Winken, die in den alten nordischen Quellenschriften vorkommen, zum Theil größere Bestimmtheit verleihen.

Prof. Kolderup-Rosenvinge hat der Gesellschaft eine Abhandlung vorgelesen, die den Titel führt: Einige Bemerkungen über die Anwendung der Ohrenbeicht im Norden mit Hinsicht auf eine darauf bezügliche Bestimmung im schonenschen und seeländischen Kirchenrecht. Die Vorschrift dieser Kirchengesetze, „daß, wer ein geheimes Vergehen, noch ehe er dessen geziehen oder angeklagt, dem Priester gebeichtet hätte, auf desselben Zeugniß, daß dieses geschehen, aller Inzicht frey seyn sollte," war bereits ein Gegenstand für Kofoed Ancher's Aufmerksamkeit gewesen, und trotz der verschiedenen Gründe, die er für die Deutung anführt, daß auf die Beichte des Verbrechers alle weltliche Zurechnung oder Strafe weggefallen, hält er doch für richtiger die Meinung, daß die Gesetzesstelle nur die Absicht haben konnte, den Büßenden von geistlicher Strafe oder Kirchenzucht frey zu sprechen. Um diese Frage, über die sich im kanonischen Rechte nur wenig findet, gehörig aufzuklären, hat Prof. Kolderup einige allgemeine Betrachtungen über das Verhältniß vorangestellt, das im nordischen Mittelalter zwischen Kirche und Staat obgewaltet. Er entwickelt den großen Einfluß, welchen die geistlichen Synodal-Rechte nothwendig auf die bürgerlichen Verhältnisse haben mußten, und zeigt, wie die Kirchenzucht eine Menge von Vergehungen in ihren Strafkreis zog, die nach der Ansicht späterer Zeiten keineswegs unter das geistliche Forum gehören. Mancherley Belege hiefür werden in der alten norwegischen Kirchensatzung für Vig und im schwedischen ostgothländischen Gesetz nachgewiesen, welches letztere auch mehrere interessante Bestimmungen über die geheime Beicht und ihr Verhältniß zur öffentlichen enthält.

Obschon diese Untersuchung ergiebt, daß die angeführte Vorschrift im schonen'schen und seeländischen Kirchenrecht auf Befreyung von geistlicher, nicht von weltlicher Strafe hinziele und ursprünglich also gedeutet worden sey, so glaubt der Verf. dennoch theils aus einzelnen alten Gesetzstellen theils aus historischen Zeugnissen folgern zu dürfen, daß diese Bestimmungen, nach der Hand, da die Conflicte zwischen Staat und Kirche häufiger wurden, von der Geistlichkeit ebenmäßig angewendet worden seyen, den Verbrecher der weltlichen Strafmacht zu entziehen. Die hieher gehörigen Beweise finden sich insonderheit im alten Kirchengesetze für Drontheim cap. 67 und 70, im Stadtrecht der Königin Margaretha cap. 26, und in den Beschlüssen der im Jahre 1425 unter Erzbischofs Peter Lykke's Vorsitz zu Kopenhagen gehaltenen Synode, in welcher ausdrücklich festgesetzt wurde, daß es, sobald diejenigen, die irgend eines geistlichen Vergehens schuldig geworden, sich durch Beicht und Absolution mit der Kirche ausgesöhnt, bey der Strafe des Bannes jedem Weltlichen verboten seyn sollte, sie anzuhalten oder in Gefangenschaft zu setzen oder ihre Güter in Beschlag zu nehmen, ehe deren geistliche Richter sie verurtheilt hätten.

Darüber wird erinnert, daß der Begriff von geistlichen Vergehen nach der Hand in dem Grade ausgedehnt wurde, daß man so ziemlich alle Uebertretungen weltlicher Strafgesetze in den Bereich zog, da sie sich ohne Schwierigkeit unter das eine oder andere der zehn Gebote bringen ließen. Die historischen Belege für des Verf. Behauptung sind entnommen theils aus den Proceßacten in den bekannten Streitigkeiten zwischen den Königen Christoph I. und Erik Menved einerseits und den Erzbischöfen Jacob Erlandsen und Jens Grand andrerseits, theils aus der merkwürdigen Schrift, welche Conferenzrath Werlauff unter dem Titel: Anecdoton historiam Sverreri regis Norvegiae illustrans herausgegeben hat.

Justizrath Molbech hat in der Gesellschaft einen Vortrag gehalten über Kunst und Kultur der alten Aegypter, dessen Inhalt bereits durch des Verf. später erschienene Schrift über Philosophie der Geschichte erster Theil, bekannt ist.

Prof. David hat der Gesellschaft einen Bericht „Ueber das Gefängnißwesen in England und dessen beabsichtete Reform“ mitgetheilt, in welchem die Ergebnisse einer im Sommer 1839 unternommenen Reise zusammengefaßt sind, auf welcher er die meisten englischen Strafanstalten untersucht hatte, in denen eines der neuern Gefängnißsysteme, das philadelphische oder das auburn'sche, eingeführt ist.

Bey den eigenthümlichen Schwierigkeiten, welche in England der Durchführung eines und desselben Systemes im Wege liegen, geht das Bestreben der Regierung dahin, überall, wo sie über die Einrichtung und Disciplin der Gefängnisse unmittelbar zu verfügen hat, das philadelphische System einzuführen, und da, wo sie communaler Verhältnisse wegen nicht unmittelbar eingreifen kann, die Einführung desselben anzuempfehlen und zu fördern. Durch das Gesetz von 1839 „zur Verbesserung der Gefängnisse“ war schon ein großer Schritt gethan, da dadurch zuerst die abgesonderte Gefangenhaltung (separate confinement) legalisirt wurde. Bis dahin hatte man nämlich in England, wie fast überall, die abgesonderte Gefangenhaltung mit der einsamen (solitary confinement) vermengt, als welche in England, ausgenommen einen Monat lang auf einmal, und nur drey Male im Laufe eines Jahres, anzuwenden verboten ist. Bey dieser Verwechslung der Begriffe war es natürlich, daß der Zweifel über die Gesetzlichkeit des philadelphischen Systems in England sehr verbreitet seyn mußte, und daß die Gemeinden sich nur schwer zur Verwendung großer Summen auf Gefängnißgebäude entschließen konnten, deren Disciplin mit dem bestehenden Gesetze in Widerspruch zu stehen schien. Das genannte Gesetz kann daher als ein wichtiger Schritt zur Einführung des philadelphischen Systems in England betrachtet werden, indem es einerseits genau die Haupt-Erfordernisse solch eines auf Absonderung berechneten Gefängnißsystems genau bezeichnet, andererseits keinen Zweifel übrig läßt, daß das Verbot einsamer Gefangenhaltung sich auf abgesonderte nicht beziehen kann, unter Voraussetzung, daß das dazu verwendete Gefängniß auf die vorgeschriebene Weise eingerichtet ist. Der Verf. hat bey seinen Beobachtungen gefunden, daß es nicht möglich ist, das Stillschweigen und den ideellen Isolirungszustand, worauf das auburn'sche System basirt ist, in der Praxis einzuhalten.

Die Commission zur Ausarbeitung eines Wörterbuches der dänischen Sprache, von welchem im Jahre 1793 der erste, im Jahre 1829 der fünfte mit dem Buchstaben R. schließende Band (in 4.) erschienen ist, hat in 25 Sitzungen des Jahres 1840 den Buchstaben S bis zum 73sten Druckbogen des sechsten Bandes gefördert.

Die Landvermessungs-Commission läßt die Beendigung des Stiches der General-Charte von Dänemark, die von ihr herausgegeben wird, demnächst erwarten.

Von Seite des meteorologischen Comité hat Mittheilung von Instrumenten statt gehabt an Cand. Steenstrup, der eine wissenschaftliche Untersuchungsreise nach Island unternommen, an den Naturforscher Kröyer, welcher an der Expedition der Kriegsfregatte Bellona nach Südamerika Theil nimmt, und an den Botaniker Liebmann, der eine naturwissenschaftliche Reise nach Merico angetreten hat. Das dritte Heft der Collectanea meteorologica, enthaltend Dr. Trentepohl's und Chenon's Beobachtungen in Guinea, wird vorbereitet.

Das magnetische Observatorium, durch Oersted schon seit dem Herbst 1834 nach A. v. Humboldt's und Gauß's großartigen Anschlägen in Thätigkeit, sollte demnächst in ein ganz neues zweckmäßigeres Local, als das der polytechnischen Anstalt verlegt werden.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. October.

Nro. 202. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Die Phönizier von Dr. F. C. Movers, Professor an der Universität zu Breslau. Erster Band. Untersuchungen über die Religion der Phönizier, mit Rücksicht auf die verwandten Götterdienste der heidnischen Israeliten, der Carthager, Syrer, Babylonier und Aegypter. Bonn bey Eduard Weber 1841. 719 Seiten.

Erster Artikel.

Wie tief in das Wesen und die Natur der asiatischen Völker die ursprünglichsten und ältesten Entwickelungen ihrer Religionen und sittlichen Institute eingedrungen waren, zeigt nichts so sehr, als die Festigkeit und Dauer, mit welcher die Züge jenes ursprünglichen Grundcharakters bey manchen Völkern jenes Welttheiles der Gewalt der größten Stürme getrotzt haben und noch jetzt unvertilgbar ihrem ganzen Wesen eingeprägt sind. Es muß in der That eine die innersten Wurzeln ihres Daseyns durchdringende und bewältigende Macht gewesen seyn, welche jenen kolossalen Völkergestaltungen des alten Asiens einen Typus aufdrücken konnte, den weder der Zauber des griechischen Geistes, noch die eiserne Hand des römischen Imperiums, weder Muhameds und seiner Nachfolger alles Alte vernichtende Siegesbegeisterung, noch der Mongolen rohe Brutalität zu verwischen und auszutilgen im Stande war. Man sieht daraus, daß es im menschlichen Geist Gewalten von so eigener, unwiderstehlicher Natur giebt, daß ihren Wirkungen keine Zeit, keine Zwingherrschaft, noch sonstige Einflüße etwas anzuhaben vermögen. Der Himmelssohn, der Bramine, der Dalailama, der Geber, sogar Reste vom Dienste der syrischen Göttin auf dem Libanon sind heute noch redende Zeugnisse von der Unverwüstlichkeit der alten Culte. Nur Ein Leben und Eine Kraft, die den Grund aller jener Gewalten in sich schließt, durch welche jene Völkergestalten heraufgetrieben wurden, giebt es, vor der jene ehernen Züge sich erweichen, durch die jene erstarrten Formen sich auflösen, in die alle jene Richtungen, denen hingegeben jene Völker zum Opfer für die ganze Menschheit wurden, wieder eingehen und zu einem neuen, wahren Leben umgewandelt werden könnten. Dieser lang ersehnte Morgen beginnt in unserer Zeit zu tagen, schon glänzen die alten Häupter des Hindukusch und des Himalaya, ja bald die Höhen des Nanling in den ersten Strahlen jenes Lichtes, in dem einst die Heiden wandeln sollen und die Könige in dem Glanz, der über ihnen aufgehet. Wie einst das alte Phönizien die Brücke war für die Einflüsse der Religion und Bildung von Asien nach Europa, so bahnt sich jetzt das neue Phönizien — Britannien — über das alte hin den Weg in das Herz Asiens, um das neue Leben über die alte Völkermutter zu verbreiten.

Je mehr indeß die alte Kraft und das eigenthümliche Leben Asiens dahinschwindet und als herrschende Gewalt alle Macht verliert, desto tiefer dringt der forschende Geist der occidentalischen Wissenschaft in die, guten Theils noch so dunkeln, Regionen der Geschichte und des Glaubens jener uralten Völker ein und sucht jene untergehende, wunderbare Welt auf dem Gebiete wissenschaftlicher Erkenntniß und Anschauung gleichsam von Neuem auferstehen zu lassen und zu beleben. Nicht selten kann man in der Weltgeschichte die Beobachtung machen, daß erst wann gewaltige Reiche, merkwürdige Institutionen, großartige Entwicklungen des politischen und geisti-

gen Lebens sich zum Untergange neigen, erkannt und begriffen wird, was die gründenden Gewalten solcher Zustände, was die Seele und Natur dieser Entfaltungen des menschlichen Geistes, was die eigentliche Bedeutung dieses dahinsinkenden und erlöschenden Lebens gewesen sey. Da stand oft am Ende der Herrlichkeit oder der Blüthenzeit eines Volkes noch ein gewaltiger Geist auf, der das ganze Leben desselben noch einmal in einem großartigen Gemälde zu einem ewigen Besitzthume hinzeichnete, oder die ganze geistige Errungenschaft mit Verstandesschärfe feststellte, oder den ganzen reichen Inhalt eines Zeitalters durch den Zauber der Poesie emporhob und in das Reich der idealen Welt zu immer neuem Genuß der staunenden Betrachtung versetzte — also thaten ein Livius, Tacitus, Aristoteles, Dante. Jetzt, wo die Pracht, Herrlichkeit und Geltung des alten Asiens dahinsinkt vor dem Geiste des Abendlandes und vor den unwiderstehlichen Kräften Albions, sucht auch der occidentalische Forschergeist in die Tiefen der ursprünglichen Zustände jener Völker einzudringen und auf wissenschaftlichem Wege — gewiß eine nicht minder ehrenvolle Eroberung — der noch unaufgehellten Regionen, von denen die Geschicke der asiatischen Hauptvölker abhingen, Meister zu werden. Aber welch eine Aufgabe, in ihren innersten Gründen und Tiefen den Ursprung und die Bedeutung jener kolossalen, durch jetzt noch unbekannte Kräfte emporgewachsenen Völkerindividualitäten aufzufinden und den eigentlichen Quellpunct des Geistes zu erforschen, welchem die alles verschlingende Massenhaftigkeit und Einerleiheit des chinesischen Lebens, die Weichheit und Zerflossenheit des träumenden Hindu, die Erhabenheit und Reinheit des „Herrlichkeitsverschlungenen" Ormuzd, der grause Dienst des Moloch, oder der ernste Todtencultus Aegyptens seinen Ursprung verdankte! Täuscht uns nicht Alles, so wird, wie fast bey allen Forschungen, wo es sich um die eigentlichen Tiefen und Angelpunkte der Wissenschaften handelt, auch hier der deutsche Geist seine Meisterschaft bewähren und die hohe Aufgabe seiner weltgeschichtlichen Mission — vielleicht in Kurzem — lösen.

Daß nun das phönizische Volk und seine Mythologie eine bedeutende Stelle in der Entwicklungsreihe der asiatischen Völker und Religionen einnimmt, hat man von jeher gefühlt. Nirgends fast ist es aber so schwierig, den Hauptpunkt, worauf bey einem Cult Alles ankommt, herauszufinden, als bey diesem, und zwar gerade deßwegen, weil Glaube und Cult bey diesem Volk so deutlich am Tage zu liegen scheinen. Es ist nun jedenfalls ein sehr dankenswerthes Unternehmen, alles, was in Beziehung auf Religion und Geschichte dieses Volkes zu finden ist, vollständig zusammen zu stellen und der Herr Verf. der oben genannten Schrift hat seine umfassende Gelehrsamkeit und allseitigen Kenntnisse auf diesem Gebiet auf eine glänzende Weise bewährt. Können wir auch mit den Resultaten seiner Forschungen in vielen wichtigen Punkten nicht übereinstimmen, so müssen wir jedenfalls die außerordentliche Belesenheit in der alten Literatur, den gründlichen Fleiß in den Sammlungen, die Genauigkeit der Untersuchungen in vielen einzelnen Punkten, die Menge von Aufschlüßen und Belehrungen, welche das Werk besonders in den Einzelnheiten des phönizischen Cultus gewährt, so wie die tiefen Einsichten und Kenntnisse des Verf. in den semitischen Sprachen mit der größten Hochachtung und Anerkennung hervorheben. Bey dem verhältnißmäßig großen Umfange des Werkes und der Wichtigkeit der behandelten Gegenstände möge es uns gestattet seyn, nur das Bedeutendste — und auch dessen ist nicht wenig — zu referiren, die Hauptpunkte aber etwas genauer zu besprechen.

Der Hr. Verfasser behandelt im ersten Bande seines Werkes die Religion der Phönizier mit nothwendiger Rücksicht auf die Culte stammverwandter Völker, im zweyten will er sich mit den vorhandenen Bruchstücken der phönizischen Geschichte, mit den Kolonisationen nnd dem Handelsverkehr des berühmten Volkes beschäftigen. Er wollte sich, wie er in der Vorrede sich äußert, auf diesem noch wenig erforschten, fast unbekannten Gebiete selbst Licht verschaffen. Von den Exegeten der neuern Zeit seyen die in dem alten Testamente erwähnten Gottheiten mehr oder weniger falsch oder einseitig aufgefaßt worden; sie hätten nur dazu beygetragen, die dürftigsten Vorstellungen von den Religionen des alten Asiens zu verbreiten, indem sie nur herausgebracht, daß alle Asiaten die sieben Planeten —

theils als Glück, theils als Unglück bedeutende Gestirne — verehrten. Die andern Mythologen hätten sich zwar vor solcher Mißkennung verwahrt, aber zum Theil noch andere, größere Mißgriffe, besonders aus Unkenntniß der Sprachen, gemacht. Der Verf. will viele Götternamen zum Erstenmal vorlegen, erklären und durch eine sichere Etymologie deuten, die Begriffe der Gottheiten vollständig entwickeln und gehörig scheiden, sowie den Zusammenhang der ostasiatischen Religionen mit den semitischen und den überwiegenden Einfluß der medopersischen Religion auf dieselben nachweisen.

Im ersten Capitel betrachtet der Verf. das Verhältniß der Phönizier zu den übrigen semitischen Volksstämmen und ihre Verbreitung über die Küstenländer und Inseln des Mittelmeeres durch Uebersiedlung phönizischer Stämme, sowie durch Handelsverkehr. Hier wird zuerst das Verhältniß der kanaanitischen Völkerschaften zu dem großen semitischen Stamme in Untersuchung gezogen. Jene theilt der Verf. in zidonische Phönizier, Syrophönizier und philistäische Phönizier. Die Zidonier seyen aus Nomaden Fischer geworden, daher ihr Name. Sie wären das mächtigste Volk, weßwegen auch Zidon der erstgeborne Sohn Canaans (Genes. 10, 15) heiße. Den Namen der Philister, die ursprünglich Crethim hießen, leitet der Verf. von פלש (äthiopisch falasa) wandern ab, wonach dann das ganze Land Palästina genannt wurde. Der Verf. glaubt, daß der Ursitz der Semiten der Sage gemäß, am erythräischen Meer bey Babel zu suchen sey, von wo auch Herodot bekanntlich die Phönizier herkommen läßt. Palästina war nun überhaupt nach dem Verfasser ein Sammelplatz vieler Völker, deßwegen wurden die kanaanitischen Seebewohner daselbst frühe verdrängt, und nach Cypern, Creta, Aegypten, Libyen getrieben. Es gab ältere Bewohner Canaans, als die zur Zeit Mosis und eine ältere Zerstreuung derselben, als die durch die Israeliten. Das sieht man aus dem Zug des Kedor Laomor und seiner Bundsgenossen, dann drangen die (vorher vertriebenen) Philister, die Midianiter, mit syrischen Völkern herein, wodurch mannigfaltige Erschütterungen Palästinas hervorgebracht und von den Vertriebenen eine neue Heimath aufgesucht wurde. — Der Einfluß der phönizischen Bildung und Religion auf die religiösen Ideen der andern Völker wird darauf als sehr bedeutend hervorgehoben. Wenn hier der Verfasser die Gemeinschaftlichkeit der ältesten Cultusstätten der Canaaniten und der Stammväter der Israeliten nachzuweisen sucht, besonders zur Zeit des Melchisedek, so wäre im Allgemeinen gerade nichts einzuwenden, wenn er aber behauptet, daß die Israeliten schon in Aegypten den Dienst des Moloch von einem phönizischen Stamme angenommen und daraus einen Jehovah Moloch gemacht hätten, so müssen wir sogleich hier uns dagegen erklären, indem ja nach den ausdrücklichen Worten der Schrift (Exod. 6, 3.) Jehovah in seiner vollen Offenbarung dem ganzen Volk als solcher erst durch Moses recht bekannt wurde; wie sollten sie nun schon vorher Jehovah mit Moloch verwechseln? Auch dieser letztere ist ihnen schwerlich schon in Aegypten bekannt gewesen. Der Verf. sagt gleich darauf, daß die Israeliten in Palästina den Baal, Aschera ꝛc. angenommen hätten, Baal ist aber Moloch, wie wir unten sehen werden bey aller Trennung, die der Verf. machen will. Sehr gründlich und erschöpfend wird darauf der Zug der Phönizischen Ansiedlungen über die Inseln und Küsten des Mittelmeeres und Vorderasiens beleuchtet, besonders der Zusammenstoß und die Mischung der griechischen Stämme mit den phönizischen aus einander gesetzt, die Abstammung des Dienstes der Aphrodite auf Cypern aus Askalon, Tarsus als Colonie der Arabier, das Volk der Solymer als phönizisch, und Sarpedon und Bellerophontes (= Baal jarob) als Gottheiten dieser Gegenden nachgewiesen. Den Cult der Lyder bezeichnet der Verfasser als nahe verwandt mit dem phönizischen und die Carier fast als reine Phönizier, indem sie von den Cretern oder Philistern abstammten. Auf jeden Fall hatten die Carier großen Einfluß auf die lelegisch-pelasgischen Ureinwohner der Inseln und Küsten des Mittelmeeres. Darauf sucht der Verf. den Einfluß der semitischen Religion bey den Amazonen, deren Name von dem Cult der Artemis, der starken Mutter (אם עזה) abzuleiten sey, am Pontus, in Thrazien, in Thasus, in Makedonien, (wo Herakles Cultus sehr früh statt fand), in Samothrake (hier besonders wegen des Cultus der Astarte, als Ζή-

ρυνδος), in Thracien wegen des Bacchusdienstes nachzuweisen. Die Ableitung dieses Bacchus von Moloch (dessen Name Bassareus von den Fuchs- und Pferdefellen בְּשָׂרִים herkomme) müssen wir gleich hier als ganz unstatthaft zurückweisen. Der arabische Dionys, den hier der Verf. anführt, ist etwas ganz anderes, als der Moloch. — Wenn in Rhodus die dem Saturn alljährlich dargebrachten Menschenopfer richtig als phönizisch bezeichnet werden, so ist doch schwerlich Helios, der auch als Apollo, Dionysos, Adonis und Attes bezeichnet wird, mit dem Moloch oder Baal-Thureus zusammenzustellen. Daß Phönizische Religion überall in den Inseln, Küsten, ja selbst im Innern Griechenlands verbreitet wurde durch die Ansiedlungen der Phönizier, ist eine unbestrittene Thatsache. Der Verf. hätte noch sprechendere Beweise für die Ansiedlungen von Phöniziern, namentlich im Innern Griechenlands anführen können, wie die Namen der Orte, welche geradezu nach den Phöniziern benannt sind z. B. die Stadt Phonikis bey Onchestos, den Berg Phoinikios daneben, in Epeiros Phoinike bey Buthroton, eben so war auf Creta eine Stadt Phoinikus, bey Halikarnassus eine Stadt Phoinix, bey den Thermopylen ein Fluß Phoinix, wozu noch anzuführen wäre der phönizische Stamm der Gephyräer zu Athen, einst Bewohner von Eretria, sowie der Stamm der Encheleer (vielleicht aus dem canaanitischen Engelahin entstanden.) Creta weist der Verf. als einen der ursprünglichsten Hauptsitze phönizischer Ansiedler nach. Wenn es Amos 9, 7 heißt, daß die Philister aus Caphthor gekommen seyen und Caphthor Jerem. 47, 4 eine Insel genannt wird, so bezieht dieß der Verf. mit großer Wahrscheinlichkeit, wie schon Andere vor ihm, auf Creta. Ehemals verstand man unter Caphthor Cappadocien, aber Lassen hat durch Auffindung der orientalischen Schreibart von Cappadocien (nämlich Katpatuk in den Keilschriften) diese Meynung zerstört. Freylich könnte Caphthor auch Cypern oder Cythera seyn, auf welche Insel auch alles Andere passen würde, wie der Verf. mit Recht zugiebt.

(Fortsetzung folgt.)

Oversigt over det Kongelige Danske Videnskabernes Selkabs Forhandlinger etc.

(Schluß.)

Zum Schluß wird über eingelaufene Preisschriften berichtet und eine Reihe neuer bis Ende August 1842 zu beantwortender Fragen ausgeschrieben, nämlich

eine mathematische über die Eigenschaften der transscendenten Functionen, welche enthalten sind in der Formel $\int \frac{Pdx}{\sqrt[n]{R}}$, wo P eine rationale, R eine ganze Function von x ist, n = 2 gesetzt; —

eine chemische: über die zweckmäßigste Methode, Chemie auf Physiologie anzuwenden, und eine zweyte der Art, (für welche der Preis verdoppelt und die Frist um ein Jahr verlängert ist) über die Bildung und das Verhalten des Schwefelbestandtheiles im Senf; —

eine pädagogische: über Wirkung und Einfluß der realistischen Schulbildung auf Entwicklung der Seelenkräfte und des Sinnes für ächte Humanität, und über die Vorzüge und Gebrechen derselben im Zusammenhalt mit denen der klassischen Schulbildnng; —

eine historische: über die Verbindungen und Verhältnisse, welche vom 9ten Jahrhundert an, so wie besonders im 11ten bis 13ten zwischen Fürsten und Volk des scandinavischen Nordens und denen des damaligen Rußlands statt gehabt, und über den wechselseitigen Einfluß dieses Verkehrs, nach Ergebnissen aus nordischen und russischen Quellen; —

einige technologische (aus dem Thottischen und Classenschen Legat zu bestreiten) über Erzeugung von Branntwein aus Kartoffelstärke, über trockne Destillation des Torfes, zweckmäßigere Anwendung des Campecheholzes in der Färberey, Zustand und Verbesserung des Bäckerwesens, Anwendung gebrannten Lettens oder Thons als Düngmittel.

Die Preisschriften können auch in deutscher Sprache verfaßt seyn.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. October.

Nro. 203. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Die Phönizier von Dr. F. C. Movers ꝛc.

(Fortsetzung.)

Fest stehet auf jeden Fall, daß Creta ein altes Colonieenland Canaans war, und der andere Name der Philister: Crethi im alten Testament, spricht bedeutend für Creta. Von da wurden die Philister durch das sich erhebende griechische Element (durch Minos nach der Sage) vertrieben und giengen nach Palästina zurück, wo sie die Avvim vertilgten, Deuteron 2, 23. Jerem. 47, 4. Außerdem zeugt für phönizische Ansiedlung in Creta auch die phönizische Europa, die an Astarte und den Stierdienst erinnert, der Minotaurus, der deutlich der kinderfressende Moloch ist, selbst Pasiphae als Venus-Mylitta, dann die Sage vom Riesen Talos, der die Fremden in seinen glühenden Armen brät und Kinderopfer erhält. Rhadamanthus erklärt der Verfasser aus der phönizischen Sprache: als Beherrscher des Amenthes (רד - המנת), Minos als Baal-Meon das ist Herr der Himmelswohnung und Sarpedon als Herr der Ebene, (שר - ערן) des Landes, so daß eine Trias herauskäme, ein Herr des Himmels, der Erde und der Unterwelt. Wir müssen gestehen, daß uns diese Ableitung sprachlich sowohl, als nach dem innern Begriffe dieser Götter (wenn man sie so nennen will) etwas weit hergeholt und ziemlich unbegründet vorkommt, bloß die Ableitung von Rhadamanthus hätte manches für sich, wenn nur der Amenthes nicht ägyptischen Ursprungs wäre. Das hätte übrigens der Verf. als hieher gehörig anführen können, daß Sarpedon auch für Arakus gehalten wurde.

Von größerer Wichtigkeit und Bedeutung, als alle diese mehr äußerlichen Nachweise wäre freylich die Untersuchung gewesen über das Verhältniß der phönizischen Ansiedlungen zu den neu entstehenden griechischen Elementen auf diesen Inseln. Aeußerlich hat der Verf. dieß allerdings gethan, indem er überall sehr gut nachwies, wie das griechische Element über alle diese phönizischen Colonien beym Zusammenstoß Herr wurde oder eine Mischung beyder daraus entstand. Das liegt indeß von selbst am Tage. Die Hauptsache wäre hier, nachzuweisen, wie alle diese Inseln von innen heraus Geburtsstätten einzelner Göttergestalten in stufenweis sich entfaltender Entwicklung geworden sind, was sich nirgends so augenfällig zeigt, als bey ihnen, dann erst kann den phönizischen Elementen ihre wahre Geltung, ihr wirklicher Einfluß und ihre befruchtende Wirksamkeit zuerkannt werden.

Auf diesen Inseln wurde Asien besiegt und das geistige Geschick Europa's bestimmt; hier gieng Asien und Europa auseinander (weßwegen auch Europa hieher entführt wurde) und die wunderbaren Gestalten der hellenischen Götter begannen hier ihre schönen Häupter aus den Fluthen des Meeres zu erheben.

Der Verf. verbreitet sich darauf über die Verhältnisse der Phönizier zu Aegypten. Unterägypten wird als ein gewöhnlicher Zufluchtsort der Nomadenstämme Palästina's (nach Genes. 12, 10) bey Mißwachs nachgewiesen. Aus solchen in größeren Schaaren aus Philistäa 2000 — 1600 vor Christo eingewanderten Phöniziern seyen die Hyksos entstanden, mit deren Herrschaft in Aegypten der Aufenthalt der Israeliten daselbst zusammenfalle. Der Verf. hat hier sehr fleißig die Stellen über die Hyk-

sos gesammelt, deren ursprünglichen Namen (Philister) er in dem Hirten Philitis bey Herod. II. 128 zu finden glaubt. In diesem Aufenthalt der Philister in Aegypten sucht er den Grund, weßwegen in der Genes. 10, 14. die Philister aus Aegypten hergeleitet werden, und Moses habe bey der Angabe, daß Canaan ein Bruder Mizraims sey, von der sprachlichen Verwandtschaft mit den Semiten abgesehen. — Damit hat freylich der Verf. jene so schwierige Hauptfrage ganz unbeantwortet gelassen, wie es denn komme, daß Canaan nebst Mizraim zu dem Stamme Hamms gehört nach Genes. 10 und doch alle Canaaniten oder Phönizier eine Sprache mit den Semiten reden. Dieses Problem aufzulösen setzt höhere Untersuchungen voraus und kann wohl auf dem bloß äußerlich geschichtlichen Weg keine befriedigende Erledigung finden. Ref. will hier bloß die Andeutung aussprechen, daß überhaupt dieses historische Faktum, daß dieselbe Sprache durch zwey ganz verschiedene Hauptstämme sich hindurchzieht, die gewöhnlichen Begriffe über die Art der Verschiedenheit und Getrenntheit jener drey großen Völkerabtheilungen stark erschüttert und daß man sich hier sowohl, als bey der dieser Frage so nahe verwandten Untersuchung über die Verschiedenheit der Menschenracen nach ganz andern Vorstellungen und Erklärungen umsehen müsse.

Ein halbes Jahrtausend hätten sich nun nach dem Verfasser diese Canaaniter oder Hykfos in Aegypten aufgehalten und ihren Einfluß auf die Religion Aegyptens ausgeübt. Zugleich spricht sich hier der Verf. gegen eine Cultivirung Aegyptens von Indien her aus, leitet den Ausgang der semitischen Völker von Babel her und von diesen mittelst jener Canaaniter den phönizischen Einfluß auf die Religion Aegyptens, namentlich alle siderischen Elemente in derselben; es fänden sich hier die Gottheiten der Semiten wieder, nur unter der Thiermaske.

Ref. glaubt, daß in Betreff des religiösen Einflusses der Hykfos in Aegypten die Sache sich ganz anders verhält, daß ihre religiöse Anschauung und ihr ganzes Wesen gerade ein dem eigentlich ägyptischen ganz entgegengesetztes ist, daß eben diese Entgegensetzung den Grund ihrer nachherigen Vertreibung enthält und daß dasjenige, was die ägyptische Religion eigentlich zur ägyptischen macht, der Religion der Hykfos durchaus fremd ist.

Das, was der Verfasser als gemeinschaftliche Elemente nachweisen will, ist ganz allgemeiner oder ganz untergeordneter Natur, ja zum Theil sind es noch ganz problematische Gestalten, von denen man im gewöhnlichen Glauben der Aegypter gar nichts findet. Der Dienst des Molochs, welchen die Israeliten in Aegypten angenommen haben sollen, schreibt sich sicherlich nicht von dem eigentlich ägyptischen Religionssystem her; den Moloch kennt die ägyptische Religion nicht; und schon Herodots Bericht, daß Aegypten keine Menschen opfere, (II, 45), muß jene Ansicht entfernen. Daß die Hykfos die Erbauer der Pyramiden sind, daß sie den ägyptischen Gottesdienst zu zerstören suchten (wie Herodot berichtet), deutet überhaupt auf etwas Anderes hin, und auch den Molochdienst haben die Israeliten schwerlich von ihnen gelernt. Der Einfluß der semitisch-phönizischen Religion auf die eigentlich ägyptische scheint uns daher unbegründet, die nachgewiesene Aehnlichkeit ist nur eine allgemeine, wie man sie fast bey allen religiösen Systemen des Alterthums finden könnte.

Die Vertreibung der Hykfos setzt der Verfasser in Verbindung mit der Verbreitung der Phönizier über die Inseln und Küsten des Mittelmeeres, die Philister seyen von Aegypten nach Caphthor gekommen und von da durch die Hellenen verdrängt nach Palästina. Eine zweyte Richtung geht nach dem Verf. über Rhodus nach dem Peloponnesus. Danaus Einwanderung ist ihm keine bloße Sage, er war phönizisch, der Sohn eines semitischen Stammvaters Belus, und floh vor den Söhnen des Aegyptus, zuerst nach Rhodus, dann nach Argos (wohin die Telchinen aus Rhodus wandern). Der Mord der Söhne (des Aegyptus) durch die Töchter des Danaus (Canaans) sey fälschlich nach Argos verlegt, wo die Mythe keinen Sinn habe, aber wohl in Aegypten. Der Hauptzweck der Mythe bleibe unbestritten: den unglücklichen Ausgang verschiedener Völkerverbindungen in Aegypten zu schildern, in deren Folge zuletzt ein nichtägyptisches Volk über

das Meer nach Argos sich wegzubegeben genöthigt war.

Der Raum gestattet nicht, uns über diese viel besprochene Sage weitläufiger auszusprechen. Des Verfassers Ansicht kann indeß Referent aus vielen Gründen nicht theilen. Ottfried Müllers Zweifel, Bedenken und Einreden in dieser Sache hätte der Verf. doch wohl berücksichtigen sollen, er gedenkt ihrer indeß gar nicht. Dem Ref. scheinen überhaupt alle diese Mythen von Einwanderungen, Umbildungen der alten Stämme u. dgl. einen ganz andern Grund zu haben, als einen reinhistorischen und für das Dunkel dieser alten griechischen Völkergestaltungen muß ein ganz anderes Licht aufgehen, als das aus bloß äußerlichen Combinationen und Auslegungen von Sagen, die man für halb historisch hält, geholt werden kann. Es wiederholt sich hier in Kleinen bey einem Volke, was in Großen in der Aufeinanderfolge ganzer Völker Statt findet. Name, Ursprung und Gestaltung der alten Danaer im Peloponnes wird wohl schwerlich von einem Mord von Canaaniten an Aegyptern in einem fernen Winkel Aegyptens verübt, sich herschreiben. Die ältesten Griechen entwickelten sich so gut, wie andere Völker in und durch sich selbst, und dieß um so eigenthümlicher, je mehr sie an Geisteskraft und Höhe ihres Standpunktes alle andern überragten. — Danaus leitet der Verf. übrigens von (דָּן אַדָּן) ab. — Darauf verbreitet sich der Verfasser über den Einfluß der Phönizier auf Griechenland in mehr historischen Zeiten, besonders der auf der Insel Cythera angesiedelten Phönizier auf den Peloponnesus, so wie über die große Macht des phönizisch-syrischen Cultus zu den Zeiten der römischen Kaiser, besonders des Elagabal, mit großer Gründlichkeit und historischer Genauigkeit.

Im zweyten Capitel behandelt der Verfasser den Einfluß der ägyptischen, assyrisch-persischen, chaldäischen und griechischen Religion auf die phönizische.

Aus Aegypten bekamen nach der Meinung des Verf. die Phönizier, deren Handelsverbindungen mit jenem Lande er zuerst genau schildert, die Art des Tempelbaus, Priesterkleidung, Symbolik ꝛc., hauptsächlich aber die Beschneidung (Herod. II. 104 cf. 36), letztere jedoch erst später, als die Ausbreitung der großen asiatischen Reiche sie genauer mit Aegypten verband; dadurch hätten die Phönizier mehr Eingang bey den Aegyptern gefunden, eben deßwegen aber diejenigen, welche mit den Hellenen in Verbindung standen, die Beschneidung nicht vorgenommen. In jenen spätern Zeiten hätten auch Osiris, Isis, Serapis ꝛc. in Phönizien Eingang gefunden. Darauf schildert der Verfasser den Einfluß der asiatischen Religionen auf die westlichen Culte. Durch Ammoniter, Moabiter, Edomiter seyen die Gottheiten Assyriens nach Palästina, Phönizien gebracht worden, so Moloch, Ariel, als Feuergötter Assyriens, deßgleichen Astarte, oder Tanais. Dieß sey durch die Eroberungen der Könige von Elam, Sinear, der Chaldäer und Assyrer bewirkt worden. In Palästina läßt der Verfasser den ursprünglichen phönizischen Cult, Baal und Aschera ganz durch den Gestirndienst Assyriens verdrängt werden, dessenohngeachtet nimmt Ahas, als die assyrischen Feuergötter in Palästina bekannt werden, die kanaanische Sitte wieder auf und opfert im Thal Hinnom dem Baal als Moloch die Kinder und damit stehe der reine Gestirndienst, von dem in den früheren Büchern des alten Testamentes bis auf Ahas keine Spur vorkomme und der erst seit Ahas und Manasse recht häufig werde, in genauester Verbindung.

Diese ganze Ansicht müssen wir als gänzlich unbegründet, unhaltbar und der ganzen Grundentwicklung der asiatischen Völker und der Aufeinanderfolge ihrer Religionen widerstreitend aufs entschiedenste zurückweisen. Dem Baal und Molochsdienst geht gerade nach dem Zeugnisse des alten Testaments der Gestirndienst, (daß es verschiedene Arten und Stufen desselben gibt, muß man freylich zugeben, aber der Verfasser unterscheidet diese selbst nicht) die Anbetung des Himmelsheeres lange voraus. Das bezeugt Deuteron. 4, 19, wo ein so strenges Verbot gegen die Anbetung des Himmelsheeres steht und selbst Debora singt: vom Himmel ward wider sie gestritten, die Sterne in ihren Läuften stritten gegen Sissera. Der andere Grundirrthum des Verfassers ist, daß er Baal vom Moloch trennt und letzteren erst seit Ahas und Manasse

Eingang finden läßt, während doch Baal schon so lange in Israel wenigstens seit der Richterzeit herrscht und gegen Moloch schon 3 Mos. 13, 21, 20, 1 und 5, 18, 10 Verbote stehen. Daß Moloch seit der mosaischen Zeit nicht erwähnt werde, wie der Verf. einwirft, thut bey der Identität von Baal und Moloch nichts zur Sache. Die darauf folgende Behauptung des Verfassers, daß die babylonische Religion nur ein Gemisch von assyrischem Magismus oder Chaldäerthum, von syrischem Naturdienst und Bilderverehrung gewesen sey, müssen wir als eben so unhaltbar abweisen. Für's erste hätte er erst erklären sollen, worin denn der assyrische Magismus bestand, zweytens ist ein selbstständiges, ursprüngliches Element der babylonischen Religion, welches derselben ihren Ursprung und Bestehen gab, rein für sich festzuhalten, ein solches Gemisch erklärt keine selbstständige Religion; und wie sollte drittens der syrische Naturdienst in das so uralte Babel kommen? Der letzte Punkt verhält sich wohl gerade umgekehrt. Das Chaldäerthum ist ja aber in Babel selbst zu Hause, abgesehen davon, daß nach biblischem Zeugniß in Babel der Hauptsitz und Ursprung der ganzen Verwirrung des Heidenthums zu suchen ist. — Dem phönizischen Cult wird dann dieselbe Hinneigung zum oberasiatischen Gestirn und Lichtdienst zugeschrieben. Aber angenommen, nicht zugegeben, diese spätere Hinneigung hätte Statt gefunden seit den Eroberungen des assyrischen Reiches, so trägt dieß nicht das Geringste bey zur Erklärung der Entstehung und Beschaffenheit der ursprünglichen, eigentlich phönizischen Religion und jener Licht- und Gestirndienst, den der Verfasser durchaus den Assyrern allein vindiziren will, möchte in ganz andere Zeiten fallen.

Assyrien und Persien hatten nach dem Verfasser in der Hauptsache gleiche Religion, weil sie gleiche Sprache gehabt hätten, Sprache und Glauben seyen aber Eins. Letzteres ist im Allgemeinen ziemlich richtig, aber den beyden ersten Behauptungen muß aus vielen Gründen widersprochen werden. Jablonsky und Lorsbach haben zwar gegen die älteren Forscher, welche (wie Löscher, Simon, denen Adelung, Heeren und Eichhorn folgten) das Assyrische als einen semitischen, sich an das Ostaramäische den Babyloniern anschließenden, Dialekt ansahen, die Ansicht geltend machen wollen, daß die assyrische Sprache dem medisch-persischen Stamme angehöre und Gesenius hat dieser Behauptung seinen Beyfall geschenkt. Allein die Deutungen, die Lorsbach aus der neupersischen Sprache für assyrische Eigennamen gegeben hat, sind nicht hinreichend, um die ganze Sprache dem medopersischen Sprachstamm zu vindiziren und Olshausen (Emendatt. z. A. T. S. 47) hat mit Recht vor den Ableitungen aus dem Neupersischen gewarnt und will nur das Altpersische dabey zu Rathe gezogen wissen. Dagegen sind viele Nomina propria rein semitisch, besonders der technische Ausdruck der assyrischen Sukkoth, Benoth (2 König. 17, 30) als Gegenstand religiöser Verehrung. Dazu kommt dann die ausdrückliche Angabe, daß Assur von Babel ausging (Genes. 10, 11), daß das assyrische und babylonische Reich in ihrer Geschichte so mit einander verwachsen sind, daß sie früher wenigstens fast nur Eines ausmachen, daß ferner die chaldäische Quadratschrift ausdrücklich assyrische Schrift genannt wird, und daß diese assyrische Schrift sicher eine semitische gewesen ist, wie Kreuser (Vorfragen über Homer S. 39 ꝛc.) im Allgemeinen sehr gründlich nachgewiesen hat. Hieher gehört auch, daß der assyrische Feldherr Rabsake (Jesaias 36, 11) gebeten wird, aramäisch zu sprechen und nicht jüdisch, damit es nicht das ganze Volk höre, woraus deutlich ist, daß Aramäisch seine Landessprache ist. So viel kann man indeß wohl zugeben, daß ein medopersischer Dialekt bey der Nachbarschaft beyder Völker auch sich in Assyrien geltend machte, wie Hävernik will (Einleitung in's A. T. 1 Thl. 1 Abth. S. 96), um die persischen Worte zu erklären, aber das Stammvolk und die Stammsprache muß als ursprünglich semitisch-aramäisch anerkannt werden. Noch entschiedener spricht aber für die Verschiedenheit der Sprache die Verschiedenheit der Religion.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. October.

Nro. 204. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Die Phönizier von Dr. F. C. Movers.

(Fortsetzung.)

Der assyrische Cult ist in der Hauptsache mit dem babylonischen gleich, aber nicht mit dem persischen. Hier entscheidet der Dienst der Mylitta, der den Babyloniern und Assyriern gleicher Weise als ihr hauptsächlichster und ursprünglichster (Herod. I, 131, 198: Mylitta heißt bey den Assyrern Aphrodite) beygelegt wird, während es ja bekanntlich bey Herodot (II, 31) heißt: von den Assyrern haben die Perser den Dienst der Urania d. i. der Mylitta gelernt. Daß aber der Dienst der Mylitta und Alles, was damit zusammenhängt, eine von der persischen Religion ganz verschiedene Stufe der religiösen Entwicklung voraussetzt, fällt bey einer genauern Betrachtung des Parsismus von selbst in die Augen. Der Parsismus ist eine dem babylonischen und assyrischen Cult eher gerade entgegengesetzte religiöse Entwicklung und kann mit der assyrischen Religion durchaus nicht als Eins betrachtet werden. Die Bezeichnungen Feuer — Licht — Gestirnreligionen, welche der Verf. für beyde Religionen gebraucht, sind zu unbestimmt und allgemein, als daß damit über den speziellen Charakter derselben etwas Bestimmtes ausgesprochen wäre. Von einem besonderen Magierthum der Assyrer, wovon der Verf. häufig spricht, hat man keine weitern Nachrichten; es können nur die babylonischen Chaldäer damit gemeynt seyn, und diese waren doch von den persischen Magiern, wenigstens ursprünglich, ganz verschieden. Es ist daher jene behauptete Einheit der assyrischen und persischen Religion durchaus abzuweisen, so wie der Versuch eine große assyrische Staatsreligion über ganz Vorderasien uns der Zähigkeit und Hartnäckigkeit der Religionen bey den alten asiatischen Völkern ganz zu widersprechen scheint. Daß die assyrischen und chaldäischen Könige solche Gelüste hatten, sieht man einestheils wohl aus dem Propheten Daniel, aber anderntheils auch die Möglichkeit, andern Göttern Achtung und Geltung zu verschaffen, ja selbst in manchen Fällen eine gewisse Geneigtheit dafür. Ebenso wenig können wir dem Verfasser beystimmen, wenn er die Aufeinanderfolge der assyrischen, chaldäischen, persischen Reiche bloß für einen Dynastienwechsel hält, wir glauben im Gegentheil, daß sehr reelle, guten Theils religiöse Ursachen und Vorgänge ein Volk zur Herrschaft über das andere erhoben und daß jener Wechsel etwas mehr, als bloß andere Personen auf dem Throne mit sich brachte. Meder und Chaldäer theilten sich bekanntlich in's assyrische Reich, auch diesem Vorgang mag eine religiöse Entwicklung zu Grunde liegen, jedenfalls zeigt sich hierin deutlich die Verschiedenheit dieser drey Reiche in ihren religiösen und politischen Grundprincipien. Unklar ist, was der Verfasser S. 72 mit den Worten sagen will: „durch die unglückliche Schlacht bey Carchemisch fällt das assyrische Reich den Chaldäern zu.“ Geradezu an einen historischen Verstoß zu denken, dazu kann man sich bey den großen Kenntnissen des Verfassers nicht entschließen und doch ist nach allen Forschern das assyrische Reich wenigstens schon 625 von den Chaldäern und Medern zerstört worden, aber jene Schlacht, in welcher bekanntlich Nebukadnezar den König von Aegypten Necho besiegte und dadurch den Einfluß Aegyptens in Vorderasien vernichtete, fällt in's Jahr 604, wie man aus Jeremias ersehen kann c. 46, 2 (vortrefflich hat den Zusammenhang dieser Begebenheiten Perizonius in seinem Werke origines Aegyp-

ticae et Babylonicae t. II. p. 430 aus einander gesetzt). Was sich der Verfasser daher bey obigen Worten gedacht hat, ist Referenten wenigstens nicht deutlich geworden.

Der Verfasser findet im ganzen Westen von Kleinasien bis Aegypten Reste von assyrisch-persischem Cultus. Die Folgen der Berührungen dieser Völker waren ihm Verschmelzungen der phönizisch-syrischen und assyrisch-persischen Gottheiten. So habe sich der syrische Mylittendienst an die assyrische Tanais angeschlossen, in Carthago sey die Astarte eine assyrisch-persische Tanais geworden, der babylonische Bel habe den Charakter des Mitra, der phönizische Herakles den des assyrischen Sandan angenommen und Ormuzd sey ein veredelter Moloch. Der astrologische Anstrich in den Religionen Phöniziens, Aegyptens und andern komme mehr von einem kommerziellen Verkehr mit Babylon her, obgleich die Grundlage davon dem semitischen Religionssystem überhaupt eigen sey. Spuren von Chaldäisirung der ägyptischen Religion enthalte das Labyrinth, dessen 12 Räume den 12 Gottheiten des babylonischen Thierkreises gewidmet gewesen, womit man die Dodekarchen in Verbindung gebracht hätte, die eben dadurch erst in der Sage entstanden wären. So sey also seit dem 8ten Jahrhundert die vorderasiatische und besonders die phönizische Religion mit chaldäischen und ägyptischen Ideen durchsetzt worden, davon hätten die complizirten Begriffe von Gottheiten ihren Ursprung, wie die von Bel und Astarte, doch habe dieß ihre Selbstständigkeit nicht aufgehoben, da sie in ihrem Grundbegriff nicht so verschieden gewesen seyen. Gefährlicher sey für sie der Hellenismus geworden, selbst in der Heimath sey das griechische Leben unwiderstehlich eingedrungen, die orientalischen Ideen seyen so präcisirt zurückgekehrt (z. B. Astarte als Europe) und orientalische und griechische Götter ganz verschmolzen worden.

Alle diese Vermischungen und Vermengungen, so weit und so fern sie wirklich Statt gefunden haben, waren aber bloß spätere, äußerliche Vorgänge, die zur Aufhellung und Erklärung der innern Natur und Eigenthümlichkeit der bestimmten religiösen Gestalten eines Volkes in den früheren Zeiten zunächst nichts beytragen, ja eher zu einer die richtigen Unterschiede und wesentlichen Kennzeichen derselben verwischenden Ansicht führen könnten. Erst wenn das eigentliche Wesen der Gottheiten eines jeden der früheren Hauptvölker in seiner ganzen Bestimmtheit erkannt und vor aller Verwechslung sicher gestellt ist, wird man zur Aufhellung und Erforschung ihrer Vermischungen, Verwandtschaften und Aehnlichkeiten fortschreiten, so wie die innern Ursachen derselben ableiten können. Zuerst muß man das Ursprüngliche erkannt haben, ehe das Abgeleitete und die Uebergänge, wenn es solche geben sollte, nachgewiesen werden können. Uns scheint überhaupt die Art des Einflusses, den der Verfasser den verschiedenen Religionen nach obiger Weise auf einander zuschreibt, unbegründet und unhaltbar zu seyn und wenn man die Sache tiefer betrachtet, möchte sich wohl eher das Gegentheil herausstellen. Durch äußere Mittheilung, Verpflanzung, kommerziellen Verkehr, kriegerische Eroberungen und dergleichen wurde weder eine von jenen Religionen gegründet, noch in der Hauptsache umgeändert, und wir glauben, daß — spätere Zeiten, wo alle haltende und eigenthümliche Kraft mehr und mehr erlosch, ausgenommen — die Völker im Allgemeinen gerade das Gegentheil von dem thaten, was der Verfasser ihnen zuschreibt: sie stellten sich dem eindringenden, angemutheten fremden Cult mit aller Macht entgegen und nahmen nichts von einem Eroberer an, oder sie gingen als selbstständige Völker unter; selbst die Verpflanzungen konnten ihnen ihr höchstes Gut nicht rauben. Nahmen die alten Völker von einem andern Culte an, so geschah dieß auf eine ganz andere Weise und oft am wenigsten gezwungen, sondern durch ganz eigenthümliche Vorgänge dazu veranlaßt nnd bewogen. Wir glauben, daß durch obige Darstellung des Verfassers, ganz abgesehen noch von den einzelnen Fällen bey den genannten Völkern, die religiösen Verhältnisse, in denen jene Völker zu einander standen, kein Licht erhalten haben, da die innere Natur derselben gar nicht berührt, vielmehr alle Aenderungen bloß äußerlichen Ursachen und Einflüssen zugeschrieben werden.

Die darauf folgende Untersuchung des Verf. über die Religionsschriften der Phönizier, besonders über den Sanchoniathon des Philo, ist höchst gründ-

lich und aufklärend. Der Verfasser hat die ganze Sache, welche vor Kurzem durch das Vorgeben, den übersetzten, griechischen Sanchoniathon wieder aufgefunden zu haben, so großes Aufsehen machte, erschöpfend und allseitig beleuchtet und diesem Funde die gebührende Stelle angewiesen.

Was für's Erste den alten Philonischen Sanchoniathon selbst betrifft, so verhält sich die Sache, nach der Darstellung des Verfassers kurz zusammengefaßt, folgendermassen. Eusebius erzählt aus den verlorenen Schriften des Porphyrius: Taaut habe zuerst die Religionsideen der Phönizier von den rohen Vorstellungen des gemeinen Haufens gereinigt und wissenschaftlich geordnet. Später hätten der Gott Surmubelus oder die Göttinn Thuro die dunkle Theologie des Taut aufgehellt. Gegen diese priesterliche Ansicht trat Philo aus Byblus zwischen Nero und Hadrian mit einem Buch auf, welches ein phönizischer Urweiser Sanchoniathon abgefaßt habe, aber von den Priestern bisher verborgen gehalten worden sey. Philo sagt in der Vorrede: die Schriften des Gottes Taaut hätten die Priester verfälscht, Taaut habe diese Schriften selbst verfaßt oder durch die Kabiren verfassen lassen. Die Allegorien und Mythen am Buche Taaut seyen Zusätze von Priestern, indem diese die wirklichen Begebenheiten aus dem Leben der (angeblichen) Götter anders gedeutet und mit physischen und kosmischen Beziehungen untermischt hätten. Dagegen läßt Philo seinen Sanchoniathon in den frühesten Zeiten auftreten, macht ihn zu einem Zeitgenossen der Semiramis, der die Taautschriften durchforscht, die ächte Gestalt derselben auf den Säulen in den Adytis der phönizischen Tempel wieder entdeckt und die Allegorien daraus entfernt habe. Die Priester hätten aber diesen so gereinigten Taaut wieder versteckt und die Allegorien wieder hineingebracht. Da habe nun Philo das Buch in seine Hände bekommen und übersetzt, um zu beweisen, daß die phönizischen Götter nur Menschen waren. — Das ist natürlich schlecht angelegte Dichtung des Philo, um seinem Taaut Ansehen zu verschaffen. Doch erhellt daraus, daß von beyden Seiten den phönizischen Religionsschriften außerordentliches Alter beygelegt wurde. Nach der Sage soll Taaut, die personificirte Intelligenz, die Thaten des Bel in der geheimen Wissenschaft aufgezeichnet haben; dazu gab es Commentare, auch von Göttern verfaßt, aus uralter Zeit. Ebenso gab es *Βαβυλωνίων ἱερὰ sc. γράμματα* des Belus, des Annos oder Dannes und sechs andere Bücher zur Erläuterung derselben. Der Verf. verbreitet sich nun weitläufig über Namen, Eintheilung und Inhalt dieser babylonischen Bücher. Alle hießen *Ἀννήδοτοι*, was nach dem Verfasser Arcana legis bedeutet (aus דת Gesetz und ענן etwas in Geheim thun). — Dann vergleicht der Verfasser die babylonische Tradition in dieser Beziehung mit der ägyptischen. Er nimmt einen alten sich ewig gleich bleibenden Bel an, den Belitan (בל איתן), der als Bel der sich offenbarende Gott sey und Dannes als Vermittler dieser Offenbarung. Dasselbe Verhältniß hat bey den Phöniziern der in Schlangengestalt verehrte Taaut, (daher sein Name נחש ונחשׁ serpens), mit ihm ist Hermes eins. Die geheime Schrift auf jenen Säulen in dem Tempel, welche die Himmelsordnung enthalte, wird sowohl dem Taaut, als dem Herkules, den die Griechen für den Bel gehalten hätten, zugeschrieben. Dieser Herkules, welcher nach dem Verfasser auch Bel — Chon hieß, finde sich unter den 3 phrygischen Daktylen als Akmon d. i. der Weise חכמון. So sey also dieser Bel — Herkules — Chon — Akmon in Babylon, Aegypten, Phönizien Astronom, Erfinder der Astronomie, Verfasser der heiligen Bücher und der geheimnißvollen Säulenschrift.

Ref. kann nicht umhin, schon hier einstweilen so viel zu bemerken, daß es mit diesen Combinationen etwas bedenklich aussieht, indem jener Akmon von Hesychius nicht Herkules, sondern Kronos genannt wird und die Einheit des Kronos, Bel mit Herkules und Taaut, die hier ohne Weiters angenommen ist, ohne allen Beweis hingestellt wird.

Nach dem Verfasser hieß nun die gesammte Weisheit dieses Bel, Chon oder Herkules: San — Chon — iath, סן כון יתת, d. i. das ganze Gesetz des Chon, welche Benennung Philo auf den Verfasser des von ihm untergeschobenen Buches übergetragen habe. Diese Ableitung sucht unser

Verfasser sprachlich möglichst zu begründen und die von Bochart (סַן קְנֵ אֲתוֹ lex Zelus ejus) und von Hamaker (שנכון ידו statt אשר נכון d. i. welcher gerade ist in Ansehung seiner Hand) welchem Gesenius beypflichtet, zurückzuweisen. Auf jeden Fall ist die Etymologie des Verfassers einfacher, ungezwungener und verständlicher, als die der andern; nur will uns der Gott Chon mit dem, was er seyn soll und ihm beygelegt wird, nicht genugsam erwiesen scheinen. — Diesen Namen Sanchoniathon habe nun Philo keineswegs erfunden, er sey als Sammler schon dagewesen, und Philo habe ihn als einen bedeutenden Namen der Urzeit aufgegriffen. Es war nach dem Verfasser ein Name der gesammten heiligen Litteratur der Phönizier.

Nach einer eingehenden Vergleichung der babylonischen Religionsschriften mit den phönizischen (wo besonders das in die Bahnen der sieben Planeten geschriebene Gesetz, so wie überhaupt die Zahl sieben als Hauptpunct der Verwandtschaft hervorgehoben wird) kommt der Verfasser auf das Resultat, daß der Inhalt der phönizischen Religionsbücher physiologisch und astrologisch gewesen sey. Philo's Sanchoniathon sey doch nur Kosmogenie, ungeachtet sie Philo in Geschichte verwandeln wolle. Dabey hält der Verfasser die heiligen Bücher der Aegypter, Chaldäer und Phönizier für älter, als die frühesten Schriften des alten Testamentes. Refer. glaubt, daß Gehalt und Fassung jener Bruchstücke, die man dafür anführt, hiezu nicht berechtigen, abgesehen von allen andern Gründen, welche die Geschichte und der Standpunct der Religionen jener Völker, so wie die innere Natur und Stellung des A. T. an die Hand giebt; sich weiter darüber zu verbreiten, gestattet natürlich der Raum nicht.

In der Beschaffenheit, wie Philo diese Schriften vorfand, sind sie auch nach dem Verfasser nicht alt und ihre Umarbeitung dürfte nach seiner Meynung mit der Aegyptisirung der phönizischen Religion zusammenfallen.

Im folgenden verbreitet sich der Verf. weitläufiger über die drey hierher gehörigen Schriften des Philo und die daraus auf uns gekommenen Fragmente.

Da die Unächtheit des philonischen Sanchoniathon ausgemacht ist (durch die Untersuchungen Lobecks, Hengstenbergs, und des Verfassers in den Jahrbüchern für Theologie und christliche Philosophie 1836 B. VII. Th. I. 51 — 91, wo auch der Verfasser die Unächtheit des unglücklichen Wagenfeldischen Sanchoniathon nachgewiesen hat), so handelt es sich nur darum, wie viel oder wie wenig für die phönizische Götterlehre brauchbar an Philo's Schrift ist. Philo giebt für seinen Zweck die priesterlichen Urkunden für verfälscht aus, während er sie selbst mißdeutet und verfälscht. Philo macht aus der phönizischen Mythologie eine menschlich-skandalöse Göttergeschichte. Nach ihm hat Sanchoniathon die Verfälschung des Taaut entdeckt, die ächten Taautschriften nach alten Exemplaren auf Säulen wieder hergestellt. Das Buch gieng verloren, Priester hätten es versteckt, aber Philo nach etwa 1000 Jahren hat es wieder neu aufgefunden!

Der Verfasser zeigt, wie dergleichen Betrügereyen und Büchermachereyen etwas sehr gewöhnliches in jenen Zeiten gewesen. Auch Euhemerus hatte den Inhalt seines Buches auf Tempelsäulen entdeckt. Ein Hauptzweck dabey war, nachzuweisen, daß die Geschichte der Phönizier und Barbaren uralt sey, dagegen bey den Griechen Alles neu und von den Phöniziern entlehnt. Man wollte dadurch auch den Pentateuch verdächtigen, wie es Porphyrius mittelst der Angaben des Sanchoniathon unternahm. Der Verfasser sucht es dabey wahrscheinlich zu machen, daß Philo ein in Aegypten verfaßtes hermetisches Buch benützt habe; das gehe aus der ganzen ägyptischen Färbung in der Kosmogonie, und aus den verunglückten semitischen Etymologien ägyptischer Worte hervor.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. October.

Nro. 205. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Die Phönizier von Dr. F. C. Movers.

(Fortsetzung.)

Trotz allen diesen Mängeln, Verkehrtheiten und Fälschungen hat nach der Ansicht des Verfassers Philo's Sanchoniathon doch einen großen Werth. Denn er benützte gewiß einheimische Berichte; was er von dem Aufsuchen und Forschen seines Sanchoniathon sagt, gilt von ihm selbst; er kannte die ph. Quellen, seine Göttergeschichten sind Uebertragungen aus den heiligen Büchern, die sonst zum Theil unbekannten Götternamen sind von Wichtigkeit und etwas Brauchbares liegt überall zu Grunde. Der Stoff ist entlehnt und zu seinem Zweck verarbeitet, wobey Philo Alles rhetorisch ausmahlt, um es recht derb historisch zu machen. Nützliche Erfindungen sind hier häufig die Veranlassung zu den Vergötterungen und Kadmus muß ein Koch der phönizischen Könige werden. Das Ganze ist ein Flickwerk, zusammengesetzt aus den verschiedenartigsten Elementen, (aus ägyptischen, phönizischen, hebräischen, hellenischen), getrübt durch euhemeristische Verdrehungen und etymologische Deutungen, so verworren und unzusammenhängend, daß man sich nicht genug wundern kann, wie ein solches Machwerk jemals für uralt angesehen werden konnte. Diese Zusammenstoppelung weist hier der Verfasser im Einzelnen genauer nach.

Im nächsten Abschnitt entwickelt der Verfasser seine Ansicht über das Wesen der phönizischen Religion im Allgemeinen, wobey er zugleich die Art und Weise, wie er die Mythologie aller dieser Völker überhaupt erklärt, deutlich zu erkennen giebt. Es ist dieß so ziemlich diejenige Ansicht über Mythologie, die jetzt als die gangbarste fast in den meisten bessern Werken über mythologische Gegenstände herrscht. Darnach war die Religion dieser Völker, zunächst also der Phönizier, (es wiederholt sich bey Allen das Nämliche, nur etwas anders gestellt) Vergötterung der Naturkräfte und der Naturgesetze. Es ist nach dieser Ansicht die Gottheit bey diesen Völkern nicht eine über die Natur schrankenlos waltende, von ihr verschiedene Macht (wie bey den Hebräern), sondern sie ist die verborgene Kraft in der Natur selbst, wie sie schaffend, erhaltend und zerstörend wirkt. Die Naturvergötterung könne dann auf zweyfache Weise gedacht werden: entweder sind die einzelnen Naturkräfte eben so viele Götter, oder die ganze Kraft wird als ein einziges Wesen gedacht, die nur nach ihren Erscheinungen verschieden ist. So getrennt seyen aber beyde Ansichten nicht zu finden, sondern die eine sey gewöhnlich mit der andern verschmolzen. Am gewöhnlichsten werde die Gottheit als Mann und Weib dargestellt, als active und passive Kraft, jene als Quell des geistigen, diese als Quell des physischen Lebens. Die Einheit stelle sich dar in der Uebertragung der Attribute der einen auf die andere, oder als Hermaphroditenbildung, oder es gäbe ein drittes Wesen als Einheit beyder, wo bald die männliche, bald die weibliche Natur die androgyne Doppelnatur annehme. Die einzelnen Seiten einer Gottheit (z. B. des Baal) wurden auf eine Reihe ihm namensverwandter Götter übergetragen (z. B. Baal Ethom — Chon als erhaltendes, Baal Moloch als zerstörendes, Baal Adonis als erzeugendes Princip), die jedoch bisweilen wieder universell als das Ganze aufgefaßt würden, eben so das weibliche Princip und dadurch würden die einzelnen Gottheiten (wie in Aegypten Osiris, Ammon, Phthas ꝛc.) alle mit einander identisch.

Es kann hier unmöglich unsere Aufgabe seyn, diese ganze Grundansicht von den alten, besonders asiatischen Mythologien einer Würdigung und Beurtheilung zu unterwerfen; dazu würde eine eigene Schrift erforderlich seyn; wir müssen uns nur auf die nothwendigsten Bemerkungen beschränken. Es ist nun nicht zu läugnen, daß diese jetzt allgemein verbreitete Auffassungsweise manche Vorzüge vor vielen andern älteren und neueren Ansichten besitzt, die oft auf ganz flachen, platten, alles tieferen Gehaltes entbehrenden Voraussetzungen des trivialen Aufklärungsverstandes beruhen. Eine wahre Aufklärung und einen befriedigenden Aufschluß auf diesem Gebiet gewährt freylich obige Ansicht ebenfalls nicht, sie läßt uns über alle Hauptpuncte fast nicht weniger im Dunkel, und giebt auf die Hauptfragen: warum denn die alten Völker die Naturkräfte, wenn das anders wirklich so der Fall war, als Götter ansahen, warum denn keine andern Kräfte, — was man sich unter vergötterten Naturkräften zu denken habe — wie sie überhaupt zu Begriffen von Göttern in solcher Weise kamen und warum sie bloß solche Gestalten von Göttern (wie sie nämlich wirklich waren, nicht wie sie sich die Mythologen fingiren) annahmen — also auf alle solche und andere genau damit zusammenhängende Fragen, deren Beantwortung vor Allem versucht werden muß, giebt jene Ansicht ebenfalls wenig oder gar keinen Aufschluß.

Jene Uebertragung und Verwechslung der Götter mit einander findet nun der Verfasser in der phönizischen Religion besonders dadurch erleichtert, daß hier die Götter als persönliche Wesen und zwar in menschlicher Form gedacht würden, ohne daß jedoch die ältere Ansicht von ihnen als bloßen Naturkräften völlig verwischt sey, es sey der Anthropismus in der phönizischen Religion schon vielfach ausgebildet gewesen. Was freylich der Verfasser als Beweis dieser Behauptung anführt, ist, abgesehen von der wahren innern Natur dieser Religion, deren Wesen uns in etwas ganz anderem zu bestehen scheint, wenig dazu gemacht, diese Ansicht zu bestätigen, indem er die Trennung der Naturkräfte in zwey Geschlechter, die Genealogie der Götter, die Unterscheidung von bösen und guten Göttern und dergleichen dafür anführt; das beweist aber noch lange keinen eigentlichen Anthropismus, der sich auf diese Weise eben so gut bey den Religionen aller Völker nachweisen ließe. Es scheint uns vielmehr der Natur der phönizischen Religion geradezu zu widersprechen, wenn der Verfasser sogar behauptet, daß sich Phönizien hauptsächlich zum Euhemerismus hingeneigt habe. Wesen und Verehrung Baals als des Hauptgottes, einfach, wie er sich giebt, aufgefaßt, schlägt ja doch ohne Weiteres eine solche Behauptung nieder.

Die phönizische Religion hatte nach dem Verfasser zugleich ein vorwiegendes siderisches Element, ihre Götter hatten ihre Idole (Bilder und Träger der Gottheit zugleich) an den Lichtern des Himmels. Zwar sey die edelste Art des Gestirndienstes, die persisch-assyrische Lichtreligion, in welcher bloß die Pracht und Schönheit der himmlischen Lichter verehrt worden sey, der phönizischen Religion ursprünglich fremd gewesen. Die syro-phönizische Ansicht habe vielmehr die Gestirne als Urheber alles Werdens und Vergehens in der Natur betrachtet, hier sey die Sonne, als Träger der männlichen Naturkraft, die sich in Adonis personifizire, eine weibliche Gottheit mit mehr tellurischer Bedeutung, deren Träger der Mond gewesen, beygefügt worden. Die einzelnen Kräfte, welche von der Sonne ausgiengen, wurden dann ebenfalls nach dem Verf. als Götterwesen gedacht, so wie die abwechselnden Erscheinungen der Sonne in den verschiedenen Zeiten des Jahres und Tages Begriffe einzelner Gottheiten constituiren. So ist die Sonne am Morgen Serach oder Memnon, die Frühlingssonne Adonis, die Sonne am Mittag oder im Sommer Baal — Chamman (חמה, חמן Hitze, Mittag, Sommer) der zugleich dem πυρόεις d. i. Mars entspricht; die Wintersonne nebst der Abendsonne wird im Saturnus dargestellt. Eben so erscheint das solarische Element in der Stellung der übrigen planetarischen Götter zum Sonnenbaal, indem die 7 andern Planeten alle Kraft vom Sonnengott erhalten; jene strömen sie in die 7 Himmelssphären aus, wo sie zuletzt vom Monde aufgefangen der Erde zugetheilt werden. Das Feste, Gesetzmäßige in ihrem Gang macht die Gestirne zu Herrscher und Urheber alles Werdens und Vergehens, daher heißen sie die Ka-

biren (כבירים) d. h. die Mächtigen. Der höchste Gott sey bey den Chaldäern und Phöniziern der alte Bel (Belithan), der Alles leitet und beherrscht. Gewöhnlich würde aber die Idee von ihm auf ein Wesen übertragen, das ihm in Allem gleichgedacht, sein Verhältniß zur Welt vermittle und mythologisch als der Kämpfer gegen die der Weltordnung widerstrebenden Elemente auftrete. Das sey Herkules, phönizisch Archal genannt. Der Stammgott der Semiten, Bel, habe auf diese Weise eine solarische Bedeutung, daher sein Stellvertreter Herkules von Tyrus ein Sonnenwesen sey. Beyde aber könnten als gut und bös erscheinen. Hier schildert der Verfasser sehr ausführlich und gründlich das in's Kleinlichste ausgebildete System der Beziehungen aller Planeten auf die Sonne und ihre verschiedenen Einflüsse auf Tage, Stunden ꝛc., wie es im Chaldäismus und Zabäismus sich vorfindet, und Ref. bedauert dieß hier aus Mangel an Raum nicht wiedergeben zu können, da das Ganze auf eine sehr belehrende und aufschlußreiche Weise entwickelt ist. In Phönizien selbst sey keine sichere Spur vorhanden, daß dieser ausgebildete astrologische Planeten-Cultus eingedrungen sey, wohl aber hätten die Juden in der assyrischen Periode (cf. צבא השמים 2 Regg. 23, 5), Aegypten seit Necho, so wie Syrien sehr vieles davon aufgenommen. Gesenius und mit ihm Leo fasse hier falschlich Bel als Jupiter auf, so wie überhaupt Gesenius mit Unrecht diesen Astrologismus für das Wesen der orientalischen Religion halte und Leo die Geschichte mit den astrologischen Weltreichen eröffne, da dieser Astrologismus kein primitives Element in irgend einer Religion bilde, und das System als zu gekünstelt und willkührlich, lange Zeit zur Ausbildung, so wie eine Priesterkaste voraussetze. Die höchsten Gottheiten bey den Phöniziern seyen keine Sterne gewesen, wie Gesenius Jupiter und Venus als Hauptgottheiten der Semiten annehme, beyde waren vielmehr nach dem Verfasser der Sonne und dem Mond untergeordnet.

Hier läßt uns der Verfasser einen weitern Blick in seine Ansicht über die Urreligion dieser Völker thun, indem er bemerkt, die Religion der Phönizier und der Semiten überhaupt sey nicht Naturreligion von Haus aus und der Gott des monotheistischen Hebräismus sey auch der höchste Gott aller Semiten gewesen, aber der Naturdienst habe die reineren Gottesideen verdunkelt, doch nie vertilgt.

Hier wäre freylich zu wünschen, der Verfasser hätte die Möglichkeit eines solchen Ueberganges von seinem semitischen Monotheismus, über dessen Natur er uns freylich vor allen Dingen einigen Aufschluß geben müßte, zu dem Naturgott, über dessen eigentliches Wesen man noch ganz im Dunkel gelassen ist, nur in etwas aufzuhellen und nachzuweisen gesucht. So müssen wir diesen außerordentlichen Vorgang, welchen der Verfasser mit so vielen annimmt, eben als eine bloße Versicherung hinnehmen, den inneren Nachweis der Möglichkeit und Wirklichkeit desselben ist er schuldig geblieben.

Indem der Verf. zur Entwicklung der einzelnen Gottheiten übergeht, verbreitet er sich zuerst bey dem Gott Baal über die verschiedenen Formen seines Namens, wobey er über die Bedeutung desselben bemerkt, daß Baal den Herren zunächst nicht mit dem Begriff des Herrschens, Regierens, sondern den Eigenthümer, Besitzer einer Sache bezeichne, so daß seine Verehrer als sein Besitzthum, als seine Knechte erscheinen. Dann wird bemerkt, daß Baal im A. T. immer einen bestimmten Gott bezeichne, daher stets mit dem Artikel stehe, aber nicht jeden Gott bedeuten könne, wie Gesenius will, daher sogar Adon dazu gefügt würde. Der Verfasser zählt die sämmtlichen Namen auf, welche mit Baal verbunden wurden, und sucht sie zu erklären, worunter Baal — Chon — Ithan — Chamman — Moloch — Camos die wichtigsten sind. Bal Ram kennt auch Hesychius als *Ραμάς ὁ ὕψιστος, ὑψουράνιος* bey Sanchon. zu vergleichen mit dem Baalsamin d. i. Baal des Himmels; auch ein Baal Zaphon d. i. Gott der Unterwelt kommt als Name einer Stadt in Aegypten vor Exod. 19. 2. Daß die Griechen überall in ihm ihren höchsten Gott Zeus gefunden, wie der Verfasser hier versichert, ist so ausgesprochen wohl nicht richtig und wird weiter unten durch viele Stellen, die der Verfasser selbst anführt, widerlegt. Diejenigen Alten, welche in diesen Dingen einige Einsicht besaßen, sahen hier schon ganz das Richtige. Die Ansicht des Verf. über das Wesen und die Verhältnisse des Baal

selbst kann Ref. durchaus nicht als gegründet anerkennen. Zuerst will der Verf. beweisen, daß der tyrische Olympier Baal mit dem Herkules einerley sey. Was soll denn aber der tyrische Olympier Baal heißen? Daß im Macedonischen Zeitalter, zu den Zeiten des Antiochus, Herkules (vielleicht) als Jupiter Olympius angesehen wurde, wird doch keinen Beweis für die ursprüngliche Natur des Baal oder des Melkarth liefern sollen? Die dafür angeführten Worte der Maltesischen Inschrift: „unsern Herrn Melkarth, dem Bal von Tyrus“ beweisen aber das Gegentheil, nämlich daß dieser Baal nicht der eigentliche alte Baal, sondern ein anderer Gott, Melkarth ist. Der Baal des Ahab und der Jesabel soll in Israel nach dem Verfasser durchaus nicht der eigentliche Baal, der schon in den früheren Zeiten vorkommt, sondern der tyrische Herkules seyn. Wenn aber Name, Cultus und seine weitere Bezeichnung als Moloch ganz für den eigentlichen Baal spricht, hingegen keine Spur von den Eigenthümlichkeiten jenes Melkarth am israelitischen Baal zu finden ist, sondern das Gegentheil von ihm, wie kann man dann den Herkules bey den Israeliten finden? Ganz recht hat daher Gesenius, der von dem Verf. deßwegen getadelt wird, in dem israelitischen Baal ein ganz anderes Subjekt gefunden, als in dem tyrischen Baal = Herkules. Den israelitischen Baal findet Gesenius im Planeten Jupiter, der Verf. nur in der Sonne. Nach ihm hat die Hauptgottheit im Religionssystem der Phönizier nur in der Sonne ihr Substrat; der Baal des Semitismus ist der Sonnengott, und zwar in allen Gestalten, als solcher sey er auch mit dem persisch = assyrischen Mithra eins. Als Beweis hiefür wird nun auch hauptsächlich angeführt, daß der tyrische Baal oder Herkules Sonnengott gewesen sey, und auch als Sol Mithra gegolten habe.

Ref. will in Beziehung auf diesen Punct, ohne hier die Sache tiefer untersuchen zu können, nur zweyerley bemerken. Damit daß ein Gott als Sonnengott charakterisirt wird, ist von seiner Eigenthümlichkeit noch gar wenig erkannt, es ist das eine allgemeine Bezeichnung, wobey der Begriff und die Bedeutung einer Gottheit noch ganz im Dunkel bleibt. Wie viele Götter haben nicht die Sonne zu ihrem Substrat, wie der Verf. sich ausdrückt, und doch weiß man damit von dem, was der Gott selbst ist, noch gar nichts! Mit solchen Beziehungen, von Gestirnen hergenommen, erfährt man überhaupt nicht, was eine Gottheit ist. Wenn man den Baal und Moloch mit seinem Cult etwas genauer betrachtet, so möchten, ohne noch tiefer einzugehen, alle seine Attribute und seine ganze Verehrungsweise allem dem, was mit der Wirksamkeit der Sonne vereinigt gedacht wird, — z. B. ihre belebende, wohlthuende, aufschließende, siegreiche Kraft — geradezu widersprechen. Als Hauptbeweis, daß Baal Sonnengott war, führt der Verfasser an, daß auch Baal = Herakles als Sol = Mithra und der tyrische Herkules als Sonnengott angesehen wurde. Allein Ref. glaubt, daß man gar nicht tief zu gehen braucht, um zu finden, daß Mithra und der tyrische Herkules zwey vom phönizischen = israelitischen Baal total verschiedene Gestalten sind.

Noch bedenklicher sieht es aber mit der Einheit des Herkules und des eigentlichen Baal und der Eigenschaft des letzteren als Sonnengottes aus, wenn die Alten selbst den Baal gewöhnlich für den Saturn erklären, wofür der Verf. die entscheidenden Stellen selbst sehr fleißig gesammelt hat. Und nun wird vollends in Tyrus und Israel die Sonne mit den Gestirnen ausdrücklich neben dem Baal, als eine andere Gottheit verehrt. Der Verf. hält dieß selbst für unerklärbar, hätte er nicht, wie er meynt, einen Ausweg aus dieser Verlegenheit gefunden. Er hilft sich nämlich damit, daß er behauptet, vor der assyrischen Periode komme keine Spur von einer solarischen Bedeutung des Baal vor. Also erst mit dem Einfluß der assyrischen Macht wurde Baal nach dem Verf. Sonnengott. Hiemit hat sich eigentlich der Verf. selbst widerlegt und gibt das, was Ref. seiner Ansicht entgegnet, selbst zu.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. October.

Nro. 206. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Die Phönizier von Dr. F. C. Movers ꝛc.

(Fortsetzung.)

Denn es handelt sich wohl darum, was der Baal ursprünglich, ohne Vermischung und Vermengung mit den Ansichten und Göttern anderer Völker, rein und lauter für sich selbst gewesen ist; war also jene seine Eigenschaft als Sonnengott eine ihm von außen aufgenöthigte, erst hinzugekommene, fremdartige assyrische Idee, so ist er ja gerade das letzte nicht selbst ursprünglich, es ist dann seine Bedeutung als Sonnengott etwas, was nicht ihm eigentlich gehört, sondern bloße assyrische Beymischung ist. Der ursprüngliche Begriff des Baal ist damit auch dem assyrischen Religionssystem mit Recht genommen, und dem phönizischen Stamm zugesprochen.

Baal war nun nach dem Verfasser auch Saturn und Mars zugleich, das sucht er mit vielen Stellen zu beweisen. Die für Mars sind freylich aus sehr später Zeit. Der Verf. hat damit selbst zugegeben, daß Baal ursprünglich Saturn gewesen. Da aber im Alterthum, wo das ganze Seyn eines Volkes lediglich auf seinem Gott beruht, mit dessen Untergang oder gänzlicher inneren Umänderung es aufhörte dieß Volk zu seyn, — da also im Alterthume ein Volk, wie die Phönizier, die bekanntlich der assyrischen und babylonischen Herrschaft den entschiedensten Widerstand *) entgegensetzten, gewiß an ihrem Gott aufs hartnäckigste festhielten, so scheint uns überhaupt jene Umkehrung des alten eigentlichen phönizischen Baal in den neuen assyrischen Sonnenbaal ungegründet zu seyn. Der Verf. gibt indessen ebenfalls den Gegensatz, ja Widerspruch des alten phönizischen und spätern assyrischen Baal selbst zu. Man sieht dieß aus der Art, wie er die sich so widersprechenden verschiedenen Baale in Einen Begriff zu vereinigen sucht und das ist nun die eigentliche Haupt- und Grundansicht des Verfassers von dem Wesen des Baal. Baal ist nämlich dem Verfasser der Abgott der ganzen Natur; er ist nach ihm nicht bloß das erzeugende, sondern auch das erhaltende und zerstörende Princip. Nun erklärt sich Alles. Er ist darnach eben so gut das liebliche Sonnenlicht im Sonnenbaal, als das finstere Princip im Saturn und Mars. Er hat einen Doppelcharakter oder vielmehr ein ganz allseitiges Wesen. Jene dreyfache Auffassung des Baal fällt dann mit der Dreytheiligkeit des Baal als Jahressonne zusammen. Als Adonis ist er die Frühlingssonne, als Mars oder Baal Chamman, der jenen tödtet, die Gluthsonne des Sommers, als Saturn oder Baal Chewan die Sonne im Winter. Auch Mithra und Herkules wären so als τριπλάσιος angesehen und dargestellt worden. Jeder der drey Baal habe seine entsprechende weibliche Gottheit, zum Adonis gesellt sich Baaltis oder Mylitta, Baal Chamman oder Moloch nimmt bald die grausame Melechet oder Astarte, bald die Mylitta als Frau an, und dem Saturn entspreche die Rhea als Göttermutter, die selbst ein Pantheon sey, wie ebenfalls El oder Saturn mit allen dreyen Baaltis, Astarte und Rhea sich vermählte.

Ref. glaubt, daß mit diesem sich zertheilenden und zersetzenden Allgott die schwierigen Fragen, welche bey der Enthüllung der Natur jener Göttergestalten und ihrer Entwicklung zu lösen wären,

*) Nebucadnezar belagerte 13 Jahre lang in der Hauptsache vergeblich Tyrus. Referent kennt recht wohl, was Hengstenberg gegen Gesenius und andere darüber schrieb; es kommt aber hier gar nichts darauf an, ob Nebucadnezar Tyrus einnahm oder nicht; Tyrus blieb doch in Insel Tyrus.

nicht beantwortet sind und auf diesem Wege nicht beantwortet werden können.

Auf diese Weise macht man es sich sehr bequem, jede Erscheinung und Gestaltung einer Gottheit zu erklären, man nimmt einen möglichst weiten, Alles in sich fassenden, Grundbegriff derselben an und dann kann man nie in Verlegenheit kommen, jede Eigenschaft derselben, jede Aeußerung ihrer Wirksamkeit in ihr zu finden. Bey einem solchen Verfahren fehlt aber gerade der Nachweis über die Hauptpuncte: nämlich erstens dafür, daß bey der in Untersuchung stehenden Gottheit wirklich die ihr zugeschriebenen Eigenschaften im Culte und in der Anschauung der sie verehrenden Völker zu finden sind, und zweytens dafür: daß ein solcher Natur-Allgott wirklich im Glauben jener Völker existire. Es zeigt sich aber, daß weder für das Erste, noch für das zweyte schlagende Beweise geliefert worden sind, sondern daß man der einmal angenommenen Erklärungsweise zu lieb, sowohl jene Eigenschaften zum Theil der einen Gottheit angedichtet, als auch die Existenz eines solchen Allgottes in jenen Religionen erst willkührlich erfunden hat. Umfang und Zweck dieser Anzeigen erlauben aber Referenten nicht, sich noch weiter, als es schon geschehen ist, über diesen vielseitigen Gegenstand zu verbreiten.

Höchst belehrend, gründlich und allseitig ist darauf die Untersuchung des Verfassers über den Cultus des Adonis. Merkwürdig ist, daß Adonis vorzüglich nur in Byblus und in dem Norden von Byblus, aber nicht in den eigentlich phönizischen, sidonischen Städten, so wenig als in den phönizischen Colonien verehrt wurde, sonst aber sein Cult sehr weit verbreitet war. Diese vom Verfasser richtig beobachtete Thatsache scheint uns einen bedeutenden Aufschluß zu geben; der Verfasser hat es aber unterlassen, darauf einzugehen. Es liegt nämlich am Tage, daß, wo Melkarth oder Herkules verehrt wurde, Adonis nicht zu finden war. Es wirft dieß ein bedeutendes Licht auf die Natur beyder Gottheiten. Wir müssen uns aber hier nur auf diese Andeutung beschränken, und wundern uns nur, daß der Verfasser diese so aufschlußreiche Thatsache nicht für seine Forschungen benützen wollte. Im Orient hieß Adonis auch Thammuz, eben so wurde auch der Monat Junius bey den Syrern genannt. Das Wort bedeutet nach dem Verfasser Trennung, Scheidung (von בּוּד נבד scheiden), nämlich des getödteten Adonis von der Baaltis oder das Aufhören der Zeugungskraft der Sonne, als eine gewaltsame Trennung (des Adonis?) von der Sonne dargestellt.

Genau wird dann vom Verf. die 7 Tage währende Todtenfeyer des Adonis beschrieben: das Suchen der Göttin, die Klage der Frauen, welche, wie der Verf. sehr richtig bemerkt, dabey die Göttin selbst vorstellten, und das Freudenfest nach dem Todtenfest, wo man ausrief: Adonis lebt und ist aufgefahren. Hier wurde gerufen ὗης Ἄττης d. i. חַי er lebt, an der Stelle des früheren Klagerufes: Wehe Adonis. Darauf folgte das lascive Mylittenfest. Dieses ganze Fest wurde in Syrien am Ende des Jahres und zu Anfang des neuen Jahres, welches im Orient mit dem October begann, gefeyert, bey andern Völkern am Ende des Frühlings, wo Adonis von der Sonnenhitze getödtet wird. Sehr weitläuftig und erschöpfend verbreitet sich der Verf. über den Mars, der in Gestalt eines Schweines den Adonis tödtet. Das Schwein hatte überhaupt die Bedeutung eines dämonischen Thieres, es war jenen Völkern ein heiliges Thier, aber einer infernalischen Macht geweiht, die Ursache des religiösen Abscheues vor ihm. Bey den Thesmophorien gab es einen aus der phönizischen Religion hergenommenen Gebrauch. Schweine wurden in eine unterirdische Kluft, μέγαρα genannt, gejagt, von denen dann behauptet wurde, sie kämen im folgenden Jahr im Hades an (der Verf. liest nämlich bey Pausan. IX. 8, 1 ἐν Ἅιδῃ εἶναι für ἐν Δωδώνῃ). Jene μέγαρα, welche nach Hesych. die der Proserpina und Demeter gehörigen Klüfte sind, deutet der Verfasser aus dem Phönizischen בְּעֵרָה, d. i. Höhle, indem ע als Ghain ausgesprochen wurde. Der Grund jenes Hineinjagens der Schweine war ein ἱερὸς λόγος. Mit Recht geht der Verfasser bey Deutung altgriechischer Mythen und religiöser Gebräuche auf das Phönizische zurück, wo es sich leicht und ungekünstelt von selbst darbietet; denn nirgends lassen

sich die Berührungen und Verwandtschaften so entschieden historisch nachweisen, als hier. Das Schwein findet sich nun fast immer in Verbindung mit Typhon. In Aegypten wurde Typhon in Schweinsgestalt dargestellt. Auf der Jagd auf ein wildes Schwein fand Typhon den Leichnam des Osiris und zerstückte ihn. Eben so war das Schwein das heilige Thier des Mars. Alles was man vom Schwein Böses sagt, galt vom Mars. Im Arabischen ist der Name des Schweins auch zugleich der Name des Satans, so wie der Samum in der Wüste ein Symbol von ihm ist. Mars heißt bey den Juden auch Samael d. i. Gift Gottes. Plutarch sagt: Mars mit dem Schweinsgesicht regt alles Unheil auf. Das ist Typhon, der in der Gestalt des erymanthischen Ebers erscheint. Diesen erklärt der Verfasser durch ארי מות d. i. Feuer des Todes. Wie Adonis kam Attes durch Adrast, den lydischen Mars, um, der früher (wie Typhon den Herkules) um einer Wachtel willen seinen Bruder Agathon getödtet hat, womit die phönizische Mythe von Pygmalion פנם עלוין d. i. Mörder des Eljon, der auf der Eberjagd den Sichäus den Reinen (זכי) umbringt, merkwürdig übereinstimmt.

Wichtig ist für den Begriff des Adonis, daß der Ackerstier sein Symbol ist, welcher den deutlichsten Gegensatz gegen das Symbol des Mars — Typhon, das Schwein, bildet, so wie daß er in Patäkengestalt, unter dem Namen *Πυγμάιων* im Tempel zu Hierapolis aufgestellt war. Sehr verwandt ist mit Adonis Esmun, der auch Paian heißt, und fast ganz fällt mit ihm Memnon zusammen, wie der Verfasser sehr gut nachweist. Adonis heißt auch der Eoische, dem zwey Flüsse geweiht waren: Serach und Plieus. Serach oder Aoos ist Memnon. Serach heißt wörtlich Aufgang (זֶרַח), Plieus ist dasselbe, was Phelis (ein phönizischer König vor Troja, auch Pheles (bey Menander), es ist der Bacchus, der neben Adonis *φλεύς*, *φλυεύς*, *φλοιός* genannt wird (Lobecks Aglaophanios p. 402.). In diesem Pheles möchte der Verfasser wohl glücklich das alttestamentliche פֶּלֶא, Wunderbarer (Jesaj. 9, 5, wozu der Verfasser die wichtige Stelle Judith. 13, 18 hätte hinzufügen sollen) entdeckt haben, ein gewiß nicht unwichtiger Fund! Auch jener König der Aethiopier Serach im A. T. mag Einfluß auf die Mythe gehabt haben, doch verliert sich hier der Verfasser in Andeutungen über das Mythologische in der Erscheinung jenes Königs, denen Referent nicht beystimmen kann. Merkwürdig ist, daß Memnon den Babys oder Mars — Typhon in Aegypten erlegt. Die Idee des Memnon ist dem Verfasser eine engere Fassung von Baal oder Adonis auf die Frühlingssonne beschränkt. Serach sey die Morgensonne, die von der Hitze des Mittags getödtet werde. Der feindliche Feuergott ist der Zwillingsbruder, der schon im Mutterleib mit dem andern hadert, der Böse tödtet den Guten oder auch umgekehrt. Sehr gut weist der Verf. nach, wie dieß bey vielen Mythen wiederkehrt, bey Usov und Hypsuranius (bey Sanchoniathon), Akrisius (in Phrygien Saturn nach Hesych.) und Pröteus (die im Mutterleib sich zanken), Agathon und Adrastus, Pygmalion und Sychäus, Herkules und Iphikles, Bellerophon und Deliades, Osiris und Typhon, so wie bey den Kabiren und Heliaden, deren einige den frommen Bruder tödteten. So hat auch Memnon einen bösen Zwillingsbruder Emathion, ein Unhold, den Herakles tödtet (auf keinen Fall ist er aber Plieus — Dionysus, wofür ihn der Verfasser unbegreiflicher Weise halten will). Der Verfasser glaubt seinen Namen durch המתי d. i. *πυρόεις* erklären zu können. Merkwürdig genug ist der Name jenem Serach gleich, der Genes. 28, 25 ꝛc. mit Peres um die Erstgeburt streitet. Eben so fließen Adonis Serach und Esmun in einander, von dem Damascius sagt: er habe im weiten Dunkel ein großes Licht angezündet. Bey Plutarch wird Adonis (Symp. IV. 53) geradezu mit Bacchus identificirt. Daß Adonis mit Osiris verschmolzen wurde, ist bekannt. Der Verfasser schreibt dieß nur den spätern Zeiten zu, wo diese Vereinigung von Alexandrien ausgegangen war, wohin die Adonien von Biblus gebracht worden seyen, da der ganze Dienst als phönizisch-syrisch nicht hätte von Aegypten kommen können.

Adonis, dessen Name nach dem phönizischen אֲדוֹנִי mein Herr bedeutet, von seinen Verehrern so genannt, dessen eigentlicher Name aber Baal gewesen sey, wofür der Verf. freylich keinen schlagenden Beweis geben kann — Adonis hatte den Ei-

nyras zum Vater und die Metharme zur Mutter; ersteren Namen leitet der Verf. von כִּנּוֹר κίνυρα, die Trauerflöte bey den Adonien her, letzteren von חָרַם als Hithpael: sich weihen, also die Geweihte, soviel als Kadescha, geweihte Buhldirne, da hier der Mylittendienst, das Preisgeben an Fremde stets mit verbunden war. Mit diesem ganzen Dienst bringt der Verf. die Klage um Linus, der, auch von Hunden zerrissen, in Argos von den Frauen beklagt wurde, in Verbindung. Der Klageruf Αἴλινος oder Οἴλινος ist phönizisch und bedeutet: Wehe uns. Auch die Hebräer kannten die Klage um den eingebornen Sohn, ein Ausdruck, der sprichwörtlich geworden sey. Jerem. 6, 26. Amos. 8, 10. Linus war, merkwürdig genug, der Sohn des Moloch-Saturn und der Urania. Die Sitte, den Erstgeborenen des Königs zu opfern, wie II. Regg. 3, 27. wirklich geschieht, steht mit dem Allen in genauer Verbindung. Saturn soll nach Sanchoniathon seine eigene Tochter ums Leben gebracht haben. Die Tochter Jephtas verehrten die Samaritaner selbst als Göttin.

Wir haben das Wichtigste und Bedeutungsvollste aus den so umfassenden und gründlichen Zusammenstellungen des Verf. in Beziehung auf den Adonismythus herausgehoben, sehr Vieles mußten wir natürlich ganz übergehen. Es ist einer der merkwürdigsten, aufschlußreichsten und wunderbarsten Mythen, in dessen Tiefen viel Wichtiges verborgen ist. Er bildet ein Gewebe, dessen Fäden mit den bedeutungsvollsten Vorgängen der tiefern Mythenwelt im genauesten Zusammenhang stehen. Der Verf. hat nur das Eine darin finden wollen, daß die schöne Frühlingssonne mit ihren Blüthen von der Sonnengluth des heißen Sommers vertrieben und vernichtet, oder daß in der getödteten Gottheit die im Winter gehemmte Naturkraft dargestellt werde. Referent glaubt, daß ganz andere Dinge darin verborgen sind. Da jedoch der Raum nicht gestattet, sich weiter hierüber zu verbreiten und noch vieles Andere zu besprechen ist, so muß er zu dem Folgenden eilen.

Im nächsten Abschnitt, der von El, Bel, Belitan oder Saturnus handelt, sucht der Verf. zuerst nachzuweisen, daß dieser Gott der erste und bevorzugte Gott vor allen andern bey den Phäniziern gewesen sey. Ihm gehörte immer der erste Zeitabschnitt, die erste Stunde, der erste Tag der Woche; ihm waren Januar und December geweiht, er heißt bey den Pythagoräern ἡγεμὼν τοῦ παντός oder ἄρχων τοῦ κόσμου, κοσμοκράτωρ. Ohne Weiteres nimmt der Verf. an, der Eljon des Melchisedek sey auch der El als Saturn, Ἳλος bey Sanchon. genannt. Der Name Belitan, der alte Bel, beziehe sich theils auf seine Manifestationen in der Urzeit, theils auf die Vorstellung von ihm als senex, als ewig sich gleichen, unwandelbaren Urwesen. Er wohne in einer ummauerten Burg, Kronosburg bey Pindar, seine hohe Himmelsburg werde im Buch Hennoch als heiß wie Feuer, und kalt wie Eis geschildert, daher sein Name Belsebul (בעל זבוּל) Herr der Wohnung, d. i. Himmelswohnung. Weil ihn der Orphische Hymnus 13, 8 Prometheus nennt, so glaubt der Verf. Prometheus sey Saturn selbst als creator hominum בּוֹרֵא Der Verf. vergleicht dann mit diesem alten Bel die babylonische Lehre, in welcher er in zweyfacher Weise gedacht worden sey: als das in sich selbst zurückgezogene, unoffenbare Wesen, und dann als zweyter Bel, der als Demiurg aus jenem hervorgehe. In den jüngern chaldäischen Orakeln sey die Lehre von einem Urwesen, Allvater, Vater des Logos, des Eingebornen als Jao oder Demiurgos deutlich vorgetragen, die Spuren davon gingen aber auf eine höhere Zeit zurück, es sey dieß der Zerovanes Medorum principium ac pater Deorum bey Berochus, die Zerwome Akerrene der Magierreligion, welche die Babylonier als die erste Potenz nennen, welcher durch den Apason (תְּהוֹם) d. i. πόθος mit der Altmutter Taauthe (den chaotischen Weltbildungsstoff) den Eingebornen zeugt (Eudemus bey Damascius). Jener Urvater habe also einen eingebornen Sohn, der ihm in Allem gleich und darum wieder er selbst sey, dieser ist der Demiurg Bel.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. October.

Nro. 207. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Die Phönizier von Dr. F. C. Movers ꝛc.

(Schluß des ersten Artikels.)

Der Verf. verfolgt nun diese Lehre weiter in den chaldäischen Orakeln der Juliane, wo beyde die alte und die neue Zeit heißen, damit wird die Ansicht des Imperator Julianus verglichen, welcher ein Urgutes annimmt, welches aus sich selbst die intelligible Sonne, ihm selbst gleich, erzeugt, wo also Zeus — Belus oder Sol — Mithra ein Ausfluß aus dem Urlicht ist. Dazu wird Amun angeführt, dem Isis die Füße löst. Der junge Bel ist nach dem Verfasser Baal — Chon oder Herakles Saturn, da ja der karthagische Baal Herakles ein Sohn des Saturn heiße (bey Ampelius). Der Verf. vergleicht dann weiter damit die babylonische Kosmogonie des Oannes und sucht ein Bruchstück einer Kosmogonie der Babylonier zu lösen, welche Damascius aus Eudemus aufbewahrt hat. Die Lösung, an welcher Münter gänzlich verzweifelte, scheint ihm auch durch Erklärung der Namen aus dem Semitischen und Zurückführung ihrer Bedeutung auf das obige Hauptsystem ziemlich gelungen zu seyn und ist als Episode eine der besten Stellen des Werkes. Das ganze stellt drey vorkosmogenische Triaden der Babylonier dar, wo immer eine die Reproduktion der andern ist, bis zuletzt der nun gezeitigte Demiurg als Produkt hervorgeht. Darauf schildert der Verf. den Belitan als Welterhalter und Weltbeherrscher, und glaubt Saturn heiße in dieser Beziehung, Chijun, Chon, Chewan. Die Existenz dieses Namens für Saturn weist der Verf. hier nur aus sehr späten Schriften nach und wenn er ihn in dem Jekun, d. i. dem Satan, im Buch Hennoch findet, so will sich das nicht mit seinem Welterhalter und obersten Gott El oder Belitan reimen. Den Namen leitet er von כּוּן aufstellen, gründen ab, er sey ganz eins mit dem griechischen κίων Säule, eine Säule hätte aber Saturn genannt werden können, weil die Weltordnung ewig gleich durch ihn bestehe. Dasselbe bedeute die eine der beyden Säulen vor dem salomonischen Tempel, Jachin, יָכִין genannt, ein Wort, das demselben Stamme angehöre. Bey dieser Gelegenheit macht der Verf. die Bemerkung, daß der Begriff des den Himmel und die Welt stützenden Gottes auch des Jehovahs nicht unwürdig sey, Saturn und Jehovah gingen überhaupt wohl bey den Hebräern in einander über. Mit jenem Begriff kommen auch die berühmten Spitzsäulen in den Tempeln des Herakles z. B. zu Tyrus zu Gades überein; das seyen jene berühmten Säulen im äußersten Westen. Herakles ist nämlich nach dem Verf. eine Manifestation des höchsten Gottes Saturn, an dessen Stelle er die Welt erhält. Jene Säulen des Herkules hießen auch ehemals Säulen des Saturn oder des Briareus. Der Chijon beym Propheten Amos (5, 26) sey eine solche Herkules- oder Saturnssäule und die dort genannten Bilder ein Götzenapparat, etwa ein Globus, Himmelskugel u. dgl. Also mit dem Urlicht, dem Urguten, dem ewigen Ur- und Grundwesen, dem alten Bel und seinem ihm gleichen, aus ihm durch den Urstoff geboren, Stellvertreter, dem jungen Bel, wie sie beyde in den babylonischen Kosmogonien und in den Darstellungen der Juliane der Verf. gefunden zu haben glaubt — mit diesen soll der historische Baal oder Saturn, wie er in der alten Zeit, wo er herrschte, von Zeitgenossen seiner Verehrung geschildert wird, Eines seyn? Wir wollen sehen. Des Verf. eigne Worte sollen uns diesen Saturn schildern. Er sagt zuerst von ihm: seine

Rache könnte nur durch Hingabe des Liebsten und Theuersten gesühnt werden, ihm wurden deßwegen die erstgebornen, ja bey den Phöniziern die einzigen Söhne der Eltern geopfert; als Lösegeld anstatt des Untergangs Aller wurden sie den furchtbaren Dämonen, wie ein Alter sagt, unter geheimnißvollen Gebräuchen geschlachtet. Kronos schlachtet nach einer alten Sage seinen eingebornen Sohn Zeus, ihm macht es der König der Moabiter nach (I. Chronic. 27, 24, II. Chr. 29, 8). Sogar der Gastfreund wird ihm geschlachtet, der noch mehr als die Kinder galt Dasselbe geschah dem furchtbaren Talaios auf Creta zu Ehren. Und darum frißt Kronos nach der Meynung des Verf. seine eigenen Kinder, weil man ihm Kinder opfert. Nun dazu die Blutsühnungen; Kasteyungen der Baalspriester, die Selbstverstümmlungen der Cinäden, die nach dem Verfasser dem Saturn heilig waren, und wie er Cobab, Kybebe, Kadesch genannt wurden. Die ihm an die Seite gestellte Naturgöttin war dagegen nach dem Verf. freundlich, liebreich, wohlthätig — er ein ernstes, finsteres Wesen; sie hatte eine freudige Verehrung mit Jubel und Lärmen, das hat ein Ende, sobald sein heiliger (!) Dienst beginnt, er hat einen schrecklichen Cult, sie einen ausschweifenden und doch ist er — πνεῦμα: Licht, Lichtäther, der ordnende Demiurg; sie das physische (Materie, Nebel, Finsterniß), er das geistige Lebensprincip, der die Geister von den Schlacken reinigt, dem zu Ehren, wie unmittelbar darauf der Verf. anführt, zu Hierapolis Kinder in einen Schlauch gesteckt, von dem hohen Tempel in die Tiefe geschleudert wurden mit den furchtbaren Worten: das seyen Kälber und keine Kinder. Noch mehr, Saturn ist Unglücksplanet, ein die Zeugung hemmendes, unfruchtbar machendes Gestirn, dessen Constellationen böse Zeichen gaben. In Aegypten ward er, sagt der Verf., zum Typhon und in der Chaldäerlehre selbst, der doch jenes spekulative Urlicht und jener erschaffende, Alles erhaltende Demiurg angehören soll, war er neben Mars böses Princip.

Wir brauchen aus allem diesen wohl nicht erst mit vielen Worten einen Schluß zu ziehen; widersprechendere Merkmale und Begriffe können doch kaum gefunden werden, und diese sollen die Attribute eines Wesens, eines Gottes seyn! Der Verfasser fühlte selbst das ganze Gewicht dieser Widersprüche, indem er bemerkt: ein böses Princip könnte unmöglich oberste Gottheit seyn, oberste Gottheit ist aber El=Saturn im ganzen Semitismus. Und wie hilft sich der Verfasser aus dieser Verlegenheit? Ganz leicht, indem er bemerkt, der phönizische El habe erst später diesen, seinem Grundbegriff ganz fremdartigen, Charakter angenommen. Als ob dem Baal erst zu Zeiten Alexanders die Kinder geopfert worden wären, und nicht schon zu Achabs und Isabels Zeit, und noch viel früher! Wenn es auch früher der Fall gewesen, meynt der Verf., so hätte Saturn doch nicht ausschließlich diese Bedeutung gehabt, es sey später erst aus Assyrien der kinderfressende Moloch mit ihm verbunden worden. Als ob die Assyrer einen Moloch gehabt hätten! Eben so wenig gelingt dem Verf. die Beantwortung der Frage, warum das höchste Wesen El mit einem so unscheinbaren Sterne verbunden wurde, indem er bemerkt: Saturn ist willkührlich und nach einer im Wege bloß äußerlicher Reflexion vorgegangenen gelehrten Beobachtung des Planetenlaufs als höchster Planet auch höchster Gott geworden. Aber auf diese Weise ist keine Verehrung der Gestirne, geschweige denn eine so mächtige, Alles dominirende Anbetung eines Gestirnes entstanden. Der Verfasser holt sich seine Erklärung solcher schwieriger Puncte aus der bekannten Ansicht, daß hier überall ein Rückschritt und Trübung einer früheren, reineren Religion Statt gefunden habe. Der El sey ursprünglich der patriarchalischen, mosaischen Religion näher gestanden, als den Naturgöttern Phöniziens und Syriens. Das Urwesen der Babylonier habe sich dann erst mit dem chaldäischen Zabäismus und mit Phöniziens Naturdienst verschmolzen. Das sind aber lauter unklare und unerwiesene Voraussetzungen und Begriffe, wobey man sich nichts Bestimmtes denken kann. Der Verfasser nimmt in dieser Beziehung 3 Perioden an. El ist nach ihm zuerst oberste und einzige Gottheit, der Gott des Melchisedek, als Lichtwesen, der sich auch zu den Menschen herabläßt, sie belehrt und dergleichen in den Tagen, da der Mensch in Unschuld lebt, trotz dieser Unschuld aber doch die große Fluth schickt. Das soll der El Schadai seyn, welcher der Gott aller Semiten, auch der Israeliten gewesen. In verklär=

ter Weise offenbare er sich dann als Jehovah, trete aber nicht erst durch Moses als deus ex machina, als ein vom ganzen Semitismus abgesonderter, diesem unbekannter und fremder hervor. — Unter vielen Fragen, die wir hier an den Verfasser richten möchten, nur eine: wo ist denn bey einem andern semitischen Volk eine Spur von einer Anerkennung, Anbetung oder Dienst des Jehovah? Jehovah wird ja als Herr aller Herren, und Gott aller Götter überall allen andern Göttern, die als Nicht-Gott (5 Mos. 32, 21) so treffend bezeichnet werden, also auch wohl dem Baal-El des Verfassers entgegengesetzt. Durch Jehovah werden die Israeliten vielmehr von allen andern Semiten abgesondert und Jehovah ist kein Gemeingott aller Semiten, weder in verklärter, noch unverklärter Gestalt. Worauf aber Alles ankäme, nämlich zu entwickeln, was denn ein verklärter El heißen solle — und was denn vorher El selbst ist, das läßt der Verfasser gänzlich liegen. Damit ist aber in der Sache rein nichts geschehen, denn diese allgemeinen, unbestimmten Bezeichnungen geben weder klare Anschauungen, noch richtige, sichere Begriffe, um die es sich doch in jeder Wissenschaft handelt. Eine einzige, richtig abgeleitete Bestimmung, ein einziger, genau bezeichneter Begriff, was freylich immer eine wissenschaftliche Entwickelung voraussetzt ist besser, als breite Umschreibungen, die nie die Hauptsache berühren und in lauter unbestimmten Andeutungen sich bewegen. Wie es mit dem verklärten El als Jehovah aussieht, zeigt der Verf. sogleich selbst, indem er behauptet, der Mosaismus habe sich vielfach an dem Cult des El angelehnt, habe die Weihung des ersten Wochentags (der im ganzen (?) vordern Asien dem Saturn heilig gewesen), als des Sabbats, die Beschneidung in Beziehung auf die Exsectionen im Saturndienst, sowie die Siebenzahl herübergenommen und sich so theils die edleren Elemente nach Bedürfniß des Volkes angeeignet, theils die rohen Formen durch andere ersetzt. In diesem Sinne ist nach dem Verf. der Mosaismus eine Veredlung des Saturndienstes, als eine Restitution der reineren Gottesverehrung der älteren Zeit, aber keine Entwicklung aus dem Heidenthume. Der hebräische Gott sey sonach in der Hauptsache derselbe, wie der Gott der Semiten, Saturnus — Baal. Wir meynen aber, es sey gänzlich unstatthaft und unbegründet, den Jehovah, der da ist barmherzig und gnädig, geduldig und von großer Güte, aus dem finstern, grausamen, vernichtenden Saturn herzuleiten, wenn auch dieser nach des Verfassers Vorstellung, noch so sauber abgewaschen und reformirt wird. Beyde sind toto coelo verschieden. Wir können uns hier auf diese Untersuchung aus vielen Gründen nicht noch weitläuftiger einlassen und müssen die durchgehende, Alles verwirrende Vermischung des Saturn mit dem El, (oder El Schadai) oder des Baal mit dem sogenannten allgemeinen Gott des Semitismus, wobey sich zuletzt beyde zum Jehovah verklären, aufs entschiedenste zurückweisen. Aller Irrthum des Verfassers schreibt sich von dem unrichtig aufgefaßten Begriff des Baal her, den der Verfasser zu einem Allgott machen will, der Alles seyn kann. Baal ist aber nichts weniger, als ein solches Urwesen, das bald als dieser, bald als jener Gott erscheinen kann, je nachdem er eine Seite herauswendet. Das hätte schon der griechische Saturn, der alle seine Kinder d. h. alle weiteren Geburten und Entfaltungen verschlingt, lehren können.

Nach dem Verfasser gehört nun der zum Planeten gewordene Saturn einer spätern Periode an und sey eigentlich in Chaldäa zu Hause. Mit El-Saturn habe sich dann Moloch verschmolzen, der alte Feuergott der chaldäisch-assyrischen Religion, nach seiner siderischen Potenz der Planet Mars. Diesen Moloch hätten die Israeliten in Aegypten verehrt, und im späteren Götzendienst sey Jehovah noch Moloch zugleich gewesen. Erstgeburt und Beschneidung habe Moses aus dem Molochsdienst herübergenommen, um den Rückfall ins Heidenthum zu verhüten und zugleich den Uebergang zu einer reineren Gottesverehrung zu vermitteln. Daher käme der vielfache Gebrauch des Feuers im Dienste Jehovahs, in welchem Feuer und Opfer durch ein Wort (אִשֶּׁה) bezeichnet würde. Das seyen aber doch nur symbolische Formen gewesen und Jehovah wäre darum keineswegs als Feuergott verehrt worden. El-Saturn habe sich übrigens nicht ganz in einen Naturgott verwandelt, wie der tyrische Sonnenbaal. Der alte Bel sey allerdings zum

jüngeren, zum Sol-Bel, zum Naturgott geworden, dadurch habe sich aber die Idee desselben als eines ätherischen geistigen Wesens (sic!), nicht verdrängen lassen, sondern der alte Stammgott habe sich in seinem Range neben und über dem jüngeren Sonnengott erhalten. Aber jemehr der jüngere Bel Naturgottheit wurde, sey die ursprüngliche Bedeutung des älteren in den Hintergrund getreten und endlich — das rein ätherische Lichtwesen, das Urlicht — Urgute! — ein böses Princip, ein Typhon Saturn geworden, ja, als sein Reich vollends ein Ende gehabt hätte, der Satan selbst! In der That eine traurige Metamorphose, vom höchsten Allgott zum Satan herunter zu kommen!

Carl Dorfmüller.

(Ein zweyter Artikel folgt.)

Sancti Patris nostri Joannis Chrysostomi, Archiepiscopi Constantinopolitani, Opera omnia, quae exstant, vel quae ejus nomine circumferuntur etc. opera et studio D. Bernardi de Montfaucon, Monachi Ord. S. Benedicti e Congregatione S. Mauri, opem ferentibus aliis ex eodem sodalitio Monachis. Editio Parisina altera emendata et aucta. Parisiis apud Gaume fratres, bibliopolas. MDCCCXXXIV — MDCCCXL. Tom. I — XIII. 4. Preis 304 Fr.

Joannis Chrysostomi Opera praestantissima. Ad fidem optimorum librorum, praesertim ad editionem D. B. de Montfaucon, prooemiis, notis, variis lectionibus illustrata et historia literaria locupletata. Cura Friderici Guil. Lomler. Rudolphopoli. Sumtibus et typis Guentheri Froebel, officinae literar. aulic. possessoris. MDCCCXL. 4. XII. u. 252 S.

Von der Ueberzeugung ausgehend, daß ein gründliches Studium der Kirchenväter, welches nicht bloß für jeden wissenschaftlich gebildeten Theologen, sondern auch für den Philologen, Philosophen und Geschichtforscher unentbehrlich ist, nur durch kritisch bearbeitete und mit den nöthigen Einleitungen und Anmerkungen versehene Ausgaben mit dem glücklichsten Erfolge getrieben werden könne, unternahm es einst die berühmte Benedictiner Congregation von St. Maurus, eine Menge griechischer und lateinischer Väter auf das Zweckmäßigste bearbeitet zu Tage zu fördern.

Diese musterhafte gelehrte Genossenschaft, welche schon durch die Regel ihres Ordensstifters Kap. 73 an das fleißige Lesen der Kirchenväter gewiesen war, eignete sich ganz besonders dazu, in diesem Zweige der Gelehrsamkeit, für welchen sie die trefflichsten Köpfe bestimmte, etwas Vorzügliches zu leisten.

Wohl erwägend, welche umfassende und gründliche Vorkenntnisse, und welche praktische Uebung und Gewandtheit zu einem so schwierigen und mühsamen Geschäfte erfordert werden, und daß man nur stufenweise das Vollkommnere erstreben könne, trafen die weisen Vorstände der Congregation die sehr zweckmäßige Einrichtung, daß die Ordensglieder, welche hiezu verwendet wurden, um sie zu tüchtigen Arbeitern in diesem Fache heranzubilden, immer einem vorzüglichen Gelehrten, welcher mit der Bearbeitung irgend eines größeren kirchlichen Schriftstellers beschäftigt war, als Gehülfen beygegeben wurden, und daß sie gewisse Probeversuche machen mußten, welche darin bestanden, daß sie irgend eine einzelne Schrift, oder opuscula selecta eines Kirchenvaters, oder auch die sämmtlichen Schriften von Vätern niederen Ranges zu bearbeiten erhielten, ehe man sie an größere Unternehmungen gehen ließ. S. Mabillon in der allgemeinen Vorrede zu dem XI. Bande der Werke des h. Augustin.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. October.

Nro. 208. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Sancti Patris nostri Joannis Chrysostomi, Archiepiscopi Constantinopolitani etc.

(Schluß.)

Schon waren nach einigen Vorarbeiten von geringerem Umfang die Werke des hl. Bernhard von Clairvaux von Dom Mabillon in zwey Foliobänden, und zugleich in 9 Octavbänden, Garers Cassiodorus zu Rouen 1679 in zwey Foliob. in den J. 1686 — 90; zu Paris die Werke des h. Ambrosius in zwey starken Folianten, ebendaselbst 1687 ff.; die Gesammtwerke des h. Augustin *) 1690. Mabillons zweyte Ausgabe der Schriften des hl. Bernhard, und Hilarii Opp. von Dom Coustant 1693 erschienen, als die Obern der Congregation den Entschluß faßten, die griechischen Väter bearbeiten zu lassen. Den Anfang wollten sie mit Johannes Chrysostomus machen; allein verschiedne Gelehrte waren der Ansicht, daß zuvörderst die Werke des Athanasius an die Reihe kommen sollen.

Kaum aber hatte Dom Bernh. von Montfaucon seine treffliche Ausgabe dieses Kirchenvaters zu Paris 1698 in drey Foliobänden vollendet, als er von seinen Obern beauftragt ward, den ganzen Chrysostomus zu bearbeiten.

Das erste Erforderniß zu einer genauern Begründung des Textes war die Herbeyschaffung eines reichen kritischen Apparates. Dazu steuerten vorzüglich die königliche Bibliothek zu Paris, die Coislinische und die Colbertische bey. In Italien hatten auf ihren Reisen Mabillon und Montfaucon selbst (Letzterer besonders in der Vaticanischen Bibliothek) gesammelt. Auch Deutschland und England lieferten dazu Beyträge.

Montfaucon ließ binnen dreyzehn Jahren durch Dom François Faverolles, den Schatzmeister zu St. Denys, durch Dom Charl. de la Rue, den nachherigen Herausgeber des Origenes, durch Dom Mart. Bouquet, berühmt durch seine Bearbeitung der Scriptores rerum Gallicarum et Francicarum, und durch Dom Jos. Doussot über dreyhundert Handschriften zum Behufe dieser Arbeit vergleichen.

Der erste Band dieses großartigen Werkes erschien zu Paris 1718; der dreyzehnte und letzte verließ, durch Druckhindernisse verspätet, erst im J. 1738 die Presse.

Dom Bernhard, welcher bey der Erscheinung des ersten Bandes bereits dreyundsechzig Jahre zählte, fühlte das Beschwerliche dieser weitaussehenden Arbeit nur zu sehr und hätte sich gern zurückgezogen, rüstigern Männern das Geschäft der weiteren Vollendung überlassend, wenn ihn nicht der Gehorsam gegen seine Vorstände davon abgehalten hätte.

So große Verdienste sich auch Montfaucons Vorgänger, Heinr. Savile, welcher zu Edinburg 1613 die Werke des nämlichen Kirchenvaters, nach den besten Hülfsmitteln und mit kritischem Geiste bearbeitet, in acht Foliobänden herausgegeben hatte, und der gelehrte französische Jesuit, Fronton du Duc, dessen Ausgabe zu Paris 1633 in 6 und 1636 in 12 Foliobänden erschienen war, um Chrysostomus erworben hatten, so übertraf sie doch der gefeyerte Benedictiner von St. Maurus noch weit, theils durch größere Vollständigkeit, indem er eine Menge noch ungedruckter Schriften zum ersten Male bekannt machte, theils durch die Scheidung der ächten von den unächten, durch die Aufführung

*) In eilf Foliobänden.

derselben in chronologischer Ordnung, durch Ausfüllung der Lücken und Verbesserung der verdorbenen Stellen, durch Ausarbeitung mehrerer neuer Lateinischer Uebersetzungen oder Berichtigung der alten, durch treffliche Einleitungen in jede Schrift, durch gelehrte Anmerkungen, durch genaue Angabe der Varianten, durch eine ganz neu bearbeitete Lebensbeschreibung des großen Kirchenlehrers, und durch vollständige Register.

Da nun diese so sehr geschätzte Ausgabe, von welcher man noch vor ihrer Vollendung zu Venedig einen Nachdruck angefangen hatte, dem in der Folge ebendaselbst zwey andere folgten, seit vielen Jahren im Buchhandel ganz vergriffen war, und nur in Auctionen um einen sehr hohen Preis erstanden wurde, so entschlossen sich die Pariser Buchhändler Gebrüder Gaume, eine neue verbesserte und in bequemerem Formate veranstaltete Auflage zu besorgen.

Anfangs schien dieses großartige Unternehmen in einer Zeit, wie die unserige ist, wo man für ganz andere Dinge Sinn und Neigung hat, zumal in einem Lande wie Frankreich, etwas Gewagtes; doch zeigte sich bald das Ungegründete dieser Vermuthung. Durch die kräftige Unterstützung des gallicanischen Clerus, welcher bey seinen geringen Mitteln mit dem edelsten Eifer und mit wahrer Pietät für das ruhmvolle Werk der hochverdienten Benedictinercongregation von St. Maurus beysteuerte, wurde der Fortschritt des Unternehmens möglich gemacht, und in einem Zeitraume von sechs Jahren das Ganze glücklich vollendet.

Die eigentliche Revision der Montfauconschen Arbeit wurde zwey gelehrten Schweizern, Ludwig von Sinner und Theobald Fir, übertragen. Fr. Dübner aus Gotha übernahm die Correctur der Druckbogen. Die theologische Oberaufsicht führte Abbé Sionnet.

Anfangs beschloß man Montfaucons Ausgabe mit möglichster Sorgfalt wieder abzudrucken; doch so, daß die Druckfehler und andere Versehen, wenn sich irgendwo welche fänden, verbessert werden sollten, und zugleich das hinzugefügt würde, was die Benedictiner selbst, wenn sie es gewußt hätten, aufgenommen haben würden. Um jedoch den Eifer der Abnehmer durch zu langes Verzögern des Druckes nicht erkalten zu lassen, sollte dieser mit möglichster Raschheit gefördert werden.

Demnach wurde der Druck ungefähr um die Mitte des Jahrs 1834 angefangen und so thätig betrieben, daß täglich ein Bogen, oder dreyzehn Seiten der Montfauconischen Folioausgabe erschienen.

Bey der Redigirung des Textes und der Correctur der Druckbogen hatte man Savile's Ausgabe stets zur Hand, um sie in zweifelhaften Fällen zu Rathe zu ziehen, und den Montfauconschen Text bey offenbaren Versehen zu verbessern. Allmählig aber zeigte es sich, daß aus der Morellschen Ausgabe, welche Montfaucon zum Druckſatze bestimmt hatte, manches Fehlerhafte, selbst wider seinen Willen, in die seinige übergegangen war. Deßhalb sahen sich die Herausgeber genöthigt, Savile's Text, von dessen ungemeiner Genauigkeit sie sich allmählig zu überzeugen immer mehr Gelegenheit hatten, bisweilen wörtlich zu vergleichen. Dadurch ward es ihnen möglich, eine Unzahl von Verbesserungen anzubringen; doch hüteten sie sich sorgfältig, etwas zu ändern, was entweder unverdorben wäre, oder irgendwie als nicht zu unwahrscheinlich vertheidigt werden könnte. Zugleich nahm Herr von Sinner schon bey den ersten Bänden, ungeachtet sie sehr rasch aufeinander folgten, zu den besten Handschriften seine Zuflucht, verbesserte mit Hülfe derselben sehr viele Stellen, und fügte auch manches Neue hinzu, wie dieß bey der zweifelhaften Rede de beato Abraham, von welcher zu Paris 1835 ein eigener Abdruck in Octav erschien, ganz besonders der Fall war. Da sich die Verleger von dem Nutzen dieses Verfahrens für die Verbesserung und Vervollständigung des Werkes hinreichend überzeugt hatten, und der Absatz durch das Vertrauen des Publikums gesichert war, so gestatteten sie den Herausgebern etwas mehr Muße, welche um so nothwendiger war, als der Fleiß der Benedictiner in den letzten Bänden nachgelassen hatte.

Dieser jedoch ziemlich beschränkten Muße bediente sich Hr. Fir, nachdem ihm und Herrn Dübner vom achten Bande an die Redaction der Ausgabe allein überlassen war, so, daß er zuerst den Savileschen Text, dessen kritischen Werth er voll-

kommen kennen gelernt hatte, wörtlich einsah; dann die Handschriften, so wie es die Umstände erlaubten, entweder ganz verglich, oder nöthigen Falls zu Rathe zog, und überhaupt in der Verbesserung der Chrysostomischen Rede ein bestimmtes und wohl überlegtes Maaß beobachtete.

Besonderer Fleiß wurde auf die genaue Nachweisung der Bibelstellen verwendet; eben so für richtigere Interpunction gesorgt. Die mancherley Versehen in der Orthographie und in den syntaktischen Gesetzen wurden stillschweigend verbessert.

Da wir nicht näher in das, was die Herausgeber bey jedem Bande und jeder einzelnen Schrift geleistet haben, eingehen können, so wird es genügen, auf den Epilog des Herrn Fix zu Ende des letzten Bandes zu verweisen.

Nach dem ursprünglichen Plane der Verleger und Herausgeber hätte das ganze Werk binnen drey Jahren vollendet werden sollen. Da aber eine Feuersbrunst gegen das Ende des Jahrs 1835 die ersten eilf Lieferungen, oder die ersten fünf Bände nebst dem ersten Theile des sechsten Bandes ganz verzehrte, so daß von der eilften Lieferung, welche noch nicht ausgegeben war, nicht ein einziges Exemplar gerettet wurde, so sahen sich die Verleger in die traurige Nothwendigkeit versetzt, beynahe die Hälfte des Werkes neu drucken zu lassen. So waren nun die Pressen mit dem Drucke der früheren und der neuen Lieferungen fast abwechselnd beschäftigt.

Der erste und zweyte Band, welche zuletzt an die Reihe kamen, wurden durch genaue Vergleichung mit Savile's Ausgabe um Vieles verbessert.

Der Index locorum Scripturae sacrae und der Index rerum, welche den zweyten Theil des dreyzehnten Bandes bilden, und von den Benediktinern von Solesmes ausgearbeitet wurden, verzögerten die Erscheinung des ganzen Werkes, welches bis zur Mitte des J. 1839 vollendet worden wäre, noch um ein volles Jahr, weil die Verfasser beym Durchlesen der Correkturbogen alle Seitennumern noch einmal mit der Ausgabe verglichen.

Im ersten Index, welcher wenigstens um die Hälfte stärker, als der Montfauconische ist, bemerkten sie alle Stellen der hl. Schrift, welche von Chrysostomus erklärt oder nur angeführt werden. Das Materien-Verzeichniß bereicherten sie mit mehr, als zweytausend Stellen. Sie suchten den Inhalt der Lehre des Kirchenvaters in jedem Artikel den Lesern in Kürze vor Augen zu stellen, und ordneten die einzelnen Artikel systematisch. Das Bemerkenswerthe, was sie bisweilen aus unächten Schriften aushoben, ließen sie, damit man es leichter von dem Andern unterscheiden könnte, mit Cursivlettern drucken.

Daß der Index rerum nach der lateinischen Uebersetzung angelegt wurde, läßt schließen, daß diese mehrere Leser, als der griechische Text unter dem französischen Clerus finden dürfte.

Hierauf folgt Stiltingi compendium chronologicum gestorum et scriptorum S. Joannis Chrysostomi aus den Actis Sanctorum Mensis Sept. Tom. IV.

So wie die trefflichen Herausgeber durch ihren unermüdeten Eifer und die Umsicht und gewissenhafte Genauigkeit, mit welchen sie in der Behandlung ihres Schriftstellers zu Werke giengen, alles aufbietend, um diese Ausgabe zu einer wahrhaft verbesserten und vermehrten zu machen, ein ausgezeichnetes Verdienst um die patristische Literatur sich erwarben, ebenso verdienen auch die wackern Verleger, welche nichts unterließen, um dem herrlichen Werke ein höchst gefälliges Aeußere zu geben, den wärmsten Dank.

Der Herausgeber von Nr. 2. bestimmte die von ihm gemachte Auswahl der vorzüglichsten Schriften des Chrysostomus für das Leben, wie er in der Vorrede S. V. sagt, nicht für die Bücherschränke, oder zur Uebung in der Kritik und zum Prunken in der Gelehrsamkeit; er besorgte diese Ausgabe vielmehr bloß in der Absicht, daß Theologen, jüngere und bejahrte Geistliche, durch die Lectüre dieser Schriften aufs Neue angefeuert würden, ihr Amt mit Würde zu verwalten, und daß sie sich immer mehr bemühen möchten, sich zu tüchtigen Predigern heranzubilden, obgleich nicht jeder Leser ein zweyter Chrysostomus werden wird.

Daher sey sein Bestreben gewesen, das Nöthige beyzubringen und die einzelnen Werkchen auf

das Angenehmste zu behandeln. Demnach habe er eine solche innere und äußere Einrichtung getroffen, daß der Gebrauch erleichtert und die Lust zum Lesen angeregt würde; er habe einen möglichst verbesserten Text nach Montfaucons Recension, mit Beseitigung der Druckfehler, welche sich hie und da eingeschlichen, gegeben; ferner die lesenswürdigsten Schriften des Verfassers ausgewählt, und außer den Vorreden die wichtigsten Varianten, eine Erklärung schwieriger Stellen, eine neue Lebensbeschreibung, einen Litteraturbericht, Inhaltsverzeichnisse, und was ihm ad voluptatem lectoris nöthig geschienen, beygefügt. An die Vorrede schließt sich ein Conspectus rei litterariae, ad opera Chrysostomi pertinentiae (sic), aus Fabric. Bibl. Gr. und aus Hoffmann's Lexic. bibliogr. entnommen. Hierauf folgt Montfaucons Vorerinnerung zu den Büchern über das Priesterthum, welche der Herausgeber mit einigen Bemerkungen aus neueren Schriftstellern begleitete.

Ueber die Zeit der Abfassung dieses Dialogs äußert er sich in einer Bemerkung S. XII. so: „De mea sententia huncce dialogum pulcerrimum aetate jam provecta auctor composuit. Ita colligo ex ardore et severitate sermonis, amplius etiam ex copia doctrinarum prudentiam pastoralem attingentium, quas nonnisi e longa observatione hausisse potuit Chrysostomus."

Die vorliegende Sammlung enthält die sechs Bücher über das Priesterthum, die zwey Schriften an eine junge Wittwe, die Paräneſe an den gefallenen Theodorus in zwey Büchern; ferner die zwey Briefe an den Pabst Innocenz und dessen zwey Antwortschreiben. Beygefügt sind der Brief des Kaisers Honorius an seinen Bruder Arcadius in der Chrysostomischen Angelegenheit, und Chrysostomus Schreiben an die wegen ihrer Anhänglichkeit an ihn eingekerkerten Bischöfe und Priester. Hierauf folgen die siebzehn herrlichen Briefe an die Olympias.

Allen diesen Schriften stehen jedesmal die Vorerinnerungen Montfaucons voran. Der Urschrift gegenüber findet man in der Quartausgabe Montfaucons lateinische Uebersetzung, und unter dem griechischen Texte und der lateinischen Uebersetzung die Varianten und Anmerkungen. In der Octavausgabe aber ist die lateinische Uebersetzung weggelassen und die Varianten sind am Ende angebracht.

Zu dem Schreiben an die eingekerkerten Bischöfe und Priester benutzte Herr L. eine Münchner Handschrift, welche ihm durch allerhöchste Munificenz Seiner Majestät des Königs von Bayern mitgetheilt wurde; und eben so zu den Briefen an die Olympias.

Die zwey Schriften an Therasius junge Wittwe und die Paräneſen an Theodorus waren vermuthlich schon abgedruckt, als er die Münchner Codd. erhielt, weil davon kein Gebrauch gemacht ist. Der Dialog über das Priesterthum war ohnehin schon als Probeschrift dieser Ausgabe im Buchhandel. Sonach werden wir das Ergebniß der Münchner Codd. zu diesen Schriften vermuthlich in einem Anhange zu dem noch zu erwartenden Nachtrage einer Auswahl vorzüglicher Stücke aus Chrysostomus erhalten.

Was das Aeußere der vorliegenden Sammlung in der Quartausgabe anlangt, so nimmt sich der Druck für das Auge nicht gar angenehm aus; denn außerdem, daß kein gehöriges Ebenmaaß Statt findet, da der griechische Text mehr Breite hat, als die lateinische Uebersetzung, so ist die lateinische Schrift zu klein und der Satz zu eng angelegt, was allerdings Erwägung verdient hätte, da diese Ausgabe auch für bejahrtere Geistliche berechnet ist.

J. G. Krabinger.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. October.

Nro. 209. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Logische Untersuchungen von Adolph Trendelenburg. Berlin 1840. 2 Bde. 8.

Zweyter Artikel.

(Fortsetzung von Nr. 116.)

Nachdem der Verf. im ersten Bande die ursprüngliche und durchgängige Bewegung, wie sie dem Seyn und dem Denken eignet, sammt allen ihren Erzeugnissen in dem denkenden Geiste, und sammt allem, was ihr nebenhergeht und anhaftet, in Betracht gezogen und erschöpft hat: so wendet er sich im Beginn des zweyten Bandes zu einem ähnlichen alldurchgängigen, aber höheren und inhaltschwereren Begriff — zu dem Zweck, S. 1 — 71. Jeder Zweck wird erreicht nur allein durch Bewegung; es kommen an ihm alle Kategorien der letzteren zum Vorschein, aber sie alle werden regirt und modificirt durch einen neu hinzutretenden Begriff, wie die Betrachtung der Natur und jedes einzelnen, auch des kleinsten organischen Wesens und der Theile und Glieder desselben augenfällig lehrt. Das Ganze bestimmt die Theile und bildet sie sich ein; aus der Möglichkeit und Anlage treibt es zur Wirklichkeit; zeitlich steht der Zweck voran, macht den Anfang als bestimmende und treibende Absicht; eben derselbe ist das Endziel, wenn man auf die Ausführung sieht. In Thatsachen der Natur wird nachgewiesen, daß die aus der Bewegung entspringenden Kategorien für dieses Gebiet unserer Erfahrung nicht ausreichen. In der Anschauung der Bewegung herrscht die hervorbringende Ursache; in dem Bereich der organischen Natur der Zweck; denn dieser ist nicht bloß auf den menschlichen Willen beschränkt. Wird nun dieser Begriff näher ins Auge gefaßt und zergliedert: so fordert er zunächst Entzweyung und Vielheit, — Entgegensetzung in der Art, daß das Eine für das Andere ist und daß das Eine auf das Andere bezogen wird. Aus der unerläßlichen Beziehung eben geht die Forderung der Vielheit der Dinge oder Elemente hervor. Da aber die Entzweyung eben durch den Zweck auch wieder aufgehoben wird, so ergiebt sich Vielheit für eine Einheit als der nächste Ausdruck für die einfachen Thatsachen. Der Zweck erscheint als die bildende Ursache zuerst in dem Werkzeug. In dem Auge verwirklicht sich der Zweck zu sehen, in den Bewegungsorganen der Zweck der Ortsveränderung, in den Geschlechtsorganen der Fortpflanzung u. s. w. Wo die wirkende Ursache etwas erzeugt, da erzeugen die Theile das Ganze. Wo der Zweck regirt, kehrt sich das Verhältniß um, was sich sogar in der Weise erkennen läßt, wie die geometrische Analysis ihre Aufgaben löset. Alles das belegt der Verf. durch einleuchtende Beyspiele aus der Natur, wie sie von Cuvier, Göthe u. a. aufgefaßt und dargelegt worden sind und bezieht sich nebenher auf Kants Kr. d. Urth. §. 62., auf Aristoteles Politik I. 2, Psychologie u. s. w., auf Platon im Gastmal ꝛc. und erhärtet und befestiget hiedurch den nächsten Hauptsatz S. 21. „Die wirkende Ursache erzeugt das Ganze aus den Theilen, und umgekehrt der Zweck die Theile aus dem Ganzen.“ S. 21. Dort ist die Ursache das Frühere, die Wirkung das Spätere. Hier ist die Wirkung Zweck, und dieser Zweck ist wieder Ursache. Das Nachfolgende wird zu einem Früheren; die Zukunft, die noch nicht da ist, regiert die Gegenwart; das Verhältniß der wirkenden Ursache dreht sich geradezu um; und es verschwindet die Ordnung der Zeit, die sonst in der Causalität als

das Feste angeschaut und als die Ordnung der Dinge gepriesen wird; denn das Ende wird zum Anfang. Nicht allein, daß jeder causale Satz in einen finalen und hypothetischen umgestellt werden kann, so zeigt sich diese Umkehrung und gleichsam Versetzung der Pole häufigst in der Etymologie einzelner Wörter und in deren Bedeutungen. So sagt Aristoteles in der Metaphysik Δ c. 17: ὅτι ὁσαχῶς ἡ ἀρχὴ λέγεται, τοσαυταχῶς καὶ τὸ πέρας καὶ ἔτι πλεοναχῶς. ἡ μὲν γὰρ ἀρχὴ πέρας τι, τὸ δὲ πέρας οὐ πᾶν ἀρχή. Und ebendaselbst im 9. B. (Θ) c. 8. S. 151: ἅπαν ἐπ' ἀρχὴν βαδίζει τὸ γιγνόμενον καὶ τέλος· ἀρχὴ γὰρ τὸ οὗ ἕνεκα· τοῦ τέλους δὲ ἕνεκα ἡ γένεσις, τέλος δὲ ἡ ἐνέργεια, καὶ τούτου χάριν ἡ δύναμις λαμβάνεται· οὐ γὰρ ἵνα ὄψιν ἔχωσιν, ὁρῶσι τὰ ζῶα, ἀλλ' ὅπως ὁρῶσιν, ὄψιν ἔχουσιν. Es ist dieß der Nerv des Aristotelischen Beweises für das Seyn Gottes und des Geistes, daß schlechterdings und in jeder Hinsicht die Energie der Dynamis vorangehe und höher stehe. Im 8. B. der Grundlegung zur Physik cap. 7. §. 58. sagt er: ὅλως δὲ φαίνεται πᾶν τὸ γιγνόμενον ἀτελὲς καὶ ἐπ' ἀρχὴν (= τέλος) ἰὸν· ὥστε τὸ τῇ γενέσει ὕστερον, τῇ φύσει πρότερον εἶναι· τελευταῖον δὲ φορὰ πᾶσιν ὑπάρχει τοῖς ἐν γενέσει. Er wiederholt es an unzähligen Stellen, daß der Zweck in der Natur das erste sey und vorangehe, als letztes Ergebniß aber zum Vorschein komme. Eben so oft wiederholt er, was er End. Eth. II. 11 so ausdrückt: πότερον δὲ ἡ ἀρετὴ ποιεῖ τὸν σκοπὸν, ἢ τὰ πρὸς τὸν σκοπόν; τιθέμεθα δὴ ὅτι τὸν σκοπόν· διότι τούτου οὐκ ἔστι συλλογισμὸς οὐδὲ λόγος. ἀλλὰ δὴ ὥσπερ ἀρχὴ τοῦτο ὑποκείσθω· οὔτε γὰρ ἰατρὸς σκοπεῖ, εἰ δεῖ ὑγιαίνειν ἢ μή, ἀλλ' εἰ περιπατεῖν ἢ μή· οὔτε ὁ γυμναστικός, εἰ δεῖ εὖ ἔχειν ἢ μή, ἀλλ' εἰ παλαῖσαι ἢ μή· ὁμοίως δ' οὐδ' ἄλλη οὐδεμία περὶ τοῦ τέλους. ὥσπερ γὰρ ταῖς θεωρητικαῖς (ἐπιστήμαις) αἱ ὑποθέσεις ἀρχαί, οὕτω καὶ ταῖς ποιητικαῖς τὸ τέλος ἀρχὴ καὶ ὑπόθεσις. — — τῆς μὲν οὖν νοήσεως ἀρχὴ τὸ τέλος, τῆς δὲ πράξεως, ἡ τῆς νοήρεως τελευτή. vrgl. π. ἔ. μορ. I. 1. p. 3, 10; ακρ. φυσ. II. 9. p. 41 u. a. O. Daher ferner wird vielmals eingeschärft: ἡ φύσις καὶ ὁ θεὸς οὐδὲν μάτην ποιεῖ. Aus allen diesen und vielen gleichlautenden Stellen erhellt, daß der Zweck über die Naturnothwendigkeit — τὰ ἐξ ἀνάγκης γιγνόμενα — hinausgehe und in ein höheres Gebiet, in das des denkenden Geistes überspiele. Wer erinnert sich hiebey nicht an Cicero z. B. Acadd. II. 8 de Nat. D. l. II. de Legg. l. I. u. s. w., an Galenus zumal περὶ χρείας μορίων, an Stoiker und spätere Platoniker unter Griechen und Römern? Die Zweckmäßigkeit tritt in der Natur überall so unabweisbar entgegen, daß nur die Stupidität eines Wilden und das raffinirte Vorurtheil eines Spinoza sie nicht zu sehen oder gar zu läugnen vermag. Eine bewußtlose Zweckmäßigkeit ist nur ein Wort, und löset das Factum, wie es in der Schöpfung vorliegt, durchaus nicht; es ist damit noch nichts begriffen, keine Einsicht gewonnen, wohl aber die Ahndung eines Höheren. Hier mag Ref. den Lesern eine den Sinn und Vortrag des Vfs. vollkommen bezeichnende Stelle, nicht vorenthalten; sie heißt S. 24. fg.:

„Das Alltägliche hört nicht auf, weil es alltäglich ist, ein Wunder zu seyn; denn soll dieses Wort einen Sinn haben, so deutet es das stumme Staunen an, das billig den sich allmächtig dünkenden Gedanken befällt, wenn die Mittel der begreifenden Erkenntniß und die in den Thatsachen herandringende Aufgabe derselben in Widerspruch stehen. Das Wunder ist heutzutage ein verrufenes Wort, und sollte, meynt man wohl, in logischen Untersuchungen nicht vorkommen. Man glaubt es abgefertigt zu haben, wenn man dagegen die „immanenten Naturgesetze“ aufruft. Ob aber diese selbst nicht das Wunder sind?“ „Die Alten waren tiefer, sie leiteten alles Philosophische aus der Bewunderung her. Denn wenn der Geist vor den unbegriffenen Erscheinungen staunt, so stachelt ihn das Staunen zum Erkennen. Jene zog die Größe und Hoheit der Thatsachen hinauf: wir ziehen diese lieber zu uns in die flache Faßlichkeit herab, und setzen dem Anfang der Philosophie, der nach Plato aus der Bewunderung stammt, die consequente Vollendung entgegen, das abgestumpfte nil admirari. Das ist aber für das Erkennen das Ende aller Tage. Daher scheuen wir uns nicht, etwas so lange als ein Wunder auszusprechen, bis es gelöst ist.“ Mit vollem Rechte sagt daher der Hr. Vrf. weiterhin S. 28.“ Es ist ein einfaches aber bedeutsames Ergebniß, daß, so weit der Zweck in der

Welt wirklich geworden, der Gedanke als Grund vorangegangen ist."

Es entsteht hienach die Frage: ob überhaupt und das Ganze angesehen, die wirkende Ursache dem Zwecke vorangeht; oder der Zweck der wirkenden Ursache? Ref. würde nach seiner Weise freylich hier wiederum in die alte Metaphysik Platons und des Aristoteles hinübergegangen seyn, findet es aber ganz recht, daß H. Trend. dieß unerörtert läßt; und nur dieß Resultat ziehet, daß der Gedanke, wenn er baut und einen Zweck erreicht, zugleich wirkende Ursache ist; wie auch schon Aristoteles im 2ten B. der Physik und an andern Orten bemerkt, daß die Ursachen öfters übereinfallen, z. B. wirkende und Zweck, Zweckursache und Formursache. Der Zweck aber kann sich nirgend realisiren, es sey denn mittels einer Thätigkeit, mittels der Bewegung, als eines Mittels. Eine solche absichtliche Thätigkeit ist aber nach meiner Ansicht nicht zu verkennen schon in der ersten die Linie erzeugenden Bewegung, wie sie der Verfasser beschrieben hat; die Hemmung und Brechung der Bewegung, die Veränderung der Richtung geschieht nicht nothwendig sondern frey, um Winkel, Figuren u. s. w. zu erzeugen. Was der Zweck fordert, damit er sich vollziehe, dieß nach der Voraussetzung Nothwendige (τὸ ἐξ ὑποθέσεως ἀναγκαῖον nennt es Aristoteles) ist in Bezug auf den Zweck die hervorbringende und wirkende Ursache; und heißt Mittel, während es selbst für ein anderes Zweck werden kann. S. 36. Was da ferner gesagt wird: wo die Kraft allein herrscht, da stirbt die Ursache in der Wirkung ab; — die Ursache des Zweckes verhält sich umgekehrt; der Zweck erfüllt und behauptet sich in seiner Wirkung u. s. f. so hätte Ref. dieß gerne von dem Verf. weiter ausgeführt gesehen, obgleich dieses etwas über das Gebiet der rein logischen Untersuchungen hinausgeführt haben würde. Reguläres erzeugt auch die wirkende Ursache, die gestrichene Glasscheibe z. B. Klangfiguren, Lichtenbergische Figuren auf dem Elektrophor; deßgleichen die chemischen Elemente etwa den Dianenbaum, wie in der Natur etwa die Krystalle. Allein alle dieserley Hervorbringungen sind eben nur jedesmals ein perpetuum Immobile; zu einem perpetuum mobile obzwar nicht dem Einzelwesen, doch aber der Gattung nach, kommt es in der Natur erst bey den organisirten Dingen. In ihnen tritt allmählich und stufenweise immer mehr Leben hervor, als eine eigene eingepflanzte, wenn auch von außenher erregte Kraft und Wesenheit; dergleichen eine ist uns nur in unserm Bewußtseyn unmittelbar erkennbar; sie steht aber weit ab von der in der Natur sich kundgebenden.

Das Resultat der Zergliederung des Zweckes faßt der Verf. S. 38 in die Worte zusammen:

„Wo der Zweck erscheint, da unterscheiden wir das Ideale des Gedankens, das Plato das Göttliche in den Dingen nannte, und das Reale des Mittels, die Kraft der wirkenden Ursache, die Plato das Nothwendige nannte. Wir unterscheiden beyde Seiten; aber sie sind innig eins. Der Zweck erreicht durch die Kraft der entgegenstehenden Ursache seine Wirklichkeit, die wirkende Ursache durch den Zweck ihre Wahrheit. Das Ganze ist vor den Theilen, die Wirkung vor der Ursache. Diese invertirte Construction der Zeitfolge ist die direkte des Begriffes."

Von diesen aus der Erfahrung geschöpften Bestimmungen fortgehend wendet sich der Verf. gegen Baco von Verulam, der den Zweck aus der Physik in die dürre Metaphysik verwiesen wollte, und gegen Spinoza, der die Zweckursachen in der Natur gänzlich verwarf, und läugnete, der sie nur für menschliche Erfindung ansah! Kant in seinem Meisterwerk will den Zweck nur für einen regulativen, ähnlich den Ideen, nicht aber für einen constitutiven Begriff, dergleichen die Kategorien sind, gelten lassen. Dagegen sucht der Verf. zu zeigen, daß der Zweck nicht auf eine bloße subjective und regulative Form der Beurtheilung beschränkt werden dürfe, sondern daß dieser „Begriff die inwohnende gestaltende Seele der Dinge sey, und die Seele, wie Plato sich ausdrückt, früher als der Leib." „Die That entspricht unserer Vorstellung. Wir wirken nach der aufgefaßten Zweckmäßigkeit auf die Dinge ein, und die Dinge antworten dieser Entwicklung gemäß. Wir wenden hienach den Zweckbegriff, der nur regulativ seyn sollte, constitutiv an, (z. B. in der Heilung, in der Ausbildung des Leibes, in der Erziehung) und die Natur der Dinge leidet, fordert und bestätiget dieß Ver-

fahren.“ S. 52. Allerdings; aber nur so weit wir die wirkenden Ursachen und den Zusammenhang der Dinge wahrnehmen und erkennen. Das Gemeinsame und Homonyme, das in dem Worte liegt, so fern Zweck sowohl das Endziel der Natur und ihrer Entwickelungen, als auch die freye Absicht, den Vorbedacht (προαίρεσις) umfaßt, führt nicht so in das Verständniß der Naturdinge und ihres Werdens hinein, als die vorausgesetzte gemeinsame Bewegung in die Gestalten und Figuren der Naturdinge gethan hat. Der Zweck als solcher ist das erste Bewegende — τὸ πρῶτον κινοῦν ἀκίνητον, wie Aristoteles zu sagen pflegt, wenigstens vom Νοῦς, — aber er ist nicht τὸ ποιητικὸν αἴτιον, nicht die wirkende aus sich herausgehende Ursache. Wir dürfen, ja müssen überall Zwecke in der Schöpfung voraussetzen und anerkennen, aber erkennen thun wir sie nur durch fortgesetzte Beobachtung und Combination, ohne daß uns für die teleologische Physik eine maßgiebige Mathematik, oder ein Analogon derselben, zu Hülfe kömmt, wie bey der mechanischen Physik. Die Probe von der Einsicht in den Zweck beruht auf dem empirischen Erfolg, z. B. in der Heilkunde, in der Gärtnerey. Mir dünkt daher der Zweck unbeschadet seiner objectiven Gültigkeit mehr ein Regulativ unserer Betrachtung zu seyn, denn daß wir ihn leicht und unbedenklich als constitutives Princip anwenden könnten. Wenn Kant, sagt Göthe, 30, 158, der ästhetischen Urtheilskraft die teleologische zur Seite stellt, so ergiebt sich daraus, daß er andeuten wolle: ein Kunstwerk solle wie ein Naturwerk, ein Naturwerk wie ein Kunstwerk behandelt und der Werth eines jeden aus sich selbst entwickelt, an sich selbst betrachtet werden. Vrgl. Bd. 50. S. 52 flg. zumal was Göthe über anschauende Urtheilskraft sagt, auf welche Kant so oft und vielfältig zu reden kommt. Mit Kant stimmt deßfalls nahe zusammen Aristoteles, wenn er π. ζ. μορ. I. 5 S. 14 zur Betrachtung der Naturgegenstände bis zum niedrigen Zifer herab einladet, mit Heraklit sagend: auch hier seyen Götter; man dürfe nicht ekeln und scheuen; in allen Naturdingen sey je etwas schönes; denn in allen ihren Hervorbringungen verfolge die bildende Natur mit Beseitigung jedes Regellosen, einen Zweck; und eben die Zweckmäßigkeit sey das Naturschöne oder vertrete die Stelle des Schönen. — Daher nimmt er überall auf den Zweck und die Bestimmung jedes Dinges sorgfältige Rücksicht, so jedoch, daß er ihn mehr als einen topischen, denn als einen pragmatischen Begriff anwendet.

Hierauf geht der Verf. über zur Kritik der Bestimmungen, welche Hegel im Betreff des Zweckes gegeben hat, und deckt das Mangelhafte derselben auf. Eben hiedurch hat er sich den Weg zu seiner eigenen Exposition gebahnt, mit der er sich aber S. 62 flg. immer streng innerhalb der Logik, d. h. der Erkenntnißlehre hält, und demnach nur fragt: wie das Denken und Seyn vermittelt, und das Seyn in seiner wirklichen Natur von dem Denken angeeignet wird. — Entweder wirkt das Seyn auf das Denken, die Sache auf den Begriff, oder das Denken auf das Seyn, der Begriff auf die Sache. In dem ersteren Falle ergiebt sich in diesem Verhältniß der Grund des Erkennens, die causa cognoscendi; in dem zweyten hingegen der Zweck, die causa finalis. Dort wird die Wirkung des realen Processes zur Ursache des logischen; hier dagegen wird die Thätigkeit des logischen Processes zur Ursache des realen. „Das Denken, bereits von den Erscheinungen erfüllt, setzt eine Wirkung und fragt, so weit es Einsicht des reelen Processes hat, wie diese zu erreichen ist? Die Wirkung ist das Gewollte, und um dieser Wirkung halber wird die Ursache gewollt, aus der sie hervorgeht. Die Ursache ist nur das Secundäre, aber durch den Zweck Nothwendige.“ Zu diesem Behuf muß das Seyende bereits in Gedanken verwandelt, und durch diesen eine Macht über die Wirkung erworben seyn. In dem einen Fall ist die von außen erregte nachbildende Bewegung, im zweyten die vorbildende das thätige Mittelglied; dort geht der Gedanke rückwärts, hier greift er vorwärts; dort ist der Grund des Erkennens causa cognoscendi —, hier die Erkenntniß des Grundes der lebendige Antrieb.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. October.

Nro. 210. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Logische Untersuchungen von Adolph Trendelenburg ꝛc.

(Fortsetzung.)

Der Zweck stammt aus dem Geiste, der ihn entwirft und vollführt; eben deßhalb vermag der Geist auch rückwärts die entworfenen und ausgeführten Zwecke zu verstehen. Der Zweck bestimmt sogar schon in der reinen Mathematik, wo Inhalt und Form apriorisch sind, die für die jedesmalige Aufgabe vorauszusetzenden Elemente. Er ist eben ein zweytes a priori, das in die Wissenschaften eingreift.

Was nöthigt denn aber den Geist, frägt der Verf. S. 67, die Fährte der wirkenden Ursache zu verlassen, die sich ihm doch in der erzeugenden Bewegung als das erste darbot, und was verbürgt ihm, daß die Form des Zweckes nicht bloß seiner Betrachtungsweise, sondern der Sache selbst angehört? — Die Ohnmacht der wirkenden Ursache selbst, ist die Antwort. So weit sie ausreicht, bedürfen wir keines andern Grundes mehr; wo aber nicht mehr, da muß der Geist einen andern Weg versuchen. „Wenn die Continuität welche das Wesen der wirkenden Ursache ist, in Zeit und Raum abbricht, wenn sich das Unterbrochene nur in einem höheren Gedanken zur Einheit herstellt; so ist dieses wiedergefundene Ganze die eigentliche Bürgschaft. Wirkende Thätigkeiten, die aus einander laufen, mannichfaltige Richtungen, die sich bis zum Gegensatz entzweyen, erscheinen nun in überraschender Verknüpfung; sie bilden ein Ganzes, wie sie von dem Ganzen bestimmt sind. Der Gedanke des Ganzen ist vor den Theilen, der Gedanke der Wirkung vor der Ursache; diese völlige Wechselwirkung zwischen Ganzem und Theilen hat in sich eine sich selbst verkündende Klarheit, sobald sie nur von dem verwandten Geiste beleuchtet wird.“ S. 68. Der Gedanke des Zweckes darf demnach nicht bloß, er muß überall, wo die Erscheinungen aus der Wirkursache allein nicht erklärt noch begriffen werden können, als die Seele derselben vorausgesetzt und so weit verfolgt werden, bis die Erscheinungen und der hypothetische Zweck einander vollkommen decken und congruiren. In allem was der Mensch thut, vom Kleinsten (wenn ich z. B. nur diese Feder spitze) bis zum Höchsten, in allem, was die Natur schafft, unterwirft der Zweck seinem Dienste die Wirkursache, die primitive Bewegung. Gleichwie aber auf diese Weise die Anschauung der Bewegung den Zweck in sich aufnimmt, so werden auch die aus der Bewegung entworfenen Kategorien sich den Zweck aneignen und dadurch aus der Anschauung in Begriffe sich umsetzen. Dieß führt der Verf. in der 9. Abh. S. 72 bis 96 aus. Die wirkende Ursache, τὸ κινητικόν, dem Zwecke dienend, wird zum Mittel. Die Substanz, die früher als ein in sich geschlossenes Ganze erklärt wurde; zeigt sich, wenn durch den Zweck bestimmt, entweder als Mechanismus oder als Organismus. In dem einen wie in dem anderen finden sich Stoff, Form und bewegende Ursache beysammen und vereinigt; auch den Zweck haben sie gemeinsam. Allein in der Maschine ist der Zweck ein von außen, von einem fremden Verstande gegebener; es bleiben daher auch die Theile gegen einander äußerliche; Stoff, Form und bewegende Ursache sind in der Maschinerie wie drey verschiedene Dinge an einander gebracht und für einander bestimmt; ihre Einigung und Wirkung aber erfolgt erst durch einen ihnen fremden Verstand.

„Der Zweck als das inwohnende Princip baut den Leib: der Stoff wird so eigenthümlich angeeignet, daß selbst chemisch die organische Materie ihren specifischen Charakter trägt. Die Form wird nicht von außen dem Stoff aufgedrückt, sondern von innen erzeugt; die bewegende Ursache wird nicht mitgetheilt, sondern ist so vom Zwecke beherrscht, daß sie zur bildenden Kraft wird. — Die Theile werden durch das Ganze und erhalten sich nur im Ganzen; abgelöst verlieren sie mit dem Zweck ihren Bestand. Die Einheit ist eine Einheit der Entwicklung, die aus dem Ganzen geschieht, nicht der Zusammensetzung, die aus den Theilen entsteht.“ S. 74.

So werden überhaupt alle früher erörterten Bestimmungen der Kategorien in dem Zweckgebiet umgesetzt und in eine höhere oder andere Potenz erhoben; namentlich löset sich das alte Problem von der Einheit in der Vielheit auf dem Gebiete des Zweckes durch den Gedanken selbst, wie dieß S. 75 und 76 nachgelesen werden muß. — In der Kategorie der Inhärenz verhalten sich auf dem Standpunct des Zweckes die Theile zum Ganzen, die Accidenzen zur Substanz nicht mehr äußerlich und zufällig; sondern diejenigen Glieder und Theile, ohne welche der Zweck des Ganzen zunichte wird, sind mit ihm eins, während andere, in einem entfernteren Zusammenhang stehend, wechseln können, ohne das Ganze zu zerstören. — Dieß sind die *συμβεβηκότα οὐσιώδη*, die das Wesen constituirenden Beschaffenheiten und Eigenschaften der Alten. Der Zweck wirkt, um, wie der Verf. S. 78 sagt, mit dem Namen an alte Probleme zu erinnern, generalisirend und individualisirend zugleich. Durch den Zweck steigert sich die Kategorie der Wechselwirkung zur Potenz der Organisation, der organischen Wechselwirkung, kraft welcher die Glieder unter einander und gegen das Ganze wechselseitig Zweck und Mittel, Ursache und Wirkung sind, die der Gedanke als Herr der Kräfte einträchtig verbindet. Die Qualität, die aus der Bewegung als die wirkende Ursache bestimmt wurde, die an der Substanz haftet, prägt sich durch den Zweck zur organischen Thätigkeit aus. Diese strömen hier nicht bloß von dem Ganzen aus, sondern gehen auch in dasselbe zurück, wie sie es auf der ersten Stufe dieser Kategorie nicht thaten. — Die Negation, bis dahin eine bloße Schranke, erhält hier die Bedeutung des qualitativen Mangels. Deßgleichen die anfängliche Quantität, sowohl extensive als intensive, stätige und schiedliche, die dort noch beliebig und gleichgültig waren, werden hier durch den Zweck gebunden und unter ein festes Maß gestellt, das jedoch zwischen einem Maximum und Minimum schwanken kann; das Maß selbst wird zum verhältnißmäßigen Ebenmaß an der Sache, und wächst an Bedeutung auf dem geistigen und sittlichen Gebiet, wie dieses alle philosophirenden Hellenen, keiner aber reiner und tiefer erkannt hat, als Plato. Im Philebus z. B. S. 66 c. 41. zieht er das Resultat: „daß die Luft nicht das erste Besitzthum ist, auch nicht das zweyte; sondern das erste ist das Maß und das Abgemessene und Rechtzeitige (*τὸ μέτρον καὶ τὸ μέτριον καὶ καίριον*). Und in den Gesetzen B. IV. S. 416 sagt er: „daß nur die gottähnliche That und Handlungsweise Gottgefällig sey; denn nach dem alten Spruch, geselle sich Gleiches zu Gleichem als seinem angemessenen; das Unbemessene aber ist weder je unter einander noch dem bemessenen lieb und werth; demnach wird uns Gott zumeist das Maß aller Dinge seyn, zumal weit mehr, als, wie Protagoras u. a. behaupteten, irgend ein Mensch.“ — Und noch der späte Longinus rühmt, mit welcher Begeisterung das Maß! fragm. 2. *προῆλθε δὲ τὸ μέτρον ἐκ θεοῦ, μέτρῳ τά τε οὐράνια καὶ ἐπίγεια κεκοσμηκότος· ἁρμονία γάρ τις ἐστὶ καὶ τοῖς ἐπουρανίοις καὶ ἐπιγείοις. — εἰ δὲ πάντα (ῥυθμῷ τινι καὶ τάξει διεκεκόσμητο), πολλῷ γε μᾶλλον ὁ λόγος, ἅτε καὶ περιεκτικὸς ἁπάντων ὤν.* — fragm. 3. *Μέτρου δὲ πατὴρ ῥυθμὸς καὶ θεός· ἀπὸ ῥυθμοῦ γὰρ ἔσχον τὴν ἀρχήν, θεὸς δὲ τὸ μέτρον ἀπεφθέγξατο.*

Inneres und Aeußeres wird erst durch den Zweck zu einer eigenthümlichen Kategorie, sagt der Verf. mit vollem Recht S. 84; und die Materie, deren Vorstellung wir nicht frey erzeugen, nur empfangen können, die, wenn man vom Seyn ausgeht, das erste und mächtigste ist, erscheint, wenn man vom Zwecke ausgeht, als das Zweyte und Dienende; sie wird Mittel für ihn, der auch die Form gliedert und baut, so daß sie an den Or-

ganismen hervortretend die äußerste Erscheinung desselben, und das Organische überhaupt zum Symbolischen wird, in wie fern nämlich der bildende Gedanke in seinem Erzeugniß erkannt werden kann.

Nur ungern und mit Mühe hat Ref., um nicht zu weitläufig zu werden, sich bey diesen wichtigsten Kapiteln auf die allgemeinsten Andeutungen ihres gründlichen Inhaltes beschränkt, ungern unterlassen hier einiges anzuführen aus des Aristoteles Lehren über die gleichartigen und ungleichartigen Theile im Organismus (ὁμοιομερῆ καὶ ἀνομοιομερῆ) u. a. m., deren Betrachtung recht eigentlich, auch schon im allgemeinsten gehalten, und um so mehr hieher gehört, je leichter man sich über die allgemeinen Sätze einverstanden bekennen kann, dann aber gleichwohl im Hinblick auf das Besondere und Eigenartige sofort aus einander weicht. Nur ungern wird er im weitern Verfolg sich immer mehr ins Kurze zu ziehen genöthigt seyn; dennoch kann er sich nicht entbrechen, eine Stelle mit den Worten des Verfs. ganz mitzutheilen, wo er im 13. §. am Schluß dieser Abhandlung sagt:

„Es öffnet sich hier ein Blick in die ethischen Kategorien. Alle sittlichen Begriffe ruhen auf dem Zweck. Zwar treten Elemente hinzu, die über den Zweck allein hinausgehen — Erkenntniß und freye Gesinnung. Im Sittlichen wird der Mensch das urtheilende freye Organ eines göttlichen Zweckes; seine Kategorien steigern sich daher im Ethischen, und bestimmen sich eigenthümlich. — Was dem göttlichen Zwecke gemäß ist oder widerspricht, wird durch den Character der Gesinnung und Freyheit zum Guten oder Bösen. Die Erkenntniß des Zweckes in seiner ganzen Beziehung wird Weisheit, die hingebende That desselben wird Liebe, das lebendige persönliche Maß wird Besonnenheit, die Intensität des Werkzeuges für den Zweck Beharrlichkeit, das Verhältniß des Gliedes zum Ganzen (Inhärenz) Gehorsam, die Wechselwirkung der Glieder innerhalb eines Ganzen Gerechtigkeit (im Platonischen Sinn) S. 87. 88.

Nachdem der Verf. bis hieher die transscendentale Logik erörtert hat, wendet er sich in den übrigen Abhandlungen, auf diese Grundlegung bauend, zu denjenigen Kapiteln, die auch in den gemeinläufigen Handbüchern der formalen Logik, der analytischen Denklehre vorkommen. Man wird aber nicht anders erwarten, als daß sie alle nach diesen vorgängigen Betrachtungen vielfältig abgeändert und modificirt werden. S. 89 — 96 wird demnach zuerst die Verneinung in Betracht gezogen, ein logischer Hülfsbegriff, der sich objectiv als Begränzung, als Anderes, als Gegensatz zu erkennen giebt, als die ausschließende Kraft einer Bejahung sich zeigt. Denn die Negation ist nirgends das Erste, vielmehr immer erst der Ausfluß eines Anderen; und das Negative als solches keine Arten, wie Aristoteles gegen die divisive Methode Platons u. a. in dem letzten B. der Analytik, im ersten B. von den Theilen der Thiere u. s. w. bemerkt.

„Um mit dem Bösen, einer unbequemen Erscheinung, fertig zu werden, läßt man es wohl in eine bloße Verneinung des Guten aufgehen. Aber das ist nur ein Wort, sagt der Verf. S. 91, wenn man nicht den verneinenden Geist in seiner positiven Gewalt, den sich gegen das Allgemeine in sich selbst steifenden Willen des Einzelnen, die Kraft und Lust der falschen Selbstständigkeit begreift.“

Zu den anziehendsten und lehrreichsten Kapiteln gehört der 11. Abschnitt, die modalen Kategorien überschrieben, von S. 97 bis 138. Wenn die erste Frage war, wie der Geist zu erkennen vermöge? und wenn gezeigt worden, daß die Bewegung als das Gemeinsame, den Gegensatz zwischen Denken und Seyn vermittle: so gilt es jetzt die Untersuchung der Formen, die er auf diesem Wege beschreibt; sie machen die Kategorie der Modalität. Diese erhält hier manche Berichtigungen, sowohl nach ihrer rein logischen, formalen, Bedeutung, als auch in wiefern sie Kant im System der transscendentalen Logik behandelt hat.

Die Wirkursache und der Zweck treten als Grund auf, wenn sie in Bezug auf das aus ihnen Begriffene gefaßt werden. Der Grund, weil er gedacht wird, läßt das Zeitverhältniß zurücktreten, das in der Ursache vorwaltet. Aus der wirkenden Ursache und dem Zwecke erkennen, dieß heißt etwas aus seinem Realgrund erkennen. Was immer zur Hervorbringung einer Sache mitwirkt, fassen wir in Einen Grund zusammen; allein dieß Zusammen ist nicht eine untheilbare Einheit, sondern eine Viel-

heit, eine Zusammensetzung von mancherley Bedingungen, wie schon der Zweck eine Mehrheit und Gegensätze verlangt hat, die er zu seinem Dienste verwendet. In der Erkenntniß aus dem Grunde verwandelt sich die blinde Verkettung der forttreibenden Ursachen und Wirkungen in eine gedachte Nothwendigkeit. Wenn alle Bedingungen erkannt sind, und demnach die Sache aus dem ganzen Grunde verstanden wird, so daß das Denken das Seyn völlig durchdringt: so giebt das den Begriff der Nothwendigkeit. Wenn dagegen nur eine oder einige erkannt sind, aber das an dem Grunde fehlende im Gedanken ergänzt wird: so giebt das den Begriff der Möglichkeit. Beyde Begriffe weisen, um verstanden zu werden, gegenseitig auf einander hin, so wie auch auf das Unmögliche. Das letztere ist nur Gedanke, dem die Wirklichkeit feindlich widerstreitet. Das wirkliche stammt aus der Anschauung und ist bloße Thatsache, bis es durch den Gedanken gebunden zur Nothwendigkeit wird, und hinwiederum den Gedanken bindet. Im Möglichen ist der erzeugende Grund nur theilweise da; im Unmöglichen der verhindernde ganz. Das Unmögliche ist hienach ein Ausfluß des Nothwendigen, aber das Mögliche nur noch ein Spiel des Gedankens. Es wird aber damit Ernst, wenn der Gedanke dadurch das Wirkliche erreichen will, in welchem jenes Spiel sein Maß hat; denn das Wirkliche bringt die fehlenden, und durch das Denken nur vorläufig ergänzten Bedingungen herein. Weil diese Ergänzung der schon daseyenden Bedingungen nur im Gedanken geschehen kann, so ist das Mögliche zunächst auch nur ein gedachtes. Die Natur im ganzen Verband der Schöpfung verfährt immer nur causal, nie hypothetisch; wo sie eine Möglichkeit vorgebildet hat, da ist sie immer nur ein Verein einiger vorhandener Bedingungen; den Rest überspringt das Denken oder setzt ihn, weil das Gegentheil nicht geboten ist. Es bestätigt sich so die Möglichkeit als modaler Begriff.

Der Verf. unterscheidet weiterhin das Mögliche, das aus der wirkenden Ursache stammt, und das Mögliche, das vom Zwecke bestimmt wird; die bis dahin aus einander gesetzte Wirklichkeit des Möglichen, von der Möglichkeit des Wirklichen, die

er auch die innere Möglichkeit nennt. Bey dieser wird nicht gefragt, was möglich, sondern wie etwas möglich sey. S. 109 — 112. Dann betrachtet er die Kategorie der Nothwendigkeit; sie in ihrem letzten Punkte ruht auf der Identität oder Gemeinschaft des Seyns und Denkens, eben wie der Zweck, die Bewegung schon darauf hingeführt haben, eine Uebereinstimmung zwischen dem Object und dem Subject und zwischen ihren beyderseitigen Wirksamkeiten anzunehmen. Was nach den voraus geführten Erörterungen dem Denken und Seyn gemeinsam ist, heißt das Allgemeine, und dieses Allgemeine ist der positive Grund der Nothwendigkeit. Dieß führt dann zur Erwägung des Allgemeinen in seiner mehrfachen Bedeutung und Beziehung zum Grund, zum Nothwendigen u. s. w.; endlich zur Erwägung des Zufälligen und des Zufalls. Zum Schluß läßt sich der Verf. anf eine Prüfung der Lehren Kants und Hegels über diese Kategorien ein.

Die 12. Abh. ist Begriff und Urtheil überschrieben S. 139 — 149. Beyde werden nicht allein formal, sondern gemäß dem bisherigen Vorgang auch nach ihrem objectiven Bezug erwogen; demnach der Begriff sprachlich im Namen, im Substantiv erscheint, was schon der Benennung nach an die Substanz erinnert. Das logische Urtheil aber bezieht sich immer auf eine reale, d. h. auf die Thätigkeit einer Substanz. Nur zwey Bemerkungen, die sich auf die Grammatik beziehen, und die ich hier mit großem Vergnügen gelesen habe, will ich herausheben; die erste betrifft das Verbum impersonale; das subjectlose Urtheil ist der Zeit nach, und in dem Hervorgang des menschlichen wahrnehmenden Denkens, das erste; so wie von Seite des wollenden Denkens, der Imperativ. Die zweyte Bemerkung ist; jedem Begriff liegt ein Urtheil zu Grunde; dieß deuten schon alte griechische Grammatiker und Commentatoren an, Herder über den Ursprung der Sprachen S. 60 flg. hat darauf hingewiesen, mit treffenden Beyspielen hat es beglaubiget Gruppe in seinem Antäus und in seiner Schrift: Wendepunct der Philosophie im 19. Jahrhundert.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. October.

Nro. 211. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Logische Untersuchungen von Adolph Trendelenburg. Berlin 1840. 2 Bde. 8.

(Fortsetzung.)

Im 13. Abschnitt S. 150 — 167 wird der Begriff für sich und isolirt von dem Urtheil nach seinen Formen und seiner Bedeutung als das Selbstständige und Beharrliche, Wandellose näher betrachtet. Und eben so werden im 14. Kap. die Formen des Urtheils besonders schärfer und eindringender, als bisher irgendwo geschehen ist, untersucht; namentlich macht Ref. auf die Kritik des negativen und des sogenannten unendlichen Urtheils aufmerksam, und verweiset dazu noch auf Kants Logik (herausgegeben von Gäsche): was da S. 161. 162 Kant selber über diese beyden Formen klar sagt, beweiset offenbar, daß er dem Schematismus der Dreyheit zu lieb die Qualität der Urtheile entdreygetheilt hat.

Was im 15. Kapitel unter dem Artikel Begründung über die Kraft und Bedeutung des inductorischen und syllogistischen, des analytischen und synthetischen Verfahrens, desgleichen was über das Experiment gesagt ist, wird unfehlbar in jedem künftigen Lehrbuch der Logik zur Berichtigung der bisherigen Mißverständnisse und widersprechenden Darstellungen berücksichtiget werden müssen. So viel auch über die Syllogistik seit Aristoteles schon von den scharfsinnigsten Geistern, über die Formen und Arten der Schlüsse, über ihre Figuren, deren Bedeutung, Grund und Anwendung gesagt und geforscht worden ist: so findet auch hier der Verf. nach Lambert, Kant, Twesten u. m. a. noch immer genug zu bereinigen, wobey er wie immer nebenher den neuern Denkern die alten, namentlich hier den Aristoteles zu Rathe zieht, und seine Lehren bewährt. Referent macht nur aufmerksam auf dasjenige, was über die Analogie gesagt, was wider einige Hauptpuncte der Hegelschen Logik treffend vorgebracht, und wie der Aristotelische Satz bewährt wird: daß was im Realen der Grund ist, das ist im Logischen der Mittelbegriff des Schlusses.

So lange die Forschung analytisch zu Werke gehen muß, stehen der reale Grund und der logische Mittelbegriff von einander ab; in der genetischen Erkenntniß hingegen fallen beyde überein, und hiedurch vollendet sich denn die Wissenschaft. Aus diesen Sätzen wird man leicht ahnden, was ihre weitere Ausführung im 17. Kapitel ergeben muß, welches überschrieben ist: die Ableitung aus dem Begriff, und die Begründung durch zufällige Ansicht. Aus dem letzteren Ausdruck erräth jedermann, daß hier ein Hauptpunct des Herbartischen Systems erwogen und auf seine richtige Geltung zurückgeführt wird. Indem hierauf gegen die Hegelsche Methode polemisirt wird, macht Ref. aufmerksam nur auf den einen Punct, wie die Stellung der Religion zum Staat, die beyden Hegel gegeben hat, geprüft und in ihrer Hinfälligkeit aufgezeigt wird.

> „Entweder (heißt es S. 316) beruht der Staat auf der Religion, und dann ist der Staat (in jenem System) nicht begriffen. Oder der Staat ist begriffen, und dann beruht er — nach Hegel, nicht auf der Religion. — So wenig als die Entwickelung des germanischen Staates ohne das Christenthum verstanden werden kann, so wenig ist die Religion eine dialektische Gestalt, die sich erst durch die Negation des Staates erhebt. Wenn das Begreifen den Begriff ausmacht, so ist diejenige Folge des Begriffes, welche den Staat für sich, und die Religion aus dem Staat entwickelt, ein Hysteron-

proteron der Dialektik. Die Inconsequenz verräth sich selbst. Denn in der Philosophie der Weltgeschichte, die die Rechtsphilosophie schließt, und der Religionsphilosophie vorangeht, ist allenthalben tief und sachgemäß die Substanz der einzelnen Staaten aus ihrer Religion abgeleitet. — Dieselbe Inconsequenz widerholt sich in der Kunstphilosophie. Sie geht im dialektischen System der Religion voran. — Aber in der Sache verhält es sich anders. Die Kunst ist in ihrer Größe und Tiefe von der Andacht der Religion empfangen und geboren, und an dem Leben des Cultus gewachsen und gereift. — Der Blick der Sache hat hier richtiger gegriffen, als die künstliche Dialektik."

Zu den Mitteln und Wegen, auf welchen das Denken zur Erkenntniß vorschreitet, gehört auch der indirecte Beweis, von welchem der 18. Abschnitt handelt. Zunächst und eigentlich begründet er negative Urtheile; sodann dient er in der disjunctiven Methode, um durch Ausschluß des Unzulässigen das Positive zu finden; endlich kehrt er als Nothhülfe in der Erkenntniß der Principien wieder. Nachdem der Verf. die verschiedenen Weisen der Begründung mit Scharfsinn und auf mehreren Gebieten des Wissens dargestellt hat, erläutert er, indem er zur nächsten Untersuchung, — über das System — fortgeht, an einem Beyspiel, die Einheit desselben, wie sie einander fordern und im lebendigen Act des Erkennens zusammenwirken, und zu einer größeren logischen Gestalt überleiten. Das Beyspiel ist genommen aus der jedermann von der Schule und den Sprachstudien her bekannten Erklärungsweise eines Buches ꝛc. Der Verfasser sagt S. 332. 333:

„Alles Verständniß ist Interpretation, sey es des gesprochenen Wortes, oder der sinnvollen Erscheinungen selbst. Der innere Vorgang hat in beyden Fällen große Verwandtschaft. Wir vergegenwärtigen uns daher den Gang des Geistes in der philologischen Erklärung, um in dieser leichter zu beobachtenden Thatigkeit die verwickeltere wieder zu finden." —

„Das Verfahren ist dabey in seiner ganzen Richtung analytisch. Aus dem geschriebenen Worte, als der sichtbaren Erscheinung soll der hervorbringende Grund, der Gedanke, gefunden werden. Indem wir aber diese Aufgabe lösen, verfahren wir sogleich synthetisch; denn wir verstehen die einzelne Stelle, indem wir fortlesen, durch die lebendige Nachbildung des Ganzen. Wir stehen daher schon, wenn uns etwa eine Stelle als schwierig erscheint, mitten in dem hervortreibenden Grunde des Gedankens. Wir stoßen gerade deßhalb an, weil das analytische Verfahren, das aus dem Zeichen den Sinn gleichsam sammelt, mit dem synthetischen, das von dem Ganzen her jeden durch die Analysis entstehenden Theil beleuchtet, in Widerspruch geräth. Der neue Theil will sich nicht in das gewonnene Bild des Ganzen fügen, und die Gewalt der Einheit, in der alles Verständniß geschieht, weist ihn als fremdartig zurück. Sogleich wird die bisherige Synthesis problematisch, und es fragt sich: ist der neue Theil, oder das alte Ganze, oder sind beyde unrichtig genommen, und wie lassen sie sich vereinigen? Die Mittel, die wir in einer solchen Frage anwenden, sind zunächst analytisch. Wir construiren die Stelle etwa nach den Wortformen, die uns wie Erkenntnißgründe, einen Rückschluß erlauben. Nun wird ein Sinn herausgebracht. — Ist es der rechte? — Der Zusammenhang der ganzen Stelle, also die Synthesis, ist die Probe dieses analytischen Ergebnisses. — Die versuchte Erklärung ist vielleicht falsch. — Die Widerlegung erscheint dann in einem indirecten Beweise; denn gäbe jene Ansicht, schließen wir, den richtigen Sinn, so wäre dieß und das, im Ganzen oder im Einzelnen, ungereimt. Der Zusammenhang leistet jenen Widerstand, von dem ein indirecter Beweis überhaupt ausgeht. Die Erklärung wird aufgegeben; eine neue wird versucht, bis das analytische Verfahren, das sich auf die grammatischen Verhältnisse stützt, und das synthetische, das aus dem Ganzen heraus dem inneren Gedanken nachschafft, sich einander gegenseitig bestätigen. Die innere Genesis des Gedankens, die sich mit Nothwendigkeit in die gegebene Form kleidet, ist der directe Beweis. In dem ganzen Vorgange ist der Blick auf das Individuelle gerichtet, und daher verschwindet leicht für die Beobachtung der Syllogismus, der aus dem factisch-Allgemeinen das Einzelne ableitet. Aber er ist stillschweigend vorhanden. Wenn z. B. in dem Verlauf eine allgemeine grammatische Regel angewandt, oder wenn im indirecten Beweis aus einem Allgemeinen argumentirt wird: so geschieht es durch die rasche Verknüpfung eines Syllogismus der ersten Figur. Die Induction ist als Hülfsmacht thätig, indem sie etwa eine lexikalische Bedeutung feststellt, die für das Verständniß versucht wird.

In der raschen Wechselsprache der Gedanken unterscheiden wir diese verschiedenen Richtungen der Methode nicht. Wenn wir aber darauf merken, so bewundern wir unser eigenes Webermeisterstück

Wo Ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.

„Wir denken in ähnlicher Weise, wie wir uns bewegen. In einem Nu bewegen wir das freye Spiel der Hand. Wie viele Muskeln wirken dazu nicht in einer Einheit zusammen. Wenn der Physiolog uns ihre verschlungene Thätigkeit zeigt, so bewundern wir den Organismus. Die Formen des Denkens wirken geistig, wie leiblich die Muskeln. Wir üben beyde, ohne sie zu sehen und zu kennen. Das Verständniß einer schwierigen Stelle, wie wir es eben zergliederten, ist gleichsam ein Musterbild alles Erkennens. Wenn überhaupt die Nachbildung der Sache aus dem Ganzen (die Synthesis) in die Formen der Erscheinungen (die Erkenntnißgründe der Analysis) dergestalt hineinwächst, daß sich beyde einander bejahen und bezeugen; so wird erreicht, was erreicht werden kann. Es ist nur die Aufgabe des Menschengeistes, daß er auf gleiche Weise die Welt als ein Ganzes verstehe."

Die Klarheit und Wahrheit des ebengesagten wird die Aufnahme dieser etwas langen Stelle rechtfertigen, da sie einen bündigen Commentar zu dem alten Satz liefert, daß die Grammatik angewandte Logik ist, und da sie gedrängter und deutlicher, als weitläuftigte auch sehr gute Lehrbücher der Hermeneutik den Werth dieserley Sprachübungen und der klassischen Studien überhaupt darlegt. Man vergleiche nur selbst Schleiermachers Hermeneutik und Kritik und seine Abhandlung über die Methoden des Uebersetzens.

Aus allem dem, was bisher Ref. über diese logischen Untersuchungen gesagt, was er aus ihnen so viel möglich mit den eigenen Worten des Verf. beygebracht hat, wird der bedächtige Leser schon abgenommen haben, daß Hr. Trendelenburg nicht Anspruch darauf machen wird, ein absolutes allumfassendes und allerklärendes System der Wissenschaft aufzustellen, weder hier noch jetzo, noch anderwärts und künftighin. „Die Idee der Wissenschaft geht weiter als ihre Verwirklichung, sagt er S. 336. Nicht einmal das Ganze der im großen und kleinen Raum unendlichen Erscheinungen ist zugänglich; viel weniger die Tiefe des ganzen Grundes" — Wohin wir blicken, da ist Stückwerk. Aber durch den Zug des Geistes getrieben ergreifen wir das Ganze. Dessen Einheit, das Absolute — das Unbedingte und die Idee nun sind der Gegenstand der 20ten Betrachtung. In dem Absoluten allein befestigt sich das Relative, in dem Unbedingten gewinnt das Bedingte Halt und Bedeutung; in Gott die Schöpfung Einheit und Ende. Obgleich das Unbedingte in Wahrheit ist, so ist sein Leben für uns doch nicht zu erkennen. Denn die aus der Bewegung, der ersten That des endlichen Denkens und des endlichen Seyns; dann die aus dem Zweck, und die aus der Gemeinschaft beyder abgeleiteten Kategorien können auch nur für das Endliche gelten. — „Wir strecken an dieser Gränze die Waffen unsers endlichen Erkennens," sagt der Verf. S. 339. Und wenn wir auch die Kategorien, indem wir Gott denken wollen, vernichten, so ist was sich auf ihren Trümmern erhebt, doch wiederum nur durch die Kategorien, ist ein Endliches. Es ist uns eben nicht gegeben; mit derjenigen logischen Nothwendigkeit das Wesen Gottes zu entwickeln, mit welcher der Geist die endlichen Dinge zu durchdringen vermag. Alle Construction ist nur ein Bild Gottes aus der Welt. Alle Begründung ist dabey indirect. Wer darüber hinausgeht, dichtet ein theosophisches Gedicht. Der Verf. prüft die verschiedenen Beweise für das Daseyn Gottes, den ontologischen, kosmologischen, den teleologischen und moralischen, ja er fügt, da der ontologische nicht Stich hält, an seine Stelle einen neuen, den logischen Beweis ein, zeigt aber ihnen allen, so viel er sie auch gelten läßt, obiges nach, daß sie das Unbedingte aus dem Bedingten, und daß sie es indirect begründen. Es könnten leicht noch mehr Beweise ähnlich den bisher versuchten, geführt werden; denn jeder Punct der Welt muß zu Gott führen, wie jeder Punct der Peripherie zum Centrum.

„Alle Beweise Gottes gleichen dem Versuch, aus der Farbe, in der das Licht getrübt ist, das reine Licht zu finden, als ob man die Trübung nur abziehen könnte. — Woher aber die Idee Gottes vor dem Beweise, und außer dem Beweise? Die skeptische Kritik hat hier ein weites Feld, aber sie erklärt nicht, was sie wegerklären möchte. Die

tiefsinnige Anschauung des Glaubens und der kräftig vereinigende Geist antworten entschieden." S. 350.

Der Verf. giebt dann noch eine schöne Parallele, deren Wahrheit darauf beruht, daß die Welt ein künstlerisches Ganze ist: Wie der Dichtergeist aus dem Gedicht, so spricht Gott aus der Welt! Diese Parallele führt er sehr geistreich durch, ohne daß er nach der einen oder andern Seite hin das Gleichniß weiter verfolgt, als es die Eigenthümlichkeit der verglichenen Gegenstände verträgt. Er zieht daraus die Folge, daß das Wissen des endlichen Geistes, wie weit es auch vordringe, doch für jeden Einzelnen Stückwerk, und immer der Gedanke Gottes die Ergänzung dieses Stückwerkes ist. S. 352.

„Wir lesen immer noch jenen Anfang, aber in der Voraussetzung, daß sich darin der göttliche Gedanke, aus dem er stammt, spiegele. — Hienach ruht auf der Weltansicht, welche die verschiedenen Erkenntnisse mit einer Einheit zu beherrschen strebt, die eigenthümliche Anschauung des Unbedingten. Jedes System hat seine eigene Weltansicht, und ist nur in dieser ein eigenes System."

Der Verf. stellt deren hauptsächlich zwey, als grundwesentlich verschieden einander gegenüber. Das eine derselben sieht und forscht einzig nach der wirkenden Ursache; verfolgt demnach die physische oder mechanische Weltansicht; das andere System aber verfolgt den Gedanken des Zweckes, und begründet die organische (teleologische) Weltansicht.

„Jene ist von Spinoza am folgerichtigsten und eigenthümlichsten ausgebildet; diese ist das Wesen des Platonismus und aller ihm verwandten Richtungen. Plato und Spinoza sind die entlegensten Puncte in der Bahn des philosophischen Systems. S. 353."

Dieß führt der Verf. weiter aus, und zeigt, daß die Verfolgung der wirkenden Ursache allein nicht über den Begriff hinausführt, nicht zur Idee emporhebt, wie die andere Ansicht thut; diese führt durch die Idee zu Gott. Der Mißbrauch der Teleologie hebt den rechten Gebrauch und den Werth derselben nicht auf; die besten physikalischen und zumal physiologischen Werke lassen die Zweckmäßigkeit, die, ohne einen Geist vorauszusetzen, gar nicht gedacht werden, gar nicht in den Sinn kommen kann, überall auch da durchscheinen, wo sie nur die physische Erklärung aus den wirkenden Ursachen sich zur Aufgabe gestellt haben, und leisten auf ihrem indirecten Wege für die Verherrlichung des Zweckes mehrentheils mehr, als die absichtlich in dieser Betrachtungsweise geschriebenen. Dieß kommt daher, daß jene in der Regel auf einer Idee ruhen.

„Die französische Philosophie, sagt Hr. Tr. S. 360, in welcher immer die Weltansicht der natürlichen Ursachen überwog, hat folgemäßig die tiefe Bedeutung der Idee eingebüßt, und das Wort bis zum Zufall einer beliebigen Vorstellung abgeflacht. Die deutsche Wissenschaft hat es immer in Ehren gehalten."

Ref. glaubt zur Empfehlung dieses klassischen Werkes nichts besseres thun zu können, als daß er zum Schluß aus diesem Abschnitt noch einige charakteristische Stellen aushebt.

„Ist die Natur ohne den Zweck und versteht man sie ohne den Zweck? Wer diese Frage verneinen will, beweise es. Ist sie aber nicht zu verneinen, so erhebt sich die zweyte Frage; wie kann man den Zweck begreifen? Die Sache steht zum Theil so: Man erkennt das Göttliche in der Natur; aber nennt es Beschränkung, das Göttliche durch Gott zu denken. — Sprich ehrlich: kannst du das Göttliche ohne Gott, den Welt-durchdringenden Zweck ohne den Geist des Schöpfers verstehen? Allerdings, man braucht so hoch nicht zu greifen. Es ist eine freye Erhebung, und Niemand meyne, daß der Glaube etwas anderes sey, als eine freye Erhebung des Geistes. Man kann sich die Welt aneignen, wie man das Brod essen kann, ohne zu fragen, woher es kommt. Man braucht nicht zu den Sternen aufzusehen, und kann doch leben. Du verstehst ein Gedicht, ohne den Dichter zu kennen; du kannst vielleicht die Welt verstehen, ohne Gott zu kennen; so plastisch ist das Gedicht, so plastisch die Welt. Willst du dich aber darauf beschränken? Gerade diese Vollendung haben beyde nur von dem Geiste empfangen, der sie schuf.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. October.

Nro. 212. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

De la Démocratie en Amérique par Alexis de Tocqueville, membre de l' Institut. T. III. IV. Paris 1840. 8.

Der Verfasser dieses lehrreichen Werkes erklärt sich fest überzeugt, daß die Neigung zur Demokratie, von welcher alle Völker des Abendlandes ergriffen seyen, durch keinerley Widerstand mehr gehemmt werden könne; daß es jedoch nicht unmöglich sey, das Gefahrliche, das dieser unaufhaltbare Lauf mit sich führe, theils einzuschranken, theils abzuwenden. Voll dieser Gedanken, hat er in den vereinigten Staaten Nordamerica's das Wesen und Wirken einer vollendeten Demokratie beobachtet. In zwey Bänden, die vor mehreren Jahren erschienen und mehrmals wieder aufgelegt worden sind, hat er die Verfassung jener Staaten beschrieben und gewürdigt; die gegenwärtige zweyte und wohl noch gehaltvollere Hälfte seiner Arbeit legt das Wirken der Demokratie auf Denkart und Sitte, auf Wissenschaft und Kunst dar.

Verstände der Verf. unter Demokratie, was mit diesem Worte, seiner ursprünglichen Bedeutung gemäß, in der Staatswissenschaft bezeichnet wird, so stände es übel um seinen Anspruch auf die vornehmsten Eigenschaften des guten Beobachters, Unbefangenheit und Besonnenheit, welche gewiß nicht dem Manne zuzutrauen wären, der sich die heutigen Staaten insgesammt als einer demokratischen Verfassung zueilend vorstellte. Fehlt es doch nicht nur an allen Erfordernissen zu einer solchen Vorstellung, sondern zeugt auch die Geschichte eines halben Jahrhunderts auf das entschiedenste dagegen, indem sie nur mißrathene Versuche der Demokratie, und überall die Monarchie als Siegerin darüber aufweist. Allein der Verf. ist von einer so leeren Einbildung weit entfernt. Gleich mehreren seiner Landsleute vor ihm, (z. B. Argenson in dem, auch von Rousseau gerühmten, Werke: Considérations sur le gouvernement ancien et présent de la France) gebraucht er das Wort Demokratie zur Bezeichnung eines öffentlichen Zustandes, in welchem keinerley Unterscheidung durch Geburt oder Innung ein Vorrecht hat oder einen Vorzug genießt: eines Zustandes allgemeiner Gleichheit, welcher mit politischer Freyheit so wenig zusammenfällt, daß er sich vielmehr selbst mit dem Gegentheile derselben wohl verträgt, zuweilen sogar ihm entgegen kommt. Auch in diesem eingeschränkteren Sinne wird zwar Manchem die demokratische Anlage der Zeit nicht so übermächtig erscheinen als sie in den Augen des, von seiner Heimat auf die übrige Welt schließenden, Verfs. ist; einen sehr starken Hang zur Gleichheit in den heutigen Staaten, bey aller Verschiedenheit ihrer Verfassung, wird jedoch kein Denkender verkennen. Auch hat ein Beurtheiler des Werkes in einer der vornehmsten brittischen Zeitschriften (Edinburgh Review Oct. 1840) sogar für England dem Verf. beygestimmt, nur mit dem Unterschiede, der nicht eben erheblich ist, daß er Uebergewicht der mittleren Classe nennt, was jener Demokratie.

Der Gegenstand ist unstreitig einer von denen, die der Aufmerksamkeit der Zeitgenossen, vorzüglich der an der Regierung auf irgend eine Weise Theil nehmenden, am würdigsten sind. Hr. v. T. zeigt an dem Beyspiele Nordamerica's, zu welchen durchgreifenden Veränderungen in dem ganzen Umkreise der menschlichen Dinge jener überwiegende Hang zur Gleichheit nothwendig führe. Nur zweyerley dürfte

an dieser Darstellung auszusetzen seyn: erstens, daß sie sich nicht genau an America hält, sondern sehr oft andere Länder, hauptsächlich Frankreich, entweder beyläufig oder selbst vorzugsweise in Betrachtung zieht, und von demokratischen Völkern oder Zeiten im Allgemeinen spricht; zweytens, daß der Gegensatz gegen solche Zeiten und Völker, in das Wort: aristokratisch gefaßt, gewöhnlich zu eng auf die strengste Scheidung der Stände begränzt ist.

Die erste Abtheilung hat zur Ueberschrift: Influence de la Démocratie sur le mouvement intellectuel aux Etats-Unis. Darunter begreift der Verf. Glauben, Wissenschaft und Kunst. Der Americaner, sagt er, vertraut in allem, was er denkt, fast ohne Ausnahme dem Vermögen seiner eigenen Vernunft. Dieß erklärt er so:

> In der beständigen Bewegung, worin die demokratische Gesellschaft begriffen ist, erschlafft oder bricht das Band welches eine Generation an die vorangegangenen knüpft; man verliert die Spur der Vorfahren oder läßt sie unbeachtet. Aus Ansichten des Standes, dem man angehört, kann man zu einer festen Meynung auch nicht gelangen; denn es giebt, so zu sagen, keine Stände mehr; und was davon noch übrig ist besteht aus so beweglichen Elementen, daß es nie eine wirkliche Macht über die Mitglieder haben kann. Das geistige Einwirken des Einzelnen auf einen Andern ist nothwendig sehr beschränkt in einem Lande, wo die Bürger, nahezu einander gleich geworden, alle sich sehr nahe sehen. Da sie an keinem unter ihnen Zeichen einer entschiedenen Ueberlegenheit bemerken, so räumen sie keinem auf ihre Meynung einen überwiegenden Einfluß ein, sondern halten sich an die eigene Vernunft als die nächste Quelle der Wahrheit. Nicht nur das Vertrauen zu dem und jenem verliert sich, sondern überhaupt die Neigung, irgend einem auf sein Wort zu glauben. Jeder schließt sich eng auf sich selbst ein und glaubt von da aus über die Welt urtheilen zu können.

Hierin geht der Verf. etwas zu weit. Es reichte hin, den Verfall des Ansehens aller Ueberlieferung anzuführen; in demselben liegt auch der Grund, daß man weder einem Stande noch einem Einzelnen seine Meynung unterwirft; denn solche Unterwerfung ist nur möglich, wo der, welcher sie begehrt, der Träger oder Ausleger einer geehrten Ueberlieferung ist. Wenn diese untergeht oder ihr Ansehen verliert, so wird man zwar davon unabhängig; daraus folgt aber nicht daß man auch selbständig werde. Die Behauptung des Verfs., daß der Americaner fast ohne Ausnahme der eigenen Vernunft vertraue, erleidet durch ihn selbst in Folgendem eine sehr große Einschränkung.

> Vergleicht sich der Mensch in einem demokratischen Lande einzeln mit allen anderen, in deren Mitte er lebt, so ist er stolz darauf, daß er jedem unter ihnen gleich steht; betrachtet er aber die Anderen als ein Ganzes, dem er sich gegenüber stellt, so erkennt er sich alsbald als schwach und unbedeutend. Dieselbe Gleichheit, die ihn von jedem Einzelnen seiner Mitbürger unabhängig macht, setzt ihn in eine unbedingte, unlösbare Abhängigkeit von der Mehrzahl derselben. Das Publikum übt also mit seinem Urtheil eine unbeschränkte Macht, und nicht ohne den Schein von Rechtmäßigkeit; denn wo sich alle einander gleich dünken, ist die Vermuthung nicht abzulehnen, daß die Mehrheit Recht habe. Auch empfangen in America die Einzelnen ihre Meynung über die wichtigsten Dinge ganz fertig von der Mehrheit, und sind dadurch der Mühe, sich eine eigene zu schöpfen, überhoben.

Dabey dürfte nur zu erinnern seyn, daß die Mehrheit nie hervorbringend oder anführend ist, sondern immer annehmend und folgend. Freylich ist sie anzunehmen und zu folgen nur da bereit, wo ihr geschmeichelt, d. i. Lust oder Bequemlichkeit gewährt oder vorgespiegelt wird; gleichwohl besteht ihr Handeln eigentlich nur darin, daß sie nicht widersteht. Man kann daher die sogenannte öffentliche Meynung nicht mit Recht als ein Erzeugniß der Mehrheit ansehen. Vielmehr ist sie das Werk einer klugen Minderheit, welche Vorstellungen in Umlauf zu setzen weiß, die für die große Mehrheit einen Reiz haben, wodurch sie Hausrecht bey ihr erlangen. Wer die Herrschaft dieser öffentlichen Meynung drückend findet, kann sich also nicht einmal damit trösten, daß für ihre Richtigkeit die Vermuthung spreche, weil sie aus der Einstimmigkeit der Meisten hervorgehe.

Das Verhältniß der Demokratie zur Religion ist von dem Verf. nicht ausführlich behandelt. Wo die Meynung der Mehrzahl herrscht, da

erwartet man auch eine herrschende oder doch eine überwiegende Kirche anzutreffen. Statt dessen sind die Bewohner der Vereinigten Staaten unter eine Menge verschiedener Glaubensbekenntnisse und Secten getheilt. Nach dem Verf. ist dieß nur scheinbar eine große Ausnahme von den Wirkungen des Hanges zur Gleichheit. Dieser äußert sich darin, daß alle Bekenntnisse dem Staate gegenüber in einer von ihm gleich unabhängigen und mit gleich wenig Einfluß auf ihn begabten Stellung sind. Ferner darin, daß die Geistlichkeit aller Bekenntnisse, ohne dem Wesen derselben etwas zu vergeben, der öffentlichen Meinung, wo nicht huldigt, doch nicht entgegentritt, Antheil an dem gemeinen Wesen, jedoch nicht an dem Streite der Partheyen nimmt, überhaupt sich nicht absondert noch abschließt, und die größte mögliche Nachsicht gegen die Leidenschaft des Erwerbs, des Gewinns und des Genusses übt.

Die Wissenschaften anlangend, wird der praktische Theil vortrefflich angebaut, und die Theorie so weit, als sie für die Anwendung unmittelbar nöthig ist, fleißig gepflegt; aber fast kein Nordamericaner legt sich auf das rein theoretische des menschlichen Wissens.

> Die Meisten sind begierig nach Genuß, die Meisten unzufrieden mit der Stellung die sie einnehmen; und da sie nichts hindert, diese zu wechseln, so geht all ihr Trachten darauf, daß sie sich eine bessere bereiten. Als das Meisterstück des menschlichen Geistes erscheint so gesinnten Leuten eine neue Methode, die auf einem kürzeren Wege zu Reichthum führt, eine Maschine, wodurch die Arbeit abgekürzt wird, ein Werkzeug, das die Kosten der Erzeugung vermindert, eine Erfindung oder Entdeckung, welche das Vergnügen fördert und vermehrt. In diesem niederen Kreise der Wissenschaften ist die Thätigkeit erstaunlich und höchst fruchtbar. Diese Americaner, von denen nicht eines der allgemeinen Gesetze der Mechanik entdeckt worden ist, haben die Dampfschiffahrt erfunden. Der Glaube an beständigen Fortschritt ist allgemein. Ich fragte einen Matrosen, warum die Schiffe der Americaner nicht dauerhaft gebaut seyen? Er antwortete: weil die Schiffbaukunst in einer so anhaltenden Vervollkommnung begriffen ist, daß das beste Fahrzeug nach wenigen Jahren nicht mehr genügt.

Eine eigene Litteratur hat Nordamerika noch nicht; wenigstens ist das, was dafür gelten möchte, sehr unbeträchtlich; man nährt sich größtentheils von der englischen. Ueber den herrschenden Geschmack sagt der Verf.:

> „Bey weitem die meisten Leser sind mit dem Treiben des Tages so beschäftigt, daß sie für das Vergnügen an Geistes-Erzeugnissen nur Augenblicke übrig behalten. Diese wollen sie dann auch ganz und ohne Mühe genießen. Erwünscht sind ihnen die Bücher, die sich leicht anschaffen und geschwind lesen lassen, keine Nachforschung, keine Anstrengung erfordern. Sie begehren ein Schönes das sich selbst darbietet und sogleich genießen läßt. Vornehmlich Neues, Unerwartetes begehren sie. Das mühsame, einförmige Leben, das sie führen, macht ihnen zu einem Bedürfniß, durch schnelle, lebhafte Erschütterungen, durch plötzliche Erleuchtungen, durch glänzende Wahrheiten oder auch Irrthümer außer sich gesetzt und wie mit Gewalt mitten in eine andere Welt gestellt zu werden."

Ferner:

> „Ich habe oft bemerkt, daß die Americaner, die gewöhnlich eine ganz ungeschmückte, in ihrer Einfachheit oft in das Gemeine fallende Sprache führen, gern schwülstig werden, sobald sie den poetischen Styl ergreifen. Da ist ihre Rede prunkend vom Anfange bis ans Ende; und wenn man diesen ungemessenen Aufwand von Bildern sieht, sollte man glauben, sie verstehen gar nicht, sich einfach auszudrücken. Dieß erkläre ich mir so. Der Bürger in dem Lande der Gleichheit sieht gewöhnlich nur einen sehr kleinen Gegenstand, nämlich sich selbst. Richtet er einmal die Augen in die Höhe, so zeigt sich ihm nur das große Bild der Gesellschaft oder das noch größere der Menschheit. Er hat nur sehr besondere und deutliche, oder sehr allgemeine und unbestimmte Vorstellungen; zwischen beyderley Arten ist eine große Leere. Tritt er nun aus sich heraus, so erwartet er immer daß man ihm irgend etwas Ungemeines zu betrachten gebe; nur dafür läßt er auf Augenblicke sein Geschäft ruhen. Diesem Verlangen kommen die Schriftsteller gern entgegen, schwellen ihre Einbildungskraft an und versteigen sich damit in das Ungeheure. So hoffen sie den Blick der Menge auf sich zu ziehen, und es gelingt ihnen.

(Schluß folgt.)

Logische Untersuchungen von Adolph Trendelenburg. Berlin 1840. 2 Bde. 8.

(Schluß.)

„Das Gedicht giebt dir ein Bild des Dichtergeistes, die Welt ein Bild Gottes. — Was wir von ihr kennen, ist immer ein Bruchstück. Die künstlerische That, die aus diesem Bruchstück den bildenden Geist entwirft, beleuchtet die Theilchen menschlicher Erkenntniß mit einer hellen Fackel. Wir schauen nun die Natur mit aufmerksamerem Auge, und lauschen der offenbaren Geschichte mit empfänglicherem Ohre. Das Seyn und jede Entwicklung des Seyns ist nun ein Blick des Geistes. Die Dinge oder Wesen sind nun die in ihren Producten angeschauten Entwicklungsstufen der einen unendlichen Thätigkeit, die gleichsam aufgehaltene oder verweilende (ewige) Idee. Es ist die Aufgabe der Realphilosophie, diesen Gedanken im Einzelnen zu suchen und darzulegen; sie beginnt hier, wo die Logik schließt. Das Unendliche erscheint uns nun im Endlichen wie im Spiegel. Im Menschen empfängt dadurch alles eine neue Bedeutung: wir ahnden schon eine unendliche Bestimmung in dem der Unendlichkeit aufgeschlossenen Auge; — denn die Thiere haben nur ein Auge für das Licht der Erde; — in der verklärenden Phantasie; denn sie entrückt die Wirklichkeit zu der Wahrheit des Ideals; — in dem harmonisch bewegten Gefühl; denn die Lust ist das Frohlocken über den Sieg des göttlichen Zweckes in der Wirklichkeit; — im aufopfernden Willen; denn an ein Höheres glaubend überfliegt er das eigene Ich; — endlich im abschließenden Verstande, denn woher käme ihm das kühne Recht, das Stückwerk der Erfahrung zu ergänzen? Wo der menschliche Geist sich selbst oder der Wirklichkeit voraneilt, da regt sich in ihm die Idee Gottes. Die Wissenschaft vollendet sich allein in der Voraussetzung eines Geistes, dessen Gedanke Ursprung alles Seyns ist. Was im Endlichen erstrebt wird, ist hier erfüllt. Das Princip des Seyns ist ein Princip. Und weil diese Idee Gottes der Welt zu Grunde liegt, wird dieselbe Einheit in den Dingen gesucht und wie im Bilde wiedergefunden. Der Act des göttlichen Wissens ist allen Dingen die Substanz des Seyns! —

In einem Rückblick von S. 363 bis 369 werden dann noch die bisher geführten Untersuchungen mit den aus ihnen sich ergebenden Hauptresultaten in ihrem Zusammenhang, kurz aber in heller Uebersicht vorstellig gemacht. Obgleich diese Anzeige ziemlich ausführlich geworden ist, so vermag sie doch keine Idee von dem wahren Gehalte dieses Buches zu geben. Dieser besteht nicht allein in den gewonnenen Ergebnissen und Einsichten, sondern eben so viel in der reinen hellen Darstellung und dem ruhigen besonnenen ernsten Gange der tiefen Forschung. Obgleich diese Anzeige größtentheils mit den eigenen Worten des Verf. geredet hat, so mußte sie doch eben nur ausziehen und daher leicht fühlbare Lücken lassen, die dieser Schrift nirgend zur Last fallen dürfen. Wenn Ref. seine Anzeige gegen die Wichtigkeit und das Interesse der Sache, gegen Gehalt und Gestalt dieser logischen Untersuchungen abmißt, so kann er nicht anders, als er muß bekennen, daß, was er darüber gesagt hat, nur eine sehr unvollkommene Idee von denselben geben kann. Er hat aber seinen Zweck und Wunsch erreicht, wenn die Leser dieser Blätter durch dieses aufmerksam gemacht und bewogen worden sind, das Werk selbst zu lesen, welches in Form und Materie deutschem Ernste, deutscher Gründlichkeit und Bildung zur Ehre gereicht, was auch sogar diejenigen kaum in Abrede stellen werden, die im Ganzen oder theilweise von andern Ansichten ausgehen. Die Befangenen und von der Methode besessenen, die weder auf das Wort noch den Geist ihres Meisters schwören, nur ihrem Geist Capriccio vertrauen, werden dieses Buch vielleicht ignoriren, oder nach ihrer desultorischen Manier herunterreißen; aber die spätere Zeit wird anerkennen, daß die philosophische deutsche Literatur von Herrn Trendelenburg mit einem klassischen Meisterwerk bereichert worden ist auf einem Felde, dessen Anbau nach den Erschütterungen, welche die ganze Philosophie und auch dieser Theil derselben seit Kant erlitten hat, vor allem Noth thut, wenn irgendwie Verständigung über den wissenschaftlichen Gang eintreten soll. Denn die Logik gilt ja noch immer, und mit Recht als die Propädeutik zu jeglicher Wissenschaft, insbesondere aber zur Philosophie.

Pr. K.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. October.

Nro. 213. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

De la Démocratie en Amérique par Alexis de Tocqueville, etc.

(Schluß.)

Die Vorliebe für allgemeine Begriffe, auch eine Wirkung des Gleichheitstriebes, der die Unterschiede verbannt oder übersieht, ist von großem Einflusse auf die Sprache, die mit abstrakten Ausdrücken, (z. B. Capacitäten, Celebritäten, anstatt: tüchtige, berühmte Leute) überladen wird. Andererseits kommen fremde Worte, auch aus todten Sprachen, in Gebrauch, indem die Eitelkeit, gebildeter als man ist zu scheinen, darnach hascht und die gemeinen Dinge, die sie vorbringt, durch den gesuchten, vornehmen Ausdruck zu veredeln meynt. (Auch bey uns ist diese Art bereits einheimisch; z. B. ein Violin-Heros, ein Cyclus von Productionen u. dgl.) Andere Eigenheiten der Sprache lernte der Verfasser durch urtheilsfähige Engländer kennen.

> Sie tadelten nicht sowohl, daß die Americaner viele neue Worte gebrauchten, als daß diese neuen Worte aus der unreinen Sprache des Partheykampfes oder aus dem Geschäftsstyle oder aus dem Wörterbuche der mechanischen Arbeiten genommen seyen. Die alten englischen Worte, sagten sie, würden von den Americanern oft in einer neuen Bedeutung gebraucht. Auch mischten diese auf eine seltsame Art die verschiedenen Gattungen des Styls und verbänden manchmal Worte mit einander, die in der Sprache des Mutterlandes einander mieden.

Auch die übermäßige Redseligkeit der meisten Mitglieder des Congresses bringt der Verf. auf die Rechnung des Gleichheits-Triebes.

> Gewöhnlich ist der Abgeordnete bloß durch seine Stellung in der Versammlung ein wichtiger Mann. Es drängt ihn daher beständig, Aufmerksamkeit auf seine Person zu erregen. Triebe ihn dazu auch nicht eigener Ehrgeiz an, so müßte er es gleichwohl thun, um nicht die Zuneigung seiner Wähler einzubüßen. Denn verliert er einmal diese, so hat er keine Aussicht mehr, weil er nicht bedeutend genug ist, um die Augen der Wähler eines andern Bezirkes auf sich zu ziehen. Er muß sich also anhaltend bemühen, die Erwartungen zu erfüllen, in welchen er von den Leuten seiner Heimath gewählt worden ist. Diese haben ihn nur aus Rücksicht auf die Vorzüge, die er nach ihrer Meynung besitzt, erkohren und halten sich zum Voraus versichert, er sey ein Redner. Das muß er auch nun wider Willen seyn, er mag die Fähigkeit dazu haben oder nicht. Daher kommt nicht leicht ein Mitglied des Congresses nach Haus zurück ohne sich mit wenigstens einer Rede ausweisen zu können. Darin sind gewöhnlich zuerst große, allgemeine Wahrheiten vorgetragen, die der Redner nicht sehr inne hat und nur unklar abzuhandeln weiß, sodann kleine, besondere, örtliche Verhältnisse, mit denen er wohl bekannt ist und die er desto umständlicher auslegt. Die Americaner wissen, das könne nicht anders seyn, und hören mit entschlossener Ergebung die langweiligen Reden an, durch welche die Berathung träg und schleppend wird.

Ueber die Kunst in Nord-America faßt sich Hr. v. T. sehr kurz. Sie hat für viele Liebhaber zu arbeiten, worunter sehr wenige im Stande sind, ansehnlich zu lohnen. Gleich dem Handwerke muß sie daher sich der Wohlfeilheit befleißigen, wobey zwar Gründlichkeit nicht aber Glanz und Schimmer versäumt werden darf.

> Als ich das erste mal nach New-York kam, war ich verwundert, längs dem Ufer, etwas entfernt von der Stadt, eine Anzahl kleiner marmorner Paläste, zum Theil in antikem Baustyl, anzutreffen. Tags darauf besah ich sie in der Nähe; die Mau-

ern waren von weißen Backsteinen und die Säulen von weiß angestrichenem Holze.

Die zweyte Abtheilung ist überschrieben: **Influence de la Démocratie sur les sentimens des Américains.**

Zwey Hauptzüge sind nach dem Verf. das Für-sich-Seyn (l'individualisme) und das Streben nach Wohlstand und Behaglichkeit (le goût du bien-être matériel.) Das erstere ist nicht zu verwechseln mit der Eigensucht (égoïsme), die sich überall, und nicht weniger in der alten als in der neuen Welt findet. Nicht gerade aus Neigung ergiebt sich der Americaner dem Für-sich-Seyn; er wird dazu durch die Verhältnisse geführt, welche durch die allgemeine Gleichheit gegeben sind. Ihn umfängt kein Stand, keine Innung, keine erbliche Verbindlichkeit; wie er, sind auch die Andern unabhängig, die ihm in Masse gegenüberstehen. Zur Hingebung nicht aufgefordert, ohne Anlaß und Gelegenheit sich eng anzuschließen, zieht er sich in sich selbst und auf die kleine Welt seiner Familie zurück. Es ist leicht einzusehen, wie austrocknend diese Gewohnheit wirken müßte, wenn ihr nicht durch andere einigermaßen die Wage gehalten würde. Dieß geschieht einestheils durch den öffentlichen Beruf, der sehr mannigfacher Art ist, von dem Mitgliede des Congresses bis zum Bezirks- und Gemeinderath herab; theils durch die lebhafte, von eigenem Vortheile nicht weniger als von der Sitte gebotene, Theilnahme an Vereinen, die wohl nirgends so häufig und so wirksam sind als in Nord-America. Das, im Stande der Ungleichheit viel minder allgemeine, Streben nach Wohlstand und Behaglichkeit wird durch die Religion allein, die an der strengen Feyer des Sonntags eine gute Stütze hat, in Schranken gehalten. Diesem Streben ist es zuzuschreiben, daß eine viel größere Thätigkeit auf den Handel und die mit demselben verwandten Gewerbe als auf den Ackerbau gerichtet wird, der zwar einen sichereren aber weniger schnellen und beträchtlichen Gewinn verspricht, und daß der Ackerbau selbst großentheils in das Gebiet des Handels fällt, indem sehr viele das Land nur bauen, um es angebaut zu verkaufen. Uebrigens erkennt die öffentliche Meynung keiner Beschäftigung einen Vorzug vor einer andern zu, sondern stellt sie alle einander gleich, in der Voraussetzung, daß sie alle nur des Erwerbs halber getrieben werden.

Die Dienstboten in Nordamerica betrachten sich nicht als niederen Stand weil sie für Lohn arbeiten; auch der Präsident der Vereinigten Staaten arbeitet ja für Lohn; er wird für das Befehlen, sie werden für das Dienen bezahlt. In America ist jedes ehrbare Geschäft auch ehrenhaft.

Man muß gestehen, weiter kann die Gleichheit nicht gehen. Atqui licet esse beatis. Aber weit gefehlt!

Ich sah in America sehr gebildete Leute, in der glücklichsten Lage von der Welt, auf deren Gesichtszügen ich gewöhnlich eine Art Wolke zu bemerken glaubte, die mir ernst und beynahe traurig selbst in ihren Vergnügungen zu seyn schienen. Dieselbe Fieberhitze mit welcher der Americaner dem Wohlstande nachjagt, quält ihn immer mit einer dunkeln Besorgniß, er möchte nicht den rechten Weg dazu gewählt haben. Er hängt sein Herz an die Güter dieser Welt als wäre er gewiß, nicht sterben zu müssen, und greift nach denen, die er erlangen kann, mit einer Hast, als fürchtete er jeden Augenblick, zu sterben bevor er sie genossen hätte. Er ergreift alle, hält sie aber nicht fest, sondern läßt bald einen Genuß fahren und geht auf einen neuen aus. Ein Americaner baut sich ein hübsches Haus für seine alten Tage und verkauft es wenn der Giebel fertig ist; er pflanzt sich einen Garten an, und sind die Früchte reif so vermiethet er ihn; er macht ein Stück Land urbar und tritt Anderen die Erndte ab. Er fängt ein Geschäft an und giebt es auf. Er wählt sich einen Wohnsitz und kehrt ihm den Rücken. Hat er Muße, so treibt es ihn in's Weite; er macht in einigen Tagen eine Reise von fünfhundert Meilen. Solch eine Unruhe mitten im Ueberflusse ist auch anderwärts nicht gar selten; hier aber hat sie ein ganzes Volk befallen. Als erste Ursache derselben darf man den Hang zu sinnlichem Genuß betrachten. Wer sich dem hingiebt, hat immer Eile zuzugreifen und zu genießen, um so viel als möglich dem kurzen Leben abzugewinnen. Nie genügt ihm was er schon besitzt; immer kommt ihm so viel anderes wünschenswerthes in den Sinn, das ihn, wo er nicht eilt, der Tod nicht wird erreichen lassen. Dieser Gedanke ängstigt ihn und hält seine Seele in der zitternden Bewegung die ihn zu beständigem Wechsel drängt. So leidenschaftlich und so allgemein kann jedoch ein solches Treiben nur in dem

Stande der Gleichheit werden. Sind alle Vorzüge der Geburt und des Vermögens abgethan, steht jede Laufbahn jedem offen, und kann jeder an das Ziel von selbst gelangen, so scheint es leicht, ein großes Glück zu machen. Allein die Erfahrung beweist das Gegentheil. Eben die Gleichheit, welche jedem Bürger erlaubt, ungemessene Hoffnungen zu schöpfen, setzt ihrer Erfüllung unermeßliche Hindernisse entgegen. Die Vorrechte sind aufgehoben, wodurch Einzelne begünstigt waren; jetzt tritt die Mitwerbung Aller ein. Die Schranke ist von anderer Gestalt, aber nichts desto weniger eine Schranke. Wo auf einem Wege sehr Viele gehen, unter denen keiner vor dem andern viel voraus hat, da ist es nicht leicht, daß einer die einförmige Menge, die ihn umdrängt, durchbreche und einen Vorsprung gewinne. Dieser beständige Widerspruch zwischen der Größe der Begierden, welche die Gleichheit aufkommen läßt, und der Schwäche der Mittel zu deren Befriedigung, quält und ermüdet die Gemüther. So demokratisch eine Verfassung seyn mag, alles einebnen kann sie nicht; gewiße Höhen bleiben oder entstehen wieder, und darauf allein ist der Blick jedes tiefer stehenden beharrlich gerichtet. Im Stande der Ungleichheit erregte die größte Auszeichnung keinen Neid; die geringsten fallen den Entbehrenden empfindlich, wo Alles beynahe gleich gemacht ist. Darum wird das Verlangen nach Gleichheit immer unersättlicher je größer sie schon ist.

Die Ueberschrift des dritten Abschnittes lautet: Influence de la démocratie sur les moeurs proprement dites: des vierten und letzten: Influence qu' exercent les idées et les sentimens démocratiques sur la société politique. So reich an feinen Beobachtungen und lebendigen Schilderungen auch diese Abschnitte sind, so dürften sie doch an Gehalt nicht den zwey ersten gleich befunden werden, da der Verf. sich hier weit mehr über die europäischen Länder, wo der Gleichheitstrieb vordringt, am meisten über Frankreich, das er besser als die übrigen kennt, verbreitet, und darüber oft die Eigenthümlichkeit America's aus dem Auge verloren hat. Nicht allein dieses hält den Ref. ab, mit Auszügen aus den genannten beyden Abschnitten fortzufahren, sondern auch die, hier ungleich mehr als in den ersten, einfallende Weissagung; eine Zugabe, die nur etwa denen willkommen seyn mag, von welchen neuerlich die Zukunft in das Gebiet der Geschichte gezogen wird. Nur so viel sey aus diesen Gesichten mitgetheilt, daß der Verf. den Stand der Gleichheit, welchem er die Zukunft verfallen glaubt, und den er mit vollem Recht einen ganz neuen nennt, theils mit Wohlgefallen, theils aber auch mit Kummer betrachtet und davon beynahe gleich viel hofft und fürchtet.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Den 24. July hielt die Akademie eine allgemeine Sitzung, welche mehrere Wahlen von Ehrenmitgliedern, ordentlichen, außerordentlichen, und auswärtigen Mitgliedern zum Gegenstand hatte.

Vorgelegt wurde nachstehendes:

Verzeichniß

der seit dem 26. July 1840 eingekommenen Büchergeschenke.

I. Vom Inlande.

a. Von gelehrten Gesellschaften:

Von dem historischen Verein von Oberbayern in München:

Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte, des II. Bandes 1. 2. und 3. Heft. — Des III. Bandes 1. Heft. 8.

Dritter Jahresbericht für das Jahr 1840. München 1840. 8.

Von dem historischen Verein von Schwaben und Neuburg in Augsburg:

Combinirter Jahresbericht desselben für die Jahre 1839 und 1840. Augsburg 1840. 4.

Von dem historischen Verein von Unterfranken und Aschaffenburg in Würzburg:

Archiv desselben VI. Band. 3. Heft. Würzburg, 1841. 4.

X. Jahres-Bericht desselben pro 1839/40. Würzburg 1841. 4.

Von dem landwirthschaftlichen Verein in Bayern:

Centralblatt desselben Monat July u. August 1840. 8.

b. Von einzelnen Gelehrten.

Von dem Hrn. Appellationsgerichts-Rath Arnold in Eichstädt:

Beyträge zum deutschen Privatrechte. I. Thl. (Familien- und Erbrecht). Ansbach 1840. 4.

Von dem Hrn. Dr. Heine, Cantonsarzt in Germersheim:

Die organische Ursache der Herzbewegung. Germersheim 1840. 4.

Von dem Hrn. Professor Dr. Plank in München:

Grundrisse der Veterinär-Botanik. München 1840. 8.

Von dem Hrn. Med. Dr. Singer in Amorbach:

Orb und seine Heilquellen. Amorbach 1840. 8.

II. Vom Auslande.

a. Von gelehrten Gesellschaften.

Von der naturforschenden Gesellschaft in Basel:

Bericht über die Verhandlungen derselben vom August 1838 bis July 1840. IV. Basel 1840. 8.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin:

Abhandlungen derselben aus dem Jahre 1838. Berlin. 1839. 4.

Dergleichen aus dem Jahre 1832. III. und IV. Theil. Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java von Humboldt. Berlin 1838 — 1839. 8.

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen:

a. aus dem Jahre 1840. (Jänner bis December.) 8.

b. aus dem Jahre 1841. (Jänner bis inclus. May.) Berlin 8.

Von der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur in Breslau:

Uebersichten der Arbeiten und Veränderungen derselben im Jahre 1839. Breslau 1840. 4.

Dergleichen im Jahre 1840. Breslau 1841. 4.

Von der Académie royale des sciences et belles lettres de Bruxelles:

Bulletins de l'Académie etc. Tome VI. 1. et 2. Partie. Bruxelles 1839. 8.

Von der k. dänischen Societät der Wissenschaften in Kopenhagen:

Det kongelike danske videnskabernes selskabs naturvidenskabelige og mathematiske afhandlinger. I. — VII. Deel. Kopenhagen 1824 — 1841. 8.

Oversigt over det kongelike danske videnskabernes selkabs forhandlinger. Aaret 1839 u. 1840. 4.

Von der königl. Gesellschaft für nordische Alterthums-Kunde in Kopenhagen:

Jahres-Versammlung derselben 1840. Kopenhagen 1840. 8.

Supplement to the antiquitates americanae. Copenhagen 1841. 8.

Von der Royal irish Academy of Dublin:

Transactions of the royal irish Academy. Vol. I — XIX. (Pars I.) Dublin 1787 — 1841. 4.

Proceedings of the royale irish Academy 1836 — 1839. Part. I. II. III. Dublin. 8.

Von der Royal Society of Edinburgh:

Procedings of the royale society of Edinburgh. Nr. 1 — 18. (1832 — 1841). Edinburgh. 8.

Transactions etc. Tome I — XIV. Edinburgh (1788 — 1840).

Von der Société de Physique et d'histoire naturelle à Genève:

Mémoires de la société etc. Tome IX. 1. Partie. Genève 1841. 4.

Von der k. Societät der Wissenschaften zu Göttingen:

Ueber den Gebrauch der Knochendüngung. (Von Karl Th. von Natorp, königl. preuß. Landesgerichts-Rath). 4.

Commentationes societatis Regiae scientiarum göttingensis. Volumen VII. Göttingae 1832. 4.

Von dem Ferdinandeum in Insbruck:

Neue Zeitschrift desselben. VII Bändchen. Innsbruck 1841. 8.

Von der Linnean Society of London:

The transactions etc. Volume XVIII. (Part the Third.) London 1840. 4.

Von der Zoological Society of London:

Proceedings. Part VII. 1839. London 1839.

Reports of the council and auditors of the zoological Society, April 29. 1840. London 1840. 8.

Transactions etc. Vol. II. Parte 4. London 1840.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. October.

Nro. 214. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Palästina und die südlich angränzenden Länder. Tagebuch einer Reise im Jahre 1838 in Bezug auf die biblische Geographie unternommen von E. Robinson und E. Smith. Nach den Originalpapieren mit historischen Erläuterungen herausgegeben von E. Robinson, Doctor und Professor der Theologie in Neu-York. Mit neuen Karten und Plänen in 5 Blättern. Erster und zweyter Band, Halle 1841.

Für die Erweiterung unserer geographischen Kenntnisse von Palästina und den angränzenden Landstrichen ist in der ganzen neueren Zeit kein anderes Unternehmen so folgenreich und wichtig gewesen, als die Reise der Herren Robinson und Smith, welche in dem ebengenannten Werke beschrieben wird. Hr. Robinson hatte das seltene, ja in seiner Weise einzige Glück, statt eines gewöhnlichen Dragomans an seinem Landsmann und gewesenen Schüler, dem Hrn. El. Smith einen Begleiter zu finden, welcher sich durch seinen vieljährigen Aufenthalt und seine öfteren Reisen in und durch Syrien eine vertraute Bekanntschaft mit dem Volke des Landes so wie mit seiner Sprache erworben hatte, und welcher von Jugend an durch eine besondere Neigung zu geographischen und historischen Untersuchungen sich hingezogen fühlte. Namentlich hat sich auch Hr. Smith durch seinen langen Umgang mit jenem Volke eine Geschicklichkeit erworben, den Arabern die Auskunft über allerley fragliche Gegenstände zu entlocken und das Wahre aus ihren Aussagen heraus zu finden, wie dieselbe bey einem gewöhnlichen Dolmetscher vergeblich gesucht werden würde. Aber auch Hr. Robinson selber war durch seine vorhergegangene längere Beschäftigung mit der Geographie von Palästina, und durch die vorschriftlichen Anleitungen, welche ihm einige Meister vom Fach für die Hauptrichtung seiner Forschungen gegeben hatten, aufs Ausgezeichnetste zu seinem Unternehmen vorbereitet. Von ganz besonderer Wichtigkeit mußte es hierbey für ihn seyn, daß er in Jerusalem mit Landsleuten von wissenschaftlicher Bildung zusammentraf, welche dort schon seit längerer Zeit gelebt hatten, und die eine Kenntniß der Lokalitäten der Stadt so wie ihrer Umgegend besaßen, welche weder bey den Mönchen der gastfreyen Klöster noch bey andern gewöhnlichen Führern gefunden wird. Diese günstigen Umstände benutzte denn auch unser Reisender so treulich und so geschickt, daß er für die Aufhellung des Dunkels, das bis dahin über die Landeskunde von Palästina noch geherrscht hatte, mehr leistete als alle seine Vorgänger in der neuern und neuesten Zeit.

Hr. Robinson schrieb sein Werk in Berlin, wo ihm die reiche königliche Bibliothek und die schätzbaren Privatsammlungen von Ritter, Neander und Hengstenberg alle litterarischen Hülfsmittel in Fülle darboten. Er schrieb dasselbe zuerst englisch, ließ es aber dann unter seiner Aufsicht ins Deutsche, dessen er schon längst mächtig war, übersetzen und prüfte diese Uebersetzung aufs Sorgfältigste. So ist dieses klassische Buch gleich bey seinem ersten Erscheinen ein Eigenthum unsers Vaterlandes so wie unserer Muttersprache geworden. Ein Ereigniß, welches wir als ein ganz besonders erfreuliches betrachten dürfen, da nicht bloß der reiche Inhalt, sondern die einfach schöne Form, in welche dieser Inhalt durch die meisterhafte Darstellung gekleidet ist, ihm einen bleibenden Werth in

unserer Literatur verleihen wird. Wir geben in der nachstehenden Anzeige eine kurze Uebersicht über den Inhalt des Robinsonischen Werkes und führen gleich zum Anfang den Verfasser in Beziehung auf die Hauptbewegungsgründe zu seiner Reise selber redend ein (nach Th. I. S. 51):

„Wie es bey den meisten meiner Landsleute der Fall ist, besonders in Neu-England, hatten die Scenen der Bibel von Jugend an einen tiefen Eindruck auf mein Gemüth gemacht; und nachher, in spätern Jahren waren diese Eindrücke zu einem dringenden Verlangen herangereift, die in der Geschichte des Menschengeschlechtes so merkwürdigen Orte selbst zu besuchen. Kaum ist in irgend einem andern Lande der Erde dieß Gefühl so verbreitet, als in Neu-England; in keinem Lande ist die heilige Schrift bekannter und geschätzter. Von frühester Jugend an liest das Kind die Bibel nicht bloß für sich, sondern hört sie auch in den häuslichen Morgen- und Abendandachten vorlesen, so wie in der Alltagsschule im Dorfe, in der Sonntagsschule, in der Bibelklasse, und beym Gottesdienst in der Kirche. So wie es aber größer wird, sind die Namen Sinai, Jerusalem, Bethlehem, das Land der Verheißung mit den frühesten Erinnerungen und ersten Gefühlen der Frömmigkeit verwoben. — Zu alle dem gesellte sich bey mir nachher noch ein wissenschaftlicher Zweck. Ich hatte schon lange an die Vorbereitungen zu einem Werke über biblische Geographie gedacht, und wünschte mich selbst durch eigne Anschauung über Vieles zu belehren, worüber ich in Reisebeschreibungen keinen Aufschluß finden konnte. Das wurde nun in der That der Hauptzweck meiner Reise; der Kern, an den sich all unsere Nachforschungen und Beobachtungen anschloßen.

Wir gehen nun zu dem eigentlichen Geschäft unserer Anzeige über, indem wir in wenigen Hauptumrissen unsern Reisenden auf dem Wege seiner glücklichen Forschungen begleiten.

Herr Robinson hatte schon bey seinem ersten Aufenthalt in Europa, in den Jahren 1826 bis 1830 den Wunsch und Plan zu einer Reise nach Palästina lebhaft in seinem Herzen gefühlt; die damaligen kriegerischen Bewegungen in jenem Lande ließen jedoch den Wunsch nicht zur Erfüllung kommen. Ein Besuch des schon erwähnten Herrn Eli Smith, amerikanischen Missionärs zu Beirut, in seinem Vaterlande, weckte indeß jenes Verlangen von neuem, und schon damals beschlossen die beyden Männer die gemeinsame Reise. Am 17. July 1837 schiffte sich Hr. Robinson mit seiner Familie in Neuyork ein und landete schon nach 18 Tagen seiner sehr begünstigten Fahrt in Liverpool. Er ließ seine Familie bey Verwandten in Deutschland und trat am 1. December die eigentliche Reise nach dem Orient in Triest an. Seine Seefahrt durch das adriatische Meer traf bereits in jene glücklichere Zeit, worinnen auch dieses für Segelschiffe öfters so hemmende Gewässer von Dampfschiffen befahren wurde, er landete deßhalb schon am 8. Dec. im Piräus, fuhr dann, nach einem 17tägigen Aufenthalt in Athen und nach einem kürzeren Verweilen in Syra und Candia nach Alexandria, in dessen Hafen er am 30. December ankam. Am 5ten Januar 1838 trat er die Nilfahrt nach Kairo an, und kam von hier nach einer 19tägigen Wasserreise zu den Ruinen von Theben. Am 28. Februar war er von dieser oberägyptischen Reise nach Kairo zurückgekehrt, brachte noch einige Wochen unter dem gastfreyen Dache des Herrn Lieder, des allgemeinen Wohlthäters auch so manches andern europäischen Reisenden zu, besuchte in dieser Zeit die Pyramiden und lernte zugleich, so weit dieß möglich war, den dortigen Zustand der Dinge unter Mehemed Ali's Regierung kennen. Sein Urtheil über diesen Gewalthaber und dessen Wirken ist durchaus nur gesund und gemäßigt zu nennen. Selbst das hartbedrückte Volk des Landes, so berichtet er, erkennt es ganz allgemein an, daß Mehemed Ali, obwohl scharf und streng, dennoch von Natur weder grausam, noch rachsüchtig sey. In gewisser Beziehung, so urtheilt er, verdient die kräftige Regierung Mehemed Ali's alles Lob, obgleich die Härte, welche sie begleitet, nicht immer zu rechtfertigen seyn mag. Er hat den Ländern, die unter seiner Herrschaft stehen, Sicherheit gegeben, so daß Reisende, ob Orientalen oder Franken, in ihrer eigenen Tracht durch Aegypten, Syrien und selbst unter den Beduinen in den angränzenden Wüsten eben so sicher reisen können, als in vielen Theilen des gebildeten Europa's. Aus all seinen, zum Theil nicht ganz gelungenen Versuchen seinem Lande die Vorzüge der europäischen Cultur zu gewinnen, ist wenigstens der günstige Erfolg hervorgegangen, daß sich die Ueberzeu-

gung von dem Vorzuge des christlichen Europas vom Herrscher auch auf das Volk verbreitet hat, und daß hiedurch die Bollwerke muhammedanischer Vorurtheile und der Verachtung gegen die europäischen Christen umgestürzt wurden. Unter diesen günstigen Verhältnissen, welche auch von Aegypten aus auf das Benehmen der türkischen Regierung ihren Einfluß geäußert haben, erwachen bereits die morgenländischen Kirchen theilweise aus ihrem Schlummer und bald wird auch Aegypten einer bessern Zukunft entgegen gehen.

Herr Robinson und seine Gefährten hatten sich mit Allem versorgt, was zu einer Reise durch die Wüste nöthig ist; die Kameele waren sogleich bis Akabah gemiethet worden; unter den drey Karavannenstraßen welche von Kairo nach Suez führen, hatte man sich für die kürzeste, mittlere entschieden, welche über Ajrud geht. Es war wie gewöhnlich, schon der Mittag vorübergegangen, als endlich am 12. März die Kameele ankamen und zum Fortziehen aus der Stadt geschickt waren. Am andern Mittag erreichte man den Wady el Ankebieh, von welchem diese ganze Carawanenstraße ihren Namen (Ankebieh-Straße) hat. In diesem Wady war vor einigen Jahren ein Versuch gemacht worden, einen Artesischen Brunnen zu bohren; man erbohrte auch wirklich eine geringe Quantität Wasser, welche jedoch in Kurzem wieder verschwand. Die Regenzeit fällt für jene Gegend auf den December und Januar, hält aber zuweilen abwechselnd mit heitern Tagen bis in den März, ja bis in den April an; im Jahr 1838 jedoch als unsere Reisenden hier waren, hatte lange Trockenheit geherrscht.

In der Nähe des Dschebel Aweibid, dem Nachbar des Atakah, eine Stunde von jenem Punkte, an welchem sich die Besatinstraße mit der von Ankebieh vereint, erinnerten die vielen Steinhaufen und Zeichen von Gräbern an den Raubmord, welchen eine Schaar von Beduinen aus der östlichen Gegend der sinaitischen Halbinsel an einer Carawane von Schawaghiriyeh-Beduinen begangen hat, die mit einer Ladung von Kaffee friedlich ihres Weges dahinzog. Dergleichen Unthaten, welche namentlich durch die Amran-Beduinen verübt wurden, hatte die strenge Herrschaft und gute polizeyliche Aufsicht des Mehemed Ali seit längerer Zeit verhütet; man reiste durch die Wüste mit derselben Sicherheit, welche die Gassen von Kairo gewähren, und nur noch die Beynamen mancher Gegenden, z. B. des Muntulapaßes, der den Beynamen el Mukhafeh (Furcht) trägt, und welcher bergab gegen Suez hinführt, erinnern an die vormaligen Gefahren dieser Einöde.

Die Festung Ajrud liegt 4 Stunden von Suez entfernt, unsere Reisenden berührten diese Station der Hadsch-Carawanen, welche den geraden Weg nach Akabah ziehen, nicht, sondern wendeten sich nach Suez (arabisch Suweis). Sie hatten zu dem Wege von Kairo hieher, welcher 32 1/4 Wegstunden beträgt mit Einschluß der 3 Nachtlager 71 1/3 St. gebraucht, während ihn die Briefpost aus Indien in 22, Mehemed Ali mit untergelegten Pferden in 13 Stunden zurücklegt. Suez, welches in unsern Tagen durch die englisch-ostindische Dampfschiffahrt sich mehr denn jemals zu heben anfängt, ist erst seit der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts angelegt worden und war noch zu Niebuhrs Zeiten ohne Mauern. Früher lag hier, zum Schutz des Landungsplatzes Kolzum, und etwas früher Klysma, sowie selbst die noch ältere Stadt Arsinöe oder Kleopatris; sie alle wahrscheinlich auf oder bey jenem durch Ruinen von Gebäuden und Scherben ausgezeichnetem Schutthügel, der sich unter dem noch fortbestehenden Namen Tel Kolzum in einer Entfernung von etwa 10 Minuten (500 bis 600 Schritt) nördlich von der Stadt findet. Fünf Viertelstunden von Tel Kolzum in NNW. zeigen sich Erdwälle des alten Nilkanales.

Unser gelehrter Reisender theilt hier, bey Gelegenheit seiner Betrachtungen über die Gegend von Suez, seine Ansichten und Vermuthungen mit, über den Anfangspunkt und die Richtung des Auszuges der Heere Israels aus Aegypten und den Ort ihres Durchganges durch das rothe Meer.

(Fortsetzung folgt.)

Königliche Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung).

Verzeichniß

der seit dem 26. July 1840 eingekommenen Büchergeschenke.

Von dem East India Company's observatory in Madras:

Result of astronomical observations made at the East India Company's at Madras. Vol. I. — incl. V. Madras 1832 — 1839. 4.

Von der litterärischen Gesellschaft des Stifts Fühnen in Odense:

Aktslykker om Danmarks indre Forhold i oeldre Tid. Odense 1841. 4.

Von dem Institut de France, Académie royale des inscriptions et belles lettres in Paris.

Séance publique annuelle (25. Sept. 1840). Paris 1840. 4.

Mémoires de l'Institut royal de France, (Académie des inscriptions et belles lettres. Tome onzième. Paris 1839. 4.

Tome douxième et treizième. (1. et 2. partie). Paris 1837 — 1839. 4.

Tome quatorzième (2. partie). Paris 1840. 4.

Von der Société géographique in Paris:

Extrait du rapport annuel fait à la société de geographie de Paris. Pour l'année 1839. Paris 1840. 8.

Von der k. rußischen Academie der Wissenschaften in Petersburg:

Annuaire magnétique et météorologique du corps des ingénieurs des mines de Russie. Année 1838. Petersburg 1840. 4.

Bulletin scientifique publié par l'académie impériale des sciences de St. Petersbourg. Tome IV — VII. (Nr. 16. 17.) 4.

Recueil des artes de la Séance publique de l'académie etc. Tenue le 29. Decembre 1838. St. Petersbourg 1839. 4.

Recueil des actes etc. Tenue le 29. Decbr. 1839. St. Petersbourg 1840. 4.

Mémoires de l'académie etc. VI. Serie. Science politique, histoire, philologie Tome IV. 4 — 5. Livraison. St. Petersbourg 1839. 4.

Mémoires de l'académie etc. VI. Serie. Sciences mathématiques, physiques et naturelles. Tome IV. I. Partie: Sciences mathématiques et physiques 3 et 4 Livraison. St. Pétersbourg 1839. 4.

Mémoires de l'académie etc. VI Serie. Sciences mathématiques, phys. et naturelles. Tome V. II. Prtie. Sciences naturelles. Tome III. 1. 2. 3. et 4. Livraison. St. Petersbourg 1840. 4.

Von der k. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm:

Årsberättelse om framstegen i Füsik och Kemie. Stockholm 1838. 8.

Årsberättelse om Technologiens framsteg etc. Stockholm 1839. 8.

Årsberättelse om Botaniska Arbeten och Upptäckter. Stockholm 1839. 8.

Kongelik Vetenskaps academiens Handlingar for År 1838. Stockholm 1839. 8.

Tal om juridisk statistik och grunderne för lagstiftningen. Stockholm 1840. 8.

Tal om k. Seraphimer-ordens Lazarettet i Stockholm. Stockholm 1840. 8.

b. Von einzelnen Gelehrten.

Von Hrn. B. Biondelli in Mailand:

Influenza delle nazioni Germaniche, Slave e Finniche sugli studi d' all' epoca del risorgimento delle lettere fino a noi. Milano 1840. 8.

Dei Goti e della loro lingua. Milano 1839. 8.

Sulla gramatica di tutte le lingue germaniche del Dott. J. Grimm. Milano 1840. 8.

Origine e sviluppo della lingua italiana. Milano 1840. 8.

Von dem Hrn. Dr. Medicinae Brefeld in Hamm:

Das Zahnen als krankmachende Potenz. Hamm 1840. 8.

Grundriß der Apotheken-Visitation zum Gebrauch für Medicinal-Beamte, Apotheker ꝛc. Münster 1840. gr. fol.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. October.

Nro. 215. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Palästina und die südlich angrenzenden Länder von E. Robinson ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die Gründe welche ihn bewogen, von den andern auf Josephus ausdrückliche Aussage gegründeten Annahmen abzugehen, nach welchen der Auszug nach der Wüste bey Heliopolis und von der Nachbarschaft des ägyptischen Babylon seinen Anfang nahm, sind vornämlich die weite Entfernung jener Punkte vom rothen Meere und der Wassermangel in der zwischen ihnen und diesem Meere gelegenen Wüste. Freylich dürfte hiebey nicht außer Acht gelassen werden, daß die Regenzeit, die sich, wie dieß H. Robinson selber erwähnt, in diesen Gegenden zuweilen bis in den März und April verlängert, die letztere Schwierigkeit sehr verringert haben könnte, indem dann die Besatinstraße bey Ghandely nicht ohne Wasser gewesen wäre, doch ist es nicht zu läugnen, daß der andere Weg des Auszuges, den unser Reisender annimmt, der Erklärung des großen Ereignisses eine anlockendere Erleichterung gewährt. Das Land Gosen lag, nach der gewöhnlichen Ansicht der Gelehrten unsrer Tage, dem Pelusischen Arme des Niles enlang an der Ostseite des Delta und war mithin ein Theil von Aegypten, nahe an der Gränze von Palästina, welcher anjetzt unter der Provinz esch Surkiyeh mit inbegriffen ist. Noch jetzt hält man diese Provinz wegen ihrer großen Fruchtbarkeit für die beste von ganz Aegypten, aus welcher die Regierung die meisten Einkünfte bezieht. Sie enthielt im Jahre 1376 nach einer von Sylvester de Sacy übersetzten arabischen Urkunde 383 Städte und Dörfer, und würde bey besserer Benützung des leicht zu bewässernden Bodens auch jetzt wenigstens eine Million Einwohner mehr ernähren können als wirklich in ihr leben. Der gerade und einzige Weg von diesem Lande Gosen nach dem rothen Meere gehet durch das Thal des alten Nilkanals. Wenn die Lage von Rameses, von welcher nach Moses der Auszug begann, an das Thal des Kanales, nicht weit von dem westlichen Ende des Wasserbeckens der Bitterseen gesetzt wird, dann betrug seine Entfernung von der Spitze des Meerbusens bey Suez nur 35 englische Meilen oder 7 1/2 deutsche Meilen. Wenn wir für jeden Tagmarsch eines aus wenigstens 2 Millionen Menschen bestehenden Heereszuges mit allen zu ihm gehörenden Viehheerden ohngefähr 5 Wegstunden annehmen, dann konnte der Weg von Rameses bis zum rothen Meere bequem in 3 Tagen zurückgelegt werden. Etham, vorn an der Wüste, lag nach H. Robinsons Ansicht nicht weit von der jetzigen Spitze des Meerbusens von Suez und zwar östlich von der Stelle des alten Kanales, an der Gränze der östlich ans Meer gränzenden Wüste, welche im 2ten Buche Mosis unter dem Namen Sur, im 4ten Buche als Wüste Etham benannt wird. Von hier aber, wo sie schon auf dem geraden Wege nach dem Sinai waren, lenkten sie wieder rechts nach der Westseite des Meerbusenarmes hin, wo sie dann vor sich und links das Meer, zu ihrer Rechten den steilen Atakah, hinter sich die verfolgenden Aegypter hatten. Und hier, etwas südwärts von Suez, geschahe dann nach Rob. Ansicht der Durchzug, nachdem ein starker Ost (Nordostwind) zur Zeit der Ebbe das Wasser aus dem kleinen Meeresarme bey Suez hinausgedrängt hatte, wobey dennoch in dem nördlichsten Theile desselben noch Wasser zurückbleiben, und so auch nach dieser Seite hin eine Mauer (Schutzwehr) gegen die verfolgenden Feinde bilden

konnte. Wenn dann mit dem Nachlassen des Windes zugleich die Fluth eintrat, mußte Pharaos Heer nothwendig in ihren herandrängenden Wogen den Untergang finden. So weit Robinson; doch vergleiche man mit seiner Darstellung jenes Auszuges und Durchzuges vor allem das was C. v. Raumer in seinem „Zug der Kinder Israel durch die Wüste." (Leipzig 1837) über denselben Gegenstand gesagt hat.

Statt des etwas weiteren Weges, welcher durch das schöne Engthal Tayibeh hinaus zu dem Lagerplatz der Israeliten am Schilfmeer (8 Stunden jenseits Ghurundel oder Elim) dann durch Wady Schellall, Mukkateb und Feiran zum Sinai führt, wählten unsere Reisenden den Weg durch den Wady Humr. Im Verlauf dieses Thales, welches jenseits einer breiten Ebene sich in gleicher Richtung tiefer in das Gebirge fortsetzt, zeigte sich zum ersten Mal auf diesem Wege Sandstein. Die hier wachsenden Manna-Tamarisken (Turfa) und stachlichen Mimosen (Tuhl oder Seyal) erscheinen durch die Dürre des Bodens verkrüppelt, denn dieses Thal ist außer der Regenzeit ohne Wasser, während sich in dem seitwärts (westlich) von ihm abgehenden Wady Nusb eine Quelle mit sehr gutem Trinkwasser findet. Der Wady Humr, welcher sich von da an, wo die Reisenden ihn betraten, ohngefähr 9 Stunden weit meist gegen Ost-Süd-Ost fortzieht, endet zuletzt an einem felsigen, mit losem Sande bedeckten Abhange, auf dessen Höhe sich eine weite Aussicht über die ganze Umgegend eröffnet. Von hier gelangten die Reisenden nach fast 5 Stunden Weges zu den sonderbaren und geheimnißvollen Denkmälern von „Surabit el Khadim." Diese Denkmäler, welche schon Niebuhr im Jahre 1761 entdeckte, und welche Laborde in seinem Werke als Grabsteine einer bey den Kupferminen von el Nusb angesiedelten ägyptischen Colonie abgebildet hat, finden sich auf einem Bergrücken des Sandsteines, der nach allen Richtungen von tiefen Gründen durchschnitten ist, und welcher ähnliche Gruppen von Pfeilerfelsen zeiget, als jene der sächsischen Schweitz sind. An der Stelle wo die Denksteine sich finden, ist der Zug des Bergrückens zu beyden Seiten von tiefen Abgründen begränzt; eine kleine, wallartige Einfassung, bestehend aus Steinhaufen, welche die Trümmer von zusammengestürzten Mauern oder niedrigen Gebäuden seyn mögen, umgiebt, in einer Ausdehnung von 160 Fuß von Ost nach West und 70 Fuß von Nord nach Süd den Raum, auf welchem sich etwa 15 noch aufrecht stehende und mehrere umgestürzte mit Hieroglyphen bedeckte Steine so wie die Ueberreste eines kleinen Tempels zeigen, dessen Säulen mit dem Haupt der Isis als Kapitäl verziert sind. Auf der östlichen Seite findet sich ein unterirdisches Gemach in den massiven Felsen ausgehauen, ähnlich einem ägyptischen Grabmahle; seine Decke gestützt von einer viereckten Säule, die man von der Felsenmasse stehen ließ, an jeder Seite des Gemaches eine kleine Nische, alle Wände des Gemaches so wie die Flächen der Seite mit Hieroglyphen beschrieben. Ueberdieß liegen auf dem ganzen eingehegten Raum eine Menge umgefallener Säulen und viele Bruchstücke von Bildhauerarbeit.

Die äußere Aehnlichkeit, welche die erwähnten ursprünglich allesammt aufrecht stehenden Denksteine mit den Grabmählern unserer westlichen Länder haben, gab Veranlassung zu der Hypothese, daß der erwähnte Raum eine Art von Todtenacker gewesen sey. Nirgends jedoch finden sich in Aegypten ähnliche Grabmähler, und es ist kein Anschein da, daß auch hier gemauerte Gräber unter den Denksteinen sich befunden hätten, vielmehr erkennt man in den hieroglyphischen Bezeichnungen jener Denksteine die Namen verschiedener ägyptischen Könige, namentlich jenen des Osirtisen I., welchen Wilkinson für den Zeitgenossen und Freund des Altvater Joseph hält. Herr Robinson spricht deßhalb, übereinstimmend mit Lord Prudhoe die sinnreiche Hypothese aus, daß Surabit el Khadim mitten in seiner romantisch schönen Felsenwüste ein geheiligter Wallfahrtsort der alten Aegypter gewesen sey, wohin sie, wie die Mohamedaner nach Mekka, zogen und wo selbst Könige die Erinnerungszeichen ihrer Anbetung hinterließen.

Unmittelbar aus jener geheimnißvollen Scene uralter Menschenwerke führt uns der Verfasser zu einer andern Scene des lebendigen Verkehres der jetzigen Bewohner des Landes. Die Beduinenbegleiter, nach der mühseligen Besteigung der Felsen, hatten eine Erquickung verdient; die Reisenden kauf-

ten im Thal Suwuk von den dort wohnenden Beduinen ein Böcklein, das jene, beym Nachtlager angelangt schlachteten und zum Nachtmahle sich bereiteten. Aber in dem Augenblick als sie mit der Bereitung fertig waren, stellten sich als Gäste fünf bis sechs jener Beduinen ein, welche das Böcklein verkauft hatten. Nach der Sitte des Gastrechts gebührten den Gästen die besten Stücke des gebratenen Thiers und so geschah es, daß die Verkäufer desselben auch seine Esser wurden, und daß die, für welche die Gabe eigentlich bestimmt war, hungrig von dem Mahle aufstunden.

Der letzte Theil des Weges berührte noch das weidereiche Thal Solaf, und zog sich dann durch die Felsenschlucht des Wady Radhwah hinan. Dieser, mit Felsentrümmern bedeckte Engpaß heißt bey den Arabern Nukb-Hawy oder Windpaß, er führt hinab zu der weiten Ebene des Wady er Rahah, über welche der Horeb mit seinen Felsenwänden sich erhebt. Unsere Reisenden kamen am 23. März 1838 im Katharinenkloster des Sinai an. Der Aufenthalt in diesem lieblichen Sitz der Ruhe machte auf sie einen ähnlichen tiefen Eindruck als auf die meisten andern Reisenden, sie blieben indeß beym Genuß dieser geistigen wie leiblichen Erquickung nicht müßig, sondern benützten die Tage ihres hiesigen Verweilens zu vielfachen topographischen Untersuchungen, von denen wir hier das Wichtigste mittheilen.

Nach Herrn Robinsons durchaus wohlbegründeter Ansicht konnte kein andrer Berg auf der ganzen peträischen Halbinsel die Stätte der Gesetzgebung gewesen seyn als der Sinai; auf keinem andern würden die Beschreibungen und Fingerzeige, welche die heilige Schrift uns giebt, passen. Er nimmt den ganzen Berg, nicht bloß seinen südlichen, höheren Gipfel, der im engern Sinne diesen Namen führt, als den Sinai an und hält den Wady Rahah für den Lagerungsplatz der Heere Israels bey Verkündigung der Gesetze, obgleich man von dort aus nur den Theil des Berges sehen und demselben sich nahen kann, welcher jetzt Horeb genannt wird, nicht den eigentlichen, höheren Sinaigipfel. Der Wady Rahah, mit oder selbst ohne seine Ausbreitung nach dem Wady Scheikh, bot Raum genug für eine solche Volksmasse dar, als jene der Zeugen und Hörer der Gesetzgebung war, denn mit Einschluß der gegen Norden ansteigenden Erhebung umfaßt sie nahe einen Raum von 2 englischen Quadratmeilen.

Den Gipfel des Berges, den durch die lange Reihe von Jahrhunderten eigentlich sogenannten Sinai bestieg unser Reisender am 26. März. Er theilte hier nicht die Gefühle der andern Pilgrime früherer und späterer Zeiten. Denn da er sich überzeugt zu haben glaubte, daß die Heere Israels an keiner andern Stelle gelagert seyn konnten als im Wady Rahah, weil ihm das unmittelbar an den Fuß des Sinai gelegene Sebaiyeh-Thal sammt dem Warahthale hiezu zu klein schienen, konnte ihm diese Stätte, „auf welche die Völker der Christen wie der Mohamedaner und Israeliten seit uralter Zeit mit anbetender Ehrfurcht blickten“ nur, als ein Ort der „mönchischen Täuschung“ erscheinen. Auch die Aussicht nach der hier so weit geöffneten Landschaft erschien ihm nach manchen Richtungen hin begränzter denn andern Reisenden, welche allerdings in einigen Fällen Bilder der Luftspieglung oder sandige Flächen für Theile der Meeresfläche gehalten haben mögen.

Zurückgekehrt auf die Höhe des „Horeb“ bestiegen die beyden Reisenden auf mühsamen Pfade den so selten von Reisenden besuchten nördlichen Theil dieses Berges. Es finden sich hier mehrere Kapellen und alte Höhlenwohnungen der Einsiedler. Mit großer Gefahr und Anstrengung kletterten beyde auf eine der schroffen, gähen Felsenspitzen des Horeb, welche gegen das Rahahthal hin liegt: auf die gegen 500 Fuß hohe Spitze Sußafeh, und fühlten sich für alle diese Mühe durch den Gedanken belohnt, daß diese oder eine ihr nahe Felsenpyramide die Stätte des großen Ereignisses gewesen seyn könne, welches für die Zeit des alten Bundes ein Vorbild des noch größern Ereignisses des Pfingsttages war.

(Fortsetzung folgt.)

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Verzeichniß

der seit dem 26. July 1840 eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Von dem Hrn. Pfarrer Dr. Diefenbach in Solmsaubach.

Celtica. Sprachliche Dokumente zur Geschichte der Kelten. I. und II. Stuttgart 1839 — 1840. 8.

Von dem Hrn. Professor Dove in Berlin:

Ueber die nicht periodischen Aenderungen der Temperatur-Verhältnisse auf der Oberfläche der Erde in dem Zeitraume von 1789 bis 1838. Berlin 1840. 4.

Von dem Hrn. Gustav von Eichthal in Paris:

Recherches sur l'histoire et l'origine dès Foulahs ou Fellans. (Extrait du bulletin de la Société de géographie). Novbre. 1840. 8.

Von Hrn. Dr. Med. Elliotson in London:

Dissertatio medica inauguralis: de inflammatione communi. Edinburgh 1810. 8.

Numerous cases illustrative of the efficacy of the Hydrocyanic or Prussic Acid. London 1820. 8.

The introductory lecture of a course upon State-medicine. London 1821. 8.

On the recent Improvements in the art of distinguishing the various disaeses of the Heart. London 1830. gr. fol.

Address delivered at the opening of the Medical Session in the University of London. October 1. 1832. London 1832. 8.

Von Hrn. Dr. Fölix in Paris:

Revue étrangère et française de législation, de jurisprudence et de l'économie politique 7. Année. Deuxième Serie. Tome III. Nr. 8 — 12. (Août — Decbr. 1840), 8. Année. Nr. 1 — 7. (Janvier — Juillet 1841).

Von Hrn. Fresenius in Frankfurt:

Ideologie des Verb mit besonderer Beziehung auf die französische Sprache. Frankfurt a. M. 1836. 8.

Von dem Hrn. Grafen von Giovanelli, Podesta in Trient:

Das römische Strassenmonument von Maretsch. Innsbruck 1825. 8.

Alterthümliche Entdeckungen in Süd-Tyrol im Jahre 1837. Innsbruck 1839. 8.

Ueber die in der k. k. Bibliothek zu Innsbruck befindliche Ara Dianae und die Richtung der Römerstraße Claudia augusta von Trient bis Vipiteno. Botzen 1824. 8.

Ueber den Saturnus Dienst in den tridentinischen Alpen.

Ueber 3 Portale der Schloßkapellen zu Tyrol und Zenoberg bey Meran. 8.

Der eingestürzte Berg bey dem Dorfe Marce unter Roveredo, i Slavini di Marco genannt.

Ueber ein rhätisches Gefäß und über rhätische Paläographie. 8.

Intorno all' origine e condizione antica die Trento. Trient 1824. 8.

Dell origine dei sette e tredici comuni e d'altre populazioni alemane. Trient 1826. 8.

Alterthümliche Entdeckungen im Süd-Tyrol im Jahre 1838 und über eine auf das tyrolische Münzwesen bezügliche Urkunde Kaiser Heinrichs VII. Innsbruck 1840. 8.

Intorno all antica zecca trentina e a due monumenti reti. Trient 1812. 8.

Würdigung der Abhandlung: „Ueber die Campii Raudii des Vellejus von Reinhard."

Von dem Hrn. Professor Grunert zu Greifswalde:

Beyträge zur reinen und angewandten Mathematik. II Theile. Brandenburg 1840. 4.

Von Hrn. Dr. Med. Häser, Professor in Jena:

Historisch-pathologische Untersuchungen. II Thle. Dresden und Leipzig 1841. 8.

Von Hrn. Jomard, membre de l'Institut de France in Paris:

Notation hypsométrique ou nouvelle manière de noter les altitudes. 8.

Notice sur les gallas de limmou. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. October.

Nro. 216. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Palästina und die südlich angrenzenden Länder von E. Robinson ꝛc.

(Fortsetzung.)

Auf dem Wege von dem Kloster El-Arbain im Ledschathale nach dem Katharinenberge entdeckte Hr. Robinson an zwey großen Felsen des Nebenthales Sinaitische Inschriften, welche dem sonst so gründlich forschenden Burckhardt entgangen seyn mußten, da derselbe behauptet, daß im Thale Ledscha oberhalb des Mosisfelsens nichts dergleichen gefunden werde. Es war unsrer, an neuen Entdeckungen dieser Art so reichen Zeit vorbehalten, auch jenes alte Räthsel zu lösen, welches diese Sinaitischen Inschriften den Paläographen der letzten Jahrhunderte aufgaben. Professor Beer in Leipzig hat nach langem, mühsamen Forschen das Alphabet aufgefunden, in welchem die Inschriften verfaßt sind und ihm ist es gelungen, alle diejenigen unter ihnen zu lesen, die mit einiger Genauigkeit copirt waren. Die Buchstaben jenes Alphabets sind theils ganz eigenthümlich, theils den Palmyrenischen und besonders denen der Estrangelo und der Kufischen Schrift verwandt, welche letztere sich vielleicht aus jenem älteren Alphabet entwickelt hat. Sie sind von der Rechten zur Linken geschrieben; so viel Beer die Inschriften bisher zu entziffern vermochte, enthalten sie meist nur Eigennamen, denen das Wort „Friede" oder „es werde sein gedacht", in einigen wenigen Fällen auch das Wort „gesegnet" vorausgeht. Zwischen den Namen findet sich öfters das Wort Sohn, hinter ihnen stehen zuweilen noch ein oder zwey Worte, namentlich auch das Wort Priester. In einigen wenigen Fällen folgen auf die Worte noch ganze Sätze, welche jedoch bisher noch nicht entziffert werden konnten. Unter den bisher gelesenen Namen findet sich kein einziger jüdischer oder christlicher, sondern sie lauten gleich solchen, welche unter den Arabern gebräuchlich sind und dennoch scheint das so oft den Inschriften ein- oder beygefügte Kreuz darauf hinzudeuten, daß die Schreiber Christen waren. Die Worte, welche keine Namen sind, scheinen zu einem aramäischen Dialecte zu gehören, welcher wahrscheinlich die herrschende Sprache der Bewohner des steinigen Arabiens (der Nabathäer) war, ehe sich das jetzige Arabische über diese Gegenden verbreitete. Aus mehreren sehr einleuchtenden Gründen vermuthet Prof. Beer, daß wenigstens die meisten jener Inschriften nicht nach dem 4ten Jahrhundert geschrieben seyn konnten. Ihm scheinen sie von Pilgrimen herzurühren, welche von der ägyptischen Seite hieher kamen, weßhalb auch nur auf der westlichen, nicht auf der östlichen Seite der Halbinsel solche Inschriften gefunden werden. Der erste Schriftsteller, welcher derselben erwähnte, war Cosmas, um 535. Er hielt sie für ein Werk der alten Hebräer; keine sichere Ueberlieferung über ihr Entstehen war auf seine Zeit gekommen.

Zu dem Besteigen des Katharinenberges hatte unsern Reisenden zunächst nur der Wunsch veranlaßt, eine weitere und freyere Aussicht über die Halbinsel zu gewinnen, als die vom Sinai ist. Und dieser Wunsch wurde auch auf dem um 1000 Fuß höheren Katharinenberg reichlich gewährt, obgleich dieser Berg übrigens ohne historische Bedeutung erscheint, da, auch nach Robinsons Urtheil „nicht die allerentfernteste Wahrscheinlichkeit da ist, daß er mit der Gesetzgebung Israels in Verbindung gestanden sey." Nur eine einzige Bergspitze der Halbinsel, der südwärts vom Katharinenberg gelegene, nach Burckhardt unersteigliche Um Schaumer scheint höher, oder doch eben so hoch als dieser empor zu ragen.

Den merkwürdigen Felsenblock im Thale Ledscha, welcher nach der Aussage der Mönche der wunderbare wassergebende Felsen des Thales Raphidim seyn soll, betrachteten und beschrieben unsere Reisenden mit großer Genauigkeit. Allerdings erscheint es merkwürdig, daß bey diesem ganz eigenthümlich gebildeten Felsenblock eine so große Menge der schon erwähnten Sinaitischen Inschriften gefunden wird, welche darauf hindeuten, daß derselbe schon in sehr früher Zeit ein Gegenstand frommer Betrachtung gewesen sey, übrigens ist nicht ein einziger haltbarer Grund vorhanden, dieses Ledschathal mit dem Raphidim der heil. Schrift in Beziehung zu setzen, vielmehr sprechen die gewichtigsten Gründe gegen eine solche Annahme und es ist wahrscheinlich, daß Raphidim an dem gegen 5 Stunden vom Horeb entfernten Punkte des Wady Scheikh lag, wo dieser aus den Felsenklippen hervortritt. Von dem sogenannten Sinaitischen Manna zeigt auch H. R., daß es fast in keiner einzigen seiner Eigenschaften mit dem Manna der hl. Schrift übereinstimme.

Die früheste Kunde über den Aufenthalt christlicher Einsiedler am Sinai findet sich bey Dionysius von Alexandrien etwa vom Jahr 250. Nach dem Zeugniß dieses Kirchenschriftstellers war jenes Gebirge die Zufluchtsstätte der ägyptischen Christen in Zeiten der Verfolgung gewesen, obgleich ihnen dieser Zufluchtsort keine große Sicherheit gewährte, da sie in ihm öfters von den Sarazenen überfallen, ermordet oder zu Sklaven gemacht wurden. Der früheste Anachoret auf dem Sinai, der mit Namen genannt wird, war der Abt Silvanus, der um 365 aus Aegypten hieherkam, später aber nach Gerar gieng, wo er das Haupt eines großen Vereins von Asceten wurde. Um 373, als der ägyptische Mönch und Pilgrim Ammonius, von Jerusalem hieher reisend, den Sinai besuchte, fand er daselbst eine ziemlich große Anzahl von Anachoreten, unter einem Vorsteher mit Namen Doulas, einem Manne von außerordentlicher Frömmigkeit und Milde. Sie nährten sich nur von Datteln und einigen andern Früchten, genossen weder Wein noch Oel, noch Brod. Sie verlebten die ganze Woche einsam und schweigend in ihren Zellen bis zum Sonnabend Abend, dann versammelten sie sich in der Kirche des feurigen Busches, brachten die Nacht im gemeinsamen Gebete zu, empfiengen am Sonntag Morgen das hl. Abendmahl und kehrten dann wieder in ihre Zellen zurück. Eben damals als Ammonius sich hier aufhielt tödteten die Sarazenen in einem plötzlichen Ueberfall 40 dieser Anachoreten, deren Andenken seitdem unter dem Namen der 40 Martyrer bey den Kirchen des Abendlandes erhalten, vor allem aber nahe an der Stätte der That selber, im Kloster Erbain gefeyert wird. Auch Nilus war um 390 Zeuge einer solchen blutigen Niederlage der Anachoreten unter der Mörderhand der Sarazenen. Damals war Faran im Thale Feiran ein Bischofssitz und eine nicht unbedeutende Stadt; in vielen Gegenden der Halbinsel wurden Klöster begründet, in denen zu Anfang und im Verlaufe des siebenten Jahrhunderts die als Schriftsteller bekannt gewordenen Mönche Johannes Climacus und Anastasius Sinaita lebten. Die Tradition des Katharinenklosters, daß zur Zeit der Eroberung durch die Mohamedaner sechs bis siebentausend Einsiedler und Mönche auf dem Gebirge zerstreut lebten, ist nicht unwahrscheinlich. Anjetzt scheint die gesammte Bevölkerung der Insel, die mit Ausnahme des äußerst geringen Restes der Christen ganz mohamedanisch ist, nicht viel über 4000 zu betragen, erreicht mithin bey weitem nicht die der damaligen Mönche. Ein Viertel dieser gesammten Bevölkerung bilden die Dschebahleye Beduinen, welche ursprünglich Leibeigne des Klosters sind und deßhalb von den andern Arabern nicht als eigentliche Beduinen anerkannt werden; diese Letzteren, die wahren, ursprünglichen Beduinen des Berges Sinai oder vielmehr der ganzen Halbinsel zerfallen in die fünf Stämme der Savalihah, der Aleikat, Aulad, Suleiman, Beni Wasel und Muzeiny, welche zuletzt genannten als gewaltsam Eingedrungene betrachtet werden.

Am 29. März traten unsere Reisenden den Weg von dem Sinaikloster nach Akaba an. So weit auch die Jahreszeit schon vorgerückt war, sank dennoch die Temperatur, wenigstens in den Morgenstunden, sehr tief herab; am 30. März stund das Thermometer bey Sonnenaufgang in der Nähe des Wady es Suweieiyeh nur $2\frac{3}{4}^{\circ}$ R. Herr Robinson stimmt mit Burckhardts Ansicht, daß die Gegend der Quelle Hudhera das Hazeroth der hl. Schrift sey, ganz überein. Der bessere Richtweg

nach Akabah, welchen er geführt wurde, geht nicht an der Quelle (Ain el Hudhera) selber vorbey, sondern zieht sich 1/2 Stunde rechts von dieser durch die unter sich verbundnen Wady's, welche den Namen Mawanid el Hudhra führen (Pfade zur Quelle Hudhra). Burckhardts Entdeckung der Gegend von Hazeroth hält unser Reisender mit Recht für eine ganz besonders wichtige, denn durch sie ist die eigentliche Richtung des Weiterzuges der Israeliten vom Sinai aus gefunden, welche keine andere seyn konnte als die nach Akabah und dann durch die Arabah nach Kadesch.

In Akabah, wohin Hr. Robinson am 4. April kam, hatte sich Manches anders gestaltet, als frühere Reisende, selbst noch ein Jahr vorher es gefunden. Der vorige Gouverneur war wegen der vielen Grobheiten, die er an Fremden verübt hatte, von seinem Posten abgerufen worden; seine Stelle bekleidete seit 4 oder 5 Monaten ein junger Mann, der sich ziemlich höflich anstellte. Dennoch war diese Festung Akabah auch für unsern Reisenden und seine Begleiter ein widerwärtiger Punct des Verweilens. Man hatte die Fremden innerhalb der schmutzigen Festung in eines jener Zimmer einquartirt, über deren Beschwerden Lord Lindsay mit Recht klagte. Sie hatten noch kaum von dieser Wohnung Besitz genommen, da brach ein Feuer aus, welches eines der ihnen gegenüber gelegenen Dächer von Palmenblättern verzehrte. Die Gefahr für die Festung und ihre Bewohner wurde noch dadurch vermehrt, daß sich, wie man sagte, ein Pulvermagazin in dem brennenden Theil des Gebäudes befand. Dennoch verhinderten die dicken Mauern und das reichlich zum Löschen angewendete Wasser ein Weitergreifen der Flamme und der junge Gouverneur selber hatte bey dieser Gelegenheit viele Entschlossenheit so wie Gewandtheit bewiesen.

Es war der anfängliche Plan der Reisenden gewesen den Weg von Akabah über Wady Musa nach Hebron zu machen. Auf diesem Wege hätten sie durch keine andern Beduinen geleitet werden können als durch die Alawin, einen Zweig des großen Stammes der Haweitat. Denn die Alawin sind im Besitze der Arabah und haben mithin allein das Recht, die Fremden durch ihr Gebiet zu leiten. Es sind auch dieses dieselben, welche den Lord Lindsay so wie andere Reisende von Akabah nach dem Wady Musa brachten; ihr Scheikh Hussein oder sein Vetter Salem übernahmen gewöhnlich die Führung. Diese Beduinen-Scheikhs, welche den Fremden so hohe Preise zu setzen wußten, fanden sich damals eben zu Maan, zwey Tagreisen von Akabah entfernt. Der Gedanke, daß man, um diese Begleiter herbeyzuholen und abzuwarten und die mühsamen Unterhandlungen mit ihnen zu Stande zu bringen, vielleicht noch 5 Tage in dem unheimlichen, einem „Gefängniß“ gleichenden Kastell verweilen müßte, fiel unsern Reisenden unerträglich, sie entschlossen sich deßhalb den noch so unbekannten Weg durch die westliche Wüste, gegen Gaza hin einzuschlagen, denn auf diesem Wege durften ihre bisherigen Führer, die sanften, civilisirten Tawarah-Beduinen sie begleiten. Die Dauer der Reise bis Gaza oder Hebron war auf 5 bis 6 Tage angeschlagen und der Preis für jedes Kamel, worüber man mit den Tawarah's einig ward, betrug nur 2/3 so viel denn jener, welchen die Alawin's als den mindesten begehren. Die Vorsicht, womit der junge Gouverneur sich von den Reisenden einen Schein darüber ausstellen ließ, daß er die Befehle des Habib Effendi in Beziehung auf sie zu ihrer vollkommenen Zufriedenheit erfüllt habe, war ein Zeugniß für die gute polizeyliche Zucht und Achtung, welche sich die ägyptische Regierung selbst in diesem abgelegenen Winkel ihres Reiches zu erhalten wußte. Auch wagten es die Hauptinhaber jenes Harpyiennestes (wie Robinson Akabah nennt) nicht mehr so, wie sie früher gethan, die Geschenke der Reisenden zu ertrotzen, sondern bezeigten sich auch hierbey bescheidener oder furchtsamer.

Während Akabah selber an der Stätte des alten Elath oder Ailah liegt, wo in den früheren christlichen Jahrhunderten ein Bischofssitz war, läßt sich von dem ganz nahe bey Elath gelegenen Ezion-geber keine sichere Spur mehr entdecken. Desto deutlichere, unverkennbarere Reste von andern, in den Zeiten der Römerherrschaft benannten Städten fanden die Reisenden auf ihrem weiteren Wege, den sie, geführt von 2 Amram-Beduinen, welche in Abhängigkeit von der Festung und ihrem Gouverneur stehen, zuerst auf der Strasse der Hadschis,

gegen Cairo hinantraten, dann aber von dieser nordwärts durch die Wüste fortsetzten. Schon der Anfang dieses Weges ist beschwerlich genug, da wo die Strasse an der Westseite der hier nur wenig breiten Mündung der Arabah auf den steilen Paß von Nukb hinansteigt. Die älteste Anlage dieser zickzackförmig emporsteigenden Strasse war schon zwischen 868 bis 884 von Sultan Ibn Ahmed Ibn Tulun gemacht worden und dieselbe hat im weitern Verlauf der Zeit viele Verbesserungen erhalten, dennoch ist sie für Menschen wie für Thiere so gefährlich und verderblich daß sie von den Knochen der gefallenen Kamele wie besäet und an beyden Seiten von Gräbern der Hadschis eingefaßt ist. Der eigentliche, letzte Gipfel der Anhöhe wurde erst nach 1 1/2 Stunden erreicht und hier scheidet sich der Weg nach Gaza von der Straße der Hadschis. Robinson schätzt die Erhöhung der Hochebene 1500 Fuß über dem Niveau des Meeres. Es herrschte hier am 6. April eine so empfindlich kühle Witterung, daß die Beduinen vor Frost zitterten und früher denn gewöhnlich Halt machten, um sich an den angezündeten Feuern zu wärmen. Am 7. April stellte sich ein starker Regenguß ein, der unsern Reisenden als ein Zeichen der Annäherung an Palästina erschien, wo die Spatregen öfters bis zu dieser Zeit anhalten. Schon auf diesen ersten Tagreisen bemerkte Hr. Robinson die merkwürdige Richtung der Thäler und Rinnsale des Wassers gegen Norden hin, welche ihm bey einer späteren Gelegenheit Stoff zu mehreren interessanten Betrachtungen über die alte wie neuere Richtung des Wasserlaufes in der Arabah gab.

Die Wüste, durch welche der Weg der Reise mehrere Tage lang führte, ist unter dem allgemeinen Namen Tih bekannt. Alle Wege, welche von Akabah und vom Sinaikloster nach Hebron und Gaza durch diese Wüste führen, müssen nothwendig in der Mitte derselben in einem Hauptweg zusammenkommen.

(Fortsetzung folgt.)

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Verzeichniß

der seit dem 26. July 1840 eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Von dem Hrn. Kopitar, k. k. Bibliothekar in Wien:

Hesychii glossographi discipulus et Επιγλωσσιστης Russus etc. Vindobonae 1840. 8.

Von Hrn. Lebrun, Pair von Frankreich und Director der k. Buchdruckerey in Paris:

Baghavata Purana. Paris 1841. gr. fol.

Von dem Hrn. Legations-Rath Dr. Fr. Kindner in Stuttgart:

Skythien und die Skythen des Herodot. Stuttgart 1841. 8.

Von dem Hrn. A. F. Manduit, Architekten in Paris:

Découvertes dans la Troade. Londres 1840. 4.

Repousse à Mr. Raoul-Rochette. Paris 1841. 4.

Von Hrn. Professor Ch. Morren in Lüttich:

Mémoire sur la formation de l'indigo dans les feuillers de polygonum tinctorium. Bruxelles 1839. 4.

Recherches physiologiques sur les hydrophytes de la Belgique. Bruxelles 1838. 4.

Observations sur l'anatomie et la physiologie de la fleur du cereus grandiflorus. 8.

Observations sur l'anatomie des Hedychium. 8.

Observations sur l'epaississement de la membrane végétale dans plusieurs organes de l'appareil pileux. 8.

Observations sur la formation des huiles dans les plantes. 8.

Recherche sur le mouvement et l'anatomie du style du Goldfussia anisophylla. 4.

Morphologie des ascidiers. 8.

Observations sur l'anatomie des musa. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. October.

Nro. 217. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Palästina und die südlich angrenzenden Länder von E. Robinson ꝛc.

(Fortsetzung).

Denn die ganze Gegend am Thal Arabah, nördlich vom Dschebel Araif und el Mukrah ist gebirgig, und besteht aus steilen, parallel laufenden Bergrücken, die sich meist von Ost nach West hinziehen und beynahe unübersteigliche Hindernisse einem Wege entgegen stellen würden, der mit dem Arabahthale parallel liefe. Deßhalb kann weder jetzt noch konnte jemals früher eine große Straße diese Richtung nehmen, sondern die Wege von Aila oder Akaba, die von Wady el Arabah heraufkommen, und die Hochebene südlich vom el Mukrah berühren, müssen sich der Natur des Bodens nach gegen Westen wenden, und, nachdem sie um den Fuß des Dschebel Araif herumgekommen, auf der westlichen Seite dieser Gebirgsgegend weiter fortlaufen. Dieses giebt denn auch einen deutlichen Fingerzeig zum Auffinden der alten Strasse, namentlich in den Zeiten der Römer und beweist zugleich, daß der Zug der Israeliten nicht, wie man häufig angenommen, durch die Wüste Tih gegangen seyn könne, weil dieselben sonst gleich nach Berseba, nicht nach Kades gekommen seyn würden, welche letztere Stadt den Gränzen Edoms nahe lag.

Die erste Spur jener alten, römischen Stationen, die sich auf der Karawanenstrasse fanden, welche durch die Wüste nach Jerusalem führte, zeigte sich unseren Reisenden im Wady Cussan. Sie lagen am jenseitigen Fuße jener Hügelreihe, welche jenseits der Gränze der Wüste Tih im engeren Sinne ihren Lauf nimmt und wurden von Hrn. Robinson für die Unterbaue von Häusern gehalten, welche zu der alten Station Lysa gehörten. Die darauf folgende Tagreise am 11. April führte durch eine Gegend, welche, wie dieß einzelne Gerstenfelder bezeugten, selbst dem Getreidebau günstig war. Einen besonders erfreulichen Anblick dieser Art gewährte der Wady Seram. Zum ersten Male seit langer Zeit hörten die Reisenden hier wieder den Gesang der Vögel, vor allem der Lerche. Dort, in Wady Seram fanden sich denn auch Ruinen von größerem Umfang; auf dem Hügel die einer Art von Akropolis, unten ein viereckiger Thurm und die Mauern vieler Gebäude, unter andern auch jene einer griechischen Kirche. In einiger Entfernung von diesen Resten der alten Stadt finden sich die Gemäuer eines festen Kastelles. Es unterliegt keinem Zweifel, daß hier die Stadt Eboda oder Oboda stand, deren Ptolemäus erwähnt, und welche auf Peutingers Tafel als 23 Milliarien unter Elusa gelegen angegeben wird. Selbst der Name Abdeh, welchen die Ruinen noch jetzt führen, deutet dieses an, und als auf der Weiterreise auch die Ruinen von Elusa entdeckt wurden und ihr Abstand von den vorigen (17 englische Meilen) so genau mit der Peutinger'schen Tafel übereinstimmte, ward die anfängliche Wahrscheinlichkeit zur vollen Gewißheit. Fünf Stunden von Abdeh oder Eboda entfernt, im Wady er Ruhaibeh trafen unsere Reisenden abermals auf die Ruinen einer alten Stadt, welche ihrem Umfang und der Zahl der Häuser nach wohl von 10 bis 12000 Menschen bewohnt seyn konnte. Die Häuser waren meist klein, alle massiv gebaut von bläulichem Kalkstein in Quadern, öfters bloß an der äußern Oberfläche behauen. Viele dieser Häuser hatte jedes seine eigene Cisterne. Ein Steinhaufe, größer als die übrigen, schien der Ueberrest eines Tempels (Kirche?) zu seyn, denn hierauf deuteten die abgebrochenen Säulen und Gesimse hin; eine andere große Masse lag etwas nördlicher. Von Stadtmauern zeigte sich keine Spur. Welcher Ort hier einst gestanden habe? das bleibt ungewiß, denn obgleich der Name des Wady Ruhaibeh an Rehoboth erinnert, muß dennoch die Lage von die-

sem, wenn es anders mehr als ein bloßer Brunnen oder Tränkort war, ungleich weiter nach Norden gewesen seyn.

Im Thale Ruhaibeh scheidet sich die Straße nach Gaza (das eine starke Tagreise von hier entfernt liegt) von jener nach Hebron. Unsere Reisenden wählten den letzteren Weg, als den für sie interessanteren und kürzeren nach Jerusalem. Sie fanden alle Ursache, sich über ihre getroffene Wahl zu freuen, denn schon nach einem dreystündigen Wege von den oben erwähnten Ruinen von Ruhaibeh trafen sie auf neue, sehr große und augenfällige, welche ihre arabischen Begleiter el Khulasah nannten. Diese Mauertrümmer sind, wie schon ihr Name, noch mehr aber ihre Entfernung von Eboda und von Jerusalem im Vergleiche mit Peutingers Tafel es erweiset, offenbar die Ueberreste der Stadt Elusa, welche vor der christlichen Zeit von Heiden bewohnt war, die mit den Sarazenen der angränzenden Wüste in Verbindung stunden und dieselbe Religion mit ihnen hatten, später aber, wenigstens zum großen Theile, das Christenthum annahmen, weil Elusa oder wie Antoninus Martyr es nennt Eulatia ein Bischofssitz war, dessen Bischöfe bis zum Jahre 536 bey mehreren Concilien als Beysitzer erschienen. Das Material, aus welchem die Häuser von Elusa gebaut waren, ist ein Kalkstein, welcher sehr zur Verwitterung geneigt ist, deßhalb war der zerstörende Einfluß der Witterung an ihm ungleich bemerkbarer als an den Ruinen von Eboda. Die Stadt hatte Umfang und Raum genug für 15 bis 20000 Menschen; sie muß, den größern Steinhaufen und Trümmern von Säulen wie Gesimsen nach zu schließen, mehrere öffentliche Gebäude von bedeutendem Umfange enthalten haben; zu St. Hilarions Zeiten stund hier ein sehr besuchter Tempel der Venus. Auch mehrere große, öffentliche Plätze lagen, wie die Trümmer zeigen, im Umfange der Stadt, welche, wie es scheint, ihr Wasser nicht aus Cisternen sondern aus einem noch jetzt vorhandenen, großen gemauerten Brunnen empfieng, in dessen Tiefe ein lebendiger Quell ist. Die Gegend von Elusa wäre noch jetzt für den Landbau wohl geeignet, namentlich ist der nicht weit von hier entlegene Wady Khubarah sehr fruchtbar an Getreide und Melonen.

Jenseits einer Anhöhe, über welche der Weg noch etwa 4 Stunden von Elusa aus führte, zeigten sich dem Auge unserer Reisenden zum ersten Male die Gebirge Juda. Am jenseitigen Abhang der Anhöhe war der Boden mit Gras bedeckt; Araber weideten hin und wieder ihre Kamele. Fünf Stunden jenseits Elusa betritt man den Wady es Seba: die Gegend des alten Berseba. Die zwey Brunnen, welche hier dicht an den nördlichen Ufern des Winterstromes liegen, heißen noch immer Bir — es — Seba; der größte von ihnen hat über 12, der andere, 300 Schritt davon entlegene, 5 Fuß im Durchmesser; beyde sind sehr gut gemauert (eine Arbeit, wie es scheint aus uralter Zeit) und enthalten in einer Tiefe von einigen vierzig Fuß eine Fülle des reinsten, wohlschmeckendsten Quellwassers. Auf dem Hügel in der Nachbarschaft liegen die Trümmer von Häusern, welche nicht wie in den Städten nahe bey einander sondern weit zerstreut lagen, denn Berseba war keine Stadt, sondern nur ein Dorf. Rudolph von Suchem und Wilhelm von Baldensel fanden in der Mitte des 13. Jahrhunderts hier noch die Mauern einiger Kirchen, welche anjetzt, wie die andern Gebäude, zu Steinhaufen zusammengestürzt sind. Auch jenseits Berseba, etwa 3/4 Stunden von diesem entfernt, führte der Weg an den Trümmern eines Dorfes vorbey, von welchem unsere Reisenden keinen Namen erfahren konnten. Die Gegend erschien nun immer fruchtbarer und angebauter; im Wady Khulil (5 Stunden von Berseba gegen Hebron hin) fanden sich Getreidefelder und Aecker, welche so eben gepflügt wurden, Viehheerden und ein Mann zu Pferde, ein Anblick, der unsern Reisenden während ihres Verweilens in der Wüste nie gekommen war; am 13. April gegen Mittag war endlich das erste bewohnte Dorf von Palästina: Dhoheriyeh erreicht. Die Gegend umher hat gutes Weideland; der wohlgenährte Zustand der zahlreichen Viehheerden bezeugte es, daß hier noch jetzt, wie zu den Zeiten der Altväter, das Land der Viehzucht günstig sey. Das Dorf selber ist in einem sehr verfallenen Zustande; es enthielt nach einer Abschätzung der Regierung 100 erwachsene Männer, von welcher Zahl zu drey verschiedenen Malen, ehe der Nachwuchs noch herangereift war, 38 Mann für die ägyptische Armee ausgehoben wur-

den. In Dhoheriyeh verließen die treuen Tawarah-Beduinen unsere Reisenden und diese wurden von hier an durch syrische Beduinen weiter geführt. Schon in der dritten Stunde nach Mitternacht brachen sie mit diesen andern Begleitern auf, weil sie noch an diesem Tage (es war der 14. April, der Osterheiligabend des Jahres 1838) Jerusalem erreichen wollten. Das Blöcken der Heerden, das Krähen der Hähne schien an einer Stelle des Weges die Nähe eines Dorfes zu verkünden, es kam jedoch nur von der thierischen Hausgenossenschaft jener Bauern, welche im Sommer mit den Ihrigen die Höhlen des Gebirges und die Ruinen der zerstörten Ortschaften bewohnen, um in der Nähe ihrer Heerden zu seyn. Bald zeigten sich die Weingärten mit einzelnen Thürmchen oder Wachthäusern, die sich in der Umgegend von Hebron finden und den Bewohnern dieser Stadt namentlich während der Weinlese zur Wohnung dienen. In Hebron selber hielten sich für jetzt unsere Reisenden nur eine Stunde auf; ihr weiterer Weg führte sie an dem Gebäude vorbey, das nach der alten Ueberlieferung für Abrahams Wohnung gehalten wird, dann am Neby Junas, dem alten Halhul, weiterhin an den Teichen Salomos und an Rahels Grabe, welches unsere Reisenden auch in seiner jetzigen neueren Gestalt als ein Erinnerungszeichen an die wirkliche Stätte des Begräbnisses jener Aeltermutter betrachten. Der Wunsch, noch an diesem Tage das Ziel der Reise zu erreichen, wurde erfüllt; Abends um 6 Uhr, nach einer 16 stündigen Tagreise, gerade vor Thorschluß kamen sie in Jerusalem im Hause ihrer da wohnenden Freunde und Landsleute an.

Der 15. April des Jahres 1838, der erste Tag des Aufenthalts der Herren Robinson und Smith in Jerusalem, war für diese Stadt ein besonders festlicher, weil an ihm das Osterfest der römischen mit jenem der morgenländischen Christen zusammentraf. Die ganze Stadt war voller christlicher Pilger, meist Armenier und Griechen, wenig Lateiner und noch weniger Kopten. Wer sich etwa nach dem Berichte früherer Reisender Jerusalem als einen Ort voll armseliger Häuser, seine Straßen schmutzig, die Einwohner in Lumpen gehüllt vorstellte, der sieht sich angenehm enttäuscht, eben so wie Jener, welcher das alte, schmutzige unter türkischer Herrschaft stehende Kairo im Sinne hatte und nun auf einmal hineintritt in das durch Mehemed Ali's Polizey von Aas und Moder gesäuberte jetzige Kairo. Denn wenn auch manche der älteren Beschreibungen von Jerusalem für ihre Zeit nicht unwahr seyn mochten, so passen sie doch nicht für die unsrige; die Straſſen sind reiner als jene des türkischen Smyrna und Konstantinopel; die Häuser des armen Gesindels hat Mehemed Ali durch seine Aushebungen zum Militär bedeutend gelichtet; nach Robinsons Urtheil ist unter allen von ihm gesehenen orientalischen Städten Jerusalem nächst Kairo die reinlichste und bestgebaute. Selbst an den gewöhnlichen Häusern ist das Dach über den einzelnen Gemächern zu Kuppeln gewölbt; eine Bauart, welche für die Städte von Judäa charakteristisch erscheint.

Auf dem Begräbnißplatz der Lateiner, welcher auf dem Berge Zion liegt, den Hr. Robinson gleich am ersten Tage seiner Wanderungen, am 17. April besuchte, verweilte er mit Theilnahme bey dem Grabe Costigan's, jenes irländischen Reisenden, welcher im Jahre 1835 in Folge eines romantischen und unvorsichtigen Versuches starb, das todte Meer in einem offenen Boote in der Mitte des July zu untersuchen. Sein kleines Fahrzeug hatte er sich von den Ufern des mittelländischen Meeres nach dem See Tiberias durch Kamele hinübertragen lassen und fuhr dann mit ihm auf dem Jordan nach dem todten Meere hinunter. Hier stach er, nur von seinem maltesischen Bedienten begleitet, in den See hinein, und es gelang ihm das südliche Ende desselben zu erreichen, aber die Einrichtungen, welche die Beyden getroffen hatten, waren so mangelhaft, daß sie 2 bis 3 Tage kein trinkbares Wassen hatten und so, den brennenden Strahlen einer unbewölkten Sonne ausgesetzt, sich gezwungen sahen unausgesetzt zu rudern um nur wieder an das nördliche Ende zu kommen. Als sie das Ufer erreicht hatten, fühlten sie sich so schwach, daß sie sich nicht aufrecht halten konnten; sie lagen am Boden und wuschen sich gegenseitig mit dem salzigen Wasser des Sees, um sich zu stärken. Endlich raffte sich der Diener auf und schleppte sich hin nach Jericho, wo Hr. Costigan sein Pferd gelassen hatte. Dieses

wurde alsbald sammt einem Vorrath von frischem Wasser seinem Herrn gesendet und man brachte diesen nach dem Dorfe. Herr Nicolavson, nach empfangener Botschaft, eilte sogleich von Jerusalem zur Hülfe herbey, er fand Costigan von einem heftigen Wechselfieber ergriffen; nur mit großer Mühe brachte man den Reisenden nach Jerusalem, wo er am dritten Tag nach seiner Ankunft im lateinischen Kloster starb. Man fand unter seinen nachgelassenen Papieren gar keine Nachricht oder kurze Notiz von seiner Reise, und der Bericht, welchen der maltesische Bediente, der seinen Herrn überlebte, später dem Herrn Stephens in Beirut von der unglücklichen Reise mittheilte, war so verworren und unrichtig, daß er durchaus ohne topographischen Werth ist.

Höchst schätzbar ist für die Kenntniß der Localitäten des alten und neuen Jerusalems Herrn Robinsons Bemühen, nicht nur die natürliche Beschaffenheit der einzelnen Stellen genau zu untersuchen, sondern auch den Ueberlieferungen, die an ihnen haften, bis zu ihren ältesten Quellen nachzugehen. Jenes Stück der Mauer an der westlichen Seite der Area der großen Moschee, an welchem es den Juden erlaubt ist sich der Stätte ihres alten Tempels zu nähern und über seinen Trümmern zu beten und zu weinen, wurde schon zu den Zeiten des Benjamin von Tudela, im zwölften Jahrhundert von ihnen für einen Ueberrest vom alten Vorhof des Tempels gehalten.

(Fortsetzung folgt.)

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Verzeichniß

der seit dem 26. July 1840 eingekommenen Büchergeschenke.

(Schluß.)

Observations sur la circulation dans les poils corollins du Marica caerulea (Ker) 8.

Notice sur l'histologie de l'agaricus epixylon. 8.

Rapport sur la mémoire de Mr. Trinchinetti de Monza de odoribus florum. Bruxelles 1839. 8.

Horticulture et Philosophie. Liège 1838. 8.

De la spécialité des cultures propres aux etablissements horticoles de Liège. Liège 1838. 8.

Observations anatomiques sur la congélation des organes des végétaux. 8.

Expériences et observations sur la gomme des cycadées. 8.

Notice sur une nouvelle espèce de Malaxis. 8.

Quelques remarques sur l'anatomie de l'ascaride lombricoïde. 8.

Notes sur l'extabilité et le mouvement des feuilles chez les oxalis.

Von dem Hrn. Dr. Rigoni-Stern in Verona:

Cenni storico-statistici sul vajuolo. Verona 1840. 8.

Von Hrn. Professor Dr. Roß in Athen:

Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres. I Band. Stuttgart und Tübingen 1840. 8.

Von Hrn. Fr. Carl von Savigny in Berlin:

System des heutigen römischen Rechts. II. III. und IV. Band. Berlin 1840 — 1841. 8.

Von Hrn. August Wilhelm Schlegel in Bonn:

De zodiaci antiquitate et origine. Bonn. 1839. 4.

Von Hrn. Hofrath Dr. Steiner in Seligenstadt:

Georg I. Landgraf von Hessen-Darmstadt. Darmstadt 1828. 8.

Caroline, Landgräfin von Hessen-Darmstadt. Darmstadt 1841. 8.

Von dem Hrn. Professor Van der Hoeven und de Vriese in Amsterdam:

Tijdschrift voor naturlijke geschiedenis en Physiologie. Zwende Deel. 1 — 4. Stk. Achtste Deel 1 Stk.

Von Hrn. Professor Elie Wartmann:

Mémoire sur la Diathecmansie électrique des couples métalliques. 4.

Von Hrn. Ferdinand Wolf in Heidelberg:

Ueber die Lais Sequenzen und Leiche. Heidelberg. 8.

Von Hrn. Professor Achille de Zigno in Padua:

Sopra alcuni corpi organici che si osservano nelle infusione. Cenni. Padova 1839. 8.

Sulla giacitura dei terreni discedimento del trevigiano. Memoria. Padova 1841. 8.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. November.

Nro. 218. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Palästina und die südlich angrenzenden Länder von E. Robinson ꝛc.

(Fortsetzung.)

Das sogenannte Coenaculum wird schon von Cyrillus im vierten Jahrhundert als die Kirche der Apostel erwähnt, in deren Stätte diese am Pfingsttage, bey der Ausgießung des hl. Geistes versammelt waren. Ungefähr um dieselbe Zeit spricht Epiphanius unter dem gleichen Namen von ihr, ein Zeichen, daß man dieselbe schon damals für älter als Constantins und Helena's Zeiten hielt. Um 697 gedenkt ihrer auf dieselbe Weise Adamnanus und zugleich auch als jener Stätte, an welcher das hl. Abendmahl gestiftet sey. Eine der allerfrühesten Ueberlieferungen ist jene, welche die Gegend der jetzigen Himmelfahrtskapelle auf dem Oelberge als die Stätte bezeichnet, an welcher Christus von seinen Jüngern hinweg und aufgenommen ward gen Himmel. Sie war, wie dieß unser Reisender zugiebt, sicher schon im dritten Jahrhundert vorhanden und dennoch hält sie derselbe für falsch, weil sie ihm zwar nicht mit Apostelgesch. 1. V. 12, wohl aber mit Luc. 24 V. 50, 51 im Widerspruch zu stehen scheint. Uebrigens führt ein Weg zu dem so nahen Bethania bekanntlich an jener Stelle vorbey.

Die jetzigen Mauern von Jerusalem, welche, wie dieß eine arabische Inschrift über dem Jaffathore bezeugt, auf Befehl des Sultan Suleiman i. J. 948 der Hedschra (1542 n. Ch.) wieder erbaut wurden, scheinen im Ganzen die Lage der Mauern des Mittelalters einzunehmen, welche während der Kreuzzüge mehrere Male zerstört und wieder aufgebaut wurden. Nur etwa um den Nordwestwinkel herum, sowohl an der westlichen als an der nördlichen Seite derselben macht sich eine geringe Abweichung zwischen beyden merklich; selbst die Materialien, aus denen die jetzigen Mauern bestehen, sind wahrscheinlich dieselben aus denen die frühern Mauern gebaut waren, und stammen wohl großentheils aus dem Alterthum her. Namentlich geben die Mauersteine mit eingeschnittenen Rändern nach Robinsons Untersuchungen ein Alter zu erkennen, welches wenigstens bis an die Zeiten der Römer hinanreicht. An der Ostseite, sowie an der Südseite der Stadt bildet die Mauer der Area der großen Moschee zugleich auch einen Theil der Stadtmauer und hier erscheint diese älter, als die übrige Mauer. Auch jene vier Löwen, welche über der Außenseite des erst seit dem fünfzehnten Jahrhundert sogenannten Stephansthores, das bey den eingebornen Muselmännern Bab el Subat (Thor der Stämme) bey den Christen Bab Sitty Mariam, Thor meiner Frauen Maria heißt, können kein Werk der Mohamedaner seyn, eben so wenig als der Bau der sogenannten goldnen Pforte, welche unmittelbar zur Area des Tempels führte und die offenbar aus römischen (aus Hadrians) Zeiten herstammt. Der ganze Umfang der jetzigen Stadtmauern beträgt $1\frac{1}{6}$ Wegstunde oder etwas über $2\frac{1}{3}$ englische Meilen.

Das Thal Josaphat, im Osten von Jerusalem, wird sowohl im alten wie im neuen Testament und von Josephus nur als Bach Kidron benannt, doch wird ihm der erstere Name schon in den frühesten Zeiten der christlichen Aera beygelegt, denn man findet ihn bey Eusebius und andern Schriftstellern des vierten Jahrhunderts. Das Wasserbett dieses Thales, der Bach Kidron, ist jetzt nichts mehr als das tiefe Bett eines Winterstromes, ja selbst im Winter giebt es hier keinen ununterbrochenen, Tage lang strömenden Bach, sondern nur auf einzelne

Stunden nehmen die Fluthen der starken Regengüße dort ihren Ablauf. Das Thal setzt sich fort bis zum todten Meere und erhält bey den Arabern weiter abwärts bis zum Kloster S. Saba den Namen Mönchsthal (Wady er Rahib) und noch weiter hinab den Namen Feuerthal (Wady en Nar.) Die Grabmähler, welche unten im Thale Josaphat an der Ostseite des Kidron, gegenüber der S. O. Ecke der Area der großen Moschee gefunden worden, sind, in der Ordnung, in der sie von N. gegen S. beysammen liegen unter dem Namen der Gräber Josaphats, Absaloms, St. Jakobus und Zacharias bekannt. Das Itinerarium Hierosolymitanum erwähnt der beyden monolithischen Monumente (jetzt Absaloms und Zacharias Grab) als der Gräber des Jesaias und Hiskia; Adamnanus im J. 697 erwähnt nur des einen dieser Monolithen und nennt ihn Josaphats Grab, in dessen Nähe sich Simeons und des Pflegvaters Joseph Grabhöhlen befänden; erst Benjamin von Tudela bezeichnet das eine dieser Grabmähler als Grab des Absalom, das andere als jenes des Königes Usia.

Unser Reisender welchem die große Aehnlichkeit dieser meist ganz aus der Felsenmasse gehauenen Bauwerke mit denen von Petra im Wady Musa auffiel, setzt die Zeit ihres Entstehens in die von Herodes und seinen Nachfolgern, welche selbst von idumäischer Abkunft waren und, namentlich durch die Verbindung Herodes des Vierfürsten, mit der Tochter des Königs des peträischen Arabien Aretas im Verkehr mit Petra blieben. Man erkennt an jenen Monumenten, wie an andern des spätern Alterthumes eine Vermischung der griechischen Ordnungen mit dem massiven, ägyptischen Baustyl.

Eine der wichtigsten Entdeckungen welche H. Robinson in Jerusalem zu machen das Glück hatte, waren die Ueberreste des Bogens jener alten Brücke, welche von der Area des Tempels hierüberführte nach dem Xystus: dem freyen Platze im äußersten Theile der Oberstadt oder des Zion. Er fand sie in der Nähe des Klageortes der Juden, 39 englische Fuß von der S. W. Ecke der Area der großen Moschee entfernt; ihre Länge von der alten Tempel Area bis hinüber nach dem Zion mußte 350 engl. Fuß betragen haben. Zusammengehalten mit der Beschreibung bey Josephus giebt jene Brücke den deutlichen Beweis dafür, daß die Mauer, an der sich ihre Spuren zeigen, ein Theil der Area des alten, und zwar des Salomonischen Tempels selber sey, denn für dieses hohe Alter zeugen auch die riesenhaften Massen ihrer Bausteine. Nach Josephus und dem Talmud war die Area des jüdischen Tempels ein Viereck, dessen Länge und Breite die gleiche Ausdehnung hatten, während die jetzige Area der großen Moschee mehr denn noch einmal so lang als breit ist. Diese Abweichung der jetzigen von der alten Form der Area erklärt Hr. Robinson auf eine vollkommen einleuchtende, wohlbegründete Weise durch die Annahme, daß die vormalige Grundstätte der alten Festung Antonia mit in den Umfang der spätern Area aufgenommen worden sey. Denn diese Festung stund an der Nordseite der Area des Tempels und nahm einen Raum ein, welcher wenigstens eben so groß als der Platz des Tempels war. Von dem Berg Bezetha war sie durch einen tiefen Graben getrennt, der zwar während der Belagerung der Stadt durch Titus und bey der Zerstörung derselben großentheils ausgefüllt wurde, von welchem aber demohngeachtet noch ein Theil unter dem fälschlichen Namen des Teiches Bethesda übrig ist. Das vormalige Haus des Gouverneurs, in welchem jetzt eine Caserne ist, nimmt einen Theil der Stätte jener alten Akropolis Antonia ein, aus welcher man durch Treppen nach dem Tempelplatz hinuntersteigen konnte, so daß die römischen Soldaten ganz leicht den Aufstand der Juden zu den Zeiten des Apostel Paulus stillen und diesen aus ihren Händen entreissen konnten.

Auch für die übrigen Hauptpunkte des alten Jerusalems findet unser Reisender mit großer Wahrscheinlichkeit die Stätten, welche sie in oder bey dem jetzigen Jerusalem einnehmen. Den Thurm Hippikus findet er im sogenannten Thurme Davids wieder, der sich beym Jaffa- oder Bethlehemthor findet; die Thürme Phasaelus und Mariamne sind ganz zerstört und verschwunden, die Stätte vom Thurme Psephinos sucht er auf der Anhöhe, welche 700 Fuß von der jetzigen N.W. Ecke der Stadt, in N. N. W. von dieser Ecke liegt, wo sich noch Spuren von Gemäuer zeigen.

Aus uralter Zeit, sind nicht bloß in Jerusalem, sondern in allen Städten Judäas und an den Landstraßen desselben die Cisternen und größeren Wasserbehältnisse, in denen während der Regenzeit von den Dächern und Felsen her das Regenwasser aufgefangen, und bey sorgfältiger Verwahrung 6 Monate und länger süß und wohlschmeckend erhalten wird. Selbst die Privathäuser der Stadt haben mehrere Cisternen, jenes des H. Lanneaud, welches unser Reisender bewohnte, zählt deren 4, davon die größeste bey 20 Fuß Tiefe 30 Fuß Länge und eben so viel Breite hat. Das lateinische Kloster enthält 28 Cisternen und ist deßhalb so reichlich mit Wasser versehen, daß es in Zeiten der anhaltenden Dürre dem Bedürfniß aller christlichen Bewohner der Stadt Genüge leisten kann. Außen, vor den nördlichen Mauern der jetzigen Stadt, da wo in alten Zeiten die Häuser des Stadttheiles von Bezetha stunden, zeigen sich ebenfalls noch eine Menge der jetzt verschütteten Cisternen und zeigen, daß das alte Jerusalem nach allen Seiten hin mit diesen wohlthätigen Einrichtungen versorgt war. Außer diesem besaß dasselbe vor seinen Mauern den obern Teich (Gihon) so wie den untern Teich im Thale Hinnon, dann innerhalb oder nahe bey der 2ten Mauer den Teich des Hiskia, sowie den kleinen Wasserbehälter nahe bey dem Thurme Hippikus (den sogenannten Teich der Bathseba) und den Schafteich. Die einzigen Quellen des lebendigen Wassers, welche H. Robinson kennen lernte, sind die Brunnen des Nehemia oder des Hiob, in welchen er den Brunnen Rogel der hl. Schrift wieder erkennt, dann die Quelle Siloam und die Quelle der Jungfrau, welche beyde unter einander verbunden und mithin nur als eine zu betrachten sind, ja welche aller Wahrscheinlichkeit nach mit einer andern von unserm Reisenden selbst beobachteten künstlichen Quelle unter der Area der Moschee im Zusammenhang stehen, die ihren Zufluß zuletzt von der außerhalb der Mauer gelegenen durch Hiskia zugedeckten und nach der Stadt geleiteten Quelle Gihon erhalten mag. Die Quelle Siloa oder noch deutlicher der Brunnen der Jungfrau zeigen das Eigenthümliche, daß ihr Wasser, zuweilen mehrmalen in einem Tage, zuweilen seltner plötzlich anschwillt und über seine gewöhnliche Höhe heraustritt; dann sich wieder senkt, eine Erscheinung, welche die eingebornen Mohamedaner von dem Vorhandenseyn eines großen Drachen herleiten, welcher, nur wenn er schläft, dem Wasser seinen Ausgang verstattet, womit der Name Drachenbrunnen in Beziehung steht. H. Robinson setzt die merkwürdige Erscheinung des plötzlichen Hervorwallens des Wassers mit der in Verbindung, die uns von dem Teiche Bethesda berichtet wird und stellt mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit die Vermuthung auf, daß hier, in der Nähe des Jungfrauenbrunnens der Teich Bethesda gewesen sey. Die Quelle der großen Moschee, aus deren Wasser zum Theil ein Bad in der Nachbarschaft versorgt wird, findet sich in einem 82 1/2 Fuß tiefen Brunnen. Das Wasser steht in diesem 3 1/2 Fuß hoch. Es kommt zu diesem Brunnen durch einen gemauerten, 4 — 5 Fuß hohen Gang, der unter der großen Moschee hinführt; einer der Männer, welcher das Wasser aus dem Brunnen schöpfte, war seiner Aussage nach öfters durch diesen gemauerten Gang hineingedrungen, zuerst in ein Gewölbe, das von 14 Säulen mit Kapitälen gestützt sey, dann in ein andres unter der Moschee gelegenes viereckes, ganz in Felsen eingehauenes Gemach, in welchem das Wasser aus dem Felsen in ein Becken auf dem Boden hervorquelle. Die oberen Räume der großen Moschee werden durch jene Wasserleitung, welche von der Quelle Etham: den Teichen Salomons, auf dem Wege nach Hebron herkommt, mit Wasser versorgt.

In den sogenannten Gräbern der Könige, welche in einer Entfernung von ohngefähr 15 Minuten nördlich vom Damaskusthore liegen, erkannte Hr. Robinson mit Recht das von Josephus erwähnte Grabmahl der Helena, Königin von Adiabene, welche zum Judenthum übertrat und eine Zeit lang in Jerusalem lebte. Pausanias, wo er von Grabmählern spricht, die er selber gesehen, rühmt vor allem zwey als besonders bewundrungswürdig, nämlich jenes des Königes Mausolus in Karien, und das der Königin Helena zu Jerusalem. Das letztere beschreibt er als merkwürdig wegen seiner Thür, welche aus demselben Felsen und so künstlich gearbeitet war, daß sie nur geöffnet werden konnte, wenn jedesmal das Jahr denselben Tag und dieselbe Stunde wieder herbeyführte.

Alsdann öffnete sie sich von selbst, durch Mechanismus und verschloß sich wieder nach kurzer Zeit; wenn einer es versucht hätte sie zur andern Zeit zu öffnen, so würde er sie erst mit Gewalt haben aufbrechen müssen. (Pausan. Graeciae descript. Lib. VIII. c. 16 am Ende). Offenbar ist hier, bey aller Uebertreibung, auf die merkwürdigen aus Stein gehauenen, mit Täfelwerk verzierten Thüren hingedeutet, deren Trümmer jetzt noch in den genannten Grabeskammern zu sehen sind. Diese Thüren wurden von innen zugemacht; sie waren oben und unten durch Zapfen eingehängt, welche entsprechenden Löchern in den Felsen eingepaßt waren, wobey der untere Zapfen ganz natürlich nur kurz seyn konnte. Uebrigens war es auch jenes Grabmahl durch seine künstlerische Vollendung und Pracht werth die Aufmerksamkeit des länderkundigen Alten in so besonders hohem Grade auf sich zu ziehen, denn es erinnerte selbst unsern Reisenden in etwas an die Gräber des ägyptischen Theben. Auch Eusebius berichtet dann, daß Helena ein Grab errichten ließ, dessen berühmte Stelae oder Cippi noch zu seiner Zeit in den Vorstädten Jerusalems gezeigt wurden, und die Angabe des Hieronymus, daß als Paula von Norden her sich der Stadt nahte, das Mausoleum der Helena zur Linken oder im Osten lag, stimmt mit der noch fortwährenden Richtung der Strasse und mit der Lage der sogenannten Gräber der Könige überein.

Die Frage, ob die jetzige Kirche des heiligen Grabes wirklich an der Stätte stehe, wo die Grotte des Grabes Christi war, sucht unser Reisender vor allem durch seine Untersuchungen über den vermuthlichen Lauf der zweyten, zur Zeit von Christi Tod bestehenden Mauer zu beantworten. Diese Mauer begann am Thore von Gennath, nahe am Thurme Hippikus und lief nach der Festung Antonia auf der Nordseite des Tempels. Dürfte man nun annehmen, daß diese Mauer in einer geraden oder fast geraden Linie von dem einen dieser beyden Puncte zum andern lief, dann würde allerdings die jetzt angebliche und der christlichen Andacht seit 1500 Jahren geweihte Stätte von Golgatha und vom heiligen Grabe außerhalb der Stadt gelegen seyn, aber Josephus sagt, daß jene Mauer in einer Krümmung verlaufen sey, und wenn der Teich des Hiskias innerhalb der Stadt lag, dann mußte auch die Mauer sowohl diesen als die Stätte der jetzigen h. Grabeskirche mit umschließen. Auch die Stellen aus Eusebius, Hieronymus und Sozomenus Berichten über die unter Constantin wieder aufgefundene Stätte des hl. Grabes und Golgathas unterwirft unser Reisender hierauf einer scharfen Prüfung, aus welcher für ihn wenigstens das Resultat hervorgeht, daß kein fester Grund für die Identität der jetzigen Grabeskirche und der wirklichen Stätte des Grabes vorhanden sey.

Bey dieser Gelegenheit wendet Hr. Robinson seinen kritischen Blick auch auf die Ueberlieferung, welche an der Grotte zu Bethlehem als an der Stätte der Geburt Christi haftet. Er giebt es zu, daß diese Ueberlieferung wenigstens schon in der Mitte des zweyten Jahrhunderts vorhanden und angenommen war, denn Justinus Martyr, der um diese Zeit lebte, spricht mit klaren Worten davon, daß der Ort, wo Christus geboren ward, eine Höhle bey Bethlehem gewesen sey; im darauf folgenden Jahrhundert bezeugt Origenes dasselbe, als eine so allgemein bekannte Sache, daß selbst die Heiden jene Höhle als den Geburtsort dessen betrachteten, den die Christen anbeteten, und Eusebius erwähnt jenes Ortes der Geburt mehrere Jahre vor der Reise der Helena, welche dann über der geweihten Stelle eine Kirche erbaute. Der Hauptgrund aber, welcher unsern scharfsinnigen Forscher zum Zweifel bewegt, ist der, daß der Evangelist nichts davon sage, daß der Stall, in welchem Christus geboren ward, eine Höhle gewesen sey. Denn daß noch jetzt in Palästina Höhlen zu Ställen benutzt werden, bezeugt die Erfahrung der Reisenden, und gerade der Umstand daß die Stallgrotte nicht in der Stadt selber, sondern in einiger Entfernung von derselben war, spricht für die Ueberlieferung.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. November.

Nro. 219. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Palästina und die südlich angrenzenden Länder von E. Robinson ꝛc.

(Fortsetzung.)

Nach den Erkundigungen, welche unser, in seinen statistischen und topographischen Forschungen so glücklicher Reisender über die Zahl jener männlichen Einwohner von Jerusalem einzog, welche nach dem ägyptischen System der Besteurung und Militärconscription waffenfähig sind, und nach den hierauf gegründeten Berechnungen betrug zu seiner Zeit die Gesammtzahl der Einwohner der Stadt nur 11000, worunter 4500 Mohamedaner, 3500 Christen, 3000 Juden sind. Bey dieser bleibenden Bewohnerzahl ist weder das Militär noch weniger aber die große Schaar der Pilgrime in Anschlag gebracht, welche namentlich zur österlichen Zeit sich in Jerusalem versammelt. Der Pascha von Aegypten hatte alle die lästigen Zölle und Abgaben aufgehoben, welche während der türkischen Herrschaft von den christlichen Pilgrimen erhoben wurden. Hängt doch von dem Besuch derselben vornämlich der Wohlstand der an sich armen Stadt ab, welche außer ihren Seifen- und Balsamöl-Fabriken, so wie den Kunsterzeugnissen, welche von den Pilgrimen gekauft werden, keinen andern Erwerbzweig hat, während das Landvolk noch immer, wenn der Winter ihm günstig war, im Ertrag des Bodens sein Brod findet. Denn vornämlich die Jahreszeit vom October bis März, welche mit einzelnen Unterbrechungen durch heiteres Wetter vorherrschend eine regnige ist, giebt den Ausschlag für die Fruchtbarkeit des Sommers. Die Landsleute unsers Reisenden, welche seit mehreren Jahren in Jerusalem lebten, schilderten das dortige Klima sowohl im Winter als im Sommer als ein sehr gemäßigtes. Zwar fällt im Januar und Februar der Schnee oft Fußes hoch, aber er bleibt nicht lang liegen, und wenn sich auch einmal auf dem Wasser der Teiche auf einen oder etliche Tage eine dünne Eiskruste erzeugt, gefriert doch der Boden niemals. Eben so sind auch im Sommer wenigstens die Nächte so kühl, daß man der Decken nicht entbehren kann. Zwischen dem Klima von Jerusalem und dem einiger anderer Gegenden des Landes ist übrigens der Unterschied so bedeutend, daß schon am 12. May bey Jericho der Weizen fast ganz ausgedroschen war, während am 19. May die Ernte bey Gaza, am 4. und 5. Juny die bey Hebron statt fand und am 11. und 12. Juny auf dem Oelberg der Weizen gedroschen ward.

Zu den geographischen Forschungen, welche Hr. Robinson von Jerusalem aus in verschiedenen Gegenden von Palästina anstellte, waren Vorbereitungen von so zweckmäßiger Art getroffen, wie dieselben noch kein Reisender der neueren Zeit angestellt hatte. Hr. Eli Smith hatte schon im Jahre 1834 den Anfang gemacht von verschiedenen Seiten die einheimischen Namen aller der bewohnten oder auch nur in Ruinen vorhandenen Orte zu sammeln, die in den Landestheilen lagen, welche die schon so lange projectirte Reise berühren sollte. Namentlich hatte man in Jerusalem von den Scheikhs und andern verständigen Personen, die von verschiedenen Gegenden her zusammen gekommen waren, in jener Beziehung manche brauchbare Angaben erhalten. Die erste Forschungsreise, in Begleitung mehrerer in Jerusalem ansässiger, der Gegend kundiger Landsleute, nahm ihre Richtung nach N. O. über den Oelberg, in ein Gebiet, das von keinem neueren Reisenden besucht war. Auf diesem Wege kam man

in einer Entfernung von 1 1/4 Stunde von Jerusalem nach dem armen Dorfe Anata, welches sich unter den ansehnlichen Ruinen des alten Anathoth angebaut hat. Während die gewöhnliche Straße nach Nabulus (Sichem) mehr oben, längs der Wasserscheide der Gebirge sich hinzieht, von welcher die Thäler, freylich oft sehr durch einander laufend, auf der einen Seite nach dem Jordan, auf der andern nach dem Mittelmeere abfallen, nahmen unsere Reisenden eine östlichere Richtung, welche über gähe, tief eingerissene Thäler des Kalksteingebirges hinüberführte. Sie beobachteten hiebey die Vorsichtsmaßregel, jedesmal nach wenig Stunden einen neuen Führer aus der Gegend zu nehmen, weil die Landleute nur selten weit über ihren Wohnort hinaus der Namen der Orte oder Ruinen kundig sind, und auf die Aussage der meist unwissenden Mukarys oder Maulthiertreiber noch weniger zu bauen ist. Fast anderthalb Stunden jenseits Anata berührte man Dscheba, das alte Gibea Benjamin, dann das tiefe Felsenthal es Suweinit, in welchem zwey ziemlich isolirte, rundliche Felsenhügel an Bozez und Senne und hiemit an Jonathans Heldenthat erinnern; hierauf Muckhmas, das alte Michmas. Der Weg nach dem modernen Dorfe Deir Diwan führt an den Ruinen von Ai vorüber; das hoch auf einem Hügel gelegene, von Christen bewohnte, wohlhabende Dorf Tayibeh könnte nach Robinsons Vermuthung Ophra von Benjamin seyn. Der zweyte Tag der Reise war zunächst der genauen Betrachtung der Ruinen von Bethel, dem jetzigen Beitin bestimmt. Jene Ruinen, unter denen auch die Reste von griechischen Kirchen bemerkt werden, liegen auf einem Hügel, 3/4 Stunden weit von Bireh, nahe zur Rechten der Straße von Nabulus. Westwärts im Thale bey Beitin finden sich die Ueberreste von einem der größesten Wasserbehältnisse, welche Hr. Robinson in Palästina sahe; es ist 314 Fuß lang und 217 Fuß breit. In Bireh erkennt man leicht das alte Beeroth; von hier wurde der Weg über das 20 Minuten westwärts gelegene, von Christen bewohnte Ram-Allah vorüber an Beit-Ur (Bethhoron) nach Dschib (Gibeon) genommen. Eine halbe Stunde von Dschib entfernt liegt Neby Samwil, das vermeyntliche Grab des Propheten Samuel, unter dem Obdach einer kleinen Moschee auf einem hohen Hügel, welcher eine Aussicht bis an die Küsten des Mittelmeeres gewährt. Mit vieler Wahrscheinlichkeit nimmt unser Reisender an, daß Neby Samwil an der Stätte des alten Mizpa gelegen sey, obwohl keine deutliche Kunde über die Stelle jenes Ortes sich erhalten hat.

Nach einer kurzen Zeit des Verweilens in Jerusalem begaben sich die Reisenden auf eine andere Wanderung nach Ain Dschidi, dem todten Meere und dem Jordan. Das Kloster von Bethlehem hatte sich so eben wegen des Ausbruches der Pest gegen den Besuch von Fremden abgesperrt, nach einem kurzen Verweilen auf der Anhöhe bey der Stadt zogen deßhalb die Reisenden hinab in das tiefe Thal Taamirah, welches gegen Süden den Berg der Stadt umgränzt und sich nördlich von dem Frankenberge nach dem todten Meere hinzieht. Die Gegenden, welche auf der Weiterreise besucht werden sollten, wurden gerade damals für sehr unsicher gehalten; man hörte häufige Berichte von Räubereyen und Mordthaten. Hr. Robinson hatte sich deßhalb einen Scheikh der Taamirah-Araber, welche den Distrikt zwischen Bethlehem, Thekoah und dem todten Meere inne haben, nebst zweyen seiner Leute zu Schützern und Führern gewählt, und hatte alle Ursache mit dieser Wahl zufrieden zu seyn, obgleich jener Stamm, der ungefähr 300 Mann zählt, als ein sehr räuberischer und zu Empörungen geneigter in üblem Rufe steht. Nachdem die Reisenden die Teiche Salomonis, dann das, bey den sogenannten Gärten Salomo's gelegene Dorf Urtas, hierauf den Frankenberg, in welchem sie das Herodium anerkannten, besucht hatten, übernachteten sie in vollkommener Sicherheit in dem Lager jener Beduinen. Dasselbe fand sich am Fuße des Hügels, auf welchem die Ruinen des alten Thekoah liegen. Diese ansehnlichen Ueberreste alter Gebäude aus der jüdischen und christlichen Vorzeit nehmen einen Raum von 4 — 5 Morgen Landes ein; die nächste Umgegend zeigt sich eines reichlichen Anbaues fähig und auch die Thäler, durch welche der Weg nach dem 4 Stunden von hier entfernten Hebron führt, sind mit Strauchwerk und Bäumen bewachsen. Unsere Reisenden verließen diesen Weg, um eine bisher noch undurchforschte Gegend zu besu-

chen; sie nahmen ihre Richtung längs der Theilungslinie der Gewässer des todten und des mittelländischen Meeres, nach dem ansehnlich aussehenden Dorfe Beni Naim. Die Bewohner desselben waren jetzt eben, nach der Sitte der dortigen Landleute hinausgezogen in die Zelte und Höhlen, um dort ihre Ernte und Heerden zu bewachen, nur im Herbst und im Winter leben sie in den wohlgebauten, steinernen Häusern ihres Dorfes. Eine sehr hoch gelegene, zugleich zur Festung eingerichtete Moschee findet sich bey Beni Naim, welche eine sehr weite Aussicht beherrscht. Nach der Sage der Moslims soll sich Lots Grab unter dieser Moschee befinden, eine Sage, welche sich unfehlbar aus Veranlassung einer älteren christlichen gebildet hatte. Denn Beni Naim liegt offenbar an der Stätte von Caphar Barucha, d. h. Segensdorf, auf dessen Höhe, wie Hieronymus erwähnt, Abraham den Herrn begleitet hatte und von wo aus er später sein Angesicht gegen Sodom und Gomorra wandte und den Rauch von ihrem Brande aufsteigen sahe. Auf dem Wege von Beni Naim nach dem etwa 1 1/4 Stunde entfernten Tell Zif, bey welchem die Ruinen von Siph liegen, bekamen unsere Reisenden Yutta (das Jutta des alten Testamentes) zu Gesicht. Die beckenartige Ebene, welche sie von dort aus, an der Straße, die von Hebron nach Kurmul führt, durchzogen, zeichnet sich durch ganz besondere Fruchtbarkeit aus, sie war mit den Feldern des eben (am 9. May) reifenden Waizens bedeckt. Mehr als die Naturschönheit zog jedoch die alt-geographische Bedeutung der Gegend die Aufmerksamkeit der Reisenden an. Als sie am Abend bey den Hirten von Main (Maon) ihre Lagerstätte nahmen und am andern Morgen von der Anhöhe die Gegend überblickten, sahen sie sich umgeben von einer bedeutenden Anzahl der Städte Juda's, welche, wenn auch zum Theil in Ruinen, noch jetzt ihre alten, wenig veränderten Namen behalten haben. Es waren ihre 9: Maon, Carmel, Siph, Jutta, Esthemoah (jetzt Semua) und das nahe dabey gelegene Jathir (Attir), Socho, Anas und Hebron. Kurmul (das Carmel des Gebirges Juda) bildet die ansehnlichste Masse von Ruinen, welche nächst jenen von Bethel unsern Reisenden in Palästina zu Gesicht kam. Das Kastell der vormaligen Stadt ist offenbar von römischer Bauart; auch die Gemäuer einer alten christlichen Kirche zeigen sich unter den übrigen Resten und in einem Amphitheater der Felsen, das bey der Stadt, am Ende des Thales liegt, ist ein Wasserbehältniß von 117 Fuß Länge und 74 Fuß Breite, das sein Wasser aus einer benachbarten reichen Quelle empfängt. Hier fand in den Zeiten der Kreuzzüge König Amalrich Wasser genug, um sein ganzes Heer zu tränken.

Die Landleute jener Gegend zeigten sich sehr gefällig gegen die Reisenden, obwohl sie die Meynung hegten und auch gegen einander aussprachen, die Fremden seyen gekommen, damit jeder von ihnen sich sein Eigenthum aufzeichne. Denn unter dem dortigen Volk herrscht die Meynung, daß, seitdem einst das Land in den Händen der Franken war, ihre Nachkommen noch immer Urkunden über alle Ländereyen hätten, und daß sie nun in der Absicht hierher reisten, um sich einmal nach ihren Grundstücken umzusehen.

Von Kurmul aus zieht sich der Weg nach dem todten Meere immer bergab und in dem Maße, in welchem man tiefer hinabkam, steigerte sich die Hitze. Das Gras, das um Kurmul noch so reichlich grünte, war hier versengt und nach wenig Stunden sahen sich die Reisenden in einer Wüste der öden Kalksteinfelsen, auf denen nur hin und wieder die Gesträuche der südlichen Wüsten sich zeigten. Ein Beden oder Steinbock des arabischen Gebirges, welcher vorüberſprang, erinnerte an den „Felsen der Gemsen", auf welchem hier, in der Wüste Engedi David mit seinen Leuten verweilte. Es dauerte unerwartet lange, ehe man das todte Meer wegen der tiefen Lage desselben zu Gesichte bekam, zuletzt fand man sich unmittelbar über ihm, auf einer senkrecht abstürzenden Felsenklippe. Der Paß, welcher von hier hinabführte über die glatten Felsensteine nach Ain Dschidi erschien unsern Reisenden als der beschwerlichste und gefährlichste unter allen, welche sie jemals bestiegen hatten. Desto lohnender war das Verweilen bey der schönen reichen Quelle von Ain Dschidi, welche ein zwar 21° R. warmes, dabey aber sehr wohlschmeckendes Wasser enthält und von einem üppig grünenden Dickicht südlicher Gewächse, so wie von einzelnen alten Gemäuern um-

geben ist. Dieser Punct schien wenigstens noch 400 Fuß über dem todten Meere zu liegen. Da wo der Bach, der aus dem Quell kommend, sich hinabstürzt nach dem Meere, seinen Lauf nimmt, sind überall Gärten angelegt, in denen vor allem Gurken gezogen werden; hier finden sich auch die Ruinen der eigentlichen alten Stadt Engedi, welche in frühester Zeit Hazezon Thamar hieß.

Die Länge des todten Meeres wird von unserm Reisenden auf 10, seine Breite auf 2 bis 2 1/2 deutsche Meilen geschätzt. Auch er benimmt durch seine Beschreibung diesem Meere einen Theil jener Schrecknisse, welche die übertriebenen Berichte der Araber oder die Phantasie der Reisenden demselben angedichtet hatte. Ueberall wo Süßwasserquellen zu der Nähe des Ufers treten, ist dieses grünend und blühend; Hr. Robinson hatte nie einen üppigeren Pflanzenwuchs gesehen als um Ain Dschidi; dort gab es auch Schaaren von Vögeln und viele von ihnen flogen über das todte Meer hinüber. Während ihres fünftägigen Aufenthaltes am Ufer desselben bemerkten unsere Reisenden niemals etwas von den „verpesteten Dünsten", welche von ihm aufsteigen sollen, nur die Hitze fanden sie, wegen der tiefen Lage, als eine wahrhaft ägyptische. Diese Hitze ist es auch, welche die Verdünstung so beschleunigt, daß der während der Regenzeit ansehnlich anwachsende Wasserstand in wenig Wochen wieder zu seiner vorigen Tiefe herabsinkt. Kleine Stücken von Asphalt finden sich zwar an vielen Stellen des Ufers zerstreut, in größern Massen kommt jedoch derselbe nur nach Erdbeben an die Oberfläche des Wassers herauf. Nach dem Erdbeben von 1834 wurde eine solche Menge Asphalt nahe bey dem S. W. Theile des Meeres ans Ufer geworfen, daß die Dschehalin gegen 60 Kantars (einen zu 93 3/4 preußischen Pfunden) davon zu Markte bringen konnten. Nach dem Erdbeben vom 1. Januar 1837 ward eine Masse von Asphalt bey dem Salzberge Usdum am südlichen Ende des Meeres ans Ufer getrieben, welche von der Größe eines Hauses, einer kleinen Insel glich. Die Dschehalin-Beduinen und die Bewohner von Jutta schwammen nach dieser Asphaltinsel hin, und hieben sie mit Aexten in Stücken, welche sie ans Land brachten und durch ihre Kamele weiter schafften. Als die Taamirah-Beduinen hievon hörten und ebenfalls ihren Antheil an der Ausbeute nehmen wollten, fanden sie gegen 70 Leute mit dem Zerschlagen und Wegschaffen beschäftigt. Dennoch trugen sie noch einen Gewinn von 500 spanischen Thalern davon, während andere Stämme der Araber aus dem Verkauf des von ihnen gesammelten Asphaltes 2000 bis 3000 Thaler lösten, (von jedem Kuntar gegen 16 1/2 Thaler). Für die Sodomsäpfel des todten Meeres hält Hr. Robinson die Kapselfrucht der Asclepias procera (bey den Arabern Oescher genannt).

Auf der weitern Reise längs den Ufern des todten Meeres, welche noch einmal an den früher erwähnten, höchst beschwerlichen Paß hinaufführte, wurde die Ueberzeugung gewonnen, daß die südwärts von Ain Dschidi, auf einer nur durch Fußgänger ersteigbaren Felsenkippe gelegenen Ruinen, welche die Araber Sebbeh nennen, nichts anders sind als die Reste der alten, berühmten Festung Masada, die zuerst von den Makkabäern erbaut, dann von Herodes dem Großen auf eine fast unüberwindliche Weise befestiget wurde. Zwar hatten sich ihrer, kurz vor der Zerstörung Jerusalems, die Sicarii oder Räuber durch List bemächtigt, aber nachdem schon Herodium und Machärus in den Händen der Römer war, widerstund noch Masada, bis zuletzt die hart umlagerte Besatzung, um dem langsamen Verschmachten zu entgehen, sich selber den Tod gab. Die Aussicht von der Felsenhöhle über der salzigen Quelle Ain Terabeh, welche in gerader Linie etwa 7 englische Meilen von Ain Dschidi entfernt ist, beherrscht das todte Meer in seiner ganzen Ausdehnung und auch Karek ist hier deutlich sichtbar. Der weitere Weg von hier nach Ras el Feschkhah, dem nördlichsten Vorgebirge des westlichen Ufers, führte auf höchst beschwerliche Weise durch mehrere enge Felsenthäler mit steil abstürzenden Wänden.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. November.

Nro. 220. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Q. Horatii Flacci opera omnia. Recensuit et illustravit Fridericus Guil. Doering. Editionem novam curavit Gustavus Regel. Tomus primus. Lipsiae, sumtibus librariae Hahnianae MDCCCXXXIX. XXXVI. u. 444 S. 8.

Bey Gelegenheit der Beurtheilung des Orellischen Horaz (Gel. Anz. 1840. Nr. 33 ff.) hat Ref. kein ganz günstiges Urtheil über die Döring'sche Ausgabe dieses Dichters ausgesprochen. Dieses zurück zu nehmen sieht er sich jetzt um so weniger veranlaßt, da Hr. Regel, Döring's Enkel, so wenig er die Pietät gegen seinen Großvater außer Augen setzt, doch nicht umhin kann, anzuerkennen, daß sie manchfach hinter der Zeit zurückgeblieben ist, und besonders in Betreff der Kritik Vieles zu wünschen übrig läßt, da sich Döring zu sehr zu dem scheinbar Einfachsten und Deutlichsten hingezogen fühlte, und dadurch allzu oft verleiten ließ, mit Hintansetzung der handschriftlichen Autorität Conjecturen aufzunehmen, die bey genauerer Prüfung unnöthig erscheinen. Wenn demungeachtet dieser Ausgabe, die schon unter Döring's Hand vier Auflagen erlebt hat, eine Verbreitung zu Theil geworden ist, wie wenigen in unsern Tagen, so ist es wohl großentheils dem zuzuschreiben, daß sie bis zu dem Erscheinen der Orelli'schen die einzige war, welche den Bedürfnissen der Mehrzahl entsprach. Nach dem Erscheinen dieser mochte der Verleger wohl selbst die Nothwendigkeit einsehen, eine nach dem Tode des Verf. nöthig gewordene fünfte Auflage von den Gebrechen der früheren möglichst reinigen zu lassen; er übergab daher H. Regel, von dem er eben so viel Schonung gegen den Verstorbenen als Gründlichkeit in der Prüfung seiner Arbeit erwarten mochte, das nicht leichte Geschäft, in einem beschränkten Zeitraum die Ausgabe so umzuarbeiten, daß sie dem jetzigen Stande der philologischen Studien entspräche, und er fand sich in seiner Erwartung nicht getäuscht, indem Hr. R. durch die Geschicklichkeit, mit welcher er den ihm ertheilten Auftrag vollführte, die Hoffnungen auf das Schönste rechtfertigte, welche schon seine Erstlingsschrift: Diversa virorum doctorum de re tragica Romanorum judicia sub examen vocata, Goettingae 1834, (vrgl. Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft, 1836. S. 976) erweckt hatte.

Ueber sein Verfahren spricht er sich in der Vorrede etwa folgendermassen aus. Sein Hauptaugenmerk war auf die Kritik gerichtet, aus den schon oben angeführten Gründen. Wie er hier einerseits dem leichtfertigen Aufgeben der handschriftlichen Lesart entgegen arbeitete, so suchte er sich aber auch von der Sucht ferne zu halten, dieselbe überall und um jeden Preis zu vertheidigen. Da ihm keine neuen Hülfsmittel zu Gebote standen, benützte er die Ausgaben von Jahn, Meineke und Orelli so, daß er die in denselben ausgesprochenen Ansichten einer nochmaligen Prüfung unterwarf, und nur dann eine derselben annahm, wo ihn nicht seine Untersuchung auf etwas anderes führte. Wo er von Döring abwich, gab er seine Gründe kurz an, und setzte auch bey anderen Stellen, an denen er der Lesart seines Vorgängers treu blieb, hier und da (nur etwas allzu sparsam und nur selten mit näheren Bezeichnungen) die Abweichungen der Handschriften, wie auch der wichtigeren Ausgaben bey. Nur an zwey Stellen wich er von allen früheren Herausgebern ab, und zwar unter Beyrath des

ehrwürdigen Veteranen, Fr. Jacobs, dessen Name allein hinreicht, im Voraus die Ueberzeugung zu gewähren, daß der hier eingeschlagene Weg kein ganz falscher seyn kann; doch werden wir unten noch darauf zurückkommen.

Die Erklärungen, welche sich auf Lesarten bezogen, die in den früheren Auflagen aufgenommen waren, in dieser aber beseitigt wurden, mußten natürlich weggelassen und theilweise durch andere ersetzt werden, welche durch Klammern von den Döring'schen ausgeschieden sind. Außerdem wurden nur offenbare Irrthümer berichtiget; alles noch Zweifelhafte unangetastet gelassen, Nachlässigkeiten in der Latinität aber mit E. F. Wüstemann's Beyhülfe abgeändert. Für die beyden ersten Bücher überließ ein Leipziger Gelehrter, Koch, der selbst eine neue Ausgabe des Horaz vorbereitete, Hrn. R. seine Aufzeichnungen, die, wenn man nach den neueren Bemerkungen, die in diesen Büchern viel zahlreicher sind, als in den folgenden, urtheilen darf, nicht unbedeutend gewesen seyn mögen. Im Uebrigen hatte er sich noch der Unterstützung des Lehrers am Josephinum zu Hildesheim, Jos. Müller, zu erfreuen, der namentlich die metrische Einleitung umarbeitete.

Die Zugaben sind nämlich außer der erwähnten Vorrede, dem Aeußern nach ganz dieselben, wie früher; die Widmung Döring's steht, ohne mit dessen Namen unterzeichnet zu seyn, voran, so daß sie auf den ersten Blick dem jetzigen Herausgeber anzugehören scheinen könnte; dieser folgen die fünf Vorreden, das Leben des Horaz nach Sueton und die Einleitung über die Metra der lyrischen Gedichte; diese letztere ist aber ganz neu, und nach besseren Grundsätzen bearbeitet, dem größten Theile noch mit Munk's Metrik übereinstimmend, deren Abweichung an einer Stelle (S. XXV.) angeführt wird. Die allgemeinen Grundbegriffe werden, auf billigenswerthe Weise zusammengestellt, vorausgeschickt, wobey man nur die Erklärung der Cäsur und der Diäresis vermißt, die jedoch bey Angabe der einzelnen Metra richtig geschieden, nicht, wie früher, unter dem gemeinsamen Namen Cäsur zusammen gefaßt sind. Die Schemata der einzelnen Verse sind so dargestellt, daß die möglichen Veränderungen über und unter den Stellen des Grundschema, und zwar so angegeben sind, daß bey einer Auflösung die zwey Kurzen nirgends mehr Platz einnehmen, als die Länge, aus welcher sie entstanden gedacht werden müssen, was nicht wenig zu einer klaren Anschauung des Metrums beyträgt, wenn man es mit der Weise der früheren Auflagen vergleicht, wo oft ganze Versfuße so unter einander gesetzt sind, daß man statt eines Verses das Schema einer Strophe vor sich zu haben glaubt. Zu leichterer Uebersicht wäre nur noch zu wünschen, daß bey dem Grundschema immer strenge die gerade Linie eingehalten wäre, und nicht manchmal durch ein Versehen des Druckers, einzelne Veränderungen mit demselben in eine Reihe treten, und dadurch die Bezeichnung der Stellen des Grundschema's nach oben oder nach unten gedrängt würde, wie gleich anfangs bey den jambischen Versen. Die in den früheren Auflagen unter Nr. 4. und 16. angeführten Verse (Ithyphallicus und Alcmanius) sind weggeblieben, weil sie bey Horaz nur als Verstheile, nicht als selbstständige Verse vorkommen. Die Messung nach Choriamben ist im Allgemeinen mit Recht beschränkt; doch ist hierin zu weit gegangen, wenn selbst die asklepiadeischen Versmaße als logaödische betrachtet werden und der Choriambus nur in Parenthesen dabey eingeführt erscheint. Warum der Adonius und Pherekrateus den einfach daktylischen Versen, nicht den logaödischen, beygezählt sind, ist nicht recht einzusehen. Der Grundsatz, daß alle Oden in vierzeilige Strophen zu theilen seyen, ist in der Einleitung gegen die Ansicht des Ref. angenommen, bey der Anordnung des Textes aber nicht befolgt worden, indem z. B. bey den dem ersten und zweyten asklepiadeischen Versmaße angehörigen Oden, wie bey der ersten und dritten des ersten Buches, keineswegs eine Abtheilung in je vier und vier Verse sichtbar ist; doch beruht dieß nicht etwa auf einer verschiedenen Ansicht des Herausgebers und des Verfassers der Einleitung über die Metrik, wie aus der kritischen Bemerkung zu Od. IV. 8. 17. abzunehmen ist, wo H. R. selbst ausspricht: Huc accedit, quod cum reliqua omnia Asclepiadea carmina τετράστροφα sint, hoc unum lege illa metrica non adstrictum est. Bey der Erklärung des alcäischen

Versmaßes werden zwey Stellen angeführt, wo sich am Schluße der trochäischen Dipodie im alcäischen Verse Kürzen finden sollen, und zwar Od. III. 4, 53 und III. 5, 17. Bey Hermann und Munk findet sich nur die zweyte dieser Stellen angegeben; die Ursache der Differenz liegt aber wohl darin, daß hier unrichtig Typhoe-us abgetheilt ist, statt Typho-eus; auf eine andere Weise ist wenigstens eine kurze Silbe dort nicht zu ermitteln. Dagegen sind die beyden Fälle, wo eine an sich kurze Sylbe durch Synekphonesis an dieser Stelle verlängert wird, Od. III. 4, 41. und III. 6, 6. hier gar nicht erwähnt. Auch in den Anmerkungen zu dem ersteren Verse sucht man vergeblich danach; bey dem zweyten ist die Notiz auch für den ersten nachgetragen, aber nicht so deutlich, wie es für die Leser einer solchen Ausgabe wünschenswerth wäre, angegeben, daß durch die Lesung consiljum und principjum die an sich kurze drittletzte Sylbe dieser Wörter hier vermittelst Position lang wird.

Was die Art und Weise betrifft, mit der Hr. R. bey der Umgestaltung des Textes verfahren ist, so ist zuvörderst die bey jungen Männern eben nicht häufig zu findende Bescheidenheit zu rühmen, mit welcher er seine Meynung ausspricht. Nirgends läßt er sich in ein Polemisiren ein; wo er von seinem Großvater abweicht, zeigt er die von jenem gewählte Lesart meistens nur in einer Parenthese an, und legt die Gründe, die ihn zu einer Aenderung bewogen, mit wenigen schlichten Worten dar, und diese sind in den meisten Fällen von der Art, daß man ihnen seine Zustimmung nicht versagen kann. Um zuerst von den beyden oben berührten Stellen zu sprechen, welche er in der Vorrede als solche bezeichnet, an denen er von allen übrigen Herausgebern abgewichen ist, so findet in der ersteren Od. 3. 9 ff. eigentlich nur eine Veränderung der Interpunction Statt. Hr. R. hat nämlich mit Beybehaltung der handschriftlich wohl begründeten Lesarten Quo und Quid als Frage geschrieben: Quo pinus ingens albaque populus Umbram hospitalem consociare amant Ramis? Quid obliquo laborat Lympha fugax trepidare rivo? und vergleicht damit Epist. I, 5, 12. Quo mihi fortunam, si non conceditur uti? indem er anführt, daß schon Porphyrion zu dem einen Theile des Satzes die Worte si ea non utimur ergänzen wollte. Ref. wüßte keine der sonst gegebenen Erklärungsweisen vorzuziehen, muß aber bemerken, daß nach der Orellischen Ausgabe schon Vanderburg hier eine Frage annahm, und nur ramis, quid schrieb, statt hier schon ein Fragezeichen zu setzen. — An der andern Stelle Epod. 9, 17 hat Hr. R. nach einer Handschrift At hunc frementes geschrieben, was er so erklärt: hunc tam degenerem Romanum aspernantes, indignantes. Betrachtet man die beygegebenen Beweisstellen, so passt die erstere nicht ganz, weil sie ein sächliches Object, imperia, hat; die zweyte aber, Tac. Annal. XIII. 13, weil libertam aemulam, nurum ancillam mit Ergänzung von esse zu erklären ist, wie Cic. ad Att. II. 7. 3. Jam vero Arrius consulatum sibi ereptum fremit, und dgl., die Beweisführung ist also, wie sie hier vorliegt, unzureichend; doch hat Jacobs in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1840 S. 523 aus dem reichen Schatze seiner Gelehrsamkeit so viel dafür beygebracht, daß kaum mehr ein Grund zu einem Zweifel an der Richtigkeit dieser Construction vorhanden ist; ist diese aber zuläßig, so ist nichts von Bedeutung gegen diese Anordnung der schwierigen Stelle einzuwenden. — Im Uebrigen könnten wir eine nicht geringe Zahl von Aenderungen und Bemerkungen hervorheben, um zu zeigen, mit welchem richtigen Tacte und welcher Besonnenheit Hr. R. meistentheils verfahren ist, indessen wir müssen deßhalb auf die eben berührte Beurtheilung verweisen, um für die Besprechung einiger Stellen Raum zu behalten, über welche wir mit Hrn. R. nicht gleicher Ansicht sind. Od. III. 11, 15 ff. nämlich, wo nach den Worten immanis ianitor aulae der Cerberus genannt und weiter beschrieben wird, behauptet Hr. R., diese Worte seyen an sich bezeichnend genug und die folgende Strophe sey daher als ein Einschiebsel zu betrachten. Doch kann sich Ref. hiermit nicht einverstanden erklären, da die Bezeichnung der Unterwelt, welche in ianitor aulae gänzlich fehlt, durch das Beywort immanis keineswegs ersetzt wird, was deutlich daraus hervorgeht, daß Gratius Faliscus von wirklichen Hunden (Cyneg. v. 265) sagen konnte: pecus hoc immane. Hätte Horaz nichts zur Erklärung hinzufügen wollen, so hätte er wohl iani-

tor Orci geschrieben, wie Od. II. 18, 34, Charon satelles Orci genannt wird. — Od. IV. 4. 65 hat Hr. R. die gewöhnliche Lesart beybehalten: Merses profundo, pulchrior evenit, bey welcher jedoch dem Verf. der Wechsel der Zeiten in evenit prorsuet, geretque so bedenklich erscheint, daß er die von Orelli aufgenommene ungewöhnliche Form exiet keineswegs geradezu verwerfen möchte, wenn es gleich in der classischen Latinität an beglaubigten Analogien dafür fehlt, indem die in Stallbaums Note zu Ruddimann's institut. grammat. lat. Thl. I. S. 281 angeführten, bey Tibull (I. 4, 23) transiet, und bey Cicero (in Rull. I. 25, extr.) inietur in den neueren Ausgaben auf handschriftliche Autorität hin geändert sind. Uebrigens möchte Ref. in keinem Falle exiet mit Orelli einen Archaismus nennen; denn die Form des Futurums auf ibo ist gewiß die ältere, die sich bey ire als die gewöhnliche erhalten hat, während die in der regelmäßigen Conjugation gewöhnliche auf iam die neuere ist, so daß man diese Form bey ire eher einen Neologismus nennen könnte.

(Schluß folgt.)

Palästina und die südlich angrenzenden Länder von E. Robinson ꝛc.

(Schluß.)

Am Fuße jenes Vorgebirges entspringt ein reicher Quell von klarem, jedoch etwas salzigschmeckende Wasser, dessen Abfluß bis zum Ufer hin durch ein grünendes Dickig von Rohrgewächsen bezeichnet ist. Von hier wendeten sich die Reisenden nach El Helum: der untersten Furth des Jordans, welche weit südwärts von der Furth der Pilgrime ist. Die Breite des Stromes, welcher damals gerade sehr gefüllt war, schätzte Robinson auf 80 — 100 Fuß, seine größte Tiefe mochte in diesem Augenblick nach der Angabe der Araber 10 — 12 Fuß betragen, denn nur im Sommer ist der Fluß so seicht, daß man ihn an manchen Stellen durchwaten kann. In einer Entfernung vom Jordan, welche in einer Stunde durchritten ward, kam man, in N.W. Richtung zu Ain Hadschla, einen Quell des reinsten, wohlschmeckendsten Wassers, umgeben von einem Walde des Rischrasch (Vitex agnus castus). Selbst der Name Hadschla erinnert daran, daß hier die Stätte von Beth Hagla war. Zwanzig Minuten hievon liegen auf einer Anhöhe die Ruinen eines Klosters, von den Arabern Kusr Hadschla genannt.

Hier so wie bey Riha (Jericho) fanden unsre Reisenden ihre alten Bekannten: die christlichen Dorfbewohner aus Tayibeh, welche in dieser Gegend große Weizenfelder hatten, solchem Ertrag so eben geerntet und gedroschen wurde. Von diesem Ertrag gehört die Hälfte ihnen, ein Viertheil geben sie davon an die Bewohner des Dorfes, ein andres an die Garnison des kleinen Kastelles ab. Die Bewohner von Riha sind viel zu träge um ihre Felder selber zu bauen. Das jetzige Dorf und Kastell liegen am nördlichen Ufer des Bettes eines Bergstromes (Wady Kelt), welcher der Bach Crith d.h. Schrift ist, 3/4 Stunden unterhalb des Punktes, an welchem dieser Bach aus der engen Felsenschlucht hervorbricht. Die Stätte des ältesten biblischen Jericho setzt unser Reisender in die Nähe der Quelle Ain Sultan, welche 1/2 Stunde N.W. von Riha liegt, und deren Wasser durch die eine, noch bestehende Wasserleitung in die Ebene geführt wird, jene des späteren Jericho in Süden von jener Quelle. Die Umgegend von Jericho zeigte sich nach allen Seiten hin als eine höchst fruchtbare, welche noch jetzt von Wasser und einem hohen Grad von Wärme begünstigt eines reichlich lohnenden Anbaues fähig wäre.

Wir verlassen hier, am Ende des zehnten Abschnittes seines Werkes unsern Reisenden, indem wir, wie so viele Leser dieses gehaltreichen Buches den Wunsch nicht unterdrücken können, daß doch auch der dritte Band bald in unsern Händen seyn möchte, von dessen Inhalt wir zu seiner Zeit Bericht zu erstatten gedenken. Schubert.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. November.

Nro. 221. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Q. Horatii Flacci opera omnia. etc.

(Schluß.)

Man vergleiche außer dem eben angeführten Werke J. B. Mannhart's lateinische Grammatik S. 166, die in so ferne als Autorität angeführt zu werden verdient, als sie die Resultate der Vorlesungen des Herrn Hofrath Thiersch enthält. — Epod. 1, 26 ist noch zu bemerken, daß Hr. R. wider seine sonstige Weise sich in der Note für die aus dem Texte verdrängte Vulgata meis ausspricht, ohne sie wieder aufzunehmen.

Bey der Erklärung hat Hr. R. mehr, als es von Döring geschehen ist, auf die Grammatik, den Sprachgebrauch und die eigenthümlichen Ausdrucksweisen des Dichters Rücksicht genommen. Man sehe nur die Erklärung von Od. I, 37, 4. nunc tempus erat; die Citate zu flavus Tiberis, I, 2, 13, wo nur zu bemerken ist, daß der Zusatz a flavo arenarum lutosarum colore epitheton eben nicht dazu dient, eine richtige Vorstellung von der Farbe dieses Flusses zu erzeugen, die nur im angeschwollenen Zustande schmutzig gelb, im Uebrigen aber mehr grünlich ist; zu serus Od. I, 2, 45. Besonders haben die Partikeln eine genauere Beachtung gefunden, zu I, 1, 35. quodsi zu I, 3, 1. sic, wo erst Hr. R. die Parallelstellen aus den übrigen Horazischen Gedichten hinzugefügt hat, zu I, 3, 16. das einfache seu, wo man das doppelte erwartete, Hr. R. aber nicht eine eigentliche Auslassung, sondern eine Umstellung annimmt, tollere seu ponere vult freta für si tollere ponereve vult freta, und ähnliche Fälle für ne und que anführt; zu I, 11. 2 über nec für neve. Außerdem sind Od. I, 2, 15 die Worte monumenta regis weit genügender erklärt, als in den früheren Auflagen. Bey Od. I, 28 hat Hr. R. wohl mit Recht die Ansicht Döring's von dem Gespräche zwischen einem Schiffer und den Manen des Archytas aufgegeben; Od. II, 2, 23 ist oculo irretorto gut von dem gleichgültigen Blicke verstanden, der sich nicht von einem Gegenstande so fesseln läßt, daß er immer wieder darauf zurückfällt; Od. III, 27, 37 ist unde quo veni richtig mit Orelli als Frage mit doppelter Fragpartikel, nach griechischer Weise, gefaßt; Od. IV, 2, 49 ist Teque dum procedis gut erklärt und gegen Angriffe geschützt; Epod. 5, 58 wird adulterum Latrent Suburanae canes nicht, wie gewöhnlich, von dem Wegtreiben des Alten von dem Hause einer anderen Geliebten, sondern von dem Anbellen bey dem nächtlichen Besuche verstanden, den er durch Canidia's Zaubermittel angelockt bey ihr machen will, was allerdings besser in den Sinn paßt. Mehreres ist auch in dieser Beziehung in der oben erwähnten Beurtheilung zusammen gestellt zu finden.

Nicht gleicher Ansicht mit Hrn. R. ist Ref. in folgenden Erklärungen.

Od. I, 1, 30 ff. ist in der Note zu den Worten: Me gelidum nemus Nympharumque leves cum Satyris chori secernunt populo, die Erklärung Döring's me distinguunt a populo, ultra vulgarem hominum sortem extollunt, in societatem deorum me adducunt weggelassen, und nur die vor diesem mit den Worten: possis explicare eingeleitete andere Erklärung: seiungunt a consortio et consuetudine cum aliis hominibus, me in solitudine, (quam amant poëtae) delectant nebst zweyen neu hinzugefügten Parallelstellen: Ep. II, 2,

77, Scriptorum chorus omnis amat nemus et fugit urbes und Ep. I, 19, 13 ut male sanos adscripsit Liber Satyris Faunisque poetas aufgenommen. Damit ist aber der Sinn dieser Worte noch nicht recht deutlich gemacht. Besser sind sie von Orelli erklärt: dum longe remotus sum a volgo molesto atque rudi, me beatum puto, und von Ramler übersetzt: „mich trennt vom großen Schwarm.“ Populus bezeichnet nämlich hier und in ähnlichen Stellen keineswegs geradezu die Menschen, sondern den gemeinen Haufen, durch dessen Drängen und Treiben die Unruhe und das Geräusch in einer Stadt verursacht wird. Man vergleiche, was Ref. a. a. O. S. 283. über Sat. I, 6, 79. In magno ut populo bemerkt hat, und Juven. III, 244 magno populus premit agmine lumbos, wo im Folgenden (v. 256) populus mit agmina (258) dann mit vulgus (260) synonym gebraucht wird. — Od. I, 2, 17 hat Döring zu den Worten Iliae dum se nimium querenti Jactat ultorem bemerkt: nimium sey nach seiner Ansicht zu ultorem zu beziehen; Hr. R. dagegen bezieht es mit Orelli auf querenti, giebt als Grund dafür die Stellung an, und erklärt es so: der Flußgott habe nur den allzuhäufigen Bitten der Gattin nach längerem Widerstreben nachgegeben, da er wohl gewußt habe, daß ihm eine nicht von Jupiter befohlene Rache nicht zustehe. Was die Stellung betrifft, so macht Ref. auf olim (Od. I, 10, 9) aufmerksam, das Hr. R. selbst auf das zwey Verse weiter unten stehende voce dum terret bezieht, Orelli aber mit Recht als Zeitangabe für die ganze Periode faßt. In ähnlicher Weise möchte auch hier nimium, (dem das Pronomen se, wie dort te dem olim vorausgeht, wodurch der Satz noch enger in sich verknüpft wird), auf das Ganze zu beziehen seyn, zunächst aber auf iactat, da dieses Verbum auch in der Prosa gerne mit diesem nimium vergleichbare Comparative von Adverbien bey sich hat, wie Cic. Catil. II, 9 sumtuosius insolentiusque se iactare und de Orat. II, 52. se intolerantius iactare. — Nicht mit Recht ist Od. I, 7, 29 die Erklärung von ambiguam Salamina futuram beybehalten, nach welcher diese Worte auf das alte Salamis bezogen und umschrieben werden obscuratum iri. Besser bezieht es Orelli auf das neue Salamis, mit der Erklärung, ut cum Salaminis quis meminerit, ambiguum futurum sit, de qua agatur, wofür die beyden von ihm angeführten Stellen Lucan. III, 183, und Seneca Troad. 844, sprechen, wo das alte Salamis das wahre genannt wird; in der dritten Manil. V, 50 hat Ref. wohl den Namen Salamis, aber nichts hieher Gehöriges gefunden. — Od. I, 12, 34 spricht sich Hr. R. für die Ansicht Mitscherlich's, Jahn's und Orelli's aus, daß superbos Tarquini fasces auf den Tarquinius Priscus zu beziehen sey, gegen welche sich Refer. a. a. O. S. 271. erklärt hat; doch geschieht es nur mit einem recte, opinor. Auch ist die ganze Note Döring's, in welcher diese Worte auf Tarquinius Superbus bezogen werden, stehen geblieben; Hr. R. scheint daher nicht recht mit sich einig geworden zu seyn. In Betreff der damit in Verbindung stehenden Worte Catonis nobile letum ist die Note Döring's, in welcher dieser zu zeigen sucht, daß Horaz vor Augustus den Tod des Cato habe nobile letum, einen edlen Tod, nennen können, ohne bey ihm anzustoßen, ohne irgend einen Zusatz aufgenommen; Ref. findet aber für seine a. a. O. ausgesprochene Ansicht, daß nobile letum nur die factische Berühmtheit des Todes des Cato bedeute, gewisser Massen eine Bestätigung in dem, was (nach einer Relation in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik XXXI. 3. S. 348 f. zu schließen) Dr. Debeke in seinem Programm Quaestiones Horatian. fasc. I. Aachen, 1839, dazu bemerkt hat, welcher annimmt, daß der Dichter in diesen Worten eine absichtliche Amphibolie gesucht habe. Od. II, 7, 12 spricht sich Hr. R. gegen die von Orelli angenommene Erklärung Hofmann-Peerlkamp's aus, daß turpe solum tetigere mento das Bitten der Besiegten bedeute, indem er sagt, in solcher Erniedrigung habe der Dichter römische Bürger und noch dazu seine Kampfgenossen nicht darstellen können; allein die Worte cum fracta virtus sprechen offenbar dafür, so wie das damit im Gegensatz stehende minaces, und gewisser Massen auch turpe solum, indem dieses so eine nachdrücklichere Bedeutung erhält, als wenn man es mit: sanguine tur-

piter pollutum erklärt; Ref. hält daher diese Erklärung doch für die richtigere, wenn gleich nicht in Abrede zu stellen ist, daß der Ausdruck ziemlich hyperbolisch ist. — Od. III, 24, 6 folgt dagegen Hr. R. der Ansicht Orelli's, wo Ref. diese nicht für hinlänglich begründet hält, indem er summis verticibus auf den Giebel eines Hauses bezieht und als Grund gegen die gewöhnliche Erklärung, nach welcher es auf das stolz erhobene Haupt eines Menschen bezogen wird, nur angiebt, daß die Nothwendigkeit, welche ihre Nägel in das Haupt der Menschen einschlage, ein allzu widerliches Bild gäbe. Allein dieser Grund fällt weg, wenn man nach der a. a. O. S. 282 vom Ref. gegebenen Erklärung verticibus nicht „in den Scheitel," sondern „dem Scheitel," übersetzt, d. h. über denselben, so daß er sich nicht höher erheben kann. Außer der dort angeführten Stelle Od. I, 1, 36 läßt sich noch dafür geltend machen: Od. I, 10, 15 Et tollens vacuum plus nimio gloria verticem. — Od. IV, 4, 18 ff. hat Hr. R. zu den Worten: quibus Mos unde deductus per omne Tempus Amazonia securi Dextras obarmet, quaerere distuli: Nec scire fas est omnia die ziemlich lange Bemerkung Döring's beybehalten, ohne etwas hinzuzufügen. Indessen darf wohl als Vorbild zu dieser Wendung die von Orelli nach Scaliger angeführte Stelle Pindars (Nem. v. 16) gelten, und wenn man sie genauer betrachtet, erscheinen diese Worte keineswegs inhaltslos und unbegründet, wenn wir auch Vermuthungen, wie eine Aufforderung August's, dieß zu erwähnen, u. dgl. unberücksichtigt lassen. Wir brauchen nichts anderes vorauszusetzen, als daß es eine bekannte Sache war, daß die Vindeliker Streitärte führten; so läßt sich annehmen, daß der Dichter mit Beziehung auf jene pindarische Stelle sagte: „Er hat die Vindeliker geschlagen, deren Tapferkeit nach ihren Streitärten zu schließen, sich von irgend einer Verbindung mit den Amazonen in der mythischen Zeit herleiten ließe; doch ist es dem Menschen nicht verstattet in alles Entfernte einzudringen," um die Tapferkeit der Vindeliker durch Einhüllung in ein mythisches Dunkel noch größer erscheinen zu lassen, als es in den folgenden Worten geschieht, wo mit dem einlenkenden sed das historisch Bekannte eingeführt wird, daß sie seit lange und weithin Sieger waren.

Sollen wir nun nach Darlegung des Einzelnen ein Gesammturtheil über die Leistungen des Hrn. Regel aussprechen: so ist nicht in Abrede zu stellen, daß in kritischer Hinsicht der Döring'sche Horaz durch ihn auf den Standpunct erhoben worden ist, der für die Leser, welchen er bestimmt ist, billiger Weise in Anspruch genommen werden kann; daß ferner in Betreff der Erklärungen Vieles für die Berichtigung und die bestimmtere Fassung der einzelnen Bemerkungen geschehen ist; daß aber dem ungeachtet, wie es von einer solchen Revision nicht anders zu erwarten war, im Ganzen der Character dieser Ausgabe sich in so weit gleich geblieben ist, daß die Orellische auch jetzt noch den Vorzug vor derselben verdienen möchte.

Das äußere dieser Auflage ist den früheren auch fast ganz gleich; der Druck des Textes ist nur etwas compresser und zwischen diesen und den Noten sind die kritischen Bemerkungen, wo solche nöthig schienen, mit kleinerem Drucke und ungebrochenen Zeilen eingesetzt. Druckfehler hat Ref. außer den am Schlusse berichtigten noch folgende in den Noten gefunden: S. 1. Sp. 1. Z. 2. v. u. ubi für ut. — S. 7. Sp. 1. in dem Citat Ovid. Amor. III, 3, 35. iaculatur für iaculatus; S. 437. Sp. 1. Z. 7. v. u. Od. VI. 6 statt IV, 6; auf ähnliche Weise steht auf S. 327. über der Seite Lib. V. statt Lib. IV. Außerdem wäre noch das Versehen zu berichtigen gewesen, daß S. 34 in der Note zu Od. I, 9, 9 die Döring'sche Erklärung diota est vasculum duas aures habens stehen geblieben ist, während Hr. R. unter diota nicht, wie Döring, ein kleines Schöpfgefaß, sondern eine Amphora versteht.

L. v. Jan.

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

I. Hälfte. Januar — Juny.

A. Ch. Renouard, Traité des droits d'auteurs dans la littérature, les sciences et les beaux arts. Vol. 1. 2. Paris 1838. 8.

Lownde's British librarian or book collector's guide to the formation of a library in all branches of literature, science and art, arranged in classes, with prices, critical notes, references and an index of authors and subjects. Part 9. Class. I. Religion and its history. London 1839. 8.

J. M. Quérard, La litérature française contemporaine. 1827 — 1838. Continuation de la France litéraire. Vol. I. livr. 5. Paris 1840. 8.

Hoffmann von Fallersleben, Verzeichniß der altdeutschen Handschriften der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Leipzig 1841. 8.

M. Brosset, Catalogue de la bibliothèque d'Edchmiadzin. Pétersb. 1840. 8.

Nominal = und Realkatalog der k. Ministerien der Justiz, des Innern und der Finanzen, dann der Oberbau = und Central = Forst = Behörde. München 1840. Fol.

Swensk Bibliographi eller Allmän Förteckning öfwer utkomma Böcker, Musikalier, Kartor, Kopparstick och stentryck. 1840. Nr. 7 — 12. Stockholm. 8.

Catalogue of Manuscripts in the British Museum. New series. Vol. 1. 2. 3. London 1840. fol.

Lijst van nieuw uitgekomen Boeken in den Jare 1840. Nr. 1 — 5.

Paulin Paris, Les manuscripts français de la bibliothèque du Roi, leur histoire, et celle des textes allemands, anglois, hollandois, italiens, espagnoles de la même collection. Vol. 3. Fin du format in folio magno. — Commencement du format in folio mediocri. Paris 1840.

Bibliotheek, nieuwe Nederlandsche. Deel 1 — 8. Rotterd. 1781 — 86. 8.

Nederlandsche Bibliotheek. Deel 1 — 8. Amsterd. 1774 — 80. 8.

Nieuwe algemeene vaderlandsche Letter - Oefeningen. Voor 1791 — 1811. Voll. 41. Amsterd. 1791 — 1811. 8.

Vaderlandsche Letter - Oefeningen voor 1814 — 1839. 50 Voll. Amsterd. 1814 — 1839. 8.

Algemeene vaderlandsche Letter - Oefeningen. Deel 1 — 7. Amsterd. 1797 — 1785. 8.

Nieuwe algemeene vaderlandsche Letter - Oefeningen. Deel 1 — 5. Amsterd. 1786 — 90. 8.

Vaderlandsche Letter - Oefeningen. Deel 1 — 7. Amsterd. 1761 — 67. 8.

Hedendaagsche vaderlandsche Letter - Oefeningen. Deel 1 — 7. Amsterd. 1772 — 78. 8.

Tijdschrift van Kunsten en wetenschappen. 1812. 1813. 4 Voll. Amsterd. 1812 — 13. 8.

Il progresso delle scienze, delle lettere e delle arti. Nuova serie. Vol. 27. Napoli 1840.

G. H. M. Delprat, die Brüderschaft des gemeinsamen Lebens. Ein Beytrag zur Geschichte der Kirche, Literatur und Pädagogik des 14. 15. und 16. Jahrhunderts. Leipzig 1840. 8.

W. M. Wade, Walks in Oxford: comprising an original, historical and descriptive account of the colleges, halls and public buildings of the university. Oxford 1818. 8.

J. J. Ampère, Histoire de la littérature française au moyen age, comparée aux littératures étrangères. Introduction. Histoire de la formation de la langue française. Paris 1841. 8.

M. V. Cousin, Recueil des principaux actes du ministère de l'instruction publique du I. Mars au 28. Octobre 1840. Paris 1841.

Wilh. Unger, Systematische Darstellung der Gesetze über die höheren Studien in den gesammten deutsch-italienischen Provinzen der österreichischen Monarchie. Th. 1. 2. Wien 1840. 8.

Ch. Richomme, Histoire de l'université de Paris. Paris 1840. 8.

Bericht an Se. Majestät den Kaiser von Rußland über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1839. Hamburg 1841.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. November.

Nro. 222. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Voyage en Arabie, sejour dans le Hedjas, campagne d'Assir, accompagné d'une Carte par Maurice Tamisier, l'un des auteurs du voyage en Abyssinie. Paris 1841. Vol. I. 399 p. Vd. II. 402 p.

Der Verfasser des eben genannten Werkes scheint bey dem Verfertigen desselben in Ungewißheit gewesen zu seyn, ob er einen Roman, ein Drama oder eine Reise schreiben solle und hat sich endlich dahin entschieden allen diesen Anforderungen zu gleicher Zeit zu genügen, indem er mit, neben und in der Reisebeschreibung auch den Roman und das Drama gab. Hierdurch hat er den Leser seines Buches nicht selten in eine Verlegenheit gebracht, indem dieser kaum weiß, wie und wo er den fortlaufenden Faden der eigentlichen Reisebeschreibung zwischen den andern ihnen anklebenden Elementen herausfinden und festhalten solle. Denn obgleich man es den nur zu häufig eingestreuten dramatischen Stellen sogleich ansieht, daß sie zunächst nur Dichtung sind, indem namentlich die Araber, welche der Verf. redend einführt, ihre Rolle so durchaus unnatürlich und französisch spielen, wie etwa die Acteurs eines französischen Dorf- und Jahrmarkts-Theaters die Rollen von Roms und Griechenlands Heroën, so bleibt dennoch der Roman mit der Reisebeschreibung auf eine Weise verwebt, daß man beyde kaum auseinander zu wirren vermag. Es mag deßhalb im Ganzen ungewiß erscheinen, ob man das eben genannte Buch mit seinen leichtfertigen Liebesgeschichten und Beschreibungen von Liebesintriguen, wie sie der Verf. angeblich selbst aus dem Munde des Schiffsbarbieres vernimmt, mehr in das Gebiet der alltäglichsten französischen Romane oder der wirklichen Reisebeschreibungen verweisen solle und wir entheben demselben für die gegenwärtige Anzeige nur einige Hauptzüge.

Herr Tamisier, bekannt durch seine in Verbindung mit Combes gemachte und beschriebene Reise in Abyssinien, dem Lande der Gallas, Schoa und Ifat, fand gegen Ende des Jahres 1833 Gelegenheit als Sekretär des Oberarztes der Armee an jener Expedition Theil zu nehmen, welche damals Mehemed Ali gegen den kriegerischen Stamm der Hassir-Beduinen in den Hedschas in Bewegung setzte. Das Truppencorps, unter welchem er sich befand, verließ in Begleitung der großen Carawane der Mekkapilger Cairo am 9. December. Nach einem mehrtägigen Aufenthalt in Suez, schiffte sich der Reisende am 18. des Abends mit mehreren seiner Landsleute und Reisegefährter auf einem arabischen Fahrzeuge nach Dschidda ein. Bey Gelegenheit seiner Vorüberfahrt an den bekannten Brunnen Moses, einige Meilen südwärts von Suez, macht Herr Tamisier die gelehrt seyn sollende Bemerkung „das jene Quellen eine Art von Artesischen Brunnen seyen, welche der gewandte Gesetzgeber der Juden dadurch fließend machte, daß er mit seinem Stabe ein Loch in den Boden stieß.“ So geschickt weiß der Mann das, was er einmal von einem Wassergebenden Felsen, den Moses zu Raphidim mit seinem Stabe schlug, gehört hatte, mit den sogenannten Brunnen Mosis bey Suez in Verbindung zu bringen!

Das arabische Schiff, überfüllt von Mekkapilgrimen und ägyptischem Militär, lief nach einer dreywöchentlichen Fahrt im Hafen von Dschidda ein. Die Wichtigkeit dieses Landungsplatzes in Beziehung auf jenen Handelsverkehr der Länder und Völker des Westens mit denen des Ostens, welcher seine

nähere Richtung durch das rothe Meer nimmt, erkennt unser Reisender mit Recht an. Der Hafen von Dschidda ließe sich durch einen verhältnißmäßig nicht sehr hohen Aufwand von Kosten und Arbeit zu einem der bequemsten und besten des rothen Meeres einrichten. Die hier besonders große Unduldsamkeit der Mohamedaner war damals durch die Furcht vor Mehemed Alis Macht und polizeylicher Strenge so im Zaum gehalten, daß es dem französischen Reisenden so wie einigen seiner Begleiter, in ihrer orientalischen Kleidung gelang, sogar in das Innere des vorgeblichen Grabmahles der Mutter Eva vorzudringen, welches den Gläubigen nahe bey Dschidda gezeigt wird. Als der alte Marabu, welcher das Grab hütete, seine Selbsttäuschung in Beziehung auf die Fremdlinge, die er für Mohamedaner gehalten hatte, gewahr wurde, faßte er sich bald und sprach: „nun wohl, Eva ist die Mutter aller Menschen.“

In der Mitte der ägyptischen Truppen befand sich jetzt der Heerführer derselben: Achmed Pascha, der Schwestersohn des Mehemed Ali, ein Mann von nicht unbedeutendem militärischen Talent, welcher durch seinen mehrjährigen Aufenthalt in Hedschas den Arabern jenes durch Mekka und Medinah geheiligten Landstriches ziemlich befreundet worden war. Doch hinderte ihn dieses nicht, auch auf den Fall hin, daß es seinen Glaubensgenossen das größte Aergerniß geben mochte, sich seiner Neigung zu den Europäern und ihren Sitten ungehemmt zu überlassen; namentlich hatte er, wenigstens früher, den Wein und andere geistige Getränke leidenschaftlich geliebt, und gerade damals als H. Tamisier sich in Dschidda aufhielt nahm der Feldherr ohne Bedenken eine Einladung zu einem Diner bey einigen französischen Staatsoffizieren an.

Dschidda liegt auf einer Ebene, die sich von Nord nach Süd so weit ausdehnt, als das Auge reicht; gegen Osten aber von einem Höhenzug begränzt wird, der dem Meeresufer parallel läuft. Vom Oktober bis zum April ist jene Ebene von Kräutern bedeckt, welche zahlreichen Heerden ihre Nahrung geben, während auch zu gleicher Zeit die Einwohner des Landes Gurken und anderes Gemüse anbauen; in der heißen Jahreszeit, vom May bis zum Wiedereintreten des Herbstregens verschwindet das Grün und der größeste Theil der Küstengegend wird zu einer öden Sandwüste. Der Höhenzug im Osten erhebt sich schon in einer Entfernung von 2 Stunden jenseits Dschidda; durch seine Thäler zieht sich eine ziemlich bequeme Straße nach dem etwa 18 Stunden weit abgelegenen Mekka hin. Ueber Mekka selber giebt uns Hr. Tamisier nichts weiter als eine Uebersetzung aus Burkhardts Reisen, von denen er voraussetzt, daß sie seinen französischen Lesern nicht zur Hand seyn möchten; desto ausführlicher beschreibt er uns den Weg von Dschidda nach Tayif und von hier weiter in die östlicher gelegenen Gegenden. Hadda, gegen 5 Lieues nordöstlich von Dschidda, liegt nahe an der Mündung des Fatmathales, welches Mahomed der Prophet seiner Tochter zum Erbtheil gab. Hier wie an mehreren anderen Punkten der Richtung gegen Tayif hin liegen Gärten, welche durch Quellen oder Cisternen gewässert werden. Das Fatmathal gehört schon zu jenem geheiligten Lande, welches in der Regel von den Ungläubigen nicht betreten werden darf; unsern französischen Reisenden war dennoch wenigstens der Eingang in das Thal gestattet, weil sie im Schutz und Geleite eines Armeecorps ihn unternahmen. Der Zug wendete sich indeß bald südwärts, von jenem Thale hinweg, gegen Madrag und Bir el Barut hin. Die Hitze war jetzt in der zweyten Hälfte des May's sehr drückend; am 20. des Monats zeigte das Thermometer im Schatten um 11 Uhr 38° nach Mittag 40° R. an. Bey Bir Barut finden sich ansehnliche Ruinen, welche von hohem Alter zu seyn scheinen. Zeima, mit einer ziemlich verfallenen Festung steht an der Ostseite eines steil abfallenden Bergabhanges, es hat einige Dattelpflanzungen, durch welche der Abfluß eines Quelles sich ergießt, welcher weiterhin im Sande versiegt. Der eigentliche Hochrücken des Höhenzuges, der die östliche Ebene gegen Tayif hin begränzt, erhebt sich erst jenseits Seyl, welches gegen 25 Lieuen jenseits Dschidda, 14 dießseits Tayif liegt. Diese letztere Stadt wird von zwey östlichen Ausläufern des Gebirges hufeisenförmig umgeben; nach Osten öffnet sich das Thal gegen die sandige Ebene. Mehemed Ali hatte diesen wegen seiner Lage leicht zu befestigenden Ort, wieder in ziemlich guten Stand gesetzt,

doch waren die Verheerungen, welche der Einfall der Wechabiten hier anrichtete, noch allenthalben bemerkbar, nur die Moschee des Abul Abbas stund als Rest der älteren Bauwerke da; obgleich auch sie durch die Hand jener feindlichen Krieger ihre vormaligen schönen Kuppeln verloren hatte. In ihrer Nähe zeigt sich das Grabmahl des Abul Abbas, des Zeitgenossen des Propheten. Die Häuser der Stadt sind kleiner und minder elegant als die zu Dschidda, die Bewohner sind großentheils Beduinen und Fellahs, unter denen nur noch wenige Familien der vormaligen, von den Wechabiten und von der Cholera fast ausgerotteten Bürger der Stadt leben. Dagegen wird Tayif in der heißen Jahreszeit, vom Anfang des Juny an sehr häufig von den Bewohnern von Mekka besucht, welche dort an der kühleren Luft, und an der Fülle der Früchte sich erquicken, die in der Umgegend der Stadt wachsen. Unser Reisender fand während seines Hierseyns die Wärme im Mittel am Morgen 18°, am Mittag 28°, am Abend 22°, um Mitternacht 18° R.; das Wasser in den Brunnen hatte nur 14° Wärme. Während des Winters zeigt sich öfters Reif und das Wasser bedeckt sich zuweilen an freyen Orten mit einer dünnen Lage von Eis; Schnee fällt nur selten.

Tayif, mit seinen fruchtbaren, in den Seitenthälern und Schluchten der Berge gelegenen Gärten, erscheint in gewisser Hinsicht nur wie ein Anhängsel von Mekka, denn jene Gärten sind zum großen Theil ein Privateigenthum der hohen, mohamedanischen Geistlichkeit, welche in der Stadt des Propheten herrscht. Das vorwaltende Urgebirge der Umgegend gewährt auch in der trockenen Jahreszeit einigen Zufluß von Quellwasser, welches meist sich in der Tiefe der Brunnen findet; außer diesem wird das Regenwasser in gemauerten Behältnissen gesammelt und auf solche Weise für die beständige Unterhaltung der Vegetation in den Gärten gesorgt. Es gedeihen hier alle edlern Obstsorten des wärmeren Europas; mit ihnen zugleich wachsen die köstlichsten Weintrauben, welche theils frisch, theils getrocknet verspeist, theils aber zur Destillation eines Branntweins benutzt werden, den die Bewohner von Mekka, auch gegen das Verbot ihres Propheten, sehr lieben. Die Bananen gedeihen hier gut; den Dattelpalmen scheint das Klima von Tayif nicht so gut zuzusagen, wie jenes der heißeren, sandigen Ebenen. Zweyerley Landplagen lernte unser Reisender während seines hiesigen Aufenthaltes kennen: die eine sind die Heuschrecken, die andere jene Wirbelwinde, welche den Staub und feinen Sand zuweilen bis zu einer Höhe von 600 Fuß in Thurmesgestalt emporwirbeln und Zelte, so wie andere leicht bewegliche Gegenstände umstürzen. Scorpionen sind hier seltner als in den Küstengegenden, ihr Stich erregt heftige Zufälle, welche ohne ärztliche Hülfe tödtlich werden können. Die Beduinen pflegen das gestochene Glied zu unterbinden und legen die noch rauchenden Eingeweide eines eben geschlachteten Lammes auf die Wunde, wovon sie Heilung erwarten.

In der zweyten Hälfte des Juny 1834 setzte sich die ägyptische Armee von Tayif aus in Bewegung. Sie bestund damals noch aus 9000 Mann Linientruppen, 1200 Mann unregelmäßiger Reiterei, 400 Mograbins, 100 Artilleristen, 100 Sapeurs und 6000 Mann arabischer Hülfstruppen; sie führte mit sich 3 Kanonen und 1000 Congrevsche Feuergewehre. Der damalige, vom Vicekönig von Aegypten ernannte Gouverneur oder Scherif des Hedschas war Mohamed Ibn Aroun, von Geburt ein Araber. Die Armee mußte wegen des zu befürchtenden Mangels an Trinkwasser in zwey Colonnen getheilt marschiren; die eine von diesen stund unter dem Oberbefehl des Pascha, die andere kommandirte Scherif Mohamed Ibn Aroun. Unser Reisender befand sich bey dem Armeekorps des Pascha. In mäßigen Tagmärschen rückte man über Lyeh und Bessel, in dessen Nähe bey einem früheren Feldzuge die Wechabiten eine große Niederlage durch die Aegypter erlitten, nach Medallale vor. Dieser Ort fand sich durch die Cholera so entvölkert, daß nur noch einzelne Spuren seines vormaligen blühenden Zustandes zu bemerken waren. Die Marschroute zog sich von hier aus zum Theil durch Thäler, welche eines einträglichen Anbaues fähig wären, sie werden jedoch nur in der günstigen Zeit des Jahres, wenn der Boden durch den Regen befruchtet ist, von Beduinen aus dem Stamme der Beni Hanet besucht, welche dann hier ihre Heerden weiden. Anjetzt waren sie meist verlassen und verödet, weil alle

Bewohner der Landschaft vor der ägyptischen Armee so sehr als möglich auszuweichen suchten. In den Betten der Winterströme Seyl Derra und Seyl Terabe fand sich beym Hineingraben in den Boden eine, dem Bedürfniß der Armee genügende Menge Wassers, auch weiterhin ward auf diese Weise oder durch Cisternen dem Mangel abgeholfen. Nach 11 Tagmärschen, jeder im Mittel zu 6 1/2 Stunden langte die erste Colonne zu Akik an, wo man ihr einige Rasttage gönnte, damit die zweyte Colonne Zeit gewänne sich mit ihr zu vereinen. Ein großer Theil des aus Aegypten mitgenommenen Proviants war bereits aufgezehrt, denn die Proviantlieferungen, welche man zur Hälfte bezahlte, zur andern Hälfte als Contribution erpreßte, langten bey weitem nicht zur Befriedigung der täglichen Bedürfnisse hin. Ueberdieß hatte man alle Ursache an der redlichen Gesinnung des Scherif von Mekka zu zweifeln. So war die Lage der Armee keineswegs eine sehr günstige. Dennoch durfte man, als nach einigen Tagen der Scherif mit seinem Truppencorps eingetroffen war, an das Vorrücken denken. Die kriegerischen Schaaren der Hassir-Beduinen, welche an der Gränze zwischen Hedschas und Yemen wohnen, hatten sich zurückgezogen, man setzte ihnen zuerst in östlicher Richtung über Turah und Seyl Raniah nach; zog hierauf südwärts über Tsania und Nemeran nach Melhe. Unser Reisender glaubt im dortigen Granitgebirge Spuren von Zinn entdeckt zu haben. Der Zug nahm jetzt eine westliche Richtung nach Khradra und Maden, dann von neuem die vorherrschend südliche nach dem fruchtbaren, dattelreichen Wady Schabran, von dort wieder südwestlich nach Jamsour. Nicht ferne von dieser damals meist in Trümmern liegenden gewesenen Festung hatte der Feind hinter den Verschanzungen und Forts von Khamys Mischnyd seine Stellung genommen. Ein schlimmerer Feind als diese Krieger hatte sich in der

ägyptischen Armee selber eingefunden: dieß war der Mangel an allen Lebensbedürfnissen; es galt nur die Wahl hier im Angesichte der reichen mit einer Fülle der Lebensmittel und mit Wasser versehenen, vom Feinde besetzten Höhen vor Hunger zu sterben oder zu kämpfen und zu siegen. Selbst der Scherif, so partheyisch er auch sonst für seine Landsleute und gegen die Türken (Aegypter) eingenommen war, that seine Pflicht; er leitete die Unternehmungen der Artillerie gegen die nur durch Erdmauern geschützten Festungen, während sein älterer Bruder durch die Thore derselben eindrang. Auch die Armee der Beduinen mußte der überlegenen Macht der Congrevschen Raketen weichen, obgleich der tapfere Fürst des Hassir-Stammes, Ait, an ihrer Spitze kämpfte. Nach all diesen glücklich bestandenen Mühseligkeiten genoß das Heer der Aegypter, welches in der Schlacht selber wenig Menschen verloren hatte, eine nur kurze Zeit des Ausruhens. Ait hatte sich mit seinen tapfersten Kriegern nach dem stark befestigten Menadee zurückgezogen und die ägyptischen Belagerer jenes Ortes mußten noch mehr von Mangel und Noth leiden als die eingeschlossenen Belagerer.

Hier bricht das voluminöse Werk des H. Tamisier plötzlich ab, derselbe verspricht jedoch zwey andere Werke folgen zu lassen, deren eines den weitern Verlauf des Feldzuges beschreiben, das andere die Geschichte und Geographie von Arabien umfassen soll. S.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. November.

Nro. 223. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Hermanni Sauppii epistola critica ad Godofredum Hermannum philologum principem ante hos quinquaginta annos magisterii honores rite adeptum. A. D. XIV. Kal. Januar. A. MDCCCXLI. Lipsiae impensis Weidmannorum. 174.

Die Schriften der Alten haben im Laufe der vielen Jahrhunderte der Nachtheile zu viele erlitten, als daß ihr Genuß uns rein und ungetrübt zu Theil werden könnte; daher die Nothwendigkeit des Critisirens und Interpretirens als des Mittels zum richtigen Texte und richtigem Verstehen. Hätten wir die Original-Handschriften der Autoren, so würde Critik im gewöhnlichem Sinne von selbst verschwinden und der höhere Zweck, die Sache zu betrachten, Verstand und Geschmack aus den Alten zu bilden, richtige Kenntniß des Alterthums zu erlangen, diese mit der neuern Zeit zu vergleichen, könnte ohne jenem mühsamen Vorweg sogleich eintreten; jetzt aber, da man von dem richtigen Verständniß des einzelnen zu dem des ganzen gelangen muß und die häufige Entstellung des Textes falsche Erklärung mit sich bringt, wird Critik unentbehrlich; man sehe nur, in welch unheilbarem Zustande die Handschriften z. B. die Gedichte des Catullus überliefert haben. Da nun überdieß auf diesem Gebiete Scharfsinn und Kenntniß der Sprache wie der Sache sich zumeist thätig bewähren kann, so haben von jeher die geistreichsten Männer, welche im Alterthum lebten, sich mit besonderer Liebe der Ausübung der Critik hingegeben. Aber diese muß, wenn sie nicht Spiel des Zufalls werden soll, ihre festen Principien haben; und noch ist man über den Begriff der Hermeneutik und philologischen Critik theoretisch nicht einig. Erster Anfang ist die Grammatik, welche die Richtigkeit des Ausdrucks im Allgemeinen, und die Individualität des Autors beachtet; diese Grammatik selbst aber kann erst aus dem richtigen Texte gewonnen werden; das ist allerdings eine Bewegung im Kreise, führt jedoch richtig angewandt nicht minder zum sichern Ziele. Bekkers zahlreiche Vergleichungen der besten und ältesten Handschriften waren von entschiedenem Einfluß auf Grammatik, durch sie ist vieles Neue für die Sprache entdeckt, noch mehr berichtigt worden.

Wenn es ausgemacht ist, daß man in neuerer Zeit die früher vernachläßigte Grammatik mit mehr Sorgfalt betrieben hat, so ist eben so entschieden, daß G. Hermann um sie die meisten Verdienste sich erworben hat. Seine Schule trägt durchaus diesen Charakter, und allerdings liegt hierin der Anfang zu allem weitern Verständnisse, ohne welches kein glückliches Gedeihen im Gebiete der Alterthumswissenschaft möglich ist. Hr. S. liefert in dieser Schrift, die in aller Pietät seinem Lehrer gewidmet ist, Beweise einer gründlichen Kenntniß der Sprache, wie des feinen und richtigen Tactes; auch verweilt er nicht allein in der grammatischen Critik, sondern ganz unverständliche Stellen werden auf einleuchtende Art verbessert. Die Stellen sind größtentheils aus den Rednern genommen und das ganze kann als ein schätzbarer Commentar zu der Zürcherausgabe der Oratores Attici vom Verf. und seinem Freunde Baiter gelten. Daß Demosthenes eine Ausnahme macht — nur die erste Philippische Rede ist als Probe behandelt, — beweist, daß H. S. diesen Redner noch nicht in der Art wie die übrigen kritisch bearbeitet hat; dieses bedauern wir sehr, denn auch hier giebt es ungeachtet der trefflichen Handschrift viele Stellen die einer bessernden Hand

bedürfen. Außerdem sind zu Theognis und Aristophanes, zu Plato, Thukydides und Aristoteles Emendationen mitgetheilt, die entweder unbestritten anerkannt werden müssen oder doch alle Aufmerksamkeit verdienen; wir erlauben uns nur einiges anzudeuten.

Die ersten drey §§. sprechen von der Wichtigkeit, die Handschriften gehörig zu würdigen und geben ein Beyspiel das in der griechischen Litteratur einzig ist. Die Codices des Lysias sind in einem trostlosen Zustande überliefert, nur in einem Florentiner fand Bekker vieles Dunkle erklärt und die Sprache in anderer und reinerer Gestalt wiedergegeben; er hatte diesen seiner Recension zu Grunde gelegt, und die spätern Herausgeber sind ihm hierin gefolgt. Hr. S. führt den Beweis, daß alle bekannten Handschriften des Lysias aus der Heidelberger (Palatinus), welche Bekker gleichfalls verglichen hatte, abgeschrieben sind, die Florentiner aber nur kühne jedoch geistreiche Interpolationen enthalte, die Critik also bey diesem Schriftsteller wieder auf den Text vor Bekker zurückgehen müsse. Dieses ist unwiderlegbar aus nachstehendem bewiesen: der Heidelb. Cod. ist unvollständig, der 17 Quaternio fehlt ganz, von 5 drey Blätter; aber er war einst ganz und das vorne angehängte Inhaltsverzeichniß lehrt, daß in jenem Quaternio eine Rede κατὰ νικίδου ἀργίας gestanden habe. Außerdem ist manche Seite beschädigt und unleserlich. Alle andern Handschriften aber haben nicht nur dieselben Lücken, welche der Palatinus, sondern auch das dort nicht oder schwer leserliche findet sich in ihnen nicht, und so folgt, daß sie nicht nur Abschriften aus jenem einen Codex sind, sondern erst zu einer Zeit verfertigt wurden, als die Heidelb. Handschrift bereits in demselben schlimmen Zustande sich befand, in welchem sie jetzt besteht. Die Florent. stammt, wie man aus Bandini sieht, aus dem XV. Jahrh. und die gelehrten Griechen jener Zeit in Italien, ein Gaza, Chalkondylas, Argyropulos, hatten Kenntnisse genug, um sich einen Lysias in ihrer Art lesbar zu machen; vielleicht, daß eine nähere Ansicht der Schrift auch den Urheber entdecken ließe. In einer Reihe von achtzehn Beyspielen zeigt H. S., daß diese Interpolationen unrichtig und dem fehlerhaften Texte des Urkodex auf andere Art nachzuhelfen sey, z. B. Or. 13 §. 31 ἐβούλοντο τοίνυν, ὦ ἄνδρες δικασταὶ, ἔτι πλειόνων αὐτὸν τὰ ὀνόματα ἀπογράψαι· οὕτω σφόδρα ἔρρωτο ἡ βουλὴ κακόν τι ἐργάζεσθαι, αὐτὸς οὐκ ἐδόκει αὐτοῖς ἅπαντα τἀληθῆ πω κατηγορηκέναι. so der Palat. (X), der erste Herausgeber Musurus schrieb αὐτὸς δ' οὐκ, die Florent. Hdschrft. giebt ἐργάζεσθαι αὐτὸν ὥστ' οὐκ, eine Aenderung, auf welche auch Jakobs, noch ehe man von diesem Codex Kunde hatte, gefallen war, aber das richtige ist was H. S. vermuthet ἐργάζεσθαι καὶ αὐτὸς, nur daß die Abtheilung des Satzes anders zu stellen ist; denn die Worte καὶ αὐτὸς oder κἀυτὸς οὐκ beziehen sich auf ἐβούλοντο τοίνυν, während οὕτω . . ἐργάζεσθαι eine Parenthese bilden. Dagegen ist nicht zu billigen was zu 24 §. 8. gesagt wird νῦν δ' ἐπειδὴ καὶ γῆρας καὶ νόσοι καὶ τὰ τούτοις ἑπόμενα κακὰ προσγίνεταί μοι, wie Bekker ohne Bemerkung geschrieben hat; dieses ist Verbesserung Reiskes, vor ihm las man ἐχόμενα und so steht auch in X. Gegen Reiskes Note: aut τούτοις ἑπόμενα legendum videtur, aut τούτων ἐχόμενα erinnert H. S., auch τὰ τούτοις ἐχόμενα entspreche dem richtigen Sprachgebrauche mit Hinweisung auf Grasers Advers. Plat. p. 89; dieser aber hat durch zwey Platonische Beyspiele nichts bewiesen, der allgemeine Gebrauch dieser Formel steht entgegen, und der Grund, weil ἑξῆς mit dem Dativ verbunden wird, könne es auch eben so gut ἐχόμενον ist ganz verwerflich; man darf der Sprache keine Gewalt anlegen, und am wenigsten ist dem Redner gestattet, sich von dem herkömmlichen zu entfernen.

§. 4. bezieht sich auf Demosthenes und die älteste Recension dessen Reden, wie sie in einer Pariser Handschrift erhalten ist. Der Verf. zeigt die Vorzüge derselben, indem er die erste Philippische Rede durchgeht und nicht weniger als an fünf und zwanzig Stellen von Bekker abzuweichen Veranlassung findet. Wir haben uns darüber öfter erklärt und würden selbst §. 11 ἐπηύξηκεν im neutralen Sinne, (wie im N. T.) statt ἐπηύξηται zu halten suchen; gewiß ist es nicht Zufall, daß dieselbe Quelle auch 3. §. 29 ηὔξηκεν statt ηὔξηται bietet. Allerdings bleiben noch andere Stellen wo das Passivum ohne Abweichung steht, und nicht zu glauben ist, daß der Redner abwechselnd active und passive Form angewendet habe; aber diese Erscheinung ist

zu eigenthümlich, um sie für absichtliche Interpolation zu halten; und wäre dieses hier, so gäbe es gewiß in jener Handschrift deren noch viele andere. Wichtig ist die Nachweisung, daß den alten Grammatikern diese Recension der demosth. Reden wie sie im Σ erscheint, nicht unbekannt war, und Harpokration sie dreymal unter dem Namen ἐν τοῖς ἀττικιανοῖς. Dagegen zweifeln wir sehr an Hemsterhuis Erklärung, daß damit der von Lukian genannte Ἀττικὸς bezeichnet sey; derselbe wird dort nur als Kopist schöner Handschriften erwähnt, als βιβλιογράφος, wie sollte von diesem die merkwürdige Recension der demosth. Reden ausgehen?

Die Worte bey Isaeus 6 §. 16 S. 79 πρᾶγμα πλάττοντες ἀναιδείᾳ ὑπερβάλλον καὶ οὐδὲ γενόμενον ὡς ἐγὼ ὑμῖν ἀποφανῶ. waren schon Schömann nicht ohne Anstoß; Hr. S. schreibt mit leichter Aenderung οὐδ' ἐγγενόμενον. Wir wünschten aus Rednern Beyspiele von dem Gebrauche des Wortes in diesem Sinne für ἐνδεχόμενον und würden dann gerne unsere Vermuthung in derselben Bedeutung fahren lassen: οὐδ' ἂν γενόμενον, wie bey Thukydides VI, 38 οὔτε ὄντα οὔτ' ἂν γενόμενα λογοποιοῦσι.

Auch zur Politik des Aristoteles liefert der Verfasser zwey Beyträge; diese Schrift gehört zu denen des Philosophen, welche in einem weit schlimmern Zustande liegen, als man gewöhnlich glaubt; die neueste Bearbeitung des Hrn. Stahr, von dem wir durchgreifendes erwarteten, hat nicht das mindeste geleistet, während nur einige Aufmerksamkeit auf den Sprachgebrauch und Zusammenhang der Gedanken vieles entfernen konnte. So heißt es, um nur ein Beyspiel zu geben V, 10 p. 1313, 3 οὐ γίνονται δ' ἔτι βασιλεῖαι νῦν, ἀλλ' ἄνπερ γίνωνται, μοναρχίαι καὶ τυραννίδες. Dem Aristoteles ist durchgehend μοναρχία der generelle Ausdruck, dessen zwey Arten die βασιλεία und τυραννὶς bilden. Erwägt man dieses, so wird das sinnlose jenes Satzes jedem einleuchten, aber auch jeder sogleich erkennen, daß Aristoteles nur sagen konnte: ἀλλ' ἄνπερ γίνωνται μοναρχίαι, τυραννίδες. Hrn. S. Verbesserungen S. 94 zu II, 9 ἐκ δήμου παντὸς statt πάντες, und S. 147 zu V, 6 καὶ οὐχ ὁμοίαν für die Vulgata καὶ ὁμοίαν können wir so wenig als die zu Platons Laches S. 89 billigen, wo wir den gewöhnlichen Text als völlig genügend finden. Richtiger sind die Worte im Oekonom. cap. 4, wo Verhaltungsregeln des Mannes gegen die Frau angegeben werden, πρῶτον μὲν οὖν νόμοι πρὸς γυναῖκα· καὶ τὸ μὴ ἀδικεῖν. geändert in πρῶτος .. νόμος πρὸς γ. κεῖται τὸ, nur ist κεῖται nicht der geeignete Ausdruck; so spricht Arist. nur vom gegebenen und bestehenden, nicht von dem was seyn soll; er würde κείσθω sagen, wahrscheinlich ist καὶ hier wie oft falscher Zusatz und es hieß einfach: πρῶτος μὲν οὖν νόμος πρὸς γυναῖκα τὸ μὴ ἀδικεῖν. — Zur Rhetorik des Anaximenes macht Hr. S. gelegentlich S. 148 auf mehrere Lücken aufmerksam. Dieß ist ein Buch streng dogmatischen Inhalts, und bey der stereotypen Form des Werkes ist es leicht mittelst aufmerksamer Lectüre den nothwendigen Zusammenhang und die gehörige Folge, auch wenn sie mancher Verwirrung unterworfen seyn sollte, aufzufinden und selbst die Worte des Autors herzustellen. Wir haben daher, da uns dieses Büchlein seines Inhalts wegen, von jeher höchst wichtig war, längst dieselben Bemerkungen mit geringer Abweichung gemacht und könnten diese um vieles vermehren.

Den Schluß macht ein von Quicherat aufgefundenes lateinisches Gedicht de figuris vel schematibus, woraus wir erfahren, daß es bey den Römern eine Zeit gegeben, in welcher man auch die Rhetorik poetisch zu behandeln suchte. Die gewählten Beyspiele sind großentheils von den Griechen, und mehrere von ihnen bereits bekannt; so die bekannte Demosthenische Stelle, welche die Rhetoren nie müde werden als Exempel der Steigerung, κλίμαξ, anzuführen, hier als ἐπιπλοκή, connexio gebraucht.

Fit connexio posterius se necto priori.
Cum sensi, dixi; cum dixem, deinde suasi;
Cum suasissem, abii; simul atque abii, indupetravi.

Hr. S. hat überall das Original, wo es vorhanden ist, nachgewiesen und das Verständniß die-

ser eigenthümlichen Schrift bedeutend befördert. — Eine ausführliche Anzeige dieser reichhaltigen Epistola critica, aus welchen wir so viel neues gelernt, in anderem das unsrige bestätigt gefunden haben, müssen wir den Blättern vom Fache überlassen.

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung).

X. Marmier, Histoire de la littérature en Danemark et en Suède. Paris 1839. 8.

Ach. Jubinal, Rapport à M. le ministre de l' instruction publique sur les manuscripts de la bibliothèque de Berne; suivie des pièces inédites tirées de ces manuscrits. Paris 1838. 8.

Baron de Reiffenberg, Annuaire de la bibliothèque royale de Belgique. Deuxième année. Bruxelles 1841. 8.

J. Marie Guichard, Notice sur le speculum humanae salvationis. Paris 1840. 8.

Maurer = Constant, Verzeichniß von Inkunabeln aus den Jahren 1465 — 1499 der Bibliothek der Stadt Schaffhausen. Schaffhausen 1840. 8.

Archives des découvertes et des inventions nouvelles, faites dans les sciences, les arts et les manufactures, tant en France que dans les pays étrangers, pendant l'année 1839. Paris 1841. 8.

Teyler, Verhandelingen, raakende den natuurlyken en geopenbaarden godsdienst, uitgegeeven door Teyler's godgeleerd genootschap. Deel 1 — 31. Haarlem 1781 — 1832. 4.

Teyler's tweede genootschap. Deel 1 — 9. Haarlem 1781 — 1795. 4.

Comptes rendus hebdomadaires des séances de l'académie des sciences. Vol. 8. 9. Paris 1839. 4.

Jahrbücher und Jahresbericht des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde. Herausgegeben von G. C. F. Lisch und A. Barth. Jahrg. 4. 5. Schwerin 1839 — 40. 8.

Journal of the asiatic society of Bengal. Vol. 6. p. 1. 2. Calcutta 1832. 8.

Proceedings of the zoological society of London. Part. VI. London 1838. 8.

Transactions of the American philosophical society, held at Philadelphia, for promoting useful knowledge. Vol. 6. 7. p. 1. Philadelphia 1838 — 39. 4.

Transactions of the association of fellows and licentiates of the king's and queen's college of physicians in Ireland. Vol. I. Dublin 1807.

M. H. Tydeman en N. G. van Kampen, Mnemosyne. Mengelingen voor wetenschappen en fraaije letteren. Vol. 1 — 10. Dordrecht 1815. 8.

Revue orientale par E. Carmoly. Livr. 1. 2. Bruxelles 1840. 8.

Flud van Giffen, Verzameling van alle de Werken nagelaten en uitgegeven van David Flud van Giffen . . . door Albert Voget. Groningen 1753. 4.

Dier. Volck. Coornherts, Wercken. Deel 1 — 3. Amsterd. 1630. fol.

Leibnitz, Deutsche Schriften, herausgegeben von Dr. G. E. Guhrauer. Bd. 1. 2. Berlin 1840. 8.

Mémoires, correspondance et ouvrages inédites de Diderot. Publiés d'après les manuscrits confiés, en mourant, par l'auteur à Grimm. Vol. 1. 2. Paris 1841. 8.

André Chénier, Oeuvres en prose. Par. 1840. 8.

Fr. Creuzer, Deutsche Schriften. Bd. 1 — 3. H. 1. Leipzig 1840 — 41. 8.

Eginhard, Oeuvres complètes, réunies pour la première fois et traduites en français avec les notes nécessaires à l'intelligence du texte par A. Teulet. Vol. I. Paris 1840.

Alex. Puschkin, Werke. Th. 1. 2. Petersburg 1838. 8.

Walpoliana. Vol. 1. 2. Lond. s. a. 8.

Swiftiana. Vol. 1. 2. Lond. 1804. 8.

Addisoniana. Vol. 1. 2. Lond. 1804. 8.

Theod. Mundt, Dioskuren für Wissenschaft und Kunst. Bd. 1. 2. Berlin 1836. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. November.

Nro. 224. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Ueber den Ursprung der Homerischen Gesänge von C. E. Geppert, Dr. ph. Privatdocenten an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Zwey Theile I. p. 462 II. 268 und VIII. Leipzig. T. O. Weigel 1840.

Der Verfasser dieser Schrift, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die Homerischen Epopöen ihrer Anlage nach das Werk Eines Dichters seyn müssen, hat sich die Aufgabe gestellt, sowohl die Einheit jener Gesänge darzuthun, als auch die Interpolationen nachzuweisen, welche in kleinerer oder größerer Ausdehnung dem Urtext sich angeschlossen haben. Um hier die von den Alexandrinischen Kritikern obelisirten Verse einstweilen zu übergehen, nennen wir die größeren Parthien, welche von Hrn. G. als unächt bezeichnet werden. Diese sind in der Iliade die Rhapsodieen K, Λ, 1 — 283, T, Ψ, Ω, in der Odyssee alle von O, 193 an bis zu Ende des Epos. Desto entschiedener erklärt er sich gegen eine weiter gehende Skepsis, und indem er Koes, Wilhelm Müller, Hermann (de interpolationibus Homeri) endlich Lachmann als Vertreter einer solchen Kritik anführt, sagt er unter andern p. 57: „Es scheint durch diese Schriften das Princip verfolgt zu seyn, daß alles, was nur durch die Abrundung des Stoffes, oder durch irgend eine Art von äußerm Abschluß für sich ein verständliches Ganze bilden kann, sofort als eignes Stück verselbständigt und anerkannt werde; wie sehr indessen die Kritik dadurch gefährdet und fast gänzlich zur Sache subjectiver Ueberzeugung wird, bezeugt uns am meisten der Umstand, daß man uns bis jetzt wenigstens keine inneren unterscheidenden Merkmale angegeben hat, die ein Lied von dem andern zu trennen im Stande sind. Man müßte, um diese Meynung zu begründen, viele zwar individuell verschiedne, geistig aber ganz gleiche oder bis zum Verwechseln ähnliche Sänger voraussetzen, und dieß ist es, was unserer Meynung nach, die Kritik unmöglich macht.“ Wer wird aber glauben wollen, daß die epische Poesie in ihrer Blüthe nur Einen hervorgebracht, der den Zorn des Achilles und die Klugheit des Odysseus würdig besang? Und wenn der Verf. selbst annimmt, daß Homer durch spätere und geringere Dichter theils verdrängt, theils diaskeuasirt wurde, warum sollte es ihm denn unmöglich seyn, Mittelstufen gelten zu lassen, und uns die Voraussetzung zu erlauben, daß der dankbarste Stoff auch von gleichzeitigen Sängern, oder wenigsten von geistesverwandten Nachfolgern fortgebildet wurde? Was aber die Förderung betrifft, unterscheidende Merkmale anzugeben, die ein Lied vom andern zu trennen im Stande sind, muß vor allem die Methode der Interpolation in Erwägung gezogen werden, die nach der Erklärung unsers Verfasiers selbst die ächten Gesänge umbildete, nur um ihren Einschiebseln eine Stelle zu verschaffen; überdieß aber auch die Form der Epik selbst, welche dem Dichter gestattete, die Sage nach seinem Belieben abzuprägen, und durch die poetische Behandlung Anfang und Ende zu bestimmen. Daher ist es an sich nicht undenkbar, daß wir eine aus mehreren Rhapsodieengruppen, welche ursprünglich isolirt waren, compilirte Ilias besitzen. Schwierig ist allerdings die Aufgabe, bey dieser Verfassung des Epos die verschiedenen Gruppen darzulegen, aus denen unser Text durch die Bemühungen der Rhapsoden und Diaskeuasten zusammengesetzt worden ist. Wenn z. B. Herr G. die Ilias mit dem Tode Hectors schließen zu können glaubt, da nach seiner Ansicht die zwey letzten Gesänge von einer

pätern Hand herrühren, so ist doch diese Achilleis in dem Zusammenhang gedacht, daß Achill dem Patroklus 12 trojanische Jünglinge wirklich zum Todesopfer darbringt (vrgl. Il. Φ, 27 mit Ψ, 181), so wie die Mißhandlung, welche derselbe dem Leichnam Hektors anthut, eine Vorbereitung zum Inhalte der Il. Ω ist. Demnach dürfte hier eine neuere Dichtung die ältere theilweise ersetzt haben. Wenn ferner Agamemnons Aristie und seine Versöhnung mit Achilles ebenfalls dem Verfasser der Iliade mit Recht abgesprochen werden, so entstehen Lücken, die ursprünglich durch andere Gesänge ausgefüllt seyn mußten; noch mehr haben wir, zufolge den Resultaten dieser Schrift, in der Odyssee von dem nächsten Epos eingebüßt, wofern nicht etwa angenommen wird, daß der Dichter sein Werk nicht mehr vollenden konnte. Durfte einmal selbst schlechte Waare — dafür erklärt nämlich Hr. G. die genannten Bücher der beyden Epen — an die Stelle des vollendeten und Einzigen treten, warum soll dieß nicht auch durch Mittelgut bisweilen verdrängt worden seyn? Dazu gehören wenigstens theilweise die Gesänge, welche offenbare Nachahmungen enthalten, Nachahmungen die mitunter selbst der Sprache Gewalt anthun, oder die poetische Wahrscheinlichkeit verletzen. So verräth sich Il. I. durch den aus Il. B. entlehnten Eingang der Rede Agamemnons vs. 17. Deßgleichen Il. II. durch die Beziehung auf Il. A, 124 und B, 235. Diese Wiederholungen klingen fast wie Travestieen. Fehlerhaft, oder doch undeutlich ist die Versetzung des Verses Il. II. 40 nach Il. A, 798 mit der nothgedrungenen Abweichung *καί τοι τεύχεα καλὰ δότω πόλεμόνδε φέρεσθαι*, wodurch der Hauptgedanke „*τὰ σὰ τεύχεα*“ völlig zu Grunde geht. Die ganze Stelle aber von der Aufmunterung des Patroklus durch Nestor scheint durch die Verse II, 20 — 45 veranlaßt zu seyn. Wenn ferner die Worte *Αἴας δ' οὐκέτ' ἔμιμνε, βιάζετο γὰρ βελέεσσιν*, sowohl in Il. O. 727 als in II. 102 vorkommen, was eigentlich nur einmal der Fall seyn durfte, so erhellt daraus, daß zwey Gedichte hier nicht geschickt genug zusammengefügt wurden. Dagegen sind an andern Stellen Lücken leicht zu entdecken, welche also die Diaskeuase auszufüllen versäumte. Ein interessantes Beyspiel bietet der Uebergang vom 11. zum 12. Gesang dar. Hier erfahren wir nicht, wie die Griechen über Wall und Graben in ihr Lager getrieben werden; plötzlich sind sie darin, den Defect der Erzählung vermag der Bericht von der später erfolgten Zerstörung der Veste nicht zu verbergen. Hinsichtlich des Lagerbaues kann Rec. nicht umhin, die Vermuthung aufzustellen, daß die Erzählung nur der Erklärungsversuch eines Spätern sey, der die Verschanzungen der Griechen nicht mehr auf dem Trojanischen Boden entdecken konnte. G. Hermann hat schon darauf hingewiesen, wenn er in den Interpol. Homericis sagt (Op. VI, 58): „Graeci cur bene gestis rebus munimenta exstruant, non intelligitur.“ Auch der Unwille des Poseidon gegen jenes Bollwerk ist befremdend, da der Gott sich gleich darauf, wie nur Zeus die Augen vom Kampfplatz abwendet, so kräftig seiner Achäer annimmt. Ist unser Verdacht gegründet, so dürfen wir wohl zugleich annehmen, hier habe ebenfalls Aechtes dem Unächten Platz machen müssen.

Außer diesen Merkmalen der Behandlung des Mythus durch verschiedene Sänger finden wir andere in abweichender Erzählung derselben Begebenheiten. Der Wendepunkt der Ilias ist die Gesandtschaft an Achill. Von ihr existiren nun in dem Epos selbst zwey verschiedene Darstellungen. Zuerst die im 9. Gesang, dann die im 18ten. Jene als Gegenstand einer ganzen Rhapsodie darf als bekannt übergangen werden. In Il. Σ, 446 aber erzählt der Dichter, daß die Achäer von den Trojanern gedrängt und nicht im Stande, einen Ausfall zu machen, (*οὐδὲ θύραζε εἴων ἐξιέναι*, nicht eben bestätigt durch Θ 345 und widerlegt durch I, 708) an Achilles die Geronten geschickt hätten, worauf dieser zwar seinen persönlichen Beystand verweigert, doch dem Patroklus erlaubt habe, mit seinen Myrmidonen in den Kampf zu ziehen. Im 16. Gesange endlich weiß Achilles von keiner Gesandtschaft des Agamemnon etwas, er hofft auf die Rückgabe der Briseis und auf Geschenke, (die er doch kurz vorher abgelehnt hatte) und würde, wenn Agamemnon ihm gut wäre, bald die Trojaner zurückgetrieben haben. Vergebens wird man sich bemühen, diese Widersprüche theils aus einer poetischen Freyheit, theils aus dem Charakter des ersten

Helden zu erklären und dadurch zu beseitigen. Vrgl. Geppert I. p. 221. Dieser war übrigens auf dem besten Wege, wenn er p. 412 schrieb; „Thetis erzählt in der Hoplopöie, daß Patroklus einen ganzen Tag vor dem Skäischen Thore gefochten habe, was auch freylich schon in der Ortsangabe eine Ungenauigkeit enthält, aber doch auch darauf hinzudeuten scheint, daß man den Kampf des Patroklus ebenfalls zu einem selbständigen Gedicht gemacht hatte, ja wenn die Spuren eines anderweitigen Zusammenhanges aus der Erzählung des Dichters der Hoplopöie folgen wollte, so würde sich ergeben, daß wahrscheinlich in einem andern Gedichte, welches diesen Gegenstand besang, Achill schon bey der Gesandtschaft eine ganz andere Antwort gab, wie es bey Homer geschieht, daß, wie der Dichter sagt, er selbst zwar auszuziehen verweigerte, aber, um die Achäer nicht ganz ohne Unterstützung zu lassen, den Patroklus am nächsten Morgen mit seinen Myrmidonen ausschickte, wo denn nach einem Kampfe, der den ganzen Tag über währte, der Sohn des Menoetius getödtet wurde. Jedenfalls paßt diese Zeitbestimmung nicht in die jetzige Erzählung Homers. Nur ist sehr die Frage ob der Homer, dessen Darstellung in Il. Σ skizzirt wird, jünger war, als der in Il. I. erhaltene. Jene war ohne Zweifel gemäßigter und würdevoller; die in dem neunten Gesang macht sich sowohl durch die schon oben besprochene Nachahmung, als durch die etwas verwirrte Episode des Meleager, die selbst Hr. G. I. p. 248 als „spätere Einschiebung" bezeichnet, verdächtig. Die entgegengesetzte Ansicht äußert freylich der Verf. I. p. 27. wenn er, (mit Bezug auf das Scholion zu Il. Σ 444, welche diese Stelle als Einschiebsel obelisirt) in jenen Worten das Werk eines Rhapsoden sieht, „welcher den Kampf des Patroklus sowohl wie den um seine Leiche als Werke, von denen ein jedes einen ganzen Tag erforderte, einzeln besangen," indem er so die uns überlieferte Anlage des Epos als die ursprüngliche ansieht.

Uebrigens müssen wir die Methode, einzelne Verse und Stellen, die entweder dem nächsten Zusammenhang oder der angenommenen Anlage des ganzen Epos entgegen sind, zu obelisiren, fast durchgängig bestreiten. Diese Kritik giebt das relativ Aechte geradezu für unächt aus, in der ungegründeten Voraussetzung, daß das Uebrigbleibende einem bessern Style angehöre. Wenn z. B. den Alexandrinern Il. Υ, 205 — 209 und 251 — 256 mißfiel, so scheinen sie nur das Auffallendste getilgt zu haben, statt in dem ganzen Zweykampf des Aeneas und Achilles ein späteres Product zu erkennen. Wir führen noch das Urtheil Aristarch's über Θ, 164 — 167 und über Θ 420 — 424 an, welches unser Verf. nicht gut heißt, während Lachmann mit Recht auf die in den 252 ersten Versen dieses Buches herrschende Verwirrung und Flüchtigkeit aufmerksam macht. Der Versuch der Here aber, den Beschluß des Zeus zu vereiteln, wurde wohl nur einmal ausgeführt, nämlich in Il. Ξ. Darnach fällt die Episode 350 — 484, in der die unziemlichen Reden der Iris gegen Here den Tadel des Alexandrinischen Kritikers erregt haben, einem andern Verf. zu. Auch der Neptun in Θ 208 sqq. ist ein anderer als in N. Die Verse Θ, 385 sqq. verwarfen Aristophanes und Aristarch nach Zenodot's Vorgang als Wiederholung von Il. E. 734, worin sich eben der Nachahmer zeigt.

(Schluß folgt.)

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Brookiana. Vol. 1. 2. London 1804. 8.

Dr. G. Ph. Christ. Kaiser, Ueber die Ursprache oder über eine Behauptung Mosis, daß alle Sprachen der Welt von einer einzigen der noachischen abstammen. Erlangen 1840. 8.

Dr. J. K. Fr. Rinne, Die natürliche Entstehung der Sprache aus dem Gesichtspuncte der historischen und vergleichenden Sprach = Wissenschaft. Erfurt 1834. 4.

M. A. Bruce-Whyte, Histoire des langues Romanes et de leur littérature depuis leur origine jusqu'au XIV. siècle. Vol. 1. 2. Paris 1841. 8.

Le Prince Alexandre Handjéri, Dictionnaire français - arabe - persan et turc, enrichi d'exemples en langue turque avec des variantes et de beaucoup de mots d'arts et des sciences. Vol. I. Moscou 1840. 4.

Will. Jones, A grammar of the Persian language. 8. Edit. London 1823. 4.

Berswordt, von der, Neueste Grammatik der türkischen Sprache für Deutsche zum Selbststudium. Berlin 1839. 4.

Grammatica Marastta. Lisboa 1805. 8.

Grammatica Indostana. Lisboa 1805. 8.

Wilhelm von Humboldt, Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechtes.

Th. 2. Kawi-Sprache. Malayischer Sprachstamm im Allgemeinen und dessen westlicher Zweig. Berlin 1838. 4.

Thl. 3. Südsee-Sprachen, als östlicher Zweig des Malayischen Sprachstammes. Berlin 1839. 4.

Panini's 8 Bücher grammatischer Regeln. Herausgegeben und erläutert von Dr. Otto Böhtlingk. Bd. 2. Bogen 15 bis Ende. Bonn 1840. 8.

N. L. Westergaard, Radices linguae Sanscritae ad decreta grammaticorum definitae atque copia exemplorum exquisitiorum illustratae. Fasc. 1. 2. Bonnae 1841.

E. L. von Leutsch, Grundriß zu Vorlesungen über die griechische Metrik. Göttingen 1841. 4.

Vic. Salva, Diccionario de la lengua Castellana. Paris 1838. 4.

Fr. Ludw. K. Weigand, Wörterbuch der deutschen Synonymen. Bd. 1. Mainz 1840. 8.

Henr. Hageman, Verzameling van Nederduitsche Lyvseglyke Naamwoorden. Deel 1. 2. Amst. 1771. 8.

Jak. Grimm, Deutsche Grammatik. 3. Ausgabe. Th. 1. Göttingen 1840. 8.

George Crabb, English Synonymes explained, in alphabetical order; with copious illustrations and exemples drawn from the bestwriters. Edit. 6. Lond. 1837. 8.

P. Marin, Dictionnaire hollandais - français et français - hollandais. Vol. 1. 2. Rotterdam 1762. 4.

Urban Jarnik, Versuch eines Etymologikons der Slowenischen Mundart im Inner-Oesterreich. Klagenfurt 1832. 8.

Jos. v. Marton, Praktisch ungrische Sprachlehre. 9. Auflage. Wien 1840. 8.

J. N. Remele, Lehrbuch der ungarischen Sprache. Wien 1840. 8.

H. C. v. d. Gabelentz, Grundzüge der syrjänischen Grammatik. Altenburg 1841. 8.

C. Rose, Wendisch-deutsches Handwörterbuch nach dem Oberlausitzer Dialekte. Grimma 1840. 8.

Jos. Dobrowsky, Geschichte der böhmischen Sprache und älteren Literatur. Prag 1818. 8.

Joh. Ocskovszky, Der praktische Ungar. Th. 1. Tirnau 1840. 8.

Joh. Ferd. Massmann, Libellus Aurarius sive tabulae ceratae et antiquissimae et unicae Romanae in Fodina Auraria apud Abrudbaniam, oppidulum Transylvanum nuper repertae. Lipsiae 1840. 4.

Alph. Chassant, Paléographie des chartes et des manuscrits du XI au XVII. siècle. Evreux 1839. 8.

C. G. Firnhaber, Die Verdächtigungen Euripideischer Verse beleuchtet und in den Phoenissen und der Medea zurückgewiesen. Leipzig 1840. 8.

Eliazaar Soesman, De kandelaar des ligts, met deszeles zeven lampen. Deel 1 — 4. Amst. 1756. 8.

Aben Esra's handschriftlicher Commentar über Exodus. Prag 1840.

Joh. Nicholson, An account of the establishment of the Fatemite Dynasty in Africa, etc. Bristol 1840. 8.

Will. Ouseley, Persian Miscellanies: an essay to facilitate the reading of Persian Manuscripts etc. London 1795. 4.

The Mitákshará: a compendium of Hindu law; by Vijnanes'wara. Founded on the texts of Yájn'awalkya. Edited by Sri Lakshmi Náraya-an'a Nyayalancára. Calcutta 1829.

A. Langlois, Monumens littéraires de l'Inde, ou mélanges de littérature sanscrite. Paris 1827. 8.

L. Langlés, Instituts politiques et militaires de Tamerlan, proprement appellé Timour. Paris 1787. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. November.

Nro. 225. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Ueber den Ursprung der Homerischen Gesänge von C. E. Geppert. ꝛc.

(Schluß.)

Man sieht aus diesen Proben, daß der Forderung, Unterschiede in den Rhapsodieen aufzuweisen, genügt werden kann; ja Hr. G. selbst hat durch seine Vorarbeiten das Geschäft erleichtert. Offenbar ist er auf dem halben Wege stehen geblieben, aber auch so sind die von ihm gewonnenen Resultate sehr dankenswerth. Mit vielem Fleiß und sorgfältiger Forschung nach allen Seiten des Grammatischen und Realen hin ist in diesem Buche herausgestellt, wie sehr die als unhomerisch erkannten Theile von dem ächten Homer sich entfernen. Namentlich befriedigte Rec. die Beurtheilung des letzten Theiles der Odyssee. Nur sollte die Ausführung, ins besondere im ersten Band weniger weitläuftig seyn. Denn indem der Verfasser bey jeder Person eines Gottes oder Heroen, die bey Homer und seinen Nachahmern vorkommen, den Stoff aus der ganzen Ilias nnd Odyssee immer wieder von neuem zusammenträgt, entstehen unzählige Wiederholungen bekannter Dinge. Freylich ist selbst diese Charakteristik bisweilen unrichtig ausgefallen, wo der Verf. gewisse vorgefaßte Meynungen durchsetzen will. Dazu rechnen wir die Ansicht, (I. p. 70) Zeus habe anfänglich nur dem Achilles Satisfaction verschaffen wollen, werde aber dann durch den Ungehorsam der Here und Athene gereizt, die Achäer noch weiter zu verfolgen. Aber der Gott vollstreckt nur den Wunsch des griechischen Helden, den dieser in Il. A, 408 ausspricht, vrgl. auch Il. B, 4. Ganz gegen den Sinn der Homerischen Theologie heißt es I. p. 71: „Zeus, der anfangs mit einer Ruhe und Bedächtigkeit handelte, die ihm den Vorwurf der Vergeßlichkeit gebracht hat“ (nämlich von W. Müller, Homerische Vorschule,) „geht jetzt über das von ihm selbst gesteckte Ziel hinaus, doch nicht ohne durch den Tod seines eignen Sohnes und den Untergang seines Lieblings dafür zu büssen.“ Hätte der Verf. Nägelsbachs vortreffliches Werk über diesen Gegenstand noch benutzen können, besonders den Abschnitt, wo dargethan wird, daß Zeus und Moera bey Homer oft identisch sind, er würde wohl in diesen Behauptungen vorsichtiger gewesen seyn. Uebrigens fließt diese Ansicht aus derselben Quelle, nämlich aus der Vorstellung, Zeus lasse sich über die Gränzen seines einmal gefaßten Beschlusses zu verderblichen Ausbrüchen seiner Rachsucht hinreißen. Weiterhin soll auch Here auf ähnliche Weise zu spät die Folgen eines unzeitigen Schrittes eingesehen haben, wenn sie den Achilles vermochte, die Versammlung wegen der Pest zu berufen. Il. A, 55. Da lesen wir denn I. p. 92: „Nichts zeigt den Charakter der Here in einem richtigern und unzweydeutigern Licht, als dieses erste Auftreten. Sie war erzürnt gegen Agamemnon, der die Seuche über sein Volk herbeygezogen hatte; sie wollte ihn strafen und vor den Achäern öffentlich bloß stellen, wenn schon daraus kein offener Krieg entstehen sollte;“ (von allem dem steht kein Wort in der Ilias) „aber daß gerade dadurch den Achäern der empfindlichste Verlust bereitet wurde, war ihr entgangen, und so war das Ende dieser Rachlust der Schaden für diejenigen, die sie beschützen wollte.“ Schwerlich hat der Dichter geglaubt, daß die Entfernung des Achilles dem griechischen Heere verderblicher seyn könne, als die Fortdauer der Pest. Das Wunderlichste ist wohl, was über Achilles selbst ge-

sagt ist, I. p. 221: „Den Gipfel aller dieser Eigenschaften erreicht Achill endlich in seinem Verhältniß zu den Göttern. Alle andern Helden sind ihnen untergeordnet; er allein steht neben ihnen; er bedurfte ihrer nicht mehr, denn er allein war selbstständig. Achill handelt in allen Dingen, die für ihn von Wichtigkeit sind, ganz nach seinem eigenen Gutbefinden, ohne daß ein Gott seine Schritte lenkt," (mit Ausnahme von Il. A, 55 194, B, 166. X. 15) „die Götter stehen ihm zwar bey, kämpfen mit ihm, täuschen ihn, doch mit dem größten Recht entläßt sie Zeus ihrer Fesseln (?) und sagt: Geht hin und helft, wenn ihr wollt! denn Achill wiegt Euch alle auf; ihr werdet ihn keinen Augenblick aufzuhalten im Stande seyn." Man traut seinen Augen kaum, wenn man auf eine so handgreifliche Entstellung der einfachen Worte Il. *Υ*, 25 — 27 stößt. Eben so verkehrt urtheilt der Verf. über das Gebet Il. II, 233. „Es ist nicht, als ob ein Mensch zu einem Gotte spricht, sondern als ob der Bruder zum Bruder, der Freund zum Freunde redet." In den Worten des Chryses an Apollo Il. A, 451 sqq. nehmen wir ganz dasselbe Verhältniß des Menschen zum Gott wahr, hier wie dort denkt sich der Betende die Gottheit als einen Schuldner, der durch das Dargebrachte gleichsam verpflichtet ist, es auch an sich nicht fehlen zu lassen. Die hohe Würde Apollo's, des Gottes, „der niemand tödtet" (vrgl. dagegen Il. X, 359 und *Π*. 849) erreicht nach dem Urtheile des Verfassers (I. p. 114) den höchsten Grad im Götterkampf, Il. *Φ*, 461, wo doch die Worte Apollo's nur eine Ausrede enthalten, da er dem Kampf mit dem Oheim auszuweichen sucht.

Uebrigens ist es längst anerkannt, daß die Διομαχία als eine Ausführung der herrlichen Stelle Il. *Υ*. 31 — 74 zu betrachten ist, die ihrem Vorbilde nicht gleich kömmt, und in Il. *Φ*. 385 — 514 ganz zwecklos angebracht ist. Auch müssen wir es überhaupt für ein ungegründeres Vorurtheil halten, daß Hr. G. die Gesänge *Υ* — *Χ* für die Krone des Epos erklärt, wozu alles Uebrige nur Vorspiel sey. Schon an mehreren Stellen hatten wir Gelegenheit, eine spätere Ueberarbeitung dieses Theils nachzuweisen. Die Erzählung streift öfters an das Uebertriebene — Wunderbare, vrgl. *Υ*, 326, die Reden haben nicht mehr die Kraft und Frische, die in den früheren Rhapsodien herrscht, endlich sind Wiederholungen so häufig, daß man oft nur ein Mosaik von Homerischen Sätzen vor sich hat. Vrgl. Il. X, 265 — 276. Unter die Wiederholungen ist auch X, 179 — 181 zu zählen, welche Verse von *Π*. 441 — 443 entlehnt sind. Das will zwar der Verf. nicht zugeben, (I. 35) da er mit Zenodot den ganzen Dialog von Zeus und Here für eingeschoben hält. Zenodot nahm von seinem Standpunct aus mit Recht Anstoß an der Erscheinung der Here auf dem Ida, da sich die Göttin bereits in Il. O. 79 von dorther auf den Olymp begeben hatte, und schwerlich wird die Entschuldigung Aristarch's: *ὅτι πολλὰ κατὰ συμπέρασμα λέγει ὁ ποιητὴς σιωπωμένως γεγονότα καὶ οὐ δέον ἐπιζητεῖν πως ἢ μικρὸν ἔμπροσθεν ἐπὶ τὸν Ὄλυμπον παρακεχωρηκυῖα νῦν ἐπὶ τῆς Ἴδης ἐστὶν*, ausreichen, um dieß Verfahren des Dichters zu rechtfertigen. Uns ergiebt sich vielmehr hieraus die Differenz der Verfasser von *Διὸς ἀπάτη* und der *Πατρόκλεια*. Anderst Hr. G. Er sagt a. a. O.: „Wenn Zenodot keine andere Ursache für die Tilgung dieser Verse gehabt hätte, als die, daß Here, welche noch in O, 79 nach dem Olymp gegangen ist, hier ohne Weiteres neben Zeus auf dem Ida erscheint, so würde dieses allein zu geringfügig scheinen müssen; doch die Vorwegnahme eines Faktums, welches der Höhrer doch nach wenigen Versen erfährt, die ganz ähnliche Situation in X, 179 und die Erzählung von dem Blutregen, der große Aehnlichkeit mit *Λ*, 53 hat, eine Stelle die aus vielen Grüden verdächtig ist, endlich die Dürftigkeit in der Darstellung des ganzen Zwischenspieles machen es uns wahrscheinlich, daß hier eine fremde Hand im Spiele gewesen ist. Man vergleiche überdieß *Π*, 440 mit E, 25, 441 — 443 mit X, 179 — 181, *Π*, 444 mit E, 39, ferner *Π*, 454 — 457 mit 671 — 675, um einzugestehen, daß der Dichter dieser Verse den eigentlichen Inhalt derselben bereits vorfand, so daß er nur nachzusprechen brauchte." Hier sind die außer in X nachgewiesenen Parallelen theils Verse ganz allgemeinen Ausdrucks, die auch sonst vorkommen, und *Π*, 671 — 75 enthalten eine natürliche Fort-

setzung der Begebenheit; spricht aber der Verf. gar von Vorwegnahme des Faktums und von Dürftigkeit in der Darstellung des Zwischenspiels, so trifft dieser Tadel auch das angebliche Vorbild in dem 22. Gesang. Bey ruhiger Betrachtung mußte einleuchten, wie schicklich der Gott den Tod des eigenen Sohnes, des einzigen, der vor Troja kämpfte, mit besondern Zeichen des Mitleids betrauert. —

Diesen ersten Theil des Werkes leitet der Verf. mit einer Abhandlung über „die Chorizonten, die Alexandriner, Wolf und seine Nachfolger" ein. Wenn er glaubt, die Alexandriner seyen darauf bedacht gewesen, ein poetisches Ganze wieder herzustellen, so stützt sich diese Vorstellung schwerlich auf ein sicheres Zeugniß. Eher gingen sie darauf aus, die Pisistratische Redaction nach ihrem Geschmack und grammatischen Wissen mit Zuziehung anderer Texte zu revidiren. Allerdings haben sie auch unnütze Wiederholungen und Widersprüche obelisirt, doch bezogen sich diese Ausstellungen mehr auf das Einzelne, auf den nächsten Zusammenhang oder auf vermeyntlich widersprechende Angaben von einer und derselben Person oder Sache. (Vrgl. Il. B, 45 mit Il. *A*, 30 mit den Scholien.) Sehr zu bedauern ist der Verlust von Aristarch's Schrift *πρὸς τὸ Ξένωνοις παράδοξον*, welche in dem Schol. zu Il. M. 435 citirt wird, sie enthielt ohne Zweifel eine klare Darstellung des Chorizontenstreites. Eigentlich stand den Alten Homer zu nahe, (etwa wie unserm Volk die Bibel,) um auf solche Zweifel zu verfallen, wie sie unsere Zeit in Masse hervorbringt. Ihr Zeugniß ist deßwegen für uns nicht bindend, auch die größten kritischen Autoritäten des Alterthums, Aristoteles und Aristarchus, dürfen wenigstens den philologischen Forschungen über die Entstehung der Homerischen Gesänge kein Ziel setzen; aber ihre Ansichten und Lehrsätze müssen uns bekannt geworden seyn, ehe wir es wagen, aus eigenen Mitteln die Kritik jener ehrwürdigen Urkunden zu versuchen. Es ist daher mit Dank anzuerkennen, daß die Urtheile des Xenon und Hellanikus, ferner die Athetesen der Alexandriner hier gesammelt sind. Nur vermißt man eine genaue Benutzung der Scholien, die vor manchem Irrthum bewahrt haben würde; auch scheinen Hrn. Geppert die zur Kenntniß der Homerischen Kritik unentbehrlichen Schriften von Ritschl, Lehrs u. a. unbekannt geblieben zu seyn. Er begeht darum den Fehler, die Aussprüche des Aristarch mit denen seiner Vorgänger überall zu vermengen, und ihn allgemein unter dem Namen der Kritiker, Grammatiker, Scholiasten und ähnlichen mit zu begreifen, wo er nach Anleitung des Werkes von Lehrs leicht zu erkennen war. Die Sammlung hat dadurch an Werth für den philologischen Leser wesentlich verloren.

Der vierte Abschnitt ist überschrieben: „Religiöse Vorstellungen und Sitten der Homerischen Welt (die Erinnyen, die Keren, die Mören, die Eilithyien,) Lebensweise, Kleidung, Wohnung der Heroen; sociale Verhältnisse." Der fünfte: „Ort und Zeitangaben. Gang der Handlung. Character beyder Epopöen." Hier wird ebenfalls die Vergleichung der ächten und unächten Rhapsodieen fortgesetzt, und im letztern versucht, die von mehreren Gelehrten gemachten Bemerkungen über auffallende Discrepanzen in den Hom. Zeitbestimmungen zu widerlegen.

Der zweyte Theil zerfällt in sechs Abschnitte, die sich über Homerischen Versbau, Wortbildung, Lexilogie, Syntax, Styl und zuletzt über die in den Homerischen Gesängen vorkommenden Nachahmungen verbreiten. Mit dem emsigsten Fleiß und einem oft erfreulich hervortretenden Scharfsinn ist das Charakteristische in den ächten und unächten Rhapsodieen gesammelt, zu leichter Uebersicht geordnet und so eine Fülle schätzbarer Beobachtungen dargelegt worden. Wir zeichnen hier namentlich aus, was Hr. G. über den hexameter spondiacus, über Stellung und Betonung der mehrsylbigen Wörter, über die Natur der epischen *σύνθετα*, über die Veränderung in den Bedeutungen, der Syntax und der Wortstellung gelehrt hat. Diese Beyträge sind sowohl für die Bearbeitung des Homer selbst, als auch für die Geschichte der griech. Sprache und Poesie von Bedeutung. Es versteht sich jedoch aus dem Obigen, daß Rec. mit den Gränzen, welche hier der nachahmenden Epik gesteckt werden, nicht einverstanden seyn kann. So ist, um nur auf das 22. Buch der Iliade die Anwendung in einigen Beyspielen zu machen v. 490. das

Adjectivum παναφήλιξ nicht weniger anstößig, als die II, p. 51. von dem Verf. als Unhomerisch verworfenen πανάποπμος und παναώριος, und es thut nichts zur Sache, daß es „in sehr bewegter Rede“ vorkömmt. Auffallend ist die Bedeutung von φρονέω leben, v. 59. von ἁρμονίαι, wofür Homer sonst δεξιαὶ, συνθεσίαι, ὅρκια u. dgl. sagt, v. 255, deßgleichen das dort beygefügte ἐπίσκοποι, auffallend der Gebrauch von ἐπιδόσθαι θεούς, v, 254, von τιμήσασθαι für τιμῆσαι v. 235, ferner die Bildung des Adverb's ἀνουτητί, v. 371, da nach der Analogie von ἀναιμωτί es passiven Sinn haben sollte. Die weitere Anführung wird man uns hier gern erlassen, da das Angegebene schon genügt, um zu zeigen, daß die an den Rhapsodieen *K*, *T*, *Ψ*, (mit welchen übrigens *X* gar vieles gemein hat) gemachten Bemerkungen auch auf die von dem Verf. als das non plus ultra epischer Poesie gepriesene Ἕκτορος ἀναίρεσις angewandt werden können, diese also ebenfalls einer spätern Epoche angehört, mag auch mancher Glanzpunct älterer Poesieen sich darin erhalten haben. Dasselbe gilt von den beyden vorhergehenden Gesängen. Dieser Dichter sinkt in unserer Achtung und steigt wieder, je nachdem er sich selbst überlassen war, oder vorzog, seinem Vorgänger zu folgen. Und so trägt Recensent kein Bedenken, wenigstens das 23. Buch, in welchem die Epanaphora wiederkehrt (641, vrgl. *T*, 371. *X*, 127), so sehr Hr. G. sich bemüht, Unterschiede aufzuzeigen, noch demselben Homeriden zuzueignen, der aber, hier öfter als im Vorhergehenden und bey den Kampfspielen insbesondere, ohne Vorbild arbeiten mußte, und so genöthigt war, Alles aus eigenen Mitteln zu bestreiten. Den Schluß des ganzen Werkes macht ein Verzeichniß der unächten Bücher und Verse. Ungern vermißt man einen Real- und Verbal-Index und ein Verzeichniß der behandelten Stellen. Die äußere Ausstattung ist vorzüglich.

Kayser.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Yajn'adattabada, ou la mort d'Yadjnadatta, épisode extrait du Ramâyana, poème épique Sanscrit, donné avec le texte gravé, une analyse grammaticale très-détaillée; une traduction française et des notes par A. L. Chézy. Paris 1826. 4.

Kalidasa, Meghadûta et Sringâratilaka, ex recens. J. Gildemeisteri. Bonnae 1840.

Sadi's Rosengarten. Aus dem Persischen durch Dr. Phil. Wolff. Stuttgart 1841.

Histoire d'Aroudi et de Khaïr-Ed-Din Fondateurs de la Regence d'Alger, chronique Arabe du XIV siècle. Publiée par A. Rang et Ferdinand Denis. Vol. 1. 2. Paris 1837. 8.

The Rája Tarangini, a history of Cashmir;
I. The Rája Tarangini, by Kalhana Pandita, 1148, A. D.
II. The Rajavali, by Jona Rája (Deffective) to 1412, A. D.
III. Continuation of the same, by Sri Vara Pandita, Pupil of Jona Raja, A. D. 1477.
IV. The Rajávali Pataka, by Prajya Bhatta, brought up to the conquest of the valley by the Emperor Akber. Calcutta 1835. 4. (Sanscrit)

F. Bopp, Glossarium Sanscritum; in quo omnes radices et vocabula usitatissima explicantur et cum vocabulis graecis, latinis, germanicis, lithuanicis, slavicis, celticis comparantur. Berolini 1840. Fasc. I. 4.

G. W. Freytag, Arabum proverbia vocalibus instruxit, latine vertit, commentario illustravit et sumtibus suis edidit. T. 1. 2. Bonnae 1838 — 39.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. November.

Nro. 226. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Cicero's sämmtliche Werke. In deutschen Uebertragungen, unter Mitwirkung von Fr. K. von Strombeck, Friedrich Jacobs, J. G. Droysen, A. Westermann, A. W. Zumpt u. A. m. herausgegeben von Reinhold Klotz. Erster Band: der philosophischen Schriften erster Theil. Mit Cicero's Büste in Stahlstich. Leipzig 1840. Verlag von Carl Focke. XII. u. 676. S. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

Cicero's philosophische Schriften. In deutschen Uebertragungen u. s. w. Erster Theil.

Nach der Vorrede des Herausgebers ist die Uebersetzung des Cicero, deren erster Band vorliegt, nicht als eine vereinzelte Erscheinung zu betrachten, sondern als der Anfang einer größeren Reihe von Uebersetzungen, in denen ein Verein von Gelehrten den Gebildeten deutscher Nation eine Auswahl der noch immer unübertroffenen Meisterwerke der alten Classiker darzubieten den Entschluß gefaßt hat. Wird die Frage aufgeworfen, ob ein wirkliches Bedürfniß diesen Plan hervorgerufen habe, so ist nicht in Abrede zu stellen, daß es im Allgemeinen an Uebersetzungen der alten Classiker nicht fehlt, unter denen so manche wohlgelungen sind: es wird sich also ein solches Unternehmen nur dann rechtfertigen lassen, wenn die dadurch zu Tage geförderten Uebersetzungen vor den bisher vorhandenen entschieden den Vorzug verdienen.

Zieht man die Schönheit der äußeren Form in Betracht, so wird Niemand Anstand nehmen, anzuerkennen, daß hierin dieses Unternehmen alle ähnlichen früheren weit hinter sich zurückläßt. Doch bürgt der Name des Herausgebers, wie der Mitarbeiter, dafür, daß das Aeußere von ihnen nur als Nebensache betrachtet wurde, und daß vielmehr der Verein bey seinem Zusammentreten sein Bestreben dahin gerichtet hat, gediegenere Uebersetzungen zu liefern, als sie uns bisher dargeboten worden sind, auch spricht es die Vorrede deutlich aus, daß die Schriften Cicero's in einem zwar treuen, aber auch in stilistischer Hinsicht den gesteigerten Ansprüchen der Nation entsprechenden deutschen Uebertragungen gegeben werden sollen. In wie fern der erste, bis jetzt uns allein zugekommene, Band diesen Verheissungen entspreche, haben wir also nunmehr zu untersuchen.

Daß mit Cicero der Anfang gemacht worden ist, unterliegt an sich keinem Anstande, und der Herausgeber hat die Gründe dafür in seiner Vorrede auf eine Weise auseinandergesetzt, daß man ihm seine Zustimmung nicht versagen kann. Warum aber von Cicero's Werken die zuletzt geschriebenen zuerst erscheinen, dieß ist eine Frage, über welche kein Aufschluß gegeben wird, welche aber, so unbedeutend sie auch Manchem erscheinen mag, doch um so weniger ohne Weiteres von der Hand zu weisen ist, da die Willkührlichkeit der Anordnung sich über die Hauptabtheilungen hinaus auch auf die Aufeinanderfolge der einzelnen Schriften erstreckt. In diesem Band sind nämlich nicht etwa die der Zeit nach frühesten philosophischen Schriften aufgenommen, oder die aufgenommenen so zusammengestellt, wie sie ihrem Inhalte nach sich aneinander anreihen, sondern man findet in einer ganz zufälligen Ordnung, die, wie es scheint, auf nichts

anderem beruht, als auf der Zeit der Einreihung von Seite der Verfasser: 1) S. 1 — 136. Die Bücher von der Divination. Von Friedrich Jacobs. 2) S. 137 — 326. Die Bücher vom höchsten Gut und höchsten Uebel. Von Johann Gustav Droysen. 3) S. 327 — 352. Die Schrift vom Schicksal. Von Friedrich Jacobs. 4) S. 352 — 504. Die Bücher von den Pflichten. Von Aug. Wilh. Zumpt. 5) S. 505 — 676. Die Bücher von dem Wesen der Götter. Von Johann Friedrich Schröder. Die Willkührlichkeit der Anordnung fällt besonders auf, wenn man in der Einleitung zum zweyten Buche von der Divination (S. 74.) die Aufzählung seiner philosophischen Schriften in chronologischer Ordnung von Cicero selbst liest, welcher er kurze Bemerkungen über die einzelnen hinzugefügt hat, aus denen schon zu ersehen ist, daß es keineswegs gleichgültig ist, wie man sie zusammenstellt. So wird unter andern das hier an den Anfang gestellte Buch von der Divination als eine Ergänzung der Bücher von der Natur der Götter bezeichnet, welches hier die letzte Stelle einnimmt. Daß die Ordnung gleichgültig sey, läßt sich aber von den philosophischen Schriften Cicero's schon deßhalb, weil so oft von der einen auf die andere verwiesen wird, gewiß eben so wenig oder noch weniger behaupten, als von den Reden, bey denen Hr. Klotz in der Vorrede zu dem ersten Theile seiner Ausgabe das Ungeeignete einer von Zufälligkeiten abhängigen Ordnung selbst anerkannt, und seinen Fehler in der Gesammtausgabe zu verbessern versprochen hat. Es ist demnach zu verwundern, daß er hier die Aufeinanderfolge der einzelnen Schriften so wenig beachtet hat.

Sehen wir hievon ab und gehen auf unsere eigentliche Aufgabe über, so ist vor allem auszusprechen, daß ein Gesammturtheil über die hier vorliegenden Uebersetzungen abzugeben fast unmöglich ist, weil sie in jeder Hinsicht sehr verschieden von einander sind, ja mehr, als es bey Uebersetzungen, die ein Ganzes bilden sollen, der Fall seyn sollte. Am Besten wäre es in dieser Beziehung gewesen, wenn die Hauptabtheilungen immer je einen Bearbeiter gefunden hätten, da bey allen vorausgegangenen Verständigungen die Persönlichkeit verschiedener Uebersetzer immer eine gewisse Verschiedenheit herbeyführen muß. War aber eine Vertheilung in so großen Partieen nicht thunlich, so wäre es wenigstens zu wünschen gewesen, daß die Gelehrten, welche sich in die Arbeit theilten, sich über die dabey zu beobachtenden Grundsätze möglichst vereinigt hätten. Hiervon findet sich aber keine Spur, wenn man nicht die Worte des Hrn. Droysen am Schluße seiner Einleitung zu der Uebersetzung der Bücher vom höchsten Gute und vom höchsten Uebel hieher rechnen will, wo er sagt: „Der Uebersetzer glaubt bemerken zu müssen, daß seine Aufgabe war, die Darstellung ihres Römischen Gewandes nicht zu entkleiden, sondern die eigenthümliche Auffassung Cicero's auch im Deutschen erkennbar bleiben zu lassen;“ vielmehr findet auch in solchen Punkten, über welche eine Vereinbarung möglich gewesen wäre, eine mitunter auf den ersten Blick hervortretende Verschiedenheit Statt. Wir wollen hier nur einen berühren, der allerdings zu den schwierigeren gehört, die Erklärungen und Ableitungen lateinischer Wörter. Hier ist im Einklange mit der Aufgabe für den Uebersetzer, die wir so eben berührt haben, gewiß der Grundsatz aufzustellen, daß man die Schrift, welche man übersetzt, immer als in der Sprache, in welcher sie ursprünglich geschrieben ist, verfaßt betrachtet, und sie nicht ganz als Produkt der Sprache, in welche sie übersetzt wird, hinzustellen sucht; daß man also nur in so weit übersetzt, als dieser Grundcharakter nicht verwischt wird, im Uebrigen aber lieber den gegebenen Ausdruck läßt, wie er ist, oder, wenn die Uebersetzung, welche ein Wortspiel, und drgl. verwischt, nicht zu umgehen ist, ihn derselben in Klammern beysetzt. Dieser Grundsatz ist aber hier keineswegs auf gleiche Weise in Anwendung gebracht, und namentlich fehlt Hr. Droysen am meisten dagegen, wie aus folgendem zu ersehen ist. Der allverehrte Uebersetzer der Bücher von der Divination und vom Schicksal verfährt hierin mit sicherem Tacte. So setzt er, um nur ein Beyspiel anzuführen, de Div. I, 31, wo es sich um die Redensart praesagii animus handelt, den Vers, in welchem sie steht, lateinisch hin, läßt darauf die Uebersetzung folgen, und fährt dann fort: „Denn sagire heißt: scharf wahrnehmen; daher sagae anus, weise Frauen, weil sie vieles zu wis-

sen glauben, und sagaces canes (Spürhunde). Wer also eine Sache, ehe sie ihm vor die Augen kommt, spürt, sagit, von dem sagt man, er spüre, ahnde Künftiges vorher.“ Hier ist ohne allen Zwang der Sinn des Schriftstellers wiedergegeben; nicht so an vielen Stellen bey Hrn. Droysen. Er ersetzt in ähnlichen Fällen oft geradzu den lateinischen Ausdruck durch einen deutschen, und bringt dadurch, ohne irgend etwas zu gewinnen, Undeutlichkeiten hervor; so de fin. II, 3, wo er übersetzt: „auf griechisch ἡδονή, in unserer Sprache Lust,“ und Hr. Klotz bemerkt: „So der Uebersetzer mit Recht. Im Originale lautet das Sätzchen: auf lateinisch voluptas.“ In wie ferne er Hrn. Droysen Recht giebt, sieht Ref. nicht ein; denn hier war zu einem solchen Abgehen vom lateinischen Ausdrucke eben so wenig ein Grund vorhanden, als cap. 4., wo sich dieselbe Gegenüberstellung des griechischen Wortes ἡδονή und des deutschen „Lust“ noch zweymal wiederholt; am auffallendsten ist aber II, 23. die Uebersetzung: „welche alle, die Lateinisch sprechen, Lust nennen.“ Im folgenden Kapitel sind die unbequemen Worte: e quo nomen ductum amicitiae est, nach amare ganz weggelassen; II, 34. ist bey der auch sonst ungenauen Uebersetzung der Worte: Sed lustremus animo non has maximas artes, quibus qui carebant, inertes a majoribus vocabantur: „Doch wir wollen nicht von jenen wichtigsten Rubriken des Könnens und Kennens sprechen, deren Mangel den macht, welchen wir einfältig nennen,“ die Ableitung des einen Wortes aus dem andern nicht einmal angedeutet. An einer anderen Stelle (III, 12.) hält dagegen Hr. Dr. die Annomination in den Worten: Quod enim vituperabile est per se ipsum, id eo ipso vitium nominatum puto, vel etiam a vitio dictum vituperare, auf Kosten des Sinnes fest, indem er übersetzt: „Denn was unmittelbar an sich eine Last ist und Lästerung verdient, das heißt eben darum glaube ich ein Laster, oder vielleicht ist auch lästern aus Laster entstanden.“ — III, 4. findet man in der Uebersetzung: „Will man anders dergleichen nicht für Bibliothek oder Comödie lieber zugestehen, als für Proegmena und Apoproegmena,“ und in der dazu gehörigen Anmerkung des Hrn. Dr.: „Im Lateinischen stehen als damals alltägliche griechische Wörter: Ephippien (Saumzeug) und Akratophoren (Gefäße für den ungemischten Wein.)“ Hier ist die Einsetzung ganz beliebiger anderer Wörter durchaus nicht zu billigen, da es ja doch nicht darauf ankam, den Deutschen geläufige Ausdrücke zu wählen, sondern die bey den Römern alltäglichen als solche beyzubehalten. — Hr. Zumpt hat, wo es sich um Erklärung einzelner Ausdrücke handelt, (außer I, 12. wo er übersetzt: „der festgesetzte Termin mit einem hostis,“ statt: „wo es z. B. für den festgesetzten Termin mit einem Fremden heißt status dies cum hoste“) durchgehends die rechte Weise befolgt, wie de off. I, 27, wo er übersetzt: „Hierher gehört das, was man Lateinisch decorum (den Anstand) nennen kann; griechisch heißt es πρέπον.“ Dagegen verfällt er bey der Bemühung lateinische Etymologieen oder Wortspiele nachzubilden, mitunter in eine gewisse Spielerey, bey welcher der Sinn immer mehr oder weniger leidet, was er durch beygegebene Anmerkungen zu verhüten sucht, in denen er die lateinischen Worte anführt. So übersetzt er de off. I, 7 die Worte, credamusque quia fiat, quod dictum est, appellatam fidem: „daher hat die Redlichkeit ihren Namen, weil die Rede verwirklicht wird;“ III, 14. Die Worte, quum se Syracusas otiandi, ut ipse dicere solebat, non negotiandi causa contulisset: „hatte sich, um zu leben, wie er selber sagte, nicht um zu streben nach Syracus begeben,“ wo offenbar der Gleichklang (der in der Uebersetzung durch begeben weiter geht, als Hr. Zpt. selbst wollte) weit weniger Bedeutung hat, als der Gegensatz, der durch die hier gewählten Worte fast ganz verwischt ist, während er festgehalten wird, wenn man, wie im Lateinischen, mit Wörtern gleichen Stammes übersetzt: „um in Ruhe, nicht in unruhiger Thätigkeit zu leben.“ — Hr. Schröder hat in dieser Beziehung im Ganzen den richtigen Weg eingeschlagen, doch geht er an einer Stelle in der Beybehaltung des lateinischen Ausdruckes zu weit, indem er, de nat. deor. II, 27. schreibt: welche auch Diana omnivaga (die allerwärts Herumschweifende) heißt, nicht von venari (jagen), sondern weil sie unter die sieben herumschweifenden

Sterne gerechnet wird;“ denn hier handelt es sich offenbar nicht um eine Ableitung von dem lateinischen Worte venari, sondern um den Begriff des Jagens, der den des Herumschweifens in sich faßt, so daß hier nur eine förmliche Uebertragung ins Deutsche: „nicht vom Jagen“ am rechten Orte ist. An einer andern Stelle (III, 10.) hat er sich der Nachbildung einer Etymologie zu Liebe einen Provincialismus „der Queſenkopf“ erlaubt, der noch dazu nicht einmal, wie er selbst sagt, im Munde des Volkes genau das bezeichnet, was der Schriftsteller bezeichnet wissen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Kalidasa, Malavika et Agnimitra. Drama indicum Kalidasae adscriptum. Textum primus edidit, latine vertit etc. Otto Fr. Tullberg.

Fasc. I. textum Sanscritum et varietatem scripturae tenens. Bonnae 1840.

F. G. Aynès, Nouveau dictionnaire universel de géographie ancienne et moderne. Vol. 1 — 3. Lyon 1804. 8.

K. Th. Wagner, Handbuch für Reisende in Dänemark, Norwegen, Schweden, Rußland, Polen und Finnland. Leipzig 1840. 8.

H. Ternaux-Compans, Archives des voyages ou collection d'anciens relations inédites ou très-rares de lettres, mémoires, itinéraires et autres documents rélatifs à la géographie et aux voyages. T. 1. 2. Paris 1840. 8.

Henri Ternaux, Voyages, relations et mémoires originaux pour servir à l'histoire de la découverte de l'Amérique. Paris.

Vol. 20. Recueil de pièces sur la Floride. Inédit. Paris 1841. 8.

J. Baillie Fraser, Travels in Koordistan, Mesopotamia etc. including an account of parts of those countries hitherto unvisited by Europeans. With sketches of the character and manners of the Koordish and Arab tribes. Vol. 1. 2. London 1840. 8.

W. B. Stevenson, A historical and descriptive narrative of twenty year's residence in South America. Vol. 1 — 2. London 1835. 8.

André Thouin, Voyage dans la Belgique, la Hollande et l'Italie. Redigé sur le journal autographe de ce savant professeur par le Baron Trouvé. Vol. 1. 2. Paris 1841. 8.

J. Emerson Tennent, Belgium. Vol. 1. 2. London 1841.

Simone Sigoli, Viaggio al Monte Sinai. Firenze 1829. 8.

Lewis and Clarke, Travels to the source of the Missouri river and across the American continent to the pacific ocean. Performed by order of the government of the united states in the years 1804, 1805 and 1806. London 1814. 4.

A picturesque tour through France, Switzerland, on the banks of the Rhine and through part of the Netherlands in the year 1816. London 1807. 8.

Morgenland und Abendland. Bilder von der Donau, Türkey, Griechenland, Aegypten, Palästina, Syrien, dem Mittelmeer, Spanien, Portugal und Südfrankreich. Bd. 1 — 3. Stuttgart 1841.

Dr. Moritz Wagner, Reisen in der Regentschaft Algier in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Nebst einem naturhistorischen Anhang und einem Atlas. Bd. 1 — 3. Leipzig 1841.

Will. Moorcroft and George Trebeck, Travels in the Himalayan provinces of Hindustan and the Panjab; in Ladakh and Kashmir, in Peshawar, Kabul, Kunduz and Bokhara; from 1819 to 1825; prepared for the press from original journals and Correspondence by Hora Hayman. Vol. 1. 2. London 1841. 8.

Fred. Debell Bennett, Narrative of a whaling voyage round the Globe, from the year 1833 to 1836. Vol. 1. 2. London 1840.

John G. Kinnear, Cairo, Petra and Damascus in 1839. With remarks on the government of Mehemet Ali and on the present prospects of Syria. London 1841. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. November.

Nro. 227. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Cicero's sämmtliche Werke. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Bey dieser Verschiedenheit der einzelnen Theile bleibt nichts Anderes übrig, als diese nach einander zu betrachten, und zwar wollen wir dieses, nach Anleitung des oben angeführten Ausspruches des Hrn. Klotz, in zweyerley Beziehung thun, einmal in Rücksicht auf die Treue der Uebersetzung, und dann in stilistischer Hinsicht.

Wenn man unter der Treue der Uebersetzung das möglichste Anschließen des deutschen Ausdruckes an den lateinischen im Allgemeinen versteht, so ist schon aus dem oben Angeführten ersichtlich, daß sämmtliche Uebersetzer sich diese zur Aufgabe gemacht haben; versteht man aber darunter auch die Richtigkeit und Genauigkeit der Uebersetzung im Einzelnen, so muß das Urtheil über die einzelnen Theile sehr verschieden ausfallen.

Die Uebersetzung der Bücher von der Divination giebt nur in einigen Einzelheiten Anstoß, die Ref. nicht übergehen will, um nicht den Vorwurf auf sich zu laden, als habe er sich durch seine Verehrung für den Verfasser derselben zur Parteylichkeit hinreißen lassen. Außer dem Versehen, daß I, 5 statt in secundo libro in der Uebersetzung steht: „im dritten Buche," sind I, 44. die Worte insolenter disputavit übersetzt: „und doch behauptet er nachher ganz unerwarteter Weise." Dieß liegt aber wohl nicht in den lateinischen Worten, die vielmehr einen Tadel über die Art zu disputiren enthalten möchten; etwa: „mit großer Dreistigkeit." — I, 56. sind die Worte primum quidque replicantis übersetzt: „Denn nicht plötzlich entsteht, was zukünftig ist, sondern, wie beym Abrollen eines Taues, so entwickelt sich auch die Zeit, die nichts Neues bewirkt, sondern immer das Erste wieder abrollt." Hier ist in die Uebersetzung der Begriff der Wiederholung gelegt, der nur scheinbar in dem lateinischen Ausdrucke liegt. In anderer Weise unrichtig sind diese Worte: „und immer nur das Ursprünglichwahre (das von jeher Nothwendige) zur Entfaltung bringt," in der Stuttgarter Uebersetzungssammlung wiedergegeben, in welcher der Ausdruck primus quisque auch bey Seneca nicht gehörig übersetzt ist, wie Ref. kürzlich anderswo dargethan hat. Hr. Droysen übersetzt de fin. II, 32. prima quaeque richtig: „eine nach der andern." Vrgl. Dietrich in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1837. S. 372. und Hase zu Reisig's Vorlesungen über latein. Sprachwissenschaft S. 350. Nach dieser Erklärung ist der Sinn unserer Stelle: „sondern das Vorliegende nach einander abrollt." — II, 2. liest man; „und fremdes Glück so anstaunte, als ob ich mit dem meinigen schmollte;" hier ist aber wohl ita ut, im Gegensatze zu dem vorausgehenden ita quasi, so zu fassen: „und fremdes Glück so anstaunte, daß ich mir dadurch meine Lage ganz verleidete." — Wenn es II, 6. von dem Schatten der Erde heißt: „welcher die Kegelspitze der Nacht ist," so sind die Worte: quae est meta noctis, deren Sinn ist: „welcher die kegelförmige Nachtregion bildet" (vrgl. Plin. N. H. II. 10. s. 7. Neque aliud esse noctem, quam terrae umbram. Figuram autem umbrae similem metae ac turbini inverso), nicht ganz deutlich wiedergegeben, weil man einen Partitivgenitiv vor sich zu haben glauben könnte. — Die Uebersetzung der Worte (II, 12.) At id, praeterquam quod fieri non potuit, ne fingi quidem potest: „Außerdem aber, daß dieses unmöglich ist, kann man es nicht einmal als wahrscheinlich annehmen," muß dem Leser, der das Latei-

nische nicht vor sich hat, ganz unlogisch vorkommen. Es ist hier wohl die prägnante Bedeutung von fieri mehr hervorzuheben, im Gegensatze zu fingi: „abgesehen davon, daß es in Wirklichkeit nicht geschehen konnte, läßt es sich nicht einmal erdichten.“ Eben dasselbe giebt die Uebersetzung: „das allerbedeutsamste Eingeweide“ den lateinischen Ausdruck argutissima exta nicht ganz genau wieder; der Sinn ist wohl, „welche Alles am schärfsten andeuten,“ vergl. Cic. de legg. I, 9. 27. Nam et oculi nimis arguti, quemadmodum animo affecti sumus, loquuntur. — Das Versehen: „die Tetrarchie Trogmorus“ (II, 37.) läßt sich aus Orelli's Onomast. Tullian. s. v. Trogmi, verbessern.

Auch in der Uebersetzung der Bücher vom höchsten Gut und höchsten Uebel ist die Zahl der zu beanstandenden Stellen verhältnißmäßig gering; unrichtig sind jedoch gleich im ersten Kapitel die Worte: quum id, quod quaeritur, sit pulcherrimum übersetzt: „wenn das, was man sucht, das Schönste ist.“ Unpassend ist eben daselbst curiosi übersetzt: „zu wenig harmlos.“ Das Wort, welches in unserer Sprache den hier bezeichneten Begriff am genauesten wieder geben möchte, „naseweis,“ ist freylich in einer solchen Uebersetzung nicht zu brauchen; vielleicht ließe es sich aber umschreiben: „so gehen diese zu weit.“ Im zweyten Kapitel ist die Uebersetzung des Wortes fabellas „Stücke“ im Gegensatze zu den ernsten philosophischen Untersuchungen zu nichtssagend.

Im 10. Kapitel, wo es sich um die Beweggründe handelt, die den Manlius Torquatus bey der Besiegung des Galliers leiteten, dem er die Kette abnahm, von welcher er seinen Beynamen erhielt, liest man: „Er nahm dem Feinde die Halsberge ab; allerdings, er legte sie an als Deckung um nicht umzukommen.“ Es wird ihm also die Absicht untergeschoben, sich damit zu schützen. Die lateinischen Worte: Et quidem se texit, ne interiret bedeuten aber offenbar nicht dieses, sondern was sich in der Stuttgarter Uebersetzung findet: „Nun, er hat sich gedeckt, um nicht umzukommen“, nämlich, indem er dem Feinde die Kette abnahm, hat er sich doch dabey zu schützen gesucht und hoffte also (nach der Ansicht des Sprechenden) einen Vortheil zu erlangen, ohne einen Nachtheil zu erleiden. Daß dieses der Sinn ist, zeigen auch die darauf folgenden Worte, At magnum periculum adiit, die Hr. Droysen ganz unübersetzt gelassen hat, der bey der Uebersetzung dieser Stelle auch darin gefehlt hat, daß er die Gegenüberstellung von Satz und Gegensatz schon durch die gewählte Interpunction gänzlich verwischte. Auffallend ist dabey, daß Hr. Klotz nicht nur hier nichts bemerkt hat, während er sonst, was ihm in der Uebersetzung unrichtig schien, in beygegebenen Bemerkungen verbessert hat, wie kurz vorher im 6. Kapitel (S. 150), sondern auch einer Note des Herrn Zumpt (S. 500), wo dieser den Ausdruck Halskette für torques braucht, in Klammern folgendes eingeschaltet hat: „oder richtiger Halsberge, da sie zugleich den Hals schirmen sollte,“ was auf die Vermuthung führt, daß er an unsrer Stelle die Ansicht des Herrn Droysen theile. — II. 10. werden die Worte in rosa übersetzt: rosengekränzt. Abgesehen vom Undeutschen im Ausdrucke, ist hier wohl das Richtigere „der unter Rosen zechende,“ wie die Stuttgarter Uebersetzung hat, wenn man nicht im Gegensatze zu dem Vorhergehenden: vigiliis et fame lieber: auf Rosen“ sagen will. Madvig vergleicht Sen. ep. 36. 9. in rosa iacere. Am Schluße dieses Kapitels hat sich Hr. Droysen ein „Du weißt wie“ einzuschalten erlaubt, das noch dazu die Construction ganz unterbricht. — IV. 1. sind die Worte tribus horis perorare undeutlich: „in drey Stunden die Schlußrede halten“ übersetzt. Offenbar unrichtig sind aber diese Worte in der Stuttgarter Uebersetzung mit: „drey Stunden lang sprechen“ gegeben. Es kann sich nach dem Zusammenhange und nach dem, was wir von dem hier berührten Gesetze sonst wissen, wohl nur darum handeln, daß dem Vertheidiger nachdem der Ankläger seine Rede gehalten hatte, zur Ueberlegung und zum Halten seiner Rede nur drey Stunden verwilligt waren; der Sinn dieser Worte ist also wohl: „in drey Stunden mit der Rede zu Ende seyn.“ — IV. 3 ist die corrupte Stelle (nach Orelli nec more hominum acu spinas vellentium, nec ossa nudantium) so übersetzt: „keineswegs nach Art der Leute, die den Splitter mit der Nadel heben,

oder das Fleisch vom Knochen schaben, wie die Stoiker.“ Die letzten Worte sind wohl mit Unrecht auf das Ganze bezogen, statt, der Stellung im Lateinischen gemäß, nur auf den ersten Theil, der auch mehr im Gegensatze mit dem Folgenden erscheinen sollte. Eben daselbst ist dicendi exercitatio ganz ungenau mit: „Weise der Darstellung“ übersetzt. — V. 27. ist ebullire nicht gut mit: herausstolpernd gegeben, denn dieses Wort bezeichnet eine Unbeholfenheit im Ausdruck, jenes dagegen (vrgl. Madvig zu dieser Stelle, und Davis. zu Tusc. III. 18, 42) eine Prahlerey mit leeren Worten.

In der Uebersetzung des Buches vom Schicksal ist dem Verf. nur die Stelle aufgefallen (c. 8.): „Nicht sind auf der Kugel größte Kreise, und diese schneiden einander nicht in der Mitte,“ was freylich die möglichst wörtliche Uebersetzung des Lateinischen ist, wie auch Moser anerkennt, der freyer übersetzt: „Es giebt auf einer Kugel keine größten Kreise, die einander in der Mitte nicht durchschneiden.“ Die Schwierigkeit liegt in dem für uns unübersetzbaren et – et, welche das Nebeneinanderbestehn des Einen und des Andern, auf welches es hier vorzugsweise ankommt, am Einfachsten ausdrückt, so daß non et-et eigentlich bedeutet: „Es läßt sich nicht vereinigt denken, daß“ u. s. w. Wollen wir diesen Ausdruck nicht brauchen, so können wir, wenn wir uns streng an das Lateinische halten wollen, etwa nur sagen: „Es findet nicht Statt, daß auf einer Kugel größte Kreise sind, und sie einander nicht in der Mitte schneiden.“

Die Uebersetzung der Bücher über die Pflichten, durfte sich im Betreff der Partikeln mitunter genauer an das Lateinische anschließen. So steht I, 11. „auch noch“ an der Stelle des lateinischen quidem; I, 29. „niemals“ an der Stelle von nequidem. Außerdem ist die Uebersetzung nicht immer deutlich genug, wie I, 11. „Wäre man mir gefolgt, so würden wir, wenn auch nicht die beste, so doch irgend eine Verfassung haben, von der jetzt nichts vorhanden ist,“ wo der Sinn ist: „so würde die freye Verfassung unsres Staates, welche jetzt ganz vernichtet ist (d. i. quae nunc nulla est), wenn auch nicht unter den besten Umständen, doch einiger Maßen fortbestehen,“ denn res publica ist dem Cicero eine solche Staatsverfassung, bey welcher den Bürgern ein Antheil an der Regierung zugestanden ist. So auch I, 15: „aber (eine Wohlthat) unvergolten zu lassen ist einem braven Mann nicht erlaubt, falls er dieß ohne Unrecht thun kann.“ Hier ist im Lateinischen aus non reddere unten zu dem allgemeinen Verbum facere, das affirmative reddere zu ergänzen; es läßt sich aber nicht eben so aus „unvergolten lassen“ zu dem folgenden „dieß“ das noch nicht ausgesprochene Verbum „vergelten“ ergänzen. — Unrichtig ist nach unserer Ansicht eine andere Stelle übersetzt, bey der wir um so mehr etwas länger verweilen zu dürfen glauben, als, nach den Uebersetzungen von Garve und Uebelen zu schließen der hier begangene Irrthum weiter verbreitet zu seyn scheint. Hr. Zumpt übersetzt nämlich I, 29 die Worte (nach der Zumptischen Interpunction): multaque multorum faceta dicta; ut ea, quae a sene Catone collecta sunt, quae vocant ἀποφθέγματα folgendermaßen: „Ueberdem giebt es Sammlungen von witzigen Einfällen verschiedener Personen, z. B. die, welche der alte Cato unter dem Titel ἀποφθέγματα gemacht hat.“ Mit Recht sind hier die Worte multa dicta . . . collecta sunt, gegen die obige Interpunctionsweise zusammen bezogen, daß aber die Worte quae vocant ἀποφθέγματα als Angabe des Titels eines Werkes betrachtet werden, darin liegt wohl ein Irrthum, der, auch abgesehen von unserer Stelle, schon aus dem allgemeinen Sprachgebrauche der Römer sich nachweisen ließe, die unsers Wissens nie die Angabe eines Titels mit der dritten Person des Plurals einführen. Hier möchten aber diese Worte auf den allgemeinen Satz: multa multorum facete dicta collecta sunt, zu beziehen und so zu erklären seyn: „solche Sammlungen nennt man ἀποφθέγματα.“

(Schluß folgt.)

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortſetzung.)

Fred. Hornemann, Voyages dans l'intérieur de l'Afrique. Paris 1802. 8.

F. Arundale, Illustrations of Jerusalem and mount Sinai; including the most interesting sites between grand Cairo and Beirout. Lond. 1837. 8.

Fr. Jacq. Jaubert de Passa; Voyage en Espagne dans les années 1816 — 1819, ou recherches sur les Arrosages, sur les lois et coutûmes qui les régissent, sur les lois domaniales et municipales, etc. Vol. 1. 2. Paris 1823. 8.

John Wood, A personal narrative of a journey to the source of the river Oxus, by the route of the Indus, Kabul and Badakhshan, etc. London 1841. 8.

Der Orient in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande mit Rückblicken auf die Vergangenheit, dargeſtellt in einer Reiſe über Konſtantinopel, Kleinaſien, Syrien und Paläſtina. Wien 1840.

J. W. Dethmar, Freundliche Erinnerung an Holland und ſeine Bewohner. Th. 1 — 3. Eſſen 1840. 8.

J. G. Kohl, Reiſen in Südrußland. Th. 1. 2. Dresden 1841.

Edouard Blondel, Deux ans en Syrie et en Palestine (1838 — 1839); Paris 1841. 8.

H. Azaïs, Un mois de séjour dans les Pyrenées. Paris 1809. 8.

M. Perrin, Voyage dans l'Indostan. Vol. 1. 2. Paris 1807. 8.

Journal of voyages and travels by Daniel Tyerman and George Bennet, deputed from the London Missionary Society to visit their various stations in the South Sea islands, China, India etc. between the years 1821 and 1829. Compiled from original documents by James Montgomery. Vol. 1. 2. London 1831. 8.

Le Vicomte de Marcellus, Souvenirs de l'Orient. Vol. 1. 2. Paris 1839. 8.

Dr. J. C. Kröger, Reiſe durch Sachſen nach Böhmen und Oeſterreich mit beſonderer Beziehung auf das niedere und höhere Unterrichtsweſen. Th. 2. Altona 1840. 8.

G. Parthey, Wanderungen durch Sicilien und die Levante. Th. 1. Sicilien und Malta. Th. 2. Das Nilthal. Berlin 1834 — 1840. 8.

M. Bapt. Poujoulat, Voyage à Constantinople, dans l'Asie mineure, en Mésopotamie, à Palmyre, en Syrie, en Palestine et en Egypte. Vol. 2. Paris 1841. 8.

Ed. Robinſon, Paläſtina und die ſüdlich angränzenden Länder. Tagebuch einer Reiſe im Jahre 1838 in Bezug auf die bibliſche Geographie unternommen von E. Robinſon und Smith. Bd. 1. 2. Halle 1821.

Voyage autour du Monde exécuté pendant les années 1836 et 1837 sur la corvette La Bonité, commandée par M. Vaillant.

Physique par M. B. Darondeau et M. E. Chevalier. Observations météorologiques T. II. p. 1. Album historique par Lauvergne. Livr. 5 — 8. Paris 1841. fol.

Histoire naturelle. Zoologie par Eydoux et Souleyet. Livr. 1 — 5. Paris 1841. f.

Edm. Lodge, Genealogy of the existing British Peerage, with sketches of the family-histories of the nobility. London 1840.

Aug. Bernard, Les d'Urfé, souvenirs historiques et littéraires du Forez au XVI. et au XVII. siècle. Paris 1839. 8.

Dr. Chr. Th. Bernd, die Hauptſtücke der Wappenwiſſenſchaft. Th. 1. Das Wappenweſen der Griechen und Römer und anderer alten Völker. Bonn 1841 8.

K. D. Hüllmann, Griechiſche Denkwürdigkeiten. Bonn 1840. 8.

Dr. Chr. R. Köſtlin, Die Perduellio unter den römiſchen Königen. Tübingen 1841. 8.

Dureau de la Malle, Economie politique des Romains. Paris 1840 Vol. 1. 2.

Rud. H. Klauſen, Aeneas und die Panaten. Die italieniſchen Volksreligionen unter dem Einfluß der Griechiſchen. Bd. 2. Hamburg 1840. 8.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. November.

Nro. 228. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Cicero's sämmtliche Werke.

(Schluß.)

Hr. Zumpt sagt in der Note zu dieser Stelle, Macrobius erwähne zu Anfang des zweyten Buches seiner Saturnalien das hier angeführte Buch des Cato; allein sieht man dort näher nach, so findet man nur Witzreden des Cato angeführt. Macrobius sagt nämlich (Sat. II. c. 1.): Novius vero Pomponiusque iocos non raro dicta nominant: Marcus etiam Cato ille Censorius argute iocari solitus est. horum nos ab invidia muniret auctoritas, etiam si nostris cavillaremur; at cum veteribus dicta referamus, ipsa utique auctorum dignitate defendimur, und c. 2. hinc Catonis iocus est. Im dritten Kapitel geht er dann auf die Scherze des Cicero über, welche, wie Hr. Zumpt selbst mit anführt, von seinem Freygelassenen, Tiro, in einem besonderen Buche bekannt gemacht worden sind. Sollte man also nicht dem analog annehmen dürfen, daß auch die Scherzreden des Cato auf ähnliche Weise gesammelt worden seyen, und daß sich Cicero auf diese Sammlung beziehe, so daß also die Worte ut ea, quae a sene Catone, mit der Ergänzung von dicta, zu erklären seyen: „wie diejenigen, welche man aus dem Munde des Cato gesammelt hat?“ Die Präposition kann bey dieser Erklärungsweise wohl eben so wenig auffallen, als in folgenden Worten (ep. ad fam. IV, 13, 1): quibus ego a tali viro contentus sum. — II, 7 ist sibi adurebat capillum übersetzt: „sich seinen Bart selber absengte, wo das „selber“ weder in den Worten liegt, noch in der historischen Ueberlieferung brgründet ist, da Valerius Maximus (IX, 1, 3. extr.) erzählt, Dionysius habe sich seinen Bart von seinen Töchtern absengen lassen. Dieses „Lassen“ kann aber bekanntlich das lateinische Verbum in sich schließen, und ein Gegensatz der Person ist nicht nöthig, da im Vorhergehenden nur cultros tonsorios, nicht tonsor, steht. — Im Uebrigen ist uns keine Unrichtigkeit von Bedeutung aufgestoßen.

In der Uebersetzung der Bücher von dem Wesen der Götter ist die Zahl der Ungenauigkeiten im Einzelnen ziemlich groß, und mitunter sind sie sehr auffallend. So wird I, 32 tuo iure übersetzt: „wie es bey dir Rechtens ist,“ I, 33 nec magis „nicht weniger,“ I, 35 in terrestri „in der Erde,“ indem aus dem Vorhergehenden „Figur“ ergänzt wird; besser Moser: „in einem auf der Erde befindlichen Wesen,“ wie die folgenden mit nisi in eo, qui eingeleiteten Sätze zeigen. — II. 2 liest man: „wenn wir zum Himmel aufblicken (suspeximus) und, was am Himmel ist, beobachtet haben.“ II, 17. „die Unhaltbarkeit dieser Annahme, schon widerlegt von Cotta, bedarf von mir keiner Erörterung,“ wo, abgesehen von der Steifheit des in Apposition gestellten Participiums, confutare bey dem Objecte, in welchem die Fehlerhaftigkeit ausgesprochen ist, mit „nachweisen,“ nicht mit „widerlegen“ hätte übersetzt werden sollen. II, 35 „herauf vom Meer“ für ex alto; II, 39. „der Quellen unversiechbaren, kühlen Lauf,“ wo eine Umstellung der Attribute dem Lateinischen fontium gelidas perennitates näher kommen und an sich erträglicher seyn würde, obschon ein Wort, wie „Strömungen“ mehr zu billigen wäre. Daselbst ist fluitantium, zumal dem vorausgehenden submersarum gegenüber, offenbar unrichtig „sich ringelnd“ übersetzt. Auffallend ist II, 42 f. die Schreibung: „die sieben Trionen“ namentlich in dem Satze: „Dem klei-

neren der sieben Trionen aber folgt Cepheus.“ — II, 56 übersetzt Hr. Schröder: „Es sind nämlich die Menschen, nicht wie Insassen und Bewohner, sondern gleichsam von der Erde aus Beschauer des Ueberirdischen,“ indem er mit Orelli die Worte e terra mit spectatores verbindet. Dieses scheinen aber die dazwischen stehenden Worte non ut incolae atque habitatores zu verbieten. Wir möchten daher die Stelle lieber so erklären: „Sie gehören der Erde, als aus ihr entsprungen, an, nicht als“ u. s. f. — Daß III, 4. die Worte in hac subtilitate sermonis unrichtig übersetzt sind: „in einer so scharfsinnigen Untersuchung“ zeigt schon die Gegenüberstellung der Worte in causis forensibus; eher läßt sich III, 24. die Uebersetzung: eine scharfsinnige Beweisführung“ rechtfertigen, obgleich auch dort die Worte subtiliore ratione nicht genau wiedergegeben sind. — Ganz unrichtig ist III, 10. die Uebersetzung der Worte: a natura confirmatum „daß sie (die Welt) von Natur sich gebildet habe.“ Man vergleiche nur in der Uebersetzung selbst die Worte des folgenden Kapitels: „Sie hängt aber zusammen und besteht fort durch die Kraft der Natur selbst, nicht der Götter.“ — III, 18 ist fanum übersetzt: „eine Capelle;“ die richtige Uebersetzung ergiebt sich aus dem Griechischen *Εὐμενίδων τέμενος*, (vrgl. Apollodor. biblioth. III, 5. 9. und die zweyte Inhaltsangabe zu Sophocl. Oedip. Colon.) — Die Unrichtigkeit der Uebersetzung der Worte: parumne semper in ratione versantur: „handelt sich's da immer um ein Wenig von Vernunft“ ist schon aus der bey Cicero allein gebräuchlichen Bedeutung von parum zu ersehen. Der stärkste Verstoß ist aber der noch zum Schlusse zu Erwähnende, nämlich die Uebersetzung der Worte (III, 37.) Reges enim si scientes praetermittunt, magna culpa est, mit: „Wenn nämlich die Könige einsichtsvolle Männer übersehen, so sind sie in großer Schuld,“ und dieser ist um so auffallender, da unmittelbar darauf die Worte folgen: At deo ne excusatio quidem est inscientiae, welche deutlich zeigen, daß scientes auf reges zu beziehen ist, von Hrn. Schröder aber nicht weniger falsch übersetzt sind: „Aber Gott hat nicht einmal eine Entschuldigung für sein Nichtwissen.“

Hieraus ergiebt sich, daß bey der Mehrzahl der in diesem Bande enthaltenen Uebersetzungen die Genauigkeit keineswegs so groß ist, daß diesem Unternehmen dadurch der Vorrang vor allen ähnlichen gesichert würde. Wir wenden uns nun zur Betrachtung derselben in stilistischer Hinsicht, in welcher Hr. Klotz, wie wir oben gesehen haben, die gesteigerten Ansprüche der deutschen Nation durch dieselben befriedigt zu sehen hofft.

In dieser Beziehung steht Hr. Jacobs, wie sich von diesem würdigen Veteranen, der als Stilist und Philologe gleich ausgezeichnet ist, nicht anders erwarten läßt, als Muster da, und es möchte, selbst dem strengsten Richter kaum gelingen, einige Ausdrücke oder Wendungen aufzufinden, gegen die er einen gerechten Tadel aussprechen könnte. Ihm schließt sich am nächsten Herr Zumpt an, in dessen Uebersetzung dem Ref. nur einige einzelne Ausdrücke aufgefallen sind, wie S. 373. „Kriegs- und Friedensämter“ für imperia et honores; S. 378. „Unrecht empfangen.“ Bey Hrn. Droysen finden sich öfters undeutsche Wörter, wie S. 169. 188. 190. 264. „überseitigt,“ S. 170. 193. 207. 316. „darohne,“ S. 266. über Seite lassen, S. 318. zurückweislich, S. 319. preislich; Fremdwörter, selbst wo sie den Begriff, der sich im Originale findet, nicht genau wiedergeben, wie S. 159., nüanciren für distingui, was sich S. 176. als Uebersetzung von variare wiederfindet, wo es weniger anstößig ist; oder sonderbare Zusammenstellungen, wie S. 175. „und irrt darin gründlich“ (vehementer), S. 185. „verdünnen“ (für extenuare) im Gegensatze von anpreisen, S. 237. „gefeilte Nüchternheit“ (limata tenuitas); mit unter auffallende Constructionen, wie S. 182. „was hat es also zu sagen“ für quid attinet dicere, S. 191.„ viele nachher Vertheidiger“ für multi postea defensores, was ja auch im Lateinischen nicht in dieser der griechischen Sprache eigenthümlichen Weise zusammenzufassen ist. S. 214. „Es ist nach einem sehr liebenswürdigen Mann“ für est viri; mitunter steife, fast unverständliche Sätze, wie S. 169 f. „Und so wie Haß, Neid, Verachtung der Lust zuwider ist, so ist Freundschaft nicht bloß die treueste Fürsprecherin, sondern auch Schöpferin von Freu-

den, deren man nicht bloß gegenwärtige genießt, sondern auch in nächster und späterer Zeit erwartete sich mit Recht den Sinn erheitern läßt.“ Am meisten läßt aber in dieser Hinsicht Hr. Schröder zu wünschen übrig, der abgesehen von einzelnen unpassenden Ausdrücken, wie S. 640. „daß die Götter durch den Opfertod der Dacier gesühnt worden seyen,“ S. 641. „solcher Feldherrn, welche, dem Vaterlande zu dienen kein Leben schonten“ (vitae non parcerent), mitunter ganz in den Schulton verfällt, indem er auf ungehörige Weise die lateinische Wortstellung und Satzfügung beybehält. Um dieses zu können, erlaubt er sich ganz undeutsche Inversionen, wie S. 540. „Darauf Cotta, freundlich, wie er pflegte; Ei nun, sagte er, Vellejus“ u. s. w., ähnlich in der Frage: S. 562. „Jedoch jene ganze Gestaltung der Dinge, auf welche Weise nimmt sie von untheilbaren Körpern ihren Ursprung?“ nach Adverbien: S. 573. „Nicht einmal, weil nicht alle Kranke genesen, gibt es deßhalb keine ärztliche Kunst.“ Mit vorausgestelltem Objecte nebst einer Apposition, S. 601. „und Alles, wie als ihre Glieder und Theile saugt sie auf, und giebt ihnen (?) Bestand.“

Außerdem stellt er das die Copula enthaltende Verbum ganz gewöhnlich hinter die eingeschalteten Zwischensätze, statt vor dieselben; so S. 542 „Denn der Abderite Protagoras, dessen von dir so eben Erwähnung geschehen ist, ein in jenen Zeiten sehr angesehener Sophist, als er im Anfange seines Buches folgendermaßen geschrieben hatte: ... wurde auf Befehl der Athenienser aus der Stadt und aus ihrem Gebiete verjagt,“ S. 545. „Er sagt, ein Atom, wenn es durch sein Gewicht und seine Schwere in gerader Linie abwärts falle, weiche etwas zur Seite.“ Endlich achtet er überhaupt auf den Bau der Perioden viel zu wenig, so daß es nicht schwer halten würde, eine ganze Sammlung von solchen anzulegen, die so schwerfällig sind wie (S. 570) folgende: P. Vatinius nämlich, der Großvater des jetzt im Jünglingsalter stehenden, als ihm, da er von der Präfektur zu Steata nach Rom gieng, bey Nacht zwey Jünglinge auf weißen Rossen gesagt hatten, daß der König Perses an diesem Tage gefangen genommen worden sey, verkündigte es dem Senate, und wurde anfänglich, als hätte er unbefugter Weise über Staatsangelegenheiten gesprochen, in's Gefängniß geworfen; später aber, als vom Paullus ein Brief angelangt war und der Tag zutraf, sowohl vom Senate mit einem Grundstücke als mit Freyheit von Staatslasten beschenkt.“

Wer so übersetzt, giebt den Feinden der Philologie die Waffe selbst in die Hand, und hat sich bey Erhebung von Anklagen gegen die undeutschen Uebersetzungen deutscher Philologen, wie kürzlich in einer nicht gelehrten Zeitung eine zu lesen war, ohne Weiteres als Mitschuldiger zu betrachten; auf keinen Fall erreicht er aber was H. Klotz in der Subscriptionsanzeige von diesem Unternehmen in Aussicht gestellt hat, daß die Schriften des Alterthums in unserer Sprache naturalisirt werden, so daß sie einen integrirenden Bestandtheil unserer Nationallitteratur bilden, und es auch den nicht gelehrt Gebildeten möglich wird, das classische Alterthum im eigentlichen Sinne des Wortes zu studiren. Solche Uebersetzungen, die neben andern, gediegenen, sich um so übler ausnehmen, sind also für die Zukunft ferne zu halten, wenn diesem Unternehmen, dessen schönes Aeußere keineswegs ausreicht, um für den, im Verhältniß zu anderen, hohen Preis zu entschädigen, ein glücklicher Fortgang gesichert werden soll, und wenn der Herausgeber sich den Dank seiner Landsleute erwerben will, auf den er bey strenger und gewissenhafter Durchführung seines ursprünglichen Planes sicher rechnen kann.

Den einzelnen Schriften sind ziemlich ausführliche Einleitungen; den in sachlicher Beziehung schwierigen Stellen, oder auch solchen, bey welchen eine ganz wörtliche Uebersetzung nicht möglich war, Anmerkungen beygegeben. Die letzteren sind in den Büchern vom höchsten Gute und vom höchsten Uebel meist von der Hand des Herausgebers, der im Uebrigen nur das Gegebene, wo es nöthig schien, vervollständigte oder berichtiget hat. Herr Droysen hatte sich nämlich, wie aus der Vorrede zu erfahren ist, strenger als die übrigen Uebersetzer an den in dieser Beziehung von Anfang beschränkteren Plan gehalten, und dann, um den Druck nicht aufzuhalten, Herrn Klotz beauftragt, die Gleichförmigkeit

herzustellen. Die Zweckmäßigkeit im Allgemeinen ist nicht in Abrede zu stellen; auch hier auf das Einzelne einzugehen, müssen wir uns in Berücksichtigung des Raumes versagen, um so mehr, als ein Punkt zu besprechen ist, auf den bey einer Uebersetzung, welche, wie die vorliegende, vorzugsweise für Leser bestimmt sind, die das Original bey der Lesung derselben nicht zur Hand zu haben pflegen, ein besonderes Augenmerk zu richten ist, nämlich die Correktheit des Druckes.

Diese läßt hier leider viel zu wünschen übrig, wenn anders alles, was dahin zu gehören scheint, wirklich dem Correktor zur Last fällt.

Hier und da sind ganze Stellen ausgefallen. So, außer den beyden schon oben erwähnten de divin. II. 8. die Worte: nullum est fatum; de fato 10. Causas enim efficientes quod non habebit, id nec verum nec falsum erit; de offic. I, 29. ne immodestum sed ingenuum, de nat. deor. III. 16; qui Belus dicitur. Sextus hic ex Alcumena, daſ. III, 22 quartus Nilo patre, quem Aegyptii nefas habent nominare. Aber auch außerdem ist die Zahl der Druckfehler gar zu groß, von denen wir die wirklich sinnstörenden hier aufzuführen für unsere Pflicht halten, während wir die unbedeutenderen durch Auslassung oder Versetzung einzelner Buchstaben u. dgl. dem Leser selbst zu verbessern überlassen. S. 31. Z. 3. v. u. steht beobachtender für beobachteter. S. 43 Z. 3 v. u. „an dem Denkmal“ für in. S. 117 Z. 8 v. u. schalten für schelten (dicere solent). S. 136 Z. 13 wenig für weniger, (minus neben magis). S. 144. Z. 6. „wenn es uns eben Mühe macht“ für aber (sin); daſ. Z. 6. v. u. „Soll er, sagt er,“ für: Soll ich S. 190. Z. 9. „was dasselbe“ für derselbe. S. 201 Z. 17. thaten für thäten. S. 233 Z. 11 v. u. Bestimmungen für Beystimmungen, (assensus). S. 237 Z. 9. bestimmte für beystimmte. S. 264. Z. 9. „das eben daß“ für „daß eben das.“ Daſ. Z. 18. „wenn das Leben . . . berührt würde“ für bereichert (si ad illam vitam . . . accedat). S. 280. Z. 10. v. u. „nannten sie“ für nennten (se . . . appellare). S. 295. Z. 5 v. u. Geschöpfen für allen Geschöpfen. S. 315 Z. 3 das für daß. S. 316 Z. 6 v. u. „Nun hiervon“ für Nur (Hoc uno). S. 323 Anm. **) Z. 2. Sinnenlicht für Sonnenlicht. S. 427 Z. 13 v. u. „Indeß die Götter, glaubt man, können nicht schauen“ für schaden. S. 451 Z. 13 „das Verfahren wieder gutmachen“ für Versehen. S. 518 Z. 19. „den sie liebt“ für der (amante), S. 523 Z. 10 „wenn es mit dem glänzendsten Ausdrucke bezeichnet wird,“ für gelindesten (minima ex parte). S. 534. Z. 1. „Gott sey das verwaltende Princip derselben“ für vorwaltende (? ejus ipsius principatum). S. 553 Z. 16. „Wie denn so eben Schritt für Schritt?“ für aber (autem). S. 558 Z. 7 „Gesetzt, er ist nun sterblich“ für unsterblich. S. 574. Z. 5 v. u. „der Herrlichkeit“ für die. S. 594. Z. 7. v. u. „was den Namen der Feldfrüchte bezeichnen soll,“ für Samen. S. 602 Z. 1. „Wenn . . . die Kunst nicht ohne Vernunft zu Stande bringt“ für nichts. S. 615 Z. 22 „mit dessen Freyheit und Wärme gemischt“ für Feinheit (tenuitate). S. 651 Anm. 46. lapeduculae für Capeduculae. S. 954 Z. 10 u. Z. 7 v. u. zweymal Juno für Ino. Demnach ist zu wünschen, daß auf die Fortsetzung in dieser Beziehung mehr Sorgfalt verwendet werden möge.

L. v. S.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. November.

Nro. 229. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Paléographie universelle, collection de fac-simile d'écritures de tous les peuples et de tous les temps, tirés des plus authentiques documents de l'art graphique, chartes et manuscrits, existant, dans les archives et les bibliothèques de France, d'Italie, d'Allemagne et d'Angleterre; publiés d'après les modèles écrits, dessinés et peints sur les lieux mêmes par M. Silvestre, et accompagnés d'explications historiques et descriptives par MM. Champollion-Figeac et Aimé Champollion fils. Paris, typographie de Firmin Didot frères. 1839—1841, (Livr. I. — XXXVI.) gr. Fol.

Wir bringen hier ein Werk zur Anzeige, welches an Pracht, Großartigkeit und Kostenaufwand nur wenige seines Gleichen hat, in jener speciellen Sphäre aber, der es angehört, einzig dasteht, und das große unbestrittene Verdienst, welches sich die Franzosen auf dem Gebiete der Handschriftenkunde überhaupt und auf jenem der Diplomatik insbesondere erworben haben, um ein Bedeutendes vermehrt.

Ehe wir auf eine nähere Erörterung desselben eingehen, glauben wir über den Begriff der Paläographie und über die im Zusammenhange der Wissenschaften ihr zukommende Stelle einige Bemerkungen vorausschicken zu sollen.

So sehr auch der Begriff von Paläographie für eine einfache und allgemeine Deutung dem Wortlaute nach von selbst sich darbietet, so bemühte man sich doch schon früh, diese Wissenschaft einseitig aufzufassen, und ihren Umfang willkührlich abzustecken, indem man einerseits ihre Benennung nur für die Kenntniß und kritische Erforschung der römischen und griechischen Inscriptionsdenkmäler gelten lassen wollte, andererseits aber Paläographie entweder für gleichbedeutend mit Diplomatik hielt, oder dieselbe der Diplomatik und umgekehrt die Diplomatik der Paläographie subordinirte. Während z. B. Ebert die gesammte Paläographie in drey Hauptabschnitte theilte: Epigraphik, Diplomatik nnd Bücherhandschriftenkunde, ist hingegen H. A. Erhard, (dessen „Kritische Uebersicht der Diplomatik“ *) zuverläßig das Gediegenste ist, was über diesen Gegenstand und namentlich über logische Entwicklung und Feststellung der hier obschwebenden Begriffe geschrieben worden), geneigt, freylich einem großen Vorgänger, Mabillon, folgend, die Paläographie ganz und gar für die Diplomatik in Beschlag zu nehmen, und dieselbe einen Bestandtheil, ja, das „historische Eigenthum“ der letzteren zu nennen. Das Unstatthafte dieser Annahme fühlend lenkt zwar Erhard in die Alternative ein, entweder die allgemeine Schriftkunde völlig in die Diplomatik oder Urkundenwissenschaft aufzunehmen, oder beyde als coordinirte sich unmittelbar an einander anschießende Theile eines höheren Ganzen zu betrachten. Dieses höhere wissenschaftliche Ganze erkennt Erhard in einer Geschichtsquellenkunde im weiteren Umfange, welche er in Archigraphik, Numismatik und Technematik abtheilt. Wenn man den ausführlich dargeleg-

*) Zeitschrift für Archivkunde, Diplomatik und Geschichte. Herausgegeben von Höfer, Erhard u. Medem, Bd. II. S. 217 — 317. 371—445.

ten Motiven, auf welche Erhard diese Hauptabtheilung baut, seine Zustimmung nicht versagen kann, so wird man sich doch schwerlich mit dem Resultate zufrieden stellen, zu welchem die von ihm aufgestellte weitere Unterabtheilung und Gliederung der Archigraphik führt. Diese nämlich (die Schriftenkunde) zerfällt er wieder in drey besondere Theile: 1) Graphik oder Schriftlehre; 2) Diplomatik oder Urkundenwissenschaft; 3) Historematik, die Lehre von den Werken der Geschichtschreiber. Der Graphik werden aber wieder folgende drey Unterabtheilungen gegeben: a) Graphologie oder Schreibkunde, welche die historische Lehre von der Verrichtung des Schreibens überhaupt, von dessen Entstehung, Ausbildung und Verbreitung ꝛc. behandelt; b) Grammatologie oder Schriftkunde im engern Sinn, welche von den verschiedenen Schriftarten (Bilder- Zeichen- Buchstabenschrift) nach ihren verschiedenen Entwicklungsperioden, von den Abkürzungen, Zahlzeichen, musikalischen Zeichen ꝛc. handelt; c) Bibliologie oder Bücherwissenschaft, d. h. die Lehre von den Schriftwerken überhaupt, und den Bücherhandschriften insbesondere, nach ihrer Gestalt und äußern Einrichtung im Allgemeinen, ihren Verzierungen im Innern, ihrem Einband, von der Vervielfältigung der Schriftwerke durch die Buchdruckerey und dem hieraus hervorgegangenen neueren Bücherwesen, von der Sammlung der Bücher in Bibliotheken und deren Verwaltung oder dem Bibliothekwesen. Also so ziemlich die gesammte Bibliothekwissenschaft ein Unterordnungszweig der — Graphik! — Es ist dieß ein lehrreiches Beyspiel, wie weit und wohin das scharfsinnigste Systematisiren führen kann, und wie sehr sich auch hier die Extreme berühren. Denn es liegt doch wahrhaftig nahe genug, klar einzusehen, daß umgekehrt die Graphik in ihrer Bezugnahme auf das Bibliothekwesen nichts sey, als ein untergeordneter Zweig der Bibliothekwissenschaft, ein Gegenstand der Ausbildung des Bibliothekars.

Nach einfacher und natürlicher Auffassung ist Paläographie die Kunde des Schriftalterthums, vereinigt daher die s. g. Graphik und Grammatologie in sich, und erscheint je nach dem Standpunkte ihrer Uebung und Anwendung als allmeine oder besondere. Die allgemeine Paläographie als selbständig behandelte Wissenschaft hat die Erforschung und Darstellung der Beschaffenheit aller Schriftarten der Vorzeit, sohin die Geschichte der genetischen Entwicklung aller existirenden Schriftarten zur Aufgabe, ein Gebiet, das in seiner Totalität die Schranken menschlicher Kraft weit überragt, und daher nur theilweise und innerhalb relativ bemessener Gränzen zum wirklichen Anbau kommen konnte und kann. In ihrer speciell angewandten Behandlung ist die Paläographie eine Elementar- und Hülfswissenschaft für alle wissenschaftlichen Fächer, deren Gegenstand auf Schriftdenkmälern fußt, also für alle Zweige der Geschichte, der Rechtswissenschaft, der Theologie, der Philologie, und so wird sie je nach den Hauptgruppen der Anwendungsobjecte und zwar in ihrer ausschließlichen und nicht mehr bloß formellen Anwendung auf Inscriptionsdenkmale der bildenden Kunst zur Elementarwissenschaft der Epigraphik, in ihrer Anwendung auf Urkunden zur Elementarwissenschaft der Diplomatik, in ihrer Anwendung auf Bücherhandschriften zur Elementarwissenschaft der Handschriftenkunde im engern Sinne, (notitiae manuscriptorum i. e. librorum,) und in so ferne zum Bestandtheile dieser Wissenschaften selbst.

Um nun auf den Gegenstand vorliegender Anzeige im Hinblick auf die neuesten Leistungen der Franzosen auf dem fraglichen Felde zurückzukommen, so tritt auch bey ihnen das Unsichere und Schwankende in der Auffassung des Begriffes der Paläographie allenthalben hervor, und zwar um so auffälliger, als gerade sie in den letztverflossenen Jahren die Paläographie mit besonderer Vorliebe monographisch behandelten. Zu diesen neuesten literarischen Bestrebungen gehört unter andern das von Natalis de Wailly, Vorstand der Central-Administration der Archive Frankreichs herausgegebene Werk: Eléments de Paléographie. Paris, imprimerie royale. 1838. Zwey Bände in größtem Quartformat, 716 und 452 Seiten. Dieser sehr allgemein klingende Titel erhält auf dem beygegebenen Schmutz- oder Nebentitel den modificirenden Zusatz: „pour servir à l'tude des documents inédits sur l'histoire de France, publiés par ordre du Roi“ etc., wodurch sich denn erst der bey aller Reichhaltigkeit höchst einseitige Inhalt dieses umfas-

senden Werkes erklärt und rechtfertigt. Es zerfällt nämlich dasselbe in vier Abschnitte, von welchem der erste die Chronologie, der zweyte den Urkundenstyl, und das Formelwesen mit einer Uebersicht der notarii, referendarii und cancellarii des fränkischen Reichs ꝛc.; der dritte die eigentliche Paläographie (paléographie proprement dite) und der vierte die Urkunden-Siegel behandelt. Also nur der dritte Abschnitt des Werkes betrifft das, was der Haupttitel desselben aussagt, die Paläographie, und dieses nur in Bezug auf französische und lateinische Urkunden und Bücherhandschriften — (die diesem Theil beygegebenen Facsimile sind sehr zweckmäßig und instructiv eingerichtet, —) alles Ubrige fallt der Diplomatik anheim. Das kleine Schriftchen: Paléographie des chartes et des manuscrits par Chassant. Evreux, 1839. 8. scheint als Leitfaden zum Unterricht vom französischen Standpunkte aus nicht unbrauchbar zu seyn. Eine anerkennende Erwähnung verdient hier auch das Werk: Bibliographie paléographico - diplomatico - bibliologique générale ou repertoire systematique indiquant tous les ouvrages relatifs à la paléographie, à la diplomatique, à l'histoire de l'imprimerie et de la librairie, à la bibliographie, aux bio - bibliographies et à l'histoire des bibliothèques par P. Namur. Liege 1838. 2 Bde. 8. Der Hr. Verfasser, der zwar leider seinen Namen durch frühere literarische Freybeuteryen befleckt hat, (Vrgl. Serapeum, 1840. Nr. 14. S. 213) gehört zu den wenigen französischen Schriftstellern, die deutsch verstehen und deutsche Literatur zu schätzen und zu benutzen wissen. Hinsichtlich der innern Anordnung, der Verlässigkeit und angeblichen Vollständigkeit dieses Werkes ließe sich sehr viel erinnern; in letzterer Beziehung würden die zugänglichsten deutschen Bücher Nachträge und Berichtigungen nach Hunderten liefern. Hinsichtlich der französischen uns hier zunächst beschäftigenden Literatur haben wir die Vollständigkeit des Buches nur in Bezug auf ein einziges Werk erproben wollen. Wir suchten nach der an sich nicht sehr hoch anzuschlagenden Facsimile-Sammlung: E'critures anciennes d'après des manuscrits et les meilleurs ouvrages executées à la plume par J. Midolle. Strasbourg, 1834 qu. Fol., und fanden dieselbe betreffenden Ortes nicht vorgetragen. Noch eines in die Reihe der neuesten französischen paläographischen Bestrebungen gehörenden Werkes wollen wir hier gedenken, und zwar zunächst deßhalb, weil es von den beyden Verfassern des erklärenden Textes zu dem Silvestre'schen Werke herrührt. Es führt den Titel: Paléographie des classiques latins d'après les plus beaux manuscrits de la bibliothèque royale de Paris. Recueil de Fac - simile fidelement exécutés sur les originaux et accompagnés de notices historiques et descriptives. Par M. A. Champollion. Avec une introduction par M. Champollion-Figeac. Paris, Ernest Panckoucke, 1837, 106 S. kl. Fol. So vielversprechend dieser Titel auf den ersten Blick zu seyn scheint, so dürfte doch schon die Angabe, daß hier eine Paläographie der lateinischen Classiker bloß nach den schönsten Manuscripten der Pariser Bibliothek geboten werde, Zweifel an der Gründlichkeit und erschöpfenden Tendenz des Inhalts erregen. Und wir müssen gestehen, daß bey näherer Durchsicht des Werkes dieser Zweifel nur zu sehr gerechtfertigt erscheint. Zwölf Schriftmuster-Tafeln, von welchen die zwey ersten 7 kleine Proben der ältesten lateinischen Schriftarten (vom IV. bis zum VII. Jahrhundert), die dritte bis eilfte Facsimile aus Pariser Handschriften vom VIII. bis zum XV. Jahrhundert enthalten, die zwölfte Tafel aber das Facsimile eines Holzdruckes der ars moriendi begleitet von den eigentlichen Fragepunct fast ganz außer Berührung lassenden Literar-Notizen vermögen wahrhaftig nicht sich als eine Paläographie der römischen Classiker geltend zu machen, und wir können mit dem beßten Willen dem Werke keinen höhern Werth einräumen, als welchen ihm die Schlußworte der Einleitung selbst beylegen: „le lecteur pourra par le rapprochement de ces facsimile se faire une idée génerale des principaux élemens de la paléographie latine.“ *)

*) Das unter der Leitung des Grafen August von Bastard erscheinende Prachtwerk Peintures et ornements des manuscrits wird zwar, in so

Was nun das Silvestre'sche Werk selbst betrifft, so kündigt es sich an als allgemeine Paläographie, und identificirt diesen Titel mit dem Beysatz: Sammlung von Facsimile der Schriften aller Völker und aller Zeiten ꝛc. Der Anlage nach soll dasselbe aus zwey Foliobänden und diese zusammen aus 50 Lieferungen bestehen; jede Lieferung enthält sechs colorirte von Hrn. Silvestre nach den Originalien gezeichnete von vorzüglichen Künstlern theils auf Kupfer, theils auf Stahl en taille-douce gestochene Schriftmustertafeln, jede Tafel enthält eine volle Schriftseite und ist mit einem Blatte erklärenden Textes von derselben Größe wie jene der Tafeln begleitet. Der Subscriptionspreis einer Lieferung beträgt 30 Francs; das ganze Werk wird sohin den Subscribenten auf 1500 Frcs. zu stehen kommen. Die Auflage wurde nur auf 200 Exemplare gestellt; jedes Monat erscheint geringstens eine Lieferung; uns sind bis jetzt 36 Lieferungen zugekommen; das Ganze wird sohin binnen Jahresfrist vollendet seyn.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Dr. J. H. Krause, Ἑλληνικά oder Institute, Sitten und Bräuche des alten Hellas mit besonderer Rücksicht auf Kunstarchäologie. Th. 1. 2. Leipzig 1841.

G. F. Ruperti, Handbuch der römischen Alterthümer. Th. 1. Länder des römischen Reiches. Die Hauptstadt Rom. Das römische Volk ohne Beziehung auf den Staat. Hannover 1841.

J. Gardiner Wilkinson, A second series of the manners and customs of the ancient Egyptians, including their religion, agriculture...: derived from a comparison of the paintings, sculptures and monuments still existing, with the accounts of ancient authors. Vol. 1. 2. 3. London 1841. 8.

Charles Lenormand, Musée des antiquités Egyptiennes. Paris 1841. 8.

Dr. Dorow, Die indische Mythologie erläutert durch 3 noch nicht bekannt gewordene Original-Gemälde aus Indien. Wiesbaden 1821. 4.

— — — Die assyrische Keilschrift erläutert durch 2 noch nicht bekannt gewordene Jaspis-Cylinder aus Ninive und Babylon. Wiesbaden 1820. 4.

J. Stuart and Nicholas Revett, The antiquities of Athens and other monuments of Greece. London 1837. 8.

Hamilton Gray, Tour to the sepulchres of Etruria in 1839. London 1840. 8.

O. Jahn, Telephos und Troilos. Kiel 1841.

de Caumont, Cours d'antiquités monumentales professée à Caen. Vol. I. Paris 1830. 8.

Charles Texier, Description de l'Asie Mineure faite par ordre du gouvernement français de 1833 à 1837 et publié par le ministére de l'instruction publique.

Première partie. Beaux arts, monuments historiques, plans et topographie des cités antiques. Livr. 11. 12. Paris 1840. f.

Adrien de Longpérier, Essai sur les médailles des rois perses de la dynastie Sassonide. Paris 1840. 4.

Th. G. v. Krajan, Beyträge zur Geschichte der landesfürstlichen Münze Wiens im Mittelalter. Wien. 1840.

Luigi Cibrario, Della economia politica del medio Evo libri III, che trattano della sua condizione politica morale economica. Torino 1839. 8.

Dr. H. v. Sybel, Geschichte des neuesten Kreuzzuges. Düsseldorf 1841. 8.

(Fortsetzung folgt.)

---

ferne es auch Schriftmuster enthält, nicht verfehlen, auch der Paläographie Behelfe der entschiedensten Wichtigkeit zu liefern; da jedoch der Hauptzweck dieses Werkes ein kunstgeschichtlicher ist, und die paläographischen Zugaben als bloße Nebensache erscheinen, so kann dasselbe um so weniger in den vorliegenden Kreis gezogen werden, als es gegen die Würde eines so ganz ausgezeichneten Unternehmens wäre, seiner nur im Vorbeygehen zu erwähnen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. November.

Nro. 230. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Paléographie universelle, collection de fac-simile d'écritures de tous les peuples et de tous les temps, etc.

(Fortsetzung).

Betrachtet man das bereits Vorliegende des Werkes zunächst nur als Schriftmustersammlung, so führt schon der bloße Anblick einiger Blätter zu der entschiedenen Ueberzeugung, daß bisher als Sammlung nichts Aehnliches existirt hat. Sämmtliche Tafeln sind mit bewunderungswürdiger Schönheit, Reinheit und Wahrheit gefertigt. Hr. Silvestre ist in der Kunst der Facsimilirung ein vollendeter Meister. An seinen Schriftmustern ist jenes Starre und Verzerrte, das die meisten Facsimile in größerem oder geringerem Grade an sich zu tragen pflegen, nirgends ersichtlich; er versteht es ganz, sich in die Hand- und Kielführung des ursprünglichen Schreibers zu versetzen; mit einem Worte: seine Facsimile lassen nichts zu wünschen übrig; sie geben mit der gewissenhaftesten Treue das Bild und den Character, — den Totaleindruck der Originalien, und das ist es, was man von Schriftmustern als solchen fordern kann und muß. Und so ist uns denn durch den Besitz dieses großartigen Werkes für theoretische Belehrung wie für praktische Berathung im Gebiete der Schriftkunde ein wahrer Schatz erschlossen. Die ältesten wichtigsten und interessantesten Handschriften der reichsten Manuscriptensammlungen der Welt, — der Pariser Nationalbibliothek, der Vaticana, des brittischen Museums, der Bibliotheken zu Wien und München, sind hier in vollgültigen Repräsentanten vereiniget; das in den ungeheuersten Entfernungen durch ganz Europa Zerstreute liegt hier zur bequemen, gemeinsamen, vergleichenden Benutzung beysammen; ein längst gehegter und beynahe für unausführbar gehaltener Wunsch ist in Erfüllung gebracht.

Schriftmuster können aber, wenn sie von wahrem Werthe seyn und ihrem eigentlichen Zwecke entsprechen sollen, nicht für sich allein bestehen; sie müssen die Rechtfertigung und den Grund ihres Vorhandenseyns mit sich führen; sie sind Urkunden-Abdrücken vergleichbar, welche einer geschichtlichen Ausführung als die überzeugenden und entscheidenden Belege und Beweise zur Seite stehen, oder ausserdem wenigstens das Gepräge eines ihnen zum Grunde liegenden selbstständigen Planes an sich tragen müssen, und sodann einen wohlgeordneten aus treuen Abdrücken interessanter Originalien bestehenden Codex diplomaticus bilden.

In dieser Beziehung jetzt schon über das Silvestre'sche Werk absprechen zu wollen, wäre ungerecht, da selbes noch nicht vollendet ist, die einzelnen Schriftmuster-Tafeln durch keine unter sich fortlaufende Bezeichnung zusammenhängen, und die dem Werke voranzuschickende Einleitung und Ordnungs-Uebersicht, mithin die Seele und der Odem, der die jetzt noch chaotisch durch einander liegende Masse beleben und zum organischen Ganzen gestalten soll, zur Zeit noch fehlt.

Demungeachtet können wir nicht umhin, im Interesse der Sache und der Wissenschaft Einiges über den Umfang und Bestand der bis jetzt erschienenen Lieferungen zur Kenntniß unserer Leser zu bringen, und eben jetzt schon das anzudeuten, was wir in Hinsicht auf den Plan und die Anlage des Werkes, insbesondere aber bezüglich des den Schriftmustern beygegebenen erklärenden Textes erinnern, und — ehe noch das Werk seiner vollen Beendi-

gung zugeführt wird, — eine Berücksichtigung von Seite der Hrn. Herausgeber gewürdigt wünschen möchten.

Nach dem Unterschiede der Sprache, in welcher die Originale der vorliegenden Facsimile abgefaßt sind, gehören unter den bis jetzt gelieferten 216 Schriftmustertafeln beynahe die Hälfte der lateinischen Sprache an; 82 gehören der griechischen, 19 der slavischen, 13 der altdeutschen, 11 der altfranzösischen, 3 der angelsächsischen, 3 der ungarischen, 2 der isländischen, 1 der gothischen, 1 der englischen, 1 der irländischen, 1 der spanischen und 29 verschiedenen orientalischen Sprachen, darunter 8 der arabischen, 6 der ägyptischen, 4 der koptischen, 3 der persischen, 3 der hebräischen, 1 der phönizischen, 1 der armenischen, 1 der georgischen, 1 der bengalischen, 1 der Sanskrit-Sprache an. Ausserdem findet sich eine Tafel mit babylonischer und persischer Keilschrift, 1 mit Runen, 1 mit tironischen Noten und 1 mit peruvianischer Zeichenschrift.

Von den lateinischen Handschriften sind 2 aus dem IV. Jahrhundert, 3 aus dem V., 8 aus dem VI., 7 aus dem VII., 8 aus dem VIII., 13 aus dem IX., 7 aus dem X., 8 aus dem XI., 5 aus dem XII., die übrigen aus spätern Jahrhunderten; von den griechischen Handschriften ist eine aus dem II. Jahrhundert vor Christus, 1 aus dem I. Jahrhundert vor Christus, 2 sind aus dem IV — V. Jahrhundert nach Christus, 3 aus dem VI., 1 aus dem VII., 2 aus dem VIII., 5 aus dem IX., die andern aus dem X — XVII. Jahrhundert.

Nur vier von sämmtlichen Schriftmustern sind aus eigentlichen Urkunden, einige wenige aus Stein- und Metall-Inschriften und aus Papyrus-Rollen, alle übrigen aus Bücherhandschriften entnommen.

Aus dieser dem Werke faktisch gegebenen Basis erhellt, wie viel das noch rückständige Drittheil desselben nachzuholen hat, wenn der dem Werke vorgesetzte Titel: „Paléographie universelle," „écritures de tous les peuples et de tous les temps," auch nur einigermassen gerechtfertigt werden soll; (an wirkliche und vollständige Erfüllung jener Verheißung konnte ohnehin im Ernste nie gedacht werden, da man Niemanden die Leistung des Unmöglichen zumuthen kann.) Es leuchtet nach dem bereits Gegebenen ein, daß die Bezeichnung „allgemeine Paläographie" nur im relativen Sinne, nämlich in vorzugsweiser Bezugnahme auf Bücherhandschriften zu verstehen sey; denn eine gleichmäßige Berücksichtigung der Kunstschrift (Inscriptionen) und der Urkundenschrift scheint uns im Hinblick auf die selbst noch bezüglich der Bücherschrift obwaltenden Lücken, durch die noch rückständigen 84 Schrifttafeln auf keine Weise mehr ausführbar zu seyn. Es kann übrigens auf solche um so leichter Verzicht geleistet werden, als insbesondere der Urkundenschrift in mehreren ausgezeichneten Werken über Diplomatik eine treffliche Bearbeitung zu Theil geworden ist, während hingegen die Bücherschrift einer ihr ausschließlich gewidmeten Behandlung im Ganzen, d. h. eine umfassende und systematische Beleuchtung der stufenweisen Ausbildung der in Bücherhandschriften vorkommenden Schriften nach ihren sprachlichen und nationalen Verschiedenheiten zur Zeit noch entbehrt. Und diesem Bedürfnisse zu begegnen, erscheint als die vorzüglichste Aufgabe des Silvestre'schen Werkes, deren genügende Lösung von demselben bey den ihm zu Gebote stehenden Mitteln mit Bestimmtheit zu erwarten eben keine zu unbillige Forderung seyn dürfte. Diese Erwartung wird um so sicherer in Erfüllung gehen, wenn sich die Hrn. Herausgeber angelegen seyn lassen wollten, in den noch rückständigen Lieferungen recht viele Facsimile von datirten Handschriften zu geben, d. h. von solchen, welche über die Zeit ihrer Abfassung ausdrückliche Angaben enthalten. Eine Sammlung der datirten Schlußschriften (Epiphoneme) bloß aus sämmtlichen Pariser Handschriften herzustellen, ähnlich jener, welche Casley mitgetheilt, würde den HH. Herausgebern in Folge ihrer amtlichen Stellung ein Leichtes seyn, den Werth und die Verdienstlichkeit ihres Unternehmens aber ungemein erhöhen.

Der höhere oder geringere Grad von Brauchbarkeit des Werkes wird ferner auch davon abhängen, welche Reihenfolge den einzelnen Tafeln

gegeben werden wird; (wir wollen nämlich nicht hoffen, daß diese bereits durch die am untern Rande der Textblätter von der dritten Lieferung an erscheinenden arabischen Ziffer angedeutet sey; denn diese würden das Werk zum Chaos gestalten). Wir sind sehr begierig zu vernehmen, wie in dieser Beziehung die HH. Herausgeber verfügen werden. Die einfachste und zweckmäßigste Ordnung würde nach unserm Dafürhalten darin bestehen, die Gesammtmasse der Schriftmuster zuvörderst in zwey Hauptgruppen zu scheiden, in jene des semitischen und in jene des nicht semitischen Sprachstammes, die einzelnen Tafeln sodann nach den Sprach-Unterabtheilungen in genetisch-chronologischen Reihen sich folgen zu lassen, deren nähere Nachweisung und Motivirung die mit dem Schluße des Werkes erscheinende Einleitung enthalten könnte.

Was endlich den bisher vorliegenden Text des Werkes anbelangt, so können wir nicht umhin zu gestehen, daß wir denselben im Allgemeinen den wissenschaftlichen Anforderungen nicht vollkommen entsprechend finden. Der Gedanke, jeder einzelnen Schriftmustertafel auch ein einzelnes Großfolioblatt Text beyzugeben, scheint uns schon von vorne herein kein glücklicher gewesen zu seyn. Es ist bey literarischen Erzeugnissen immer ein höchst mißlicher Umstand, durch fest abgegränzte Raumverhältnisse angewiesen zu seyn, wie viel Zeilen die vorgesetzte Erörterung betragen dürfe. Es ist nicht möglich die Erläuterung einer interessanten und wichtigen Schriftmustertafel anders als auf Kosten des Gehaltes und der Vollständigkeit der Erläuterung selbst in diesen mechanischen Rahmen einzuzwängen, und es lassen sich bey minder wichtigen oder unter gemeinsame Gesichtspunkte zu stellenden Schrift-Tafeln schwerlich zwey Folioseiten anfüllen, ohne in Wässerigkeit und müssige Wiederholungen zu verfallen.

Da die eigentliche Aufgabe des erklärenden Textes zu einem Werke wie das vorliegende wohl nicht bloß darin bestehen kann, über die Handschriften, aus welchen die Facsimile entnommen sind, Nachrichten zu ertheilen und Literarnotizen zu geben, sondern vielmehr in der paläographischen Würdigung der gegebenen Schriftmuster, in der Hervorhebung und kritischen Beleuchtung der charakteristischen Merkmale derselben und in der Nachweisung der geschichtlichen Schrift-Ausbildungsstufe, welcher die betreffenden Originale angehören; eine Erörterung und Nachweisung dieser Art ist aber ohne vergleichende Bezugnahme auf zeit- und gattungsverwandte Handschriften nicht gedenkbar, setzt ein gleichzeitiges Vorhandenseyn der nöthigen Vergleichungsobjecte voraus, und war daher in Folge des lieferungsweisen und zusammenhangslosen Erscheinens des Hauptwerkes und der erwähnten Zersplitterung des Textes geradezu unausführbar, und somit ein Hauptzweck des Werkes schon durch die Art der Herausgabe vereitelt. Es hängt nun noch von der dem Werke voranzustellenden Einleitung und, wie gesagt, von der den vereinzelt vorliegenden Blättern zu bestimmenden Aufeinanderfolge ab, in welchem Grade das Gesammt-Unternehmen brauchbar, und den keineswegs nieder gespannten Erwartungen entsprechend erachtet werden könne.

Indessen nicht bloß in paläographischer, sondern auch in mancher anderen Beziehung giebt der von den beyden HH. Champollion bearbeitete Text zahlreichen Wünschen und Berichtigungen Raum. Wir wollen zum Schluße und gleichsam beyspielsweise einige Belege für vorstehende unsere Behauptung liefern, und wählen hiezu den Text zu solchen Schriftmustern, welche aus Handschriften der hiesigen k. Hof- und Staatsbibliothek entnommen sind.

Livr. I. Pl. 4. Commencement du XVI. siècle. Allemagne. Typographie. Albert Durer. Unter dieser seltsamen Aufschrift ist ein Facsimile aus dem hiesigen auf Pergament gedruckten Gebetbuche mit Dürer's und Lucas Kranach des ältern Federzeichnungen v. J. 1515 begriffen. Wie die HH. Herausgeber dazu gekommen, ein Facsimile aus einem gedruckten Buch in ihr Werk aufzunehmen ist uns nicht klar. (Es ist dieß ein Gegenstück zu der oben erwähnten xylographischen Ausgabe der ars moriendi in der Paläographie der lateinischen Classiker).

(Schluß folgt.)

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Dr. Fr. Ludw. Lindner, Skythien und die Skythen des Herodot, und seine Ausleger nebst Beschreibung des heutigen Zustandes jener Länder. Stuttgart 1841.

Ed. Gibbon, The history of the decline and fall of the roman empire. An entirely new edition with notes by the R. Milman. Vol. 1 — 8. Paris 1840. 8.

Dr. Peter von Kobbe, Römische Geschichte. Th. 1. Leipzig 1841. 8.

Otto von Mirbach, Römische Briefe aus den letzten Zeiten der Republik. Neue Folge. Bd. 1. 2. Mitau 1841. 8.

Gust. Seyffarth, Beyträge zur Kenntniß der Literatur, Kunst, Mythologie und Geschichte des alten Aegypten. Heft 7. Leipzig 1840. 4.

Jos. Schneider, Naturhistorisch = topographisch = statistische Beschreibung des hohen Rhöngebirges. Fulda 1840. 8.

J. E. v. Koch = Sternfeld, Betrachtungen über die Geschichte, ihre Attribute und ihren Zweck als eine der fürwährenden Aufgaben der bay. Akademie der Wissenschaften. München 1841. 4.

Dr. Söltl, Der Religionskrieg in Deutschland. Th. 1. 2. Hamburg 1840. 8.

Deutschland und Rußland. Mannheim 1839. 8.

G. B. Depping, Geschichte des Krieges der Münsterer und Kölner im Bündnisse mit Frankreich gegen Holland in den Jahren 1672, 1673 und 1674. Münster 1840. 8.

Neue Aktenstücke über die Veranlassung des siebenjährigen Krieges und der in Folge desselben entstandenen Allianzen. Leipzig 1841. 8.

A. H. L. Heeren und F. A. Ukert, Geschichte der europäischen Staaten.

J. W. Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches in Europa. Th. 1. Urgeschichte und Wachsthum des Reiches bis zum Jahre 1453. Hamburg 1840. 8.

W. Wachsmuth, Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter. Th. 1. Hamburg 1840.

Duarte Nunnez do Lião, Chronicas dos reis de Portugal. T. 1 — 4. Lisboa 1774 — 80. 4.

Est. de Corbera, Cataluña illustrada. Napoles 1678. fol.

Wilh. Bar. v. Rahden, Cabrera. Erinnerungen aus dem Spanischen Bürgerkriege. Frankfurt 1840. 8.

Marquis de Miraflores, Essais historiques et critiques pour servir à l'histoire d'Espagne de 1820 à 1823, trad. par A. F. Couturier de Vienne. Vol. 1. 2. Paris 1836. 8.

Histoire de la révolution d'Espagne de 1820 à 1823. Par un Espagnol témoin oculaire. Vol. 1. 2. Paris 1814. 8.

Carlo Baudi di Vesme, Vicende della proprietà in Italia dalla caduta dell' imperio romano fino allo stabilimento dei feudi. Torino 1836. 4.

Will. Spalding, Italy and the Italian islands from the earliest ages to the present time. Vol. 1 — 3. Edinb. 1841. 8.

P. Zagata, Cronica della città di Verona, colla continuazione di Jacopo Rizzoni ampliata e supplita da G. Biancolini. Vol. 1. 2. Verona 1747. 4.

M. Miége, Histoire de Malte, précédée de la statistique de Malte et de ses dépendances. Vol. 1 — 3. Paris 1841. 8.

Dr. G. F. Grotefend, Zur Geographie und Geschichte von Alt = Italien. Heft 3. Der Römer älteste Sagengeschichte von Italien. Hannover 1840. 4.

Eugène Sue, Histoire de la Marine française. Vol. 1 — 5. Paris 1835 — 37. 8.

Paul L. Jacob, Histoire de l'homme au masque de fer. Paris 1840. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. November.

Nro. 231. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Paléographie universelle, collection de fac-simile d'écritures de tous les peuples et de tous les temps, etc.

(Schluß.)

Was die dem vorliegenden Facsimile beygegebene Erklärung betrifft, so hat die hier ausgesprochene Meynung, daß dieses Gebetbuch aus Dürer's eigener Presse hervorgegangen, unter den Vermuthungen über die Entstehung und Veranlassung dieses nicht nur in artistischer sondern auch in typographischer Beziehung höchst interessanten Produktes wohl am wenigsten Wahrscheinlichkeit für sich. Daß von Dürer die Zeichnung der Typen herrühre, hat zwar bereits Bernhart vermuthet (Aretin's Beyträge V, 90), und daß Dürer eine Buchdruckerey besaß, ist bekannt; die Angabe aber, daß die Typen dieses Buches jene des Theuerdanks von 1517 seyen, ist geradezu falsch und durch den Augenschein widerlegt. Auch die Bibliothektradition, daß dieses Gebetbuch ein Probedruck für Kaiser Maximilian I. gewesen, um sich zu überzeugen, wie sich diese Typengattung (große Canon-Fractur! —) für seinen bey Schönsperger in Augsburg in Bestellung gegebenen Theuerdank ausnehmen würde, scheint uns sehr zweifelhaft zu seyn und beruht vielleicht auf einer Verwechslung mit dem ehemals Joschischen Diurnale v. J. 1514 aus Schönspergers Officin. (Heller, Beyträge zur Kunst- und Literaturgeschichte. S. CXVII. Desselben Leben und Werke A. Dürers S. 49 — 61. Jedenfalls hat die Ausgabe des Theuerdanks nichts als die geschweifte Verzierung der Buchstaben (Schreibzüge) mit dem Dürer'schen Gebetbuch gemein, was denn auch, sowie die Aehnlichkeit der Typen der 4 Titel-Linien des Theuerdanks mit jenen des Gebetbuchs für eine gemeinsame Officin, die Schönsperger'sche nämlich, spricht. Daß das fragliche Gebetbuch für einen regierenden Fürsten bestimmt war, erhellt aus der Stelle F. 12: „dominus dominantium, qui me exiguam creaturam tuam ut populo tuo preessem, ex nihilo constituisti etc.“; das Werk kann aber auch als Erbauungsbuch für Regenten überhaupt berechnet und vorliegendes (unvollständiges) Exemplar ebensowohl für einen bayerischen Fürsten (wie Docen in der Vorrede zur Strirner'schen Ausgabe der Randzeichnungen vermuthet), als für Kaiser Maximilian bestimmt gewesen seyn.

Zu bedauern ist, daß die fragliche Champollion'sche Erklärung durch den wiederholten Druckfehler: Theuerdanek und die Aufschrift des Facsimile selbst durch den häßlichen Schreibverstoß: „Albrecht Dürers weitberhüembten Maters Hundrüsz“ statt „ . . . . . Malers Handrüsz“ entstellt sind.

Das vorliegende Textfacsimile ist übrigens nicht das erste dieses interessanten Buches; die englische Zeitschrift „Repository of arts, literature, fashions etc. II. Series, Vol. IV. pag. 220, London 1817, lieferte bereits ein solches; der damals in England vorbereitete Plan, den ganzen Text des Buches lithographiren zu lassen, und so die Strirner'schen Randzeichnungen (passender als mit dem polyglotten Vaterunser) zu ergänzen, wird gegenwärtig von Hrn. F. X. Stöger durch die Cottasche liter. art. Anstalt dahier zur Ausführung gebracht.

Livr. IV. Pl. 4. Écriture minuscule saxonne VIII. siècle Homélies de Saint Augustin. (Cimel. IV. 5. d. nicht n. 5. d. wie es in der Ueberschrift des Facsimile heißt.) Die Heraus-

geber verstehen unter sächsischer Schrift die angelsächsische, welche nach der auch hier adoptirten Ansicht der Benedictiner *) nichts anderes ist, als eine von den alten Britonen herrührende Entstellung der römischen Schrift; sie theilen dieselbe in die angelsächsische im engern Sinne, in die sächsisch-irländische, sächsisch-französische und in die deutschsächsische, und halten die Schrift des vorliegenden Facsimilie, — aus einem Freysinger Codex der Homilien des hl. Augustinus für sächsisch-französisch, d. h. für angelsächsische Schrift, wie diese in Frankreich vor dem allgemeinen Durchdringen des karolingischen Schrifttypus vorkam. Die Haltbarkeit der hiefür geltend gemachten Gründe kann erst bey gemeinsamer Vergleichung der in den verschiedenen Ländern unter dem Einfluß angelsächsischer Missionäre entstandenen Schriftdenkmale einer nähern Prüfung unterstellt werden. Der schwächste dieser Gründe ist übrigens gewiß der, daß der Name des Schreibers des fraglichen Codex „Amalricus" ein in Frankreich häufig vorkommender sey, so wie auch dieser Name nur beweiset, daß der Codex nicht, wie bisher angenommen werden wollte, von dem hl. Corbinian selbst oder von einem seiner nächsten Nachfolger auf dem Freysing'schen Bischofsstuhle geschrieben worden sey.

Livr. VI. Pl. 4. Écriture minuscule caroline penchée. IX. siècle. Paraphrase de l'évangile (Messiade) en langue theotisque.

Die Freysinger Handschrift von Otfried's Evangelien-Paraphrase. „L'Alsacien Otfride, moine de Wissembourg (sic) entreprit de polir et de regler la langue vulgaire des Germains, encore irreguliere et barbare; affligé de cette barbarie il voulut la faire disparaître." Aus dem Munde von Franzosen können solche Aeußerungen nicht befremden, da noch vor sehr kurzer Zeit selbst sonst achtbare deutsche Schriftsteller derley vernehmen ließen. Die angeblich aus Lambeccius entnommene, zunächst eben gegen jenen ehrenwerthen Mann des Alterthums, dem wir die vorliegende Handschrift des Otfried verdanken, gerichtete Anschuldigung, daß Otfried's Werk schon gleich bey seinem Erscheinen die Beute von Plagiatoren geworden „s'il est vrai que Sigefroi prêtre de Freysingen qui a composé un ouvrage en rhythmes aussi sur le cantique des cantiques (!) n'a été que le copiste d'Otfride" hätte doch sehr leicht aus der sowohl bey Kollar. I. 703. als auch von Graff, (Krist, Vorrede S. XV, Note) vollständig mitgetheilten Schlußschrift der hiesigen Handschrift die nöthige Berichtigung finden können.

Livr. VIII. Pl. 4. Écriture min. caroline allemande. X. siècle. Évangeliaire latin, écrit par Saint Udalrich. (Cimel. IV, 2. a. nicht VI. 2. a.)

Die Hrn. Herausgeber lassen die lediglich nur durch das in dem vorliegenden Codex vorkommende Epiphonem: „Deus propitius esto Vdalrico peccatori" veranlaßte Vermuthung, daß dieser Codex von dem hl. Ulrich († 973) eigenhändig geschrieben sey, dahin gestellt seyn. Es wundert uns sehr, daß sie dieselbe nicht geradezu als unstatthaft erklärten, da doch der Character der Schrift offenbar nicht mehr dem X., sondern dem XI., wenn nicht sogar dem XII. Jahrhundert angehört, und übrigens während dieser letztgenannten zwey Jahrhunderte mehrere Canoniker des Domstifts Augsburg mit dem Namen Ulrich beurkundet sind, auf deren einen jenes Epiphonem etwa bezogen werden könnte. (Vrgl. Khamm, hierarch. August. T. I. p. 525. 576. 579. 584.)

Livr. IX, Pl. 5. Écriture minuscule caroline penchée. IX. siècle. Paraphrase de l'Évangile en vers theotisques.

Der erklärende Text giebt eine kurze Geschichte dieses höchstwichtigen aus der Bamberger Dombibliothek stammenden altsächsischen Sprachdenkmals aus Gley, langue et litt. des anciens Francs, erwähnt aber der Schmeller'schen Ausgabe des Werkes nicht. Hrn. Silvestre scheint sie aber be-

*) Lehrgeb. der Dipl. Bd. IV. S. 404. §. 672. Sieh dagegen Turner, the history of the Anglo-saxons. Paris 1840. Vol. I. pag. 138. Rask, a grammar of the Anglo-Saxon tongue. Translat. by Thorpe. Copenh. 1830. p. XLVI.

kannt gewesen zu seyn, weil das betreffende Facsimile die Ueberschrift hat: „Heliand, poeme en langue Saxonne.“

Livr. XII. Pl. 5. Écriture minuscule gothique allemande. XVI. Siècle. Constitution imperiale, de la bibliothèque de Ratisbonne. Ueberschrift des Facsimile: XV. Siècle. Allemand. verso du 88. fol. de Kaiser-Recht Westph. Frey Gerichte.

Diese wunderlichen scheinbar unter sich im Widerspruch stehenden Aufschriften beruhen auf einer Mißdeutung des Inhalts der fraglichen Handschrift. Diese nämlich enthält 1. das sogenannte kleine Kaiserrecht in hochdeutschem Dialecte (Senkenberg, Corp. j. germ. T. I. P. I. p. 1 — 124). 2. Eine undatirte Aufzeichnung des Weisthums der Freygrafen des Vehmgerichts unter Kaiser Ruprecht (Senkenberg, l. c. T. I. P. II. p. 71 — 76.). Zum Gegenstande des Facsimile ist die Formel des Judeneides gewählt. Der erklärende Text enthält fast nichts als eine Expectoration gegen unsere arme Fracturschrift, (l'écriture gothique moderne) gegen ihre lettres carrées, tremblantes, écrasées, inégales, bizarres, indéchiffrables,) gegen die systematische Halsstarrigkeit der Deutschen, zum römischen Character zurückzukehren ꝛc. Nach diesem Gallenerguße, der drey Viertheile des Textes einnimmt, und welchen zu tadeln wir uns um so weniger unterfangen, als er die entschieden größte Autorität auf dem Gebiete deutschen Sprachwesens für sich hat *), wird endlich versöhnend auf das vorliegende Facsimile eingelenkt, dessen Schrift sogar als schön in ihrer Art befunden, weil sich Annäherungen an die weichen Formen der römischen in derselben fänden: „dans le gothique parfait, c'est-à-dire le plus laid, l'o a jusqu'à six angles ou pointes: celui de notre manuscrit n'en a que deux.“ Ueber den Inhalt des Codex sagen die Herausgeber: „Ce curieux volume contient la Loi imperiale (das Kaiser-Recht); on ne dit pas le nom de l'empereur qui la donna.“ — In Folge Schreibversehens heißt es am Schluße, daß das Manuscript in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien sich befinde, obschon die Aufschrift richtig München als Aufbewahrungsort angiebt, nur ist hier die Signatur Cod. germ. 26. Ratisb. cim. LXV. dahin zu berichtigen, daß es „. . . . Ratisb. civ.“ etc. heißen muß.

Livr. XXII. Pl. 5. Écriture onciale gallicane, VI ou VIII. Siècle. Breviaire d'Alaric; abrégé du code Theodosien. Aufschrift im Facsimile: VI. Siècle. Code Theodosien.

Die Herausgeber glauben diese Handschrift, das älteste Schriftdenkmal der hiesigen Bibliothek, unter Bezug auf das Lehrgebäude der Diplomatik und auf Schannat wegen der hier und da vorkommenden sogenannten deutschen Capitalen in die Mitte des VIII. Jahrhunderts setzen zu müssen, indem Initialen der Art erst um diese Zeit der Uncialschrift beygegeben worden seyen. Allein dieses einzelne Motiv der Altersbestimmung vermag nichts gegen die überwiegenden aus der Gesammtcharakteristik der Handschrift hervorgehenden Gründe, welchen zufolge dieselbe wenn nicht noch dem VI. zuverläßig dem VII. Jahrhundert angehört. (Vrgl. Hufeland, Vorläufige Nachricht von den jurist. Schätzen der Würzburger Universitätsbibliothek ꝛc. S. 24. Haubold, opuscula acad. T. II. pag. CXXX. n. 56.) Die Aeußerung der Hrn. Herausgeber über den Inhalt der Handschrift: „les pratiques des barbares s'y mêlent quelquefois à la raison romaine“ etc. scheint auf einer Verwechslung der Lex Wisigothorum mit dem Breviar zu beruhen.

Livr. XXVIII. Pl. 5. Écriture onciale caroline. VII. Siècle. Évangeliaire latin avec le nom du copiste.

Die Stelle in der Schlußschrift des Schreibers dieses Codex: „quia tribus digitis scribitur (nicht scribetur, wie es in dem Textabdrucke heißt) halten die HH. Herausgeber für eine „particularité fort curieuse, c'est-a-dire qu'il n'avait que trois doigts à la main, avec la quelle il a écrit ce manuscrit,“ während doch die fragliche Stelle

*) Grimm, deutsche Grammatik 3. Ausg. I. 29. „wer die sogenannte deutsche schrift braucht, schreibt barbarisch.“

ganz einfach auf das Geschäft des Schreibens zu beziehen ist, zu dessen Verrichtung man wohl nie mehr als drey Finger nöthig hatte. Die Bezeichnung in der Ueberschrift „écriture onciale caroline erscheint durch die beygegebene Altersbestimmung (VII. Siècle) von selbst als unstatthaft, wenn man auch die Benennung „karolingische Schrift" schon für die erste Hälfte des VIII. Jahrhunderts gelten lassen will.

Livr. XXX. Pl. 4. Écritures romaines allemandes. IX. Siècle. Invention de la croix et prière de Wessobrunn en theotisque. (Cimel. III. 4. m. nicht III. 4 M.

Von dem unter dem Namen des Wessobrunnergebetes in der Literatur bekannten äußerst wichtigen Sprachdenkmale war bisher neben einer langen Reihe von Ausgaben nur ein Facsimile vorhanden, das Ellingersche dem Gräterschen Abdrucke beygegebene, an welchem ein sonst sehr strenger Kritiker nichts zu tadeln wußte, als daß es zu dem Lesefehler mitman statt mit inan Veranlassung gegeben. Das heurige Jahr führte uns gleichzeitig zwey an Treue und Trefflichkeit der Ausführung mit einander wetteifernde Schriftnachbildungen dieses Denkmals zu, das vorliegende Silvestresche Facsimile nämlich, und das der Geffert'schen Beschreibung des betreffenden Wessobrunner Codex beygefügte von der Hand des Hrn. Progel. (Serapeum, 1841 Nr. 1.) Die Notizen, welche die HH. Champollion in ihrem erklärenden Texte zu dem Silvestreschen Facsimile mittheilen, sind aus der Gley'schen Ausgabe des Gebetes entnommen. (Langue et litt. des anc. Francs p. 155.) Die geographische Unrichtigkeit: „Wessobrunn est le nom d'une ville de la haute Bavière, Weissenbrunn," was die Namensentstellung betrifft, bereits in zwey früheren Ausgaben vorkommend, berührt weniger empfindlich als die Schreibfehler maista statt meista und pareg statt pereg in den Probezeilen des erklärenden Textes.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

J. C. L. Simonde de Sismondi, Histoire des français. Vol. 24. Paris 1840. 8.

C. L. Ring, Denkmäler der Römer im mittäglichen Frankreich. Karlsruhe 1841. 4.

A. Comarmond, Antiquités de Lyon. Dissertation sur trois fragmens en bronze, trouvés à Lyon. Lyon 1840.

A. E. Poquet, Histoire de chateau Thierry. Vol. 1. 2. Chateau-Thierry 1839. 8.

Ad. W Strobel, Vaterländische Geschichte des Elsasses von der frühesten Zeit bis auf die gegenwärtige Zeit. Lief. 1 — 7. Straßburg 1840. 8.

Documents inédits concernant l'histoire de France, et particulièrement l'Alsace et son gouvernement sous le règne de Louis XIV, tirés des manuscrits de la bibliothèque du roi, des archives du royaume et autres depôts par M. Vanhuffel. Paris 1840. 8.

Philippe de Commynes, Mémoires. Nouvelle édition, revue sur les manuscrits de la bibliothèque royale et publiée, avec annotations et éclaircissements par M. Dupont. Vol. I. Paris 1840.

Martin Doisy, Manuscrit inédit de Louis XVIII, précédé d'un examen de sa vie politique; avec pièces justificatives et correspondance de Louis XVIII. Paris 1839. 8.

M. Berryer, Souvenirs de M. Berryer, doyen des avocats de Paris de 1774 à 1838. Vol. 1. 2. Paris 1839. 8.

H. J. Pairhans, Militärische Stärke und Schwäche von Frankreich. Stuttgart 1841. 8.

Capefigue, Le gouvernement de Juillet, les partis et les hommes politiques 1830 à 1835. Vol. 1. 2. Bruxelles 1836.

Lieut. Colonel de Baudus, Etudes sur Napoléon. Vol. 1. 2. Paris 1841. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. November.

Nro. 232. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

A personal narrative of a journey to the source of the river Oxus, by the route of the Indus, Kabul and Badakhshan, in the years 1836, 1837 and 1838. By Lieut. John Wood. London 1841. *)

Wahrhaftig sey der Mensch, gründlich und tüchtig in Allem, was er treibt und schafft; dann ist es gleichgültig, ob von der Mitwelt er verkannt oder gepriesen wird. Es wird ohne Zweifel einmal die Zeit kommen, wo jedes wahre Verdienst gewürdigt, und die gebührende Anerkennung finden wird. Welche Schmähungen haben nicht Herodot und Marco Polo von ihren unkundigen Landsleuten und Zeitgenossen erfahren, und welch eines großen Ruhmes erfreuen sie sich nicht bey der unterrichteten, erfahrenen Nachwelt! Je besser wir die Länder, welche diese berühmten Reisenden durchzogen, kennen lernen, desto mehr werden wir in den Stand gesetzt, alles Einzelne, auch die früher unscheinbarsten Bemerkungen und in Sagen eingehüllten Thatsachen deuten und begreifen zu können, und desto höher steigt der Ruhm dieser vielkundigen Männer, des Griechen und des Venetianers. Freylich giebt es auch jetzt noch Gelehrte, an welchen die Erfahrungen und Forschungen der neuern Zeit spurlos vorübergehen, denen Marco Polo jetzt noch „eine kirchengeschichtliche Dichtung ist, die ungeschickt zusammengesetzt und dann als Reisebeschreibung eingekleidet wurde; erfunden im Geiste der Zeit überhaupt, und im Vortheile sowohl der Geistlichkeit als des Handelsstandes insonderheit."

Marco Polo ist im Gegentheile so fern von aller Dichtung und Ruhmrednerey, daß wir jetzt, mit wenigen Ausnahmen, alle Städte und Lokalitäten nachweisen können, welche von ihm beschrieben wurden; daß jede gründliche Forschung über die Länder, die er besuchte, jede wissenschaftliche Reise in die Gegenden, die er durchzog, ein Blatt ist in dem Ruhmeskranze des edlen Venetianers. Doch ward dem trefflichen Manne niemals zuvor eine solche Rechtfertigung, ein solches wohlverdientes Lob zu Theil, wie durch das vorliegende, lehrreiche Tagebuch einer Reise zu den Quellen des Orus. Der Marine-Lieutenant Wood ist seit dem dreyzehnten Jahrhundert wiederum der erste wissenschaftliche Reisende, welcher Wachan und Pamir besuchte, das Quellgebiet des berühmten Flusses, der vom Beginne der Geschichte die Wasserscheide bildete zwischen Iran und Turan, und er hat wie er uns mündlich versicherte (vrgl. auch Journey S. 355), die Beschreibung dieses guten alten Reisenden (that good old traveller) im Einzelnen so richtig und auch im Ausdruck so passend gefunden, daß er sich der eigenen Worte des Polo hätte bedienen können.

Bekanntlich erhalten alle die öffentlichen beglaubigten Agenten, so wie die geheimen Kundschafter, die Asien und Afrika nach allen Richtungen im Interesse der ostindischen Compagnie durchstreifen, um Land und Leute zu erforschen, ihre offenen Kreditive und geheimen Verhaltungsbefehle von dem politischen Departement (dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten) der ostindischen Kompagnie; sie werden mit allen Mitteln, die zur Er-

*) Dieses Werk erhielt eine der zwey Preismedaillen, welche die Königl. geographische Gesellschaft zu London jährlich vertheilt.

reichung der vorgesteckten Zwecke nothwendig scheinen, ausgestattet, und wenn ihre Sendung gelingt königlich belohnt. Diese Sendboten sind dagegen verpflichtet, alle ihre Erfahrungen ihren Brodherren mitzutheilen, und dürfen, ohne die ausdrückliche Erlaubniß ihres Vorgesetzten, auch nicht das Geringste, weder in einer Zeitschrift noch in einem selbstständigem Werke bekannt machen. Die Censur der Tagebücher solcher im Auftrage der ostindischen Kompagnie reisenden Emissare wird einsichtsvollen, staatsmännisch gebildeten und wissenschaftlichen Männern übertragen, welche Alles ausmerzen, das den Zwecken der regierenden Gesellschaft hinderlich seyn und ihre fernern Absichten verrathen könnte. In Wood's Reise ist selbst an einer Stelle (S. 72) solch eine Censurlücke angedeutet, unseres Wissens das erste Beyspiel aus der neuern Zeit in einem englischen Werke. Ist diese Feuerprobe bestanden, dann ist es den Reisenden freygestellt, wenn sie es noch der Mühe werth halten sollten, ihre unbarmherzig zugeschnittenen Tagebücher der Oeffentlichkeit zu übergeben. Solch einen, vom Herrn Direktor Wilson, der jetzt die Stelle eines literarischen Censors in London bekleidet, purgirten Bericht über eine Reise von den Mündungen des Indus aufwärts nach Kabul, dann über Kundus an den See Sirikol, aus dem der Orus fließt, haben wir in dem vorliegenden Reisewerke des H. Lieutenants Wood. Wood und ein gewisser Lieutenant Leech, dem wir eine Grammatik mehrerer Sprachen des westlichen Indiens verdanken — sie ist in dem Journale der asiatischen Gesellschaft von Bengalen erschienen — waren der geheimen Mission des Sir Alexander Burnes nach Afghanistan, in den Jahren 1836, 37 und 1838, beygegeben, deren letztes Resultat, die Eroberung Afghanistans durch die Engländer, bekannt genug ist. Das eigentliche Getriebe der Mission und die Begebenheiten, welche dadurch endlich herbeygeführt wurden, durften natürlich nicht erwähnt werden*); doch sind wir hierüber durch die dem Parlamente über Afghanistan vorgelegten Papiere *) so ziemlich genau unterrichtet. Auch wissen wir überdieß von anderer Seite her, daß die Engländer in allen Theilen Mittelasiens ihre Agenten haben; daß ihr politischer Einfluß sich bereits über das Chanat Chiwa erstreckt und bis zu den sichelförmigen Zelten der Kirgisenhorden.

Wood und Leech erhielten am 12. December 1836 ihre Instructionen von Kapitän Burnes. Sie sollten den Indus aufwärts segeln bis gen Attok, um über die Beschaffenheit des Flusses und der Bewohner seiner Ufer, sowohl in Betreff des Handels wie des Krieges, einen ins Einzelne eingehenden Bericht zu erstatten; die Längen und Breiten aller Hauptorte sollten bestimmt und die umliegende Gegend in geologischer Beziehung, ob man nämlich Kohlen oder anderes für Dampfschiffe taugliches Brennmaterial hier finde oder nicht, untersucht werden. „Die Erfüllung dieser Pflichten lasse sich übrigens," fügte der treffliche Burnes hinzu, „unter solchen Umständen, wo man so wenig bekannte Gegenden durchzieht, leicht mit der Erweiterung der Wissenschaft vereinigen." Seitdem Lieutenant (jetzt Obrist-Lieutenant Sir Alexander) Burnes i. J. 1830 den Indus aufwärts bis gen Lahor fuhr, hat die englische Regierung ihre Aufmerksamkeit auf den Fluß und seine Nachbarlande gerichtet; sie wendet alle Mittel an, um sichere Angaben über den Lauf und die Wassermasse des Indus, wie über die Ver-

*) Man wird nach der obigen Auseinandersetzung die Worte der Vorrede zu deuten wissen: „Es wird überflüßig seyn hinzuzufügen, daß die Verrichtungen dieser Mission und die Ereignisse, zu denen sie Veranlassung gab, mit der Erzählung meiner Erlebnisse nichts zu thun haben."

*) Die Aktenstücke, welche jährlich dem Parlamente vorgelegt werden, bilden eine Hauptquelle der Geschichte, der Völker- und Länderkunde; sie sind zur Kenntniß der modernen Weltverhältnisse unentbehrlich. — Die offiziellen Aktenstücke über Afghanistan, auf die wir uns hie und da in der Recension beziehen werden, sind folgende: Correspondence relating to Persia and Afghanistan. Foreign office. 206 Seiten F.; Indian Papers IV. V. VI. VII. Correspondence relating to Afghanistan gedruckt 26. März 1839 100 Seiten F.; Indian Papers Treaties, gedruckt 11. März 1839 19 S. F.; Papers relating to the war in Afghanistan, gedruckt 21. Jan. 1840 26 S. F.; Extracts relating to the Expedition of Shah Shooja-ol-Moolk into Afghanistan in 1833 — 34, gedruckt 21. März 1839. 43 S. F.

hältnisse der Bewohner seiner Ufer zu erhalten. Lieutenant Wood ist, wie Malcolm, Leyden, Erskine, Morrison, Marschman und viele andere Schriftsteller, Gelehrte und Missionare, denen wir die Erweiterung unserer Kenntniß der asiatischen Zustände verdanken, ein Schotte; er besitzt, wie dieß bey seinen Landsleuten gewöhnlich, gute Schulkenntnisse, praktischen Verstand und den nothwendigen Grad von Schlauheit und List, welcher in dem Verkehr mit Orientalen unentbehrlich ist. Wood ist überdieß in einigen östlichen Sprachen erfahren, was sich besonders bey der Schreibung der fremden Namen zeigt, welche gewöhnliche Reisende nicht selten bis zur Unkenntlichkeit verstümmeln.

Ein persischer Kaufmann zu Bombay war der erste, welcher es versuchte, aus der neueröffneten Schiffahrt auf dem Indus Vortheil zu ziehen. Seit Alexander dem Großen ist dieser Fluß, so viel wir wissen, weit aufwärts von seiner Mündung, bis gen Thatha fuhren auch die Portugiesen, nicht mehr von den Schiffen fremder entfernter Nationen befahren worden. Der unternehmende Kaufherr wünschte, Herr Wood möchte die Führung des Fahrzeuges übernehmen; der Marinelieutnant willigte ein, nachdem die Regierung ihre Erlaubniß hiezu gegeben hatte, und Sonnabend am 31 Oktober 1835 erlebte er die Freude, die Flagge des ersten Dampfschiffes auf dem Indus wehen zu sehen. Wood verweilte ungefähr ein Jahr an den Mündungen und dem untern Laufe des Flusses, und stellte daselbst allerley Beobachtungen an, welche der Regierung zu Bombay mitgetheilt wurden. Dieß hatte die Folge, daß er der politisch-commerciellen Mission beygegeben wurde, welche Burnes, wie gesagt, im Jahre 1836 vom Generalgouverneur aufgetragen wurde. Am 26. November dieses Jahres verließ die Mission Bombay und segelte nach Katschh — dieß ist die richtige Benennung des sumpfigen Moorlandes, welches gewöhnlich Cutch geschrieben wird; Katschh bedeutet Sumpf, Morast — und lief am 16. December in den Indus ein, durch die Hajâmari oder westliche Mündung des Flusses. Wood's klarer Verstand läßt ihn kein großes Gewicht legen auf die Zusammenstellungen der geographischen Angaben Arrian's mit den heutigen localen Verhältnissen des Bodens und des Flusses, die Burnes und seine unkritischen Nachbeter in Deutschland so häufig versuchten. In dem Alluvialboden des untern Laufes des Indus verändert sich Alles so schnell, „daß es vergebene Mühe ist, in dem Delta eines solchen Flusses die vorhandenen Localitäten mit den Beschreibungen, welche uns von den Geschichtschreibern Alexanders des Großen überliefert wurden, ausgleichen zu wollen.“ Seine niedrigen Ufer gestatten dem Indus, sich mit großer Freyheit zu bewegen und, gleichwie unsere Isar in den verschiedenen Jahreszeiten sich bald dahin bald dorthin zu wenden, bald einen kleinen, bald, wenn die Regenzeit und der geschmolzene Schnee die Wassermasse vermehrt, einen sehr großen Raum einzunehmen. Wood erklärt die abentheuerlichen Angaben Arrians über die Breite des Indus (V. 20 VI. 14), gleich wie Mannert (Geogr. der Griechen und Römer 1829 V. S. 56) durch das Austreten des Flusses. Die Messungen der Griechen beziehen sich auf den im Monat September und Oktober überschwemmten Landgürtel, und nicht auf das gewöhnliche Rinnsal des Flusses, der seines unregelmäßigen Laufes wegen für die Schiffahrt nur wenig geeignet ist *) Die Engländer, welche in der nächsten Zeit den Indus bis über Ladakh hin beherrschen, werden sicherlich auch Mittel finden, dieses wilde Bergwasser zu zähmen. **)

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Dieß ist auch der Grund der verschiedenen Angaben der neuern Reisenden über die Breite des Flusses. Wilson zu Moorcroft's Reisen II. 325.

**) Unser trefflicher Mannert hat sich in seiner Geographie der Griechen und Römer zu wenig um neuere Forschungen und Reisende bekümmert; er würde sonst nicht in so auffallende Irrthümer verfallen seyn. Wie konnte er im Jahre 1829 noch drucken lassen (a. a. O. S. 52), daß wir jetzt mit vieler Wahrscheinlichkeit wissen, daß der Indus nördlich über Kleintibet (Baltistan) in nicht großer Entfernung von dem Ganges aus dem Gebirge komme. Sehr lehrreich ist in Betreff des Quellengebietes des Indus, wie einiger anderer Flüsse eine Stelle in Kapitän Gerard's Reisen (Narrative of a Journey from Counpoor to the Boorendo Pass. By Major Lloyd. London

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortſetzung.

Alexis Dumesnil, Histoire de l'ésprit public en France depuis 1789; des causes de son altération et de sa décadence. Paris 1840.

M. Dupin, Révolution de Juillet 1830. Son caractère légal et politique. Paris 1835. 8.

P. D. Urquhart, La Crise. La France devant les quatre puissances; Paris, le 20. Sept. 1840. Paris 1840. 8.

M. Raudot, La France avant la révolution, son état politique et social en 1787 à l'ouverture de l'assemblée des notables et son histoire depuis cette époque jusqu'aux états-généraux. Paris 1841. 8.

Bar. de Lascases, Journal écrit à bord de la frégatte de Belle-Poule. Paris 1841. 8.

Général Rémond, De la défense de Paris tant sous les rapports de la fortification que sous ceux de la stratégie, de la tactique et de la politique. Paris 1840. 8.

M. L'Audiffret, Systéme financier de la France. Vol. 1. 2. Paris 1840. 8.

K. Bade, Napoleon im Jahre 1813. Bd. 1. 2 — 4. Altona 1840. 8.

Almanach royal et national pour l'an 1841. Paris 1841. 8.

Franz von Florencourt, Politiſche, kirchliche und literariſche Zuſtände in Deutſchland. Leipzig 1840. 8.

Dr. Fr. W. Barthold, Der Römerzug König Heinrichs von Lützelburg. Th. 1. 2. Königsberg 1830 — 31. 8.

Dr. Joſ. Aſchbach, Geſchichte Kaiſer Sigmunds. Bd. 2. 3. Hamburg 1841. 8.

C. de Cherrier, Histoire de la lutte des papes et des empereurs de la maison de Souabe. Vol. 1. Paris 1841. 8.

Dr. W. Doenniges, Geſchichte des deutſchen Kaiſerthums im 14. Jahrhundert. Von Heinrich VII. bis auf den Tod Karls IV. 1308 — 1378. Abth. I. Abſchn. 1. Berlin 1841. 8.

Fr. Richter, Geſchichte des deutſchen Freyheitskrieges vom Jahre 1813 bis zum Jahre 1815. Bd. 1 — 3. Berlin 1839. 8.

Ph. A. F. Walther, Literariſches Handbuch für Geſchichte und Landeskunde von Heſſen im Allgemeinen. Darmſtadt 1841. 8.

Dr. N. A. Weſtphalen, Hamburgs Verfaſſung und Verwaltung in ihrer allmählichen Entwickelung bis auf die neueſte Zeit. Th. 1. 2. Hamburg 1841. 8.

Le Comte de Corberon, De la réaction gouvernementale en Hanovre. Stolberg 1841. 8.

Fr. Menk, Des Moſelthales Sagen, Legenden und Geſchichten. Coblenz 1840. 8.

Mich. Bormann, Beytrag zur Geſchichte der Ardennen. Th. 1. Trier 1841. 8.

Dr. H. Döring, Die Thüringer Chronik. Lief. 1 — 5. Erfurth 1841. 8.

(Fortſetzung folgt.)

1840 II. 183), die wir deßhalb ihrem weſentlichen Inhalte nach hier mittheilen wollen. Die Lama, ſagt Gerard, welche Kaiſer Kang hi ſandte, um die Quellen des Ganges zu erkunden, hatten ganz Recht, dem Strome, welcher von der weſtlichen Seite des Sees Manaſarowar ausfließt, einen langen Lauf zuzuſchreiben; es iſt dieß aber nicht wie jetzt allgemein bekannt, der Ganges, ſondern die Setledſch, welche hier Lang Tſchu oder Langſching Chamba heißen. Tſchu und Chamba ſind Wörter der tibetaniſchen (Gerard ſagt fälſchlich der tatariſchen) Sprache, und bedeuten Waſſer. So heißt auch der Indus in ſeinem obern Laufe durch Ladakh, Sing ke Tſchu oder Singſching Chamba. Der verſtorbene Lieutenant Macartney hat zuerſt gefunden, daß der Indus nahe bey der Stadt Ladakh vorüberfließt; ſeine Quelle nordöſtlich des Chailasgebirges (Tiſeri oder Kailaſa auf der Karte Mittelaſiens von Klaproth) entdeckte zuerſt (1815) Moorcroft. Der Brahmaputra heißt hier Tamju Chamba oder Eretſchumbu; einer ſeiner Nebenflüſſe entſpringt ſüdöſtlich des Manaſarowar. Die Straße von Garo oder Gardoch nach Djaſchi Lhumbo und Lhaſſa zieht ſich längs ſeiner Ufer; ich habe, fügt der Kapitän hinzu, mehrere Leute geſehen, welche dieſen Weg machten.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. November.

Nro. 233. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

A personal narrative of a journey to the source of the river Oxus by the route of the Indus etc.

(Fortsetzung.)

Gleichwie in wissenschaftlichen, so zeigt W. auch in religiösen Dingen einen kräftigen menschlichen Sinn, der sich aus den anerzogenen Vorurtheilen wiederum durcharbeitete. Obgleich er das muhammedanische und indische Bettelvolk, Fakir, Jogi und wie sonst dasselbe heißen mag, mit Recht eine Pest der bürgerlichen Gesellschaft nennt, so weiß er doch, daß hinter dem widerlichsten Aberglauben die Anbetung des höchsten Wesens schlummert.

„Wenn man Menschen auf den Knieen vor einem mit Farben beschmierten Götzenbilde, in der dunkeln Nische irgend einer dumpfen feuchten Zelle, Flüche oder Zauberformeln murmeln sieht, so ist es ganz natürlich, daß die Aufgeklärteren solch eine Herabwürdigung des höchsten Wesens nur mit Abscheu ansehen können und diejenigen, welche so handeln, als ein Volk von Götzendienern brandmarken. Dagegen aber wenn wir sehen, wie Leute in der Dankbarkeit ihres Herzens an den Ufern eines edlen Flusses sich niederwerfen, der der Träger und die unmittelbare Ursache der Fruchtbarkeit des Landes ist, so sind wir geneigt, ein weniger hartes Urtheil zu fällen." (S. 57).

Die Hindu an den West-, Nord- und Ostgränzen Hindostans bewegen sich in religiöser Beziehung, wie wir dieß bereits früher bemerkten (Gel. Anz. 1841 Nr. 74), viel freyer als die Bewohner Madhyadesas oder des Mittellandes.

„Sie wurden (S. 106) durch den religiösen Aberglauben nicht so sehr in Fesseln geschlagen und sind von der Furcht vor den Brahmanen befreyt; auch sind sie in ihren Speisen nicht so streng und verschmelzen sich überhaupt mehr mit ihren muhammedanischen Nachbarn. Uebertritte zu dem Glauben der letztern sind unter ihnen gar nichts Seltenes, obgleich in den meisten Fällen die Beweggründe unwürdig sind, — Geldgier und Ehrgeiz bey den Männern, Liebesangelegenheiten bey den Frauen. Doch haben auch die Hindu am Indus ihre eigenthümlichen Gewohnheiten und abergläubischen Gebräuche. Die Leichname werden, gleich wie bey allen übrigen Bekennern Brahma's, verbrannt; nur Kinder welche am Zahnen sterben, werden ins Wasser geworfen. Sehr groß ist die Zahl der Sühnopfer, welche zu jeder Stunde dem Indus dargebracht werden. Ein paar Stücke Rohr werden mit Lehm zusammengekittet und so ein kleines Floß gebildet, auf das der Andächtige so viel Lichter stellt, als nur immer darauf Platz finden; in die Zwischenräume werden Reis oder andere Getreidekörner gestreut; dann murmelt der Opfernde einige zauberkräftige Worte über dieses reich befrachtete Feuerschiff und läßt dasselbe in den Fluß gleiten.

Unter der Herrschaft der Sikh genießen die ihnen in religiöser Beziehung befreundeten Hindu vollkommene Religionsfreyheit; ganz anders die Muhammedanen, die sehr gedrückt sind und deßhalb einen tödtlichen Haß gegen jeden Anhänger des Guru Nanak haben.

„Unser Führer, sagt Wood (S. 115), war ein Muhammedaner und haßte seine Herrn, die Sikh, aus tiefstem Herzen. Er sprach selten, und da nur um den Bann auszusprechen über die Kaffirs; auf der ganzen Reise rief er immerfort den Fluch herab auf ihr Geschlecht. Ich fragte den Mann, was er thun würde, wenn er einem unbewaffneten Sikh begegnete? „Ihn ermorden", war seine lakonische Antwort."

Alle diese Völkerschaften und Glaubensgenossen die sich gegenseitig hassen und verfolgen: Hindu,

Afghanen, Parsen und Turkomanen; Buddhisten *) Brahmanen, Schiiten, Sunniten und Sikh glauben aber sämmtlich, daß ein Europäer Alles durch übernatürliche Zauberkraft bewirken könne, was er wünsche; denn sie haben keinen Begriff von der menschlichen natürlichen Zauberkraft unserer Civilisation. Mußte sich Wood doch eines feurigen Liebhabers entwehren, der alles Ernstes einen Talisman von ihm verlangte, um sich das Herz seiner grausamen Schönen geneigt zu machen.

Von Dost Mohammed, welcher damals (1838) noch in Afghanistan herrschte, wird (S. 171) folgende Schilderung entworfen:

„Dost Mohammed Chan ist ungefähr fünf und vierzig Jahre alt, ist abgelebt und hat vor der Zeit gealtert. Seine Gestalt ist groß und knochig, und alle seine Züge stark markirt. Im Ganzen tragen seine Züge den Ausdruck der Härte an sich, der noch vergrößert wird durch den wallenden, schwarzen Bart; seine Augen sind geistvoll und funkeln mit eigenthümlichem Glanze; wenn er sie auf diejenigen, welche mit ihm sprechen, richtet, so sieht man es bald, ob Beyfall oder Mißbilligung aus ihnen blitzt. Daß er ein gutes Gedächtniß haben müsse, davon zeugt die Leichtigkeit, womit er die Namen aller der von Kapitän Burnes in den Jahren 1832 — 33 besuchten Orte herzuzählen wußte; die mannigfaltigen Gegenstände, über die er sprach, das Treffende seiner Bemerkungen, Alles dieß bewies, daß er eine nicht gemeine Gabe der Unterhaltung besaß. Wenn einer von uns ihn anredete, so saß er da, die Augen auf den Sprechenden geheftet, und seine ganze Seele schien in dem Gegenstand versunken; obgleich er aber weder mit dem lebhaften Gebärdenspiele eines Persers, noch mit der Gravität eines indischen Radscha sprach, so war doch in seinem Benehmen und in dem Tone seiner Stimme ein Etwas, welches einen unwillkührlich zur Aufmerksamkeit anspornte."

Das Heimathland der Afghanen erstreckt sich, nach den Angaben östlicher Schriftsteller, im Westen bis zum Ilmenflusse bey Herat, im Norden gen Kaschgar, im Süden nach Beludschistan und im Osten gen Kaschmir. Die Gränzen ihres Reiches waren aber natürlich, nach der wechselnden Macht und Herrschaft des Volkes, verschieden; es herrschten die Afghanen zu einer Zeit von Sirhind gen Mesched, vom Orus bis zum persischen Meerbusen, wo dann das ganze Fünfflußgebiet ihrem Scepter gehorchte. Nicht selten wird selbst ganz Chorasan zu Afghanistan gerechnet, oder auch der Name Chorasan auf die Heimath des Puschtuvolkes übertragen. Zu den glücklichen Zeiten Feridun's reichte ja, der Sage nach, das Sonnenland, dieß bedeutet Chorasan, bis zum Attok; erst in den unkräftigen spätern Zeiten haben aufrührerische Horden in Kabul, Dschellalabad, Schikarpur und Multan sich vom Reiche Irans losgetrennt und besondere Herrschaften gegründet. Dieses Land besteht aus einer Anzahl großentheils von Westen nach Osten streichender Thäler, die von kahlen, unfruchtbaren Bergen begränzt werden, von welchen zu gewissen Jahreszeiten wilde Gewässer sich herabstürzen und in die durch die Thäler ziehenden Flüßchen sich ergießen. Auch diese schmalen, häufig kaum eine halbe Stunde breiten Thäler mußten erst durch Menschenhand fruchtbar gemacht werden; selbst die Fruchtbäume mußten gepflanzt werden. Solch ein Land kann natürlich bloß durch überwiegende Einsicht und eine kräftige Hand zusammengehalten und von den Räuberbanden, die sich in diese engen Thäler und Bergschluchten verkriechen, gesäubert werden. Die Thäler erhalten gewöhnlich von den sie begränzenden Bergen ihre Namen, so das Thal Koh Daman oder Berg Daman genannt, unfern Kabul, wo die reichen Bewohner der Hauptstadt ihre Sommerpaläste und Gärten haben. Sie sind fest gebaut und bilden in der That ein Gegenstück zu den alten Ritterburgen in unserm Lande. Leben und Eigenthum sind hier äußerst unsicher; und es ist die Meynung Woods, daß es schwer halten würde, irgend zwey benachbarte Kastelle zu finden, deren Eigenthümer nicht entweder in geheimer Feindschaft oder in offener Fehde mit einander leben. Dadurch und durch die Bedrückungen Dost Mohammed Chans hat eine Anzahl Familien sich veranlaßt gefunden, das Land zu verlassen und jenseits des Hindokuh sich nieder-

*) Wir finden auch hier in der Reise Wood's (S. 361) wiederum die alte Verwechslung des Buddhismus mit dem Christenthum. In Badakschan nannte ein Muhammedane die rußischen Kirchen Butchana, Idolentempel. But, eine Abkürzung Buddha's, hat nämlich im Persischen die Bedeutung Idol.

zulassen, woselbst W. später viele Eingeborne dieses Thales traf, deren Herzen noch immer nach dem lieblichen Heimathlande ihrer Jugend sich zurücksehnten. An dem östlichen Ende des Thales erstreckt sich die Ebene Beghram, wo vor kurzem eine so große Menge alter Münzen aufgefunden wurden:

„sie hat einen Flächenraum von ungefähr vier und zwanzig (engl.) Quadratmeilen, und ist, einige leichte Erhöhungen abgerechnet, welche offenbar der Schutt zerstörter Gebäude sind, eine so vollkommen ebene Fläche, daß das Regenwasser stehen bleibt, wo es niederfällt. Obgleich bereits viele tausend Münzen gesammelt wurden, so ist der Schatz dennoch keineswegs erschöpft. Während der paar Stunden unseres Aufenthaltes brachten uns einige Kinder, die wir um nach Münzen zu suchen ausgeschickt hatten, fünf und dreyßig Kupferstücke."

Während des Aufenthaltes der Mission in Kabul erschien ein Gesandter des Murad Ali, Beg oder Fürsten von Kundus, und bat, daß ein Frengidoktor sich zu ihm, dem Herrscher aller Länder, die ehemals unter dem Chan von Badakschan standen, begeben möchte; denn Mohammed, sein Bruder, leide an einer Augenkrankheit. Burnes beorderte den trefflichen Dr. Lord, welcher vor kurzem bey dem Kampfe gegen Dost Mohammed in dem Parwanpasse sein Ende gefunden hat, dahin zu reisen; Wood sollte ihn begleiten, um in den Ländern des Usbeken Herrschers, welche, wie wir später hören werden, wegen ihres Mineralreichthums wichtig sind, allerley geographische und physikalische Beobachtungen zu machen. Auf dem Wege dahin lernte man die interessanten Klane der Aimak und Hasara — das Wort Hasara heißt hundert, und dann auch im Allgemeinen eine Menge — kennen, die ausführlich beschrieben werden. Die Wohnungen der Hasara erstrecken sich von Kabul bis gen Herat. Sie sind ein rein tatarisch-mongolischer Stamm, und die widerliche Gesichtsbildung dieser Nomadenrace tritt bey ihnen noch viel stärker hervor, als bey den Usbek im Thale des Oxus. Sie haben große Aehnlichkeit mit den Kirgisen der Hochebene Pamir. Die Beschaffenheit der Wohnsitze übt aber einen starken Einfluß auf die Physiognomien, selbst bey solchen, die zu einem und demselben Volksstamme gehören. Eine niedrig gelegene Ebene mildert und verwischt die charakteristischen Züge, während in Gebirgsgegenden dieselben in ihrer vollen Schärfe und Härte hervortreten.

Manchmal erkennen die Hasara die Oberhoheit von Kundus, zu andern Zeiten die von Kubul an; gegenwärtig sind sie dem erstern Staate unterthan, und müssen dem Murad Bey jährlich einen Tribut an Sklaven entrichten. Um diese unmenschliche Abgabe zu bezahlen, pflegen immer eine gewisse Anzahl von Familienvätern Beyträge zusammenzulegen, bis sie so viel beysammen haben, daß sie dafür einen Sklaven kaufen können. In Jahren, wo großer Mangel herrscht, wie z. B. gerade in dem Jahre, wo die Mission dieses Volk besuchte, ist es nichts Ungewöhnliches, daß eine Hasara-Familie freywillig eines oder mehrere Kinder verkauft. Dieß thun sie aber nur dann, wenn sie durch die bitterste Noth dazu gezwungen werden. Im Allgemeinen verabscheuen sie den Menschenraub und Menschenhandel, und sprechen von den Usbeken, welche ihnen, um sie zu Sklaven zu machen, nachstellen, nie anders als in Ausdrücken des tiefsten Eckels und Hasses.

Die Hasara sind Schiiten, also Ketzer in den Augen ihrer sunnitischen Nachbarn, welche ihnen daher alles mögliche Schlimme nachsagen und ihren Glauben eine Pfütze für jedes Verbrechen nennen. Nichts aber setzte den denkenden Reisenden mehr in Erstaunen, als die gänzliche Verschiedenheit so benachbarter Völker und Stämme. Die Afghanen und Usbeken sind Nachbarvölker, bekennen sich zu demselben Glauben, selbst ihre Gewohnheiten treffen in vielen Stücken überein; gleiche Beschaffenheit der Wohnsitze und gleiche Lebensart macht, daß viele Verhältnisse bey beyden gleichförmig sind, — und dennoch wie verschieden sind sie fast in jeglichem Gefühle, das den Menschen eigen ist! Der Nationalcharakter hat sich bey beyden ganz verschieden entwickelt. Von der Freyheit, deren der Afghane sich erfreut, wissen die Usbeken nichts. Gleich wie sie mit dem Sklaven, den sie einfangen, schalten dürfen, wie sie wollen, so schaltet auch der Häuptling oder Beg mit ihrem eigenen Leben und ihrer Habe nach Willkühr. Liebe zum Vaterlande, ein Gefühl, das in der Brust jedes Afghanen glüht

und von dem alle Völker, von der Sahara bis hinauf zu den Eskimos, erfüllt sind, ist dem Usbeken völlig fremd. Die Gewohnheit des Menschenraubens scheint jedes bessere Gefühl in ihm erstickt zu haben; selbst in die Einrichtungen des Familienlebens ist der Handel mit menschlichen Wesen von Einfluß; denn die Frauen sind eben so gut Handelsartikel wie die Sklaven, und werden mit derselben unempfindlichen Gleichgültigkeit gekauft und verkauft.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Dr. L. Fr. Heyd, Ulrich, Herzog zu Würtemberg. Ein Beytrag zur Geschichte Würtembergs und des deutschen Reiches im Zeitalter der Reformation. Th. 1. Tübingen 1841. 8.

Dr. Fr. Alb. von Langenn, Moritz, Herzog und Churfürst zu Sachsen. Eine Darstellung aus dem Zeitalter der Reformation. Th. 1. Leipzig 1841. 8.

Saxonia. Museum für sächsische Vaterlandskunde. Bd. 2. Dresden 1840. 4.

Dr. H. Schreiber, Sagen aus den Rheingegenden, dem Schwarzwalde und den Vogesen. Bd. 2. Heidelberg 1839. 8.

Zeitschrift des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde. Bd. I. II. Kassel 1838 — 39. 8.

Ignaz Lenk von Treuenfeld, Siebenbürgens geographisch-topographisch-statistisch-hydrographisch- und orographisches Lexicon. Bd. 1 — 4. Wien 1839.

Jos. Bergmann, Medaillen auf berühmte und ausgezeichnete Männer des Kaiserthums Oesterreich vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. Heft 1. 2. Wien 1840. 8.

Herm. von Ohneforge, Geschichte des Entwicklungsganges der Brandenburgisch-Preußischen Monarchie. Leipzig 1841.

Dr. K. Faber, Die Haupt- und Residenzstadt Königsberg in Preußen. Königsberg 1840.

J. D. H. Temme, Die Volkssagen der Altmark. Berlin 1839. 8.

Borussia. Museum für preußische Vaterlandskunde. Bd. 3. Dresden 1840. 4.

A. Fr. v. Harthausen, Die ländliche Verfassung in den Provinzen Ost- und Westpreußen. Bd. 1. Königsberg 1839.

Ludw. von Rönne, Die Verfassung und Verwaltung des preußischen Staates. Lief. 1 — 4. Breslau 1840. 8.

Joh. Casp. Zellweger, Geschichte des Appenzellischen Volkes. Bd. 1 — 3. Urkunden Bd. 1 — 3. Trogen 1830 — 39. 8.

G. van Hasselt, Arnhemsche Oudheden. Deel 1 — 4. Arnhem 1803.

Kronyk van Groningen en de Ommelanden. Groningen 1743. 8.

Verzameling van alle stukken, betreffende de afscheiding der Kerk van den staat in Nederland. Leyden 1796.

Foeke Sjoerds, Historische Jaarboeken van oud en nieuw Friesland. Deel 1 — 5. Leeuwarden 1768.

Js. An. Nijhoff, Bijdragen voor Vaderlandsche geschiedenis en Oudheidkunde. Deel 1. 2. Arnhem 1836 — 1840.

W. Bilderdyk, Geschiedenis des Vaderlands, uitgegeven door Prof. H. W. Tydeman. Deel 1 — 12. Amsterdam 1834 — 39.

Groen van Prinsterer, Beschouwingen over Stats — en Volkerenregt. Deel 1 — 3. Leyden 1834 — 1840.

Abbée J. H. Janssens, Histoire des Pays-Bas, depuis les temps anciens jusqu'à la création du royaume des Pays-Bas en 1815. Vol. 2. 3. Bruxelles 1840. 8.

Peter Roberts, The Cambrian popular antiquities; or, an account of some traditions of Wales with observations as to their origin etc. London 1815. 8.

James Vernon, Letters illustrative of the reign of William III. from 1696 to 1708. Addressed to the duke of Shrewsbury. Now first published from the originals. Ed. by G. P. R. James. Vol. 1 — 3. London 1841. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. November.

Nro. 234. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

A personal narrative of a journey to the source of the river Oxus, by the route of the Indus, etc.

(Fortsetzung.

Ferner entdeckt man unter den Usbeken, obgleich die Stämme derselben zahlreich und deutlich von einander geschieden sind, nicht eine Spur von jenem Zusammenhalten zwischen den Mitgliedern eines und desselben Klans, oder von jener Anhänglichkeit an das gemeinschaftliche Oberhaupt, welche doch überall und zu allen Zeiten, wo die menschliche Gesellschaft sich noch in diesem patriarchalischen Zustande befindet, das Alle erfassende und zusammenhaltende Band gewesen ist. Zwar wenn der Kattaghan von seinem Klane spricht, so thut er dieß mit einem stolzen Selbstgefühle seiner Ueberlegenheit; aber Murad Beg, der Herrscher von Kundus, ist ein Kattaghan, und der Stolz des Kattaghan gründet sich darauf, daß er zu dem Klane seines Oberherrn gehört, nicht aber auf den Ruhm und die Thaten der Vorfahren.

> Ich habe nie, sagt W., einen Usbeken von einem der andern Stämme sich seiner Abkunft rühmen hören. Gleich wie bey allen halbbarbarischen Nationen, so ist auch unter diesem Volke immer derjenige Klan am geehrtesten, welcher den kräftigsten Häuptling an seiner Spitze hat; denn wer sich furchtbar machen kann, vor dem und nur vor dem hat man Achtung.

Kundus, obgleich die Hauptstadt des Murad Beg, ist der elendeste Ort seines Landes. Die ganze Bevölkerung wohnt in fünf bis sechshundert zerstreuten Häusern, zwischen welchen eine Masse Zelte, Gärten und Kornfelder sich befinden. Murad, das Haupt dieses neuen Usbekenstaates ist einer jener hervorragenden politischen Charactere, welche in heftig bewegten Zeiten und bey völliger Auflösung aller Ordnung in den Staaten sich emporarbeiten.

Seine Kriegsmacht besteht beynahe ganz aus Reiterey, und ist daher zu Raubzügen wohl geeignet; denn dazu braucht man weder Fußvolk noch Kanonen. Die Pferde sind klein, aber kräftig und vermögen zehn Tage lang nach einander die größten Strapazen auszuhalten, wobey sie außer dem Reiter und seinen Waffen noch das Korn zu ihrer eigenen Nahrung tragen. Die Gewohnheiten seiner Unterthanen passen vollkommen zu dieser Lebensweise, und die unumschränkte Gewalt, die er über dieselben hat, stellt zu allen Zeiten ihre Dienste zu seiner Verfügung. Kein Mann befindet sich im Umfange seiner Besitzungen, mag er auch eine noch so hohe Stellung einnehmen, der nicht auf den Wink des Mir gehorchen müßte. Sein eigener Klan hängt mit der tiefsten Ergebenheit ihm an, und selten wird sein Name erwähnt ohne den Ausruf: Choda daulut syada, möge Gott seine Reichthümer mehren. Nicht so beliebt ist er in den von Tadschik bewohnten Gebirgsstaaten, die er sich unterjocht hat; aber unter ihnen ist aller Widerstandsgeist so vollständig gebrochen, daß, so lange Murad Beg lebt, keine Hoffnung vorhanden ist, daß sie ihre Freyheit wieder erlangen, außer es müßte eine fremde Macht sie unterstützen. Obgleich über des Mir Willkührherrschaft erbittert, lassen sie doch seinen großen Fähigkeiten Gerechtigkeit widerfahren, und erheben besonders sein Talent, die Plane anderer Menschen zu durchschauen. Aber trotz seiner hohen Eigenschaften ist Murad Beg nichts weiter als das Haupt einer organisirten Räuberbande, eines Banditenvolks, welches zu vertilgen noch keinem der benachbarten kleineren Völker gelungen ist und auch nie gelingen kann. Da er im Stande

ist, binnen einer sehr kurzen Zeitfrist ein Corps von 15,000 Reitern aufzubringen, die zu dem Räuberleben und den heimlichen Ueberfällen, wodurch Usbeken und Turkomanen gleich berüchtigt sind, von Jugend auf erzogen werden: so fürchtet er nichts von dem vereinzelten Angriffe irgend eines der ihn umgebenden Häuptlinge; ja diese würden selbst dann, wenn sie sich alle mit einander gegen ihn verbänden, ohne Zweifel den Kürzern ziehen. Da Murad Beg wohl einsah, daß seine Heeresmacht nicht ausreichen würde, um alle eroberten Plätze zu besetzen, so schleifte er alle Bergfestungen, die in seine Hände fielen, und behielt bloß die usbekischen Sicherheitsplätze in der Ebene. Letztere werden, Tasch Kurghan allein ausgenommen, sämmtlich von Mitgliedern seiner Familie oder von Männern verwaltet, deren Interesse mit dem seinigen auf das engste verwachsen ist. Den Besiegten widerfuhr eine günstigere Behandlung, als man von Seite der Usbeken, in deren Character Milde eben keinen Grundzug bildet, hätte erwarten sollen. Wenn Murad Beg auch nicht gerade muthwillig grausam ist, so ist er doch nicht selten unnöthig strenge. Ein nicht uninteressanter Zug zur Characterisirung dieses Mannes ist der Kontrast zwischen seiner wohlgeordneten, ruhigen Regierung im Innern und dem gleichzeitigen, ununterbrochenen Fortgange der Plünderungen, welche von ihm und seinen Unterthanen handwerksmäßig nach außen betrieben werden; ihre Raubzüge umfassen den ganzen obern Lauf des Drus, von der Gränze China's im Osten bis westlich zu dem Flusse, der die Stadt Balkh, „die Mutter der Städte" durchströmt. Seine Regierung ist streng despotisch, aber selten wird unumschränkte Gewalt weniger mißbraucht. Das Eigenthum und die Rechte der Unterthanen werden geachtet, die Kaufleute beschützt und der Handel auf alle Art aufgemuntert. Das Verfahren bey Verbrechen, mögen diese nun gegen Einzelne oder gegen den Staat begangen werden, ist höchst summarisch; auf Diebstahl und Strassenraub, vorausgesetzt daß das Verbrechen im eigenen Lande begangen wurde, denn das macht einen mächtigen Unterschied, steht ohne Unterschied die Todesstrafe. Der Missethäter entgeht, wenn er entdeckt wird, niemals seiner Bestrafung, und kaum ist das Urtheil gesprochen, so wird es auch

schon vollstreckt. Die Gewißheit der Bestrafung hat die Zahl der begangenen Verbrechen beträchtlich vermindert. Länder, die sonst dem Wanderer verschlossen waren, können jetzt eben so sicher, wie Indien, bereist werden. Die Mullah oder Priester haben hier einen Alles überwiegenden Einfluß, doch zum großen Nachtheil für die Bildung des Volkes; denn sie sind die größten Sklavenhändler und feuern ihre Gläubigen immer an, gegen die Schiah Raubzüge zu unternehmen, damit sie neue Sklaven für den Markt in Tschitral, Dschil bey Edrisi, *) erhalten möchten.

*) Herr Jaubert, Mitglied des Instituts, hat den Edrisi zum ersten Mal vollständig übersetzt; er war aber nicht im Stande, wie er selbst erklärt, die nothwendigen Erläuterungen hinzuzufügen, welche diesem berühmten geographischen Werke aus dem eilften Jahrhundert allgemeine Brauchbarkeit verliehen hätten. Ein junger Orientalist könnte sich durch solch eine Arbeit ein bleibendes Verdienst um die Wissenschaft erwerben. Wir werden hie und da in unsern Anzeigen, wenn sich Gelegenheit dazu giebt, die Namen des Edrisi deuten oder verbessern. Wie viel aber noch zu leisten ist, kann man daraus ersehen, daß Hr. Jaubert nicht wußte, daß es in Badakschan zwey Orte giebt, wovon der eine Talichan und der andere Taischchan heißt, und deßhalb die zwey ganz verschiedenen Beschreibungen bey Edrisi (I. 408. 475) für eine und dieselbe hält und einen Fehler bey dem Geographen muthm ßt. Edrisi liefert uns auch (II. 570) keinen uninteressanten Beytrag zur Geographie Bayerns im eilften Jahrhundert. Wir wollen die ganze Stelle zum Frommen unserer vaterländischen Historie hieher setzen. „Regensburg, zu Babir oder Bavir gehörig, ist eine Stadt von großem Umfange, deren Gebiet mit einer Fülle Weinstöcke bedeckt ist. Sie liegt auf dem südlichen Ufer der Donau. Was Bayern selbst betrifft, so ist dieß ein großes Land, übersäet mit Wohnungen, Dörfern und festen Schlössern. Seine vorzüglichsten Städte sind: Rendschburg oder Reinschburg (Regensburg), Batsau (Passau), Eisencartha (wohl Freysingen) und Gharmaischa (Garmisch?). Im Osten gränzt Bayern . . . ., im Westen an Schwaben, im Süden an Karantara (Kärnthen) und Norden an Deutschland. Diese Provinz

Im December 1837 trat Wood mit Erlaubniß Murad's die Reise in das Gebirgsland Badakschan an, um die Quellen des Orus zu erforschen. Wir wollen nun die betreffenden Stellen aus Marco Polo hieher setzen und die nothwendigen Erläuterungen hinzufügen, damit man sich im Verlaufe unserer Darstellung von der am Eingange gerühmten, wundervollen Genauigkeit dieses merkwürdigen Mannes selbst überzeugen könne.

„Balachschian, sagt der Venetianer (I. 25), nach dem besten Texte in der Sammlung des Ramusio, ist ein Land, dessen Einwohner das Gesetz Muhammeds beobachten und eine eigene Sprache haben. Es ist in der That ein großes Reich, das in der Länge wohl zwölf gute Tagreisen einnimmt; es wird durch Erbfolge regiert, das heißt alle die Könige sind einer Abstammung, die vom König Alexander abgeleitet wird und einer Tochter des Darius, des Königs der Perser. Alle diese Könige nennen sich Zulkarnein, das Alexander bedeutet (richtiger Zweygehörnter). Hier finden sich die kostbaren Steine, welche Balassi heißen, sehr schön und von hohem Werthe sind, — sie werden in den großen Bergen gegraben. Aber dessen ungeachtet giebt es nur einen Berg, der Sikinan heißt, in welchem der König Gruben machen ließ, gleichwie die sind, wo man Silber und Gold gewinnt, — und auf solche Weise findet man diese Steine. Kein Anderer darf, wenn ihm hiezu nicht eine besondere Erlaubniß vom König gewährt wird, bey Todesstrafe nach diesen Steinen graben lassen. Manchmal schenkt er einige davon den angesehenen Leuten, welche hier durchziehen; sie dürfen aber von Andern weder solche Steine kaufen, noch ohne seine Erlaubniß sie außerhalb des Reiches mitnehmen . . . . Es giebt hier auch Berge, wo man die Ader dieser Steine findet, aus welchen man die blaue Farbe bereitet, es ist dieß das schönste Blau von der Welt. Hier werden auch Adern von Silber, Kupfer und Bley in großer Menge gefunden. Es ist in diesem Lande sehr kalt . . . In den Bergen dieses Landes halten sich heilige Falken auf, die sehr gut sind und ausgezeichnet fliegen, dann auch Falken von der Gattung Laneri *), vortreffliche Habichte und Sperber. Die Einwohner machen Jagd auf wilde Thiere und Geflügel. Sie haben gutes Getreide und eine Art Gerste ohne Grannen; sie haben kein Olivenöl; sie machen es aus Nüssen und Sesam, welcher dem Leinsamen gleicht, nur daß der Sesam weiß, das Oel davon besser ist und einen vorzüglicheren Geschmack hat als jedes andere . . . . In diesem Lande giebt es sehr enge Pässe und stark befestigte Oerter, so daß die Einwohner gar keine Furcht haben, es möchte Jemand in ihr Land einfallen und ihnen Leides zufügen. Diese Leute sind gute Bogenschützen und vortreffliche Jäger; sie kleiden sich sämmtlich in Thierhäute, aus Mangel anderer Kleidung . . . . Es ist die Eigenschaft dieser Berge, daß sie sehr hoch sind, so daß man von Morgen bis Abend zu thun hat, um diese Höhen zu ersteigen, auf welchen große Ebenen sind, ein üppiger Graswuchs, Bäume und Bächlein des klarsten Wassers, die zwischen den Felsen und Schluchten sich hinabstürzen. In diesen Bächen findet man Forellen und andere vortreffliche Fische. Die Luft ist auf diesen Höhen so rein, und so gesund ist es hier, daß Menschen, welche in der Stadt, in der Ebene oder den Thälern wohnen, wenn sie von einem Fieber oder irgend einer andern Krankheit befallen werden, die Berge besteigen; verweilen sie hier nur zwey oder drey Tage, so fühlen sie sich wiederum gesund. . . . . Reist man von Balachschian gen Osten, so kommt man zu dem Ufer eines Flusses, wo viele Kastelle und Wohnungen sind . . . nach dreyen Tagreisen betritt man das Land Wochen (Wachhan), welches drey Tagreisen lang und breit ist; die Bewohner beobachten das Gesetz Muhammeds, sind Leute eines guten Lebenswandels und tapfere Krieger. Geht man von hier noch drey Tagreisen gen Osten, immer Berge steigend, so kommt man am Ende so

*) Die Jäger des Mittelalters unterschieden nach dem Tesoro des Brunetto Latini siebenerley Gattungen von Falken, wovon die Laneri die größten waren; die sechste Gattung ist die der heiligen Falken; sie sind ebenfalls sehr groß und gleichen einem Adler. Polo war ein großer Freund der Jagd und hatte deßhalb ein besonderes Augenmerk auf die Falken.

ist wegen der Fruchtbarkeit ihres Bodens und der Fülle ihrer Erzeugnisse merkwürdig.“ Herr Jaubert wundert sich, daß bey Regensburg vom starken Weinbau die Rede ist; doch ist bekannt, daß bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts in ganz Bayern sehr viel Wein gebaut wurde; auch hielt er Eisencartha für Stuttgart, das zu keiner Zeit zu Bayern gehörte und, so viel ich weiß, im eilften Jahrhundert noch gar nicht gebaut war. Es entgieng dem Pariser Gelehrten, daß nach den Worten: im Osten gränzt Bayern, im Texte eine Lücke ist.

hoch empor, daß es heißt, der Gipfel dieser Berge sey der höchste Ort der Welt. Hier oben, zwischen zwey Bergen, ist ein großer See, aus welchem ein schöner Fluß in eine Ebene fließt, worin die besten und üppigsten Wiesen sind, die man finden kann. Hier giebt es auch eine große Menge Wild und vorzüglich schöne Schaafböcke, die Hörner haben sechs Palmen lang, und wenn wenig vier oder drey, wovon die Schäfer Schüsseln machen und große Gefäße, aus welchen sie essen . . . Man macht auf dieser Ebene, welche Pamer heißt, zwölf Tagreisen; auf dem ganzen Wege findet man keine Wohnung, weßhalb es nothwendig ist, daß die Reisenden die Lebensmittel mit sich nehmen. Auch trifft man hier, ob der Höhe der Berge, gar kein Geflügel, und es ward ihm (nämlich Marco Polo) erzählt, was ein Wunder ist, daß wegen der außerordentlichen Kälte das Feuer weder so hell brennt wie an andern Orten, noch dazu diene etwas zu kochen. Man reise nun durch das unfruchtbare Bergland, Belora geheißen, wo wilde Götzenanbeter wohnen, die bloß von der Jagd leben, vierzig Tagreisen weiter gen Osten und kommt dann nach Kaschgar, welches ehemals ein selbstständiges Reich gewesen, jetzt aber dem großen Chan (Chubilai) unterworfen ist." So weit Polo.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung).

John Hayward, Annals of the first four years of the reign of Queen Elizabeth. Ed. from a Ms. in the Harleian collection by John Bruce. London 1840. 4.

Jabez Allies, On the ancient British, Roman and Saxon antiquities of Worcestershire. London 1840. 8.

Henry Cavendish, Debates of the house of Commons during the thirteenth parliament 1768 — 1774, commonly called the unreported parliament. Part 1. 2. London 1840.

Th. Carlyle, Chartism. London 1840.

Matthieu Paris, Grand chronique, trad. en français par Huillard-Bréholles, accompagnie de Notes. T. 1 — 7 — 9. Paris 1840. 8.

Fr. Ludw. von Rango, Geschichte Gustav Adolphs des Großen, Königs von Schweden. Ronneburg 1835. 8.

Rechenschafts = Berichte über die Verwaltung Schwedens. Von der Regierung vorgelegt auf dem Reichstage von 1839 — 1840. Aus dem Schwedischen. Leipzig 1841.

An historical and descriptive account of Ireland, Greenland and the Faroe islands; with illustrations of their natural history. Edinburg 1840. 8.

Dr. Ferd. Philippi, Geschichte von Dänemark. Leipzig 1840. 8.

Scripta historica Islandorum de rebus gestis veterum Borealium latine reddita et apparatu critico instructa, curante societate regia antiquariorum Septentrionalium. Vol. 6 — 8. Havniae 1835 — 37.

Wilh. Müller, Russen und Mongolen. Bd. 1 — 4. Köslin 1838 — 40. 8.

Materialien zur Statistik des Russischen Reiches, herausgegeben mit allerhöchster Genehmigung durch die statistische Sektion des Ministeriums des Innern. Mit einem Atlas in Fol. Petersburg 1839.

Felix Fonton, La Russie dans l'Asie mineure ou campagnes du maréchal Paskévitch en 1828 et 1829 et tableau du Caucase. Paris 1840. 8.

J. G. Kohl, Petersburg in Bildern und Skizzen. Th. 1. 2. Dresden 1841. 8.

Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkey aus den Jahren 1835 — 39. Berlin 1841.

E. Bybilakis, Neugriechisches Leben verglichen mit dem Altgriechischen zur Erläuterung beyder. Berlin 1840. 8.

M. Ternaux-Compans, Recueil de documents et mémoires originaux sur l'histoire des possessions Espagnoles dans l'Amérique à diverses époques de la conquête. Paris 1840. 8.

Mounstuart Elphinstone, A history of India. Vol. 1. 2. London 1840. 8.

Dr. Ferd. Philippi, Geschichte der vereinigten Staaten von Nordamerika. Bd. 1 — 3. Leipzig 1840. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. November.

Nro. 235. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

A personal narrative of a journey to the source of the river Oxus by the route of the Indus etc.

(Fortsetzung.)

Man begreift nicht, warum Ritter sagt (VII. 3. 789), Polo habe Balachschian auf „wundervolle Weise“ besucht. Das Land heißt bey den östlichen Schriftstellern (Herbelot unter dem Worte) Badakschan oder auch Belachschian, welche letztere Schreibart sich auch bey Polo findet; das x muß im dreyzehnten Jahrhundert ein Kehlenlaut gewesen seyn; jetzt hat es im Italienischen, wie bekannt, den Werth eines ss. Von dem Lande haben nun auch die kostbaren Steine den Namen Balasse erhalten; sie werden übrigens auch Balchasch oder Balsteine genannt (Chasch heißt Stein im Türkischen), wie wir aus der Beschreibung der Reiche und Länder von Schehab-eddin ersehen (Notices des manuscrits XIII. 246). Der Name Sikinan wird bey Edrisi (I. 480) Saghanian geschrieben, und von Hrn. Wood Schagnan. Wir ersehen aus Polo, daß ein Berg diesen Namen führt, von welchem dann wohl Stadt und Umgegend ihren Namen erhalten haben. Ritter sagt ungenau „in einer Grube zu Sikinan.“ Die Sagen in Betreff der Abstammung von Alexander haben wir schon früher zurückgewiesen (Gel. Anz. 1841 Nr. 76), und Wood ist ganz derselben Meynung, wie wir später sehen werden. „Es nimmt sich allerdings schön aus“ bemerkt Hügel (Kaschmir und das Reich der Sikh II. 471) mit vollem Rechte, „an einem Platze, von dem man nichts zu sagen hat, mit großen Buchstaben zu lesen: Bevölkert durch die Abkömmlinge Alexanders des Grossen; allein ich vermuthe, daß darin nicht mehr historische Wahrheit liegt, als in der Idee Berniers, der Salomon einige Zeit auf dem Tacht i Soliman in Kaschmir seinen Hof halten läßt.“ Wir ersehen aus Polo, daß schon im dreyzehnten Jahrhunderte die Bewohner Badakschans die höchste Hochebne der Erde Bhami, Dach nannten oder vollständiger Duni Bhami, Dach der Erde; denn Pamer bey ihm und dann bey allen spätern Reisenden und Geographen ist ohne Zweifel bloß aus diesem persischen Worte entstanden. Man erinnere sich nur deß Tadjik die ursprünglichen Bewohner des Landes sind. Die Einwohner mögen hinter dem Worte Bhami eine nichts bedeutende Endpartikel, welche, wie im Chinesischen orh, r lauten mochte, hinzugefügt haben, aus deren Verschmelzung dann mit Bhami, Bhamer oder Pamer entstanden ist. Was Polo in Betreff des Feuers hier von andern erfahren hat — gli fu affermato — von eigener Beobachtung, wie man behauptet, (Ritter a. a. Orten 501), spricht der Venetianer nicht — ward später von vielen Reisenden namentlich von Alexander von Humboldt (Ueber Innerasien in Poggendorff's Annalen 1830 Bd. 94 S. 17.) durch wiederholt angestellte Versuche vollkommen begründet gefunden. In welchem ganz andern Lichte würden wir das unsterbliche Werk des venetianischen Kaufmanns betrachten, wenn es nach allen Seiten hin vollständig erläutert, wenn die verdorbene Orthographie der Eigennamen entfernt und diese selbst sämmtlich gedeutet wären; Marsden und Graf Baldelli haben, von ihrem Standpunkte aus, sehr viel geleistet; beyde waren jedoch der Sprachen des östlichen und Mittelasiens unkundig. In diesen Ländern hat sich nun aber Polo am längsten aufgehalten nnd diese hat er am ausführlichsten beschrie-

ben. Es wäre jetzt an der Zeit, eine neue, unserer erweiterten wissenschaftlichen Kenntniß Asiens angemessene Ausgabe Polo's zu unternehmen, wozu auch die acht theils vollständigen theils mangelhaften Handschriften unserer Hof- und Staatsbibliothek benutzt werden könnten. Klaproths handschriftlicher Nachlaß zu Marco Polo befindet sich auf der königlichen Bibliothek zu Paris, ist aber, wie mir Kenner versicherten, kaum der Beachtung werth. Durch solch eine Ausgabe Polo's, wie wir sie im Sinne haben, würde auch ein Wunsch Göthe's *) in Erfüllung gehen.

In Chanaibad, an dem Flusse gleiches Namens gelegen, fand Wood zwey Madrasa oder Studienanstalten, wo Theologie und Jurisprudenz gelehrt wird; auch werden hier persische Dichter gelesen. Der Unterricht findet unentgeltlich statt; aber die Studenten müssen sich selbst ernähren. Auch ward der einige englische Meilen von Talichan wohnende Sayid Mohammed Kassim Chodja, der sich so menschenfreundlich gegen Moorcroft benahm, aufgesucht; er freute sich darüber, daß seine gute That in Frengistan bekannt und bewundert wurde. Burnes hat diesem wackern Manne später eine öffentliche Urkunde über sein treffliches Benehmen ausgestellt.

Zu Taischchan kämpften die Bewohner Badakschans im Jahre 1823 das letztemal für ihre Unabhängigkeit. Murad Beg stand selbst an der Spitze seines Heeres, das aus 10,000 Reitern bestand; der Tag gehörte der neuen Macht von Kundus, und zwey Jahre später mußte ganz Badakschan der Oberhoheit des grausamen Usbeken sich unterwerfen. Murad ließ die einst im ganzen Orient so berühmte Hauptstadt des Landes, Feisabad, zerstören und verpflanzte deren Bewohner nach dem ungesunden Flecken Kundus, wo der größte Theil in wenigen Jahren eine Beute des Todes ward. Von Feisabad sieht man jetzt kaum etwas Anderes als die Bäume, welche einst seine herrlichen Gärten zierten. Die Usbeken, welche sich dem Ackerbau widmen, schlagen ihre Kirgah oder Wohnungen

*) In den Noten und Abhandlungen zu besserem Verständniß des West-östlichen Divans.

an Orten auf, welche die meisten übrigen Menschen vermeiden würden. Obgleich die grünbegrasten Hügel ringsum ihnen die freundlichsten, gesündesten Wohnplätze darbieten, ziehen sie dennoch den Sumpf und seine Stickluft vor, weil es ihnen ein zu hoher Preis dünkt, wenn sie sich Gesundheit um den Preis einer etwas größeren Beschwerde bey Feldarbeit erkaufen müßten. Ohne Zweifel ist es für sie sehr bequem, in der Mitte ihrer angebauten Felder zu wohnen; aber gerade die Umstände, welche die außerordentliche Fruchtbarkeit dieser Felder verursachen, machen, daß sie den Menschen tödtlich sind, denjenigen wenigstens, welche sich noch nicht stufenweise akklimatisirt haben; gewiß sind aber die Vortheile, welche das Wohnen in den Sumpfgegenden dem Landwirth bringt, kein Aequivalent für die Lebensgefahr, welche damit verbunden ist. Seit dem Jahre 1830 hat man Badakschan und die Murad Beg unterworfenen Länder auf dem nördlichen Ufer des Drus entvölkert, und die Bewohner in die Ebenen von Kundus und Hasrat Imam verpflanzt. Die Gesammtzahl der Fremden, welche von dem angegebenen Jahre bis auf die jetzige Zeit, gewaltsam in diese ungesunden Marschländer übergesiedelt wurden, beläuft sich nach der Schätzung der Usbeken auf 25,000 Familien, in runder Zahl also beyläufig 100,000 Seelen; und es ist sehr die Frage, ob im Jahre 1838 noch 6000 davon am Leben waren; so groß war unter ihnen die Sterblichkeit in dem kurzen Zeitraume von acht Jahren. Ganz wahr heißt es im Sprichworte: Wenn du sterben willst, so gehe nach Kundus. Badakschan litt aber, nach der Meynung seiner Bewohner, deßhalb so furchtbar, weil der unglückliche, vor den Chinesen fliehende Chodja von Kaschgar es verfluchte. Jerm ist jetzt der bedeutendste Ort in Badakschan, hat aber kaum eine Bevölkerung von 1500 Seelen.

Die Lapis lazuli werden in dem Thale von Koktscha gefunden, wo es ungefähr zweyhundert Yard breit ist. Die Berge auf beyden Seiten sind hoch und nackt. Der Eingang zu den Minen befindet sich in der Vorderseite des Berges, auf dem rechten Ufer des Flusses, ungefähr 1500 englische Fuß über seinem Wasserspiegel erhaben. Die Gebirgsart, in welcher der Lapis lazuli gefunden wird,

ist der weiße und schwarze Kalkstein, der zwar nicht in ganzen Schichten, wohl aber in mächtigen Adern vorkommt.

Das Verfahren zur Gewinnung der Lapis lazuli ist sehr einfach. An der auszubeutenden Stelle nämlich wird ein Feuer von getrocknetem Ginster angeschürt, um das Gestein durch die Flamme mürbe zu machen. Ist der Felsen genug erweicht, so wird er mit Hämmern abgeschlagen und jedes abgeschlagene Stück zerklopft, bis man den gesuchten Stein entdeckt; dieser wird dann mit Brecheisen herausgelöst.

Die Bergleute unterscheiden drey Arten Lapis lazuli; nämlich den Nili oder indigofarbigen, den Asmani oder lichtblauen und den Suvsi oder grünen, wovon der Nili am kostbarsten, der grüne aber am wohlfeilsten ist. Die reichsten Farben trifft man in dem dunkelsten Felsen; auch soll der Stein um so reiner seyn, je näher dem Flusse zu er gefunden wird. Bloß im Winter giebt man sich mit dem Lapislazuli-Graben ab. In den letzten vier Jahren hat Murad Beg sowohl in den Lapislazuli als in den Rubinenminen alle Arbeit einstellen lassen, wie man sagt, weil sie bisher keinen seinen Erwartungen entsprechenden Ertrag gegeben haben. Schon in früher Zeit waren die Minen dieses Landes bekannt; die persischen Dichter haben von den Rubinen Badakschans mehr als ein Gleichniß hergenommen. Daß aus dem Lapislazuli das schöne Ultramarinblau gefertigt werde, ist wohl Jedermann bekannt. *)

Die Rubinenminen befinden sich zwanzig (englische) Meilen von Ischkaschm entfernt, in dem Distrikt Gharan, welches Wort Höhlen oder Minen bedeutet, auf dem rechten Ufer des Oxus. Sie liegen gegen den Strom zu, und der Eingang zu ihnen soll zwölfhundert Fuß über dem Spiegel desselben erhaben seyn. Die Gebirgsformation ist entweder rother Sandstein oder Kalk. Die Minen sind leicht zu bearbeiten, denn es ist kaum schwerer, als wenn man Gruben in den Sand macht. Oberhalb Ischkaschm ist das Wasser des Oxus schön durchsichtig; sobald er aber unterhalb Darwas das Gebirge verläßt, nimmt es eine schmutzigrothe Farbe an. Die Stollen sollen zahlreich seyn und auf den Fluß zulaufen. Die Arbeiter werden sehr belästigt durch das von oben in die Minen sickernde Wasser, so wie durch den Rauch aus ihren Lampen, der keinen Abzug hat. Auch diese Minen werden schon, seit Badakschan in die Hände des Fürsten von Kundus fiel, nicht mehr bearbeitet; denn dieser, über ihren geringen Ertrag erbittert, führte die Einwohner des Districts, ungefähr fünfhundert Familien an der Zahl, nach Kundus ab, und verkaufte sie als Sklaven.

In ehemaligen Zeiten ward Badakschan wegen der Geselligkeit und Gastfreundlichkeit seiner Bewohner viel gerühmt; Spuren dieses edelmüthigen Geistes finden sich auch jetzt noch, aber wenige besitzen mehr die Mittel, gastfrey zu seyn; und dazu hat ihre, seitdem sie unter der Zuchtruthe der Usbeken stehen, immer weiter greifende Verarmung einen Egoismus hervorgebracht, welcher unter den noch freyen Tadschik sich nicht vorfindet. Bey den Gemeinden, welche mit dem Namen der Jaghi oder aufrührerischen belegt werden, erfreuten wir uns immer eines herzlicheren Willkomms, als bey ihren Stammesgenossen in den niedriger gelegenen Thälern, welche, obgleich wohlhabender, durch den Druck ihrer usbekischen Gebieter finster und mürrisch geworden sind. Wo die Unabhängigkeit mangelt, da behält der Mensch selten einen freyen, edelmüthigen Sinn. Jetzt wenn der Fremde ein Dorf in Badakschan betritt, wird er nicht mehr wie ehemals bewillkommt; es sucht jeder so schnell als möglich des Ankömmlings los zu werden und ihn seinem nächsten Nachbar zuzuschieben. Nach alter Gewohnheit befindet sich in jedem Dorfe ein Mehman Chanah, und der Aksichail oder Dorfschulze muß für die Bequemlichkeit des Gastes sorgen, der, wenn er ein angesehener Mann ist, oder in Aufträgen der Regierung reiset, über Mangel an Aufmerksamkeit sich nicht zu beklagen hat; dem Armen dagegen weist man bloß eine Schlafstelle an, und wenn er etwas zu essen haben will, so muß er sehen, ob Jemand so barmherzig ist, ihm etwas zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vergl. oben die Stellen aus Marco Polo.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortſetzung.)

G. Flügel, Die Geſchichte der Araber bis auf den Sturz des Chalifats von Bagdad. Th. 1 — 2. Leipzig 1840. 8.

John Dunmore Lang, Religion and education in America, with notices of the state and prospects of American Unitarism, Popery and african colonization. London 1840. 8.

H. Meredith, An account of the gold coast of Africa. London 1812. 8.

Edw. Thornton, Chapters of the modern history of British India. London 1840. 8.

Aristide Guilbert, De la colonisation du Nord de l'Afrique, nécessité d'une association nationale pour exploitation agricole et industrielle de l'Algérie. Paris 1839. 8.

A. B. Clot-Bey, Aperçu général sur l'Egypte. Vol. 1 — 2. Paris 1840. 8.

The American Almanac and repository of useful Knowledge for the year 1840. Boston 1840. 8.

M. Dupin, Jésus devant Caiphe et Pilate. Réfutation du chapitre de M. Salvador, intitulé: jugement et condemnation de Jésus. Paris 1840. 2 Edit.

Joh. Wtenbogaerts leven, Kerkelijcke bedieninghe endezediche Verantwoordingh. s. l. 1645. 4.

Dr. Fr. W. Riemer, Mittheilungen über Göthe. Aus mündlichen und ſchriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen. Bd. 1. 2. Berlin 1841. 8.

G. R. Gleig, Memoirs of the life of the right hon. Warren Hastings, first governor-general of Bengal. Compiled from original papers. Vol. 1 — 3. London 1841. 8.

Oresb. Agieó, Vita di Girolamo Gigli Sanese, con aggiunta delle lettere delle principali Accademie d'Italia scrittegli. Firenze 1746. 4.

Chriſt. Wolff, Eigene Lebensbeſchreibung. Leipzig 1841.

Leben des k. preuß. Staatsminiſters Carl Frhr. vom und zum Stein. Leipzig 1841. 8.

Général Matthieu Dumas, Souvenirs du Lieutenant-Général Comte Matthieu Dumas de 1770 — 1836 publiés par son fils. Vol. 1 — 3. Paris 1839. 8.

Wilh. Broes, Filip van Marnix, Heer van St. Aldegonde, bijzonder aan de hand van Willem I. ter inleiding Margareta van Parma en Katharina de Medicis, Willem I. en Hendrik IV. Deel 1. 2. Amsterd. 1838 — 39. 8.

Frédéric Pluquet, Notice sur la vie et les écrits de Robert Wace, poète Normand du XII. siècle. Rouen 1824. 8.

Dr. Fel. Papencordt, Cola di Rienzi und ſeine Zeit. Hamburg 1841. 8.

M. Ortolon, Notice biographique sur M. Dupin. Paris 1840. 8.

Dr. Ph. Doddrige Leben. Aus dem Engliſchen. Greiß 1830. 8.

H. F. Uhden, Leben des William Wilberforce ꝛc „ The life of Will. Wilberforce, by his sons Rob. J. and Samuel Wilberforce. 5 Vols. Lond. 1838.“ Mit einer Vorrede von Dr. A. Neander. Berlin 1840.

Memoria sulle cifre arabiche attribuite fino a' giorni nostri agl' Indiani ma inventate in una paese piu rimoto dell' India. Milano 1813. 4.

C. F. Gauß, Dioptriſche Unterſuchungen. Göttingen 1841. 4.

J. Wetter, Unterſuchungen über die wichtigſten Gegenſtände der Theaterbaukunſt. Mainz 1829. 4.

Ch. F. Zimpel, Das Eiſenbahnbauweſen von Nordamerika, England und andern Ländern praktiſch und populär dargeſtellt Mit Atlas. Wien 1840. 8.

C. A. Roſenthal, Vollſtändige Ueberſicht der Geſchichte der Baukunſt von ihrem Urſprunge an bis auf die neueſte Zeit im organiſchen Zuſammenhange in ſich und mit der allgemeinen Culturgeſchichte. Th. 1. Berlin 1841. 4.

Quatremère de Quincy, Geſchichte der berühmteſten Architekten und ihrer Werke vom XI. bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts. Aus dem Franzöſiſchen von Fr. v. Heldmann. Bd. 1. 2. Darmſtadt.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. November.

Nro. 236. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

A personal narrative of a journey to the source of the river Oxus, by the route of the Indus, etc.

(Fortsetzung.

Am ersten Tage des Jahres 1838 besuchte die Mission Ahmed Schah, den Pir oder ersten Mullah — Pir bedeutet eigentlich einen Heiligen — von Jerm, der zur Zeit, als die britische Gesandtschaft vom Jahre 1809 unter Elphinstone zu Peschawar sich befand, aus Hindostan ausgewandert war. Er hatte viele Reisen gemacht und sich längere Zeit in China aufgehalten, welches Reich er auf der Strasse über Wachan betrat und auf der über Chokand wiederum verließ.

Von der die Chinesen charakterisirenden Eifersucht, ihrer Furcht und Mißtrauen gegen Fremde, dann der Wachsamkeit und Sorgfalt, mit der die Gränzen gehütet werden, so wie endlich von der Wirksamkeit ihrer Prohibitivmaßregeln wußte Ahmed viele Anekdoten zu erzählen; dagegen pries er, gleich wie alle andern Landeseingebornen, mit denen man über diesen Gegenstand sprach, ihre Rechtlichkeit und Gewissenhaftigkeit. In Jerkend dürfen die fremden Kaufleute, gleichwie in Kanton, mit den Unterthanen des Mittelreiches Handel treiben. Niemand, der Statthalter allein ausgenommen, darf aber von hier aus so wenig wie ein fremder Kaufmann von Kanton weiter in das Innere des Landes gehen, und selbst der Statthalter besucht nur einmal des Jahres, so berichtet uns wenigstens Wood, eine Gränzstadt Ikla. *)

Alle die Kaufleute, welche die Engländer sahen, sprachen mit dem größten Lobe von Jerkend, und konnten das Klima wie die Bewohner des Ortes nicht genug rühmen. Von den Sonderbarkeiten der Chinesen wußte man vieles zu erzählen, son wie von dem Kontraste, der sich darbietet, wenn man sie mit anderr Völkern vergleicht. Von allen den Leuten, welche die Mission zu Jerm besuchten, war aber Niemand willkommener, als ein Siahpusch oder schwarz gekleideter Kaffir. Er war ein ungemein schöner Mann, ungefähr fünf und zwanzig Jahre alt, mit offener Stirne, blauen Augen, buschigen gewölbten Augenbraunen, schwarzem Haupthaar und Knebelbart, wohl gebaut von Gestalt und lebendig. Er brachte manchmal ein paar Rebhühner zum Geschenk, erwiederte den muhammedanischen Salam, mit dem man ihn begrüßte, und setzte sich dann ohne weitere Umstände ans Feuer. Mit gekreuzten Beinen konnte er nicht sitzen; denn in dieser Beziehung unterscheiden sich die Kaffir von allen Völkern des Ostens, und ziehen, gleich den Europäern, einen Sessel oder einen andern über den Boden erhöhten Sitz vor. Er machte eine lebendige Schilderung von seinen Landsleuten und drang in W. und seine Begleiter, daß sie, wenn die Pässe geöffnet seyen, sie besuchen möchten. Um sie dazu anzulocken, versprach er Honig in Hülle und Fülle und Ströme Weines. Seine Schwester war an Mirsa Soliman verheirathet; obgleich er aber auf diese Weise mit Muhammedanen in nähern Ver-

*) So steht dreymal bey Wood S. 279. Von der Geographie und den Verhältnissen der Länder, welche der Marine-Lieutenant nicht selbst besuchte, scheint er nur geringe Kenntniß zu haben. Ily und nicht Ikla ist der bekannte Hauptort der Markgrafschaft gleichen Namens, von dem Flusse Ily so geheißen. Sie liegt 42° 46′ nördl. Br. 80° 28′ östl. Länge von Paris und ward 1754 von Kien long, Hoai juen tsching genannt. Wir haben mehrere dergleichen Unrichtigkeiten stillschweigend verbessert.

hältnissen stand, hegte er dennoch gegen sie den tödtlichsten Haß, und pflegte sogar in ihrer Gegenwart triumphirend die Zahl derer herzuzählen, welche durch den Bogen oder Speer seiner Landsleute gefallen waren. Der Statthalter von Badakschan hat dahin gewirkt, daß die wilden Leidenschaften auf beyden Seiten beschwichtiget wurden, und seit seiner Ernennung bestanden zwischen seinem Volke und den Kaffirn bereits mehrere Waffenstillstände, während deren Dauer den letzteren im Tausche gegen ihren Honig und ihr Wachs, Salz geliefert werden durfte. Er war mit mehreren der mächtigsten Häuptlinge des Kaffirlandes im besten Vernehmen, und dieses ward durch die oben erwähnte Heirath noch mehr befestiget. Aber bey einer Regierung, wie die von Kundus, welche einzig und allein durch Raub und Plünderung sich erhält, ließ sich erwarten, daß sie das milde Verfahren des Statthalters von Badakschan nicht billigen würde. Mirsa Soliman ward bedeutet, er müsse alle Jahre einen Zug gegen die Kaffir unternehmen oder auf seine Statthalterschaft verzichten. Wie ein rechtschaffener Mann, wählte er das letztere, und noch ehe die Mission das Land verließ, ward ihm ein Nachfolger gesetzt, von dem zu erwarten war, daß er den Befehlen des Mir besser nachkommen werde.

Die Muselmanen spenden unwillkührlich diesem Volke ein hohes Lob, indem sie selbst gestehen, daß ein Kaffirsklave so viel werth sey als zwey von einem jeden andern Volke. Sie fügen noch hinzu, daß die Kaffir, was den Besitz großer Geisteskräfte betrifft, den Europäern sehr nahe stehen, und aus Allem, was die Engländer von ihnen gesehen oder gehört haben, sind sie überzeugt, daß sich bey ihnen für die Thätigkeit der Missionen ein viel schöneres Feld darbiete, als in irgend einem andern Lande des asiatischen Kontinents. Sie selbst rühmen sich, daß sie, um ihre eigenen Worte zu gebrauchen, Brüder der Firingi seyen, und schon diese Meynung wird den Dienern des Evangeliums den Weg bahnen. Auch beruht ihr Glaube nicht, wie der der Hindu und Muhammedanen, auf einer Offenbarung; sondern, so viel man bemerken konnte, glauben sie einfach an einen einzigen Gott, der die Welt regiert, und daß die Menschen, welche gut und gastfreundlich sind auf Erden, dafür im Himmel belohnt würden. Ob ihr Anspruch auf Verwandtschaft mit den Europäern auf eine Ueberlieferung sich gründe oder eine bloße Erdichtung von ihrer Seite ist, kann mit Sicherheit nicht angegeben werden. Was meine eigene Meynung betrifft, sagt der Reisende, so glaube ich, daß sie zu demselben Volksstamme, wie die Eingebornen Badakschans, das ist also zu den Tadschik, gehören und daß sie bey dem Hereinbrechen der Muhammedanen in die unzugänglichen Gebirge flohen, während die übrigen Theile ihrer Landsleute den Eindringlingen sich unterwarfen, den Islam annahmen und so ihre Besitzungen in der Ebene sicherten.

Verbindungen und Waffenstillstände, wie zwischen den Kaffir und den Bewohnern Badakschans, finden auch zwischen den Bewohnern der Bergdistricte (Kohistani) Afghanistans, namentlich den Pentschschiris und den Kaffirn statt. Dieselben sind für die Dauer des Sommers in Kraft und beym Ausgange dieser Jahreszeit werden die Geiseln gegenseitig zurückgegeben. Alle Jahre, sobald die Pässe gangbar sind, werden die Bündnisse erneuert. Friedensbrüche kommen manchmal vor, doch nicht so häufig, daß die kontrahirenden Theile alles Vertrauen auf einander dadurch verlören. Ist der Waffenstillstand abgelaufen, so beginnen die Feindseligkeiten von neuem. Bey Raubzügen und nächtlichen Angriffen giebt dem Kaffir seine Schlauheit und List den Vortheil, am hellen Tage aber ist die Sache umgekehrt; denn der bloß mit einem Speere bewaffnete Kaffir ist dann dem mit Feuergewehr versehenen Pentschschiri nicht gewachsen.

Die Masse der Bewohner Badakschans gehört, gleichwie die des östlichen Persiens, Afghanistans und Mittelasiens zu den Tadschik, deren Sprache die persische ist. Doch ist von der früheren Geschichte des Landes, einige zufällige Notizen bey den arabischen, persischen und chinesischen Geschichtschreibern ausgenommen, nichts vorhanden.

Keiner der drey großen tatarischen Eroberer, weder Tschingis Chan noch Tamerlan oder Schebani Chan, scheint im Thale des Orus so hoch hinauf gedrungen zu seyn; obgleich einige von Babers Leuten hier eine Zuflucht suchten, nachdem sie von den Usbeken aus den reichen Gefielden Sog-

diana's vertrieben waren; die Nachkommen derselben haben sich bis jetzt in ihrer Eigenthümlichkeit erhalten und ihre Namen wie ihr Aussehen rein bewahrt, was daher kommt, daß sie sich streng abgesondert hielten und keine Heirathen mit den Badakschis eingingen.

Die Tadschik sind ein zahlreiches Volk und über eine ausgedehnte Landstrecke sowohl nördlich als südlich des Hindu kuh verbreitet. Sie gehören zur kaukasischen Race und sind ein schöner Menschenschlag; wo immer sie sich auch finden, reden sie die persische Sprache; innerhalb der Gränzen der alten persischen Monarchie wohnend, theilten sie auch meist die Schicksale jenes einst so ausgedehnten Reiches. Die Tadjik bezeichnen Arabien und die Gegend um Bagdad als die ursprüngliche Heimath ihrer Vorältern, und da dieser Glaube allgemein verbreitet ist, so muß er wenigstens erwähnt werden. Die wirklichen Nachkommen dieser ersten arabischen Ausbreiter des Islam sind zwar noch immer sehr zahlreich in diesen Landen, aber die Tadschikbevölkerung ist bey weitem zahlreicher.

Nach meiner Meynung, sagt W., gehören die Bewohner Kaffiristan's und der andern Gebirgslandschaften, deren Schlupfwinkel fast niemals noch von Feindesmacht betreten wurden, zu demselben Volke, wie die Tadschik, und die letztern sind überall, wo sie sich jetzt noch finden, die ersten und ursprünglichen Bewohner des offenen Landes.

Von allen diesen Stämmen haben die Kaffir allein mit Erfolg den Fortschritten der muhammedanischen Religion sich entgegen gestemmt und den alten Glauben bewahrt. Im Besitze eines von Natur gegen alle Angriffe gesicherten Landes führen sie einen Kampf auf Leben und Tod mit den Muhammedanen, und haben an den Gläubigen zehnfache Rache geübt für alle die Unbilden, welche ihre Vorältern erdulden mußten, zur Zeit als überall die Götzentempel zerstört wurden und den Moscheen Platz machen mußten.

Die Tadschik sind gute Gesellschafter, besonders die Mullahs, welche viel freyere Gesinnungen haben als ihre nicht gereisten Gläubigen. Es war ihnen immer sehr lieb, wenn die Reisenden sie besuchten. Nichts ist gewöhnlicher, als sie am Schlusse eines mit Geist geführten Gespräches ausrufen zu hören: „Es ist ein guter Gesellschafter; er spricht gut.“

Das Thal des Orus, kann man sagen, hört zu Issar auf; bis zu diesem Orte zieht es sich von Isch Kaschm aus (36° 42′ 42″) in nordöstlicher Richtung. Issar liegt unter 37° 2′ 10″ nördl. Breite und gegen 10,000 Fuß über der Meeresfläche. Hier theilt sich das Hauptthal in zwey Aeste, wovon das erstere nach Tschitral, Gilgit und Kaschmir führe, das andere über das Tafelland des Pamir hinweg nach Jekend in China. Man mußte sich nun entschließen, welchen von beyden Strömen man weiter verfolgen wollte.

„Einer von ihnen, das war gewiß, mußte ohne Zweifel, zur Quelle des Orus führen, aber welcher von beyden? Dieß herauszubringen, war eben die Schwierigkeit. Die Kirgisen hatten uns gleich ohne langes Bedenken gesagt, daß der Gegenstand unserer Nachforschung in einem See auf dem Bham-i-Duniah oder Dach der Welt, zu finden wäre, und der Weg dahin führe durch den Durah — dieses Wort bedeutet ein enges Gebirgsthal, eine Schlucht — des Sir-i-kol hinauf. Obgleich schon aus der nördlichen Richtung dieses Thales sich mit fast völliger Gewißheit schließen ließ, daß der Sir-i-kol, und nicht der Sirhad — so heißt der Fluß, welcher aus dem Mastutsch oder dem Thale von Tschitral kommt — der wahre Quellfluß des Orus seyn müsse, so hielt man es doch für angemessen, den Vereinigungspunkt der beyden Ströme zu besuchen. Es schien zwar dem Reisenden, als ob der Sirhad beträchtlicher wäre, die Wachhanis aber, welche ihn begleiteten, waren der entgegengesetzten Meynung. Der Sir-i-kol war in mehrere Arme getheilt und zugefroren, so daß sein Wasserreichthum sich nicht wohl schätzen ließ; doch konnte man an einer eisfreyen Stelle im Hauptarme wenigstens so viel beobachten, daß seine Schnelligkeit doppelt so groß als die des Sirhad, seine Temperatur aber um fünf Grad niedriger war; denn sie betrug nur 32°, während die des andern Flusses 37° betrug. Daß die Quelle des aus Pamir kommenden Flusses in einer viel größeren Höhe entspringe, als die des andern, dieß bewies schon der Umstand, welcher außerdem unerklärlich seyn würde, daß der erstere Strom gerade am Vereinigungspunkte zugefroren war, während der Sirhad keine Eisdecke hatte, und sein Lauf langsamer und die Temperatur seines Wassers höher

war. Es ward erzählt, daß im Sommer der Sir-i-kol viel wasserreicher ist als der Sirhad, obgleich letzterer viele Nebenflüsse hat, in den ersteren aber nur zwey unbedeutende Bäche, der Langer Kisch nämlich und der Serfumen, sich ergießen. Unter den Zuflüssen des Sirhad befindet sich der Pirchar, ein Name, welcher in der Geographie dieser Gegenden eine bedeutende Rolle spielt, seitdem Macartney ihn als den wahren Quellfluß des Oxus bezeichnet hat."

Die Reisenden wanderten nun eine Strecke vorwärts an dem rechten Ufer des Sirhad Flusses und stiegen dann eine niedrige Anhöhe hinauf, die augenscheinlich das Thal gegen Osten begränzte; als man sie erstiegen hatte, am 19. Februar 1838 Nachmittags 5 Uhr, standen sie auf dem Bhami-Duniah oder Dach der Welt, während vor ihnen eine herrliche, aber zugefrorene Wasserfläche sich ausbreitete, aus welcher gen Westen zu der hier noch schwache Oxus floß.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung).

Tavole idrometriche per la dispensa delle acque correnti per uso della regia cittá di Bergamo. Bergamo 1825. fol.

Francis Whishaw, Analysis of railways: consisting of a series of reports on the railways projected in England and Wales in the year 1837. London 1838. 8.

Connaissance des temps ou des mouvemens célestes à l'usage des astronomes et des navigateurs pour l'an 1843. Paris 1840. 8.

J. F. Encke, Berliner astronomisches Jahrbuch für 1843. Berlin 1841. 8.

J. F. Encke, astronomische Beobachtungen auf der k. Sternwarte zu Berlin. Bd. I. Berlin 1840. Fol.

F. G. W. Struve, Observationes astronomicas institutas in specula universitatis Caesareae Dorpatensis. Vol. 7. Observationes annorum 1827 — 1830. Dorpati 1838. 4.

Carl Lyell, Die neuen Veränderungen der unorganischen Welt oder Geschichte der durch Ueberlieferungen nachgewiesenen Einwirkungen des Wassers und des Feuers auf die Gestaltung des festen Theils der Erde, zur Erläuterung geologischer Erscheinungen. Aus dem Englischen von C. Hartmann. Weimar 1841.

Dr. Steph. Kutorga, Einige Worte gegen die Theorie der stufenweisen Entstehung der organischen Wesen auf der Erde. Bonn 1839. 8.

Fr. Kries, Von den Ursachen der Erdbeben. Eine Preisschrift. Utrecht 1820. 8.

Léon de Laborde, Recherches sur ce qu'il s'est conservé dans l'Egypte moderne de la science des anciens magiciens. Paris 1841. 4.

N. Gerber, Das Nachtgebiet der Natur im Verhältniß zur Wissenschaft, zur Aufklärung und zum Christenthum. Lief. 1 — 10. Mergentheim 1839 — 40.

Dr. A. Robert, Traité théorique et pratique du rheumatisme, de la goutte et des maladies des nerfs. Paris 1840. 8.

Dr. C. Löwig, Allgemeine organische Chemie. Bd. 1. 2. Zürich 1840. 8.

Annales de Chimie et de Physique par M. M. Gay-Lussac et Arago. 3. Série. Vol. I. Paris 1841. 8.

A. de Quatrefages, Considérations sur les caractères zoologiques des rongeurs et sur leur dentition en particulier. Paris 1840. 4.

F. Cuvier, Histoire naturelle des cétacés. Livr. 1. 2. Paris 1836. 8.

Edward Forbes, A history of British starfishes and other animals of the class Echinodermata. Part. 1 — 6. London 1840. 8.

A. Graf Keyserling und Prof. J. H. Blasius, Die Wirbelthiere Europas. Buch I. Die unterscheidenden Charactere. Braunschweig 1840. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. November.

Nro. 237. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

A personal narrative of a journey to the source of the river Oxus, by the route of the Indus, etc.

(Schluß.)

Dieser schöne See *) hat die Gestalt eines Halbmondes; er ist von Osten nach Westen gegen vierzehn (engl.) Meilen lang und ungefahr eine Meile breit. Auf drey Seiten wird er von sanft ansteigenden Hügeln begränzt, auf der vierten, der südlichen Seite dagegen, thürmen sie sich zu Bergen empor, die sich zu einer Höhe von 3500 Fuß über dem Spiegel des Sees oder 19000 Fuß über der Meeresfläche erheben und mit ewigem Schnee bedeckt sind, aus dessen nie versiegender Quelle der See gespeist wird. Nach Beobachtungen an der Westspitze des Sees fand man durch die Meridianhöhe der Sonne, die Breite zu 37° 27′ N., und die Länge durch eine von Langer Kisch, woselbst die Reisenden zuletzt chronometrische Beobachtungen angestellt hatten, gezogene Linie zu 73° 40′ O. von London. Die Höhe über dem Meere beträgt, vermittelst der Temperatur von kochendem Wasser gemessen, 15,600 Fuß; denn der Thermometer zeigte 184° Fahrenheit. Die Temperatur des Wassers unter dem Eise stand auf 32°, gerade auf dem Gefrierpunkt. Dieses ist also die wahre Lage der Quellen dieses berühmten Flusses, der nach einem Laufe von zweyhundert deutschen Meilen in die Südseite des Aralsees sich mündet. Pamir ist nicht bloß der Mittelpunkt im Flußsysteme Mittelasiens, sondern auch der Heerd, wovon dessen vornehmste Gebirgszüge ausgehen. Die Ebene, an deren Südseite der See sich ausbreitet, hat einen Umfang von ungefähr drey (engl.) Meilen; und von diesem hochgelegenen Plateau aus gesehen, scheinen die Berge keine große Höhe zu haben. Das Tafelland Pamir ist, wie bereits angegeben wurde, 15600 Fuß hoch, also bloß zwey und sechzig Fuß niedriger als der Gipfel des Montblanc; die Höhe der von dieser Ebene emporsteigenden Berge, welche zu 3400 Fuß angegeben wurden, beruht bloß auf einer beyläufigen Schätzung. Die Wachanis nennen diese Ebene, wie gesagt, Bham i Duniah, d. h. Dach der Welt, und es scheint, daß sie das höchste Tafelland in Asien, ja auf der ganzen Erde ist. Von Pamir aus senkt sich die Fläche in jeglicher Richtung, bloß gegen Südosten nicht, woselbst ähnliche Plateaus längs der Nordseite des Himalaja nach Tibet hinein sich erstrecken. Wood glaubt, der Hindokuh sey höher und dichter als der Himalaja, denn der erstere bildet die Wasserscheide zwischen den Flüssen Mittelasiens und dem Süden dieses Erdtheiles und ist ein ohne Unterbrechung fortlaufender Gebirgszug; der Himalaja hingegen wird zweymal durchbrochen, einmal vom Indus und dann vom Kunerfluße; auch fließt von allen Flüssen, die in ihm entspringen, keiner in nördlicher Richtung.

Der Jakochse ist für die Einwohner Tibets und Pamirs, was dem Lappländer im nördlichen Europa sein Rennthier. Wohin man zu Fuß gelangen kann, ist auch für den Jak der Pfad zugänglich. Gleich dem Elephanten weiß er mit bewunderungswerther Genauigkeit, wie viel er zu tragen im Stande ist. Wenn Reisende sich verirrt haben, so wird eines dieser Thiere vorausgetrieben, und man sagt, daß es mit wundervoller Spürkraft den verborgenen Tiefen und Abgründen ausweicht. Sein Tritt ist fest und sicher. Wenn ein Schnee-

*) Vrgl. oben die Stellen aus Marco Polo.

fall einen Gebirgspaß für Mann und Roß unzugänglich macht, so wird eine Heerde Jaks vorausgetrieben, und diese stellen, wie ein Kirgise sich ausdrückte, „eine königliche Heerstraße“ her, als ob sie gelernte Wegmacher wären. Doch muß, wenn sie wirksame Dienste leisten sollen, der Schnee frisch gefallen seyn. Nur wo das Queckſilber nicht über Null steigt, ist das Klima dem Fortkommen des Jak günstig. Wenn auf den hohen Bergflächen ihm der Schnee zu tief liegt, so daß er nicht zu den darunter verborgenen Gräsern gelangen kann, so rollt er sich den Abhang hinab und frißt dann die so von Schnee entblößte Stelle ab, bis er wieder oben ist. Ist er auf die Spitze gekommen, so wiederholt er dieses Manöver zum zweyten Male, bis er gesättigt ist. Während der Sommerhitze schickt man das Thier zu dem sogenannten alten Eise, d. i. in die Regionen des ewigen Schnees. Das Kalb behält man unten als ein Pfand für die Rückkehr der Aeltern, und diese unterlassen auch niemals sich wiederum einzustellen. Die Frauen ziehen, gleichwie unsere Alpenbewohner, während des Sommers in die höher gelegenen Thäler, die zwischen die Schneegebirge eingestreut sind, und widmen ihre ganze Zeit der Sommerwirthschaft. Die Männer bleiben in der Ebene und bestellen ihre Felder, besuchen aber von Zeit zu Zeit die Wirthschaft auf den Bergen; von diesen Sommerwanderungen sprechen sie alle mit dem höchsten Entzücken. Die Jak, auch Raschkühe genannt, leben in Heerden beysamen und bieten den Wölfen Trotz, von denen es hier wimmelt. Ihr Haar wird einmal des Jahres, nämlich im Frühling geschoren. Der Schweif dieses Thieres ist der in Hindostan so gebräuchliche Tschaury; hier zu Lande aber verfertigt man aus den starken, eisenfesten und biegsamen Schwanzhaaren Seile, die, was Stärke betrifft, den aus Hanf gefertigten nicht nachstehen. Aus den Haaren des Körpers werden Matten gewoben, und auch ein starker Zeug, der zu Reithosen vortrefflich ist. Die Milch der Jak ist kräftiger als die der gemeinen Kuh, aber letztere giebt eine größere Quantität. Dem Kurut, welcher daraus gemacht wird, räumt man den ersten Rang ein, und zieht ihn sogar dem in ganz Afghanisten geschätzten Kurut vor, der in den Gebirgsdistrikten Kabuls fabricirt wird. Die Butter rühren die Kirgisen niemals aus. Die Reisenden sahen zum ersten Male einige Jaks, als sie durch den Ischkaschm Paß zogen, woselbst sie oben auf dem höchsten Gipfel weideten; im Dorfe gleiches Namens kaufte man gleich einen für Dr. Lord und schickte ihn unter der Obhut zweyer Männer nach Kundus. Aber diese sonderbaren Thiere brauchen ein so kaltes Klima, daß obgleich in der Ebene von Kundus noch der Winter herrschte, dennoch die Wärme zu groß war und der Jak ein oder zwey Tagreisen vor der Stadt starb. Einige Jahre früher war es einem afghanischen Edelmann gelungen, drey dieser Thiere nach Kabul zu bringen; aber obwohl diese Stadt 6000 Fuß über dem Meere liegt, so war selbst diese Temperatur zu ihrem Gedeihen nicht kalt genug. So wie der Schnee wegschmolz, siechten sie hin und starben bald im Frühjahr.

Der Fürst von Wachhan leitete seinen Stammbaum bis zu Alexander dem Großen hinauf, und auf diesen seinen Ahnherrn that er sich nicht wenig zu gute. Muhammed Rahim betrachtete seine erlauchte Abkunft als eine unbestreitbare Thatsache, und bey allen seinen Nachbarn zweifelt auch wirklich Niemand an der Richtigkeit derselben. Doch ist diese Ehre, wie dieß bereits andere Reisende bemerkt haben, nicht auf Wachhan beschränkt, sondern auch die Herrscher von Badakschan, Darwas, Tschitral machen Anspruch darauf. Was die ehemalige Herrscherfamilie von Badakschan betrifft, so entdeckte man bey genauerer Nachforschung zu Jerm, daß ihr Anspruch auf griechische Abkunft einzig und allein auf einer Verschwägerung mit der königlichen Familie von Tschitral beruht, deren Blut für besonders edel gilt und deßhalb, wie das sich von selbst versteht, von keinem andern herstammen kann als von Sikender; die Muhammedaner haben diesen Helden selbst unter die Zahl ihrer Heiligen versetzt. Auch in den Alpenlandschaften Schagnan und Roschan, welche im Thale des Oxus nördlich von Darwas gelegen sind, nehmen die Fürsten dieselbe klassische Abstammung in Anspruch: jedoch die Mullahs, welche allein mit antiquarischen Untersuchungen sich abgeben, behaupten, daß ihre Ansprüche nicht besser begründet seyen als der des gefallenen badakschan'schen Fürstenhauses.

Unterhalb Wachhan sind Roschan, Schagnan und Darwas die am stärksten bevölkerten Gebiete an diesem Strome. Der Reisende, welcher stromabwärts geht, kommt zu ihnen in der Ordnung, in welcher sie aufgeführt wurden. Sie sind alle von Natur stark geschützt und bloß während der Mitte des Sommers zugänglich, und selbst dann ist den Pässen nicht immer zu trauen.

Wenn der Orus zugefroren ist, kommt man am besten in diesen Ländern längs des Flusses von Ischkaschm aus, und zwar auf der Straße über Gharan und die Rubinminen. In Rhagnan soll sich ein See befinden, der eine halbe Tagreise im Umkreise hält und alle Gewässer des Landes auf dem linken Ufer des Pandsch — so heißt hier der Orus — in sich aufnimmt; aus ihm fließt ein ziemlich starker Bach, der zwey Mühlen zu treiben im Stande wäre, und mündet in den Orus. Die drey Landschaften haben Ueberfluß an Steinobst, und auch der Maulbeerbaum gedeiht in allen vortrefflich. An Getreide werden Waizen und Gerste gebaut. Die Heerden bestehen aus Kühen und Schafen, beyde von der gewöhnlichen Art; Pferde sind nicht zahlreich; das kirgisische Kameel ist das gewöhnliche Lastthier. In Roschan und Schagnan sind die Einwohner Schiiten, ihre Kleidung ist der der Wachhanis ähnlich und auch ihre Häuser sind ähnlicher Bauart. Gegenwärtig zählt Schagnan ungefähr dreyhundert Familien; früher aber, ehe es noch von Murad Beg ausgeraubt und entvölkert wurde, zählte es gegen tausend. Roschan ist besser bevölkert, und hat noch immer gegen tausend Familien. Beyde Districte zusammen entrichten alle Jahre an Kundus einen Tribut von fünfzehn Sklaven, und erhalten dafür Gegengeschenke von ungefähr gleichem Werthe. Sie sprechen einen eigenen Dialekt, welcher von dem der andern Districte verschieden ist. Darwas hingegen ist von Kundus unabhängig, und der Verkehr zwischen beyden Staaten beschränkt sich auf den Austausch von Geschenken; dieß Land ist äußerst gebirgig; steile, Schwindel erregende Pfade, auf denen man nur zu Fuß fortkommt, führen von einem Orte zum andern. Das wenige Erdreich ist mit Baumwolle bestanzt; es werden daraus Tücher gewebt, die einen Gegenstand der Ausfuhr bilden und für Getreide und Schießpulver vertauscht werden. Sämmtliche Ortschaften liegen auf dem linken Ufer des Orus. Der Schah oder König von Darwas unterhält eine Art Hofstaat und ein großes Heer, — groß erscheint dasselbe wenigstens im Vergleiche mit den Streitkräften seiner schwächeren Nachbarn. Die Einwohner von Darwas gehören ebenfalls zu den Tadschik und sind größtentheils sunnitische Muhammedanen. Ihre Sprache ist das Persische. Nordnordöstlich von diesem Staate ist der District Karategin, welcher bald von Chokand bald von Kundus abhängig ist.

Auf der Rückreise von Kundus nach Kabul besuchte Dr. Lord den Wallfahrtsort, Masar oder das Grab genannt, sieben deutsche Meilen westlich von Chulm gelegen, wo der letzte Reisegefährte Moorcroft's gestorben ist. Es wurden Lord bereitwillig alle Bücher, die sich hier vorfanden, übergeben; doch fand man darunter keine handschriftlichen Bemerkungen des berühmten Reisenden. Westlich von Chulm gleicht das Drusthal, die Ufer ausgenommen, einer Wüste, aber östlich der Felsenpässe von Darwas findet sich auch auf allen hochliegenden Gegenden des Thales üppiger Graswuchs, von zahllosen Blumen durchschlängelt. Diese Bergbekleidung bildet auch den Unterschied zwischen dem Lande Kundus und Kabul. Hier steigen die Hügel kühn empor, sind spitzig und eckig, nackt und kahl, während die niedrigen, wellenförmig gestalteten Berge von Kundus so lieblich anzuschauen sind, wie der grünen Rasen an ihrem Fuße. Zu Inderab fand man den freundlichen Tora Chan, Fürsten der Tadschik, welche das eiserne Joch Murads verwünschen und mit Freuden unter die Hoheit Afghanistans (d. h. jetzt Englands) sich begeben würden. In den Gebirgsgegenden Afghanistans, in der Sprache Persiens Kohistan genannt, herrschten damals große Unordnungen, namentlich ließ sich der Klan der Pantschschiri, welche gleichwie die übrigen Bewohner Kohistans Tadschiks sind, große Ausschweifungen zu Schulden kommen. Sie erkannten zwar die Oberherrschaft Dost Mohammed's, ohne aber irgend Abgaben zu entrichten. Sie sind vortreffliche Krieger und können leicht, wenn sie zusammenhalten, 10,000 Bewaffnete stellen.

Als die Reisenden am 1. März 1839 nach Kabul zurückkamen, fanden sie, daß Kapitän Bur-

nes bereits die Stadt verlaſſen hatte. Die Rothkappen oder perſiſche Parthey freute ſich über das Zerwürfniß mit England, während die Afghanen und Tadſchik ſehr ungehalten darüber waren. Verdrüßlich wegen der guten Aufnahme, die der ruſſiſche Agent gefunden hatte, beſorgt wegen der Abreiſe des engliſchen, betrachteten ſie den Mir als die einzige Urſache des drohenden Sturmes und wünſchten Schah Schudſcha zurück. „Doch ſcheint es," fügt der einſichtsvolle Reiſende hinzu, (S. 422), „daß wir jetzt in Afghaniſtan uns nicht mehr eines ſo guten Leumundes erfreuen, wie ehemals. Könnte es auch wohl anders ſeyn? Die Eroberung und Beſitznahme des Landes durch brittiſche Truppen; die glänzenden Waffenthaten von Gisni (Ghaſna) und Kelat werden zwar unſern Namen von dem Indus bis zum Kaſpiſee verbreiten; ehemals erfreute ſich England einer freywillig gezollten Ehrfurcht unter allen Völkern Aſiens; an deren Stelle trat jetzt die Furcht vor unſern Waffen. Wenn nur unſer jetziger Gewinn ſpäter nicht zu einem Verluſt umſchlägt." Wir wiſſen, aus einer mündlichen Aeußerung des Herrn Wood, daß Burnes dem Kriegszug gegen Kabul ſehr entgegen war. Wollte man, ſagte Burnes, Doſt Mohammed ein Drittel des Geldes geben, welches der Krieg gegen ihn koſtet, ſo würde er der treueſte Verbündete Englands ſeyn; man könnte leichter unter ſeinem Namen das Land beherrſchen, als unter dem des elenden verhaßten Schah Schudſcha. Lord Aukland und namentlich Macnaghten waren aber anderer Anſicht. Und ſo ward der folgenreiche Zug nach Afghaniſtan unternommen, welcher die engliſche Herrſchaft in Aſien bis unfern des ruſſiſchen Reiches und ſeines Einfluſſes erweiterte.

Carl Friedr. Neumann.

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortſetzung).

M. H. M. Ducrotay de Blainville, Ostèographie ou description iconographique comparée du squelette et du système dentaire des cinq classes d'animaux vertébrés récents et fo siles, pour servir de base à la zoologie et à la géologie. Text in 4. Mammifères. Fasc. 8. Atlas in fol. — — Fasc. 8.

William Jardine, The natural history of the Pachydermes, or thick - skinned quadrupeds. Edinb. 1836. 8.

The natural history of the ordinary cetacea or whales. Edinb. 1837. 8.

Will. Macgillivray, A history of British Quadrupeds. Edinb. 1838. 8.

Rob. Hamilton, The natural history of the amphibious carnivora, including the walrus and seals, also of the herbivorous cetacea etc. Edinb. 1839. 8.

Chas. Hamilton Smith, The natural history of dogs. Canidae or genus canis of authors. Including also the genera hyaena and proteles. Vol. 1. 2. Edinb. 1839 — 40.

James Duncan, Introduction to entomology. Edinb. 1840. 8.

— — — The natural history of beetles. Edinb. 1835. 8.

— — — The natural history of british butterflies. Edinb. 1835. 8.

— — — The natural history of british moths, sphinxes. Edinb. 1836. 8.

The natural history of bees. Edinb. 1840.

Will. Jardine, The natural history of Gallinaceous birds. Vol. I. Edinb. 1836. 8.

— — — The natural history of game-birds. Edinb. 1834. 8.

Pridéaux John Selby, The natural history of pigeons. Edinb. 1835. 8.

— — — — The natural history of parrots. Edinb. 1836. 8.

Will. Swainson, The natural history of the birds of Western Africa. Vol. I. Edinbourg 1837. 8.

Will. Jardine, The natural history of the birds of Great Britain and Ireland. Part I. Birds of prey.

Part II. Incessores. Edinb. 1838 — 39. 8.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. November.

Nro. 238. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Grammaire Egyptienne, ou principes généraux de l'écriture sacrée égyptienne appliquée à la représentation de la langue parlée. Par Champollion le Jeune; publiée sur le Manuscrit autographe par l'ordre de M. Guizot, Ministre de l'instruction publique. Première partie 1836. Deuxième partie 1838. fol. XXIII. 460.

Sur l'alphabet hiéroglyphique: Lettre à Monsieur le Professeur Hippolyte Rosellini, par le Dr. R. Lepsius. (Annales de l'Institut de correspondance archéologique, tome IX. cah. 1. Rome 1837. 8. mit zwey Steindrucktafeln.)

Zweyter Artikel.

Wir geben unsern Lesern im Folgenden, wie wir ihnen versprochen hatten, eine freye, von Champollions eignem Versuche vollkommen unabhängige wissenschaftliche Bearbeitung des in dem Champollionischen Werke zusammengebrachten altägyptischen Sprachmaterials, und zwar zuvörderst eine Darlegung der vier ersten und wichtigsten Theile der altägyptischen Grammatik, nämlich der Lautlehre, Wortentstehungslehre, Schriftlehre und Wortunterscheidungslehre, indem wir bey dieser Bearbeitung besonders immer den Zweck im Auge behalten haben, jenen wichtigen durchgreifenden Zusammenhang der ägyptischen Sprache mit dem sogenannten indogermanischen Sprachstamm, ein Zusammenhang, der dem Hieroglyphischen in dem von uns behandelten Theil seiner Grammatik die bisher von dem Sanskrit behauptete Stelle einer grammatischen Principienlehre für unsern gesammten Sprachstamm anweist, vor den Blicken unserer Leser so viel als möglich hervorzuheben und in seiner ganzen sprachwissenschaftlichen Bedeutsamkeit erkennbar zu machen. Der Leser wird es uns dabey nicht verargen, wenn wir uns, um den Lauf unserer Entwicklung nicht ungebührlich zu verlängern, der, in einer größern Abhandlung vielleicht nothwendigen, kritischen Seitenblicke auf Champollions vielfache Irrungen und Nicht-erkenntnisse fast durchgängig enthalten haben und somit unserm eigenen Wunsche gefolgt sind, das Andenken dieses, in der Unermüdetheit seines philologischen Angreifens, Zusammenraffens und Combinirens, um die ägyptische Philologie so hoch verdienten Mannes, anstatt es durch die nachträgliche Anregung eines seinem Studienkreise fremden Maßstabes zu verkleinern und herabzusetzen, vielmehr durch ein entschlossenes Weiterdringen auf der von ihm geöffneten Bahn sprachgeschichtlicher Entdeckungen nach Kräften zu rechtfertigen, zu ehren und wirkungsreich zu machen. Die Fälle, in denen Hr. Lepsius, von der Darlegung seines Vorgängers abweichend, das Verständniß der ägyptischen Grammatik weiter gebracht hat, haben wir besonders angemerkt. *)

---

*) Nicht zurückhalten indessen dürfen wir hier die, für den jetzigen Zustand der hieroglyphischen Philologie in Frankreich nicht ehrende Bemerkung, daß der im ersten Theil so correcte Druck des Champollionischen Werks von der Mitte des zweyten Theils an durch eine Menge den Text der hieroglyphischen Beyspiele betreffender Nachläßigkeiten, Verwirrungen und offenbarer Fehler entstellt wird, ohne Zweifel aus keinem andern Grunde, als weil das nachgelassene Champolli-

I. Altägyptische Lautlehre.

Das altägyptische Lautwesen, sowie wir dasselbe in der Schrift festgehalten erblicken, ist überaus einfach: es unterscheidet nichts als die allerwesentlichsten Hauptstufen in den nachahmenden Bewegungsweisen der Stimme und des Mundes, nämlich, die Laute eben nach diesen fünf Bewegungsweisen oder Lautgattungen eingetheilt, folgende 15 Laute:

1) Die vier Haucher, oder – nach eingetretener Zusammenziehung eines jeden derselben mit dem ihm inwohnenden Stimmlaute — 4 Grundvocale ā *), j (ī) w (ū, ō) h (ē) **); 2) die drey Stoßlauter p, k, t, ohne Unterscheidung der dem lateinischen b, g, d entsprechenden tönenden Form eines jeden dieser Lauter. (Das griechische δ wird in der spätern Schrift zuweilen durch nt ausgedrückt, wie das deutsche d im Neugriechischen); 3) die beyden Nasenlauter n und m; 4) die 4, später, 5 Streichlauter (geriebenen Lauter) v, ***) f, s, ch, und, aus letzterem entwickelt, sch: also auch hier eine Unterscheidung des Tönens und Nichttönens nur bey dem Zahnlippenlauter; 5) der Zungenzitterlauter r. — Stellen wir die Bewegungsweisen oder Lautgattungen mit den Lautstellen oder Bewegungsmitteln (den handelnden einzelnen Theilen des nachahmungsthätigen Mundes) der Reihe nach zusammen, so ordnen sich diese Lauter in folgender Uebersicht:

	Gesammter unveränderter Mund.	Lippenbewegung.	Zungenbew.	Klappenbew.	Kehldeckelbew.
Hauch und Grundvocale	ā	w, ū	j, ī	*)	h (ē)
Stoßlauter		p	t	k	
Nasenlauter		m	n		
		tönend	dumpf		
Strichlauter		v	f	s, sch	ch
Zitterlauter			r.		

Eine theilweise Vervollständigung dieser Lauttafel bietet uns das neuägyptische oder koptische Alphabet, insoweit wir nämlich — besonders mit Berücksichtigung der in ihrer mehrfachen nachahmenden Bedeutung noch als wesentlich erkennbaren Mehrformigkeit gewisser Lauter — voraussetzen dürfen, daß diese im koptischen Alphabet unterschiednen Nebenformen auch schon im Altägyptischen, wenn nicht in der Schrift, doch in der Aussprache, unterschieden wurden. Die koptischen Nebenlauter, von denen diese Voraussetzung am sichersten ist, sind die beyden Nebenstoßlauter des k (vrgl. Erst. Art. S. 550. Note), nämlich, erstens, das sogenannte Djanja, eine (allmählich in die Aussprache des französ. j übergegangen) vordere feinere Nebenform des Klappenstoßlauters, die wir durch c schreiben wollen; und zweytens das sog. Schima, eine (all-

---

onsche Manuscript gegen das Ende hin flüchtiger und nachläßiger abgefaßt ist und bey der Correctur niemand vorhanden war, der auch nur diese groben materiellen Fehler hätte verbessern können.

*) Für den mit seinem Vocale noch nicht zusammengezognen Mundhaucher (das hebräische א) besitzt die allgemeine Schrift noch kein passendes Zeichen. — Wenn wir übrigens hier die Wurzelhaftigkeit oder Länge des Vocals nicht, nach Grimm's und Bopp's Vorgang, durch einen Circumflex (â, û u. s. w.) sondern vielmehr durch einen einfachen Strich ausdrücken, so geschieht dieß, weil die in jener Grimm'schen Bezeichnungsweise enthaltne ungrammatische Verwirrung der Quantität mit dem Accente für unser Sprachgefühl etwas verletzendes hat.

**) Diese, aus der alphabetischen Geschichte des griechischen H hinlänglich bekannte Zusammenziehung des he in ē scheint im Aegyptischen nur sehr selten eingetreten zu seyn; ein Beyspiel ist das koptische ēi Haus, entstanden aus dem hieroglyphischen hi Haus.

***) Daß dieser, hieroglyphisch durch ein Bein geschriebene und durchgängig dem koptischen Vita entsprechende, Laut nicht rein lippenhaft (wie das französische b) sondern lippenzahnhaft (wie das franz. v) gewesen, erhellet besonders aus der nachahmenden Bedeutung der diesen Laut enthaltenden äg. Wörter īv Zahn, Elfenbein und ō-vah Zahn, ungar. fag, irisch fecc, vgl. kopt. eiv Nagel.

*) Hieher gehört das der äg. Sprache unbekannte hebräische ע, nebst seinem Vocale o.

mählich in die Aussprache des französ. ch übergegangene) hintere Nebenform desselben Lauters, die wie durch q ausdrücken. Was die koptische Spaltung des Zungenzitterlauts in r und l betrifft, so wird das Nichtvorhandenseyn derselben im Altägyptischen, — außer durch die Analogie des Zend —, nicht nur durch viele aus dem Aegyptischen ins Griechische übertragene, sämmtlich das l entbehrende Wörter und Eigennamen *), sondern auch dadurch wahrscheinlich gemacht, daß das Baschmurische, als die unentwickeltste und älteste der drey Mundarten des Koptischen (Baschmurisch, Thebanisch und Memphitisch) diese Spaltung gleichfalls nicht kennt, sondern den Zungenzitterlaut auch nur durch einen einzigen Buchstaben, nämlich das r, ausdrückt. — Wenn übrigens die ägyptische Sprache, wie aus obiger Uebersicht erhellt, sowohl der tönenden als der mit h zusammengesetzten Stoßlauterform ermangelt, so darf man diesen Mangel nicht etwa — (zufolge eines in die neueste Sprachforschung eingerissenen Mißverständnisses der Ausdrücke mediae (στοιχεῖα μέσα) tenues (ψίλα) und aspiratae (δασέα), die, während sie bey den alten Grammatikern vollkommen sach- und wortgemäß nichts anders bezeichnen als die drey verschiedenen an jedem Lauter haftbaren Luftstärkengrade (δυνάμεις), bey unsern heutigen, von diesem δυνάμεις nichts mehr wissenden, Grammatikern dagegen als Bezeichnungen des Tönens, Dumpfseyns und Kehlhaftigwerdens eines Stoßlauters angewandt werden*), — man darf, sag' ich, diesen Mangel nicht etwa so verstehn, als ob die ägyptische Sprache damit zugleich der Unterscheidung eben dieser, einen jeden Laut auf dreyfache Weise belebenden, Luftstärken ermangelt hätte: wie hätte auch dieses gewissermassen wesentlichste und geistigste Mittel der Wortschöpfung, dessen dunkel gefühltes Bewußtseyn selbst noch in dem untern Stromlauf unsrer heutigen Sprachen ungestört fortwirkt, dem schöpferischen Urquell der ägyptischen Sprache abgehn können! — vielmehr ist sicher, daß diese Sprache jene drey Stärken, obwohl an ihren Stoßlautern mit keiner anderweitigen Unterscheidungsform, nämlich einer besondern Stimmung oder Gestaltung, verknüpft und deßhalb auch in der Schrift nicht angezeigt, doch in der lebendigen Rede aufs deutlichste unterschieden haben wird, und daß auch wir folglich noch heute beym Lesen und Aussprechen der ägyptischen Stoßlauter, selbige, je nachdem wir sie in einem Worte, entweder aus dessen Sinn oder aus dem Vergleich mit andern Sprachen, als mediae, aspi-

*) Von Eigennamen, so viel uns erinnerlich, alle; von andern Wörtern z. B. das aus dem Aegyptischen rar Kind (koptisch lila) stammende äolische (wegen seines schwach behauchten ρ bekannte) Wort ῥάρος, das, als gebildet von einer das kindliche Züngeln und Saugen nachahmenden Wurzel, in jeder des l theilhaftigen Sprache, diesen Lauter, wenn irgend eins, festgehalten haben würde. — In vielen ihrem ägyptischen Ursprung entfremdeten Wörtern dagegen, namentlich mehreren von dem griechischen Mythus aufgegriffenen Eigennamen, zeigt sich die (vielleicht eher von den Pelasgern als Hellenen selbst herrührende) Verwandlung des r in l: z. B. in Α-χιλεύς von cher, cher-ũ Kind; Μενελᾶς (auf etruskischen Vasen Menle) aus Me-n rã d. h. der von der Sonne Geliebte (ein viel gebräuchlicher ägypt. Königstitel); Ἀπολλών (etruskisch „E-pul," bey Pacuvius „A-perta") wahrscheinlich von per Sonne (koptisch pire die Sonne gieng auf), irisch beal (Belus) Sonne (das hebr. bayal?)

*) Das Mißverständniß entsprang daraus, daß in der unserer Linguistik zum Grunde liegenden sogenannten klassischen Sprachen die verschiedenen Luftstärkengrade sich mit den verschiedenen Stimmungen und Gestalten des Lautes allerdings gewöhnlich in der, bey dem Mißverständniß als nothwendig vorausgesetzten, Weise verbunden finden (mit durchgängiger Ausnahme indessen der im Sanskrit, wie im Englischen, tönenden Aspiraten), und zwar gegensätzlich zu den, von andern Verbindungsweisen ausgehenden, germanischen Sprachen: wobey es aber freylich der unserer modernen Philologie (wie allen unsern modernen Wissenschaften und Künsten) anklebenden Abgekehrtheit vom Leben bedurfte, um überhören zu laßen, daß der Deutsche z. B. sein tönendes d in „du", und der Engländer sein th in „thou" eben so gut als tenuis sprechen wie der Italiener und Franzose sein t in „tu"; oder umgekehrt beyde ihr dumpfes t und tönendes d in „Tag" und day eben so gut als aspirata, wie der Grieche sein θ in θάομαι.

ratae, oder tenues erkennen, auch je als eine solche, stärker oder schwächer, vernehmbar machen müssen: als z. B. in folgenden, mit dem Indogermanischen verglichenen Wörtern, bey denen wir, Deutlichkeits-halber, die starke aspirata auch in der Schrift durch ein nachgesetztes ', die schwache tenuis durch ein vorgesetztes ' von der reinen, nicht gekennzeichneten media unterscheiden wollen.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

W. Swainson, The natural arrangement and relations of the family of flycatchers or mscicapidae. Edinb. 1838. 8.

W. Jardine, The natural history of the ruminating animals. Containing Deer, Antalopes, Camels, Goats, Sheep. Part 1. 2. Edinbourgh 1839. 8.

Joh. Conr. und Ed. Susamihl, Abbildungen der Vögel Europas. Text nach Temmink's manuel d'ornithologie und den vorzüglichsten neueren Schriften und mit Beyträgen von mehreren bewährten Naturforschern bearbeitet von Dr. Gergens. Lief. 1 — 4. Stuttgart 1840. 8.

Andrew Smith, Illustrations of the Zoology of South Africa, consisting chiefly of figures and descriptions of the objects of natural history collected during an expedition into the interior of South Africa in the years 1834, 1835 and 1836. Nr. 13. London 1841. 4.

Dr. M. S. Krüger, Bibliographia botanica. Handbuch der botanischen Literatur in systematischer Ordnung nebst kurzen biographischen Notizen über die botanischen Schriftsteller. Berlin 1841. 8.

J. P. Vaucher, Histoire physiologique des plants d'Europe ou exposition des phénomènes qu'elles présentent dans les diverses périodes de leur développement. Vol. 1 — 4. Paris 1841. 8.

John Lunan, Hortus Jamaicensis, or a botanical description and an account of the virtues of its indigenous plants hitherto known, as also of the most useful exotics. Vol. 1. 2. Jamaica 1814. 4.

Horsfield, Plantae Javanicae rariores, descriptae iconibusque illustratae, quas in-insula Java, annis 1802 — 1818, legit et investigavit Thomas Horsfield; e siccis descriptiones et characteres plurimarum elaboravit J. J. Bennett; observationes structuram et affinitates praesertim respicientes passim adjecit Robertus Brown. Part 1. 2. London 1838 — 40. fol.

Ed. Pöppig, Nova genera ac species plantarum quas in regno Chilensi, Peruviano et in terra amazonica legit et cum St. Endlicher descripsit iconibusque illustravit. Vol. I. II. III. Lips. 1835 — 1840. fol.

Dr. Ph. Fr. de Siebold, Flora Japonica. Sectio I. plantae ornatui vel usui inservientes. Digessit Dr. J. G. Zuccarini. Fasc. 17 — 20. Lugd. Bat. 1841. f.

S. C. Fischer, Handbuch der Mineralogie. 2. Aufl. Wien 1840.

L. A. Necker, Etudes géologiques dans les Alpes. Vol. I. Paris 1841. 8.

Fr. Ad. Römer, Die Versteinerungen des norddeutschen Kreidegebirges. Lief. 2. Hannover. 1841. 4.

M. E. Chevreul, Recherches sur la teinture. Leçons de chimie, appliquée à la teinture. Vol. 1. 2. Paris 1829 — 30. 8.

Der ungarische Wechsel-Codex. Nach der Gesetzgebung des ungarischen Reichstages von 1840 übersetzt von H. Klein. Pesth 1841. 8.

G. Sandifort, Tabulae craniorum diversorum nationum. Fasc. 1. 2. Lugd. Batav. 1840. f.

Charles Coleman, The mythology of the Hindus with notices of various mountain and island tribes, inhabiting the two peninsulas of India and the neighbouring islands, and an appendix, comprising the minor Avatars and the mythological and religious terms of the Hindus. London 1832. 4.

Chr. G. Thomasson, Finnische Mythologie. Aus dem Schwedischen übersetzt von Chr. J. Petersen. Reval 1821. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. December.

Nro. 239. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Grammaire Egyptienne par Champollion le Jeune etc.

Sur l'alphabet hieroglyphique par le Dr. Lepsius etc.

(Fortsetzung.)

1) Die drey Stoßlauter als mediae.

t, tā geben, nehmen: sanscr. dā, lat. dā, gr. δω (d. zu, nur als Präposition erhalten). — tm, tam (copt. tom) einschließen, einzäunen (Zaun, Stadt), sich ziemen, fromm: sanskr. dam, gr. δεμ, δόμος. lat. domare, domus, engl. town, (vrgl. hebr. ātam.). — rat (copt. rōt). sprossen, Wurzel, Stamm: lat. rad-ix, gr. ῥίζα engl. root — wit (copt. oeit u-s-oeit) weiß, hell seyn: sanskr. wid, gr. ιδ; lat. videre. engl. white. (z. vrgl. das sanskr. çwit weiß.) cat Gefäß: gr. κάδος, lat. cadus (hebr. cad.—

και Feld, Erde (koptisch kaic) sanskr: gō, gr. γαῖα. cn, cnā, Beugung, Knie (copt. cne): sanskr. gānu, gr. γόνυ; lat. genu, engl. knee. — cr, crā dasselbe: irländ. glun, cymr. glin. (das engl. glen.) — an-ak (hebräisch ānoki) ich: gr. ἐγ-ων (die beyden Wurzeln in umgekehrter Folge) goth. ik. (sanskr. ah-am mit h als media). — mok-h den Nacken neigen, arbeiten, sich abmühen: gr. μογεῖν.

Pacht (Name einer Göttinn) gr. Βούβαστις. Anup: gr. Ἄνουβις. Apt: gr. Θῆβαι (umgestellt). hip (oder hiv): gr. ἶβις.

2) Die drey Stoßlauter als aspiratae.

t', t'e, thun, machen, seyn: sanskr. dhā gr. τιθημι. althochd. tuon. t'n, t'an (copt. θην) gedeihen: sanskr. dhan, gr. εὐ-θενεῖν. — t'o Land, Erde Welt, gr. χθω-ν; auch griechisch überschrieben in dem von Homer dem Apollon beygelegten bekannten Beynamen des Rā, Men-to oder Smen-to d. i. Befestiger der Welt, bey Homer Σμινθεύς. — net' weben, Göttin Neith. gr. νήθω' Νηΐθ (Ἀθήνη).

k'ij zeugen, Stier: gr. πά-χις. q'r, q'ir, nehmen, rauben sskr. hr, gr. χῆρος. q'or hinken (stehlen) gr. χωλός. kak' neben hak' jauchzen gr. ἰάχω,

p'ū zeugen, seyn, sanskr. bhū gr. φυ latein. fu (bo) althochd. pi-m. — p'e aufblicken, leuchten, Himmel: sanskr. bhā gr. φαός, lappländ. bev, sehen beive Tag. (Φοῖβος) (in der von diesem Worte abgeleiteten Präpos. hü-pe-r (d. i. auf gen Himmel) sanskr. upari, gr. ὑπέρ, haben alle indogerman. Sprachen die nicht mehr gefühlte Aspirata zur Tenuis werden lassen). — p'ah brechen, theilen; sanskr. bhāg' armen. pegel.

3) Die drey Stoßlauter als tenues.

't r durchboren: sanskr. tṝ. gr. τορεῖν, τιτρᾶν. — 'tm abziehn (Schaale, Hülle, Dunkel) zerschneiden, verletzen: sanskr. tm (tamas Dunkel) gr. τέμνειν lat. contemno. d. verdammen (Dämmerung) — kwat' kōt' platt schlagen, (Kelle, mauern, bauen): lat. quatio (das sanskr. cut-a verachten?) — set' spinnen, Faden: lat. seta die Seide. — fat-ū (plur. von fat (pat) Thierfuß) die vier Füße, vier. (Der Ursprung des bekannten, im kymrischen pedvar und gothischen fidwor (das r scheint eine schon im äg. vorkommende Verstärkung des Pluralzeichens w) am kenntlichsten erhaltenen Zahlwortes.)

'qam begehren, genießen, lieben, sich ergötzen,

ſanskr. kam, irländ. caemh Liebe. 'kãf Affe: ſanskr. kapi, gr. κῆπος hebr. qof). sa'k ſchneiden: lat. secare, d. ſägen. vak'i Haus: gr. οἶκος, lat. vicus.

'pas backen: ſanskr. pac, gr. πέσσειν, lat. pis-tor. 'paj fliegen: ſ. pac. (wovon pakschina Vogel.)

chap nehmen, fangen: lat. capio (das deutſche geben). — ãpi-t Haupt: lat. caput, gothiſch haubit.

Für die Laute der übrigen Gattungen verſteht es ſich, wie in allen andern Sprachen, ſo auch in der ägyptiſchen von ſelbſt, daß hier ein jeglicher, immer gemäß der Empfindung, die dem von ihm nachgeahmten Begriffe zum Grunde liegt, in Worten verſchieden geſteigerter Empfindung auch mit verſchieden geſteigerter Luftſtärke bekleidet werden muß: z. Beyſpiel: H als media: han, ham zeugen (davon han penis, hime Frau): ſanskrit und griech. γαν (ſanskr. g'an-as, lat. homo, goth. guma Mann, ſ. gama Frau goth. qvimõ gr. γυνή);*) — als aspirata: h'am fiſchen, Hamen, gr. χάμος lat. hamus, — h'or ſich fürchten: ſanskr. ghera horribilis; — als tenuis: 'hapit neben api-t, — 'het Herz: gr. ἦτορ. — V als media: ve-ve rinnen, lat. bibo; — als aspirata: v'eik Brot. (das bekannte βῆκος, deutſch Wecke) ſanskr. bhaksch eſſen, — iv' Elfenbein, Elefant, ſanskr. ibha, gr. ἐλ-εφ-αντ; — als tenuis: vã neben pã fliegen, Seele ſ. pac. — s'ev neben sep einzäunen, bannen, ſanskr. çap, lat. saepire. (Von dieſer Wurzel, namentlich dem ägyptiſchen Nennwort sev-t oder sept der Mond (eig. der einſchließende: man vrgl. die Einerleyheit des Bildes für Lippe (sapt) und Mond, beſ. Ch. pg. 304) ſtammt auch das allen indogerman. Sprachen angehörige, urſprünglich die ſieben durch den Mondwechſel eingeſchloſſenen Tage bezeichnende Zahlwort „ſieben“ ſanskr. saptan gr. ἑπτα u. ſ. w.). — F als aspirata: nef Athem, Luft. ſskr. nabhas gr. νέφος ſlav. nebes. — fonti Naſe (dasſelbe Wort umgekehrt); — als tenuis: tif-taf tröpfeln, ſanskr. tap, tip (die deutſche Wurzel hat ſich durch ein r verſtärkt) af neben av apis. — ch als media: chom Schwiegervater, gr. γαμβρός, — mach groß, ſtark; gr. μεγάς lat. magnus, d. michel; — als tenuis: chap capio; chuw — (kopt. schewe) Viereck, Würfel, Altar. gr. κύβος, κάβος lat. cubus.

Was übrigens ſchließlich noch die allgemeine Ausſprache der ägyptiſchen Sprachlaute betrifft, ſo müſſen dieſelben — wie ſolches ohne Zweifel urſprünglich in einer jeden Sprache geſchehen iſt und wie es ſich für das Aegyptiſche unter den koptiſchen Prieſtern und Sprachgelehrten durch eine uralte Ueberlieferung bis auf den heutigen Tag erhalten hat — ſämmtlich, Konſonanten und Grundvocale, ein jeder mit einer entſchloſſenen, die nachahmende Kraft des Lautes dem Hörer vernehmbar machenden, Stimmen- und Mundbewegung ſcharf und deutlich hinter einander hervorgeſtoßen werden.

*) Doch ſcheint bey dieſem Laute die gewöhnliche hieroglyphiſche Schreibung des Wortes him „Frau“ vermittelſt des Hamens (h'am) zu beweiſen, daß auch in jenem Worte das h ſtark war, eine Wahrſcheinlichkeit die noch durch das lateiniſche homo und gothiſche gumo verſtärkt wird. Wahrſcheinlich alſo iſt in der Wurzel „ham zeugen“ die aspirata urſprünglich, und im Sanskrit und Griechiſchen (ſo wie dem latein. genr) nur (aus Schamhaftigkeit) zur media gemildert worden. Andre Beyſpiele für das ägyptiſche h als media: hup neben kup bergen, dunkel ſeyn, ſchwarz (Nil) ſanskr. gup, gr. Αἴγυπτος. wahor Hund, wachſam, wachen gr. ἐγείρω, lat. vigil, deutſch wacker, wachen, ſanskr. g'-ägr.

II. Wortentſtehungs- oder Wurzellehre.

Da es hier nicht des Orts ſeyn kann, dieſen wichtigſten Theil der ägyptiſchen Grammatik und damit zugleich das ſeit Jahrtauſenden vergebens verſuchte Urkapitel der allgemeinen Sprachlehre, ein Kapitel, das nur in ſeinem vollen ſprachvergleichenden Umfange eine überzeugende Entwicklung zuläßt, unſern Leſern zuſammenhangend vorzulegen, ſo genüge es uns, dieſelben hier auf zwey einzelne, der ägyptiſchen Grammatik eigenthümliche — obwohl auch ſie für die allgemeine Sprachlehre überaus

wichtige — Ereigniſſe der Wortſchöpfung aufmerkſam zu machen, nämlich, einmal das Ereigniß des noch ſichtbaren Gewordenſeyns der zweylautigen Wörter aus einlautigen, und, zweytens, das des gleichfalls noch ſichtbaren Wachsthums und Werdens der zweylautigen Wörter oder Wurzeln zu dreylautigen: wobey es uns indeſſen nicht verſagt ſeyn wird, gelegentlich auch auf das Dunkel jener etymologiſchen Geſammtlehre ein ſtreifweiſes, den natürlichen Urſprung dieſes oder jenes Worts oder Wortgebietes enthüllendes Licht der Vermuthung fallen zu laßen.

Erſtens, die Erſcheinung des noch ſichtbaren Gewordenſeyns der zweylautigen Wörter aus einlautigen. Das doppellautige Wurzelwort, das heißt, der aus zwey, denſelben Gegenſtand auf doppelte Weiſe nachahmenden, Lautern unter ein und demſelben Stoße der Luft und Stimme, wie ein und demſelben Stoße der Empfindung und Wahrnehmung zuſammengetretene Begriffslaut, in deſſen zweygliedriger Einheit nicht minder der aufgeſchloſſene Begriff zwiſchen Satz und Gegenſatz der Nachahmung, als das aufſchließende Wort zwiſchen An- und Ausklang der Stimme ſeine Beruhigung gefunden hat, das ſo beſchaffene doppellautige Wurzelwort muß gewiß als die eigentliche Krone, der eigentlich nothwendige Abſchluß der geſammten Wortſchöpfung angeſehen werden und zugleich als das eigenthümlichſte Erzeugniß unſers indogermaniſchen Sprachſtammes, der ſich ſowohl einerſeits, durch Hervorbringung desſelben in freyerer Bewegung und Ruhe ſeines handelnden Geiſtes, von der logiſchen und rhythmiſchen Unſicherheit des einlauthaften ſineſiſchen Sprachſtammes losgeriſſen, als ſich andererſeits, durch die in ihm vorherrſchende Nichtweiterbildung desſelben, in ſtrengerer Nüchternheit und Sittlichkeit ſeines denkenden Geiſtes, von der überrhytmiſchen, Begriffszerlöſenden Weichheit des ſemitiſchen Doppelthefen-Geſangs *) freygehalten hat.

Was aber nun unter allen noch erhaltenen Zweigen dieſes Sprachſtammes die doppellautigen Wurzeln der ägyptiſchen Sprache alleinzig auszeichnet, iſt das in denſelben noch nicht untergegangene bewegliche Selbſtgefühl ihrer inneren Zuſammengeſetztheit, oder, wie wir es oben ausdrückten, ihr noch ſichtbares Gewordenſeyn aus einlautigen Wurzeln: und zwar erhellt dieſe Sichtbarkeit vorzugsweiſe aus zwey Thatſachen der ägyptiſchen Wurzellehre: zunächſt aus dem häufigen Fortbeſtehen beyder Theile (noch häufiger eines Theils) des doppellautigen Wortes als eigene, ſelbſtändige Wörter mit gleicher oder verwandter Bedeutung neben dem aus ihrer Vereinigung hervorgegangenen Worte; und ſodann aus der nicht minder häufigen Fähigkeit der bereits vereinigten Theile, ihre Stellung, vor- oder zurücktretend, gegen einander umzutauſchen: welche zwey Thatſachen wir ſofort durch eine Reihe Beyſpiele zu beweiſen ſuchen wollen. —

(Fortſetzung folgt.)

*) Der Takt, in dem die ſemitiſchen Dreylautwurzeln geſprochen werden, iſt nämlich immer ein dreytheiliger oder Dreyachteltact (γένος διπλάσιον), ſey es daß, wie im Arabiſchen, zufolge des in dieſer Sprache beliebten dactyliſchen Wortrhythmus, die drey Binnenvokale noch ſämmtlich anſchlagen (cátàbà), ſey es daß, wie im Hebräiſchen, zufolge des hier beliebten amphibrachyſchen Wortrhythmus, der letzte der Binnenvocale unterdrückt und durch eine Achtelpauſe erſetzt worden ſey (cátáb'). Der unſern indogermaniſchen Zweylautwurzeln innwohnende Tact dagegen iſt ein zweytheiliger oder Zweyachteltact (γένος ἴσον), in ſeiner ſpäteren eintheiligen Viertelgeſtalt hervorgegangen aus einem, ohne Zweifel im Aegyptiſchen urſprünglich noch geſprochenen, antiſpaſtiſch bewegten doppelvocaligen Satze (tá-vá), deſſen Gleichtheiligkeit aber dann eben die unmittelbare Veranlaſſung wurde für das Zuſammenziehen beyder Tonhälften in eine einzige von zwey gleich ſtarken Schallfiguren begränzte Linie (tav).

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortſetzung.)

Maine de Biran, Oeuvres philosophiques. Publiées par V. Cousin. Vol. 1 — 3. Paris 1841. 8.

J. H. Fichte, Ueber Gegenſatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philoſophie. Th. 1 — 3. Heidelberg 1833 — 1836.

Dr. A. B. Kriſche, Forſchungen auf dem Gebiete der alten Philoſophie. Bd. 1. Die theologiſchen Lehren der griechiſchen Denker. Göttingen 1840. 8.

C. Fortlage, Darſtellung und Kritik der Beweiſe fürs Daſeyn Gottes. Heidelberg 1840. 8.

A. Trendelenburg, Logiſche Unterſuchungen. Berlin 1840. 8.

F. Nork, Ueber Fatalismus. Weimar 1840. 8.

Fr. Fiſcher, Ueber den gegenwärtigen Stand des Naturrechts, nebſt Wirken zu ſeiner Weiterbildung. Baſel 1837. 8.

Dr. J. Ogienski, Hegel, Schubarth und die Idee der Perſönlichkeit in ihrem Verhältniß zur preußiſchen Monarchie. Trzemeßin 1840. 8.

Dr. A. Schopenhauer, Die beyden Grundprobleme der Ethik. Frankfurt 1841. 8.

Fr. Gl. Zimmermann, Dramaturgie. Herausgegeben von G. Lotz. Bd. 1. 2. Hamburg 1840.

F. Wolf, Ueber die Lais, Sequenzen und Leiche. Ein Beytrag zur Geſchichte der rhythmiſchen Formen und Singweiſen der Volkslieder im Mittelalter. Mit 8 Facſimiles. Heidelberg 1841. 8.

Giac. Leopardi, Operette morali. Milano 1827. 8.

Sal. Fiorentino, Poesie. Pisa 1803. 8.

Al. Manzoni, I promessi sposi, storia milanese del secolo XVII. Storia della Colonna infama inedita. Disp. 1 — 16. Milano 1840.

Don Alonso de Ercilla y Zunniga; La Araucana, poema. Paris 1840. 8.

Fer. Alvares do Oriente, Lusitania transformada. Lisbon 1781. 8.

J. Grimm, Silva de romances viejos. Vienna 1831. 8.

M. Enk, Studium über Lope de Vega Carpio. Wien 1839. 8.

C. F. Bellermann, die alten Liederbücher der Portugieſen oder Beyträge zur Geſchichte der portugieſiſchen Poeſie vom 13. Jahrhundert bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts. Berlin 1840. 8.

Jean Reboul, Poésies. Paris 1840. 8.

Charles Nodier, Contes. Paris 1840. 8.

Alfred de Musset, Poésies complètes. Paris 1840. 8.

— — — Comédies et proverbes. Paris 1840. 8.

Xavier de Maistre, Oeuvres complètes. Paris 1840. 8.

André Chénier, Poésies, précédées d'un notice par M. H. de Latouche. Paris 1840. 8.

G. P. R. James, Corse de Leon. Paris 1841. 8.

Ch. Dickens, Master Humphrey's clock. Vol. I. Paris 1840. 8.

The Mabinogion, from the Llyfr Coch o Hergest and other ancient Welsh manuscripts, with an english translation and notes by Lady Charlotte Guest. P. II. III. Lond. 1840.

J. St. Zauper, Studien über Göthe. Bd. 1. 2. Wien 1840. 8.

R. E. Prutz, Der Göttinger Dichterbund. Zur Geſchichte der deutſchen Literatur. Leipzig 1841. 8.

Der Nibelunge Noth und die Klage. Nach der älteſten Ueberlieferung mit Beziehung des unechten und mit den Abweichungen der gemeinen Lesart herausgegeben von Karl Lachmann. Berlin 1841.

Hoffmann von Fallersleben, Unpolitiſche Lieder. Hamburg 1840. 8.

F. W. Genthe, Deutſche Dichtungen des Mittelalters, Bd. 1. Eisleben 1841. 8.

Jana Kollára, Sláwy Dcera. Lyricko-epická báseň w pěti Zpěwjch. Pěsti 1823.

E. Tegner, Frithiofs Saga. Hamburg 1840. 8.

Plumpton, Correspondence. A series of letters, chiefly domestick, written in the reigns of Edward IV, Richard III, Henry VII. and Henry VIII. Edited by Thomas Stapleton, with notices historical and biographical of the family of Plumpton. London 1839. 4.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. December.

Nro. 240. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Grammaire Egyptienne par Champollion le Jeune etc.

Sur l'alphabet hiéroglyphique par le Dr. R. Lepsius etc.

(Fortsetzung.)

Also a) Beyspiele für das Fortbestehen beyder Theile eines doppellautigen Wortes als selbständiger gleichbedeutender Wörter neben denen aus ihrer Vereinigung hervorgegangenen:

p'ū zeugen, machen, seyn: zusammengesetzt aus den beyden im Aegypt. auch getrennt vorkommenden Wörtern „p', p'e und w, ū zeugen, machen, seyn.“ (Letzteres findet sich im Aeg. namentlich als Sagezeichen (z. B. was — ū dienen, ir — ū-t gemacht) und außerdem auch als Bestandtheil der mit pū gleichbedeutenden Worte wn und aw: im Koptischen auch als selbständiges Verbum eben dieser Bedeutung unter den Formen ō, o und oi.

t — f, taf Vater: zusammengesetzt aus dem im Aegyptischen auch getrennt vorkommenden Worte „f, fe Vater“ (sun-uf Vaters Rächer) von einer mit dem oben erwähnten pe abwechselnden Wurzel 'f; und dem gleichfalls im Aegyptischen erhaltenen und — wiewohl nur in verwandter Bedeutung — vielfach gebräuchlichen „t, te trinken, essen, ätzen, zeugen, machen, seyn“. *)

*) Unter allen unmittelbaren Wurzelbegriffen der menschlichen Sprache einer der reichsten und merkwürdigsten, in jeglicher Sprache durch eine große Anzahl verschiedener Laute nachgeahmt und eine nicht minder große Anzahl verschiedener mittelbarer Begriffsreihen aus sich hervortreibend, ist

ms, mis saugen, Kind, Amme, Brust, gebären, geboren werden: zusammengesetzt aus den beyden, mit denselben und verwandten Bedeutun genim Ae-

der in ein und derselben Gebärde, einer saugenden, lippen- oder zungenhaften, Mundgeberde vierfach zusammenhängende Wurzelbegriff des Trinkens, Kostens, Saugens und Küssens oder Zeugens: wir wollen, zur Erklärung mehrerer im Texte enthaltener Folgerungen, diese vier Wurzelbegriffe sammt ihren hauptsächlichsten nächsten Nebenstufen hier der Reihe nach aufzählen und dabey zugleich versuchen, den inneren nothwendigen Zusammenhang derselben, mit Bezugnahme auf die beyden oben erwähnten Wörter te und pe, an einer Anzahl theils ägyptischer, theils verwandten Sprachen entlehnter Wörter, die aus selbigen beyden Wurzeln ganz oder doch vorzugsweise gebildet sind, als auch äußerlich und historisch erkennbar nachzuweisen:

1) trinken und tränken (eigentlich: der Mann trinkt, giebt zu trinken Milch, Wein, Wasser u. s. w.): trinken. bask. ed-an, sanskr. dhe. — lat. b-b, bib-o. eb in eb-rius. bretannisch ev. ägyptisch ev (dürsten, d. i. trinken wollen) russ. pi. sanskr. p', p-ā. griech. πῖ, πινειν. — tränken: griechisch πιπίσκειν. — Mund: hebr. p, p-h, peh. äthiop. af (zugleich Bild und Name des Buchstaben f); — naß, fließen, Flüssigkeit: ägypt. vi und vā vā. (copt. vē-vi) fließen, Quelle, sanskr. wā-pi (See) griechisch ὑπός.

2) kosten (schmecken) und zu kosten geben. (eigentlich: der Mann kostet, giebt zu kosten Honig, Brod, Fleisch u. s. w.): kosten: sanskr. ad, edere, essen (eine feinere Art des Essens, verschieden von der durch eine Kinnbacken- oder Schlundgeberde ausgedrückten gröberen, wie im deutschen „kauen, fressen,“ im ägypt. woc, im hebr. ākal und lacham u. s. w.)

gyptiſchen auch getrennt vorkommenden Wörtern s, su, si — koptiſch se trinken; ägyptiſch si Ey (zu „ſaugen“) si Kind; s machen (bildet verba causativa); s, (als Suffix) su er; s (als Suffix) ſie; si Sohn, Tochter (vrgl. den bekannten Verbalſtamm as, esse und die Genetivendung s, is, us) — und m, em, ām, — m, ām eſſen; t-m (causativ) ernähren; m, me lieben (vrgl. das lateiniſche amare, das ſanskr. ambā und basк. ama Mutter, ſo wie die deutſchen Wörter „impfen, Imme, Amme.“) — (Vereint finden ſich beyde Wurzeln auch in dem hebr. maz-ah, ſanskr. mish ſaugen, dem griech. μάζα Bruſt und dem keltiſchen mis, meas Kind, jung, wovon das engl. Miss.)

mr, mer, lieben: zuſammengeſetzt aus den beyden in gleicher oder verwandter Bedeutung vorkommenden Wörtern m (ſ. o.) und r, ir —: r trinken. ert Milch (vrg. ἄρδειν tränken), rere ausgießen. (Ch. pag. 300. vrgl. ῥέω); r ſchmecken, erer Weintraube; r ſaugen, ir, ar, rar (ῥᾶρος, copt. lilu) Kind (vrgl. das cymr. eil Kind, klein; griechiſch εἴρην Knabe); r küſſen, lieben, zeugen;

---

gr. d-t in δατεῖσθαι, δαίς. — latein. epin epulae; griechiſch pā in ἐπάσατο. brit. dubr. eſſen, lateiniſch dapes. — ſanskr. hw — ā-d (koſten — riechen d. i. ſchmecken mit der Naſe), merken: griechiſch πυθ, πυνθάνεσθαι. — zu koſten geben, äßen: ſanskr. de, lateiniſch tu-eri. ſanskr. pō. — Aeßer, Nährer, Vater, Brodherr, Herr, König, Gott, Prieſter: t-ā-tas griechiſch τα-τα, ἄττα; gothiſch atta. ſanskr. pi-tr, πατήρ, πα-πα, ἄππα, ἀπφά. lat. papa. griech. πόποι Götter! (lateiniſch papae!) ägypt. f, f Vater; av-t (durch die Biene geſchrieben) König. hebräiſch und iriſch āb, lateiniſch a-vus. — ägypt. t-f, taf, Vater; ſ. patis Herr (dasſelbe Wort umgeſtellt) griechiſch πότις wovon πότνια; littauiſch patis; gothiſch faths, ruſſiſch gospodi (die letzteren Wörtern auch inwohnende Bedeutung „Gatte“ iſt nur eine mittelbare). — Brod lateiniſch pā-nis, — Fleiſch ägypt. āf, (vrgl. das deutſche Apfel); — ſüß, ſchmackhaft: ſ. hwādu, griechiſch ἡδύς engliſch sweet. (vrgl. das hebr. yareb); ſchmackhaft vom Geruch: ὄζειν, lateiniſch odor. — wohl, reinriechend ägypt. wv, ūv. ſtinken: griechiſch πύθειν. — begehren, erlangen, genießen: ſ. de, griechiſch δεῖσθαι. — ſ. ā-p, adipisci. — griechiſch ποθεῖν. — theilen, zerlegen (vrgl. das deutſche „äßen“) griechiſch δατεῖσθαι. — kieſen, prüfen, ſichten, weiſe (vrgl. das lat. sapiens) lateiniſch ept in „ineps.“

3) ſaugen, ſäugen. (eigentlich das Kind ſaugt; die Mutter, Amme läßt das Kind an ihrer Bruſt ſaugen: oder auch: die Biene ſaugt an der Blume, die Fliege, Mücke am Blute u. ſ. w.) ſaugen ſ. dhe (duh) griechiſch θῆσθαι. — Kind, Knecht, Magd griechiſch θής. — kymriſch. bab der Bube, lateiniſch puer. griechiſch παῖδ. — ſäugen, griechiſch θήσασθαι. gothiſch daddjan. — Bruſt τίτθη dän. die, die Zitze. — Mutter, Amme: griechiſch τίτθη, τιθήνη, ſ. tātā griechiſch ἄττα, gothiſch aithei. ſ. dhā-tri, littauiſch Deh-kla, (Lucina). — ägypt. av, Mutter im Namen der Göttin Sunt-av Geburtsmutter (Lucina) — Biene engl. bee. ägyptiſch ā-v; ā-f. lateiniſch a-p-is. copt. ev-io Honig. — Fliege (vergl. das hebr. yaroh von yarah) äg af. Floh. copt. pei.

4) küſſen und zeugen (die erſte Handlung ein Sinnbild der zweyten, eigentlich ἀνὴρ ἔκυσε γυναῖκα καὶ ἐποίησε παῖδα): küſſen: copt. pi. basк. a-ba Kuß, bret. affa. — küſſen und lieben: griechiſch φιλεῖν ſ. prī; goth. frije. — zeugen, machen, ſeyn, werden, äg. t'e, t'-ā, iriſch ta (ſeyn) ſ. dha griechiſch θῆναι. althd. tā-ti (tuon) ägyptiſch tā, tā-tā (penis, polluere). — ägyptiſch p'e, p'-ū zeugen. p'ā-p'ā (gebären), griechiſch ὀπύω, ὀπυίω, — ποιέω, φύω ſ. bhū, lateiniſch fū, fi bo, engliſch be. — Mann, Gatte, er: ägyptiſch pè, pi, er, der; ſineſ. fù Mann. gothiſch a-b-a Gatte; griechiſch φώτ. — Weib, Gattin: ägyptiſch t, te, ſie, die. t-ūī dieſe; — etruſk. puia, Weib. (das umgeſtellte wip). — Zeuger, Vater, Gott: iriſch Ta Gott, griechiſch θεός (keineswegs verwandt mit deus). ἀπφύς Vater, umbriſch Kra-pufi, All-Vater. — Sohn, Tochter: ſ. dhajā, duhitr (vrgl. Bopp Gr. cr. p. 95.) griechiſch θυγατήρ, Tochter. — Geſchlecht, Verwandtſchaft: griech. θεῖος Ohm, ἡθεῖος Vetter, τήθη Großmutter ſ. dhaja.

r, ir, iri machen, seyn, a-ri Frau. (vrgl. ἔρος, ἐρᾶν, ἔλδω u. s. w.) —.

hr, hor sehen, leuchten, offenbaren, Tag, Jahr, (Horus) zusammengesetzt aus den beyden gleichfalls „sehen, Gesicht, Tag, Sonne" bedeutenden Wörtern h, he, ho und r, ir (vergl. das griechische ὁρᾶν, ὥρα, das ägypt. hū hau Tag (ἠώς) und das hebr. awr (wozu aurora). *)

Eine besondere Erwähnung verdienen unter den hieher gehörigen Wörtern diejenigen, in welchen die zwey zusammengetretenen und auch als einzelne Wörter mit unveränderter Bedeutung vorkommenden Laute beyde einander gleich sind: z. B. tat neben ta geben, tot neben to stellen, errichten, tot neben to sprechen; āā neben ā (Ch. pg. 292) Verehrung, Ruhm, hah neben ha sich freuen, jubeln. r neben rar Kind u. v. a. Hüten muß man sich übrigens zu allen hierher gehörigen, zwar dem Laut nach doppelten, aber dem Begriffe nach einfachen Wörtern nicht solche zu zählen, in denen wirklich eine, zwey verschiedene Begriffe vereinigende Zusammensetzung stattgefunden hat, als z. B. in t-ā Ehre geben (von t geben und ā Ehre.) r-es, res Sonnenseite, Mittag, Morgen (von re Sonne und s, sa Seite — davon wahrscheinlich das lateinische cra-s, copt. rastes-k, ska stehen machen, setzen, (von ka stehen und s machen) S-R, Os-ir das thronende Auge, Osiris (von s, os thronen und r, ir Auge, welchen beyden Wörtern, die auch durch Thron und Auge geschrieben werden, die Aussprache noch einem jeden seinen besondern Inlaut gelassen hat.

So fort b) Beyspiele für die Fähigkeit der beyden vereinigten Worttheile, ihre Stellung gegen einander umzutauschen. — Ein sehr in die Augen springendes Beyspiel liefert das Wort tav oder vat gehen, in der Zusammensetzung mit ch, cha Kopf, köpflings, also cha-tav oder cha-vat auf dem Kopf gehen, Springkünste machen, wie sich die verschiedenen Schreibarten dieses zusammengesetzten Wortes bey Ch. pg. 370 neben einander aufgeführt finden (vrgl. das bekannte sanskr. pad mit dem griechischen δάπεδον und dem hebr. „dabab treten" und na-tib Weg.) Andere Beyspiele liefern folgende Wörter: nus oder sun saugen, zeugen (davon sun Bruder so wie das deutsche sun-us Sohn); nah oder han saugen, zeugen (vrgl. γείνω, und das deutsche Kind, Knecht) nah oder han binden, verknüpfen (vrgl. nah nectere und sa-han con-jungere.) nach oder chan Nacken und Nase bewegen, anbeten, trotzen, stark seyn, verneinen; *) nm oder mn führen, weiden, Hirte. (vrgl. das griechische νέμειν und ποι-μήν und das russ. manitj; weiden); mis oder sim, sprossen, Gras (vrgl. litt. semma Erde, russ. semlja (Σεμέλη); sach oder chos schneiden, mähen. (vrgl. sanskr. sagh neben his tödten); sach oder chos spannen, schießen (davon auch der Name der (ohne Zweifel skythischen und also finnischen) Schet oder Chos vrgl. Hik-Chos); sach sagen, schreiben, (die ursprüngliche Bedeutung des Wortes

*) Ich vermuthe, daß das immer zeichnend, durch einen Palmenzweig, geschriebene ägyptische Wort „Jahr," das Champ. durch das koptische Wort rompe wiedergiebt, har, hari-t, (als feminin) lautete, ein Name der also auch der vom Verbum „har sprossen" benannten Palme zukommt (vrgl. das ägyptische har-er Blume und das sanskr. hari grün). Weil nun das Wort hari (oder ari) auch noch „Frau" bedeutet, so will der „gute Palme, hari-nofre" geschriebene Frauenname (Ch. pg. 130) nichts anders sagen als „gute Frau," ein auf andere Weise geschrieben häufig vorkommender Name. Von dem Worte hari-t, Licht, Jahr, stammt denn auch die Benennung der griechischen Χάριτες, Göttinnen sowohl der drey Jahreszeiten, als auch aller übrigen mit dem Begriffe „Licht und Jahr" zusammenhängenden und durch die Wurzel har, χαρ nachgeahmten Eigenschaften der Freude, Schönheit und Dankbarkeit.

*) Der Grund, warum sich in allen Sprachen die Nasenlaute n und m als Hauptnachahmungslaute für den Nacken und dessen verschiedene Gebärden (namentlich die des Verneinens) angewandt finden, (und umgekehrt auch die Nackenlaute für die Nase z. B. ägypt. cha Nase) beruht wahrscheinlich auf dem von dem sprachschaffenden Menschen noch gefühlten handelnden Zusammenhang jener beyden Glieder, der Nase und des Nackens, vermittelst des musculus pyramidalis.

erhellt aus der Mundgeberde der erklärenden zeichnenden Hieroglyphe) neben his ſingen (vrgl. ruſſ. gies ſanskr. hr-s ſingen und das latein. histrio) s — īv beißen (vrgl. saevire, und das griechiſche σιφλός gefräßig, nicht zu vermengen mit dem, der Wurzel „sif pfeifen“ angehörigen, Worte σιφλός leer) neben si-v (der ägypt. Plural von siv Wolf iſt a-vis) u. a.

(Fortſetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortſetzung).

C. von Holtei, Briefe aus und nach Grafenort. Altona 1841. 8.

Letters of the Earl of Dudley, to the Bishop of Llandaff. London 1841. 8.

L. Holstenii epistolae ad diversos ed. Boissonade. Paris 1827. 8.

Henry Berthoud, Pierre-Paul Rubens. Vol. 1. 2. Paris 1840. 8.

Wilh. Füßli, Münchens vorzüglichſte öffentliche Kunſtſchätze. München 1841. 8.

A. Constantin, Idées italiennes sur quelques tableaux célèbres. Fiorence 1840.

Aug. Hagen, Künſtler-Geſchichten. Bd. 1 — 4. Leipzig 1840.

M. v. Freyberg, Neue Beyträge zur vaterländiſchen Geſchichte und Topographie mit Ausblicken auf bayeriſche Kunſt und Literatur. Bd. 1. München 1837. 8.

F. de Lasteyrie, Histoire de la peinture sur verre d'après ses monuments en France. Livr. 12. Paris 1841. f.

Dr. Franz Kugler, Handbuch der Kunſtgeſchichte. Lief. 1. 2. Stuttgart 1841. 8.

Gault de Saint-Germain, Guide des amateurs de tableaux pour les écoles allemande, flammande et hollandaise. Vol. 1. 2. Paris 1841.

Friedr. von Drieberg, Die griechiſche Muſik auf ihre Grundgeſetze zurückgeführt. Berlin 1841. 4.

Ad. B. Marx, Allgemeine Muſiklehre. 2. Aufl. Leipzig 1841.

R. G. Kieſewetter, Guido von Arezzo. Sein Leben und Wirken. Leipzig 1840. 4.

Gatti de Gamond, Réalisation d'une commune sociétaire d'après la théorie de Charles Fourier. Bruxelles 1841. 8.

— — — Fourier et son système. Bruxelles 1841. 8.

G. Siemens, Die Elemente des Staatsverbandes. Leipzig 1841. 8.

Aufzeichnungen eines nachgebornen Prinzen aus der nachgelaſſenen franzöſiſchen Handſchrift. Stuttgart 1841. 8.

Anton Edler von Krauß, Das ethiſche Staats-Princip oder Propädeutik der Staatswiſſenſchaft. Wien 1841. 8.

Arch. Alison, The principles of population and their connection with human happiness. Vol. 1. 2. Edinb. 1840. 8.

G. Veneden, Römerthum, Chriſtenthum und Germanenthum und deren wechſelſeitiger Einfluß bey der Umgeſtaltung der Sclaverey des Alterthums in die Leibeigenſchaft des Mittelalters. Frankfurt 1840. 8.

Chriſt. Jak. Kraus, Staatswirthſchaft. Th. 1 — 5. Breslau 1837. 8.

J. G. Hoffmann, Die Lehre von den Steuern. Berlin 1840. 8.

Jer. Gotthelf, Die Armennoth. Zürich 1840. 8.

H. Lauvergne, Les forçats, considérés sous le rapport physiologique, moral et intellectuel, observés au bagne de Toulon. Paris 1841. 8.

Ch. de Rémusat, Du paupérisme et de la charité legale. Paris 1840. 8.

Dr. Alb. Magnus, Ueber das Flußwaſſer und die Cloaquen größerer Städte. Berlin 1841. 8.

Eugéne Buret, De la misére des classes laborieuses en Angleterre et en France etc. Vol. 1. 2. Paris 1840. 8.

Chriſt. Bernoulli, Populationiſtik, oder Bevölkerungswiſſenſchaft. I. Hälfte. Ulm 1840. 8.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. December.

Nro. 241. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Grammaire Egyptienne par Champollion le Jeune etc.

Sur l'alphabet hieroglyphique par le Dr. Lepsius etc.

(Fortsetzung.)

Aus dieser sich noch lebendig fühlenden Wurzel-Beweglichkeit, die in der gesprochenen Rede jedenfalls viel größer war, als sie uns auf den Denkmälern vorliegt, erklärt sich auch die griechische und lateinische Lautstellung vieler offenbar dem Aegyptischen entlehnter Wörter und Eigennamen, z. B. vannus Wanne (das doppelte n deutet auf den fremden Ursprung) umgestellt aus nev; vrgl. das kelt. ben (benna bey Du Frêne, irländ. ben) wovon unser deutsches Wanne, *Ἀ-θήν-η* umgestellt aus Nith, (vrgl. die Lautung desselben Namens in dem zusammengesetzten Namen Kor-Nith (Nith oder Athene Victrix), wie derselbe von den Griechen als Benennung der Königin *Νιτωκρις* und der Stadt *Κόρινθος* (deren Schutzgöttin die *Ἀθήνη Νίκη*) behandelt worden ist). — *Θῆβαι* umgestellt aus A-pt (vrgl. das ägyptische avet Wohnung, hebr. bejt, lat. habitare, engl. abode) *Ἥφαιστος* umgestellt aus Pth, Ptah (das ursprüngliche Wort ist Tā oder Th (Ch. pag. 284), gewachsen P-th; umgestellt und das t durch s verstärkt H-p^{t}-st.) *Κυβ-έλη* wahrscheinlich umgestellt aus Pcht-t, Puch-t (das, im hieroglyphischen auch den Laut pch bedeutende, Sinnbild der Göttin ist ein Pinienapfel *πεύκη*) u. a. **)

Zweytens, die Erscheinung des noch sichtbaren Wachsens und Werdens der Wörter aus zweylautigen zu dreylautigen. Nachdem die Wortschöpfung jenem auf den innersten Grundgesetzen des edleren menschlichen Geistes beruhenden Bedürfnisse eines inneren Gegensatzes in der Lautgeberde durch Erzeugung der doppellautigen Wörter genug gethan, blieb ihr noch ein mehr äußerliches Bedürfniß zu befriedigen, nämlich das der genaueren wechselseitigen, je einen mehr besondern Begriff mit je einer mehr besondern Lautverbindung umschließenden doppelten Abgränzung beyder, so nämlich, daß die auch jetzt noch sowohl einerseits denselben Begriff in großer Anzahl verschiedentlich nachahmenden, als andrerseits jeder eine große Anzahl verschiedener Begriffe neben einander in sich ausdrückenden Doppellauter als bestimmtere, in einer jeden besondern Lautverbindnng nur einige wenige Begriffe und zugleich diese ohne Wetteifer mit mehrern andern Lautver-

*) Die Beachtung dieser allen Sprachwurzeln ursprünglich inwohnenden Umstellungsfähigkeit ist überhaupt sehr wichtig um uns die ursprüngliche Lautübereinstimmung einer Menge scheinbar ganz verschieden lautender Wörter in demselben Sprachstamme oder auch demselben Sprachzweige bemerkbar zu machen: man vrgl. das äg. ro (Mund) mit dem lat. or, das äg. ram (Mann) mit dem lat. mar; das sanskr. und gr. nar, *ἀνήρ* mit *ἀρήν*; das griech. *μέθυ* mit dem ostischen temum (Meth); das lat. cassis mit dem ungar. sissac; das griech. *πλατύς* mit dem ungar. talp (Sohle) und dem lat. talpa (Plattfuß); das äg. wak (kauen) mit dem d. kauen, das etrusk. piw (Frau) mit dem deutschen wip, das kymrische byl (Lippe) mit dem d. Lippe; das lat. cap-er mit dem ung. bak und dem d. Bock (von einer Wurzel pak, kap, springen, zu der auch das äg. kaf Affe gehört); das lat. vacca mit dem altlat. ceva und dem d. chuo; das engl. pot mit dem d. Topf; das engl. tickle mit dem d. kitzeln u. v. a.

bindungen festhaltender Begriffswörter ausgeprägt würden. Zu Erreichung dieses Zweckes gab es — außer dem Gesetz oder Gebrauch — nur noch ein Mittel, nämlich das des Fortbildens der Wörter aus zweylautigen zu dreylautigen, das heißt, ihre absondernde Verstärkung durch einen neuen, als kennbaren Anhalt für den besondern Begriff hinzutretenden, mit den beyden ersten Lautern gleichfalls in demselben Stoße der Luft und Stimme, Empfindung und Wahrnehmung zusammenfließenden dritten Lauter, eine Vermehrung des Worts, die, außer in dem logischen Bedürfnisse des Menschen, nun auch noch in einem rhythmischen Triebe desselben ihren Anlaß fand, nämlich in dem Triebe, eine jede Verbindung von Lauten, die er hervorbringt, ohne Rücksicht auf ihren Sinn, bloß nach dem ebenmäßigen Selbstgefühl der bey der Hervorbringung sich an- und abstraffenden Stimmbänder, in eine steigende und fallende Hälfte (Arsis und Thesis) zu theilen und dem durch die Anspannung geschwellten Lautheile in der einen Hälfte zwey durch die Abspannung schwindende in der andern gleichgewichtig gegenüber zu stellen (z. B. kátábà, oder mit Brechung der Thesenhälfte, cátábà). Wir haben bereits oben angedeutet, wie das bey den semitischen Völkern auch sonst bemerkbare Vorwalten jenes rhythmischen Triebes dem Dreylautig-werden der Wurzeln in der Grammatik dieses Sprachstammes eine über das logische Bedürfniß weit hinausgehende, ja das logische Wortbewußtseyn vielmehr auflösende, den gesammten Wörterschatz beherrschende Geltung und Anwendung verschafft hat; und dem verführerischen Einfluß dieser, Aegypten von allen Seiten umgebenden nnd seit dem 7ten Jahrhundert v. Ch. fortwährend beherrschenden semitischen Völkerschaften müssen wir es also auch ohne Zweifel zuschreiben, wenn die koptische oder neu-ägyptische Sprache uns das Wortwachsthum gleichfalls auf vorherrschende, obwohl keineswegs so regelmäßig vorherrschende Weise wie die semitischen Sprachen, entwickelt zeigt. Was aber die altägyptische Sprache betrifft, so zeigt sich hier das Wortwachsthum nur zu einem seiner Entwickelung in den übrigen indogermanischen Sprachen ungefähr gleichstehenden Grade fortgerückt, wobey überdieß ein genaueres geschichtlich-vergleichendes Studium der verschiedenen Sprachzeiten ohne Zweifel immer deutlicher herausstellen wird, daß, je älter die Denkmäler, je geringer auch die Anzahl der dreylautig gewordenen Worte. Die Sichtbarkeit dieses Dreylautig-werdens aber nun, die, wie die Sichtbarkeit des Dopellautig-geworden-seyns der Wurzel, die ägyptische Sprache vor allen übrigen auszeichnet, erhellt vornehmlich aus drey Thatsachen, zweyen in der vergleichbaren Beweglichkeit der Bildungen selbst und einer in dem Vergleich dieser Bildungen mit ihrem Ausdruck durch die Schrift begründeten.

Also a) die erste Thatsache besteht in dem häufigen Vorkommen des ursprünglichen zweylautigen Wortes auf den ägyptischen Denkmälern neben dem gewachsenen dreylautigen und zwar beyder in gleicher oder nahe verwandter Bedeutung: für welche Thatsache sich die Beyspiele am besten nach der verschiedenen Beschaffenheit des zuwachsenden dritten Lauters anordnen. Dieser nämlich ist entweder *α*) die Wiederholung einer der beyden ursprünglichen Wurzellaute: z. B. ā-āh neben āh Mond (irländ. eagh: von diesem Worte stammt das, ursprünglich die zwey achtwöchentlichen Mondumläufe bezeichnende, allen indogermanischen Sprachen angehörige Zahlwort „acht"); ā-āw neben āw anstaunen, preisen (vrgl. engl. to aw); wā-ā neben wā Barke (copt. vari); āpa-p neben āp fliegen (vrgl. avis); mer-ir neben mer lieben; nach-an neben nach saugen, ām-am neben ām durch: oder er ist *β*) ein Laut ganz allgemeiner Bedeutung, der seine, das Wort genauer bestimmende Kraft erst durch die Berührung mit den beyden urprüuglichen Lautern empfängt, also, namentlich, ein vortretendes ā und, ein zwischen- oder nachtretendes t und r: z. B. ā-mun neben mun verhüllen, a-mau neben mau Löwe; ā-taf neben taf Vater; ā-nok neben nok ich; so-ta-m neben sam hören; sa-ta-ch neben sach sinken; hop-t neben hop zusammenfügen; hok-r neben hok Hunger; hot-r neben hot Pferd; nof-r neben nof gut, schön u. a.; oder endlich er ist *γ*) ein (zuweilen auch als getrennt vorkommend nachweisbarer) Laut besondrer nachahmender Bedeutung, und zwar immer einer solchen, die mit der der beyden ursprünglichen Laute vollkommen übereinstimmt: z. B. s-him neben him Frau (copt. im Singular s-himi im Plural hiomi; das hier

vortretende s erscheint auch getrennt als weibliches Geschlechtszeichen); mer-j neben mer lieben (das nachtretende j in der Bedeutung „begehren, wünschen“ auch getrennt, als Zeichen des Optativs *); ha-sac neben sac niederhauen (vrgl. he hauen); w-āsch neben āsch rufen, winken (w, ū eine vielfach angewandte Rufwurzel); mes-ah Ohr neben sem hören, (vrgl. ἠχώ, ἀκ-ούω); cha-mis Aehre neben mis wachsen und sim Gras (vrgl. cha aufgehn, sprossen); mon-ach gründen, erbaun, neben mon (ach erhöhen); cha-tom verschließen, versiegeln, neben tom verschließen (vrgl. ἄγχειν); Nū (Knufis) neben N-m-u (könnte auch unter a) gestellt werden) jāw oder āw-j Anbetung, Ruhm neben āw (vrgl. εὐοῖ); hā-t zeugen, ehlichen neben hā zeugen, Gatte (vrgl. t' zeugen. — Zu der Wurzel „hāt zeugen“ gehört auch das deutsche „gatten, Gatte, Gott“) u. a. — Rein schallmäßige Lautverbindungen, wie z. B. das Sich-füllen des t durch ein vorhergehendes n (sant neben sat riechen), rechne ich nicht zum Wortwachsthum.

Die zweyte das Wortwachsthum beweisende Thatsache besteht b) in dem abwechselnden Vorkommen des gewachsenen Wortes mit dem verstärkenden dritten Laute als An-, In- oder Auslaute z. B. j-āw Anbetung, Ruhm neben āw-j (daneben auch noch eine Form sāw); mes-ah Krokodil neben ha-msa (χάμψα, s. Rosell. mon. civ. I. pg. 237); tasch-r roth, neben t-r-asch (copt. tresch); ā-h-om Adler neben m-ā-h Flügel; P-t-ah neben Ἥφαιστος u. a.

Die dritte Thatsache, nicht mehr, wie die beyden andern, auf dem Vergleich der Wortbildungen selbst, sondern auf dem Vergleich des Lauts mit der Schrift begründet, besteht c) in der sehr häufigen Anwendung schriftlicher Zweylautzeichen im Aegyptischen, gegensätzlich zu dem Nie-vorkommen eigentlicher Dreylautzeichen, so daß sich also in vielen dreylautigen Wörtern, mit deutlicher Trennung der beyden zusammengewachsenen Haupttheile, der ursprüngliche Doppellaut durch ein, und der hinzugetretene dritte Laut durch ein anderes Schriftzeichen ausgedrückt finden: z. B. das durch eine Art Falzbein dargestellte (und zuweilen auch durch die Buchstaben v und j lautend erklärte) Wort jv „beißen, Zahn“ (vrgl. ungar. ēb Hund und das plattd. Teve) verbindet sich mit einem vortretenden besonders geschriebenen s zu dem Worte sīv Wolf, Fuchs (hebräisch sēb, arab. tīb) sowie zu dem Worte sīv listig seyn (vrgl. Σί-συφος, auf antiken Bildern dargestellt mit einem Fuchspelz in der Hand); oder das durch einen liegenden Hasen dargestellte Wort „wn“ in der Bedeutung „bellen, wachen“ (vrgl. das hebr. yanah bey Jes. XIII. 22) verbindet sich mit einem nachtretenden besonders geschriebenen sch zu dem Worte won-sch (copt. uonasch) Schakal. (vrgl. das sanskr. ç-wan (armen. und litt. schun) das griechische κυών und das latein. can (mit ausgestoßenem w) so wie (mit hinzugetretenen d) das deutsche Hund: im esthnischen (julhunt) bedeutet Hund „Wolf“): oder das durch eine liegende Flechte dargestellte Wort „mah“ den Nacken zurückbewegen“ verbindet sich mit einem nachtretenden besonders geschriebenen t zu dem Worte mah-t Norden (die im Rücken, das heißt der Sonnenseite entgegenliegende Himmelsgegend, vrgl. νύκτ, Nacht).

Hüten muß man sich übrigens, wie bey der Behandlung der zweylautig-einfachen Wörter, so auch bey der der dreylautig-einfachen, daß man zu ihnen nicht solche Wörter rechne, in denen wirklich eine, zwey oder sogar drey verschiedene Begriffe vereinigende, Zusammensetzung stattgefunden hat: als z. B. in to-mā Wahrheit sagen, von to sagen nnd mā Wahrheit, (vrgl. das offenbar als einfach mißverstandne, hebr. tom aufrichtig seyn (wenn nicht vom ägypt. tam zahm, fromm seyn) und vielleicht auch das griech. Θεμις); r-wt, erōt reden machen (d. i. fragen) von r machen und wt (gewöhnlicher tw) sprechen (das griech. ἐρωτᾶν); s-mūi erleuchten, schmücken (das deutsche Wort) von s machen und mūi glänzen; ham-si oder ham-us sich hinsetzen (von ham hin und si oder us sitzen) nū-pe' Wasserhimmel (das lat. nūbes) ftū, (flūr) vier von fat. Thierfuß und ū (r) Zeichen

*) Von dieser Wurzel m r j stammt auch das im littau. erhaltne „mrg-a, morga Mädchen, Braut, Kebsweib“ merkwürdig wegen seines Nochvorhandenseyns in zwey gewöhnlich falsch erklärten Ausdrücken der deutsch. Rechtssprache, nämlich Morgengabe und matrimonium morganaticum.

des Plurals; ho-pe-r auf gen Himmel (ὑπὲρ); p-si-s das Kind, 9, von si saugen, mit dem Artikel p und dem Nennzeichen s.

Schriftlehre.

Der die ägyptische Schrift auszeichnenden Eigenthümlichkeiten sind, wie bereits früher entwickelt, hauptsächlich zwey, einmal der gemischte Gebrauch zeichnender und lautender Schriftbilder überhaupt und sodann die Ausgeprägtheit des allmählichen Hervorgehens der lautenden Bilder aus den zeichnenden in mehreren Zwischenstufen zeichnend-lautende Uebergangsbilder. Alle ägyptischen Schriftbilder theilen sich also zunächst in zwey Hauptgattungen, erstens zeichnende (bey Ch. idéologiques) und zweytens lautende (bey Ch. phonétiques): *) und von diesen zwey Hauptabtheilungen zerfällt sodann, nach dem Unterschiede des größern oder geringern allmählichen Freywerdens der lautenden Bilder aus den zeichnenden, die zweyte Hauptgattung in zwey Unterarten, die der begriffsmäßig nicht beschränkten und begriffsmäßig beschränkten lautenden Bilder, und von diesen Unterarten ferner jedwede wiederum in die doppelte Reihe der eintheilig und mehrtheilig lautenden Bilder: während die erste Gattung, die der zeichnenden Schriftbilder, sich, nach dem Unterschied ihrer, von der mehr oder minder übersinnlichen Beschaffenheit des Begriffs abhängigen, geringern oder größeren Mittelbarkeit, in die beyden Arten der abbildlich zeichnenden (bey Ch, mimiques ou figuratifs) und der sinnbildlich zeichnenden (bey Ch. tropiques ou symboliques) Schriftbilder eintheilt. Mit Berücksichtigung ihres geschichtlichen Verhältnisses ordnen sich also diese verschiedenen Abtheilungen in nachstehender Folge:

*) Champollion hat diese zuerst im Précis gegebene und auch von Herrn L. befolgte richtige zweyfache Eintheilung später in der Grammatik mit einer andern unlogischen dreyfachen vertauscht, indem er hier statt der ersten Hauptgattung deren beyde Unterarten, die hieroglyphes mimiques und tropiques, als zwey selbstständige Hauptgattungen aufführt.

Abbildlich Sinnbildlich	zeichnende Schriftbilder.	
Mehrtheilig Eintheilig	begriffsmäßig beschränkte	lautende Schriftbilder. *)
Mehrtheilig Eintheilig	begriffsmäßig nicht beschränkte	lautende Schriftbilder. *)

*) Die Hauptzüge obiger Eintheilung finden sich in der That schon in den zwey bekannten die Hieroglyphenschrift betreffenden Stellen des Klemens von Alexandria (Strom. V. §. 9.) und des Porphyrius (vit. Pyth. 11, 12) deutlich angegeben; aber freylich war es vor gemachter Entdeckung schwer, die einzelnen Ausdrücke beyder Schriftsteller, besonders den „διὰ τῶν πρώτων στοιχείων“ des Klemens richtig zu würdigen. Mit den Worten „μέθοδος γραμμάτων κυριολογικὴ διὰ τῶν πρώτων στοιχείων“ d. h., nach Letronne's richtiger Erklärung, „abbildlich in alphabetischer Weise“ bezeichnet nämlich Klemens unsere lautende Schriftart und stellt sie, als eine Hauptgattung, der zeichnenden, bey ihm συμβολικὴ genannten, gegenüber, während er diese letztere sofort dreyfach eintheilt, erstens in diejenige, so κυριολογεῖται κατὰ μίμησιν (abbildlich nachahmend angewandt wird), zweytens diejenige, so τροπικῶς γράφεται (übertragender Weise geschrieben wird) und drittens diejenige, so ἀλληγορεῖται κατά τινας αἰνιγμούς (vermittelst gewisser Anspielungen übertragend angewandt wird.) Unter dem Namen γράμματα συμβολικά erwähnt auch Porphyrius die zeichnenden Schriftbilder, gegensätzlich zu den ἱερογλυφικοῖς, ein Ausdruck, der bey ihm die lautenden bedeutet: als Unterschiede (διαφοράς) der γραμμάτων συμβολικῶν aber zählt er, nicht wie Klemens drey, sondern, wie wir, zwey auf, nämlich τῶν μὲν κοινολογουμένων κατὰ μίμησιν, τῶν δὲ ἀλληγορουμένων κατά τινας αἰνιγμούς. — Wenn wir selbst übrigens unsre im ersten Artikel vorgeschlagene Eintheilung der Uebergangshieroglyphen gegenwärtig durch eine andere logisch genauere ersetzen, so möge der Leser diese Aenderung unserer fortschreitenden Erkenntniß zu gut halten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. December.

Nro. 242. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Grammaire Egyptienne par Champollion le Jeune etc.

Sur l'alphabet hiéroglyphique par le Dr. R. Lepsius etc.

(Fortsetzung.)

Außer der Behandlung einer jeden dieser Schriftbilderarten insbesondere, gehört in die ägyptische Schriftlehre schließlich auch noch die Behandlung der regelmäßigen Paarungsweisen zeichnender und lautender Schriftbilder. Als Einleitung aber gehört in diese Lehre eine, auch von uns nicht zu umgehende, geschichtliche Angabe über die drey verschiedenen ägyptischen Schreibweisen oder Style (entsprechend den verschiedenen Stylen der sines. Schrift Rémusat pg. 5), das heißt, drey geschichtlich sich folgenden aber auch eine Zeitlang neben einander fortlaufenden Hauptstufen allmählich schwindender Genauigkeit und Kenntlichkeit, und, im gleichen Verhältniß, allmählich zunehmender briefmäßig-bequemer Schreibbarkeit der Zeichen, drey Hauptstufen, die, wie sie von den Alten erwähnt oder angedeutet werden, so auch auf den Denkmälern vorliegen: nämlich, neben der ältesten Weise bewußter unverstümmelter Abbildung, eine zweyte, aus der ersten offenbar hervorgegangene, noch bewußter, aber schon verstümmelter, und endlich, aus dieser zweyten hervorgegangen, eine dritte sowohl bewußtloser, als verstümmelter Abbildung, und zwar, mit Berücksichtigung des gegenseitigen geschichtlichen Verhältnisses der drey Schreibweisen, die erste auf den Denkmälern aller Zeiten, die zweyte nur auf Denkmälern seit der Zeit der achtzehnten Dynastie, die dritte nur auf Denkmälern (zwey Steinen und ungefähr dreyßig Papyren, deren Sprache, wie früher bemerkt, wahrscheinlich durchgängig die gemeine Mundart ist) seit der Zeit der Psammetiche. Am vollständigsten erwähnt und benannt finden sich diese drey Schriftweisen bey Clemens Alexandrinus (Strom. V, §. 9.) — (die Angabe bey Porphyrius ist undeutlich) nämlich die erste als die wirkliche hieroglyphische (ἱερογλυφικὴ γραμμάτων μέθοδος); die zweyte als die priesterliche oder hieratische (ἱερατικὴν ἣ χρῶνται οἱ ἱερογραμματεῖς) und die dritte als eine briefliche (ἐπιστολογραφικὴ); wogegen Herodot (II. 36), Diodor (III, 33) und die Inschrift von Rosette (lin. 53) allerdings nur von dem Vorhandenseyn zweyer Schriftweisen reden, nämlich einer heiligen (γράμματα ἱερά ägyptisch sach-n-nutr; sach-ter) und einer volksmäßigen (γρ. δημοτικά oder ἐγχώρια): eine Abweichung von Clemens, die man indeß mit Recht so verstanden hat, daß die in den letzten drey Urkunden genannte heilige Schriftweise sowohl die hieroglyphische als die hieratische des Klemens in sich begreife, und deßhalb auch die Namen „hieroglyphisch und hieratisch" bey Klemens für die ersten beyden Schriftweisen beybehaltend, der dritten, neben dem Namen „epistolographisch," gewöhnlicher den in den drey andern Urkunden vorkommenden „demotisch oder enchorisch" beygelegt hat.*) Champollion behandelt in seiner Grammatik unter dem hieroglyphischen Styl auch den hieratischen; wir berücksichtigen natürlich hier nur den ersteren. — Hinsichtlich der sich folgenden Richtung der Zeichen in diesem Styl haben wir, als Schluß der Einleitung in die Schriftlehre, noch zu bemerken, daß diese Richtung, in so fern

*) Diese Erklärungs- und Anwendungsweise der alten Stellen ward zuerst von Letronne entwickelt; Herr Lepsius ist unnöthiger Weise davon abgewichen.

horizontal, vorherrschend (in den andern beyden Stylen durchgängig) von rechts nach links geht, immer aber daran erkennbar ist, daß die Gesichter oder Vorderseiten der Bilder gegen die Seite hin gekehrt sind, von welcher her man lesen muß (nur mit Ausnahme einiger, eben durch diese Ausnahme ausdrucksvoll werdender Zeichen, wie des Sperlings in der Bedeutung des Widerlegens oder Verneinens, der beyden Beine in der Bedeutung des Weggehens, und der (von der Sonnenseite) weggekehrten Straußfeder in der Hieroglyphe für „Westen". Meistens gepaart aber erscheint die horizontale Richtung der Hieroglyphen mit einer senkrechten, so nämlich, daß die Zeichen in kleineren oder größeren horizontalen Gruppen vertical über einander stehen.

A. Von den zeichnenden Hieroglyphen.

Dieselben sind entweder abbildlich (mimiques ou figuratifs) oder sinnbildlich (tropiques ou symboliques); ersteres, wenn, kraft einer unmittelbaren Auffassung und Nachahmung des Wortes oder Gegenstandes, das Bild den Begriff selbst darstellt, als z. B. das Bild der Sonne, darstellend den gegenständlichen Begriff „Sonne," oder, dasselbe Bild, mit niedergehenden Strahlen behaftet, den thätigen Begriff, „leuchten:" letzteres, sinnbildlich, wenn, kraft einer nur mittelbaren Auffassung und Nachahmung des Wortes oder Gegenstandes, das Bild nur einen Theil oder Bezug des Begriffes, dessen Ursache oder inhabenden Anlaß, Wirkung oder Merkmal, dessen sinnliches oder übersinnliches Gleichniß darstellt, als z. B. das Bild der Sonne, darstellend die verschiedenen Begriffe „Sonnengott, Tag, Zeit, hell, offenbaren." In einer genaueren Erörterung jedweder dieser beyden Arten zeichnender Hieroglyphen, (die hier zu geben uns schon der Mangel an begleitenden Bildern abhalten muß) würde, bey der ersten Art, vorzugsweise zweyerley zu behandeln seyn, einmal die Auswahl der in der äg. Schrift nachgeahmten sinnlichen Gegenstände (sie durchläuft fast alle Bereiche der belebten und unbelebten, der natürlichen und geselligen Welt und begreift im Ganzen, nach Champollions Schätzung, gegen 900 Bilder) und sodann die künstlerische Auffassung dieser Gegenstände (sie ist durchgängig eben so ideal als naturgetreu und enthält die wesentlichsten Grundlagen jener großen künstlerischen, besonders in der ägyptischen und griechischen Kunstgeschichte zu weiterer Entwicklung gediehenen, bildnerisch-typischen Welterkenntniß des Menschen). Bey Erörterung der sinnbildlich zeichnenden Hieroglyphenart wäre eine umständliche Entwickelung jener oben angedeuteten verschiedenen Mittelarten und Bezüge zu geben, kraft deren der schreibende Sprachgeist den abbildbaren oder sinnlichen Begriff auf einen nicht abbildbaren oder übersinnlichen zu übertragen und letztern durch ersteren abzubilden gewußt hat, sammt allen natürlichen und geselligen, logischen (auch grammatisch-etymologischen) und religiösen Beziehungen dieser zahlreichen Uebertragungsfälle, von denen wir hier beyspielsweise — und zwar nach Ordnung der verschiedenen Beschaffenheit des übertragend abgebildeten, an sich unabbildbaren Ereignisses — einige der gewöhnlichsten und merkwürdigsten aufführen wollen. Also: a) Naturerscheinungen: Himmel: dargestellt durch eine zwey-linienhafte, seitwärts kurz abgegränzte Decke, oder auch durch einen die Gestalt dieser Decke übergebückt nachahmenden Menschen; Nacht, Dunkel: durch die Figur des Himmels mit daran hangendem Sterne; Luft: durch ein ausgespanntes Segel; Wasser, Flüssigkeit: durch drey (die Zahl der unbestimmten Mehrheit) über einander liegende wellenartig gebrochene Linien (wie im Sinesischen): oder auch (wie auf ähnliche Weise im sines. Bilde des Wortes juan) durch ein diese drey Linien (meistens auch nur eine derselben) einschließendes brunnenartiges Viereck, oder endlich auch durch ein umgestülptes ausfließendes Gefäß; Feuer: durch ein Gefäß mit aufsteigender Flamme; Stein, Erde, durch drey nebeneinander liegende Kügelchen oder durch einen einfachen Strich, oder auch durch einen Zahn (Sinnbild der Festigkeit und Oertlichkeit, vgl. das lautend geschriebne, wahrsch. urspr. „Zahn" bedeutende Wort „sa" Ecke, Zusammenhang, Seite; Land: durch drey nebeneinander verbundne Erhöhungen; sprossen: durch einen aus dem elliptischen Boden drenspitzig emportauchenden Keim (ähnlich dem alten sines. Bild für den Laut seng „wachsen"); grün: durch einen Papyrusstengel; roth: durch einen (in der gemalten Schrift) feuerfarbnen Vogel; weiß: durch das Son-

nenbild, oder durch eine auf ihrem Stengel ruhende Zwiebel (im Sinesf. durch ein schielendes Auge); schwarz: durch eine Haarlocke; das Oberland (Ober-Aegypten): durch eine Lilienstaude, oder auch (wohl wegen der hellen Farbe des Granit- und Sandbodens) durch die weiße Königsmütze (avach); das Unterland (Niederägypten): durch eine Papyrusstaude, oder auch (wohl wegen der dunkeln Farbe des Schlammbodens) durch die rothe Königsmütze (taschr oder sachan). — b) Menschliche Handlungen: Alle rein körperlichen werden dargestellt durch das handelnde menschliche Gliederpaar oder Glied, z. B. gehen, kommen: durch zwey Beine (die, wenn umgekehrt, „weggehn" bedeuten); sehen: durch zwey Augen; hören: durch 2 Ohren: Häufig auch durch das entsprechende Glied eines heiligen Thieres, z. B. sehen: durch ein Sperberauge; hören: durch 2 Kalbsohren; riechen: durch eine Kalbsnase; essen: durch einen Ochsenkopf mit herabhängender Speiseröhre. Alle körperlich-geistig-zusammengesetzten Handlungen und Empfindungen werden gewöhnlich dargestellt durch einen diese Handlung oder Empfindung geberdenhaft ausdrückenden Menschen, eine Geberdendarstellung, deren unmittelbarer, sprechender Ausdruck an die vortreffliche Mimik vieler alten griechischen oder auch mittelaltrigen Reliefs, besonders aber der griechischen Vasen- und Pompejanischen Gemälde erinnert: z. B. ein stehender Mann mit emporgestreckter, herwärts gekrümmter rechter Hand, bedeutend „winken, rufen;" ein auf dem linken Knie sitzender, und, mit der Rechten auf der Brust, die Linke hochemporstreckender, bedeutend „anbeten" (nämlich die unmittelbar vor ihm stehende Gottheit); einer, die beyden offnen Hände geradaus vor sich hinstreckend, mit denen er, selbst ein wenig gebückt, und zurücktretend, den Einfluß einer übermächtigen Erscheinung von sich abzuhalten sucht, bedeutend „anstaunen, verehren, preisen;" einer, der etwas vorgebückt, die gekrümmten Arme mit offenen Händen und zugleich das Haupt vor sich emporwendet, bedeutend „unterstützen"; ein auf den Fersen Sitzender, die Arme und niederwärts gekehrten Hände ebenmäßig vor sich hingestreckt, bedeutend „singen"; einer stehend, die Rechte in ähnlicher Haltung ausgestreckt, bedeutend „beruhigen, Stille gebieten"; einer, sitzend, den Finger am Mund, bedeutend jede Art der Mundbewegung als „saugen (Kind seyn) und essen, sprechen und schweigen, (die bekannte Geberde des Harpocrates, d. i. „Har pi char Hor das Kind," welche also, schon dem Namen des dargestellten Gottes nach, hier nicht „schweigen" bedeutet, sondern „Kind seyn"; einer, stehend, die Hände flach erhoben, jede Art der Kopfbewegung, als „heben, tragen." Zuweilen erscheint auch bey dieser Geberdendarstellung ein handelndes Thier statt des Menschen, z. B. ein neben den 3 Wasserlinien springendes Kalb bedeutend „trinken, dürsten"; ein Geyer mit ausgespannten Flügeln bedeutend „beschützen, Schutz" (besonders den göttlichen Schutz, als dessen Sinnbild sich der Flügelausspannende Geyer, auf allen großen historischen Reliefdarstellungen der ägyptischen Tempel, fortwährend über dem Haupte des Königs angebracht findet.) Sehr häufig auch erscheint statt des ganzen sich geberdenden Menschen bloß das die Geberde vorzugsweise ausführende menschliche Glied; z. B. ein Gesang messender oder Stille gebietender Arm; zwey jubelnd zum Himmel gestreckte Arme; ein ausgestreckter Arm mit Gefäß oder Pyramide in der Hand, bedeutend „opfern, geben;" zwey sich gegeneinander krümmende Arme, bedeutend „zusammenfügen;" zwey unentschlüßig, nach beyden Seiten niederhangende Arme, bedeutend „nicht mögen, verneinen"; ein am Knie mit einem Messer durchschnittes Bein, bedeutend „taumeln, betrunken seyn" oder auch „hinken, schleichen, stehlen."

Eine lange Reihe körperlich geistiger Handlungen und Eigenschaften wird ferner dargestellt durch das die Handlung oder Eigenschaft vorzugsweise vermittelnde und sichtbar machende Werkzeug, z. B. „schreiben" dargestellt durch ein Schreibzeug, (Schreibrohr und Schreibtafel mit daran herabhangendem Tintennäpfchen) oder auch durch ein Rohrschneidemesser; „opfern" durch eine tragbare Pyramide, oder auch eine Art Präsentirköcher (pat vgl. patera); „ruhen" durch einen Sonnenschirm; „stark seyn" durch eine Keule oder einen als solche brauchbaren Ochsenschenkel; „führen, treiben, hüten" durch eine Peitsche (har, zugleich das Wort für Heerde, das latein. grex); „vertheidigen, rächen" durch einen Streithammer; „schneiden" durch ein Messer nebst

Rippenfleischstück; „Schiffe ziehn“, durch einen zusammengerollten Tau; „anlanden“ durch einen Taupflock. — c) Gesellige Ereignisse und Erzeugnisse: „Stadt, Wohnort, Weichbild“ dargestellt durch ein geweihtes Brod, als vorzügliches Merkmal menschlicher Gesittung und Ansiedelung (zugleich aber auch wohl nicht ohne Bezug auf das, in der Geberdeneinheit der beyden Begriffe „kauen und bauen“ begründete, lautmäßige Zusammenstimmen der Worte „wek Brod und wek Stadt; vrgl. auch das Wort „san heiliges Brot“ mit dem Stadtnamen San (d. i. Esne, Latopolis); — „Haus“ dargestellt durch ein unten geöffnetes, zuweilen auch (wie die unter dem Namen „Mäander“ bekannte ornamentale Figur) in sich zurückgesenktes Viereck; „Jahrescyclus, Jubeljahr“ durch einen, mit zwey Palmenzweigen in den Händen, oder auch, die Hände zum Himmel erhoben, mit einem Palmenzweig auf dem Haupte knieenden Mann; „Fremde, Feinde“ durch einen drohend aufgehobenen Finger (Horap. II. 6. von Champollion für eine Keule gehalten); „Ehe und Verwandtschaft und Angehörigkeit,“ durch ein Band; „vornehmseyn“ durch einen Fliegenwedel. „Gold“ durch ein auf beyden Seiten überlaufendes zur Goldwäsche bestimmtes Becken; „Silber“ durch ein ähnliches Becken mit hinzugefügtem Zwiebelbilde (für „weiß“). d) Rein übersinnliche Begriffe: „Stärke“ dargestellt durch einen Stier; „Wachsamkeit“ durch einen Schakal oder durch einen schakalköpfigen Zepter;*) „Frömmigkeit“ durch einen kukukaköpfigen Zepter; „Reinheit“ durch einen Priester mit geschwenktem ausfließendem Weihgefäß; „Unreinheit, Nichtswürdigkeit, Verkehrtheit“ durch einen Sperling, oder ein Einhorn. *) „Anfang“ durch einen Menschen- oder Löwenkopf; „Innerlichkeit“ durch ein — zugleich als Abbild des Herzens gebrauchtes herzförmiges Gefäß; „Prüfung, Bewährung“ durch ein Drehborerartiges Werkzeug zum Prüfen der Steine; „die Seele des Verstorbenen“ durch einen Phönix mit Menschenarmen. — Bezüglich auf beyde zeichnenden Hieroglyphenarten, wäre endlich, in einer genaueren Erörterung dieses Theils der ägyptischen Grammatik, noch zu handeln von den verschiedenen dem heutigen Leser zu Gebote stehenden Mitteln ihrer Erkennbarkeit und Sprechbarkeit (das wichtigste derselben besteht in dem Vergleich je einer zeichnend geschriebenen Textstelle mit einer entsprechenden lautend geschriebenen).

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine auch in der gesprochenen Sprache angewandte Uebertragung z. B. das deutsche „wacker, wachsam, bewachen, wachen,“ gr. ἐγείρω, lat. vigil sanskr. g'-ägr gebildet aus dem ägyptischen wahor Hund (bellen).

*) Das auf hieroglyphischen Denkmälern sehr häufig vorkommende Einhorn, ein eselartiges Thier mit langem spitzen Horne vor der Stirn, (äg. Set, zugleich Sinnbild des Gottes Set) muß also damals noch vorhanden gewesen seyn. Uebrigens verdankt dieses Thier, so wie auch der Sperling (der Vogel der Venus) die in der hieroglyphischen Schrift ihm beygelegte Geltung, ein Gleichniß der Unreinheit zu seyn, ohne Zweifel seinen, bekanntlich dem ganzen Eselgeschlecht nicht minder als dem des Sperlings, innwohnenden, auffallend lasciven Neigungen und Gewohnheiten, in Rücksicht auf welche ihm eine alte Sage auch die Kraft beylegt, daß es die Reinheit oder Unreinheit einer Jungfrau auf wunderbare Weise zu erkennen vermöge, s. Parcival 14397.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. December.

Nro. 243. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Grammaire Egyptienne par Champollion le Jeune etc.

Sur l'alphabet hieroglyphique par le Dr. Lepsius etc.

(Fortsetzung.)

B. Von den lautenden Hieroglyphen.

Die Erfindung der lautenden Schriftzeichen beruht, wie bereits früher angedeutet, auf einem doppelten, jedoch in sich selbst untrennbar zusammenhängenden sprachschöpferischen Grund; nämlich einmal auf der menschlichen Wahrnehmung, daß von allen nachahmend begriffenen Empfindungen und Empfindungsformen viele, so wie bey der Mimik in ein und derselben Körpergeberde, so bey der Sprache in ein und derselben Lautgeberde, und zwar bald, wenn diese Geberde auch nur in einer einzigen, die verschiedenen zusammentreffenden Begriffe gleichmäßig tragenden Grundnachahmung wurzelt, mehr nothwendig, bald, wenn sie in verschiedenen Grundnachahmungen wurzelt, mehr zufällig zusammentreffen; und zweytens, auf dem aus jener Wahrnehmung unmittelbar hervorgehenden Entschlusse des Menschen, daß er dieses so beschaffene Zusammentreffen fortan auch in der Schrift für die Einheit des Abbildes des, einer Anzahl Begriffen gemeinsamen Lautes, und zwar zunächst nur, wenn diese Gemeinsamkeit mehr nothwendig, sodann auch, wenn sie mehr zufällig war, anwenden und benutzen wolle, und daß er dabey zugleich, um eine immer weitere Gemeinsamkeit des Lautes zu gewinnen, die Abbildung doppellautiger Worte mehr und mehr verlassend, sich immer ausschließlicher der stellvertretenden Abbildung einlautiger zuwenden wolle, so wie dieselben in jener Sprachurzeit theils noch getrennt als selbständige Wörter vorlagen, theils in mehrlautigen Wörtern noch als selbständige Theile sich herausfühlten, und wie sie am deutlichsten bey Gelegenheit der Schrifterfindung selbst, zufolge des Vergleichs verschiedener einen jeden solchen Laut in anderer Verbindung enthaltenden Wörter, ein jeder als wirklicher einzelner Laut faßbar und begreifbar wurden. Mit der in vorstehenden Worten angedeuteten Geschichte des Ursprunges der lautenden Hieroglyphen haben wir zugleich den Ursprung der verschiedenen Unterarten dieser Hieroglyphengattung entwickelt, nämlich vier Unterarten, sämmtlich hervorgerufen durch das allmähliche Fortschreiten des schriftentdeckenden Sprachgeistes, einmal, von der mehr nothwendigen oder begriffsmäßig beschränkten Einheit des Lautes zu einer weiteren zufälligen oder nicht begriffsmäßig beschränkten, und zweytens, von der früher in der Schrift mit der eintheiligen Wortform abwechselnd angewandten, mehrtheiligen, ausschließlich zu der eintheiligen, als bey welcher die Bedeutung eines vorstellenden besondern Begriffsbildes immer mehr hinter der des vorgestellten allgemeinen Lautes verschwinden konnte, so daß nun jene den jüngeren kaukasischen Sprachen eigenthümliche reine freye Buchstabenhaftigkeit der Lautbilder, durch die ersten drey lautenden Hieroglyphenarten nach und nach vorbereitet, in der letzten, der nicht begriffsmäßig beschränkten, eintheiligen, endlich vollkommen erreicht worden ist.

a) Lautzeichen mit begriffsmäßiger Beschränkung und zwar α) mehrtheilige; z. B. das Bild der Wanne „nev," zugleich darstellend die durch denselben Laut ausgedrückten und in derselben Grundnachahmung (einer die Wahrnehmungen „hohl, voll, mächtig" nachahmenden Nasenlippen-

geberde) wurzelnden Begriffe, „ganz, jeder, Herr“ *) oder das (oben beschriebene) Bild des sprossenden Keims „mis,“ zugleich vorstellend die durch denselben Laut ausgedrückten Worte verwandter Bedeutung „saugen, säugen, Kind, Brust, gebären:“ oder das Bild des Pfalzbeins „jv“ zugleich darstellend die durch denselben Laut ausgedrückten Worte verwandter Bedeutung: „Elfenbein, Zahn, beissen:“ oder das Zepter mit dem Kopfe des Kukufa „tam“ (das heißt zahm, sanft, von der Wurzel tam, sanskr. dam) zugleich darstellend die durch denselben Laut ausgedrückten Worte „fromm, rein,“ oder ihr Gegentheil (Champ. pg. 384) u. s. w. Bey den meisten dieser Doppellautsbilder wird indessen, in Folge der Erfindung der eigentlichen Buchstabenschrift, meistens der erste Lauter, zuweilen auch der zweyte, vermittelst rein buchstabenhafter Lautzeichen noch besonders beygeschrieben; z. B. neben dem Pfalzbein das v oder auch das j. β) einth eilige z. B. der ausgestreckte Arm mit der Pyramide, oder auch die Pyramide allein (die Figur des griech. Δ) in der Bedeutung „ta, darbringen, opfern,“ zugleich darstellend die durch den Laut ta (eine Handzungengeberde) ausgedrückten Worte verwandter Bedeutung „geben stellen“: oder das Bild des Phallus, ursprünglich angewandt in der durch die Zungengeberde j nachgeahmten Bedeutung zeugen, sodann auch darstellend den Laut j in den Wörtern verwandter Bedeutung „jū Esel, kī Stier, kī Gatte, haj Gatte;“ oder die Augenbraue „cha“ zugleich darstellend die durch denselben Laut ausgedrückten Wörter verwandter Bedeutung „Diadem, Fürst, aufgehen, Fest.“ Als eine besondere Abtheilung gehören zu den eintheiligen Lautzeichen begriffsmäßig beschränkter Bedeutung auch jene nur als Worttheil je eines einzigen Wortes lautend angewandten Hieroglyphen, wie das menschliche Kreuz für ā in „ānach leben“ oder die Kalbsohren für s in „sam hören“ oder die Zwiebel für w in „wit“ weiß (s. Erst. A. pag. 566). Und eben so begreifen die beyden Unterarten der begriffsmäßig beschränkten Lautzeichen auch jene Hieroglyphen mystisch beschränkten Gebrauchs in sich, als in welchen die Beschränkung sich nicht immer aus einem natürlichen in ein und derselben Grundnachahmung wurzelnden Zusammenhang der verschiedenen durch dasselbe Lautzeichen dargestellten Begriffe erklären läßt, sondern zuweilen nur als ein willkührliches, vielleicht auf ein naturgeschichtliches Gleichniß sich stützendes herkömmliches Zusammenzwingen zweyer, in der That nicht innerlich verwandter, sondern nur zufällig in demselben Laut einstimmiger Wortbegriffe: als z. B. die wahrscheinlich mit einer Schallgeberde „si“ benannte Fuchsgans angewandt für das durch eine Sauggeberde benannte Kind si; oder die durch eine Zerreibungsgeberde „tr“ benannte Hacke für den durch eine (wenigstens nur entfernt verwandte) Sauggeberde benannten Begriff „ter Gott.“ Bey den meisten der hieher zu rechnenden worthaften Lautzeichen indessen beruht der beschränkte Gebrauch gleichfalls auf einer natürlichen Gränze des Zusammenhangs, z. B. āv die Biene, für König av - t (der gemeinsame Grundbegriff „saugen“) vā der Falke, für die Seele vā (der Grundbegriff „athmen, fliegen“ tū der Federball, für Wort tū (der Grundbegriff „Zungen-) Lippen- oder Flügelschlag, Flug, Schnelle,“ vrgl. Homers ἔπεα πτερόεντα; (auch gebraucht in dem Worte ra - tut Sonnenstrahl Ch. pg. 158) *) mā der Flügel, für Maaß und Ge-

*) Das lateinische Wort nav - is (sanskr. nāus, griechisch ναῦς), in welchem das Merkmal der Höhlung als Name des Schiffs gefaßt erscheint, ist mit dem Worte nev vollkommen ein und dasselbe, woraus also auch die (von Bopp. Vrgl. Gr. pag. 313 bezweifelte) Wurzelhaftigkeit des v in diesem Worte erhellt. Mit w oder u statt v (ein im Aegyptischen häufiger Wechsel) erscheint das Wort nev in dem römischen Königsnamen Nu - ma d. i. Nev - mā „Herr der Gerechtigkeit,“ ein im Hieroglyphischen oft vorkommender Königstitel. — Mit dem ägyptischen Gebrauch dieser begriffsmäßig beschränkten Hieroglyphe übrigens auffallend zusammenstimmt die auf altdeutschen Rechtsbildern zuweilen vorkommende Bezeichnung des schaffbaren Freyen durch einen Schaffen (Kübel).

*) Das Wort t'w mit wiederholtem Anlauter „twt“ ist das deutsche diutan (gidiuti bey Otfr. goth. us - daudjan) „sprechen, eilen,“ wovon auch „deutsch“. Eben daher der mythische Taut (Τάαυτος ὃς εὗρε τὴν τῶν πρώτων στοιχείων γραφήν. Euseb.) Von dem Worte tw (mit t als media),

rechtigkeit mā (der Grundbegriff „Spannung;“ vrgl. die schon von Winkelmann erkannte Armgeberde der griechischen Nemesisstatuen) u. s. w. In wie weit die zur Schreibung vieler Götternamen angewandten Lautzeichen dieser Art (z. B. der Gott Hor dargestellt durch den Adler hor oder durch die Peitsche hor, (vrgl. den Apollon mit der Geißel); oder die Göttin Sat durch den Pfeil sat, oder der Gott Thot durch den Vogel Ibis, (Thot), ein jedes mit dem eigentlichen Wesen der dargestellten Gottheit mehr oder weniger nothwendig in Einklang stehe, liegt dem Mythologen ob zu untersuchen.

b) Lautzeichen ohne begriffsmäßige Beschränkung und zwar α) mehrtheilige, nämlich alle jene doppellautigen Hieroglyphen unseres ersten Art., deren Gepaartheit, ohne bedeutungsmäßig zu seyn, nur einen rein sprachwerkzeuglichen Grund hat, als z. B. die Thurmzinne für mn, der Hamen oder geangelte Fisch für hm, der Hase für wn u. s. w. β) eintheilige, also rein buchstabenhafte Lautzeichen nach unserm Gebrauch, nur mit dem Unterschiede, einmal der, in unsern Alphabeten verwischten, Kenntlichkeit der Bilder und zweytens des abwechselnd benutzten Vorhandenseyns je mehrerer Bilder für ein und denselben Laut. Das jedesmalige, ursprünglich einlautige Wort, durch dessen Abbildung das Lautzeichen sein Daseyn gewonnen hat, ist bey den meisten derselben noch nachweisbar, jedoch gewöhnlich nicht mehr als ein selbständiges Wort, sondern als Theil, Anlaut oder Auslaut eines zwey- oder dreylautigen Wortes. Die gebräuchlichsten dieser eintheiligen Lautzeichen, mit Beyfügung des jedesmaligen, dem Zeichen nicht minder zur geschichtlichen Erklärung als zur grammatischen Benennung dienenden Wortes, sind, nach der oben angeführten natürlichen Eintheilung der Laute, die folgenden:

Für ā 1) ein Rohrblatt (nach Ch. und L. in Bezug auf ein im Koptischen erhaltenes Nennwort ake „Spitze Halm,“ eine Annnahme, die, abgerechnet das sehr seltene Vorkommen jenes Wortes, uns besonders deshalb unrichtig scheint, weil in diesem Worte, als offenbar gebildet durch eine das Spitze nachahmende Klappengeberde, das ā, wenn überhaupt wurzelhaft, jedenfalls nur von geringer nachahmender Kraft ist; wahrscheinlicher also in Bezug auf das im hebräischen ōheh (als Papyrusname) erhaltene āvah Pflanze, von āvah hauchen); 2) ein Arm āh (ein von Ch. und L. nicht erkanntes Wort, deutlich erhellend aus dem Vergleich der hieroglyphischen Schreibung des Wortes „Ellenbogen“ (Ch. pg. 93) mit dem Namen desselben „en - āh“ (die Beugung des Arms) im Koptischen. Dieses Wort āh ist auch der ursprüngliche doppellautige Worttheil des sanskr. b - āh - us und griechischen π - ηχ - υς 3) ein Adler āhom.

Für w, ū: 1) ein Hühnchen (vermuthlich im ägyptischen pū, ein sogenanntes Onomatopoion, wie die meisten Thiernamen vrgl. das krainische puta Henne; 2) ein zusammengerolltes Band hw, hū.

Für j, ī; 1) zwey Rohrblätter (nach Ch. und L. eine diphthongartige Verdoppelung des A- oder E-blattes, wahrscheinlicher, eine davon unabhängige sinnbildliche Darstellung des Verbums ja - ja (copt. ai - ai) wachsen); 2) zwey schräge kurze Striche (vermuthlich eine verkürzte Abbildung der beyden Lippen ī, wī s. Dualis.

Für h: 1) eine hangende Flechte mah (nach Champ. und L. ein Strick, kopt. haqe), 2) das Bild des Hauses he (das hebräische Zeichen ה). (Im Koptischen ist h ein aus dem Falten hori, dessen Namen es trägt, entstandenes Zeichen).

Für t: 1) der Brustschnitt eines Käfers tō (bey Ch. und L., die das Bild nicht erkannt haben, als segment de sphère bezeichnet); 2) die Hand tot.

Für k: 1) der Winkel kah (κηχος); 2) das gehenkelte Becken kat (κάδος), 3) die beyden (schon bald aus ihrer begriffsmäßigen Beschränkung herausgetretenen) zum Himmel gehobenen Arme mit der Bedeutung, anbeten, jauchzen, kak; 4) Männerhaube, als Sinnbild des Kopfes cō.

Für p: 1) ein kleines Viereck — (? Zeichen des männlichen Bartes oder Schurzes?) 2) ein

---

das „öffnen, Lippen“ bedeutet, stammt die bekannte, ursprünglich die beyden Lippen bezeichnende Zahlwurzel tw. s. Dual.

fliegender Vogel (paj fliegen, vrgl. sanskr. pac, pakscha (Flügel), pakschina (Vogel) und das deutsche Vogel), gewöhnlich noch begriffsmäßig beschränkt.

Für n: 1) eine gebrochene Wellenlinie, bedeutend „Wasser nun;“ 2) die Königsmütze sachan 3) ein rundliches Fläschchen neh.

Für m: 1) die Eule mulac, 2) die Elle — (halbe Elle) mā, 3) das Sensenеisen zum Mähen (griechisch ἀ-μᾶν), 4) das Schreiberohr (vermuthlich sim, das Wort für Gras).

Für v: ein Bein, vermuthlich tav.

Für f: eine Schlange hof.

Für s: 1) eine Stuhllehne, als Sinnbild des Stuhls si, us (erhellend aus ham-si oder ham-us sitzen; der durch eine Thronlehne geschriebene Laut us in Us-ir und is in Isi-t ist dasselbe Wort), 2) ein Riegel sev.

Für ch: 1) ein Wurfelsieb cha-ī (ein Schallgeberdenwort), 2) ein mir noch nicht deutliches Bild das zugleich „tausend och, cho“ bedeutet.

Für sch: 1) ein durch drey zusammenhangende Papyrusstauden (oder Bäume?) dargestelltes Bild des Gartens schin (das hebräische Zeichen ש), 2) ein Brunnenbecken schī.

Fr r: 1) der Mund ru; 2) der Löwe ravū, ruvū, rivū von „ravū, rugive“, kopt. lavoi (vrgl. das hebr. labi, das bekannte le-o, Löwe und Lauwine und das vielleicht von „rufu Löwe“ abgeleitete latein. rufus. Ein anderes Wort für Löwe ist m-w, muwi, maui, womit zu vergleichen mugire und der Katzenlaut miau; ein drittes ist res (das griech. λὶς) von res schleichen, lauern, wachen.)

Für die Lehre von der Schreibung der Vocale ist noch zu bemerken, daß im Aegyptischen nicht, wie gewöhnlich im Hebräischen, allein die wurzelhaften Grundvokale, sondern sehr häufig auch die nicht wurzelhaften, einem jeden Konsonanten nur als Stimmbeygabe inwohnenden und seine verschiedenen Gestalten vernehmbar machenden Binnenvokale mit selbständigen Zeichen, nämlich solchen, die ursprünglich nur für die Grundvokale bestimmt waren, geschrieben werden, und zwar unter ihnen am häufigsten die, einer solchen besondern Schreibung am meisten bedürftigen (und deßhalb auch z. B. im Sanskrit regelmäßig ausgedrückten), vom mittleren a ins Helle und Dunkle abweichenden zwey Vocale i und u. Beachtenswerth ist dabey auch die Stellung, die die ägyptische Schrift diesen Binnenvocalen häufig anweist; nämlich nicht, wie wir zu schreiben gewohnt sind, jedem Vocal seine Stellung hinter den ihn tragenden Konsonanten, sondern vielmehr (auf ähnliche Weise wie auch das sanskritische i seinem Konsonanten regelmäßig vorweggeht) eine Stellung am Ende des mehrlautigen Wortes, z. B. rfi statt rir (Schwein), nvi statt niv (schwimmen), mshu statt amsuh (Krokodil), Ptru-meis statt Ptumeis (Πτολεμαῖος) hm-i (der Doppellaut hm durch ein einziges Zeichen, den Hamen geschrieben) statt him (Frau): wahrscheinlich damit, zufolge einer solchen Stellung, das Vocalzeichen dem Leser nicht irrender Weise als ein wirklicher wesentlicher Laut, sondern nur als das, was es in der That bedeutet, als eine nähere Angabe der den vorhergehenden Wurzelconsonanten beyzulegenden Stimmung oder Färbung, vors Bewußtseyn trete. (Diese Eigenthümlichkeit der ägyptischen Schrift, die sich übrigens selbst noch in der Schreibung vieler koptischer Wörter erhalten hat, ist bereits vom Hrn. L. bemerkt worden).

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. December.

Nro. 244. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Grammaire Egyptienne par Champollion le Jeune etc.

Sur l'alphabet hieroglyphique par le Dr. Lepsius etc.

(Fortsetzung.)

c) Von der Paarung zeichnender und lautender Hieroglyphen.

Der schaffende Sprachgeist, der alle ihm zu Gebote stehenden äußeren Mittel zur Befriedigung seiner inneren Bedürfnisse immer aufs sorgfältigste zu benutzen weiß, hat sich im Aegyptischen auch das Nebeneinandervorhandenseyn der zeichnenden und lautenden Hieroglyphen zu solchem Zwecke mannigfach zu Nutze gezogen und hat namentlich durch die häufige Paarung je eines zeichnend geschriebenen mit einem lautend geschriebenen Begriff einem doppelten Hauptbedürfniß in der Wortschöpfung, nämlich dem Bedürfniß, erstens, einer einzelhaften und, zweytens, einer gattungsmäßigen Bestimmung und Erläuterung (Specificirung und Generalisirung) der Begriffe, zu begegnen gewußt: wir nennen die, auf solche Weise entstandenen zwey Arten erklärender zeichnender Hieroglyphen Wiederholungsbilder und Gattungsbilder (bey Ch. signes déterminatifs d'espèce et de genre).

a) Wiederholungsbilder. Das sie hervorrufende grammatische Bedürfniß einer mehr besondern Bestimmung und Erläuterung der Begriffe ist kein anderes, als das, so, wie wir oben gesehen, als Hauptanlaß auch dem Wortwachsthum und, im höheren Sinne, selbst dem Ursprung der doppellautigen Wörter zum Grunde lag und welches, wie es dort auf rein sprachlichem Wege gelöst wurde, so hier auf dem Wege der Schrift sein Genüge findet, nämlich so, daß nun einem jeden lautend geschriebenen Worte dessen zeichnendes Ab- oder Sinnbild, dasselbe, das auch ohne Lautgruppe das Wort bedeuten kann, wiederholend nachgestellt und ihm damit also auch die nähere Kenntlichmachung des, unter allen übrigen in dem Laute enthaltenen Begriffen, hier allein verstandenen Begriffes erklärend beygefügt werde: womit zugleich noch einem andern, der lautenden Schrift selbst eigenthümlichen (und in unserer modernen Schrift durch Trennung der Worte befriedigten) Bedürfniß Genüge geleistet wird, nämlich dem Bedürfniß, die im Zusammenlesen der einzelnen Lauttheile sich zersplitternde Anschauung des Lesenden durch ein einfaches Abbild des mit jener Lautvielheit bedeuteten einigen Gegenstandes wieder in sich zu vereinigen und abzuschließen. Nachdem also nun z. B. der Lesende durch fortschreitendes lautmäßiges Auffassen der Bilder „der Sense, des Blattes und des Hühnchens“ die drey Laute m - a - ā zusammen buchstabirt, findet er in dem darauf folgenden Bilde des Löwen sowohl einen Einigungs- und Ausruhepunct für sein sammelndes Verständniß, als auch eine sichtbare Gewähr für sein vergleichendes Urtheil, daß mit jener zusammengehörigen Lautgruppe, die außerdem auch „brüllen, leuchten“ bedeutet (letzteres mit natürlicher Uebertragung der Eindrücke des Ohres auf die des Auges, weßhalb auch der Löwe das Gleichniß Rhea's der Sonnengöttin) hier nichts gemeynt seyn kann, als der Name des Löwen „maū:“ und auf ähnliche Weise erhalten also auch die ihrem bloßen Laut nach vieldeutigen Wörter „rar, art, mon, amon,“ durch die sie begleitenden Bilder eines (fingersaugenden) Kindes, eines Milchgefässes (für Milch), eines Krummstab führenden Mannes

(Hirten), eines in seinen Mantel gehüllten Mannes (für verhüllen amon), oder auch eines den Kukufazepter tragenden Gottes (Gott Amon), ein jedes zugleich seine begriffsengere Bestimmung so wie seine äußerlich sammelnde Abgränzung. *)

b) Gattungsbilder. Logischer noch und gewissermassen edler, als das den Wiederholungsbildern zum Grunde liegende Bedürfniß, ist das der Erzeugung der Gattungsbilder zum Grunde liegende, nämlich ein Bedürfniß, das, aufgefaßt im geschichtlichen Zusammenhang der ganzen Sprachentwicklung, für nichts anderes genommen werden darf, als für das Streben einer bewußten Rückkehr des begreifenden Geistes zu jener sonderungslosen Begriffsallgemeinheit, von der er beym ersten Nachahmen seiner Wahrnehmungen unbewußter Weise ausgegangen war. Denn alle ersten Wahrnehmungen stellen sich dem Menschen immer urbildermäßig als zusammenfassende Stellvertreter ganzer Massen von Gegenständen: mit dem Worte „Thier“ (einer den rennenden Lauf nachahmenden heftigen Zitterstoßzungengeberde vrgl. ägypt. ret laufen, Fuß, sanskr. dru, altlat. druere (s. Fest. s. v. andruere) und griech. τρέχειν) begreift der Mensch das vierfüßige Thier; mit dem Worte „Vogel“ (einer den gleichmäßigen Flügelschlag nachahmenden leisen Doppelschlag-lippen-klappen-geberde (vergl. ägyptisch paj, sanskr. pac fliegen, pakschina) Vogel, den flatternden Vogel; diesen wie jenes nur als einen unbestimmten Typus aller Säugethiere und Vögel überhaupt, ohne deren verschiedene Ordnungen und Arten noch zu unterscheiden. Aber bald zwingen ihn die wahrgenommenen mannigfach wechselnden anderweitigen Merkmale dort dieses laufenden, hier dieses mit Flügel behafteten Begriffes zu einer weiter eindringenden begreifenden Nachahmung auch dieser Merkmale, so wie dieselben, kraft einer Schall- oder Gliedgeberde, am faßbarsten sind, und mithin, in Folge einer jeden solchen Nachahmung, zur Benennung und Unterscheidung je eines andern, dieses oder jenes Merkmal vorzugsweise an sich tragenden, besonderen Säugethiers oder Vogels; wobey der ursprüngliche Gesammtbegriff, als immer scheinbar unnützer, zurücktritt, und häufig der Name selbst, durch den er festgehalten war, zur Benennung eines besonderen Begriffs, an dem jenes als Benennung des allgemeinen Begriffs nachgeahmte Merkmal vorzugsweise haftet, angewandt wird, z. B. der Name „Thier“ zur Bezeichnung der schnell laufenden Rehart (engl. deer) oder der Name „Vogel“ zur Bezeichnung der mit schwerem Flügelschlag sich bewegenden Hühnerart (engl. fowl, ungar. fugelj Repphuhn, vergl. den deutschen Ausdruck „Vogel Strauß“). Und wie nun diese sich gegenseitig erläuternde und, hier einerseits auf entwickelndem, dort andererseits auf zusammenhaltendem Wege, sich gegenseitig bestimmende Wiedervereinigung des Einzel- und Gattungsbegriffes von der gesprochenen Sprache selbst häufig in Doppelwörtern wie „Tiegerthier, Hayfisch, Eichbaum, Kieselstein“ aufgefaßt und dem Bewußtseyn gegenwärtig erhalten wird, so hat diese Vereinigung nun auch in der ägyptischen Schrift, vermittelst der Paarung je eines zeichnenden Gattungsbildes mit einem lautend geschriebenen Einzelbegriffsworte, einen regelmäßigen, in vielen Fällen wahrscheinlich auch gesprochenen, Ausdruck gefunden: und zwar so, daß hier nicht nur bey den Begriffen des außer-menschlichen Wahrnehmungsgebietes, wie z. B. allen Erscheinungen des Elementen- und Thierreiches; sondern auch bey den Begriffen des von der menschlichen Thätigkeit selbst ausgefüllten Wahrnehmungsgebietes, wie z. B. den meisten menschlichen Handlungen, Empfindungen und Zuständen, einem jeden besondern Begriff immer der allgemeinere, gattungsmäßige, abbildlich oder sinnbildlich gezeichnet, zur Seite gestellt werde: ein Gebrauch, der in vielen Fällen, namentlich bey Darstellung außer-menschlicher Begriffe, selbst auf die Paarung des Gattungsbildes mit einem zeichnend geschriebenen Einzelworte ausgedehnt wird. Als die bedeutendsten dieser ägyptischen Gattungsbilder er-

*) Zu vergleichen mit diesen Wiederholungsbildern die auf ähnliche Weise in der gesprochenen Sprache angewandten wiederholenden Wortzusammensetzungen, wie das griechische ἐχθρόδεκος, das engl. godfather oder die deutschen Wörter: Sturmwind, Muhkuh, Puthuhn, Hottpferd: besonders wenn, wie vielleicht auch schon in den letzten beyden (krain. puta Huhn, ägypt. hot Pferd), das erste Wort der Zusammensetzung einem andern Sprachstamm angehört, wie Repphuhn, finngrün, Uckermark u. a.

wähnen wir folgende: α) für außer-menſchliche Begriffe: alle Begriffe des Feuerhaften (brennen, kochen, Hitze u. a.), werden begleitet von dem oben beſchriebenen zeichnenden Sinnbilde des Feuers; alle Begriffe des Waſſerhaften (trinken, ſchwimmen, waſchen, reinigen, frieren, bluten u. a.) von dem Sinnbilde des Waſſers; alle Begriffe des Lufthaften (athmen, leben, Seelenwanderung Ch. pg. 295) von dem Sinnbilde der Luft; alle Begriffe des Erdhaften (Irden, Salze) von dem Sinnbilde der Erde: ferner alle Begriffe der Räumlichkeit (Berg, Stadt, Gränze, Gegend, Welt) begleitet von dem Zahn, dem oben erwähnten Sinnbilde des Feſten, ſo wie, weniger allgemein, auch von den, unter den ſinnbildlich zeichnenden Hieroglyphen bereits aufgezählten Bildern für Land und Wohnort; alle Begriffe der Zeit (Tag, Jahr, Stunde, Feſt) von dem Abbild der Sonne: ferner alle Pflanzenbegriffe begleitet von dem Bilde einer Papyruspflanze, alle Bäume von dem eines Sycomorbaumes; ferner alle Begriffe des Flügelhaften (Käfer wie Vögel) von dem Bilde einer Gans (ap-t von āp fliegen: eben ſo bedeutet das ungariſche „ud Gans“ im Lappiſchen „Vogel“) und alle Namen vierfüſſiger Thiere (auch der Schildkröte) von dem Bilde eines geſchwänzten Hauthintertheils (hieratiſch von dem einer Thierpfote pat, fat): endlich alle Menſchennamen begleitet von dem Bilde einer menſchlichen, oder, weniger allgemein, männlichen, weiblichen, königlichen, göttlichen Figur, und alle menſchlichen Glieder begleitet von dem Bilde eines (im Aegyptiſchen, wie auch in den meiſten andern Sprachen, mit „Glied“ gleichnamigen) Gelenks oder Bandes (ägypt. ker, kopt. keli, griechiſch κῶλον Band, Glied, das deutſche Wort gehört zu derſelben Wurzel; eben ſo ägyptiſch hā oder hū Band, Glied). β) Für die Begriffe mehr innerlicher menſchlicher Handlungen, Empfindungen und Zuſtände: die meiſten derſelben werden gattungsmäßig beſtimmt durch das Abbild oder Sinnbild der, einer Anzahl derſelben gemeinſamen, körperlichen Geberde: z. B. die Wörter „ſaugen, Kind ſeyn, eſſen, (vernehmen) hungern, trinken, dürſten, ſprechen, ſchreiben, ſchweigen, bitten, ſingen u. ſ. w.“ alle begleitet von dem Bild einer mundberührenden Figur; oder die Wörter „gehen, führen, aufſtehn, jagen, ſich nähern, fliehen, u. ſ. w.“ begleitet von dem Bilde der wandelnden beyden Beine; oder die Wörter „faſſen, halten, treffen, befreyen, ſtrafen, kämpfen u. ſ. w.“ von dem Bilde eines ausgeſtreckten, einen Zeptergriff faſſenden Armes.

Das Bild einer oben zuſammengeneſtelten Papyrusrolle dient, — vergleichbar dem auf ähnliche Weiſe angewandten scrinium bey antiken Statuten, — in der äg. Schrift häufig zur bedeutungsloſen Ausfüllung räumlich nicht geſchloſſener Wortgruppen; bisweilen auch als grammatiſcher Sylbentrenner (z. B. in mant-t dauer-nd).

IV. Wortunterſcheidungslehre.

Die urſprüngliche Vollkraft des menſchlichen Worts, das bey ſeinem Entſtehen immer einen ganzen Satz bedeutete, z. B. „Thier“ (oder τρέχ) ſo viel als „das Thier läuft“, „Flug“ (oder „Vogel“) ſo viel als „der Vogel fliegt“ und das deßhalb auch, nach vollbrachter Unterſcheidung der beyden Grundanſchauungsformen des menſchlichen Begreifens, der gegenſtändlichen und thätigen, in dem ſofort entſtandenen zweywortigen Satze, eben ſowohl die thätige als die gegenſtändliche Form darſtellen, eben ſo wohl Sagewort (verbum) als Nennwort (nomen) ſeyn konnte, dieſe urſprüngliche Vollkraft oder Doppelförmigkeit des Worts hat ſich im Aegyptiſchen noch aufs deutlichſte erhalten, indem hier in der That die meiſten Wörter, durch nichts unterſchieden, als, der Regel nach, durch ihre beyderſeitige Stellung (das begleitende Wiederholungs- oder Gattungsbild bieten nur ſelten eine ſichere Unterſcheidung) abwechſelnd, bald, voranſtehend, als Nennwort, bald, nachſtehend, als Sagewort gebraucht werden können: z. B. „mis nus das Kind ſaugt“ neben „him mis“ die Frau gebiert; oder „mon hor“ der Hirte treibt“ neben „hor mon der Treiber hütet“; oder, ohne Zweifel auch, „sas him das Roß himmert“ neben „him sas der Hirſch ſpringt“ *) und āv āp die Biene fliegt neben āp

*) sas im ſanskr. „ſpringen,“ im äg. „Roß“ (wie das deutſche „Roß“ wahrſcheinlich — wenn nicht von dem ſanskr. hresch hinnire — auch von einem, im altnord. rāsa (vrgl. raiſen, raſen) erhaltnen Verbum reißen ſ. v. a. ſpringen; vrgl. ſanskr. sas-a Haſe, ungar. sas-ka Heuſchrecke); hm,

ãv der Vogel trinkt. Dieſe Ununterſchiedenheit der beyden Redegrundformen aber, die uns ganz auf ähnliche Weiſe auch im Ku wēn des Sineſiſchen vorliegt, wird im Aegyptiſchen dadurch einerſeits beſonders merkwürdig, daß ihr andrerſeits bereits die Anfänge einer wirklichen grammatiſchen Unterſcheidungskunſt beyder Formen gegenüberſtehen und zwar, am gewöhnlichſten, keiner andern, als der, ſo ſich auch in den übrigen kaukaſiſchen, beſonders indo-germaniſchen Sprachen, angewandt findet, nämlich einer Kennzeichnung, erſtens, des Nennworts, vermittelſt einer, demſelben entweder als Beylaut angehängten, oder als ſelbſtändiges Wort zur Seite geſtellten kurzen Deutewurzel (Nennzeichen und Nennzeichenwort), anzeigend „die Perſon, das Ding ſteht da, iſt berührbar“ z. B. σκαφ-ε oder engl. a ship, γαλακ-τ oder engl. the milk; dän. pig-en oder en pige, und, zweytens: des Sageworts, vermittelſt einer demſelben gleichfalls entweder angehängten oder zur Seite geſtellten kurzen Zeugewurzel (Sagezeichen und Sagezeichenwort), beſagend „die Erſcheinung, die Handlung erzeugt ſich, geſchieht“; (z. B. δου̃-(ν)αι, oder kopt. (baſchm.) ai ta; ῆκ-ε, oder ital. è venuto, δω̃-δι oder engl. do give): mit welchen Grundunterſcheidungen ſich jedoch, im Indogermaniſchen wie Aegyptiſchen, je zwey andere, aus je einer dieſer Grundunterſcheidungen hervorgegangene und ſie dem Ausdrucke wie dem Begriffe nach ergänzende und erſetzende Neben-Unterſcheidungen vermengt haben: nämlich, erſtens (A), aus der Unterſcheidung des Nennworts hervorgegangen und mit deſſen Kennzeichnung ſich vermengend, zuförderſt (a) die Unterſcheidung und Kennzeichnung eines doppelten Geſchlechts oder auch Geſchlechts- und Nichtgeſchlechts an dem Nennwort, vermittelſt einer dieſem angehängten oder zur Seite geſtellten, Männlichkeit oder Weiblichkeit anzeigenden, kurzen Zeugewurzel (Geſchlechtszeichen und Geſchlechtszeichenwort) z. B. fer-u(s) fer-a oder ὁ, ἡ ϑήρ neben fer-u-(m) u. dem engl. the deer; und ſodann (b) die Unterſcheidung und Kennzeichnung eines dreyfachen, nämlich ſingularen, dualen und pluralen, Numerus an dem Nennworte, vermittelſt einer dieſem angehängten oder zur Seite geſtellten, Ein- Zwey- oder Mehrheit anzeigenden kurzen Zahlwurzel (Zahlzeichen und Zahlwort) z. B. ἄνδρ-ε und ἄνδρ-ες oder „zwey Mann, drey Mann“ neben ἀνήρ ein Mann: und zweytens, (B) aus der Unterſcheidung des Sageworts hervorgegangen und mit deſſen Kennzeichnung ſich vermengend, zuförderſt (a) die Unterſcheidung und Kennzeichnung einer dreyfachen handelnden Perſönlichkeit im Sagewort, vermittelſt einer dieſem angehängten oder zur Seite geſtellten, „er, ich, du“ anzeigenden Denk- oder Rufwurzel (Perſonenzeichen und Perſonenwort) z. B. τίϑη-σι, τίϑη-ς, τίϑη-μι oder er thu-t, du thu-ſt, ich thu-e; und ſodann (b) die Unterſcheidung und Kennzeichnung einer dreyfachen, nämlich gegenwärtigen, vergangenen und zukünftigen ſich ereignenden Zeit am Sagewort, vermittelſt einer dieſem angehängten *) oder zur Seite geſtellten kurzen Bewegungs- Feſthaltungs- oder wiederum Zeugungswurzel (Tempuszeichen oder Zeitwort) z. B. „liebe-n und geliebt haben, he did love, und ama-bi-t oder il va aimer, wird lieben, neben ama-t oder he is loving). — Für eine jede dieſer an dem urſprünglichen Vollwort kenntlich zu machenden mannigfachen grammatiſchen Haupt- und Nebenunterſcheidungen beſitzt die ägyptiſche Sprache, nach Art der übrigen indo-germaniſchen Sprachen, ein oder meiſtens mehrere abwechſelnd neben einander angewandte grammatiſche Ausdrucksmittel.

1) Unterſcheidung des Nennworts: a) angehängte Nennzeichen: α) der (in allen indogerm. Sprachen viel gebrauchte) Nennvocal ã (i,) herrührend von einer Wurzel „ã oder ĩ anfaſſen, daſeyn“ (vrgl. das griech. τ-ῆ, deutſch

him-him auch hn, hn-n im äg. ſowohl himmern (ein noch von Luther gebrauchtes Wort für hennire, bramare, wiehern, ſchreyn, ſich ſehnen) als „Hirſch“ vrgl. das griech. ἵννος oder γίννος Hengſt.

*) Eine Ausnahme von dieſer Regel macht die der ſemitiſchen und german. Conjugation eigenthümliche Zeitenbildung vermittelſt des Wechſels oder Umklangs des Binnenvocals, doch vermuthlich nur eine ſcheinbare, und ſo zu erklären, daß dieſer Umklang nichts iſt als der Wiederſchein eines verloren- oder gewiſſermaſſen in der Färbung des Worts untergegangenen, aber urſprünglich ſelbſt wurzelhaften Tempusvocals.

d-a, lat. ā-d und das griech. ι in οὑτοσ-ί ſo wie das goth. ei in sa-ei, iz-ei u. a.) und entſprechend in ſeiner Anwendung als Nennzeichen dem bekannten Pronominalſtamm a, e, i (z. B. ſanskr. a-smāt lat. e-a, i-d) dem Endungs-i der dritten Perſon Präſentis im Griech. (τύπτ-ε-ι) und dem griech. Zahlw. ἴος, wird im ägyptiſchen gewöhnlich zeichnend geſchrieben, nämlich durch eine, faſt immer nur gleichfalls zeichnend oder beſchränkt lautend (z. B. hm, mh) geſchriebenen Wörtern beygefügte, kleine ſenkrechte Linie, die aber, wie das häufige doppelte Wechſeln dieſes Bildes, wenn es als Zeichen der erſten Perſon ſteht, bald mit dem Bilde der menſchlichen Figur, bald mit dem des Blattes (ā) beweiſt, nichts iſt als eben die Abkürzung dieſes, ā zu ſprechenden und alſo mit der Bedeutung ſeines Lautes vollkommen übereinſtimmenden Menſchenbildes, und die wir deßhalb mit dem Namen der perſönlichen Linie bezeichnen wollen *): z. B. das ſaugende Kind, urſprünglich in unbeſtimmter Weiſe bedeutend „das Kind ſaugt, ſaugen, klein ſeyn, mas oder rar," mit der perſönlichen Linie behaftet, „mas-ā oder rar-ā, bedeutet nunmehr entſchieden nichts, als „Kind"; das Stück Fleiſch, urſprünglich ſo viel als „Speiſe zu ſich nehmen, āv," nunmehr mit der Linie nichts, als „āv-ā Fleiſch; der Stern, urſprünglich ſo viel als „Glanz, Verehrung, Vergötterung, siw", nun mit der Linie bloß ſo viel als „siw-ā Stern; das Haus, urſprünglich ſo viel als „Bedeckung, Dach, Einfaſſung, hāt oder hāit" nun mit der Linie bloß ſo viel als hāit-ā Haus," (? Ἀιδ-ης vrgl. εἰς Ἄιδου). Beſtätiget aber wird dieſe von uns erkannte Sprechbarkeit der perſönlichen Linie zugleich auch durch das wirkliche Lautend-geſchrieben-ſeyn eines Nennvocals in einer großen Anzahl ägyptiſcher Wörter, bey deren grammatiſcher Zerlegung wir, zu Folge verſchiedener Schlüße und Vergleiche, die Meynung hegen dürfen, daß das hier am Ende des Worts geſchriebene ā oder ī weder einen angewachſenen Wurzel-Vocal, noch auch den hieher geſetzten Binnenvocal, ſondern eben nichts andres darſtelle als den Nennvocal *), wie z. B. in den Wörtern āh-ā Rind (kopt. ah-e, vrgl. das altſächſ. und latein. ēh-u und equus **), son-ā Bruder (Ch. p. 249, vrgl. das ſanskr., litt. und goth. sun-us Sohn, in welchem, wie in vielen

*) Ch. legt dieſem Zeichen ſeltſamer Weiſe die Bedeutung bey, als diene es, den Uebergang einer entweder gewöhnlich phonetiſch gebrauchten Hieroglyphe in ihren zeichnenden, oder aber einer gewöhnlich abbildlich gebrauchten in ihren ſinnbildlichen Gebrauch zu bezeichnen, eine Erklärung, die, ſchon durch die unzuſammenhängende Doppelheit ihrer Annahme als irrig erwieſen, ſich außerdem noch dadurch widerlegt, daß von den gewöhnlich mit der Linie behafteten Wörtern einerſeits die meiſten, wenn ſie ohne dieſelben vorkommen, in der That weder eine lautende noch auch ſinnbildlich zeichnende Bedeutung haben und andrerſeits einige auch, wenn ſie mit derſelben vorkommen, (wie der Löwenkopf für Anfang, der Falke für Seele, die Elle für Gerechtigkeit, der Mund für Theil) eben in keiner abbildlichen, ſondern entſchieden ſinnbildlichen Bedeutung gefaßt werden müſſen. — Der Wahrheit viel näher kommt die Erklärung des Herrn Lepſius (pg. 65—66) der die Linie, ſchon ihr Nievorkommen bey Verben hervorhebend, als ein (auch in ſeiner Geſtalt mit dem Viereck des männlichen Artikels verwandtes) Zeichen des Masculins betrachtet haben will, wobey er dann freylich, um ihr häufiges Erſcheinen neben dem Zeichen des Feminins zu rechtfertigen, genöthigt iſt anzunehmen, dieſelbe ſey ſpäter allerdings auch als eine indication de l'état idéographique en général mißverſtanden worden. Sehr dankenswerth bleibt übrigens bey dieſer pg. 77 — 89 weiter entwickelten Anſicht die auf eine Reihe Beyſpiele geſtützte Beweisführung dafür, daß alle bloß mit der Linie behafteten Nennwörter Masculina ſeyen: allerdings ſind ſie dieß; aber nicht deßhalb weil ſie die Linie haben, ſondern deßhalb weil das weibliche Zeichen ihnen fehlt.

*) Ganz unwiderleglich bewieſen ſeyn würde das Vorhandenſeyn eines lautend geſchriebenen Nennvocals, wenn ſich derſelbe einmal von ſeinem Worte durch das Wiederholungs- oder Gattungsbild getrennt geſchrieben fände.

**) Eigentlich „Geſchöpf, animal" von „ah athmen, leben," mit welchem allgemeinen Ausdruck die Aegypter als wichtigſtes der ſie umgebenden Thiere

ähnlichen Fällen, das ū wahrscheinlich aus einer Sich-angleichung des Nennvocals an den Wurzelbinnenvocal entstanden.) puw-a Haar (Ch. pg. 73) sīv-u verschnittener Ochse, mas-u Kind (kopt. mas-i vrgl. die griech. Lautung der beyden Königsnamen Ἄμασ-ις oder Ἄμωσ-ις, d. i. „Ah-mas junger Mond“ und Τοὐθμωσ-ις d. i. Tutmas „junger Thot“) cher-ī Kind (kopt. scher-e vrgl. Ἀχιλ-ής) ir-i Auge (vrgl. ὄψις) sevt-i Einschluß (kopt. sovt-e) pit-i Bogen (kpt. pit-e) ān-i Affe (davon das deutsche „ähnlich“?); und den participartigen Wörtern: sam-ī ein Hörender (von sam), hon-i ein Anbetender, āch-i ein Stehender (Ch. p. 427 u. a. ***) Denn was die, bereits von uns als gesetzmäßig angedeutete, Erscheinung des Vocals i statt des a in vielen der hieher gehörigen ägypt. Wörter betrifft, so bemerken wir eine solche vorherrschende Anwendung des i als Nennvokals eben auch in den übrigen indogermanischen Sprachen, und zwar gewiß aus keinem andern Grunde, als weil zur Bildung einer so wenig wesentlichen Wurzel, wie des Nennzeichens, der Vocal i wegen seiner feinen leichten Gestalt von allen Vocalen der geeignetste schien. Der Vocal ū als Nennvocal findet sich im Aeg. besonders nur bey einigen auf n auslautenden Wörtern — wahrscheinlich wegen seiner schallmäßigen Verwandtschaft mit den dunkeln Nasenlauten — und zwar so, daß das n dann zugleich regelmäßig verdoppelt wird z. B. van-nū Reiher, pin-nū Ratte, san-nu heiliges Brot, ran-nu Namen. Hinsichtlich des unregelmäßigen Gebrauchs des Nennvocals im Aegyptischen übrigens, d. h. seines abwechselnden Gesetztwerdens oder Nichtgesetztwerdens, (z. B. āh-ā, son-ā sam-i neben āh, son, sam) bemerken wir schlüßlich, daß dieser auf dieselbe Weise auch beym Gebrauch aller übrigen Unterscheidungsworte im Aegyptischen bemerkbare und eben für deren allmähliche Einführung bezeichnende, unregelmäßige Wechsel beym Nennvokal noch besonders deßhalb merkwürdig ist, weil er in der allgemeinen Sprachgeschichte einen regelmäßigen Gegensatz bildet zu dem gleicherweise wechselnden Gebrauch dieses Vocals bey dessen allmählichem Verschwinden, nämlich in Sprachzeiten, wo er, als eine, bey der durch den Gebrauch hinlänglich gesicherten Kenntlichkeit des Nennworts, nicht mehr nothwendige bedeutungslose Endung nach und nach wieder abgeworfen wurde (z. B. im Althchd. des 9ten und 10ten Jhrh. allmählich wieder sun st. sun-u und im Mittelhchd. des 10. Jhrh. allmählich sig, schat st. sig-e, schat-e. Gr. Gr. I. p. 615 und 670). β) Die Nennwurzel t herrührend von einer mit der Wurzel „ta geben“ zusammenhängenden Wurzel „'t 'ta anfassen, daseyn,“ (vrgl. das griech. τῆ und das d. „da“) und entsprechend in ihrer Anwendung als Nennwurzel dem bekannten Pronominalstamm ta, so wie dem Bildungs-t der dritten Person Präsentis und des Particips Präteriti (z. B. as-ti, ἐσ-τί, es-t, is-t,— pi-ta, bibi-tum πο-τόν) wird im Aegyptischen immer lautend geschrieben und bildet, einem ursprünglichen Vollwort angefügt, bald, mit abgegränzter Bedeutung, eigentliche sogenannte appellative Nennwörter, wie āp-t Vogel, Gans, von āp fliegen, āv-t Vater, König von āv nähren, hon-t Priester, von hon anbeten (auch Majestät hont-uf seine Majestät), chā-t Fürst von chā herrschen, fon-t Nase von fon (nef) riechen, ar-t Milch (copt. erot) von ar trinken, Hup-t, Kup-t der dunkle, der Nil (Αἴγυπτος) von hup dunkel seyn; *) bald,

das Rind, wie die Römer und Deutschen das Roß doch letztere zugleich auch das Rind „Ochse“ benannten.

***) In Wörtern wie manuī (Löwe) tivū (Löwe), vihū (Hyäne) dagegen ist der schließende Vokal eine schallgeberdenhafte Verstärkung des Wurzelbegriffes. —

*) Das Material der Champollionschen Grammatik bietet als hieher gehörig allerdings nur den Nilnamen hāp-mu d. i. Dunkelwasser: auf einen selbständigen Eigennamen Hap-t oder (mit Bezug auf die Nebenform kup, sanskr. gup, kopt. cōp) Kup-t deutet indessen, wie oben bemerkt, der Homerische, später auf das ganze Nilland übertragene, Name Αἰ-γυπτ-ος, in welchem das αι natürlich nichts ist als ein euphonischer Vorschlag (vrgl. αἰ-γυπιός neben γύψ). „Der dunkle,

mit mehr allgemein gehaltner Bedeutung, ſogenannte Verbaladjectiva oder Participia, wie chaf-t Zerſtörer, Schänder, Gottloſer, von chaf zerſtören, ſchänden (copt. schaft, das deutſche Schuft?) mah-t, der Starke, von mah ſtark ſeyn (ſanſkr. maha-t), man-t dauernd, von man (abwechſelnd mit man ohne Unterſcheidung Ch. pg. 275 u. 276), ānach-t lebendig von ānah leben (abwechſelnd mit ānah), am-t eſſend (abwechſelnd mit am) ir-t gemacht von ir (Ch. pg. 298) u. a.: ganz auf ähnliche Weiſe wie das ſanskrit. participiale t; z. B. ān-at lebend, gam-at gehend, oder das Unadiſuffix in Wörtern wie bhā-ta Sonne (von bhā leuchten), gan-ta Wanderer (von gam), oder wie das ſchließende t in den deutſchen Wörtern: Mun-d (vom ägyptiſchen mon ſaugen), Gaſ-t (vom ägyptiſchen chas fremd ſeyn?), Duft (cpt. tep, tōp ſchmecken), Hengſ-t (von hngs wiehern *), ſanf-t (vom äg. sanaf fließen, gleiten?), rech-t (von ägypt. rach (abreiben) ſühnen, reinigen, dem deutſchen rah, rihhan). — Wenn als participartige Endung gebraucht, erſcheint das ägypt. t, wie alle auf ähnliche Weiſe gebrauchten Wurzeln, von ſeinem Grundworte häufig durch deſſen Wiederholungs- oder Gattungsbild, oder auch durch die Papyrusrolle abgeſondert. γ) Die Nennwurzel s herrührend von einer Wurzel „s, sa hinweiſen, dort ſeyn“ (vrgl. das bayeriſche sè (Schmellers B. M. pg. 191) das coptiſche sa „Seite, Richtung, hin,“ das griech. σε in πεδόσε und das griechiſche σῆ-μα und entſprechend in ihrer Anwendung als Nennzeichen dem bekannten, auch im Aegyptiſchen vorhandenen, Pronominalſtamm sa (ägypt. sa ein, sa-wa irgend ein, sa-nev ein jeder, ſanſkr. und goth. sa er, latein. se, ip-se, griechiſch σέ du), ſo wie der bey der Conjugation als Zeichen der dritten und zweyten Perſon angewendeten Endung s (τίθη-ς, τίθη-σι, vrgl. he do-es) findet ſich im Aegypt. mit einer, nach Schreibung und Bedeutung ganz gleichen, nur, wie es ſcheint, dem Gebrauche nach weniger häufigen Anwendung *) als die vorhergehende Nennwurzel t, alſo, erſtens eben ſowohl eigentliche Nenn- oder Namenwörter bildend, wie p-si-s Kind von si ſaugen (das ägypt. Zahlwort für 9 ſ. E. A. pg. 563, p iſt Artikel) Chon-s Χώνς (der ägypt. Hercules) von chan, chōn (kopt. hōn) ſtark, mächtig ſeyn (vrgl. das ſanſkr. han und das deutſche „Hans“), als auch zweytens, Verbaladjectiva und Participia, wie ta-s geben: ganz auf ähnliche Weiſe wie das ſchließende s in den deutſchen Wörtern: Ochſ (vom ägypt. ah athmen ſ. o.) Fuchs (von ägypt. voh beißen, dem goth. fahan vrgl. ägypt. ovah Zahn, ungar. fag) Gans ſanskr. hans-a, vom ägypt. „can, gingrire“ davon auch der Name des reiherartigen, wahrſcheinlich mit einem dem der Gans ähnlichen Geſchrey (gingritio) ſich benennenden Can-can (démoiselle de Numidie). — b) Selbſtändige Nennzeichen oder Nennzeichenwörter: α) das Nennzeichenwort nt, ant auch, mit dem Nennvocal, anti (Ch.

ſchwarze“ hieß der Nil auch bey den Hebräern (Schichor). Von dieſem alten Nilnamen ſtammt dann auch der bisher noch nicht gehörig erklärte Name der chriſtlichen Aegypter, Küpten (mntküptaion koptiſch) oder Kopten (vrgl. das arab. qibt und das engl. Gipsy). Die heutigen Kopten ſelbſt nennen ſich nach Lanes gewöhnlich Gubt oder Gibt.

*) Das Wort „hngs wiehern“, deſſen Schallgeberde noch deutlich fühlbar (vrgl. das altnord. hneggja und das engl. to neigh) iſt das umgekehrte ſanſkrit. snih (lieben, ſehnen) und das deutſche ſehn-en (ſtatt sneh). Der Zuſammenhang der Bedeutungen „hennire und ſehnen“ wird beſtätiget durch den Gebrauch des ital. bramare und des (obenerwähnten) deutſchen „himmern.“ Von der Wurzel hn-n unterſcheidet ſich die hñ-s nur durch den, offenbar dem Wortwachsthum angehörigen, Auslauter: das i in hengist iſt natürlich nur ein Binnenvocal.

*) Ch. erwähnt dieſes Nennzeichen gar nicht, obwohl (ohne Rückſicht auf die oben angeführten Beyſpiele) der (mit tan zu vergleichend) Pluralis s-an, das im Feminin gebliebene (und mit dem t der zweyten Perſon zu vergleichen s und der häufige Gebrauch des Koptiſchen (z. B. cō-s er ſagte) ſein Vorhandenſeyn außer Zweifel ſetzen.

p. 253) *), zuſammengeſetzt aus dem oben erwähnten t und dem in allen Sprachen vielfach als Deutewurzel gebrauchten Naſenlaute n, bedeutet: „der da; einer, der da,“ und bildet, vor ein Vollwort geſtellt, participartige Nennwörter: z. B. ant - naham einer der da befreyt, Erlöſer (im Kopt. „Heiland)“, ant - chuwi einer der da befiehlt (jubens) Befehlshaber. β) Der hieher gehörige ſogenannte Artikel vermengt ſich mit dem Geſchlechts- nnd Zahlenzeichenwort. — Neben den erwähnten Mitteln einer allgemeinen lautenden Unterſcheidung des Nennworts beſitzt die ägyptiſche Sprache noch ein eigenthümliches, rein ſchriftliches Unterſcheidungsmittel einer beſonderen Gattung von Nennwörtern, nämlich das, für die erſte Entdeckung lautender Hieroglyphen ſo wichtig gewordene, beſtehend in der regelmäßig angewandten Einrahmung königlicher Titel und Eigennamen. Das eigentliche Bild, das der zu dieſem Zwecke gebrauchte — außerdem aber auch als ſelbſtändige, ſinnbildlich-zeichnende Hieroglyphe mit der Bedeutung „Namen (ran)“ vorkommende — Rahmen oder Schild ausdrückt, iſt das Abbild eines Käferrückens oder zugleich das einer, von den Aegyptern immer in Käfergeſtalt gefertigter und zwar durch den Obertheil des Käfers dargeſtellter, Siegel- und Namensplatte. Ober- und außerhalb des den eigentlichen Namen und Beynamen einſchließenden Schildes ſteht bey den meiſten Königsnamen das durch Fuchsgang und Sonnendiscus geſchriebene zuſammengeſetzte Wort Si - re Sonnenſohn;“ ober- und außerhalb des den Titel — meiſtens den Namen des Sonnengottes Re nebſt einem Beynamen — einſchließenden Schildes, das durch Palmenſproß und Biene geſchriebene zuſammengeſetzte Wort „Us-t - av - t (Su - t - av - t) König Vater;“ z. B. beym Namen des Königs Thutmas IV. auf dem Obelisken des Lateran zu Rom: erſter Schild: (Ust - avt) Re Men - to; zweyter Schild: (Si-re) Tut - mas Nof - to d. h. (König-Vater) Re Weltbegründer; (Sonnenſohn) Jung-Thot Weltbeglücker.

2) Unterſcheidung des doppelten Geſchlechts am Nennwort. Die Unterſcheidung des Nicht-Geſchlechts oder Neutrums iſt der ägypt. Sprache unbekannt. Das männliche und weibliche Geſchlecht wird an den eigentlichen Nennwörtern und den participartigen auf verſchiedene Weiſe ausgedrückt: A) an den eigentlichen Nennwörtern: a) angehängte Geſchlechtszeichen. Finden ſich im Aegyptiſchen nur für das weibliche Geſchlecht, indem das männliche eines Nennwortes ſchon eben dadurch, daß dieſes das weibliche Geſchlechtszeichen nicht hat, als ſich von ſelbſt verſtehend angeſehen wird; das weibliche Geſchlechtszeichen aber fehlt faſt niemals. α) Die weibliche Geſchlechtswurzel t, herrührend von der ſchon mehrerwähnten Wurzel „t zeugen“ und entſprechend in ihrer Anwendung als Geſchlechtszeichen dem bekannten femininen ת der ſemitiſchen Sprachen im Constructivus pluralis und im Feminin der dritten Perſon (qâtal - t); ſo wie der, abſtracte Feminine bildenden, Wurzel t oder ti in den indogermaniſchen Sprachen z. B. ſ. ma - ti, μη - τι, men - ti, engl. min - d von man (ägypt. man) ſinnen; deutſch: „Liſt“ von lis - an ſchleichen? (vrgl. leiſe, ungar. les - ni lauern, ruſſiſch lis - iza Fuchs, ägypt. res wachſam ſeyn, auch Löwe, griech. λις) „Macht;“ vom ägypt. mah ſtark ſeyn: hängt ſich im Aegypt. entweder — was das gewöhnliche — unmittelbar an das zu kennzeichnende Vollwort, dem es alſo neben der Unterſcheidung als Feminin, zugleich die als Nennwort anheftet. —

(Schluß folgt.)

*) Als ſelbſtändig erwieſen nicht nur durch ſeine Stellung, ſondern auch durch ſeine anderweitige pronominale Geltung.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. December.

Nro. 245. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Grammaire Egyptienne par Champollion le Jeune etc.

Sur l'alphabet hieroglyphique par le Dr. Lepsius etc.

(Schluß.)

Z. B. si-t Tochter, Mädchen, mau-t oder mā-t Mutter, mā-t Maaß, Wahrheit, son-t Schweſter, hik-t Königin (Ch. pg. 282, davon wahrſcheinlich das griech. Ἑκάτη, beſonders mit Rückſicht auf die vulgäre Bedeutung des Wortes hik „Dämon“ vrgl. das engl. hag, deutſch Hexe, nw-t Herrin hā-t, haj-t Gattin, Weib (davon vielleicht das deutſche „heit“ ſowohl in dem Namen „Adelheit,“ als in den abſtrakten Femininen wie Schönheit, Weisheit? ſ. Gr. II. pag. 497) art-t Milch, mon-t Bruſt, sun-t Geburt (wovon die Göttin Sunt-av Geburtsmutter, Lucina): oder es hängt ſich auch an den, bald durch die perſönliche Linie, bald lautend geſchriebenen, Nennvocal des bereits gekennzeichneten Nennworts z. B. him-ā-t Weib, mah-ā-t Kuh (Ch. pg. 323, vergl. das ſanskr. mahī Erde) kai-ā-t Erde ovah-ā-t Zahn und irī-t Auge; āh-ā-t Kuh und Tr-ī-t Göttin (davon wahrſcheinlich das griech. *Τριτογένεια* *) — *β*) Die, regelmäßig durch die (mit der Fuchsgans homophone) beſchränktlautende Hieroglyphe des Eyes geſchriebene, weibliche Geſchlechtswurzel s, si, herrührend von der mehr erwähnten Wurzel „si trinken, zeugen“ und entſprechend in ihrer Anwendung als Geſchlechtszeichen dem, abſtrackte weibliche Verbalnomina bildenden, griech. σι (z. B. δέ-σι-ν, δῶ-σι-ν) ſo wie der, Verheirathung ausdrückenden, etruskiſchen weiblichen Namensendung sa (z. B. Lecne-sa), dient im Aegyptiſchen häufig, — namentlich bey Göttinnen- und Königinnennamen —, um die vorher genannte Geſchlechtswurzel t nachfolgend zu verſtärken: z. B. Tr-i-t-si Göttin, Is-i-t-si Iſis, āh-ā-t-si die göttliche Kuh (Neith oder Hathor) su-him-a-t-si Königin, ar-a-t-si Herrin, Kreopatr-a-t-si Kleopatra. b) Selbſtändiges Geſchlechtswort. *α*) das männliche Geſchlechtswort p‘, p‘i: *) herrührend von der ſchon mehrerwähnten Wurzel „p‘, p‘i, zeugen“, wird dem männlichen Nennwort vorgeſtellt, jedesmal, daß dasſelbe, als Benennung, Name oder Anrufung eines Einzelweſens, aus ſeiner gewöhnlichen allgemeinern Bedeutung beſonders hervorgehoben werden ſoll: z. B. p-si das Kind da, p-nev der Herr da, p-mui der Löwe (Name) p-ūchor der Hund (Name) p-nuf der Gute (Name), p-ān, oder p-ānah der Lebendige, p-ān-i der Affe, p-tu-a der Berg (ein beſtimmter) p-nif der Bläſer (über die im Waſſerhimmel, Nuf). *β*) Das männliche Geſchlechtswort p‘ā, die im gleichen Sinne angewandte Verſtärkung des vorhergehenden: **) z. B. Pā-kij *Πάχις* (der

*) Von dem, wie bereits erwähnt (E. A. pg. 563 n.), auch ohne Verbindung mit nū, häufig gebrauchten tr, ter Gott. Vrgl. noch das griechiſche μυσ-τήριον, wahrſcheinlich gebildet aus dem ägypt. mis-ter Göttergeburt, Theogonie.

*) Als ſelbſtändig erwieſen nicht ſowohl durch ſeine Stellung als durch ſeine ſelbſtändige Pluralisbildung.

**) Das Geſchlechtswort pā und tā bildet außerdem auch genetiviſche Zuſammenſetzungen, entſprechend den griechiſchen Conſtructionen ὁ τοῦ, ἡ τοῦ z. B. Pa-Amon ὁ τοῦ Ἄμμωνος der dem Ammon Geweihte, Ta-Isi-t ἡ τῆς Ἴσιδος die der

heilige Stier) Pa - rā der Sonnengott Rā (zugleich Königstitel, das hebr. , meiſt als Eigenname gebrauchte, Pha - rōh griech. *Φα - ράω*) Pa - chet das Land der Cheta; Pa - chā das Feſt, wahrſcheinlich Frühlingsfeſt (das hebr. Phe - sah, griechiſch *πάσχα*). γ) das weibliche Geſchlechtswort t'ā: z. B. Tā - nufr die Gute, Tā - nuv die Goldene, Ta - schie die Katze, Tā - wchor die Hündin (alles Eigennamen). — B) Unterſcheidung des Geſchlechts an participartigen Nennwörtern: geſchieht durch Kennzeichnung des männlichen Nennwortes vermittelſt einer beſondern Deute- oder Rufwurzel, nämlich der Wurzel ū (hebr. ū er, ſanſkr. mit s (dem oben erwähnten Nennzeichen) verbunden zu swa) oder gewöhnlicher der dieſer nahverwandten Wurzel f (griech. *φε, φιν, σφε*) z. B. tā - f *δοῦς* (Asir a - f ānah *Ὄσιρις δοῦς βίον*): während für das weibliche Geſchlecht die Nennwurzel s unverändert beybehalten wird z. B. tā - s *δοῦσα* (Isi - t tā - s ānah Iſis gebend Leben).

3) Unterſcheidung der dreyfachen Zahl am Nennwort: nämlich neben dem, ohne Kennzeichnung von ſelbſt verſtandenen, Numerus Singularis, die Unterſcheidung des Numerus Dualis und Pluralis. Um dieſe Unterſcheidung zu bewerkſtelligen, bedient ſich die ägyptiſche Sprache nicht, wie bey allen übrigen Wortunterſcheidungen, allein des Beyfügens gewiſſer kennzeichnender Wurzeln zu dem Vollworte, ſondern ſie bewerkſtelliget dieſelbe zugleich durch ein wurzelhaftes Ausdehnen des Vollworts oder Nennworts ſelbſt, nämlich ein, mit dem Begriffe jedes der beyden Numeri übereinſtimmendes, vollſtändiges oder theilweiſes Wiederholen und Verdreyfachen jenes Wortes. A. Dualis a) Wiederholung des Worts: aus dem Champollionſchen Material allerdings nur als Wiederholung zeichnend geſchriebener Wörter nachweisbar, indeſſen, wie aus dem Vergleich der lautenden Wiederholungsformen des Pluralis und aus der Natur der Sache ſelbſt erhellt, ohne Zweifel auch meiſtens in der geſprochenen Sprache ausgedrückt: alſo α) vollſtändig: z. B. ir - ir die beyden Augen. tav - tav die beyden Beine oder Sandalen (auch kopt. tav-tav) tot - tot die beyden Hände: und β) theilweiſe; wenn, als Sinnbild der vollſtändigen Wiederholung, nur einer der zwey oder drey Wurzellauter, oder, bey zuſammengeſetzten Wörtern, nur ein Theil der Zuſammenſetzung wiederholt wird: z. B. tot - t, tav - v; rat - t die beyden Füſſe, mā - ā die beyden Wahrheiten, t - tū - rā die beyden Sonnenberge (Ch. pg. 425), nū - nū - tr die beyden Götter. a) angehängte Zahlzeichen mit der Bedeutung zwey. α) Die, immer durch das lippenhafte Bild der zwey ſchrägen Linien geſchriebene, Zahlwurzel, ī, gegründet in ihrer Bedeutung „zwey“ auf die die beyden Lippen aus einander ziehende Geſtalt des I-Lautes und angewandt in dieſer Bedeutung als vorherrſchender (nur zuweilen mit ū wechſelnder) Bildungslaut des Dualis ſo wie im Aegyptiſchen ſo auch in allen übrigen kaukaſiſchen Sprachen: *) z. B. rat - ī die 2 Füße, mosah - ī die beyden Ohren, mon - ī die beyden Brüſte, sept - ī die beyden Lippen: zuweilen auch verbunden mit der Wiederholung: z. B. tav - tav - ī die 2 Sandalen (Ch. pg. 326); β) die Zahlwurzel tī, eine natürliche Verſtärkung der vorhergehenden, entſprechend in ihrer Bedeutung „zwey“ dem griechiſchen Zahlwort *δί - ς*: z. B. son - tī auch son - son - tī die beyden Brüder, nutr - tī auch nū - nūtr - tī die beyden Götter; γ) die Zahlwurzel wī, eine Verbindung des wegen der Auseinanderziehung der beyden Lippen, durch die er gebildet wird, „zwey“ bedeutenden Lautes ī mit dem, wegen der Vorbewegung der beyden Lippen, durch die er gebildet wird, gleichfalls „zwey“ bedeutenden und in dieſer Bedeutung auch in allen Sprachen, theils, beſonders mit t, d verſtärkt (dw, duo, two, zwey) als wirkliches Zahlwort, theils, alleinſtehend, auch als Dualisendung (ſanskr. wrk - āu (ſtatt vrk-a-w) griech. *λύκ - ω* (ſtatt *λύκ - οω*) häufig gebrauchten Lautes ū: der Doppellaut wī ſelbſt erſcheint als Zahlwort im ſanskr. dwi - s, zend, und latein. bis, deutſch „bei - de“; und als Dualisendung im griech.

Iſis Geweihte, Pa - ri *ὁ τοῦ ἡλίου* der der Sonne Geweihte (*Ἡάρις*).

*) Auch das griechiſche duale *ε* der ſogenannten dritten Declination iſt nichts als die Verſchwächung eines urſprünglichen i, wie am deutlichſten erhellt aus dem Vergleiche der beyden Formen *σφῶϊ* und (mit gleichmäßig geſchwächtem Accent und Vocale) *σφωέ*.

οι - ν (z. B. θηρ - οῖ - ν, ſtatt θηρ-ωι-ν). Beyſpiele für das Aegyptiſche: wer - wī die beyden Fürſten; ah - ah - wī die beyden Arme. (Ch. pg. 289. 454). — B. Pluralis. a) Verdreyfachung des Worts. Der Gebrauch dieſes Unterſcheidungsmittels beruht auf dem, auch mehreren andern kaukaſiſchen Sprachbildungen zum Grunde liegenden *) natürlich logiſchen Zuſammenfallen der beyden Begriffe „drey“ und „mehr oder viel,“ in ſo fern nämlich der Begriff „drey“ dem ſprachſchöpferiſchen Geiſte unmittelbar ſogleich den Begriff darbot „mehr als die Zahl zwey,“ das heißt, mehr als die von dem natürlichen Gepaartſeyn der meiſten menſchlichen Glieder dargebotene Grundform des menſchlichen Zahlenbewußtſeyns. Dieſe plurale Verdreyfachung des Wortes erſcheint im Aegyptiſchen als Verdreyfachung nicht nur zeichnend geſchriebener, ſondern auch lautend geſchriebener Wörter, und zwar α) vollſtändig: z. B. Ter - ter - ter Götter, taf - taf - taf Väter, ātp - ātp - ātp Opfer, hat - hat - hat Häuſer; β) theilweiſe z. B. cot - t - t Wörter (Ch. pag. 411) ā - taf - taf - taf Väter (von ā - taf); ter - taf - taf - taf Gott-väter, (ter - taf eine Prieſterwürde); ran - ran - ran - f ſeine Namen. b) angehängte Zahlwörter mit der Bedeutung „mehr, viel.“ α) vorſchlagendes ā, gewiſſermaſſen wie das griechiſche Augment, nichts als ein lautendes Sinnbild der wirklichen Wiederwurzelung; z. B. ā-vīs Wölfe mit (von siv und Umſtellung ſ. o.); ā - fat Füße, 4. ā - pan und ā - pū dieſe. β) Verdreyfachung der den Nennvocal darſtellenden perſönlichen Linie, zu ſprechen, nach Anleitung des Koptiſchen und des hebräiſchen Pluralis auf ajn, als Tripthong ājā oder ijā z. B. rim - aja Thränen, mū - ija Wäſſer, āf - ija: Fliegen, mis - ija Kinder, ā - aji Verherrlichungen (in welchem letzteren Beyſpiele (Ch. p. 292, 299) das einlautige Wort ā ſtatt des gewöhnlichen zwey- oder dreylautigen āu und jāw offenbar gewählt iſt, um das Zuſammenſtoſſen der vielen Vocale zu vermeiden.) — γ) Angehängte Zahlwurzel „ū“ herrührend von einer, im ſanskr. „bhū viel“ als weſentlich vorhandenen, Wurzel „w, wu (bu) uw (uv) ū hohl, voll, viel ſeyn“ und übereinſtimmend in ihrer Anwendung als Pluralzeichen mit dem ſemitiſchen pluralen ū der dritten Perſon Verbi (qatlū), der im Accuſativ und Genitiv erhaltenen litauiſchen Pluralendung ū (z. B. wilk - ū Wölfe) und ſlaviſchen ov (ruſſ. wolkov), ſo wie mit den, aus dem ſanſkr. „bhū - jas mehr“ ſtammenden und im Dativ, Ablativ und Inſtrumentalis erhaltenen lateiniſchen, ſanskr. und irländ. Pluralendungen bus (lat. vulpi - bus) bhjas (ſ. wirkē - bhjas) bis (ſ. wirkē - bhis) aibh (irl. uulp - aibh), und zugleich auch mit der ungariſchen Comparativendung bb (jo - bb beſſer, kiss - ebb kleiner): erſcheint im Aegypt. gewöhnlich noch gefolgt von dem verdreyfachten Nennvocal: z. B. rim-ū - aja Thränen (kopt. rim - ei - o - u e) mū - ū - ija Wäſſer (kopt. mū - ei - o - u - e) hi - ū - ija Wege (kopt. hi - o - ū - e) af-u-iji Fliegen (kopt. af-u-i). — Indeſſen wird dieſe Verdreyfachung des Nennvocals nach dem ū, wenn auch gewöhnlich geſchrieben und wenn auch in ihrem lautenden Vorhandenſeyn durch die Schreibung der oben angeführten koptiſchen Wörter beſtätigt, doch, als in der That überflüſſig und als überdieß von der lautenden Hieroglyphe des Vocals ū meiſtens durch das Wiederholungs- oder Gattungsbild des Wortes getrennt, ſchwerlich immer geſprochen worden ſeyn. δ) angehängte Zahlwurzel jū, eine Verſtärkung der vorhergehenden, zuweilen gebraucht nach dem Wortauslauter n z. B. sutn-jū Königinnen, hon-jū Anbeter; ε) angehängte Zahlwurzel n, an herrührend von einer, in allen kaukaſiſchen Sprachen als Pluralendung vielfach angewandten (wahrſcheinlich ſchallgeberdenhaften) Wurzel „n zerſtreut, viel ſeyn,“ dient im Aegypt. nur als Pluralzeichen des Participia bildenden Nennzeichens s, und der (weiter unten aufzuführenden) Perſonenwörter, z. B. ta - s - an δόντες (oder δόσαν); ī - s - an ἴοντες (oder ἴσαν).

b) Selbſtändiges Mehrzeichen: das aus der vorhergehenden Wurzel n gebildete und als

*) z. B. der Bildung des Komparativs durch tar, τερ. — Was den begriffsmäßigen Urſprung des Zahlwortes 3 (tr, tri) im Indogermaniſchen betrifft, ſo ſtammt daſſelbe vielleicht von dem Worte tr hacken (ſ. E. A. pg. 563) und bezeichnet urſprünglich die 3 zackige Hacke (τρίαινα). Das copt. Wort für 3 iſt scho - ment, wahrſcheinlich zuſammengeſetzt aus scho viel, (ägypt. cho) und men-t Zahl, alſo: Vielzahl.

doppelgeſchlechtiger Pluralis des männlichen und weiblichen Geſchlechtswortes pā und tā geltende Mehrwort nā; oder, mit Anhängung der verdreyfachten Linie, nā - aja: wird als ſelbſtändiges Pluralzeichen bald einem als mehrheitlich ſchon anderweitig gekennzeichneten, bald noch nicht gekennzeichneten Nennwort vorangeſtellt; z. B. nā nev - u - oja mā - t die Gerechtigkeitsherren; nā vāj - ija an nū - ter - aja die Seelen von den Göttern, nā sati an p - re die Strahlen von der Sonne. *)

4) Unterſcheidung des Sageworts: a) angehängte Sagezeichen; α) das Sagezeichen t, ti, herrührend von der ſchon mehr erwähnten Wurzel „t zeugen, ſeyn“, und übereinſtimmend in ſeiner Anwendung als Sagezeichen mit dem Gebrauch der ſanſkr. und griech. Imperativendung dhi (z. B. çru - dhi, κλῦθι), der ſlaviſchen Infinitivendung ti, tj (slusch - a - tj) der iriſchen Infinitivendung auf dh (clois - dh), ſo wie dem mannigfachen Gebrauch der verwandten Wurzel dha, tha, the als Paſſiv- oder Präteritendung im Griechiſchen und Germaniſchen (z. B. καλυπτόμε-θα, goth. huljan - da; ἐκαλύφ - θη, goth. hul - i - da hüll - e - te: bildet im Aegyptiſchen, obwohl, wie es ſcheint, mit ſeltener Anwendung, ſowohl abſolute als erzählende Infinitive; z. B. mit dem Worte „ir machen:“ tūt an ir - tī Feſtlichkeiten zu machen (Ch. pg. 315) au ra ir - t ich werde machen (Ch. pg. 251.) sa - nev ir-tī tūt ein jeder machen (macht) Feſtlichkeiten (Ch. pg. 313) Nacht - nev ir - t haipe - tan Nachtnev (Nectanibus, eigentlich Machtſchöffe) machen, (machte) Haus-himmel dieſen (dieſen offenen Tempel, Ch. p. 297) Ra - mas - s irt na - f ter - hait am Hai - Amun Ramaſis (III.) machen (machte) ihm (dem Amun) ein Götterhaus (das zu Lukſor noch in Trümmern erhaltene Ramaſ-

*) Da als ſelbſtändige Mehrzeichen, und zwar Zeichen einer beſtimmten Mehrheit, auch die Zahlwörter angeſehen werden müſſen, ſo wäre es hier eigentlich an der Stelle, unſern Leſern die Ueberſicht ſämmtlicher ägyptiſcher Zahlwörter vorzulegen, eine Aufgabe die wir indeſſen, bey dem Mangel begleitender Bilder und bey der Unſicherheit des nur aus dem Koptiſchen bekannten lautenden Ausdrucks der meiſten ägyptiſchen Zahlwörter, hier nicht auf genügende Weiſe zu löſen vermöchten. Sey es uns dagegen erlaubt, unſere an verſchiedenen Stellen dieſes Artikels eingeſtreuten und alle auf den Vergleich altägyptiſcher Wörter geſtützten Bemerkungen über den begriffsmäßigen Urſprung der meiſten unſerer erſten 10 indo-germaniſchen Zahlwörter hier noch einmal kurzgefaßt zuſammenzuſtellen und alſo, auch mit Hinzufügung der noch nicht beſprochenen, dieſe merkwürdigen zehn zuſammengehörigen ſinnbildlichen Collectivwörter unſers Sprachſtammes, ein jedes unter ſeiner deutlichſten Namensform, kurz erklärt, der Reihe nach aufzuführen: — 1: ain, (ägypt. ā, wā): die Bezeichnung einer unbeſtimmten Perſönlichkeit; — 2: dw - ī oder dw - o: Dualis von dw Lippe: die beyden Lippen; — 3: tri: vielleicht die dreyzackige Hacke. 4: ägypt. fat - w - r, goth. fid - wor. Pluralis von fat Pfote: die vier Thierpfoten; — 5: πέμπε: der Finger (vrgl. πεμπάζειν), als Sinnbild der fünf Finger an der Hand. (kopt. te, als erſter Beſtandtheil des Wortes tev Finger); 6: sex: der Zahn, als Sinnbild der dem Kinde zuerſt ſproßenden ſechs Zähne (kopt. su; vom ägypt. sa Zahn, vrgl. ſineſ. scha Zahn); — 7: ſanſkr. sapt - an: der Mond (ägypt. sap - ta d. h. der einſchließende): als Sinnbild der durch eine Mondphaſis eingeſchloſſenen ſieben Wochentage. (Das n oder m das ſich dieſem Zahlworte und ebenſo den Zahlwörtern 9 und 10 in den meiſten indo-germaniſchen Sprachen (im Sanſkr. auch dem Zahlwort 5, pancan) angeheftet findet, iſt das, mit a (ἑπτα) oder e (πέμπ - ε) abwechſelnde, Nennzeichen n; — 8: goth. aht - au: Dualis von dem ägypt. aht Mond (eigentlich der glänzende;): die zwey Monde (auch noch in der modernen Ziffer deutlich erkennbar), als Sinnbild der durch zwey Mondumläufe umgränzten acht Wochen. (Das d. „Woche“ ſelbſt vom ägypt. „woh Mond“); — 9: ſanſkr. nav - an, das Kind: als Sinnbild der neunmonatlichen Entwickelungszeit des Kindes im Mutterleibe (copt. p - sis vom ägypt. p - sis das Kind); — 10: δέκα: der Finger (vrgl. δάκτυλος und das deutſche „Zehe“), als Sinnbild der zehn Finger an beyden Händen. (copt. mē - ti, vielleicht Dualis von mē Hand). — Bild und Name des Fingers (tev) dienen im Aegypt. außerdem zur Bezeichnung der Zahl 10000, ohne Zweifel als Sinnbild einer noch heute unter den Arabern herrſchenden Gewohnheit, beym Rechnen die Zahlen 1 bis 10000 durch verſchiedene Fingerbewegungen auszudrücken (Sacy Journ. As. III. 65.)

ſeum) zu Amunhaus (Theben; Ch. pg. 298) rimti nā-k, sun weinen (ich weine) über dich, o Bruder! (Iſis ſpricht Ch. pg. 400). — β) Das Sagezeichen ū, herrührend von der ſchon mehr erwähnten Wurzel „ū zeugen, ſeyn“ und findend, für ſeine Anwendung als Sagezeichen, unter den Conjunctionsformen der übrigen indo-germaniſchen Sprachen ſeine paſſendſten Widerſpiele in dem Sagevocal υ mehrerer griechiſchen Verba wie ὄλλ-υ-μι, ἐρητ-ύ-ω ταν-ύ-ω, in dem, Participia Perfecti bildenden, ſanskrit. und griech. wa oder o (z. B. teni-wa-s, kir-ta-wa-t, τετα-ο-τ, ſo wie dem, Präterita bildenden latein. vi (z. B. i-vit) und endlich auch dem w des bekannten, als zweyten Wurzelbeſtandtheil das oben erwähnte t enthaltenden, ſanſkr. und latein. Supinums auf tū (z. B. ſanſkr. i-tum, i-twa, latein. it-um, it-u): erſcheint im Aegypt. regelmäßig, und zwar immer mit dem Nennzeichen t verbunden, als Bildungslaut paſſiver und perfecter Participia, eine Bildung, die alſo der obenerwähnten ſanſkrit. und griech. auf wat und ōt, ſo der Bedeutung wie dem Ausdruck nach, überraſchend nahe kommt: z. B. ir-ū-t gemacht; — hā-ū-t erfreut; tot-ū-t geſtellt (ἑσταώς). Außerdem erſcheint dieſes Sagezeichen bisweilen auch, ohne paſſive oder präterite Bedeutung, bloß als reines Sagezeichen, in Verbindung mit den übrigen Nenn- und Perſonenzeichen, z. B. am was-ū-a um mich zu bedienen (Ch. pg. 285) wav-k-ū-ā reinige mich (p. 286). γ) Das Sagezeichen nū, herrührend von der früher erwähnten Wurzel „nū zeugen“ (E. A. pg. 563. n.), verbindet ſich im Aegyptiſchen, ganz nach Weiſe der ſanſkrit. und griech. Verba auf nū oder νυ, als reines Sagezeichen mit einer Anzahl Verbalwurzeln und zwar vorzüglich ſolcher, die auf n auslauten z. B. hon-nu anbeten, anrufen (? ὄμ-νῦ-μ) tan-nū ſpannen, dehnen (ſ. tan-nu, tan-ū) s-min-nu veranſtalten (vrgl. ſanſkr. man-u und griech. μη-νύ-ω)? van-nu beſtäuben, dämpfen (vrgl. copt. wan Staub, ägypt. von unrein, griech. σβεν-νύ-μι). b) Selbſtändige Sagezeichenwörter oder reine Sagewörter (wie „ſeyn, werden“): folgende vier, von einem deutlichen, obwohl nicht ſehr häufigen, ſogenannten copulativen Gebrauch: α) pū (vrgl. ſ. bhu, latein. fuo) z. B. san-nū-ā pū m srit-aja āvach meine Brote ſind aus Körnern weißen (weißem Korne). β) āw (der Stamm wovon das griech. ω̃) gewöhnlich am Anfange des Satzes, z. B. āu tū-k mā-t iſt dein Wort die Wahrheit (d. W. iſt d. W.) γ) wan (der Stamm wovon das griech. ὤν ὄντος), z. B. wan am kak ſeyend in Finſterniß, wan-ī (mit dem Nennvocal) han-ak ſeyend mit (bey) dir (Ch. p. 267), wan hor-mis(t). Ter tot am havī ſeyend der Geburtstag des Gottes feſtgeſetzt zur Verſammlung (le jour ayant été établi etc.) δ) ir, īrī, ār (der Stamm wovon das lat. ur im Futur und Paſſiv, z. B. ägypt. ir tan lat. tendi-t-ur), z. B. ār schau paf-i nā Re-Ter iſt Katze dieſe große Re Gott (dieſe große Katze iſt der Sonnengott Re.)

5) Unterſcheidung der drey Perſönlichkeiten am Sagewort: nämlich, neben der, bey Unterſcheidung des Nennworts bereits unterſchiedenen und begriffenen, unbeſtimmt außerhalb des Redenden gelegenen, in einem jemalig wahrgenommenen Ereigniß als deſſen Anlaß verſtandenen Perſönlichkeit, zuerſt, eben durch den Gegenſatz dieſer von dem Redenden verſchiedenen Perſönlichkeit hervorgerufen, die Unterſcheidung der redenden Perſönlichkeit oder des Ich ſelbſt; und ſodann, hervorgerufen durch den Gegenſatz dieſes Ich mit der Perſönlichkeit zu der es redet, die Unterſcheidung auch dieſer angeredeten Perſönlichkeit oder des Du; worauf endlich das redende Bewußtſeyn nun auch zu der unbeſtimmten außerhalb gelegenen Perſönlichkeit, von der es ausgegangen iſt, dem „er“ oder „ſie“, vergleichend zurückkehrt und dieſelbe neben jenen andern beyden, als eine von beyden verſchiedene und zu ſondernde dritte Perſon, erkennt und grammatiſch feſtſtellt. A) Erſte Perſon: a) angehängtes Perſonenzeichen: kein anders als das, wie bereits erwähnt, in dieſer Anwendung abwechſelnd mit der menſchlichen Figur, der perſönlichen Linie oder dem Blatte geſchriebene Nennzeichen ā, (ī) das nämlich, nachdem die ägypt. Sprache für die Bezeichnung der dritten Perſon, in ihrer participialen oder verbalen Geltung, vorzugsweiſe die Wurzeln s und f beſtimmt hatte, für die Bezeichnung der erſten Perſon, in ihrer participialen oder verbalen

Geltung, ohne Zweydeutigkeit beybehalten werden konnte. Das doppelte Geschlecht wird an diesem Personenzeichen ohne lautende Unterscheidung nur häufig durch die Verbesonderung der persönlichen Figur oder auch des begleitenden Gattungsbildes — als Mann und Frau, König und Königin, Gott und Göttin — also auf rein zeichnende Weise, — ausgedrückt: z. B. ī-ā ich gehe, ir-a ich thu-e, ta-a ich geb-e. Im Plural (einen Dual kennt die ägypt. Conjugation nicht) erscheint dieses Personenzeichen unter dem einfachen Laute des Pluralzeichens n, dem häufig noch die dreyfache persönliche Linie beygefügt wird z. B. ir-an oder ir-n-aja wir thuen. b) Selbständiges Personenwort: nak, ā-nak, ānak-a, im Plural nicht nachweisbar: das hebr. ānoki und umgestellte griech. ἐγών, unstreitig ein aus zwey Nackenbewegungslauten zusammengesetztes Gliedergeberdenwort mit der Bedeutung des „Aufnickens". — B) Zweyte Person: a) angehängte Personenzeichen: ursprünglich für beyde Geschlechter die in der Bedeutung „du" von allen kaukasischen Sprachen mannigfach angewandte bekannte Personenwurzel t, die aber im Aegypt., ganz nach Weise des Nennzeichens s, für das masculine „du" des Singularis frühzeitig von einer andern Wurzel verdrängt worden ist, nämlich der, auch auf eine Nackengeberde (des Zunickens) gegründeten und mit dem der zweyten Person Verbi in den finnischen Sprachen (z. B. lappl. log-ak du liest, ungar. log-t-ok ihr lest) übereinstimmenden Wurzel k: z. B. ī-k du gehst, ta-k du giebst, ir-k du machst: während sich also das ursprüngliche t nur als Bezeichnung des femininen „du" und des doppelgeschlechtigen Pluralis tan behauptet hat. z. B. ī-t du (Frau) gehst, ir-t du (Frau) machst. — ī-tan ihr geht, ir-tan ihr macht. b) selbständiges Personenwort: masc. ant-ak fem. ant-ā: pl. (für beyde Geschlechter) ant-tan, ant-ū-tan (amt-ū-tan), alles Formen gebildet mit Hülfe des früher erwähnten selbständigen Nennzeichenwortes „ant der da": das ā in ant-ā (du Frau) ist wahrscheinlich nichts als der ursprünglich alle Personen bezeichnende, hier auch für das weibliche Geschlecht der zweyten beybehaltene Nennvocal. C.) Dritte Person; a) angehängte Personenzeichen masc. f. fem. s; pl. san s. o. b) selbständiges Personenwort: masc. ant-uf fem. ant-as; pl. ant-as-an oder, unverstärkt s-an. — Neben ant-uf auch zuweilen vorkommend ein von der Wurzel „s, us zeugen" genommenes, gewöhnlich durch den Palmensproß geschriebenes, männliches Personenwort s, us, su. (in dem Namen Ramas-us III. bedeutet dieses Wort vermuthlich „Sohn.")

6) Unterscheidung der drey Zeiten am Sagewort: nämlich neben der Zeit der unbestimmten Vergangenheit oder Gegenwart (Aorist und Präsens), deren Begriff der in der einfachen ursprünglichen Sagewortform enthaltenen Zeitanschauung zum Grunde liegt, die Unterscheidung einer bestimmt-vergangenen (Perfectum) und einer zukünftigen Zeit (Futurum). — A) Perfectum: wird im Aeg. gebildet vermittelst des angehängten, d. h. zwischen Wortstamm und Personenzeichen eingefügten, Tempuszeichens n, herrührend von der im Aegyptischen auch selbständig erhaltenen Wurzel „n, en gehen, führen" (vrgl. gr. νέομαι und ἦνδε, provenzal. an-a ital. and-are, sanskr. nī führen) und übereinstimmend in seiner Anwendung als Tempuszeichen mit der bekannten Infinitivendung n (in, ni) im Griechischen (φαγ-ε-ιν) Ungarischen (fogni,) esthn. fog-ma, und Germanischen (fang-en goth. fah-an); der Particip-Endung n, oder, in Verbindung mit t, nt, in sämmtlichen indogermanischen Sprachen (z. B. s. rug-na, gr. ῥηγνύμεν (ος) ahd. prohh-an (gebrochen) — ῥήξ-α-ντ, frang-ent, prihh-ant); und außerdem der Bildungswurzel vieler einzelner Tempora in mehreren dieser Sprachen. (z. B. ἐτυπτό-μη-ν, ῆ-ν): also, äg. ī-n-a bin gegangen. nī-n-ak du hast gebracht. tā-n-uf er hat gegeben, ir-n-asan sie haben gemacht, B) Futurum: wird gebildet mit Hilfe des, hier als selbständiges Zeitwort gebrauchten, reinen Sagewort „āw seyn", so daß dasselbe das zu kennzeichnende Sagewort bald unmittelbar, bald vermittelst der accusativen Präposition r nach sich nehme, zuweilen sogar von demselben mit wiederholten Personenzeichen begleitet werde:

z. B. āū-f-sāū er iſt (wird) trinken, oder au-f-ra ī er iſt zu kommen (is to come) oder au-f-sau-f er wird (und) trinkt: im Ganzen eine Bildungsweiſe, die unter den Futurbildungen auch der übrigen kaukaſiſchen Sprachen ihre entſprechenden Wiederſpiele findet, als z. B. im futuren Gebrauch des deutſchen Hülfszeitworts „werden“ oder des engliſchen „is to“, oder, bey angehängtem Tempuszeichen, in der Bildung der beyden ſanskritiſchen Futura und des ſogenanten erſten griechiſchen vermittelſt verſchiedener Formen des Verbums as, des lateiniſchen vermittelſt der Wurzel bo (bhu) und, am entſprechendſten, in der Bildung des ſog. zweyten griech. Futurs vermittelſt des, hier angehängt gebrauchten und mit dem Zeitwort ē abwechſelnden, äg. Zeitworts āū (gr. ὦ oder οὔ) ſelbſt (*νεμῶ*, *πιοῦμαι*).

Wir ſchließen mit einer Ueberſichtstafel der verſchiedenen Perſonenablautungen des äg. Worts „ī gehen, kommen“ im Präſens und Perfectum.

Infinit.:	Part.:
ī-t'i i-re	ī-t, iens. ī-ū-t *ἴτος* gegangen (?)

Praesens.	Perfectum.
S. 1. ī-a eo	S. 1. ī-n-ā ivi
2 m. ī-k, f. ī-t is	2 m. ī-n-ak, f. ī-n-at ivisti
3 m. ī-f, f. ī-s it	3 m. ī-n-uf, f. ī-n-as ivit
P. 1. ī-n imus.	P. 1. ī-n-on ivimus
2. ī-tan itis.	2. ī-na-tan ivistis
3. ī-san eunt.	3. ī-na-san ivērunt.

Karl Meyer.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortſetzung).

Leop. v. Orlich, Geſchichte der ſchleſiſchen Kriege nach Originalquellen. Th. 1. Berlin 1841. 8.

H. von Bülow, Geiſt des neueren Kriegsſyſtems. Hamburg 1835. 8.

The Edinburgh medical and surgical journal. Vol. 1. 2. Edinb. 1806.

The medical and physical journal, conducted by T. Bradley, Batty and Noehden. Vol. 1—7. London 1800. 8.

Dr. C. A. Wunderlich, Wien und Paris. Ein Beytrag zur Geſchichte und Beurtheilung der gegenwärtigen Heilkunde in Deutſchland und Frankreich. Stuttgart 1841. 8.

Hannoverſche Annalen für die geſammte Heilkunde. Herausgegeben von Dr. Holſcher. Neue Folge. Heft 1. 2. Hannover 1841. 8.

Dr. Ludw. Choulant, Geſchichte und Literatur der älteren Medicin. Th. 1. Leipz. 1841. 8.

Dr. J. J. Sachs, Mediciniſcher Almanach für das Jahr 1841. Berlin 1841. 8.

Dr. E. Jörg, Die Fötuslunge im gebornen Kinde. Grimma 1835. 8.

F. Magendie, Précis élémentaire de physiologie. Vol. 1. 2. Paris 1816. 8.

Alf. A. L. M. Velpeau, Histoire anatomique, physiologique et pathologique de l'oeuf humain. Bruxelles 1841. 8.

Dr. Al. Hueck, Bewegung der Kryſtalllinſe. Leipzig 1841. 4.

Dr. H. Klencke, Entwurf eines neuen genetiſchen Syſtems der Hiſtologie. Leipzig 1841. 8.

Dr. C. E. Bock, Handbuch der Anatomie des Menſchen. Th. 1. 2. Leipzig 1840. 8.

Rud. Wagner, Lehrbuch der Phyſiologie. Abh. 1. 2. Leipzig 1840. 8.

Dr. G. Fr. Chr. Greiner, Die rheumatiſchen Krankheiten. Leipzig 1841. 8.

H. M. J. Desruelles, Traité pratique des maladies vénériennes. Paris 1836. 8.

Dr. Thomas Beddoes, Hygëia: or essays moral and medical on the causes affecting the personal state of our middling and affluent classes. Vol. I. Bristol 1802. 8.

— — — — Observations on the medical and domestic management of the consumptive, on the powers of digitalis purpurea and on the cure of Schrophula. London 1801. 8.

John Armstrong, Practical illustrations of typhus fever, of the common continued fever and of inflammatory diseases. Lond. 1819. 8.

Th. Bateman, Praktiſche Darſtellung der Hautkrankheiten. Aus dem Engliſchen überſetzt von Dr. L. Calmann, Bearbeitet von Dr. E. Blaſius. Leipzig 1841. 8.

F. T. V. Broussais, Histoire des plegmasies ou inflammations chroniques. 2. Edit. Vol. 1. 2. Paris 1816. 8.

V. Collin, Des diverses méthodes d'exploration de la poitrine et de leur application au diagnostic de ses maladies. Paris 1824. 8.

Dr. J. Elliotſon, Vorleſungen über ſpecielle Pathologie und Therapie. Leipzig 1841. 8.

Ant. Portal, Observations sur la nature et le traitement des maladies du foie. Paris 1813. 8.

Ch. J. L. Williams, Vorleſungen über die Krankheiten der Bruſt. Leipzig 1841. 8.

Dr. J. L. De Larroque, Das typhöſe Fieber. Preisſchrift. Leipzig 1841. 8.

Dr. Alb. Behſemeyer, Die Homöopathie im Jahre 1840. Berlin 1840. 8.

Ferd. Jahn, Zur Naturgeſchichte der Schönlein'ſchen Binnenausſchläge oder Enterantheme. Eiſenach 1840. 8.

A. B. Clot-Bey, De la peste observée en Egypte. Paris 1840. 8.

Dr. Ch. Phillips, Du strabisme. Bruxel. 1841. 8.

Dr. J. C. G. Fricke, Die Bildung neuer Augenlieder (Blepharoplastik). Hamburg 1829. 8.

Dr. Ant. Roſas, Handbuch der theoretiſchen und praktiſchen Augenheilkunde. Bd. 1 — 3. Wien 1830. 8.

R. B. Sabatier, De la médecine opérative. Nouvelle édition par L. J. Sanson et L. J. Bégin. Vol. 1 — 4. Paris 1822 — 24. 8.

Dr. H. Scoutteten, Ueber die radicale Heilung der Klumpfüſſe. Leipzig 1839. 8.

Dr. J. Sichel, Ueber die Augenentzündungen, den grauen und ſchwarzen Staar. Stuttgart 1840. 8.

Dr. L. Strohmeyer, Beyträge zur operativen Orthopädik. Hannover 1838. 8.

Dr. B. Eble, Ueber den Bau und die Krankheiten der Bindehaut des Auges. Wien 1828. 8.

Dr. J. Civiale, Nouvelles considérations sur la rétention d'Urine. Paris 1823. 8.

Rob. Allan, A system of pathological and operative surgery, founded on anatomy. Vol. I. Edinb. 1819.

Colombat de L'Isère, Orthophonie oder Phyſiologie und Therapie des Stotterns und anderer Sprachgebrechen. Preisſchrift. Quedlinburg 1840. 8.

Dr. J. Fr. Piringer, Die Blennorrhoe am Menſchenauge. Eine von dem deutſch ärztlichen Verein in St. Petersburg gekrönte Preisſchrift. Grätz 1841. 8.

J. F. Dieffenbach, Die Heilung des Stotterns durch eine neue chirurgiſche Operation. Berlin 1841.

F. Maury, Vollſtändiges Handbuch der Zahnarzneykunde nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wiſſenſchaft. Weimar 1840. 8.

Dr. M. Eulenburg, die Pflege der Augen, mit beſonderer Rückſicht auf den Gebrauch der Augengläſer. Berlin 1841. 8.

Dr. J. F. Dieffenbach, Ueber die Durchſchneidung der Sehnen und Muskeln. Berlin 1841. 8.

Dr. M. Baumgarten Das Schielen und deſſen operative Behandlung. Leipzig 1841. 8.

Will. Wallace, Researches respecting the medical powers of chlorine, particularly in diseases of the liver. London 1822. 8.

Dr. Heyfelder, Die Heilquellen des Großherzogthums Baden, des Elſaß und des Wasgau. Stuttgart 1841. 8.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. December.

Nro. 246. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. November 1841.

1. Professor Dr. Zuccarini erstattet in Folge Allerhöchsten Reskriptes Bericht über die seit einigen Jahren in vielen Gegenden Deutschlands bemerkte Krankheit der Kartoffeln.

Die Krankheit der Kartoffeln, welche seit einigen Jahren durch die Häufigkeit ihres Vorkommens und ihre nachtheiligen Folgen so vielfache Klagen erweckt hat, ist bisher in Bayern dießseits der Donau wenigstens noch nicht fühlbar gewesen, und es war deßhalb dem Unterzeichneten keine Gelegenheit gegeben, sie in ihrem direkten Verlaufe zu beobachten. Dabey muß noch berücksichtiget werden, daß landwirthschaftliche Berichte und Notizen, wie sie gewöhnlich vorkommen und namentlich über diese Krankheit vorliegen, nicht ausreichen um die Autopsie zu ersetzen. Es war deßhalb nothwendig, sich bey der Untersuchung vorzüglich an den notorischen Ausgang der Krankheit zu halten, früher beobachtete ähnliche Dyskrasien der Pflanzen zu vergleichen und daran selbstständige Ansichten über Entstehung und Verlauf des Uebels zu knüpfen.

Aus den bisherigen Mittheilungen in landwirthschaftlichen Zeitschriften u. s. w. läßt sich mit Sicherheit nur Folgendes entnehmen:

Die Krankheit hat seit ohngefähr 4 — 5 Jahren am Rhein, im Mannsfeldischen, Magdeburgischen, in Anhalt, dem sächsischen Erzgebirge, Böhmen ꝛc., also unter sehr verschiedenen klimatischen und Bodenverhältnissen sich verbreitet. Sie tritt in den verschiedenen Gegenden in verschiedener Ausdehnung auf.

Zur Zeit, wo die Kartoffeln aus dem Boden genommen werden, bemerkt man eben so wenig noch, als früher an dem Kraute, eine Spur von Verkümmerung oder Verderbniß. Erst während der Winterung, vom December bis zum Frühjahre, tritt entweder eine trockne oder nasse Fäulniß ein. In beyden Fällen sieht man zuerst an der Oberhaut mißfarbige Punkte wie Brandflecken. Diese greifen schnell um sich und indem sie sich in den Knollen verbreiten, vertrocknen diese entweder in sich bey der trocknen, oder werden schwammig, feucht, breyig und stinkend bey der nassen Fäulniß.

Oft bleiben die Knollen scheinbar völlig gesund den ganzen Winter über, und sind deßhalb auch bey der Saat noch nicht als krankhaft zu unterscheiden, faulen aber dann im Boden und treiben keine Sproßen.

Der Ausgang der Krankheit ist also Faulen der Knollen während der Winterung oder im nächsten Frühjahr ohne vorhergehende Symptome. Dieses Uebel kann freylich local durch sehr verschiedene Ursachen herbeygeführt werden. Wenn es sich aber einmal in großen Distrikten und unter den differentesten Umständen allgemein fühlbar macht, so fallen wenigstens die verschiedenen Methoden und Nachläßigkeiten in Behandlung der Pflanze und ihrer Aerndte außer den Calcul, in so ferne sie nicht als eben so allgemeine Mißhandlungen nachgewiesen werden können und die Ursache des Uebels muß eine vitale von äußern Umständen mehr oder weniger unabhängige seyn.

Es scheint, daß die schon lange bekannte sogenannte Kräuselkrankheit, deren bereits Suckow im J. 1797 als eines häufig verbreiteten Uebels gedenkt, bey welcher indessen das Kraut der Kartoffel sich krankhaft kräuselt und zusammenschrumpft, die Knollen aber ein rissiges und schorfiges Ansehen erhalten und ebenfalls schnell faulen, eine ähnliche vielleicht nur symptomatisch verschiedene Mißbildung sey. Dieses vorausgesetzt ist die jetzige Krankheit keine neue Erscheinung, sie ist ein Uebel, welches sich schon öfter in verschiedenen Graden fühlbar gemacht hat, in neuerer Zeit aber sich stets häufiger zu wiederholen und jedesmal dabey an Ausdehnung zu gewinnen droht. Vielleicht liegt im Nachstehenden die Ursache, warum sie in Bayern dießseits der Donau bis zur letzten Zeit noch nicht um sich gegriffen hat.

Im Allgemeinen datirt sich der Kartoffelbau in Deutschland in größerer Ausdehnung nur für wenige Provinzen auf ein Jahrhundert zurück. In bey weiten den meisten Distrikten beginnt die allgemeine Benützung erst in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts, in vielen, wie z. B. in Bayern dießseits der Donau eigentlich erst seit der Theurung des J. 1816. Da nun schon um das Jahr 1790 sich Klagen über die Krankheit erheben und Mittel zur Abhülfe vorgeschlagen werden, so scheint daraus zu erhellen, daß dieselbe sich überall ziemlich bald nach Beginn der Cultur eingestellt oder daß es keiner sehr ofter Wiederholung des Anbauens bedurft habe, um die krankhafte Entartung hervorzubringen. Daß sie aber dennoch erst bey uns entstanden und nicht mit aus der Heimath der Pflanze übersiedelt worden sey, ergiebt sich auf der andern Seite daraus, daß die erstern Jahre des Anbaues, mit Ausnahme der jüngsten Zeit, überall davon verschont waren. Es dürfte demnach geeignet seyn, zunächst der Ursache nachzugehen, welche die Kartoffel bey uns erst krankhaft disponirt und deßhalb vor Allen anzuführen, was wir über ihre Lebensverhältnisse in der Heimath kennen.

Allerdings ist das eigentliche Vaterland des wichtigsten Nutzgewächses, welches wir der neuen Welt verdanken, noch so zweifelhaft, wie das aller wichtigen Nahrungspflanzen auch der alten Welt. Die europäischen Eroberer fanden im 15. Jahrhundert sie in America bereits cultivirt vor. Clusius, der sie im Jahre 1588 zuerst nach Deutschland geschickt erhielt, sagt, sie mache mit der Quinoa (Chenopodium Quinoa Wilid.) die Hauptnahrung der Eingebornen in der Umgebung von Quito (also bey 9036 Fuß über dem Meere) aus. Die von Schiede im Jahre 1828 in Mexiko aufgefundene, angeblich wilde Kartoffel, hat sich als eine verwandte aber doch eigenthümliche Art (Solanum stoloniferum Schlechtend.) erwiesen. Der Angabe, daß sie wild am Meeresufer in Chili wachse, stehen wesentliche Gründe entgegen, die wir gleich näher entwickeln werden.

Wenn wir nämlich den Ort ihrer Heimath auch nicht genau kennen, so läßt sich doch aus den der Pflanze anklebenden Eigenthümlichkeiten auf die Beschaffenheit desselben in climatischer und tellurischer Beziehung eine ziemlich sichere Folgerung ableiten, welche für die Cultur ausreichende Fingerzeige verspricht. Daß die Pflanze keiner tropischen, im Winter frostfreyen Weltgegend angehöre, ergiebt sich daraus, daß sie theilweise gelinde Winter auch bey uns im Freyen aushält, daher ist sie auch schwerlich an der Seeküste von Chili zu Hause. Daß aber der Winter ihrer Heimath gelinder und kürzer als der unsrige seyn müsse, geht daraus hervor, daß die Knollen bey uns zumal in offener Luft leicht gefrieren und dann zu Grunde gehen. Wo sie also wild wachsend den Winter über im Boden bleibt, muß der Frost nicht tief gehen. Daß die heimischen Winter auch kürzer dauern müßen, sehen wir, weil ihr unsere Stillstandszeit zu lange wird und sie vor unserem Frühlinge Sproßen treibt, dann aber auch, weil sie beym Ausschlagen durch unsere Spätfröste so sehr leidet. Am wahrscheinlichsten dürfte ihr Vaterland in den gemäßigten Hochebenen von Meriko oder Peru bey 5000 — 10000 Fuß Erhöhung über dem Meere zu suchen seyn, welche überhaupt der Sitz der älteren amerikanischen Cultur waren.

Durch die Einführung bey uns haben wir die Kartoffel in so ferne in einen unnatürlichen Zustand versetzt, daß wir ihr eine kürzere Wachsthums- und

eine viel längere Stillstandsperiode aufdringen, als sie ursprünglich hat, und sie überdieß den Winter durch ihrem natürlichen Winterlager, dem Boden, entziehen. Um die daraus für unsere Verhältnisse vielleicht hervorgehenden Ursachen zu Krankheiten näher zu würdigen, betrachten wir nun alle andern Möglichkeiten der Krankheitserzeugung.

Diese könnten von der Cultur unabhängige oder durch letztere bedingte seyn. Unter die ersteren würden gehören:

a) Temperatur- und Feuchtigkeits-Verschiedenheit der einzelnen Jahrgänge.

Die bisherigen Erfahrungen haben gezeigt, daß die Krankheit dadurch nicht unmittelbar bedingt werde. Sie erscheint in trocknen und warmen Jahrgängen nicht minder häufig uud vielleicht häufiger als in nassen und kalten. Hätte indessen wirklich ein direkter Zusammenhang mit der Witterung der einzelnen Jahrgänge statt, so könnte menschliche Anstrengung hier so wenig als bey jedem andern Mißwachs Abhilfe schaffen.

b) Beschädigungen der Knollen durch Insekten oder sonst schädliche Thiere.

Schon Suckow sagt, daß diese Annahme wenigst rücksichtlich der Kräuselkrankheit ungegründet sey. Um so mehr dürfte dieß bey der jetzigen der Fall seyn, wo die Knollen nicht einmal ein schorfiges Ansehen, also keine Spur von äußerer Verletzung haben, und an innerlicher Zersetzung leidend erst verderben, wenn sie aus dem Boden genommen, also der Beschädigung durch Insekten entzogen sind. Mäuse und größere Käferlarven, wie seit einigen Jahren die Engerlinge, zerfressen deutlich die Knollen in einzelnen Jahrgängen, kleinere Larven (etwa die Larve von Elater segetis oder von Tipula oleracea) würden ebenfalls doch die Epidermis sichtbar benagen. Man findet allerdings an den bereits kranken Knollen manche kleine Insekten, aber nur solche, welche überhaupt in Folge krankhafter Zersetzung an vegetabilischen Leichen zehren. Von andern Thieren, welche die Fäulniß erst herbeyführen könnten, wurde auch nach den neuesten Beobachtungen auch keine Spur gefunden.

c) Beschädigungen der Knollen durch parasitische oder Schmarotzerpflanzen.

In der Weise, wie phanerogamische Parasiten, der Erdenwürger (Orobanche ramosa) auf den Hanf oder die Flachsseide (Cuscata Epilinum) auf den Flachs nachtheilig oder selbst tödtlich einwirken, ist bey der Kartoffel kein Parasit bekannt. Eben so wenig wissen wir von äußerlichen kryptogamischen Parasiten, wie allenfalls bey dem Safran der Safrantod (Rhizoctonia Crocorum) oder bey der Luzerne die Rhizoctonia Medicaginis. Die innerlichen kryptogamischen Schmarotzer aber, mögen sie nun später als Exantheme an die Luft vortreten, wie Rost, Brand und Mutterkorn oder, wie die Nachtfaser nur im Innern die Elementarorgane der Pflanze vollends zerstören, setzen bekanntlich schon eine krankhafte Disposition voraus, deren Folge nicht aber Ursache sie sind. Ihre Keime, die jedenfalls mit der Kartoffel, da sie erst nach dem Ausgraben fault, herausgenommen werden, bleiben nicht im Boden zurück und können keinen direkten Anlaß zur Wiederholung der Krankheit geben. Eine Uebertragung derselben aus der im Frühjahr wieder eingelegten Mutter-Kartoffel auf die neuen Knollen im Herbste ist aber wenigstens noch sehr problematisch.

d) Aufnahme schädlicher Stoffe aus dem Boden.

Allerdings ist seit uralten Zeiten die Sage verbreitet, daß manche Pflanzen sich gegenseitig weder gleichzeitig in Nachbarschaft noch unmittelbar nacheinander auf demselben Grundstücke vertragen, ohne daß die Ursache dieser Antipathie lediglich in der verschiedenen Quantität oder Qualität von Nahrung bestünde, welche jede aus dem Boden verlangt und der andern entzieht. Man sagt, daß hauptsächlich flüßige Ausscheidungen aus der Wurzel bey gegenseitiger Auffaugung hier die nachtheiligen Folgen bedingen. Aber diese noch lange nicht hinreichend bewiesene Annahme hat bey der Kartoffel ebenfalls

keinen Einfluß. Kein Feld ist in der Cultur leichter vor Unkraut, also auch vor allenfallsigen Influenzen anderer Gewächse rein zu halten, als ein Kartoffelacker. Wer nicht für Reinigung sorgt, begeht schon in anderweitiger Beziehung eine ökonomische Todsünde und mag diese Möglichkeit noch mit in den Kauf nehmen. Jedenfalls aber ist die Einwirkung höchst local und unerheblich.

Noch weniger ist denkbar, daß eine Pflanze aus ihrer Vegetationsperiode im Boden Theile zurücklasse, welche andern im nächsten Jahre darauf an demselben Ort gebauten nachtheilig werden könnten, oder, um noch eine aufgestellte Hypothese gleich mit zu berühren, daß von kranken Kartoffeln im Boden ein Ansteckungsstoff für die gleiche Pflanze im nächsten Jahre zurückbleiben könnte. Natürlich wird dabey die gehörige Bearbeitung, Düngung u.s.w. des Grundstückes vorausgesetzt. Alle organische Excretionen, alle Miasmen oder auch palpablen Gifte könnten unter diesen Umständen einen Winter oder selbst nur das Frühjahr in den oberen lockeren mehrmals durchgearbeiteten Schichten des Bodens, während der Zersetzung der übrigen vegetabilischen Reste, des Düngers und der neuen Aufschließung der mineralischen Substanzen nicht unzersetzt bleiben. Sie müßten ihre Schädlichkeit oder Ansteckungskraft verlieren. Höchstens könnten als Gifte Harze und fette Oele eine Ausnahme machen, die aber hier keine Anwendung findet.

Alle unsere Desinfections- und Quarantaine-Anstalten wären vergeblich, wenn man annehmen dürfte, daß irgend ein organisches Miasma diesen alle unsere Maaßregeln vielfach übertreffenden Zersetzungsfaktoren widerstehen könnte. Darum kann auch die Kartoffelkrankheit weder in einer Vergiftung noch in einem Contagium, deren letztere wir überhaupt in der Pflanzenwelt noch nicht kennen, ihren Grund haben.

Es wäre deßhalb auch eben so unnöthig als es unausführbar ist, in der Meynung, den Boden geraume Zeit hindurch desinficiren zu müssen, den Kartoffelbau in von der Krankheit heimgesuchten Gegenden mehrere Jahre lang aufzuheben, oder wenigst die bisher dazu verwendeten Aecker davon auszuschließen. Er ist ein zu großes stationäres Bedürfniß vieler Bevölkerungen geworden, um so gewaltsam unterbrochen oder auch nur geschmälert werden zu können.

Aus dem Gesagten scheint hervorzugehen, daß von der Cultur völlig unabhängige oder nur indirekt durch sie bedingte äußere Einwirkungen weder an dem Entstehen noch an der Fortpflanzung der Krankheit Schuld haben. Wir nehmen dabey natürlich die oben angegebenen Veränderungen aus, welche die Pflanze überhaupt dadurch erleidet, daß sie bey uns kultivirt wird.

Betrachten wir nun auch die nachtheiligen Einflüße welche die direkten Folgen der Cultur aus den verschiedenen Culturmethoden ausüben können.

Hier begegnen uns zunächst:

a) Die Auswahl des Bodens,

b) Die Bearbeitung und Düngung desselben,

c) Der Fruchtwechsel.

Es ist unter den Oekonomen seit 50 Jahren fast herrschende Meynung geworden, daß man keine Nutzpflanze stiefmütterlicher behandeln und ärger mißbrauchen dürfe, als die Kartoffel. Jeder Boden, jede Bearbeitung, jede Düngung soll ihr genügend seyn. Allerdings ist die Kartoffel in der Wahl des Bodens leicht zu befriedigen. Sie gedeiht überall außer in zu schwerem, kaltem Lehm- und in Sumpfboden, obschon am liebsten in leichtem und trocknem Erdreich. Sie verlangt aber, wenn die Kultur ersprießlich seyn soll, daß der Boden entweder noch von den Vorjahren her in Kraft stehe, oder daß er, was minder vortheilhaft ist, frisch gedüngt werde, denn sie nimmt zur Knollenbildung das Erdreich sehr in Anspruch. Durch fleissige Bearbeitung, Häufeln mit Pflug und Haue ꝛc. kann aber dabey dennoch die Fruchtbarkeit des Bodens gesteigert werden und gerade die Lockerung, Reinigung und Besserung des Bodens bey gleichem Aufwand von Düngung hat bey der Kartoffel in höherem Grade statt, als bey den meisten übrigen Feldfrüchten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. December.

Nro. 247. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. November 1841.

1. Herr Professor Dr. Zuccarini erstattet Bericht über die Krankheit der Kartoffeln.

(Fortsetzung.)

Man kann bey guter Behandlung auch ohne Nachtheil ein Jahr um das andere, manchmal auch mehrere Jahre hintereinander Kartoffeln auf demselben Acker bauen, nur darf freylich die Kultur nicht getrieben werden, wie z. B. von vielen Pächtern auf kurze Pachtzeit, welche zur Branntwein-Fabrikation 3 — 4 Jahre lang Kartoffel, bey einmaliger sparsamer Düngung in der Zwischenzeit, auf demselben Grundstück ziehen und es dann ausgemergelt ihrem Nachfolger überlassen. Auch darf nicht vergessen werden, daß die Kartoffel nicht wie die Getreide-Arten uur die obern oder wie die Rübenpflanzen ausschließlich nur die untern Bodenschichten in Anspruch nehmen, sondern vermöge der verschiedenen Richtung und Tiefe ihrer Wurzeln und Knollen aus der ganzen artbaren Krume ihre Nahrung ziehen.

Was den Fruchtwechsel betrifft, so gedeiht die Kartoffel bey gehöriger Bodenbearbeitung fast nach jedem Vorgänger; eher erschwert ihre späte Erndte und die starke Bodenerschöpfung manchmal die Wahl ihres Nachfolgers.

Wenn also Düngung und Bearbeitung des Bodens mit hinreichender Sorgfalt betrieben werden, so kann die Kartoffel ohne Nachtheil mehrere Jahre nacheinander oder in jeder mit einem vernunftigen Wirthschaftsplane vereinbaren Abwechslung mit andern Früchten auf demselben Acker gezogen werden.

Werden die beyden Bedingungen des Gedeihens aber mehr oder weniger verabsäumt, so mindert sich der Betrag der Ernte sehr an Zahl und Größe der Knollen. Es ist jedoch nicht anzunehmen, daß dadurch die Pflanze wahrhaft krankhaft disponirt wurde. Mangel an Nahrung kann Schwäche und geringen Wachsthum zur Folge haben, aber niemals wird die Magerkeit des Bodens, durch welche gerade die Amylum-Masse der Knollen im Verhältniß zu der vegetirenden Rinde am meisten vermindert wird, zu beschleunigter Fäulniß der letzteren Veranlassung geben.

d) Wahl der Saatkartoffeln und Aussaat.

Hier geschehen grobe und folgenreiche Fehler. Der erste und häufigste ist, daß man gewöhnlich zur Aussaat nur die im Frühjahr von der Konsumtion übrig gebliebenen und dazu unbrauchbaren Kartoffeln wählt, welche schon halb faul oder durch Auswachsen von Sprossen wenigstens sehr geschwächt sind, anstatt schon im Herbste die besten hiezu auszuwählen und abgesondert mit größter Sorgfalt den Winter über aufzubewahren.

Ein zweyter Uebelstand liegt in den seit ungefähr 40 Jahren üblich gewordenen Sparmethoden bey dem Ausbau. Viele Oekonomen halten sich für überzeugt, daß es gleichgültig sey, ob man große oder kleine Kartoffeln unzerstückelt, oder ob man sie, der bey großen Oekonomien freylich beträchtlichen Ersparniß wegen, zerstückelt oder gar nur die ausgestochenen Augen lege. Rückfichtlich der unzer-

stückten Knollen liegt allerdings die Erfahrung vor, daß nicht die größten auch die besten sind, schon weil der Ueberfluß an Nahrung, von den jungen Pflanzen nicht hinreichend consumirt, im Boden fault und die Triebe benachtheiligen kann, auch weil zu viele Triebe dicht aneinander kommen. Aber die Zerstückelung ist offenbar voreilig nach dem Resultat von wenigen Jahren, während welcher die Pflanze die Mißhandlung aushielt, so allgemein eingeführt worden. Sollte denn die Natur der Pflanze die Knollen nur zur gelegentlichen Speise für den Menschen, nicht vorzugsweise zu eigner Ernährung für ihre jungen Sprossen gegeben haben? Die Kartoffelknollen sind nicht erst in der Kultur abnorm und krankhaft erzeugte partielle Anschwellungen oder Auswüchse der Pflanze, wie die monströsen Entwickelungen der Bodenrüben, der Kohlrabi, des Kopfkohles u. s. w., welche nur die Kultur erzeugt und die im wilden Zustande nie vorkommen; sie sind eine unter allen Umständen der Pflanze eigenthümliche und nothwendige Knospenbildung, welche nicht ungestraft verstümmelt oder ganz entzogen werden darf. Unwillkührlich erinnert man sich dabey an die Erscheinung bey manchen Hausthieren, wo durch mehrere Generationen absichtlich fortgesetzte Verstümmlungen endlich sogar erblich werden.

Jedenfalls gefährdet das Zerstückeln wenigstens die Sicherheit des Gedeihens. Die Knollenstücke, ihrer Epidermis größtentheils beraubt, an den Schnittflächen allen äußern Einflüssen preis gegeben, gähren und faulen bey nasser Witterung fast augenblicklich im Boden und können soweit den Augen nicht zur Nahrung dienen. Soll die Pflanze nun eben so kräftig aufwachsen, als aus ungetheilten rings von ihrer Epidermis geschützten Knollen, welche ihren Nahrungsstoff unverändert und ungetheilt an die Augen abgeben können?

Wir glauben allerdings, daß in diesen Mißgriffen eine Veranlassung liegen kann, die erzielten Knollen weniger haltbar und zur Fäulniß geneigter zu machen. Hiefür sprechen bereits Erfahrungen verständiger Oeconomen aus Böhmen, welche nach dem Auftreten der Krankheit sogleich das Zerstückeln der Saatknollen unterließen und günstige Resultate davon mittheilen.

Hier ist auch des Saatwechsels zu gedenken. Bekanntlich degeneriren fast alle Nutzpflanzen, welche längere Zeit aus der Descendenz desselben Samens und auf demselben Grundstücke gezogen werden, d. h. sie sterben zwar nicht aus, aber sie legen allmählig die in der Kultur angenommenen Eigenheiten, welche sie eben dem Menschen schätzbar machen, wieder ab und kehren zum wilden Zustande zurück. Mit Vortheil wendet man gegen diese Aus- oder Zurückartung das Mittel an, von Zeit zu Zeit frische Samen aus entlegenen in Boden und Klima angemessen verschiedenen Gegenden statt der selbst erzielten auszubauen. Auch bey der Kartoffel ist dieser Wechsel wenigstens zur Erhaltung der erprobten Spielarten nothwendig, denn gerade diese Pflanze steht noch nicht lange genug in Kultur, um bereits vollkommen feste Varietäten gegründet zu haben, wovon noch weiter unten die Rede seyn wird.

e) Erndte.

In der Regel nimmt man es mit der Erndte der Kartoffeln, so wie aller Wurzelfrüchte nicht so genau als mit den Körnerfrüchten, wo die unmittelbaren Folgen der Ueberreife zu größerer Pünktlichkeit zwingen. Der Landmann meynt, wenn die Kartoffel nur vor dem strengen Frost aus dem Boden kömmt, so könne er sie sonst nach Bequemlichkeit fast Monate früher oder später erndten. Aber wenn auch bey den Knollen kein eigentlicher Moment der Reife wie bey den wahren Früchten eintritt, so haben sie doch auch einen Abschluß in der Entwickelung, vor dessen Vollendung sie eigentlich aus dem Boden genommen werden sollen, da sie bey uns zu viel längerer Winterruhe als in ihrer Heimath bey überdieß unnatürlicher Aufbewahrung außer dem Boden gezwungen sind. Durch das Nachzeitigen würde diese Stillstandsperiode verkürzt werden.

f) Aufbewahrung über Winter.

Es ist leicht einzusehen, wie nachtheilig Fehler, in dieser Beziehung begangen, auf die während der Winterzeit jedem entweder zur Keimung oder zur Zersetzung auffordernden Einfluß zu entziehenden Knollen einwirken müssen. Die Vorschriften zu zweckmäßiger Aufbewahrung der Kartoffel sind aber

so allgemein bekannt, daß sie hier füglich mit Stillschweigen übergangen werden können.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß unter den direkt von der Kultur abhängenden Einflüssen weniger die Auswahl und Bearbeitung des Bodens so wie der Fruchtwechsel, viel mehr aber die Art der Erndte, der Aufbewahrung über Winter und vor Allem die Auswahl und Behandlung der Saatknollen auf die Disposition zu krankhaften Entwicklungen einwirken können.

In dieser Erörterung liegt, wie wir meynen, zugleich auch die Beurtheilung der meisten zur Verhütung der Krankheit vorgeschlagenen Vorbeugungsmittel. Es läßt sich unschwer daraus ableiten, daß bey den meisten Vorschlägen der Ertrag und das mehr oder minder kräftige Gedeihen der Kartoffel (ohne eigentliche Störung der Gesundheit) mit einer direkten Krankheit verwechselt worden seyen. Nicht jede Minderung der Erndte oder des Wachsthums einer Pflanze macht sie krank und bey weitem nicht immer ist jede Krankheit Folge der Schwäche, entstanden aus Mangel an Nahrung u. s. w., welche anderweitige Nachtheile außerdem auch aus solcher Verkümmerung hervorgehen mögen.

Einen von mehreren Seiten her und durch gewichtige Männer gemachten Vorschlag, der Krankheit vorzubeugen, haben wir aber noch ins Auge zu fassen. Derselbe geht von dem Satze aus, daß jedes aus Samen aufgewachsene Pflanzenindividuum eine gewisse Lebensgränze habe, über welche hinaus es sein Daseyn nicht fortsetzen könne. Verschaffe man sich nun von einem solchen Individuum Nachkommenschaft nicht wieder aus Samen, sondern auf künstlichem Weg durch Theilung, also durch Ablösung von Stecklingen, Knospen, Wurzelbrut, Knollen u. s. w., so hätten die auf solchem Weg gewonnenen neuen Individuen nur ein bedingt selbstständiges Leben, bedingt durch die Gesammtlebensdauer ihrer Mutterpflanze, von welcher sie als getrennte Aeste oder Knospen immer noch für ihre eigene Existenz abhängig blieben. Gesetzt also, es habe Jemand in Deutschland vor hundert Jahren eine Kartoffel gepflanzt, so seyen alle bisher erzielten Generationen nichts mehr als eben so oft fortgesetzte Verzweigungen der alten Stammpflanze, strahlig nach allen Seiten verbreitet und durch imaginäre Achsen zusammengehalten. Da nun die meisten unserer Kartoffeln nur aus Knollen eingeführt und lediglich aus solchen fortgepflanzt worden seyen, so stehe zu besorgen, daß jetzt bald die Lebenskraft und Dauer der ursprünglichen Mutterindividuen erschöpft seyn möge. Man glaubt sogar, die jetzige Krankheit als ein Zeichen dieser Erschöpfung ansprechen zu müssen, und verlangt aus diesem Grunde schleunige Verjüngung und Anzucht neuer Mutterpflanzen aus Samen, welche wieder eine Reihe von Generationen aushalten könnten.

In dieser Fassung könnten wir dem Verlangen nicht beypflichten. Es ist wahr, daß wenn man den Stamm eines Baumes fällt, um aus dem Stock oder der Wurzel neuen Aufschlag zu erhalten, diese neuen Sprossen nicht länger leben, als der gesunde erste Stamm gelebt hätte, weil sie mit ihm auf der nämlichen Wurzel stehen, welche darum nicht länger lebt, ob ihre Krone regenerirt wird oder nicht. Auch viele künstliche Stecklinge mögen aus hier nicht auszuführenden Gründen in ähnlichen Verhältnissen stehen und kürzere Lebensdauer haben als Samenpflanzen. Dieses gilt aber nicht von Gewächsen, welche von der Natur selbst neben der Fortpflanzung durch Samen auf Vermehrung aus Sprossen, Knollen, Zwiebelbruten ꝛc. angewiesen sind. Bey manchen ist auch im wilden Zustande die Regeneration aus Samen sehr beschränkt oder fast völlig aufgehoben, wenn sie in hohem Grade die eben erwähnte zweyte Art der Vervielfachung besitzen. Sehr viele Knollen- und Zwiebelgewächse machen keine oder sehr wenig Samen auch in der Wildniß und behaupten doch ihre Stelle in der vegetabilischen Welt seit ihrer Entstehung. Es besteht ein wesentlicher Unterschied, ob der Mensch die Jahrhunderte dauernde Holzkrone eines Baumes in eben so viele Individuen zerstückelt, oder ob der große Ordner den Zusammenhang der einzelnen Knospen mit der Mutterpflanze selbst alljährlich löst und dieselben als Individuen emancipirt. Sobald man weiß, daß diese Art der Fortpflanzung nicht nur bey einigen Nutzpflanzen, welche man gewöhnlich allein näher beobachtet, sondern bey sehr vielen Pflanzen vorkomme, welche

bisher noch unbenutzt nicht in Anschlag gebracht werden, so stellt sich dabey lediglich die Erfahrung heraus, daß auch die Sexualpflanzen sich nicht alle oder nicht lediglich aus Samen verjüngen, ohne daß ihre Brut darum weniger vollständige Individuen producirte. Dieser Fall hat aber unläugbar auch bey der Kartoffel statt. Alljährlich stirbt der grüne Stock und seine unterirdischen Zweige mit Ausnahme der mit Knospen besetzten Anschwellungen, welche wir Knollen nennen; diese bleiben allein und vollkommen von einander gesondert zurück, treiben im Frühjahre ober und unter der Erde wieder neue Zweige und hinterlassen im Herbste abermals nur getrennte Knollen. Wie sollen diese noch in irgend einer Beziehung zu der Mutterpflanze stehen, und dadurch ihrer weiteren Fortpflanzung eine Gränze gesteckt seyn.

(Schluß folgt.)

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Dr B. Hirschel, Hydriatica oder Begründung der Wasserheilkunde auf wissenschaftliche Principien, Geschichte und Literatur. Leipzig 1840. 8.

Dr. F. L. Hünefeld, Chemie und Medicin in ihrem engeren Zusammenwirken oder Bedeutung der neueren Fortschritte der organischen Chemie für erfahrungsmäßige und speculative ärztliche Forschung. Berlin 1841. Bd. 1. 2.

E. C. Jakob von Siebold, Lehrbuch der Geburtshülfe. Berlin 1841. 8.

Dr. M. Orfila, Vorlesungen über die gerichtliche Medicin. Aus dem Französischen von Dr. J. Hergenröther. Bd. 1 — 3. Leipzig 1829. 8.

Archives de droit et de législation. Vol. 1. 2. Bruxelles 1837 — 38. 8.

Dr. J. Weiske, Rechtslexikon für Juristen aller deutschen Staaten, enthaltend die gesammte Rechtswissenschaft. Bd. III. Lief. 3. 4. Leipzig 1841. 8.

Gaji, institutionum commentarii quatuor. Ed. J. Fr. L. Goeschen et C. Lachmann. Bonnae 1841. 8.

Jo. Gottl. Heineccius, Antiquitatum Romanarum jurisprudentiam illustrantium syntagma ed. Ch. Fr. Mühlenbruch. Francf. 1841.

Dr. G. Ch. Burchardi, Lehrbuch des röm. Rechts. Th. 1. Die Staats = und Rechtsgeschichte der Römer enthaltend. Stuttgart 1841. 8.

Dr. C. F. Roßhirt, Gemeines deutsches Civilrecht. Th. 1 — 3. Heidelberg 1841. 8.

Fr. C. von Savigny, System des heutigen römischen Rechts. Bd. 3. 4. Berlin 1840. 8.

Otto Mejer, De civilis et criminalis causae praejudicio. Hannoverae 1841. 8.

A. Fahne, Das Fenster = und Lichtrecht nach römischen, gemeindeutschen, preußischem und französischem Rechte. Berlin 1840. 8.

Chr. Fr. Elvers, Beyträge zum Wasserrechte. Heft 1. Göttingen 1841. 8.

Dr. Chr. Ludw. Runde, Deutsches eheliches Güterrecht. Oldenburg 1841. 8.

Sachsenspiegel, herausgegeben von Dr. J. Weiske. Leipzig 1840. 8.

Dr. Schaffrath, Codex Saxonicus oder Handbuch der gesammten im Königreiche Sachsen praktisch-gültigen sächsischen Gesetze von den ältesten Zeiten bis zum Schlusse des Jahre 1841. Bd. 1. Altenburg 1841. 8.

Zeitschrift für deutsches Recht und deutsche Rechtswissenschaft. Bd. 4. Leipzig 1841. 8.

Dr. Moritz von Stubenrauch, Systematisches Handbuch der Literatur der allgemeinen (josephinischen) Gerichtsordnung vom 1. May 1781. Wien 1840. 8.

M. Dupin, Extrait du bulletin des lois. Lois commerciales. Droits des Tiers. Majorats. Paris 1820. 8.

Owen Flintoff, The rise and progress of the laws of England and Wales. London 1840. 8.

Fed. Sclopis, Storia della legislazione italiana. Vol. I. Torino 1840.

Originele en authenticque stukken, die gedient hebben zoo in de Kerkelyke als civile en criminale procedures, gehouden tegen Renatus Stenhuys. Middelburg 1761.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. December.

Nro. 248. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. November 1841.

1. Professor Dr. Zuccarini erstattet in Folge Allerhöchsten Reskriptes Bericht über die seit einigen Jahren in vielen Gegenden Deutschlands bemerkte Krankheit der Kartoffeln.

(Schluß.)

Aus diesem Grunde wäre nach unserer Ansicht die Regeneration der Kartoffeln aus Samen statt aus Knollen unnöthig. Aber andere Gründe machen sie allerdings höchst wünschenswerth und ersprießlich. Wir können uns zunächst auf diesem Wege neue, vielleicht noch vortheilhaftere Spielarten oder Racen verschaffen als wir bisher hatten. Indessen ist dabey nicht zu vergessen, daß wir die bisher als die brauchbarsten erprobten dabey auf das Spiel setzten. Wir müßten auf diese verzichten und erst sehen, welchen Aufwuchs wir aus der Samenzucht erhalten, diesen sortiren und die besten Sorten — doch wieder aus Knollen fortpflanzen, weil die Spielarten noch nicht samenfest sind. Damit wäre aber, wollte man eine allgemeine Regeneration des Kartoffelbaues aus Samen zu Beseitigung der Krankheit mit einem Male herbeyführen, eine Unterbrechung in der Konsumtion verbunden, welche bey den bestehenden Verhältnissen nicht mehr möglich ist.

Wir können aber auf dem Wege der Samenzucht, freylich nicht plötzlich, zwey andere höchst wichtige Vortheile für die Kultur der Kartoffel herbeyführen, welche jeder Bemühung werth sind. Nämlich:

1) Firirung der besten Spielarten durch fortgesetzte Anzucht aus Samen. Alle Erfahrungen sprechen dafür, daß Spielarten oder Monstrositäten einer Pflanze, wie sie der Mensch eben wünscht, sich so feststellen lassen, daß sie bey der nöthigen Pflege und der Vermeidung jeder Bastardbefruchtung sich auch in ihren unbedeutendsten Abstufungen, selbst in Blumenfarbe und Geruch durch Samen unverändert fortpflanzen. Gewiß fügen sich nicht alle Pflanzen gleichmäßig solchem Zwang. Aber weitere Erfahrungen belehren uns, daß alle in dieser Beziehung in Anspruch genommenen es um so leichter thun, je öfter sich die Verjüngung aus Samen erneuert. Die einjährigen Nutzpflanzen, insbesondere so weit sie dem Gartenbau angehören, haben bisher allein samenfeste Spielarten. Dafür sprechen unsere Gemüse und Ziergewächse. Bey Sträuchern und Bäumen müssen wir immer noch zu künstlicher Vermehrung oder auch zu sogenannter Veredlung auf Wildstämme unsere Zuflucht nehmen, weil die Zahl der Generationen ihrer Spielarten aus Samen zu derer Festhaltung noch nicht ausreichend ist oder vielmehr, weil man darauf, als auf einen scheinbaren Umweg, noch wenig Rücksicht genommen hat. Bey den Kartoffeln würde die Zeit von einer Aussaat zur andern drey Jahre währen, weil man erst nach dem zweyten sich von der Qualität der gewonnenen Knollen überzeugen und von diesen im dritten wieder Samen erzielen könnte. Wie vieler solcher Generationen man bedürfte, um die Sorten samenfest zu machen, läßt sich unmöglich voraus bestimmen. Als vorzüglich mannigfaltig und reich an guten Spielarten durch Samenzucht wird besonders die blaue peruvianische Kartoffel empfohlen.

2) Vollkommene Akklimatisation der Kartoffelpflanze in unsern Gegenden.

Durch wiederholte Anzucht aus Samen würden wir abgesehen von allen Spielarten die Pflanze endlich völlig an unsern Wechsel der Jahreszeiten und deren Periode, an unsern verlängerten Winterstillstand, kurz an alle die Eigenthümlichkeiten unserer Gegenden gewöhnen, welche von denen ihrer Heimath abweichen und das Gedeihen bey uns stören. Damit wäre aber jede Veranlassung zu der Krankheit aufgehoben.

Denn gehen wir nun auf das im Eingange Gesagte zurück. Wir haben die Kartoffel dargestellt als eine zwar nicht tropischem aber doch milderem Klima als das unserige angehörige Pflanze. Unsere Vegetations-Periode ist ihr zu kurz, unser Winterstillstand im Freyen tödtlich, im Schutz wenigstens zu lang. Die aus diesen Motiven hervorgehenden Veränderungen ihrer Lebensweise erträgt sie wohl einige Decennien, aber nach und nach werden, zumal wenn noch Mißgriffe in Aufbewahrung, Wahl und Behandlung der Saatknollen beschleunigend hinzutreten, die üblen Folgen nicht ausbleiben. Die in voller Reife, d. h. im Zustande der vollkommenen Brauchbarkeit für den Genuß aus dem Boden genommenen Knollen halten den Winter durch nicht mehr aus, ihr Amylum zersetzt sich viel früher und die Fäulniß tritt ein. Wir glauben, daß die Krankheit lediglich eine chemische Zersetzung, veranlaßt durch Ueberreife und allzulangen Winterstillstand, also eine direkte Folge der Veränderungen sey, welche die Kartoffel unter unsern permanenten klimatischen Verhältnissen in der Kultur erleiden muß, und daß sie allmählich überall sich einstellen werde, wo eine hinreichende Reihe von Kulturjahren die Disposition allmählig bis zum Ausbruche steigert. Akklimatisation durch Samenzucht kann allein hier vollkommene Abhülfe versprechen; da aber diese jedenfalls längere Zeit erfordert, wir hingegen unterdessen die Pflanze nicht entbehren können, so ist zur einstweiligen für eine Zeit lang gewiß ausreichenden Beseitigung des Uebels unerläßlich

gänzliche Sonderung in Anbau, Erndte und Aufbewahrung der Saatkartoffeln von den zur Konsumtion bestimmten. Der Zweck dieser Maßregel, welche auch von den englischen Oekonomen jetzt vorgeschlagen wird, ist hauptsächlich, die Knollen dadurch leichter den Winter durch zu erhalten, daß man sie vor dem vollen Abschlusse ihres Wachsthumes und ihrer inneren vollkommenen Reife aus der Erde nimmt, und so einen Theil ihrer Entwickelung und ihres Lebensverlaufes auf die Stillstandsperiode hinüberträgt, also die Zeit der letzteren abkürzt und die Gefahr innerer Zersetzung eben dadurch vermindert. Zu diesem Behufe lassen sich noch einige äußere Verhaltungsregeln angeben:

1) Man wähle zum Anbau der Saatkartoffeln vorzugsweise höhere und kühlere, sogenannte Spätlagen und lege die Knollen um einige Wochen später als die Speisekartoffeln.

2) Man nehme zur Saat nur schöne und unversehrte Knollen von mittlerer Größe, ohne sie zu zerstückeln. Vorläufig dürften Spätsorten vorzuziehen seyn. Auch ist es vortheilhaft, den Pflanzen den Sommer über die Blüthen vor dem Aufgehen auszubrechen, um dadurch die Vegetationsperiode zu verlängern.

3) Man verwende vor und während dem Wachsthum der Pflanze allen Fleiß auf gute Zubereitung, Bearbeitung und Reinigung des Bodens.

4) Man nehme die erzielten Saatknollen einige Wochen früher als die der Speisekartoffeln aus der Erde, zu der Zeit, wo die Oberhaut noch sehr dünn ist und sich leicht mit den Fingern abreiben läßt.

5) Man verwende alle Sorgfalt auf die Aufbewahrung über Winter der strenge gesondert zu haltenden Saat und entferne alle Ursachen, welche Fäulniß oder allzufrühes Auswachsen herbeyführen könnten. Nach der Erndte, zumal bey feuchter Witterung, bringe man die Knollen nicht gleich in die Winterung, sondern lasse sie einige Zeit an einem luftigen aber geschützten Orte locker ausgebreitet abtrocknen und abschwitzen, d. h. sowohl die von außen anklebende als ihre eigene innere überflüßige Feuchtigkeit verdunsten. Wachsen die Knollen im Frühjahre aus, so schneide man die getriebenen Augen nicht ab, sondern

lasse sie am Setzknollen, der sonst genöthigt ist, sich durch zweymaliges Knospentreiben zu erschöpfen. Doch müssen die Sprossen bey dem Anbau schonend behandelt, nicht zuviel zerbrochen und zerknickt werden.

Diese Vorschriften lassen sich, wenn die Saat von der Konsumtion getrennt ist, leicht ausführen, weil man nur einer verhältnißmäßig kleinen Quantität die größere Sorgfalt zuzuwenden hat. Wird dieses Verfahren dann nur einige Jahre lang fortgesetzt und werden zugleich auch die Speisekartoffeln in ihrer Kultur etwas sorglicher behandelt (vorzüglich das Zerstückeln der Saat vermieden), wird dabey die Aussaat von Zeit zu Zeit aus andern Gegenden, wo natürlich der Anbau auch sorgfältig betrieben wird, erneuert und auf die Wahl der Sorten gehörige Rücksicht genommen, so wird die wohlthätige Folge, Beseitigung der Krankheit, nicht ausbleiben. Wir können dann ruhig den Erfolg der Bemühungen abwarten, welche gleichzeitig fortgesetzt werden müssen, die Kartoffel durch ununterbrochen wiederholte Erzeugung aus Samen bey uns völlig heimisch zu machen und damit den Keim des Uebels für alle Zeiten zu zerstören.

Möchte doch überhaupt einmal allgemein anerkannt werden, wie wichtig für den Feldbau es sey, die Samenerzielung der Pflanzen zur weiteren Aussaat von jeder andern Benützung zu trennen, wie es im Gartenbau schon längst eingeführt ist. Welche wichtige Folgen hätte dieses nicht z. B. für den Flachsbau, den Anbau der Futterkräuter (Klee, Esparsette, Luzerne), ja selbst für die Getreidekultur. Die guten Spielarten würden mehr befestigt, der Samen selbst wäre kräftiger entwickelt und gezeitigt und die Gefahr eines Samenmangels, die bisher so häufig empfindlich fühlbar wurde, wäre fast gänzlich beseitigt. Gleichzeitig wäre damit für thätige Landwirthe eine neue und reiche Erwerbsquelle im Samenverkauf eröffnet!

Zum Schlusse erlaube ich mir noch, einige historische Notizen über die Einführung und Geschichte der Kartoffel in Deutschland beyzufügen, welche, wenn auch theilweise bekannt, doch nicht ohne Interesse seyn dürften.

Gewöhnlich glaubt man, die deutschen Kartoffeln stammten zunächst von denen ab, welche Raleigh im Jahre 1584 — 85 aus Virginien nach England brachte und bezieht sich dabey auf eine Stelle bey Caspar Bauhin (Comment. in Matthiol. p. 758), wo er von der Kartoffel sagt: Ex insula Verginia primum allata in Angliam, inde in Galliam aliasque regiones. Diese Angabe ist aber unrichtig. Nach Deutschland kam die Kartoffel vermuthlich zuerst durch Clusius, welcher sie schon im Jahre 1588 durch den damaligen Gouverneur von Mons nach Wien geschickt erhielt. Nach den Niederlanden wurde sie aber aus Italien, wahrscheinlich durch den damaligen päbstlichen Legaten gebracht, welcher wenigstens ihre Kultur daselbst sehr beförderte. Wie sie früher, aber gewiß lange vor Raleigh, nach Italien gekommen, ob aus Spanien oder vielleicht durch die Genueser, ist nicht bekannt. Indessen war sie zu Clusius Zeit in manchen Gegenden Italiens schon so verbreitet, daß sie nicht allein mit Hammelfleisch häufig gegessen wurde, sondern bereits als Schweinmastung diente, während andere Provinzen sie noch gar nicht kannten und Clusius u. a. die ersten Knollen von Wien nach Pavia schickte. Man hielt sie in Italien für eine sehr nahrhafte und stimulirende Speise, in Deutschland stellten sich dagegen gleich anfangs Vorurtheile gegen sie ein. Die Einführung in England hatte auf Deutschland keinen Einfluß und Clusius sagt ausdrücklich noch im Jahre 1601, wo er also die Kartoffel schon 13 Jahre genau kannte, sie scheine Aehnlichkeit mit der Pflanze zu haben, welche die Virginier Openawk nennen. Er kannte also selbst da die englische Pflanze noch nicht, obgleich die Kartoffel nach seinen Berichten bereits in plerisque Germaniae hortis vulgaris war.

Aus dem Letzteren ergiebt sich auch, wie die späteren Einführungen der Pflanze in den verschiedenen Provinzen Deutschlands durch Seignoret, Miltkau u. A. zu verstehen seyen. Nicht als ob wir den Verdiensten dieser Männer damit zu nahe treten wollten, müssen wir aber doch, nicht zur Ehre Deutschlands, sagen, daß die wichtige Nutzpflanze fast hundert Jahre in den meisten vaterländischen Gärten schon bekannt war, bevor sie irgend eine Anwendung im Großen fand.

Der Name Kartoffel entstand bekanntlich durch Korruption des italienischen tartufo oder tartufolo, Trüffel, wie die Pflanze dort wegen der Aehnlichkeit der Knollen damals ohne Zusatz (jetzt tartufo bianco) hieß. In Deutschland nannte man sie zuerst, wie gleichzeitig die Trüffel, Griebeln oder Grübeln und die Pflanze Grübelbaum. So heißt sie schon im Jahre 1598 bey C. Bauhin. Da dieses offenbar eine Uebersetzung des italienischen Namens ist, welche später verschwand, als dieser selbst in die deutsche Sprache aufgenommen wurde, so scheint auch hierin ein Beweis ihrer ursprünglichen Einwanderung nach Deutschland aus Italien gegeben zu seyn.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung).

Dr. Th. Marezoll, Das gemeine deutsche Criminalrecht als Grundlage der neueren deutschen Strafgesetzgebungen. Leipzig 1841. 8.

Oskar, Kronprinz von Schweden und Norwegen, Ueber Strafe und Strafanstalten. Aus dem Schwedischen übersetzt von A. v. Treskow. Mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. N. H. Julius. Leipzig 1841.

Jos. Kitka, Die Beweislehre im österreichischen Criminal-Strafprocesse. Wien 1841. 8.

J. D. H. Temme und G. A. Roerner, Der Proceß Lafarge beleuchtet nach preußischem Strafrechte. Berlin 1841.

Das Criminalgesetzbuch für das Herzogthum Braunschweig. Braunschweig 1840. 8.

Dr. F. C. H. Hepp, Commentar über das neue würtembergische Strafgesetzbuch. Bd. I. Abth. 1 — 5. Tübingen 1841. 8.

C. C. F. W. Nettelbladt, Rechtssprüche des Oberappellationsgerichts zu Parchim. Bd. 1 — 5. Parchim 1839 — 40. 4.

Ad. Michaelis, Votum über den Reichsgräflich Bentinckschen Erbfolgerechtsstreit. Tübingen 1841.

Bibliotheek van Theologische Letterkunde. Deel 1 — 9. Amsterd. 1803 — 11. 8.

Bijdragen tot de beoefening en geschiedenis der godgeleerde wetenschappen. Deel 1 — 14. Amsterd. 1803 — 1826. 8.

Nederlandsche Stemmen over godsdienst, staat-geschied-en letterkunde. Deel 1 — 6. Amsterd. 1834 — 38. 4.

N. C. Kist en H. J. Royaards, Archief voor Kerkelijke geschiedenis, inzonderheid van Nederland. Deel 11. Leiden 1840. 8.

Theodoreti Episcopi Cyrensis graecarum affectionum curatio. Ad codices manuscriptos recensuit Thomas Gaisford. Oxonii 1839. 8.

Jo. Conr. Appelius, Aanmerkingen over den Bezwaarlyken en nuttigen dienst, den voornamen inhoud en het regt gebruik van Tevangelie. Deel 1. 2. Groningen 1770. 8.

Bundel van godgeleerde oudheidgeschied-en letterkundige oeffeningen. Deel 1 — 12. Amsterd. 1757. 8.

J. L. Magnet, Oeuvres posthumes, contenant quelques dissertations et discours sur l'ecriture Sainte. Amsterd. 1775. 8.

G. Atsma, Verklaringe van het tweede gesigte der openbaringe van den Apostel Johannes. Dordregt 1745. 8.

W. A. van Vloten, Tweede verhandeling, den middenweg aanwyzende tusschen de uitersten van den tegenwoordigen tyd. Amsterdam 1806. 8.

Amsteldamse nederduitsche godgeleerde, geschied, oudheid, taalen letterkundige Bibliotheek. Deel 1. 2. Amsterd. 1767. 8.

De rechtzinnige Theologant of godgeleerde Staatkundige verhandelinge. Hamburg 1693. 4.

Ontleding van het Reedeubeleidt van den Heiligen Paulus, over de Zondaars voor Godt. Amsterd. 1761. 4.

H. van Herwerden, Over het Evangelie van Joannes. Deel 1 — 6. Amsterd. 1797. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. December.

Nro. 249. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Illustrationes Algarum in itinere circa orbem jussu Imperatoris Nicolai I. atque auspiciis navarchi Frieder. Lütke annis 1826, 1827, 1828 et 1829 celoce Senjavin executo in oceano pacifico, inprimis septemtrionali ad littora rossica asiatico - americana collectarum. Autoribus Prof. Al. Postels et Dr. Franc. Ruprecht. Petropoli MDCCCXL. Typis Ed. Pratz. Imper. Folio. Mit rußiſchem und lateiniſchem Text und 40 kolorirten Tafeln.

Daß eine Großmacht, in drey Welttheilen mit gewaltigem Länderbeſitz eingebürgert, ſich beſtrebt, ihr unermeßliches Gebiet und deſſen natürliche Produkte in ſtaatswirthſchaftlicher Beziehung kennen zu lernen, aller ſeiner Hülfsquellen bewußt zu werden und darauf die nöthigen Kombinationen zu gründen, liegt im eigenen direkten Vortheil, in der Natur der Sache. Aber einer erleuchteten Regierung iſt es würdig, von den hiezu nöthigen Bemühungen auch das reine zur Zeit keinem adminiſtrativen Zwecke huldigende Intereſſe der Wiſſenſchaft nicht auszuſchließen und dieſes ſchöne uneigennützige Verfahren hat das hohe ruſſiſche Gouvernement ſeit einem Jahrhundert bey allen von ihm ausgegangenen Unterſuchungs- und Entdeckungsreiſen unverrückt im Auge behalten. Allen ſolchen Expeditionen wurden Naturforſcher zugeſellt, viele auſſerdem mit ſelbſtſtändigen Miſſionen betraut. Mit gleicher Liberalität wurden die Reſultate der Forſchungen oft glänzend ausgeſtattet dem Publikum mitgetheilt (wir erinnern hier aus neuer Zeit nur an das auf kaiſerliche Koſten erſchienene Prachtwerk des k. Staatsrathes v. Ledebour über die Flora des Altai), die Sammlungen ſelber aber den Studien auch auswärtiger Naturforſcher auf die freyſinnigſte Weiſe zur Benützung geſtellt. Faſt jeder deutſche Gelehrte wird ſchon Veranlaſſung gehabt haben, dieſe Munificenz dankbar anzuerkennen.

Eine neue Gelegenheit hiezu bietet das obengenannte Werk, deſſen die königl. Hof-Bibliothek in München ſich als eines huldvollen Geſchenkes Sr. Majeſtät des Kaiſers erfreuen darf. Eine Monographie der Algen des ſtillen Meeres iſt gewiß kein Gegenſtand von direktem ſtaatswirthſchaftlichem Intereſſe. Erſcheint ſie aber dennoch als ein koſtbares Prachtwerk in wahrhaft kaiſerlicher Weiſe ausgeſtattet, ſo iſt dieſes nur ein Beweis mehr von der unparteyiſchen Anerkennung, deren der erhabene Monarch und ſein erleuchtetes Miniſterium in der Perſon des Herrn Kultusminiſters von Uwaroff auch die ſpeciellſten wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen würdigt, und wir werden dadurch aufs Neue zu den ſchönſten Hoffnungen für die Zukunft der Naturwiſſenſchaften in Rußland berechtigt.

Die nächſte Veranlaſſung zu dem Werke war darin gegeben, daß die Herren Mertens und Poſtels der Erdumſeglungs-Expedition des jetzigen k. ruſſiſchen Kontre-Admirals Hrn. v. Lütke*) in den Jahren 1826 — 29 beygegeben, hier Gelegenheit hatten, die Algen des ſtillen Oceans ſorgfältiger als bisher geſchehen, zu unterſuchen und dabey ſehr intereſſante Entdeckungen zu machen. Leider konnte der verdienſtvolle Mertens, der bald nach der Rückkehr ſtarb, die Reſultate nicht mehr

*) Wir verweiſen in Beziehung auf Herrn v. Lütke's Voyage autour du monde etc. auf eine frühere Anzeige in dieſen Blättern Bd. IV. S. 987 seq.

mittheilen. Er fand aber einen würdigen Nachfolger in dieser Arbeit an Herrn Dr. Ruprecht, Konservator des k. Herbariums in St. Petersburg, mit welchem vereinigt Herr Prof. Postels nun dieselben veröffentlicht hat.

Es wäre unnöthig, ein Wort des Lobes über die typographische und artistische Ausstattung des Buches voranzustellen. Der Text ist in russischer und lateinischer Sprache eben so elegant gedruckt als die lithographirten und in Kupfer gestochenen Tafeln sorgfältig gearbeitet. Wir begnügen uns, aus ersterem einige Auszüge von allgemeinerem Interesse mitzutheilen: Die Einleitung (p. I — IV. des lateinischen Textes) handelt von der geographischen Verbreitung und Vertheilung der Salzwasser-Algen in den verschiedenen Meeren, welche in drey Welttheilen die Küsten des russischen Kaiserreiches bespülen. Die Herren Verfasser nehmen für dieses ganze Gebiet vier Provinzen oder Regionen an, deren submarine Floren sich nicht nur nach dem Vorkommen der verschiedenen Gattungen und Arten, sondern auch in der Häufigkeit der Algen überhaupt unterscheiden. Mit Recht beklagen sie dabey, daß für dieses Kapitel der Pflanzenkunde noch so wenig geleistet sey und machen aufmerksam, welchen Einfluß auf die Vertheilung der Algen die Temperatur des Meeres, der Salzgehalt, Ebbe und Fluth, Beschaffenheit und Formation der Ufer, endlich die Bildung und Dauer des Eises ausüben.

Ihre erste Region umfaßt den Pontus, das schwarze mit dem asowschen und das kaspische Meer, die südlichsten russischen Küsten zwischen 38 — 47° nördlicher Breite. Ebbe und Fluth sind im schwarzen Meere schon fast nicht mehr fühlbar, das Wasser viel weniger gesalzen als im Mittelmeere, die Zahl der Algen, Arten und Unterarten, so viel man bisher kennt, nur ungefähr 40; die meisten überdieß klein und schmächtig. Cystoseiren und Sargassum kaum über einen Fuß lang gehören zu den größten, die Ulven sind verhältnißmäßig zahlreich, ächte Tange sparsam und selbst sehr gemeine Formen des adriatischen Meeres wie Fucus vesiculosus fehlen völlig. Caulerpa protifera dagegen erscheint als Anzeichen der südlichen Breite.

Noch geringer, ja völlig unbedeutend ist die Zahl der Algen im kaspischen Meere, daher ihre Anwesenheit daselbst auch schon öfters völlig geläugnet wurde. Die Herren Verfasser zählen indessen einige Arten mit Sicherheit auf. Der Salzgehalt des Wassers ist so unbedeutend, daß nach Göbel im Norden des Sees in 1000 Theilen Wassers nur 6 Theile, dagegen im asowschen Meere 12, im schwarzen 18 (21, 6 nach Marcet), im atlantischen Ocean aber 36 bis 40 Theile festen Salzes enthalten sind. Dieser Differenz entspricht auch das specifische Gewicht des Wassers mit 1,0142 im schwarzen Meere und mit 1,027 im atlantischen Ocean.

Die zweyte Region bildet die Ostsee mit ebenfalls schwach gesalzenem Wasser (specifisches Gewicht zwischen 1,0049 und 1,0076, Salzgehalt 0,0065) und eben so arm an Algen. Die Verfasser begränzen überdieß die Region der Seealgen hier bey den Aland-Inseln (etwas über 60°), da im finnischen Meerbusen bey fast ganz süssem Wasser höchstens noch einige amphibolische Formen, im oberen Theile des bottnischen von den Quarken-Inseln an (wo nach Wirzén Fucus vesiculosus aufhört) gar keine solche mehr vorkommen.

Die dritte Region umfaßt die Küsten des Eismeeres von russisch Lappland an Europa und Asien hin bis jenseits der Beeringsstrasse zum Kotzebuesund und den nordwestlichen Spitzen von Amerika in einer Ausdehnung von mehr als 190 Längengraden. Mit Ausnahme des weissen Meeres liegt diese Region fast ganz in der Polarzone und Kap Siwirowostotschny in Asien sogar unter 78°. Der westliche, europäische Theil wird von dem östlichen asiatisch-amerikanischen unterschieden. Die lappländische und die Westküste von Nova-Semlja sind im Winter eisfrey, die von Samojeden-Land, die Ostküste von Neu-Semlja, das weisse und karische Meer bedecken sich dagegen alle Winter mit Eis. Der Salzgehalt des Eismeeres wird auf 0,039 — 40, der des weissen Meeres auf 0,0320 angegeben. In diesem westlichen Theil sind bisher größtentheils durch die Bemühungen der Herren von Baer und Schrenk 59 Algenarten aufgefunden worden, welche die Herren Verfasser, je nachdem dieselben an einzelnen Küstenstrichen vorzugsweise

oder im ganzen Umfange gleichmäßig vorkommen, wieder in 7 Unterabtheilungen bringen.

Nach Osten längs der asiatischen Küste hin ist das Meer kaum 3 Monate des Jahres hindurch von Eis frey, wobey zugleich die Temperatur des Wassers sich selten über 3° mitten im Sommer erhebt. Doch kommen noch mehrere zum Theil weit verbreitete Algen, wie Fucus vesiculosus, Laminarien, Delesserien u. s. w. vor. Viel wärmer dagegen sind Wasser und Luft an der amerikanischen (Nordwest-) Küste, oberhalb der Aleuten, wo z. B. Anfang August die Temperatur des Wassers im Kotzebue-Sund 8 — 10° R. (gegen Ende August 5°) beobachtet wurde. Aber am Nordstrande vom Eiskap östlich ist die Küste mit ewigem Eis bedeckt.

In einer Uebersicht aller Polarländer der nördlichen Hemisphäre nehmen die Hrn. Verf. ungefähr 100 bisher genauer gekannte Thalassophyten für dieselben an. Um Spitzbergen sind bisher 10, um Island 38, Grönland 29, rußisches und englisches Polar-Amerika 3, asiatische Polarküste vom kaspischen Meer an 15, russisches Lappland, weißes Meer und Westküste von Nova-Semlja 59, norwegisch Lappland 57 Arten gesammelt worden.

Mit Recht wird dabey bemerkt, daß man in Bestimmung der Wohnplätze der Algen vorsichtig seyn und die durch Strömungen oft aus entlegener Ferne herbeygeführten und angeschwemmten Bruchstücke nicht mit den heimischen Arten der einzelnen Gegenden verwechseln müsse. Man könne mit Sicherheit nur da von Standorten der Species sprechen, wo man sie wirklich auf dem Meeresboden angewurzelt gefunden habe.

Als vierte Region werden endlich die Küsten des stillen Oceans nördlich von den Aleuten bis zur Beeringsstraße, also das Meer von Kamtschatka und südlich bis zur Gränze der russischen Besitzungen, westlich ein Theil der Kurilen bis Urup und das Meer von Ochotsk angenommen. Dieses Gebiet ist sehr reich an eigenthümlichen oft riesenhaften Algenformen, welche den Stoff zu dem vorliegenden Werke boten, vorzüglich in den südlichern Gegenden, wo die submarine Vegetation in ihrer ganzen Ueppigkeit sich entfaltet. Es werden im Ganzen 102 Arten, darunter 47 neue aufgezählt; charakteristisch sind vorzüglich die röhrenförmigen (Macrocystis) und die durchlöcherten oder gegitterten (Thalassiophyllum, Agarum) Formen. Unter den 270 Algen, welche die Verff. für den atlantischen Ocean von England bis zur Polarzone annehmen, kommen nur 54, unter 100 Polar-Algen 25 im stillen Ocean wieder vor. Im nördlichen Theile, im Meere von Kamtschatka ist auch Klima und Vegetation noch arktisch. An der Paulinsel (57°, 5,) bleibt das Meer manchmal bis zum May, an der St. Lorenzinsel bis Anfang July mit Eis bedeckt, daher ist hier die Algenvegetation in Vergleichung zu den südlichern Küsten sehr arm. Aus dem ebenfalls noch rauhen und während eines langen Winters mit Eis bedeckten Meere von Ochotsk sind noch wenige Algen bekannt. *)

Der größte Theil der beschriebenen Arten ist aus der Umgegend des Peter- und Paulshafen auf Kamtschatka, auf Unalaschka und Sitcha, wohin regelmäßig die russischen Schiffe kommen, vorzugsweise jedoch aus ersterer Gegend, wo die Expedition dreymal und auf längere Zeit verweilte, also den Herren Mertens und Postels auch mehr Gelegenheit zu Untersuchungen geboten war, als bey flüchtigem Aufenthalt auf Unalaschka und Sitcha.

Der Einleitung folgt die Erklärung der Abbildungen. Wir können hier nur bey der ersten Tafel etwas verweilen, die ein Bild giebt, wie die Algen des stillen Oceans gesellig aus dem Grunde der hellen Fluth emporsprossen. Der Anblick einer solchen submarinen Landschaft wird uns hier zum erstenmale geboten, selbst dem Botaniker vom Fache, der ähnliche Vegetationsformen schon wenigstens aus einzelnen Bruchstücken kennt, ein neues und höchst überraschendes Bild, von welchem namentlich die Binnenländer keinen Begriff haben können! Denken wir uns nämlich auch die klaren Buchten unserer Landseen ebenfalls mit Dickichten und Gebüschen von in ihren Tiefen lebenden Gewächsen

*) Außerordentlichen Reichthum an Algen müssen bey näherer Bekanntschaft die chinesischen und japanischen Küsten liefern, wo dieselben einen wichtigen Nahrungszweig des gemeinen Volkes ausmachen.

erfüllt, so sind deren Formen, besonders der Kryptogamen, doch sehr klein und unscheinbar. Haarfeine Konferven und sparrige Armleuchter (Chara) gruppiren sich zu niedrigen Polstern oder kurzen Rasen; auch die Phanerogamen sind mißfarbig und man könnte fast sagen, in ihrer einförmigen Entwickelung unvollendet. Man sieht das Bestreben des vegetativen Lebens, auch diese Wasserwüsten zu bevölkern, aber den Organismen, welche dabey entstehen, ist der Stempel der Anstrengung und gleichsam des Kampfes um ihre Existenz aufgedrückt.

Ganz anders stellt sich die vorliegende Ansicht einer Bucht auf Sitcha in der Nähe des Berges Edgekumbe bey Neu-Archangelsk dar. Hier haben wir die zwar niedrig entwickelte Pflanzenfamilie der Algen alleinherrschend, aber auf dem Gipfel ihrer Vollendung schwelgend gleichsam in allen Formen und Farben der terrestrischen Tropenflora. Freylich ist der Bau dieser Pflanzen höchst einfach, es sind keine Organe mit ausschließlichen Funktionen ausgeschieden. Die Wurzel vereint sich zum Stamm und dieser verästet und verflacht sich wieder in blattartige Lappen, Alles aus organischem Schleim und netz- oder fadenförmigen Zellen zusammengesetzt, welche sich zum Theil zu eben so einfachen verschieden gesellten Keimkörnern entwickeln. Die ganzen Individuen von der Wurzel zum Gipfel sind homogen ohne Ausscheidung von Stamm, Blatt oder Blüthe, aber täuschend ahmen die einzelnen Partien das Ansehen der differenten Organe höherer Pflanzen nach und prunken in ihren Formen nnd Farben, nur viel willkührlicher, regelloser in den Umrissen als bey jenen die strenge Symmetrie es gestattet. Purpurne Iridäen stellen mit ihren kreisrunden Lappen auf dem Grunde des Meeres riesenhafte Blumen dar, dazwischen erheben sich lederartige gelbe und braune in lange Stücke zerschlizte Laminarien und darüber spielen die dünnen Stengel der Macrocystis mit trompetenartigen Anschwellungen an der Basis der gefranzten Laubzweige. Einzeln steht dazwischen das wunderbare neue Seegewächs, von den Verff. zu Ehren des kaiserlichen Thronfolgers Constantinea Rosa marina (sitchensis) genannt, ein ästiger Strauch mit wirtelförmigen zu Rosen an einander gerückten kreisrunden Blattlappen von röthlicher Färbung. Alarien, am Grunde mit vielen kleineren gequirlten Lappen, aus deren Mitte eine oft klafterlange wellig gekrauste Blattfläche wie eine riesenhafte Schwungfeder aufstrebt, wunderbar durchbrochne oder gegitterte Agarum- und Thallasiophyllum-Arten, haarfeine Desmarestien, und zwischen allen diesen durchgeflochtene eigentliche Tange (Fucus) vollenden das Bild einer Vegetation, welche mit der terrestrischen nichts als das Leben gemein hat.

Nicht minder fremdartig sind die animalischen Formen, welche diese submarinen Dickichte beleben. Hier bewegen sich regelmäßig geometrische, fast könnte man sagen krystallinische Thierkörper, Asterien und Echinodermen, zwischen den wie nach einer phantastischen architektonischen Ordnung gebildeten in jeder Farbenpracht prunkenden Quallen, die gleich den Algen glänzende Blumen nachahmen. Träge Sepien und Schalthiere breiten die warzigen Fangarme nach ihrem Raub, gepanzerte Crustaceen schreiten einher und mit der Beweglichkeit des Vogelfluges gleiten in wechselnder Tiefe bunte Fische an Form belebten Träumen ähnlich. Aber vergeblich horcht das Ohr auf eine Aeußerung höheren Lebens, auf eine Stimme. Sie hat seit dem Werderuf nie getönt in der ewig schweigsamen Wasserwelt, über welcher nur der Sturm als ein kräftiger Lebensathem in die Fluthen haucht.

Einer Algenform, welche gleichsam an die ausgestorbenen riesenhaften Pentacriniten der Urwelt erinnert, gedenken die Verfasser ausführlicher, der Nereocystis Lütkeana. Die junge Pflanze steigt aus einer flach verästelten auf Steinen oder Muschelschaalen haftenden (also wie bey allen nur befestigenden kaum ernährenden) Wurzel als ein einfacher fadenförmiger 2 — 3 Fuß langer Stengel auf, welcher sich am Ende plötzlich in eine kugelige völlig geschlossene und mit Wasser gefüllte Blase von der Größe einer Welschnuß erweitert. An der oberen Hälfte dieser Blase sitzen im Kreise die lanzettlichen spitzigen bis zum Grunde zwey- bis vielspaltigen häutig-lederartigen Blattlappen von 1 1/2 — 2′ Länge und weingelber Farbe. Mit dem wachsenden Alter dehnen sich diese Formen auf kolossale Weise aus. Der Stamm erreicht eine Länge von 100, ja nach den Berichten der Einwohner von

manchmal 270 Fuß, nimmt aber an der Basis fast nichts an Dicke zu. Selbst in der Höhe von 60 — 90′ ist er erst 2 — 2 1/2 Linie dick und nur am Ende wird er röhrig und dehnt sich allmählig keulenförmig in die Blase aus, welche dann an der Anheftung der Blätter 4 — 6 Zoll Durchmesser hat. Die Blattlappen nehmen dabey eben so an Zahl als an Größe zu, und es waren noch nicht die größten Individuen, deren Blattbüschel ungefähr 50 Lappen von 27 Fuß Länge zeigten. Die dünnen zähen Stengel werden von den Eingebornen zu Fischernetzen verwendet, wie dieses nach Lightfoot auch mit den 30 — 40′ langen Stengeln von Chondria Filum auf den Shetlands-Inseln geschehen soll. In der Norfolkbay wächst die Nereocystis so häufig, daß sie für Kähne sogar die Kanäle zwischen den kleinen Inseln sperrt, so wie zwischen den Wendekreisen die schwimmenden Tang- (Sargassum) Bänke und an den Küsten des südlichsten Amerika's die Macrocystis-Arten manchmal selbst große Schiffe in ihrem Laufe aufhalten.

Wunderbar kontrastirt auf dem gegebenen Bilde Tab. I. des Werkes diese Flora der Wassertiefen mit der einförmigen Vegetation des Landes, die in Fichten- und Föhrenwaldungen ganz an die europäische erinnert, während zugleich ringsum Berge bis zu 3000′ Fuß Höhe mit kaum noch erloschenen Kratern die Thätigkeit naher vulkanischer Heerde beurkunden. Ein Denkmal ist noch auf dem Bilde dem verewigten Mertens *) gesetzt, welcher dargestellt ist, wie er in Begleitung eines Marine-Soldaten Algen sammelt.

Es liegt außer den Gränzen dieser Anzeige, in eine Kritik der einzelnen Gattungen und Arten von Thalassophyten einzugehen, welche der systematische Theil desselben bietet, eine Aufgabe, welche bey der Unmöglichkeit das Material zu vergleichen eben so schwierig, als bey den gründlichen Kenntnissen der Verfasser unnöthig seyn dürfte. Auch ob unter den angenommenen früher bekannten Gattungen alle nothwendig oder einige überflüßig seyen, lassen wir dahin gestellt und beschränken uns auf die einfache Aufzählung des Gegebenen. Zuerst werden einige Laminarieen aus den südlichsten Breiten Amerikas abgehandelt. Dahin gehört Durvillea utilis, häufig um das Kap Horn und an der Küste von Chili, wo sie den armen Leuten zur Speise dient; Ecklonia buccinalis, das alte Trompetengras, an den Maklov-Inseln, am Kap; Lessonia rufescens und nigrescens, südlichstes Amerika. Macrocystis Humboldtii, angustifolia, planicaulis, pyrifera, latifolia. Mit Nereocystis erscheinen sie als die Riesen der submarinen Vegetation. M. pyrifera erreicht an den Maklov-Inseln eine Stammlänge von 50 — 200 Fuß, die Blätter werden 8 Fuß lang und ihre Blasen am Grunde 6 — 7 Zoll groß. Bey Van Diemensland bedeckt sie große Strecken des Meeres und Péron sah einzelne Individuen von 250 — 300 Fuß Länge und mit 12′ langen Blättern. Laminaria potatorum, bruncinata, himantophylla. Dann folgt die Aufzählung der an den russischen Küsten des stillen Oceans in Asien und Amerika gefundenen Arten.

A. Laminarieae.

1. Lessonia ciliata (T. 38, g.), laminarioides (T. 38, e.). — 2. Macrocystis pyrifera Ag. (T. 6. var. α.), tenuifolia. — 3. Nereocystis Lütkeana (T. 8, 9.). — 4. Laminaria crassifolia (T. 38. d.), triplicata (T. 10.), longicruris Lap., latifolia Ag., saccharina Lam. (T. 9.), digitata Lam. (T. 12.), Bongardiana (T. 13, 14.), bifida (T. 15.), taeniata (T. 38. f.). — 5. Alaria fistulosa (T. 16.), esculenta Grev. (T. 17.), marginata.

B. Agaroideae.

6. Thalassiophyllum (Agari spec. Greville) Clathrus (T. 18, 19.). — 7. Agarum Gmelini Mert. (T. 20, 21.), Turneri (T. 22.), per-

*) Seine Biographie giebt Lütke Voyage autour du monde. Vol. III. p. 337 seq. indem er in einfachen Zügen die unermüdliche seine physischen Kräfte überbietende Thätigkeit, die wissenschaftliche Tiefe und die reine Herzensgüte des leider so frühe Geschiedenen schildert, der durch diese seltenen Eigenschaften während der 4jährigen Reise gleichsam den Concentrationspunkt der Expedition bildete.

tusum Mert. (T. 23). — 8. Costaria Turneri Grev. (T. 24).

C. Fucoideae.

9. Fucus vesiculosus L. (T. 15.), furcatus Ag. — 10, Cystoseira thyrsigera (T. 38. f. i.), spicigera Ag.

D. Sporochnoideae.

11. Desmarestia intermedia Grev. (T. 26.), viridis Lam. — 12. Desmia herbacea Lyngb.

E. Florideae.

13. Rhodomela floccosa Ag. (T. 38. f. c.), Larix Ag. (T. 38. f. h.). — 14. Odonthalia angustifolia Suhr (T. 27.), Gmelini (T. 28.). — 15. Delesseria sinuosa Lam., alata Lam., serrata. — 16. Wormskioldia ruthenica. — 17. Hymenema fimbriata (T. 38. f. a.). — 18. Rhodomenia ciliata Grev., jubata Grev. — 19. Microcladia glandulosa Grev. — 20. Ptilota asplenioides Ag. (T. 29.), plumosa Ag. — 21. Laurencia spectabilis. — 22. Corallopsis Salicornia Grev. — 23. Gelidium corneum Lam. — 24. Gigartina plicata Lam., fastigiata, muricata. — 25. Hypnaea musciformis Lam. — 26. Sphaerococcus crinitus Ag. — 27. Chondrus crispus Ag., mamillosus Stackh.

F. Gastrocarpeae.

28. Constantinea Rosa marina (T. 30.), sitchensis. — 29. Iridaea ornata (T. 31.), lacera, lilacina, Cornucopiae, platyna (Halym. plat. Ag.), phyllocarpa, pustulosa (T. 32.), heterocarpa, Mertensiana (T. 33.), punicea, affinis, pinnata, socialis. — 30. Halymenia palmata Ag. (T. 84.). — 32. Dumontia sobolifera Lam., clava, hydrophora (T. 35. f. C.), firma (T. 35. f. B.), fucicola (V. 35. f. A.), decapitata (T. 35. f. E.), coronata (T. 35. f. D.), furcata.

Genera Gastrocarpeis, Dictyoteis et Ulvoideis intermedia. 32. Chorda Filum Stackh. — 33. Soranthera ulvoidea.

G. Zonarieae.

34. Padina deusta Grev. — 35. Corallina tuberculosa (T. 40. f. 100.), pilulifera (T. 40. f. 101.), arbuscula (T. 40. f. 102.), frondescens (T. 40. f. 103.), cretacea (T. 40. f. 104.).

H. Siphoneae.

36. Codium tomentosum Stackh.

I. Ulvoideae.

37. Porphyra vulgaris Ag., pertusa (T. 36.). — 38. Ulva fusca, latissima L., fenestrata (T. 36.), Linza L. — 39. Enteromorpha fascia, compressa Grev.

K. Ectocarpeae.

40. Chordaria flagelliformis Ag. — 41. Cladostephus verticillatus Ag. — 42. Ectocarpus littoralis Lyngb.

L. Ceramieae.

43. Polysiphonia purpurea, bipinnata. — 44. Ceramium diaphanum (Conf. Lightf.), virgatum Roth.

M. Confervaceae.

45. Conferva Linum Müll., aeruginosa L., fascicularis Ag.

Gerne begleiteten wir nun noch die Verfasser bey ihren schönen Betrachtungen über den primären Bau und die Organe der Algen (S. 7, 8) und verweilten bey den vortrefflichen anatomischen Darstellungen der Gattungen auf Tab. 39 und 40., aber in diesen Blättern müssen wir uns auf den flüchtig bisher gegebenen Auszug beschränken und schließen denselben mit dem Wunsche, daß bald jede Pflanzenfamilie eben so gründliche und scharfsichtige Monographen finden möge, deren Arbeiten mit Recht das Prachtgewand einer wahrhaft kaiserlichen Munificenz schmücken darf.

Zuccarini.

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortſetzung).

E. Bertheau, Die ſieben Gruppen moſaiſcher Geſetze in den drey mittleren Büchern des Pentateuchs. Göttingen 1840. 8.

Dr. B. Welte, Nachmoſaiſches im Pentateuch. Karlsruhe 1841.

Joh. Schultheſſ, Exegetiſch = theologiſche Forſchungen, Bd. 1 — 3. Zürich 1818 — 24. 8.

Joh. Ed. Huther, Commentar über den Brief Pauli an die Coloſſer. Hamburg 1841. 8.

William Sidney Gibson, The certainties of. Geology. London 1840. 8.

Dr. E. W. Hengſtenberg, Die Bücher Moſes und Aegypten nebſt einer Beylage: Manetho und Hykſos. Berlin 1841. 8.

Dr. J. H. Kalthoff, Handbuch der hebräiſchen Alterthümer. Münſter 1840. 8.

Fr. Beck, de parallelismi membrorum in poesi Hebraeorum usu hermeneutico et critico dissertationes. Pars I. Havniae 1840. 8.

Bruno Baur, Hiſtoriſche Kritik in ihrer Conſequenz. Ein Beytrag zur Religionsgeſchichte der erſten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung von Heinrich Böttger. Abth. 1. 2. Braunſchweig 1840 — 41. 8.

W. M. L. de Wette, Lehrbuch der hiſtoriſch = kritiſchen Einleitung in die Bibel des alten und neuen Teſtaments. Th. 1. 2. Berlin 1840. 8.

Wilh. van Ichoven, Gronden van het verzekerd christendom. Gravenhage 1744. 8.

R. Speelman, De onschadelijkheid van de leer der onmagt aangewezen. Dordrecht 1808. 8.

Dr. Otto Krabbe, Die Lehre von der Sünde und vom Tode. Hamburg 1836. 8.

F. A. Klein, Darſtellung des dogmatiſchen Syſtems der proteſtantiſchen Kirche. Jena 1840. 8.

Dr. J. H. Pabſt, Der Menſch und ſeine Geſchichte. Wien 1830. 8.

F. A. Philippi, Der thätige Gehorſam Chriſti. Ein Beytrag zur Rechtfertigungslehre. Berlin 1841. 8.

K. Konradi, Kritik der chriſtlichen Dogmen. Berlin 1841. 8.

Dr. K. R. Hagenbach, Lehrbuch der Dogmengeſchichte. Th. 1. Leipzig 1840. 8.

Ed. Meiners, Bevestiging en verdediging van Oostvrieschlandts gereformeerde hervorminge. Emden 1738. 8.

Dag-Boek mijner goede werken in rekening gebragt bij God tegen den dag der algemeene Vergelding. Amsterd. 1785. 8.

Jo. Swartte, Oude en Recht-zinnige Waarheyd in Stuk der Bedeelinge der Tyden en Vergevinge der Sonden. Rotterd. 1695. 4.

Dion. van der Keessel, De vastgestelde leer en praktyk. Deel 1 — 3. Deventer 1749 — 1850.

Cornelis Brem, De eer en leer der hervormde kerk. Rotterd. 1790. 8.

Didericus van der Kemp, De gronden der goede hope voor Neerlands hervormde kerke verdedigd. Leyden 1770. 8.

De Protestant. Deel 1 — 11. Dordrecht 1819 — 1831. 8.

F. Lamennais, Discussions critiques et pensées diverses sur la religion et la philosophie. Paris 1841. 8.

Ludw. Feuerbach, Das Weſen des Chriſtenthums. Leipzig 1841. 8.

Dr. H. E. G. Paulus, Die proteſtantiſch = evangeliſche unirte Kirche in der bayeriſchen Pfalz. Heidelberg 1840. 8.

Thomas Stephen, The spirit of the church of Rome, its principles and practices as exhibited in history. London 1840. 8.

D. Bernhardi, Laokoon oder Hermes und Perrone. Köln 1840. 8.

Dr. Fr. Baader, Ueber morgenländiſchen und abendländiſchen Katholicismus. Leipzig 1841. 8.

E. Ph. Reidel, Andeutung des Unterſchiedes zwiſchen dem religiöſen und dem philoſophiſchen Standpunct. Heidelberg 1840. 8.

Memorandum über die Entfernung des Profeſſor Dr. Mack von ſeinem katholiſch = theologiſchen Lehramte an der Univerſität Tübingen von der rechtlichen

Seite betrachtet. Ein Beytrag zur Erläuterung des Würtembergiſchen Kirchenrechts. Schaffhauſen 1840. 8.

Kurzweil, Idée de la république de Pologne et son état actuel. Paris 1840. 8.

J. Ellendorf, Der Primat der römiſchen Päpſte. Aus den Quellen dargeſtellt. Bd. I. Darmſtadt 1841. 8.

Ph. Schaf, Die Sünde wider den heiligen Geiſt. Halle 1841. 8.

De Gods dienstvriend. Deel 1 — 7. Amsterd. 1789 — 95. 8.

Ysbrand van Hamelsveld, De ongeveinsde christen. Deel 1 — 8. Amsteld. 1797. 8.

Henr. Ravesteyn, de Nasireer Gods. Deel 1 — 3. Amsterd. 1756. 4.

Hier. van Alphen, Oeconomia catechesis Palatinae. Traj. ad Rhenum 1729. 4.

Herrmann Ferre en Cornel. Brinkman, Verhandeling van den Heidelbergschen Catechismus. Deel 1 — 4. Utrecht 1786. 8.

Dav. Knibbe, De leere der gereformeerde kerk, volgens de ordre van de Heydelbergse Katechismus. Leyden 1713. 4.

Jan Jakob Schultens, Uitvoerige waarschuuwing legen Comrie. Leiden 1755. 4.

Dr. Fr. W. Klöpper, Liturgik oder Theorie der ſtehenden Kultusformen in der evangeliſchen Kirche, nebſt praktiſchen Beylagen. Leipzig 1841. 8.

A. H. Hoffmann von Fallersleben, Geſchichte der deutſchen Kirchenlieder bis auf Luthers Zeit. Breslau 1832. 8.

Jacob Tyken, Schriftuurlyke, god-geleerde-, zeden-, oudheid-, historie. Amsteld. 1769. 4.

Marten Schagen, Historie der christenen die men gemeenlyk Waldensen noent. Haerlem 1765. 8.

J. van den Honert, Over de boheemsche en moravische kerk. Leyden 1739. 4.

Can. Angelo Sgura, Relazione della condotta dell' arcivescovo di Taranto Monsignor Guiseppe Capece-Latro nelle famose vicende del regno di Napoli nell' anno 1799. Napoli 1826. 8.

N. C. Kiſt, Die chriſtliche Kirche auf Erden nach der Lehre der heiligen Schrift und der Geſchichte. Eine gekrönte Preisſchrift. Leipzig 1838. 8.

Descrizione ragionata della sagrosanta patriarcal Basilica e Capella papale di S. Francesco D' Assisi. Roma 1820. fol.

Dissertatio de origine christianae religionis in Russia. Romae 1826. 8.

Dr. F. Ch. Baur, Apollonius von Tyana und Chriſtus oder das Verhältniß des Pythagoreismus zum Chriſtenthum. Tübingen 1832. 8.

Foeke Sjoerds, Kort vertoog van den staat en de geschiedenissen der kerke des nieuwen testaments. Leeuwarden 1759. 4.

Frid. Münter, Primordia ecclesiae Africanae. Hafniae 1839. 4.

Ecclesiastical documents: viz.

I. A brief history of the Bishoprick of Somerset from its foundation to the year 1174.

II. Charters from the library of Dr. Cox Macro. Now first published by the Rev. Joseph Hunter. London 1840. 4.

Jean Cohen, Précis historique sur Pie VII. Paris 1823. 8.

John Brown, A compendious history of the British churches in England, Scotland, Ireland and America etc. Vol. 1. 2. Edinb. 1823. 8.

Ant. Klein, Geſchichte des Chriſtenthums in Oeſterreich und Stevermark ſeit der erſten Einführung desſelben in dieſe Länder bis auf gegenwärtige Zeit. Bd. 1. 2. Wien 1840. 8.

G. Waitz, Ueber das Leben und die Lehre des Ulfila. Bruchſtücke eines ungedruckten Werkes aus dem Ende des vierten Jahrhunderts. Hannover 1840. 4.

A. Deville, Tombeaux de la cathédrale de Rouen. Rouen 1837. 8.

Dr. E. A. Th. Laspeyres, Geſchichte und heutige Verfaſſung der katholiſchen Kirche Preuſſens. Th. 1, Halle 1840. 8.

Dr. Fr. Joſ. Buß, Ueber den Einfluß des Chriſtenthums auf Recht und Staat von der Stiftung der Kirche bis zur Gegenwart. Freyburg 1841. 8.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. December.

Nro. 250. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 20. November 1841.

2. Herr Conservator Lamont legte der Klasse magnetische Instrumente von neuer Construction vor und gab darüber folgende Erklärung.

Die Bemühungen der Physiker in neuerer Zeit haben vorzüglich dahin gezielt, eine große Genauigkeit der Ablesung bey den zur Untersuchung des Erdmagnetismus gehörenden Instrumenten zu erhalten. Man ist im Stande bis auf Secunden, und Zehntel-Secunden die Richtung eines Magnetstabs abzulesen: dabey bleibt aber noch immer nachzuweisen übrig, ob ein Magnetstab unter gewöhnlichen Umständen aufgehängt sich jedesmal genau in die Richtung der erdmagnetischen Kraft stelle, und ob nicht Umstände, sey es in den Instrumenten selbst, sey es in der nächsten Umgebung, vorhanden sind, welche auf die Richtung Einfluß haben, und die, um richtige Angaben zu erhalten, nothwendig berücksichtiget werden müssen.

Man wird hierüber zu einer Entscheidung dadurch gelangen, daß man Magnete von verschiedener Größe unter verschiedenen Umständen aufhängt, und gleichzeitig sie beobachtet. Ich hatte bey Erbauung des hiesigen magnetischen Observatoriums auf diese Untersuchung besondere Rücksicht genommen, weil bey der Verschiedenheit der Instrumente und Einrichtungen in den englischen und russischen, dann in den übrigen Continental-Observatorien es mir von größter Wichtigkeit schien, die Vergleichbarkeit der Ergebnisse streng zu prüfen, ehe man theoretische Folgerungen ableitet.

Den ersten Versuch dieser Art machte ich gegen Ende des verflossenen Jahres. Ein 4-pfündiger Stab wurde im Beobachtungs-Saal der Sternwarte aufgestellt und mit dem 25-pfündigen Stab des magnetischen Observatoriums verglichen. Der Erfolg zeigte, daß die beyden Instrumente keinen vollkommen übereinstimmenden Gang hatten. Dieses Ergebniß, wenn es gleich auf die Ursache der Differenzen nicht geführt hatte, war wenigstens hinreichend, um die Nothwendigkeit einer weitern Untersuchung darzulegen.

Die Unbequemlichkeit großer Instrumente und die bedeutende Mühe, welche mit ihrer Aufstellung und Regulirung verbunden ist, bewogen mich im Verlaufe des verflossenen Winters mit kleinen Magneten Versuche anzustellen, wodurch ich deren Brauchbarkeit für genaue Beobachtungen erkannte. Erst zu Anfang des Monat May fieng eine Reihe von stündlichen Vergleichungen an. Ich hatte einen kleinen Magnet (aus einer Uhrfeder gemacht) von etwa 2 1/2 Zoll Länge, auf dessen Mitte ein Spiegel von 8 Linien Quadrat befestiget war, an einem einfachen Coconfaden aufgehängt und unter einer Glasglocke von 3 Zoll Durchmesser und 12 Zoll Höhe luftdicht eingeschlossen. Aus der Glasglocke war ein Stück herausgeschliffen und ein Planglas vor dem Spiegel eingekittet, durch welches man das Bild der Scala im Spiegel sehen konnte.

Anfangs war unter dem Magnet eine Kupferplatte angebracht, die ich aber später entfernte, nachdem ich durch Versuche erkannt hatte, daß Kupfer, wenn es nicht vollkommen eisenfrey ist (und solches ist bisher überall noch zur Beruhigung der

Oscillationen der Magnete gebraucht worden), die Beobachtungen aus einem bisher nicht berücksichtigten Grunde fehlerhaft machen könne.

Das eben erwähnte Instrument bewegte sich, nachdem das Kupfer entfernt war, ohne Schwingungen und eben so ruhig wie vorher. Man hatte es früher schwierig gefunden, kleine Magnete hinreichend vor den Oscillationen der Luft zu schützen, und dieser Umstand gab, wie es scheint, zum Theile Veranlassung zur Einführung großer Magnetstäbe, obwohl deren Gebrauch sonst mit vielen Unbequemlichkeiten verbunden ist.

Durch die obige Einrichtung wurde dieses Hinderniß beseitiget, und ein Declinations-Instrument hergestellt, welches sehr leicht aufzustellen war, keine Torsionsbestimmung nöthig hatte, zugleich in Beziehung auf den ruhigen Gang selbst vor den großen Stäben, auch wenn sie aufs Sorgfältigste mit Kupfer umgeben sind, den Vorzug verdiente.

Ein nachtheiliger Umstand war noch vorhanden. Man darf auf einen so kleinen Magnet keinen großen Spiegel befestigen, weil sonst das Trägheitsmoment zu sehr vermehrt und der Gang nothwendiger Weise minder sicher gemacht wird. Ohne großen Spiegel und ein Fernrohr von entsprechender Oeffnung kann man aber keine Scala (sey es eine Papier- oder versilberte Metallscala) mit feiner Eintheilung anwenden.

Um diesen Uebelstand zu heben, verfertigte ich Scalen von Glas, bey denen die Beleuchtung so eingerichtet ist, daß bey Tage das Tageslicht, bey der Nacht das Licht einer kleinen Wachskerze (im letzten Falle werden die Strahlen durch eine Linse oder einen Hohlspiegel parallel gemacht) durchfällt. Auf solche Weise erhält man die Theilstriche weit heller erleuchtet als es je der Fall ist, wenn die Scala das Licht reflectirt, und kann folglich auch bey einem kleinen Fernrohr eine weit stärkere Vergrößerung anwenden. Um die Grenze anzudeuten, welche noch leicht erreichbar ist, bemerke ich, daß ich mit einem Fernrohr von 7 Linien Oeffnung eine Glasscala angewendet habe, wo der Werth eines Theilstriches nur 10″ betrug und die Zehntel der Theilstriche noch gut geschätzt werden konnten. Hiernach können kleine Magnete auch da wo die größte Schärfe gefordert wird, angewendet werden.

Als ich anfieng kleine Magnete zu beobachten, war mir vor allem der Gang der magnetischen Aenderungen auffallend. Selten kommt eine regelmäßige Zu- oder Abnahme des Standes bey der Intensität oder Declination vor: Zunahme, Abnahme, Stillstand folgen in Intervallen von wenigen Secunden auf einander. Es schien zuvörderst nothwendig nachzuweisen, daß diese schnellen Aenderungen nicht von einer andern Ursache, etwa von Luftoscillationen herrührten: deßhalb wurden gleichzeitige Beobachtungen an 2 gleich construirten Instrumenten in Intervallen von 30″ vorgenommen. Hier folgen einige von den ersten Vergleichungen, wobey Apparat I. im magnetischen Observatorium und Apparat II. im Wohnzimmer aufgestellt waren. Der Werth eines Scala-Theiles ist 30″

		App. I.	App. I — II.
May 12.	7h 44′0″	7,4	+ 0,05
	30	7,3	+ 0,05
	45,0	6,9	— 0,05
	30	6,5	0,00
	46,0	6,3	— 0,05

		App. I.	App. I. — II.
May 15.	7h 10′0″	5,8	— 0,1
	30	5,7	— 0,1
	11,0	5,4	0,0
	30	5,5	0,0
	12,0	5,6	+ 0,1

Die folgende spätere Vergleichung ist aus einer Reihe hieher gehöriger Versuche, die am 26. Juny und den folgenden Tagen gemacht wurden, entnommen. Die Intervalle waren 15″; der Werth eines Theilstriches 30″ Bogen.

		App. I.	App. — II.
Juny 26.	9h 4′ 0″	32,7	0,0
	15	32,75	— 0,05
	30	32,75	+ 0,05
	45	32,4	0,0
	5 0	32,5	+ 0,05
	15	32,8	0,0
	30	32,7	0,0
	45	32,4	+ 0,1
	6 0	32,3	+ 0,1
	15	32,0	— 0,05

Aus dem vollkommen übereinstimmenden Gang der Instrumente geht hervor, daß sie die Aenderungen der magnetischen Kraft richtig angeben.

Zugleich ersieht man, daß ein Stab von bedeutendem Trägheitsmoment untauglich sey, eine genaue Darstellung der Aenderungen des Erdmagnetismus zu geben. Bey einem solchen Stab ist im Allgemeinen jeder Stand das Resultat mehrerer Aenderungen. Nur Mittelwerthe kann ein großer Stab richtig angeben: auch sind die Resultate, die man mit größeren und kleineren Stäben erhält, nur in so ferne man Mittelwerthe berücksichtigt, nicht aber, wenn es sich um einzelne Beobachtungen handelt, streng vergleichbar.

Wenn die vollkommene Uebereinstimmung kleiner Magnete unter Glasglocken luftdicht eingeschlossen, bey den anfangs nur auf kurze Zeiträume sich erstreckenden Versuchen die Hoffnung gewährten, daß man durch solche zu vollkommen vergleichbaren Resultaten gelangen würde, so war das Ergebniß der später auf längere Zeit fortgesetzten Vergleichungen um so mehr unerwartet. Es zeigten sich nämlich während der Dauer eines Tages periodisch zu- und abnehmende Differenzen zwischen den verschiedenen Instrumenten, wie folgende mit 3 Apparaten gleichzeitig angestellte Beobachtungen zeigen.

Zeit:		App. I.	App. II–I.	App. III–I.
May 17.	2^hAb.	155,1	+ 1,55	+ 1,30
	3 .	157,8	+ 0,8	+ 0,4
	4 .	163,3	+ 2,3	+ 1,35
	5 .	167,75	+ 1,3	+ 1,45
	6 .	171,8	+ 3,85	+ 2,3
	8 .	186,4	+ 4,4	+ 2,6
	10 .	173,75	+ 5,5	+ 3,25
	11. .	172,02	+ 5,27	+ 2,91
	12. .	171,32	+ 5,42	+ 3,22
	2. .	176,42	+ 5,72	+ 3,37
	4. .	180,02	+ 5,95	+ 3,42
	6. .	182,8	+ 5,2	+ 3,30
	7. .	181,07	+ 4,52	+ 2,77
	8. .	179,42	+ 4,27	+ 2,42
	9. .	173,75	+ 4,20	+ 2,65
	10. .	167,5	+ 3,75	+ 2,2
	11. .	161,65	+ 3,45	+ 1,75
	12. .	156,95	+ 2,8	+ 1,35
	1. .	160,2	+ 2,1	+ 1,1
	2. .	162,1	+ 1,5	+ 0,5

Es wird sogleich auffallen, daß der Gang der Differenzen mit dem Gang der Temperatur zusammentrifft: ich suchte deßhalb auch in der Temperatur den Grund. Nach mehrfachen Versuchen gelangte ich zu folgendem Resultate: „In jedem geschlossenen Raume bringt ein Steigen oder Fallen der Temperatur — auch wenn die Aenderung sehr langsam und gering ist — eine regelmäßige circulirende Bewegung der eingeschlossenen Luft hervor. Wenn in einem solchem Raume ein frey hängender Magnet sich befindet, so wird er von dem Strome mehr oder weniger je nach Verhältniß seiner Stärke andauernd von der wahren Richtung entfernt gehalten.“ Man kann dieses Resultat verificiren, indem man der Glasglocke einen kältern oder wärmeren Körper nähert oder ein paar Tropfen Wasser oder Weingeist auf die Glasglocke spritzt. Durch das letztere Mittel läßt sich ein Luftstrom hervorbringen, welcher Anfangs den Magnet ungefähr 10′ von seiner wahren Richtung ablenkt und dessen Stärke so langsam nachläßt, daß noch nach einer Stunde eine merkliche Einwirkung wahrgenommen werden kann.

Es ist nöthig zu bemerken, daß nur langsame Temperatur-Aenderungen diesen Erfolg hervorbringen: schneller Temperaturwechsel hat bloß unregelmäßige Oscillationen zur Folge.

Nachdem ich mich durch gehörige Modificirung in einer Weise, deren nähere Entwicklung hier überflüßig seyn würde, überzeugt hatte, daß die Ablenkung der Magnete durch einen Luftstrom, und nur durch einen Luftstrom, hervorgebracht wurde, war die Anwendung auf die im magnetischen Observatorium gemachten Beobachtungen ganz einfach. Die beobachteten Differenzen der einzelnen Instrumente mußten nämlich ihren Grund in einem Luftstrome haben, der in Folge der täglichen Aenderung der Temperatur unter den Glasglocken entstand. Der Grund, einmal erkannt, konnte leicht gehoben werden: ich hatte in den Glasglocken nur eine Vorrichtung anzubringen, wodurch der Magnet und der Spiegel vor der Einwirkung des Luftstromes geschützt wurden: den Erfolg kann man aus folgenden Beobachtungen, bey denen 2 der oben gebrauchten Instrumente wiederum angewendet wurden, entnehmen.

		App. I.	I–II.
Jun. 4.	Ab. 4^h	26,1	0,00
	5.	33,1	+ 0,05
	6.	34,4	+ 0,20
	8.	33,4	+ 0,22
	10.	34,0	— 0,13
Jun. 5.	0.	44,8	— 0,03
	2.	34,0	— 0,20
	4.	35,2	— 0,33
	6.	42,1	+ 0,05
	7.	43,3	+ 0,27
	8.	40,0	+ 0,65

Man sieht wie weit die Differenzen durch eine, wenn gleich noch nicht genügende Beschützung der Magnete, vermindert wurden.

Mehrere Wochen hindurch sind ähnliche Vergleichungen mit sorgfältiger construirten Instrumenten gemacht worden, wovon hier ein Beyspiel folgt.

		App. I.	I–II.
Sept. 6. Morg.	10^h	34,2	0,0
	11.	30,0	+ 0,1
	12.	24,9	+ 0,2
	1.	23,1	0,0
	2.	22,6	— 0,1
	3.	25,5	0,0
	4.	28,7	— 0,3
	5.	30,4	0,0
	6.	32,0	— 0,1
	8.	33,8	+ 0,3
	10.	36,3	— 0,1
Sept. 7.	0.	37,3	— 0,1
	2.	37,2	0,0
	4.	37,3	— 0,2
	6.	36,3	+ 0,2
	7.	39,0	+ 0,3
	8.	40,2	0,0
	9.	38,0	— 0,5
	10.	32,0	— 0,4

Die Wärmeperiode ist hier gänzlich verschwunden, und die übrigbleibenden Differenzen können zum Theile als Ablesungsfehler (die Ablesungen waren nicht streng gleichzeitig) angesehen, zum Theile dem Umstande, daß der Magnet in der Luft — in einem relativ ziemlich dichten, die Bewegung erschwerenden Mittel — sich befindet, zum Theile Localeinflüssen zugeschrieben werden, an deren Vorhandenseyn ich nicht im Mindesten zweifle.

Es würde nicht ohne Interesse gewesen seyn, größere Magnetstäbe, in den gewöhnlichen Kästen eingeschlossen, zu vergleichen um bey diesen den Einfluß der Luftströmung zu bestimmen. Einzelne Vergleichungen des früher gebrauchten 25pfündigen Stabes mit dem obigen Apparat I. sind gemacht worden, wobey Differenzen von mehr als einer Minute vorkommen. Folgende Vergleichungen desselben Stabes, nachdem seine Vertical-Flächen vor dem Einfluße einer Luftströmung geschützt waren, wurden am 18. July vorgenommen.

		App. I.	Abweichung des 25 Pfd. Stabes.
July 18.	12^h	19,90	— 13″
	1	17,95	— 16
	2	19,70	— 23
		20,0	— 17
	3	20,52	— 10
	4	20,72	+ 16
		22,80	+ 27
		23,20	+ 35
		24,53	+ 35
		24,9	+ 22
	5	24,95	+ 55
		24,7	+ 47
		31,1	+ 25
		31,55	+ 35
		28,75	+ 17
	7	30,2	+ 10
July 19.	2	48,8	+ 16
	5	39,3	— 12
		40,55	— 31
	6	30,85	+ 16
		23,35	— 8
	7	25,42	— 48
		24,1	— 38
		21,8	— 29
	8	24,15	— 42
		34,57	— 27
	9	35,3	— 13
		36,25	— 14
	10	28,3	— 14

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. December.

Nro. 251. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 20. November 1841.

2. Herr Conservator Lamont legte der Klasse magnetische Instrumente von neuer Construction vor &c.

(Fortsetzung.)

Hier tritt noch der Einfluß der durch die Temperaturänderung hervorgebrachten Luftströmung deutlich hervor. Wäre übrigens der Stab in einem geräumigern Kasten aufgehängt gewesen, so würden die Abweichungen viel größer ausgefallen seyn, als sie oben bey den kleinen Magneten sich gezeigt haben: denn, da bey den größern Magneten das Verhältniß des magnetischen Momentes zu der Masse viel kleiner ist, als bey kleinen Magneten, so wird bey sonst gleichen Umständen ein Luftstrom im ersteren Falle größere Wirkung hervorbringen.

Ich bemerke hier, daß es nicht hinreichend ist, die vertikalen Flächen eines Magnetes zu schützen: ein Luftstrom, der auch nur die horizontalen Flächen (die obere und untere Seite) berührt, bringt eine Abweichung hervor. Ich habe eine eigene Reihe von Versuchen hierüber angestellt.

Die hier beschriebenen Versuche und Beobachtungen führen auf folgende Grundsätze rücksichtlich der Construction magnetischer Instrumente:

1) es ist nöthig die Magnete von allen Seiten möglichst eng einzuschließen, um die Einwirkung der sonst durch Temperatur-Aenderungen entstehenden Strömung zu verhindern.

2) Es ist in jeder Beziehung vortheilhaft, und, wenn man die einzelnen Beobachtungen (nicht bloß die Mittelwerthe) vergleichen will, unbedingt nothwendig, Magnete von geringem Trägheits-Moment zu gebrauchen. Große Magnetstäbe können wohl die Mittelwerthe, nicht aber die einzelnen Veränderungen richtig angeben.

Nach diesen Grundsätzen und mit Berücksichtigung anderer Erfordernisse, welche längere Erfahrung kennen gelehrt hat, habe ich ein neues System magnetischer Instrumente hergestellt, welche ich heute der mathematisch-physikalischen Klasse vorzulegen mir die Ehre gebe.

Die Instrumente sind:

1) ein Differenzial-App. für Declination;
2) ein Differenzial-Apparat für Horizontal-Intensität;
3) ein absoluter Declinations-Apparat;
4) ein absoluter Horizontal-Intensitäts-Apparat.

Sämmtliche Apparate sind tragbar: sie können sowohl in einem Zimmer als auch im Freyen aufgestellt werden. Ein nicht unbedeutender Vorzug ist es, daß die Instrumente nicht aus Theilen bestehen, die der Beobachter beym Gebrauche erst zusammensetzen und reguliren müßte. Bey jedem Apparat wird der Magnet durch eine Klemmschraube gesperrt: ist der Apparat senkrecht festgemacht, und die Klemmschraube gelöst, so ist das Instrument in Gang.

Indem ich diese neuen Hülfsmittel zur Erforschung der magnetischen Kraft vorlege, scheint es

geeignet, einige Worte noch über die Leistung derselben hinzuzufügen. Zwar kann man die Leistung erst dann völlig beurtheilen, wenn die Theorie, welche um so mehr den Gegenstand einer eigenen Schrift bilden muß, als die gewöhnlichen Sätze, insbesondere auf die Intensitäts-Instrumente, nicht unmittelbar Anwendung finden, unterdessen mag ein Auszug aus dem magnetischen Journal vorläufig wenigstens zeigen, in wie weit übereinstimmende Resultate gewonnen werden können.

Bey der folgenden Tabelle giebt die erste Columne die Zeit an, die zweyte die Ablesung des Kreises, die dritte die Entfernung des Nullpunctes des Kreises vom wahren Nordpuncte, die vierte die Declination, welche dem Scalatheil 40 entspricht, berechnet unter der Voraussetzung, daß der Collimationsfehler des Apparats I. 18′ 27″,6 und der Collimationsfehler des Apparats II, 2′ 53″,4 betrug. Ein Scalatheil des Differential-Instruments ist 30″.

Beobachtungen der absoluten Declination im magnetischen Observatorium.

	Zeit.	Diff. Instr.	Kreis.	2 vom Kreis	Declin. für Scala-Theil 40	Apparat
1841 Sept. 7.	8h	34,9	1° 43,08	14°47′,92	16°52′ 13″	I
		35,05	43,38		14	„
	9	37,3	2 21,23		2	„
	10	42,6	2 23,93		5	„
		43,3	1 47,28		1	„
		45,7	1 48,57		6	„
	11	47,4	2 26,33		5	„
	12	50,9	2 28,21		13	„
		51,6	2 28,63		17	„
		53,8	1 52,82		18	„
	1	52,1	1 51,95		17	„
		51,4	2 28,65		24	„
	2	49,35	2 27,65		26	„
		48,55	1 50,27		23	„
	3	47,4	1 50,52	14. 47,04	19	„
		47,0	1 50,20		12	„
	5	43,0	2 9,80		27	II
		41,7	2 3,37		27	„
		41,2	2 3,08		25	„
		40,4	2 8,33		17	„
		39,0	1 46,05		3	I
		38,7	1 45,82		16. 51. 58	„
		37,7	2 22,37		16. 52. 6	„
		38,0	2 22,48		4	„
Sept. 8.	5h	35,1	2 21,32		21	„
		33,65	2 20,33		5	„
	6	33,70	1 43,70		21	„
		33,7	1 43,73		23	„
	8	34,4	2 4,30	14. 48,00	13	II
		34,2	1 58,27		4	„

Aehnliche Beobachtungen mit dem 25 pfündigen Stabe am 13. July gaben folgende viel weniger übereinstimmende Resultate. Die dem Theilstrich 35 des südlichen Declinations-Instruments entsprechende Declination fand sich durch wiederholte Messungen so:

16° 55′. 1″
54 . 32
53 . 54
54 . 32

Jedesmal wurde vor und nach der Beobachtung die Torsion untersucht.

Folgende Intensitäts-Bestimmungen wurden am 11 — 13. November gemacht:

		Diff. Instr.	Doppelte Schwingungsdauer.	Ablenkungs-Winkel.	Temperatur.	Absolute Intensität auf 57 vom Diff. Instr. reducirt.
Nov. 11.	7h	41,5	8″,6571			
		41,3		37. 1. 41	+ 2°,6	1,9345
	1h	38,5	8,6651			
		38,4		37. 1. 10	+ 5, 1	1,9331
Nov. 12.	8h	40,1	8,6612			
		39,7	8,6628			
		38,7		37. 0. 28	+ 4, 5	1,9342
	1h	36,1		37. 0. 5	+ 6, 6	
		37,5	8,6735			1,9322
Nov. 13.	7	47,6	8,6708			
		48,4		36. 57. 29	5, 3	1,9322
	11	50,3				
		50,4	8,6707	36. 57. 7	5, 6	1,9321
	1h	48,3				
		47,2	8,6707	36. 58. 22	5, 6	1,9319

Daß die ersten Bestimmungen der Horizontal-Intensität etwas größer sind, als die folgenden, kommt von einer Aenderung des Differential-Apparates her. Uebrigens scheinen mir diese Angaben verbunden mit den vorausgehenden Vergleichungs-Reihen hinreichenden Beweis zu liefern, daß die neuen Instrumente geeignet sind, einen früher nicht errichten Grad von Genauigkeit zu gewähren.

II.

Ueber das Verhalten des Nadelmagnetismus bey Temperaturänderungen.

Eines der größten Hindernisse für genaue magnetische Beobachtungen sind die Aenderungen der Temperatur. Die Einrichtung zu treffen, daß man die täglichen Beobachtungen in einem Locale von stets gleicher Temperatur (in einem unterirdischen Raume) vornehme, wäre an den meisten Orten mit Schwierigkeiten verbunden, deren Beseitigung kaum zu hoffen ist. Anderseits bietet nach den von Herrn Weber in Göttingen angestellten Versuchen die Berechnung des Einflußes der Temperatur, oder die Reduction auf eine Normaltemperatur, zweyerley Hindernisse dar, indem nämlich

1) der Einfluß der Wärme mit der Aenderung der magnetischen Kraft nicht genau proportional ist,
2) die Wärme auf denselben Stab verschiedenen Einfluß hat, je nachdem er mehr oder weniger stark magnetisirt ist.

Beyde Umstände bewirken, daß die Resultate, die man durch Reduction erhält, unsicher werden.

Da unterdessen diese Ergebnisse mit den Ver-

ſuchen von Kupffer in Widerſpruch ſtehen, ſo ſchien es nicht unnöthig neue Experimente anzuſtellen. Dabey wurde folgende Einrichtung gebraucht. Einer kleinen auf einem Coconfaden hängenden Nadel wurde der zu unterſuchende Magnet genähert, bis die Ablenkung ungefähr 45° betrug, und in einer Weiſe feſt gemacht, daß man darunter Gefäße mit kaltem und warmem Waſſer hineinbringen konnte, in die der Magnet eintauchte. Der Ablenkungswinkel und ſeine Aenderungen wurden auf einem Kreiſe von $2\frac{1}{2}'$ Durchmeſſer (von 4″ zu 4″ durch Verniers getheilt) abgeleſen.

Die Ergebniſſe ſind wie folgt:

1) Wenn man einen Stab magnetiſirt, und ihn auch in unveränderter Temperatur erhält, ſo nimmt die magnetiſche Kraft zuerſt ſchneller, dann immer langſamer ab, bis auf einen gewiſſen Grad: alsdann wird ſie conſtant.

2) Wenn man einen Magnet plötzlich in warmes Waſſer bringt, ſo tritt eine Intenſitäts-Veränderung durch die Wärme, und zugleich ein Kraftverluſt ein. Der erſtere Effekt iſt faſt plötzlich, der letztere geht viel langſamer vor ſich und dauert 8 bis 10 Minuten. Bringt man dann den Magnet plötzlich in kaltes Waſſer, ſo erfolgt eine Intenſitäts-Zunahme durch die Kälte und zugleich wiederum ein Kraftverluſt: in Folge des erſtern Umſtandes nimmt der Ablenkungswinkel faſt plötzlich um eine der Temperatur-Aenderung entſprechende Größe zu, dann in Folge des letztern Umſtandes nach und nach wieder etwa 8 — 10 Minuten hindurch ab.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Schluß.)

P. Sforza Pallavicino, Della vita di Alessandro VII. libri cinque. Vol. I. Fasc. 3. 4. Prato 1840. 8.

J. S. Magnin, De voormalige Kloosters in Drenthe. Groningen 1835.

Jos. Perez, Historia del real monasterio de Sahagun; corregida y aumentada por Fr. Romualdo Escalona. Madrid 1782. fol.

Chr. A. Peſchek, Geſchichte der Cöleſtiner des Oybins urkundlich erforſcht. Zittau 1840. 8.

Saint-Beuve, Port-Royal. P. I. Paris 1840.

Christendom en Hervorming vergeleken met den Protestantschen Kerkstaat, byzonder in de Nederlanden. Groningen 1816. 8.

Sim. Fred. Rues, Tegenwoordige staet der Doopsgezinden of Mennoniten in de vereenigde Nederlanden. Amsterdam 1745. 8.

Will. Steven, The history of the Scottish church, Rotterdam. Edinb. 1832. 8.

Joh. Voigt, Briefwechſel der berühmteſten Gelehrten des Zeitalters der Reformation mit Herzog Albrecht von Preuſſen. Königsberg 1841. 8.

G. V. Lechler, Geſchichte des engliſchen Deismus. Stuttgart 1841. 8.

Blaupot ten Cate, Geschiedenis der Doopsgezinden in Friesland. Met bijlagen en eene Kaart van de provincie Friesland. Leeuwarden 1839. 8.

Dr. K. G. Bretſchneider, Die Unzuläſſigkeit des Symbolzwanges in der evangeliſchen Kirche. Leipzig 1841. 8.

W. Thilo, Spener als Katechet. Berlin 1840. 8.

Dr. J. C. L. Gieſeler, Die Unruhen in der Niederländiſch-Reformirten Kirche während der Jahre 1833 — 39. Hamburg 1840. 8.

Jos. S. Asseman, Bibliotheca Juris orientalis canonici et civilis. Vol. 1 — 5. Romae 1762 — 76. 4.

And. Advocat. Barbèri, Magnum bullarium Romanum. Fasc. 51 — 54. Romae 1840. f.

Ferd. Walter, Manuel du droit ecclésiastique de toutes les confessions chrétiennes. Traduit de l'allemand avec la coopération de l'auteur par A. de Roquemont. Paris 1840. 8.

Dr. A. L. Richter, Lehrbuch des katholiſchen und evangeliſchen Kirchenrechts mit beſonderer Rückſicht auf deutſche Zuſtände. Th. 1. Leipzig 1841. 8.

Tancredi summa de matrimonio. Ed. Aug. Wunderlich. Gottingae 1841. 8.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. December.

Nro. 252. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

1. Hr. Legationsrath von Koch-Sternfeld trug die Fortsetzung seiner historischen Erinnerungen auf einer Reise nach Oesterreich vor, welche nächstens in diesen Blättern mitgetheilt werden soll.

2. In der Sitzung der historischen Classe am 20ten Nov. d. J. las Hr. Ministerialrath v. Fink nachstehende Bemerkungen über die ehemaligen Eigenbehörigen auf den Gütern im Nordgau und über die Zeit- und Erbpächter des Grundeigenthums in jenem Landbezirke.

Neben den freyen Landeigenthümern im ehemaligen Nordgau, auf welche eine große Zahl von Urkunden hindeutet, und wohin auch die freyen Bauern gehörten,*) befanden sich in früheren Zeiten auf größeren Gutsbesitzungen eigenbehörige Dienstleute, männlichen und weiblichen Geschlechtes.

Die bedeutendsten Besitzungen dieser Art waren ein Eigenthum der deutschen Krone,**) wahrscheinlich in Folge ehemaliger Eroberungen auf Kosten der im Nordgau seßhaften wendischen Stämme, *) woher die Besiegten der Eigenbehörigkeit heimgefallen seyn mochten.

Die Kaiserlichen Kammergüter in diesem Bezirke wurden theils an die Hochstifte, darunter vorzüglich an Bamberg, theils an die kaiserlichen Hofdiener und Begünstigten **) verschenkt, welche diese Besitzungen, da die Bewirthschaftung größerer Gutskörper mit Eigenbehörigen in der Folge dem Interesse der Gutsherrschaften nicht mehr zusagen mochte, entweder durch Lehenverleihungen zersplitterten, woher eine Menge von Bauernlehen in der Oberpfalz ihren Ursprung nahm ***), oder großentheils in einzelnen Hofgütern verpachteten, welche Pachtgü-

*) Ueber die freyen Bauern zu Tauchersdorf und Schmiedgaden (im Landgerichte Nabburg) sehe man den Vers. ein Gesch. des Viced. A. Nabburg S. 66 und 89 Not, 49. — Im Jahre 1407 vermannten die freyen Bauern zu Buchfeld (im L. G. Neumarkt), welche ehevor nicht beherret waren, sich und ihre Erben dem Pfalzgrafen Otto II. des Friedes, Schutzes und Schirmes wegen. (Nach archivalischen Notizen.)

**) Hieher sind zu beziehen die Urk. v. 961. 980 ff. 1000. 1002. 1004. 1007. 1008. 1010. 1015, 1040. 1054. 1079. u. 1091 in Mon. Boic. XXVIII. p. 188. 233 seq. 283. 302, 317. 355. 357. 359. 361. 395. 397. 399. 420. 455. XXIX. p. 71. 115. 2[illegible]7 u. 214. ferner die Urk. in M. B. XXIV. v. 1043 u. 1110. p. 513 u. 9.

*) Ueber das ehemalige Daseyn der Wenden in der Oberpfalz geben viele Ortsnamen unzweifelhaften Aufschluß, worüber sich in David Popps Abhandlung über einige alte Grabhügel bey Amberg (1821. 4.) Anhang IV. weitläufiger verbreitet worden. Dagegen wird von freyen oder landbauenden Wenden bey Roting und Stephaning in den Urkunden von 896 u. 991 Erwähnung gemacht. (Ried in Cod. Chronol. p. 76 u. 112.)

**) z. B. 1040. 1043. 1054. 1079. 1116. M. B. cit.

***) Die Bauernlehen in der Oberpfalz dürften über 10000 Lehenstücke betragen haben, welche von unterschiedlichen, theils reichsunmittelbaren, theils mittelbaren Lehenherrschaften verliehen worden sind, neben welchen auch noch die Ritterlehen bestanden haben.

ter durch Verkauf oder durch Vergabung besonders für fromme Stiftungen mehr und mehr ihre Eigenthümer wechselten, deren Nutzen es erforderte, die Pachtzeit möglichst zu verlängern, um eine dauernde Grundrente zu erzielen.

Diese allgemeinen Bemerkungen über die Benützung des Grundeigenthums lassen sich durch zahlreiche Thatsachen großentheils auch aus den Mon. Boic. XXIV, XXV, XXVI und XXVII unterstützen.

Beyspielsweise möge hier das Dorf Schwarzenfeld — im Landgerichte Nabburg — in Betrachtung gezogen werden.

Kaiser Heinrich II. übergab die Domäne Suarzinvelt i. J. 1015 mit ihren weitläufigen Zugehörungen, insbesondere mit den Hörigen beyderley Geschlechts dem Hochstifte Bamberg. *)

Dieser Gutskörper wurde auf mannigfaltige Art zertrümmert.

Zuvörderst erscheinen daselbst ritterbürtige Familien, genannt von Zwarzenvelt oder Swarzenvelt, wovon Frimfried ein Reichs-Ministerial gewesen zu seyn scheint. **)

Dieser Familie von Swarzenvelt, welche bis zum Jahre 1230 in den bekannt gewordenen Urkunden vorkömmt, ***) folgten die Familien der Taufinger, ****) sodann der Plankenfelser. †)

Die Plankenfelser waren mit der Feste zu Schwarzenfeld und ihren Zugehörungen von den Landgrafen zu Leuchtenberg belehnt worden *), übrigens pfälzische Landsassen im Churamte Nabburg.

Ein anderes Schlößlein, das Plankenfelser Schlößlein genannt, und ein Hammer zu Schwarzenfeld waren churpfälzisches Lehen.

In dem Salbuche des Herzoges Ludwig des Strengen werden unter den Bestandtheilen des Amtes Nabburg die Güter der Frau von Rüden (Domina de Ryden) **) und unter diesen die Neugereute (novalia) bey Schwarzenfeld bemerkt.

Belangend die Hintersassen in diesem Orte hatten einst das Kloster Reichenbach und die Kirche in Schwarzenfeld um das Jahr 1122 daselbst eigenhörige Leute, worüber in Ansehung der Kinder aus der Ehe der beyderseitigen Eigenbehörigen ein Vertrag zu Stande kam. ***)

Noch um das Jahr 1230 übergab Chunrad in Swarzenveld eine Wiese daselbst mit seinen Eigenleuten Friedrich, Ulrich, Heinrich, Chöppel und deren Schwestern Heidwig und Friederaun dem Kloster Reichenbach. ****)

An die Stelle der Eigenbehörigkeit trat der Pachtvertrag.

Im Jahre 1364 wurde von dem Abte zu Reichenbach an Chunrad den Chiehel von Suarzenvelt und Alheit dessen Hausfrau eine Wiese daselbst auf ihre beyden Leiber gegen einen jährlichen Zins von 24 Regensburger Pfenningen verliehen. Der Revers darüber wurde unter dem Siegel Friedrichs des Zengers zu Nabburg ausgestellt. †)

*) Mon. Boic. XXVIII. p. 455 und Oesterreichers Abhandlung in den geöffneten Archiven III. 5. S. 436, u. 469.

**) Cod. Trad. Mon. Ensdorf. n. 63. p. 207 zum Jahre 1144, (in Freyh. von Freyberg hist. Schriften II. 2), und Meiller p. 305. 331.

***) cit. Cod. Trad. n. 89. p. 215 zum Jahre 1155 n. 151. p. 247 z. J. 1184. u. Meiller p. 395. Mon. Boic. XXIV. p. 331. z. J. 1191 XXVII. p. 16. 17. z. J. 1150. p. 25. z. J. 1177. p. 27. z. J. 1180. p. 48. z. J. 1205. p. 50. z. J. 1218 und 1230.

****) Vers. einer Gesch. des Vicedomamtes Nabburg S. 26 u. Not. 120 zum Jahre 1361 u. das. Seite 94. Not. 62 zu 1362.

†) 5 Mon. Boic. XXIV. p. 142 z. J. 1389. XXVII. p. 330 z. J. 1394.

*) Nach den ältesten Leuchtenbergischen Lehenbüchern.

**) Wohl wird nur das Gotteshaus zu U. L. F. im Markte Rieden gemeynt seyn, indem öfter der Heilige des Gotteshauses anstatt des letztern in den Urkunden genannt wird.

***) M. B. XXVII. p. 7.

****) cit. M. B. p. 50 u. 51.

†) cit. M. B. p. 181 ff.

(Schluß folgt.)

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 20. November 1841.

2. Herr Conservator Lamont legte der Classe magnetische Instrumente von neuer Construction vor ꝛc.

(Schluß.)

Die von Herrn Weber gebrauchte Hypothese, daß beym Erkalten kein Kraftverlust erfolge, so wie seine Folgerungen (die alle lediglich auf dieser Hypothese beruhen) sind mit dieser Erfahrung im Widerspruche, dagegen stimmt die letztere mit den Angaben von Kupffer überein.

3) Die durch Wärme hervorgebrachte Zu- und Abnahme der Intensität ist, wie auch Kupffer gefunden hat, der Ab- und Zunahme der Temperatur vollkommen proportional:

4) Der Temperatur-Coefficient ist unabhängig von der Intensität des Magnets. Bey den Versuchen wurde die Intensität bis auf die Hälfte vermindert, ohne daß der Coefficient sich änderte. Dagegen hängt dieser Coefficient von der Härte des Magnets und von seiner Dicke ab. Stücke von Uhrfedern von 1/10 pariser Linie und darunter, vollkommen hart gemacht, gaben durchgängig 0,00013 für 1° R., und bis Strohgelb angelassen 0,0003; Englisches Stahlblech von ungefähr 2/10 Linie Dicke ganz hart 0,0003; Englisches Stahlblech von 1‴ Dicke ganz hart 0,00038; bis Strohgelb angelassen, 0,00116, und bey einem andern 0,00131.

5) Durch wiederholtes Eintauchen eines Magnets in kaltes und warmes Wasser vermindert man nach und nach seine Kraft bis auf einen constanten Stand: alsdann wird er erst zum Gebrauche bey Intensitäts-Beobachtungen geeignet. Die Magnete, welche zu den neuen an der Sternwarte gebrauchten Instrumenten genommen wurden, halten eine plötzliche Temperaturänderung von 30° R. ohne Verlust ihrer magnetischen Kraft aus.

III.

Ueber die Schnelligkeit magnetischer Aenderungen.

Wenn es darauf ankäme, eine genaue Darstellung der magnetischen Variationen zu erhalten, so hätte man zuerst zu bestimmen, in welchen Zeitintervallen die einzelnen Aufzeichnungen auf einander folgen sollen: und zwar müßte man diese Intervalle so eng wählen, daß keine merkliche Bewegung entgienge.

Ein Anhaltspunkt für eine solche Bestimmung gewähren unsere Termin-Beobachtungen, die wir so eingerichtet haben, daß nebst der Aufzeichnung, welche für die Beobachtungszeit (die vollen Minuten) gehört, auch eine Aufzeichnung 15″ früher und eben so 15″ später gemacht wird. Auf solche Weise haben wir immer drey Stände (denn jede einzelne Ablesung giebt bey unsern Instrumenten den Stand an, weil Oscillationen nicht stattfinden), welche um 15″ Zeit von einander entfernt sind. Stellt man nun die Termine vom May und Juny zusammen, so ergiebt sich die Zahl der Fälle, wo in 15″ Zeit eine Bewegung von 0″, 3″, 6″ u. s. w. statt fand, wie folgt;

Bewegung	0	Zahl der Fälle 597
	3″	398
	6″	94
	9″	36
	12″	12
	15″	15
	18″	3

Demnach ist die Wahrscheinlichkeit einer Bewegung:

von 0″	in 15″	Zeit 0,52
3		0,34
6		0,08
9		0,03
12		0,01
15		0,01

Diese Zusammenstellung reicht hin, um zu zeigen, daß falls es nöthig seyn sollte, eine genaue Darstellung der magnetischen Variationen zu erhalten, man jedenfalls die Intervalle sehr kurz wählen müsse. Zugleich dienen die vorhergehenden Zahlen zur Begründung der früher ausgesprochenen Behauptung, daß Stäbe von beträchtlichem Trägheitsmoment nicht geeignet seyen, eine genaue Darstellung der magnetischen Variationen zu geben.

IV.

Magnetische Beobachtungen am Hohenpeissenberge.

Durch ein königliches Ministerial-Reskript beauftragt begab ich mich um die Mitte September in Begleitung des Herrn Professor Hainz von Amberg auf den Hohenpeissenberg, um das Observatorium daselbst mit magnetischen Instrumenten zu versehen, und machte zugleich vom 19 — 25. September eine Reihe von Beobachtungen, wovon ich hiemit das Resultat vorzulegen die Ehre habe.

Die Beobachtungen sind:

1) stündliche Aufzeichnung der Declination und Intensität correspondirend mit denen des magnetischen Observatoriums in München.
2) Die Terminbeobachtung von 22. September.
3) Bestimmung der absoluten Declination und Intensität.

Die stündlichen Beobachtungen auf dem Hohenpeissenberge verglichen mit den gleichzeitigen in München zeigen einen im allgemeinen übereinstimmenden Gang, ohne daß übrigens die Differenzen gleich wären oder auch nur regelmäßig sich änderten. So finden sich z. B., wenn man die Unterschiede der Declination am Peissenberge und in München in einer Reihe unter einander schreibt, Differenzen in dieser Reihe, welche den dritten Theil der täglichen Bewegung betragen.

Man kann hieraus schliessen, daß, wenn man die unregelmäßigen magnetischen Bewegungen als von einzelnen Punkten ausgehend denkt, diese Puncte als sehr nahe, also gleichbedeutend mit Local-Einflüssen anzunehmen sind.

Die Terminbeobachtung vom 22. September, wo ungewöhnlich ruhiger magnetischer Zustand vorhanden war, führt zu demselben Schlusse. Die Differenzen stellen Perioden von verschiedener Dauer, bisweilen auch plötzliche Uebergänge dar.

Die absoluten Bestimmungen sind mit den neuen Instrumenten im Freyen nördlich vom Pfarrhause gemacht worden und geben mittlerer Declination entsprechend dem Theilstriche 50 der Scala des Differential-Instruments

$17^{\circ}\ 10'\ 28''$

mittlere Intensität

1,9461

Die Declination ist größer als in München um $14'\ 29''$. Die Intensität ebenfalls größer um 1/89.

Die Declinations-Bestimmung obwohl im Freyen ohne Schutz vor Wind und Sonne vorgenommen darf als der Wahrheit sehr nahe kommend betrachtet werden, indem von den vorhandenen 8 Messungen keine noch um $50''$ vom Mittel abweicht.

Die einzelnen Intensitäts-Bestimmungen dagegen unterliegen einiger Unsicherheit, weil der unregelmäßige Gang des Chronometers nicht gestattete, die Schwingungsdauer des Ablenkungs-Stäbchens mit hinreichender Schärfe zu bestimmen, jedoch kann der Fehler des Mittels jedenfalls nur unbedeutend seyn.

Es wurden auch Messungen gemacht um zu ermitteln, ob die Intensität in der Tiefe verschieden sey von derjenigen, welche an der Spitze des Berges beobachtet wurde. Zu diesem Zwecke nahm ich am südlichen Abhange des Berges und zwar an 2 Stationen, wovon die erste ungefähr 160 die andere 650 Pariser Fuß tiefer als das Observatorium liegt, Ablenkungsversuche vor, und überzeugte mich, daß der Unterschied jedenfalls höchst unbedeutend seyn muß.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. December.

Nro. 253. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Annales Altahenses, eine Quellenschrift zur Geschichte des eilften Jahrhunderts, aus Fragmenten und Excerpten hergestellt von Wilhelm Giesebrecht. Als Anhang eine Abhandlung über die Kirchenspaltung nach dem Tode Nicolaus II. Berlin, Verlag von Dunker und Humblot. 1841. 8. 227 S.

In einer Zeit, welche in der Geschichte unseres Vaterlandes sich eben so sehr durch die tiefe religiöse Blüthe des Volkes, wie durch den zu beklagenden Mangel an einheimischen Geschichtschreibern auszeichnet, verfaßte in dem Kloster Niederaltaich, wie Aventin meynt, der Abt Wenzel (1063 — 1068) eine Chronik, welcher der Vater der bayerischen Geschichte seinem eigenen Geständnisse zufolge in der Darstellung des eilften Jahrhunderts neben den Annalen Herrmanns des Contracten am meisten folgte. Seit Adlzreiter gieng diese Chronik verloren, und findet sich vielleicht nur noch unter den Manuskripten der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Da diese Quelle nach den Aufführungen der älteren bayerischen Geschichtschreiber für die Zeit Conrad II., Heinrich III. und Heinrich IV. von besonderem Werthe ist, war ihr Verlust um so schmerzlicher zu bedauern. Es finden sich jedoch außer diesen Citaten in dem Chronicon generale des passauischen Priesters Johann Steindel vom Jahre 948 — 1073 Nachrichten, welche sich durch ihre Zusammenstimmung mit den bey Aventin und Brunner vorkommenden Stellen (dem Verfasser zufolge) als Theile der Altaicher Chronik erweisen. Wir bemerken jedoch, daß Hr. Giesebrecht dieser auch solche Stellen zuschreibt, welche von Aventin oder Brunner nicht als der Altaicher Chronik entnommen erwähnt werden. Offenbar schadet er aber hierdurch sich selbst, da er Zweifelhaftes auf gleiche Linie mit dem Gewisseren setzt, und da bey Chroniken insbesondere es oftmals auf den Wortlaut ankömmt, so hätte unserem Ermessen nach der Verfasser zuerst erörtern müssen, in wie ferne die von ihm angeführten bayrischen Geschichtschreiber ihre Quellen zu umschreiben oder wörtlich mitzutheilen pflegten. Zugegeben, daß, weil Steindel sich meist an den Wortlaut seiner Quellen hält, man diejenigen Stellen seiner Chronik, die wir nicht mit vorhandenen Quellen belegen können, gleichfalls für wortgetreu zu halten berechtigt seyn dürfte, so fehlt uns unserer Ueberzeugung nach dennoch ein vollgültiger Beweis, daß diese Stellen gerade dem Altaicher Chronicon entnommen sind. Wir erwähnen hier nur beyspielsweise den Othochus von Freysing, einen Zeitgenossen Heinrich IV., obwohl uns, weil dieser zu Grunde gieng, kein Schluß auf ihn zusteht. Schon Brunner vermochte ihn nicht mehr zu benützen. Allein der Verfasser weist selbst auf die Hildesheimischen und Hersfeldischen Annalen hin, zu welchen die Altaichischen (d. h. was man von diesen ermitteln kann) in einer besondern Beziehung stehen. Er bekennt ferner, „daß es zuweilen schwer sey, zu entscheiden, ob Steindel, Aventin nnd Brunner eine Nachricht unmittelbar aus Herrmann dem Contracten entnahmen, oder mittelbar aus ihm durch die Altaichische Chronik, die sichtbar schon jener benützte;“ ja er beklagt, daß „leider der bedeutendste und interessanteste Theil der Chronik seiner ursprünglichen Fassung nach verloren gegangen sey.“

Aus Diesem können unsere Leser ermessen, in wie ferne eine Restauration der Altaicher Chronik

möglich, und der vielversprechende Titel der Leistung angemessen war. Hr. Giesebrecht ist der Ueberzeugung, ein „der Chronik ähnliches Bild gegeben zu haben," wobey „freylich der größere Theil nur dem Inhalte nach wiedergegeben werden kann." Wir können hier nicht in das Einzelne der Ausführung eingehen; sie verdient in Betreff des Fleißes und des Scharfsinnes alles Lob, allein Anerkennung wird der Arbeit natürlicher Weise erst dann werden können, wenn „die Treue" des Bildes „durch die Chronik selbst, wenn sie einst wieder ans Licht treten sollte," bewiesen werden wird.

Möchte jedoch der kühne Versuch des Verfassers für die Mitglieder der historischen Vereine in Bayern ein Sporn werden, neue Untersuchungen in den concentrirten Bibliotheken anzustellen. Vielleicht wird einem späteren glücklicheren Forscher wieder aufzufinden gelingen, was seit längerer Zeit verborgen und unbekannt geblieben ist. *)

Von viel größerer Bedeutung für uns ist der Anhang: „die Kirchenspaltung nach dem Tode Nicolaus II. 1061 — 1072." Es ist eine der dunkelsten Perioden der Geschichte des Mittelalters, die hier behandelt ist; und zwar eben so wegen Mangel an Quellen, wie wegen der Unzulässigkeit der vorhandenen. Neben den quellenmäßigen Schriftstellern machte der Verfasser vorzüglich von den Werken Stenzel's, Plank's, Gieseler's, Neander's und Voigt's Gebrauch. Neuere katholische Schriftsteller scheint der Verfasser nicht der Benützung werth gehalten zu haben.

Wir durchgehen die einzelnen Abschnitte der kleinen Schrift (S. 118 — 227).

I. Reformation der Kirche durch Heinrich III. Hier finden wir nur Bekanntes, das ausführlicher in der Geschichte der deutschen Päpste erzählt wurde. Das Zusammentreffen Papst Leo's mit Hildebrand wird so erzählt, daß jener den Weg durch Burgund genommen haben müßte, was jedoch durch Brunno's Schweigen, Wibert's und der Augsburger Chronik Bericht (deutsche Päpste II. S. 9) sich als irrthümlich erweist. Von viel größerer Bedeutung und auf die nachfolgende Darstellung nothwendig zurückwirkend ist aber der Umstand, daß Hr. Giesebrecht die Elemente des Zwiespalts übersah, welche sich bereits unter diesem Papste zwischen ihm und dem deutschen Clerus *) mit dem Kaiser andrerseits gebildet hatten, und welche die letzten Tage Papst Leo's nicht wenig trübten. Daß der Kaiser nicht, wie der Verf. will, „dem erheblichen Zuwachs des Papstthums an politischer Macht ruhig zusah," geht hinlänglich daraus hervor, daß er den den Absichten Papst Leo's entgegengesetzten Rathschlägen des Bischofs Victor von Eichstätt willig Gehör gab. **) Aus dem damals entstandenen, von nun an nicht mehr zu heilenden Zwiespalte keimte aber Alles hervor, was in Deutschland in der letzten Zeit Papst Nicolaus II. und nach dessen Tode gegen den römischen Stuhl unternommen wurde.

Auch den Schluß des Abschnittes können wir nicht ohne Bemerkung lassen. „Blicken wir, sagt der Verfasser, auf die Ereignisse der letzten zehn Jahre zurück, so ist es unverkennbar, wie die römische Kirche eine ganz andere Gestalt erhalten hatte. Was aber auch erreicht und gewonnen war, hatte Rom doch immer vornämlich dem Kaiser zu danken; nicht im Kampfe gegen die weltliche Obrigkeit, sondern im Bunde mit ihr hatte es die Simonie

*) Die Bibliothek von Niederaltaich (687 Codices stark) verbrannte im Jahre 1671, nur sehr wenige Manuskripte wurden gerettet. Der handschriftliche Catalog dieser Bibliothek befindet sich unter den letzteren, enthält aber von diesen Annalen keine. Eine andere Handschrift (Cod. bav. 2923.), Chronicon succinctum Niederaltaichense aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts, sagt ad a. 1063: „Abt Wenzeslaus — ein gelehrter Mann, kayserlicher Rath Henrici IV. Und gleichsam erster Verfasser der bayerischen Geschichten, so zu Grund gegangen."

*) Deutsche Päpste II. S. 149. 154.

**) Deutsche Päpste II. S. 155.

mit Glück verfolgen, sein Primat mit Erfolg geltend machen können. Daß die Kirche dabey in einer gewissen Abhängigkeit vom Reiche stand, liegt auf der Hand; nichts zeigt es deutlicher, als die Art und Weise, wie der päpstliche Stuhl besetzt wurde, aber kaum möchte darzuthun seyn, daß diese Abhängigkeit für sie nachtheilig gewesen sey."

(Schluß folgt.)

Königliche Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Klasse am 20. Nov. d. J. las Hr. Ministerialrath von Fink nachstehende Bemerkungen über die ehemaligen Eigenbehörigen auf den Gütern im Nordgau ꝛc.

(Schluß.)

Chunrad der Lämpel zu Swärzenveld war mit dem Abte zu Reichenbach über eine Wiese jenes Orts in Streit gerathen, welcher in der Art i. J. 1398 verglichen worden, daß für den Erstern, seine Hausfrau und alle ihre Erben das Erbrecht auf dieser Wiese gegen jährliche 20 Regensburger Pfenninge anerkannt worden. Die Urkunde besiegelte Hans der Plankenfelser zu Swärzenveldt. *)

So erlosch allmählig die Spur der persönlichen Hörigkeit der Hintersassen in Schwarzenfeld, welche zuletzt theils dem dortigen Landsassen, theils dem Churamte Nabburg selbst, mit der Grundbarkeit und mit der niedern Gerichtsbarkeit unterworfen waren, wie sich denn auch hier keine geschlossene Hofmark jemals gebildet hatte. **)

*) M. B. cit. p. 344.

**) Man sehe den Versuch einer Geschichte des Vic. Amtes Nabburg S. 120 Note 147.

Außer dem vielverbreiteten Erbrechte in der Oberpfalz, worüber in der Folge das Nähere bemerkt werden wird, scheint die Verleihung des Grundeigenthums auf Freystift neben der Bewirthschaftung durch Eigenbehörige frühzeitig im Nordgau üblich gewesen zu seyn. So machen schon die Schenkungen des K. Heinrich III. vom J. 1040 in Pillungsriut an einen gewissen Hecilo und vom Jahre 1054 in Eichneberch an einen gewissen Gozbert vom jure precariandi ausdrückliche Erwähnung. *)

Noch viel später bestätigen verschiedene Urkunden der oberpfälzischen Klöster das Daseyn der Verleihungen auf Freystift oder Herrngunst. **)

Nebenbey geschahen Verleihungen auf Leibgeding, oder Verpachtungen auf Lebenszeit.

Auch darüber geben die Klosterurkunden einschlägige Andeutungen. ***)

Vorzugsweise war es der Erbpacht, welcher bey den Gutsherrschaften beliebt war.

Die oberpfälzischen Klosterurkunden liefern so häufige Beyspiele hierüber, daß deren Aufzählung hier zu weitläufig werden würde. ****)

Die Verhältnisse hatten sich im Laufe der Zeit in der Art gestaltet, daß in dem oberpfälzischen

*) M. B. XXIX. p. 71 und 114.

**) z. B. M. B. XXIV. Urkunde von 1349 p. 397. XXVII. Urk. von 1370. p. 208, 209 von 1375 p. 227. von 1398 p. 339.

***) z. B. M. B. XXVI. Urkunde von 1388, p. 234. 1404. p. 503. XXVII. 1304. p. 181.

****) Man sehe die M. B. XXIV — XXVII. eingeschlossen, in ind. rer. voce Emphyteusis, oder Erbe, Erbrecht und Vererben, so wie die Gerichtshandlungen über Erbrechtsgüter, insbesondere die Urkunde von 1156 über die Erbpächter der Neugereute im Bruckerforste XXIV. p. 32, sodann den Versuch einer Geschichte des Vic. Amtes Nabburg S. 18 und 95 — 98 Note 64 — 68.

Landrechte von 1606 von dem Bestehen einer Eigenbehörigkeit der Gutshintersassen durchaus keine Meldung mehr geschieht, so wie auch nicht von Verleihungen des Grundeigenthumes auf Freystift oder auf Leibrecht, sondern, neben der Verpachtung auf eine gewisse Anzahl von Jahren, nur von der Verleihung liegender Güter zu rechtem Erbe im Tit. V. Thl. II. gehandelt wird.

Hierin folgte gleichmäßig das Landrecht vom Jahre 1657, wobey aber schon in Münchmayers Compendium hierüber (v. J. 1689.) bemerkt ist, daß die Verleihungen nach Herrngunst und auf Leibgeding in der Oberpfalz nicht im Gebrauche seyen, was auch im Cod. civil. P. IV. cap. 7. §. 35. bestätigt wird.

* * *

Es möchte nicht ohne Interesse seyn, aus obenstehenden Bemerkungen zu entnehmen, welchen Gang die Bewirthschaftung des Grundeigenthums in der Oberpfalz hauptsächlich genommen habe, und wie die persönliche Unfreyheit der Einzelnen allmählich, ohne Dazwischenkunft einer politischen Umwälzung, ja selbst ohne Hülfe einer besondern Landesgesetzgebung ihr Ende erreicht hatte.

Das Pachtverhältniß hatte übrigens eben so wenig bey dem Erbpachte wie bey dem Zeitpachte einen Einfluß auf das Eigenthum des Grundes und Bodens, wie denn das angezogene Landrecht von 1606 bey dem Begriffe des Erbpachtes ausdrücklich bestimmt: „daß das Eigenthum bey dem Verleiher, dem Erbbeständner aber und seinen Erben der Gebrauch und die Besserung verbleibe.“ *)

Nichts desto weniger war in der Jurisprudenz die Ansicht zur Oberhand gelangt, daß dem Erbpächter ein Theil am Eigenthume, nämlich das nutzbare Eigenthum zustehe. *)

Dieser Ansicht der Doctoren des römischen Rechtes entsprach es, daß unmittelbar die Erbpächter des Grundeigenthumes mit einer Grundsteuer belegt wurden, welche eigentlich dem Grundeigenthümer selbst zu Last gefallen wäre, und welche wohl nur durch Theilnahme an dem Grundeigenthume zu rechtfertigen gewesen ist.

Freylich hatten sich wenigstens zum Theile die Gutseigenthümer auch schon in frühern Zeiten vorgesehen, die Last der Steuern bey der Verleihung des Erbrechtes auf die Erbpächter neben andern Bürden zu legen. **)

Diese Anomalie konnte ihren Grund jedoch nur in der Einwilligung des bedrängten Erbpachters finden.

Bey der auf Landtägen bewilligten Steuer war es die Einwilligung des Gutsherrn als Landstandes, welche es möglich machte, daß die vertragsmäßigen Lasten des Erbpächters, wenn schon nicht zum unmittelbaren Nutzen des Gutsherrn, gleichwohl zum Besten des postulirenden Landesherrn gesteigert wurden. ***)

Merkwürdig ist der Fall, daß ein Rittermäßiger von Winbuch zweyen Bürgern von Amberg seinen Edelsitz gegen Verleihung zu Erbrecht im Jahre 1335 verkaufte. M. B. XXIV. p. 76. 77. ein Beyspiel des Uebergewichtes des Geldreichthums über den Grundreichthum.

*) Nach dem gesetzlichen Begriffe unterschied sich der oberpfälzische Erbpacht wesentlich von der römischen Emphyteusis.

*) Man sehe die Noten Münchmayers zum Landrecht von 1657 Tit. V. Th. I. wodurch sich der Einfluß des römischen Rechtes bestätiget.

**) M. B. XXV. Urkunde von 1486. p. 435. XXVII. Urkunde von 1370. p. 208. Versuch einer Geschichte des Vic. Amtes Nabburg S. 97. Note 66. Nr. 4.

***) Man vergl. den Aufsatz: über die Besteuerung der oberpfälz. Ritterschaft unter churpfälz. Regierung in den Gelehrten Anzeigen von 1841. Nr. 139 und 140.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. December.

Nro. 254. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Annales Altahenses etc. von W. Giesebrecht.

(Schluß.)

Freylich können sich die Verhältnisse von dem Standpunkte des Verfassers nicht anders ausnehmen, hingegen kann dieser aber auch auf Umsicht keinen Anspruch machen. Es ist wahr, daß der römische Stuhl K. Heinrich III. Vieles zu verdanken hatte; allein wer wollte übersehen, daß der Kaiser selbst von der allgemeinen kirchlichen Erhebung zu der Rolle veranlaßt wurde, die er mit so großem Ruhme spielte. Von seinem Kampfe konnte damals keine Rede seyn und der Opposition gegen Heinrich IV. gieng bekanntlich eine merkliche Auflösung in dem moralischen und kirchlichen Zustande Deutschland's vorher. Darin bestand aber die Größe der Zeit Heinrich III., daß, was Hohes in ihr geschah, nicht bloß in dem Edelsinne des Kaisers oder des Papstes allein gegründet war, sondern die überwiegende Mehrzahl der eigentlich handelnden Personen die gleiche Gesinnung hatte, und es nur auf eine Concentrirung der zerstreuten besseren Elemente, auf eine Vertreibung der unreinen und schlechten ankam. Was aber „die Abhängigkeit der Kirche vom Reiche" betrifft, so scheint der Verfasser übersehen zu haben, daß, wenn wir die Verhältnisse nach des Kaisers Tode genau ins Auge fassen, diese doch eigentlich nur dann und in so ferne hervortritt, daß der römische Stuhl bey einer zwiespaltigen Wahl — wie unter Benedict IX. — eines Patriciers und weltlichen Ordners bedurfte.

II. Das Wahldecret Nicolaus II. Hildebrand.

Auch der Verfasser geht von der Ansicht aus, Hildebrand habe einen bestimmten Plan gehabt, dessen Realisirung ihm unverrückt vor Augen geschwebt, und den er bereits unter verschiedenen Pontificaten, die eigentlich er beherrschte, auszuführen gestrebt habe. Schon Nicolaus II. (von Stephan IX. oder Victor II. nicht zu reden) gehört dem Verfasser zu diesen Päpsten. „Nicolaus II.", sagt er, „war kein Mann von selbständigem Character und entschiedenem Willen, auch würde man sehr unrecht thun, wenn man ihm einen überwiegenden Antheil an den weiteren Schritten der kirchlichen Parthey (sic) beymessen wollte" ꝛc. Beweise für diese Behauptung anzuführen, hält der Verfasser nicht für nöthig, obwohl die ganze Thätigkeit des Papstes, wie wir sie in den deutschen Päpsten schilderten, geradezu das Gegentheil verräth. „Der Kardinal Stephan und vornämlich Hildebrand — leiteten die Verwaltung der Angelegenheiten und den Papst selbst." Von Alexander II. dürfte dieß wahr seyn; von Nicolaus II. muß es erst noch bewiesen werden. *)

„Es ist kein Zweifel, daß Hildebrand schon damals das Ziel unverwandt vor Augen hatte, nach dem er später offenkundig strebte, wenn auch nur wenige, wie Stephan, schon deutlich erkannten, wohin die Wege führten, die er sie leitete." Der Verfasser entwickelt diesen Plan und nimmt dann die Erklärungsweise Ranke's an (Fürsten und Völker II. p. 29), der zufolge Hildebrand die ganze Kirche des Abendlandes nach dem Muster des Klosters von Clugny zu regeln beabsichtigte. Diese Ansicht, die wir weder tief noch wahr nennen kön-

*) Petrus Damiani nennt ihn in einer kurzen Characteristik vivacis ingenii, was wenigstens nicht darauf hindeutet, daß P. Nicolaus so ganz willenlos gewesen.

nen, beruht im Ganzen auf einer Anschauung, die unserer Ansicht nach nicht nur der Persönlichkeit Hildebrand's widerspricht, sondern überhaupt der ganzen Art und Weise, wie solche Naturen sich zu entwickeln pflegen. Hildebrand hat das eigene Geschick gehabt, in seinen kirchlichen Bestrebungen meist von so weltlich gesinnten Männern beurtheilt zu werden, daß zwischen ihrer und seiner Persönlichkeit sich eine unausfüllbare Kluft hinzog, daß ein Verständniß seines Innern, seines eigenthümlichen Wirkens und Seyns durch jene schon ihrer Persönlichkeit wegen undenkbar war. Daher kam es, daß die meisten, die uber P. Gregor VII. schrieben, ihm geradezu ihre eigenen Pläne und Ideen unterlegten — dadurch aber meist nur zu erkennen gaben, welch sonderbarer Dinge sie selbst fähig gewesen wären, würden sie sich in der Lage P. Gregor's befunden haben. So sonderbar es klingt, so lächerlich es Manchem erscheinen mag — wir konnten uns, je mehr wir die Persönlichkeit Hildebrand's studirten, desto weniger mit dem Gedanken befreunden, er habe wirklich so absichtsvoll, mit so weit aussehender Berechnung gehandelt, ja wir halten dieß gar nicht für die Eigenthümlichkeit einer wahrhaft edlen und großartigen Natur — und daß Hildebrand eine solche besessen, wird nach Voigt's Darstellung wohl Niemand mehr abzustreiten die Kühnheit haben. Abgesehen davon, daß Hildebrand seiner eigenen Denkungsart nach — in der der Grundzug des monastischen Elementes, Demuth und Selbstverläugnung vorwalteten — weder nach der päpstlichen Würde strebte, noch sie hoffte, ja sie hartnäckig ausschlug, als sie ihm wirklich übertragen wurde, bedurfte es gar keines solchen Planes. Die Politik jedes ächtkirchlichen Papstes war seit P. Leo IX., welcher, wie wir am geeigneten Orte nachwiesen, den jungen Hildebrand in die Regierung der Kirche einführte, so vorgezeichnet, daß eine Abweichung von dieser Linie gar nicht mehr denkbar war, und es nur auf die Umstände ankam, welche ein größeres und entschiedeners Auftreten möglich machten. Daher finden wir auch die hauptsächlichsten Maßregeln, welche gewöhnlich P. Gregor VII. zugeschrieben werden, lange vor ihm ausgesprochen und befolgt, und jener Chronist, ich glaube es ist Berthold von Constanz, hat völlig Recht, wenn er zu verstehen giebt, P. Gregor VII. habe eigentlich nur allgemein geltend gemacht, was die früheren Päpste — mit großer Mühe und durch persönliche Anwesenheit in fremden Ländern — da und dort durchzusetzen sich bemüht hatten. Dieß erscheint vielleicht parador, dürfte aber vielleicht Kundigen und Vorurtheilsfreyen — deren Anzahl freylich sehr geringe ist — treffender und der Wahrheit näher kommend bedünken, als die künstlich aufgestutzten Systeme, welche man dem großen Papste in den verschiedenen deutschen Universitätsstädten als hildebrandisch unterzuschieben beliebt.

Auch in Bezug auf das Wahldecret P. Nicolaus II. kann ich nicht völlig die Meynung des Verfassers theilen. Ich abstrahire jedoch sowohl von dem Texte, da die Art und Weise seiner Verfälschung Gegenstand eines endlosen Streites werden kann, wie als auch von einzelnen Puncten seiner Auslegung, und bemerke anerkennend, wie der Verfasser mit Scharfsinn zeigte, daß, indem das Wahldecret den Cardinälen die größte Macht einräumte, aller römische Particularismus vermieden wurde. Die meisten Cardinäle waren seit P. Leo IX. Ausländer, Repräsentanten der verschiedenen christlichen Nationen, und somit ward die römische Kirche selbst thatsächlich auch die allgemeine. Gerade diese Anordnung brachte aber die Römer auf Seite des königlichen Hofes — „und es konnte den Anschein gewinnen, als ob man von hier aus jetzt Simonie und Priesterehe wieder in gleichem Grade begünstigen würde, wie man sie noch vor Kurzem verfolgt hatte."

III. Zwiespaltige Wahl.

Dem Verfasser zufolge übertraten die Cardinäle, welche P. Alexander II. wählten, die Wahlordnung P. Nicolaus II. „Die Cardinäle hatten auf ihre eigene Hand die Wahl abgehalten und die Inthronisation unter dem Schutze Fremder durchgesetzt." So hätten denn sie Anlaß zu dem Zwiste gegeben, der hierauf die Kirche zerrüttete und das Auftreten der Kaiserin Agnes, der italienischen und deutschen Bischöfe gegen den neuerwählten, die Wahl des Cadalus wäre rechtmäßig gewesen — wenigstens sieht man nicht recht ein, wie der Verfasser

nach solchen Prämissen S. 161 auch des Cadalus Wahl für ungesetzlich halten kann. Ueberlegt man aber den Grund, weßhalb Hr. Giesebrecht die Wahl Papst Alexander's für unrechtmäßig hält, so kömmt es doch nur darauf hinaus, daß ihm die königliche Sanction fehlte. Allein der Verfasser vergißt, daß, nachdem ein in den letzten Tagen P. Nicolaus gehaltenes deutsches Concil den Papst auf Betrieb der Kaiserin verdammt, entsetzt, und seine Verfügungen für ungültig erklärt hatte, das seit Heinrich III. zwischen den Päpsten und dem Kaiser eingetretene Verhältniß wesentlich verändert wurde. Es war jetzt ein außerordentlicher Fall eingetreten, und die Erholung des Consenses des jungen Königs bey der neuen Wahl weder klug und schicklich, noch eigentlich nur möglich. Was thaten nun die Cardinäle? Sie zögerten 3 Monate mit der Wahl — offenbar in der Hoffnung, unterdessen mit des Königs Vormünderin in ein besseres Vernehmen treten zu können und schritten erst zur Wahl, cum ingens inter Romanos seditio de ordinando Pontifice coepisset exoriri (Leo ost. III. c. 20.). Diese Stelle scheint der Verfasser, da er versichert, die Cardinäle konnten sich dießmal nicht mit der drängenden Zeit entschuldigen — nicht beachtet zu haben. Dann aber wählten sie einen Mann, qui Regis tanquam domesticus et familiaris erat, — was doch gewiß nicht geschehen wäre, wenn sie beabsichtigt hätten, in Opposition mit der weltlichen Macht zu treten. Außerdem ist auch bekannt, wie thätig Hildebrand, und um in des Verfassers Sinne zu reden, wie mächtig dieser gerade damals war, und dennoch ist nichts gewisser, als daß derselbe, als er Papst geworden, die königliche Genehmigung einholte. Ist es wahrscheinlich, daß er einen Papst oder ein Cardinalscollegium, die er dominirte, nicht dazu vermocht haben soll? Hiermit wird freylich die ganze Anschauungsweise der nun folgenden Geschichte des Streites wesentlich verändert, und wir sind eben deßhalb der Mühe enthoben, dem Verfasser Schritt für Schritt zu folgen, da er von falschen Prämissen ausgehend nothwendig nur zu falschen Consequenzen gelangen konnte.

IV. Angriff des Cadalus auf Rom.

Hier wie an mehreren anderen Puncten stellt der Verfasser die Ansichten des Petrus Damiani denen Hildebrand's gegenüber, und gelangt dadurch zu einer Anschauung, die unstatthaft, unpraktisch und auch nur auf dem Standpunkte einer so sonderbaren Persönlichkeit haltbar ist, wie sie Petrus Damiani selbst besaß. Dieser, der mit seiner ganzen Zeit in Opposition lag, und dem die größten und entschiedensten Päpste nicht genug thaten, ist am allerwenigsten derjenige, den der Historiker zum Maßstabe der Tüchtigkeit der Leistungen von streng kirchlichen Männern jener Zeit nehmen darf. Kann man Damiani's historische Angaben nur vorsichtig benützen, so ist dieß noch mehr mit seinen Urtheilen der Fall; er setzt ein ganz besonderes und umfassendes Studium voraus, ohne welches Damiani und seine eigenthümliche Stellung zu seiner Zeit durchaus nicht gehörig begriffen werden können. Wir wollen dem Verfasser nicht unrecht thun, fürchten aber, er möchte dieses Studium nicht so eifrig gepflogen, und über alle Schriften Damiani's ausgedehnt haben, wie es uns zur Kenntniß seiner Stellung nöthig erscheint.

V. Das Concil zu Augsburg.

Der Verfasser weist auf den Einfluß hin, welchen die Veränderung der vormundschaftlichen Regierung, da Anno der Wahl des Cadalus entgegen gewesen, und die Uebereinstimmung des Interesses der hohen Aristocratie Deutschlands mit dem des Papstthums auf den kirchlichen Streit ausübten. „Cadalus ward vom königlichen Hofe aufgegeben; am bedeutendsten aber wurde dieses Concil offenbar dadurch, daß in ihm von Seiten des Reiches das Wahldecret des Nicolaus factisch anerkannt wurde.“

VI. Rückkehr Alexander's nach Rom. Der zweyte Angriff des Cadalus. Das Concil zu Mantua.

„Ein neues Concil war nicht in dem Interesse Alexander's und Hildebrand's.“ (?) — Honorius (Cadalus) wurde nun unumstößlich seiner

päpstlichen Gewalt entkleidet; Alexander II. dagegen jetzt unabänderlich anerkannt.

VII. Chronologischer Excurs.

Der Verfasser sucht gegen Pagi zu beweisen, daß das Concil von Mantua nicht 1067 sondern 1064 statt fand. Berthold von Constanz und die wahrscheinliche Erklärungsweise der Angaben mehrerer anderer Schriftsteller sprechen für ihn.

VIII. Kampf der Patariner mit den lombardischen Bischöfen.

Es ist der Entscheidungskampf des Jahres 1066, durch welchen für die Simonisten und den Cadalus der verhängnißvolle Wendepunkt herbeygeführt wurde.

IX. Richard gegen Rom. Herzog Gottfried.

Der Verf. zeigt, wie die normännischen Angelegenheiten Heinrich IV. Gelegenheit gaben, den Erzbischof Anno, Herzog Otto von Bayern und den Bischof Heinrich von Trient zu entfernen. „Fast scheint es, als ob er gerade diese Männer wählte, um lästige Dränger aus seiner Nähe zu entfernen.“

X. Roms Triumphe. Cadalus Ende.

Anno, einst des Königs Bevollmächtigte auf den Untersuchungsconcilien gegen den Papst, muß jetzt in Rom Buße thun, weil er mit dem Gegenpapste zusammengekommen. Dagegen erscheint Petrus Damiani als päpstlicher Legat zu Frankfurt und „im Anfange des Jahres 1070 wurden die angesehensten und reichsten Kirchenfürsten des deutschen Reiches vor den Richterstuhl des Papstes beschieden. Wie umgewandelt erscheinen sie nach ihrer Rückkehr im J. 1070.“

Der Verfasser glaubt hierzu folgende Bemerkung machen zu müssen: „Auch dießmal, wie schon in früheren Zeiten, widerstand das deutsche Volk jenen hierarchischen Tendenzen, die von Rom ausgiengen, am längsten.“ Der Verfasser wird uns erlauben, so, wie er diesen Satz S. 205 ausführt, denselben entweder als einen Gemeinplatz; oder diesen Widerstand für eine Calamität anzusehen, da er eine mehr als 50jährige Zerrüttung über Deutschland brachte. Was der Verf. berichtet, beweist nur, daß die kirchliche Disciplin in Deutschland laxer, der Clerus weltlicher geworden war, als anderswo. Doch wir wollen darüber mit ihm so wenig rechten, als wenn er zum Schlusse sagt: „Große Mittel standen Gregor zu Gebote, und ein Mann wie er, hätte unter jenen Verhältnissen mit diesen Mitteln unsäglich viel Gutes für die Menschen leisten können. Aber nicht der Frieden der Welt, nicht das wahre Heil der Kirche lag ihm am Herzen.“ Wir halten es für den unglücklichsten Theil, den ein Historiker sich erwählen kann, ausfindig machen zu wollen, was ein Mann hätte thun können und nicht gethan habe. Ja Gregor VII. that, was er konnte, und dadurch ward er groß. Und wer hat denn wohl der Welt den Frieden geraubt, Gregor VII. oder Heinrich IV. und seine lasterhaften Gesellen?

Unter dem Titel Benzo folgt noch ein Excurs über Benzo, einen schätzungswerthen Auszug aus diesem lächerlichen Pedanten *) enthaltend. Eine fortlaufende kritische Würdigung und Sichtung der Angaben dieses Schriftstellers wird freylich noch lange Zeit den piis votis angehören und vielleicht ganz unmöglich seyn.

Höfler.

*) Er sagt bekanntlich von sich selbst:
Ipse historiographus, ipse propheta et plus quam propheta.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. December.

Nro. 255. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Naturhistorische Topographie von Regensburg. In Verbindung mit Forster, Herrich-Schäffer, Koch, v. Schmöger und v. Voith bearbeitet von Dr. A. E. Fürnrohr. Erster Band, den geschichtlichen, klimatologischen und geognostischen Theil enthaltend. Regensburg 1838. XIV. und 303 S. 8. mit einem Stahlstiche und 2 lithographirten Tafeln. — Zweyter Band, die Flora v. Regensburg enthaltend. 1839. XXXII. und 274 S. mit einer geognost. Karte. — Dritter Band, die Fauna von Regensburg enthaltend. 1840. XVI. u. 478 S.

Die naturhistorische Topographie von Regensburg würde in diesen Blättern schon früher zur Anzeige gekommen seyn, wenn nicht Ref. es für nothwendig erachtet hätte, zuvor noch einmal die geognostischen Verhältnisse der Umgebungen jener Stadt in eigne Untersuchung zu nehmen, da seine vor zwölf Jahren daselbst angestellten Beobachtungen nicht durchgängig mit den hier aufgeführten in Uebereinstimmung waren, und daher zur Ausgleichung dieser Differenzen einer Wiederholung bedurften. Jetzt, wo im Spätherbste dieses Jahres Ref. dazu kommen konnte, die geognostische Beschaffenheit der Umgegend Regensburgs nochmals, wenn auch nur auf einer flüchtigen Exkursion, in Augenschein zu nehmen, beeilt er sich, der vorliegenden Topographie die ihr in unsern Blättern gebührende Anerkennung nicht länger mehr vorzuenthalten.

Regensburg ist die erste Stadt unsers bayerischen Vaterlandes, welche an die Bearbeitung einer naturhistorschen Topographie sich nicht bloß gewagt, sondern sie auch ehrenvoll durchgeführt hat. Ohne daß daselbst durch eine höhere wissenschaftliche Anstalt, wie z. B. eine Universität oder Akademie, die zu einer solchen Bearbeitung nothwendigen Fachgelehrten zusammengeführt worden wären, hat sich in Regensburg ein Verein von Naturforschern gebildet, deren wenigsten das Studium der Naturwissenschaften als amtlicher Beruf angewiesen ist, sondern von den meisten nur in ihren amtsfreyen Mußestunden betrieben werden kann. Um so schwerer war daher unter solchen Umständen die Bearbeitung einer naturhistorischen Topographie; um so ehrenvoller ist aber auch ihre gelungene Durchführung.

In dem geschichtlichen Theile dieses Werkes können die Regensburger Naturforscher ihren Stammbaum weiter hinaufführen als die meisten adeligen Geschlechter und dürfen daher mit Recht eines uralten Adels sich rühmen, zumal da ihr Urahne einer der berühmtesten Männer aller Zeiten ist. Es ist dieß Albertus magnus, der hier von 1260 bis 1262 als Bischof lebte, und dessen Lehrstuhl und die Bänke seines Auditoriums noch jetzt gezeigt werden. Auch der Fürst der Astronomen, der große Keppler, hat hier mehrmals verweilt und hier endlich am 15. November 1630, nach einem mühevollen und unstäten Leben, die letzte Ruhe gefunden. Unter den neueren Naturforschern ragt besonders der Superintendent Schäffer hervor, von dem hauptsächlich der Impuls zu der regen Thätigkeit im Gebiete der Naturwissenschaft in Regensburg ausgegangen ist, und dessen Biographie hier in einer sehr ansprechenden Weise mitgetheilt wird. Als ein armer Student, mit einigen Groschen in der Tasche, hatte er, der aus Querfurt gebürtig

war, die Universität Halle bezogen, mußte daselbst Armuths halber seine Studien unterbrechen und 1738 eine Hauslehrerstelle in Regensburg annehmen, was die Veranlassung wurde, daß er durch spätere Erlangung einer Pfarrstelle dauernd für die Stadt gewonnen wurde. Bis hieher hatte er sich nicht mit den Naturwissenschaften befaßt gehabt; da jedoch sein Schwager, der Stadtsyndikus Harrer, dieselben eifrigst betrieb und eine schöne Sammlung sich angelegt hatte, so erwachte in Schäffer ebenfalls die gleiche Lust und er bildete sich nun rasch zu dem großen Naturforscher aus, der in der Zoologie wie in der Botanik eine Reihe von Meisterwerken ausarbeitete, die seines Namens Gedächtniß dauernd in den Jahrbüchern der Naturwissenschaften erhalten werden. So eifrig er sich aber auch diesen Lieblingsstudien hingab, so vernachläßigte er doch hiebey nicht im Mindesten die Pflichten seines Berufes, und als er 1779 in den größeren Wirkungskreis eines Pastors und Superintendenten berufen wurde, so gab er nach und nach das Publiziren auf und lebte nur zunächst seinem geistlichen Berufe, bis er am 5. Januar 1790 in einem Alter von 71 Jahren, hochbetrauert von den Bürgern Regensburgs, bey denen er noch immer in gesegnetem Andenken steht, dem Schauplatz seiner irdischen Thätigkeit entrückt wurde.

Wenn das Jahr 1790 durch Schäffers Tod den Regensburger Naturforschern einen großen Verlust beybrachte, so begründete es dagegen ein naturhistorisches Institut, das noch jetzt und zwar in gedeihlicher frischer Wirksamkeit fortbesteht, nämlich die botanische Gesellschaft, an welche sich zugleich die Herausgabe eines botanischen Taschenbuchs anknüpfte. Zu Beyden gieng der Gedanke von Hoppe aus, der im Jahre 1786 nach Regensburg gekommen war, und unter den dortigen jungen Pharmaceuten einen Feuereifer für Botanik erweckt hatte. Unter ihnen sollen hier nur die Namen Martius und Funk genannt werden; jener im hohen geachteten Greisenalter noch frisch und munter uns verweilend, dieser vor wenig Jahren zum Schluße seiner Laufbahn gekommen. An die jungen Pharmaceuten schloßen sich von gleichem Enthusiasmus für Botanik beseelt, der beym Reichstage angestellte Chevalier de Bray, nachmaliger bayerischer Gesandter in Paris und Petersburg, und der fürstl. Thurn- und Taxische Exercitienmeister Duval an. Da die würdigen Männer, Superintendent Schäffer, Senator Harrer und der Stadtphysikus Dr. Kohlhaas mit Rath und That allenthalben an die Hand giengen, so mußte das freudige Zusammenwirken von den ersprießlichsten Folgen seyn, was sich denn auch bald durch große literarische Thätigkeit der Mitglieder an den Tag legte. Die neu entstandene botanische Gesellschaft war der erste wissenschaftliche Verein in Europa, der sich ausschließlich der Botanik widmete, auch gleich von Anfang an durch wissenschaftliche Arbeiten eine allgemeine Achtung sich erwarb, und bis auf den heutigen Tag behauptet. Hoppe war der Mittelpunkt dieses Vereines, und nachdem er mit der einheimischen Flora hinlänglich bekannt geworden war, trieb es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt den Alpen zu, um auf ihren Höhen die reichen Schätze Flora's auszubeuten. Im Jahre 1798 weidete sich sein Auge zuerst an der Pracht der Alpenvegetation, und von nun an ergriff er in jedem Sommer, auch nachdem er ins hohe Greisenalter eingetreten war, den Wanderstab, um seinen geliebten Bergen zuzueilen. Einen neueren Aufschwung erhielt die Gesellschaft durch den Beytritt des edlen Grafen Kaspar von Sternberg. Er und sein Freund de Bray trachteten dahin, im Vereine ein höheres Streben zu erhalten, damit er kräftig in den Entwicklungsgang der Wissenschaft einzugreifen vermöge. Außerdem unterstützten sie die Gesellschaft durch reiche Beyträge und erwarben ihr den Schutz und die Huld ihrer höchsten Souveraine. Von größter Wichtigkeit für eine gesicherte Stellung der Gesellschaft wurde das Jahr 1803, wo ihr Mitglied, der Graf Sternberg als Vicepräsident an die Spitze der Regierung des neu geschaffenen Fürstenthums gestellt wurde und ihr bey dem neuen Landesfürsten, dem Kurfürst Erzkanzler Karl von Dalberg, die kräftigste Unterstützung bewirkte.

Wie die Gesellschaft von da an unter mannigfaltigen Schicksalen sich behauptet, ihren Garten, ihr Herbarium und Bibliothek erweitert, und ihre literarische Thätigkeit sowohl in ihren Denkschriften,

mit denen sie sich 1827 an die Leopoldinisch-Karolinische Akademie der Naturforscher anschloß, als auch in ihrer fortwährend erscheinenden botanischen Zeitung bewährt hat; dieß alles wird Jeder, der an dem Gedeihen dieses Vereines und der von ihm gepflegten Wissenschaft Antheil nimmt, auch wenn er gerade nicht vom Fache ist, in höchst ansprechender Weise in dem Berichte des Herausgebers geschildert finden, worauf wir, um nicht allzu weitläufig zu werden, verweisen wollen.

Auch im Gebiete der Astronomie und Physik regte sich seit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine erfreuliche Thätigkeit. Frobenius Forster, der im Jahre 1762 Fürstabt von St. Emmeran wurde, wandte die großen Einkünfte seines Stiftes dazu an, um in ihm eine kleine Akademie der Wissenschaften zu errichten, in welcher der Astronomie eine vorzügliche Stelle eingeräumt ward. Das Amt eines Astronomen und Physikers versah zuerst Cölestin Steiglehner, dem später Placidus Heinrich nachfolgte, der hauptsächlich durch seine Untersuchungen über die physische und chemische Natur des Lichts, so wie über die Phosphorescenz der Körper einen hochberühmten Namen sich erworben hat. Auch des Abts Benedikt Arbuthnot aus dem Schottenkloster ist hier in Ehren zu gedenken, der mehrere von der Akademie der Wissenschaften zu München aufgegebene physikalische Preisfragen beantwortete.

Nachdem wir so in aller Kürze die Hauptmomente in der Geschichte der naturwissenschaftlichen Leistungen Regensburgs angedeutet haben, geben wir auf eine kurze Inhaltsanzeige der 3 Bände dieser Topographie ein.

Der erste Band besteht aus 3 Kapiteln. Das erste ist der „geschichtliche Theil," aus dem die obigen Angaben entlehnt sind. Das zweyte Kapitel ist der „klimatologische Theil," von Dr. von Schmöger bearbeitet und auf eine 65 jährige Reihe von Beobachtungen gestützt, wie sie in solchem Umfange wohl keine andere Stadt aufzuweisen haben wird. Nach des Verfassers Berechnung beträgt die Erhöhung Regensburgs über der Meeresfläche für den mittleren Donaustand am Holzthore 1034 Fuß. Diese Größe weicht unerheblich von derjenigen zu 1028 Fuß ab, welche der k. bayerische Generalquartiermeisterstab nach geodätischen Operationen gefunden hat. Unter den beygefügten 20 Tabellen wird den Zoologen und Botaniker vorzüglich die letzte ansprechen, welche über die „jährlich periodisch wiederkehrenden Erscheinungen im Thier- und Pflanzenreich," d. h. über die Zeit des Vogelzuges, des Blühens u. s. w. berichtet.

Das dritte Kapitel ist der geognostische Theil, bearbeitet vom k. Oberst-Bergrathe von Voith. Der um die einheimische Gebirgskunde viel verdiente Veteran schildert mit jugendlicher Frische die geognostischen Verhältnisse Regensburgs, von denen bisher nur Weniges, überdieß zum Theil Unrichtiges, bekannt war, und erläutert selbige durch ein schönes und genau ausgeführtes Kärtchen. Das Gebiet, über welches sich die geognostischen, so wie die botanischen und zoologischen Forschungen erstrecken, haben die Bearbeiter dieser Topographie in der Weise abgegrenzt, daß in einem länglichen Viereck Burglengenfeld und das westöstliche Rinnsal des Regens die nördlichsten Puncte, Wörth, Pfatter und Schönach die östlichsten, Sünching und Weltenburg die südlichsten, Pointen und Hemau die westlichsten Puncte bezeichnen; im Ganzen ein Flächenraum von ungefähr 36 Quadratmeilen, in dessen Mitte die Stadt Regensburg liegt.

Dieses Gebiet wird von der Donau durchschnitten, auf deren linkem (nördlichem) Ufer eine vom Tegernheimer Keller nordwärts nach Regenstauf und noch weiter oberhalb des Regens verlaufende Grenzlinie den nördlich von der Donau liegenden Bezirk in zwey geognostisch wesentlich verschiedene Hälften theilt. Die östliche besteht aus Primärformationen, die dem bayerischen Waldgebirge angehören und ostwärts bis in die österreichischen Staaten sich forterstrecken. Die westliche Hälfte gehört den Sekundärformationen an, die hier das rechte Donauufer überschreiten und den Urgebirgen gegenüber auf demselben noch eine kleine Strecke in östlicher Richtung sich ausbreiten; sie machen einen Theil des großen Jurazuges aus. Aus eigner Ansicht ist Ref. das nördliche Gehänge längs der Donau von Donaustauf an bis nach Maricort, so wie

die Umgebungen Kelheims bekannt geworden, worüber er gelegentlich einige Bemerkungen beybringen wird.

Die Hauptgesteinsart der Primär-Formationen ist der Granit. Dicht unter dem höchsten Puncte des Schloßberges bey Regenstauf wurde im südlichen Gehänge ein vertikal aufsteigendes, allenthalben scharf abgegränztes Gneiß-Gebilde von sehr beschränktem Umfange entblößt; außerdem kommen noch hin und wieder kleine Partien von Gneiß vor. Seit ältern Zeiten bekannt ist der Flußspathgang unweit Bach, unterhalb Donaustauf.

Ueber das Secundärgebirge giebt uns der Verf. folgende Aufschlüsse. Unmittelbar auf den Primär-Gebirgen ruht, wie durch den ganzen westlichen Theil der Oberpfalz, ein petrefaktenleerer granitischer Sandstein, dessen Korn an Größe und Scharfkantigkeit und dessen Gemenge an Feldspath und Glimmer von unten nach oben im Allgemeinen progressiv abnimmt. Die Farbe der Gemengtheile ähnelt stellenweise so ziemlich jener des benachbarten Primärgebirges; das Bindemittel besteht aus graulichem, in den untern Bänken meist, bis zum Verschwinden, sehr sparsamem, in den obern allmählig zunehmendem Thone, wornach der Sandstein vom sehr Harten bis zum Zerreiblichen wechselt. Dieser Sandstein kommt nordwärts vom Schwabelweißer Bergzuge nur in einem kleinen Winkel vor, wo er in O. und N. an das Urgebirge sich anlehnt, in W. und S. vom Juragebirge bedeckt wird. — Ref. hat diesen granitischen Sandstein zwar nicht gesehen, aus seiner Gesteinsbeschaffenheit aber, so wie aus der Ueberlagerung durch die Liasformation zu schließen, möchte er nichts anderes als der Keupersandstein seyn, der unter ähnlichen Verhältnissen auch bey Abach (unweit Amberg) auftritt, auf welchen Punct sich der Verf. bezieht, und der überhaupt als das Fundament betrachtet werden darf, auf welches sich das fränkisch-pfälzische Juragebirge aufgelegt hat.

Eben so unmittelbar und scharf abgeschnitten, fährt der Verf. fort, überlagert diesen Sandstein allenthalben die Lias-Formation. Diese tritt in der Umgegend Regensburgs nur in der kleinen kesselförmigen Schlucht am Tegernheimer Keller und auf dem jenseitigen Gehänge bey Keilberg aufgedeckt hervor, ist aber nirgends tiefer als bis auf die Belemniten-Schicht des Liasschiefers entblößt und überhaupt wenig entwickelt; kein Durchschnitt schließt die Lagerungsverhältnisse dieses Schiefers auf. — Der Lias-Sandstein erreicht am Tegernheimer Keller kaum eine Mächtigkeit von einigen 20 Fuß, während bey Keilberg bedeutende Steinbrüche in demselben eröffnet sind. — Den erwähnten klassischen Punct am Tegernheimer Keller, wo sich das Juragebirge auf das Urgebirge auflegt, hat Ref. mehrmals besucht, und ist schon vor 12 Jahren nicht wenig überrascht worden, hier an der Auflagerungsstelle den sonst allenthalben verdeckten Griessandstein (Liassandstein) nochmals zum Vorschein kommen zu sehen, zum evidentesten Beweise von der merkwürdigen Regelmäßigkeit, die in der Aufeinanderfolge der Formationen dieses Gebirges besteht. Da Ref. nach Keilberg, wo diese untern Gebirgsglieder stärker entwickelt und mehr aufgeschlossen sind, nicht gekommen ist, so hat er auch die Liasschiefer nicht wahrgenommen, und ist deßhalb sehr erfreut, daß ihre Auffindung durch den Verf. einen weitern Beleg von der regelmäßigen und gleichförmigen Gliederung unseres Juragebirges abgiebt.

Während Liaskalk und Griessandstein nur in einem schmalen Streifen ihr Daseyn verrathen, nimmt den ganzen übrigen Theil des gedachten Bezirkes, den das Urgebirge frey läßt, die Jurakalk-Formation ein, von der der Verfasser folgende Abtheilungen unterscheidet. „Der dichte Jurakalk erfüllt als unterstes dem Auge geöffnetes Gestein den ganzen westlichen Theil des umschriebenen Flächenraums, sowohl dieß- als jenseits der Donau.“ Versteinerungen kommen in ihm, einzelne Puncte (z. B. Salern und Kelheim) ausgenommen, nicht häufig vor.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. December.

Nro. 256. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Naturhistorische Topographie von Regensburg ꝛc.

(Fortsetzung).

Auf ihm ruht der cavernöse weiße krystallinische Jurakalk, der bey Etterzhausen, Kelheim und Abach eine beträchtliche Ausdehnung erlangt. Auf diese Lage folgt „der meistens auf sie unmittelbar gelagerte und gleichsam aus ihr sich fortbildende jüngere Jura-Dolomit.“ Er fängt am Dreyfaltigkeitsberge an, wo er schon ziemlich mächtig ist, ruht hier auf dem dichten Jurakalke, ist am Fuße massig und hart, und wird gegen den Rücken allmählig geschichtet, endlich dünnschichtig, mürbe und leicht verwitterbar. — Eben so verhält es sich „längs dem ganzen Zuge am südwestlichen Gehänge über Pfaffenstein und die beyden Winzer. Er steigt am Fuße desselben theilweise in steilen Wänden und Kuppen von beynahe horizontalen, selten verrückten Absonderungsflächen in dicke Bänke getheilt empor,“ bildet bey Etterzhausen die Grotte mit der Kuppe, geht nördlich nach Kalmünz, westlich bis Essing und Kelheim und überschreitet südlich, über Nittendorf wegziehend, bey Abach und Prisling die Donau; „auch die unter dem Namen Schulerloch bekannte Berggrotte bey Essing ist in diesem Gestein.“ Zuletzt folgt der lithographische Schiefer.

Mit diesen Angaben kann Ref. nicht ganz einverstanden seyn, da er am linken Donauufer am ganzen Thalgehänge vom Tegernheimer Keller an längs des Dreyfaltigkeitsberges, über Pfaffenstein und die beyden Winzer bis Marievort hin, eben so bey Kelheim und Weltenburg vergeblich nach Dolomit gesucht hat. Auch das Schulerloch ist nicht im Dolomit befindlich, wie Ref. sich durch genaue Ansicht des ganzen äußern Umschlußes dieser Höhle überzeugt hat.

Alles, was der Verf. am linken Donauufer als Dolomit bezeichnet, gehört seinem „cavernösen krystallinischen Jurakalk“ an, und ist von diesem nicht verschieden; ja der Dolomit wird wohl auch den übrigen der genannten Punkte fast ganz abgehen. Zwar kann Ref. dieß nicht mit aller Bestimmtheit behaupten, da theils die Kürze des ihm verstatteten Zeitraums, theils anhaltend schlechtes Wetter es ihm unmöglich machten, das Naab- und Laberthal mit ihren anstoßenden Territorien zu untersuchen; dagegen giebt L. v. Buch Nittendorf (bey ihm fälschlich Pittendorf geschrieben) und Etterzhausen als Punkte an, wo sein Diceraskalk, der mit dem krystallinischen Jurakalk identisch ist, sich findet, so daß die Ausmündung des Naab- und Laberthales diesen Kalkstein eben so gut aufzuweisen hat, als die des Altmühlthales bey Kelheim. Auch der „dichte Jurakalk“ des Verf. kann geognostisch von dem „krystallinischen“ nicht getrennt werden, und ist von dem dichten Jurakalk des fränkischen Juragebirges nach oryktognostischen und geognostischen Merkmalen verschieden.

Dieser Kalkstein, dessen der Verf. hier gedenkt, ist zur Zeit noch ein Stein des Anstoßes für die Geognosten, die hinsichtlich seiner in keiner Uebereinstimmung sind. L. v. Buch *), der ihn Diceras oder Nerineen-Kalkstein nennt, gesteht zwar zu, daß es noch nicht gelungen sey, einen Punkt nachzuweisen, wo die lithographischen Schiefer mit Bestimmtheit über oder unter den Diceraschichten liegen, hält es auch für möglich, daß beyde

*) Ueber den Jura in Deutschland. Berlin 1839.

Formationen nie über einander, sondern nur neben einander vorkommen könnten, doch sieht er es nach Beobachtungen bey Kelheim für ganz wahrscheinlich an, daß die Diceraskalke die oberen seyn möchten und identificirt sie daher mit dem Portlandstein, führt sie auch in seinem Durchschnitte unter letzterem Namen als über die lithographischen Schiefer gelagert auf. Anderer Ansicht ist Graf Münster, *) indem er bemerkt, daß dieser Kalkstein zwar von einigen Geognosten mit dem Portlandstein verwechselt, davon aber verschieden sey, und nur eine höhere Schichte des obern Coral rag ausmache. Den Dolomit erklärt er für darüber liegend. Bey dieser großen Divergenz der Meynungen wäre es Ref. allerdings angenehm, wenn er eine sichere Entscheidung geben könnte; da ihn jedoch die Ungunst der Witterung im heurigen Oktober zur Abbrechung seiner geognostischen Beobachtungen vor dem beabsichtigten Termine zwang und da er nicht weiß, ob und wann er sie wieder wird aufnehmen können, will er wenigstens das geben, was er durch seine fragmentarischen Untersuchungen gefunden hat.

Schon als vor zwölf Jahren Ref. zum erstenmale um die geognostischen Verhältnisse der Regensburger Gegend sich interessirte, fiel ihm die Verschiedenheit des dortigen Jurakalksteins, wie er an der nördlichen Wandung des Donauthales sich findet, von dem in Franken verbreiteten auf. Während dieser gewöhnlich regelmäßig und nicht besonders mächtig geschichtet, voll Ammoniten und Belemniten ist, und durch keine besondere äußerliche Gestaltung in der Regel sich auszeichnet, fand Ref. dagegen den ganzen Kalksteinzug, wie er ihn vom Tegernheimer Keller an, wo sein östlicher Ausgang ist, bis hinauf nach Marieort in der Nähe der Naabmündung in Augenschein nahm, gleich dadurch höchst charakterisirt, daß er hier allenthalben dieselben pittoresken schroffen Felsenpartieen aufzuweisen hatte, wie sie sonst bloß dem Dolomit zustehen und bey dem fränkischen Jurakalkstein wenigstens nur als ganz seltene Ausnahme sich einstellen. Hiezu kam noch, daß dieser Kalksteinzug an der Donau statt geregelter Schichtung mehr eine unbestimmte großmassige Absonderung und eine weit größere Festigkeit mit mehr marmorartigem oder krystallinischem Ansehen zeigte, und daß längs des ganzen genannten Thalgehänges keine Ammoniten und Belemniten, nicht einmal in Bruchstücken, gefunden werden konnten. Eine Unterlagerung von dieser Kalksteinbildung konnte Referent in der bezeichneten Erstreckung nur am Tegernheimer Keller, wie schon erwähnt, ausmitteln, wo der Griessandstein ihr Liegendes ausmacht; im ganzen übrigen Verlauf stieg sie unmittelbar aus der Thalsohle auf und wurde bloß in größerer oder geringerer Höhe von der Grünsandsteinformation mit ihren verschiedenen Gliedern überlagert *). Hieraus gieng nun freylich mit Evidenz hervor, daß sie zwischen dem Grünsandstein und dem Griessandstein eingelagert war; welche Stellung sie aber gegen die verschiedenen Abtheilungen der Jurakalkformation einnehmen möchte, war hieraus nicht zu bestimmen und sollte einer späteren Untersuchung in andern Lokalitäten aufbehalten werden. Im Altmühlthale konnte Ref. hoffen, diese Frage in Erledigung zu bringen. Indeß nicht eher als heuer gelang es ihm, dieses merkwürdige Thal zu besuchen, und was er in geognostischer Beziehung in demselben gesehen, will er hier kurz schildern.

Kelheim, am Ausfluß der Altmühl in die Donau liegend, ist ein höchst interessanter geognostischer Punkt. Aus Osten dringt der weiße krystallinische Kalkstein, den wir einstweilen mit dem Buch'schen Namen Diceraskalk bezeichnen wollen, heran, zugleich mit dem Grünsandstein; aus Westen trifft mit diesen Gesteinen der aus Pappenheim herziehende lithographische Schiefer zusammen. Bey Neukelheim, was auf dem Gipfel der gleich hinter der Stadt aufsteigenden nördlichen Thalwand liegt, ist der große Steinbruch im Grünsandstein eröffnet, der die Bausteine zur Isarbrücke, Residenz und anderen großen Bauten geliefert und seinem Besitzer einen beträchtlichen Reichthum erworben hat. Der Sandstein ist in mächtigen Bänken horizontal geschichtet,

*) Bemerkungen über den weißen Kalk und dessen Versteinerungen bey Kelheim (oberer Coral rag), in seinen Beyträgen zur Petrefaktenkunde. Bayreuth 1839.

*) Diese Ueberlagerung ist besonders schön bey Marieort zu sehen, wo der Grünsandstein durch einen ansehnlichen Steinbruch aufgeschlossen ist.

und darf hier den Namen „Quadersandstein“ mit bestem Rechte führen. An diesem Punkte kann man es sehr deutlich sehen, wie der Grünsandstein den Diceraskalk überlagert, denn im untern Theile des Bruches wird der Kalkstein gebrochen und ist auf eine weite Strecke deshalb entblößt. Bey meinem Besuche daselbst war man eben beschäftigt einen Kalksteinblock auszuheben, der gegen 300 Centner schwer seyn mochte. Steigt man von diesem Bruche den Bergabhang nach Kelheim herab, so trifft man anfangs auf der Höhe immer noch den Diceraskalk in kleinen Gruben, aus denen er gebrochen wird. Hält man sich mehr an die Ostseite des Berghanges, auf welchem die Häuser von Neukelheim umhergestreut liegen, so kommt man unmittelbar unter den letzten Gruben auf den lithographischen Schiefer, der sich nun von hier an am Ostabhange dieses Bergstockes bis herab zur Thalsohle zieht, während der Diceraskalk oben in einer langen Bank sich über ihn weg erstreckt, und dann auf der westlichen Seite ebenfalls bis in die Thalsohle herabfällt. Obschon es demnach allerdings den Anschein hat, als ob der Diceraskalk unzweifelhaft den lithographischen Schiefer überlagere, so muß man doch an dieser Ueberlagerung wieder irre werden, wenn man den Kalkstein neben dem Schiefer herabstürzen sieht, was möglicher Weise auch auf eine bloße Anlagerung deuten könnte. Auf jeden Fall ist der bezeichnete Punkt nicht ausreichend, um mit Sicherheit die Lagerungsbeziehungen beyder Gesteinsarten zu bestimmen.

Von hier aus sind die Thalwände, welche die Donau nach Weltenburg hinauf und die Altmühl bis gegen Riedenburg hin einfassen, alle aus Diceraskalk gebildet. Die pittoresken Felsenwände des Weltenburger Thales sind ihrer romantischen Beschaffenheit halber längst bekannt und gerühmt; weniger weiß man vom Altmühlthale, obgleich dieses an Schönheit wenig dem andern nachsteht, und durch die Menge alter Burgen und Ruinen, welche seine Zinnen krönen, einen Vorzug vor ihm voraus hat. In dieser untern Strecke des Altmühlthales sind eine Menge Steinbrüche im Diceraskalk angelegt, unter welchen die von Oberau die großartigsten sind. Ueber Lagerungsverhältnisse konnte Ref. hier keinen Aufschluß gewinnen, da die ganzen Thalwände hier wie bey Weltenburg aus Diceraskalk bestehen. Auf einen Punct ist er leider zu spät aufmerksam geworden. Eben in der Abreise von Kelheim begriffen, bemerkte er, daß zum neuen Pflaster, womit die Hauptstraße belegt wurde, Dolomitsteine gewählt worden waren. Verwundert, dieses Gestein hier zu finden, befragte er sich beym Pflasterermeister nach ihrer Herkunft und erhielt zur Antwort, daß sie in einer Schlucht bey Essing, gleich an der Thalsohle, gebrochen würden. Leider verfehlte Ref. diesen Punct, an dem vielleicht am Ersten Aufschluß über die Lagerungsverhältnisse zu gewinnen gewesen wäre.

Schon ehe man nach Riedenburg kommt, tritt der Dolomit in Mächtigkeit auf und übernimmt von nun an die Stelle des Diceraskalks, mit dem er gleiche äußere Formen gemein hat. Bey Nußhausen sind noch die Thalwände aus Diceraskalk gebildet; aber etwas weiter hinauf zeigt sich auf dem rechten Altmühlufer bereits ein Dolomitbruch gleich über der Thalsohle. Hinter Riedenburg sind die gewaltigen, thurmartig aufgehäuften Felsmassen, welche das alte Schloß (das jetzige Rentamt) tragen, ihrer ganzen Mächtigkeit nach aus Dolomit bestehend, während man im Thale etwas weiter hinauf, gegen Gundelfingen zu, in einem Steinbruche den untern Jurakalkstein findet, denselben, welcher durch Franken ausgebreitet ist und durch seine Ammoniten und Belemniten, so wie durch eine ganz andere Gesteinsbeschaffenheit von dem Diceraskalk sich auffallend unterscheidet. Dieser untere Jurakalk kommt hier im Altmühlthale zum erstenmale zum Vorschein, aber nur im untern Theil des Thalgehänges. In solcher Weise trifft man ihn bey Gundelfingen selbst, wenn man von da nach Jachenhausen hinaufsteigt. Zu unterst an der Thalsohle zeigt sich ein Bruch im untern Jurakalkstein, mit einer Menge von **Ammonites planulatus** und **Belemnites semisulcatus**. Darüber folgt Dolomit, und das Höhen-Plateau ist vom lithographischen Schiefer gebildet, der in weiter Ausdehnung von da nach Sausthal und Pointen sich ausbreitet. Die Lagerungsverhältnisse sind also ganz dieselben, wie man sie im Eichstädtischen und Pappenheimischen wahrnimmt.

In einiger Entfernung von Jachenhausen, aber immer noch auf der Plattform des Gipfels, trifft man in einer wallartigen Einfassung von Diceraskalk eine Menge loser Hornsteinbrocken mit den Versteinerungen, welche diesen Kalkstein auszeichnen. Die Kalkfelsen gehen hier in einem gesonderten Bergstock zur Thalsohle hinab, ohne daß man über ihr Lagerungsverhältniß zum lithographischen Schiefer sich einen bestimmten Aufschluß verschaffen konnte. Weiterhin auf dem Gipfel der Thalwand (in einiger Entfernung von Dietershofen) folgt wieder lithographischer Schiefer; beym Hinabsteigen ins Thal gelangt man bald auf Dolomit und zu unterst auf den untern Jurakalk. Bald oberhalb Riedenburg verschwinden im Altmühlthale die Diceraskalkfelsen ganz, indem sie in südwestlicher Richtung fortziehen, während jenes Thal nordwestlich verläuft. Dolomit und unterer Jurakalk treten dagegen auf, wobey ersterer auch bey Dietfurt wohl schon ganz verschwindet. *) Bey Beilngries tritt die Altmühl auf eine kleine Strecke aus dem Stock des Juragebirges heraus, um dann gleich umzulenken und südwärts, gegen Eichstädt zu, wieder in ihn einzudringen, während die kleine Sulz an dem westlichen Fuße des Jurazuges in der Richtung von N. nach S. längs desselben herzieht und ihn von seinen westlichen Vorbergen scheidet. Dieser westliche Abfall des Gebirges hat nur noch den untern Jurakalk und den unter ihm vorkommenden Griessandstein aufzuweisen; der Wolfsstein ist dem Ref. als der einzige Berg bey Neumarkt bekannt geworden, der auf seiner obersten Kuppe, die den höchsten Punct in der Gegend ausmacht, nochmals den Dolomit wahrnehmen läßt.

Wenn nun gleich Ref. auf dieser flüchtigen und unter ungünstigen Umständen ausgeführten Excursion der Lagerungsverhältnisse des Diceraskalkes sich nicht mit Evidenz versichern konnte, so ist es ihm doch wenigstens sehr wahrscheinlich geworden, daß selbiger nicht vom Dolomit bedeckt werde, sondern eine höhere Lage einnehme; denn allenthalben, wo im Altmühlthale Ref. eine Auflagerung des Dolomits beobachtete, fand diese bloß auf den untern Jurakalk, nicht auf Diceraskalk statt.

Eine spätere genaue Untersuchung dieser Kalksteinbildung ist um so wünschenswerther, als sie in mehrfacher Beziehung unsere Aufmerksamkeit verdient. Von dem untern Jurakalkstein weicht sie schon dadurch auffallend ab, daß sie nicht bloß ganz und gar die äußeren grotesken Formen des Juradolomits nachahmt, sondern mit diesem auch in der Höhlenbildung übereinkommt.

In Franken sind alle Höhlen, ohne Ausnahme, im Dolomit, hier dagegen hat Ref. zur großen Ueberraschung die Entdeckung gemacht, daß das Schulerloch vom Diceraskalk gebildet ist. Ein anderer auffallender Umstand ist es, daß man diese Felsen häufig mit geglätteten Flächen findet, so namentlich an der Weltenburg. Wer Lust hat, mag immerhin diese Erscheinung von uralten Gletschern herleiten; Ref. sieht darin lediglich einen einfachen Vorgang der Verwitterung, welche die vorragenden Partien stärker ergreifend, diese allmählig abgelöst und auf solche Weise die Felsenwände abgeschliffen hat.

(Schluß folgt.)

*) Die aus dem Steinbruch bey Malastetten (eine Stunde nordwärts von Dietfurt auf dem Gebirgs-Plateau gelegen) gebrochenen Steine werden zwar von den dortigen Bauleuten für Dolomit angesehen, sind es aber nicht, sondern dichter Jurakalkstein. Der Bruch, welcher den obern Verlauf einer Querschlucht, die von der kleinen Laber aus zum Gebirgsplateau sich hinaufzieht, umfaßt, ist erst seit Eröffnung des Kanalbaues angelegt, hat aber schon einen beträchtlichen Umfang gewonnen, da seine Steine von vorzüglicher Qualität sind. Die Schichtung ist von höchster Regelmäßigkeit, vollkommen horizontal, zum Theil von ansehnlicher und anhaltender Mächtigkeit. Versteinerungen sollen nach Aussage der Steinbrecher höchst selten seyn; Ref. fand bey seinem Besuche nichts als ein Bruchstück eines Belemniten.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. December.

Nro. 257. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Etudes géologiques dans les Alpes par M. L. A. Necker. Tome premier. Paris 1841. XXXI u. 492 S. 8.

In diesem Werke hat der Verfasser den Anfang gemacht, die Resultate zwanzigjähriger Beobachtungen über die geognostische Construction der Alpen mitzutheilen. Gleich seinem berühmten Großvater Saussure hat er sich zur Hauptaufgabe seiner wissenschaftlichen Thätigkeit das Studium der Alpen gewählt. Mit dem Westende dieser riesenhaften Gebirgskette den Anfang machend, ist der Verfasser allmählig weiter östlich vorgedrungen bis Istrien, Krain, Kärnthen, Steyermark und hat so nach und nach die meisten Hauptgruppen des Alpenzuges in Untersuchung genommen. Hiedurch hat er denn eine Bekanntschaft mit den geognostischen Verhältnissen der Alpen erlangt, wie sie in solchem Umfange gegenwärtig wohl keinem andern Geognosten zustehen wird. Bisher hatte Necker nur einzelne Untersuchungen der Oeffentlichkeit übergeben; erst jetzt, nachdem er zwanzig Jahre hindurch diesen Studien obgelegen, wagt er es, bestimmte Resultate aus seinen Beobachtungen zu ziehen und solche in ihrer Gesammtheit dem geognostischen Publikum zur Beurtheilung vorzulegen. Solche wohl motivirte Bedächtigkeit wäre vielen unserer Geognosten anzurathen; wir würden zwar nicht so viele, aber desto verläßigere Arbeiten erhalten. Auf jeden Fall werden wir den Angaben Necker's mehr Vertrauen schenken dürfen, als jenem Geognosten, der nach einer sechswöchentlichen Durchlaufung des ganzen Alpenstockes den Muth hatte, die höchst verwickelte geognostische Construktion dieses Gebirges uns vordemonstriren zu wollen.

Mit Recht hat Necker der aus Urgebirg bestehenden Centralkette der Alpen mindere Aufmerksamkeit gewidmet als ihren Seitenketten und den sie begränzenden Ebenen, da über jene schon vortreffliche Arbeiten vorliegen. In diesem ersten Bande befaßt er sich mit der Darstellung der geognostischen Struktur des Genfersee-Beckens. Aufgeschwemmtes Land und Süßwasser-Molasse sind es, die hier auftreten. Da ein näheres Eingehen auf die lokalen Verhältnisse nicht genug Interesse für die meisten Leser haben dürfte, so hebt Ref. bloß einen Gegenstand von allgemeinerem Belange hervor, nämlich die Ansichten Necker's von der Moränen- und Gletscher-Bildung.

Bekanntlich ist in neuerer Zeit aus dem unerschöpflichen Meere der geologischen Hypothesen die Meynung aufgetaucht, daß auf den allgemeinen Erdbrand eine eben so allgemeine Vereisung der Erdoberfläche gefolgt sey. Zu dieser etwas desperaten Hypothese hat man gegriffen, um das Vorkommen der umher gestreuten Blöcke erklärlich zu machen. Man sucht nun allenthalben emsig nach Gletscherspuren, und in den politischen Zeitungen informirt man nicht bloß das gesammte Publikum von der neuen Theorie, sondern man streitet sich bereits mit Heftigkeit um die Priorität des ersten Gedankens, aus dem die Eistheorie hervorgieng. Nachdem diese geologische Angelegenheit zu einer allgemeinen gemacht worden ist, wird man es in unsern Blättern wohl gerne sehen, wenn Referent in ihnen darstellt was ein mit den Phänomenen der Gletscherbildung wohl bekannter Beobachter, wie Necker, über die Grundlagen der neuen Theorie beybringt. Seine Meynung ist aber, um es gleich von vorn herein zu sagen, derselben keineswegs günstig, wie aus dem zu ersehen ist, was er in seinem sechsten Abschnitte

über die Gletscher und Moränen mittheilt und woraus Ref. einen ziemlich ausführlichen Auszug vorzulegen sich erlaubt.

Zuerst erinnert Necker, daß seine Beobachtungen über die Gletscher ihn ganz zu denselben Schlüssen geleitet hätten, welche Saussure aus dreyßigjährigen Untersuchungen dieses Gegenstandes gezogen; Untersuchungen, deren Genauigkeit durch Gruner und alle späteren Beobachter bestätigt worden wären. Dann wendet er sich gegen die neue Theorie, welche die Ursache der Bewegung der Gletscher der Ausdehnung zuschreibt, die durch Gefrierung des in den Zwischenräumen des Schnees und Eises infiltrirten Wassers hervorgebracht wird. Er findet es befremdlich, daß die Anhänger dieser Theorie die Thatsachen nicht bestreiten, auf welche sich die bisher allgemein gültige Theorie stützt, was freylich eine schwere Aufgabe seyn möchte, da diese Fakta durch vielfach wiederholte Prüfungen eine, so zu sagen, öffentliche Geltung erlangt haben. So müssen sie zugestehen, daß der erste Ursprung der Eismassen, welche in die Thäler herabsteigen, dem auf den hohen Spitzen gefallenen Schnee zuzuschreiben sey, weil die Erfahrung gezeigt hat, daß nach regnerischen und kalten Jahren, wie die von 1812 bis 1816, wo der Schnee in den Hochalpen reichlicher fiel und in den Thälern länger liegen blieb, der Umfang der Gletscher sich am meisten vermehrte und diese am weitesten in den untern Thälern vorrückten. Sie läugnen auch nicht, daß die Thalgründe, auf welchen die Gletscher ruhen, geneigt seyen, woraus folgt, daß diese der Wirkung der Schwere unterworfen sind, welche sie abwärts zu treiben strebt. Sie müssen gleichfalls eine eigenthümliche Erdwärme anerkennen, welche sich besonders an den Gletschern kund giebt durch die Wasserströme, die aus ihrem Innern hervorbrechen und die nicht gänzlich von der Schmelzung der äußern Eisfläche abzuleiten sind, da sie auch im Winter fortfließen, wo Alles an der Oberfläche des Bodens fest gefroren ist.

Wenn einerseits, bemerkt der Verf. weiter, keine dieser Fundamental-Thatsachen bestritten worden ist, so führt man andererseits zu Gunsten der neuen Theorie keine neue Thatsache von gleicher Wichtigkeit an, die unverträglich mit der alten Theorie wäre, denn die hauptsächlichsten Fakta, welche neuerdings die Beobachter beschäftigt haben, beziehen sich auf die Spuren, welche an verschiedenen Orten bezeugen, daß die Gletscher ehmals ausgedehnter waren als jetzt. Obschon nun der Verf. die Wichtigkeit solcher Beobachtungen aus topographischem Gesichtspunkte nicht bestreiten will, so verwahrt er sich doch dagegen, daß sie aus dem der Naturgeschichte der Gletscher neue Thatsachen wären, da schon Gruner und Saussure ähnliche erwähnt und der letztere sie in dieser Beziehung bey Auseinandersetzung seiner Meynungen in Betracht gezogen hätte.

Was nun die vorausgesetzte Ausdehnung betrifft, so zeigt der Verf. mit Evidenz, daß diese keineswegs zur Erklärung der großartigen Phänomene, welche man ihr zuschreibe, genügen könne.

Der zweyte Punkt betrifft die Behauptung, daß das Vorrücken eines Gletschers nicht gleichförmig in seiner ganzen Masse sey, daß die Geschwindigkeit seiner Schichten um so größer werde, als diese näher der Oberfläche und den Wirkungen der Temperaturänderungen mehr ausgesetzt wären, und daß zur eignen Geschwindigkeit jeder Schichte noch die Geschwindigkeit aller untern Schichten zugefügt werden müßte. Der Verf. bemerkt, daß er nicht wisse, worauf man diese Behauptung stütze, daß ein Gletscher zwar aus übereinander gelagerten Schichten gebildet erscheine, daß aber diese fest aneinander hängen, nirgends trennbar seyen und deßhalb keine von der ganzen Masse unabhängige Bewegung haben könnten.

Der dritte Punkt bezieht sich auf die Polirung und Streifung der Felsen, worauf die neueste Hypothese zu ihrer Begründung so viel Gewicht legt. Sie setzt voraus, daß der Felsengrund, auf welchem sich der Gletscher bewegt, mit Felsstücken bedeckt ist, die durch das Eis gegen den Grund gepreßt, und wie unter einem Mühlstein zerrieben, sich pulverisiren oder unter der Form abgeriebener Rollsteine am untern Endtheil des Gletschers hervorkommen. Man fügt hinzu, daß die härtesten Partikeln des Reibungssandes, der sich beständig zwischen dem Eise und Felsen findet, wie die kleinen Quarzkrystalle u. s. w., den Effekt eben so vieler kleinen Diamanten hervorbringen und die Oberfläche des Felsens,

(welche zuvor schon durch das Eis polirt wurde) ausfurchen, wodurch diese mit einer Menge geradliniger, mehr oder minder feiner, miteinander auffallend paralleler Streifen bedeckt wird. Der polirte Felsen des St. Bernhard ist citirt als solche Streifen zeigend.

Der Verf. fragt zuerst, ob es denn wirklich zwischen dem Gletscher und dem Grund, auf welchem er ruht, umhergestreute Felsstücke gäbe. Und wenn dieß der Fall, woher kommen sie? Denn um unter den Gletscher zu gelangen, mußten sie dahin entweder durch Spalten kommen, oder durch Einhüllung in Eis, welches sie bey seiner Schmelzung würde liegen gelassen haben. Hinsichtlich der wenigen und unbeträchtlichen Spalten aber, durch welche das an der Oberfläche der Gletscher laufende Wasser in die innere Strömung sich ergießt, erinnert der Verf., daß er niemals Spalten gesehen oder von ihnen gehört hätte, welche den Gletscher ganz durchsetzten, und wenn es solche gäbe, so würden sie an ihrem untern Ende so enge seyn, daß sie höchstens nur noch Sand durchlassen könnten. Eben so hat er nie Geschiebe und Blöcke in das Innere des Eises eingehüllt gesehen; die einzigen Felsstücke, welche er bey den Gletschern beobachtete, waren die, welche über ihre Oberfläche verstreut sind, und die Moränen. Auch erklärt er, nirgends eine Angabe gefunden zu haben, welche eine solche Thatsache bestätigte.

Es ist aber, wie der Verf. in seiner Argumentation fortfährt, noch eine andere Frage zu beantworten, nämlich ob in dem Fall, wo Geschiebe und Sand gegen die Oberfläche eines Felsens durch eine in Bewegung begriffene Eismasse gedrückt wird, diese Oberfläche durch selbige gestreift würde.

(Fortsetzung folgt.)

Naturhistorische Topographie von Regensburg ꝛc.

(Schluß.)

Was Ref. von den Eigenthümlichkeiten der organischen Ueberreste dieses Kalksteins schon bey Erwähnung gedachter Formation in der Nähe Regensburgs hervorhob, hat sich ihm im Altmühlthale bestätiget. Nirgends gelang es ihm, Ammoniten und Belemniten, welche für den untern Jurakalk so bezeichnend sind, aufzufinden. Eben so führt Graf Münster in seinem schon erwähnten Verzeichnisse der Versteinerungen dieses Kalksteins bey Kelheim nicht eine einzige Art von diesen beyden Gattungen auf; auch in dem, vom Oberstbergrath von Voith *) mitgetheilten Verzeichnisse ist keine hieher gehörige Art genannt. Wenn es nun gleich voreilig seyn möchte, hieraus den gänzlichen Mangel von Ammoniten und Belemniten zu folgern, so könnten sie doch, selbst wenn ihre Spuren noch entdeckt werden sollten, keineswegs ein gemeines Vorkommen darin seyn, und somit werden diese beyden Gattungen immerhin ein gutes negatives Kennzeichen für diese Kalksteinbildung abgeben. Am häufigsten unter den Versteinerungen sind Terebratuliten, Pektiniten und Chamiten. Als Leitmuscheln möchten für diesen Kalkstein die Terabratula inconsians speciosa Münst., die Diceras (Chama) arietina, Nerinea suprajurensis und Pterocera Oceani zu betrachten seyn.

In technischer Beziehung ist der Diceraskalkstein von der größten Wichtigkeit, da er unter den verschiedenen Gesteinsabtheilungen, aus welchen das Juragebirge besteht, das beste Baumaterial liefert. Er trotzt der Witterung besser, als alle übrigen Steine, da er sich mit einer Kruste überzieht und

*) Bey Anführung der um Regensburg vorkommenden Versteinerungen aus dem Jurakalk setzt er am Schluße unbestimmt hinzu: „einige, wiewohl selten vorkommende Ammoniten und Belemniten sind noch näher zu bestimmen.“

dann den äußern atmosphärischen Einflüssen wenig mehr zugänglich ist. Dieß kann man sehr deutlich am Regensburger Dom sehen, wo unter den Quadern des Grünsandsteins auch solche von diesem Kalksteine gemengt sind; die letzteren springen zum Theile um mehrere Linien über die Sandsteine hervor, welche von der Witterung weit mehr angegriffen wurden. Wie in der Luft, steht er auch im Wasser vortrefflich und hat daher bey den Kanalarbeiten einen guten Absatz gefunden. Auch für den Bildhauer ist er von großem Werth, da er bey seiner marmorartigen oder krystallinischen Beschaffenheit sich schön verarbeiten läßt und zugleich durch seine Dauerhaftigkeit sich empfiehlt. Den Steinbrechern gereicht es zum Vortheil, daß er sich im Winter ebenfalls brechen läßt, was weder beym lithographischen Schiefer, noch dem untern Kalkstein angeht, und bey seiner großmassigen Absonderung lassen sich ansehnliche Blöcke aus ihm brechen. Die beyden größten Blöcke, die bisher gebrochen wurden, sind aus dem Steinbruche von Oberau genommen und für das Kanal-Monument, das bey Erlangen aufgerichtet wird, bestimmt; der eine von diesen Kolossen ist bereits abgeliefert, den andern sah Ref. noch am Steinbruche liegen.

Nach dieser langen Abschweifung kehren wir wieder zum Verf. zurück, um kurz noch zu berichten, daß auf die Jurakalkformation die Grünsandsteinformation folgt mit ihren verschiedenen Gliedern, wovon hier nur des Tripels gedacht werden soll. Dem Tertiärgebirge angehörig erklärt er ein thoniges Gestein am Tegernheimer Keller, dann die Braunkohlen-Niederlagen bey Kneiting, Abach, und zwischen und um Alling, Reichenstetten und Lindach. Am Schluße spricht er noch von diluvianischen und postdiluvianischen Gebilden.

Bey den beyden folgenden Bänden, die Flora und Fauna behandelnd, können wir uns ganz kurz fassen, da keine Beschreibungen mehr gegeben, sondern die Arten bloß genannt und einige Synonyme, wo es nöthig war, nebst den Fundorten beygefügt sind.

Das Verzeichniß der Regensburger Pflanzenarten, von Dr. Fürnrohr bearbeitet, wird wohl eines der vollständigsten seyn, das irgend eine Gegend aufzuweisen hat, da hier die Botanik seit geraumer Zeit in ausgezeichneter Weise vertreten worden ist. Nur die Pilze und Schwämme blieben zur Zeit noch unberücksichtigt, da zwar, wie der Verf. erklärt, durch Schäffer und Duval treffliche Vorarbeiten geliefert seyen, deren Wiederholung aber bisher nicht möglich gewesen wäre. An phanerogamischen Pflanzen sind hier 1063, an kryptogamischen, mit Ausschluß der Pilze und Schwämme, 406 Arten aufgeführt.

Die Fauna ist von verschiedenen Verfassern bearbeitet. Forstrath Koch übernahm die Wirbelthiere, nebst den Crustaceen, Myriapoden und Arachniden; Dr. Herrich Schäffer die Insekten, und Patrimonialrichter Forster die Mollusken, zu welch letzterem Oberstbergrath von Voith Notizen lieferte. Die Würmer und Strahlthiere mußten zur Zeit noch unberücksichtigt bleiben. Die Zahlenverhältnisse sind folgende:

Säugethiere . . .	46	Arten.
Vögel	231	„
Amphibien . . .	21	„
Fische	42	„
Insekten . . .	7138	„
Crustaceen . . .	68	„
Myriapoden . .	29	„
Arachniden . . .	910	„
Mollusken . . .	111	„

Für die Zukunft hat der Herausgeber Nachträge versprochen, was sehr zweckmäßig ist.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. December.

Nro. 258. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Etudes géologiques dans les Alpes par M. L. A. Necker.

(Fortsetzung.)

In der Mineralogie ist es eine bekannte Sache, daß jedes Mineral einen gewissen Härtegrad hat, der von der Natur desselben abhängig ist, daß es nicht durch jedes andere Mineral geritzt werden kann, und daß endlich kein Mineral, außer in ganz außerordentlichen Fällen (wie z. B. das Zusammentreffen einer sehr heftigen Bewegung mit einem starken Druck) andere Mineralien von gleicher Beschaffenheit ritzen, noch weniger dieß an härteren ausführen kann. Das Eis ist aber weicher, als alle bekannten Felsarten, wie könnte es also den Felsen poliren? Wenn eine Eismasse Kieselsteine oder Sandkörner gegen die Oberfläche eines Felsen preßt, würden diese nicht eher das Eis so tief ausfurchen, um sich in ihm einzugraben, als dagegen den Felsen zu ritzen? Jedenfalls könnte dieser Felsen nur durch härtere Kiesel als er selbst, nicht aber durch andere geritzt werden. Aus dem Umstande, daß die Kalksteine, welche den Raum einnehmen, wo die Gletscher des Grindelwalds sich enden, durch die Sandkörner und die Feldspath- und Quarzgeschiebe, die diese Gletscher von ihren obern Stücken mitbringen, gefurcht wären, folgt aber auch keineswegs, daß die Feldspathgeschiebe, welche die Gletscher von Chamouni transportiren, die quarzigen Felsen, auf denen sich selbige endigen, könnten gefurcht haben. Auch würde, wie der Verf. meynt, eine detaillirte Auseinandersetzung der Umstände, unter welchen sich solche Streifen kundgeben, von größerem Werthe gewesen seyn, als die allzu allgemeinen Behauptungen, zu denen diese Streifen Veranlassung gaben.

Endlich weist der Verf. nach, daß das Beyspiel vom polirten Felsen des St. Bernhard unglücklich gewählt ist, da es evident ist, daß die Streifen an diesem Felsen von der Krystallisation herrühren; ihr genauer Parallelismus, ihre frappante Aehnlichkeit mit den Streifen, mit denen die Seiten der Säulen der Quarzkrystalle bedeckt sind, zeigen es mit Evidenz. Man sieht hier wie in andern analogen Fällen, von denen der Verf. in den folgenden Bänden sprechen will, daß dieser polirte Felsen der Ueberrest einer Spaltenwand oder des Salbandes (éponte?) eines Ganges ist, und daß die vorspringenden Streifen, welche gerade Linien im mathematischen Sinne dieses Wortes bilden, Kanten sind von molecularen und regelmäßig und symmetrisch auf diese ebenen Flächen gestellten Krystallen, wie sie es auf den Flächen eines ungeheuern Bergkrystalls gewesen seyn würden. Hieran ist also Nichts das Werk eines Gletschers oder der Geschiebe, welche er mit sich fortreißt. Das Vorkommen von geglätteten und gestreiften Felsen ist mit dem Phänomen der erratischen Blöcke in gar keinem Zusammenhang, ist demselben völlig fremd.

Nachdem Necker, wie wir glauben überzeugend, die Unstatthaftigkeit der oben aufgestellten Hypothese nachgewiesen hat, wendet er sich der zweyten und jüngsten dieser neuen Theorien zu. Man hatte bisher die Umwandlung des Schnees in Eis, von der porösen Beschaffenheit, wie solches die Gletscher zusammensetzt, dem Gefrieren des in den Schnee eingedrungenen Wassers zugeschrieben, welches Gefrieren durch die Rückkehr der Kälte, nachdem die Sonne einen Theil der Oberfläche des

Gletschers geschmolzen hatte, veranlaßt würde. Gegen diese Erklärung ist eingewendet worden, daß, da besagte Umwandlung in sehr hohen Regionen, wo die Temperatur immer unter Null ist, vor sich gienge, man nicht zu begreifen vermöge, wie bey so niederer Temperatur eine Formänderung, bey der die Wärme eine unerläßliche Bedingung sey, erfolgen könne. Daher behaupten die Gegner, daß es der Druck sey, den die obern Schneemassen auf die untern, in die Schluchten hinabreichenden ausüben, welchem die Umänderung dieser letzten in Eis beygemessen werden müsse, und zwar vermöge einer Schmelzung, die in ihrer Masse durch den Wärmestoff bewirkt wird, welchen der Druck in dem Augenblick frey macht, als er die kleinen Krystalle, woraus dieser Schnee besteht, zermalmt und die unzähligen Luftblasen, welche die Zwischenräume dieser Krystalle erfüllen, zusammendrückt.

Der Verf. antwortet hierauf, daß die Idee, welche Veranlassung zu dieser sonderbaren Hypothese gegeben hat, nicht exakt ist. Es existirt nämlich kein Theil der Alpen, wo die Temperatur beständig unter dem Gefrierpunkte steht. Selbst auf dem Gipfel des Montblanc hat Saussure die Oberfläche des Schnees mit einer geschmolzenen Kruste bedeckt gefunden; ein offenbarer Beweis, daß selbst auf dem Kulminationspunkte der Alpenkette der Schnee an der Oberfläche die Wirkungen des Schmelzens erlitten hatte. Die Gletscher bilden sich aber in einer viel geringeren Höhe, und von diesen hochliegenden Regionen sagt Saussure ausdrücklich, „daß was im Sommer schmilzt, selbst auf dem höchsten Punkte der Gletscher, während die Sonne über dem Horizont steht, um Vieles das übertreffe, was in ihrer Abwesenheit gefriert. . . . Uebrigens schmelzen die warmen Winde, welche im Sommer herrschen, Schnee und Eis während der Nacht wie am Tage, selbst auf den höchsten Gipfeln."

Und diese Behauptung, fährt der Verf. fort, daß die Quantität der aus dem Schnee durch Druck frey gewordenen Wärme hinreichend ist, um diesen Schnee zu schmelzen, auf welchem direkten Beweise, auf welcher Analogie, beruht sie? Welches Experiment führt man zu ihren Gunsten an? Die Antwort ist: keines. Saussure versicherte sich dagegen durch einen positiven Versuch, daß nachgemachtes Eis, das von einem mit Wasser durchdrungenen Schnee herrührte, dem der Gletscher glich. Hierauf gestützt, darf Necker wohl weiter fragen, ob man um den Gegenbeweis von dieser Erfahrung sich bemühte, ob man es versucht habe einer Schneemasse einen solchen enormen Druck, wie ihn gegenwärtig die Kunst hervorbringen kann, zu unterwerfen? Auch hier lautet die Antwort: keineswegs. Gleichwohl präsentirt diese mehr als paradoxe Meynung, wie er sie nennt, sich einer experimentalen Wahrheit zu substituiren.

Hiezu kommt nun noch von den Gegnern eine neue Hypothese über die Bildung der Moränen, ohne der bisher gültigen Theorie, welche den Gletschern den Transport der Blöcke, aus denen die Moränen zusamengesetzt sind, zuschreibt — eine andere Einwendung entgegen zu stellen, als daß diese Blöcke denen der Einstürze und der aufgeschwemmten Terrains der Hochthäler gleichen, von denen sie nur durch einen gewissen Grad von Politur sich unterscheiden sollen, was ein sehr unbestimmtes und fast nicht wahrnehmbares Kennzeichen ist. Aus dieser Aehnlichkeit schließt man, daß die Gletscher ähnliche Ablagerungen, denen man den Namen clysmischer oder tertiärer giebt, ursprünglich vorgefunden, dieselben bearbeitet „und sie über ihre Ränder gestürzt haben, wie die Pflugschar den Boden, welchen sie bearbeitet, aufwirft. Daher wären die Moränen nur die Ränder der Furchen, welche der Gletscher in seinem Marsch aushöhlte." Hiegegen erinnert der Verf., daß wenn dem also wäre, so müßte man dicht neben und unter den Moränen Stücke dieses alten Schuttlandes noch in ihrer ursprünglichen Lagerung sehen, ohne von den Gletschern beunruhigt worden zu seyn; ganz so, wie man den Boden unter und seitwärts von den durch den Pflug aufgeworfenen Schollen sieht; gleichwohl wird man davon nichts gewahr. Dieß würde der beste positive Beweis von der Richtigkeit der Behauptung seyn; ein Beweis übrigens, den man keineswegs zu liefern versucht hat; denn die Analogie, welche man zwischen den Hochthälern der Centralkette der Alpen und denen der minder hohen Seitenzüge feststellen will, würde vor einer tiefer gehenden Kenntniß der

Struktur dieser Kette nicht stichhaltig seyn, was der Verf. in einer ausführlicheren Deduction zu erweisen strebt, wohin wir ihm hier nicht folgen können.

Von dem, was der Verf. über die Moränen-Bildung sagt, genügt es uns hier bemerklich zu machen, daß er aus seinen zahlreichen und ausgedehnten Beobachtungen über die Geschieb-Ablagerungen am Fuße der Alpenkette zu der Behauptung sich berechtigt glaubt, daß die Gletscher niemals, selbst nicht bey ihrer größten Erweiterung, die Gränzen der Thäler, in welche sie gegenwärtig herabreichen, überschritten haben.

Zum Schlusse heben wir aus dem vierten Kapitel: „die hauptsächlichsten Folgerungen aus den Beobachtungen über die diluvianischen Ablagerungen am nördlichen Fuß der Alpen" entwickelnd, noch Einiges von allgemeinerem Interesse hervor.

Die diluvianischen Blöcke erscheinen im Gegensatz zu den Geschieben der Alluvionen, sowohl alten als neuen, um so häufiger, als die Terrains, von denen sie herkommen, minder ausgedehnt und von der Stelle, welche gegenwärtig die Findlinge einnehmen, entfernter sind. So sind in den Umgebungen von Genf die von der Centralkette abstammenden Blöcke, obschon selbige den am weitesten abliegenden Saum des Beckens und zugleich den mindest breiten bildet, unendlich häufiger als die sekundären Blöcke, und namentlich als die Kalkblöcke, obschon die Berge von dieser Beschaffenheit einen viel beträchtlicheren Raum als die primitiven einnehmen und auch viel näher liegen.

Die Form der diluvianischen Findlinge ist wie die der Blöcke, welche die Gletscher schieben und auf ihren Moranen absetzen. Wie diese haben sie, ohne im Allgemeinen vollkommen abgerundet zu seyn, ihre Winkel und Kanten so abgestumpft, daß man nicht zweifeln darf, daß sie nicht eine lange Abreibung erfahren hätten.

Es steht zu vermuthen, daß alle diluvianischen Blöcke, selbst die, welche sich gegenwärtig ganz frey und isolirt auf den Gebirgshängen, auf den Gipfeln der niedrigeren unter ihnen, wie auch auf denen der Hügel, auf der Thalsohle und in den Flußbetten zeigen, einst Theile einer beträchtlichen Masse ausmachten, wo sie mit andern Blöcken, Grus und Sand durch einander gemengt waren und Alles durch thonigen Letten oder Schlamm, ohne Regelmäßigkeit, verbunden war. Diese enormen Trümmermassen hatten ihren Ausgangspunct an der Mündung aller großen Alpenthäler und hier war ihre Mächtigkeit am beträchtlichsten. Von da senkte sich die Masse in sehr gedrückten Böschungen in die Ebenen herab und lehnte sich an den Fuß der äußeren Jurakette, wo sie eine ansehnliche Mächtigkeit hatte, indem hier im Allgemeinen ihre Oberfläche eine absolute Höhe von wenigstens 700 Meter erreichte, denn dieß ist gewöhnlich die oberste Gränze für die Findlinge auf dieser Kette. Alles deutet übrigens darauf hin, daß vor der Zerstörung und Wegführung des Lettens, Sandes und Gruses, welche diese Blöcke begleiteten, dieselben eine viel größere Höhe einnahmen als gegenwärtig; selbst jetzt noch giebt es Punkte auf der Oberfläche des Jura, wo isolirte Findlinge in Höhen von 1100 Meter vorkommen.

Aus der Verbindung dieser Thatsachen mit vielen andern wird es dem Verf. sehr wahrscheinlich, daß Alles, was noch jetzt von diluvianischen Ablagerungen im Becken des Genfer-Sees übrig ist, einst ein Stück von einer und derselben Masse war, die von der Mündung des Rhonethales ausgieng und deren Form die eines sehr gedrückten Kegels war; auf solche Weise, aber mit unvergleichbar größern Dimensionen, den kleinen Trümmerkegeln ähnlich, welche die Alpenströme bey ihrem Ausgange aus den Bergen bilden. Indem der Verf. dann die Vertheilung der diluvianischen Geschiebe im Arvethal prüft, findet er die nämlichen Verhältnisse und gelangt überhaupt für alle große Alpenthäler zu dem Resultate, daß alle Veranlassung zu eben so vielen Trümmerkegeln gegeben zu haben scheinen, die jetzt nur verwischt und niedergerissen sind durch den Einfluß der Elemente auf Massen, die alle aus incohärenten Materialien und zumal aus einem vom Wasser sehr leicht angreifbaren Letten zusammen gesetzt waren.

Die Beobachtungen, daß die primitiven Blöcke unverhältnißmäßig häufiger als die Kalk- und secundären Blöcke überhaupt sind, so wie, daß zwi-

schen der relativen Anzahl der Findlinge und der Entfernung des Lagers, von dem sie abstammen, gewissermassen ein umgekehrtes Verhältniß besteht, diese Beobachtungen, wie der Verf. mit Recht bemerkt, streiten gleich stark gegen die Voraussetzung, daß die Alpengletscher einst bis in die Ebenen sich ausgedehnt und bis dahin diese Blöcke, wie die ihrer Moränen geführt hätten. Wenn dem so wäre, so müßte, da die Gletscher in gleicher Weise die Trümmer aller Gipfel, an deren Fuß sie vorüber gehen, transportiren, die Zahl der Kalkblöcke viel beträchtlicher als die der primitiven Findlinge seyn, und zwar im Verhältniß der comparativen Mächtigkeit der Kalk- und primitiven Lager am Nordabhang der Alpen. Uebrigens erklärt es Necker für unmöglich, in der Vertheilung, Stellung und Struktur der diluvianischen Ablagerungen in den Ebenen etwas zu finden, was auch nur auf die entfernteste Weise an Moränen erinnern könnte.

Da die großen Blöcke in den diluvianischen Ablagerungen es allein sind, welche die Erklärung ihres Transportes schwierig machen — die Absetzung der kleineren Geschiebe und des Gruses ließe sich durch ungewöhnliche Anschwellungen der gegenwärtigen Flüße leicht begreiflich machen — und da ferner diese Blöcke auf die Centralkette hinweisen, so wendet sich der Verf. mit seinen Betrachtungen dieser zu, um die Transportmittel für diese großen Blöcke und mit ihnen um so viel mehr die für alle diluvianischen Massen ausfindig zu machen.

Welches sind noch gegenwärtig, fragt sich zuerst Necker, in der höchsten Alpenkette die eines solchen Transportes fähigen Agentien? Obschon er es sich nicht verhehlt, daß viele große geognostische Thatsachen nicht durch die einzige Aktion der unter unsern Augen wirksamen Ursachen erklärt werden können, so müssen wir ihm doch beystimmen, daß diese Unmöglichkeit für einen gewissen Fall zuerst dargethan seyn muß, bevor man sich zu einer außergewöhnlichen Intervention verstehen darf. Als Agentien, welche noch jetzt in den Hochalpen die Bewegung von Felsblöcken veranlassen, kann man sich nur drey denken, nämlich die einfache Wirkung der Schwere, das Eis der Gletscher und das Wasser der Bergflüsse. Es läßt sich aber leicht zeigen, daß diese drey Agentien völlig unzureichend sind, um den Transport ungeheurer Blöcke auf die Höhen des Juras zu erklären. Daher sieht sich jetzt der Verf. nach andern Ursachen zur Erklärung dieses Phänomens um, und erläutert uns zuerst einen einzelnen Fall, um von diesem aus auf allgemeine Schlüße zu gelangen.

Gegen die Höhe des Thals von Chamouni kommen zwey große Hügel, man könnte fast sagen Berge, vor, völlig aus aufgehäuften Blöcken zusammengesetzt und ganz und gar die Form von Moränen darstellend. In ihrer Form und Lage, die eine neben dem Gletscher von Argentières, die andern neben dem von Bois, glaubt Necker große Wahrscheinlichkeit für die Ansicht zu finden, daß es wirklich alte Moränen sind, jede durch einen dieser Gletscher zu einer Zeit gebildet, wo ihre Masse unverhältnißmäßig größer war als gegenwärtig. Der Trümmerhaufen am erstern Gletscher hat mehr als hundert Meter Höhe, der andere fast nochmal so viel. Aus den Lokalverhältnissen zu schließen, wo noch jetzt die Arve Mühe hat sich in einer schmalen Spalte durch die enormen Felstrümmer hindurch zu winden, scheint es außer Zweifel, daß diese Gletscher und Moränen einmal das ganze Thal gesperrt haben, indem sie den Lauf der Arve vollständig hemmten, wodurch sich zwey Seen bilden mußten. Zur Zeit des Rückzuges oder der Verminderung dieser Gletscher werden sich die aufgestauten enormen Wassermassen, indem sie den schwächsten Theil der Moräne durchbrachen, mit einer Furie und Gewalt durch diese Breschen gestürzt haben, wovon der Durchbruch des Thals von Bagnes, was ein ganz analoger Fall ist, nur eine sehr schwache Idee geben kann; zugleich mit sich fortreißend nicht allein die enormen Blöcke aus dem durchbrochenen Theile der Moränen, sondern auch die auf der Thalsohle und am Fuß der beyden Gehänge vorkommenden, nebst allen andern Trümmern, die im Wege lagen.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. December.

Nro. 259. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Etudes géologiques dans les Alpes par M. L. A. Necker. Tome premier. Paris 1841. XXXI u. 492 S. 8.

(Schluß.)

Nach dem Austritt aus dem Thale von Chamouny mußte das Wasser den Rest des Arvethales durchströmen, auch hier Trümmer und Geschiebe mit fortführend. *) Die großen, von den Bergen ins Thal herabgestürzten Blöcke von sekundären Felsarten werden auch mit ergriffen worden seyn; da aber die Triebkraft des Wassers wegen der Verminderung der Schnelligkeit seines Falls geringer und den sekundären Blöcken eine minder beträcht-

*) Zum Erweis, daß Necker seine Ansichten von den Ursachen, welche den Transport der Findlinge veranlaßten, nicht aus der Luft gegriffen, sondern auf bewährte Erfahrungen gestützt hat, mag hier die Erzählung vom Eisbruche im Thal von Bagnes eine Stelle finden. Die während des kalten und regneriſchen Sommers 1810 auf den Hochalpen angehäuften Schneemassen hatten den Umfang der meisten Gletscher dermaſſen vergrößert, daß mehrere von denen, die bis ins Thal von Chamouni herabreichen, ihre Gränzen verließen, und weiter als jemals vorrückten, namentlich der Gletscher des Bois, dessen untere Moränen fast die ersten Häuser des Weilers gleichen Namens erreichten. Diese ungeheuern Haufen enormer Protogin-Blöcke hängen noch über diesen Hütten, auch nachdem sich der Gletscher wieder zurückgezogen hat, als ein Monument dieses verderblichen Jahres. Zu derselben Zeit hatten die Gletscher des Thales von Bagnes im Valais ein ähnliches Anschwellen erlangt, und einer von ihnen, der Gletscher von Getroz, auf dem Gipfel einer Felsklippe dieses Thales stehend, stürzte beständig, von den obern Schnee- und Eismassen getrieben, seine Trümmer von der Höhe dieses Abgrundes in den Thalweg hinab. Hier bildeten sie ein Hauswerk, wie eine dicke Mauer, welche das ganze Thal durchsetzte, und, indem sie dem durchströmenden Fluße den Weg sperrte, die Bildung eines Sees von einer halben Stunde Ausdehnung veranlaßte. Im Jahre 1818 verursachte der Druck des Wassers in diesem See gegen die Eiswand, welche es umschloß, einen Durchbruch der Wandung und ein plötzliches Abfließen dieser ungeheuern Wassermasse, welche mit einer fürchterlichen Geschwindigkeit durch das schmale Thal von Bagnes sich stürzend, in das große Thal von Valais hinabströmte, Alles, was sich auf ihrem Wege fand, enorme Felsblöcke, Wohnungen, Bäume, Menschen, Thiere u. s. w. mit sich fortschleppend, um die verschiedenartigsten Gegenstände, in Schlamm- und Sandmassen verwirrt durch einander gemengt, auf der fruchtbaren Ebne von Martigny abzusetzen. Von da stürzte sich der Strom durch das Querthal von St. Moriz in den Genfer See, dessen Wasser er in Aufregung brachte, und in welchem er weit über den Punkt vorrückte, wo die Rhone, deren Bett er usurpirte, sich selbst bey ihren größten Anschwellungen ausbreitet. Dieses unheilvolle Ereigniß kann als die getreuste Darstellung, obgleich allerdings in einem viel kleineren Maßstabe, von den ungeheuern antediluvianischen Durchbrüchen angesehen werden, denen Sauſſure den Transport der über die Schweizer-Ebenen und bis auf die Juragehänge verbreiteten Alpenblöcke beymißt. Auch bey dieser Gelegenheit wurden Blöcke, fast so groß wie in den eben erwähnten Ebenen, in wenig Minuten von den Höhen des Thales von Bagnes in das Thal von Martigny hinabgeführt, in ähnlicher Weise wie die diluvianischen Blöcke mit Geschieben jeder Größe, Sand und einem dichten Teige von flüßigem Schlamme vermengt.

liche Geschwindigkeit als den Granit- oder Protogin-Blöcken der Centralkette mitgetheilt wurde, so mußten sie viel eher still halten und sich am Ausgange des Wassers aus dem Gebirge heraus ablagern, während die letztern, ihre Geschwindigkeit länger beybehaltend, in größere Entfernungen geführt wurden.

Es ist aber, wie uns der Verf. belehrt, das Thal von Chamouni nicht das einzige, wo sich Gletscher zeigen, die einst im Stande waren den Lauf der Flüße aufzuhalten; die ganze Hochkette der Alpen hat ähnliche Gletscher aufzuweisen; das Valais besonders bietet die furchtbarste Anhäufung derselben dar. Die Beobachtungen von Venetz über die Ueberreste alter Moränen, welche sich in der Verlängerung dieser Gletscher, aber in beträchtlicher Entfernung von ihrem gegenwärtigen Platze zeigen, erlangen daher in Lösung der Frage, die uns gegenwärtig beschäftigt, eine hohe Wichtigkeit, indem sie erweisen, daß es eine Zeit gab, wo die Alpengletscher weit ausgedehnter als gegenwärtig waren, in die Thalgründe hinabstiegen und sie bisweilen durchsetzten. Durch die Aufstauung der Flüße bildeten sich alsdann Seen, und wenn diese beym Zurückziehen der Gletscher ihre Dämme durchbrachen, stürzten sie sich gegen die Ebenen und rissen Blöcke, Kiesel, Sand und Schlamm mit sich fort. Solche Ueberschwemmungen von verschiedener Stärke konnten sich mehrmals wiederholt haben.

Für die Meynung des Verf. spricht auch der Umstand, daß man allenthalben, wo die Centralkette der Alpen weit über die Gränze des ewigen Schnees hervorragt und wo sie daher allenthalben Gletscher zeigt, Haufen von Blöcken und anderen diluvianischen Trümmern am Ausgang der großen Thäler, die dahin führen, antrifft. Wo dagegen die Centralkette diese Gränze nicht erreicht, oder nur wenig über selbige hinausgeht, wie dieß der Fall an ihrem östlichen Ende in Kärnthen, Krain, Niederösterreich, Kroatien und Dalmatien ist; oder wenn sehr hohe Außenketten, die jedoch nicht hoch genug sind, um über die Schneegränze zu reichen, auf eine lange Strecke sich zwischen die Centralkette und die Ebenen lagern und keinem Thale gestatten, diesen Centralkamm zu erreichen, wie im Vicentinischen, Feltrin, Bellunesischen und Friaul, da sieht man diluvianische Blöcke weder am Ausgange der Thäler, noch in den benachbarten Ebenen, während die Thäler im Veronesischen, Mailändischen und Piemont, nämlich die der Etsch, des Comer Sees, des Lago maggiore, der Sesia u. s. w., welche von der Ebene zu der mit Schnee und Gletschern belasteten Centralkette direkt verlaufen, einer ungeheuern Anzahl von enormen Blöcken den Durchgang verstattet haben.

Auf einen andern merkwürdigen Umstand macht der Verf. aufmerksam, daß nämlich nächst den Alpen, die einzige Kette in Europa, welche beträchtlich in die Region des ewigen Schnees hineinreicht und große Gletscher hat, d. h. die skandinavische Kette zugleich auch die einzige ist, von der große Blöcke und diluvianische Trümmermassen abstammen. Die Aehnlichkeit zwischen beyden Ketten in dieser Beziehung wird um so größer, wenn man erwägt, daß, wie Hausmann gezeigt hat, in Braunschweig, Hanover und im Weserthal, d. h. in den von Schweden am weitesten abliegenden Ländern, die Findlinge von Dalekarlien oder einem noch centralern Theil der skandinavischen Kette herrühren, während in Meklenburg und Pommern, also in näher an Schweden liegenden Ländern, Trümmer von Uebergangsgebirgen mit Trilobiten und Orthoceratiten vorkommen, die von Gothland und Oeland, also von den äußersten Theilen des Gebirges, abstammen.

Als ein Einwurf gegen des Verf. Ansicht könnte es erscheinen, daß die Pyrenäen ebenfalls über die Schneegränze reichen und die Gipfel ihrer Centralkette mit Gletschern besetzt sind, während in den nordwärts anstoßenden Ebenen keine aus diesem Gebirge ableitbaren Findlinge sich darzubieten scheinen. Diesen Einwurf beseitigt der Verf. jedoch damit, daß diese Gletscher zu Saussure's zweyter Klasse, zu denjenigen gehören, welche an den hohen Hängen der Bergspitzen sitzend, niemals in die Thäler herabsteigen und daher keinen Fluß in seinem Laufe hemmen können. Zwar giebt es ungeheure Haufwerke von über einander gethürmten Granitblöcken in den innern Thälern der Kette,

diese scheinen aber von großen Einstürzen herzurühren.

Zur Bestätigung von Neckers Ansichten dienen auch die Angaben von Boué. Dieser bemerkt nämlich, daß die Gegenden am Fuße der Karpathen, sowohl in Galizien als Ungarn und Siebenbürgen, keine Findlinge zeigen. Dieses Gebirg reicht aber auch nirgends in die Region des ewigen Schnees und enthält daher auch keinen Gletscher. Einige Gebirgszüge der europäischen Türkey reichen etwas in diese Region, haben jedoch keine Gletscher; ihnen fehlen aber auch, wie Boué ausdrücklich hervorhebt, die erratischen Blöcke.

Haben wir so mit dem Verfasser die Hauptgebirge Europas in gedachter Beziehung betrachtet, so mag es uns vergönnt seyn, mit ihm schnell die Hauptkette der übrigen Erdtheile zu mustern. Und hier werden wir ebenfalls die Wahrnehmung machen, daß alle Ketten, welche, obschon in die Schneezone hineinreichend, der Gletscher beraubt sind, keine erratischen Blöcke aufzuweisen haben, während wir sie finden, sobald die nächsten Ketten ausgedehnte Gletscher besitzen.

Als Grundlage bey dieser Musterung bedient sich der Verfasser einer unlängst von Darwin erschienenen Abhandlung über diesen Gegenstand. Selbiger gemäß sind der Blöcke völlig beraubt: 1) alle nördlichen und östlichen Ebenen Südamerikas nach Humboldt; 2) die des Amazonenstroms, nach La Condamine; 3) Die des Chaco, nach Azara; 4) die beyden Seiten der chilischen Cordilleren, indem man von N. nach S. bis zu Central-Chili, d. h. bis zum 41° s. Breite herab steigt, nach Darwin; 5) Paraguay, nach Rengger; 6) in Afrika Algerien, nach Puillon Boblaye; 7) Südafrika vom Wendekreise bis zum 35° s. Breite, nach A. Smith; 8) in Asien das nördliche Indien am Fuße des Himalaya, nach Royle; 9) in Australien die südöstlichen Theile Neuhollands, nach Mitchell. — Umgekehrt zeigt uns Darwin, daß man südwärts vom 41° in Südamerika, in Chili, Patagonien und dem Feuerlande, Geschiebblöcke findet; hier stellen sich aber auch große Gletscher ein, die bis zum Meere herabreichen. Auf der Georgien-Insel im Osten und auf Neu-Schetland im Südosten vom Feuerland giebt es große Haufen von enormen primitiven Blöcken.

Aus diesen Thatsachen, so unzweydeutig sie auch auf den ersten Anblick zu Gunsten Neckers zu sprechen scheinen, hat gleichwohl Darwin eine andere und, wie nicht zu läugnen ist, sehr scheinbare Erklärung des Transports der Blöcke abgeleitet. Indem er nämlich den Umstand ins Auge faßt, daß die Erscheinung der erratischen Blöcke gewissermassen auf die Polarregionen und die kalten Gegenden der gemäßigten Zone in beyden Hemisphären beschränkt ist, während man sie in der heißen Zone und in der warmen Region der gemäßigten nicht kennt, glaubt er darin einen Beweis vom Transport dieser Blöcke durch Eisschollen von den Polargegenden oder von den Gletschern, die bis zum Meere reichen, zu finden. Nach ihm fehlen die Blöcke deßhalb am Aequator, weil das Schmelzen der Eisschollen sie nicht bis dahin gelangen ließ.

Necker muß es zugestehen, daß diese Meynung viel Scheinbares für sich hat, wie er denn auch nicht läugnen will, daß unter sehr hohen Breitegraden und in der Nachbarschaft von Gletschern, die bis ins Meer reichen, Blöcke hie und da durch Eisschollen mögen transportirt worden seyn; für die Findlinge am Fuße der Alpen giebt er jedoch eine solche Voraussetzung nicht zu. Es möchte zwar, wie er sagt, als sehr annehmlich erscheinen, daß die Centralkette der Alpen sich ähnlich den Bergen von Spitzbergen und Feuerland verhalten und gleich ihnen ihre Gletscher bis zum Niveau des Meeres ausgebreitet habe, wobey man nur voraussetzen dürfe, daß die Kette entweder um 1200 Meter niedriger war als jetzt, oder das Meer um dieselbe Quantität über sein gegenwärtiges Niveau gereicht habe, wie man es jüngst wirklich angenommen hat. Hiegegen bemerkt Necker, daß man bey einer solchen Voraussetzung nicht einsehe, warum die damals nächsten Küsten, die von den Kalkgebirgen des Nordabhanges der Alpen gebildet wurden, nicht einer der Orte seyen, wo diese durch Eisschollen abgelagerten Blöcke in größter Menge sich fänden, während sie ihrer in der That ganz und gar beraubt sind.

Der stärkste Einwurf aber, den der Verf. macht,

ist, daß bey der Annahme einer verminderten Differenz zwischen dem Niveau des Alpenkamms und dem Meere, das Herabsteigen der Gletscher bis zum letzteren nicht mehr möglich wäre, selbst bey der Voraussetzung, daß es die Höhe der Sohle des Chamouni-Thales überstiegen hätte. Denn unter dem 46. Breitegrad ist es gerade die Erhöhung der beschneiten Kette und ihrer Gletscher, nebst ihrer Stellung in der Mitte eines großen Kontinents, was bewirkt, daß die Gletscher so tief herabreichen. Würde nun, wenn die klimatischen Verhältnisse dieselben als gegenwärtig bleiben und die geographische Position unter dem 46. Breitegrad dieselbe ist, würde die Firste der Alpen dem Niveau des Meeres genähert, so würde dadurch die Gränze des ewigen Schnees und mithin die untere Gränze der Gletscher viel höher als in dem einfachen Verhältniß der Höhe hinaufgerückt werden. Dann müßte man nothwendig zur Annahme von einer Veränderung des Kliwas greifen, wozu jedoch der Verf. sich nicht verstehen kann, da er einerseits eine solche Annahme rein willkührlich und durch Nichts unterstützt findet, andererseits seine umfassenden Untersuchungen ihn überzeugt haben, daß das Relief des Bodens zur Zeit der Verstreuung der Blöcke im Wesentlichen mit dem gegenwärtigen Bestande übereingekommen seyn möge. Dieselben Argumente lassen sich mit noch mehr Recht auf die ungewöhnliche, in neuester Zeit ausgesprochene Hypothese anwenden, daß im Moment, wo die Blöcke umher gestreut wurden, der Raum, welchen sie jetzt zwischen den Orten, wo gegenwärtig die Alpen und der Jura stehen, einnehmen, mit Schnee und Eis bedeckt und der Genfersee in seiner ganzen Tiefe gefroren war.

So läßt denn am Ende der Verf. nur zwey Hypothesen zur Erklärung des Phänomens der Geschiebblöcke übrig: die eine ganz lokale, welche die Verstreuung der Wirkung der Gletscher und gegenwärtigen Flüsse zuschreibt, jedoch in einer Epoche, wo die ersten eine viel beträchtlichere Ausdehnung hatten; die andere, welche sie der großen allgemeinen Ueberschwemmung beylegt. Obschon er diese für völlig erwiesen ansieht, so will er in ihr doch nicht die Ursache für die Verstreuung der Blöcke finden, einmal, weil diese an die Nähe der mit ewigem Schnee und Gletschern bedeckten Gebirgsketten gebunden sind, dann auch, weil am Fuße der Alpen die primitiven Blöcke weit die zahlreichsten sind, während doch diese Kette und die primitiven Gebirgsarten den kleinsten Theil der ganzen Gebirgs-Oberfläche ausmachen.

Wir hoffen, daß vor diesen auf umfassende, gründliche und vieljährige Untersuchungen gestützten Erörterungen des Verf. die sonderbare, auf kein einziges sicheres Argument gegründete Hypothese von der Vereisung der Erdoberfläche sich eben so wenig werde halten können, als das Eis selbst, wenn es einmal von den Strahlen der Sonne durchdrungen wird. Nicht um Hypothesen, sondern um Thatsachen thut es Noth. Weit besser würde es um die Erdkunde stehen, wenn wir weniger Geologen, aber desto mehr Geognosten hätten.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. December.

Nro. 260. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Quinze ans de voyages autour du monde, par le Capitaine Gabriel Lafond. T. I. Paris 1840.

Der Verfasser des eben genannten, sehr interessanten Reisewerkes ist der Sohn eines Mannes, welcher als Brigadegeneral unter Napoleon, als Regierungskommissär unter Murat eine zwar kurze aber ehrenvolle Laufbahn gemacht hatte, als er, schon in seinem 32 Lebensjahre, im Jahre 1806 zu Posen, wohin er den Prinzen von Berg begleitete, starb. Seinem Sohne Gabriel, der bey dem Tode des Vaters noch Kind war, hatte er vor Allem ein Erbgut seiner Natur hinterlassen: dieß war der Durst nach Ruhm und Ehre; das heiße Sehnen sich vor der Welt und Nachwelt einen Namen zu machen. Das äußere Glück und Ansehen, zu welchem sein Vater auf dem Wege des Waffendienstes gelangt war, konnte freylich den Jüngling zum Einschlagen des gleichen Weges reitzen, als aber die Aussicht, welche er früher zu baldiger Beförderung in der Armee gehabt hatte, durch Napoleons Fall sehr getrübt worden war, da wendete er sein Streben nach einem andern, seinen Neigungen noch ungleich näher stehenden Ziele hin. Von seinen frühesten Jahren an waren seine liebste Lektüre die Reisebeschreibungen und Biographien berühmter Seemänner und Touristen durch die verschiedenen Länder der Erde gewesen; dieser einsamere Weg der Gefahren, welchen der Seeheld durch die Weiten des Oceans geht, schien ihm fast noch geeigneter als der des Kriegers, um die Theilnahme so wie die Bewunderung der Zeitgenossen zu wecken und an sich zu ziehen. Sein Entschluß war deßhalb bald gefaßt, als sich ihm im Jahre 1818 eine Gelegenheit darbot, in der Eigenschaft eines Steuermannes seine erste Reise nach Manilla und China zu machen.

Ein Hauptaugenmerk unsers Reisenden waren allerdings die Angelegenheiten des Handels und Verkehrs der europäischen Völker, vor allem Frankreichs, mit den Völkern und Ländern der entfernteren Welttheile, doch versäumte er hierbey niemals, wo sich ihm Gelegenheit dazu darbot, auch nach allen andern Seiten hin seine forschenden Blicke zu richten; die Ethnographie wie die Naturgeschichte der Länder verdanken ihm viele schätzenswerthe Bereicherungen und Aufschlüße. So, um nur Eines zu erwähnen, benutzte er mehr als die meisten Reisenden der neueren Zeit, ja vielleicht mit einem glücklicheren Erfolg denn sie Alle die günstige Gelegenheit, die sich ihm bey seinem längeren und mehrmaligen Aufenthalte auf den Philippinen darbot, um das Völklein der schwarzen Pygmäen, die kleinen Illoco-Neger, welche auf einigen Inseln jenes großen Archipelagus leben, näher kennen zu lernen. Einen vorläufigen Bericht über diese Lilliputaner der südlichen Zone, welche zu den weißen Lilliputanern der nördlichen Zone: den Lappländern ein auffallendes Seitenstück bilden, hat Hr. Lafond bereits an die geographische Societät von Paris erstattet; Ausführlicheres darüber verspricht uns sein Reisewerk zu geben. Im Ganzen lernt man bey dem Lesen dieses Werkes in seinem Verf. einen Beobachter von ziemlich guten Gaben kennen, welcher zugleich das Beobachtete wohl zu beschreiben weiß; im Einzelnen jedoch ist sein Urtheil nicht frey von jener einseitigen Partheylichkeit, welche ihm seine Nationalität und die Vorurtheile seiner frühesten Umgebung aufprägten. Immerhin erscheint seine Reise-

beschreibung unter denen seiner neueren Landsleute als eine der besten.

Das Schiff „le fils de France", auf welchem Hr. Lafond seine erste Reise antrat, war ein Fahrzeug von 850 Tonnen und führte, außer den Matrosen, 60 Mann an Bord; die Offiziere hatten schon sämmtlich bey der königlichen Marine gedient. Seit 20 Jahren war Frankreich so viel mit seinen näher liegenden kriegerischen Plänen beschäftigt gewesen, daß ihm zu andern Unternehmungen weder Zeit noch Mittel übrig geblieben; das eben genannte Schiff war das erste bedeutende, welches seit jener Zeit wieder zu einer Expedition nach Indien und China ausgerüstet wurde. Daher fanden sich unter den französischen Seeleuten nur noch wenige, welche die Fahrt nach Ostindien gemacht hatten, unter diese Wenigen gehörte der Mann, welcher die Seele des ganzen Unternehmens war: Herr Düboisviolet.

Am 4. Juny lichtete das Schiff bey Nantes die Anker; bey günstigem Wind und Wetter kam es nach wenig Tagen schon in die Nähe der canarischen Inseln und erreichte bald hernach die capverdischen, wo es im Hafen von La Praya an der Insel St. Jago vor Anker gieng. Der Hauptverkehr dieser Insel bestund damals noch im Sklavenhandel; der Unsegen, welcher auf diesem Geschäfte ruht, schien an den Bewohnern sichtbar; die portugiesische Besatzung war zum großen Theil nur in Lumpen gehüllt, unter allen Tauschartikeln fragten und trachteten sie am eifrigsten nach abgelegten europäischen Kleidungsstücken; dabey war das Aussehen dieses armen Volkes so jämmerlich, als ob sie eben von einem schweren Krankenlager aufgestanden wären. Das Klima der Capverdischen Inseln kann in seinen verderblichen Einflüßen selbst durch die größeste Vorsicht und Mäßigung nur unvollkommen besiegt werden. Auch aus diesem Grund verweilte das Schiff im Hafen von La Praya nicht länger als nöthig war, um sich auf die Weiterfahrt mit frischem Wasser und Lebensmitteln zu versorgen; es steuerte zwischen der Inseln de Foca und St. Jago hindurch um die Linie zwischen den 20 und 22 Graden der Länge zu passiren. Von hier an mehrten sich die Beschwerden der Seereise. Die Regenzeit war eingetreten, dazwischen brannte zuweilen die senkrecht stehende Sonne glühend heiß herab und man fand sich in jener Region des Meeres, in welcher die fast beständig herrschende Windstille die Fahrt öfters auf höchst peinliche Weise verzögert. Dennoch ward für unsern jugendlichen Reisenden all dieses Neue der unangenehmen Art durch das Neue von angenehmer und erfreulicher Art reichlich aufgewogen, welches ihm hier täglich vor Augen kam. Seine ganze Anfmerksamkeit beschäftigte die Betrachtung der Seethiere, vor Allem der buntfarbigen schwimmenden, so wie der fliegenden Fische und obgleich seine Beschreibungen derselben nichts Neues enthalten, so lassen sie dennoch es erkennen, daß sie nicht aus Büchern oder vom Hörensagen entnommen sind, sondern auf eigene Anschauung sich gründen.

Nur selten giebt freylich ein schnell segelndes Schiff Gelegenheit, der Jagdbelustigung der Gewässer: dem Fischfang obzuliegen, dennoch macht gerade der großartigste Fang dieser Art am öftersten eine Ausnahme: der Seemann, dessen Netz und Angeln die kleineren Bewohner der Fluth sich entziehn erhascht oder tödtet den Wallfisch und den Tiger der Gewässer: den Haifisch. Die Weise eines solchen Fanges und die langen starken Regungen der Lebenskraft in den furchtbar bewaffneten Kinnladen dieser Thierart, beschreibt uns unser Reisender an einem von ihm selbst beobachteten Beyspiele und erzählt zugleich das schmerzliche Ereigniß, welches dem Hrn. Geoffroy zustieß, der später Kapitän des nämlichen Schiffes le fils de France wurde, auf welchem Hr. Lafond seine erste Seefahrt machte. Dieser Hr. Geoffroy befand sich auch am Bord eines nach Indien gehenden Fahrzeuges, als die Mannschaft desselben einen Haifisch, wie gewöhnlich, geködert am eisernen Hacken und eiserner Kette fieng. Das Thier war schon zerstückt, sein Schwanz abgehauen, der Bauch aufgeschnitten, Herz und Eingeweide herausgenommen, der Kopf durch die vielen Schläge mit der Axt zerschmettert und regungslos daliegend, da streckte ihm Hr. Geoffray die Hand zwischen die Kinnladen hinein; augenblicklich zog es diese zusammen und biß dem kühnen Manne die Hand ab. Auch von dem scharfen Geruch des Haifisches, welcher ge-

wöhnlich die Schiffe begleitet, in denen sich Kranke befinden, und namentlich durch seine Lieblingsspeise, das Pferdefleisch, aus weiter Ferne herbeygezogen wird, erzählt Hr. Lafond mehrere Beyspiele. Der Kaschelot ist der einzige, selbst dem Haifisch furchtbare Feind und Gegner; unser Reisender beobachtete es mehrmalen, während er im stillen Meere dem Fange der Kascheloten oblag, daß, wenn eines dieser riesenhaften wallfischartigen Thiere getödtet war und am Tau befestigt dem Schiffe nachgeschleppt wurde, ein oder zwey Stunden nachher sich ein Schwarm von 30 bis 40 Haifischen um dasselbe versammelte, welche mit einer Heftigkeit, die an den Zorn der kleineren Vögel gegen große Raubvögel erinnerte, in den todten Körper hineinbissen. Auch die sonderbare Attraction und wechselseitige Zuneigung, welche den Haifisch mit dem ihm als Piloten dienenden Fische, dem Centronotus ductor verbindet, erregte die Aufmerksamkeit unsers Reisenden; seine Beschreibung der Gestalt und Bewegungen des Fregattvogels, so wie der Weise desselben seine Beute zu erhaschen ist so malerisch, daß sie der Feder eines Büffon Ehre machen würde, eben so die Beschreibung der nächtlichen Lichtphänomene des Meeres.

Die theatralische Posse, mit welcher jene wenigen Seeleute, die schon einmal die Linie passirt hatten, die sogenannte Schiffstaufe an den Andern, welche noch nicht in dieser Gegend des Meeres gewesen waren, vollzogen, erscheint ganz im Geschmacke des französischen Volkes. Sie war zwar auch handgreiflich genug, dennoch witziger und weniger grob als sie auf den Schiffen mancher anderer europäischer Nationen gefeyert wird; Verkleidungen und allerhand andere theatralische Coups, sogar eine einfache, dabey aber wohl ausgesonnene Maschinerie wirkten hiebey zusammen; die Zuschauer mußten gezwungen als leidende Personen an dem Schauspiel Theil nehmen, indem sie bald bey dieser, bald bey einer andern komischen Wendung des Stückes reichlich mit Wasser begossen, wechselseitig sich selber zu einem Gegenstand der Belustigung und des fröhlichen Gelächters wurden. Das Schiff passirte die Linie unter dem 22. Grad der Länge v. P. Schon am folgenden Tage erhub sich ein anfangs leiser Wind aus Süden, der sich bald verstärkte und zu dem in dieser Jahreszeit und Region des Meeres herrschenden Südostwind wurde. Schaaren von Bonetfischen (Scomber Sarda) begleiteten jetzt vierzehn Tage lang das Schiff in so dichtem Gedränge, daß man im Kurzen das Bemühen, Vorräthe von ihnen einzusalzen, als unnöthig aufgab, weil man, so oft man wollte, nur das Netz auszuwerfen brauchte um eine frische Mahlzeit dieser Art zu erhalten. Bey dem weiteren Vorrücken in die südliche Zone gewährte der Anblick einiger Arten von Wallfischen, so wie die Beobachtung und der Fang der Sturmvögel, vor allem aber jener des dummen Albatroß, welchen die Matrosen öfters mit der Hand fangen, indem sie sich schwimmend ihm nähern und ihn bey dem Hals fassen, eine beständige Unterhaltung. Unter dem 25 Gr. der Breite kam das Schiff in die Region der veränderlichen Winde; es steuerte in der gleichen Richtung von S.S.O. bis zum 38 und 40 Grad der südlichen Breite. Hier hatte die Mannschaft viel von der kalten Luft und von heftigen Regenschauern, vermischt mit Hagel zu leiden, bis man unter dem 86 bis 90 Grad der Länge von neuem die Richtung nach Norden einschlug, und so, begünstigt vom Winde, in Kurzem die Küste von Java erreichte.

Schon der eigenthümliche Duft, welcher sich von den Ufern des ostindischen Festlandes, so wie den gewürzreichen Inseln verbreitet, und welcher öfters schon aus weiter Ferne bemerkbar ist, hat nach der Beschreibung unsers Reisenden für den Seemann, der sich Monate lang auf dem wüsten Meere herumgetrieben, etwas überaus Angenehmes und Erquickliches. Ein zweyter Sinnesgenuß, welcher nach langer Entbehrung ganz besonders wohl thut, ist der für das Auge, wenn der Seemann sich wieder unter dem lebhaften Gedränge der Fahrzeuge, sowohl der eingebornen Malayen als der verschiedenen europäischen Nationen und in der unmittelbaren Nähe einer volkreichen Stadt sieht. Glückte es doch schon bey der Ankunft an der Küste von Java den französischen Reisenden, daß ihnen ein Schiff begegnete, welches so eben die Fahrt nach der Heimath antrat und alsbald sich bereit zeigte, die schon unter Wegs fertig geschriebenen Briefe mit sich zu nehmen.

(Schluß folgt.)

A Geological Map of England and Wales. By G. B. Greenough, President of the Geological Society etc. London 1839. Second Edition. 6 Blätter Fol.

Memoir of a Geological Map of England; to which is added an alphabetic Index to the Hills, and a List of the Hills arranged according to Counties. By G. B. Greenough. Second Edition. London. 1840. XI. u. 29 S. 8.

Die K. Akademie der Wissenschaften hat in diesen Tagen die geognostische Karte von England als ein höchst schätzbares Geschenk von Seite ihres berühmten Verfassers, des Hrn. Greenough, erhalten.

Diese Karte erschien zuerst im Jahre 1819, und zwanzig Jahre nachher wurde für sie eine neue Auflage nothwendig. Sie umfaßt bloß England und Wallis, deren geognostische Verhältnisse auf 6 Foliotafeln anschaulich gemacht werden. Ein besonderes Memoir, das ihnen beygefügt ist, giebt Rechenschaft über die Verbesserungen, wie überhaupt über die Einrichtung dieser Karte.

Zwanzig Jahre sind gegenwärtig auf dem Gebiete der Naturwissenschaften ein langer Zeitraum, zumal in der Geognosie, die in unsern Tagen mit ganz besonderer Vorliebe betrieben wird. Der Verf. war daher durch eigne, wie durch fremde, seit seiner ersten Auflage ausgeführte Arbeiten hinlänglich in den Stand gesetzt, in seine zweyte Ausgabe wichtige Verbesserungen einzutragen und somit ein getreues Bild der geognostischen Beschaffenheit Englands, wie solche durch eine große Reihe der genauesten Untersuchungen gegenwärtig ermittelt ist, vorzulegen.

Die Ausführung dieser Karte ist eben so splendid als zweckmäßig. Ganz besonders ist dem Verf. die Auswahl der Farben gelungen, obschon er nicht weniger als 42 Gesteins-Abtheilungen vermittelst ihrer zu unterscheiden hatte. Eben so hat er der Ueberfüllung mit Namen glücklich dadurch zu entgehen gewußt, daß er die Benennungen der Berge, obschon deren mehr als 1500 unterschieden sind, blos durch Buchstaben und Ziffern, statt der Namen, ausgedrückt hat. Ein doppeltes Register über die Höhen gewährt ein leichtes und schnelles Mittel, sich hinsichtlich ihrer auf der Karte zu orientiren. Das erste führt in alphabetischer Reihe die Namen der Berge auf, und daneben ist die Grafschaft, das Zeichen, unter dem der Berg auf der Karte eingetragen ist, und die Höhe, wo sie bekannt ist, angegeben. Vermittelst dieses Registers hat man bald jeden Berg auf der Karte aufgefunden. Das zweyte erläutert die Zeichen, wobey die Grafschaften, und in jeder wieder die Buchstaben und Ziffern für die einzelnen Berge, in alphabetischer Ordnung zusammengestellt sind, so daß man zu den Zeichen auf der Karte schnell die entsprechenden Namen sich aufsuchen kann. In solcher Weise ist es dem Verfasser gelungen, in einem klaren Bilde die geognostische Construction seines Vaterlandes zur Anschauung zu bringen. Ein Mehreres zum Lobe dieser klassischen Arbeit zu sagen, halten wir für überflüßig; nur der Wunsch sey uns noch auszusprechen erlaubt, daß eine ähnliche Karte von Bayern, dessen geognostische Verhältnisse an Wichtigkeit den englischen in keiner Weise nachstehen, recht bald zur Ausführung kommen möge.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. December.

Nro. 261. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1841.

Quinze ans de voyages autour du monde, par le Capitaine Gabriel Lafond.

(Schluß.)

Ueberdieß kann nur der, welcher so viele Monate lang mit der rohen, meist gesalzenen Kost eines Schiffes und kaum trinkbarem Wassers sich begnügen mußte, es sich lebhaft genug vorstellen, welches angenehme Gefühl den Leib durchdringt, wenn ihm die Fülle der Früchte und anderer Naturgaben eines solchen reichen Landes dargeboten wird, als Java dieß ist. Das Schiff hatte sich bey Aniere oder Anger vor Anker gelegt. Kaum war dieses geschehen, als es sich von Piroguen (Fahrzeugen) der Eingebornen umgeben sahe, welche alsbald einen Handel mit den Fremden anknüpften. Eine Seeschildkröte von 200 Pfund Gewicht, deren Fleisch für unsere Seeleute einen eben so lieblichen als stärkenden Genuß versprach, wurde um einen Piaster (spanischen Thaler) feilgeboten; um denselben Preis kaufte man zehn Hühner und 25 junge Hühnchen und in einem verhältnißmäßig eben so geringen Werthe stunden allerhand Thiere der heißen Zone, namentlich Affen, Cacadu's und Papageyen, die bey uns zu Lande um so große Sumen erkauft werden, sowie noch mehr die Früchte des Landes, wie Kokosnüsse, Bananen, Orangen, Tamarinden und die große Zahl der andern eßbaren Vegetabilien. Auch die Herrscher und ursprünglichen Besitzer aller dieser natürlichen Reichthümer: die Malayen erhöhten den Reiz der Neuheit, den diese fremde Welt für den jungen Europäer hatte. Ein gewißes Gefühl der Unheimlichkeit ergriff diesen dennoch, wenn er sich in der Mitte jenes Volkes sahe, dem der Mord als ein Spiel, der tückische Verrath und der Betrug, der an dem Fremden verübt wird, als eine bewunderns- und lobenswerthe That erscheint; das unstätte wilde Auge des Malayen kann den ruhigen, festen Blick des Europäers nicht ertragen, jener hat, ohne sich dessen bewußt zu seyn, diesem gegenüber beständig ein böses Gewissen, dessen Regungen er vergeblich unter seinem falschen Lächeln zu verbergen sucht. Der gräulich versunkene moralische Zustand der Malayen ist allerdings zum Theil der bösen Gewohnheit derselben zuzuschreiben sich ohne Aufhören durch das Kauen und das Trinken unnatürlich aufregender Mittel zu eraltiren, der tiefere Grund liegt aber dennoch in dem natürlichen Hochmuth dieses von all seinen Nachbarn gefürchteten, durch Furcht und Schrecken herrschenden Volkes.

Auf seiner Weiterfahrt nach China nahm das Schiff seine Richtung durch die Meerengen von Gaspard und Macclesfield welche zwischen der Insel Banca und einigen nachbarlich angränzenden kleineren Eilanden sich hinziehen. Diese Gegenden des Meeres werden durch die beständig in ihnen herumschwärmenden Piroguen der Malayen sehr unsicher gemacht, indem diese ein Geschäft nicht bloß der gewöhnlichen Seeräuber treiben, sondern mehr noch der treulosen Mörder, so daß die von ihnen Besiegten mit den Gütern zugleich das Leben verlieren. Aus diesem Grunde schien dem Kapitän des Schiffes die höchste Wachsamkeit nöthig, namentlich beym Einbruch der Nacht mußte ein Theil der Artillerie immer zum Abfeuern der Kanonen und Musketen bereit stehen, dabey war der Schiffsmannschaft die möglichst tiefe Stille geboten, man sprach nur mit leiser Stimme; jede

geräuschvolle Bewegung wurde vermieden. Der Zustand des Seefahrers in jenen Gegenden ist der eines Kriegers, welcher von hinterlistigen Feinden umringt, ohne Aufhören zur Vertheidigung des Eigenthums wie des Lebens bereit stehen muß. Mehrere Male zeigten sich, bald näher bald ferner die bewaffneten Boote der Malayen, doch das kriegerische Aussehen des ziemlich ansehnlichen französischen Fahrzeuges hielt sie in Respekt, so daß keines von ihnen den Angriff wagte.

Am 6. October ward die Insel Las Cabras, im Süden der Bay von Manilla, am 8. der Hafen von Cabite erreicht. Die Schiffsmannschaft durfte sich hier ungestört dem Vergnügen und den Erquickungen eines längern Aufenthaltes am Lande überlassen und zwar an einem so unvergleichlich reizenden und reichen als Manilla ist. Zwar hatte dieselbe seit ihrer Landung bey Anieres schon in ziemlichem Ueberfluße gelebt, man hatte sich mit allen nothwendigen Lebensmitteln versorgt, aber zu diesem alltäglichen Bedarf kamen nun auch häufiger jene Gerichte, welche selbst an den vornehmsten Tafeln in Europa als Leckerbissen betrachtet werden. Namentlich fieng man fast täglich eine und die andere Seeschildkröte von der wohlschmeckendsten und gesündesten Art, und obgleich die Suppen, welche man aus dem Fleisch derselben für die ganze Mannschaft bereitete, dem Auge durch die grünliche Farbe des auf ihnen schwimmenden Fettes anfangs etwas abschreckend erschienen, so wurde dennoch der Irrthum des Gesichtssinnes von jenem des Geschmackes berichtigt und das fremdartige Gericht wurde bald Allen zur Lieblingsspeise. Das was jedoch der Aufenthalt in Manilla darbot, war ungleich mehr als die bloße Sättigung des Hungers oder die Belustigung des Gaumens: man fand hier zwey französische Kauffahrtheyschiffe vor Anker liegend, unter deren Mannschaft und Offizieren unsre französischen Seeleute mehrere alte Bekannte und Freunde antrafen. Namentlich begegnete Hr. Lafond hier, in so großer Entfernung vom Vaterlande, zweyen seiner alten Mitschüler, welche über dieses Zusammentreffen nicht minder erfreut waren als er selber. Dem Franzosen dient das Vergnügen der Geselligkeit zur Erhöhung aller andern Genüsse, so überließen sich auch hier die Matrosen wie die Offiziere der lang entbehrten Lust der Trinkgelage oder der besseren Unterhaltung.

Gerade an dem Tage, an welchem das Schiff le fils de France im Hafen von Cabite landete, war, nach der Rechnung seiner Mannschaft ein Sonntag und die Franzosen verwunderten sich nicht wenig, als sie die streng katholischen Spanier, welche diese Coloniestadt ihres Vaterlandes beherrschen und bewohnen, in der geräuschvollen, gewöhnlichen Arbeit eines Werktages und im Alltagsgewand fanden. Jene hatten nicht daran gedacht, daß ihnen bey ihrer weiten Fahrt aus Westen nach Osten die Sonne einmal öfter auf und untergegangen sey als jenen Bewohnern der Erde, welche während dieser Zeit unveränderlich an einem Ort geblieben waren. Namentlich das gemeine Schiffsvolk ließ sich mit Mühe überzeugen, daß heute erst Sonnabend statt Sonntag sey und entschloß sich erst dann zu einer Aenderung seines bisher in der Praxis geführten Wochencalenders, als am andern Morgen das Geläute aller Glocken ihnen den wirklichen Sonntag ankündete, dessen Nachmittag und Abend sie auf ihre Weise genossen.

Obgleich so eben jene Zeit war, in welcher die Moussons aus Südost in jene von Nordost umschlagen, ein Wechsel, der von furchtbaren Gewittern begleitet ist, erschien dennoch unserm jungen Reisenden Manilla wie ein wahres Paradies. Gewöhnlich brechen die Gewitter erst am Nachmittag aus, dann aber mit so furchtbaren Donnerschlägen, daß man fast bey jeder Entladung den Körper wie von einem elektrischen Schlage erschüttert fühlte; nach wenig Stunden heiterte der Himmel sich wieder auf und dann war die ganze Atmosphäre von dem aromatischen Dufte der tausendfältigen blühenden Kräuter und Bäume erfüllt, in der Nacht leuchteten die Sterne und der Mond mit einem in der Heimath noch nie gesehenen Glanze; die aufgehende Sonne beleuchtete und belebte Scenen und Bewegungen eines Lebens, welches nur in diesen Himmelsstrichen gedeihen kann, über welche die senk-

recht stehende Sonne die volle Kraft ihrer Strahlen ergießt. Wer die Erfahrungen, die sich der europäische Reisende bey einem längern Aufenthalt in Java von dem Einfluß des indischen Himmels auf die Gesundheit bildet, als allgemein geltenden Maßstab auch auf Manilla überträgt, der wird hiedurch leicht zu großen Irrthümern verleitet. Während nämlich ein Theil der javanischen Küstengegenden mit Recht als sehr ungesund verschrieen ist, kann man dagegen mit demselben Rechte das Klima von Manilla, wie überhaupt jenes der gesammten Philippinen ein sehr gesundes nennen. Die Mannschaft unsers französischen Schiffes, vor Allen die Matrosen ließen hier all ihren Matrosenneigungen, namentlich jener zum Trunke, freyen Zügel, ohne daß während des Aufenthalts in Manilla, den man so lang als möglich hinauszudehnen wußte, ein einziger von ihnen erkrankte; in Java hätte vielleicht eine einzige Unmäßigkeit dieser Art dem Uebertreter den Tod gebracht.

Bey dieser Gelegenheit machte unser jugendlicher Reisender eine Erfahrung, welche ihm nachmals, als er selber Capitän und Schiffcommandant wurde, sehr gut zu statten kam. Er bemerkte, daß die Matrosen des fils de France, als ihnen der allzugütige Capitän alle schwere Arbeit, die er durch 40 Eingeborne verrichten ließ, abgenommen hatte, und ihnen dagegen, ihrer Lieblingsneigung fröhnend, einen Ueberfluß von geistigen so wie lieblich kühlenden Getränken darbot, der weit über die Gränzen dessen hinausgieng, das ihnen mit Recht gebührte, statt diese Güte mit Dank nnd Unterwürfigkeit zu lohnen, auf eine unerträgliche Weise übermüthig wurden, und sogar Meutereyen anfiengen, welche nur mit Hülfe der Garnison von Cavite beygelegt werden konnten. Er lernte es auch später noch bey vielen andern Fällen erkennen, daß diese Art von Leuten am besten dadurch in Ordnung gehalten wird, daß man ihr in der Regel in keiner Hinsicht mehr giebt und einräumt, als ihr von Rechtswegen gebührt.

Das Ende des Novembers war nahe, die Zeit der nordöstlichen Moussons war in voller Entschiedenheit eingetreten, es schien nun endlich hohe Zeit, die Ladung des Zuckers, welche in Manilla eingenommen werden sollte, zu beschleunigen. Das Schiff legte sich jetzt im Hafen der Hauptstadt Manilla, welche etliche Lieuen weit von Cavite entfernt ist, vor Anker. Zum ersten Male sahe sich unser französischer Reisender in einer großen, reich bevölkerten Stadt des östlichsten Asiens, welche außer den Vorzügen, die ihr der bedeutende Umfang und die Menge ihrer Bewohner gewähren, so viel Anziehendes und Unterhaltendes für den Fremden hat, daß Hr. Lafond schon durch diesen ersten Aufenthalt in Manilla so sehr für dieselbe eingenommen ward, daß er von nun an öfter auf seinen späteren Reisen diese Stadt zu einem lieblichen Ausruhepunkt wählte. Er verspricht deßhalb auch in einem nachfolgenden Theile seiner Reiseberichte eine ausführlichere Beschreibung der Stadt; für den gegenwärtigen hebt er nur einzelne besonders charakteristische Züge des Gemäldes hervor.

Manilla besteht eigentlich aus zwey Städten; aus der am linken Ufer des Passigflusses gelegenen Festung und aus der am entgegengesetzten Ufer sich ausbreitenden Handelsstadt Binondo. Die erstere enthält gegen 25,000, die andere im Jahr 1818 gegen 70,000 Einwohner. Die Handelsstadt ist ungleich schöner gebaut und gewährt dem Fremden ungleich mehr als die Festung, daher auch fast alle hier anwesenden Fremden, so wie die meisten eingebornen (indischen) Kaufleute, Künstler und Handwerker nicht in dieser, sondern in Binondo ihren Aufenthaltsort nehmen. Das hiesige Volk ist ein buntes Gemisch aus den verschiedenartigsten Stämmen. Chinesische Handelsleute und Handwerker, in der Tracht und Sitte ihres Landes, Banianen und Fremdlinge aus den westlicheren wie nördlicheren Ländern von Asien; Spanier, Franzosen, Dänen und andere Europäer leben hier im friedlichen Wechselverkehr mit den Eingebornen der Insel; ein gemischtes Geschlecht, das aus der Verbindung der Europäer mit den Ostasiaten hervorgieng, bildet den Uebergang der einen Stammform zur andern. Sowohl unter den hier gebornen Spaniern als unter dem einheimischen Volke sieht

man wahrhaft schöne Gestalten und findet bey Allen eine große, zuvorkommende Freundlichkeit gegen den Fremden. Dennoch sind es drey Züge, welche einen starken Schatten auf das Bild dieses Volkes, so wie dasselbe anfangs dem Beobachter sich darstellt, fallen lassen: die fast unbesiegbare Arbeitsscheu, die leidenschaftliche Spielsucht und die Neigung zum Diebstahl. Die erstere, die Arbeitsscheu, mag wohl zum Theil ihren Grund in der außerordentlichen Leichtigkeit haben, mit welcher selbst der Aermste hier alle Bedürfnisse des Lebens befriedigen kann. Nur selten steigt der Preis für ein Pfund Reis auf einen Kreutzer (ein Sack zu 130 Pfd. kostet in manchen Gegenden der Küste nur 1/2 Piaster, bloß da, wo und wann er am theuersten ist, einen ganzen); aber selbst dieses Nahrungsmittel ist nöthigenfalls zu entbehren, denn das Ufer bietet eine solche Fülle der eßbaren Schnecken, Muscheln, Krebse und Fische dar, Wald und Gebüsch so wie vor Allem die Nachbarschaft der Wohnungen sind von so großen Schaaren von Geflügel erfüllt, dessen man leicht sich bemächtigen kann, der Baum, der die Hütten beschattet (meist die Kokospalme) ist so reich an Früchten, die Wärme des Klimas verringert in solchem Maaße das Bedürfniß der Bekleidung, daß hier allerdings jener Sporn der Noth, welcher die Bewohner unserer Länder zum Arbeiten treibt, fast ganz hinwegfällt. Wenn aber auch der Leib vom Morgen bis zum Abend dem Müssigseyn sich überläßt, so will doch die glühende Phantasie dieses Volkes eine Beschäftigung, das Getriebe der Neigungen bedarf eines freyen Spielraumes. Beydes wird im hiesigen Volksspiele der Hahnenkämpfe gefunden. Ein Hahn, wo möglich ein zum Wettkampfe brauchbarer, findet sich in jeder Hütte, im Besitz eines jeden, auch des ärmsten Manillaners, er ist der Gegenstand der zärtlichsten Sorgfalt und Pflege seines Herrn. Dieser geht niemals aus, ohne sein Lieblingsthier unter dem Arme zu tragen, begegnet er dann einem Andern, welcher ebenfalls seinen Hahn bei sich trägt, da geschieht es häufig, daß beyde still halten, ihre kampflustigen Thiere nieder auf den Boden setzen und nun mit Worten und Geberden dieselben gegeneinander aufhetzen. Alsbald versammlet sich ein ganzer Haufe des müssigen Volkes um die gefiederten Kämpfer. Man stellt Wetten an, ob der eine oder ob der andere Hahn siegen werde; mit dem Sieger oder mit dem Besiegten gewinnt oder verliert man dann. Da, wo diese Kämpfe in besonderer Vollkommenheit angestellt werden, sind die Hähne an ihren Füssen mit scharfen, stählernen Spitzen bewaffnet, womit sie gegenseitig sich so tiefe Wunden versetzen, daß gewöhnlich einer von ihnen, wo nicht beyde auf dem Platze bleiben. Wenn dann auch nicht für die Sättigung und Bekleidung des Leibes, so hat doch der Manillese zur Befriedigung seiner Spielsucht Geld nöthig, und weil ihm das Verdienen desselben durch Arbeit zu lästig fällt, sucht er sich durch Diebstahl das zu verschaffen, was er begehrt. Und zu diesem schlechten Gewerbe zeigt das hiesige Volk so ganz besondres Geschick und so viele Feinheit, daß es hierin den gewandtesten Taschendieben von London und Paris gleich kömmt. Ein dickes Stück Bambusrohr wird bei Nacht in Blitzesschnelle an eine der oberen Gallerien oder an das offne Fenster eines Hauses gelegt, an diesem Rohr klettert der Dieb mit der Gewandtheit und Leichtigkeit eines Eichhorns hinauf, kommt in die Zimmer und bemächtigt sich so schnell, und in solcher Stille der Gegenstände, welche seine Gewinnsucht reizen, daß wenigstens der Europäer, der an solche Ereignisse nicht dachte, gewöhnlich erst am andern Morgen, nach dem Erwachen, seines nächtlichen Verlustes inne wird. Doch rühmt es unser Reisender an dem ferne von der Stadt wohnenden Landvolk, daß es von jenem bösen Hange zum Diebstahle frey sey; als einen allgemeinen, lobenswürdigen Zug der Manillesen erwähnt er auch der großen Mäßigkeit dieses Volkes.

Die Seefahrt längs der Küste von Luzon bis zum Cap Bojador, dann an den niederen Patras Eilanden oder Klippen, so wie an der Insel Lemma vorüber, nach Macao, gewann erst in der Nähe der chinesischen Küste ein ganz besonderes Interesse. Das erste Neue, welches hier unserm Reisenden begegnete, das waren die zahlreichen schwimmenden Familienvereine jener chinesischen Fischer und Seeleute, welche mit geringer Abwechslung ihr ganzes

Leben, von der Geburt an bis zum Tode auf dem Gewässer zubringen. Hier, auf dem floßartigen Fahrzeug oder geräumigen Boot, verträumen sie das Leben des Säuglings, spielen als Kinder, nähren sich und genießen des Lebens als Jünglinge und Männer. Ihren Hauptunterhalt gewährt ihnen das unerschöpflich reiche Meer, namentlich die Fische, welche sie frisch, so wie gesalzen und getrocknet genießen, oder an die Bewohner des Landes vertauschen und verkaufen, und von welchen sie auch viele in eigenen, an ihrem Fahrzeug befindlichen Cisternen lebendig halten. Auch dann, wenn sie der Sturm das Land zu suchen nöthigt, oder wenn sie in die Häfen der Städte und Mündungen der Flüsse fahren, um ihren Handel zu betreiben, verlassen sie ihre schwimmende Wohnung nur auf kurze Zeit; kein anders Obdach und Nachtlager gefällt ihnen sowohl als dieses bewegliche; sie sind unter den Menschen das, was die Seevögel unter den Vögeln. Obgleich, dem Anscheine nach, diesem Volke der Wassermenschen weniger Gelegenheit gegeben ist, die Glieder des Leibes und ihre Kräfte zu üben und zu bilden, als den Bewohnern des Landes, sind sie dennoch von kräftiger Gestalt und seltner Beweglichkeit; das Emporklettern an den äußern Wänden eines Schiffes, oder an Tauen und Mastbäumen, ist ihnen so leicht als uns Andern das Gehen auf ebenem Boden. Dem Fremdling in diesen Gewässern sind jene Leute zuerst ein Gegenstand der Neugier und eines gewissen Interesses; sie werden ihm jedoch nur zu bald ein Gegenstand des Widerwillens. Unverschämtere Bettler als diese chinesischen Wassermenschen kann es wohl nirgends geben; sie begehren namentlich Alles, was eßbar, wenn es nicht vom Geschlecht der Fische ist: Reis und Schiffszwieback, Mehl und gesalzenes Fleisch; ihre Zudringlichkeit wächst bey der Gewährung jeder Bitte; bedarf man ihrer als Lotsen, dann sind ihre Forderungen ganz unmäßig; bey Gelegenheit werden sie auch, wenn nicht das fremde Schiff durch die Kräfte seiner Waffen oder seiner Mannschaft ihnen imponirt, zu Räubern und Mördern. Dieses ist kein angenehmer Begrüßungseindruck, den China auf den Ankömmling macht; ein Eindruck, den auch sein Verkehr in den anscheinend europäisirten Macao nicht verwischt, wenn er hier durchaus, bey jedem kleinen Einkauf, dessen er bedarf, keine andere Wahl hat, als entweder durch den chinesischen Comprado (Unterhändler) in drey- und vierfacher, oder durch die chinesischen Verkäufer, wenn er diesen unmittelbar sich nähert, in zehn-, ja wohl hundertfacher Weise betrogen zu werden.

Schwerlich ist wohl irgend ein anders Schauspiel, das die Länder und Völker der Erde darbieten können, so geeignet, die Neugier zu erregen und aufs Lebhafteste zu beschäftigen, als jenes, das sich dem Auge bey der Annäherung an Canton aufthut. Die chinesische Küste, zu beyden Seiten der Tigre-Mündung, ist von einem unfruchtbaren Felsengebirge begränzt; man fährt hinein in den Strom und der Vorhang wird aufgezogen: der Reisende wird aufs Angenehmste überrascht durch die reiche Decoration des Theaters, das er jetzt erblickt und durch die ungeheure Menge und Beweglichkeit der Acteurs, welche auf ihm spielen. Wie unvollkommen die sogenannten Festungswerke, welche die Ein- und Ausfahrt beherrschen sollten, ihrem Zweck entsprechen, das hat sich in neuester Zeit bey den blutigen Händeln der Engländer mit den Chinesen gezeigt. Doch jene achteckigen Thürme und ummauerten Soldatenquartiere sind es auch nicht, welche den Blick des Fremden auf sich ziehen, sondern dieser verweilt zunächst nur bey der außerordentlichen Cultur des Landes, von welchem jeder Fußbreit benutzt ist, und das nach allen Richtungen die Canäle durchziehen; bey der Gestalt und Bemannung der schwimmenden Häuser und Kaufmannsbuden; bey dem Gedräng der unzähligen, sonderbar gebauten und phantastisch verzierten Jonken und der andern Fahrzeuge, aus denen ein lärmendes Getöne der Menschenstimmen, wie der musikalischen Instrumente aufsteigt und die Luft erfüllt; das Ganze erscheint wie die Gebilde eines phantastischen Traumes, der die Seele eines halb fieberhaft Kranken ergreift. Die europäischen Schiffe sind genöthigt bey Wampoa Anker zu werfen, einer Art von Dorf in riesenhaftem Maaßstabe, denn die Zahl seiner Bewohner, welche fast ausschließend von dem

Verkehr mit den Europäern leben, beläuft sich auf 12,000. In Wampoa ist jeder dem Seehandel obliegenden europäischen Nation ein eigner Hügel eingeräumt, der so nahe als möglich am Ufer liegt. An diesen engbeschränkten Flecken Landes kann der fremde Seemann seinen Fuß aufs Land setzen; überschreitet er seine Gränzen, dann hat er alsbald die Mißhandlungen des rohen Volkes zu fürchten, welches unter allen Völkern der Erde das hochmüthigste, ungefälligste, unfreundlichste gegen den Fremden ist. Ein Freund der Botanik, welcher einige Zeit vorher eine kleine Excursion ins Freye gemacht hatte, war durch seine Kühnheit in Lebensgefahr gerathen; selbst unser Reisender, obgleich er nicht allein, sondern in Gesellschaft mehrerer Freunde eine Pagode am Ufer besehen und über diese hinaus einen Spaziergang versucht hatte, sahe sich von dem lautschreienden Volkshaufen, der ihn bis zum Ufer begleitete, wie ein Dieb beschimpft.

Ein solches mißtrauisches und gehässiges Benehmen der Chinesen gegen den Fremden mag zum Theil eine Wirkung des eigenen bösen Gewissens seyn; jene fühlen, daß sie selber durch ihr Benehmen nur Mißtrauen und Haß des Fremden verdienen, und kommen dieser Gemüthsäußerung des Anderen mit ihrer eigenen zuvor. Wenn sich bey der Ankunft der Douaniers auf dem Schiffe ganze Schaaren der Unberufenen mit hinzudrängen, dann muß man alles Bewegliche entfernen oder sorgfältig bewahren, denn dieses Volk stiehlt Alles, was ihm unter die Hand kommt; bey jedem Handel, den man mit einem Chinesen anknüpft, darf man versichert seyn, daß man am Gewicht, oder an der Qualität der Waare und am Geld betrogen wird; sie wetteifern mit einander in dem Mißbrauch der Arglosigkeit des Fremden; von ihm begehren sie jede Gefälligkeit und Zuvorkommenheit, wenn aber der auch nur die geringste Gefälligkeit von ihrer Seite in Anspruch nehmen will, da würdigen sie ihn keiner Antwort; sie lachen ihm höhnisch in das Gesicht. So hatte sich H. Lafond, als er etwas später in der Faktorie von Canton sich aufhielt, nur in Begleitung einiger seiner Landsleute aufgemacht, um Einiges zu kaufen. Jene mächtig große Stadt, welche mit ihren Vorstädten eine Bewohnerzahl von 800,000 Menschen in sich fasset, hat nur 2 große, breite aber eine ganze Menge kleiner, schmaler Gassen, die sich an ihren Enden durch Thore absperren lassen. Die Häuser, meist von buntfleckigen Ziegeln gebaut, mit ihrem porzellanenen Getäfel und hölzernen Schnitzwerk, die Menge der Kaufmannsbuden und Werkstätten, dazwischen die Thürmlein sind sich so ähnlich, daß es dem Fremden fast unmöglich ist, eine Gasse von der andern zu unterscheiden; unsre Reisenden, nachdem sie die Einkäufe gemacht hatten, sahen sich mitten in der Stadt verirrt; Kaufleute, die sie nach dem rechten Wege fragten, lachten sie aus oder schlossen die Läden; ein Knabe aus dem Haufen, der sie mit lautem Geschrey begleitete und an den Kleidern zupfte, als man ihm einen spanischen Thaler zeigte und zu verstehen gab, daß man dafür nach der Faktorey geführt seyn wolle, riß dem Fremden das Geld aus der Hand und entfloh; vier Stunden lang waren, unter dem immer anwachsenden Gedränge die Franzosen in der Stadt umhergeirrt, da begegnete ihnen, zu ihrem Glücke ein alter Mandarin, der vor langen Jahren im Dienst der französischen Compagnie gestanden war; dieser ließ sie nach ihrer Wohnung zurückführen, welche jetzt in weniger als einer halben Stunde erreicht wurde.

Nichts kommt dem Fremden in China so theuer zu stehen, als die Geschenke, welche ihm die Mandarinen im Namen der Regierung machen, wenn sie bey seiner Ankunft das Schiff besuchen und seine

Besteuerung für die Einfuhr anordnen. Die Geschenke, welche sie dem Capitain brachten (eine elende Kalbe, zwey Schöpse, einige Töpfe mit eingemachtem Ginseng, zwey oder drey Krüge voll schlechten Weinessig) beliefen sich an Werth höchstens auf 40 bis 50 spanische Thaler, aber sie kosteten an Gegengaben 10000 Piaster, wobey die Abgaben an die chinesische Regierung und die 1000 oder 1200 Piaster mit gerechnet waren, welche der Unterhändler oder Comprado bekommen mußte.

Einen wahrhaft Mitleid erregenden Eindruck macht auf den Fremden ein Theil der hiesigen Frauen. Das weibliche Geschlecht zerfällt in China, vor Allem in den Städten, in zwey Hauptklassen, in die Frauen mit kleinen und in jene mit großen Füßen. Nur die ersteren können künftig einmal den Rang einer eigentlichen Hausfrau einnehmen, denn jeder chinesische Bürger, er sey reich oder arm, von hohem oder niederm Stande, nimmt sich eine kleinfüßige zur Herrin des Hauses, hat aber neben ihr wenn seine Umstände es erlauben, noch mehrere Kebsfrauen mit großen Füßen. Die letzteren sind meist Nachkommen der tatarischen Horden oder anderer Fremdlinge, die sich unter die chinesische Bevölkerung eindrängten, darum ist es ein Nationalstolz, welcher die Mütter zu der in der That furchtbaren Grausamkeit gegen ihre Kinder antreibt. Denn den Mägdlein von zartestem Alter preßt man die Füße nnd krümmt man die Zehen auf so schmerzhafte und gewaltthätige Weise ein, daß diese Glieder nicht nur zum kräftigen Gange höchst ungeschickt, sondern vielen Krankheiten, namentlich offenen Geschwüren ausgesetzt werden, deren Vorhandenseyn sich öfters kaum durch die häufig angewendeten Parfumerien verbergen läßt.

Unser Reisender hatte gleich bey diesem seinem ersten Aufenthalt in Canton Gelegenheit all die Umständlichkeiten und seltsamen Gerichte kennen zu lernen, durch welche ein vornehmes chinesisches Gastmahl sich auszeichnet. Die Menge der eßbaren Schwalbennester, der weich gesottenen Sennen und Füße von Hirschen, der Holothurien und andrer, bey uns niemals zur Tafel kommenden Gegenstände, dann, in einem ganz andern Speisesaale, die Fülle des süßen Eingemachten und der Früchte, gaben allerdings, nach dem Ausdruck unsers Reisenden, dem eingeladenen Gaste mehr eine Arbeit als eine Erquickung des Leibes.

Auch über den Opiumhandel und Opiumstreit der Engländer spricht unser hierin billig denkender und unparteyischer Reisender, indem er hiebey einen Aufsatz des H. A. de Candolle aus der Bibliotheque universelle de Genève anführt. Die Chinesen sind keineswegs erst durch die Europäer zum Genuß des Opiums verführt worden, sondern letztere fanden die Unsitte schon bey diesem Volke herrschend, als sie vor 300 Jahren es kennen lernten. Das Opium, welches die Engländer einführen, ist nur ein sehr geringer Theil dessen, das in China verbraucht wird, indem der Mohnbau und die Fabrikation des Opiums in vielen Provinzen dieses Reiches in lebhaftem Betrieb ist. Die Chinesen haben in ihren gegohrnen alkoholartigen Getränken viel furchtbarer berauschende Mittel als das Opium ist. Der Grund, welcher deßhalb die chinesische Regierung zum Verbot des Opiumgenusses und der Einfuhr desselben antrieb, war durchaus keine Rücksicht auf die Moralität und Gesundheit der Unterthanen, sondern nur die Furcht, daß zu wenig fremdes Geld für Thee u. s. nach China eingehen, oder sogar mehr als hinein käme an Silber ins Ausland geführt werden möchte; der Opiumkrieg ist durch die tadelnswerthen und engherzigen Schritte eines kurzsichtigen Finanz- und Mauth-

systems des bey all seinen hohen Einbildungen dennoch halbbarbarischen chinesischen Volkes herbeygeführt worden, dem eine Demüthigung wohl zu wünschen wäre.

Die Rückreise aus China nach Frankreich war eben so glücklich als dieß die Hinfahrt gewesen; die Mannschaft war gesund geblieben, sie hatte nur einen Matrosen durch einen unglücklichen Fall aufs Deck verloren. Wir verlassen bey diesem ersten Hauptabschnitt seiner Berichte unsern Reisenden in der Hoffnung, ihn bey andrer Gelegenheit von neuem auf seinen Seefahrten begleiten zu können.

Mit diesem Stücke wird das Inhalts-Verzeichniß des zwölften und dreyzehnten Bandes der Gelehrten Anzeigen ausgegeben.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey,
im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß

der Gelehrten Anzeigen von 1841, Band XII. und XIII.

Die römiſche Ziffer verweiſt auf den Band, die arabiſche auf die Seite des Bandes.

Ancient Laws and Institutes of England; — also *Monumenta Ecclesiastica Anglicana*, from the sivenih to the tenth Century and the ancient latin version of the Anglo-Saxon Laws with a compendious glossary etc. London 1840. XII. 249.

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. V. Bd. 2 Hefte. Würzburg 1839. XII. 845.

— — — 3. Heft. XIII. 359.

Beneke, Dr. Ed., Syſtem der Metaphyſik und Religionsphiloſophie aus den Grundverhältniſſen des menſchlichen Geiſtes abgeleitet. Berlin 1840. XIII. 369.

Bennett, Frederik Debell, narrative of a Whaling Voyage round the globe, from the year 1833 to 1836, comprising sketches of Polynesia, California, the Indian Archipelago etc. Vol. I. II. XIII. 545.

Beowulf, Heldengedicht des 8. Jahrhunderts. Zum erſten Male aus dem Angelſächſiſchen von Ludwig Ettmüller. Zürich 1840. XIII. 105.

Bernardi, S., abbatis Clarae-Vallensis Opera omnia edid. D. Joann. *Mabillon*. Ed. IV. Paris, 1839. Vol. I. II. P. 2. XIII. 513.

Bibliothèque Académique Belge, ou Repertoire systématique des Mémoires de l'ancienne et la nouvelle Académie de Bruxelles. T. IV. XII. 161.

— 321.

— 761.

Capefigue, l'Europe pendant le consulat et l'empire de *Napoléon*. T. I. Paris 1840. XII. 63.

Carus, Dr. Carl Guſtav, Syſtem der Phyſiologie. Umfaſſend das Allgemeine der Phyſiologie, die phyſiologiſche Geſchichte der Menſchheit u. ſ. w. Th. 3. Dresden und Leipzig 1840. XIII. 289.

Champollion le Jeune, Grammaire Egyptienne, ou principes de l'écriture sacrée égyptienne etc. Première partie 1836. Deuxième partie 1838. XII. 529. XIII. 873.

Chmel, Joſ., Geſchichte Kaiſer Friedrichs IV. und ſeines Sohnes Maximilian I. Erſter Band. Geſchichte Friedrichs IV. Hamburg 1840 XIII. 137.

Chrysostomi, S. Patris nostri Joannis, Opera omnia, ed. D. Bernard. de *Montfaucon*. Edit. Paris. II. Paris. 1834 — 1840. Tom. I — 13. XIII. 631.

— — — Opera praestantissima. Ad editionem D. B. de Montfaucon ed. Friederic Guil. *Lomler*. Rudolphopoli, 1840. XIII. 631.

Cicero's ſämmtliche Werke. In deutſchen Ueberſetzungen — herausgegeben von Reinhold Klotz. I. Bd. Leipzig 1840. XIII. 777

Collection des Chroniques belges, publiée par ordre du Gouvernement. Chronique de Philippe Mouskes, publiée par le Baron de *Reiffenberg*. T. I. XII. 161. — 321. — 761.

Correspondence of William *Pitt*, Earl of Chatham, edited by Will. Stanhope *Taylor*, Esq., and Capt. John Henry *Pringle*. 4 Bände. London 1838 — 1840. XII. 470.

Croly, George, L. L. D., a memoir of the political life of the right honour. *Edmund Burke*. London, Edinb. 2 Voll. XII. 183.

Dictionnaire des hommes de lettres, des savans, et des artistes de la *Belgique*. Bruxelles, 1838. I. Vol. XII. 161. — 321. — 761.

Döderlein, L., Handbuch der lateiniſchen Synonymik. Leipzig 1840. XII. 577.

Dumas, Souvenirs du Lieutenant-Général Comte Mathieu —, de 1770 à 1836, publiés par son fils. Paris 1839. 3 Bde. XII. 921.

Düntzer, H., Rettung der ariſtoteliſchen Poetik. Braunſchweig 1840. XII. 1025.

Duncker, Maxim. Wolfg., *Origines Germanicae*. Berol. 1840. XIII. 97.

Eichthal, Gust. de, Recherches sur l'histoire et l'origine des *Foulahs* ou *Fellans*. Extrait du bulletin de la société de géographie. (Nvbr. 1840). XII. 121.

Fontanes, Oeuvres de M. de, recueillies pour la première fois etc. Paris 1839. T. 1. 2. XII. 318.

Fraser, J. Baillie, Travels in *Koordistan*, *Mesopotamia* etc. Vol. I. II. London, 1840. XII. 97.

Fürnrohr, Dr. A. E., naturhiſtoriſche Topographie von Regensburg. In Verbindung mit Forſter u. A. Bd. 1 — 3. XIII. 1033.

Gentz, Friedrich von, Schriften. Ein Denkmal von Guſtav Schleſier. Fünf Bände. Mannheim 1838 — 1840. XII. 70.

George, Dr., Mythe und Sage. Verſuch einer wiſſenſchaftlichen Entwicklung dieſer Begriffe und ihres Verhältniſſes zum chriſtlichen Glauben. Berlin 1837. XII. 9.

Geppert, C. F., über den Urſprung der homeriſchen Geſänge. 2 Theile. Leipzig 1840. XIII. 761.

Gieſebrecht, Wilh., Annales Altahenses, eine Quellenſchrift zur Geſchichte des 11. Jahrhunderts. Berlin 1841. XIII. 1017.

Goethaels, F. H., Lectures relatives à l'histoire des sciences, des lettres, des moeurs et de la politique en Belgique. 6 Bde. XII. 161. — 321. — 761.

Greenough, G. B., a geological Map of *England* and *Wales*. 2. edit. London 1839, 6 Blätt. XIII. 1079.

— — — memoir of a geological Map of England. 2. edit. London 1840. XIII. 1079.

Griffith, Will., report on the *Tea plant* of Upper Assam. XIII. 121.

Grimm, Wilh., zur Litteratur der Runen. Wien, 1828. XII. 201.

Grube, Dr. Ad. Ed., Aktinien, Echinodermen und Würmer des adriatiſchen und des Mittelmeeres. Königsb. 1840. XII. 369.

Harris, Capt. Will. Cornwallis, The wild sports of the *southern Africa*, being the Narrative of an Expedition from the Cape of good Hope etc. London, 1840. XII. 257.

Hartmann, J. D. W., Erd- und Süßwaſſer-Gaſteropoden. St. Gallen 1840. Heft 1. XII. 56.

Hausmann, über Zeugung und Entſtehung des wahren weiblichen Eyes bey den Säugethieren und Menſchen. Hannover 1840. XIII. 155.

Horatii Flacci opera omnia. Recens. et illustr. Friedr. Guil. *Döring*. Editionem novam curavit Gustav. Regel. T. 1. Lipsiae. 1839. XIII. 729.

Hügel, Karl Frhr. v., Kaſchmir und das Reich der Sikh. 2 Bde. Stuttgart 1840. XII. 697.

Jakson Hooker, Sir William, Flora Boreali-Americana, or the Botany of the northern parts of British America. 2 Vol. London 1840. XIII. 489.

Jaumann, Domdekan von, Colonia Sumlocenne. Rottenburg am Neckar unter den Römern. Mit Rückſicht auf das Zehentland und Germanien überhaupt. Stuttgart und Tübingen. XII. 569. XIII. 521.

Ideler, Jul. Ludov., Physici et Medici graeci minores. Vol. I. Berol. 1841. XIII. 329.

Invenalis, D. Iunii, Satyrae cum commentariis Car. Frid. *Heinrichii*. Bonnae, 1839. Vol. 1. 2. XII. 977.

Kerler, Dr. H. F., Geſchichte der Grafen von Helfenſtein. Ulm 1840. XIII. 145.

Klemm, Dr. Guſtav, Italica. 1. Theil. XII. 473.

Koch, Dr. Karl, und Dr. Ernſt Schmid, Die Fährten-Abdrücke im bunten Sandſtein bey Jena. Jena 1841. XIII. 542.

Kumpf, Dr. Franz, Geſetzſtatiſtik von Mittelfranken und den vom vormaligen Rezatkreis getrennten Gerichten. XII. 40.

Lafond, Gabriel, Quinze ans de *voyage autour* du *monde*. T. 1. Paris 1840.

Landgrebe, Dr. Georg, über die Pſeudomorphoſen im Mineralreiche und verwandte Erſcheinungen. Caſſel 1841. XIII. 449.

Leonhard, Dr. K. E., und Dr. H. G. Bronn, neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognoſie, Geologie und Petrefaktenkunde. Stuttgart 1840. XIII. 529.

Lepsius, Dr. R., sur l'alphabet hiéroglyphique, lettre à Msr. le Prof. Hippol. Rosellini. 1837. XII. 519. XIII. 873.

Lesson, R. P., Species des Mammifères bimanes et quadrumanes, suivi d'une mémoire sur les Oryctéropes. Paris 1840. XIII. 209.

Liebig, Dr. Juſtus, die organiſche Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Phyſiologie. Braunſchweig 1840. XII. 129.

Lodge, Edm., the Genealogy of the *british Peerage* with sketches of the family histories of the Nobility. 7. ed. London 1840. XIII. 239.

Lodge, Edmund Esq., the *Peerage* of *the British Empire* as at present existing etc. Ninth Edition. London 1840. XII. 247.

Meyer, Hermann von, neue Gattungen foſſiler Krebſe, aus Gebilden vom bunten Sandſtein bis in die Kreide. Stuttgart. XII. 152.

Μιχαὴλ Ψελλοῦ ἐπιλύσεις σύντομοι φυσικῶν ζητημάτων — ed. Godofr. *Seebode*. Gothae. XII. 585.

Molitor, Prof., Philoſophie der Geſchichte oder über die Tradition. 3. Thl. 1839. XII. 881.

Moocroft, Will., and Ms. George Trebeck, travels in the Himalayan provinces of Hindustan and the Panjab, in Ladakh and Kashmir; in Peshawar, Kabul, Kunduz and Bokhara, from 1819 to 1825. Prepared for the press by Horace Hayman *Wilson*. London 1838. 2 Bde. XII. 81. — 595.

Morton, Samuel George, M. D. Prof., *Crania americana*, or a Comparative view of the Skulls of various Aboriginal nations of North and South America etc. Philad. and London 1839. XII. 355.

Movers, Dr. F. C., die Phönizier. Erſter Band, Unterſuchungen über die Religion der Phönizier, u. ſ. w. Bonn 1841. XIII. 585.

Müller, Joh., über den Bau des pentacrinus caput medusae. XII. 369.

Nägelsbach, Dr. Karl Friedr., die homeriſche Theologie. Nürnberg 1840. XII. 1009.

Necker, M. L. A., Etudes géologiques dans les *Alpes*. Tom. I. Paris, 1841. XIII. 1049.

Nicolai Damasceni de plantis libri duo Aristoteli vulgo adscripti — edidit E. H. F. *Meyer*. Lips. 1841. XIII. 345.

Oversigt over det Kongelige *Danske Videnskabernes Selkabs Forhandlinger* og dets Medlemmers Arbeider i Aaret. 1840. Af Conferentsraad og Professor H. C. *Oersted*. 1840. XIII. 561.

Owen, Richard, *odontography*, or a treatise of the comparative Anatomy of the Teeth, their physiological relations etc. Part first. Lond. 1840. XII. 153.

Pahl, Joh. Gottfr. v., Denkwürdigkeiten aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Tübingen 1840. XIII. 119.

Palacky, Geſchichte von Böhmen. Größtentheils nach Urkunden und Handſchriften. Bd. 2. 1. Abth. Prag 1839. XII. 849.

Philodemi Rhetorica ex Herculanensi papyro restituit cet. E. *Gros*. Paris 1840. XIII. 409.

Plantae Javanicae rariores, quas in insula Java annis 1802 — 1814 legit et investigavit Thomas *Horsfield*. M. D., esiccis descripsit — Joann. J. *Bennet*; observ. adjecit Rob. *Brown*. 1838 — 1840. XIII. 473.

Poggendorffs Annalen der Phyſik.
Bd. 49. 2. Reihe. Bd. 19. 1840 XII. 575.
Bd. 50. 2. Reihe. Bd. 20. XII. 407.
XIII. 152.

Postels, Al. et Dr. Franc. Ruprecht, Illustrationes Algarum in itinere circa orbem jussu Imperatoris Nicolai I. atque anspiciis navarchi Fr. Lütke annis 1826 — 1829 — collectarum. Petrop. 1840. XIII. 977.

Rammelsberg, C. F., Handwörterbuch des chemischen Theils der Mineralogie. Abth. 1. 2. Berlin 1841. XIII. 185.

Rapp, Dr. K. M., Versuch einer Physiologie der Sprache nebst historischer Entwickelung der abendländischen Idiome ꝛc., zweyter und dritter Band. Stuttgart und Tübingen 1839, 1840. XII. 73.

Reichert, Karl Bogisl., das Entwicklungsleben im Wirbelthierreich. Berlin 1840. XIII. 457.

Richthofen, Dr. Karl Frhr. v., friesische Rechtsquellen. Berlin 1840. XII. 185.

— — — altfriesisches Wörterbuch. Göttingen 1840. XII. 185.

Robinson, F., und E. Smith, Palästina und die südlich angränzenden Länder. Tagebuch einer Reise im Jahre 1838 u. s. w. 2 Bde. Halle 1841. XIII. 681.

Romilly, Sir Sam., memoirs of the life of —, written by himself, with a selection from his correspondence. Edited by his sons. Lond. 1840. 3 Bde. XIII. 544.

Rousseau, L. F. Emman., Anatomie comparée du *Système dentaire* chez les principaux Animaux. Nouvelle Edition etc. Paris 1839. XII. 153.

Rubino, J., Untersuchungen über römische Verfassung. Erster Band. 1840. XII. 657.

Rüppel, Eduard, Reise in Abyssinien. 2. Bd. Frankfurt a. M. 1840. XIII. 217.

Sauppii, Herm., epistola critica ad Godofredum *Hermannum* etc. 1841. XIII. 753.

Serres, Marcel de, Recherches sur les Ossemens humatiles des Cavernes de Lunel-Viel. Montpell. 1839. XIII. 161.

— — Essai sur les Cavernes à Ossements. 3. edit. Montp. 1838. XIII. 101.

Scheitlin, P., Versuch einer vollständigen Thierseelenkunde. Stuttgart. 2 Bde. 1840. XII. 41

Siebold, Dr. Karl Theodor v., Beyträge zur Naturgeschichte der wirbellosen Thiere. Danzig 1839. XII. 369.

Silvestre, M., Paléographie universelle, collection des facsimile d'écritures de tous les peuples et de tous les temps cet; accompagnés d'explications historiques et descriptives par M. M. *Champollion-Figeac* et *Aimé Champollion fils*. Livr. 1—36. Paris 1839—1841. XIII. 801.

Stern, Dr. S., Lehrbuch der allgemeinen Grammatik. Berlin 1840. XII. 505.

Stülz, Jodok, Geschichte des Cisterzienser Klosters Wilhering. Linz, 1840. XII. 753.

Tamisier, Maurice, Voyage en Arabie, sejour dans le Hedjas, campagne d'Assir. Vol. I. II. 1841. XIII. 745.

Thüringen und der Harz, mit ihren Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden. Bd. I. II. Sondershausen, 1839, 1840. XII. 918.

Tocqueville, Alex. de, de la Démocratie en Amérique. T. III. IV. Paris, 1840. XIII. 665.

Torrey, John, and *Asa Gray*, A Flora of North America. Vol. I. 1838—1840. New-York. XIII. 489.

Trendelenburg, Adolph, logische Untersuchungen. Berlin 1840. 2 Bde. XII. 929. XIII. 641.

Ulrichs, Dr. H. N., Reisen und Forschungen in Griechenland. 1. Thl. Bremen 1840. XII. 865.

Verhandelingen over de naturlijke Geschiedenis der Nederlandsche overzeesche Bezittingen. Zoölogie. N. 1. 2. Leiden. 1839, 1840. XII. 345.

Verzeichniß der in der Kreis-Naturalien-Sammlung zu Bayreuth befindlichen Petrefacten. Leipz. 1840. XIII. 161.

Vie, Correspondence et écrits de Washington, publiés d'après l'édition américaine et précedées d'une introduction sur l'influence et le caractère de Washington dans la révolution des Etats-unis d'Amérique, M. *Guizot*. Paris, 1840. XII. 281.

Wagner, Dr. Moritz, Reisen in die Regentschaft Algier in den Jahren 1836, 1837, 1838. 3 Bde. Leipzig 1841. XII. 649.

Waitz, Georg, über das Leben und die Lehre des Ulfila. Bruchstücke eines ungedruckten Werkes ꝛc. Hannover 1840. XII. 201.

Weisthümer, gesammelt von Jakob Grimm. Zweyter Theil, mitherausgegeben von Ernst Dronke und Heinrich Beyer. Göttingen 1840. XII. 297.

Whewell, Geschichte der inductiven Wissenschaften, der Astronomie, Physik, Mechanik, Chemie u. s. w. Nach dem Englischen des —, mit Anmerkungen von J. J. von Littrow. 2 Thle. Stuttgart 1840. XII. 361.

Wolff's, Christ., eigene Lebensbeschreibung. Herausgegeben mit einer Abhandlung über Wolff von Heinrich Wuttke. Leipzig 1841. XIII. 469.

Wood, Lieut. John, a personal narrative of a journey to the source of the Indus, Kabul and Badakshan, in the years 1836 — 1838. London 1841. XIII. 825.

Intelligenzblatt.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Allgemeine Sitzung am 24. July 1841 nebst Verzeichniß der seit dem 26. July 1840 eingekommenen Büchergeschenke. XIII. 678.

Oeffentliche Sitzungen

am 27. März 1841:

Vortrag des Vorstandes der Akademie, Hrn. Geheimerathes von Schelling XII. 513.

Sitzungen der Classen;

Philosophisch-philologische Klasse:

am 2. Jänner 1841:

Tutschek, K., über die Galla, mit Rücksicht auf Tumala Darfur und Dar Denka. XII. 441.

am 6. Februar 1841:

Schmeller, Dr., über eine lateinische Bearbeitung des alten oberdeutschen Land- und Lehenrechtbuches oder sogenannten Schwabenspiegels durch Oswald von Anhausen, vom Jahre 1356. XIII. 9.

am 6. März:

Maßmann, Dr., über die einzigen bisher bekannt gewordenen ächt römischen Wachstafeln vom Jahre 167 n. Chr. XII. 793.

Historische Klasse:

am 16. Jänner 1841:

Fink, von, Ueber die ehemaligen Chur- und Gezirksstädte in der Oberpfalz. XII. 466.

am 15. May:

— — — über die Besteuerung der oberpfälzischen Ritterschaft unter churpfälzischer Regierung. XIII. 87.

am 20. November:

— — — über die ehemaligen Eigenbehörigen auf den Gütern im Nordgau und über die Zeit- und Erbpächter des Grundeigenthums in jenem Landbezirke. XIII. 1009.

Mathematisch-physikalische Klasse:

am 9. Jänner d. J.:

Vogel, über die Einwirkung des Salmiak auf Jodkalium und über eine eigenthümliche Art das Jodsalz, als Arzneymittel zum äußerlichen Gebrauch anzuwenden. XII. 393.

Wagner, Andr., über die Gruppirung der Gattungen der Nager in natürlichen Familien, nebst Beschreibung einiger neuen Gattungen und Arten von Nagern. XII. 401. — 429.

am 17. März:

Kobell, v., über den Einfluß der Naturwissenschaften, insbesondere der Chemie, auf die Technik. XIII. 33.

am 8. May:

Martius, v., über das Geschlecht und das Befruchtungswerk der Pflanzen im Zusammenhange mit den Lehren der Morphologie. XIII. 57.

Schubert, v., über die Arten von Bäumen, die in Labrador wachsen. XIII. 81.

am 12. Juny:

Lamont, über eine in dem Observatorium zu Bogenhausen wahrgenommene Erderschütterung. XIII. 241

Zuccarini, über die Flora Japonica und über die in Beziehung auf dieselbe früher geschehenen wissenschaftlichen Leistungen. XIII. 241.

Wagner, Andr., Beyträge zur Kenntniß der Zechsteinformation des Spessarts. XIII. 270.

am 10. July:

Vogel, über das Ausblühen der Mauern oder Verwittern der Wände an Gebäuden und den Gehalt alkalischer Salze in den Kalksteinen jüngerer Formation. XIII. 361.

am 13. November:

Zuccarini, Bericht über die seit einigen Jahren in vielen Gegenden Deutschlands bemerkte Krankheit der Kartoffeln. XIII. 953.

am 20. November:

Lamont, über magnetische Instrumente von neuer Construction. XIII. 993.

Königl. Hof- und Staats-Bibliothek.

Anzeige eines Büchergeschenkes von Seite der französischen Regierung (Collection de documents inédits sur l'histoire de France, publiés par ordre du Roi et par les soins de Ministre de l'instruction publique). XIII. 488.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs, Januar bis Juny 1841. XII. 743.

— — — — — — July bis December 1841. XIII. 567.

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Vierzehnter Band.

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

Gelehrte Anzeigen.

Januar bis Juny.

1842.

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Jänner.

Nro. 1. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Narrative of a voyage to Madeira, Teneriffe and a long the shores of the Mediterranean, including a visit to Algiers, Egypt, Palestine, Tyre, Rhodes, Telmessus, Cyprus and Greece, by W. R. Wilde, in II. Volumes. Dublin 1840.

Der Verfasser des eben genannten Reiseberichtes, Licentiat des königlichen Collegiums der Wundärzte in Irland, hatte bey seinem Besuche einiger der interessantesten Inseln und Küstengegenden von Afrika so wie des westlichen Asiens und Griechenlandes einen Zweck vor Augen, dessen consequente Verfolgung seinen Beschreibungen der schon so vielfach von Reisenden besuchten und beschriebenen Gegenden einen ganz eigenthümlichen Werth verleiht. Er begleitete als Arzt den Herrn Robert Meiklam Esq., welchem zur Wiederherstellung seiner sehr geschwächten Gesundheit eine Reise in Länder von milderem Klima angerathen und durchaus nöthig war. Auf einer Jacht von 130 Tonnen, die ein Eigenthum des Herrn Robert Meiklam, mit allen Bequemlichkeiten für gesunde wie für kränkliche Reisende versehen war, trat Hr. Wilde seine Seefahrt am 24. September 1837 zuerst nach Lissabon und den Inseln Madeira und Teneriffa, dann nach den südlichsten Küstengegenden des Mittelmeeres an. Ueberall, wohin er kam, waren das Klima, die Beschaffenheit der Lebensmittel, der Wohnungen und anderer solcher Verhältnisse ein Hauptgegenstand seiner sorgfältigen Untersuchungen; denn seine Reise sollte ja zunächst nur der Gesundheitspflege und Erheiterung eines seiner ärztlichen Leitung anvertrauten Freundes dienen, und eine öffentliche Mittheilung jener Beobachtungen konnte dann auch für andre Leidende, welche zu ihrer leiblichen Stärkung oder heilsamen geistigen Anregung die gleichen Gegenden besuchen wollen, von Nutzen seyn. Wir heben in dem nachstehenden gedrängten Auszuge aus Wildes Reiseberichte Beydes, sowohl die für Diätetik und Gesundheitspflege wichtigen als auch jene Momente der Beobachtungen hervor, welche das geistig Aufregende betreffen, das dem Reisenden durch die erwähnten Länder sich als inneres Heilmittel darbietet.

Auch der Gesündeste wird, wenn er sich der Bay von Biscaja auf einem Segelschiffe nahet und des Seefahrens noch nicht gewohnt ist, erfahren müssen was Krankheit sey, denn an diesem Punkte des Begegnens der verschiedenartigen Strömungen ist das Meer in unaufhörlicher starker Bewegung. Hr. Wilde mochte von der Krankheit noch mehr gelitten haben denn sein kränklicher Freund, als endlich nach dreytägigem Herumkreuzen ihre Jacht in den Hafen von Corunna einlief. Der Fremdling in dieser Stadt, wenn auch die Stimmung seines Gemüthes durch äußeres oder inneres Leiden eine getrübte seyn sollte, wird dennoch durch den Reiz des vielen annehmlich Neuen, das ihm hier begegnet, sich bald erheitert fühlen. Der Nordländer, der vor Kurzem seine Heimath bey schon eingetretener Kühle des Herbstes verließ, athmet hier bereits die milde Luft eines südlichern Landstriches, der ihn mit seinen der Gesundheit zuträglichen Früchten erquickt; die Kleidung der Biscajer, vor allem die wahrhaft zierliche Weise in welcher die Frauen ihren Kopf schmücken, die Stadt selber mit ihren ansehnlich breiten Straßen, der mächtige Leuchtthurm in ihrer Nähe, der in seinem hohen Bau eines der merkwürdigsten Werke des Alterthums, den Pharos des Herkules einschließt, gewähren dem Auge eine

große Ergötzung; das nahe Schlachtfeld von Corunna, auf welchem der kriegskundige John Moore im Jahre 1809 den Tod des Helden starb und der berühmte William Napier schwer verwundet in die Gefangenschaft der Franzosen gerieth, weckt in jedem Engländer Erinnerungen von einer wenigstens eben so sehr erhebenden als niederschlagenden Art. Denn bey dem damaligen Rückzuge vor dem überlegenen Feinde zeigte sich die heldenmüthige Tapferkeit so wie die Kriegskunde an dem kleinen brittischen Heere in einem glänzenderen Lichte, als bey manchem seiner Siege an dem übermüthigen Feinde. Die Krankheiten, welche nach Wilde's Beobachtungen in Corunna am häufigsten vorkommen, sind Leiden der Brust; Fieber und epidemische Krankheiten gehören zu den seltnen Erscheinungen. Bey der Anlage zu Brustleiden mag die allgemeine Gewohnheit des Tabakrauchens nicht sehr zuträglich seyn, denn der hiesige Tabak, dessen Bau und Zubereitung zu Cigarren Tausende von (meist weiblichen) Händen beschäftigt, ist sehr stark und man raucht denselben auf spanische Weise, nicht aus Pfeifen, sondern klein geschnitten, aus kleinen, an ihrem Ende angezündeten Papierröllchen. Das hiesige Krankenhaus fand sich in sehr mittelmäßigem Zustand; die Kranken, fast so lange noch der Athem aus und eingeht, rauchen ihren Tabak. Die Aerzte in Corunna sind in Madrid gebildet und graduirt.

Der Wind vom Gebirge und von der Nordsee her fieng bereits an rauher zu wehen als es für den kränklichen Begleiter unsers Reisenden zuträglich erschien, darum lichtete man am 10. Oktober die Anker und schon am Morgen des 12ten lief das Schiff in die Mündung des bräunlichschmutzigen, ansehnlich breiten Tajo und in den sichern Hafen von Lissabon ein. Der erste Eindruck, den der Anblick des von Schiffen aller europäischen Nationen belebten, großen Quai von Soudra auf den Fremden macht, ist ein sehr mächtiger: namentlich findet sich dort der Engländer von ganzen Schaaren seiner Landsleute und von einer großen Zahl der vaterländischen Schiffe umgeben. Mehrere imposante Gebäude, vor allen die Kirche von Estrella ziehen das Auge an; die Orangengärten, die Menge der andern Gewächse einer wärmeren Zone, namentlich die noch mit ihren großen weißen Blüthen prangende Datura arborea, die Haine der Cypressen, die zum Verkauf dargebotenen Südfrüchte bezeugen von allen Seiten die Kraft des Bodens und der ihn bestrahlenden Sonne; der Himmel ist so durchsichtig und klar, daß unserm Engländer der Schein des Vollmondes fast so hell erschien, als der Glanz der vaterländischen Sonne, wenn dieser, in solch herbstlicher Jahreszeit, durch die dunstreiche Atmosphäre der brittischen Eilande sich ergießt. Die gesündeste Gegend der portugiesischen Hauptstadt ist ohnfehlbar das an ihrem westlichen Ende, hoch über dem Fluß gelegene Quartier von Buenos Ayres. Bey allen Annehmlichkeiten, deren sich der Fremde in Lissabon erfreut, fehlt es ihm auch nicht an mannigfachen Anlässen zu Empfindungen der entgegengesetzten unannehmlichen Art. So fand unser reisender Arzt wenigstens in der Jahreszeit, in welcher er hier war, den Unterschied der Temperatur des heißen Tages so wie der Nachtstunden, eben so wie der zwischen den beschatteten und den von der Sonne beschienenen Stellen (in den Gebäuden zwischen den Zimmern der Nord- und der Südseite) so auffallend groß und empfindlich, daß die größeste Vorsicht nöthig ist, um sich nicht beständigen Erkältungen auszusetzen. Auch die portugiesische Art die Speisen zu bereiten fällt dem Fremden in der Regel sehr lästig; es duftet und schmeckt da Alles nach Knoblauch und nach Anis, oder ist wegen des häufig beygemischten scharfen Weinessigs fast ungenießbar, denn ohne diese, im Uebermaaß angewendeten Zusätze vermag keine portugiesische Küche zu bestehen. Oefters ist man genöthigt, sich in Ermanglung der genießbaren Speisen nur an dem Brod und Früchten, so wie an dem trefflichen, leichten Wein des Landes schadlos zu halten, oder an dem guten Trinkwasser, das die prachtvolle Wasserleitung von Alcantara in Menge zur Stadt führt, und mit welchem die biscayischen Wasserträger jedes Haus versorgen. Die Zahl der verwilderten Hunde, welche man früher dulden mußte, damit sie die Gassen von den aus den Häusern herausgeworfenen Abgängen der Küchen und Schlachthöfe reinigten, hat sich zwar in neuerer Zeit, seit der Anlegung von Abzugsgräben und dem wohlthätigen Einschreiten der Polizey sehr vermindert, doch ist sie immer noch groß genug, um am Tage das Auge durch den wi-

derwärtigen Anblick, bey Nacht das Ohr durch ihr Geheul zu beschweren. Ein Gegenstand, der nicht nur widerwärtigere Empfindungen als die verwilderten Hunde, sondern das Gefühl der tiefesten Trauer erregt, ist häufig das armselige portugiesische Volk in seinem jetzigen Zustand selber. Der alte Glaube hat sich in einen Unglauben aufgelöst, der nach allen Seiten geistige Verödung zur Folge hatte.

Unter den öffentlichen Vergnügungen von Lissabon verdient die gut bestellte Oper sammt dem Ballet einer Erwähnung. Als vorzügliche Sehenswürdigkeiten rühmt Herr Wilde den köstlichen Altar von St. Johann in der Kirche von St. Rochus und die Kathedrale von Belem. Auch bey dem Korkkloster und in dem damals meist von Engländern bewohnten Cintra machte unser Reisender einen Besuch und besah dann von hier aus noch die majestätische Kirche von Mafra mit ihren Bildhauerwerken. — Als Arzt und Menschenfreund interessirte er sich auch sehr für das neuerdings wohl eingerichtete Krankenhaus, so wie für die Armenschulen der Hauptstadt.

Es war jetzt Zeit, auch die portugiesische Küste zu verlassen; unser junger Arzt, mit der Zärtlichkeit einer Mutter, welche mit dem kranken Kind auf dem Arme die sonnigsten, gegen die Winterstürme geschütztesten Stellen aufsucht, damit das Kranke am belebenden Strahl sich erquicke, verließ mit seinem leidenden Freund am 20. October die Küste von Portugal und fand sich nach 4 Tagen schon in der Nähe des südlichen Ufers von Madeira, bey Funchal.

Möge die Erwartung eines Freundes und Bewunderers der in erhabener Schönheit und reichster Fülle zugleich prangenden Natur auch noch so hoch gespannt gewesen seyn, dennoch wird dieselbe bey dem Anblick von Madeira sich noch übertroffen finden. Die pfeilerartigen Felsen des Basaltes, mit ihren Grotten und Bogengewölben, mit ihren abgerissenen oder in gliederartigen Absätzen aufeinander gethürmten Kugelmassen und strahlenartig aus einander laufenden Gliedern erscheinen auch dann noch dem Auge schön, wenn sie aus der Mitte einer Einöde sich erheben, deren Boden selbst die Frühlingszeit nur einzelne Grashalme entlockt, oder von

welcher nur die Mitte des Sommers die Eisdecke hinwegnimmt. Hier, an der Küste von Madeira, hat die architektonisch bildende Natur ihren wundervollen Bau zur Grundlage eines Paradieses gemacht, das in immer grünender Herrlichkeit über den dunkelfarbigen Substructionen der Basaltfelsen und vulkanischen Schlacken dastehet. Mit einem Getöse, das dem fernen Donner gleicht, gehen die Wogen der Meeresbrandung in den Bogengewölben der Felsen aus und ein, oder sie lösen sich mit zischendem Geräusch an den gähen Felsenwänden und Pfeilern in ein träufelndes Gewölk auf, an welchem alle Farben des Regenbogens sich zeigen. Die Stadt Funchal liegt an einer kaum merklichen Einbiegung der Küste, mitten im dunkeln Grün der Orangen- und Citronenwaldungen, der Kaffeeplantagen und der großblätterigen Bananen. Ueber der Stadt erhebt sich als mächtige Pyramide der Kirchberg, dessen weißes Gebäude von Wallnußbäumen umgeben ist; jenseits dieses Berges und den Hügeln der Weinpflanzungen so wie der Obstgärten erhebt sich der ungleich riesenhaftere Hintergrund des Hochgebirges, auf seinen Gipfeln und in seinen Schluchten mit grünenden Waldungen bedeckt, aus denen die Bäche und Quellen in Wasserfällen herabstürzen. Während unsre Reisenden auf die Ankunft eines Bootes vom Ufer her warteten, bemerkten sie dort am Lande eine lebhafte Bewegung, ein Hin- und Herrennen des Volkes und zugleich eine schlammige Trübung des klaren Gewässers der Bay. Ein mächtiger Gebirgsstrom hatte sich von der Höhe herab in sein vorhin ganz leeres Bette ergossen; kein Regen war unten an der Küste gefallen; der Himmel erschien überall klar und heiter, nur auf einem Punkt des Gebirges hatte sich eine Wolke niedergelassen und aus dieser ergoß sich die Fluth, die sich jetzt über das Flußbette ausbreitete, auf dessen noch so eben trocknes Gestein die Bewohner ihre Kleider und Wäsche zum Trocknen hingelegt hatten. Aehnliche, plötzlich hervorbrechende Fluthen der Gebirgsströme rissen schon zuweilen ganze Gebäude hinweg und zerstörten die Pflanzungen der fleißigen Bewohner.

Unserem reisenden Arzte, der bey Allem, was ihm auf seinem Wege begegnete, zunächst mehr an seinen leidenden Freund und andere Kranke als an

sich, den Gesunden dachte, mußte allerdings das herrliche Madeira als eine Stätte erscheinen, in welcher es gut ist, sich Hütten zu bauen. Keine andere Gegend, so urtheilte er, kann geeigneter seyn, die Leiden eines kranken, geschwächten Leibes zu erleichtern, ein verwundetes Herz zu trösten, den gesunkenen Muth von neuem zu erheben. Und wenn noch kurz vorher, unter dem regnigten und neblichten Himmel, unter dem Druck der vom Kohlendampf verunreinigten Luft an der Themse jede Hoffnung auf Wiedergenesung aus vieljährigem Leid ganz erloschen war, hier, bey dem Einathmen der trocknen, balsamischen Luft, im Anblick des immerwährenden Frühlinges erwacht sie bald von neuem.

Der Kranke kann auf dieser wunderschönen Insel je nach seinem Bedürfniß die Vortheile der verschiednen Climate genießen, ohne sich ihrem Nachtheile auszusetzen. Ist es vor allem die Wärme, die zur Genesung ihm dient, dann wählt er zu seinem Aufenthalt eines der Wohnhäuser der Stadt. Hier genießt er mit allen Sinnen die Gaben eines tropischen Himmels. Denn wenn ihn selbst die Krankheit an sein Zimmer und Ruhebett fesselt sieht er die Fenster seiner Vorzimmer und die luftigen Hallen der Gallerien von den Schlingpflanzen der verschiedensten warmen Länder der Erde umsponnen; der Duft des Héliotropiums wie des wohlriechenden Oelbaumes (Olea fragrans) und der Orangen dringt zu ihm herein; das Chor der gefiederten Sänger verstummt niemals; sein Tisch ist täglich von Früchten besetzt, die er zum großen Theil noch niemals mit Augen gesehen und welche unter einander eben so durch Wohlgeschmack als ihre Blüthen an Pracht der Farben und Gestalten wetteifern. Außerdem versorgt ihn das Meer wie das Land mit den besten leichtverdaulichsten Speisen aus dem Thierreiche; ein höchst zuträgliches Getränk für die meisten Kranken, welche der Stärkung bedürfen, ist nebst dem trefflichen Wasser der hiesige Wein, von welchem Madeira die verschiedensten Sorten erzeugt, unter denen der weiße, an der Südseite der Insel wachsende der gesündeste, der süße Malmsey der wohlschmeckendste, der rothe Tintawein, eine Mittelsorte zwischen dem Claret und dem Porto der gemeinste ist.

Sobald der Kranke sich soweit gestärkt findet, daß er das Ruhebett und Zimmer zu verlassen vermag, dann erhöht sich sein Genuß an den Naturschönheiten dieses Landes mit jeder Stunde. In Funchal findet sich fast auf jedem Hause eine Art von Thurm, der mit einem guten Fernrohr versehen ist, durch welches man weithin über das Meer und Gebirge zu schauen vermag. Ein erfrischender Seewind weht in das luftige Gemach des Thurmes beständige Kühlung herein; selbst die Wärme der Mittagsstunden wird hier gemildert. Wenn endlich der Wiedergenesende allmählich auch zu weitern Spaziergängen sich stark genug fühlt, dann stehet ihm zu diesen eine Auswahl frey, wie kaum an einem andern Orte. Funchal, seitdem die gebildeten Völker Europas hieher die Lust ihrer Sinnen aus allen Welttheilen brachten, gleicht in seiner Umgegend einem reichen botanischen Garten, in welchem die Gewächse des heißern Amerikas neben denen aus Afrika, Asien und Australien nicht bloß ihre Blüthen entfalten, sondern, was bey uns in Europa niemals geschieht, ihre köstlichen Früchte reifen. Die Fußwege durch diese paradiesischen Gärten laufen meist an Kanälen hin, gefüllt mit dem klaren frischen Wasser des Gebirges, selbst die breiten Strassen der Stadt sind gut gepflastert und reinlich. Die mittlere Temperatur des Jahres ist in Funchal 15° Reaumur. Die Temperatur der einzelnen Tage und selbst die der verschiedenen Jahreszeiten ist nur einem äußerst geringen Wechsel unterworfen, der Thermometerstand fällt während der Nacht nur selten über einen oder zwey Grade R.; sein niedrigster Stand im Winter, vor Sonnenaufgang ist 8° Wärme; in Funchal selber regnet es äußerst selten, noch seltner ist es, daß ein solcher Regen einen ganzen Tag anhält; selbst der Thau fällt so sparsam, daß man Wäsche bey Nacht im Freyen trocknet.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Jänner.

Nro. 2. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Narrative of a voyage to Madeira etc., by W. R. Wilde.

(Fortsetzung).

Obgleich aus der eben gegebenen Beschreibung hervorgeht, daß Funchal und seine unmittelbare Umgebung vornämlich zu einem Winteraufenthalt für Kranke geeignet sey, bietet diesen dennoch auch die heißere Jahreszeit auf dieser Insel eine Menge der annehmlichsten, heilsamsten Wohnplätze dar. Die Landhäuser auf den Hügeln und Gebirgen sind dann, je höher sie liegen, desto kühler; dort fällt der Thau stärker, die Trockenheit der Luft ist durch die Wasserdämpfe, welche aus den quellenreichen Waldungen aufsteigen, gemäßigter.

Der Aufenthalt auf Madeira scheint zur Milderung, ja selbst zur Heilung der meisten chronischen Krankheiten geeignet; selbst für die ersten Stadien der Lungensucht gilt dieses, und auch noch dann, wenn für die Leidenden dieser Art keine eigentliche Genesung mehr möglich ist, kann das Klima von Madeira das Leben auf eine kaum zu erwartende Weise verlängern. Hievon gaben die letzten Lebensjahre des wackern Naturforschers, Dr. Heinecken, einen Beweis. Als demselben mehrere der einsichtsvollsten Aerzte in England das Leben abgesprochen, als sie einstimmig ihm die unvermeidliche Nähe des Todes angekündigt hatten, eilte er mit seiner Lungensucht nach Madeira. Hier lebte er noch, bey einem nach seinem Maaße erträglichen Wohlbefinden 9 volle Jahre, bis er einst, als er nach der benachbarten Insel Porto Santo eine Fahrt gemacht hatte, um dort Fossilien zu sammeln, auf dem Rückwege in seinem offnen, kleinen Boote von einem heftigen Sturm überfallen und so durchnäßt ward, daß er in Folge der Erkältung während der darauf folgenden Nacht starb. Seinem schon früher ausgesprochenen Wunsche gemäß unternahm Dr. Renton, ein geschickter Arzt, die Oeffnung seiner Leiche, dieser fand zu seinem Erstaunen, daß die eine Lunge fast ganz verschwunden, die andere aber in einem solchem Zustande war, daß er gar nicht begreifen konnte, wie bey solchem Befinden der Respirationsorgane noch ein Leben möglich gewesen sey. In solchen Fällen genügt dann freylich nicht der kurze Aufenthalt von einigen Wochen oder Monaten, sondern ein wohl Jahre lang dauernder, während bey andern, noch nicht so tief eingehenden Leiden des Unterleibes und der Brust, so wie der sogenannten der Nerven öfters schon nach wenig Wochen eine günstige Wendung merklich wird. Ein Reconvalescent, der länger auf Madeira weilte, sollte nicht vor der Mitte des Juny nach dem kalten, feuchten England zurückkehren. Der viele Zuspruch der reichen Engländer auf der schönen Insel hat die Forderungen der hiesigen (meist portugiesischen) Bewohner so hoch gesteigert, daß der Aufenthalt in diesem Augenblick selbst nach der Schätzung eines Engländers theuer zu stehen kommt. Die Ueberfahrt von England nach Madeira ist durch die Dampfschiffahrt zwar nicht in Beziehung auf die Geldkosten, wohl aber auf den Zeitaufwand sehr erleichtert worden, denn regelmäßig an jedem Montag fährt ein Dampfschiff von Falmouth nach Lissabon ab, auf welchem ein Platz in der ersten Kajüte mit der Verköstigung 15, einer in der zweyten Kajüte 9 Pfund St. und 10 Schillinge kostet. Von Lissabon nach Madeira fährt das Dampfschiff alle 14 Tage ab und kehrt wenige Tage nach der Landung seiner Passagiere wieder zurück. Auf diesem Dampfschiff kostet der erste Platz 10, der zweyte sammt Kost 7, das Verdeck 3 Pfund Sterling.

Unser Reisender, so wie sein Freund, an welchem die geistige Aufregung, welche der Anblick des Neuen gewährt, zusammen mit dem Einfluß des milden Klimas bereits anfiengen, ihre wohlthuende Wirkung zu offenbaren, wollten die Gelegenheit das nahe Teneriffa zu sehen nicht ungenützt vorüber gehen lassen, am 5. November begannen sie dorthin von Madeira aus ihre Fahrt. Schon am Morgen des darauf folgenden Tages erblickten sie den so oft beschriebenen Pic von Teneriffa, welcher von Norden her gesehen nicht die Form eines Kegels sondern jene eines zackigen Felsenblockes hat, dessen Gipfel weit über die gewöhnliche Region der Wolken emporragt. Noch am Abend desselben Tages legte sich das Schiff bey St. Cruz vor Anker, am darauf folgenden Morgen stiegen unsre Reisenden bey demselben Molo ans Land, an welchem Nelson in der unglücklichen Affaire von 1797 seinen Arm verloren hatte. Die Bauart der wahrhaft sauberen, ziemlich ansehnlichen Stadt läßt alsbald ihre ersten Begründer, die Spanier errathen, denn sie ist im sarazenisch-spanischen Geschmack; auch den hiesigen Bewohnern, einem sehr wohlgestalteten Schlage von Menschen, sieht man alsbald ihre spanische Abkunft an.

Wichtiger noch als St. Cruz erschien unsern Reisenden aus ärztlicher Rücksicht das kleine, am Fuße des mächtigen Pic gelegne Städtlein Oratava. In der That, wer die ernste Stille in der Mitte der erhabensten Naturschönheiten sucht, der findet hier reichlich was er begehrte. Die Häuser des Städtleins sind zum großen Theil Paläste, vormals bewohnt von hochadelig spanischen Geschlechtern, anjetzt aber meist verlassen und verödet; auf den Wappenschildern über den prachtvollen Portalen grünt das Moos, in den Höfen wie auf den Vorplätzen wächst hohes Gras. Durch jede Gasse des Städtleins ergießt sich ein Strom von klarem Wasser und verbreitet angenehme Kühlung. Hier in der Nähe steht jener oft erwähnte Drachenbaum, welchen man mit Recht als einen der ältesten vegetabilischen Bewohner unseres Planeten betrachtet; sein viele Jahrhunderte alter Stamm hat 47 englische Fuß im Umfange. In seiner Art scheint auch dieser uralte Baum für die lebensverlängernde Kraft des hiesigen Klimas zeugen zu können. Die Luft ist auf Teneriffa noch weniger feucht als in Funchal, das Hygrometer zeigte einen Stand, den Dr. Heinecken während seines 9jährigen Aufenthaltes auf Madeira nur ein einziges Mal beobachtete und jener Grad der Trockenheit ist hier ein ganz gewöhnlicher. Während Madeira vorzüglich durch die vielen aus andern heißen Ländern der Erde eingeführten Gewächse zu einem Lustgarten wird, zeichnet sich Teneriffa durch eine größere Mannigfaltigkeit der einheimischen Pflanzen aus, deren Arten von der außerordentlichen Milde und Gedeihlichkeit des Klima's zeugen. Mit Recht zieht Herr Wilde aus seinen Beobachtungen den Schluß, daß ein Aufenthalt in Teneriffa vorzüglich für solche Kranke, sehr heilsam seyn müsse, welche an einer Affection der Luftröhre, verbunden mit vielem Auswurf, oder an einer Erschlaffung der Schleimhäute der Organe des Mundes und Halses leiden, welche nicht selten bey Solchen gefunden werden, die sich durch vieles lautes (öffentliches) Sprechen und Singen übermäßig angestrengt haben.

Allerdings mag der erhabene Reiz des Pic de Teneriffa für Reconvalescenten, deren Gemüth von solcher Schönheit leicht gerührt wird, ein verführerischer seyn; sie müssen sich jedoch mit dem Anblick dieser Majestät von unten und ferne her begnügen, oder können, sobald die Kräfte dieß erlauben, auf guten Maulthieren von zuverläßigem Schritte, Wanderungen in die Region der Weinberge und der andern Pflanzungen machen, welche den unteren, allmählig ansteigenden Theil des herrlichen Berges bekleiden. Das eigentliche Besteigen des 13000 Fuß hohen Gipfels müssen sie Gesunden überlassen, welche, bey der außerordentlichen Klarheit der Atmosphäre, ein an der Küste stehender Beobachter durch das Fernrohr bis zur höchsten Höhe begleiten kann, denn die Beschwerden des Weges, der zuletzt nur zu Fuß über die zerrissenen Lavamassen und die Bimssteinasche zurückgelegt werden kann, sind nicht gering. Dagegen ist auch der Lohn, welchen der Reisende am Ziel seines Weges empfängt, ein unbeschreiblich großer, denn jener Aussicht, welche man auf dem Pic, nicht nur über die Insel Teneriffa sondern weithin über das Meer und die canarischen Inseln genießt, kommen nur wenige auf Erden gleich. Unser reisender Arzt war mit seinen Führern und

Begleitern am Nachmittag von Oratava aufgebrochen und fand sich am nächsten Morgen auf der Spitze des vulkanischen Kegels, bey dessen Basis er die Sonne hatte aufgehen sehen. Die Kälte und Dünne der Luft war in den letzten Stunden der Nacht, so wie unmittelbar vor Sonnenaufgang überaus empfindlich; das Thermometer war bis auf 7° unter dem Gefrierpunkt gesunken. Die canarische Föhre, von welcher de Candolle die Erwartung hegt, daß sie selbst in Schottland gedeihen würde, findet sich am Pic bis zu einer Höhe von 5000 Fuß; fast bis zum Gipfel desselben grünt noch der Retamaginster (Cytisus rubigenus).

Nur ein Uebelstand oder vielmehr ein Mangel, welchem allerdings bald abgeholfen werden könnte, erschwert den Kranken, welche in Teneriffa Erleichterung oder Genesung suchen, ihren hiesigen Aufenthalt, dieß ist der Mangel an Wohnungen. Auf der ganzen Insel finden sich nur zwey Gasthäuser zur Aufnahme und Bewirthung von Fremden bereit, das eine in St. Cruz, das andere in Oratava, dessen Besitzer und Gastgeber ein gewesener Schauspieler ist. Der spanische Adel, dem die großen, meist leerstehenden Häuser gehören, hat sich, noch immer festhaltend an den Vorurtheilen seines Standes, welcher dadurch an seiner Ehre gekränkt werden könnte, bey all seiner Armuth noch nicht entschließen können, fremde Miethsleute aufzunehmen. Dennoch fanden unsere Reisenden im Wirthshaus von Oratava zwey kranke Engländer.

Der kränkliche Freund unsers Arztes fühlte sich schon durch die bisherige Reise, bey welcher er sich, namentlich in Teneriffa, mancher Anstrengung beym Bergsteigen ausgesetzt hatte, so ermuthigt, daß seine Seereiselust statt befriedigt zu seyn nun erst recht erwacht war. Und wem sollte dieß nicht begegnen, wenn ihm ein mit allen Bequemlichkeiten ausgerüstetes Schiff als Eigenthum zu Gebote stünde. Bey Gelegenheit der Seefahrt nach Gibraltar, welche am 22. Nov. von Funchal aus begonnen wurde, empfiehlt H. Wilde als das beste Mittel gegen die Seekrankheit folgendes Verhalten. Man lege sich, sobald man die ersten Vorboten des Uebels bemerkt, auf den Rücken in sein Lager, jedoch nicht mit offenen, sondern mit geschlossenen Augen, weil das Sehen der schwankenden Bewegungen eine Hauptursache des Schwindels und seiner Erbrechen erregenden Wirkung auf den Magen ist. Dabey darf zwar der Magen nicht ganz leer seyn, weil dieses sogar gefährliche Folgen haben könnte, doch hüte man sich auch ihn zu beschweren; man nehme ein wenig gebratenes Fleisch und Schiffszwieback zu sich, trinke, jedoch immer nur in einzelnen Schlucken, etwas kaltes Wasser oder Wasser mit Branntwein, hüte sich aber sorgfältig vor allen warmen Getränken. So kann man selbst bey stark bewegtem Schiffe die Krankheit vermeiden und sich allmählig so an das Element gewöhnen, daß man von spätern Anfallen verschont bleibt.

Am 5ten December passirte das Schiff die Strasse von Gibraltar und legte sich bald nachher im Hafen dieser wohlbefestigten Stadt vor Anker. Bey ihrem 11tägigen Aufenthalt in Gibraltar genossen die Reisenden alle die gewöhnlichen, geselligen Vergnügungen in dieser ganz auf heimathliche Weise eingerichteten englischen Colonie. Einer rühmlichen Erwähnung fand H. Wilde die Bibliothek und das Lesezimmer werth, welche sich in diesem Nest der Skorpionen (so beliebt es ihm Gibraltar zu zu nennen) finden. Doch beklagt er sich, daß neben den zahlreichen englischen Blättern nur eine einzige irländische Zeitung und auch diese nur aus besonderer Vergünstigung gegen ein irisches Mitglied der Committe zu dem Journalzimmer ihren Zutritt gefunden habe.

Was den Hauptpunkt des Aufmerkens unsers Reisenden, die klimatische Beschaffenheit von Gibraltar und ihren vermuthlichen Einfluß auf die menschliche Gesundheit betrifft, so ist sein Urtheil in dieser Hinsicht keineswegs für das „Nest der Skorpionen“ günstig. Er selber und noch mehr wohl sein kränklicher Freund fühlten sich durch den schnellen Austausch des herrlichen Clima's von Madeira gegen das von Gibraltar auf eine höchst unangenehme Weise afficirt; hier regnete es täglich und der höchste Thermometerstand, welchen er beobachtete, war 12° R. Dies ist kein Aufenthaltsort für Kranke, die ein milderes Klima suchen; abgesehen von den häufig herrschenden Epidemien, sind Krankheiten der Brust

die gewöhnlichste Ursache des Todes bey den hier garnisonirenden Engländern.

Es war dieses der Hauptgrund zu dem baldigen Aufbruch unserer Reisenden aus Gibraltar; sie verließen dasselbe am 14ten December, um bald möglichst in Algier wieder in ein zuträglicheres Klima zu kommen. Der Anblick der mit Schnee bedeckten Gebirge von Granada und der vielen Schiffe, die sich zugleich aufgemacht hatten, um durch die Meerenge zu gehen, hätte für sich allein großen Reiz gehabt, wäre nur der angenehme Eindruck nicht so sehr durch das Gefühl der Kälte gestört worden, welches der rauhe aus Nordosten strömende Wind erregte. Als endlich, verspätet durch Windstille, das Schiff am 19. December den Hafen erreicht hatte, mußten sich unsere Reisenden, weil sie aus Gibraltar kamen, das mit so vielen Ländern in unmittelbarem Verkehr steht, zu ihrem großen Verdruß einer fünftägigen Quarantäne unterwerfen. Hätten sie auf ihrem Herwege nur wenige Stunden in Algeziras verweilt, dann wären sie dieser unangenehmen Hemmung entgangen. Bey dieser Gelegenheit regte sich auch die nationale Empfindlichkeit, als man am 22ten, da die Engländer gerade bey Tafel saßen, ihnen von Seiten des Sanitätscollegiums sagen ließ, sie möchten augenblicklich bey dem benachbarten Lazareth sich einfinden, und als der Sanitätsarzt sie etwas rauh darüber anließ, daß sie mit ihrem Erscheinen gezögert hatten.

Unter den Bewohnern von Algier, deren Zahl man, mit Einschluß der 7000 Mann des französischen Militärs zur Zeit des Hierseyns unserer Reisenden auf 30000 schätzte, zogen die Aufmerksamkeit des H. Wilde am meisten die Mauren an, die er als einen besonders schönen, kräftigen Schlag von Menschen schildert, und welche auch dadurch sein patriotisches Interesse erregten, daß so viele von ihnen, wegen des beständigen Verkehrs mit Gibraltar, das Englische ganz geläufig redeten, und hierbey so richtig, daß sie selbst das th, den gewöhnlichen Stein des Anstosses für andere fremde Nationen, gleich gebornen Engländern aussprachen.

Die Stadt, auf einer Anhöhe gelegen, mit ihren sarazenisch gebauten Häusern, ansehnlichen

Säulenhallen und platten Dächern, über welche hin und wieder die schlanken Minarets emporragen, macht einen höchst angenehmen Eindruck; der Markt, mit all den reichen Erzeugnissen des Meeres wie des fruchtbaren Bodens, zeuget von der Kraft und Milde des Klima's, was aber den jetzigen Anbau und die Benutzung des viel versprechenden Landes betrifft, so beklagt unser Reisender, daß es hierzu an englischen Capitalien, schottischen Aufsehern und an tüchtigen Arbeitern aus Irland fehle, denn, so behauptet er, die Franzosen sind weder für den Handel noch für den Ackerbau recht geeignet; die wenigen Anbauer, die sich hier finden, sind entweder Spanier aus Majorka und Minorka, oder Malteser. So liefert dieses herrliche Land, welches bey zweckmäßiger Benutzung eine vielfach größere Bevölkerung, als die jetzige ist, überflüßig ernähren könnte, kaum den zehnten Theil des Getreides, welches in einem halben Jahre consumirt wird. Auch der Handel befindet sich in sehr unvollkommenem Zustand, während derselbe, wenn man Algier wenigstens auf mehrere Jahre zu einem Freyhafen gemacht hätte, gewiß zu einem kräftigen Aufschwung gelangt wäre. Unser reisender Engländer läßt aber bey jeder Gelegenheit seine nationale Verstimmung gegen die jetzigen Inhaber von Algier merken; er spricht von den häufig bey den höhern wie niedern Beamten derselben vorkommenden Unterschleifen und Betrügereien und erinnert bey dem Mißtrauen, welches das Volk des Landes in die Zuverläßigkeit der Franzosen setzt, an die Worte, welche der Pascha Mahomed im Jahre 1720 zu dem damaligen französischen Consul in Algier sprach: meine Mutter handelt mit Schöpsenfüssen, mein Vater mit Rindszungen, beyde aber würden sich schämen eine so nichtswürdige Zunge zu verkaufen, als die deinige ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Jänner.

Nro. 3. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Narrative of a voyage to Madeira etc., by W. R. Wilde.

(Fortsetzung.)

In Beziehung aber auf den Vortheil, welchen Frankreich aus dem theuer erkauften Besitz von Algier zieht, erwähnt er jenes Pferdes, welches ein Schotte an einen guten Freund verkauft hatte. Der Käufer, nachdem er das Geld bezahlt hatte, fragte den Verkäufer, ob das Roß wohl auch Fehler an sich habe?

Ich weiß nur zwey, antwortete dieser, der eine ist der, daß der Gaul, wenn er auf der Weide ist, sich so schwer einfangen lässet.

O, sagte der Andere, dagegen gibt es schon Mittel; aber welches ist der zweyte?

Der zweyte Fehler, sagte der Andere, ist der, daß, wenn du ihn gefangen hast, er kaum einen halben Penny werth ist.

Bey dieser Gelegenheit müssen wir übrigens bemerken, daß uns H. Wilde nicht bloß in seinem Urtheil über die dortigen französischen Einrichtungen hart und einseitig befangen erscheint, sondern daß er dieses, wie sich bey anderer Gelegenheit zeigt, in noch viel höherem Grade in Beziehung auf gewisse deutsche Niederlassungen und Einrichtungen ist. Der Engländer will in den meisten Fällen überall nur sein England und Englands Herrschaft sehen.

Doch wir müssen vor Allem noch dessen erwähnen, was H. Wilde über seinen Lieblingsgegenstand, über das Klima und den Gesundheitszustand so wie über die Heilanstalten von Algier sagt. Diese Bemerkungen verdienen um so mehr Beachtung, da sich voraussehen läßt, daß, wenn Frankreich noch einige Jahre diese Besitzung behält, Algier zu dem Rufe gelangen werde, ein vorzüglich günstiger Aufenthaltsort für Kranke zu seyn, auf welchen sich auch mit leichter Mühe alle Bequemlichkeiten und geselligen Annehmlichkeiten des Mutterlandes übertragen lassen. Was übrigens zuerst das Klima von Algier betrifft, so ist dieses auf keine Weise an Milde und Heilkräftigkeit mit jenem von Madeira zu vergleichen. Denn obgleich die Wärme während des Sommers auf 23° bis 26° R. steigt, und, wenn der Südwind wehet, fast unerträglich ist, sind dennoch die Monate Januar uud Februar so kalt, daß man am Morgen das Land mit Reif bedeckt sieht. Die regnigte Jahreszeit fällt in den November; während des Decembers, von welchem unsre Engländer einen Theil hier zubrachten, war die mittlere Wärme am Tage 12°, sie sank jedoch am Abend auf 9° bis 10° R. Die hier herrschenden Krankheiten sind intermittirende Fieber, die sich aus der sumpfigen Luft der Ebene erzeugen, öftere Rückfälle machen und nicht selten Diarrhöen, Wassersucht, so wie unmäßige Anschwellungen der Milz zur Folge haben. Anhaltende Fieber sind zum Glück selten, eben so wie die Opthalmien, obgleich die vorherrschend weiße Farbe der Häuser den Augen bey Sonnenschein überaus lästig fällt. Das hiesige Militärspital ist wohl eingerichtet, sehr geräumig und hat eine herrliche Lage in den ehemaligen Garten des Dey; die Krankenpflege durch die barmherzigen Schwestern fand H. Wilde der rühmlichsten Erwähnung werth.

Um der mit dem Januar steigenden Kälte auszuweichen, segelten die Reisenden am 28ten De-

cember von Algier ab, und landeten am 6ten Januar des Morgens im Hafen von Malta (La Valetta). Der heutige Feyertag gab dem Hafen vieles Leben; unzählige Boote mit Malteserinnen, in ihrem besten Schmucke, fuhren hin und her. Schon am folgenden Tage wurden die Anker von neuem gelichtet und am 13ten Januar 1838, nach einer sechstägigen glücklichen Fahrt, lief die schnell segelnde Jacht in dem Hafen von Alexandrien ein. Fast das erste, was die Aufmerksamkeit und die eigenthümliche Theilnahme des Arztes in dieser vormals so herrlichen Stadt der Ptolemäer anzog, das war die Menge der Blinden und die noch größere der Einäugigen; wohin er nur seinen geübten Blick richtete, da bemerkte er bey der niedern Volksklasse die Zeichen der noch fortwährenden oder die Folgen der vorübergegangenen Ophthalmie. Seine Bemerkungen über die Sehenswürdigkeiten von Alexandria enthalten nichts Neues. Eine Art von Lehre für reisende Engländer lag in dem Bemühen der Maulthiertreiber und des Dragoman der beyden Reisenden von dem (seit mehreren Jahrhunderten) am Boden liegenden Obelisken, der als eine der „Nadeln der Kleopatra“ bekannt ist, Bruchstücke zum Mitnehmen abzuschlagen. Jene Leute wunderten sich sehr, daß diese Engländer den gewöhnlichen Geschmack ihrer Landsleute nicht theilen wollten, denn daß H. Wilde gegen diese barbarische Zerstörung aller Kunstwerke sey, das bezeugt er auch bey einer andern Gelegenheit in seinem Reiseberichte, da wo er von der Sammellust einiger englischer Seeleute spricht, die sich von der aus carrarischem Marmor gehauenem Gruppe der heidnischen Könige, welche in St. Cruz die Statue der Madonna umgeben, die wohlgebildeten Nasen abgehauen hatten, um sie als Andenken mit in die Heimath zu nehmen.

Es war jetzt, im Januar, jene Zeit des Jahres gekommen, in welcher selbst Aegypten zwar nicht an Kälte, wohl aber an einer Abkühlung der Nächte zu leiden hat, welche dem Gefühle, das durch die Wärme des Tages verwöhnt ist, ganz empfindlich fällt. Unsere Reisenden traten ihre Nilfahrt, zuerst im Machmudikanal, dann bey Adfe auf dem weltberühmten Flusse selber in den zwanziger Tagen des Januar an. Die Landschaft an beyden Ufern des Stroms war jetzt von einem üppigen Grün der Felder und Wiesen bedeckt, wie dieses bey uns der May und der Juny erzeugen, während aber am Tage die Wärme auf 20° R. stieg, sank sie bey Nacht auf 7° herunter. Ein solcher schneller Wechsel der Temperatur kann auf den kränklichen Fremdling nicht anders als sehr nachtheilig einwirken, weßhalb diese Jahreszeit am schicklichsten zu einer Reise nach Oberägypten benützt wird, wo alsdann die Temperatur der Tage und Nächte für das Gefühl des Europäers noch die erträglichste ist.

In Cairo, wohin H. Wilde in Begleitung seines pflegbefohlenen Freundes am 24. Januar kam, war es eine seiner ersten Angelegenheiten, die dortigen öffentlichen Heilanstalten und berühmten medizinischen Schulen kennen zu lernen. Er besuchte zuerst das Hospital und Medizinal-Collegium zu Kassr el Ajin, welches damals unter der Leitung und Pflege zweyer trefflicher deutscher Aerzte (beyde aus Bayern gebürtig), des Dr. Pruner und Dr. Fischer*) stund. Diese wohleingerichtete Anstalt läßt, nach dem Urtheil unsers reisenden Arztes, ein günstigeres Licht auf die Menschenfreundlichkeit und Liberalität des Pascha und auf die Fortschritte, welche Aegypten unter seiner Herrschaft in wahrer Bildung gemacht hat, fallen, als so manche andere kostspielige Unternehmung dieses so oft durch eigene wie durch fremde Schuld irre geleiteten Mannes. Das schöne, große, zweystöckige Gebäude, $\frac{1}{2}$ Stunde von der Stadt, liegt in der Nähe von Ibrahim Pascha's Landhaus, umgeben von herrlichen Anlagen. Eine der Seiten des über 300 Fuß im Quadrat haltenden Gebäudes, so wie ein Theil seiner Fronten ist für die Wohnungen der Studirenden und zu Hörsälen bestimmt. Der Morgenbesuch bey den Krankenbetten hatte so eben begonnen, H. Wilde begleitete die Aerzte auf demselben und fühlte sich zu dem Bekenntniß gedrungen, daß er niemals ein reinlicheres, besser geordnetes und besser beaufsichtigtes Krankenhaus gesehen habe als dieses. Dasselbe dankte seine damaligen Vorzüge großentheils seinem Oberaufseher, dem Dr. Pruner. In

*) Ein Schreib- oder Druckfehler im englischen Original verwandelt diesen Namen in Sischer.

Kaſſr el Ajin ſo wie in dem correſpondirenden Hoſpital im Frankenquartier der Stadt zuſammen können bequem 1500 Kranke verpflegt werden, nämlich in dem zu Kaſſe el Ajin 1200, in dem der Stadt 300. Damals, als der engliſche Reiſende hier war, belief ſich die Zahl der an Augenkrankheiten Leidenden auf 100 und nur an wenigen unter dieſen zeigten ſich acute Ophthalmien. Dagegen beläuft ſich im Herbſte, wo dieſe Art von Leiden an der Tagesordnung iſt, die Zahl der meiſt acuten Augenkranken in dem größeren Hoſpital öfters auf 700, ja nicht ſelten kommen an einem einzigen Morgen 300 derſelben und bitten um Aufnahme. Offenbar iſt die Krankheit epidemiſch; ſie ſtellt ſich periodiſch ein zur Zeit der Chamſim-Winde, vornämlich aber im Herbſte, wenn ſich beym Fallen des Nils ſchädliche Dünſte aus dem ſtehenden Waſſer erheben. Jedes Jahr faſt erſcheint die Krankheit mit einem andren eigenthümlichen Charakter, und iſt an Heftigkeit und Zeit der Dauer verſchieden; jenen Typus, unter welchem ſie zuerſt ſich zeigt, behält ſie dann auch insgemein bey. Nach dieſem Charakter wird ſodann von den hierbey wahrhaft ſorgfältigen Aerzten das allgemeine Heilverfahren: die Nothwendigkeit oder die Entbehrlichkeit der Aderläſſe u. ſ. w. beſtimmt. Ein prädisponirender Grund der Krankheit liegt in der (erblichen) Beſchaffenheit des Auges bey der hieſigen niedern Volksklaſſe. Die Mißbildung der Augenwimpern, an denen ſich nur wenige unordentlich bald mehr ein- bald auswärts geſtellte und gekrümmte Haare finden, hängt mit einer krankhaften Beſchaffenheit des Augenliedes ſo wie andrer benachbarter Theile des äußern Auges zuſammen; die Haarwurzeln leiden hierbey; die Abſonderung der Drüſen iſt geſtört. Selbſt an den Augenbrauen verräth ſich dieſe Dispoſition, denn dieſe ſind auch ganz dünn, ja zuweilen ganz der Haare beraubt. Hiezu kommt dann die Wirkung der Sonnenſtrahlen, deren Heftigkeit ſich namentlich die Männer, mit ihrem Tarbuſh, an welchem keine Spur von Schirm iſt, ausſetzen, dann der feine Sandſtaub, welcher vorzüglich beym Wehen des Chamſims die Luft erfüllt. Dazu kömmt eine faſt beyſpielloſe Vernachläſſigung der nöthigen Reinigung des Auges. Aus Vorurtheil oder Gewohnheit wäſcht man ſchon bey Kindern niemals die Augen und ihre Umgegend; hier häuft ſich der Schmutz auf eckelhafte Weiſe an, Fliegen ſetzen ſich in Menge an die Augenwinkel; man hält es für ſchädlich, ſie hinwegzuſcheuchen. Selbſt bey jenen Waſchungen, welche die Moslims vorſchriftmäßig vor dem Gebet verrichten, vermeiden ſie es ſorgfältig, die Augen naß zu machen, während ſie die Arme bis zum Ellbogen, die Füſſe, den Nacken, die Mitte des Schädels und die Gegend hinter den Ohren reinigen. In der Gewohnheit der hieſigen Frauen, ſich die Spitzen der Augenwimpern zu färben, kann keine Veranlaſſung zu der Krankheit liegen, denn im Ganzen findet man, daß die Frauen, auch dann wenn ſie den ganz gleichen ſchädlichen Einflüſſen ſich ausſetzen, ungleich weniger der Krankheit unterworfen ſind als die Männer. Außer den Aderläſſen, welche nur in dringenden Fällen angewendet werden, ſind als die wirkſamſten Heilmittel die Auflöſungen des ſalpeterſauren Silbers, des Zinkvitriols und die aqua saffarina erkannt worden. Ueberhaupt müſſen, ſobald mit der Eiterung eine Erweichung der Hornhaut ſich einſtellt, adſtringirende Mittel angewendet werden. Wenn, abgeſehen von den ungünſtigſten Fällen, eine vollkommene Heilung nicht möglich iſt, dann ſtellen ſich als Folgen der Krankheit triefende Augen oder eine mehr oder minder große Trübung der Hornhaut ein; Katarakten kommen ſeltener vor als man erwarten ſollte.

Die Apotheke des Krankenhauſes iſt muſterhaft eingerichtet und vollſtändig, mit all den beſten und wirkſamſten Arzneymitteln verſorgt. Unter der Leitung des Profeſſors der Pharmazie wird ein großer Theil der Präparate von den Studirenden der Anſtalt ſelber gefertigt. Der am Gebäude gelegene vortreffliche botaniſche Garten, ſo wie der anderweitige reiche Lehrapparat für materia medica, giebt den Studirenden Gelegenheit, ſich hinlänglich mit den Naturerzeugniſſen bekannt zu machen, aus denen die Heilmittel bereitet werden; damit ſie in der praktiſchen Anwendung der Chemie deſto beſſer begründet werden, ſendet man ſie eine Zeit lang in die großen chemiſchen Fabriken des Landes, namentlich in die des Salpeters und Chlorkalks.

Eine ganz besondere Schwierigkeit war bey der Errichtung des, für die ärztliche Schule unentbehrlichen anatomischen Theaters zu bestehen. Die Religion der Moslims verwehrt in vielen Fällen fast die Berührung, geschweige gar die Zergliederung der menschlichen Leichname. Mehemed Ali wendete sich zuerst an seine Priester, mit der Anforderung, daß sie dem Volk dieses Vorurtheil benehmen sollten und als diese hartnäckig sich weigerten etwas zu fördern, das so durchaus gegen das Gesetz des Propheten sey, ließ er ihnen sagen, daß, wenn sie auf ihrem Kopf bestünden, er Befehl geben würde, daß zunächst ihre Leichname, wenn sie gestorben wären in die Anatomie gebracht werden sollten. Dieses wirkte; die mohammedanische Priesterschaft hatte von nun an nichts mehr gegen die unerhörte Einrichtung ihres Herrschers einzuwenden. Außer der Sammlung anatomischer Präparate findet sich auch ein naturgeschichtliches Museum bey der Schule.

Die Zahl der Studierenden an der ärztlichen Schule belief sich, als Hr. Wilde sie besuchte, auf 300, welche nicht nur freye Wohnung und freyen Tisch haben, sondern auch auf Mehemed Ali's Kosten gekleidet werden, und noch überdieß eine monatliche Besoldung empfangen, deren Betrag sich nach dem Maaß ihres Fleißes und ihrer Kenntnisse richtet. Ihre Kleidung ist eine militärische; jedesmal am Freytag (dem Sabbath der Moslim) entläßt man sie aus der Anstalt. Der Unterricht ist an 7 Professoren vertheilt, deren meist französische Vorträge, welche großentheils niedergeschrieben sind, ein eigner Dolmetscher ins Arabische übersetzt. Doktor Fischer und Pruner zeichneten sich unter jenen Lehrern aufs Rühmlichste aus. In der That diese ärztliche Schule, zugleich mit manchen andern Lehranstalten, in einem Lande, welches vor Kurzem noch unter so tiefer Barbarey begraben lag, verdient jene ruhmvolle Anerkennung, welche unser englischer Arzt über sie ausspricht; sie wird ein bleibendes Ehrendenkmal ihres Begründers, des edlen Clot Bey seyn.

Nicht so befriedigend als die Einrichtung der öffentlichen Krankenhäuser erschien unserm reisenden

Arzt der Zustand des Morostan oder Irrenhauses. Dieses alte Institut, das schon im Jahre 1280 durch den Chalifen Nasr Mohamed II. als Bewahrungs- und Versorgungsanstalt für Rasende begründet wurde, hatte bis dahin noch nicht an den wohlthätigen Verbesserungen Theil genommen, welche in neuerer Zeit so manche öffentliche Anstalten Aegyptens erfuhren. Ja man darf sagen, es stehet tief unter jenem Zustand, in welchem zu Sultan Kulasons Zeit und durch die Vorsorge desselben solche Pfleganstalten waren; denn damals war nicht nur jeder Kranke der Behandlung eines Arztes übergeben und wurde durch besonders hiezu angestellte Wärter ernährt und möglichst wohl verpflegt, sondern selbst auf das Gemüth der Unglücklichen suchte man wohlthätig einzuwirken, indem ein Musikchor, das sich auf der Plattform im innern Hofe befand, von Zeit zu Zeit (nach regelmäßigen Absätzen) seine lieblichen Tonweisen anstimmte. Anjetzt finden sich die Rasenden, jeder einzeln, in kleinen gemauerten Käfigen, vor denen ein dickes, eisernes Gitter angebracht ist, an starke Ketten geschlossen, welche, wie bey bösartigen Hunden oder wilden Thieren an ein eisernes Halsband befestigt sind. Oefters muß eine einzige solche Kette zwey solche Unglückliche festhalten; indem sie durch ein Loch der Zwischenwand von dem Halse des Einen nach dem des Andern hinüberreicht, so daß die rasenden Bewegungen von diesem auf Jenen und umgekehrt von Jenem auf diesen übergetragen werden. Ganz nackend oder in die Lumpen des Gewandes gehüllt, das sie bey der Einkerkerung in den Käfig trugen, liegen und kriechen die Elenden in dem Schmutz und Unrath, der nur selten und unvollkommen hinweggeräumt wird, verzehrt von Ungeziefer. Selbst ihre Ernährung scheint mehr der Wohlthätigkeit der am Morostan Vorübergehenden, als eigentlichen Verpflegern überlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Jänner.

Nro. 4. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Narrative of a voyage to Madeira etc., by W. R. Wilde.

(Fortsetzung.)

Auch den Fremden macht gewöhnlich sein Führer auf diese Einrichtung aufmerksam; er kauft sich dann von den Leuten, die außen vor dem Eingang eine Sorte des schlechtesten Brodes feil bieten, mehrere Stücke desselben, nach welchem, gleich bey seinem Eintritt in den Hof, die armen Rasenden ihre abgezehrten Hände durch das Gitter hervorstrecken und das sie mit der Begierde eines wilden Thieres verschlingen. Daß unter solchen Umständen kaum jemals eine Heilung zu erwarten sey, begreift sich von selber; der erste Funke des wieder erwachenden Selbstbewußtseyns muß in der Fluth des Jammers, in die sich der Leidende versenkt siehet, alsbald erlöschen. Man darf nicht vergessen, daß diese so furchtbar mangelhafte Anstalt zunächst unter der Leitung der mohammedanischen Priester und Diener der Moschee steht, zu welcher sie als alte Stiftung gehörte. An der Betrachtung des Wahnsinnes so wie seiner Behandlung haftet ein altes, religiöses Vorurtheil des Islams, welches sich zwar an den der europäisch-ärztlichen Disciplin unterworfenen Anstalten, nicht aber hier in der Stiftung des Morostan hat besiegen lassen. Zum Glück ist, wie dieß schon Wilkinson bemerkt und dem dumpfsinnig ergebenen Fatalismus der Mohamedanen zuschreibt, die Raserey in Aegypten verhältnißmäßig selten.

Bey aller bisher angewandten Vorsicht kommt dennoch die Pest noch fast jährlich nach Aegypten. An dieses furchtbare Uebel wurde unser Reisender, so lange er in Cairo im Hotel des Hrn. Manson wohnte, täglich durch den Anblick eines treuen Hundes erinnert, welcher 6 Monate vorher einem von der Pest befallenen Franken alle Dienste eines Krankenwärters erwiesen hatte. Der Mensch genas, da bekam das Thier pestartige Zufälle; selbst Pestbeulen. Man sperrte es in das Zimmer ein, das der Kranke bewohnt hatte; aus diesem entkam es, und wurde nun auch wieder gesund, doch ist ihm eine Art von Lähmung und ein periodisches Zittern als Folge seiner Krankheit zurückgeblieben.

Uraltes, Schädliches wie Harmloses, mischt sich hier in Aegypten häufig mit einem eben so schädlichen oder unschädlichen Neuen; noch finden sich, wie zu Herodots Zeiten, auf dem Dach einiger Gebäude, (namentlich der Moscheen bey den Begräbnißplätzen) Behältnisse aufgestellt, in denen man Futter und Trinkwasser für die Vögel des Himmels hinstellt, noch die, von demselben alten Geschichtsforscher an den Scythen beschriebene Unsitte, sich durch den Dampf der Hanfblätter (von Cannabis sativa) zu betäuben. Dazu ist in der neuern Zeit den Aegyptern, wie allen Völkern des Orients, die Angewöhnung an das Rauchen des Tabaks und das Trinken des Kaffees gekommen. Hr. Wilde macht hierin eine Aüsnahme von vielen (wenigstens frühern) Aerzten seines Vaterlandes; er hält nicht nur diese beyden Genüsse des Orientalen, so wie man in Aegypten sie findet (mit Ausnahme des anstrengenden Rauchens durch die Wasserflaschenpfeife oder Schischisch), für unschädlich, sondern wird sogar ein Lobredner des Kaffeetrinkens, insofern diese unschuldige Aufregung der Nerven vielleicht den verderblichen Genuß der geistigen Getränke, welchem der Europäer ergeben ist, verdrängen könnte. Einheimische Opiumesser fand er in Aegypten selten.

Für kränkliche wie für gesunde Fremde ist Unterägypten, wenn sie dasselbe zur günstigen Jahreszeit, im September und October, oder von Mitte Februars bis Mitte des Aprils besuchen, ein zuträglicher Aufenthaltsort; die milde Luft, das durch Filtration gereinigte und abgekühlte Wasser des Nils, die herrlichen Früchte des Landes und die Fülle so wie die Vortrefflichkeit der andern Nahrungsmittel, dann die Wohlfeilheit derselben, eignen jenes Land selbst zu einem Genesungsort für weniger bemittelte Reisende. Und wie reich ist diese Gegend der uralten Weltwunder an jenen innerlich aufregenden Elementen, welche selbst ein tief gebeugtes, entmuthigtes Menschenherz aufrichten und freudig machen können! H. Wilde und sein Begleiter genossen im reichen Maaße diese Elemente, sie betrachteten, mit tiefer eindringendem Verständniß als der größte Theil der Reisenden, die Mumiengräber bey Sackhara. Unser Arzt bereicherte hier, gleich bey seinem ersten Eintritt in die Gräber, seine Privat-Sammlung mit den sonderbar abnorm (so wie bey manchen der unvollkommenen Säugthiere) gebildeten Armknochen eines Mumienkörpers, der bey seinem Leben einem etwa 25jährigen Manne angehört haben mochte, auf dessen vornehmen Stand der kostbare Mumiensarg schließen ließ. Auch von den Steinplatten, mit denen die Wände der Grabgewölbe ausgelegt sind, und auf denen (nicht auf den Felsenwänden selber) die Hieroglyphen ausgearbeitet sind, nahm derselbe mehrere mit sich, zum Theil solche, welche von einigen französischen Reisenden, die vor kurzem hier einen antiquarischen Raubbau hielten, zurückgelassen waren, und der Freund des Alterthums möchte es fast beklagen, daß die neuern Sammler die Natur dieser Hieroglyphentafeln, welche so außerordentlich fein zusammengefügt waren, entdeckt haben, weil auf diese Weise bald eine Menge der Gräber ihre Zierrathen verlieren werden. H. Wilde gehört auch unter jene geringe Zahl von Reisenden der neuern Zeit, welche die zweyte Pyramide von Ghizreh, die des Cephenes erstiegen haben; ein Unternehmen, welches nicht nur mit großer Beschwerde, sondern mit wirklicher Gefahr verbunden ist.

Ueber Mehemed Ali und den Einfluß seiner Regierung auf Aegypten urtheilt H. Wilde gerecht und billig. Er erinnert an den Zustand des Landes und seiner Bewohner unter der türkischen Herrschaft, wie dieser von Volnay und andern Reisenden des vorigen Jahrhunderts beschrieben wird und zeigt, daß dieser in der That kein besserer gewesen sey, denn der jetzige. Er verschweigt keineswegs das Tadelnswürdige, das an der Regierung des Vizekönigs Jedem zu sehr in's Auge fällt, übersieht aber auch nicht die wahrhaft großen Eigenschaften und die Verdienste um die geistige Bildung seiner Unterthanen an jenem Manne, der mit Napoleon und Wellington gleichzeitig (im Jahre 1769) die Bahn des Lebens betrat.

Bey ganz günstigem Winde fuhren unsere Reisenden am 7ten Februar des Morgens von Alexandria ab, um nach Rhodus zu gehen, welches gerade in dieser Jahreszeit das lieblichste, annehmlichste Klima genießt. Das Schiff hatte nur erst einen kleinen Theil seines Laufes zurückgelegt, da wurde es am 8ten von einem heftigen Sturme ergriffen, welcher dasselbe am 9ten an dem bey solchem Wind unzugänglichen Hafen von Rhodus vorbeyschleuderte, und mit Pfeilesschnelle an die Bay von Symi trieb. Nicht an dieser Insel selber, sondern zwischen ihr und der Küste von Kleinasien, an der kleinen Insel Vurnos, in der Bucht von Vavarra suchten und fanden die mit dieser Gegend des Meeres nur wenig bekannten englischen Seeleute einen sichern Ankergrund und eine gegen den Sturmwind geschützte Lage. Auf Vurnos, das etwa $\frac{3}{4}$ englische Meilen lang ist und dessen höchste Punkte nur gegen 400 Fuß über den Meeresspiegel ansteigen, lebt eine kleine, aus wenig Familien bestehende Colonie von Griechen; ein patriarchalisch aussehender Greis von 80 Jahren, der Vater von 19 lebenden Kindern, ist an ihrer Spitze. Der einzige Besitz, von welchem dieses harmlose, von der übrigen Welt weit abgesonderte Völklein sich nährt, besteht aus einer Heerde von 1000 Stück Schafen und Ziegen, welche auf Vurnos und einigen noch kleinern Inseln seiner Nachbarschaft ihre Weide finden. Ihre Wohnungen sind armselige Hütten, ihr Kirchlein ist ein enges, steinernes Gebäude, das auf einem Hügel liegt. Mit ihren türkischen Nachbarn auf dem Festland leben diese armen Christen im friedlichsten und freundlichsten Einverständniß. Ganz

nahe bey Burnos, auf der kleinen Insel Patelina, zeigen sich die Ruinen einer ansehnlichen Stadt, welche von den Genuesern erbaut und von ihnen selber zerstört ward, als sie dieses Besitzthum im 16ten Jahrhundert verlassen mußten. Hier finden sich die Gemäuer mehrerer griechischen Kapellen mit alten, von der Hand der Türken sehr gemißhandelten Freskogemälden. Am Ufer der Insel zeigen sich in großer Menge die in allen Farben des Regenbogens spielenden Pyrosomen. Auch noch auf einem andern, kegelförmigen Felsen, in einem Seitenarme der Bucht, finden sich die Reste von Befestigungswerken aus den Zeiten der Ritterorden. Das hier nahe liegende Festland ist an vielen Stellen mit den Trümmern von Landhäusern und andern Gebäuden bedeckt, welche zu ihrer Zeit einen überaus angenehmen Aufenthalt gewährt haben müssen. Auch ist diese wildschöne Gegend fast ganz von Menschen verlassen; in dem kleinen Dörflein Darchia, das an einem tiefen, engen Arme der Meeresbucht liegt,. lebt nur etwa ein Duzzend türkischer Familien. Auch diese bewiesen den Fremdlingen eine große, zuvorkommende Freundlichkeit. Sie hatten noch niemals Kanonen abfeuern hören, und waren deßhalb über den Donner derselben nicht wenig erstaunt. Ein kleiner Fluß, in welchem eine Flußschildkröte (Emys decussata) häufig lebt, mündet nahe bey dem Dorfe in's Meer; an seinen Ufern grünet das Gesträuch des Oleanders; in den Gartenanlagen des Dorfes stund der Mandelbaum in voller Blüthe. Das Klima dieser Küstengegend fand H. Wilde noch milder und für das Gefühl annehmlicher, als jenes von Alexandria. Ein anziehender Anblick für den Freund der Jagd sind namentlich die großen Schaaren der Felsenrebhühner.

Der Sturm hatte sich gelegt, ein günstiger Wind führte das Schiff am 16. Februar wohlbehalten in den Hafen von Rhodus. Dem Klima dieser herrlichen, mit allen Gaben und Schönheiten der Natur gesegneten Insel läßt unser reisender Arzt volle Gerechtigkeit wiederfahren; dasselbe ist auch in den heißen Monaten des Jahres ein für Kranke wie für Gesunde höchst zuträgliches, denn die Hitze steigt fast niemals über 21° R., weil der frische Luftzug zwischen dem Meere und dem hochansteigenden Gebirge im Innern der Insel die Atmosphäre kühlt; der Sirocco wird niemals auf Rhodus empfunden; dazu kommt noch die Menge der schattigen, von Quellen und Buchten durchströmten Waldungen und Gebüsche. Die Insel wäre, dieß bezeuget das hier gedeihende Gewächsreich, eines solchen Anbaues fähig, daß sie eine Bevölkerung von 600,000 Einwohnern reichlich und gut ernähren könnte, während die jetzige Zahl der Bewohner sich kaum auf 30,000 beläuft und auch diese sich jahrlich vermindert, weil die Erpressungen und Auflagen der türkischen Regierung ganz unerträglich sind. Damit sie diese hohen Abgaben nicht entrichten dürfen, lassen die Rhodiser den herrlichen Boden lieber ganz ungebaut; sie kaufen selbst den größten Theil des ihnen nöthigen Getreides von auswärts her; Baumwolle wird nur so viel gebaut, als für den inländischen Bedarf hinreicht; die höchst unbedeutende Ausfuhr beschränkt sich auf Seeschwämme und einige wenige Arten von Baumfrüchten. Bey jeder günstigen Gelegenheit flüchtet sich wieder eine griechische Familie in eine Gegend, wo sie vor den räuberischen, alle Mittel und allen Muth zum Leben dahinnehmenden Erpressungen der türkischen Pascha's gesichert zu seyn hofft.

Auf Rhodus findet sich, freylich gerade nicht zum Vortheil des schönen Eilandes, eine ganze Colonie von Aussätzigen (Leprosen.) Ein wohlgesinnter griechischer Christ hat an einem abgelegenen Punkte der Insel ein ansehnliches Stück Landes angekauft, auf welchem sich die Unglücklichen dieser Art aus den verschiedensten Gegenden der asiatischen Küstenländer und Inseln versammeln. Auch soll sich auf dem Hochland der Insel ein Dorf finden, in welchem der größte Theil der Bewohner, wie man glaubt, durch den Einfluß des dortigen Trinkwassers an Elephantiasis leidet. Epidemien herrschen selten auf Rhodus.

Von Rhodus fuhren die Reisenden am 19ten Februar hinüber nach dem asiatischen Festland, in die Bucht von Marmorizza. Die Umgegend ist hier ganz schweitzerisch, man sieht sich in eine Alpennatur von erhabener Schönheit versetzt; die Mee-

resbucht gleicht einem ſtillen See unſerer Hochlande; ſelbſt der ſtarke Froſt, der in der einen Nacht eintrat, zeugte von der Nähe eines Alpengebirges. Die Bewohner der Stadt, bey welcher ein alter ſtattlicher Thurm an die Zeit der einſt hier mächtigen Johanniterritter erinnert, ſind Türken; ein großer, anſehnlicher Schlag von Menſchen. Ein vorzüglich wichtiges Erzeugniß ihres Landes iſt der treffliche Honig, der in Menge nach den verſchiedenſten Gegenden der Türkey ausgeführt wird. Von der alten griechiſchen Stadt Phyſkos, welche in der Nachbarſchaft von Marmorizza lag, finden ſich nur wenige, mit Gebüſch überwachſene Trümmer. Zur Bucht von Karagatſch beträgt der Weg zur See von Marmorizza aus zehn engliſche Meilen, während beyde Buchten von Oſt nach Weſt nur durch eine ſandige, kaum eine halbe Stunde breite Landzunge getrennt ſind. Wahrſcheinlich iſt das breitere und hohe Vorgebirge, das ſich im Süden an dieſe Landzunge anſchließt, und dieſer ganzen Halbinſel die Form eines Hammers giebt, in einer nicht gar fern vergangenen Zeit eine Inſel geweſen, welche erſt durch das allmählige Anſchwemmen des ſchmalen, ſandigen Striches mit dem Feſtland vereint wurde. Die Bucht von Karagatſch macht noch einen großartigeren Eindruck als die von Marmorizza, weil in jener das Alpengebirge unmittelbar von der Ebene aufſteigt; ein Theil der Berge iſt bis zur Höhe hinan mit Wald und Buſchwerk bewachſen, von grünen Schluchten durchzogen, in welchen Bächlein hinabrinnen, auch wäre die Bucht von Karagatſch zur Aufnahme ungleich größerer Schiffe geeignet, als die von Marmorizza. Von beſonderm geologiſchem Intereſſe erſchien unſrem Reiſenden ein Felſen, der zu unterſt aus Grünſtein beſteht, über welchen ſich ein ganz vorzüglich ſchöner, edler Serpentin, über dieſen ein grauer Marmor aufgelagert findet, der ſich an einer Stelle wie ein tief in die unten liegenden Gebirgsarten eingeſchnittener Canal in dieſe hineinſenkt, daſelbſt ihre Schichten wie gewaltſam zur Seite ſchiebt und ihnen ein ſeltſam gekrümmtes Ausſehen giebt. Weder Stadt noch Dorf findet ſich an der Bay von Karagatſch; nur die Zeltenhütten der Turkomanen ſieht man hin und wieder zerſtreut, denn dieſes wandernde Hirtenvolk weidet hier ſeine Heerden und nährt ſich zugleich von der Jagd wie vom Holzfällen.

Das armſelige, meiſt von Griechen bewohnte Makri, welches in der Bucht von Glaukus, an die Stätte des alten Talmeſſus liegt, konnte für unſern reiſenden Arzt zwar zunächſt nur ein pathologiſches Intereſſe haben, welches jedoch in hohem Maaße durch jenes aufgewogen ward, das dieſer Gegend durch ihre impoſante Natur und durch ihren Reichthum an Bauwerken des Alterthums verliehen iſt. Jene Bucht erſchien unſern Reiſenden ungleich tiefer und umfaſſender als dieß unſere Land- und Seekarten erwarten ließen; die Gebirge ragen hier bis in die Region des ewigen Schnees hinan, ihre ſchroffen, nackten Wände geben der Gegend bey aller Erhabenheit zugleich ein wildes, düſteres Anſehen. Schon das bleiche Ausſehen der Bewohner von Makri läßt auf die Ungunſt des hieſigen Klimas ſchließen. Dieſes iſt, wegen der unmittelbaren Nähe der Schneegebirge, rückſichtlich der Temperatur ganz außerordentlich ſchnellen Wechſeln unterworfen; unmittelbar auf jene Hitze, welche die Strahlen der Sonne in ſolchen Stunden, in denen der Wind vom Meere her wehet, erzeugen, tritt mit dem Wind vom Gebirge her, eine durchdringende Kühlung ein; dem ſumpfigen Boden, der an die Anhöhe von Makri angränzt, entſteigen Dünſte, welche gewöhnlich, während den Morgenſtunden, die Atmoſphäre trüben und jene Wechſelfieber veranlaſſen, an denen vom May an der größte Theil der Bewohner leidet. Die Peſt richtet hier faſt jedes Jahr große Verheerungen an, ſie hatte noch kurz vor der Ankunft des engliſchen Schiffes in Makri geherrſcht; ein Dorf in ſeiner Nähe war durch die Seuche ganz entvölkert. Vormals war Makri ein Durchgangspunct der Depeſchen und Sendungen, welche zu Waſſer aus Aegypten und Syrien kamen und zu Lande nach Konſtantinopel, ſo wie umgekehrt befördert wurden. Unſere Reiſenden waren im Anfang des März hier und fanden die Witterung überaus unfreundlich.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Jänner.

Nro. 5. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Narrative of a voyage to Madeira etc., by W. R. Wilde.

(Fortsetzung.)

Doch bey diesem Allen war der Genuß, welchen der Anblick und der Besuch der prachtvollen, noch auf seltene Weise wohlerhaltenen Ruinen von Talmessus gewährte, ein ungemein hoher. Namentlich haben es die Bewohner jener alten Stadt, welche durch ihren Weinbau wie durch ihre Wahrsager und Zeichendeuter berühmt war, verstanden, die Gräber ihrer Todten auf eine Weise zu schmücken, die dem verwesenden Fleisch eine unverwesliche Ehre der vergötternden Kunst anzulegen suchte. Die in den Felsen gehauenen Gräber tragen meist die Form der Tempel. Unter den vormaligen öffentlichen Gebäuden nimmt noch jetzt das alte Theater einen hohen Rang ein.

Auf einer kleinen Insel, nahe bey Makri, finden sich die Gemäuer der Festungswerke und Wohnungen, welche hier die Johanniterritter erbauten. Ein heftiger Sturm trieb das Schiff auf seiner Weiterfahrt von hier in die öde, nur von einigen armen, griechischen Hirten bewohnte Bucht von Kalamacki. Die kleine Insel Kastellrosso, in dessen engem, zugleich aber trefflichem Hafen dasselbe am 5. März Anker warf, genießt ein ungleich gesünderes Klima als die Bucht von Makri. Ein wohl erhaltenes Kastell, das die Ritter nach ihrer Vertreibung aus Rhodus hier erbauten, zusammen mit der von rothfarbigen (eisenhaltigen) Adern durchzogenen Kalkfelsenmasse, hat diesem Eilande seinen Namen gegeben. Seine 8000 Einwohner, die mit Ausnahme einiger weniger türkischen Familien griechische Christen sind, nähren sich durch Handel und Schiffahrt, welche beyde durch die Lage und Vortrefflichkeit ihres Hafens sehr begünstigt werden. Der Boden ist übrigens so arm, daß alle zur Unterhaltung des Lebens nöthigen Gegenstände von auswärts zugeführt werden müssen.

Ein besonders günstiges Urtheil fällt unser Arzt von seinem Standpuncte aus über Beyrut, dessen Lage und Klima ihm so vortrefflich erschien, daß daß er jener Stadt zum Winteraufenthalt bey weitem den Vorzug vor Alexandria und Algier giebt. Das Fahrzeug unserer Reisenden, welches als eine Art von Kriegsschiff betrachtet wurde, hatte zwar statt 14 nur 9 Tage Quarantäne vor der syrischen Küste zu machen, doch beschlossen sie diese Zeit nicht müßig an einem Orte liegend zuzubringen, sondern während derselben allmählig südwärts zu seglen, denn auch die Tage einer Fahrt an der Küste hin werden unter gewissen Bedingungen von jenen der Quarantänezeit abgezogen. Jener ungünstige Wind, welcher das Schiff an der Stätte des alten Tyrus, bey dem jetzigen Zur festhielt, kam unsern Irländern nicht ungelegen, denn sie gedachten hierbey an jene beliebte Annahme, nach welcher ihr Volk seinen Ursprung von einer Colonie der Phönizier herleitet. Doch konnte der jetzige Zustand dieser alten Mutterstadt vieler handeltreibender und Inseln bewohnender Völker gerade keinen besonders erfreulichen Eindruck erregen, denn jene vormals reiche Königin der Meere ist zu „einen nackten Felsen und zu einem Wehrd geworden, darauf man die Fischergarne ausspannt.“ Ein großer Theil der Stätte, worauf Tyrus begründet war, ist jetzt von Meereswellen und Meeressand bedeckt, denn Hr. Wilde überzeugte sich durch seine Forschungen, daß hier wie

an einigen andern der von ihm besuchten Küstengegenden, namentlich der von Talmessus, so wie von Kakara, Beyrut, Cäsarea u. a. das Meer nicht zurückgewichen sey, sondern im Gegentheil Land gewonnen habe. Unter Andern hatte auch schon Graf Berton bey seinem Aufenthalt an dieser Küstengegend aus der Aussage der Taucher und Schwammfischer den Schluß gezogen, daß ein Theil des Gemäuers, welches den Molo des nördlichen Hafens bildete, anjetzt vom Meere bedeckt sey und gerade hier war es auch, wo Hr. Wilde eine untermeerische Ruine entdeckte. Auch die geringe Breite der Halbinsel in ihrem jetzigen Zustande spricht für jene Ansicht, obgleich unser Reisender die Lage der eigentlichen Altstadt Tyrus etwas landeinwärts annimmt, in der Gegend des etwa 150 Fuß hohen Hügels Marschuck, auf welchem anjetzt, statt der alten Akropolis eine Moschee steht, während nur die Hafenstadt auf der Halbinsel lag. Von jener Altstadt, nach der noch jetzt die Richtung eines vormaligen, nun in Trümmern liegenden Aquäductes hinweist, gilt das prophetische Wort, daß sie ganz zerstört und niemals wieder gebaut werden sollte; das insulare Tyrus ist noch jetzt, im Vergleich mit andern Ortschaften der nachbarlichen Küste ein nicht unansehnliches Städtlein. Von alterthümlichen Ueberresten findet sich außer den Trümmern der Wasserleitungen und der landeinwärts, nahe bey der vormaligen Altstadt gelegenen Grabmäler kaum noch eine Spur, denn das, was noch vorhanden war, das hat ein Pascha von Akre zu Schiffe dorthin bringen lassen, damit es einigen der von ihm aufgeführten Bauwerke zur Zierde diene.

Ein besonderes antiquarisches so wie naturhistorisches Interesse gewähren die Untersuchungen, welche Hr. Wilde an Ort und Stelle über das Material anstellte, aus welchem die Tyrer ihre kostbare Purpurfarbe gewannen. Es gelang ihm mehrere jener kesselartigen, in den Sandstein gehauenen Eintiefungen in der Nähe des Ufers aufzufinden, in denen aller Wahrscheinlichkeit nach die Purpurschnecken zerrieben wurden. Bey diesen Resten der alten Purpurmühlen zeigten sich in unermeßlicher Menge die Schaalen und Schaalenstücke des Thieres, welches, ehe man es in die Mühlen oder Mörser brachte, aus seinem Gehäuse herausgenommen wurde.

Die genauere Betrachtung zeigte, daß jene ächten Purpurschnecken keine andere Art gewesen seyen als **Murex trunculus**, wiewohl auch aus andern der einheimischen Seeschnecken, wie aus **Buccinum lapillus, Scalaria Clathrus** u. A. Purpurfarbe gewonnen werden konnte.

Unser reisender Arzt hatte aus Vorsorge für seinen Freund zum Besuch von Palästina jene Zeit des Jahres ausgewählt, in welcher nach seiner Ansicht die Witterung dieses Landes für europäische Reisende am zuträglichsten ist: den Monat März. Zwar fällt in der Regel in die Tage vor der Mitte des März bis in die Mitte des Aprils eine Zeit des Regens, und es ist deßhalb der Vorsicht gemäß, den Aufenthalt im gelobten Lande, wenn dieser keiu sehr langer seyn kann, in jene Zwischenperiode zu verlegen, welche zwischen Ende des Winters, dessen Schneemassen so manche Gebirgswege unzugänglich machen, und die Zeit der Spätregen hineinfällt. Eben jetzt stund auch das Gefilde von Saron in seinem höchsten Blumenschmucke da; ein bunter Teppich von scharlachrothen Anemonen, orangefarbenen Tulpen, unterwebt mit weißen Cistusrosen, blauen Schwertlilien und den vielfachen Arten der Asphodillen und Lilien bedeckte die ganze, herrliche, mit so manchem Heldenblute getränkte Landschaft, die sich zur Rechten an die Ebene von Ascalon anschließt. In Ramlah fanden die Reisenden eine gastfreye Aufnahme im dortigen Convent der Franziskaner, so wie zu Jerusalem im lateinischen Kloster, das im Besitze des nämlichen Ordens ist. Auch unser Reisender vertieft sich, bey seiner Beschreibung der heiligen Stadt in die so oft von neuem aufgenommene Untersuchung über die Identität des heiligen Grabes und Golgathas mit den jetzt unter diesem Namen innerhalb der heil. Grabeskirche verehrten Stätten. Die Gründe, welche derselbe, gestützt auf eine genaue Prüfung mit eigenen Augen für jene Identität anführt, müssen jedem Unbefangenen einleuchten und ihn zu der Ueberzeugung bringen, daß in dem Lande, welches seit ältester Zeit und bis zu unsern Tagen den Gräbern der theuern Verstorbenen eine so aufmerksame Beachtung widmet, auch das Andenken jenes Grabes und jener Leidensstätte von Geschlecht zu Geschlecht, einige Jahrhunderte lang (bis zu Constan-

tins Zeiten) fortgepflanzt wurde, welches nicht nur Einem und dem Andern, sondern allen Völkern und Zeiten unter den Gräbern das theuerste seyn mußte. Selbst bey den Oelbäumen in Gethsemane, deren umfangsreichste er für die ältesten hält, die man auf Erden beobachtete, hält er es als Botaniker nicht für unmöglich, daß sie ein 1900 jähriges Alter haben könnten.

Bey der Beschreibung der sogenannten Gräber der Könige macht unser Reisender auf die große Aehnlichkeit aufmerksam, welche die Grabeskammern der Aegypter, Phönizier, der Hebräer und der ältesten Griechen in ihrem gemeinsamen Grundplane mit jenen alten Gräberhallen haben, welche man hin und wieder in Irland aufgefunden hat. Die Grabmähler im Kidron-Thale, das sogenannte des Absalom, des Sacharjah und des Josaphat erinnerten H. Wilde so wie manche frühere Reisende durch ihre Bauart und Verzierung sehr an ähnliche Bauwerke, welche er in Aegypten gesehen. Auch ihre Aehnlichkeit mit den Grabmählern von Talmessus und Petra kennt er an.

Gerade zu der Zeit, als H. Wilde sich in Jerusalem aufhielt, wurde daselbst eine Entdeckung gemacht, welche nicht nur von einem großen archäologischen Interesse war, sondern welche jenem sammellustigen Reisenden Gelegenheit gab, einige für ihn höchst werthvolle Gegenstände den bereits auf dieser Reise erworbenen Schätzen hinzuzufügen. Einige Knaben, welche im Thale Ben Hinnom nahe bey Hakeldama, dem Blutacker, der für ein Begräbniß der Pilger und Fremdlinge bestimmt war, gearbeitet hatten, waren auf ein Grabmahl gestossen, dessen Eingang vielleicht seit vielen Jahrhunderten unter Schutt begraben lag, über welchen sich eine grüne Rasendecke hinzog. Dieses Grabmahl war ganz aus einem Stück in Felsen gehauen und auch seine Thüre war, wie bey den sogenannten Gräbern der Könige, mit der Felsenmasse aus einem Stück, jedoch so eingerichtet, daß sie nicht, wenn der Leichnam in der Grabeskammer beygesetzt war, auf immer geschlossen werden, sondern bey verschiedenen Gelegenheiten wieder geöffnet werden konnte. Der Giebel, wie die ziemlich roh gearbeiteten Säulen des Gebäudes sind von dorischer Ordnung; am Architrav finden sich jene Verzierungen von Blumenwerk, welche für die Grabmähler der Hebräer aus einer gewissen Zeit charakteristisch erscheinen. Die arabischen Entdecker des Grabmahles, wahrscheinlich in der Hoffnung Schätze in seinem Innern zu entdecken, hatten in den untern Theil der mächtig großen Steinplatte, welche die Thür oder den Thorweg bildete, eine große Oeffnung hineingebrochen, durch welche auch unser Reisender mit seiner Begleitung, versehen mit Fackeln, hineindrang. Im Innern des Grabmahles fand er eine geräumige, länglich viereckige Halle, an deren drey Seiten mehrere Kammern in den Felsen gehauen waren, deren jede einen geräumigen Sarkophag enthielt. In diesen Sarkophagen zeigten sich mehrere Lagen von sehr gut erhaltenen Todtengebeinen, zwischen denen offenbar Kalktünche war angebracht worden, die man wahrscheinlich auf die einzelnen Leichname gleich bey ihrer Beysetzung geschüttet hatte. Was jedoch bey diesem Allen als das Merkwürdigste erschien: die Schädel, welche sich in den Sarkophagen der verschiedenen Reihen der Kammern fanden, gehörten offenbar verschiedenen sogenannten Menschenracen an; sämmtliche Schädel in der innern Reihe waren von der äthiopischen Abart, die der andern Reihen hatten die Form, welche sich an den Schädeln jenes Mittelschlages zwischen der kaukasischen und der mongolischen Race findet, der aber durch die jetzigen Turkomanen repräsentirt wird. Unser reisender Arzt konnte der Begierde nicht widerstehen, einige dieser Schädel mit sich nach Irland zu nehmen; er selber packte zwey derselben in sein Taschentuch, mit zwey andern belud sich ein gefälliger Bäcker, welcher an diesem Tage sein Führer gewesen war und beyde brachten ihre Ladung glücklich an der Thorwache vorüber in die Stadt hinein zum lateinischen Kloster. Bey seiner Zurückkunft nach Europa übersendete H. Wilde seinen Fund dem berühmten Prichard, der sich mit den Forschungen über die Schädelbildung der verschiedenen Menschenschläge vielfach beschäftigt hat, und dieser bestätigte das schon vorhinerwähnte Resultat. Nach der Vermuthung des H. Wilde, welche Vieles für sich hat, war jenes Grabmahl wahrscheinlich zur Beysetzung der in Jerusalem während der jüdischen Feste anwesenden Fremdlinge bestimmt

gewesen und die Leichname dieser Fremdlinge wurden nach ihren Landsmannschaften zusammengelegt.

Die Angaben über die Zahl der Einwohner von Jerusalem lauten fast bey jedem Reisenden so viel anders, daß man schon hieraus gewahr werden kann, wie schwer es auch noch bey den jetzigen polizeylich besseren Einrichtungen des Orients sey, hierüber etwas Sicheres zu erfahren. H. Wilde begnügt sich mit einer Angabe in sehr runden Zahlen, indem er die Gesammtsumme der Einwohner auf 35,000 setzt, darunter 10,000 Juden, 10,000 Mohamedaner, 10,000 Christen, und mit Einschluß der hier garnisonirenden Truppen 5,000 Fremde seyn sollen. Die Zahl der Juden, und noch mehr die Zahl der Christen, mag hierbey wohl zu groß angesetzt seyn, wiewohl jene der ersteren durch die beständigen Einwanderungen aus den verschiedensten Ländern während der ägyptischen Herrschaft sehr zugenommen hatte. Nach einem vormaligen türkischen Gesetze, auf dessen Erfüllung im 16. Jahrhundert ziemlich streng gesehen wurde, sollten immer bloß 300 Juden in Jerusalem wohnen dürfen; damals wußte dieses merkwürdige Volk sein innig tiefes Sehnen in dem theuren Lande der Väter, wo nicht zu leben, doch wenigstens in ihm begraben zu werden, nicht anders zu befriedigen, als daß es ganze Schiffsladungen mit den Gebeinen der Seinigen nach Palästina sendete, damit sie im heiligen Boden und zwar vor allem, wenn dieses möglich war, im Thale Josaphat bey Jerusalem begraben würden.

Herr Wilde näherte sich den Israeliten, welche er in der „Stadt Davids“ fand, nach der sie ein Patriotismus der höhern Art hingeführt hatte, mit einer so theilnehmenden Liebe wie wenig andere christliche Reisende. An welchem andern Orte der Erde könnte auch dieses Volk ein größeres Interesse erregen, als dort, wohin es allein zu Hause gehört. Ueberall sonst, in andern Ländern reden

die Juden die Sprache des Volkes, unter welchem sie wohnen, nur in Jerusalem sprechen sie hebräisch, und diese Sprache ihrer Väter wird von ihnen so geliebt und geehrt, daß sie selbst den christlichen Missionären mit Aufmerksamkeit zuhören, sobald sie mit ihnen hebräisch reden, denn, so sagen sie, der heiligen Sprache können wir nicht widerstehen. „Seit Titus Zeiten“, so meynt unser Engländer, „haben die Juden in diesen Ländern nicht so viele Vorrechte genossen, als unter der Regierung des Mehemed Ali.“ Dieser hatte ihnen auch endlich den Wunsch gewährt, dessen Erfüllung ihnen Jahrhunderte lang versagt worden war: den Wunsch, eine Synagoge in Jerusalem bauen zu dürfen, und zwar auf einen Platz der Stadt, auf welchen sie ein altes Eigenthumsrecht durch früheren Ankauf geltend gemacht hatten, das ihnen die Türken beständig streitig machten. Dieser Platz ist kein anderer, als, nach der unter den Juden fortbestehenden Ueberlieferung, die Stätte worauf in den Zeiten ihrer Väter ihre Schule stund. Als man den Schutt hinwegräumte, da fand man unter demselben viele Bogengewölbe und Säulen, welche nach der Meynung dieser neuern Bauleute Theile der Judenschule des ältern Jerusalems gewesen seyn sollten. Und warum sollte es nicht möglich erscheinen, daß dasjenige, welches von festerer Dauer ist, als steinerne Bogengänge und Säulen: das Wort der von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzenden Ueberlieferung sich auch über diese Stätte erhalten habe? Auch H. Wilde, wie viele seiner Landsleute, hegt die Hoffnung, daß den Israeliten bald von neuem das Land ihrer Väter eine liebe Heimath werden könne.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Jänner.

Nro. 6. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Nachträglich haben wir aus der Sitzung der philosophisch-philologischen Classe am 24. April v. J. einen Vortrag mitzutheilen, welchen Hr. Professor Spengel

Ueber die unter dem Namen des Aristoteles erhaltenen ethischen Schriften

gehalten hat.

Von den drey Schriften ethischen Inhalts, den zehn Büchern Ἠθικῶν Νικομαχείων, den zweyen Ἠθικῶν μεγάλων, den sieben oder acht Ἠθικῶν Εὐδημείων, welche denselben Gegenstand behandeln, hat die erste vor den beyden übrigen solchen Vorzug erlangt, daß letztere in der ganzen Zeit keinen Erklärer gefunden haben, nicht einmal einzeln und gesondert erschienen und darum nur in den Gesammtausgaben zu finden sind. Und dennoch ist ihre gegenseitige Vergleichung, da Inhalt und Art der Behandlung in allen fast gleich bleibt, ebenso anziehend, als zum Verständniß förderlich. Sicher hat man zum Theil auch den schlimmen Zustand des Textes dieser Vernachlässigung zuzuschreiben; eine fleißige Lectüre der Eudemien und Magn. Mor. mußte die große Zahl von Fehlern anschaulich machen, auf Vergleichung von Handschriften dringen, um dadurch wie durch eigene Kraft das ganze lesbar zu machen; jetzt haben wir kaum gelegentliche Beyträge und bis Immanuel Bekker, welcher mit Hülfe zweyer Handschriften manchem nachgeholfen hat, hatte man nur den unveränderten Abdruck der Editio princeps von Aldus.

Um so erfreulicher ist es, daß Schleiermacher bey seiner Kritik der bisherigen Sittenlehre auch auf diese Schriften geführt wurde und sie einer nähern, kritischen und philologischen Untersuchung würdigte; von ihm, dem scharfsinnigen und gewandten Dialektiker und Denker ließ sich erwarten, daß er keine Seite unerforscht lassen würde, und wenn sein Ergebniß auch nicht befriedigen sollte, er sicher alle Mittel und Wege angeben würde, wodurch man zu einem letzten uns möglichen Ergebniß gelangen könnte.

Nach Schleiermacher hatte ein jüngerer Gelehrter, H. Pansch, doch ohne von seinem Vorgänger, dessen Nachlaß damals noch nicht gedruckt war, etwas zu wissen, sich an diese Untersuchung gemacht; der ersten Abhandlung, welche die Nikomachien umfaßt, sollte eine zweyte und dritte über die Eudemische und große Ethik folgen; sie sind bis jetzt nicht erschienen. Der Verfasser hält das VIII. und IX. Buch περὶ φιλίας für ein eigenes Werk, das erst durch die Redaction späterer den Nikomachien einverleibt worden sey; die zweyte Behandlung der ἡδονή aber im X. Buche sey nicht von Aristoteles, der nicht zweymal in demselben Werke das nämliche besprochen haben könne, sondern wahrscheinlich von dessen Sohne Nikomachus, daher die Benennung Nikomachische Ethik.

Aristoteles beruft sich in der Politik wiederholt und überdieß am Anfange der Metaphysik auf das, was er in der Ethik vorgetragen hat; daraus sollte sich, möchte man glauben, wenn anders das citirte vorhanden ist, das, was er seine Ethik nannte und als solche gehalten wissen wollte, deutlich ergeben. Die angezogenen Stellen finden sich in den ethischen Schriften, ohne daß sogleich damit die Entscheidung gegeben wäre; sie sind, da der Inhalt

im allgemeinen derselbe ist, in der einen wie der andern, und die zwey wichtigsten Stellen (Pol. II, 1. Metaph. I, 1.), welche eine Hinweisung auf das V. und VI. Buch der Nikomachien enthalten, entscheiden hier um so weniger, da diese Bücher wörtlich in den Eudemien wiederkehren und erst diese auffallende Erscheinung aufzuklären ist, um zu wissen, welchem der beyden Werke sie ursprünglich zukommen, nicht zu erwähnen, daß auch bey Verschiedenheit der Form dieselbe Sache in den drey Sittenlehren vorgetragen seyn konnte.

So sicher aber für die Nikomachien und Eudemien sich aus diesen Citaten ergibt, daß beyde gleiche Ansprüche zu machen haben, eben so sicher folgt aus der einen Stelle, daß die sogenannte große Ethik nicht von Aristoteles stamme, und hier treffen wir sogleich den ersten bedeutenden Unterschied dieses Buches von den beyden andern. In der Metaph. I. I. pag. 981. b, 25 lesen wir: εἴρηται μὲν οὖν ἐν τοῖς Ἠθικοῖς τίς διαφορὰ τέχνης καὶ ἐπιστήμης καὶ τῶν ἄλλων τῶν ὁμογενῶν. οὗ δ' ἕνεκα νῦν ποιούμεθα τὸν λόγον, τοῦτ' ἐστὶν ὅτι τὴν ὀνομαζομένην σοφίαν περὶ τὰ πρῶτα αἴτια καὶ τὰς ἀρχὰς ὑπολαμβάνουσι πάντες. Dieses bezieht sich aber auf Nicom. VI, 3., oder Eudem. V, 3., wo die Mittel, wodurch wir zur Einsicht und Wahrheit gelangen, aufgezählt und im Verlaufe des ganzen Buches genauer entwickelt werden: ἔστω δὴ οἷς ἀληθεύει ἡ ψυχὴ τῷ καταφάναι ἢ ἀποφάναι πέντε τὸν ἀριθμόν· ταῦτα δ' ἐστὶ τέχνη, ἐπιστήμη, φρόνησις, σοφία, νοῦς· ὑπολήψει γὰρ καὶ δόξῃ ἐνδέχεται διαψεύδεσθαι. Dagegen haben die Magn. Mor. I, 35. pag. 1196. I, 34., wo sie auf denselben Gegenstand kommen, die merkwürdige Abweichung, daß die τέχνη ganz fehlt, und an deren Stelle die aus den Nikomachien verwiesene ὑπόληψις aufgenommen ist: τούτων δὴ διωρισμένων μετὰ ταῦτα λεκτέον ἂν εἴη, ἐπειδὴ ὑπὲρ ἀληθοῦς ἐστὶν ὁ λόγος, καὶ τἀληθὲς ὡς ἔχει σκοπούμεθα· ἐστὶ δὲ ἐπιστήμη, φρόνησις, νοῦς, σοφία, ὑπόληψις· περὶ τί δὴ ἕκαστον τούτων ἐστίν· es fehlt aber hier τέχνη, weil der Verfasser dieses Wort mit ἐπιστήμη gleichstellt, und von den Dingen, welchen Aristoteles τέχνη beylegt, ἐπιστήμη aussagt. Aristoteles kann also bey Erwähnung des Unterschiedes von τέχνη und ἐπιστήμη sich nicht auf die Magn. Mor. berufen, in welchen erstere gar nicht genannt und ihrem Begriffe nach mit letzterer gleichbedeutend angenommen ist.

Nikomachische Ethik.

Von allen Erklärern wurden die Nikomachien unbedenklich als das ächte Produkt des Aristoteles angenommen, der Zweifel traf bisher nur die beyden andern Schriften desselben Inhalts; zwar den Beweis der Aechtheit hat Niemand in seiner Strenge geführt, weil auch Niemand glaubte für ein Werk, aus welchem aristotelischer Geist vorzüglich entgegen zu wehen schien, innere und äußere Belege sammeln zu müssen, um mit Mühe das zu beweisen, was jeder aufmerksame Leser aristotelischer Bücher gleich anfangs von selbst erkennt. Dieses ist einem künftigen Bearbeiter nicht mehr so leicht gemacht, nachdem Schleiermacher in seiner Abhandlung nichts geringeres darzuthun sucht, als daß die Magn. Mor. den ältesten Anspruch zu machen haben, aus Aristoteles Nähe zu stammen, wenn sie auch nicht von ihm selbst geschrieben seyn sollten, die Eudemien in einer etwas spätern Zeit, wo die politische Richtung des Philosophirens ganz aufhörte und die Sittenlehre selbstständiger hingestellt werden mußte, von einem ziemlich unfähigen, der es möglich hielt, ohnerachtet des veränderten Standpunktes das Schema eines frühern Werkes beyzubehalten, ausgehen, daß die Nikomachien dagegen am meisten von der Strenge der Behandlung abweichen, und die drey Bücher endlich, welche in beyden letztgenannten Werken gleichlautend sich vorfinden, ursprünglich den Eudemien gehören und aus diesen in die Nikomachien übergetragen sind.

Diesen Sätzen völlig entgegengesetzt ist unsere aus wiederholter Forschung entstandene Ueberzeugung, daß die Nikomachische Ethik die ächte Sittenlehre des Aristoteles enthalte, und unbedenklich, wie dem Inhalte, so der Form nach von ihm ausgehe, die Eudemische aber am Umfange nicht viel geringer, von seinem Schüler, Eudemus dem Rhodier, verfaßt, jene in Gestalt einer Umarbeitung mit eigenen einzelnen einverwebten Fragen und Lösungen wie-

dergebe, wie derselbe auch andere Schriften seines Lehrers auf dieselbe Weise bearbeitet hat, ferner die drey fraglichen Bücher wahrscheinlich den Nikomachien zukommen, in den Eudemien aber ausgefallen sind, die dritte endlich, die kleinste aber sogenannte große Ethik nur einen spätern Auszug nicht der Nikomachien, sondern der Eudemien bildet. Ist es auch schwerer, als man sich gewöhnlich vorstellt, ein ächtes Werk als solches zu beweisen, so wird es um so leichter seyn, die auf selbes gemachten Angriffe abzuwehren und auf diese Art dem Autor sein Eigenthum zu sichern.

Nach der Definition der εὐδαιμονία wird zur Tugend, welche die besondere Thätigkeit des πολιτικός in Anspruch nimmt, übergegangen und diese nach den verschiedenen Seelenkräften getheilt. In der Seele des Menschen gibt es Vernunft und ein an sich zwar unvernünftiges aber der Vernunft folgendes; im ersteren sind die geistigen, im letzteren die ethischen Tugenden. Diese erhalten ihre Tüchtigkeit dadurch, daß sie in der Mitte zweyer Extreme liegen, welche durch den ὀρθὸς λόγος bestimmt und erkannt wird. Der ὀρθὸς λόγος führt nothwendig auf die geistigen Tugenden, deren Abbild er ist. Mit dieser ausführlichen Untersuchung über die ethischen (II — V die Gerechtigkeit allein umfaßt ein ganzes Buch) und geistigen (VI) Tugenden ist nach aristotelischem Begriffe das Wesen der Ethik dargethan, und man hat nach der im Eingange gemachten Eintheilung, strenge genommen, nichts mehr zu fordern. Aber nach einer dem Aristoteles auch sonst nicht ungebräuchlichen Uebergangsformel faßt er am Anfange des VII. Buches den Gegenstand von einer neuen Seite auf, um was nicht ausgeschlossen werden kann, aber auch mit der frühern Eintheilung sich wenig passend vereinigen läßt, nachzuholen; dieser Nachtrag bildet die zweyte Hälfte der Ethik, welcher die Untersuchungen über ἐγκράτεια, φιλία und ἡδονὴ umfaßt.

Zuerst wird angegeben, was auf dem Gebiete der Ethik besonders zu meiden sey, die κακία, ἀκρασία, θηριότης, wovon erstere aus ihrem Gegensatze ἀρετὴ klar ist, letztere als unmenschlich selten erscheint, so daß man nur die ἀκρασία mit ihrem Gegensatze ἐγκράτεια bleibt, und diese war es, welche er einzuführen beabsichtigte, wovon diese keine rechte Tugend, jene keine rechte Untugend ist, beyde aber doch in der Moral nicht füglich übergangen werden können; sie umfaßt den größten Theil des Buches cap. 1 — 11, woran sich die Abhandlung über Lust und Schmerz, ἡδονὴ καὶ λύπη, knüpft cap. 12 — 15.

An diese reiht sich in den nächsten zwey Büchern VIII. und IX die ausführliche Untersuchung über die Freundschaft, φιλία. Ihre Aufnahme in die Ethik wird im ersten Kapitel gerechtfertigt, daß auch sie eine Tugend oder wenigstens mit Tugend im Leben unentbehrlich, endlich auch etwas schönes und lobenswerthes sey.

Der φιλία folgt die ἡδονὴ, X, 1 — 5., voraus wird die Wichtigkeit und ihr genauer Zusammenhang mit der Ethik erörtert, warum sie durchaus nicht umgangen werden könne. Man sieht schon aus dieser Einleitung, daß sie von der frühern Abhandlung im VII. Buche nichts weiß oder nichts wissen will; dazu rechnen wir noch den höchst wichtigen Unterschied im Resultate; hier wird gezeigt, daß die ἡδονὴ zwar nicht das ἄριστον, nicht das ἀγαθὸν sey, aber auch nicht alle ἡδοναὶ schlecht und verwerflich, einige καθ' αὑτὰς αἱρεταὶ seyen. Dagegen hat die frühere Abhandlung den Zweck zu beweisen, daß die ἡδονὴ nicht nur nichts schlechtes an sich sey, sondern, obschon es schlechte ἡδοναὶ gebe, gleichwohl das ἄριστον oder ἀγαθὸν seyn könne.

Nach Beendigung der Lehre der ἡδονὴ kehrt Aristoteles dahin zurück, wovon er ausgegangen ist, zur εὐδαιμονία, die jetzt nach dem Gesagten ihre vollständige Aufklärung erhalten kann, und er deutet mit den Eingangsworten an, wie er alles bisher vorgetragene vertheilt wissen wolle X, 6: εἰρημένων δὲ τῶν περὶ τὰς ἀρετὰς τε καὶ φιλίας καὶ ἡδονὰς λοιπὸν περὶ εὐδαιμονίας τύπῳ διελθεῖν. Daß hier nicht zufällig das zunächst in die Augen fallende aufgenommen sey, sondern absichtlich der Inhalt der gesammten Ethik dargestellt werden soll, zeigt die Wiederholung cap. 10: ἆρ' οὖν εἰ περὶ τούτων καὶ τῶν ἀρετῶν, ἔτι δὲ καὶ φιλίας καὶ ἡδονῆς ἱκανῶς εἴρηται τοῖς τύποις, τέλος ἔχειν τὴν προαίρεσιν οἰητέον. Wenn die

Erwähnung der ἡδονὴ nach der φιλία aussagt, daß von der frühern Erläuterung derselben im siebenten Buche Umgang genommen werden soll, so kann man fragen, warum die ἐγκράτεια verschwiegen ist, gewiß nicht, weil auch sie wie die ihr dort beygegebene ἡδονὴ nicht hier stehen soll, also das siebente Buch gar nicht hieher gehöre, sondern wahrscheinlich, weil sie zur ἀρετὴ gerechnet, als Anhang unter jener zu suchen ist.

An dieser Durchführung der Ethik ist nicht der Mangel an Consequenz zu tadeln, nur die doppelte Wiederholung der ἡδονὴ ist störend, aber sie macht das Werk nicht mangelhaft, sondern vielmehr überfüllt.

(Schluß folgt.)

Narrative of a voyage to Madeira etc., by W. R. Wilde.

(Schluß.)

Unser Reisender hatte Gelegenheit, einem Trauerfeste der Israeliten in Jerusalem beizuwohnen, an dem Jahrestage eines schweren Unglückes, das ihre Brüder in Saphet durch ein früheres, großes Erdbeben traf. Es erregte in ihm ganz besondere Empfindungen, als er hier, in der Nähe des Berges Sion jene Psalmen Davids in ihrer alten Sprache und vielleicht auch Tonweise singen hörte, welche da, auf diesem von den Bezeugungen des Geistes geheiligten Hügel gedichtet und zuerst gesungen wurden. Doch alle diese Gesänge tönten wie eine tiefe, innige Klage. Würde ich gefragt, so ohngefähr fährt er fort, welcher Gegenstand es gewesen sey, der auf all meinen Reisen in fremden Ländern das höchste Interesse für mich hatte, den tiefsten Eindruck auf mich machte, so müßte ich sagen: dieß war die Klage eines Juden bey den Steinen des zerstörten Jerusalems. Welches innere Element war es, welches dieses Volk so viele Jahrhunderte lang mitten in all dem Elend, unter welchem es, zerstreut in fremden Ländern seufzte, fortbestehend und aufrecht erhielt? — Kein anderes als die Hoffnung! — Was wäre der arme, verachtete Jude, was wäre überhaupt der Mensch ohne dieses Element, das allein unserm Wesen sein unveräußerliches Anrecht an ein Leben der Ewigkeit gibt.

Bey Gelegenheit seiner Berichte über die Juden in Palästina erwähnt H. Wilde auch des ehrwürdigen Dr. Burton, welchen seine lebhafte Theilnahme an den Schicksalen dieses Volkes erst vor wenig Jahren zu einer Reise nach dem heiligen Land veranlaßte. Als er in Jerusalem war, hatte er noch 5 Guineen in seiner Tasche und mit dieser geringen Summe wanderte er überall, wo dieß durch das Zwischentreten des Meeres nicht unmöglich gemacht war, von Syrien bis zu seiner Vaterstadt Dublin. („Burton's Narrative." Dublin, 1838.)

Der damalige kriegerische Zustand des Landes verhinderte unsre Reisenden einen Ausflug in die Nähe von Jericho — an den Jordan und an die Ufer des todten Meeres zu machen. Sie beschränkten sich deßhalb auf einen Besuch in Bethlehem und in der Gegend des alten Ethane (den sogenannten Gräbern des Salomon), so wie bey den Salomonischen Teichen. Auch das was H. Wilde als Resultat seiner eigenen Beobachtungen von dieser kleinen Auswanderung uns mittheilt, läßt uns in ihm den scharfsichtigen, wohlwollenden Reisenden erkennen; möchte es ihm nur nicht am Ende seiner Reiseberichte, da wo er von dem südöstlichsten Europa spricht, widerfahren seyn in Ermanglung eigner Beobachtungen, wozu ihm sein kurzer Aufenthalt keine Zeit ließ, gewissen böswilligen fremden, obgleich landsmännischen Einflüsterungen Gehör zu geben, welche fast jedem Urtheil der Engländer über jene Länder ihr häßliches Gepräge aufdrucken.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Jänner.

Nro. 7. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Ueber die unter dem Namen des Aristoteles erhaltenen ethischen Schriften, vorgetragen von Hrn. Professor Spengel.

(Schluß.)

Man wollte den Nikomachien die beyden Bücher der φιλία entziehen, die einst als besondere Abhandlung für sich bestanden haben sollen und erst durch die Redaction später von Theophrastus, Hermippus, Andronikus oder andern einverleibt worden wären. Der Zusammenhang der φιλία mit der Ethik ist im Eingange vollkommen gerechtfertigt, dieses und anderes muß der Verf. jener Hypothese als fremden Zusatz betrachten, ohne dadurch zu vermögen, den innern Zusammenhang dieser mit der Ethik zu zerstören. Während er vergebens einzelne Ausdrücke zu seinen Gunsten zu wenden sucht, hat er andere Stellen, die dieser Annahme widersprechen, so wie die Haltung des Ganzen in Beziehung auf die Ethik übersehen. Die verschiedenen Staatsverfassungen und ihr Einfluß auf Freundschaft werden darum näher entwickelt, weil sie in die Ethik, diese in die Politik fällt. Dazu kommt, daß auch die beyden übrigen Ethiken die Freundschaft ausführlich darstellen, selbst Stobäus in seinem Abrisse der peripatetischen Ethik kennt sie, erwähnt manches aus Theophrastus und andern Autoren und zeigt dadurch, daß diese Schule die Freundschaft als ein nothwendiges Bindungsmittel der Ethik betrachtete.

Und was ist durch die Trennung dieser Bücher gewonnen? nichts, als daß man dadurch zeigen könnte, das von Diogenes erwähnte Buch περὶ φιλίας, oder die drey des Anonymus seyen unsere zwey Bücher. Dagegen ist durch diese Losreißung viel verloren, die Freundschaft gehört in die Ethik, und sie wurde früher II, 7. nur angedeutet, weil sie ausführlich dargestellt werden sollte. Aristoteles beabsichtigte überhaupt, in seinem zweyten Theile der Nikomachien (VII — X.) Gegenstände zu erörtern, die nicht in die erste von ihm gemachte Reihe fallen, aber doch zur Ethik gehören und darum nicht füglich übergangen werden können, nämlich die ἐγκράτεια, φιλία und ἡδονή. Je bestrittner diese Punkte waren, um so genauer mußten sie erörtert werden.

II.

Eudemische und große Ethik.

Das erste Buch handelt von der Bestimmung der Eudämonie als dem höchsten Gute, das der Mensch zu erstreben hat, das zweyte von den menschlichen Kräften, dem vernünftigen und unvernünftigen Theile, woraus sich die Eintheilung in ἠθικαὶ und διανοητικαὶ ἀρεταὶ ergibt, ferner daß die Tugend in der Mitte zweyer Extreme liegt, die Aufzählung dieser, welche im dritten Buche sämmtlich mit Ausnahme der Gerechtigkeit erklärt und nachgewiesen werden, so daß die ersten drey Bücher der Eudemien den Inhalt der ersten vier der Nikomachien nur auf andere Weise wiedergeben.

Mit dem vierten Buche beginnt die oben bemerkte wörtliche Uebereinstimmung mit den Nikomachien und geht das fünfte und sechste durch, was dort das fünfte, sechste und siebente ist. Wenn meh-

rere Handschriften von diesen drey Büchern nur die Aufschrift nicht die Worte selbst geben, wie sie nach diesen auch Bekker übergangen hat, so bedeutet dieses nur, daß viele Abschreiber die unnöthige Mühe, dasselbe zweymal zu schreiben, zu vermeiden suchten; dasselbe ist in der Rede des Isokrates vom Vermögensumtausche geschehen. Das siebente Buch cap. 1 — 12 handelt von der Freundschaft, entsprechend dem achten und neunten der Nikom. in eigener selbstständiger Form, wenn auch der Inhalt wenig von jenen abweichend ist, gerade wie die ersten drey Bücher im ganzen dasselbe enthalten. Mit VII. 13., welches in vielen Handschriften das achte Buch der Eudemien ist, wird die Frage aufgeworfen, ob man die Tugend auch mißbrauchen könne; cap. 14. ist von der εὐτυχία, endlich cap. 15 von der καλοκαγαθία die Rede, die zwar vollendet ist, keineswegs aber einen das Ganze umfassenden Schluß gibt, wonach das Werk entweder als vom Verfasser unvollendet, oder als verstümmelt zu betrachten ist.

Vergleicht man nun die ersten drey Bücher und das letzte für sich uud mit den Nikomachien, so ist Uebereinstimmung und Abhängigkeit von diesem so entschieden, daß es keines Beweises bedarf. Der Verfasser, wer er auch ist, hat die Absicht, eine Ethik im Geiste der Nikomachien zu schreiben. Daher gilt ungeachtet mancher Aenderung immer doch dasselbe.

So würde diese Ethik dem Inhalte nach wenig Schwierigkeiten erregen, wären nicht jene drey mit den Nikomachien völlig gleichlautenden Bücher.

Hier sind folgende Fälle möglich:

Entweder sind sie dieser Ethik ganz fremd, und sie besteht nur aus vier Büchern als ein Ganzes, wie Diogenes nur eine Ethik aus vier (nach andern Handschriften aus fünf) Büchern kennt, und dieses ist Titze's Meynung.

Oder sie gehören ursprünglich hieher und sind aus diesem Werke in die Nikomachien übergetragen was Schleiermacher zu beweisen sucht; in diesem Falle müßte (gegen Schleiermachers Urtheil) angenommen werden, daß die ächten Bücher der Nikomachien verloren gegangen sind.

Oder endlich es ist das Entgegengesetzte geschehen; die Eudemien haben ihren Inhalt, der in den drey Büchern vorliegt, verloren, und sind später, da sich dieselben Gegenstände in den Nikomachien behandelt fanden, aus diesen ergänzt worden; dieses ist unsere Ansicht.

Die erste Hypothese widerspricht der Absicht und Einrichtung des ganzen Werkes; überdieß muß Titze alle Stellen, welche Berufungen auf jene drey Bücher enthalten, für Einschaltungen späterer Redaction erklären, und er ist den versprochenen ausführlichen Beweis für immer schuldig geblieben; er konnte ihn nicht liefern. Ihm sind nämlich die ersten drey Eudemischen Bücher identisch mit den von Diogenes erwähnten dreyen περὶ τἀγαθοῦ, welche bekanntlich Platonische Lehren, die Aristoteles und andere aufgeschrieben hatten, enthielten, folglich ausser allem Verband mit der Ethik stehen; diesen habe Aristoteles das Buch über die Freundschaft beygefügt und dadurch ein ethisches Werk zu Stande gebracht.

Diese ohne alle Kenntniß des Gegenstandes, (kaum sollte man glauben, daß Titze die Eudemien durchgeblättert habe) ausgesprochene, aber mit desto größerer Zuversicht hingeworfene Meynung, zugleich ein Muster, wie man über Aristoteles alles vorzubringen für erlaubt hält, trägt ihre Vernichtung in sich selbst; wollte aber Jemand diese Annahme besser als ihr Urheber begründen, so ist zu bedenken, daß diese Ethik die geistigen Tugenden gleich den ethischen im Eingange ankündet, gleichwohl aber von jenen gar keine Erwähnung geschieht, von diesen die Gerechtigkeit stillschweigend übergangen wird, so daß man der Forderung, auch diese müßten gleich allen übrigen behandelt werden, durchaus nicht entgehen kann.

Dagegen hat Schleiermacher's Vermuthung unerwartet viel anziehendes; ich stehe nicht an, diesen Theil seiner Abhandlung als den vorzüglichsten anzuerkennen, alles übrige scheint mir entschieden verfehlt. Sind die drey gleichen Bücher den Eudemien

eigen, den Nikomachien aber untergeschoben, so verlieren wir die doppelte Untersuchung der ἡδονή in letzteren; sie erscheint dann an dem geeigneten Orte im zehnten Buche und der Verfasser der Eudemien hat diese wie manches an andere Stelle gesetzt, und nicht unpassend mit der ἐγκράτεια und ἀκρασία, worin sie besonders auftritt, verbunden, wozu wir noch, was hiebey vorzüglich der Beachtung werth ist, bemerken, daß in den Nikomachien nirgends auf das Erscheinen der ἡδονή im siebenten Buche hingewiesen wird, in den Eudemien dagegen bereits III, 2. p. 1231. b, 2. ihre Verbindung mit der Enthaltsamkeit im voraus angekündigt ist: ἀκριβέστερον δὲ περὶ τοῦ γένους τῶν ἡδονῶν ἔσται διαιρετέον ἐν τοῖς λεγομένοις ὕστερον περὶ ἐγκρατείας καὶ ἀκρασίας.

Noch wichtiger und fast entscheidend wirkt der Umstand, den Schleiermacher zwar erkannt, aber nach seiner Ueberzeugung, die große Ethik sey die Vorgängerin der Eudemien, nur nicht in seiner Bedeutung gewürdigt hatte, daß die Magn. Mor. mit Ausnahme des Anfangs in der gesammten Folge und Ordnung sich überall strenge an die Eudemien, nicht an die Nikomach. anschließen, in diesen drey Büchern aber, wenn sie den Nikomach. ursprünglich sind, eine entschiedene Hinneigung zu diesen bilden. Sind dagegen diese Bücher den Eudemien eigen, und den Nikom. aufgedrungen, so ist das Räthsel gelöst. Ich halte dieses für den größten Beweis, den der, welcher diese den Eudemien zuschreiben will, vorbringen kann. So bedeutungsvoll aber diese Gründe erscheinen, und ihr Gewicht nicht verkannt werden darf, so können sie doch dem gegenübergestellt, was sich für das Gegentheil vorbringen läßt, unserm Urtheile gemäß, keine Ueberzeugung gewähren.

Wir haben nämlich, da weder aus der Sprache, noch aus dem Inhalte im ganzen sich ein sicheres Urtheil ergibt, vorzüglich darauf zu sehen, ob nicht in dem erhaltenen Theile der Eudemien selbst Spuren sich vorfinden, welche zeugen, daß der Inhalt dieser Bücher zwar im ganzen mit den Nikomachien derselbe, die Ausführung aber, wie in den andern Büchern, so auch hier von diesen im einzelnen abweichend gewesen ist. Wenn nämlich die Nikomachien in dem frühern und spätern Theile Berufungen auf diese drey Bücher enthalten und alles diesem gemäß dargestellt ist; die Eudemien gleichfalls öfter auf diese verweisen, in ihnen aber nichts enthalten ist, worauf wir verwiesen werden, so haben wir damit einen sichern Beweis, daß jene controversen drey Bücher den Nikomachien, nicht den Eudemien zufallen; d. h., daß die ächten Bücher letzterer verloren gegangen und später aus ersteren ergänzt worden sind. Hier lehrt nun allerdings eine genaue Vergleichung, daß die Eudemien nicht vollständig sind und daß das, worauf verwiesen wird, z. B. der Unterschied von οἰκονομικὴ πολιτικὴ und φρόνησις (Eudem. I. 8.), die Erwähnung von καλοκαγαθία (Eud. VII, 15) gerade da behandelt werden mußte, wo wir jetzt die mit den Nikomachien gleichen Bücher finden.

Da die Eudemien in den ersten drey Büchern, ferner im siebenten und im achten (über die Freundschaft) unläugbar mit der großen Ethik in näherer Verbindung stehen, als die Nikomachien, und die Grundlage, auf welche jene gebaut ist, bilden, in ihnen aber manches angekündigt ist, was in den Zwischenbüchern stehen mußte, aber nicht zu finden ist, so folgt, daß die fraglichen drey Bücher, welche in den Nikomachien enthalten sind, nicht den Eudemien ursprünglich eigen gewesen seyn können, sondern aus jenen ergänzt worden sind; der Verfasser der Magn. Mor. aber, der sonst so genau überall sich an die Eudemien anschließt, hält sich in der Mitte an die Nikomachien, weil schon zu seiner Zeit kein vollständiges Exemplar der Eudemien vorhanden war, er sich also an jene halten mußte, geht dagegen sogleich, wo seine Eudemien wieder beginnen, auf dieß über, und bleibt auch im Folgenden bey ihnen.

Die einfache und natürliche Annahme, Eudemus sey der Verfasser dieser Ethik, ist um so gesicherter, als wir aus Ammonius wissen, daß Eudemus mehrere dem Aristoteles gleichnamige Bücher

geschrieben hat, und völlig entscheidend ist, daß nach Alexanders Aussage das letzte Werk, gleich unserer Ethik, den Titel *Εὐδήμεια Ἀναλυτικά* geführt habe.

Mit dieser äußern sicher stehenden Angabe stimmt der innere Zustand des Buches überein; Eudemus lieferte auch von der *φυσικὴ ἀκρόασις* eine Umarbeitung, die Simplicius noch besaß, und aus welcher er viele und beträchtliche Bruchstücke anführt. Da diese Fragmente unbezweifelt und für uns die sicherste Grundlage von den Schriften des Eudemus sind, scheute ich die unangenehme Mühe nicht, alle erhaltenen Stellen auszuziehen und mit den Worten des Aristoteles zusammenzustellen, theils um einen deutlichen Begriff einer solchen Umarbeitung von einem der vorzüglichsten Schüler zu erlangen, theils um die Anwendung auf unsere Ethik zu machen; die nähere Vergleichung lehrt, daß die Ethik auf dieselbe Weise wie die Physik umschrieben und umgearbeitet ist.

Eudemus hält sich in den Hauptlehren strenge an Aristoteles und weicht z. B. in diesen Büchern, so weit sie erhalten sind, in keiner bedeutenden Frage von ihm ab; sein Streben ist, dasselbe auf andere Art wieder zu geben, manches weiter auszuführen, Neues hinzuzufügen, besonders Schwierigkeiten, die man aufwerfen konnte, hinwegzuräumen; darum finden wir mehrere historische Notizen als Erläuterung.

Manche Aussage in der großen Ethik möchte auf eine von Aristoteles nicht weit abliegende Zeit hinweisen, wenn nicht Sprache und Einkleidung mehr einer weit späteren eigen wären. Gewiß haben nicht die nächsten Nachfolger des Aristoteles das höchste Gut mit *τὸ ἄριστον ἀγαθόν*, summum bonum bezeichnet, wie hier wiederholt geschieht. So tüchtig der Verfasser ist, den Kern der

Gedanken überall herauszufinden und er dadurch mehr als die Eudemien anspricht, so unbeholfen zeigt er sich in der Darstellung dieser, und bewegt sich häufig im Kreise; überhaupt ist die Form, wie jede Seite darthut, in diesem Abrisse tief unter der der beyden andern ethischen Werke, was eine besondere Bearbeitung des Buches im Einzelnen darlegen müßte. Wenn schon dadurch jeder Gedanke verschwindet, als hätten wir hier nur eine aus den mündlichen Vorträgen des Aristoteles entstandene Abschrift, so noch mehr, wenn man beachtet, wie diese Ethik den Nikomachien und Eudemien nachgebildet ist. Während der Anfang auf beyde zugleich Rücksicht nimmt, auch einiges eigenes vorbringt, tritt mit dem zehnten Capitel des ersten Buches bis zum vier und dreyßigsten ein sichtbares Festhalten an die Eudemien ein, obschon auch hier einzelne Ausdrücke zu finden sind, die nur den Nikomachien entnommen werden konnten. Man vergleiche nur die Folge der Tugenden, die in beyden bis auf unbedeutende Abweichung dieselbe ist. Von I, 34. bis II, 7. p. 1193, 39 — 1206, 35. I. in den drey controversen Büchern folgt die große Ethik den Nikomachien, um sodann wieder zu den Eudemien zurückzukehren. Bey diesem sichtbaren Ankleben der Magn. Mor. an die beyden andern uns erhaltenen Ethiken, und der eigenen Form der Darstellung wird der Gedanke, daß wir vielleicht in allen drey Werken nur Nachschriften von Schülern aus verschiedenen mündlichen Vorträgen des Aristoteles zu suchen haben, die Geltung, welche diese Ansicht in unserer Zeit besonders erlangt hat, für die Zukunft nicht weiter behaupten können.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Jänner.

Nro. 8. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Nachträglich haben wir aus der Sitzung der historischen Classe am 20. November v. J. die von dem Herrn Legationsrath v. Koch-Sternfeld vorgelegte Fortsetzung *) der

historischen Erinnerungen auf einer Reise durch Oesterreich und in die Nachbarschaft

mitzutheilen.

Mölk, die heutige Abtey und Stadt. Die Osterburg. Das alte Ausuris. St. Severin. Die Genesis von Oesterreich. Die Grafschaft und die Grafen von Beilstein. Ihre Einwanderung. Bel und Belenus, sein Cultus und Patronat bey den Norikern. Rückblick auf die Genealogien Bajoariens.

Den geschichtlichen Wahrnehmungen, welche sich uns, auf dem im Eingange dieser Erinnerungen bezeichneten Wege **), und unter den angegebenen Gesichtspunkten, stets aus der Gegenwart in eine ferne Vergangenheit zurückblickend, darboten — senden wir jetzt abermals eine etwas umständlichere Erörterung voraus, weil es Fragen betrifft, welche in der Vorgeschichte Oesterreichs überhaupt wichtig für sich, und noch mehr in ihren Folgerungen sind, und die von den bayerischen und österreichischen Geschichtsforschern zwar zum Theil längst besprochen, und, bey von einander sehr abweichenden Meynungen, auch in unsern Tagen mehrseitig verhandelt wurden, zum Theil aber, da man den geographischen und historischen Zusammenhang nicht auffaßte, ganz unbeachtet geblieben sind, — oder es bleiben sollten?

Es war an einem heitern Sommermorgen, im August 1839, als wir vom unscheinbaren Flecken Marbach, der, links der Donau, gegen Osten das Burggebiet der Stamm-Herrschaft Persenbeug, nun auch ein kaiserliches Familiengut, begränzt, und am Fuße der hoch oben gegen Böhmen thronenden Wallfahrt Maria Tafel liegt, in einem kleinen Kahn, (vulgo Weißenzille,) zwischen Ips, Klein- und Großpechlarn, die hier gleich einem Binnensee sich ausbreitende Donau hinabgleiteten; war sie doch hier so ruhig und traulich: und eine halbe Meile weiter oben, an der bösen Beuge, so tobend und brandend! *). In der

*) S. Nr. 246—250 d. gel. Anz. v. J. 1840.

**) S. Nr. 21 und Nr. 184 u. f. dieser Blätter vom J. 1840 bezüglich auf den Standpunkt.

*) Beszenbinge; — in der Folge, und insbesondere in der spätern Kanzleysprache: Persenbeug: — ist unstreitig die schlimmste aller Beugungen, an welcher sich, auf ihrem Laufe durch Oesterreich, die Donau bricht. Kein Wunder, daß da, wo die Natur so gewaltig und aufbrausend erscheint, auch der Mensch, ihr freywillig oder nothwendig in den Weg tretend, sich, und seinen Muth, und seine Kraft einsetzen muß, um seiner Bestimmung zu folgen, und sich Bahn zu brechen. Seit unvordenklichen Zeiten war Persenbeug der Sitz der in der Gegend gebietenden Dynasten: z. B. der Markgrafen Engelschalk und Wilhelm, wie Sighards von der Semt und Ebersberg; und das vielbesprochene Boigerich, links der Donau, gegen Böhmen sich ausbreitend, ungefähr wie einst das kleine Reich des Markomannen und römischen Günstlings Vanius, ist, wie Osterliche, aus einem Localnamen entsprungen; nichts andres, als die Landschaft um die böse Boige oder Beuge.

Bucht von Mölk stiegen wir ans Land, da war für einige Tage unser Standquartier. Wohlbedacht hatten wir uns Tages vorher, oben bey Grein, (Burg und Flecken,) vom schönen und geselligen Leben auf dem Dampfschiffe getrennt, wie öfter; denn bey Forschungen der Art muß man sich, und der Natur, und der Geschichte allein angehören, — und nichts gleicht dem Eindrucke von alter Herrlichkeit und Macht, welchen Mölk, die Burgabtey, heute noch, wenn man sich derselben auf dieser Seite, von Westen her, und zu Wasser nähert, erweckt. Ungewiß, ob der norische und römische Name Namare hieher an- und einschlägt, ist es desto sicherer die Magalicha civitas, (vielleicht hunischer oder slavischer Abkunft,) *) welche sich zuerst aus einer Urkunde des Jahres 861 nach Christo hier kund gibt. Die Kirche vor allem, und ein Drittheil der Stadt, in deren Nachbarschaft, links der Donau, bereits auch St. Emmeram von Regensburg begütert war, gehörte zu Salzburg; wohl schon durch Carl den Großen c. 789 dem Bischof Arno zugewiesen. **) In Folge der Niederlage der Teutschen, im Jahre 907, war dann Mölk, ein Hauptwaffenplatz, in die Hände der Magyaren; aber im Verlaufe der zweyten Hälfte des 10. Jahrhunderts durch die Babenberger, wieder unter die teutsche Herrschaft gekommen. Das ist bekannt; weniger der innere Zusammenhang dieser Ereignisse, und ihre Beziehung auf die umliegende Landschaft und auf die fernste Vorzeit derselben. Wie gesagt, auch der minder geübte Forscher ahnet alsobald, daß Mölk und seine Umgebung zwischen der Donau, Trasen und Erlaf, der Schlüssel zur Genesis Oesterreichs, und daß Oesterreich (Austria), wie wir es heute in seiner Größe, und in seiner Fülle von Kraft, Schönheit und Wohlstand schauen und begreifen, namentlich aus der Umgebung von Mölk hervorgegangen ist. Mit wenig Worten, Mölk ist der Standpunkt, um mit völliger Sicherheit über die Bedeutung der nahen, nur allzulange verkannten Osterburg; — um sofort über die Lage des römischen und vorrömischen, fernhin wachenden und befehlenden Ausuris; — um, wie sich doch alles Mächtigere, in Zeit und Raum, aneinander kettet, über die einstmalige Herrschaft Peilstein, (richtiger Beilstein,) und über das Her- und Aufkommen dieser gewaltigen, durch ganz Teutschland verzweigten, zunächst aber gegen den barbarischen Osten aufgestellten Dynastie — urtheilen zu können.

Darum mögen wir Entschuldigung finden für die Umständlichkeit, womit wir vorerst den Ausflug nach Osten, über die Bielach, zur Osterburg, und dann jenen weitern gen Süden, nach dem kaiserlichen Familiengut Leonhart im Forst — beschreiben zu müssen glauben. *)

Die Bielach kömmt, gleich der Ips, der Erlaf, der Trasen, **) von dem südlichen, die

*) „In terra Hunorum, — magalicha civitas, — in Slavinia —“ so werden alle diese Ortschaften bis zur Enns herauf in den Urkunden des 8. u. 9. Jahrhunderts bezeichnet: s. die akad. topographische Matrikel aus dem Codex der Juvavia ꝛc. München 1841. Ob in Magalicha, in einer Urkunde von 861 zum erstenmal so genannt, zu einer Zeit, als die Magyaren bereits mit Macht in Pannonien vor-, und, vom mährischen Herzog Rastiz-law geführt, sogar durch Böhmen bis an die Ostgränze von Teutschland vordrangen (862), nicht die Wurzel des Namens Magyar zu vermuthen wäre? Slavischer Abkunft dürfte aber der Name jedenfalls seyn. Magiel bedeutet in Polen ein Rollbrett, eine Mang; Mogela (daher Mögling) einen Felsenhügel: cumulus satis magnus — besagt eine mecklenburg. Urkunde.

**) „Magalicha, Megalica“ — ist, (sagt die angeführte Matrikel,) die älteste Benennung, welche sich urkundlich von Mölk erhalten, und die sich auch dem nahen aus dem südlichen Bergrevier kommenden Bache mitgetheilt hat. Es ist bey näherer Ansicht der Urkunden kaum zu begreifen, wie man öfter, und noch in unsern Tagen, Mölk mit Medling, Medelicha, Burg und Flecken am östlichen Eingang des Driel (Brühl) bey Wien, zwar auch eine der ersten Erwerbungen der Babenberger, verwechseln konnte. Auch Calles: s. Annalium Austriae etc. P. I. p. 274., war schon in diesen Irrsal gerathen. Medling war früher, als Mölk, in die Hände der Teutschen gekommen: daher die teutsche Namensendung. Es steht gleichfalls auf römischen Fundamenten.

*) Immer unter Zugrundlegung der alten topographischen Karte von Math. Vischer.

**) Pelagum, (am Pölaberg;) Bielacha; die Ips

Steyermark von Oesterreich scheidenden Gebirgszuge, und mündet nördlich, eine halbe Meile unter Mölk, in die Donau. Landeinwärts, eine Meile vor dieser Einmündung, wird die Bielach durch ein Bergrevier, das zwischen ihr und der nordöstlich auslaufenden Trasen und der Donau gelagert ist, gegen Westen gedrängt; und sie dient so, auf dieser Seite, dem hier steil ansteigenden Revier gleichsam zum Wallgraben, während die Donau, in ihrer nordöstlichen weiten Ausbeugung von der linksseitigen Wachau bis zur Mündung der großen Crems noch viel tiefer eingegraben, von dem rauhen und schroffen einstmaligen Markomannen- und Quadenland scheidet. Um nun auf dieses von der Natur, wie längs dem Ufernoricum und der Germania magna gegenüber, kaum irgendwo, so ausgezeichnete und wohl bewahrte Hochland zu gelangen, lenkten wir, von Mölk aus, jenseits Lostorf, einstweilen rechts die herrliche Schalaburg und ihr mit Beilstein verwandtes Stammgebiet unbeachtet lassend, (pagus Pielaha a. 1043) links von der Heerstrasse in das Thal der Bielach hinab; die Albrechtsburg, wahrscheinlich ein babenbergischer Anbau, und den Hunold- oder Heinrichstein, der einst auch eine Veste trug, jetzt aber die Pfarrkirche der Gegend trägt, vorüber. Jenseits des Flußes das Schloß Bielachhag, und das Dorf Wintpassing, (Wintpozzingin a. 1108; wie viele gleichen Namens und Ursprungs finden sich nicht in Bayern und Oesterreich!) rechts lassend, führt eine verfallene Strasse an einigen ärmlichen Hütten entlang, und eine steile bewaldete Leite hinan, keine Ahnung von dem gewährend, was höher oben in dieser Bergschlucht zu schauen seyn möchte. Doch plötzlich, an einer Wendung des düstern Pfades, wird man durch den Anblick von hochaufragenden Mauertrümmern, als den Vorwerken eines gewaltigen, noch ziemlich ferne stehenden Burgstalls überrascht. Mit jedem Schritte vor- und aufwärts entwickelt sich aber nun mehr und mehr dieß Chaos von Ruinen, und bald stehen wir an den eingesunkenen Schwibbögen der Vorhut: jetzt das von Koth und Schlamm starrende Viehtrett einiger Beysassen. Ein dreyfaches, an dem Felsenriff der tief unten hinschleichenden Bielach heraufgethürmtes, und von cyclopischen Mauern getragenes Bollwerk ist hier, heute noch, sehr deutlich zu unterscheiden. Rechts am Eingange sprudelt aus der höhern Berglähne eine mit Gewölben und Wohnungen fest überbaute Quelle hervor; und das war einst wohl der bewegendste Fund, um eben hier eine Burg aufzubauen, und sie, das lange Mittelalter hindurch, auch sorgfältiger zu erhalten.

Der weite und tiefe Zwinger, von Gebüsch und Farrenkraut überwuchert, und früher vielleicht der Tummelplatz zahmen Gewildes, läßt in seinem äußern, jetzt völlig zerrissenen, Gemäuer noch die einstmaligen Wehrgänge, die Lug- und Ausfallthürme, die Scheuern und Stallungen, ja selbst eine Capelle wahrnehmen. Seiner Mitte entsteigt aber, auf platt behauenem Felsen, die hohe innere Burg, mit vielen Gemächern und Räumen, aus welchen, auf der Nordseite über einen tiefen Graben, eine Brücke zu der noch höher auf einem Hügel stehenden Altenburg führt. Diese ist jedoch nichts anders, als ein ungeheurer runder, aus der grauesten Vorzeit stammender Thurm, mit einer (später) aus gemeißeltem Gestein im zweyten Stockwerk, und der Mittelburg zugekehrten Pforte; wahrscheinlich auch unterirdisch mit jener, und mit dem im nahen Brunnenhause, zu dem ebenfalls über Tag eine der Wehrmauern führt, in Verbindung. — Noch ein paar hundert Schritte bergan, und noch einmal über einen tiefen Graben, und wir stehen im weiten Hofraum der zur vorliegenden Burg gehörigen Maierey, die sich zunächst durch einen Baumgarten unmittelbar an das Acker- und Wiesengelände der weiten Hochebene schließt. *)

heißt an ihren Quellen Oisen; an ihrer Mündung Ises, (pons;) Treisma, Trigesima, Trasen: Arelape, Erlapha: diese Flüsse trugen ihre Namen, welchen uraltes norisches Etymon zum Grunde liegen mag, von ihren Mündungen rückwärts zu ihren Quellen (öfter ist das der umgekehrte Fall in der Hydrographie); ein Beweis von einer jener Urepochen, da die Bevölkerung nicht mehr auf den Gebirgskämmen, sondern in den Thälern, an den Flüssen, hinzog und sich ansiedelte.

*) Noch ist da die Wirthschaft im ununterbrochenen lebhaften Betriebe, auf 1400 unmittelbar zustäu-

Und der Name dieses in unerdenklicher Zeit gegründeten, und trotzig dem Westen zugekehrten Horts, der, wie die allmähligen Zubauten weisen, schon im früheren Mittelalter zu einem stattlichen Stammeigen eingerichtet wurde? — Es ist der Osterberg oder die Osterburg; so, und nie anders genannt; vom Volke aber viel, und gleichsam mit Ehrfurcht, besprochen; während die Annalen der österreichischen Geschichte, bis zum 14. Jahrhunderte herab, derselben kaum einmal erwähnen. Und doch ist diese Osterburg eines der bedeutungsvollsten und großartigsten Denkmäler des Landes; und, von Westen her, der Schlüssel des besagten Bergreviers, das, im engern Umfange, mit dem Dorf Alletsberg, über Hohenegg bis zum Aggsbach; im weitern Umfange und in nordöstlicher Richtung, über den berufenen Aggstein, das Kl. Langegg bis Rossitz und Mautern, (die alte verschollene Eparespurch! *) und bis zur hohen Warte von Göttweich, reicht; auf drey Seiten von furchtbaren Abgründen und Schluchten, auf der vierten, gegen das Wiesen- und Ackergelände der Trasen, allenthalben auf antiken Fundamenten, mit einem Kranz von Burgen und Vesten teutschen Idioms umgürtet ist.

digen (österr.) Jochen, (neben der Nutzung zu Jagd ꝛc. auf 2000 Jochen Waldung;) täglich mit 6 Pflügen, nach Bedarf, mit hundert und mehr Robbathen zur Erndte; 700 Schaafe, die Ochsen zur Bespannung und einige Zuchtrinder machen den Viehstapel aus. Die Mittelburg dient zum Schüttboden der hier aus- und auch fernher beygebrachten Körnermassen.

*) Diese Eparespurch bewahrte den einst, wie heute noch, höchst wichtigen Uebergang der slavischen Handelsstrasse von Stein und Crems, links der Donau, auf deren rechtes Ufer; und der heutige Flecken Mautern, mit der großen Zollstätte, entstand unmittelbar auf diesem Burggebiet. Aus Anlaß einer Stelle in unserer Geschichte der Salzwerke, München 1850, worin wir das von K. Arnulf aus dem Nachlasse der geächteten Markgrafen Engelschalk und Wilhelm an Cremsmünster vergabte Eparespurch, so wie das im Jahre 900, (s. auch Rettenpacher) bey erneuerter Regulirung der Donauschifffahrt, benannte Eparespurch Monum. boic. T. XXVIII. P. II. 203) irrig auf Ebersberg an der Traun deuteten, hat uns seither der als gründlicher Geschichtsforscher wohl bekannte Capitular Stülz von St. Florian auf diesen Irrthum aufmerksam gemacht, was wir ihm hiemit öffentlich verdanken. Aventin u. Calles, (I. 202. 275.), von dem dem Bischof von Passau zugehörigen Portorium in Ebersperg sprechend, machten sich schon dieser Verwechslung schuldig; ja noch früher Bernardus Noricus. Die Kirche zu Mautern ward dann dem hl. Agapit, dem Patron von Cremsmünster, geweiht, wie auch von Stülz bemerkt, aus der Urkunde des Bisch. Pilgrim von 985 (Mon. boic. Tom. XXVIII. P. II. 38.) hervorgeht. Der Laut einer zweyten Urkunde von 985 l. c. p. 209: „Mutarun et quod eparespurch nominatur, sursum de viuntestala a termino Sti. Michaelis iosseza deorsum usque chlepedorf etc.“ läßt auch keinen Zweifel übrig. In Beziehung auf die weiland gleichfalls passauische Herrschaft Ebersberg an der Traun bemerkt Hr. Stülz, daß es in den Urkunden nie als Ebersperg, sondern stets als Ebilesiberg, Ebilsperg, Ebelsberg, erscheint. Einer der ersten, der von Ebersberg redet, sey Aeneas Sylvius, der, in seiner wunderlichen Sucht, die Ortsnamen lateinisch zu geben, womit er es nicht immer genau nimmt, von einem mons aprorum und mons planicierum redet, wie bey Schauenberg von einem mons pulcher. Darauf gründe sich dann die Nachricht des Lazius, daß Sigbart von Sempt und Ebersberg, in Bayern (wo auch das Flüßchen Ebrach als der wilde Eber eine große Rolle spielt s. Oefele rer. boic. scriptores T. II.) das Schloß an der österr. Traun gebaut, und es in memoriam gentilitii apud Boios castri Ebersperg genannt habe: eine Hypothese, die also noch einmal geprüft zu werden verdient.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Jänner.

Nro. 9. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Erinnerungen auf einer Reise durch Oesterreich und in die Nachbarschaft; vorgelegt von dem Hrn. Legationsrath v. Koch-Sternfeld.

(Fortsetzung.)

Dergleichen sind, in der nähern Umgebung der Osterburg, Schönbühel, an der Mündung der Bielach, für Canubiaca gedeutet, Wolfstein und Hohenegg, dieses auch von großem Umfang; mit den Ortschaften Gerolding (Gerold!), Mauer, (für sich sprechend,) Stein, Umbach, (Uccinespach;) in der fernern Abdachung gegen die Trasen: Goldegg (Cholduli), Carlstätten, (dazwischen der Enichelberg, die Wiege des Verfassers des österreichischen Fürstenbuchs, Jans Enenkel, und Kriegberg;) Oberwölbing, (meist Welmich;) u. s. w. In Bielachhag hat sich dieses Gehäge von Vesten gegen die Niederungen an der Bielach und Trasen noch namentlich erhalten. Gegen die Donau, nordostwärts, wird die Hochebene durch den Aggsbach (Accussapah) gleichsam gespalten *); die gleichnamige Carthause unten in der Schlucht diente den Wanderern zu Land und Wasser als Zuflucht; während sich jenseits des Baches vom hohen Aggstein herab Schrecken und Gewalt über sie verbreiteten.

Rundumher gewährt diese Hochebene eine überraschende Fernsicht: gen Westen bis zum Waldsaum der Enns, gen Norden über die Donau, auf den nach Böhmen jäh und breit ansteigenden Berg des Manhart, aus welchem zunächst ein Giebel, Ostrang, – und der Jauerling, (einst Ahornica, dann Jauernik ꝛc.) emporragen, gen Osten über die reichen Fruchtböden der Trasen, gen Süden auf die vom Oetscher (Ozan*) und Schneeberg beherrschten Steyreralpen im Hintergrund; näher, über die rauhen Brühle von Zelking hinein, auf das in sich abgeschlossene Weide- und Forstgebiet von St. Leonhart. Nur auf einen Augenblick kann, heute von der Heerstrasse aus, die sonst überall verborgene Osterburg entdeckt werden.

Und wer waren die einstmaligen Eigenthümer dieser Herrlichkeiten zu Osterburg mit Hohenegg? So weit die geschriebene Geschichte hinaufreicht, ist es eine einzige Nachricht, im Codex der salzburgischen Abtey Michaelbeuern bewahrt, welche hierüber in dem Augenblick, als einer der letzten Sprößlinge dieser Dynastie, mit dem Tode ringend, noch seiner Seele und der Kirche gedenkt, Kunde gibt.

*) Aggsbach. Auch links der Donau, gerade gegenüber, mündet ein solcher. Es ist an diesem Strome und in dieser Gegend merkwürdig, daß links und rechts und zunächst an seinen Ufern mehrere gleichnamige Ortschaften liegen, was auf eine ehmalige engere Verbindung untereinander schließen läßt. Nicht sowohl Brücken, als die hier stationirte römische Donauflotte mochte dazu beygetragen haben: z. B. Krumpnußbaum, Pechlarn, diesseits Osterberg, jenseits Ostrang, Ostra, gegen Böhmen, Aggsbach; Kaunberg, (mons Commagenis) etc. Vom Cusus, heute die Gusen, links der Donau wird noch anderwärts gesprochen werden. Accusus, Aggsbach, in der Nähe des Cusus.

*) Ozan, slav. Geschwür oder eine schroffe Bustel; ganz der Natur getreu.

„Notum — berichtet der Codex — quod Comes Fridericus de Pilstein pro remedio anime sue — in hora mortis suae, tradidit propriam famulam n. Alheit de Techsin cum liberis suis et cum omni posteritate sua super altare Sti. Michaelis in Biwern ad censum V. denar. singulis annis persolvendum. Actum est hoc in castro suo Osterperch ubi infirmitate decubuit.“

Techsin (vulgo Texing), ein Flecken an den Quellen der Mänk, liegt im südlichen Theil der weiland Grafschaft „Peilenstein“ oder St. Leonhart, auch „am Aigen“ genannt. Biwern ist die von den Ahnherren der Beilstein gestiftete Abtey Michaelbeuern, oben, im Salzburggau*). Die Zeit jenes Vermächtnisses von Todes wegen wird später bestimmt werden.

Da in Beziehung auf die weiteren Schicksale von Osterburg und Hohenegg in der Folge öfter die Rede seyn wird: so mag hier die Bemerkung genügen, daß die erlauchten Grafen von Montecuccoli als Herren der Herrschaft Mitterau an der Bielach seit dem 17. Jahrhundert auch die Eigenthümer jener Gebiete seyen. **) Es ist, unserer Ansicht nach, vielmehr die frühere Geschichte des Osterbergs, und der Osterburg, die Zeit nämlich, ehe und wie sie in den Besitz der Grafen von Beilstein gekommen, um was es sich hier frägt. — Was sollen wir nun vorerst wieder aus dem Namen schließen? Wäre er teutschen Ursprungs, so ließe sich darüber und dafür gar manches bemerken; jedenfalls, daß eine wichtige, nach Osten gelegene, oder den Osten beherrschende, Markung damit angedeutet werde. Aber wer sagt uns: seit wann —, nach welchem Ereignisse; — durch welchen teutschen Volksstamm und Heerführer?? Vom Rhein, vom Westreich, bis an die ungarische Gränze wiederholt sich allerdings in manchem Gau- und in vielen Ortsnamen die Orientirung nach Osten; wiewohl von sehr verschiedenen Standpunkten und Anlässen aus: was bey näherer Untersuchung zu interessanten Folgerungen in der Culturgeschichte führen kann. *)

*) Das Michaelbeurer-Amt zu Mölk befaßt heute noch mehrere Grundholden in der Gegend.

**) Jener Graf Montecuculli am 1. Aug. 1664 der Sieger über den Vezier Achmet Kiuprili bey St. Gotthart in Ungarn. Philipp Hueber in seiner Austria ex archivis mellicensibus illustrata, Lipsiae 1722, im topogr. Anhang, sagt: Osterperg, an. 1368. modo Osterburg, castrum elegans et excelsum ad Pielaham fluv. uno et dimidio milliari Mellicio distans illustrissimi et excell^mi D. D. Fr. Raym. Marchionis de Montecuccoli.“ Und von „Hochenegg: ao. 1318, arx elegans et munita edita colli insistens, ex qua in circumadjacentem regionem jucundissimus prospectus patet cis nemus Cetium etc. Hohenegg scheint dermalen einem noch schnellern Verfall zu unterliegen, als Osterburg.

Aus spätern Urkunden (bey Hueber I. 56) geht hervor, daß im Jahre 1318 ein Hr. Conrad der Eysenputl auf der Osterburg saß; sein Bruder Stephan aber, mit seinen Söhnen Conrad und Stephan, auf Purkstall an der Erlaf. Die Isenputel waren alte Ministerialen der Grafen von Beilstein, wie die von Albrechtberg, Goldeck, Pfelaberg, Wesen, Kuenberg, Rabenstein, Zelking, Potendorf, Lerchenfeld, Chuevarn, Randeck, Simesfelden, (Sinuweveld) etc., dieß- und jenseits der Donau.

*) Auch unten in Krayn, zwischen der Sau und Laybach erhob sich eine Osterburg. Im Sachsenlande, an der östlichen Gränze der Altmark, wo die Biese in die Uechte fällt, ragt noch eine Osterburg auf; der Haltpunkt des gleichnamigen umliegenden Gaus, und auf welcher ein Graf Sigfried II. eine lange Reihe von Donasten schloß, die man für den Stamm der spätern Veltheime ansieht. Auch den Namen dieser Osterburg haben einige der teutschen Mythologie allzuviel zutrauende Gelehrte von der Göttin Ostara abgeleitet, während uns in diesem Bollwerk eines jener fränkischen Denkmäler erscheint, welche schon die Merovinger Behufs ihrer von Westen nach Osten ausgebreiteten Herrschaft gegründet haben möchten. Nicht erst unter Carl dem Großen ward, wie Adelung herkommen läßt, in Teutschland die Art und Weise, sich nach Ost, West, Süd, Nord zu orientiren, geläufig; sie reicht in das graueste Alterthum hinauf: die Westfalen, die Ostfalen; der Nordgau, der Sundergau ꝛc., und möchte das Etymon hievon wohl dem aus Asien durch Mitteleuropa ziehenden

Der vielfältig vorkommende Name Osterwiz, in jenen Gegenden, deren Bevölkerung zum Theil slavischen Ursprungs ist, scheint jedoch auch einer andern Ableitung fähig. *)

Um uns kurz zu fassen, so greifen wir aus der römischen Vorgeschichte Unteröſterreichs ein hier kaum fremdartig lautendes Schlagwort — „Austuris“ — heraus. Die Notitia dignitatum veteris imperii, das weiland kaiserliche Staatshandbuch, berichtet uns nämlich, daß den Befehlen Sr. Herrlichkeit, des Herzogs von Oberpannonien und des Ufer-Noricums unter andern auch die leichten Reiter von Comagena, der Flottenpräfekt von Arelape, und der Tribun der zu „Austuris“ aufgestellten Cohorte unterstanden. **) Und wenige hundert Jahre später (a. 509) erzählt der Abt Eugip im Leben des hl. Severin, daß dieser Mahner

---

Tauern, als zugleich dem ältesten Völker- und Sprachzuge, vindicirt werden können? Osterhofen in Niederbayern z. B. war eine der Residenzen der Agilolfinger; die berufene Osterwiesen, im Osten von Burgkirchen gegen Altötting; Ostermuting, auf dem Weilhart, der in den Urkunden oft vorkommende Hauptort der dort zu Haigermos gesessenen Pfalzgrafen, Stammgenossen der Beilsteiner. Ein Landiasse Ostagowo erscheint c. 750 im Atergau; sein Sohn Wolf; cod. juv. Eine weitere Ableitung von der Ostere oder Ostara, der Göttin der Liebe, der wiederkehrende Frühling, der Mond in der germanischen Mythologie, ließe sich hier gleichfalls verfolgen: und die Verehrung der Ostara auf Osterberg wäre wohl denkbar. Näher läge aber dennoch das von den Bayern und Franken schon im frühen Mittelalter im Latein mit plaga orientalis und australis, im Teutschen mit Osterland bezeichnete Land zwischen der Enns und der Leitha. Aventin in seiner Nomenclatura, nimmt Ost und oriens geradezu mit aust und oust als gleichbedeutend: laut der Urkunde.

*) Die Wurzel von Osterwiz scheint vielmehr slavischer Abkunft: Ostrow, (Ostrau in Mähren) abgesondert, Insel; Ostre, Ostrzek, Ostroke, befestigt, mit Gräben und Pfählen umgeben; Ostrog: Wiz, vicus, wich. Ortschaft, oder wizka kleiner Thurm. Um die vier Weltgegenden zu bezeichnen, nennen die Slaven: Sonnenaufgang wychod, Untergang západ, Mittag poledne, und Mitternacht, pùlevcy.

**) „Sub dispositione spectabilis Ducis Pannoniae primae et Norici ripensis — equites promoti Comagenis — item praefectus classis arlapensis — in Norico ripensi Tribunus cohortis Austuris etc.“

v. Muchar, in seinem römischen Noricum II. Bde., Grätz 1825, spricht, auf dieselbe Stelle sich berufend, von einem Oberberg an der Bielach zwischen Trasmauer und Mölk, ohne sich weiter auszulassen.

In dem vergleichenden geographischen Wörterbuch von Bischof und Möller wird Astura als ein Ort im Noricum aufgeführt. Mannert, in seiner ältesten Geschichte Bajoariens ꝛc. 1807 verbreitet sich gegen Osten nur bis Laureacum: ebenso Andr. Buchner in seiner Geschichte von Bayern. In einigen Manuscripten, z. B. in dem von Mölk, wollte man Casturis, (Ober- und Unterkasten liegen bey St. Pölten), in andern sogar Castunis lesen, und so verstieg man sich in der Deutung bis zu den heißen Quellen in der Gastein. M. Welser führt die Stellen an, ohne sich auszusprechen. S. auch Christ. Gewoldi delineatio Norici veteris etc. ao. 1619. Frhr. v. Hormayer: Wiens Geschichte und seine Denkwürdigkeiten 1825, liest (II. Heft S. 134) Asturis, und deutet es auf Greifenstein und Höflein bey Zeiselmauer; unter Beruf auf Schönwiesner und Schaukegel. Im Namen Aggstein glaubt er einen ungarischen Heldennamen zu erkennen. Niemand scheint diesen in der österreichischen Geschichte so ausserordentlich thätigen und viel bewanderten Gelehrten, der übrigens bey seinem wunderbaren Gedächtnisse in der Combination der historischen Charaktere, Ereignisse und Revolutionen glücklicher ist, als in der alten Topographie und Geographie, auf die Osterburg bey Mölk, auf ihre Lage ꝛc. aufmerksam gemacht zu haben. Im III. Hefte S. 56 kömmt Frhr. v. H. abermals auf Asturis zu sprechen In einer eben so lebendigen als anziehenden Schilderung der Person läßt er hier den heiligen Severin auftreten, ohne jedoch den Schauplatz und seine Bewohner selbst zu beschreiben: und alsobald entführt er den Mann Gottes von Asturis hinweg nach — Faviana. Von der Osterburg hatte er keine Ahnung; und auch kaum von St. Leonhart im Forst eine Anschauung.

zum wahren Christenthum, bald nach Attilas Tod, und während sich dessen Söhne um das Reich stritten, und so die Donauprovinzen von Ober- und Unterpannonien mit Krieg überzogen, plötzlich, aus dem Orient herkommend zu „Asturis“, einer Stadt im Ufernoricum, erschienen; da einige Zeit verweilet, dann, stromabwärts, zuerst nach der Stadt „Comagenis“, und, auf weitere Einladung, nach „Favianis“, der Hauptstadt selbst gezogen. *)

Ohne diese beyden in ihrer Aechtheit unbestreitbaren Berichte nach ihrem innern Zusammenhang, und nach den damaligen Zuständen der römischen Herrschaft längs der Donau im Ufernoricum und in Oberpannonien und ihrer städtischen Bevölkerung gehörig ins Auge zu fassen: haben Cuspinian, Pagius, Lambecius, Jordan ꝛc. den Limes rechts der Donau ganz und gar verkannt, und Austuris — links derselben, zu Stockerau gesucht. Würde sich dieser große Irrthum in der Vorgeschichte Oesterreichs noch einiger Autorität zu erfreuen haben, wie etwa die Ableitung Heimburgs von den Hunnen; *) wahrlich, die politische und militärische Geographie der Römer in jenen an die Germania magna gränzenden Gegenden, und in jenen Perioden, würde fortwährend sehr wesentlichen Mißverständnissen unterliegen und zu neuen verleiten.

Es gereicht daher dem Scharfsinn des Jesuiten Marcus Hansiz, des Verfassers der Germania sacra, zur großen Ehre, bereits vor anderthalbhundert Jahren in der Geschichte der Hochkirche von Passau (I. 69) die Lage von Asturis an der wahren Stelle aufgefunden; und nicht minder theilen v. Falkenstein, in seiner Geschichte von Bayern (1763 I. Th.), Vitus Winter in seiner Geschichte des Christenthums in Oesterreich, (Landshut 1815) die Ehre, sich für diese Stelle neuerdings und ganz bestimmt-entschieden zu haben. Indem diese drey Geschichtschreiber das alte Austuris in der heutigen Osterburg an der Bielach erkennen; hatten sie kaum Gelegenheit, an Ort und Stelle selbst sich umzusehen: um so mehr schien es uns, die wir davon hinlänglichen Augenschein eingenommen, und hiebey eine überraschende Ueberzeugung gewonnen haben, obzuliegen, auch hierüber und hiemit der Geschichte Zeugniß zu geben. **)

*) Ex vita Sti. Severini. Bey Falkenstein: Cap. I. Tempore, quo Attila Rex Hunnorum defunctus est, (ao. 454,) utraque Pannonia confinia Danubii rebus turbabantur ambiguis; ac primum inter filios etc. —— Tunc itaque sanctissimus Dei famulus Severinus de partibus Orientis adveniens, in vicinis ripensis et Pannoniorum partibus, quod Asturis dicitur oppido morabatur etc. — — Coepit tota mentis humilitate praedicere, (civibus,) ut hostium insidias imminentes orationibus et jejuniis et misericordiae fructibus inhiberent. Sed animi contumaces desideriis carnalibus inclinati etc. etc.

Inde ad proximum, quod Commagenis appellabatur, oppidum declinavit etc. Zwischen Asturis und Commagena lagen allerdings noch andere Ortschaften; aber sie waren vielleicht schon in den Händen der Barbaren, und nicht mehr in denen der Römer, und jedenfalls nicht im Augenmerk des hl. Mannes. Hoc (oppidum) Barbarorum intrinsecus consistentium, qui cum Romanis foedus inierant custodia servabatur arctissima etc.

Cap. II. His auditis habitatores oppidi memorati etc. — Tali ergo — divino plebs servata praesidio etc.

Cap. III. Eodem tempore civitatem nomine Favianis saeva fames etc.

*) S. deßhalb unsere Wahrnehmung in den gel. Anz. Jahrg. 1840 Nr. 246 ꝛc. über Carnunt und Heimburg.

Der Name Asturis steht übrigens in der alten Geographie nicht allein: Astura u. Asturii in Italien und Spanien. Hier, im Noricum, — und zunächst den beyden Ufern der Donau, könnte Asturis auch mit Stura, die Steyer analog seyn. Eine Veste, Steyeregg, steht noch links der Donau im Mühlviertel gegen Unteröstterreich.

Daß in den Namen Austuris und Commagenis, durch die vielfache Zahl, ein Bergrevier, ein Höhenzug, angedeutet werde: haben bereits frühere Forscher bemerkt.

**) Es darf nicht unbemerkt bleiben, daß nun Hr. Prof. Buchner in seinem später herausgegebenen Documentenbuche I. 46 Austuris mit der Osterburg in Verbindung bringt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Jänner.

Nro. 10. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Erinnerungen auf einer Reise durch Oesterreich und in die Nachbarschaft; vorgelegt von dem Hrn. Legationsrath v. Koch-Sternfeld.

(Fortsetzung.)

Wird unter diesem Gesichtspunkte unsere eben beschriebene Wahrnehmung auf dem Bergrevier der Osterburg einleuchtender: so mag ein Rückblick auf den antoninischen und theodosischen Strassenatlas, auf der Strecke von Vindobona bis Laureacum an der Enns, noch sicherer zum Ziel führen.

Es zog nämlich die römische Heerstraße aus Pannonien in das Ufernoricum durch und über Vindobona, später Faviana (Wien;), Cetio, (am nordöstlichen Abhang des Kalenbergs), Comagenis (am westlichen Abhang, gegen das Tulnerfeld;) über Piro Torto, (vielleicht Klein-Schönbühel;) Trigisamo (Trasmauer, unstreitig:) Namare, vielleicht Mölk, Arelape, (Großpechlarn an der Mündung der Erlaf;) Pons Ises (am Ausfluß der Ips); locus felix, (an der Laizing bey Niederwallsee) über Laureacum (Lorch) und Blaboriaco (Ebelsberg u. s. w.). Daß in den auf uns gekommenen Abschriften von jenen Strassentafeln gar manche Zwischenstationen fehlen, daß die Namen- und Meilenzahlen anderer unrichtig sind: worauf es hier nicht ankömmt; das ist augenfällig. Aber an zweyen Leitungssätzen muß hier festgehalten, und ein dritter damit verbunden werden. 1) Diese römische Heerstraße zog sich durchaus am rechten Ufer der Donau herauf, und übersetzte sie nirgends; — 2) da die römischen Kaiser Pannonien früher, als Noricum, erobert, auch jenes sehr hoch gehalten und auf dieser Gränze die feindlichen Anfälle mehr von Westen her zu besorgen und abzuwehren hatten; so zeigen sich noch jetzt, was wir schon bey dem Wienerthore von Carnunt oder Heimburg bemerkten, alle römischen nach Westen gekehrten Festungswerke sowohl in ihren Anlagen, als in ihrer spätern Restauration, in einem weit sorgfältigern Charakter; wie denn heutzutage aus ähnlichen Motiven Oesterreich dieselbe Strategie verfolgt; 3) darf man neben dieser Reihe von Stationen, worin und woraus sich alle Waffengattungen mit ihrem Materiale leicht bewegten, noch zunächst der Donau und ihren Schluchten, gewisse zur Nachhut bestimmte und vorgeschobene Lager- und Waffenplätze, ja nicht übersehen.

Und wo hätte sich zu diesem Behufe in der Begränzung des Ufernoricums und Oberpannoniens von Natur aus ein Terrain besser geboten; wo wäre, im Falle der Noth, selbst eine bedeutende Bevölkerung sicherer und länger geborgen gewesen als auf den Höhen der Osterburg? Aber nur für Fußvolk, für eine Cohorte, war dieses Bergrevier geeignet, während zu Comagena, in der Verflächung des cetischen Bergzuges gen Westen, die Reiterey, und an der Mündung der Erlaf ein Theil der Donauflotte, ein anderer zu Laureacum, ein dritter unten bey Carnunt ꝛc., so recht an ihrem Platze waren.

Betrachten wir nun auch das Auftreten des hl. Severin in dieser Gegend etwas näher. Der kluge, für seinen Beruf überaus landes- und volkskundige Mann und Seher, kannte die Unsicherheit

der Heerstrassen längs der Donau unter jenen Zerwürfnissen nach Attila's Tod und er zog es daher vor, aus dem Orient durch Istrien und Illyrien herauf, und die steyerischen Engpässe hindurch, wahrscheinlich am Gabromagus, heute Spital am Pyrn vorüber?) ins Ufernoricum vorzubrechen, und hier, zu Austuris, in einer zwar festen, aber von den Barbaren sehr bedrohten, Stadt, deren in Liederlichkeit versunkenen Bewohner die Gefahr nicht sahen, Busse und Bekehrung zu predigen. Unter ganz ähnlichen Verhältnissen war ja St. Severin später von Bojodurum (bey Passau) aus wo er sich zunächst am Inn eine Zelle erbaut, um nach dem damals sehr wichtigen Castell Cuculle am obern Ivarus zu gelangen, nicht den Inn und die Salzach entlang, sondern im Innern des Landes, durch den Atergau und die Hallstatt hinauf-, und von dort erst nach Juvavo, wie hier nach Faviana, zurückgewandert. *)

Allein alles das, womit der fromme Diener des Herrn, in Wort und Werken, in und außer der Kirche, zu Austuris vorangieng, fand bey den dortigen verstockten Bürgern keinen Eingang; (sie pochten wohl auf ihre feste Lage;) und so nahm er seinen Wanderstab, verkündete demnächst die Zerstörung von Austuris, und begab sich zur nächsten Stadt Comagena. Hier lag noch eine römische Besatzung, welche mit den bereits über die Donau eingebrochenen Barbaren in einer Art von Waffenstillstand unter strengster Wachsamkeit lebte. Hier kaum angekommen; ward St. Severin vom nacheilenden Küster von Austuris, seinem ehemaligen Hauswirthe, mit der Nachricht, daß diese Stadt bereits untergegangen sey, erreicht. Um so bereitwilliger unterzogen sich nun Soldaten und Bürger von Comagena den Bußübungen des gottergebenen Mannes, und siehe da! ein Erdbeben setzte gleichzeitig die Barbaren in und außer der Stadt dermassen in Schrecken, daß sie sich, in der Dunkelheit der Nacht, einander selbst aufrieben. Das Volk, auf Gott und auf sich vertrauend, war gerettet. *) Königstätten, ohne Zweifel, ist heute der Ort, in dessen Nähe dieses ganz natürliche Wunder statt gefunden. — **) Nach solchen Thatsachen sind die spätern germanischen Einwanderungen im Noricum, und die eingeborne Bevölkerung desselben, zu beurtheilen.

Zu jener Zeit ward die Hauptstadt Faviana von einer Hungersnoth heimgesucht, und man eilte, den Mann Gottes von Camagena über die Berge herbeyzurufen ꝛc. ***)

*) S. deßfalls unsere Erörterung in der kleinen Schrift: Salzburg unter den Römern, München 1815; und in den bayer. Annalen: Jahrg. 1835. (Vaterlandskunde) „über die wahre Lage des alten Cuculle und seine Umgebung ꝛc.“

*) S. in früheren Noten die Hinweisung auf den Text Engips.

**) Die topographische Bezeichnung Comagena wiederholt sich noch öfter in den Urkunden des 8. 9. u. 10. Jahrhunderts: z. B. Mon. boica Vol. XXVIII P. II. 88. c. 985. „Decimatio — interjacentis provinciae inter Anesum flum. et comagenum montem sinodiae percontans etc. Und p. 208 aus derselben Zeit. „In Marcha Liuthaldi Marchionis, (des ersten Babenbergers in Oesterreich,) — Mutarum et quod Epuispurch nominatum et ita per latum in australem (sic!) plagam ad deserta montana — — Postmodum autem a septem collibus ab occidente civitatis Zeizenmare (Cetium) sursum ad australem plagam Chunihohestorf (Königsdorf, heute Königstätten) et sic usque in Cacumen montis Comageni etc. — Locumque piscationis husonum, (der delikaten Donauhausen;) quam hactenus tullonenses suis vendicabant usibus etc. Die Bürger von Tuln, zur Zeit der ersten Markgrafen, Engelschalk, Wilhelm, Aribo, die Hauptstadt Civitas der Gegend, und dann der Sitz der passauischen Domainenverwaltung in Oesterreich. Der Name Tuln darf aber nicht an das nordische Tulle erinnern: er kömmt vom nahen Bache, von den Slaven Dolina genannt.

Ueber die Bollwerke zu Comagena, und am Caumenberg ꝛc. c. 791 den Hunnen abgenommen und über die dortigen Gränzen zwischen den Diöcesen von Passau und Salzburg nach Ausspruch K. Ludwigs ao. 829 hat Calles: P. I. 150. 151 — 177, die Stellen aufgeführt.

***) Den natürlichen Zusammenhang dieser Hungersnoth mit dem Ausbleiben der Kornschiffe aus Rhätien, (von Hohenau bey Wasserburg am Inn,) haben wir im J. 1827, wie bekannt, in einem besondern Aufsatze im Hübschmann'schen Schreibkalender, woraus dann das v. Hormayerische Archiv schöpfte, nachgewiesen.

Bey so schlagenden materiellen Gründen für unsere Behauptung dürfte es einer ganz wohlverständigen etymologischen Zugabe kaum bedürfen, daß nämlich Austuris von den teutschen Einwanderern leicht in Austerberg und Austerburg, und sofort in Osterburg modulirt, und im Latein des Mittelalters eben so schulgerecht durch Austria bezeichnet werden konnte. Ja, die heutigen Philologen möchten diese Ableitung sogar weniger anstößig finden, als die vom deutschen Ostland, und Oesterreich; weil Austria eigentlich Südland bedeutet, übrigens aber, in den Urkunden als Ostland längst das Bürgerrecht erhalten hat. *)

Der geschichtliche Leitfaden führt uns einsweilen von St. Severin und der Osterburg wieder auf Mölk und zu einem andern Ausflug zurück. Wir folgten von da, in südlicher Richtung, und der gleichnamigen Ache (die Mölk) ungefähr zwey Meilen entlang, in ein links von den hochbewaldeten Schroffen des Brühls, und den drohenden Ruinen von Zelking **) umdüstertes Thal, in dessen Schlunde, zwischen Wildenstein und Zwerbach, sich die aus den südlichen Bergen kommenden Wasser, die Mölk und die Mönk, vereinigen. Welche Ueberraschung, als sich jenseits und nach einer Wendung gen Ostsüd, bey dem Austritt aus der Schlucht, ein weites, freundliches, und überaus heimathliches sonniges Thalgelände vor uns aufthat. Rund umher von bewaldeten Hügeln geschützt und begränzt, besteht es im Innern, von der Mölk und Mönk bewässert, zumeist aus Weiden und Wiesen, mit einödigen Höfen und zwey größern Dorfschaften, die zu Ruprechtshofen und zu St. Leonhart ihre Pfarrkirchen haben: zwey Kirchen St. Martin und St. Aegydi stehen in der Nachbarschaft. Unverkennbar ist das der Kern jener einstmaligen Grafschaft Beilstein, von welcher die Urkunden sprechen; während das Volk dieses Gebiet, heute wieder, wie nordöstlich Weinzierl, eine der kaiserlichen Hausdomainen, nur unter dem Namen St. Leonhart im Forst kennt. Selbst die Burg Beilstein ist fast ganz verschollen. Wir entdeckten das weitläufige, aber schon seit 3 — 400 Jahren zerstörte Burgstall jenseits der Fürstenmühle auf einem von der Mönk untergrabenen Vorsprung des südöstlichen Bergreviers, und erkannten in den Fundamenten des Hauptbau's ein römisches Castell. Die klugen Römer waren, als sie sich im Noricum festsetzten, eine so wirthbare, sichere und den Eisengewerken so nahe gelegene, wenn auch schon von jeher bewohnte, Markung nicht vorüber gegangen: und wahrscheinlich sind die noch wenig gekannten zwey Römersteine, heute an der östlichen Kirchenmauer von St. Leonhart aufgestellt, und, durch ihre Größe und schöne Sculptur merkwürdig, mit anderm Baumateriale von jenem Castell herbeygeführt worden. *) Von den vielen umliegenden Burgstallen zweyten Rangs wollen wir vor der Hand nur Frankenfels am Rodersbach im Süden; später ein freysingischer Marktflecken, und Frankenstein im Westen zwischen Scheybs und Gamming bemerken. — Rabenstein, Plankenstein, Weissenburg, Wasen, Scheuerberg, heißen andere. Das Purgstall an der Erlaf übertrifft sie an Alter und Umfang insgesammt.

*) Das französische Autriche steht in der Abstammung also auch der Osterburg oder dem Austuris näher als der Austria, Südland. Sehr auffallen muß es, daß Abt Beissel in seinem berühmten Chronicon gotwicense der nahen Osterburg mit keiner Sylbe, dagegen jener in Sachsen und an der Uichten, umständlich gedenkt.

**) Die mächtigen Ministerialen von Zelking hatten später auch die nahe Grafschaft von Schala inne. Slavisches Element umher: Zelking (zaloga, Brustwehr, Rückhalt?) Mazelstorf, Pezenkirchen ꝛc.

*) Beyde antike Denkmäler, von gleicher Größe, 5 1/2 Fuß hoch, 3 1/2 Fuß breit, haben oben rein gemeisselte Hautreliefs von Spitzgiebeln; wie ähnliche Hueber von Mölk abbilden ließ. Im Giebel des einen Monuments zeigt sich ein schöner lockiger Frauen- oder Jünglingskopf, von der Schrift ist nur noch: D. M. LIB. zu lesen. Der andere Giebel zeigt einen stehenden Adler, die Fittiche zum Fluge hebend, wie die Legionsadler. Die Schrift lautet ungefähr: M. SEXTIO VETTONANO. AI VI. AEL CET AN. LXX. ET. VINDAE TERT. CON. LI. . . . MARCIA . . . . etc. Also an einen Befehlshaber der älischcetischen Reiter, und an seine Gemahlin erinnernd. Wir wissen nicht, ob dieser Denkmäler irgendwo in einer österr. Topographie gedacht wird. Die Carthäuser von Mauerbach und Gaming, welche bey ihrer Stiftung im Anfang des 14. Jahrh.

Ueber das Aufkommen dieser Grafschaft „Peilenstein im Forst“*) hatten die älteren österreichischen Geschichtschreiber, und selbst die spätern Codices von Passau, wie sie von einander geschöpft haben, irrige Nachrichten verbreitet, die, wesentlich aus den bayerischen Quellen und aus jenen der Gebrüder Pez, berichtigt und erläutert werden müssen. Der österreichischen Chronik von Veit Arnpek zufolge habe Leopold III., der Schöne zugenannt, der fünfte Markgraf Babenbergischen Stammes (er regierte von 1075 — 1096 und war mit einem Sohne und sechs Töchtern gesegnet, die er sämmtlich mit Land und Leuten ausstattete,) einen tapfern Mann, den Grafen Conrad, den Rauhen aus Bayern herbeygerufen, und ihm mit der Grafschaft Beilstein seine Tochter Euphemia gegeben. Diese Ehe sey kinderlos geblieben, und die Grafschaft alsbald wieder dem Lande heimgefallen. Eine andere Tochter, Sophia, die junge Wittwe des Herzogs Heinrich von Kärnthen, habe der Markgraf an Grafen Sieghart, genannt Scharfach, unter Ausstattung mit der benachbarten Grafschaft Schala vermählt. Diese Ehe wäre mit Kindern und Enkeln gesegnet gewesen. Der Codex sextus von Passau, (Mon. b. Vol. XXIX. P. II. 313) enthält dieselben Nachrichten**) mit einigen Varianten.

Dagegen bemerken wir folgendes. Zwar ist es Fridrich, ein Sohn des Grafen Fridrich von Tengling und Bruder des Grafen Sighart I. von Burghausen, welchen Fridrich, gestorben um das Jahr 1109 die Urkunden zuerst als Grafen von Beilstein, und dann seinen Sohn Conrad I. als solchen nennen; aber wohl aus keinem andern Grunde, als weil die Zunamen oder Prädicate der Geschlechter von ihren Besitzthümern erst in der zweyten Hälfte des XI. Jahrh. gewöhnlicher wurden. Indessen weiset die nun mehr aufgeklärte Genealogie der Grafen von Beilstein nach, daß sie in Oesterreich im Hauptstamme erst um das Jahr 1206, mit Grafen Fridrich dem Junker, in einem der Nebenstämme aber, und zwar in dem verschollenen Möringer weiblicherseits (mit Adelheit von Mörn und Möring *) erst um die Mitte des 13. Jahrh. erloschen. Da, wie wir dargethan haben, die Grafen von Beilstein unter andern jenen Markgrafen Siegfried oder Sighart, der unter K. Heinrich III. gegen die Ungarn so reiche Lorbeern, und auch für sich an der Leitha und March Land und Leute errang, aber, um 1048, allzufrüh dahin gerafft wurde, zu ihrem Ahnherrn zählen, und, vielen Wahrnehmungen nach, sich ihr Geschlecht unmittelbar an die ersten aus Westen, von der bayer. Traun, in das Ostland vor- und hinabgerückten Dynasten anreihet; so sind dort die Beilstein gleich den mit ihnen allenthalben in Rangbesitz und Erbgang Hand in Hand auftretenden Playen, um einige Jahrhunderte älter, als die Babenberger selbst.

---

hierherum viele beilstein. Renten erhielten, gesellten dem hl. Leonhart auch den hl. Bruno bey. Die große Kirche und ihre Umgebung deutete über und unter der Erde auf Alterthümlichkeiten.

*) Im Begriff: Forst und Freyforst, liegt immer der der heimathlichen Volkswirthschaft; die Regel: im Bannforst die Ausnahme; was man den Fiscaljuristen und Staatsmonopolisten nicht oft genug sagen kann.

**) Calles: Austria P. I. 427. Rauch script. rer. aust. I. Des Markgrafen Leopold III. Gemahlin, und die Mutter dieser zahlreichen Nachkommenschaft war die vielbesprochene Itha, ungewiß, ob aus peilsteinischem oder plannischen Geblüte, auf einem Zuge nach Palästina verschwunden.

Hueber von Mölk meldet von diesem Peilenstein ad an. 1524 nur: Comitatus quondam insignis et amplus; nunc penitus arx diruta Castro Kälberhart vicinalis, DD. Comit. de Auersperg. Den Fürsten Auersberg gehört heute auch Purgstall an der Erlaf.

*) Maximilian Fischer, in seiner beurkundeten Geschichte von Kloster-Neuburg, Wien 1815. Thl. II. S. 88. (und nach ihm M. Filz in s. Gesch. d. Abtey Michaelbeuern,) nimmt die um 1190 vorkommenden: Chunradus Comes de Pilstein, und Sifridus Comes de Moringin — als leibliche Brüder an; während wir den Zweig von Möring von einer, dem Namen nach unbekannten Schwester der Brüder Fridrich und Sigfrid von Beilstein ableiteten. (S. uns. Beytr. III. 129.) Der Beilsteine und Playen letztes Jahrhundert ꝛc.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Jänner.

Nro. 11. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Erinnerungen auf einer Reise durch Oesterreich und in die Nachbarschaft; vorgelegt von dem Hrn. Legationsrath v. Koch-Sternfeld.

(Fortsetzung.)

Aber die diesem erlauchten Hause, das nach jener blutigen Katastrophe in Ostfranken, nach Bayern zurück, und dann auch stromabwärts gewandert ist, so nachhaltig inwohnende Tapferkeit, Weisheit und Tugendhaftigkeit, war mehr von dem Glücke, von den Zeitumständen, und zunächst von den Kaisern begünstigt; es schien in seinen Geschicken eine höhere Vergeltung für seine durch Verrath gemordeten Ahnherren vorzuwalten.

Hier ist es nun, wo sich die Frage aufdringt, und wiederholt: woher sind die Beilsteine gekommen? Auch ihre Lösung, die bezüglich auf die Culturgeschichte eines Landes, wie wir bereits in andern Beyspielen gezeigt haben, durchaus nicht gleichgültig ist, unterliegt seit drey Jahrhunderten einer großen Controverse.

Daß diese Dynasten aus dem Sundergau Bajoariens (Noricum), insbesondere aus dem Chiem- und Salzburggau, längs den Alpen, und auch in denselben, gen Osten vorrückten; darüber scheint man einig zu seyn. Was läßt sich aber weiter zurück u. hinauf enträthseln? Der sächsische Annalist, der auch bezüglich auf unsere dynastische Vorzeit so manche wichtige Notiz gewährt, sagt bey dem Abgang der dem beilsteinischen Stamm unstreitig angehörigen Brüder Aribo und Botho, (ad ann. 1002 u. 1004) „paterno sanguine norice gentis antiquissimam nobilitatem trahebant.“ Aventin (p. 642), von Aribo auf Haigermoos und dem benachbarten Burghausen erzählend, nennt dieses Geschlecht: „vetustissima Bojorum et Noricorum Dynastia; sieht es aber nach seiner bekannten Idee, auch als einen Zweig des weiland Babo von Abensberg an. Wolfg. Lazius, in seiner Licht- und Schattenseite der Aventin Oesterreichs, läßt die Grafen von Beilstein und Playen, eines Stammes, zur Zeit Pippins, des Vaters Carls des Gr., aus Franconien ins Vindelicien und Noricum heraufwandern, und von da, in vier Aeste getheilt, in Bayern, in der Ostmark, dieß und jenseits der Donau, in Pannonien, in Carentanien und Istrien, mächtig werden.*) Wig. Hund, ziemlich confus in manchen seiner Herleitungen, beruft sich bald auf Aventin, bald auf Lazius. Calles (Annales Austriae) erkennt, wie

*) W. Lazius de migratione gentium p. 405; und in lib. XII. cap. VII. commentar. reipublicae rom. p. 1094. besagt: „superest, ut de comitum a Boilstayn stirpe subjiciam, quantum primordia repetuntur à comitibus à Bleien sive Blians, qui Pipino, Caroli Magni parente, regnante, ex Franconia in Vindeliciam et Noricum sedes mutarunt, et in quatuor stemmata divisi ad famam venerunt etc. Lazius bevölkert eigentlich durch seine Beilsteine und Playne die deserta bojorum, eine große, und insofern wahre Idee, als, einerseits solche dynastische Wanderungen mit großen Sipp- und Gefolgschaften gedacht werden müssen; und andrerseits das eingeborne, geschwächte, und von den durchziehenden Barbaren, wie gewöhnlich, seiner Stammhäupter beraubte Volk neue Schirm- und Schutzherren in der That benöthigte. Diese brachten

Lazius, in den Grafen von Beilstein und Playen, von Burghausen und Schala ꝛc. die nächsten Sprossen von Tengling. Hansiz, auf Lazius zurückweisend, stellt uns in der hl. Hemma, in jener großen, durch ihr tragisches Geschick so hart geprüften Frau und Stifterin von Gurk und Admont, eine reich ausgestattete Tochter „dynastiae opulentissimae a Peilenstein“ hervor; *) während der geniale Ritter Dubüat (Origines boicae domus), der in Oesterreich noch allzuwenig gekannt und gewürdigt ist, bekanntlich die Huosier als den Hort der bajoarischen Primaten illustrirt; wie wir denn in der Geschichte des uns und dieser Aufgabe so nahe gelegenen Reichs der Longobarden, in dieser Richtung, manches Wahrzeichen nicht verkennen konnten.

Hr. v. Kleimayern in seiner, Bayern und Oesterreich in ihrer Vorgeschichte und im Mittelalter gleich beleuchtenden Juvavia, ist dem Lazius gefolgt. In unsern Tagen hat Andreas Buchner, der bayerische Geschichtschreiber, der ältern Genealogie als einer der Grundlagen der Volks- und Landesgeschichte, eine eben so mühsame als gelehrte Untersuchung gewidmet: auch er erkannte, im Wesentlichen nach Lazius, in den Dynasten von Playen, Beilstein, Burghausen, Schala, Lebenau ꝛc. ein- und denselben Stamm. Selbst der kühne und kritische Forscher Heinrich Ritter von Lang, hat sich in seiner akademischen Revision des bayerischen Stammadels mit Bündigkeit und offen an jenen Ansichten und Feststellungen angeschlossen, und hiebey der Tradition des Lazius über die Abstammung der Beilsteine und Playen aus Franconien ausdrücklich gedacht. Diese Tradition ist es jedoch, worüber Hr. Bar. v. Hormayer den guten Lazius schon vorlängst mit harten Worten, und leider mehr mit Persiflage, als mit Gründen, und sich eines Bessern selbst nicht geständig, angegangen hat. *)

Da nun seither der um die vaterländische Geschichte viel verdiente und scharfsinnige Forscher, Michael Filz, Capitular der Abtey Michaelbeuern, der, deren Geschichte schreibend, **) auch nothwendig ihre Stifter und Schirmvögte klar zu stellen beflissen war, und hiebey zwar die Grafen von Beilstein in Bayern und Oesterreich, auf dem bisherigen Wege, mit vieler Umsicht behandelte; im Verfolg der Grafen von Playen aber, mit seltsamer Ereiferung gegen Lazius und die eigenen Traditionen jener Abtey, eine ganz neu geschöpfte Idee geltend zu machen suchte: so war damit abermals für solche, welche dazu Lust und Beruf hatten, die Arena historischer Polemik und Kritik eröffnet.

Gleichzeitig mit uns ***) hatte Hr. Professor Filz die Dynasten von Beilstein, die auch auf dem Weilhart und Höhnhart, und im Matich- und Atergau vielbegüterten Pfalzgrafen, als mit den Grafen im Chiem- und Salzburggau eines Geblüts, erkannt; sie aber nur bis zu dem von uns zuerst und als ersten Stifter der Abtey Otting oder St. Stephan (dann Michaelbeuern) bezeichneten Grafen Gun-

---

den ausgesaugten Einwohnern auch wieder Betriebs-Capital, baar Geld, (gleichviel, ob aus anderweitigem Raub, als Sold oder Beute!) mit. So die longobardischen nach Bajoarien übergesiedelten Familien: in uns. Gesch. der Longobarden ꝛc. S. 140 ꝛc.

*) Nach den neuesten Forschungen (v. Freyberg s. unten) möchte die hl. Hemma wohl von Bogen stammen.

*) Zunächst in seinen Beyträgen zur Lösung der Preisfrage des durchlauchtigen Erzh. Johann für die Geschichte und Historie Innerösterreichs im Mittelalter. Wien 1819. II. H. S. 115—117; und bey vielen andern Anlässen. Diesen von ihrem Hrn. Verf. nur allzuoft allegirten Beyträgen ist inzwischen selbst in der kath. Lit. Zeitung des Hrn. v. Kerz 1831. Bd. II. eine umständliche Würdigung und Berichtigung geworden.

**) Salzburg 1833.

***) In unsern Beyträgen zur teutschen Länder- und Völker-, Sitten- und Staatenkunde. Bd. III. 1833 S. 97. ꝛc. Viel früher aber bereits in der Zeitschrift für Bayern 1817, III. Bd., und in dem historischen Taschenbuch: die Tauern, insbesondere das Gasteinerthal und seine Heilquellen, 1820. S. 193. „Die Dynasten in und um Gastein.“ Unsere Materialien und Ansichten hatten wir dem Hrn. Prof. Filz früher bereitwillig mitgetheilt, was derselbe auch dankbar und öffentlich anerkannt hat.

thar im Chiemgau, dem Zeitgenossen Pippins, und demselben, wie dem salzburgischen Bischof Virgil gleich nahe stehend, hinauf wahrgenommen. In Beziehung auf die Grafen von Playen, deren Ahnherren wir in den Codicibus von Salzburg, Freysing, Regensburg und Passau ꝛc. seit dem Beginn des 9. Jahrhunderts eben so deutlich im Ostlande, und insbesondere links der Donau und auf dem Marchfelde, als im Westen, im Sundergau und in Carentanien erkennen; kam nun dem Hrn. Prof. Filz unsere Idee sehr ungelegen, daß nämlich die Playen, Plagienses, dieses ihr Prädicat von der plaga orientalis, und von ihren der nachrückenden Bevölkerung geöffneten Waldschlägen in die Nähe der Mutterkirche Salzburg und der reichen Salzwerke, wo die Playen und Peilsteine ganz gleiche und gleich wichtige Vorrechte besassen, herauf verpflanzt hätten.

Nimmermehr, entgegnete Hr. Prof. Filz, denn die Grafen von Playen in Salzburg und Oesterreich stammten aus Thüringen; nämlich von Poppo, Grafen von Weimar, der (erst um die Mitte des 11. Jahrhunderts!) zuerst Azzita, Gräfin von Istrien, und dann Willibürg, Gräfin von Ebersberg, geehelicht und so, von Kärnthen aus, durch die kaiserliche Politik auch im (längst abgeschlossenen!) Fürstenthum Salzburg ꝛc. (mit so viel Land und Leuten in den Gauen umher!) den Glanz seines Hauses begründet habe. An vermeintlichen Beweisstellen für diese Combination ließ es der gelehrte Schöpfer derselben natürlich nicht fehlen: der Gleichlaut einiger Namen galt augenfällig dafür. Aber damit nicht zufrieden, führte Hr. Prof. Filz auf Kosten der ächten Beilsteine und Playen, und der ihnen nächstgesippten Markgrafen von Steyer, auch die Sponheimer oder Ortenburge, gleichfalls spätere Ankömmlinge vom Rheine her; aus Kärnthen in das Herz des Erzstifts Salzburg (als Grafen von Lebenau) und auf das Marchfeld und an die Leitha, gen Ungarn, was, und wo sie nie waren. In dieser letztern Adoption eines von Hund und Megiser ausgesetzten Findelkindes erkannte nun Hr. v. Hormayr mit großer Satisfaction eine seiner eigenen transitorischen Conceptionen; und so konnte es nicht fehlen, daß in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur, worin der vom Hrn. Prof. Filz bearbeiteten Geschichte der Abtey Michaelbeuern mit Recht die volle Anerkennung gezollt wurde, der gefällige Referent auch jene genealogischen Probleme als baare Errungenschaft hinnahm, und die dießfälligen Akten für geschlossen erklärte. Dieser Ausspruch war indessen in der That allzuvoreilig, und der Richter ermangelte zu sichtbar der gehörigen Quellen- und Terrainkunde, insbesondere westwärts, als daß, der Wahrheit und Wissenschaft zur Steuer, in den bayerischen Annalen von uns nicht geziemender Einspruch hätte stattfinden sollen (Nro. 61 Jahrgang 1835.)

Vor und während dieses Vorgangs hatte das uns immer willkommene historische Taschenbuch des Frhrn. v. Hormayr im neunten Jahrgange (1829), aus der kundigen Feder des Hrn. Stiftscapitularen Kaiblinger von Mölk, interessante Beyträge zur Geschichte der Babenberger, und der zehnte Jahrgang (1830) ähnliche über die zwey nächstverwandten Häuser der Grafen von Beilstein und Schala gebracht. Wenn, belangend die erstern, darin zuviel auf die damalige Macht und Munificenz der Babenberger geschrieben wird: so geräth Hr. Capitular Kaiblinger rücksichtlich der Grafen von Schala, Burghausen und Lebenau ꝛc. in einen allzuweit führenden Widerspruch mit sich selbst und mit der historischen Wahrheit, indem er die Schala und die, unbegreiflich wie, herbeygezogenen Dynasten von Sponheim für Zweige eines Stammes annimmt. Dieß geschah aber lediglich wieder nur aus Gefälligkeit für den rührigen Herausgeber des Taschenbuchs selbst, indem Hr. Kaiblinger ausdrücklich erklärte, daß ihm durch denselben als Beleg jener (singulären) Ansicht, von Michaelbeuern her, ein (nagelneues) Manuscript zugesendet worden sey.

Abgesehen davon; so sind es eben jene anziehenden Schilderungen des Hrn. Kaiblinger, insbesondere auch von der grandiosen alten und neuen Schalaburg *), die für uns das Ziel eines dritten

*) Wie konnte Hr. Capitular Kaiblinger bey diesen Forschungen so ganz und gar von der Osterburg zunächst schweigen; da er doch z. B. von der Schalaburg, von dem berufenen Aggstein u. s. w. so viel zu erzählen weiß?! s. v. Hormayrs Taschenbuch für 1831.

Ausflugs von Mölk waren, die wir indessen jetzt gleichfalls vorübergehen, um uns wieder der prägnanten und noch schwebenden Frage und dem darum geschmähten Lazius zuzuwenden.

Die letzten Grafen von Burghausen und Schala, Sighart III. und Heinrich II., waren bereits am Ende des 12. Jahrhunderts ohne Nachkommen abgegangen, und ihre Herrlichkeiten theils als Reichslehen an Bayern und Salzburg, mit Ausnahme dessen, was die Grafen von Lebenau erbten, theils als Heimfall an Oesterreich gediehen. — Bald darauf ward auch Beilstein, die Stammgrafschaft, ledig.

Nach dem Bericht des Enenkel gibt Lazius (und nach ihm Calles, II. 133) eine gedrängte Uebersicht von all' den Bestandtheilen und Zugehörungen Beilsteins; von den Herrschaften, Gerichten, Vogteyen, Burgen, Marken, Städten, Mannen —: gelegen im heiligen römischen Reich; in Bayern, zu Reichenhall, um Salzburg, im Gebirg bis in die Gastein; in Oesterreich, dieß- und jenseits der Donau, gen Böhmen, Mähren und Ungarn; im Friaul, um Aglay, und was die Grafen von Görz zu Lehen hatten. Zwischen der Ips, Erlaf, Trasen und Donau, werden allein, Schalaburg nicht mitgezählt, vier zu Beilstein gehörige Untergrafschaften aufgeführt, die mit all' dem, was sonst in Oesterreich ein Reichslehen war, nun an dieses Erb-Herzogthum heimfielen. „Noch manch' ander Gut und Lehen, das mit Gewalt und ohne Recht hindann kommen," wird hiebey übergangen.*)

*) Büschings Geographie von Teutschland führt mehrere Burggebiete des Namens Beilstein oder Bilstein auf, als:

1) bey Eschewege in Churhessen, im oberrheinischen Kreise in der ehemaligen Grafschaft an der Werra, das Gericht Beilstein oder Bilstein; zunächst Frankenhayn und Frankenhausen; es seyen vor Alters daselbst Grafen gewesen.

2) Im ehemaligen churreinischen Kreise, auf dem Westerwalde, zwischen Nassau-Dillenburg, Hadamar und Weilburg, und der salmischen Herrschaft Greifenstein, die Herrschaft oder Grafschaft Beilstein; Stadt, Schloß, und mehr als 50 Dörfer.

3) Im ehemaligen Erzstift Cöln, auch im churrheinischen Kreise, das beilsteinische Quartier, aus drey Aemtern bestehend, mit dem Burgstall und Amthaus Beilstein auf dem Berge an der Lenne. Der letzte edle Herr von Beilstein sey 1444 im Kriege umgekommen.

4) Im westphälischen Kreise, im ehemaligen Erzstift Trier, zwischen der Mosel und dem Hundsrück, die Herrschaft Winneburg und Beilstein, mit den gleichnamigen Schlössern. Als zu Ende des 17. Jahrhunderts dieses Geschlecht ausgestorben; habe der Churfürst Lothar, aus dem Hause Metternich, demselben jene Herrschaft verliehen.

5) Im fränkischen Kreise, in der Grafschaft Wertheim, wird als Theil der Grafschaft Breuberg, von Löwenstein-Wertheim und Erbach gemeinschaftlich besessen, ein Dorf Bell- oder Beilstein aufgeführt.

6) Die im Hochstifte Wirzburg gegen Meiningen hin gelegene Veste Bilstein ward im Bauernkriege, 1525, zerstört.

7) Ein wüstes Schloß, Bihlstein, findet sich im Elsaß bey Roppelsweiler.

8) Im schwäbischen Kreise, im heutigen Königreich Wirtemberg, unweit Laufen am Neckar, liegt Stadt und Amt Beilstein, deren gleichnamige Grafen um das Jahr 1230 abgegangen. Frankenthal, Frankenbach, Franhofen, — und die heute zu Hohenzollern gehörige Herrschaft Haigerloh und Wehrstein sind nicht ferne. Beilstein bey Marbach, bey Obergünzburg ꝛc. mögen unerwähnt bleiben.

Oefter ist es der Fall, daß in der Geschichte des Wichtigern und Allbekannten, und eben darum auch nicht erwähnt wird, und so mag es nicht auffallen, daß auch in dieser Uebersicht Enenkels der Osterburg, woranf doch, wie oben berichtet, einer der letzten Grafen von Beilstein verstorben, namentlich nicht gedacht worden. Aber noch merkwürdiger ist uns der Eingang dieses Capitels:

„Die Herrschaft zu Peilstein hat in Franken eine Burg, die heißet Chlebrach; dabey leit ein Haus und eine Stadt, heißet Puchsekh, und hat um sich vier Gerichte, die haben allenthalben in der Breite zehn Rasten. Dasselbe Haus zu Chleberch hat viele Grafen und Freyen, die dazu gehören".

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Jänner.

Nro. 12. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Erinnerungen auf einer Reise durch Oesterreich und in die Nachbarschaft; vorgelegt von dem Hrn. Legationsrath v. Koch-Sternfeld.

(Fortsetzung.)

Es ist kein Grund vorhanden, die Wahrheit dieser Nachrichten zu bezweifeln: vielmehr fordert sie auf, dem ungeheuern beilsteinischen Nachlasse, und all' dem, was in und außer Oesterreich namentlich daran erinnern, oder darauf hindeuten könnte, wie hier oben bemerkt, näher auf den Grund zu sehen.

Ehe wir weiter ostwärts schreiten, müssen wir, zurückblickend nach Nordwest, noch einer Stelle in Christoph Rommels Geschichte von Hessen *) (im dritten Theile) gedenken. Sie lautet ungefähr: die Grafen von Bilstein oder Beilstein hatten da die Germanmark inne; und Güter am Weißner — und um Vierbach. Graf Rutger, (Rüdiger) von Bilstein lebte um 1073, und schrieb sich zuerst von Beilstein. Erpho, (Aribo) und Sigo, (Sighart) ꝛc. c. 1000, sind durch die Wiederkehr ihrer Taufnamen, und durch die Forterbung ihrer Güter als seine Vorfahren erkennbar. — Ferner: nördlich von Eschewege und Wanfried in Hessen, zu Bilstein an der Werra, bey den Salzwerken um Allendorf sassen Grafen u. s. w. Wir glauben nun in dieser Beschreibung die oben in vorstehender Note (unter Nr. 1) aufgeführte Grafschaft Beilstein erkennen zu müssen; und werden dadurch wieder an Enenkel und Lazius erinnert. Denn, jene in Franken, vielmehr im alten Franconien, entlegene, weite, aus vier Gerichten bestandene Herrschaft Chleberch, mit der Stadt Puchsekh, ist ohne Zweifel das alte Gleyberg, mit Bucheseiche, (heute Buseck,) an der nordwestlichen Gränze der Weterau, woraus dann, in der Kanzleysprache, das Amt Kleeberg, die westliche Halbscheide der oben unter Nr. 1 und 2 aufgeführten beilsteinischen Stammgebiete begreifend, und später von Hessen-Darmstadt, Nassau-Weilburg und Hohenfolms gemeinschaftlich besessen, entstanden ist.

Merkwürdig genug, daß die Grafen von Beilstein in Oesterreich diese über 80 Meilen entlegene Herrschaft „Chleberch" fort und fort als einen integrirenden Theil ihres fürstlichen Fideicommisses festgehalten haben!

Aus Schwaben, durch das alte Vindelicien, über den Lech nach Bayern einherschreitend, treffen wir vorerst: im Gleichlaut der Namen — in der Sprache, wie in der Anschauungsweise verwandter Gegenstände liegt auch eine verwandte Geschichte; — allerley beilsteinisches Element; z. B. zwischen Füssen und Nassareit die Einöde Beilstein; ein solches, längst verschollen, bey Wessobrunn; gleichbenannte Weiler und Dorfschaften in den Landgerichten Eschenbach, Sulzbach, Hemmau — im bayerischen Wald; und hinwieder denselben Namen an Bergen und Höfen im salzburgischen Gebirge, an ehemals urkundlich playnischen und beilsteinischen Gebieten haf-

*) Von uns auch in den gel. Anzeigen im I. Bd. 1835 nach Verdienst gewürdigt.

tend. Nur dreyer historisch wichtigerer Punkte in Bayern wollen wir hier insbesondere gedenken; nämlich der Burg Carlstein bey Reichenhall, am längsten die Residenz der Grafen von Beilstein in Bayern, (jener der Playen gegenüber;) indem wir in dem nicht ursprünglichen Namen Carlstein nur ein späteres Merkmal der Dankbarkeit gegen den hier öfter waltenden Carl den Großen vermutheten,*) und der beyden im Bisthum Regensburg und in der Markgrafschaft Cham gegen Böhmen aufgestellten Vesten Regenpeilstein und Sattelpeilstein.**)

In Oesterreich selbst, in seiner weiten Begränzung zwischen Böhmen, Mähren, Ungarn, Slavonien, der windischen Mark, und Istrien, kömmt uns eine Reihe von Bollwerken und Burggebieten entgegen, die theils ausdrücklich noch den Namen Beilstein tragen, theils als einst dieser Dynastie im Eigen oder Lehen angehörig urkundlich erweisbar sind. Abgesehen für den Augenblick von der Osterburg an der Bielach, und von dem Centralgebiet an der Mönck und Mölk, noch heute die Grafschaft Beilstein genannt; — so finden wir in dem Nordwald, der sich links der Donau, und nordöstlich von Passau um Böhmen hinzieht, und zwar zunächst an den Quellen der Mühel, das „Aigen Ober- und Unterpeilstein." Ein ungemein festes Burgstall, noch der Sitz eines Herrschaftsgerichts, schirmt hier den Marktflecken und die Pfarrkirche zu den hl. Aegydi und Leonhart: in der Nähe der Frankenberg an der Gusen (Cusus), die Frankenau und Freising östlicher an der Crems; Sachsenegg und Sachsenthal an der Aist (Agista) und Narn (Nardina), wo dann die mit den Beilsteinern verschwägerten Herren von Machland die Abteyen Baumgartenberg und Waldhausen gründeten.***)

Zwischen der Camp und Theya, nach Reichard der Sitz der alten Adrabaecampi, wiederholen sich auffallend die Ortsnamen Dietrichs. Es war dieser Landstrich am Obermanhartsberg, (Meginoltesperch, diese urkundliche Ableitung ist uns jetzt wahrscheinlicher geworden, als die von Luna sylva, Mondhart;) der im Jahre 791, im zweyten Feldzuge Carls gegen die Hunnen, von Regensburg her, durch die Grafen Dietrich und Meginfred, die die Sachsen, Thüringer und Friesen anführten, rasch eingenommen, und so neuerdings der Colonisation aus Westen zugänglich geworden; während Carl der Große selbst, rechts der Donau, mit der größtentheils aus Franken und Alemanen bestehenden Heeresabtheilung, und die Bayern mitten inne, zu Schiffe auf der Donau, unaufhaltsam hinabdrangen, und erst jenseits der March und an der Raab Halt machten.*)

Und eben hier, am Saume der Carpathen gegen das Marchfeld, längs dem Weissenberg (Biel?), heute in der nordwestlichen Preßburger-Gespanschaft, treffen wir wieder auf die Burgstalle und Burggebiete Dietrich- oder Plassenstein, Scharfenstein, Bibersburg und Peil- oder Ballenstein: diese, und die nahe Burg Teben (Devina), unmittelbar an der Donau, vor allem durch ihre hohe und feste Lage ausgezeichnet.**)

Rechts der Donau, im südlichen Brühl, nennen die Urkunden der Abtey (Klein-) Mariazell einen nahen mons Peilstein, während jene, mütterlicherseits mit den Babenbergern blutsverwandten, Stifter insgemein die Schwarzenburger genannt werden.

Weiter südöstlich, zwischen dem Schwarzenbach und der Güns, heute zunächst jenseits der ungari-

*) S. Zeitschrift für Bayern 1817 Band. IV.

**) Von diesen beyden Burgen schrieben sich (Mon. Boic.) gleichnamige Ministerialen; während die Grafen von Beilstein selbst aus unvordenklicher Zeit Vasallen der Hochkirchen Regensburg und Passau waren.

***) In der ersten Hälfte des 12. Jahrh. hatte Juta, Gräfin von Beilstein, Conrads Schwester, den Dynasten Otto von Machland zum Gemahl. Merkwürdig ist es, daß der vetustissimus libellus berthergadensis, wie wir anderwärts nachwiesen, die Nobiles de Zaischering, oben im Chiemgau, bey Rosenheim am Inn, als Cognati der Herren von Machland aufführt. S. übrigens über die Stiftung der Abteyen die Beytr. v. Fr. Kurz, Capitularen von St. Florian.

*) S. den Anhang zur topogr. Matrikel ꝛc. Ungarn verschollenes 9. Jahrhundert.

**) Auch im 10. Jahrgange der v. Hormayr'schen Taschenbücher mit Sachkunde beschrieben.

schen Gränze, liegt in der Oedenburger Gespanschaft das Burgstall Peilstein; allen Umständen nach jetzt der Kern der großen Palfyschen Herrschaft Kirchschlag; eine Frankenau und St. Martin sind nicht fern. Ein besonderes Augenmerk verdient ferner die im Untersteyermark im Cilleyerkreise, zwischen Drachenburg und Landsberg die Gränze gegen Ungarn hütende Burg Peilenstein (wendisch Pilstan) mit ihrem weiten Landgericht. *)

Ob eine von österreichischen Schriftstellern jenseits der Save, in Krayn genannte Burg Peilstein (in der Nähe von Obernburg und Schalah,) zum Bisthum Laybach gehörig, und woher im Jahre 1186 die Carthause Gyrian unter andern Zehente erhielt; von der diesseits der Save bey Windisch-Landsberg gelegenen Herrschaft verschieden ist, sind wir zur Zeit ungewiß. Was tiefer in der windischen Mark, in Friaul und Istrien, an unsere Grafen von Beilstein erinnern möchte (s. de Rubeis monumenta aquilejens. und Ughelii Italia sacra), übergehen wir hier aus dem Grunde, weil sie erst um die Mitte des 11. Jahrhunderts durch ihren wohlbekannten Stammgenossen Syrus oder Sighart, Patriarchen von Aquileja, den zweyten Gründer der Abtey Michaelbeuern, als Schirmvögte dahin gerufen wurden. **) Die frühern auch aus dem Chiemgau abstammenden Statthalter in Istrien und Carentanien haben wir bereits anderwärts besprochen. Oder hätte der Patriarch Syrus durch die Gunst K. Heinrichs III., dessen fünfmalige Heerzüge nach Ungarn dem dortigen Territorialerwerb teutscher und bayerischer Dynasten neuen

*) Den Zusammenhang dieser Territorien mit unsern Dynasten von Beilstein erkennt auch Hr. Capit. Filz. l. c. 78. 89. 115. etc. und die Begüterung der Grafen von Beilstein „ultra murum“ geht aus einer Reihe von Urkunden hervor.

**) Die heutige Abtey Michaelbeuern zwischen der Salzach und Mattig, früher eine Burg ihrer Gründer, ist selbst von einer Colonie der aus Nordwesten eingewanderten Buri (Waldmänner?) umgeben. Sie hatten sich da, wie noch einige Römersteine zeigen, die Nachkommen von Veteranen grundpflichtig gemacht.

Vorschub gegeben, jene Cathedrale auch zuvörderst auf den Grund älterer Stammrechte erworben? *)

Ist nun das Daseyn dieser förmlich fundirten Bollwerke und allenthalben unter gleichen Namen, eine unbestreitbare Thatsache, so möchte sich, ehe weiter um deren Anlaß und Zweck geforscht wird, wieder eine nicht unwesentliche Zwischenfrage aufdringen; nämlich, welche historische oder naturhistorische Bedeutung im Namen liege? Aber eben auch hierüber wird man einerley Meynung kaum erwarten dürfen. Um Beilstein oder Peilstein zu deuten, um Bel, Bil, Pil, das Wurzelwort zu erklären; (Beil und Peilen sind nur Umlaute und breitere Mundart) hat man keltisches und gallisches, germanisches, slavisches ꝛc. Etymon zu Hülfe genommen. Die Endsylbe Stein, immer eine feste und erhabene Stätte bezeichnend, gibt sich hier unschwer als einen spätern Zusatz teutscher Zungen kund.

Was unsere Meynung anbelangt, so hat sie zur Zeit eine frühere Autorität zwar nicht zur Seite: aber, reiflich erwogen, doch manches Indicium für sich. Des Apologeten Tertullian Ausspruch in dem Capitel de varietate deorum —: „Noricis Belenus“ — scheint uns entscheidend **), und wir erkennen den Bel, Belk, Belus, Belenus, den Apollo der Noriker, in sprachlicher und geschichtlicher Beziehung als die Grundidee von Beilstein. Dem Belenus granus, von dem in unserer Gegend noch so viele antike Gelübdsteine sprechen, ihm, dem sonnenstrahlenden, die Höhen beherrschenden, heilenden, Menschen und Thiere schützenden Gott, dessen Cultus (der Baal der Hebräer)

*) S. unsere Geschichte der Longobarden und Bojoarier in Beziehung auf ihre Bluts- und Wahlverwandtschaft ꝛc.

**) Q. Sept. Flor. Tertullianus, carthaginiensis presbyter etc. schrieb im 3. Jahr. unſ. Zeitrechnung zu Gunsten der von den römischen Kaisern verfolgten Christen. Wir haben die Ausgabe und den Commentar Sigeberts Havercamps: Lugd. Batav. 1718 vor uns; worin auf die vielen von Geuter und Reinesius im Noricum und in Illyrien, und insbesondere zu Aquileja angeführten Inschriften hingewiesen wird.

Im Capitel XXIV. Tertullians heißt es: Uni

ursprünglich längs dem Taurus aus Asien gekommen und aus Gallien, über Rhätien, längs dem Alpengurt in das Noricum und bis Oberpannonien, zurückgewandert und da so tief eingepflanzt war, sind jene lichten, sonnigen, gesunden, und schützenden Höhen, die uns so vielfältig unter dem Namen Beilstein und Beilberg begegnen, auch manche Heilquelle, (daher Beilbrunn!) geweiht worden. Zu Aquileja hatten die Taurisker dem Bel einen reichen Tempel aufgerichtet. — Wie sollte aber in dieser Bedeutung der Name Beilstein am Niederrhein, in Thüringen und jenseits der Elbe verstanden werden? — Ebenfalls mittelst der Rückwanderung germanischer Zugvölker. Die Gothen, Heruler, Longobarden, von welchen einzelne Haufen und Ueberreste, und darunter manch dynastischer Zweig aus den Alpen nach dem Norden zurückkehrte, haben den Cultus des Bel mit dahin gebracht. *) Vielleicht erklärt sich auf diesem Wege noch manche

cuique etiam provinciae et civitati suus Deus est: ut Syriae Artagatis, ut Arabiae Dusares, ut Noricis Belenus, ut Africae Coelestis, at Mauritaniae Reguli sui. etc.“ Bereits vor 20 Jahren, in dem von uns herausgegebenen Taschenbuche: die Tauern, und das Gasteinerthal mit seinen Heilquellen ꝛc.“ München und Salzburg 1820: haben wir S. 203 Beilstein mit Bel verwandt gefunden. Sonnenstein würde man heutzutage sagen. Gäbe man aber dem slavischen biel, weiß, daher die Bielacha, der Bielbog, dieser gleichfalls die leuchtende, schirmende Gottheit den Vorzug: so wäre der in unsern Gegenden eben so oft vorkommende Localname Weissenstein identisch mit Beilstein. — Marc. Welser zählte schon um Augsburg, Lauingen, Finingen, Famingen ꝛc. p. 406 u. 407. ein Halbdutzend dem Apollini grano geweihte Votivsteine auf; und von Pallhausen in seiner Topographia romano celtica, und Ambros Eichhorn über Kärnthen weisen neuerdings den im Noricum und Rhätien besonders einheimischen Cultus des Bel und Belenus nach. S. auch von Kleinmayer'ns Juvavia I. 57. hierüber.

*) Eine andere Ableitung Beilsteins, könnte noch aus dem Magyarischen versucht werden. Nahe lägen uns in Ungarn der Comitatus pilisiensis,

andere Erscheinung zu Gunsten norischer Abkunft, Mythologie (auf deren Kosten allzuviel in die nordische oder scandinavische gelegt wird), und der Nationalität. *)

pilis Varmegye, die pilische Gespanschaft; und die Cisterzienser Abtey Pilis. Pilis bedeutet öde, kahl, pilisch, kahler Berg. Aber die Zeitfolge der viel später eingewanderten Sprachstämme dürfte dieser Ableitung entgegenstehen.

*) In einer Geschichte von Irland, von Thomas Moore, „the history of Ireland — 1835 — (s. den 72. Bd. der Wiener Jahrb. der Literatur) finden wir eine Stelle, die allenfalls noch eine andere Meynung begründen könnte.

Dieser Erzählung zufolge sollen die Phönizier den Cultus des Baal und Bel in Hibernien, auf der heiligen Insel, eingeführt haben. Grian, keltisch, bedeute hier die Sonne, und zugleich den Bel. Daher die zum Götzendienst gewidmeten Plätze: Knoc-greine, tuam greine, oder Hils of the Sun etc. hießen.

Jedenfalls ist also das epitheton granus aus dem Keltischen hervorgegangen; und der tiefe, hellsinnige und vielsagende Ausdruck grünen, (in unsern Alpen groanen) scheint gleich dem von Sonnen und Sühnen: weil grünen und Sühnen nicht Werke der Finsterniß, sondern des heilvollen Lichtes sind, von der Sonne herzustammen.

In dem vor uns liegenden Centralmuseum rheinländischer Inschriften v. Laurenz Lersch: Bonn 1839 — 1841 konnten wir auch nicht eine entdecken, welche dem Beleno und Apollini grano gewidmet wäre, was uns in der Ansicht bestärkt, daß der Cultus und die Etymologie von Bel und Beilstein sich erst im 6. und 7. Jahrh. aus Rhätien und Noricum dahin verbreitet habe. Achen, aquisgranum, palatium grani — widerspricht uns nicht, da bekanntlich diese Stadt um 124 nach Chr. von einem Servius granus erbaut worden seyn soll.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Jänner.

Nro. 13. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Erinnerungen auf einer Reise durch Oesterreich und in die Nachbarschaft; vorgelegt von dem Hrn. Legationsrath v. Koch-Sternfeld.

(Fortsetzung).

Diesem Cultus sagte nun auch das in sich abgeschlossene Forst- und Weidegebiet an der Mönk und Mölk, zunächst der Viehzucht gewidmet, ganz besonders zu; und St. Leonhart war in den Augen seiner hieher eingewanderten Landsleute, der christlichen Franken, der volksthümliche Schutzheilige, der nach allen seinen Eigenschaften hier wie überall auf ihren Zügen, die Stelle des heidnischen Abgotts viel würdiger ersetzen konnte. Das vielfältige Patronat der gleichfalls von den Franken und Alemanen durch Bajoarien, Carentanien und Oberpannonien eingeführten: St. Martin, St. Aegydi, St. Stephan, Pantaleon, Ruprecht, Radegund ꝛc. gründet sich auf dieselbe gleichzeitige Nativität. *)

Unter solchen Umständen nahm denn auch das mächtige unstreitig aus Franken gekommene Geschlecht, das den Titel gravio schon erblich in und mit sich führte, und später als die Grafen von Beilstein erscheint, das norisch-römische Castell und Fanum an der Mönk in Besitz und richtete es als seinen nunmehrigen Stammsitz ein; während sich ein Theil seines großen Gefolges in der Nachbarschaft ansiedelte, und Frankenstein und Frankenfels erbaute. Dabey sollte aber die eingeborne Bevölkerung bey ihrem uralten Weide- und Forstrechte kräftig geschützt seyn. *)

Wann dieses und ähnliches im Ostlande geschehen? dafür lassen sich drey Zeitpunkte andeuten. Entweder hatte eine solche Einwanderung bereits statt, als sich die Franken, Bajoarien überwachend, und den Gothen in Italien mißtrauend, mit den noch in Pannonien weilenden Longobarden befreun-

*) In den bayerischen Annalen. Jahrgang 1834. (Vaterlandskunde p. 835.) „die Herrschaft Kling und der Cultus St. Leonhart in Bayern" — haben wir davon umständlicher gesprochen. St. Leonhart † 553. St. Martin, Bischof von Tours, geb. in Pannonien, † 402. St. Ruprecht zu Salzburg † 623. St. Pantaleon, Arzt, geb. 303, unter Kaiser Maximinian gemartert. St. Hippolyt, Bischof zu Ostia, in der Mitte des 3. Jahrhunderts. Ersterer ward vorzüglich zu Trier verehrt. Zahllos sind die Kirchen, Capellen und Spitäler, welche, abgesehen von Bayern, im Ostlande, von Passau bis Aegydi-Neusiedl und bis Rust am Neusiedler-See, in den desertis boicis, unter Carl dem Großen dem h. Aegyd geweiht wurden.

*) Dieser angestammten, aber dann sehr verkümmerten Rechte, noch in den herzog. Briefen des 14. Jahrhunderts bestätigt (1327), gedenken hier, wie anderwärts, die Gemeinden noch lebhaft, und man erzählte uns, daß Graf Seldern, einer der frühern Besitzer dieser Domaine, auf der Burg Beilstein die Marmorplatten, worauf diese Rechte eingegraben waren, in den Abgrund versenkt habe. Sollte die Rückkehr dieser Domainen unter das menschenfreundliche Kaiserhaus dem kurzsichtigen Rationalismus und Pecunialismus der Beamten nicht endlich ein Ziel setzen können?

deten, *) oder es geschah in der Mitte des 8. Jahrhunderts unter der dreyzehnjährigen Regentschaft Pipins **), (über den unmündigen Tassilo II.;) da Pipins politische Vorliebe für die Franken in der Geschichte unverkennbar ist; — oder endlich waren es Erwerbungen und Dotationen im Gefolge der von Carl dem Großen gegen die Hunnen und Slaven geführten Kriege; Dotationen, welche in den spätern Heerzügen der teutschen Könige gegen den Osten, z. B. unter K. Heinrich III. großen Zuwachs erhielten, und so noch mehr teutschen Adel dahin lockten. Hiebey bleibt der beurkundete Besitz der Grafen von Beilstein auf der Osterburg ein sehr merkwürdiger Umstand: denn ohne diesen überaus festen Standpunkt hätten sie in jenem zugänglichen Forst- und Weidegebiet kaum festen Fuß fassen und sich darin, unter so gewaltigen Einfällen von Osten her, behaupten können; ja, wir dürfen geradezu die Ansicht äußern, daß die Eroberung der von den Ungarn ***), nach ihrer Niederlage auf

*) Als sich der Frankenkönig Theodebald Wacho's Tochter zur Gemahlin nahm. Der Verkehr der Franken mit den Longobarden im Ostland war bereits sehr lebhaft, und im gemeinschaftlichen Interesse auch, die Slaven niederzuhalten. S. unsere Geschichte der Longobarden und Bajoarier ꝛc. München 1839.

**) Schon in Folge der Einschreitungen Carl Martells im agilulfingischen Hause, und der Demüthigungen, die die Franken dem Herzog Odilo, der sich ihrer entledigen wollte, auferlegten. Damals gründeten die erlauchten Brüder Adalbert und Otokar, Stifter von Tegernsee ꝛc. die Abtey St. Hippolyt, (St. Pölten,) hier an der Trasen, und führten da Colonien aus Burgund (Alemannien, jenseits des Lechs) ein. An die spätern und fortwährenden Einwanderungen aus Bayern, Schwaben und Franken seit Carl dem Großen unter den Bischöfen und Aebten, und zunächst als Gefolgschaften des Kriegsadels, brauchen wir nicht zu erinnern. Die salzburg. Ortschaften Arno's unter Mölk, zwischen der Wachau, der Osterburg und der Mündung der Trasen zeugen noch von dem fruchtbringenden und nachhaltigen Colonisationssystem dieses Bischofs.

***) Ungarn und seine Civilisation ꝛc. betr. s. den

dem Lechfelde, noch mehr als zwanzig Jahre hindurch behaupteten Burg Mölk den Babenbergern erst von der Osterburg aus, durch die Beilsteiner ꝛc. möglich wurde. *) Die diplomatische Benennung Osterichi trifft mit diesem Ereigniß zusammen: c. 978.

Unter solchen Erwägungen stellt sich immer die alte Wahrheit heraus, daß im teutschen Mittelalter, je höher hinauf, desto mehr alle Waffenmacht und sofort aller Landesschutz auf einzelnen, zu dem Zwecke geographisch und topographisch radicirten Geschlechtern und ihren Gefolgschaften beruhte; mit einem Worte: auf dem aus Blut und Gut gebil-

Anhang der von uns bearbeiteten und jüngst (1841) von der königl. Akademie der Wissenschaften herausgegebenen topographischen Matrikel aus der Juvavia ꝛc. Von Regensburg aus, damals der Mittelpunkt des teutschen Handels zu Wasser und zu Land, wurden Oestereich und Oberungarn links der Donau zuerst und nachhaltig colonisirt. Daher die Plagienses.

*) „Ipse autem, (Leopoldus I., so berichten die Annalisten Oesterreichs, bey Calles I. 274 ꝛc., die Eroberung von Mölk aus den Händen der Ungarn) „terram hanc (pagus Osterichi) cum multo comitatu adiens," (wo anders als vom Aggstein und der Osterburg her, von wo aus den Ungarn die Donau, und sofort der Verkehr mit ihrem Lande bereits gesperrt war, wie südöstlich durch den Brühl, dessen sich, wie wir in den gel. Anzeigen 1840 Nr. 248 ꝛc. nachgewiesen, dieses zahlreiche Gefolge (Comitat) der Babenberger noch früher bemächtigt, und da Medling, die Burg, zum Stützpunkt gegen Wien gewählt hatte:) castrum munitissimum in monte nostro mellicensi situm, quod homo potentissimus nomine Gizo, (Geisa, nachher Stephan I. als der erste christliche König der Ungarn bekannt,) „tenebat, magna vi cepit, atque destruxit." Hiebey ist uns eine andere Stelle des Chronisten Alold wichtig. „Geiza, Ungarorum Dux, pacem amplius diligens, quam bella, subditos suos mercatu distrahens continuit ete. Als Herren der von Regensburg aus viel beschifften Donau, auf der Burg Mölk, mußte ihm schon klar geworden seyn, wie günstig sich hier Schiffahrt und Handel gegenseitig, und zwischen dem Osten und Westen bedingen.

deten Markensystem. *) Die Playen und Beilstein stehen unverkennbar in der ersten Reihe dieser erlauchten Geschlechter Noricums, Rhätiens und Vindeliciens; mochten ihre Urahnen auch nicht einheimischen Geblüts seyn. In jeder Familie liegt ein vorherrschender Beruf: im gemeinen Leben und Volke heißt er das Gewerbe; in den Häuptern, Hirten und Führern des Volks — die Würde, die Vorpflicht; erst hiernach das Vorrecht in Kirche und Staat. **)

Hiernach bemesse man auch alles Auftreten der Dynasten von Beilstein; im Krieg nnd Frieden, in der Haus- und Landwirthschaft, wie in Künsten, Gewerken und im Welthandel: allenthalben gingen auch diese Dynasten voran. Merkwürdig ist z. B. ihre kräftige Fortsetzung des norischen Eisenbau's, zunächst um Beilstein, in der Eisenwurz; ***) noch merkwürdiger und glänzender erscheinen sie in Franken und Bayern als Hallgrafen, als die Würdeträger des für alles materielle Leben so wichtigen Salzregals. *) Auch die freye, wohlgeregelte und zu Thal und Berg gleich lebhafte Beschiffung der Donau, des Inns, der Salzach ꝛc. überwachten diese Dynasten. Dazu kommen, wie gesagt, abgesehen von dem Gleichlaut der Familien- und Taufnamen, und der Ortsnamen in ihren Stammgebieten und spätern Erwerbungen, gewisse religiöse und ethnographische Wahrzeichen (durch die Hagiographie); geschöpft aus ihrem heimathlichen und eigenthümlichen Cultus, und aus der nationalen Umgebung. **) Man verfolge z. B. von Westen nach Osten nnr die Denkmäler der hl. Radegund. ***)

*) Anders in den Zeiten der römischen Republik, und der ersten Kaiser, und daher auch ein wesentlich anderes Territorial- und Privatrecht. Was wir hier und seit dreyßig Jahren, in Beziehung auf das Vordringen der Slaven in Teutschland und von deren Ueberwältigung schrieben, kann mit dem trefflichen Aufsatze in der Beylage der allgemeinen Zeitung von 1841, May: „die slavisch-germanische Völkervermischung“ verglichen werden. Vielleicht dem südöstlichen Schauplatze näher, als jener Verfasser, könnten wir seine klare und umfassende Darstellungsweise etwa nur noch mit einigen Einzelnheiten vervollständigen.

**) Auf den hohen Kirchenstühlen von Salzburg, Passau, Freysing, Regensburg, Brixen, Aquileja ꝛc. saßen Dynasten von Playen und Beilstein; und wie viele deren männliche und weibliche Mitglieder in den Abteyen?! Im Ostlande und in Niederbayern hatte im öffentlichen und im Privatleben keine wichtige Verhandlung ohne ihre Gegenwart statt: immer standen sie zunächst an den Babenbergern und ihren Interessen.

***) Eine Specialgeschichte der Eisengewerkschaften in Oesterreich, die, an Ptolemäus Luna sylva et ferri fodinae anknüpfend, und Alarichs Waffenstätten, und durch das früheste Mittelalter herab, den Antheil der Geschlechter und Corporationen, z. B. auch der Carthause Gamming, auffaßt, steht noch zu erwarten. Wichtige Materialien hiezu aus der neuern Zeit haben bereits die Capitularen Chmel und Pritz von St. Florian, jener k. k. geheimer Archivar, in seinem bis zum III. Heft vorgerückten öster. Geschichtsforscher, dieser in seiner Geschichte der Stadt Steyer, geliefert.

*) S. „die teutschen, insbesondere die bayerischen und österreichischen Salzwerke, zunächst im Mittelalter“ München 1836. — Was wir hierin, aus lautern Quellen, und durchaus beurkundet, z. B. in den Abschnitten IX. und X. S. 142 — 205 ꝛc. auch bezüglich auf die Dynasten von Playen und Beilstein nachwiesen, möchte in einer Industrie- und Handlungsgeschichte des teutschen Mittelalters erst noch und tiefer zu würdigen seyn. Ein viel höheres Princip, als ein bloß technisches, wie z. B. für die Hrn. v. Beust bey den sächsischen und fränkischen Salinen, lag den Hallgrafen zum Grunde.

**) „Aus den Mittheilungen eines Reisenden,“ die die Beyl. 275 der allgem. Zeitung des J. 1841 unter der Rubrik: die Donauschifffahrt und der Ludwigskanal — liefert, geht hervor, daß dieser Reisende die lebhafte Beschiffung der Donau, sowohl in ältern als in neuern Perioden, ganz und gar nicht kennt; und daher über die Verödung dieses Stroms in neuester Zeit manche irrige Ansicht aufstellt.

Die Grafen von Lebenau, ein Zweig der Dynastie Beilstein, waren die obersten Schiffrichter von Laufen bis Passau. S. unsere Geschichte der Longobarden und Bajoarier ꝛc. im Abschn. I.

***) Die heilige Radegund, eine Königstochter aus dem besiegten Thüringen, des fränkischen Königs

Auf den beilsteinischen Gebieten zeigen sich regelmäßig immer dieselben Kirchenpatrone; *) und der Zug der zahlreichen fränkischen Ansiedlungen von Westen nach Osten, vom Rhein durch Schwaben und Bayern, nach Ober-, Unter- und Inner-Oesterreich — ist auf der Karte eben so augenfällig, wie in der Autopsie von vielseitigem und hohem Interesse für Geographie und Geschichte. Wie die Beilsteine mit ihrem fränkischen Gefolge z. B. in Bajoarien über den Inn und die Salzach setzten, über den Weilhart und Hausruck im Atergau einrückten, dann die untere Traun überschritten ꝛc.: — das weisen die später urkundlich als beilsteinische Territorien hervortretenden Ortschaften: Franking, Frankenburg, Frankenmarkt, Frankenberg ꝛc. eben so klar nach, als das Daseyn der Burgstalle Frankenstein und Frankenfels zunächst in der Umgebung der Grafschaft Beilstein zwischen der Erlaf und Trasen, keiner weitern Erörterung bedarf.**)

Chlotar I. Gemahlin, dann Nonne in dem von ihr gestifteten Kloster zu Poitiers, starb im J. 587; einige Jahre später, als St. Ruprecht, der Franke, in Bayern und bis Pannonien eingewandert war. Man darf annehmen, daß das Andenken dieser Fürstin den Thüringern noch theurer war, als den Franken: und daß daher die über die Donau, den Inn und die Salzach, und an die Enns mit den bleibenden Denkmälern St. Radegunds eingewanderte Colonie zunächst aus Thüringern bestand, welche der von Samo bedrängten norischen Bevölkerung c. 630 zu Hülfe gekommen war.

*) Auch die ältesten Kirchen zu Grätz, Linz und Klagenfurt sind den hl. Aegyd und Martin geweiht. Auf den Castellen, wo ehevor der aus Asien eingeführte Mythras gestanden, trat nun der Ritter St. Georg zur Stelle. Aber an St. Peter hielt sich zunächst die römisch-norische Bevölkerung auf unmittelbare Anordnung Roms, das auch in jeder Stadt das Hospital dem hl. Geist widmete, und den eingedrungenen Barbaren, mochten sie von Norden oder Osten kommen, allenthalben den Erzengel St. Michael mit dem flammenden Schwerte und Schild zur Schau stellte: daran erinnernd, daß ihr Ungestüm noch eine höhere Macht gewärtigen müßte.

**) Augustin Winkelhofer, ein tüchtiger Forscher, vor 10 Jahren als Pfarrer zu St. Michael im salzburg. Lungau verstorben, hat in seiner übrigens trefflichen Monographie: „die Herrschaft Atersee in Oberösterreich im Mittelalter," (s. Zeitschrift für Bayern ꝛc. 1817 II. und III. Bd.) die Ansicht aufgestellt, als wären die Ortschaften Franking, Frankenburg, Frankenmarkt ꝛc. im Atergau, erst durch fränkische Colonien von Bamberg her, und in Folge der Schankung der Herrschaft Atersee durch K. Heinrich II. an sein neu gestiftetes Bisthum Bamberg, also erst im 11. Jahrhundert, entstanden. Das ist nun ganz irrig; da diese Colonisation zuverlässig um drey bis vier Jahrhunderte älter ist. Auch die sonst in diesen Gegenden nicht einheimische Bezeichnung der bewaldeten Gehänge mit: Hart, daher Weilhart, Höhnhart; so wie die Benennung Ruck, im Hausruck, (ein Mittelgebirg,) rührt von den Franken her. Den heilkundigen hl. Pantaleon bey Moosdorf am Weilhart haben die Alemannen mit sich herbeygeführt.

Wenden wir von diesen noch mehr oder minder sichtbaren Denkmälern und Wahrzeichen einer von West nach Ost statt gehabten Strömung der, wie man heute zu sagen pflegt, teutschen Bevölkerung; — wobey die entgegengesetzte und gewaltige Richtung der Slaven, der Hunnen und Avaren, nie aus dem Auge zu verlieren ist — noch einmal einen Blick hinweg, und auf das inmitten liegende Bajoarien, und auf die zweyte Hälfte seines achten Jahrhunderts überhaupt: so sind es König Pippin, Herzog Tassilo II., Carl der Große und die salzburgischen Bischöfe Virgil und Arno, welche, die Zeit und ihre Gefahren wahrnehmend, vordersamst jene Strömungen ordneten und leiteten, und damit die dazu tüchtigen Geschlechter und Gefolgschaften betrauten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Jänner.

Nro. 14. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Erinnerungen auf einer Reise durch Oesterreich und in die Nachbarschaft; vorgelegt von dem Hrn. Legationsrath v. Koch-Sternfeld.

(Fortsetzung).

Wir bezweifeln nicht, daß die Beilsteine und Playne einst auch im Ostlande, wie in Franconien und Bajoarien, nicht bloß persönlich und dynastisch als Comites angesehen; sondern in der That in der Vollmacht von Grafschaftsrechten, und so als wahre Territorial-Herren erkannt wurden. Würden sich sonst die Hochkirchen von Passau, Regensburg, Salzburg, Freysing auf ihren weitläufigen Gütern im Ostlande, mit Gunst der Kaiser, nicht auch zu höhern Prärogativen, als zur Patrimonialgerichtsbarkeit erschwungen haben: während sie eben durch die Grafen von Playen u. Beilstein um ihrer Lande und Leute willen so hartnäckige Zwiste zu bestehen und daher nur die Wahl hatten, die Erwerbungen wieder aufzugeben oder sie, die alten Landherren, als Schirmvögte mit einem Theil dieser Kirchengüter selbst zu belehnen? *) In dem Inbegriffe von Herrlichkeiten und Bannrechten, welche K. Arnulf dem Erbauer von Heimburg, dem Dynasten Heimo zur Wahrung der Gränzen gegen Ungarn verlieh, schwebt uns ein Beyspiel vor, wie ungefahr auch die Beilsteine und Playen auf ihren Territorien im Ostlande gestellt worden seyn mochten. *) Wie käme sonst z. B. Graf Heinrich von Schala dazu, auf den Weinzehent in Oesterreich auf allen frevsingischen Gütern zu verzichten? (Meichelbeck II. 562;) wie Graf Conrad von Beilstein seine Ansprüche auf die Herrschaft Herrantenstein gegen die Dynasten von Falkenstein aufzugeben? (Gel. Anz. 1840 Nr. 250.) Zugleich ist aber ebensowenig zu mißkennen, daß die Babenberger, und darunter schon Markgraf Leopold I., gegen die geistlichen und weltlichen Landsassen übergriffen, und eifer- und länderſüchtig auf die Consolidirung der Ostmark, und sofort auf die Heimfälligkeit der Territorialrechte, vorzüglich auf dem Wege von „Gedingen“ **) und

*) Die Dynasten von Beilstein waren in kirchlichen und milden Stiftungen gegen andere Dynasten nicht zurückgeblieben. „Hab- und Streitsucht“ meynt Hr. Prof. Filz, S. 169, habe dieses Geschlecht ausgezeichnet. Die spätern Differenzen mit den Bischöfen und Aebten, z. B. mit dem von Frevsing um die Burg Conradsheim bey Waidhofen in Oesterreich, im Umfang der Grafschaft und des Landgerichts Beilstein, rührten vielmehr von den ursprünglichen Anrechten dieser Dynasten her. Die Abten Michaelbeuern gieng ja selbst aus beilsteinischen und playnischen Gütern in Bayern und in der Ostmark hervor; wobey man nicht vergessen darf, daß diese Dynasten von den Gunthar's und Lantwar's, von den Engelschalk's (daher in der bojarischen Linie und Mundart der immer wiederkehrende Name Engelbert,) von den Wilhelmen und Aribo's abstammten.

*) Eben dieser höhern Territorialrechte wegen, welche K. Arnulf dem Dynasten Heimo zu Heimburg verliehen hat, ist jene Urkunde, cod. diplom. juv. p. 118, von uns in den gel. Anz. 1840. Nr. 21 ꝛc. commentirt, besonders merkwürdig.

**) Calles hat, II. 132. aus Enenkel eine Reihe solcher Gedinge oder Heimfälle in der heutigen Diplomatik: Cessiones et Retrocessiones, aufgeführt.

mit einer Beharrlichkeit hinarbeiteten, welche einerseits jenes berühmte Hausprivilegium der Herzoge von Oesterreich vom Jahre 1156 *), und anderseits die Auflösung der dynastischen Sippschaft und ihr früheres Erlöschen zur Folge hatte. Auch von Ganerbschaften und ähnlichen Verbrüderungen der Geschlechter wird man daher im Erzherzogthum Oesterreich wenig lesen. Daraus erklärt sich auch z. B. der Umstand, daß bey dem frühen Abgang der Grafen von Schala ihre Gebiete in Massa nicht an ihre Stammgenossen, an die Beilstein und Playen übergiengen.

Die Babenberger hatten nun einmal, von den teutschen Königen, und insbesondere von den ihnen günstigen aus dem sächsischen Hause, — zur Wiedereroberung der Ostmark bestimmt, die unumgängliche Beyhülfe der dort viel früher begüterten Dynasten „Comitatus magni!!“ mit einem großen Theil der Territorien zu vergelten; — und es ist sofort auch nicht in Abrede zu stellen, daß Leopold III., als Markgraf V., als er seine Tochter Euphemia I. dem Grafen Conrad von Beilstein zur Ehe gab, demselben auch noch vollständige und dieses Gebiet zurundende und ergänzende Rechte einräumte. Und eben solche Concessionen begründeten in der Hauspolitik der Babenberger die Retrocessionen, in welchen sie so glücklich waren. **) Die Grafschaft Beilstein im Forst fiel den Babenbergern erst nach dem völligen Erlöschen des beilsteinischen Hauptastes zu. — Wie kamen sie aber nach unserer Ansicht früher in den Besitz der Osterburg? Hr. Prof. Filz läßt den Junker Friedrich, den letzten Beilsteiner um 1206, nicht auf Beilstein, sondern auf der Osterburg mit Tod abgehen. Wir erkannten aber in Friedrich dem Osterburger einen ältern Beilsteiner, der eine Wittwe C. hinterließ, welche dann einen Wohburger ehelichte. *)

Eine nähere und wiederholte Ansicht der Urkunden, und darunter jener wichtigen vom 7. Aug. 1160, als worauf wir schon in den gel. Anz. von 1837 Nr. 61 das besondere Augenmerk der Forscher zu lenken suchten, verbunden mit den jetzt erst zu Tag geförderten Materialien, die überhaupt auch die Genealogie und Verwandtschaft der Beilsteine mehr ergänzen und berichtigen lassen, scheinen unsere Meynung zu bestätigen. Gemäß dieser Urkunde vom Jahre 1160 **) verträgt sich Bischof Conrad von Passau als Diöcesan mit dem erlauchten Grafen Conrad von Beilstein und seinen zwey Söhnen, Sigfried und Conrad, auf ihr Gesuch (petitione principum) dahin, daß er ein Drittheil Zehent zu ihrer Pfarre St. Leonhart, (parochia, quae in fundo eorum constructa,) zur Haltung eines Hülfsgeistlichen des Pfarrers überläßt, und dagegen zu Sigenheim das Obereigenthum von vier leibrechtbaren Holden (villicacio et curtis,) für die Cathedralkirche St. Stephan zu Passau empfängt.

„Sowohl bey Lebzeiten des alten Grafen, als auch, nach dessen Abgang, unter seinen zwey Söhnen, möchten sich diese wie immer in die Erbschaft theilen, (postquam autem inter se dividant etc.,) sollte es so gehalten werden, und zwar in der Art, daß jederzeit der Inhaber der Burg Beilstein für den Vertrag — zur Sicherung des vermehrten Gottesdienstes — verpflichtet bleibe. Für den Fall, daß da, zu St. Leonhart, etwa ein Chorstift des hl. Augustin, oder ein Kloster errichtet werden wollte, gab der Bischof dazu unter einem Eid seine Bewilligung, und versprach seinerseits hiezu allen Vorschub.“

Diese Verhandlung hatte mit großer Feyerlichkeit im nahen Stift St. Pölten statt, und zwar in Gegenwart obengenannter drey Grafen von Beil-

*) In jener größeren Handveste Kaiser Friedrichs I. für Oesterreich erscheinen unter den Zeugen: Gebhardus Comes de Sulzbach; Rudolfus Comes de Swineford (Schweinfurt; beyde ohnehin in der Nähe von Regensburg;) Engelbertus Comes hallensis, Gebhardus Comes de Burchusen, Comes de Buthena (Pütten), Comes de Pilstein et alii quam plures.

**) Ottokar von Böhmen und Rudolf von Habsburg waren allerdings in der Nothwendigkeit, einen großen Theil dieser Herrlichkeiten wieder zu Lehen zu geben.

*) M. Filz Geschichte von Michaelbeuern I. S. 168. Dagegen in unsern Beytr. III. B. der Playen und Beilsteine letztes Jahrhundert: S. 128.

**) Mon. b. T. XXVIII. p. 111. Den wesentlichen Inhalt dieser Urkunde geben wir hier teutsch.

ſtein und ihrer nahen Verwandten: der Grafen Heinrich und Sighart von Schala, des Grafen Liutold und ſeiner Söhne, (unſtreitig Playne auf Raſchenberg und Playn,) und eines andern Leutold von Playn, links der Donau (zu Harteck), eines Friedrich, Burggrafen von Regensburg, (ratisponensis praefectus;) und vieler Miniſterialen auch in Oeſterreich, von dieß- und jenſeits der Donau; mit Vorgang der Aebte und Pröbſte von Mölk, Göttweich, Ardaker, Mosburg, St. Pölten, St. Georgen und Kl. Neuburg. Iſt nun dieſe feyerliche und umſtändliche Familienurkunde der Grafen von Beilſtein abermals ein Beweis von ihrer Pietät, und ihrer vollen Herrlichkeit zu Beilſtein und St. Leonhart; ſo muß vor allem auffallen, daß hierin vom älteſten Sohne des Grafen Conrad des II. (nach Filz), von Friedrich IV. keine Meldung geſchieht; und daß dagegen mit den betheiligten nächſten Anverwandten der Burggraf Friedrich von Regensburg auftritt.

Bringen wir dieſes Factum mit dem in Verbindung, was Enenkel (Calles II. 132) und der Codex sextus von Paſſau (Mon. b. Vol. XXIX. P. II. p. 313.) a) von einem Grafen Friedrich erzählen, der dem Herzog Leupold ſein Aigen in Oeſterreich dingte u. ohne Erben ſtarb; deſſen Wittwe dann einen Markgrafen von Vohburg ehelichte; dem und deſſen Kindern der Herzog das Aigen an Hohenek verlieh, was dann an Hrn. Rudolf von Pottendorf (auch abfindungsweiſe und von Verwandtſchafts wegen) kam; — und ſehen wir endlich den jüngſt edirten und vom Freyherrn von Freyberg commentirten Codex traditionum Monasterii Sti. Castuli in Moosburg (in Bayern), wovon der Probſt Albinus (Albenus *) oben zu St. Pölten anweſend war;) Nr. 128. b) einen Friderie comes nobilissimus, wie derſelbe im Begriffe zu einer Bethfahrt, zum Seelenheil ſeiner verſtorbenen Gemahlin Chriſtine, und anderer Verwandten zwey Huben zu Wekbach in Oeſterreich legirt*): ſo dürfte man fragen, ob nicht im erſt bemerkten Grafen Fridrich ad a) der älteſte Sohn

*) S. 89 der akademiſchen Abhandlung über den Codex von Moosburg wird ein Probſt Albero vorgetragen: S. LXV. aber richtiger Albeno.

*) „Einführung und Beleuchtung des Cod. traditionum monast. St. Castuli in Moosburg von Max Frhrn. v. Freyberg ꝛc.“ in den akademiſchen Denkſchriften: München 1849. Bey der in genealogiſcher Hinſicht ſehr merkwürdigen Stelle S. 52: Notum est, qualiter Friderie, Comes nobilissimus etc. wirft der Hr. Verf. die Frage auf, ob dieſer Graf Friedrich nicht der beilſteiniſchen Dynaſtie angehöre: kömmt aber auf dem Wege einer eben ſo umfaſſenden, als quellengemäſſen Prüfung der vorliegenden Genealogien zu der Ueberzeugung, daß hier ein Graf Fridrich von Hohenburg auftrete. Wir ſehen uns zu derſelben Anſicht bewogen; und bemerken nur, daß die von Weiskern bewahrten Stellen: I. 93. Art. Brunn am Steinfeld. 272. Art. Hoheneck, und II. 63. Art. Petronell und hieben die mögliche Verwechslung von Hohenburg mit Vohburg, auch zu berückſichtigen ſeyn möchten.

Um das Jahr 1160 war nach Frhrn. v. Freyberg ein Fridrich Graf v. Stephaningen Burggraf von Regensburg. Einer dieſer Dynaſten ſoll bereits durch Richardis, Tochter des Markgrafen Leopold III., in Oeſterreich begütert geweſen, und 1101 auf einem Kreuzzuge umgekommen ſeyn.

Die im bayeriſchen Sundergau neben den Grafen von Beilſtein und Playen mächtigen Dynaſten von Vohburg, die dann auch in der Oſtmark Land und Leute erwarben, ſcheinen uns Aborigener, (von der Scharnitz; ſ. Geſchichte der Longobarden,) oder ächt noriſcher Abkunft zu ſeyn. Auch ihre Genealogie hat Frhr. v. Freyberg in dieſen Blättern, (im VII. Bde. 1838) einer wiederholten Prüfung untergeſtellt. — Nachrichten von dem Heimfalle von Hoheneck, und von den in Oeſterreich geſeſſenen Vohburgern Fridrich, Otto und Theobald finden ſich auch bey Rauch scriptores rer. austr. I. Ob die von uns früher (im III. Bd. der Beytr. S. 128) fragweiſe als Cunigunde bezeichnete Wittwe des Grafen Fridrich auf der Oſterburg nun als Chriſtine gelten mag: ſey einem reifern Urtheil überlaſſen; aber in der auf Carlſtein erſcheinenden Wittwe E (Mon. b. III. 558.) von uns als Elisabet geleſen, erkennen wir nun beſtimmt die Wittwe Euphemia.

des Grafen Conrad von Beilstein; und in seiner Gemahlin C. jene Christine; und in seinem Aigen Hoheneck mit Osterburg, als womit er, wie mit einem von der Grafschaft Beilstein ganz getrennten Fideikommisse abgefunden worden, und zu jener Zeit (1160), wahrscheinlich schon kinderlos verstorben war; man dürfte ad b) ferner fragen, ob im zweyten Fridrich, in dem Burggrafen nicht ein Graf von Vohburg, oder vielmehr von Hohenburg, und so der zweyte Gemahl der Wittwe Christine als Comes nobilissimus zu erkennen wäre? Die sehr mögliche Verwechslung jener beyden Grafen Fridrich und der Namen Vohburg und Hohenburg hat bisher über ihre Herkunft in Ungewißheit gelassen: und noch schwerer scheint es, die Abstammung der Gräfin Christine zu ermitteln. *) Nicht also Junker Fridrich, der letzte Beilsteiner **), sondern sein Onkel Fridrich IV. war auf Osterburg „in castro suo" verstorben. Des Junkers Fridrich Mutter Euphemia (II.), des Grafen Sigfrids Wittwe ordnete vorerst, nach ihres Sohnes auf Beilstein erfolgtem

*) v. Freyberg l. c. S. 38, wo eine solche Ermittlung auch versucht wird.

**) Nicht nur in dieser Beziehung wird die vom Hrn. Prof. Filz übrigens sehr kritisch und klar verfolgte Genealogie der Beilsteiner S. 169, 170 zu berichtigen seyn; sondern auch in anderer Hinsicht. Er scheint nur die Zweige Beilstein und Möring anzunehmen; während die von uns nachgewiesenen Comites de Ramesperch, heute das Burgstall Rennersdorf bey Friedau an der Bielach, und de Griezzenstein, (heute das große Burgstall Kreutzenstein bey Kornneuburg, Beytr. III. 122 und 127) als beilsteinische Sprossen oder Eidame kaum bezweifelt werden können. Auch zeugt die oben erklärte Familien-Urkunde der Beilsteiner, (von St. Pölten 1160; ein Irrthum, etwa bezüglich auf die Jahrzahl, kann hier nicht obwalten, da der Bischof Conrad von Passau, auch ein Babenberger, vom Jahre 1149 bis 1164 saß;) gleich vielen andern Urkunden: z. B. Mon. b. XXVIII. 253. a. 1186 zu Enns, als der letzte Markgraf Otokar von Stevermark sein Land an die Babenberger übergab, von der Stammesgenossenschaft zwischen den Häusern Playn und Beilstein, wogegen aber Hr. Prof. Filz im lebhaften Widerspruch beharrt: I. 173.

Tod, auf Carlstein bey Reichenhall in Bayern die dortigen Angelegenheiten des Hauses, unter andern an St. Zeno und an das salzburgische Domcapitel so manchen von ihrem Gemahl und ihrem Schwager Grafen Conrad zugefügten Schaden durch Grundholden im Gebirge (in der Gastein ꝛc.) vergütend, verkaufte Carlstein mit seinen Herrlichkeiten zu Hall und im Gebirge an den Herzog von Bayern, und zog sich auf Beilstein im Forst zurück, wo sie noch bis zum Jahre 1236 lebte, und endlich im Kloster Lilienfeld ihre Ruhestätte fand. *) Inzwischen war auch der auf Beilstein gefolgte Zweig der Möringer, mit der Erbtochter Gräfin Adelheit, erloschen **), und der Herzog von Oesterreich hatte die Grafschaft und das weite Landgericht Beilstein gleichfalls eingezogen. ***)

*) Haunthalers Archiv des Kl. Lilienfeld 1820. T. II.

**) Mon. b. XVI. 561.

***) Die Grafen von Schaunberg in Oberösterreich (Schownberg, nicht zu verwechseln mit den Ministerialen de Schewrberch bey Gamming), bekanntlich um das Jahr 1260 durch Heirath einer Gräfin von Playen zu Gütern und Vorrechten dieser erloschenen Dynastie emporgekommen, hatten damals, 1330, noch die Vogtey über die Kirche zu Ruprechtshofen im Nutzeigenthum der Ritter von Plankenstein inne; und erst 1342 gab Graf Conrad von Schownberg diese Herrlichkeit an Herzog Albrecht auf. Die Pfarrkirchen St. Leonhart und Scheybs hatte K. Fridrich im J. 1327 bereits zur neu errichteten Carthause Mauerbach, woraus bald darauf durch Herzog Albrecht und seine Gemahlin eine zweyte, die zu Gamming, durch ihre Lage und Erwerbungen inmitten der Eisen- und Hammergewerke gleich merkwürdig, hervorging, gewidmet; während Graf Ulrich von Pfannenberg (aus Stevermark, auch von einer playnischen Frau abstammend, siehe uns. Beytr. III. Bd.), Marschall in Oesterreich im Jahre 1330, die bereits durch mehrere fremde Hände gegangene Burg Beilstein noch einmal um 240 Mark Silber und 700 Pfund Wiener Pfennige einlöste.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Jänner.

Nro. 15. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Erinnerungen auf einer Reise durch Oesterreich und in die Nachbarschaft; vorgelegt von dem Hrn. Legationsrath v. Koch-Sternfeld.

(Schluß.)

Der wesentliche Zweck dieser Erörterungen ist kein anderer, als unter Anerkennung der vielen Verdienste unserer Vorgänger und gleichzeitigen Forscher im Bereich des Eingangs bezeichneten Terrains, und auf dem Wege der Autopsie, aus der Vorzeit manches unscheinbare Ereigniß zu erläutern, und insbesondere in der alten Geographie, Topographie und Genealogie der südöstlichen Marken Teutschlands, Widersprüche zu beseitigen, die bald gesucht, bald in ihren Folgerungen mißkannt wurden. Indem die Culturgeschichte dadurch zugleich ergänzt und aufgeklärt wird, schließt sie sich von selbst der Gegenwart, unserm Heimath- und Weltleben an: und nur so gewinnt auch die Moral unsers Jahrhunderts, der Calcül, an Nachhaltigkeit, Umfang und Veredlung. Wolfgang Lazius, der in der Völkerkunde und Genealogie der südlichen Hälfte von Teutschland auch ein so ungeheueres Gedächtniß entwickelte, war dabey allerdings in manche Irrthümer und Widersprüche verfallen; er hatte die Geschlechter, ihre Aeste und Zweige, oft seltsam auf- und ineinander gepfropft und wieder ausgebrochen: denn er schrieb seine Volumina, gleich manchen seiner Zeitgenossen und Nachgänger — in der Studirstube. Nichts desto weniger hat Lazius in Beziehung auf das fränkische Herkommen der Dynasten von Beilstein recht gesehen. *) Es war damals im 7. bis zum 11. Jahrhundert rücksichtlich der Wanderung der erlauchten Geschlechter, mit ihren inwohnenden Bürgschaften und socialen Lebenskräften, eine Zeit, welche man im 17. und 18. Jahrhundert nicht mehr begriff. **) Erst im Gefolge der Schifffahrt nnd der Eisenbahnen möchten, wiewohl unter andern Motiven und Formen, auch ähnliche

*) Man sagt, die heutigen unstreitig aus Hohenrhätien abstammenden Fürsten von Lichtenstein hätten ihre Fort- und Ein- und, bezüglich, ihre Rückwanderung durch Tyrol, Kärnthen, Krayn, Steyermark, Oesterreich und Mähren durch 75 Burgen und Vesten, vielfältig unter demselben Namen Lichtenstein, bezeichnet. Hierin finden wir nichts so Außerordentliches. Der reiche Pfalzgraf Rapoto, von Böhmen bis Rom begütert, hatte solcher Burggebiete wohl noch mehr. Die Eppensteine aus der Wetterau bis in das Mürz- und Murthal, die Sponheimer aus dem Rheingau bis nach Kärnthen und Niederbayern: — die Andechser von der Etsch und Adria bis an die Quellen des Mayns u. s. w. Bey Lazius ist, wie bey Aventin, stets der Kern von der Spreu zu unterscheiden. Im Boigerich, in Waidhofen, er schreibt Boicherich und Boithofen, sah er Bojer; was allerdings nicht an der Zeit ist, und statt Beilstein liest er immer Boylstein: — aber, wie gesagt, seine Ideen, z. B. die deserta Bojorum mit der Dynastie Playn, als genus, wovon die Beilstein an der Spitze der Buri, daher unsere Orte Beuern ꝛc, eine species, zu bevölkern, bleibt immer merkwürdig.

**) In dem wiederholt angeführten Commentar des Frhrn. v. Freyberg zu dem Codex trad. Monast. sti Castuli 1840. wird unter andern auch die schon vor 80 Jahren von Dübüat, und in unsern Tagen vom Hrn. Prof. Filz aufgestellte Hypothese einer Stammesverwandtschaft der Gra-

Wanderungen wieder beginnen: nicht etwa des raschern Fortkommens wegen, sondern, weil sich das continentale und territoriale Zwischenleben mit seinen heimathlichen Stand- und Körperschaften durchaus anders gestalten wird.

So allgegenwärtig einem Lazius und Abt Bessel von Göttweich, Austria, das Erzherzogthum war: von einer Osterburg, mit Beziehung auf das mit derselben gleichzeitig und zunächst um sie hervortretende Osterichi, und von Austuris, ihrer antiken Unterlage, hatten beyde, doch in der Nähe wohnend, keine Ahnung. So liegt manchesmal das Unscheinbare und Unbeachtete dem Großen zunächst

---

sen von Beilstein mit der Dynastie Schevern, und so mit den Dynasten von Hohenburg auf dem Nordgau (Hohenburg am Inn bey Wasserburg dürfte hieben auch nicht außer Acht gelassen werden;) mit den Dynasten von Bogen, Hirschberg, Ebersberg, Vohburg, Abensberg ꝛc. sehr umständlich erörtert. Insbesondere wird dieben auch, nach Ried, Herzog Ernst I. der Noriker, als Großvater des Schevrer Luipolds II. an- und diesem ein Aribo als Bruder zugegeben; wornach die Gunthare, Hartwiche, Sigharte, Engelberte, Ottokare, Aribone, Luitolde ꝛc., die uns die Urkunden als viel begüterte Dynasten, als Gau-, Pfalz- und Hallgrafen und Kirchenvögte im Chiem-, Salzburg-, Ater- und Traungau, in Carentanien und Istrien, vorführen, und die uns bisher als zu Seeon und Tengling und in Plaien und Beilstein und auf dem Weilhart in Südbayern und in der Ostmark Hof- und Stand haltend — nun sämmtlich als Schevrer erschienen. Soviel Belehrendes dieser Commentar für uns hat: so vermögen wir uns hieben doch nicht die Ueberzeugung abzugewinnen, daß die Dynastie Schevern (mit Bogen, Abensberg, Hohenburg ꝛc.) und die von Beilstein und Plaien, (mit den Traungauern und Stevrern, das Marchfeld, den Gau Grunzwiti, und Herrant nstein dabey nicht übersehen,) eine und dieselbe Ab- und Herkunft haben. Bey unsern Untersuchungen der Art glaubten wir mehr auf das ethnographische, geographische, und topographische Element, als auf, wenn auch relevante, genealogische Combination vertrauen zu dürfen, und wir wollen uns deßfalls nur überhaupt auf unsere bisherigen Druckschriften, Beyträge und gelegenheitlichen Erörterungen beziehen. Zunächst sind es aber die Geschichte der Longobarden und der gleichzeitigen Bajoarier (1839) und die Geschichte der t. Salzwerke (1836) deren Bearbeitung uns viel tiefer, als wir es vermutheten, in die Genealogie und in die Geschichte der sie fundierenden Territorien einleitete. Im letztern Werke II. 246 erkannten wir nicht den Nordgau, sondern Noricum, und zwar die dem beilsteinischen Stamme sehr nah gelegene Hallstatt nach dem Text der Legende: pristina habitatio noricae telluris: — und nachdem Ernst von Laufen am Neckar, wo er auch (s. oben) von Franken umgeben war, Francigeni, — cum toto domo ac familia, und hierin abermals Franken, wieder heimgezogen war: nativa habitatione Norici salsuginis revisa, als seine Heimath an: denn bisher konnte man uns im Nordgau, den wir übrigens als den Schauplatz seiner politischen und militärischen Wirksamkeit wohl zu würdigen wissen, keine salsugo (Salzstätte) nachweisen. Unter diesem Gesichtspunkt möchte Herz. Ernst folgerechter den am Traunsee II. 250 und im Ischelland begüterten Dynasten Pilgrim, dann Erzbischof zu Salzburg, und Grafen Aribo, von welchem Lazius und Andere den Zweig von Schala ableiten, beyzuzählen seyn. Zugleich fehlt es ja nicht an Beyspielen, daß südbayerische Dynasten nach Norden verpflanzt wurden: so z. B. unter Carl dem Gr. ein Zweig des Hauses Helmowin's (Heimo) und Hadamars in das Swalafeld und gen Kaisheim, (II. 146 nach Meichelbeck), während der ältere Zweig, der der Kirche von Freysing mehrere Bischöfe gab, und auch Theil an den Salzwerken hatte, zwischen der Fils und den Alpen sitzen geblieben war. Graf Gundhart, Helmowin's Bruder, erinnert an einen frühern Gaugrafen Gunthar im Chiemgau, der zur Zeit des heil. Virgil, Bischofs von Salzburg, mit Pippins Genehmigung und Vorschub, die einstmalige Abtey St. Stephan zu Otting bey Waging gründete (Cod. diplom. juv. p. 25.) die dann in der Abtey Michaelbeuern, der allbekannten beilsteinischen Stiftung, wieder erstand. Gunthars Gemahlin Hadeburg stammte aus dem Augustgau, im Chiemgau hatten sie Güter angekauft, was abermals, auch nach dem Sprichwort, daß die vorwärts schreitenden Söhne ihre Bräute von rückwärts holen, auf eine von Westen nach Osten fortgesetzte Colonisation deutet. Uebrigens erkennen wir den ausgebreiteten Grundbesitz der Schevrer im Donau- und Eisengau, wie in den Alpen, in Carantanien, im Vintschgau, durchaus an; insbesondere auch um Admont im Ennsthal (Albrich!), und eben durch die Abensberge hatte das Kl. Admont Güter im Donaugau erworben.

zum Grunde. *) Zweyhundert Jahre später wiederholte sich die Cultur und Ausbildung einer andern Ostmark und eines andern Osterlandes, von den Annalisten gleichfalls Plaga orientalis und Slavinia genannt, jenseits der Elbe, in Meissen, im nordöstlichen Thüringen, und in der Lausitz, unter sehr ähnlichen Vorgängen und Kämpfen. Wie jedoch nach und nach dießseits die Babenberger zur Alleinherrschaft gekommen, so jenseits der alteingesessene wettinische Stamm. Aber auch in Sachsen halfen bayerische Dynasten, da kräftig Boden gewinnend, während das Stammgeschlecht in der fernen Heimath fortsproßte, und zahlreiche Colonien aus den bayerischen Klöstern, mit dem Acker-, Salz- und Bergbau und mit der Lebens- und Denkweise der Slaven schon länger vertraut, das Werk fördern. Denn den vorgebrochenen Slaven mußte auch dort, im gleichen Systeme, das Land, oder doch die Herrschaft wieder abgerungen werden.

Es war ein höchster, ein religiöser und moralischer Zweck, der damals, andern materiellen Zwecken vorangehend, die teutschen Marken bildete und einigte. Ihre heutige so rasch fortschreitende Einigung scheint zwar vorerst ein untergeordnetes, ein lucratives Motiv zu haben; was aber, auf dem Wege einer höhern und veredelten Politik, für die dauernde Wohlfahrt der Völker nicht minder preiswürdig werden kann.

Reisen sind es, die lebendige Anschauung, aber mit der Geschichte in der Hand, welche hierüber am richtigsten verständigen; und so in den Büchern die Wahrheit, und für das Leben die Klarheit gewähren.

Geschrieben im May 1841.

*) Die Burg Carlstätten; das Pfarrdorf Gerolding, in der Nähe der Osterburg, dann der Abtey Aggsbach zugehörig. Schon Gerold, der fromme Held, von seinem Schwager, Carl d. Gr., als erster Markgraf im Osten aufgestellt, mochte die Lage von Austuris, dessen Trümmer damals wohl noch nicht aufgeräumt waren, näher gewürdigt haben?

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. I. Heft. Würzburg 1840.

I.

Auszüge aus den Urkunden des römischen Königs Ruprecht in Beziehung auf das ehemalige Fürstbisthum Würzburg.

(Mitgetheilt vom königl. Legationsrath Herrn Dr. Scharold.)

„Entnommen," sagt die erste Anmerkung, „aus des k. k. österreichischen geh. Haus-, Hof- und Staatsarchivar Joseph Chmel's vortrefflicher Schrift: Regesta chronologico-diplomatica Ruperti Regis Romanorum etc. Frankfurt a. M. 1834. 4.," welche zur Bearbeitung des historisch-topographischen Lexicons von Bayern, resp. von Unterfranken und Aschaffenburg manche wichtige historische Notizen darbietet."

Die zweyte Anmerkung enthält eine kurze Notiz über Ruprechts Wahl (21. August 1400), Krönung zu Köln, 6. Januar 1401 (nicht desselben 1400ten Jahrs), und Tod, 18. May 1410 zu Oppenheim. Wahrscheinlich aus Versehen sind einige wenige Daten anders angegeben, als in dem Chmel'schen Regesten-Werk. Z. B. die Urkunde vom Jahre 1401, die Präsentation des Ludwig von Spangenberg, Johanniter-Ordens-Bruder, zum Beneficium der St. Blasiuskapelle in der kaiserlichen Burg bey Rotenburg, Diöcese Würzburg, zum 9. September, während Chmel S. 55, Nro. 935 ausdrücklich 10. September, Auguste gibt. Zum J. 1409, wo irrig der 7. Julius für den 7. August steht (Chmel S. 170 Nro. 2780 und ebenso Nro. 2782.)

Zu den Diplomen vom Jahre 1409, Monat April, würden wir auch jene, welche die Reichsstadt Rotenburg ob der Tauber betreffen, vom 11. April 1409, Nro. 2750, 2751; und vom 12. April desselben Jahres, Heidelberg, Nro. 2753, 2754, 2755, mit in die Reihe der das Bisthum Würzburg angehenden Urkunden aufgenommen haben. Ueber Regesten-Anlage und Durchführung zum Gebrauche bey den verschiedenen Kreisvereinen in Bayern erlauben wir uns bey Nro. VIII. dieses Heftes einige Bemerkungen.

II.

Hof- und Staatshaushalt unter einigen Fürstbischöfen von Würzburg im sechzehnten Jahrhundert.

(Vom k. Legationsrath Hrn. Dr. Scharold.)

Ein düsteres, abschreckendes, aber höchst getreues Gemälde des Hof- und Staatshaushaltes unter den Fürstbischöfen Conrad von Bibra, Melchior von Zobel und Friedrich von Wirsberg. Es ist vornehmlich die heillose Finanzverwirrung unter den beyden Letzteren, welche in vorliegender Nummer trefflich geschildert ist. Als Hauptursache dieser Creditlosigkeit wird der mit tyrannischer Wuth gegen das Hochstift geführte Krieg des Markgrafen Albrechts des Jüngern von Brandenburg Culmbach (von den Hausschriftstellern Alcibiades genannt, und zwar, wie Groß sagt, deßhalb, „weil er in der Beredsamkeit dem griechischen Helden von Athen, dem Alcibiadi, gegleichet haben soll!!"), und die Fehden mit dem untreuen Vasallen Wilhelm von Grumbach angegeben. Fürstbischof Melchior schlug sogar im October 1555 selbst vor, man solle ihm einen Coadjutor an die Seite setzen, und hatte unter andern Fürsten, denen diese Stelle angeboten werden sollte, auch auf einen der Söhne Albrechts V. von Bayern (Wilhelm, oder Ferdinand?) die Aufmerksamkeit seines Capitels gelenkt. Zwar war der Markgraf Albrecht vom Kaiser Karl V. d. d. Speyer, 1. Dezember 1553 in die Reichsacht erklärt, und irrte besiegt und verfolgt umher; allein dieß half der drückendsten Geldnoth nicht ab, in Folge welcher die bischöflichen Kriegsräthe ihre Entlassung begehrten und den, nur die trostlose Lage des Stifts bekundenden Rath ertheilten, man möge wegen des die Fortsetzung des Krieges behindernden Geldmangels Einige aus dem Capitel an die Stifte in Bayern und am Rhein mit Darlegung der höchsten Noth Wirzburgs und mit der Bitte um Anlehen gegen Versicherung absenden. Sey Wirzburg (und Bamberg) zu Grunde gerichtet, alsdann werde auch die Reihe an alle andere Stifte kommen. Wolf Dietrich von Hutten sollte, in Auftrag des Capitels nach Bayern, Veit von Wirzburg an den Rhein geschickt werden. Ueberdieß wollte man, überzeugt, denn römischen König Ferdinand I. sey nichts auszurichten, den Herzog Albrecht von Bayern, auf dessen Sympathie das Capitel alle Hoffnung setzte, um Uebernahme der Schutzherrschaft des Stiftes ersuchen. — Der Albertinische Krieg hatte dem Bisthum Wirzburg nach einem amtlichen Verzeichniß 3,478,800 Gulden Kosten und Schäden verursacht. Die große Aufgabe war nun, die enorme Schuldenlast nach und nach zu tilgen. Das Domcapitel, „vermöge seiner organischen Stellung zu dem aus seiner Mitte gewählten Bischof berechtigt und verpflichtet, dessen Hof- und Staatshaushalt sorgfältig zu überwachen und die Abhilfe der darin wahrgenommenen Gebrechen und Mängel zu veranlassen," begab sich gemäß eines in seiner Peremptorial-Versammlung 1554 gefaßten Beschlusses in Corpore zu dem Fürstbischof Melchior, und eröffnete demselben: „wie die fernere Erhaltung des Stiftes jetzt fast zu den unmöglichen Dingen gehöre, wofern er nicht anhebe, seine Hofhaltung besser und minder kostspielig einzurichten, seine träge Kanzley (Landesregierung) zu reformiren und mit verständigen Räthen zu besetzen, überhaupt aber sich selbst kräftiger und für das Land ersprießlicher, denn bisher, in der Führung des Regiments zu benehmen. Im entgegengesetzten Falle müßte ihm entweder ein Coadjutor (den hatte der Fürstbischof selbst begehrt) beygegeben, oder das Land unter die unmittelbare Sequestration eines fremden Fürsten gestellt werden ꝛc." —

Auf Bischof Melchior machten indessen diese Ermahnungen keinen sonderlichen Eindruck; denn nirgends geschahen Ersparungen und Einschränkungen nach dem Vorschlag des Capitels, und die jährlichen Ausgaben überstiegen den Betrag der Einnahme. Den Inbegriff seiner Beschwerden und Rathschläge faßte das Capitel in ein Verzeichniß zusammen, welches dem Bischof, laut Beschluß vom 19. September 1556, mit der „zwar freundlichen, aber nachdrücklichen Ermahnung" überreicht wurde, „daß man im Falle deren Nichtbeachtung bemüssigt seyn würde, die Ritterschaft zu versammeln, ihr die Klagen über ihn, den Bischof, vorzulegen und mit ihr die zu ergreifenden Maßregeln festzusetzen."

(Fortsetzung folgt.)

Druckverbesserungen in den Nummern 8 — 15.

S. 66 statt Beszenbiuge l. Besenbiuge.
„ 73 st. meist Welmich, l. einst ꝛc.
„ 74 st. Kaumberg l. Kaumberg.
„ 76 st. dem Tauern l. den Taurus.
„ 78 st. Revolutionen l. Revelationen.
„ 80 l. und Vitus Winter.
„ 80 st. nun l. nun auch.
„ 81 st. Niedermallsee l. Niederwallsee.
„ 85 st. Beissel l. Bessel.
„ 88 st. in Rangbesitz l. Rang und Besitz.
„ 96 st. Chlebrach l. Chleberch.
„ 97 st. fordert l. fordern.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Jänner.

Nro. 16. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

The Cyclopaedia of Anatomy and Physiology. Edited by Robert B. Todd. Vol. II. Dia —Ins. Lond. 1839 (bis 1841) 1015 S. gr. 8.

Von einem andern Referenten ist bereits der erste Band dieser ausgezeichneten Encyclopädie in unsern Blättern (Bd. V. S. 9) zur Anzeige gebracht worden; zu Anfang des vorigen Jahres wurde der zweyte Band vollendet, über dessen Inhalt hier in der Kürze berichtet werden soll.

Todd's Encyclopädie der Anatomie und Physiologie ist, wie schon vom ersten Bande her bekannt, eine vorzügliche Arbeit, für welche tüchtige Mitarbeiter gewonnen worden sind, unter denen im vorliegenden zweyten Bande auch Rudolf Wagner mit aufgeführt ist. Ueber den engeren Kreis der menschlichen Anatomie und Physiologie hinausgreifend — obschon allerdings dieser zunächst und hauptsächlich gewidmet — zieht sie in ihren Bereich auch die Thierwelt, und ist daher nicht bloß für den Arzt, der auf wissenschaftliche Bildung Anspruch macht, sondern auch für den Zoologen ein Werk von großer Bedeutung.

Im zweyten Bande sind nachstehende Artikel von folgenden Verfassern bearbeitet.

Robert Adams. Abnormal condition of the Elbow - Joint. Abnormal condit. of the Hand. Abnorm. condit. of the Hip - Joint.

B. Alcock. Femoral Artery. Fifth Pair of Nerves. Fourth Pair of Nerves. Iliac Arteries.

Alison. Excretion.

Th. Bell. Edentata. Insectivora.

Benson. Diaphragm.

Bostock. Digestion.

Brande. Fat. Fibrine. Gelatin.

Brenan. Elasticity.

Coldstream. Animal Electricity.

Dodd. Abnormal conditions of the Foot. Regions and Muscles of the Foot. Glutaeal Region.

M. Dougall. Muscles and Regions of the Hand.

Dutrochet. Endosmosis.

W. F. Edwards. Animal Heat.

Grainger. Fibrous Tissue. Ganglion. Gland.

Grant. Digestive Canal.

Marshall Hall. Hibernation.

H. Hancock. Normal Anatomy of the Hip-Joint. Innominata Artery.

J. Hart. Region of the Elbow. Erectile Tissue.

A. Jacob. Eye.

Rymer Jones. Gasteropoda. Organs of Generation.

Wharton Jones. Organ of Hearing.

Montgomery. Foetus.

G. Newport. Insecta.

R. Owen. Entozoa.

R. Partridge. Face.

W. H. Porter. Hernia.

Rees. Haematosine.

Reid. Glosso-Pharyngeal Nerve. Heart.

H. Searle. Arrangement of the Fibres of the Heart.

Sharpey. Echinodermata.

Simpson. Hermaphroditism.

S. Solly. Muscles and Regions of the Forearm.

Allen Thomson. Generation.

Todd. Extremity. Fascia. Fibro - Cartilage. Fibular Artery. Bones and Joints of the Foot. Region of the Groin. Bones of the Hand. Hearing. Abnormal condit. of the Heart. Hyperaemia. Hypertrophy.

Wie in der Anzeige vom ersten Bande, mögen auch von diesem zweyten einige der Hauptartikel kurz besprochen werden.

Die Echinodermata sind von W. Sharpey in ihren anatomischen Verhältnissen sehr genau geschildert und durch viele, zum größten Theil nach Tiedemann kopirte Holzschnitte erläutert. Die neuern Untersuchungen von J. Müller, Sars u. A. sind jedoch noch nicht benützt, obschon sie zum Theile ältern Datums als von 1839 sind.

Von den Edentaten schließt Th. Bell die Schnabelthiere und Ameisenigel aus. In der etwas zu kurzen Schilderung der Zahnlücker ist auf die osteologischen Verhältnisse die meiste Rücksicht genommen.

Zu den vorzüglichsten Artikeln gehört Owens Bearbeitung der Entozoa. Der innere Bau derselben ist mit großer Klarheit auseinandergesetzt und durch eine Menge eingedruckter Holzschnitte anschaulich gemacht. Seine schematische Anordnung der im Innern des menschlichen Körpers vorkommenden Parasiten ist folgende:

I. Classis Psychodiaria Bory.
1. Acephalocystis endogena.
2. Echinococcus hominis.

II. Classis Polygastrica, Ehrenb.
3. Animalcula Echinococci.

III. Classis Protelmintha.
4. Cercaria seminis.
5. Trichina spiralis.

IV. Classis Sterelmintha.
6. Cysticercus cellulosae.
7. Taenia Solium.
8. Bothriocephalus latus.
9. Polystoma pinguicola.
10. Distoma hepaticum.

V. Classis Coelelmintha.
11. Filaria medinensis.
12. — oculi.
13. — bronchialis.
14. Trichocephalus dispar.
15. Spiroptera hominis.
16. Strongylus gigas.
17. Ascaris lumbricoides.
18. — vermicularis.

Nur die 3 letzten der sogenannten Klassen sind es, welche Owen seinen Enthelminthen zuzählt; die beyden ersten schließt er davon aus. Die Acephalocysten betrachtet er zwar als eine selbstständige organische Species, ohne sich jedoch über ihr Wesen klar auszusprechen. Die Animalcula Echinococci sieht er als die Parasiten von Echinococcus an, und bringt sie, nach eigenen Untersuchungen an Echinococcus veterinorum, zu den polygastrischen Infusorien.

Unter den physiologischen Aufsätzen ist wohl der von Allen Thomson über die Generation der bedeutendste, zugleich auch die genaueste Bekanntschaft mit der deutschen Literatur beurkundend. Der gegenwärtige Stand unserer Kenntnisse von diesem wundervollen Prozesse ist klar dargestellt und die Beobachtungen, wie die auf sie gegründeten Ansichten sind einer ruhigen und scharfen Prüfung unterworfen. Auch der Gränze für alle menschlichen Forschungen ist er sich wohl bewußt, und bescheidet sich deßhalb, mit leeren Hypothesen über jene nicht hinausdringen zu wollen. Indem er aufmerksam macht, daß die Funktionen des Hirns und der Nerven, die constante Energie des schlagenden Herzens, die unermüdeten und kräftigen Aeußerungen der willkührlichen Muskeln, die Absonderungen der verschiedenen Flüssigkeiten aus den Drüsen u. s. w. nicht minder merkwürdig und staunenswerth, oder in andern Worten, unserer genauern Kenntniß und Ver-

ständniß nicht minder entzogen sind, als die ersten Vorgänge der Generation, setzt er mit rühmlicher Bescheidenheit hinzu: „Diese merkwürdigen Erscheinungen sind alle für den gemeinen Mann ein Gegenstand des Wunders in dem Verhältnisse als sie unbekannt sind. Der wissenschaftlich gebildete Mann betrachtet die letzten Ursachen aller Lebensprozesse als gleich unerklärbar, und bekannt mit den Grenzen, die seiner Kenntniß des Lebens gesetzt sind, beschränkt er seine Untersuchungen über die verschiedenen Processe desselben auf die Erforschung ihrer Phänomene."

Ein sehr interessantes Kapitel in diesem Artikel ist das, welches von dem Einflusse handelt, der von den Aeltern auf die Eigenschaften ihrer Nachkommen in der Zeugung ausgeübt wird. Da über diesen Punkt noch die meiste Dunkelheit herrscht, so sind allgemeine Schlüsse nur mit großer Vorsicht zu ziehen, und Ref. theilt namentlich alle die Bedenklichkeiten, welche Allen Thomson in Betreff des sogenannten Versehens der Schwangern aufwirft. Obschon die Richtigkeit des Versehens durch einen alten Volksglauben dermassen sanctionirt ist, daß man es im gewöhnlichen Leben als eine evidente Thatsache ansieht, so hat eine wissenschaftlich strenge Kritik gleichwohl nicht geringe Zweifel hiegegen erhoben. Bey dem allgemeinen Interesse, das dieser Gegenstand darbietet, wird ein näheres Eingehen auf die Argumente, welche der Verf. gegen die gewöhnliche Annahme von Versehen beybringt, nicht am unrechten Orte stehen.

Zuerst führt Allen Thomson 41 Fälle an, in welchen soll ein Versehen stattgefunden haben; unter diese Fälle werden sich alle bekannten Beyspiele subsumiren lassen. Alsdann geht er zu seinen Bemerkungen über, die Ref. im Nachfolgenden fast in ihrer ganzen Vollständigkeit wieder giebt.

Wir wünschen nicht, beginnt der Verf., gegen diese Hypothese lediglich wegen ihrer prima facie Absurdität zu disputiren, aber wir meynen doch, daß es allgemein zugestanden werde, daß der größere Theil der vorhin angeführten Fälle lächerlich und unglaublich sey, in so fern einfache, den Anatomen wohlbekannte Mißbildungen als Repräsentationen von Thieren und andern Gegenständen, mit denen sie, wenn überhaupt, eine sehr entfernte Aehnlichkeit haben, betrachtet werden — Fälle, in welchen es augenscheinlich ist, daß die Einbildung der Umstehenden thätiger, als die der Mutter gewesen ist.

Wir wollen zugeben, fährt der Verfasser fort, daß wir eine Erklarung des Mechanismus einer Lebensfunction ihrer bloßen Dunkelheit wegen nicht geradezu verwerfen dürfen; wir behaupten aber, daß die allgemeinen Phänomene der Lebensfunctionen geeignet sind, beobachtet und auf fire und allgemeine Gesetze zurückgeführt zu werden, was gewiß in keiner Weise der Fall ist bey den Wirkungen der Imagination, welche ebenso verschieden und widersprechend, als absurd und lächerlich sind. Der anatomische Zusammenhang des mütterlichen Fruchthälters und Kindes ist so gut gekannt, daß wir mit Sicherheit behaupten können, es existire keine solche Communication, welche zur Uebertragung eines Eindruckes vom Körper der Mutter zu irgend einem besondern Organe des Foetus nöthig wäre, und noch viel weniger ein Weg zur Fortleitung geistiger Eindrücke. Die Gelüste, welche besonders nachtheilig auf das Kind wirken sollen, scheinen in derselben Weise gewirkt zu haben, ob der Appetit befriedigt wurde oder nicht ꝛc. — Moralische Gründe sprechen aber noch mehr gegen das Versehen. Es ist augenfällig, daß weit in den meisten der erzählten Fälle die Coincidenz des geistigen Eindruckes auf die Mutter mit der dem Kinde zugefügten Verletzung eine post-partum Beobachtung und Entdeckung ist.

Die Mutter und ihre Freunde, oder der Vater, sind begierig eine Erklärung der Mißgestaltung zu finden, welche keinen Schandfleck auf sie selbst bringen soll. In andern Fällen ist es zu besorgen, daß die läppischen und geschwätzigen Weiber, welche Kindbetterinnen pflegen, und selbst mehr wissenschaftliche Geburtshelfer den Glauben der Mutter an die Wirkung eines früheren (unter tausenden ausgesuchten) Eindruckes ihrer Einbildungskraft unterstützen, um dadurch eine während der Entbindung ausgeübte Verletzung zu verbergen, oder in der minder schuldigen Absicht, um die Besorgnisse der Mutter während des gefährlichen Kindbettzustandes zu mildern.

(Schluß folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Band, I. Heft. Würzburg. 1840. gr. 8.

(Fortsetzung.)

Im December desselben Jahres, kurz vor Melchiors Abreise zum Reichstag nach Regensburg, wurde ihm die Vorschrift einer neuen Hof- und Kanzleyordnung eingehändigt mit der Bitte, „sie zum treulichsten zu befolgen, wie er versprochen."

Mit dem Consens des Capitels wurden zu Basel, im Breisgau und zu Wirzburg neue Anleihen gemacht. Als der Bischof durch sein längeres unnöthiges Verweilen (1557) auf dem Reichstage zu Regensburg einen Beweis gab, daß er sich wenig um Ersparungen kümmerte, erinnerte ihn das Capitel an seine Beurlaubung vom Kaiser, an die baldige Heimkehr, an die bey seinem Hofe zu machenden Ersparungen und Verbesserungen seiner Canzley, und drohte ihm, „daß es seinerseits in Zukunft keine einzige Schuldverschreibung mehr besiegeln, sondern nothgedrungen seyn werde, der Ritterschaft, als des Domcapitels Vettern und Schwägern, die obwaltenden Beschwerden zu klagen und ihre Mitwirkung zur Abhülfe zu begehren" — Obgleich man von Seiten des Capitels nicht gesonnen war, diese Drohung zu verwirklichen.

Der Bischof entschuldigte das Hinausschieben der begehrten Reformen mit der gegenwärtig noch herrschenden Aufregung: es sey zur Zeit nicht thunlich, alle „Diener" zu entlassen, und „auch selbst für die nächste Zukunft bleibe die Möglichkeit neuer allseitiger Reformen ungewiß."

Nach Melchiors Ermordung, 15. April 1558, wurde am 27. April desselben Jahres Friedrich von Wirsberg zum Bischof gewählt.

Auch unter ihm blieb die Geldfrage vorherrschend, erstens wegen Bestreitung der Kosten der Bischofswahl, und der die päpstliche Bestätigung holenden Gesandten (12—16,000 fl.), zweytens drohte das von der Krone Frankreich entlassene deutsche Kriegsvolk mit nichts geringerem als mit Ueberfall und Ausplünderung der geistlichen Stifte; drittens Albrecht von Rosenberg und die Reichsstadt Nürnberg traten, ersterer mit einer Geldforderung auf, letztere verlangte nachdrücklichst die Rückzahlung dargeliehener bedeutender Summen durch eigene Gesandtschaft an den Bischof.

Bald gewahrte das Capitel, Friedrich beachte mehr das Religionswesen, als den Staatshaushalt, und vor versammeltem Capitel machte der Domdechant von Hutten am 25. Februar 1559 dem Fürstbischofe den Vorwurf: daß er auf den beklagenswerthen Zustand des Landes, auf Minderung der Schuldenlast, auf Reform der Hof- und Kanzleyordnungen gar keine Sorgfalt gerichtet. „Gegen das Hofgesinde und die Räthe ist Bischof Friedrich unbescheiden in seinen Worten" (ob des Bischofs ungestümer Reden wollte sich keiner zur Annahme der Hofmeisterstelle verstehen, 1572. — Friedrich selbst gesteht 1560 seinen „geheim Muth" ein, und verspricht, sich „desselben furter hin soviel muglich — — zu enthalten." Das capitelische Schreiben an den Fürstbischof 4. October 1506, redet von des Fürstbischofs „gehen und hitzigen Gemüth"). „Darum wollen namentlich die Einspänniger am Hofe und auch andere Diener mehrentheils wandern, besonders der Hofmeister" u. s. w. „Daher ist es hochvonnöthen, den Bischof zu einem angemessenen Benehmen zu ermahnen."

Auf der Stelle beschloß die Versammlung, den Bischof vorzufordern, und ihm aufs nachdrücklichste zu untersagen, er möge sich zumal in Religionssachen und außerdem auch in Sachen der Hofhaltung keine Unbescheidenheit erlauben, und fürder nicht mit auswärtigen Personen über Religion disputiren, wie er es erst neulich mit den Nürnberger Gsandten „etwas verweislich und in ungeschickten Worten" gethan. Zu empfehlen sey ihm ferner, auf dem kommenden Reichstag sich alles Disputirens mit den Fürsten und Ständen über Religion zu enthalten u. s. w. Um dieß zu verhüten, ward ihm auf seiner am 26. April 1559 angetretenen Reise zum Reichstag nach Augsburg auf kurze Zeit der Domdechant von Hutten in der Absicht beygeordnet, daß er die Gesandten von des Bischofs übler Gewohnheit unterrichte, und in vorkommenden Fällen, wo es Noth thue, „seine Zunge im Zaum halte" ꝛc. Die fortwährenden Anregungen des Capitels hinsichtlich der Reformen im Hof- und Staatshaushalt in den Jahren 1560 und 1564 hat Stumpf in den Denkwürdigkeiten der fränkischen Geschichte Hft. III. S. 2 ff. und S. 25 ff. geschildert.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Jänner.

Nro. 17. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

The Cyclopaedia of Anatomy and Physiology. Edited by Robert B. Todd. Vol. II. Dia —Ins. Lond. 1839 (bis 1841) 1015 S. gr. 8.

(Schluß.)

Es ist kein Zweifel, wie der Verf. weiter bemerkt, daß es unzählige Fälle gibt, in welchen die Imagination und alle moralischen und intellectuellen Kräfte der Weiber während der Schwangerschaft aufs höchste erregt wurden, ohne daß ihre Kinder in irgend einer Hinsicht darunter gelitten hätten; ebenso fehlt es nicht an Beyspielen von Kindern, die mit allen Arten von Mißbildungen, wie sie dem Versehen zugeschrieben werden, geboren wurden, ohne daß man von ungewöhnlichen geistigen Eindrücken gehört hätte. Ueberdieß muß es bemerkt werden, daß die Schwangerschafts-Periode, in welcher die Einwirkung auf das Kind stattfindet, keineswegs bestimmt ist, und daß keine Uebereinstimmung zwischen der Zeit und dem Wachsthum des Foetus und der Natur der Verbildung ist. Einige dieser Einwirkungen sollen im Moment der Conception selbst vorgekommen seyn oder doch den Grund dazu gelegt haben, während andere nur wenige Wochen vor der Geburt sich ereigneten. Die monströsen Erscheinungen oder Mißbildungen, welche den größten Theil der dem Versehen zugeschriebenen Verunstaltungen ausmachen, werden jetzt nicht mehr als bloße lusus naturae betrachtet, sondern die Zeit, in welcher viele derselben eingetreten seyn mußten, ist mit ziemlicher Sicherheit gekannt, und diese Zeitbestimmungen correspondiren keineswegs mit den Perioden, in welchen das Versehen soll stattgefunden haben. Außerdem sind fast alle angebornen Mißbildungen genau anatomirt worden und ihre Struktur ist auf allgemeine Gesetze zurückgeführt, die in jeder individuellen Form so regulär und bestimmt ist, als die gewöhnlichere oder sogenannte natürliche Struktur.

Einer Einwendung begegnet noch Allen Thomson, welche von den meisten Physiologen auf dem Continente wohl gar nicht berücksichtigt worden wäre, deren Erörterung aber durch den Verfasser ein erfreulicher Beweis ist von der soliden Gesinnung, welche in England noch geltend ist. In dieser Frage, sagt er, habe man sich auf die Autorität der Bibel berufen, nämlich in der Geschichte Jakobs, der geschälte bunte Stäbe den Schafmüttern, welche zur Tränke kamen und nachher empfiengen, vorgelegt hätte. Jeder aber, wie der Verfasser bemerkt, der nur einige Aufmerksamkeit dieser Erzählung schenken wolle, würde sogleich überführt werden, daß der heilige Schriftsteller bey Beschreibung von Jakobs Verfahren lediglich des Patriarchen Glauben an die Wirksamkeit solcher Mittel berichte, denn im darauf folgenden Capitel werde Jakob der Irrthum durch einen Engel benommen, der ihm im Traume erscheint und ihn von der wirklichen Ursache der Vermehrung der gesprenkelten Lämmer unterrichtet, nämlich daß die gesprenkelten Böcke die Weibchen besprungen hätten, und daß daher die Nachkommenschaft ihre Farbe lediglich ihren Vätern verdanke.

Allen Thomson schließt seine Betrachtungen mit folgender von Dr. Blundell entlehnten Stelle, „daß es der Erfahrung, dem Verstande und der Anatomie zuwiderlaufe, zu glauben, daß eine lebhafte Hinwendung des Gemüths der Mutter auf einen bestimmten Gegenstand oder ein Ereigniß ei-

nen bestimmten oder specifischen Eindruck auf den Körper ihres Kindes, ohne eine Gewalt oder Beschädigung von Aussen, veranlassen könne, und daß es eben so unwahrscheinlich sey, daß, wenn die Imagination wirksam ist, die Application von Seite der Mutter auf irgend einen Theil ihres eigenen Körpers eine Mißbildung oder einen specifischen Eindruck auf einen korrespondirenden Theil des Kindes zu bewirken im Stande sey."

Einer sehr ausführlichen Betrachtung ist das Herz unterworfen, und drey Anatomen haben sich in die Bearbeitung dieses Artikels getheilt. Von Reid ist die Anatomie und Physiologie, jedoch nur des menschlichen Herzens; die Anordnung der Herzfasern ist noch besonders von Searle geschildert; die abnorme Beschaffenheit dieses Organs von Todd.

Von Simpson ist der sehr reichhaltige Artikel Hermaphroditismus bearbeitet, wobey nicht bloß der Mensch, sondern auch die Thiere berücksichtigt wurden.

Der längste Artikel in diesem Werke betrifft die Insekten, von Newport verfaßt (S. 853 — 994). Der äußere wie der innere Bau dieser Klasse nach ihren verschiedenen Ständen ist mit großer Ausführlichkeit und Genauigkeit geschildert; überdieß eine außerordentlich große Zahl von Abbildungen beygegeben, so daß diese treffliche Abhandlung recht geeignet ist, den angehenden Entomologen, in eine tiefere Kenntniß der Insekten, als sie die bloße äußere Ansicht gewähren kann, hineinzuführen. Die eingedruckten Holzschnitte sind eben so schön als genau.

Die Insektivoren sind von Th. Bell etwas kurz behandelt (S. 994 — 1006). Er betrachtet sie als eigene Ordnung mit vier Familien:

1) Talpidae (Talpa, Condylura und Chrysochloris).
2) Erinaceadae (Erinaceus, Echinops und Centenes).
3) Soricidae (Sorex, Mygale und Scalops.)
4) Tupaiadae (Tupaia).

Die Einreihung von Scalops unter die Spitzmäuse ist nicht zu billigen, da bey jener Gattung im Skeletbau der Typus des Maulwurfs vorherrscht. Der Gattungen Macroscelides, Solenodon, und Gymnura ist keine Erwähnung gethan, obgleich von jener bereits 6 Arten bekannt sind. Bell theilt eine, durch eine Abbildung erläuterte Notiz von Todd mit, nach welcher letzterer den Mangel des Sehnervens beym Maulwurf bestätigt. Er fand zwar das Chiasma, aber keinen davon abgehenden Nerven, dagegen konnte er den Augenast des fünften Paares bis zum Auge verfolgen.

Der Artikel Auge, von Dr. Jakob bearbeitet, zeichnet sich mehr durch seine praktische Haltung, als durch detaillirte Ausführlichkeit aus, so daß er mehr für einen, der über diesen Gegenstand das Ausgemachte, Wesentlichste erfahren will, passend ist, als für einen Sachkundigen, für welchen jedoch auch die Darstellung überhaupt und mehrere besondere Ansichten des Verfassers vom Interesse sind.

Mehrere von den — meistens häutigen Gebilden, über welche in Ammons Zeitschrift für Ophthalm. und in den gleichzeitig erschienenen Bänden von Müllers Archiv hin und her gestritten wurde, sind hier nicht genannt; die membrana fusca Arnoldi hält der Verf. für bloße Verbindungsmaterie zwischen Sclerotica und Choroidea; Sclerotica und Cornea sind ihm eine Haut; die musculi recti tragen nach seiner Ansicht nichts zur Bildung der Sclerotica bey; das ligamentum ciliare erklärt er für bloßes Zellgewebband zur Verbindung der Choroidea mit der Sclerotica — was gewiß unrichtig ist, da man es bey genauer Untersuchung immer für einen Nervenplexus erkennt — die membrana pupillaris bleibt nach seinen Untersuchungen bis zum neunten Monate; die membrana Ruyschiana als solche läugnet er.

Auch auf vergleichende Anatomie des Auges (der Wirbelthiere) und dessen Pathologie ist in der ganzen Haltung des Artikels entsprechende Rücksicht genommen. Die beygegebenen prachtvollen Holzschnitte sind theils nach Originalzeichnungen, theils nach Zinn, Sömmerring und Home.

Organs of generation von Rymer Jones ist ein Artikel, der jetzt nicht mehr befriedigt. Wie die Wissenschaft damals stand, als der berühmte Verfasser den Artikel schrieb, finden wir sie auch getreulich, kurz und leicht faßlich dargestellt; für die jetzige Zeit aber ist er großentheils unbrauchbar, da die jüngeren Jahre eine große Umgestaltung in der Lehre von den Generationsorganen, besonders der wirbellosen Thiere, hervorgebracht haben.

Der Verf. giebt überhaupt drey Arten der Fortpflanzung der Thiere an: durch die Theilung, durch Sprossenbildung, und durch Eyer, und theilt die in letztere Kategorie gehörenden Thiere wieder in solche, welche bloß eyererzeugende Organe haben, in solche, welche neben dem Eyerstocke noch eine Drüsenmasse besitzen, deren Secret zur Befruchtung der Eyer hinreicht; in solche, welche zwar auch beyde Zeugungsstoffe in sich tragen, bey denen aber die Eyer nur durch gegenseitige Begattung befruchtet werden, endlich in solche, bey denen die Eyerstöcke und Hoden an verschiedene Individuen vertheilt sind. Die diesem Artikel beygegebenen Holzschnitte stellen die Hauptformen der männlichen Sexualorgane bey den Wirbellosen und Wirbelthieren vor. — (S. 577—648.)

Herz von Dr. Reid. Nach einer kurzen Einleitung, welche die Hauptformen dieses Organs bey den verschiedenen Thieren vorführt, handelt der Verf. die normale Anatomie des menschlichen Herzens ab, wobey der Richtung der Fasern in der Substanz dieses Organs sehr ausführlich gedacht ist. Zum Schlusse wird die Physiologie des Herzens mit viel Literaturkenntniß und gesunden Ansichten durchgenommen. Diesem Artikel ist noch eine sehr specielle Abhandlung über die Anordnung der Fasern des Herzens von H. Searle Esq., und eine andere über abnorme Beschaffenheit dieses Organes von Dr. Todd beygegeben, von denen besonders ersterer, da er ganz aus mühsamen eigenen Untersuchungen hervorgegangen ist, viel Interessantes bietet. Die abnormen Beschaffenheiten sind in angeborne (fehlerhafte Lage, Mißbildung aus mangelhafter Entwicklung, Mißbildung aus gestörter Entwicklung) und in erst nach der Geburt durch Krankheiten erzeugte getheilt, wobey die verschiedenen Herzkrankheiten durchgegangen werden.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. I. Heft.

(Fortsetzung.)

Aber die Erfolge jener Reformen waren eben nicht erfreulich; denn es werden im capitelischen Recessenbuch von 1560 die in die neue Ordnung, im Regiments-Kammer- und Kanzley-Rathe eingeschlichenen vielerley Mängel und Gebrechen aufgezählt, als: seltener Besuch des Collegiums von Seite der Räthe des Regimentsrathes theils Alters halber, theils wegen Nachlässigkeit oder auswärtiger Beschäftigung, weniges Referiren der Räthe; bey der Kammer, woselbst meist alte Männer angestellt sind, liegen Tische und Bänke voll von Aktenbüscheln unordentlich durcheinander. Gleiche Unordnung herrscht in der Kanzley. Die gutbesoldeten Räthe kommen selten zusammen, des Bischofs Mahnungen zu größerem Fleiß sind erfolglos, die Geschäfte werden wenig gefördert. Die dem Stifte wichtigen Prozesse sind seit Dr. Balbus Tod in Verwirrung gerathen, die Akten liegen unter und übereinander aufgehäuft, und man bedürfe eines tüchtigen Doctor juris. Der sehr unfleißige Oberschultheiß läßt sein Amt durch seine Frau regieren und den Leuten B.scheid geben, den er selbst nicht thut, handelt mit den Parteyen ad partem (à part), nimmt Geschenke von ihnen an, u. s. w. Der Hofmeister ist auch unfleißig. Der Kanzler wird oft verschickt und zu fremden Dingen gebraucht. Der Zahlmeister ist mit seinen Rechnungen in Rückstand, das Land steckt tief in Schulden, die sich täglich häufen u. s. w.

Daß in dieser vom Domkapitel gegebenen Schilderung nichts übertrieben, zeigen die am 26 August 1560 vom Bischofe neuerlich mit dem Capitel angeknüpften und in den Beylagen (S. 44 ff.) mitgetheilten Verhandlungen, die gleichwohl dem Hof- und Staatshaushalte auch nicht aufgeholfen haben. Neuen Exhortationen des Capitels folgte Bischof Friedrichs eigenes Geständniß d. d. 27. Februar 1567 (nicht 1568), daß bey der Kanzley das Hofmeisteramt nebst andern Rathsstellen nicht zum Besten versehen sey, daß er selbst fleißig nach hierfür tüchtigen Leuten sich umgethan und auch einige brauchbare gefunden; allein sie waren seiner Meynung nach mehr wider, als für das Stift gesinnt; daher möge das Capitel nachdenken, wie solche Leute zu bekommen. Als einen Mann, den man zu „den geheimbsten Räthen jederzeit gebrauchen könne," halte er Bernhard Marschalk.

Noch ein Jahr vor seinem Tode, 1572, währten des Capitels Klagelieder, z. B. über die so lange unbesetzte wichtige Hofmeistersstelle, die Niemand ob des

Bischofs ungestümer Rede annehmen wolle. Aber auch der Bischof beschwerte sich über sein Capitel und schob alle Schuld des unordentlichen Haushaltes auf dasselbe, das Capitel jedoch wieder auf den Bischof.

„Durch diese heilsame Vormundschaft des Capitels," sagt Stumpf, Denkwürdigkeiten S. 36, „unter welcher Friedrich regierte, wurde das Land wenigstens vor dem gänzlichen Verderben verwahret, ohne diese Vorsorge würde es dem Regierungs-Nachfolger Julius, nicht möglich gewesen seyn, dasselbe in einen blühenden Zustand zu versetzen, und soviel für den Staat und die Kirche zu leisten, als er während seiner 4-jährigen Regierung und während äußerer und innerer Bewegungen in Deutschland wirklich zur Bewunderung der Nachwelt geleistet hat."

III.

Ueber das auf bischöflich würzburgischen Münzen vorkommende Monogramm.

Vom k. Studienlehrer Hrn. Dr. G. J. Keller.

Weder Jos. Mader, noch Lelewel, noch Jos. Appel, noch auch Scheidt (der übrigens der rechten Erklärung auf der Spur war, dieselbe aber wieder verließ) haben das auf bischöflich würzburgischen Münzen, und zwar zuerst auf einem Denare Bischofs Bruno von Kärnthen (1034—1045), dann bis herab auf Laurenz von Bibra (1497 — 1519) vorkommende Monogramm richtig gelesen und erklärt. Nachdem Hr. Keller das Irrige und Unstatthafte der Entzifferungen obiger Gelehrten beleuchtet, äußert er sich sehr treffend dahin: „das in Frage stehende Monogramm ist ein bischöfliches Münzmonogramm, ein kreuzförmiges mit einer Raute, ein Namens- und Titelsmonogramm, und zwar rücksichtlich des Namens ein vollständiges, rücksichtlich des Titels ein abgekürztes." — — „In diesem würzburgischen Münzmonogramme bildet der vollständige Name des Bischofs Bruno den Hauptbalken des Kreuzes, der abgekürzte Titel aber den Querbalken desselben. Die obere Spitze des Hauptbalkens bildet ꝙR zusammengeschoben, der untere Theil der Raute liefert das V, an dessen spitzen Winkel das N steht. Die Raute vollständig genommen liefert ohne Zwang nach einer bey Monogrammenbildungen oft vorkommenden Sitte das O, der Querbalken enthält die bis in die neueren Zeiten üblichen Abbreviaturen für Episcopus, rechts nämlich zeigt sich ꝖP zusammengehängt, links S." —

Man kann es nun wohl nach dieser Erklärung für immer entschieden annehmen, daß das Monogramm BRUNO EPS gelesen werden müsse. Noch fügt Hr. K. seine Muthmassung bey, warum man mit Bruno's Namen vom 11. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts herab den Revers der bischöflich würzburgischen Münzen geziert. Es hätte nämlich dieser Bischof aus eigenen Mitteln den baufälligen Dom im Jahre 1402 dauerhafter und prachtvoller erbaut, weßhalb auch an der östlichen Seite des Chors sein Name und Titel in Monogrammform in Stein ausgehauen zu sehen ist. Derselbe Bischof habe für die bauliche Instandhaltung der Kathedrale in den folgenden Jahrhunderten, so wie für die reichlicheren Einkünfte der Würzburger Domherren durch Vergabung des im Stifte Paderborn gelegenen Amtes Sonnrich an das Stift Würzburg zweckmäßige Sorge getragen. Aus Dankbarkeit für eine so ausgezeichnete Wohlthat hätten die folgenden Bischöfe Bruno's Monogramm bis zu Ende des 15. Jahrhunderts auf ihre Münzen gesetzt.

IV.

Supplemente zu: „Die bambergischen Münzen chronologisch geordnet und beschrieben von Joseph Heller, Bamberg 1839. 8."

Vom k. Studienlehrer Hrn. Dr. G. J. Keller.

Diese sehr schätzbaren Nachträge und Bemerkungen zu Hrn. Hellers Beschreibung: Bamberger Münzen, eröffnet Hr. K. mit einigen Betrachtungen über die Schwierigkeiten des Studiums der deutschen Münzwissenschaft, welche sich einfach schon aus dem Umstande erkennen lassen, daß im Gebiete des vormaligen deutschen Reiches nach einem sehr mäßigen Anschlage wenigstens 258 Münzherren und Münzstätten sich befunden haben. Eine gründliche, umfassende und möglichst vollständige Geschichte des deutschen Münzwesens dürfte nach Hrn K's. Ansicht nur alsdann zu erwarten seyn, wenn „Kenner vom Münzwesen einzelner Kreis- oder Münzherren die allerdings große Mühe und Aufopferung fordernde Arbeit übernehmen, in Monographien das Material zu liefern, mittelst dessen dereinst der ehrwürdige Dom der deutschen Münzgeschichte aufgeführt werden kann," — und setzt, Hrn. Hellers Arbeit anlangend, lobend bey: „Kein Sachkenner wird das Verdienstliche eines solchen Unternehmens verkennen, und Hr. Heller hat wirklich durch seine Beschreibung der Bambergischen Münzen einen gerechten Anspruch auf den Dank des numismatischen Publicums sich erworben."

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Jänner.

Nro. 18. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

I. The Birds of Australia. By J. Gould. Dedicated by permission to her Majesty. London 1841. Part. III. und IV. gr. fol.

II. Monograph of the Macropodidae, or Family of Kangaroos. By J. Gould. Lond. 1841. Part. I. gr. fol.

Schon im Jahre 1837 begann Gould zwey Werke über die australischen Vögel herauszugeben; das eine unter dem Titel: The Birds of Australia and the adjacent islands. Part. I. Lond. 1837. Part. II. 1838. gr. fol.; das andere als Synopsis of the Birds of Australia and the adjacent islands. Lond. 1837 und 1838. Part. I. — IV. Das erstere war bestimmt, Abbildungen von den Arten der australischen Vögel zu liefern, und kam im Formate und in der prachtvollen Ausstattung ganz mit dem Gouldschen Luruswerke, the Birds of Europe überein. Das andere war in viel kleinerem Formate und stellte in der Regel bloß einzelne Theile von Vögeln, hauptsächlich Köpfe, dar. Beyde Werke, vom Ref. bereits in diesen Blättern angezeigt *), wurden plötzlich unterbrochen, indem Gould mit seiner Gattin, die eine vortreffliche Zeichnerin ist, nach Neuholland reiste, um aus eigner Anschauung das Leben und Treiben der dortigen Vögel und Säugethiere kennen zu lernen. Seit einem Jahre zurückgekehrt, hat er seitdem uns beyde oben genannte Werke vorgelegt, und bey dem ungemeinen Fleiße, mit welchem beyde Gatten im Zeichnen und Malen zusammenhelfen, werden sie in wenig Jahren beendigt seyn.

*) Band IV. S. 859; Band VI. S. 497.

I. Von den Birds of Australia sind uns das 3te und 4te Heft (im Juny und September 1841 ausgegeben) zugekommen, und wir stunden anfänglich in der Meynung, als ob diese die unmittelbare Fortsetzung von den im Jahre 1837 unter gleichem Haupttitel erschienenen beyden ersten Heften wären. Eine genauere Nachsicht läßt uns jedoch vermuthen, daß Gould leider an diese nicht anknüpft, sondern die Birds of Australia nur mit dem ersten Hefte angefangen hat, worüber eine deßhalb in London gestellte Anfrage uns baldigst sichere Auskunft geben wird. Einstweilen ist deßhalb nur von dem 3ten und 4ten Hefte der australischen Vögel die Rede.

Format und äußere Ausstattung dieser beyden Hefte ist ganz wie in den frühern Lieferungen; die Abbildungen also von ausgezeichneter Schönheit, und da ein großer Theil der Vögel von Gould im Leben beobachtet wurde, so ist ihr ganzer Habitus mit ungleich größerer Treue dargestellt als in den frühern Heften. Ueberdieß haben diese Darstellungen bedeutend an Werth dadurch gewonnen, daß die Vögel in ihren gewöhnlichen Umgebungen, häufig mit ihren Nestern und Jungen zugleich, gezeichnet sind; auch hat sich der Text aus den frühern magern Notizen in vollständige Beschreibungen der äußern Gestalten und der Lebensweise dieser Thiere umgewandelt. Diese neuen Lieferungen haben demnach große Vorzüge vor den ältern voraus, und entsprechen allen Forderungen, die nicht bloß der Dilettant, sodern der wissenschaftliche Ornitholog an ein solches Werk stellen kann.

Wir zählen zuerst die Tafeln auf, von deren jede eine besondere Art darstellt, und reihen hieran einige aus dem Texte genommene Bemerkungen. Die durch Cursivschrift ausgezeichneten spezifischen Namen bezeichnen solche Arten, welche von Gould zuerst publicirt und bisher nirgends abgebildet wurden.

Part. III.

1. Neomorpha Gouldii Gray.
2. Psophodes crepitans Lath.
3. Sphenostoma cristatum.
4. Menura superba Davies.
5. Malurus cyaneus Shaw.
6. — longicaudus.
7. — melanotus.
8. — splendens Quoy.
9. — leucopterus Quoy.
10. — Lamberti Vig.
11. — elegans.
12. — melanocephalus Vig.
13. — Brownii Vig.
14. Stipiturus malachurus Lath.
15. Amytis textilis Quoy.
16. — striatus.
17. Erythrogonys cinctus.

Part. IV.

1. Ptilotis fuscus.
2. Plectorhyncha lanceolata.
3. Myzomela nigra.
4. Platycercus flaveolus.
5. — Adelaidiae.
6. Himantopus leucocephalus.
7. — Novae-Zelandiae.
8. Ptilonorhynchus holosericeus Kuhl.
9. Chlamydera maculata.
10. — nuchalis Jard.
11. Pachycephala pectoralis Lath.
12. Climacteris scandens Temm.
13. — rufa.
14. — erythrops.
15. — picumnus Temm.

Zu welcher Verkehrtheit ein mit strengster Consequenz eingehaltenes künstliches System hinführen könnte, davon giebt Neomorpha Gouldii ein sehr schlagendes Beyspiel. Bekanntlich ist die Schnabelform ein Hauptmerkmal für generische Unterscheidungen; wollte man nun bey der genannten Art nach derselben sich richten, so müßten beyde Geschlechter in verschiedene, weit auseinander liegende Gattungen vertheilt werden. Das Männchen hat nämlich einen fast geraden, wenig gebogenen, starken Schnabel, das Weibchen dagegen einen sichelförmig gekrümmten, dünnen und fast nochmals so langen.

Vom Leyervogel (Menura) sagt Gould mit Recht, daß wenn man für Australien ein Emblem unter seinen Vögeln auswählen wollte, keiner hiezu mehr geeignet als dieser wäre. Ueber die systematische Stellung, die Nitzsch schon vor zwanzig Jahren dem Leyervogel unter den Singvögeln angewiesen hatte und die nun auch auf anatomischem Wege gerechtfertigt worden, spricht sich Gould dahin aus, daß er der Menura ihren Platz ebenfalls in dieser Ordnung anweist, und sie mit den amerikanischen Gattungen Pterotochus, Scytalopus und den verwandten Gruppen zu einer Familie zusammen stellt, welcher sich Troglodytes, Amytis, Stipiturus, Malurus, Dasyornis und Psophodes genau anschließen. Unter allen Vögeln hält er den Leyervogel für den scheuesten und am schwierigsten zugänglich; im Laufe ist er außerordentlich schnell, wobey er den langen Schweif horizontal trägt. Unter den mancherley sonderbaren Gewohnheiten dieses Vogels führt Gould auch die an, daß das Männchen kleine runde Hügel bildet, die es täglich besucht und auf ihnen herum trappelt, wobey es seinen Schweif in der schönsten Weise aufrichtet und ausbreitet, und zugleich seine Stimme hören läßt, die bald aus seinen eigenthümlichen Tönen besteht, bald aus denen, die andern Vögeln, selbst dem Heulen der einheimischen Hunde, nachgeahmt sind.

Unter den Malurus hat Gould sehr schöne neue Arten abgebildet. Die Männchen aller durch prächtige blaue oder rothe Färbung ausgezeichnet.

Plectorhyncha lanceolata baut sich an der Spitze eines Casuarinenzweiges ein Hängenest, das hier mit abgebildet ist.

Prachtvoll sind die beyden Papageyen-Arten, die Gould unter dem Namen Platycercus flaveolus und Adelaidiae darstellt. Leider werden diese

ſchönen Vögel, da ſie zumal ein delikates Fleiſch haben, durch die Jagden immer mehr vermindert, und ſind in kurzer Zeit vielleicht faſt ganz ausgerottet.

Der Gattung Himantopus, die bisher nur aus einer einzigen Art beſtand, iſt eine zweyte beygefügt worden, die auf Neuſeeland heimiſch iſt.

Zur Abbildung des Philonorhychus holosericeus, ſo wie auch zu der der Chlamydera maculata iſt für jede dieſer Arten ein ganzer Foliobogen gewählt worden. Beyde ſind zugleich mit ihren Neſtern dargeſtellt; die erſtere auch in ihren jüngern Zuſtänden. Für einen Ornithologen könnte es nicht leicht eine ſchönere Zimmerausſchmückung geben, als dieſe beyden Tafeln unter Glas und Rahm an den Wänden aufgehängt.

II. Bisher hatte Gould ſich nur in Darſtellungen von Vögeln verſucht; zum erſtenmale bietet er uns nun in ſeiner Monographie der Kängurus Abbildungen von Säugthieren dar, und erweiſt an ihnen die gleiche Meiſterſchaft, wie in ſeinen ornithologiſchen Leiſtungen. Wer nur einmal Gelegenheit gehabt hat, in Menagerien die ſonderbaren Formen und Gangweiſen dieſer Thiere zu beobachten, wird ſich erfreuen an der treuen Auffaſſung, in der hier die ſeltſamen Geſchöpfe dargeſtellt ſind. Zugleich iſt nun die Umgebung weiter ausgearbeitet, als dieß gewöhnlich bey den Vögeln der Fall iſt, die in der Regel nur auf einzelnen Zweige ſitzend gezeichnet ſind. Bey den Kängurus dagegen ſind es ausgeführte Landſchaften, in deren Vordergrunde ſich die Thiere bewegen, und da dieſe Umgebungen vom Künſtlerpaare ſelbſt an Ort und Stelle aufgenommen worden, ſo erhält man dadurch zugleich naturgetreue Anſchauungen der eigenthümlichen phyſikaliſchen Verhältniſſe Neuhollands.

Die äußere Ausſtattung dieſer Monographie kommt ganz mit der der vorhin angezeigten Vögel überein, iſt alſo abermals ein Prachtwerk. Im erſten Hefte, dem einzigen, das bisher erſchienen iſt, ſind folgende Arten abgebildet und beſchrieben. Diejenigen, denen kein Name nachſteht, ſind von Gould zuerſt publicirt:

1. Macropus major Shaw.
2. — laniger Quoy.
3. — fraenatus.
4. — unguifer.
5. — robustus.
6. Petrogale brachyotis.
7. Halmaturus Bennetti Waterh.
8. — dorsalis Gray.
9. — manicatus.
10. — Billardieri Desm.
11. — Derbianus Gray.
12. Lagorchestes leporoides.
13. Bettongia rufescens Gray.
14. — penicillata Gray.
15. Hypsiprymnus Gilbertii.

Von dieſen 15 Arten ſind 7 von Gould als neu aufgeſtellt; von allen überhaupt fehlten, mit Ausnahme von Macropus major und laniger, bisher Abbildungen, aus welchen man nun auch mit Sicherheit die von Gray höchſt ungenügend charakteriſirten Arten erkennen kann. Die Wichtigkeit dieſer Monographie für die Kenntniß der auſtraliſchen Säugthiere erhellt ſchon aus vorſtehender Angabe.

Lagorchestes iſt eine von Gould neugebildete Gattung, welche er von Hypsiprymnus abtrennt und von dieſem dadurch unterſcheidet, daß ihr Wohnort einen andern Charakter hat, die Naſenkuppe (Muffel) behaart iſt, die Hände und Nägel kleiner, dünner und zarter als bey jeder andern Art geformt ſind, was andeutet, daß ſie nicht zum Graben beſtimmt ſind. Ref. ſieht in dieſen Merkmalen keinen hinlänglichen Grund, eine generiſche Trennung von den Potorus vorzunehmen; indeß Gould hat gleich Gray, dem er in der Annahme der Gattungen gefolgt iſt, eine große Luſt an Vervielfältigung der letzteren, und ſomit werden wir uns ſchon darauf gefaßt machen dürfen, daß jedes Heft uns eine oder die andere neue Gattung bringen wird.

Lebensweiſe und Jagdbetrieb, wo ſie ihm bekannt wurden, ſind vom Verfaſſer immer ſorgfältig angegeben worden. Auch über die geographiſche Verbreitung der Arten erlangen wir hier ſicherere Aufſchlüſſe als früher, wo man ſich häufig mit der vagen Angabe Neuholland begnügte, ohne nähere

Bezeichnung, ob von Nord oder Süd, von Ost oder West, von Ebenen oder Berghöhen dieses Continents die Rede sey. Auf diese Weise gelangen wir zu einer immer gründlicheren und ausgedehnteren Kenntniß der Thierwelt Neuhollands, zumal wir von Gould's rastloser Thätigkeit erwarten dürfen, daß nach Beendigung seiner Monographie der Macropoden die Reihe auch an die übrigen australischen Familien der Beutelthiere kommen wird. Und während Gould unsere Kenntniß von diesen Thieren nach ihren äußern Verhältnissen auf eine erfreuliche Art erweitert, hat zu gleicher Zeit Owen einen wichtigen Beytrag zur Kenntniß ihrer innern Beschaffenheit geliefert, indem nun seine genaue Schilderung der osteologischen Struktur der Beutelthiere, von herrlichen Abbildungen begleitet, der Publicität übergeben worden ist.

Sehr zu wünschen wäre es, wenn Gould am Schlusse seiner Monographie der Schädel- und Zahnbildung der Macropoden die Aufmerksamkeit schenken würde, die eine genauere Kenntniß der Arten nothwendig erheischt, da in diesen Theilen vortreffliche specifische Unterscheidungs-Merkmale sich kund geben. Eine andere Anforderung wäre billiger Weise noch zu stellen, daß er nämlich, da er die pariser Sammlung neuerdings besucht hat, die von Geoffroy aufgestellten und bisher so ungenügend characterisirten Arten, daß die meisten ohne Autopsie durchaus nicht wieder zu erkennen sind, einer kritischon Prüfung unterwerfen möchte.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. I. Heft. Würzburg 1840.

(Forrsetzung).

Daß Nachträge, Erörterungen und Berichtigungen zu solch einem Werke, wie das des Hrn. Heller, nicht ausbleiben würden, hat dieser, wie wir denken, selbst vorausgesehen, aber demungeachtet den Anfang gemacht, den Weg gebahnt, und die noch im Verborgenen ruhenden Kenntnisse über Bamberger Münzen angeregt, und, daß ich so sage, zum Auftreten vor einem größeren

Publikum genöthigt. Vollständigkeit in solchen Dingen erreicht schwerlich der Einzelne selbst beym rastlosesten Fleiße und unermüdlichen Eifer. Hier müssen die Sachverständigen zusammentreten und Eifersüchtelen, Eitelkeit und Geheimnißkrämerey bey Seite legend nach einem gemeinschaftlich entworfenen Plan die Arbeit angreifen und beharrlich trotz aller Schwierigkeiten zum Ziel zu führen bestrebt seyn.

Nur auf diesem Weg ist Gedeihen für die Geschichte des Münzwesens der einzelnen Städte, Stifter, Provinzen zu erwarten, und stehen diese gründlich und möglichst vollständig da, alsdann erst kann man darauf denken, an eine Geschichte des gesammten deutschen Münzwesens zu gehen!

V.

Aelteste Ummarkungs-Urkunde der Stadt Hammelburg.

Mitgetheilt vom Privatdocenten (nun Professor) Herrn Dr. Reuß.

Ein Seitenstück zu der im V. Bde. II. Hefte dieses Archivs unter Nro. VIII. mitgetheilten Ummarkung Würzburgs vom Jahre 779. Beyde bieten den Beweis, daß man sich schon sehr früh der deutschen Sprache in fränkischen Urkunden bediente. Auch hier finden wir wieder zu unserer Freude Textes-Verbesserungen und Worterklärungen. Bey Eckhart und Ussermann ist die erste Erwähnung Hammelburgs zum Jahre 716, 18. April (anno primo Chilperici Regis, XIV. Kalendas Maias). Da Chilperich II. erst im Julius 715 auf den Thron gelangte (l'art, de vérifier les dates, p. 532), die Urkunde aber vom 18. April des ersten Jahres ausgestellt ist, welches sich 716 im Julius endigte, so verdient das Jahr 716 hier den Vorzug vor dem Jahre 715. Im Jahre 741 wurde die in der villa homolinburg in pago Salaegagia (M. B. 28. 1. p. 17. ao. 823, 19. Decemb. p. 94. ao. 889, 21. Nov.) belegene basilica in honore Sti. Martini von Karlomann zur ersten Dotation des im October 741 gegründeten Bisthums Würzburg gegeben. Dieß wäre die zweyte urkundliche Erwähnung. (Die dritte ist jene in der vita Sti. Sturmi bey Pertz II. 375. 376. zu den Jahren 768 und 778). Hierauf folgen die Diplome vom Januar und October 777 und vom Jahre 811. Die Villa vom J. 823 gehört so gut, wie der Fiscus dominicus hamulunburg der Urkunde vom 1. Decemb. 889, zur ursprünglichen Dotation des Bisthums Würzburg, also zu 741.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Jänner.

Nro. 19. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

R. H. Schomburgk's Reisen in Guiana und am Orinoko während der Jahre 1835 bis 1839. Nach seinen Berichten und Mittheilungen an die geographische Gesellschaft in London herausgegeben von O. A. Schomburgk. Mit einem Vorwort von Al. von Humboldt und dessen Abhandlung über einige wichtige astronomische Positionen Guiana's. Mit 6 kolor. Ansichten und einer Karte. Leipz. 1841, Verlag von G. Wigand. XXIV. und 510 S. 8.

Wenn Alexander von Humboldt einen Reisebericht mit den Worten in die gelehrte Welt einführt, „derselbe habe ihm am späten Abend eines vielbewegten Lebens einen großen Genuß verschafft", so ist dieses an und für sich gewiß eine sehr gewichtige Empfehlung, und erwägt man, daß das Gebiet der Reise zum Theil von unserm berühmten Landsmanne früher selbst untersucht wurde und ihn auch später bey seinen Forschungen vielfach beschäftigte, so steigert sich diese Empfehlung noch als das Urtheil des kompetentesten Richters. Der Hauptzweck der Reise des Hrn. Schomburgk war Berichtigung und Erweiterung unserer geographischen Kenntnisse von Südamerika. Es sollte vor allem der wichtige noch fast völlig unbekannte Theil von Guiana untersucht werden, welcher nahe beysammen die Quellen des Orinoko und die des Parima, Rio Branco und anderer Konfluenten des Amazonenflußes einschließt und dieses Gebiet nordöstlich bis zum atlantischen Ocean durch astronomische Beobachtungen in Zusammenhang gebracht werden mit den westlichsten von Herrn v. Humboldt selbst festgestellten Punkten, namentlich mit der wichtigen Station Esmeralda am Cassiquiare, welcher die merkwürdige natürliche Kanalverbindung zwischen dem Orinoko und dem Rio Negro also auch dem Amazonenstrome bildet. Ebenso sollte geforscht werden nach den Quellen des Essequibo, Corentyn und der übrigen nach Norden laufenden Flüsse Guianas und nach dem mährchenreichen See Amucu oder der Lagoa Parima. Diese von der k. geographischen Gesellschaft zu London gestellte Aufgabe hat Hr. Schomburgk glücklich gelöst und dabey fast für alle Theile der Naturwissenschaften durch Sammlungen und Notizen höchst schätzbare und wichtige Bereicherungen geliefert. Ein Theil derselben ist bereits durch mehrere Gelehrte zu wissenschaftlicher Publicität gelangt; es ist zu hoffen, daß uns Nichts von dem Uebrigen vorenthalten bleiben werde. Bedürfte dieser Wunsch noch einer Bekräftigung, so läge sie ausgeprägt in v. Humboldts Worten:

„Diese Wünsche (für die Erforschung Guiana's), welche ich in meinem Reiseberichte nach der Rückkehr aus Mexiko so lebendig ausdrückte, sind nach 40 Jahren erfüllt, ja reichlich erfüllt worden. Mir ist noch die Freude geworden, eine so wichtige Erweiterung unseres geographischen Wissens erlebt zu haben, die Freude auch, daß ein so kühnes, wohlgeleitetes, die hingebendste Ausdauer erheischendes Unternehmen von einem jungen Manne ausgeführt worden ist, mit dem ich mich, durch Gleichheit der Bestrebungen wie durch die Bande eines gemeinsamen Vaterlandes, verbunden fühle. Diese Verhältnisse haben mich allein bewegen können, die Scheu und Abneigung zu überwinden, welche ich, mit Unrecht vielleicht, vor den einleitenden Vorreden fremder Hand habe. Es war mir ein Bedürfniß, die innige Achtung für einen talentvollen

Reisenden öffentlich auszusprechen, der, von einer Idee geleitet, von dem Vorsatze, aus dem Thal des Essequibo bis zur Esmeralda von Osten gegen Westen vorzudringen, nach fünfjähriger Anstrengung und Leiden, deren Uebermaaß ich aus eigener Erfahrung theilweise kenne, das vorgesteckte Ziel erreicht hat."

Genug, um den Leser einzuladen, Herrn Schomburgk auf seinen Pfaden durch die Einöden Guiana's, eben so reich an Naturschönheiten und lohnend durch Ausbeute als fürchterlich durch Gefahren und Entbehrungen, wie sein Tagebuch in klarer ungeschmückter Rede sie darstellt, zu folgen.

Vorher wollen wir nur noch einige wichtige Sätze der einleitenden Abhandlung des Hrn. von Humboldt entnehmen.

Der berühmte Hr. Verf. detaillirt zuerst die bisherigen Leistungen für die Kenntniß von Guiana. Dann entwirft er ein Bild von der Oberfläche des Landes, wo große Flußrinnen mit dazwischen liegenden Hochebenen und Gebirgsketten wechseln. Indem er dabey der einzelnen Stromgebiete näher erwähnt, weist er nach, daß die Zuflüße des Essequibo, des Rio Branco und des Caroni und Paragua nicht, wie man so häufig glaubt, durch Zwischenkanäle ein Verbindungsnetz zwischen dem obern Laufe des Essequibo, des Orinoko und des Amazonas bilden, sondern daß diese drey großen Flußgebiete abgesehen von dem Cassiquiare, welcher den Orinoko mit dem Rio Negro verbindet, durch Hochland wenigstens außer der Regenzeit völlig von einander getrennt sind. Er spricht dann von dem auch in Amerika deutlichen Bestreben aller Flüsse, ihre Systeme mehr und mehr abzugränzen und zu isoliren, wobey frühere Gabeltheilungen oder Verzweigungen fortwährend verschwinden.

Eine andere Untersuchung gilt der Mythe von dem goldreichen Eldorado in Verbindung mit der von dem See Parime. Die erste Idee hiezu, glaubt der Hr. Verf., habe vielleicht ein kleines bergiges Plateau mit goldhaltigen Anschwemmungen gegeben, welches zwischen den unbekannten Quellen des Rio Negro und seinen Zuflüssen dem Xié und Uaupès ($1^\circ - 2\frac{1}{2}^\circ$ n. Br. $71\frac{1}{2}^\circ - 74^\circ$ L.) liegen müsse. Um das Jahr 1535 sey die Sage entstanden, daß in den Gebirgen von Neu-Grenada „ein Herr (el hombre dorado, el dorado) sich befinde, dessen Körper mit Goldstaub bedeckt sey, und welcher in Folge der Unbequemlichkeit dieser Kleidung häufig seine Abwaschungen in einem Alpensee vornehme." Diese Sage, entstanden vielleicht durch eine Ceremonie des religiösen Oberhauptes von Candinamarca, welches eine Art von Großlama der Sekte Bochica oder Hacanzas, zu Iraca (heutzutage Sogamoza) residirte, wurde später mit der Hypothese eines großen Binnensees verknüpft, der mit seinem Gewässer zugleich die Quellen des Essequibo, Rio Branco und Orinoko speisen sollte. Das erste westliche Dorado sey also in dem goldreichen Lande zwischen dem Caqueta und dem Guapé zu suchen. Von hier an wanderte die Sage zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts in den östlichen Theil von Guiana zwischen 62 und 66 w. L. wo am Fuße des Pacaraimagebirges eine ähnliche Lokalität selbst zur Uebertragung der früheren Namen Veranlassung gab. Hier sollte am See Manoa (Amucu) die Hauptstadt gleichen Namens des Dorado liegen, und dieser See wurde nach und nach in der Sage zum Binnenmeere, der Laguna Parime oder Roponowini (Rupunuwini) vergrößert. Dieses ist das zweyte, östliche Dorado, welches v. Humboldt Dorado de la Parime oder Raleigh's Dorado nennt. In diese Gegenden war auch das fabelhafte Amazonen-Reich Guiana's verlegt. Der See Amucu, der einzige Kern des Mer de la Parima ist aber jetzt nur 2 — 3 Meilen groß und fast völlig mit Schilf bewachsen. Vielleicht sind in verschiedener Entfernung noch einige kleine Landseen vorhanden, aber die Sage von einem Binnenmeere findet gleich der von Atlantis und den Gärten der Hesperiden keine bleibende Stätte mehr. An einer andern Stelle (S. XXII. der Vorrede) sagt der Hr. Verf. hierüber noch, daß die Ebenen Gujana's zwischen dem Rupunuwini, dem Amucu-See und dem Tacutu zwar alle Spuren ehemaliger großer Wasserbedeckungen an sich tragen, daß aber ein Verschwinden dieser großen Wasserbecken erst in der historischen Zeit kaum gedacht werden könne und sicher wenigstens bey dem Eindringen der Europäer kein Mar del Dorado (Mar de aguas blancas, Laguna Parime) existirt

habe. Selbst die Sagen der Eingebornen „von ehemaligen hohen Wassern“ könnten nicht als lokale Traditionen gelten.

Endlich wird auch noch von den sonderbaren in Felsen gehauenen Bildern oder Hieroglyphen oft riesenhafter Größe gesprochen, welche sich von Osten gegen Westen vom Pacaraima Gebirge bis Uruana in mehr als 6 Längengraden *) quer durch die Wildnisse von Guiana ziehen und welche v. Martius auch am obern Laufe des Yapurà bey Cupati und an der Sierra Araracoara wiederfand. (Vergl. Reise nach Brasilien Bd. III. S. 1284.) Sie seyen keineswegs das Denkmal einer Nation, wie man sie z. B. den allerdings früher sehr weit verbreiteten Karaiben zuschrieb, sondern gewiß von verschiedenen Nationen und zu sehr verschiedenen Zeiten entstanden. Hr. Schomburgk hat darunter am Rio negro sogar Abbildungen einer spanischen Galione gefunden, die also späteren Ursprungs als das 15te Jahrhundert seyn müssen. Im Ganzen hält sie v. Humboldt für Spuren einer alten Civilisation, die vielleicht einer Epoche angehört, wo die Racen (der Indianer), welche wir heutzutage unterscheiden, nach Namen und Verwandtschaft noch unbekannt waren. Selbst die große superstitiose Ehrfurcht, welche die heutigen Indianer gegen diese rohen Skulpturen ihrer Altvordern haben, beweisen, daß sie keinen Begriff von der Ausführung solcher Werke haben. An den Ufern des Orinoko finden sich diese Figuren häufig in bedeutender Höhe an Felsenwänden, die jetzt nur mittelst außerordentlich hoher Gerüste zugänglich wären. Ueber ihre Entstehung weiß die Sage aber bey den Indianern nichts mehr, als „daß in den Tagen der großen Wasser ihre Väter auf Kanoes in solcher Höhe gefahren wären!“

Doch wir wenden uns nun zu dem Reiseberichte des Herrn Schomburgk selbst. Er verließ am 21. Sept, 1835 Georgetown (Satabrock), die Hauptstadt des brittischen Guiana's an der Mündung des Demarara, umschiffte die angespülte Halbinsel zwischen diesem und dem Essequibo und erreichte die Mündung des letztern, der sich 14 (englische) Meilen breit in vier Kanälen in den Ocean ergießt. Seine Inseln, besonders Fort, einst unter den Holländern der Hauptsitz des Handels, sind jetzt verödet. Fast 25 Meilen landeinwärts erscheinen erst Granitfelsen und Klippen, aber von hier erst noch 20 Meilen weiter an einer niedrigen Hügelreihe glaubt der Verfasser die ursprüngliche Erhöhung des Landes über das Alluvium zu erkennen. Bald darauf begannen schon Stromschnellen, welche die Schifffahrt mit größeren Schiffen stromaufwärts verbieten. Die Flüsse Guiana's welche in den atlantischen Ocean münden, haben noch keinen ausgebildeten Mittellauf. Sie durchbrechen in Querthälern viele niedrige, allmählig höhere Granitketten, welche immer wieder das Rinnsal durchsetzen und unwegsam machen. Hier behauptet überall der Urwald noch sein altes Recht; aber die Fruchtbarkeit des gerodeten Bodens war ungewöhnlich selbst für das tropische Klima. Die Halme des Zuckerrohrs hatten 2″ Durchmesser und 7 Fuß Höhe bis zum Anfang der Blätter. Ebenso üppig standen die Kaffeebäume. Je weiter aufwärts, desto beschwerlicher wird selbst für Kanoes die Fahrt. Immer zwischen Stromschnellen, die oft fast zu Wasserfällen werden, seeartige Ausbreitungen des Flusses mit vielen Inseln und die Kanäle dazwischen oft so divergirend, daß man sie für Seitenflüsse halten muß. An den Stromschnellen wurde jedesmal, vorzüglich wo verschiedene Lacisarten, das Laichkraut Südamerikas, den Grund des Flusses bedeckten, der schmackhafte Pacu, ein Fisch von 12 bis 20 Pfund Schwere, gefangen. Am 23. October erreichte die Expedition die Mündung des größten Affluenten zum Essequibo, des Rupununi. Herr Schomburgk fuhr, vorzüglich um neue Lebensmittel zu erhalten, denselben eine Strecke aufwärts und dann in einen Seitenfluß desselben, an welchem ein Indianerdorf seyn sollte. Die indianische Mannschaft seiner Corials oder Canoes hatte sich nur verbindlich gemacht, ihn bis zum ersten Dorfe am Rupununi zu bringen. Sie fanden endlich das

*) In einem Briefe v. Humboldt giebt Hr. Sch. ihre ihm bekannte Ausdehnung von 7° 10′ — 1° 40′ n. Br. und von 57° 30′ — 66° 30′ westl. Länge von Greenwich, also über eine Fläche von 12,000 Quadratmeilen, die Bassins des Corentyn, Essequibo und Orinoko an, was zugleich auf die große frühere Bevölkerung des Landes schließen läßt.

Dorf, noch wohl erhalten, mehrere Hütten erst neu gedeckt, die Cassada- (Manioc-) Felder wohl bestellt und der Aernte nahe, Hausgeräth umherstehend, aber Alles gänzlich verödet, ohne lebende Seele. Ein einsamer Ansiedler löste ihnen das Räthsel dieser Oede. Eine der Frauen des Häuptlings war gestorben und nichts konnte die Einwohner bewegen, die nun gespenstige Stelle länger zu behaupten; sie verließen Hütte, Aernte und Hausrath, um sich weiter im Lande am Gebirge anzusiedeln. Der einzige Mann war zur Obhut der Aernte zurückgelassen worden, wohnte aber in weiter Entfernung von dem geopferten Dorfe. So waren die Reisenden genöthigt, der Horde eine Tagreise weit nach den nördlichen Hügeln nachzuziehen, und dort ward zur Herstellung der Gesundheit der November zugebracht. Das Gebirg ist fortwährend granitisch, im Ganzen von Laubholz entblößt und scheint zwischen den üppigen Urwäldern des Nordens und den weiten Savannen des Südens die Gränze zu bilden. Dazwischen nährten magere Weiden zahlreiche verwilderte Rinder- und Pferdeheerden.

Die Indianer weigerten sich schlechterdings, den Essequibo weiter aufwärts zu fahren, dessen Oberlauf von Anai an ihnen ganz unbekannt ist. Hr. Sch. entschloß sich also, den Rupununi hinaufzuschiffen.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. I. Heft.

(Fortsetzung.)

VI.

Kaiserurkunden aus fränkischen Archiven.

Zum erstenmale herausgegeben von Hrn. Dr. Reuß.
I. Lieferung.

I. Kaiser Ludwig der Bayer erlaubt dem Bischof Wolfram von Grumbach, zu Würzburg, den Flecken Ipphofen zu einer Stadt zu erheben. D. Bamberg. 1. August 1323. Und zwar sollen die Burger alle Rechte, Freyheiten und Gnaden, wie die von Gailenhausen genießen. Schon von Oesterreicher in seinen neuen Beyträgen 1824, III. Hft. p. 79, 80, nro. XVI. in extenso, und von Böhmer in seinen Regesten Ludwigs des Bayern, Frankfurt a/M 1839, p. 35. nr. 604 mitgetheilt.

II. Kaiser Ludwig der Bayer verleiht dem Flecken Ipphofen, die Rechte einer Stadt. D. Nürnberg 25. May 1331.

Bey Oefele I. 776 und Böhmer I. cit. p. 80. nr. 1306.

III. Urtheilsspruch Kaiser Maximilians I. zur Beylegung der Streitigkeiten des Rathes der Stadt Kitzingen mit der Benediktinerinnen-Abtey daselbst, das Asylrecht der letztern betreffend. D. Freyburg im Breisgau, 10. August 1498.

Eine durch Moder sehr beschädigte Copie im Kitzinger Archive. Die Entscheidung des Kaisers lautet dahin, daß wirkliche Missethäter das Asyl nicht zu genießen haben, sondern daß gegen solche nach den Rechten verfahren werden soll. „wo aber Personen umb Eerlich verhandlung, die nicht mit pösen willen, oder fürsatz, sunder aus Hitz des Zorns oder andern ungewerlichen ursachen beschehen, darumb Inen dannocht ernstlich und gestreng Rechtfertigung swer werden mochte, oder sunst Erlich sachen halben aus vorchten in das berurt Closter kummen, und desselben Klosters Freyheitten suchten,“ Diese sollen die Abtissin und ihre Amtleute belehren, daß sie den Beschädigten die Genugthuung zu leisten hätten. Das alte Recht des Klosters: jährlich „einen zu nehmen (d. i. zu befreyen), der um den Hals gefangen leyt,“ ward darauf beschränkt, daß bey einem solchen Individuum auf die Bitte der Aebtissin von Seite des Magistrats eingegangen „derselb gefangen auf zimlich urfehd ledig gelassen werden soll.“

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Jänner.

Nro. 20. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

R. A. Schomburgk's Reisen in Guiana und am Orinoko ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die Farbe der Flüsse in Guiana ist, wie in Südamerika überhaupt, sehr verschieden und gibt Anhalte bey zweifelhaften Zuflüssen. So erscheint das Wasser des Essequibo schwarz und ist etwas wärmer, das des Rupununi weiß und ist um wenige Grade kälter, sein Seitenfluß Mapire ist wieder schwarz. Vom Einfluß des Arripai an wurde der Fluß zu seicht, um die Corials weiter fortzubringen, man mußte Lager schlagen und mit einem einzigen kleinen Kahn weiter aufwärts gehen, bis auch dieses unmöglich wurde. Die Musquito's waren seit Anai verschwunden, aber eine kleine Fliege Mapiré verursachte noch ärgere Schmerzen. Ihre Stiche blieben wochenlang sichtbar. Man gelangte zu einem Wapisiana-Dorfe, wo die Einwohner mit den Vorbereitungen zu einem Trinkfest beschäftigt frisches Cassadabrod bucken, um Paiwari daraus zu brauen. Von der Bereitung wird später die Rede seyn. Die Unmäßigkeit der Indianer bey solchen Festen ist überall dieselbe. Hier enthielt der hölzerne und nach indianischer Weise bemalte Trog wenigstens 60 Gallonen, wurde aber doch zweymal geleert. Trotz eines heftigen Fieberanfalls setzte der Reisende den andern Tag seine Wanderung fort. Die Gesellschaft bestand aus 18 Männern und mußte über die Savannen in „indianischer Reihe," einer dicht hinter dem andern ziehen, da die Pfade durch das hohe Gras und Buschwerk nur 6 bis 8 Zoll breit sind. Breiter treten sie die Indianer nicht, da sie immer mit den Zehen einwärts gehen, und belustigten sich über die Europäer, welche auswärts gehend immer viel zu viel Gebüsch mit sich nähmen. Am 22. December wurde der Wasserfall des Rupununi, die Corona der Portugiesen ($2^{\circ}\,36\frac{1}{2}'$ n. Br.) erreicht. Ein Granitwall scheidet hier wie bey allen nordwärts strömenden Flüssen Guiana's den oberen von dem wenig ausgebildeten Mittellauf des Stroms. Sein Ursprung scheint kaum 20 Meilen südlicher zu liegen, aber gesteigerte Fieberanfälle und die drohende Regenzeit nöthigten den Reisenden umzukehren. Auf dem Rückwege wurde von Aripai aus eine Excursion unternommen, um die Schlingpflanze kennen zu lernen, aus deren Saft das berühmte Pfeilgift Uwari oder Wurali bereitet wird. Man fand sie, aber ohne Blätter und wir werden später darauf zurückkommen.

Von der Bucht Wai-ipucari unter $3^{\circ}\,38'$ n. Br., dem „Hafen der kaiserlichen und goldenen Stadt Manoa" wurde ein Abstecher nach dem großen See mit goldreichen Ufern gemacht. Er ist der Mittelpunkt des Parima oder weißen See's, des Mer de la Parima, war aber jetzt — im December u. Januar — kaum eine französische Meile lang und fast ganz mit Binsen bedeckt. Statt der goldnen Residenz des Dorado liegt an seinem Ufer das arme Indianerdorf Pirara der Wapisianas. Der See ist die letzte Stelle, nach welcher die Sage von El Dorado geflüchtet worden war, jetzt hat sie nirgends eine bleibende Stätte mehr. Zur Regenzeit rechtfertigt der See einigermassen die alten Nachrichten über seine meeresähnliche Größe. Im April sind die ganzen Savannen überschwemmt und durch den Pirara eine directe Wasserverbindung zwischen dem Rupununi, also auch dem Essequibo und dem Amazonas hergestellt, so daß man ungehindert von Demarara nach Pará zu Schiff gelangen kann. Einige erhöhte Stellen bilden dann die vermeintlichen Inseln (Islas Ipomucena) des Fabelsees,

sind aber auch zur trocknen Jahreszeit mit einer eigenthümlichen Vegetation, worunter Inga unguis cati, mehrere Cassien, riesenhafte Cactus, der Acajou- oder Cashew-Baum (Anacardium occidentale), bewachsen.

In Curassawak, einem verlassenen Indianerdorfe, wurde auf der Rückkehr Station gemacht und zur Einweihung des temporären Domicils war ein Paiwarifest unerläßlich. Aber es fehlte an dem nöthigen Trog, die Männer mußten erst einen großen Baum dazu fällen und mit Art und Feuer aushöhlen. Die Indianer Südamerikas bereiten ihre berauschenden Getränke größtentheils aus Mais oder aus gebackener Kassada- (Manioka-) Wurzel, deren Aufguß man gähren läßt. Aber die Bereitung besonders des Kassadabieres oder Paiwari ist höchst eckelhaft. Das gebackene sogenannte Kassada-Brod wird nämlich durch Kauen von Menschen zur schnelleren Gährung vorbereitet und so kaute auch hier Alt und Jung Kassada. Das unsaubere Malz wurde dann zur nöthigen Gährung mit der gehörigen Quantität Wasser in ein kleines Boot gethan und aus diesem in den endlich fertig gewordenen Trog (Horlova) geschöpft. Das Fest selbst war in Unmäßigkeit der Theilnehmer den früheren gleich.

Nach der Meynung der Indianer war die Regenzeit erst in zwey Monaten zu erwarten. Aber außergewöhnlicher Weise rollte schon am 20. Febr. der Donner und der Himmel bedeckte sich mit schweren Wolken. Ein alter Karibe prophezeyte auch den unmittelbaren Eintritt der nassen Jahreszeit aus dem Grund, weil die jungen Schildkröten schon so groß wären. So wirken die Verschiedenheiten der Jahrgänge auch auf die periodischen Functionen des thierischen Lebens, auf die Zeit der Paarung, des Eyerlegens, des Haarwechsels und Mauserns u. s. w., und machen den Eintritt derselben zu sichern Boten des Wechsels der Jahreszeiten. Dieses Jahr war die Legzeit der Schildkröten, deren Eyer die Sonne ausbrütet, früher als gewöhnlich eingetreten. Am Rupununi und obern Essequibo sind vorzüglich Emys tricarinata und eine zweyte Species häufig; seltener ist die sonderbare Chelys fimbriata. Wie am Amazonas und seinen Affluenten werden ihre Eyer, gewöhnlich im Februar und März, von den Indianern in großer Masse gesammelt und zur Speise und Oel verwendet. (Vergl. v. Spix und v. Martius Reise. III. S. 1137. ff.)

Am 27. Febr. gelangte man wieder zum Einfluß des Rupununi in den Essequibo unter 3° 57½′ n. Br. und 58° 3′ w. L. und trotz der begonnenen Regenzeit wollte Hr. Sch. nun doch noch den Essequibo bis zu seiner Corona aufwärts fahren. So machte die große Karawane Halt und er trat nur mit den leichtesten Corials die neue Reise an. Die üppige Vegetation an den Ufern des Hauptflusses kontrastirte ebenso auffallend als sein schwarzes Wasser gegen das weiße Gewässer und die kümmerliche Flora seines Affluenten. Unterdessen hatten auch manche Eigenthümlichkeiten der Regenzeit sich eingestellt. Alle abgefallnen Blätter und kleinen Zweige der Bäume leuchteten Nachts in hellem Phosphorglanze zu einem betäubenden Froschkonzerte, dessen mannigfaltige einzelne Stimmen der Reisende mit dem Blöken der Kälber, dem Zirpen junger Vögel, Entengeschnatter, rauhen Menschenstimmen u. s. w. vergleicht. Die Stimme eines Laubfrosches klang deutlich wie der regelmäßige Ruderschlag eines Bootes und gab zu komischen Irrungen Anlaß. Am 5. März wurde der große Katarakt oder die Corona des Essequibo erreicht. Granitberge drängen hier den Fluß bis zu 30 Yard (Ellen) zusammen und so stürzt die gewaltige Wassermasse 14 Fuß hoch jäh herab, schäumet dann gegen 20 Yards weiter über rauhes Felsbett und wälzt sich wieder 10 Fuß tief in das untere Flußbecken, umgeben von der üppigsten Fülle der Tropenvegetation. Kein Weißer hatte den Wasserfall noch erreicht, Hr. Sch. nannte ihn deßhalb König Wilhelms Katarakt. Er liegt unter 3° 14½ n. Br., 57° 43′ w. L.

In der Bucht von Primoß traf man auf dem Rückweg eine große Menge Kakao-Bäume im üppigsten Wachsthum, 30 — 40 Fuß hoch und reich mit Früchten beladen. Ursprünglich von den Indianern am Flusse kultivirt sind sie jetzt vermuthlich von dem Buschschweine (Dicoteles torquatus), welches den reifen Früchten gierig nachgeht, rings in die Waldung verbreitet. Die Waldbäume sind größtentheils Crabholz (Carapa guianensis Aubl.), des-

sen Früchte den Boden bedecken und ein sehr rein brennendes aber meistens zum Salben der Haare verwendetes Oel geben. Auch eine neue Art der Gattung Aspidosperma Mart. et Zuccar. wurde hier beobachtet; der Stamm, 5—6 Fuß dick und 50—60 Fuß bis zum Anfang der Krone hoch, erschien von oben bis unten ringsum ausgekehlt und hatte das Ansehen, als wäre er aus sehr vielen Stämmen schwacher und schlanker Bäume zusammengesetzt (Vergl. in nachfolgenden Blättern Hrn. v. Martius Bericht über die Stämme der Schlingpflanzen in Südamerika).

Die Regenzeit mit all ihren Leiden und Entbehrungen war nun in vollem Maaße eingetreten. Fischfang und Jagd wurden unmöglich, selbst der Leckerbissen der Indianer, die große schöne Guana-Eichdechse (Iguana delicatissima), sonst das sichere Ziel ihrer Pfeile, entzog sich jeder Nachstellung und die Mannschaft war auf ihr Kassadabrod beschränkt. An dem Katarakt von Waraputa fand Hr. Sch. indianische Skulpturen, Figuren aller Art, in Felsen gehauen. Mit Ende März wurde endlich glücklich Georgetown wieder erreicht, aber ein großer Theil der mit den größten Aufopferungen gemachten Sammlungen ging vorher noch theils durch das Umschlagen eines Bootes, theils durch die fortwährende Durchnässung zu Grunde.

Im Rückblick auf die Reise spricht sich Herr Sch. für Colonisation am Rupununi nicht günstig aus. Das Klima ist im Allgemeinen ungesund, selbst unter den Indianern herrschen fortwährend gefährliche Fieber. Der Waldwuchs ist auf den Saum des Flusses beschränkt, die trocknen Savannen haben wenig oder nur ungesundes Wasser und sind mit hartem Gras bedeckt, nur die Rücken und Abhänge der Gebirge haben fruchtbaren Boden, der aber auch keinen fortdauernden Anbau verträgt, da schon jetzt sogar die Indianer alle 3 bis 4 Jahre ihre Felder wechseln müssen.*) Nur halbwilde Viehzucht von Rindern und den kleinen brasilianischen Pferden könnte vielleicht mit Vortheil betrieben werden.

Der Rest der Regenzeit wurde in Georgetown zugebracht, aber am 2. Sept. 1836 von Neuem über Berbice nach der Mündung des Corentyn aufgebrochen, um diesen Fluß aufwärts zu befahren. Vor der Pflanzung Mary's Hope an seiner Mündung (6° 2′ 15″ n. Br. und 57° 1′ 47″ w. L.) gelangte man über Skeldon nach der Station Oreala am obern Ende des ungefähr 40 (engl.) Meilen langen Seebereichs des Flusses. Die meistens niedrigen Ufer sind äußerst fruchtbar und zu jedem Anbau geeignet, aber fast völlig unbewohnt. Bey Oreala reicht eine niedrige aufgeschwemmte Hügelreihe, größtentheils Urgebirgstrümmer und Sandstein oder loser Sand (Kalk findet sich in Guiana fast gar nicht) bis an den Fluß und oberhalb derselben beginnen ungeheure Savannen, wenig fruchtbar und mit kurzem Gras bedeckt. Bey hohem Wasser war hier der Fluß 1230 Ellen breit und die Durchschnittshöhe der Fluth betrug noch 6 Fuß. Bey einigen Inseln oberhalb der Station wurde die Erscheinung der Bora oder wie die Indianer es nennen des Abapuri, beobachtet, wie solche in mehreren Flüssen Guiana's sich einstellt. Dreymal schwoll nacheinander das Wasser um 3 Fuß an und schlug mit Gewalt an die Ufer. Dieses kleinen Schiffen oft verderbliche plötzliche Schwellen hat allemal beym ersten Aufspringen der Fluth, am stärksten zur Tag- und Nachtgleiche statt. Abwärts gegen die See wird es nicht wahrgenommen, aber noch 14 Meilen weiter aufwärts soll die Welle manchmal bis 5 Fuß Höhe steigen. In Brasilien zeigt sich diese Sturzfluth noch viel gewaltiger, vorzüglich an den Affluenten des Tocantins. Sie heißt hier Pororoca und erhebt sich 15 Fuß hoch wie eine Mauer über die ganze Breite der Flüsse, an tiefern Stellen manchmal versinkend und höher oben wieder auftauchend, Alles in ihrer Schnelligkeit und Wucht vor sich niederwerfend und zertrümmernd (s. v. Martius Reise Bd. III. S. 956 ff.). Eine zweyte thonhaltige Hügelreihe, welche oberhalb an den Fluß setzt, enthält nach Hrn. Sch. Ansicht fast gewiß Steinkohlenlager, welche ein großer Gewinn

*) Von diesem in Zukunft allen tropischen Colonien drohenden Uebel, daß mit der Zeit auch in den gesegnetsten Gegenden die ursprüngliche Produktionskraft sich erschöpfen müsse, werden wir an einem andern Orte ausführlicher sprechen.

für die Kolonie wären. Unter 5° n. Br. wurden die ersten Sandsteinfelsen sichtbar.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. I. Hft. ꝛc.

(Fortsetzung.)

VII.

Bischöfliche Bestätigung der von Johann v. Helb, Vikar des Spitals zu Ebern letztwillig errichteten Stiftung einer Liberey an der dortigen Pfarrkirche. 6. July 1463.

Mitgetheilt vom k. Archivs-Functionär G. L. Lehnes in Nürnberg.

Johann v. Helb nennt sich selbst in seinem Testamente „Vicarier der Vicarey des Spitals zu Ebern vnd erst Pfarrer daselbst," welche letztere Stelle er, nach der Anmerkung unter dem Texte von 1429 — 1470, die erstere von 1450 — 1463 laut Urkunden bekleidete. Er vermachte seine Bücher („64 an der Zahl," 60 grosse und vier kleine, vff dreyen Pulten angekett"), die er lange Zeit „mit grosser Arbeit und Auffgeben, mer den vierhundert gulden" durch seinen „aygen Schreiber von manchen Städten zusammengebracht," der Pfarrkirche von Ebern für ewige Zeiten zum Gebrauch der Pfarrer und ihrer Statthalter und der Brüder in der Bruderschaft und der Seelsorger ꝛc. Diese Bücher („darunter etzliche Bücher, nemblich deß heiligen Leerer Sant Thome von Aquin und viele andere Bücher," sagt die bischöfliche Bestättigung) dürfen zum Abschreiben und Studiren jedoch gegen gute Versicherung auf längstens ein Jahr hergeliehen werden.

So viel wir uns erinnern war in den Bamberger und Würzburger Diöcesen in der achten Hälfte des 15. und Anfangs des 16. Jahrhdts. der Gebrauch herrschend, daß die zum Gottesdienst nöthigen Bücher, wie Bibeln, Missale und dergleichen vom Ordinariate aus den Pfarrämtern zugesandt wurden. Hie und da z. B. in Staffelstein fanden wir noch einige Ueberbleibsel von solchen Werken; auch hat Referent vernommen, daß noch jetzt zu Ebern alte Bücher, die zur Pfarre gehören und zwar deren eine beträchtliche Zahl unter Verschluß sich befinden. Könnte denn da nicht auch eine Pfisterische Bibel oder sonst Pfisterische Drucke aufgefunden werden, da Helb von Büchern spricht, die er von manchen Städten zusammengebracht, und ihm keine Stadt näher war, als Bamberg, Pfisters Domicil?

VIII.

Fränkische Regesten.

Von Herrn C. Heffner, Vereinscassier.

Zu welchem Zwecke diese Regesten ausgearbeitet wurden, giebt Hr. H. in einem kurzen Vorwort an, nämlich: „Um jenen verehrten Mitgliedern, welche sich der Bearbeitung einzelner Artikel für das historisch-topographische Lexicon des Königreichs Bayern unterzogen haben, ihre Arbeiten in der Art etwas zu erleichtern, daß das in so vielen Schriften zerstreute Materiale zur fränkischen Geschichte hier einigermassen zusammengetragen werde. Weßhalb in diesen Blättern nichts Neues zu erwarten ist." — Hr. H. hat „Fortsetzungen" dieser Regesten, die im vorliegenden Hefte bis zum 26. Januar 772 geführt sind, versprochen, und, wie wir aus dem zweyten Hefte des VI. Bandes des Archives ersehen, sein Versprechen pünktlich gehalten. Ueberdieß theilte er den Mitarbeitern auf dem Lande die denselben nöthigen historischen Notizen für ihre Beschreibungen aus den Monumentis boicis und dem von Langischen Regestenwerke im Auszuge mit.

Ein Unternehmen, wie dasjenige, welches Hr. H. hier begonnen und, wie wir aus dem Vorliegenden hoffen und erwarten dürfen, glücklich vollenden wird, ist an und für sich betrachtet eine treffliche, nützliche und gewissermassen unentbehrliche Arbeit, die echte Basis jeder Special-Geschichte, (hier also der fränkischen) ohne welche dieselbe ganz und gar nicht bearbeitet werden kann. Ref. hat sich oft im Stillen verwundert, warum doch die Mitglieder der verschiedenen historischen Vereine Bayerns, die es sich zur Aufgabe gemacht, das Gebiet ihrer Kreise historisch aufzuhellen, nicht gleich bey ihrer Gründung darauf verfallen seyen, mit solchen Regesten, als der Hauptgrundlage, auf welcher die Geschichte ihrer Bezirke zu errichten wäre, den Anfang zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Jänner.

Nro. 21. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

R. H. Schomburgk's Reisen in Guiana und am Orinoko während der Jahre 1835 bis 1839.

(Fortsetzung.)

Von hier begann der wie an andern Flüssen Guiana's unausgebildete durch Stromschnellen und kolossale Steintrümmer häufig unterbrochene Mittellauf des Corentyn. Die Ueppigkeit der Vegetation an den Gestaden dauerte fort und selbst im Flusse hatte sich eine Species von Lacis so kolossal entwickelt, daß ihre Blätter (?) 3 Fuß 2 Zoll massen. An einem Felsen waren riesenhafte Figuren in indianischem Styl eingegraben, deren eine über zehn Fuß hoch war. Unter 4° 21½′ n. Br. gelangte man zu einer Stelle, wo der Fluß, oberhalb in mehrere Kanäle getheilt, sich in Katarakten über Felsen stürzt, welche nur auf Umwegen zur Regenzeit passirt werden können. Man mußte umkehren, denn die Böswilligkeit der begleitenden Kariben verheimlichte den einzigen Weg, auf welchem man zu Land die Boote die Strecke weiter bis dahin schaffen konnte, wo der Fluß wider schiffbar war. Später ergab sich der Grund der Verheimlichung. Die Kariben beabsichtigten nämlich zugleich einen Raubzug gegen die anderen schwächeren Stämme der Indianer, dießmal der Macusis, um Sklaven zu holen und Handel damit zu treiben, fürchteten aber durch Hrn. Sch. darin gestört zu seyn und legten darum seiner Reise alle Hindernisse in den Weg. Der fluchwürdige Handel, dessen thätigste Theilnehmer die immer noch zahlreichen Cariben sind, besteht im Innern von Guiana und am obern Amazonas trotz aller Regierungsverbote noch in voller Ausdehnung mit allen Gräueln des afrikanischen Negerhandels und wenigstens die Pflanzer der holländischen und brasilianischen Gebietstheile bieten dazu hülfreich die Hand.

Der Corentyn wurde bisher mit Unrecht auf den Karten als kleiner und in seinem Laufe viel kürzer als der Essequibo angegeben. Hr. Sch. zeigt, daß beyde gleichen Wasserreichthum haben und der Corentyn unter 5° n. Br., wo gewöhnlich seine Quelle angegeben wird, schon 900 Ellen breit fließt. Der Reisende vermuthete schon damals, daß die drey Hauptströme Guianas ihre Quellen nahe beysammen in derselben Gebirgskette (in der Sierra Acarai ungefähr unter 1° n. Br.?) haben.

Anfangs November kam Hr. Sch. nach Neu-Amsterdam an der Mündung des Berbice zurück, machte sich aber schon am 25. wieder auf, um den Lauf auch dieses Stromes zu untersuchen. Bis 60 Meilen landeinwärts waren im vorigen Jahrhundert die Gestade mit den blühendsten Pflanzungen bedeckt; jetzt sieht man kaum mehr Spuren ihres ehemaligen Daseyns. Bey der aufgegebenen Pflanzung Daagerad macht der Fluß einen kreisförmigen Bogen, wo die Springwelle (der Abapuri oder die Mora oft 12 15 Fuß hoch steigt und vielen Schiffen schon verderblich wurde. Auch hier beginnen die ersten 50′ hohen Hügel erst 30 Meilen von der Küste. Weiter aufwärts liegt Wien, wo ein Herr M'Cullum schon mehrere Jahre 200 Indianer und über 50 Neger mit Holzfällen größtentheils von der Wallaba (einer Dimorpha) beschäftigt. Er lobte die Indianer als Arbeiter sehr und zog sie bey weitem den Negern vor. Nur das betrügerische Verfahren vieler Plantagenbesitzer, welche sie durch beständige Vorschüsse besonders an Rum in einer unabsehbaren Knechtschaft zu halten suchen,

giebt zu häufigen Streitigkeiten und zur zahlreichen Auswanderung vorzüglich nach Surinam zum größten Schaden des Landes fortwährende Veranlassung, um so mehr da der Indianer wenig an seiner Scholle hängt und auf den leichtesten Grund hin gerne seinen Wohnsitz ändert. Erst unter 4° 55 n. Br., also mit den Krümmungen 165 Meilen von der See hört die Einwirkung der Fluth völlig auf; bis hieher kann der Fluß mit Schiffen bis 2′ Fuß Wassertracht befahren werden und seine Breite beträgt noch 80 Ellen. Granitfelsen in der Nähe eines kleinen Wasserfalles waren wieder mit Skulpturen bedeckt. Haben sie vielleicht irgend eine Beziehung auf die Katarakte, an welchen sie so oft angetroffen werden und stehen diese in einer besondern religiösen Achtung oder bieten nur die nackten Felsen solcher Orte vorzugsweise Gelegenheit zu ihrer Ausführung? Bey 4° 49′ mußten Gepäck und Boote über den Katarakt Itabru gebracht werden, wo der Fluß bis auf 18 Ellen eingeengt ist, aber in dem vorliegenden Bassin 10 Faden Tiefe hat. Von hier folgten sich häufige Stromschnellen, und oberhalb denselben wurden die Kaimane zahlreich, deren zähes Leben die Reisenden in Erstaunen setzte. Eben so häufig war der Leckerbissen der Indianer, die Guana, worunter eine 5, 9″ (den Schweif 4, 9″ mitgerechnet) maß. Auch eine Commudischlange (Boa draco) von 16′ 4″ Länge und 28″ Peripherie wurde geschossen. Von Pflanzen gaben vorzüglich die prachtvollen parasitischen oder windenden Gesträuche der Marcgraavia und Norantea (Ascium Schreb.) mit ihren in Dolden und langen Trauben stehenden Blüthen und hochgefärbten Deckblättern der Landschaft eigenthümliche Reitze. Eine baumartige Capparis an den Ufern war jeden Nachmittag von 4 Uhr an ganz mit schneeweißen Blüthen bedeckt, welche aber der nächste Sonnenaufgang schon wieder in zahlloser Menge abgefallen im Strome treiben sah. Unter 4° 41′ wurde das Weihnachtsfest an einem Wasserfall zugebracht, welcher den Namen Weihnachts-Katarakt erhielt. Ein Theil der indianischen Begleiter war heimlich die Nacht entflohen, weil sie sich fürchteten, weiter landeinwärts zu dringen. Die Nachtruhe der Reisenden wurde schmerzhaft gestört durch die empfindlichen Bisse der Couschi Ameisen oder Yagermann (Atta migratoria),

welche wie Regentropfen von den Bäumen auf die Zelte herabträufelten.

Königsgeyer und Kaimans waren häufig, einer der letztern von 14 Fuß Länge verbiß sich so in einen alten Baumstamm, daß man die Zähne mit der Art heraushauen mußte. Am Neujahrstage erreichte man eine Erweiterung des Strombeckens, wo Hr. Sch. zum erstenmale die prachtvolle Seerose fand, welche Lindley später der Königin von England zu Ehren Victoria Reginae nannte. „Alle Mühseligkeiten, sagt er, waren vergessen; ich war Botaniker und fühlte mich in dieser Entdeckung reichlich für alle Entbehrungen belohnt!“ Wie bey unserer weißen Seerose schwimmen die Blätter und Blüthen der riesenhaften Prachtpflanze auf dem ruhigen Wasserspiegel. Aber jedes Blatt hat 5 — 8 Fuß Durchmesser, ist kreisrund mit einem aufgeschlagenen Rande, welcher oben wie die ganze Blattfläche dunkelgrün unten karmoisinroth erscheint und zählt 8 zollhohe Hauptrippen nach allen Seiten vom Mittelpunkt strahlig auslaufend, und gitterförmig wie ein Spinnengewebe durch zahlreiche mit Stacheln besetzte Nebennerven verbunden. Der Blüthenstiel ist unter der Blume 1 Zoll dick und mit scharfen elastischen Stacheln von 3/4 Zoll Länge besetzt. Die Blume mißt 12 — 15 Zoll Durchmesser, die Kelchblätter sind innen weiß, aussen rothbraun und stachlig, die zahlreichen anfangs weissen Blumenblätter werden an der Luft fleischfarben, und endlich roth, die inneren gehen allmählig in Staubgefässe über. Die vielfächrige unterständige Frucht enthält zahlreiche eßbare Samen. Pöppig fand sie auch am obern Amazonas und nannte sie dort Euryale amazonica. Hr. Sch. traf sie später noch öfter in den Flüssen von Guiana.

Den folgenden Tag wurde in einem Wasserpfuhl am Ufer ein Rudel von etwa 200 Stück des großen Peccari oder indianischen Wasserschweines (Dicoteles labiatus) aufgespürt und 3 davon erlegt. Wie Unholde brauste auf die Schüsse die ganze Heerde mit gesträubten Borsten und knirschenden Zähnen durch das Dickicht in den Fluß und an das jenseitige Ufer. Ihre Begegnung ist für Menschen gefährlich, die Schildwache des Rudels war geradezu auf Hrn. Sch. losgegangen und wurde

von ihm erlegt, als aber das ganze Rudel auf der Flucht nochmals auf ihn losstürzte, hatte er kaum Zeit, sich auf einen Ast zu flüchten. Der Strom verengte sich jetzt oft bis auf 9 Ellen und dichte Palmwälder von Astrocaryum Iauari, die Stämme mit 3 — 4 Zoll langen Stacheln bewaffnet bedeckten die sumpfigen Ufer. Ein neues Machaerium mit lieblich nach Veilchen riechenden Blüthen liefert ein wie ein Tigerfell gflecktes Holz, wovon in der Kolonie der Werkschuh schon 5 Sch. 9 Pence gilt. Häufig lagen Eisenbäume quer über den Fluß gestürzt und der Weg mußte mit Aexten erzwungen werden, die an dem harten Holze sich bald in Sägen verwandelten. Wilde Hunde, rothbraun mit hängenden Ohren und an Wuchs Bastarden zwischen Bullenbeisser und Dachshund ähnlich wurden, wie immer im Rudel jagend, gefunden. Die Beschwerden der Reise waren nun fast unerträglich; die Regenzeit hatte den Fluß weit über seine Ufer geschwellt, alle Niederungen waren überschwemmt, Jagd und Fischfang unmöglich, die Vorräthe fast aufgezehrt. Abermals verließ ein Theil der Indianer zu Nachtzeit die Expedition und nur 11 arbeitsfähige Männer blieben für die vier Corials übrig. Unter 3° 58′ führt ein Indianerpfad vom Berbice nach dem Essequibo. Hr. Sch. machte eine Exkursion dahin durch den herrlichsten Urwald. An sumpfigen Orten ernährt der äußerst fruchtbare Boden große Dickichte von Manicopalmen (Astrocaryum) und Geonomen. Außerdem sind Carapa guianensis, der Suari (Pekea tuberculosa Aubl.) mit seinen wohlschmeckenden Nüssen, der Wamara (Lecythis sp.), dessen sehr festes schwarzes Holz die Kriegskeulen der Indianer liefert und der Yaruri oder Ruderbaum (Aspidosperma excelsum s. oben) häufig. Letzterer führt seinen Namen daher, daß die Eingebornen aus den dünnen, weit vorragenden und sehr elastischen Flügeln oder Vorsprüngen des spanrückigen Stammes mit leichter Mühe sich ihre Ruder zimmern. Der Weg vom Berbice bis Primoß am östlichen Ufer des Essequibo wurde in 3 Stunden 20 Minuten gemacht, ein Beweis, daß die beyden Flüsse sich viel näher liegen, als sie auf den Karten angegeben werden. Aber die Quellen des Berbice müssen viel südlicher liegen als 4° 30′ n. Br., wie man bisher glaubte, da Hr. Sch. letzte Station schon 35 Meilen südlicher lag und der Fluß hier noch 33 Ellen breit und 8 bis 10′ tief war. Dagegen sind die Quellen des Demarara sicher viel nördlicher und sein Lauf kürzer als auf den Karten, denn es fand sich hier keine Spur mehr von ihm, wo man ihn hätte passiren müssen. Hr. Sch. vermuthet seinen Ursprung bey 4° 30 — 40′. Am 2ten Februar wurde die Rückreise auf dem Berbice wieder angetreten. Die Herabfahrt über die vielen Stromschnellen und Wasserfälle war eben so mühselig als gefährlich, an dem einen Wasserfall stürzte sogar der hoffnungsvolle 22jährige Begleiter des Hrn. Sch. Hr. Karl Reuß aus dem Kanot in den Fluß und ertrank vor den Augen der vergeblich um Hülfe bemühten Gefährten, deren Reise dadurch schmerzlich getrübt wurde. Die Hügelreihe unter 4° 48′ deren höchsten Gipfel mit 910′ ü. d. M. Hr. Sch. Parish-Peak nannte, scheint ihm das älteste Ufer des atlantischen Oceans, alles Vorland bis zur jetzigen Küste allmählig zugeführtes Alluvium zu seyn.

Kaum in Wicki am 21. Februar angekommen entschloß sich Hr. Sch. bey günstiger Jahreszeit noch zu einem Ausflug nach dem Demarara. Er wählte dazu den Weg auf dem Waironi, einem Nebenflusse des Berbice und eine kurze Strecke über die Savannen. Die Gegend wechselte in Wald, Unterholz (Moro) und Savannen, der Boden ist sandig, aber sehr fruchtbar. Zahlreiche Itapalmen (Mauritia flexuosa) bezeichnen die Rinnsale durchschlängelnder Flüßchen. Am 4. März gelangte man nach der Station Seba am Demarara und am 7. wurde die Corona oder der große Wasserfall des Flusses erreicht, welcher aber denen am Essequibo und Corentyn bey weitem nachsteht. Auf dem Rückwege besuchte man ein Indianerdorf, wo der Häuptling zuerst den Vornehmsten unter Sch. Begleitern, dann alle der Reihe nach jeden mit dem Spruch begrüßte: „Setze dich nieder, setze dich gesund nieder, setze dich froh und gesund nieder!“ Dem Häuptling folgten mit derselben Sentenz zuerst seine Söhne, dann alle Männer des Dorfes. Der Angeredete mußte jedesmal antworten: „Wang,“ ich danke dir, und die Ceremonie dauerte fast eine Stunde. Seltsame Ausartung der Gastfreyheit in Etikette auch bey den wilden Völkern!

Eine zweyte Excursion wurde von Wicki aus auf dem Fluß gleichen Namens und dem Canje nach dem Corentyn gemacht. Der Wicki hat weißliches Wasser. Die Bäume am Ufer waren mit den herrlichsten Orchideen in voller Blüthe, Coryanthes, Oncidium, Gongora u. s. w. bedeckt. Von der Itapalme sogar hiengen die schmalen 6 bis 7' langen Blätter der Mormodes longifolia herab. Durch fruchtbare Savannen und Wälder voll des schönsten Zimmerholzes gelangte man dann nach dem Canje, aber hier nöthigte den Reisenden seine Gesundheit nach dem Berbice umzukehren, wo er am Osterabend in Wicki eintraf.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. I. Heft.

(Fortsetzung.)

Zwar findet man im Archive für Geschichte und Alterthumskunde des Obermainkreises Bd. II. Hft. I. Bayreuth 1831. S. 120 ff. jene das Baireuther Oberland betreffenden Urkunden-Auszüge aus dem von Langischen Regesten-Werke. Allein hier ist nur das längst bekannte Urkundliche für den treffenden Bezirk zusammengestellt und gegeben: auch finde ich nicht, daß man in dieser lobenswerthen Arbeit fortgefahren hätte.

Bey vielen herrscht die Ansicht vor, man müsse zur sichern Begründung einer Landesgeschichte damit beginnen, daß man Alles, was ächte, unverwerfliche Urkunden über dieselbe berichten, nach der Zeitfolge wohlgeordnet ausziehe und mittheile. Allerdings sind solche Documente schon durch ihre authentische Natur dem Zweifel entrückt, und was auf solche Weise geboten wird, hat die höchste Gewißheit für sich. Allein indem wir nur Diplome aufnehmen, deren die Geschichten unsrer Länder erst ziemlich spät aufzuweisen haben, begeben wir uns freywillig jener historischen Schätze, die uns über die ältesten Zeiten unsrer vaterländischen Historie zwar nicht auf so vollgiltige Weise wie Urkunden, aber doch bey gehörig angewandter, umsichtiger Kritik willkommene Aufschlüsse ertheilen. Ich meyne für die frühseste Geschichte die griechischen und römischen Historiker und Geographen, dann die Chronisten und Hagiographen seit dem 6. Jahrhundert. Warum will man ihre Gaben verschmähen?

Es wären nach dem Gesagten die zu fertigenden Regesten eines bestimmten Landes z. B. hier Frankens (Unterfranken und Aschaffenburg) meiner Ansicht nach folgendermassen einzurichten. Man entwerfe zuvörderst aus

A. Urkunden

1) allgemeine Regesten für den ganzen Kreis, deren Gerippe die in den Urkundensammlungen befindlichen und auf Würzburg ꝛc. Bezug habenden Diplome bilden würden.

2) Besondere Regesten, welche darin bestehen, daß für jeden einzelnen Ort die bereits bekannten hieher einschlägigen Urkunden gesammelt und ausgezogen, durch Aufsuchen bisher noch im Verborgenen liegender Diplome vermehrt und zum betreffenden Jahr eingeschaltet werden. Den Unterzeichneten hat die eigene Erfahrung belehrt, daß der Eifer, in den Archiven und Registraturen unsrer Landstädte nach solchen Materialien zu suchen, in der That nicht unbelohnt geblieben ist. Es ist jedoch die höchste Zeit, sich recht bald an das Geschäft des Aufsuchens zu machen, denn es ist leider nur zu gewiß, daß der Verlust, den unsere Provincialstädte an urkundlichen Documenten zu beklagen haben, sich nicht eben vom Hussiten-, Bauern-, Albertinischen und 30jährigen Kriege herdatire, sondern mitunter aus ganz neuer Zeit, in welcher man altes Pergament und Papier als völlig werthloses Zeug behandelte, in Nässe und Staub geflissentlich zu Grunde gehen ließ, oder um wenige Pfennige an Juden, Geldschläger, Orgelmacher u. s. w. abgegeben hat.

B. Geschichtswerke im allgemeinen und weitesten Sinn.

Man sammle ferner aus griechischen und römischen Historikern und Geographen, aus den Chronisten und Hagiographen, was immer auf Franken Bezug hat. Für die Chronisten haben wir in Pertz Monumenta Germaniae historica I. II. V. Bd. eine treffliche Quellensammlung, und die AA. SS. der Bollandisten sind dem Forscher noch immer eine reiche Fundgrube.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Februar.

Nro. 22. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

R. A. Schomburgk's Reisen in Guiana und am Orinoko ꝛc.

(Fortsetzung.)

Auf der weiteren Rückfahrt wurde die alte Hauptstadt von Berbice, Alt-Amsterdam besucht. Die Strassen sind noch nach dem Pflaster erkennbar, aber Befestigungen und Häuser liegen in Ruinen und sind schon mit Buschwerk bewachsen und von zahlreichen Schlangen bevölkert.

In Georgetown hatte Hr. Sch. einen Anfall des gelben Fiebers zu bestehen. Gleich nach seiner Genesung rüstete er sich aber zu der neuen Expedition nach den Quellen des Essequibo und nach Esmeralda und reiste am 12. September 1837 wieder ab. Am 16. October war schon wieder die Mündung des Rupununi erreicht. Obgleich schon 200 Meilen landeinwärts liegt sie doch erst 320′ über dem Meere. Hr. Sch. fuhr in den Rupununi ein und dann einen beträchtlichen mit dem Essequibo parallel von Süden nach Norden laufenden Seitenfluß desselben, den Roiwa hinauf, da er in diesen Breiten den Essequibo schon befahren hatte. Die Ufer waren einförmig mit Buschwerk bewachsen, über welches nur hie und da eine schlanke Triplaris (von den Kolonisten „der lange John" genannt) bis 50′ Fuß hoch emporragte, bevor noch ihre pyramidale Krone begann. Die prächtigen dicht gedrängten Fruchtrispen, welche mit ihren auswachsenden weißen oder rothen Kelchen große Blüthenbüschel nachahmen, verdecken durch ihre Menge fast die dunkelgrünen Blätter. So schön aber auch der Anblick des Baumes, so gefährlich ist seine Nähe wegen einer giftigen hellbraunen Ameise, die in seinem hohlen Stamme lebt. Er heißt daher bey den Warrar's auch Epoahäri oder Ameisenbaum. In der Nachbarschaft kommt auch schon die riesenhafte Bertholletia excelsa, deren wohlschmeckende Früchte unter dem Namen Kastanien von Maranhao bekannt sind, und Apeiba tiburbu vor. Ungefähr unter 2° 57′ gelangte man zu der Felsenpyramide des Ataraipu oder Teufelsfelsen. Auf einer breiten Basis von 400 Fuß steht eine nackte Granitmasse, den kahlen Scheitel in Form einer äußerst steilen Pyramide noch 550 Fuß nach dem Himmel gerichtet. Der unersteigliche Scheitel liegt 900′ Fuß über der Savanne und 1300′ über dem Meere. Ringsum nach Westen und Süden erhoben sich nähere oder entferntere Gebirgszüge in wunderbaren Formen. Am Fuß des Berges wucherten mannigfache Orchideen, riesenhafte kandelaberförmige Cereen und ein Melocactus (vermuthlich ein Echinocactus), der erste, den Hr. Sch. in Guiana sah. Ebenso fand sich zum ersten Male die schmackhafte wilde Ananas (Bromelia Pinguin). An der Mündung des Tenenuaro wurden die Korials zurückgelassen und der Weg in südwestlicher Richtung zu Land durch Waldungen fortgesetzt. Große Gürtel und einzelne Massen von Granitblöcken waren allenhalben zerstreut. Sie finden sich fast überall in den Flußthälern und auf den Savannen Guiana's, häufig mit einer schwärzlichen Rinde von Braunstein überzogen und scheinen wenigstens zum Theil zu der Klasse der erratischen Blöcke zu gehören, welche sonst in Südamerika selten sind. Um sie her wucherten reiche Orchideen, darunter zwey Arten von Schomburgkia. Die Gebirgsgipfel erhoben sich bis zu 2500′ über die Savanne, auf den Abhängen wurde angeblich wildes Zuckerrohr und das Pfeilgras (Gynerium saccharoides) gefunden. Darunter stand auch eine schöne Ama-

ryllis. Die Indianer bedienten sich hier schon der schönen rothen Schminke von der Bignonia chica (Carivaveru), die vermuthlich ebenfalls in der Nähe wächst. Am 7. December gelangte man an das linke Ufer des Cuyuwini, um diesen Fluß bis zu seiner Vereinigung mit dem Essequibo hinabzufahren.

Die Korials waren nicht ellenbreit und kaum 9 Zoll tief, darin mußte man vom 4. bis 8. Dec. nach Indianer Weise zusammengekauert reisen. Der Cuyuwini hat seinen Namen von Cuyu, einem hühnerartigen Vogel (Penelope pipile) und Wini, Wasser. Er ist fischreich und frey von großen Kaimans, aber äußerst häufig findet sich in ihm ein kleines selten über 4 Fuß langes Krokodil, dessen Fleisch als Leckerbissen gilt. Eine etwa 24 Fuß lange Riesenschlange wurde angeschossen, ging aber sogleich auf die Expedition los und jagte sie in die Flucht.

Am 8. Dec. fuhr man nach 51 Tagen wieder in den Essequibo ein, dessen directe Befahrung auf seinem Lauf zwischen dem Rupununi und Cuyuwini kaum möglich gewesen wäre. Letzterer war hier 190, der Essequibo nur 180 Ellen breit, dagegen ersterer 16, letzterer 22 Fuß tief. Unter 1° 49′ erblickte man das Wanguwai- (Sonnen-) Gebirge, dessen Gipfel etwa 3000′ über die Ebene ansteigen. In seinem obersten Laufe heißt der Essequibo bey den Eingebornen Sipu oder Koatyang-Kotyu. Mehrere nordöstlich ziehende Bergketten wurden hintereinander passirt, bis man am 15. Dec. die hohe Piritiku-Kette in S.S.O. erblickte. Sie alle gehören zum Gebirgsstock der Sierra Acarai, die von S.W. nach N.O. zwischen dem Aequator und 2° n. Br. sich durch mehrere Längengrade erstreckt. Der Lebensmittel wegen mußte hier der Fluß, dessen oberster Lauf ganz unbewohnt seyn soll, wieder verlassen und die Reise zu Land in der Richtung einzelner Indianerdörfer südöstlich fortgesetzt werden. Berggipfel bis zu 4000′ Höhe über der Ebene kamen zu Gesicht. Unter 0° 45′ n. Br. war die Wasserscheide zwischen dem Essequibo und Amazonas erreicht und der Asimari (Ijatapu), an welchem man hinzog, strömte bereits nach Süden. Den 17. December war der Aequator überschritten, und die südlichste Station, ein Barokotodorf unter ° 12′ südl. Br. erreicht. Die Regenzeit nöthigte zur schleunigsten Rückkehr nach dem Essequibo, der nun doch noch bis zur Quelle verfolgt werden mußte. Anfangs in den Korials, dann zu Fuß wurde am 27. Dec. dieses Ziel auch erlangt. Die eine Quelle des Essequibo entspringt unter °41′ n. Br. unter einer so dichten abermals von Lianen gänzlich bedeckten Baumgruppe, daß „wir weder Sonne noch Sterne hindurchscheinen sahen.“

Die Sierra Acarai erhebt sich durchschnittlich 2000′ über die Savanne, ihre Abhänge sind dicht bewaldet, die Wälder sind in den Baumarten schon wesentlich von der nördlichen Guiana verschieden. Die majestätische Mora fehlt, Psidium aromaticum ist durch andere Myrtaceen ersetzt. Die Thierwelt scheint fast erstorben, wenige kleine Vögel, einsame Reiher in den Sümpfen oder Adler in hohen Lüften kreisend unterbrechen die Todtenstille, welche den Aequator in Amerika bezeichnet. Der Essequibo, obgleich zuletzt nur 3 Fuß tief, muß nach den Spuren am Gestade nicht sehr fern von seinen Quellen in der vollen Regenzeit bis 30′ steigen. Dabey ist wichtig zu bemerken, daß nach Hrn. Sch. die Regenzeit in der Wald- und Berggegend des Aequators hier mit der Mitte Decembers beginnt und bis zum März währt, während auf den Savannen das schönste Wetter ist. Hier beginnt der Regen erst im April, darum steht der Essequibo oder Sipu am höchsten, wenn sein Confluent, der Rupununi, als Savannenfluß am wenigsten Wasser hat. Nur die Monate Juny, July und halber August sind in Steppe und Berg gleichmäßig Regenzeit.

Theils zu Land, theils auf dem Cuyuwini und Rupununi war auf dem Rückweg Curasawak am letztern Flusse und am 21. März endlich Pirara am Amucu-See erreicht, wo Hr. Schomburgk längere Zeit zu verweilen beschloß. Es befindet sich hier eine Missionsstation, welche bereits sehr wohlthätigen Einfluß auf die Civilisation der Indianer übte, aber leider 2 Jahre später schon wieder durch die Brasilianer zerstört wurde. — Die nasse Jahreszeit stand bevor. In der Hälfte April schwärmten mehrere Arten von Termiten, deren 5 — 12′

hohe Kegelhaufen die Savannen bedecken, darunter Termes destructor, und verfinsterten die Luft in ungeheuren Schaaren. Dieses Schwärmen der Ameisen ist das sicherste Zeichen für den Beginn der Regenzeit. Die Indianer sammeln und verspeisen sie geröstet oder gekocht als Leckerbissen. Beunruhigender waren die Klapperschlangen, welche, in den Savannen häufig, nun vor dem Regen nach den Hütten des Dorfes flüchteten. Mehrere wurden getödtet, darunter eine $6\frac{1}{2}$ Fuß lang und armsdick mit 9 Ringen an der Klapper. Am 28. May machte Hr. Sch. einen Ausflug nach dem Kanukugebirge. Viele seltene Pflanzen, besonders Orchideen, und Thiere wurden erbeutet, unter letztern ein großer, dunkelbraun und rothgelb gestreifter Holzbock (Prionus) von 4 — 5 Zoll Länge und 2 Zoll Breite mit ungemein festen sägenartigen zollangen Freßzangen. Gleich einigen verwandten Arten faßt er mit diesen Zangen einen Zweig von der Stärke eines Handgelenkes, und mit der Schnelle eines Windmühlenflügels um denselben immer im Kreise herumschwirrend schneidet er ihn ungefähr in einer Viertelstunde vom Stamme ab. Die Larve lebt im Holze eines Baumwollenbaumes. Auch das schöne orangenfarbene Felsenhuhn des Amazonenstroms (Rupicola elegans) war hier häufig. An den Berghängen wächst die giftige Schlingpflanze Urari, ward aber wieder nicht mit Blüthen angetroffen.

Da wir schon früher in diesen Blättern (Gel. Anz. 1841. Bd. 13. Nro. 188. 189) über die ostindischen Giftbäume Antjar und Tieute und ihre Wirkungen Einiges mittheilten, so möchten hier einige Notizen über das amerikanische Urari ihre Stelle finden.

Der Gebrauch des Pfeilgifts erstreckt sich über Guiana, einen großen Theil von Nordbrasilien, Neu-Granada und Peru und ist auch am La Plata nicht unbekannt (vergl. v. Martius Reise III. Bd. p. 1156 ff.), läßt aber doch schwerlich auf einen ehemaligen Volkszusammenhang schließen, da er sich, gewiß unabhängig, auch auf den ostindischen Inseln geltend macht. Das Gift scheint in Amerika fast überall dasselbe, wird aber nur an wenigen Orten von Guiana und an den obern Zuflüssen des Amazonas (siehe über die Bereitung bey den Juri's am obern Yupura v. Martius a. a. O. S. 1237 ff.) bereitet und wie die Blasrohre als Handelsartikel weit und breit unter den Indianern verführt. Es heißt bey den Juri's Urari-üwa und ist der eingedickte Saft des Strychnos guianensis (Rouhamon Aubl.). Am Rio negro fand v. Spix ein zweytes Pfeilgift, Urari-sipo, wahrscheinlich von Cocculus Amazonum Mart., also einer Menisparmea. In Guiana heißt das Urari-üwa auch Wurari, Wurali, Curaré. Die Blasrohre der Brasilianer sind aus sehr dünnen Palmenschaften, wahrscheinlich einer Geonoma oder Kunthia gefertigt und 8—10′ lang bey $1\frac{1}{2}$—$2\frac{1}{2}$″ Dicke am untern Ende. Der Stamm wird der Länge nach genau in zwey Hälften gespalten, der innere weiche und zellige Theil ausgebrannt und die Höhlung sehr sorgfältig und gleichmäßig geglättet, dann die beyden Hälften wieder genau zusammengefügt, mit Harz verkittet und die Oberfläche mit der schwarzen bandartigen Rinde eines Schlingstrauches dicht umwickelt, endlich ein Mundstück von schwerem rothen Holze angefügt. Das ganze Verfahren ist sehr künstlich und spricht für das hohe Alter des Gebrauches. Die Pfeile, kaum 12″ lang und sehr dünn, sind dünne Stäbchen meistens von schwarzem schwerem Palmen- oder auch einem leichten weißen Holz. Am zugespitzten Ende wird das Gift etwa 1″ weit aufgetragen und zwar um so dünner und sorgfältiger, je theurer es die Einzelnen im Handel zu stehen kömmt. Die Indianer, welche es aus der Ferne erhalten, weichen es mit Wasser und dem Saft der kleinen sauren Limonien auf und streichen es mit einer Feder auf die Pfeilspitzen. Zum Gebrauch wird der Pfeil am untern Ende mit etwas Baumwolle umwickelt, um die ganze Höhlung des Rohres auszufüllen, und der Schwere wegen etwas feuchter Thon angeklebt. Diese furchtbare tückische Waffe erreicht sicher ihr Ziel auf 60 — 70 Schritte und war vorzüglich auch in Ostindien den Holländern verderblich in ihren Kriegen auf Borneo.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Band, I. Heft. Würzburg. 1840. gr. 8.

(Fortsetzung.)

So bietet uns z. B. die translatio reliquiar. SS. Petri et Marcellini in Germaniam (AA. SS. Iunius T. I. c. IV. p. 191, col. 1, nro. 39) von Einhard die für Schifffahrt auf dem Main und für die Bodencultur an den Ufern dieses Flusses wichtige Nachricht, daß zu Einhards Zeiten Maynzer Kaufleute Getreide in den oberen Maingegenden für gewöhnlich aufzukaufen und stromabwärts zu führen pflegten. — S. Sturmi stieß in der buchonischen Wildniß am Fluß Fulda auf einen Zug slavischer Handelsleute, welche aus der Gegend von Erpesfurt nach Maynz des Handels halber sich begaben. (Pertz II. 369, c. 7.)

Daß auch im Gebiete der Hagiographie noch manches Ungedruckte von Werth zu gewinnen wäre, beweist am besten die von Eckhart in seiner Francia orientalis I. 271. 273. 282. (Ussermann. Ep. IV. p. IX.) angeführte und benutzte Vita simplicior S. Kiliani aus dem Fritzlarer Martyrologium, vordem zu Gaibach, nun zu Pommersfelden bey Bamberg befindlich, welche älteste Lebensgeschichte St. Kilians dieser Gelehrte im Anhange der Fr. or. vollständig mitzutheilen beabsichtigte, aber durch den Tod daran verhindert wurde. Wäre es nach 112 Jahren nicht endlich an der Zeit, daß der historische Verein von Unterfranken Schritte zur Veröffentlichung dieser ächten Lebensgeschichte des Apostels des Würzburger Landes bey Seiner Erlaucht dem Hrn. Grafen von Schönborn machte? Der Einwand, dieß sey im Grunde deßhalb nicht nöthig, weil Eckhart und aus und nach ihm Ussermann das Wichtigste bereits mitgetheilt, wird sicher nicht von Jenen herrühren, denen es um den unverkümmerten Genuß dieser schätzbaren Quelle zu thun ist.

Aus allen diesen allgemeinen und besondern Urkunden, Berichten griechischer und römischer Historiker und Geographen, Chronisten, Hagiographen und Denkmälern jeder Art zusammen müßte nun ein treffender, mit gehörigen Nachweisen versehener Auszug gemacht werden, welcher sich streng an die Folge der Jahre zu halten hat. Muster für solche Regesten wären Adelungs chronologisches Verzeichniß der südsächsischen Geschichte ꝛc. Meissen 1802. gr. 4., oder Georg Wilhelm von Raumers Regesta historiae Brandenburgensis I. Bd. Berlin 1836. gr. 4.

Ist nun der Hauptinhalt der Quelle mit möglichster Treue angegeben, mit den gehörigen Nachweisen versehen, auch Rücksicht auf die vorzüglichsten Schriften der Neueren (Alles jedoch in der Kürze) genommen, so kann dem von Bücherssammlungen entfernten Geschichtsfreunde mit solchen Regesten in der Hand kaum ein anderer Wunsch sich aufdrängen, als irgend eine Quellenstelle in extenso einzusehen und sich zu überzeugen, es sey wirklich ein treuer Auszug vorgelegt worden; oder einen neueren Schriftsteller über diesen Gegenstand nachzulesen, um zu sehen, wie dieser denselben behandelt. Eine solche Benutzung der Regesten setzt natürlich voraus, daß der historische Verein die also gefertigten Regesten entweder im Ganzen und eigens gesammelt, oder theilweise, wie hier geschehen, in den als Organ des Vereins zu betrachtenden Heften des Archivs seinen Mitgliedern übergebe.

Etwas verschieden von unserer hier dargelegten Ansicht über Regesten-Fertigung ist jene des Hrn. H, der gleichwohl die Nothwendigkeit einsah, mehr aufzunehmen als bloße Urkunden, und der sich daher auch bey den Klassikern und Hagiographen zu seinem Behufe umgesehen. Warum ging jedoch Hr. H. in der ältesten Geschichte nicht bis zu Julius Cäsar und Tacitus hinauf? Der erstere (VI, 24.) hätte ihm von den über den Rhein herübergewanderten und im hercynischen Wald sich ansiedelnden Galliern (vor 72 vor Christi Geburt) berichtet, der Andere (Germ. c. 28.) aus Cäsar seine Schlüsse ziehend, selbst diese gallischen Stämme, Helvetier und Boier, in ihren Sitzen zwischen dem hercynischen Wald, Rhein und Main namhaft gemacht.

Wir geben gern zu, daß Drusus an dem Orte, wo der Marienberg, keinen editum tumulum in tropaei modum errichtet; dennoch dürfen wir diesen Zug des Drusus im Jahre 742. V. C. d. i. 10 oder 9 Jahre vor Christus, in die fränkischen Regesten einzutragen nicht unterlassen; denn es ist höchst wahrscheinlich, daß Drusus dem Laufe des Maines einige Zeit gefolgt sey, weil er östlich der geschlagenen Katten (percucurrit et Cattos, Flor. IV. 12. Oros. VI. 20.) Markomannen traf, besiegte, und sich so, der erste unter den römischen Feldherren, den hercynischen Wald öffnete, worauf er sich nördlich gegen die Cherusker wandte (Dio Cass. LV. c. 1.).

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Februar.

Nro. 23. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

R. H. Schomburgk's Reisen in Guiana und am Orinoko während der Jahre 1835 bis 1839.

(Fortsetzung.)

Die schnelle Wirkung des Giftes hängt von Ort und Tiefe der Wunde und vom Alter des Giftes ab. Je unmittelbarer es in's Blut kömmt, desto rascher erfolgen die tödlichen Symptome. Hr. v. Martius sah starke Rinder schon 4 Minuten nach der Verletzung in Zuckungen niederstürzen. Der Herausgeber der vorliegenden Reise, Herr O. A. Schomburgk hat mit dem gujanischen Gifte mehrere Versuche gemacht, deren Resultate von den Wirkungen des ostindischen Tieute abweichen. Zwar üben beyde den gewaltigsten Einfluß auf das Nervensystem und erzeugen in kurzer Zeit Zuckungen, Starrkrampf und Lähmung des ganzen Körpers, aber bey dem Tieute sind die Blutcongestionen hauptsächlich nach der Hirnhöhle gerichtet, und Hirnmasse und Rückenmark auf das heftigste entzündet, während die Brusthöhle verhältnißmäßig wenig afficirt erscheint. Bey dem Urari dagegen wird die ganze Blutmasse in die Brusthöhle gedrängt, wobey selbst die Lungen und das Herz blutleer erscheinen, das Blut ist völlig zersetzt, violett von Farbe und das Rückenmark ist von einer hellgelben Flüssigkeit umgeben. Diese Erscheinungen stimmen also vielmehr mit den Wirkungen des Antjar überein und setzen eine gewaltige Affektion des Gefäßsystemes gleichsam in erste Reihe, während bey dem Tieute die Nervenaffection überwiegt und die Wirkung auf das Blut mehr sekundär erscheint. Verschluckt soll das Urari keine üblen Folgen äußern, ja sogar als magenstärkend gelten, was freylich bey dem Antjar nicht der Fall ist.

Von Pirara fuhr Hr. Sch. am 27. Juny nach dem brasilianischen Fort Saõ Joaquim am Tacutú, einem Zufluße des Rio Branco, um daselbst das Ende der Regenzeit abzuwarten, welche fast jede Exkursion verbot. Die Lage der kleinen Festung wurde auf 3° 1′ 46″ n. Br. und 60° 3′ westl. Länge festgesetzt. Ein Abstecher den Rio Branco (so heißt der Parime nach seiner Vereinigung mit dem Tacutú) herab bis zur Serra Grande oder Carumá wurde am 16. August begonnen. Das Gebirge, welches etwa 31 geogr. Meilen unter St. Joaquim sich erstreckt, sollte einen großen schwarzen See enthalten, von welchem jedoch keine Spur gefunden wurde. Der Fluß ist unter dem Fort gegen 1200 Ellen breit, das herrschende Gestein Sandstein. Die Samen einer Mimose dienen gepulvert den Indianern als Berauschungsmittel, indem sie das Pulver entweder rauchen oder es sich in die Augen, Nase und Ohren einstreuen, wodurch auf einige Stunden eine Art Trunkenheit oder Wahnsinn eintritt, welchem aber tagelange Erschlaffung folgt. An den Ufern wechseln fruchtbare Savannen mit einzelnen Berghöhen. Eine Salzpflanze (Poluyo), vielleicht eine Salicornia, dient zur Beize der Farben auf Baumwolle und am Rio Negro wird auch Salz daraus gewonnen, doch wird eines Salzgehaltes im Boden nicht erwähnt. *) Ein Cactus in der Savanne maaß am Grunde über 6 Fuß Umfang, der Stamm war 10 Fuß hoch, dann vertheilte er sich wie ein riesenhafter Leuchter in gerade aufstehende Aeste, deren einige gegen 40′ massen.

*) Später (S. 397) erzählt der Verf. jedoch, daß er in der Nähe des Roraimagebirges Indianer auf dem Weg nach den Savannen, um daselbst Salz zu sammeln, getroffen habe.

An der Gränze von Brasilien und Gujana wird leider noch immer schändlicher Menschenhandel getrieben, und ist mit die Veranlassung, daß gegenwärtig die Demarcationslinie zwischen beyden Staaten durch eine Komission, bey welcher sich von englischer Seite Hr. Schomburgk befindet, genau bestimmt wird. Die brasilianische Regierung läßt nämlich oft unter den Indianerstämmen ihres Territoriums Matrosen für die Binnenschiffahrt pressen. Dazu sollen natürlich nur taugliche Erwachsene genommen werden. Aber die habgierigen Unterbeamten, in diesen entlegenen Gegenden keiner Kontrole unterworfen, brauchen dieses zum Vorwand, um die schändlichsten Raubmordzüge zum Behuf des Sklavenhandels im Innern auszuführen. Eine bewaffnete Bande überfällt mitten in der Nacht friedliche Indianerdörfer, steckt sie in Brand, metzelt nieder oder mißhandelt, was sich von der Bevölkerung zur Wehre setzt, und führt den Rest ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht mit sich fort. Die Männer werden dann an die Marine abgegeben, Weiber und Kinder an Kolonisten im Innern verkauft. In St. Joaquim sah Hr. Schomburgk einen solchen Zug, wo von 40 Sclaven nur 9 Männer, darunter 3 schon über 60 Jahre, also eigentlich nur 6 für die Marine tauglich waren. Der Rest bestand aus 13 Weibern und 18 Kindern unter 12 Jahren, welche alle verkauft wurden. Auch das englische Gebiet wurde bey solchen Zügen oft nicht respektirt; jetzt werden hoffentlich energische Maßregeln dem Greuel ein Ziel setzen!

Am 20. Sept. 1838 verließ Hr. Sch. St. Joaquim, fuhr den Tacutu aufwärts in den Mahu und Pirara und gelangte über die Savannen wieder nach dem Makusidorfe gleichen Namens. Von hier wurde ein Streifzug nach dem Gebirge Roraima zwischen 5 und 6° n. Br. gemacht. Der Weg gieng zunächst über Savannen, mit den auch in Brasilien gewöhnlichen Krüppelbäumen, Curatella und Malpighiaceen spärlich besetzt. Die Rasendecke bildeten Gräser, besonders Paniceen, Chlorideen, und Agrostideen und krautartige Leguminosen, Gentianeen, Compositae, Scrofularineen, Aegiphilen u. s. w. Auf sandigen Erhöhungen von 4 — 5′, die häufig vorkommen, war dichteres Gebüsch und zahlreiche vielarmige Cactus, deren rothe, birnförmige Früchte aber fade und kaum genießbar sind.

In westlicher Richtung von den Ausläufern des Pacaraima Gebirges oder seinen äußeren Thälern hinziehend wurden die Reisenden überrascht durch die wunderbarsten Gebilde an den zur Trappformation gehörigen Bergen. Wälle, Säulengruppen und Pyramiden krönen abwechselnd die Gipfel. Solche Säulen sind zum Theil ganz einzeln, vollkommen aufrecht und gleichdick bey einer Höhe von 50 — 80 Fuß. Eine derselben nennen die Indianer Purépiapa, gipfelloser Baum, weil sie auf das Täuschendste das Ansehen eines kolossalen 50 Fuß hohen Stammes ohne Krone hat! Auf seinem Scheitel befand sich ein Nest des amerikanischen Storches (Mycteria amer.), dessen Besitzer wie ein zweyter Johannes Stylites in unbeweglicher Ruhe stand. Am Grunde der Säule standen kleinere, man kann wohl sagen Stangen von Trapp, denn sie waren bey 30 Fuß Höhe oft kaum 6 — 8 Zoll dick, aufrecht oder lagen zertrümmert umher von Agaven, Jatrophen, Bursera, Lecythedeen und Cactus dicht überwuchert und durchflochten.

Solche sonderbare Felsenformen, Wällen, Burgruinen, Säulen und Pyramiden ähnlich sind in der Trapp = und Basaltformation von Guiana wie anderwärts häufig, hier aber, gleich den großen Granitblöcken der Flußbette und Savannen, auch Gegenstände der abergläubischsten Furcht für die Indianer. Sie sind ihnen die lokalen Wohnorte der zahllosen bösen Geister, womit sie besonders die ganz unbewohnten Gegenden des menschenarmen Landes bevölkern, und welche sie oft von Reisen abhalten. Vorzüglich aus Gespensterfurcht reisen sie überhaupt ungern allein, aber selbst in großer Gesellschaft vermeiden sie die ihnen unbekannten Distrikte wie z. B. den Lauf des Essequibo ober der Corona, als die Wohnsitze der Dämonen. Ihren Religionsbegriffen nach bedarf der oberste Gott ober das höchste gute Wesen keiner eigentlichen Anbetung, weil er als vollkommen gut nie zürnt und schadet, auch mit dem Ordnen von Sonne, Mond und Sternen soviel zu thun hat, daß er sich mit den Menschen wenig befassen kann. Aber die Dämonen, welche sämmtlich

eine besondere Freude daran haben, den Menschen zu schaden, muß man meiden und Alles anwenden, um ihren Groll zu mildern und zu versöhnen.

An dieser Seite des Pacaraima-Gebirges zeigen sich viele Spuren von ehemaligen großen Wasserbedeckungen oder Seebecken in einer wahrscheinlich lange vorhistorischen Zeit. Es ist indessen schwer nachzuweisen, in wieferne dieselben mit der Tradition von einer Lagoa Parime in Verbindung stehen mögen, da der Ablauf auch der letzteren nach von Humboldts Meynung jedenfalls in eine der Bevölkerung des Landes vorausgehende Periode fällt.

Die Wälder in den Gebirgsthälern sind reich an den kolossalsten Erzeugnissen der Tropenflora. Eine Pflanze aus der Familie der Heliconien maß 58½', eine Labiate (schwerlich indessen wohl Hyptis membranacea Benth., wie der Verf. meynt) war ein 30 Fuß hoher Baum mit hartem Holz. An einem Sandsteingebirge von ansehnlicher Höhe vorüber führte nun der Weg über ein Tafelland zahlreich mit Orchideen und zum erstenmal in Guiana für Hrn. Sch. mit einer baumartigen Cyathea bewachsen, deren Stamm 15' bis zum Anfang der Wedel hoch war. Melastomaceen und Kielmeyeren waren häufig und erinnern an die höheren Campos von Brasilien. Hier wurde auch die prächtige Sobralia Elisabethae entdeckt. Der einfache schlanke Stengel erhebt sich 10 — 12 Fuß hoch vom Boden, ähnlich dem der weißen Lilie auch durch die Blätter und tragt eine Traube von großen weißen Lilienblüthen mit dem herrlichsten Wohlgeruch (s. Verhandl. des preuß. Gartenbau-Vereins Bd. 15. S. 135. T. 1. 2.) Das Sandsteingebirge ist hier die Wasserscheide des Amazonas und des Orinoco und die südöstlichen Zuflüße des letztern entspringen auf dem entsprechenden Abhange. Am 20. Oktober erblickte man das Roraimagebirg etwa 35 Meilen entfernt nicht unähnlich einem düstern von Wolken umhüllten Walle, wie auch sein Name, „Nachtberg" ausspricht. Die Nacht war für die Nähe des Aequators kalt, Morgens 6 Uhr nur 13° R. In der Nähe war auf einer Bergsavanne der sogenannte Krystallberg, ein Sandsteinhügel, in der That mit einer Menge von größtentheils verwitterten Quarz-Krystallen von höchstens 1 Zoll Länge bedeckt. Früher sollen sie häufig 4 — 5 Zoll lang und ganz wasserklar gefunden worden seyn. Dieses scheint also Hortsmanns Krystallgebirge. Der Schmuck der Indianer in diesen Gegenden ist eben so reich an Papagaien- und Tucanfedern, Halsbändern von Affen- und Peccari-Zähnen, Stacheln des Stachelschweines, Eichhornfellen u. s. w. als am Amazonas und wird vorzüglich bey den Tanzfesten zur Schau getragen.

Das Arécumadorf Arawayam liegt unter 5° 4' n. Br. am Fuße des Roraimagebirges, welches sich hier auf ungefähr 25 Meilen von seiner östlichen Spitze unter 5° 9' NO bis zu der nordwestlichsten dem Avang-Catsibang (wörtlich Läuse-Kamm) unter 5° 15' erstreckt, aber weiter nördlich erheben sich noch andere Gipfel und von ihnen aus zieht in plötzlicher Wendung eine Bergkette fast parallel mit dem südlicheren Pacaraima-Gebirge ungefähr von 61 — 59° westlicher Länge an den Mazaruni also nahe zu an den Essequibo von Westen nach Osten. Die Sandsteinkette des Roraima verbindet also gleichsam, von Südost nach Nordwest ziehend die Parallelketten und bildet mit ihnen drey Seiten eines Vierecks, dessen vierte nach dem Essequibo hin offen bleibt, und demselben zahlreiche Affluenten spendet. Hier ist offenbar der Hauptgebirgsknoten von Guiana, von wo aus Quellen nach allen Weltgegenden und zugleich nach den größten Strömen von Südamerika fließen, denn von dem Roraima selbst gehen die Gewässer nach den verschiedenen Seiten durch den Cotinga zum Amazonas, durch den Cuya in den Essequibo und durch den Cukenam in den Orinoko. Die Roraimakette besteht nach Hrn. Sch. durchgehends aus dem ältern Sandstein, doch war kein Gipfel zu besteigen. Der oberste Theil ist durchgängig nacktes Gestein, oft in langen Mauern senkrecht bis zu 1500 Fuß abfallend, oder vereinzelt ebenso in Gestalt von Säulen und Urnen aufstrebend. Von den Mauerwällen stürzen zahlreiche Wasserfälle 14 — 1500 Fuß hoch herab, die von tropischen Regen angeschwollen durch die Macht und den Donner ihres Falles alles Aehnliche was Europa in seinen obwohl höheren Gebirgen bietet, verschwinden machen müssen. Diese wasserreichen Gipfel sind aber, vermuthlich in Folge des nach

dem Norden bis zum Orinoco durchaus bewaldeten Landes fast beständig in Nebel gehüllt, Gewitter in der Umgebung fast zu allen Jahreszeiten tägliche Gäste und daher singen die Arecumas bey ihren Festen: Roraima, der rothe Felsen, gehüllt in Wolken, die ewig fruchtbare Mutter der Ströme!

Auf den sumpfigen Savannen am Fuß der Gebirge war die Vegetation der Landschaft entsprechend. Hier wuchs u. a. die Utricularia Humboldtii (s. Verhandl. des preuß. Gartenbau-Vereines Bd. 15. S. 39 t. 3) mit 4 — 5 Fuß hohem Stengel, 6 — 7 Zoll langen verkehrt herzförmigen Blättern und purpurnen Blumen $2\frac{1}{2}''$ im Durchmesser! Heliamphora nutans (mit Sarracenia verwandt), ein 8 Fuß hohes Cypripedium mit einer kleinen Rispe von Blumen, Compositae, Labiaten, Ternstroemiaceen etc. bezeichneten in ihrer ebenso eigenthümlichen als prachtvollen Form den Charakter dieser leider nur so flüchtig skizzirten Flora.

(Schluß folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. I. Hft. ꝛc.

(Fortsetzung).

Der hercynische Bergwald kann hier schon der Spessart (Tacit. Germ. 30. et Chattos suos saltus Hercynius prosequitur simul atque deponit) so gut als die Rhöne und der Thüringerwald seyn, denn alle drey Waldgebirge mußte Drusus auf seinem Marsche zur Weser, dem Berichte Dions nach, berühren. Drusus aber mag seinen Zug also gemacht haben:

Aufbruch aus seinen Linien gegen die Katten, die er besiegt. Zug von den Katten gegen Suevien oder Markomannis (vergleiche Dio's Fragment mit Libr. LV. c. 1.). Dieser mußte der Lage nach östlich gehen. Drusus zog auf dem nördlichen Mainufer fort. In einer so waldigen Gegend, wie der Spessart, wird er dem Flusse (Main) gefolgt seyn. Kattenlandes Ostgränze war, wenn wir aus spätern Zeiten (57 oder 58 post Christum; Tacit. annal. XIII. 57) auf jene des Drusus schließen dürfen, die fränkische Saale. Dem Lauf des Mains folgend, kam Drusus bis zum nördlichsten Theil des großen Bogens, den der Main (zwischen Würzburg und Wertheim) bildet. Dort aber mündet die fränkische Saale in den Strom.

Ins Suevenland vordringen heißt den Gränzfluß, die fränkische Saale überschreiten; denn östlich und südöstlich saßen die Markomannen, die Drusus aufs Haupt schlug. Hierauf wandte er sich gegen Cheruscia. Um dorthin zu gelangen, brauchte er von den Main- und Saalgegenden aus nur ins Thal der Werra, die lange vor ihrer Vereinigung mit der Fulda die Weser hieß, vorzudringen, welcher Fluß die Gränze zwischen Chatten und Cheruskern war. Dieß ist wohl der kürzeste Weg zur Weser, auf welchem er, zwischen der Rhöne (diese links lassend) und dem Thüringerwald durchziehend, sein Ziel erreichte.

Ungern vermissen wir ferner in diesen Regesten die für die gesammte fränkische Geschichte so wichtige Stelle aus des Dio Cassius aufgefundenen Fragmenten, welche uns belehrt, daß Domitius Ahenobarbus die aus ihren Wohnungen fortgezogenen, und im Suchen eines fremden Landes herumirrenden Hermunduren aufgenommen und ins Markomannenland versetzt habe. (*Πρότερον μὲν, ἕως ἔτι τῶν πρὸς τῷ Ἴστρῳ χορίων ἦρχε* (Domit. Ahenob.), *τούς τε Ἑρμουνδούρους ἐκ τῆς οἰκείας, οὐκ οἶδ' ὅπως, ἐξαναστάντας, καὶ κατὰ ζήτησιν ἑτέρας γῆς πλανωμένους ὑπολαβὼν ἐν μέρει τῆς Μαρκομαννίδος κατῴκισε, καὶ τὸν Ἄλβιν διαβάς . . .*)

Das mag einige Jahre vor Christi Geburt geschehen seyn. Da nun die Markomannen, von Drusus in den Maingegenden geschlagen, unter Marbods Führung ins innere Land (Vellej. Paterc. II. 108) und zwar nach Bojohemum (Tacit. 28. 42. Vellej. Paterc. II. 109) sich zurückzogen; so ist des Dion's *Μαρκομαννίς* d. h. das von den Markomannen früher besetzte und nun verlassene Land, nirgend anderswo zu suchen, als in den Maingegenden von Ober- und Unterfranken. Es wohnten aber die Hermunduren seit ihrer Einweisung durch Domit. Ahenob. vom Fichtelgebirge bis an die fränkische Saale, und von den Donaugegenden bis über den Main hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Februar.

Nro. 24. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

R. A. Schomburgk's Reisen in Guiana und am Orinoko ꝛc.

(Schluß.)

Auf dem Rückweg vom Berge Arawayang aus wendete sich nun Hr. Sch. nach dem letzten fernen Ziel seiner Reise, Esmeralda am Orinoko. Zahlreiche Flüsse und Bäche, alle durch den Cotinga und den Parima in den Rio branco fallend, werden auf der zuerst ungefähr bis 3° 30′ n. Br. in südlicher Richtung fortgesetzten Wanderung überschritten. Die Savannen waren voll Klapperschlangen, ein Mann wurde gebissen, genas aber vorzüglich auf die Anwendung von starken schweißtreibenden Mitteln. Die Indianer halten Frauenmilch für das sicherste Heilmittel gegen solche Bisse. An der Einmündung des kleinen Paparu schiffte sich die Gesellschaft auf 2 Kanots ein, um den von Nordwest herströmenden Parima hinaufzufahren; der Fluß war etwa 300 Ellen breit, aber voll Stromschnellen und Wasserfälle. Zwey der letztern, zusammen der Purumanè-Imeru genannt, gehören zu den großartigsten Naturerscheinungen Guiana's und übertreffen alle ähnlichen Fälle am Essequibo und Corentyn. Der Fluß, vorher noch etwa 200 Ellen breit, wird hier bis auf 50 und am Falle selbst bis auf 10 zusammengedrängt und stürzt dann 40 — 45 Fuß senkrecht herab, nachdem er schon vorher einen Fall von etwa 25 Fuß gemacht hat. Die nördl. Breite war 3° 18′. Auch oberhalb derselben dauern die Stromschnellen fort. Der Parima ist sehr fischreich, besonders an Siluridеen, darunter Pimelodes. Der Zitteraal (Gymnotus electr.) findet sich in Menge, einer war fast 6 Fuß lang und wog 22 Pfund. Das Fleisch ist eßbar, aber zu fett. Nordwärts stößt ein Zug des Maritani-Gebirges an den Parima. Es besteht ebenfalls aus Sandstein und erhebt sich mit zum Theil kegelförmigen Gipfeln 2 — 3000 Fuß über den Fluß. Weiter in Nordwesten lag das noch höhere Ariwana-Gebirge, zwischen beyden niedrige Ketten, im Fluß Stromschnellen bildend und einzelne Berghöhen. Am Katarakt Warimieme wurde der Parima verlassen, welcher hier unter scharfem Winkel von W. S.W. herkömmt und ganz nahe an den Quellen des Orinoko aus einem Gebirgsstocke zwischen 65 bis 64° w. L. und ungefähr 2° 30 bis 40′ n. Br. entspringt. Dort wohnt der gefürchtete Stamm der Kirishana, ein Wanderstamm, mit seinen vergifteten Pfeilen alle andern bekriegend und von allen gemieden. Eine große Mannigfaltigkeit an Palmen, neue Leguminosen, ebenso eine neue Triplaris u. s. w. wurden bemerkt, die Reise aber zu Land über 3000′ hohe Gebirgsarme des Ariwana bis zum Aiakuni fortgesetzt. Hr. Sch. hatte einen heftigen Anfall von Gallenfieber zu bestehen, und die Lebensmittel fehlten völlig. Auf dem Merèwari ging nun trotz zahlreicher Katarakten die Fahrt nördlich und dann westlich bis zur Einmündung des Cannaracuna unter 4° 30′ n. Br., wo der Merèwari verlassen wurde. Er hat seine Quelle am Berge Paba ungefähr unter 4° 58′ n. Br. und 64° 37′ w. L. Diese Gegenden werden von den Guinau- und Maionkong-Indianern bewohnt. Bald darauf wurden auch einige obere Zuflüsse des Parima überschritten und hier die Wasserscheide zwischen diesem und dem Orinoko erreicht. Hier gieng Granit zu Tage aus, während alle Gebirge dieses Landstrichs sonst aus Sandstein bestehen. Von dem 5000′ hohen Putuibiri aus strömten alle Wasser nach dem Ocana, dem nordwestlichen Zuflusse des Orinoko.

Bis auf wenige Stunden war man nun den Quellen dieses gewaltigen Stroms nahe gekommen, den nächsten Tag konnte man sie erreichen, aber die wilden Kirishana's waren losgebrochen aus ihren Bergen zwischen den Orinoko- und Ocana-Quellen und hatten außer andern Gewaltthaten ganz kürzlich 20 Maionkong's überfallen und erschlagen. Die Begleiter des Hrn. Sch., zu diesem Stamme gehörend, waren nun nicht zum Vordringen in das Gebiet der Feinde zu bewegen und von der Schwelle der ersehnten Berge mußte man umkehren. Doch sind die Quellen des Orinoko nun bis auf höchstens 5 geographische Meilen festgesetzt. Etwa 45 engl. Meilen im Nordwest gegen den Berg Warima erreichte man eine unabsehbare Granitfläche, eine Hochebene, bedeckt mit der höchsten Pracht tropischer Bergvegetation. Bromeliaceen, darunter eine deren Stamm 14′ bis zum Anfang der Blätter maß, Orchideen, Commelynaceen u. s. w. wucherten in unbeschreiblicher Ueppigkeit. Die weiten tütenförmigen Blätter der Tillandsien ꝛc. enthielten als lebendige Cisternen reichliches Trinkwasser. Aus ihnen wuchs zum Theil sogar die Utricularia Humboldtii wie sonst aus dem Boden hervor. Ueberhaupt hatte die Vegetation Aehnlichkeit mit der am Roraima. Auf der Weiterreise sah man einige Bergkuppen täuschend wie mit Schnee bedeckt. Sie waren ganz mit Cetraria islandica überzogen. In diesen Gegenden ist das prächtige Felsenhuhn häufig. Hr. Sch. sah den sonderbaren Tanz der Vögel zur Falzzeit. Einer um den andern aus der Gesellschaft tanzt und springt im Kreise herum, breitet die Flügel, schlägt mit dem Schweif Räder u. s. w., während die übrigen ruhige Zuschauer machen. Sie sind dabey so eifrig, daß man während des Tanzes 4 bis 5 mit dem Blasrohr erlegen kann, bevor die übrigen wegfliegen. In einem Dorfe der Maionkongs unter 3° 47′ wurde auf einige Tage Rast gemacht. Dicht an erhebt sich der höchste Berg des Landes, der Maravaca, den Hr. Sch. auf 10 — 11000′ Fuß über dem Meere schätzt.

Das Dorf ist berühmt wegen der Verfertigung der langen Blasrohre, aus welchen die Indianer ihre vergifteten Pfeile schießen. Gewöhnlich sind letztere in Guiana und in Brasilien nur etwa 12 Zoll lang und von der Dicke eines starken Drahtes. Aber die Pfeile der Maioncongs sind viel länger, denn sie messen 3 Fuß, und werden an der Spitze 3 Zoll weit vergiftet. Man verfertigt sie aus der Mittelrippe der Palmblätter. Die Blasrohre sind 10 bis 12 Fuß lang, aus einer eigenthümlichen bisher unbekannten Rohrart gefertigt. Hr. Sch. fand die Pflanze am Fuße des Maravaca und erkannte darin eine neue Arundinaria, die wie Bambusa in hohen Büschen zusammen wächst. Die Schosse der alten Stöcke erheben sich bis zu 16 Fuß Höhe vom Boden ohne Knoten, und dieser untere Theil liefert die Blasrohre, der ganze Halm aber wird 30 bis 40′ hoch, obgleich nicht über einen halben Zoll im Durchmesser dick, und wiegt sich durch die Schwere des oberen beblätterten Theiles anmuthig in den Lüften. Man findet sie nur in den Sandsteingebirgen des oberen Orinoko, wo sie Curata heißt und von ihr haben auch die Maionkongs und Guinaus dieser Gegenden bey den andern Indianern den Namen Curata-Volk erhalten.

Die Fahrt den Parámu hinab war der großartigen Wasserfälle wegen eben so schön als beschwerlich. Der größte Katarakt ist aber am Einfluß des Kundanama, der 35 Fuß höher als der Parámu liegend in zwey Armen in die dunkle Fluth des letzteren in einer Breite von 300 Ellen herabstürzt und eine ungeheure weiße Sprühwolke auf viele Meilen sichtbar emportreibt. Unter 2° 54′ fuhr man aus dem Parámu in den Orinoko ein, welcher hier zwischen niedrigen Ufern fließt. Die Hitze, 30° R. in der Sonne und ohne Schutz auf dem offenen Flußspiegel, war fast unerträglich.

Am 22. Februar war endlich das letzte Ziel, Esmeralda, die Station, wo Hrn. Sch's. astronomische Beobachtungen sich an die früheren des Hrn. v. Humboldt anknüpften, erreicht. In unbeschreiblichen Gefühlen sprang der Reisende aus dem Korial auf die grüne Savanne, welche den Fuß des hohen Duida (der Gipfel 8278′ über dem Meere) umzieht und dachte nicht weiter der Entbehrungen und Beschwerden, die ihn hieher begleitet und für welche das europäische Leben keine Vergleichungen bietet.

Seit 39 Jahren, wo Hr. v. Humboldt hier war, hatte sich die Bevölkerung dieser entferntesten christlichen Niederlassung am obern Orinoko von 80 Seelen auf eine Familie, einen Patriarchen mit seinen Enkeln vermindert. Aber Wiese und Berg waren geblieben und mit ihnen der Reiz der Landschaft, der jenen Reisenden so mächtig anzog und in der Erinnerung an dessen Schilderung zwiefach auf Hrn. Sch. wirken mußte.

Der Duida erscheint als Fortsetzung des hohen Maravaca und besteht wie dieser aus quarzhaltigem Sandstein, welcher auf Granit lagert. Er gehört also zu derselben Formation mit dem Roraima und seinen Nachbarn, dann mit der Maritani- und Sarisharinima-Kette, dem Paba u. s. w. Auch hier erheben sich fast senkrechte Felsenmauern ohne Vegetation über die Granitunterlage, welche unterwegs die hohen Plateau's und in Esmeralda die Ebene und den Fuß der Berge bildet, bis zu 5000′ Höhe und die Gipfel scheinen unersteiglich. Zahlreiche Adern krystallischen Quarzes in den Wänden schillern im Sonnenschein von ferne, wie die losen Krystalle am Fuße des Roraima. Die Bergkrystalle und chloritischen Quarze des Duida galten aber früher in der Sage als Diamanten und Smaragde (Emeralden) und gaben dem armen Dorfe den prachtvollen Namen Esmeralda.

Alle nöthigen Beobachtungen, aufs Genaueste die früheren v. Humboldt'schen bestättigend, waren in 3 Tagen gemacht. Der Heimweg begann auf dem Orinoko bis zu seiner merkwürdigen Gabeltheilung, wo der stärkere Arm sich selbstständig ausscheidet und nordwestlich ziehend endlich wieder östlich gewendet den gewaltigen Strom bildet, der nach 800 Meilen langem Lauf mit seinen Mündungen und mächtiger Deltabildung 2 Breitengrade an der Küste des atlantischen Oceans einnimmt, während der schwächere südlichere, der Cassiquiare, endlich in den Guainia mündet und so den gewaltigen Amazonas unmittelbar mit seinem mächtigen Bruder verbindet. Unter 1° 59′ n. Br. strömen nämlich die dunklen Wasser des Cassiquiare zusammen mit den noch dunkleren des Guainia, und beyde heißen von nun an Rio negro bis zum Ausfluß in den Amazonas. Auf dem Rio negro wurde am 10. März der Aequator passirt und ein genau unter der Linie liegender Hügel Cerro do Aequador genant, bey dem Fort St. Gabriel unter 0° 7′ 30″ s. Br. aber Halt gemacht. Hier werden vorzüglich die Hangmatten aus den Fasern einer Fächerpalme (Mauritia) von den Weibern gefertigt und verschieden gefärbt und geschmückt bis Pará verhandelt.

Weiter abwärts erweitert sich der Rio negro schon oft bis zu 4 — 10 Meilen und wird von dem unter Wegs herrschenden Ostwind oft so aufgeregt, daß man sich 1000 Meilen weiter an die stürmische Seeküste versetzt glaubt. Schöne Mauritienarten schmückten die Ufer, aber durch die Hitze standen alle übrigen Bäume blattlos, die Fluren waren versengt und allenthalben rauchten und qualmten Savannenbrände, selbst die Inseln auf dem Fluße brannten und gewährten Nachts einen schönen Anblick. Eine Masse todter Fische auf den dürren Sandbänken verpestete die Luft mit ihrem Gestank. Der Rothfisch, Piracucu der Brasilianer oder Warapaima der Macusis (Sudis gigas), wegen seiner großen- schön karmoisinrothen Schuppen so genannt, wird oft 12 Fuß lang und das Fleisch wird gedörrt oder gesalzen als wesentlicher Nahrungszweig verhandelt. Er ist auch im Rupununi häufig. Barcellos, früher die Hauptstadt der Capitania do Rio negro, zählte noch am Anfang dieses Jahrhunderts 10—12000 Einwohner, ist aber durch Verlegung des Regierungssitzes nach Manoas oder Barra jetzt so verödet, daß kaum 20 Häuser mehr bewohnt sind. Der Strom ist hier gegen 15 Meilen breit, aber durch Inseln in viele Kanäle getheilt. Ein riesiger Granitfindling wurde auch hier bemerkt. Das Wasser stand so niedrig, als man sich seit 30 Jahren nicht erinnerte. Gewöhnlich beginnt das Anschwellen des Flusses Anfang März und erreicht im Juny seinen höchsten Stand, zwischen 15 und 25 Fuß über dem jetzigen Wasserspiegel; im September hat er wieder seine mittlere Höhe.

Auf der kleinen Ilha de Pedra unweit der Mündung des Rio branco befanden sich merkwürdige indianische Skulpturen in harten Granit ge-

arbeitet und trotz der Verwitterung noch mehrere Linien, aber doch bey weitem nicht so tief, als die am Corentyn und zu Waraputa am Essequibo eingegrabenen. Sie stellen Menschen, Thiere, Vögel u. s. w. dar. Die interessantesten darunter sind aber die Bilder zweyer Schiffe, das eine offenbar ein Zweymaster, das andere größer dargestellte einer spanischen Gallione sehr ähnlich. Sie stammen offenbar aus der Zeit, wo nach Entdeckung des Amazonas die Conquistadores ihn befuhren. Die Indianer schreiben sie dem Alterthum zu und behaupten, sie seyen durch anhaltende Friction mit Quarzkieseln eingegraben.

Am 2. April wurde Abends die Mündung des Rio Branco erreicht, und am 22. wieder an dem vor 7 Monaten 2 Tagen verlassenen Fort St. Joaquim gelandet. Am 1. May war Hr. Sch. bereits in Pirara nnd sah jetzt den Amucu-See zur Regenzeit in voller Ausdehnung, denn in der Mitte May waren alle Savannen überschwemmt und Pirara 80′ über dem Seespiegel gleichsam eine Insel. Nachdem die größeren Kanoes mit den Sammlungen u. s. w. eingetroffen, fuhr man den nun wasservollen Rupununi hinab, erreichte am 11. Juny den Essequibo und auf diesem ebenso schnell am 20. Juny 1839 nach einer Abwesenheit von 22 Monaten und einem Weg von mehr als 3000 englischen Meilen wieder die Hauptstadt Georgetown.

Es wäre unnöthig, die Resultate dieser mit so viel Muth, Ausdauer und Klugheit durchgeführten Expedition zum Schluß nochmals zu reassumiren. Nur noch einen Blick werfen wir auf das durch dieselbe in so vielen Punkten näher beleuchtete Flußnetz Südamerikas und auf die ungeheuren Vortheile, welche dieser Kontinent darin vor allen andern Ländern der Welt voraus hat, wenn seine gewaltigen Flüsse einmal mit verhältnißmäßig höchst unbedeutenden Kosten der Binnenschifffahrt in allen Richtungen geöffnet seyn werden. Sehr richtig weist Hr. Sch. nach, daß es nur eines Durchstiches der kurzen Portage zwischen dem Quatata und dem Amucúsee (die zur Regenzeit nur 800 Ellen breit ist) und dann eines etwa 3 Meilen langen Kanales zwischen dem Guapore, einem Arm des Taura und Madeira (der zum Amazonas) und zwischen dem Rio Aquapehi (der zum Paraguay geht) bedürfe, um die Mündung des Essequibo mit Buenos Ayres vermittelst einer Binnenschifffahrt durch eine Strecke von 42 Breitengraden zu verbinden. Ebenso leicht wären zugleich westlich die Wasserverbindungen an vielen Orten bis zu den Küsten des stillen Oceans fortzusetzen.

Nach Vollendung seiner Mission kehrte Hr. Sch. auf eine kurze Zeit nach Europa zurück, befindet sich aber gegenwärtig schon wieder in Guiana in dem ehrenvollen Auftrage der englischen Regierung, sie bey der endlichen Feststellung der Gränzen zwischen Brasilien und Guiana als ihr Bevollmächtigter zu vertreten. Mögen ihm auch dieses Mal günstige Sterne leuchten!

3.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. I. Heft. Würzburg 1840.

(Fortsetzung).

Weiter finden wir nicht angegeben den Zug des Sextus Saturninus (5 oder 6 Jahre nach Christo). Dieser erhielt von Tiber den Befehl, durch das Land der Chatten, und durch die Wälder Hercyniens einen Weg sich bahnend, die Legionen nach Bojohemum (dem Sitze Marbods) zu führen (Vellej. Paterc. II. 109.), während Tiber von dem, Noricum am nächsten gelegenen Carnuntum (Heimburg) aus das illyrische Heer gegen die Markomannen heraufzuführen begann. Beyde Heere zusammen hatten eine Stärke von 12 Legionen (Tacit. Ann. II. 40) oder etwa 120,000 M. Die Vereinigung mit dem Heere Tibers zu bewirken, mußte Sextus Saturninus entweder durch die Rhöne oder den Spessart vordringen, und den Mayn entlang an die Regnitz, von da an die Nab marschiren. Er kam auf diesem Zug, sobald er das Gebiet der Hermunduren betrat (östlich der Saale) in befreundetes Land und hatte daher, außer den Schwierigkeiten des Bodens, nichts weiter zu überwinden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Februar.

Nro. 25. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Mineralogische Jahreshefte von Dr. Ernst Friedrich Glocker. Sechstes und siebentes Heft 1836 und 1837. Erste Hälfte Mit 1 Kupfertafel. Nürnberg bey J. L. Schrag 1841.

Es ist zu bedauern, daß diese Jahreshefte nicht, wie man aus dem Titel schließen sollte, jährlich erscheinen, und wir haben bereits gefürchtet, sie gänzlich aufhören zu sehen, als das vorliegende Heft wieder ein Lebenszeichen der Fortdauer gab. Das vorletzte fünfte Heft erschien 1837, das gegenwärtige folgt also vier Jahre später und da jenes das Jahr 1835 umfaßt, so erhalten wir in diesem erst, was sich 1836 und 1837 auf dem wissenschaftlichen Boden der Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefaktenkunde zugetragen hat. Obwohl nun ein so verspäteter Bericht als Repertorium in der Litteratur immer eine willkommene Aufnahme findet, so würde doch ein rascheres Erscheinen einem Werke dieser Art größeres Interesse verleihen und wir möchten daher den Verf. bitten, für die Zukunft hierauf aufmerksam zu seyn, selbst wenn die Vollständigkeit in soferne einigermaßen darunter leiden sollte, als manche englische und amerikanische Abhandlungen oft erst zwey oder mehr Jahre später zu uns gelangen, als sie erschienen sind, und daher erst in Nachträgen für das betreffende Jahr zur Anzeige kommen können.

Es sind unterdessen andere Werke erschienen, welche theilweise ähnliche Zusammenstellungen liefern, wie sie dieses Jahresheft giebt und namentlich gilt solches von den chemischen Untersuchungen der Mineralien. Wir wollen daher nur dessen, was anderweitig in diesen Blättern nicht zur Sprache gekommen ist und von Belang scheint, in Kürze Erwähnung thun.

In dem Artikel: Krystallographie wird eine interessante Beobachtung von Dufrénoy mitgetheilt. Wenn man die mit Schwefel gemengte thonige Erde der Solfatara von Neapel in steinernen Gefäßen, wie es zu geschehen pflegt, der Sublimation unterwirft und hierauf die Erde wegnimmt, so zeigen sich zuweilen in der Mitte des Rückstandes Gruppen eines dunkelgrünen stark glänzenden krystallisirten schwefelsauern Tripelsalzes von Eisenoxydul, Kali und Thonerde mit Wasser, in regulären Oktaedern zum Theil mit abgestumpften Kanten und Ecken. Die Bestandtheile dieses Salzes sind nach Dufrénoy:

Schwefelsäure . .	45,67
Eisenoxydul . . .	28,69
Kali	5,47
Thonerde	3,27
Wasser	15,77
Unausl. Rückstand	0,46
	99,33

Nach Dufrénoy ist die Formel

$$12\,\dot{Fe}\,\ddot{S} + 2\dot{K}\ddot{S} + \ddot{Al}\ddot{S}^3 + 25\,\dot{H}$$

Dieses Salz war also auf trockenem Wege entstanden und enthält gleichwohl eine beträchtliche Menge Wassers. Dufrénoy erinnert daran, daß dieses Beyspiel die Anwesenheit gewisser wasserhaltiger Silicate, wie z. B. die Zeolithe sind, mitten in vulkanischen Gebirgsarten begreiflich mache.

Zu dem, was über den Amorphismus und die Benennungen unkrystallinisch und amorph S. 478 gesagt wird, wollen wir hier bemerken, daß der Ausdruck unkrystallinisch, als längst bekannt, niemals für den Zustand ausschließlich gebraucht wurde,

für welchen ihn der Verf. geltend machen will. Nach Allem, was über diese Sache schon geschrieben wurde, hat es den Anschein, als hätte Fuchs nichts weiter gethan, als an die Stelle des Wortes unkrystallinisch das Wort amorph gesetzt. Es verhält sich aber ganz anders. Fuchs hat zuerst bestimmt ausgesprochen, daß es zweyerley Zustände des Starren gebe, und hat gezeigt, daß von dem was man bis dahin unkrystallinisch nannte, ebenfalls zweyerley zu unterscheiden sey. Unkrystallinisch hat man nämlich alle jene festen Maßen genannt, an welchen die Krystallindividuen mit freyem Auge nicht mehr sichtbar waren. Man hat sich aber nicht darum bekümmert, zu untersuchen, ob dieses Unsichtbarwerden der Krystallisation nur in der Kleinheit der zusammengehäuften Krystalle liege oder in einer ganz andern, aller Krystallisation entbehrenden, einer Flüßigkeit analogen Struktur der constituirenden Molekule. Diesen letztern Zustand hat Fuchs erkannt und hat ihn deßhalb den amorphen genannt, weil dafür der Ausdruck unkrystallinisch, so gut er an sich gewesen wäre, nicht mehr paßte, da er, wie eben gesagt, auch fälschlich für krystallinische Massen gebraucht wurde, wenn sie nur von der Art waren, daß das unbewaffnete Auge die Krystallisation nicht mehr herausfinden konnte. Hinterher glaubt nun Mancher, dieses auch schon längst erkannt zu haben und beruft sich auf die gebrauchte Benennung, welche an sich sehr richtig ist, größtentheils aber in einem falschen Sinne angewendet wurde. Bis also der Unterschied zwischen dem ältern unkrystallinisch und dem amorph von Fuchs allgemein begriffen ist, was noch nicht der Fall zu seyn scheint, dürfte es sehr zweckmäßig seyn, den Ausdruck amorph beyzubehalten; ist dieses einmal geschehen, dann stimmen wir dem Verf. gerne bey, jene gereinigte Benennung wieder einzuführen. — Interessant sind in Beziehung auf das Vorhergehende die mitgetheilten mikroskopischen Beobachtungen von Ehrenberg. Nach ihm zeigt der Quarz in seinen feinsten Fragmenten dicht aneinander gedrängte kleine Kügelchen, welche bis 1/2000 Linie im Durchmesser haben und sehr gleichförmig sind. Alle untersuchten kiesligen Substanzen ließen auf den Bruchflächen oder in ihrer ganzen Masse ähnliche sehr kleine Körner wahrnehmen. Im Glimmer erkannte er solche Elementartheilchen aufs deutlichste, wenn derselbe erhitzt und dadurch mit Verlust der Flußsäure undurchsichtig geworden war. Eben dergleichen Körper entstehen auf chemischem Wege, wenn man aus Kieselfeuchtigkeit durch Säuren die Kieselerde niederschlägt. — Was den Quarz betrifft, so dürfte die Erscheinung von beygemengter amorpher Kieselerde, Opal, hergeleitet werden. Die unregelmäßig zusammengehäuften Kügelchen der kiesel- und thonerdehaltigen Substanzen erscheinen nach starkem Glühen, wie im Porzellan, so regelmäßig aneinander gereiht, daß sie nach allen Richtungen sich durchkreuzende gegliederte Stäbchen bilden. Meerschaum, manches Steinmark, Bergseife, Bergleder und andere ähnliche Körper bestehen aus eben solchen gegliederten Stäbchen. Gewisse bunte Thone, wie der streifige aus Brasilien und der rothe aus Murcia erscheinen in solcher Structur ganz abweichend von andern Thonen und gleichen mehr dem Meerschaum. Die Porzellanerde von Aue besteht aus platten bis 1/36 Linien großen scheibenförmigen Körperchen. Bey Porzellanerden, welche sichtlich aus zerfallenen Feldspathkrystallen entstanden sind, fehlen diese Scheibchen und Ehrenberg konnte in solchen nur regelmäßig verkleinerte Feldspathsubstanz wahrnehmen. — Dieses ist wohl so zu verstehen, daß die zersetzten Feldspathkrystalle ihre Form noch beybehalten, denn die Analysen zeigen, daß die Porcellanerde nicht die Zusammensetzung von unveränderten Feldspäthen habe. — Im kohlensauern Kalk, welchen man durch chemischen Niederschlag erhält, beobachtete Ehrenberg ovale Körnchen von $\frac{1}{480}$ — $\frac{1}{800}$ Linie Größe, welches kleine Krystalle mit stumpfer, doppelter Endzuspitzung sind, dagegen in der Kalkguhr von Wunsiedel, in der Bergmilch von Lischkau und von Bar gerade zarte Gliederstäbchen, in der weissen Kreide von Rügen und von den dänischen Inseln, sowie in der gelben Kreide von Puskaresz sehr kleine gleichartige plattelliptische Körperchen, die nur aus einem um einen Kern herumliegenden Ring oder aus wenigen concentrischen, deutlich gegliederten Ringen bestehen. —

In dem Artikel doppelte Strahlenbrech-

ung und Lichtpolarisation werden neuere Bemerkungen von Johnston über den Chabasit mitgetheilt, welchem der Verf. den weniger gangbaren Namen Cuboicit beylegt. Dieses Mineral hat den Mineralogen und Chemikern bisher viel zu schaffen gemacht, und während sich die einen bemüht haben, die Formen des dazu gerechneten Lewyn's, Gmelinits und Phakoliths in Verbindung zu bringen, haben die Chemiker einige noch nicht erklärte Unterschiede in der Mischung aufgefunden. Schon vor längerer Zeit hat Brewster nachgewiesen, daß gewisse Chabasitkrystalle so zusammengesetzt seyen, und daß einigen Theilen oder Lagen positive, anderen negative doppelte Brechung zukomme. Brewster sieht dergleichen Krystalle als Aggregate verschiedenartiger Substanzen an, die sich über einander auf einem gemeinschaftlichen Kern abgesetzt haben. Johnston ist auch dieser Ansicht und geht in nähere Untersuchungen darüber ein. Er vermuthet, daß die vereinigten chemisch und optisch verschiedenen Mischungen isomorph seyn müßten, um sich ohne Formänderung in demselben Krystall ersetzen und vertreten zu können. Nun finde sich unter den Bestandtheilen des Chabasits Kieselerde in großer Menge und diese sey nicht allein negativ doppelt brechend, sondern auch mit dem Chabasit beynahe isomorph (indem der Winkel des Chabasitrhomboeders 94° 46′, der des Quarzrhomboeders 94° 15′ betrage) und könne daher dessen Masse vertreten. Befände sich nun während der Krystallisation in der Auflösung ein kleiner Ueberschuß von Kieselerde, die sich lagenweise absetzte und mit der Größe des Krystalls zunähme, so blieben Form und alle Eigenschaften des Krystalls unverändert und nur seine optischen Eigenschaften würden eine Veränderung erleiden und gerade eine solche, wie die, von der die Rede ist. Es giebt nun zwey Var. von Chabasit, wovon die eine

$$\left.\begin{matrix}C\\N\\K\end{matrix}\right\} Si^2 + 3ASi^2 + 6Aq,$$ die

andere aber

$$\left.\begin{matrix}C\\N\\K\end{matrix}\right\} Si^3 + 3ASi^2 + 6Aq;$$ und

Johnston hält dieses ganz mit seiner Ansicht übereinstimmend, indem die Zugabe der Kieselerde in der zweyten Var. eine merkliche Aenderung in den optischen Eigenschaften zur Folge habe. —

(Schluß folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. I. Heft.

(Fortsetzung.)

Nur 5 Tagmärsche stand Tiber von der markomannischen Vorhut (Velleji Paterc. II. 110) entfernt, und in gleicher Nähe fast war Saturninus vorgedrungen, einige Tage noch, und der bezeichnete Vereinigungspunkt war erreicht. Dieser muß nördlich zwischen Regensburg und Passau gesucht werden (Mascov I. 75. Barth, I. 484). Allein es kam wegen des Aufstandes in Pannonien nicht zur Entscheidungsschlacht. — Man sieht, dieser Zug gieng durch einen Theil des vormaligen Fürstbisthums Wirzburg. Zwar ist im I. Bde 2. Hfte. des Archivs für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken, Bayreuth 1840. S. 72 des Sextus Saturninus Marsch an den Main geläugnet worden, allein die Stelle: „Sentio Saturnino mandatum, ut per Cattos etc legiones Bojohemum duceret" spricht offenbar für die oben angegebene Zugesrichtung, man müßte denn die Sitze der Katten bis zur thüringisch-sächsischen Saale erstrecken, was aus dem Grunde hier nicht angeht, weil im Osten der Katten die von Domit. Ahenob. eingewiesenen Hermunduren, die Freunde der Römer, ein zwar friedliebendes, aber doch tapferes Volk saßen.

Auch der große Sieg der Hermunduren über ihre westlichen Nachbarn, die Katten, im J. 57 oder 58. pstCh. erfochten, sollte in fränkischen Regesten um so weniger fehlen, da von vielen Neueren, als die Stätte, wo geschlagen worden, die Umgegend von Kissingen bezeichnet wird, und dem Grabfelde nach der Muthmassung Einiger von den Gräbern der erschlagenen Katten sein Name geworden seyn soll. (Tacit. Ann. XIII. 57. Barth II. 186, not. 4. II. 201. Schmidt hess. Landesgesch. I. 19, 20, not. G. Mannert Geogr. d. Gr. u. Röm., ältere Ausg. III. 455.)

Wenn der hl. Hieronymus in einem Briefe an Rufinus sagt: Se post romana studia ad Rheni semibarbaras ripas esse profectum; und diesen Ausdruck semibarbara ripa Hr. H. dahin deutet, als hätten die Rheinländer damals zu den halbcultivirten Völkern gehört;

so scheint uns dieß nicht ganz richtig erklärt. Die barbari sind deutsche Völker, und die ripae Rheni semibarbarae wollen nichts anderes besagen, als daß die Ufer dieses Stromes zur Hälfte von Deutschen besetzt seyen und behauptet werden. Auf den Culturzustand jedoch will Hieronymus hier nicht anspielen. So sagt er im bekannten Briefe an die Ageruchia „Nemetes, Argentoratus translatae in Germaniam, d. h. beyde Städte waren germanisch geworden; er hätte eben so gut für Germania Barbaria setzen können, und so drückt es auch Mamertin. pro Consulatu gratiar. actio Juliano Augusto aus, wenn er sagt: Quae navigationis illius (es ist von Julians Donaureise die Rede) fuit pompa cum dexteriorem incliti fluminis (das rechte Donauufer war rhätisch) utriusq. sexus etc. ordo praetexeret, despiceretur q. ad laevam (das linke Donauufer von Deutschen besetzt) in miserabiles preces genu nixa Barbaria“ etc.

Was aus den fränkischen Geschichten zu den Jahren 301 — 304, 319, 391. 401 — 500 und 501 angeführt wird, hätten wir lieber gar nicht aufgenommen gewünscht, sie gehen das Würzburger Land durchaus nichts an. Eine, verläßigen Autoren entnommene und chronologisch wohlgeordnete Geschichte der Franken findet sich unter dem Titel: „Annales Francici ab anno CCLV ad Carolum Magnum“ vor der Ruinartschen Ausgabe des Gregorius von Tours.

Zu Eckhart und Gropp über S. Bilihildis wären noch Schunck's Beyträge zur Mainzer Gschte I. Bdes. II. Hft., S. 137 — 145 zu vergleichen.

Des Winfrid Ordination durch Papst Gregor II. geschah am 30. November 723 zu Rom am St. Andreastag. Nicht der hl. Burkard, sondern der h. Wilibald wurde den 22. October 741 auf der Salzburg zum Bischof geweiht: (habebat (S. Wilibaldus) quadraginta annos et unum: Et tunc erat autumnale tempus circa illam fere horam tribus ebdomadibus ante Natale Sti. Martini (also nicht am 12. Julius) in episcopatum consecratus est, in loco, qui dicitur Salipurg“ etc., sagt die gleichzeitige, und dem hl. Wilibald verwandte Nonne von Heidenheim). Burkard war an diesem Tage bereits Bischof, und seine Ordination durfte kaum vor Karl Martells Tod (stirbt 15. Oktober 741) vorgenommen worden seyn. (Ussermann Ep. W. p. 2. 3. §. III. Hinsichtlich der Gründung und ersten Dotation Wirzburgs, welche in den Oktob. 741 fällt, erlauben wir uns der Kürze halber hier auf unsere „älteste Geschichte Bayerns und der in neuester Zeit zum Königreiche Bayern gehörigen Provinzen Schwaben, Rheinland und Franken. Ein Beytrag zur Specialgeschichte Süd- und Mitteldeutschlands. Hamburg, Fr. Perthes, 1841 gr. 8. p. 408 — 444, zu verweisen, da sie dort am vollständigsten abgehandelt ist.) (Siehe auch noch Münchner gel. Anz. 11. Junius 1840. S. 943 944).

Die päpstliche Bestätigung Burkards in seiner neuen Würde erfolgte erst, obwohl Bonifacius schon in den ersten Monaten des Jahres 742 um dieselbe beym neuen Papste Zacharias gebeten hatte. am 1. April 743 (Serrar. ep. 132. p. 181—185, vorzüglich p. 182. Serrar. ep. 131. p. 180, 181. ep. 142, b. p. 216—220.)

Weßhalb fehlt wohl in den Regesten die für das ganze Frankenland so bedeutsame Gründung des Klosters Fulda, im März 744? — Daß König Karlmann, Karls M. Bruder, nicht in der Lage war, dem Bisthum Würzburg beträchtliche Schenkungen machen zu können, ist schon in diesen Blättern l. cit. gezeigt worden. Was hätte auch der Regent von Burgundia, Provincia, Gothia, Alezasis et Alamannia, dann der Hälfte von Aquitanien im austrasischen Reiche seines ältern Bruders zu verschenken und zu befehlen gehabt? Es war also Karlmann, Pippin's Bruder, der Oheim Karls des Großen. Dasjenige, was hier zum Jahre 770 als Schenkung aufgeführt wird, gehört erwähntermassen zum Jahre 741.

Wir können zum Schlusse den Wunsch nicht unterdrücken, daß es Hrn. H. bey Fortsetzung seiner Arbeit doch gefallen möge, nach kurzer Angabe des einschlägigen Ereignisses sogleich die Quellenstelle, und zwar möglichst nach der besten Ausgabe, z. B. aus Pertz Mon. Germ. hist. kurz angeführt beyzusetzen, und hierauf erst die Neueren folgen zu lassen. Alles nach dem Vorgange Adelungs und Gg. Wilhelm v. Raumer.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Februar.

Nro. 26. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Mineralogische Jahreshefte von Dr. Ernst Friedrich Glocker.

(Schluß.)

Daß solche Silicate gleiche Form haben können, ist möglich und es sind analoge Fälle bekannt, daß sie aber vicariren, ist nach den bisherigen Erfahrungen unstatthaft. Wollte man annehmen, die Kieselerde sey nur beygemengt, so ließe sich nicht wohl einsehen, wie sie den gesetzmäßigen Antheil an der Mischung, welchen die Formel ausweist, zeigen sollte. Es scheinen also Verwachsungen ungleichartiger Silicate von sehr ähnlicher Form zu seyn. —

Babinet hat eine Abhandlung über die wichtigsten optischen Kennzeichen der Mineralien geliefert, deren Resultate mitgetheilt werden. Die Artikel sind: Absorption des Lichts ohne Polarisation; Absorption mit Polarisation; Dichroismus. Zu letzterem macht Babinet Bemerkungen über den rothen Turmalin und Rubin. Jeder Krystall, welcher das Licht vollständig polarisirt, absorbirt es auch vollständig längs seiner Axe oder seinen Axen. Es gibt aber auch Krystalle, welche die vollständige Polarisations- und Absorptionseigenschaft längs der Axe für gewisse einfache oder zusammengesetzte Farben nicht besitzen. Der rothe Turmalin und der Rubin lassen unpolarisirte rothe Strahlen durch und diese Strahlen gehen auch durch gekreuzte Polarisationsebenen, so daß man z. B. am Ringsysteme des Kalkspaths statt eines schwarzen Kreuzes ein rothes erhält. Babinet drückt die Wirkung des Dichroismus ungefähr so aus: In der Richtung der Axe oder der Axen erscheint nur jene Farbe, welche als nicht polarisirt auch nicht absorbirt wird, in anderen Richtungen mengen sich mit dieser auch noch jene Farben, welche in der Richtung der Axen durch Absorption verschwinden. — Man könnte aber auch sagen, daß Farben, welche in der Richtung der Axe durchgehen, nicht in andern Richtungen durchgehen; so scheint bey manchen Chloriten der Axe parallel blau und gelb als grün durchzugehen, rechtwinklich auf die Axe aber geht Blau nicht mehr durch. — Als eine Gittererscheinung, durch Beugung des Lichtes entstanden, ist nach Babinet jedes oberflächliche Farbenspiel zu betrachten, wie das der Korunds, Paulits und Labradors. —

In Beziehung auf die Asterie erklärt Babinet den sechsstrahligen Lichtstern des Sapphirs durch das Daseyn kleiner Fasern oder Unterbrechungen des Zusammenhangs parallel gehend mit den Seitenflächen des heragonalen Prisma's. Auch an manchen Granaten beobachtete er einen solchen Stern durch Flächen, rechtwinklich auf die trigonalen Axen, die Strahlen gehen aber hier nach den Kanten der jenen Axen parallelen Flächen, nicht nach der Mitte dieser, wie beym Sapphir. Beym Durchsehen parallel einer Hauptaxe bemerkt man bey manchen Granaten einen vierstrahligen Stern. Auch bey andern Mineralien, wie z. B. beym Beryll und Smaragd, Turmalin, Zirkon, Vesuvian, Cyanit, Glimmer ꝛc. lassen sich solche Sterne beobachten.—

Ferner wird der Untersuchungen Dove's erwähnt über den Zusammenhang der optischen Eigenschaften der Quarzkrystalle mit ihren krystallographischen Kennzeichen. Dove hat unter andern mehrere Individuen von Bergkrystall untersucht, an welchen rechte und linke Trapezflächen zusammen vorkamen und hat gefunden, daß solche Verbin-

dungen von dreyerley Art sind: 1) Rechtsdrehende Bergkrystalle mit Stellen, wo sie wie combinirte Platten oder positive einarige Krystalle sich verhalten. 2) Linksdrehende Bergkrystalle, mit ähnlichen Stellen; 3) Amethyste, welche an bestimmten Stellen sich wie rechts drehende, an andern wie links drehende, an den Uebergangsstellen wie positive einarige Krystalle sich verhalten.

Sehr zahlreich sind die zusammengestellten Beobachtungen und Ansichten über einzelne Mineralien.

Das sogenannte lichte Weißgiltigerz von Freyberg sieht Fournet für einen Bournonit an, in welchem das Kupfer durch Silber vertreten sey. Er hat den Silbergehalt zu 20 Procent bestimmt und berechnet unter obiger Voraussetzung die übrige Mischung darnach. Wir wissen aber, daß jenes Weißgiltigerz ein Gemenge von Silberfahlerz und Bleiglanz ist und Fournet würde sich wahrscheinlich davon überzeugt haben, wenn er eine vollständige Analyse statt einer hypothetischen Berechnung unternommen hätte.

Unter dem Namen Edwardsit (dem Gouverneur von Südkarolina Edwards zu Ehren) und Mikrolith beschreibt Shepard zwey neue Mineralien von seltsamer Mischung. Das Krystallsystem des Edwardsits ist klinorhombisch, die Säule mißt 95°, die Spaltbarkeit ist orthodiagonal; sp. G. 4, 2 — 4, 6; hyazinthroth. Schwer schmelzbar; von Salpetersalzsäure leicht zersetzt. Dieses Mineral besteht nach Shepards Analyse aus:

Phosphorsäure	26,66
Cerorydul	56,63
Zirkonerde	7,77
Thonerde	4,44
Kieselerde	3,33
	98,73

Es kommt vor in Gneiß bey den Yanticfällen in Norwich in Connecticut.

Der Mikrolith, welcher zu Chesterfield in Massachusetts vorkommt und in welchem früher Shepard Cerorxd als Hauptbestandtheil vermuthete, ergab bey der Analyse folgende Mischung:

Tantalsäure	75,70
Scheelsäure	7,42
Kalkerde	14,84
Wasser	2,04

Yttererde und Uranorydul.

Am Phenakit ist das primitive Rhomboeder von 116° 40′ von Beyrich nun auch für sich vorkommend beobachtet worden. Ferner hat derselbe an diesem interessanten Mineral 4 Skalenoeder beobachtet. Auch zeigen die Krystalle zuweilen Hemimorphismus, so daß an einem Ende die Flächen der heragonalen Pyramide von 156° 46′, an dem andern die des primitiven Rhomboeders vorherrschen. Außerdem hat er eigenthümliche Zwillingsbildungen daran beobachtet.

Am St. Gotthardt und an der Grimsel sind Bergkrystalle mit einer eigenthümlichen regelmäßigen Krümmung der Flächen vorgekommen, von welchen Weiß eine Beschreibung gegeben hat. Die Hauptaxe dieser Krystalle ist bogenförmig gekrümmt und alle Flächen folgen dieser Krümmung, welche zugleich in einer bestimmten Verbindung mit den vorhandenen rechts und links gewendeten Trapezflächen der Krystalle steht. Es müssen demnach die Axen der fortwachsenden Gruppe von Bergkrystallindividuen einer continuirlichen Veränderung ihrer Richtung unterworfen gewesen seyn. Weiß ist nun der Ansicht, daß die Ursache einer solchen continuirlichen Veränderung in drehenden Kräften zu suchen sey, welche bey der Krystallbildung mit im Spiele sind, denen ähnlich, auf die man beym polarisirten Lichte geleitet worden ist. —

Nach den Messungen von Brooke ist der Biotin vom Vesuv identisch mit dem Anorthit und nur durch verschiedene Flächenausdehnung verschieden. —

Th. Thomson hat unter dem Namen Nakrit und Talcit zwey neue Mineralien beschrieben. Der Nakrit, von Brunswick im Staate Maine, besteht aus grünen glimmerartigen Schuppen, sehr weich, gemein biegsam, sp. G. 2,788, von starkem Perlmutterglanz. Beym Glühen weiß werdend und schwer schmelzbar. Nach Thomson besteht er aus:

Kieſelerde	64,440
Thonerde	28,844
Eiſenoxydul	4,428
Waſſer	1,000
	98,712

Iſt vielleicht $\left.\begin{matrix}A\\F\end{matrix}\right\}$ Si^2. Der ſogenannte erdige Talk von Meronitz, welchen John analyſirte, kommt nach Thomſon mit dieſem Mineral überein.

Der Talcit kryſtalliſirt in großen Prismen von ohngefähr 91° und kommt auch ſchuppenartig vor.

Die Kryſtalle von Wicklow 1. enthalten nach Schort und der ſchuppige Talcit von Strathbane 2. nach J. Tennant:

	1.	2.
Kieſelerde	46,00	44,55
Thonerde	35,20	33,80
Kalkerde	9,61	1,30
Eiſenoxydul	2,88	7,70
Manganoxydul	3,94	2,25
Talkerde	—	3,30
Waſſer	2,00	6,65
	99,63	99,55

Ein anderes neues Mineral, in Nordamerika für Bronzit gehalten, hat Thomſon Holmit genannt. Es hat glimmerartiges Anſehen und beſteht nach der Analyſe von Richardſon aus:

Kieſelerde	19,35
Thonerde	44,75
Kalkerde	11,45
Talkerde	9,05
Zirkonerde	2,05
Eiſenoxyd	4,80
Manganoxydul	1,35
Waſſer	4,55
Flußſäure	0,90
	98,25

Dieſes Mineral iſt intereſſant wegen ſeines geringen Gehaltes an Kieſelerde. Es findet ſich zu Worwik in Neu-York.

Vom Pyrosmalith ſind bisher keine beſtimmbaren geſchloſſenen Geſtalten bekannt geweſen. Brooke hat nun in einem Kryſtalle ſeiner Sammlung die Combination des Prisma's mit 2 Hexagonpyramiden und der baſiſchen Fläche beobachtet. Die Randkantenwinkel der in paralleler Stellung befindlichen Hexagonpyramiden meſſen bey der einen 101° 34′; bey den andern 63°. Thomſon hat ſeinem Bicalcareo-Carbonate of Barytes von Bromley Hill nun den Namen Bromlit gegeben und hält von 3 neuen Analyſen desſelben nachſtehende für die genaueſte:

Kohlenſaurer Baryt	60,63
Kohlenſaurer Kalk	30,19
Kohlenſaures Manganoxydul	9,18
	100,00

Die zweyte Hälfte des Jahrbuches, welches die Geognoſie, Geologie und Petrefaktenkunde umfaßt, ſoll demnächſt erſcheinen.

Archiv des hiſtoriſchen Vereins von Unterfranken und Aſchaffenburg. VI. Bd. I. Hft. ꝛc.

(Fortſetzung.)

IX.

Zur Geſchichte des Hexenweſens im ehemaligen Fürſtenthume Würzburg.

Vom k. Legationsrathe Hrn. Dr. Scharold.

Hier iſt eine „Inſtruction (vom 14. Juny 1627) vor diejenige, welche ſowol in der Stadt Wirzburg, als auf dem Land, zu Einnehmung deren Hexerey wegen juſtificirter Perſonen verfallener Güter verordnet ſeynd,“ welche wenige Tage nach ihrem Erſcheinen bereits in Wirkſamkeit trat, und binnen 5 Monaten, vom 17. Juny bis zum 26. October aus der Stadt Wirzburg allein 62 Unglückliche beyderley Geſchlechts dem Scheiterhaufen überantwortete. Nicht genug, die der Hexerey Beſchuldigten aus der Welt geſchafft zu haben, wurde auch das Vermögen der Beſtraften zum Fiscus eingezogen; wie die Inſtruction ſagt, zur Deckung der Unkoſten des Proceſſes und der Execution. Vom „Ueberſchuß“ bey Solchen, die der Hexerey nicht ſchuldige Kinder hinterlaſſen, wird bloß der 5te Theil des ganzen

Vermögens, bey denjenigen, die keine Kinder, sondern Verwandte haben, der halbe Theil, und bey Jenen, die ohne Verwandte sind, das ganze Vermögen eingezogen. Mit dem Vollzuge solcher Confiscation waren in allen Orten und Aemtern ehrbare und unverdächtige Personen beauftragt.

Durch solche Verschärfung einer ohnehin grausamen Strafe glaubte der eifrige Bischof, — der im Bamberger Bischofe Johann Georg einen eben so wüthenden Hexen-Verfolger zum Collegen hatte, — das Uebel zu vermindern. So unerbittlich trafen den vermeintlich Schuldigen die Strafen, daß selbst des Fürstbischofs eigener Verwandter, der jugendlich schöne und gebildete Ernst von Ehrenberg, der letzte seines Stammes, dem Henkerschwerte sein Haupt darreichen mußte.

X.

Der sogenannte Haubenkrieg im ehemaligen Fürstenthume Würzburg.

Beytrag zur Sittengeschichte des 18ten Jahrhunderts.
Von demselben.

Dieser Krieg bestand eigentlich in einer sehr ernsten Opposition gegen den eingerissenen Kleiderluxus der Würzburger Frauenwelt in der Hauptstadt sowohl als auf dem Lande, und fällt in das Jahr 1704. Man betrachtete von Seite der Regierung die Modehauben und die aus vielen Ellen Taffet, Atlas, Seide ꝛc. bestehenden Faltensaume der Weiberröcke (Falbala, Frisuren), als den Anfang zum Verderben des bürgerlichen Wohlstandes und als eine Ursache zur Aergerniß der höheren Stände.

Am 21. Julius 1704 erschien mit Hinweisung auf die §§. des „verneuerten Polizey- und Kleyder-Mandates vom 15. Februar 1704" das Verbot der vielen Flügel an den Hauben, so wie der Falbala und Frisuren bey jenen Frauenspersonen, die nicht in die Categorie des Adels, der gelehrten Räthe, der Oberamtmänner auf dem Lande, der Doctoren der Rechte und der Medizin, der Vicariats- und Consistorial-Assessoren, Landgerichts-Consulenten, Kammerräthe, des Hofschultheißen, des Universitäts-Receptors und des Verwalters des Julius-Spitals gehörten, „bey Vermeidung öffentlichen Schimpffs und empfindlicher Straff." —

Unbeschreiblich war die Aufregung, welche dieß Verbot in der Würzburger weiblichen Welt erzeugte; denn die Zahl der in obigen Categorien nicht begriffenen Frauen war bey weitem größer. Das ganze Verbot scheiterte aber an der Beharrlichkeit und List der Weiber. So schraubten sich die Viertelschreiber von der Execution des verhaßten Mandates los und der Magistrat selbst schien an ihrer Weigerung eine heimliche Freude zu haben. Ein fürstlicher geheimer Rath beschied sämmtliche Viertelbedienstete auf die Kanzley, um zu erfahren, weßhalb man das Kleidermandat nicht vollziehe, allein er wurde von den Schultheißen und Viertelsmeistern mit so vielen durch den Vollzug des Mandats bedingten Fragen und Anständen überhäuft, daß er dieselben ad referendum celsissimo nahm, und nochmals die allgemeine Befolgung des Mandats zu überwachen ernstlichst ermahnte. Bescheid auf jene Anstände erfolgte unterm 8. October. Aber die täglich zunehmenden weitern Anstände, Neckereyen und Reibungen, — denn im Hintergrunde aller dieser Ausflüchte, halben Maßregeln u. s. w. war Weiberlist gelagert — bewogen den Fürstbischof Johann Philipp von Greifenclau, den ehrbaren Burgersweibern Concessionen zu machen. Die Bortenwirker zeigten in einer Vorstellung an den Fürsten, daß sie durch das Mandat nahrungslos würden, und das Fortbestehen ihres Handwerks dadurch unmöglich gemacht werde. Dieß sowohl als die mangelhafte Execution und das hartnäckige Widerstreben der Frauen bewirkte die gänzliche Paralysirung des Mandats in der Hauptstadt so gut wie auf dem Lande. So hatten die Weiber obgesiegt und blieben ungestört bey ihren Schaufel- und Schnippenhauben, Falbalas und Kleider-Frisuren!

XI.

Handschriftliche Reliquien von Karl Theodor Frhrn. von Dalberg. (Mit einem Facsimile.)

Mitgetheilt vom königl. Legationsrathe Hrn. Dr. Scharold.

Erste Lieferung. Die hier mitgetheilten Briefe beziehen sich auf Dalbergs Wirken im ehemaligen fürstbischöflichen Staatsdienst.

1) Bruchstück aus dessen Reisejournal. Es ist geführt beym Antritt der Stelle eines Oberprobstes des ehemaligen Frauenklosters Wechterswinkel, und an den Fürstbischof Franz Ludwig eingesendet.

2) Bericht Dalbergs an den Fürstbischof Franz Ludwig, 26. Juli 1783. Uebersendung des Gutachtens der Schul-Commission. Das Ende dieses Briefes ist facsimilisirt und zeigt eine zwar ausgeschriebene, aber durch orthographische Fehler verunstaltete Handschrift.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Februar.

Nro. 27. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Eléments de Chimie Minérale. Ouvrage dans lequel les corps sont classés par familles naturelles. Par Ferd. Hoefer, Docteur en médecine de la faculté de Paris etc. Paris chez Dezobry, Magdeleine et Comp. 1841. 616 S. 8.

In den vielen Lehrbüchern und Compendien, welche während der letzten drey Decennien im Bereiche der Chemie erschienen sind, werden die Elemente, aus welchen das Universum zusammengesetzt ist, mehr oder weniger in der nämlichen Reihenfolge vorgetragen und aufgeführt, ohne daß es jemand gewagt hätte, in der bis dahin angenommenen systematischen Aufstellung der Körper eine wesentliche Veränderung eintreten zu lassen.

Verschiedene Chemiker haben zwar die Möglichkeit eingesehen und auch den Wunsch ausgesprochen, daß die Körper auf eine andere, ihrer Natur mehr entsprechende Weise gruppirt werden dürften, oder daß eine, dem menschlichen Geiste mehr zusagende Classification in der Wissenschaft eingeführt werden möchte, welche dem Studium günstiger, als die bisher angewendeten Methoden sey.

Das vorliegende Werk macht eine Ausnahme von allen im 19ten Jahrhundert erschienenen Schriften dieser Art. Der Verf. maßt sich indessen nicht an, die Wissenschaft mit neuen Entdeckungen bereichert zu haben, doch scheint er einen gewissen Werth darauf zu legen, daß er der erste ist, welcher das zerstreute Material in neue Gruppen vereinigt und die Gegenstände von einem andern Gesichtspunkte aus betrachtet, als bis auf unsere Zeiten geschehen war.

Es werden die Lehrer der Chemie sich ohne Zweifel sträuben gegen Neuerungen, welche durch die Erfahrungen nicht hinreichend sanctionirt sind, aber eine umsichtige Behutsamkeit hat auch ihre Gränzen und der Verfasser von den Vortheilen der natürlichen Methode für das Studium der Chemie durchdrungen, hat deßhalb keinen Anstand genommen, diese Methode mit den Forderungen des Elementar-Unterrichts und den neuesten Fortschritten der Wissenschaft in Einklang zu bringen.

Die Botanik, obgleich sie seit mehreren Jahrhunderten als Wissenschaft gepflegt wird, wie viele Anstrengungen sind nicht erfordert worden, um zu einer Classification durch natürliche Familien zu gelangen, welche doch der Lücken noch so viele hat. Die Chemie, welche kaum seit einem Jahrhundert einen wahrhaft wissenschaftlichen Charakter an sich trägt, wie könnte sie jetzt schon auf eine tadelfreye Classification Ansprüche machen? Der Verf. selbst behauptet dieß auch nicht, sondern stellt nur seine Methode als einen Versuch, als einen ersten Entwurf hin und wünscht, daß die Chemiker ihre Kräfte mit den seinigen vereinen mögen, um die Methode der Vollkommenheit näher zu bringen.

Der Verf. nimmt 55 Elemente an, das vor kurzem von Mosander entdeckte Lanthan mit eingeschlossen. Die Elemente wurden bisher nach ihrem elektrischen Zustand geordnet, jeder Körper ist negativ elektrisch, d. h. er geht zum negativen Pol der Säule, oder positiv-elektrisch, wenn er sich zum positiven Pol der Säule begiebt. Diese von Berzelius aufgestellte Classification hat sich in vielen Fällen nicht bewährt und wird, nach der Meynung des Verf., bald ganz aufgehoben werden müssen.

Man hat auch die 55 Elemente eingetheilt in Metalloide oder Körper, welche nicht metallisch sind

und in Metalle; erstere werden Metalloide genannt, weil sie die Wärme und die Electricität schlecht leiten, im Gegensatz zu den Metallen, welche diese beyden Imponderabilien gut leiten.

In den Präliminarien gedenkt der Verf. der Catalyse oder der sogenannten catalytischen Kraft. Es giebt nämlich merkwürdige Reaktionen, indem gewisse Körper, welche mit andern in Berührung kommen, neue Produkte erzeugen, ohne daß diese auf andere Stoffe einwirkenden Körper dadurch irgend eine Veränderung erleiden. Der Platinschwamm z. B. mit einem Gemeng von Sauerstoffgas und Wasserstoffgas in Berührung gebracht, bringt augenblicklich die Verbindung der beyden Gasarten unter Temperatur-Erhöhung hervor, ohne daß dadurch das Platin eine Veränderung erleidet. Ebenso zersetzt das Silber plötzlich durch Berührung das oxydirte Wasser, verändert sich aber dabey in seiner Natur auf keine Weise ꝛc. Berzelius schreibt diese Erscheinungen einer eigenthümlichen Kraft zu und vergleicht sie mit der Assimilation der Thiere, wenn eingenommene vegetabilische Nahrungsmittel in Chylus, Blut, Muskeln ꝛc. verwandelt werden, weßhalb er sie catalytische Kraft nennt. Die Zulassung dieser Hypothese ist nach den Ansichten des Verf. den Fortschritten der Wissenschaft nachtheilig; sie befriedigt nur den natürlich trägen Geist und setzt dadurch den fernern Forschungen zu enge Schranken.

Ebenso drückt der Verf. einige Zweifel aus über den Werth, welchen man bisher auf den Isomerismus gelegt hat. Man nennt diejenigen Körper isomerisch, welche die nämliche Constitution und das nämliche Atomgewicht haben, aber dennoch in ihren physischen Eigenschaften sehr von einander abweichen. Nach dieser Ansicht betrachtet man die Cyansäure und Knallsäure als isomerisch. Die organische Chemie bietet uns viele Beyspiele dieser Art, aber es ist dabey nur die Frage aufzuwerfen, ob unsere analytischen Methoden auch hinreichend genau sind, um die Körper für isomerisch zu halten, d. h. für Körper, welche bey ganz verschiedenen chemischen Eigenschaften die nämliche Zusammensetzung der Atome haben. Es ist erlaubt, daran zu zweifeln, sagt der Verf., vorzüglich aus dem Grunde, weil wir sehen, daß die Anwesenheit oder Abwesenheit eines einfachen Aequivalents Wasser so verschiedene physische Eigenschaften hervorzurufen vermag, wovon uns die Säuren des Phosphors und des Schwefels ein auffallendes Beyspiel darbieten. Selbst im Interesse der Wissenschaft sollte man den Ausdruck Isomerie verbannen, so wie die beschränkte, engherzige, wenig philosophische Idee, welche man daran knüpft. Die Erfahrung hat auch schon gelehrt, daß viele Körper, welche man vor Kurzem für isomerisch hielt, es in der That gar nicht sind.

Der Verf. läßt auch nicht außer Acht die in der neuesten Zeit von Dumas aufgestellte Substitutionstheorie, nach welcher in einem organischen Körper, in der Essigsäure z. B. die Aequivalente des Wasserstoffs durch eine gleiche Anzahl von Aequivalenten des Chlors ersetzt werden können, ohne daß der Typus des Körpers dadurch eine Veränderung erleide; er bleibt sauer, obgleich er seinen Wasserstoff gegen das Chlor vertauscht hat. Wenn aber der Verf. hinzufügt, daß diese Substitutionen der electro-chemischen Theorie von Berzelius den empfindlichsten Stoß versetzen dürften, und daß man nun auf die electro-chemische Theorie keine Rücksicht mehr zu nehmen habe, so scheint uns diese Behauptung nicht nur sehr gewagt, sondern auch unter den jetzigen Zuständen etwas voreilig zu seyn.

Der Verf. geht endlich zum Hauptgegenstand seiner Schrift über, zur Classification der Elementarkörper in natürliche Familien. Alle Methoden der Classificationen, die man bis jetzt in den Lehrbüchern der Chemie angenommen, scheinen ihm unwiderruflich verwerflich; auch glaubt er, daß alle competenten Richter hierin seiner Meynung beytreten würden. Bey der Classification der Körper in natürliche Familien hat er sich nicht an einen mehr oder weniger ausgezeichneten Charakter gehalten, sondern vielmehr an die gesammten Charaktere, wodurch die Körper zu natürlichen Gruppen vereinigt werden. Der Verf. möchte für die Chemie die natürliche Methode einführen, welche in der Botanik angenommen wurde, seitdem man die Schwierigkeiten einer künstlichen Methode kennen gelernt hat.

Gay-Lussac hatte zwar auch schon, aber doch nur mündlich in seinen Vorlesungen, den Wunsch ausgedrückt, wie sehr es den Fortschritten der Wissenschaft angemessen seyn würde, wenn man die Körper ganz nach natürlichen Gruppen aufstellen könnte, um dadurch den physischen Eigenschaften der Körper eine geringere Wichtigkeit beyzulegen, als ihren chemischen Eigenschaften. Er schlug vor, natürliche Gruppen zu bilden, wie folgt: 1) Schwefel, Selen, Tellur. 2) Kohlenstoff, Boron, Silicium. 3) Phosphor, Arsenik. 4) Chlor, Brom, Jod, Fluor und Cyan. In Folge dieser Darstellung maßt sich nun auch der Verf. nicht an, die erste Idee zu einer natürlichen Methode für sich zu vindiciren.

Die Eintheilung der Elemente in Metalle und Metalloide ist nicht wissenschaftlich und muß deßhalb verworfen werden. Der Verf. sucht daher die Körper in Familien zu gruppiren, wobey er die in der Botanik angenommene natürliche Methode so viel als möglich zum Vorbild wählt.

Die Grundsätze, von welchem er sich bey diesem schweren Unternehmen leiten ließ, und welche er als die sichersten Stützen seiner natürlichen Classification betrachten zu müssen glaubt, sind: 1) der Isomorphismus; 2) die chemischen Eigenschaften der Körper.

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend hat er die Elementarkörper in folgende Tabelle geordnet:

Oxacea. Sauerstoff. Schwefel. Selen. Tellur.

Chloracea. Chlor. Brom. Jod. Fluor. Cyan *)

Carbacea. Kohlenstoff. Bor. Silicium. Titan. Tantal.

Phosphacea. Phosphor. Arsenik. Antimon.

Kalicea. Kalium. Natrium. Lithium. Ammoniac, letzteres, obgleich zusammengesetzt, functionirt wie ein einfacher Körper.

Baryacea. Baryum. Strontium. Calcium. Magnesium. Bley.

Aluminacea. Aluminium. Glucinium. Yttrium. Thorinium. Zirconium. Cerium. Lanthan.

Ferracea. Eisen. Mangan. Chrom. Cobalt. Nickel. Zink. Cadmium. Kupfer.

Hydrargyracea. Hydrargyrium. Wismuth.

Stannacea. Zinn. Molybdän. Tungstein. Uran. Vanadium.

Auracea. Gold. Silber. Platin. Palladium. Rhodium. Fridium. Osmium.

(Schluß folgt.)

*) Obgleich das Cyan ein zusammengesetzter Körper ist, so verhält er sich doch zu andern Stoffen, wie ein einfacher, gleich dem Chlor, und wer würde übrigens zu behaupten wagen, daß Chlor und Brom nicht auch zusammengesetzte Körper seyen?

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. I. Heft. Würzburg 1840.

(Fortsetzung.)

3) Bericht desselben als Rector magnificus der Universität zu Würzburg an denselben Fürstbischof, 2. Julius 1785.

Zur Förderung der Blüthe der Hochschule giebt der geniale Dalberg als die rechten Mittel an: Freyheit, Ehre und Geld. Schade, daß er über die beyden ersten Punkte hier nicht näher sich äußert, sondern sich vorbehält, „ein gehorsamstes Gutachten zu erstatten.“ —

4) 5) und 6). Diese 3 Schreiben desselben an den Fürstbischof Georg Karl (von Fechenbach) zu Würzburg sind vom 22. März, 20. und 27. April 1795, und tragen das Gepräge vertrauter Freundschaft, welche zwischen diesen beyden Ehrenmännern herrschte.

XII.

Mannigfaltiges.

a) Vom k. Legationsrath Hrn. Dr. Scharold.

1) Inschriften der in der ehemaligen Deutschordenskirche zu Würzburg vorhandenen Grabsteine.

Es sind deren 14 aus den Jahren 1501—1621.

2) Feindsbrief des Bischofs Johann III. zu Würzburg an Ulrich Grafen von Würtemberg, 1460.

Bischof Johann von Grumbach, ein Mann, der seinen Feinden schrecklich war, hielt bekanntlich auf Seite des Churfürsten Friedrich des Siegreichen von der Pfalz und des Herzogs Ludwig des Reichen von Bayern-Landshut, und zwar, wie Fries erzählt, in Folge einer zu Nürnberg geschlossenen Einigung. Eben stand der Markgraf Albrecht in seinem ersten Lager unfern von Ansbach, da wurden ihm und seinen Kriegsgenossen Herzog Wilhelm zu Sachsen, Grafen Ulrich von Wirtemberg ꝛc. die Feindesbriefe der Bischöfe von Würzburg und Bamberg überantwortet. Den Inhalt des Fehdebriefes an Graf Ulrich theilt uns hier Hr. Sch. mit.

3) Brandschatzungsbrief von Hessel Grumbach, 1554, an die Bauern zu Wassmeshausen, denen angedroht war, binnen 2 Tagen 2000 Thaler Brandschatzung dem Markgrafen Albrecht zu erlegen, widrigenfalls sie gewißlich gebrannt werden sollten. Die angezeigte Summe mußte nach Salzungen in die Herberge zum Löwen geschickt werden. Auch die „Gebur" für Hessel von Grumbach, der sich als „markgreffischer Brantmeister" unterzeichnet, durfte nicht fehlen. Verachten aber die Bauern dieß Gebot, so soll ihnen alles verbrannt und nichts stehen gelassen werden, was Ihnen ist.

4) Das ganze Collegiatstift Haug zu Würzburg wird auf eine Hochzeit nach Waldüren eingeladen. 1581. 5. September.

Der Einladende ist Philips Brosamer, mörder genannt, Keller zu Schweinfurt, der sich mit Barbara, der eheleiblichen Tochter des churmainzischen Kellers Georg Dhuring am 26. September zu Waldüren verehelichen will, und die Herrn vom Stifte als „sundern Liebhabern vnnd Befürdern solcher vnnd dergleichen Christlicher Werck" auf seinen Ehrentag und Kirchgang zu erscheinen, und „was dann nach Verrichtung desselben der Liebe Gott Jn Essen vnnd Triencken bescheren vnnd geben wirdt, Jnn Freudenn vnnd Frolligkeit helffen (zu) vollenden vnnd zum endt (zu) bringenn" bittet.

5) Epitaphium eines Lebendigen. Das ursprünglich für den Eichstätter Dom bestimmte Epitaph Gottfrids von Wirsberg (Domdechant zu Eichstätt und Capitular zu Würzburg) ließ dieser nach allerley Widerwärtigkeiten, die ihm den Aufenthalt zu Eichstätt verleidet, nach Würzburg schaffen. Es wurde gemäß seiner Bitte auf dem Todbette (er starb 25. April 1594) durch seinen Collegen Johann Gerwik von Schwarzenberg in die Brüderbegräbniß des Capitelhauses gebracht, der Marien-Altar aber in der Domkirche aufgerichtet.

6) Autors-Honorar. Joh. Heinrich Drümmel, Gymnasial-Rector und Professor, erhielt für seine Gegenschrift auf Gonne's Ducatus Franciae orientalis, Erlangen, 1756. 4, die den Titel führt: Demonstratio historico-diplomatica, in qua partim novis, partim selectioribus argumentis ostenditur, Ducatum et judicium provinciale Franconiae a multis jam seculis pertinere ad Episcopatum Wirzburgensem, zu Erfurt 1758 anonym gedruckt, gleich nach Einsendung des Manuscripts vom Fürsten unterm 30. September 1756 400 fl. rhein.

7) Merkwürdiges Rescript des Fürstbischofs Franz Ludwig von Würzburg an den akad. Senat der dortigen Universität.

Eigenhändig geschriebener Entwurf dieses geistreichen Fürsten vom 10. Februar 1787.

Freylich müßte man erst den Inhalt des Protokolls des akad. Senats vom 12. Januar 1787 näher kennen, worauf hier die Resolutio Celsissimi erfolgt. Jedenfalls ist es interessant, zu lesen, wie Franz Ludwig gegen allzeit fertige Ketzermacher, ihren unchristlichen Sinn, ihre Verläumdungen und Ruhestörungen auf eine nachdrückliche Weise sich zu benehmen verstand.

b) Vom Hrn. Prof. Dr. Reuß.

1) Zur Geschichte der Syphilis. Die hier mitgetheilte, von der Decke einer Pergamenthandschrift der k. Universitäts-Bibliothek genommene Stelle, von einer Hand des 15ten Jahrhunderts geschrieben, ergänzt sehr merkwürdig dasjenige, was zum J. 1496 Trithem (Chronic. hist. P. II. p. 563) und Guicciardini (L. II. p. 69 ed. Venet. 1580, 4.) über diese furchtbare Krankheit berichten. Beyde, Trithem und Guicciardini, beschäftigt mehr das Aufkommen, die Anfänge, als die eigentliche Natur der Krankheit, von deren Qualen in vorliegender Stelle eine treffende Schilderung gegeben ist. Daß denn doch Venerische hie und da geheilt wurden — wie es auch der Verfasser dieser Stelle mit den Worten: „si fomentis aut quavis alia arte, licet raro curatae fuerint" etc. eingesteht — geht einfach daraus hervor, daß im Jahre 1497 zu Nürnberg einem Arzt, der die Krankheit zu curiren sich unterstanden, das Bürgerrecht geschenkt wurde. (Siebenkees kl. Chronik p. 47.)

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Februar.

Nro. 28. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Elements de Chimie Minérale.

(Schluß.)

Die vorzüglichsten Gründe, welche der Verf. für die Gruppirung der Oxaceen aufstellt, sind, daß die darin aufgenommenen Körper, nämlich Sauerstoff, Schwefel, Selen, Tellur die größte Zahl der Metalle mineralisiren, außerdem sind die 3 letzteren isomorph und können sich gegenseitig substituiren, ohne weder den Typus, noch die Form des zusammengesetzten Körpers zu verändern. Alle stellen Zusammensetzungen dar, welche unter sich die größte Analogie haben.

Die Familie der Chloraceen ist eine der natürlichsten des Mineralreichs. Alle darin gruppirten Körper sind mit einander isomorph und können sich in ihren Verbindungen substituiren. Alle werden fast immer zusammen in der Natur angetroffen. Chlor, Brom, Jod, Fluor und Cyan verbinden sich mit dem Wasserstoff, um Wasserstoffsäuren zu bilden, welche alle eine analoge Zusammensetzung haben und die Metalle unter Entwicklung von Wasserstoffgas angreifen. Die Metalle, welche sich leicht mit Chlor verbinden, haben auch eine große Neigung mit Chrom, Jod, Fluor und Cyan Verbindungen einzugehen. Gold, Silber, Platin, Rhodium sind in diesem Fall. Die Chloraceen sind die einzigen, welche sich mehr oder weniger leicht in Wasser auflösen; sie zersetzen das Wasser allmählig, vorzüglich unter dem Einflusse des Lichts.

Stickstoff und Wasserstoff bilden keine natürliche Familie und der Verf. scheint nicht recht gewußt zu haben, welcher Platz ihnen anzuweisen sey, weßhalb er sie als Anhang bey den Chloraceen aufführt.

Die Körper aus der Familie der Carbaceen, nämlich Kohlenstoff, Bor, Silicium, Titan und Tantal oxydiren sich alle bey einer hohen Temperatur; die daraus hervorgehenden Verbindungen sind im allgemeinen sauer und sehr feuerfest. Diese Säuren werden nicht durch die Glühhitze zerlegt, sondern, um den Sauerstoff davon zu trennen werden bey einer hohen Temperatur noch kräftige Reductionsmittel erfordert. Sie sind schwache Säuren und treiben bey niederer Temperatur und beym gewöhnlichen Druck der Atmosphäre keine anderen Säuren aus ihren Verbindungen, aber bey hoher Temperatur scheiden Bor-, Titan-, Kiesel- und Tantal-Säure die mächtigsten Säuren aus ihren Verbindungen ab, was auch mit der Kohlensäure bey einem starken Druck der Fall ist.

In der Familie der Phosphaceen sind aufgenommen: Phosphor, Arsenik und Antimon. Das Aequivalent des Phosphors, so wie das des Arseniks und Antimons wird durch 2 Atome repräsentirt. Alle 3 können in Berührung mit Sauerstoff feste Verbindungen bilden, welche die nämlichen Aequivalente in ihren Zusammensetzungen haben. Die Säuren des Phosphors und Arseniks sind isomorph und können sich in ihren Verbindungen mit Basen gegenseitig substituiren, ohne daß die Form der Verbindung gestört würde. Die Verbindungen der arsenigen Säure und Arsenikſäure krystallisiren ganz auf die nämliche Weise, wie die Verbindungen der phosphorigen Säure und Phosphorsäure. Sie begleiten sich häufig in der Natur und fast überall, wo man ein phosphorsaures Salz findet, wird auch ein arsenikſaures angetroffen. Phosphor, Arsenik und Antimon bilden mit Wasserstoff indifferente, sehr brennbare Gasarten, welche analoge Zusammensetzung haben und sich Aequivalent für Aequi-

valent substituiren können. Arsenik und Antimon verbinden sich mit dem Schwefel in vielen Verhältnissen, wovon einige isomorph sind und in der Natur zusammen vorkommen. Phosphor, Arsenik und Antimon sind flüchtig und geben farblose Dämpfe, welche hinsichtlich der beyden ersteren einen eigenthümlichen Geruch haben.

Die Familie der Kaliaceen ist eine der natürlichsten des Mineralreichs und faßt in sich: Kalium, Natrium, Lithium und Ammonium *). Die 3 ersten gleichen sich eben so sehr durch ihre chemischen, als durch ihre physischen Eigenschaften. Sie sind weich wie Wachs, im frischen Schnitt silberglänzend, leicht schmelzbar, flüchtig und zersetzen das Wasser mit Flamme. Außerdem haben sie eine große Affinität und oxydiren sich schnell an der Luft. Die oxydirten Kaliaceen sind die mächtigsten Basen, welche die Chemie aufzuweisen hat, machen die blauen Pflanzenfarben grün und werden, was die drey ersten betrifft, bey einer hohen Temperatur nicht zerlegt. Im Zustand der Hydrate verlieren sie in der höchsten Temperatur nicht alles Wasser, sondern halten wenigstens immer ein Aequivalent davon zurück. Alle Verbindungen der Kaliaceen sind isomorph und sehr auflöslich in Wasser. Der Alaun, er mag Kali, Natron, Lithium oder Ammoniak als Basis enthalten, krystallisirt stets in Oktaedern.

In die Familie der Baryaceen gehören: Baryum, Strontium, Calcium, Magnesium und Bley. Diese Radicale haben im frisch bereiteten Zustand fast alle den nämlichen Glanz. Sie verlieren diesen Glanz schnell an der atmosphärischen Luft, indem sie den Sauerstoff absorbiren, für welchen sie eine große Affinität haben. Mit dem Sauerstoff verbinden sie sich in verschiedenen Verhältnissen und stellen sehr energische Basen dar, welche mit alcalischer Reaction begabt sind. Das kohlensaure Bley ist isomorph mit dem kohlensauren Kalk und mit der kohlensauren Magnesia. Der schwefelsaure Baryt ist isomorph mit dem schwefelsauren Strontian, so wie mit dem schwefelsauren Kalk. Mit Ausnahme der schwefelsauren Magnesia sind alle schwefelsauren Salze der Baryaceen sehr wenig auflöslich in Wasser. Keines von ihnen wird bey hoher Temperatur zersetzt. Die kohlensauren Baryacen sind unauflöslich in Wasser, lösen sich aber in einem Ueberschuß von Kohlensäure auf. Die Chlorüre der Baryaceen werden alkalisch durch anhaltendes Rösten, indem sie etwas Chlor verlieren, sich alsdann oxydiren und Kohlensäure aufnehmen.

Die Familie der Aluminaceen faßt in sich: Aluminium, Glucinium, Yttrium, Thorinium und Zirconium, wozu noch Cerium und Lanthan gezählt werden. Die 5 ersten führen im oxydirten Zustand den Namen Erden, und sind alle Sesquioxyde, unter sich isomorph. Sie verhalten sich wie schwache Basen und alle ihre Salze zeigen saure Reaction. Im Zustand des Hydrats verlieren sie bey hoher Temperatur die ganze Menge ihres Wassers, werden dadurch gelb und unauflöslich in Säuren. Gegen die alcalischen Basen verhalten sie sich wie Säuren und gehen mit ihnen Verbindungen ein, welche unter sich isomorph sind, von denen einige in der Natur angetroffen werden. Cerium und Lanthan nähern sich in ihrem Verhalten den Aluminaceen. Uebrigens sind die Eigenschaften dieser beyden letztern noch wenig bekannt.

In die Familie der Ferraceen sind aufgestellt: Eisen, Mangan, Chrom, Cobalt, Nickel, Zink, Cadmium und Kupfer. Diese Metalle, obgleich in ihren physischen Eigenschaften sehr verschieden, haben eine große Analogie in ihren chemischen. Die Oxydule von Eisen, Mangan, Cobalt und Nickel, so wie die Oxyde von Zink, Cadmium und Kupfer sind alle isomorph und können sich gegenseitig substituiren, ohne daß eine Störung in Typus und Form hervorgebracht würde. Diese oxydirten Verbindungen sind Basen, welche die Säuren sehr gut neutralisiren. Die Sulfate im Minimum von Eisen, Mangan, Nickel, Cobalt, Zink, Cadmium und Kupfer sind alle isomorph. Bey hoher Temperatur zersetzen sich alle auf die nämliche Weise; es entwickelt sich nämlich Schwefelsäurehydrat und wasserfreye Schwefelsäure, endlich schweflige Säure und Sauerstoffgas; in allen Fällen bleibt ein wasserfreyes Peroxyd zurück.

*) Das Ammonium, (NH) nicht isolirtes Radikal des Ammoniaks, functionirt als einfacher Körper.

Die Familie der Hydrargyraceen umfaßt nur 2 Körper, nämlich Queckſilber und Wismuth. Beyde ſind von allen Metallen diejenigen, welche ſich am meiſten durch die Wärme ausdehnen. Sie unterſcheiden ſich von allen übrigen durch ihren gänzlichen Mangel an Elaſticität und Tenacität. Die Salze beyder werden durch Waſſer in ſchwer lösliche baſiſche und in leicht lösliche ſaure Salze zerlegt.

In der Familie der Stannaceen befinden ſich Zinn, Molybdän, Tungſtein, Uran und Vanadium, welche alle eine große Affinität für den Sauerſtoff haben. Sie können ſich mit ihm in mehreren Verhältniſſen verbinden. Die Peroxyde der Stannacen ſind wirkliche Säuren, welche fähig ſind, ſich mit den Baſen in beſtimmten Proportionen zu kryſtalliſirbaren Verbindungen zu vereinigen. Ihre Oxydule verhalten ſich dagegen wie ſchwache Baſen.

Die letzte Familie, womit der Verf. ſeine natürliche Claſſification beſchließt, iſt die der Auraceen, in welche gehören: Gold, Silber, Platin, Palladium, Rhodium, Iridium und Osmium. Bey einer außerordentlichen Vertheilung haben Gold, Platin, Palladium, Rhodium und Osmium die merkwürdige Eigenſchaft, das Waſſerſtoffgas und einige andere Gasarten durch bloße Berührung beim Zutritt der Luft zu entzünden. Die Oxyde von Gold, Silber, Palladium, Rhodium und Osmium ſind ſehr wenig beſtändig; ihre Berührung mit einem organiſchen Körper bey einer geringen Temperatur-Erhöhung iſt hinreichend, ſie zu reduciren. Die Auraceen haben eine große Affinität für das Queckſilber; alle ſind fähig, mit demſelben Amalgame zu bilden, wovon einige ſo feuerfeſt ſind, daß ſelbſt bey der höchſten Temperatur das Queckſilber nicht getrennt werden kann.

Aus dem Geſagten iſt leicht zu entnehmen, welche Gründe den Verf. bewogen, die bezeichnete Claſſification zu entwerfen und durch den Druck bekannt zu machen. Das neue Gebäude iſt noch nicht feſt, es hat in der Darſtellung der Elemente Lücken und Unvollkommenheiten. Der Verf. ſelbſt verhehlt es ſich nicht, daß er viele Schwierigkeiten zu beſeitigen haben werde.

Außer dem chemiſchen Verhalten der Körper war, wie ſchon geſagt, der Iſomorphismus ſein vorzüglichſter Leiter; aber auch dieſer bietet manche Verlegenheiten dar, welche von ernſter Natur ſind. Um davon nur ein Beyſpiel zu geben, haben wir anzuführen, daß das Silber mit dem Natrium iſomorph iſt; ſollte man aber deßhalb das Silber unter die Kaliaceen neben Kalium und Ammonium bringen? Andrerſeits iſt das Silber iſomorph mit dem Kupfer und dieſes mit dem Zink und Eiſen; das letztere endlich iſt iſomorph mit Mangan und Chrom. Deſſenungeachtet hat der Verf., durch andere Analogien geleitet, keinen Anſtand genommen, das Silber neben Gold aufzuſtellen, mit welchem es nach den Forſchungen von G. Roſe ebenfalls iſomorph iſt.

Was nun den Nutzen der neu entworfenen Claſſification in natürliche Familien betrifft, ſo läßt ſich bey der Neuheit des Gegenſtandes wohl noch nicht viel zu Gunſten desſelben beybringen. Sollte dieſelbe ſich aber mit der Zeit mehr der Reife und Vollkommenheit nähern und gewiſſermaſſen ſanctionirt werden, was zu erwarten ſteht, ſo würde ſie im Studium der Chemie ohne Zweifel für das Gedächtniß eine nicht geringe Erleichterung gewähren. Auf jeden Fall muß man es dem Verf. Dank wiſſen, eine neue Bahn gebrochen und eine neue Anſicht der Dinge zur Sprache gebracht zu haben, ſo unvollkommen das Ganze auch ſeyn mag und ſo viel dasſelbe zu wünſchen übrig läßt.

A. B.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. E. Poggendorffs Annalen der Physik. Bd. LII. (Zweyte Reihe Bd. XXII. 1841.)

A. Electricität.

1) Der noch lange nicht entschiedene Kampf über die Quelle der Kraft in der Volta'schen Säule, d. i. zwischen der Contacttheorie und der chemischen Theorie, mußte nothwendig dem wichtigsten Vertheidiger der zweyten, Hrn. Faraday, bey seinen Untersuchungen nicht aus dem Wege liegen. Vielmehr widmete er die ganze XVI. Reihe seiner Experimental-Untersuchungen (S. 149 — 177 und 547 — 573) diesem Gegenstande.

Allererst sucht Hr. F. die von Hrn. Marianini (Memor. della Societa Italiana in Modena 1827. XXI.) angeführten Gründe zu widerlegen, und geht dann zu eigenen Versuchen über, bey welchen er seine Untersuchungen mit Hilfe eines Galvanometers anstatt des weniger zuverläßigen Electrometers so anstellte, daß er einen Thermostrom durch einen Leiter aus einem Antimon-Wismuth Paare gehen ließ und dann beobachtete, ob auch ein Strom von bloßem Contact auf die Nadel wirke. Als vorzügliche Leiter fand er hiezu die Lösung von Schwefelkalium und salpetrige Säure, und unter den festen Körpern Mangan und Bley.

Der Apparat zu seinen Untersuchungen war so eingerichtet, daß er entweder durch die Wirkung des Contactes von Platin und Eisen u. dgl. von Schwefelkalium, oder durch Erwärmung einer Stelle oder durch chemische Action auf die Nadel wirken konnte, und das Resultat, zu welchem sich Hr. F. geführt sieht, ist, daß durch bloßen Contact von Eisen und Platin, Eisen und Zink, und Platin und Zink durchaus keine elektromotorische Kraft erzeugt werde, obschon mehr oder weniger kräftige Thermoströme durch verschiedene Temperatur erzeugt werden. Auf gleiche Weise wurden andere Metalle paarweise verglichen mit immer gleichen Resultaten.

Auch nicht metallische Substanzen, Bleyglanz, Schwefelkies u. dgl. mit Platin, Gold und andern Metallen verglichen gaben denselben Erfolg. Wo daher (schließt Hr. F.) keine chemische Action vorhanden war, wurde auch kein Strom gebildet, obschon die Kette ein vortrefflicher Leiter, und der Contact hergestellt war.

Nachdem die Versuche mit einer Lösung von Schwefelkalium gemacht worden waren, wiederholte sie Hr. F. auch mit grüner salpetriger Säure, welche, wie gesagt, gleichfalls ein vortrefflicher Leiter der Electricität ist, und auch hier erzeugte eine Kette, bestehend aus Platin, Eisen, passivem Eisen und der Säure keinen Strom, obschon sie einen Thermostrom leitet. Eben so verhielt sich's, wenn anstatt des passiven Eisens der Eisendraht durch Erhitzung über einer Weingeistlampe mit einer Oxydschichte überzogen wurde.

Eine Kette aus Eisen und Platin mit Salpetersäure schien zwar einen Strom durch Contact zu geben, gab aber durch die kleine chemische Action, welche an der Contactstelle des Eisens und des Platins in's Spiel gesetzt wurde, einen weit stärkeren.

Dasselbe Resultat erhielt Hr. F., wenn er als Leiter starke oder schwache Kalilösung gebrauchte, zwischen Eisen und Platin, Eisen und Nickel u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VI. Bd. I. Heft.

(Schluß.)

Die folgenden Nummern 2 — 8 enthalten Angaben von handschriftlichen Bruchstücken. Z. B. von Priscians Institutiones grammaticae, vom Renner (Handschrift Anfangs des 14ten Jahrhunderts), Nithartische Lieder (des fränkischen Meistersängers Nithart v. Fuchs), Institutionen, Pandecten, Codex, Nibelungenlied (aus dem 15ten Jahrhundert), Virgils Bucolica, Georg., Horat. ars poetica (siehe eine Berichtigung und nähere Beschreibung im Bd. VI. Hft. II. S. 191. 192.)

Die letzte Ziffer 9 ist überschrieben: „Merkwürdige Bibeln." Der hist. Verein zu Würzburg besitzt die lutherische Bibelübersetzung in der Hans Lufft'schen Ausgabe mit Luthers Autographon. Eine Bibelausgabe in zwey Foliobänden, Wittenberg 1561, mit Holzschnitten in der Sakristey der protestantischen Pfarrkirche zu Kitzingen befindlich, enthält eine von Paul Eber, einem gebornen Kitzinger, eigenhändig geschriebene mystische Auslegung des Kitzinger Stadtwappens auf 4 Blättern, und Paul Ebers Porträt in Federzeichnung.

Dr. G. Th. Rudhart.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Februar.

Nro. 29. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Geschichte des ersten Kreuzzugs von Heinrich von Sybel, Doctor der Philosophie und Privatdocenten der Geschichte an der Universität zu Bonn. Düsseldorf, bey J. H. E. Schreiner. 1841. 551. S. 8.

Nicht weniger als 180 Seiten dieses Werkes sind der Critik der Quellen und sonstigen Literatur der Kreuzzüge gewidmet. Auch eine nur oberflächliche Uebersicht derselben zeigt von einem ganz eigenthümlichen Bestreben des Verfassers, sich für die nachfolgende Geschichte einen ganz neuen Boden zu bereiten. Es schwindet sichtbar der bisher gewohnte, Schritt für Schritt wird die Glaubwürdigkeit der Quellen beschränkt, das romantische abgestreift, wir möchten sagen, wir sehen die einzelnen Schriftsteller unter dem Messer des Anatomen, der durch eine Vivisection dem Sitz der menschlichen Seele nahe zu kommen hofft, erliegen.

Es würde den Raum dieser Blätter übersteigen, wollten wir dem Verfasser in diesen Theil seines Werkes folgen, sprechen aber nach reiflicher Prüfung unsere persönliche Ansicht dahin aus, daß wir die Acten noch nicht für geschlossen erachten. Nur das Eine möchten wir hier noch berühren, daß es uns wundert, daß der Verfasser so wenig Nachdruck auf die officiellen Briefe legt, welche die geistlichen und weltlichen Fürsten über den Erfolg des Kreuzzuges in das Abendland schrieben. Wenn auch die Glaubwürdigkeit aller übrigen Quellen dahinschwände, bliebe noch immer die dieser Briefe und diese zeugen gleich sehr von dem damals herrschenden Geiste wie von den ans Wunderbare gränzenden Thatsachen.

Dieses vorausgesendet, wollen wir, ehe wir dem Verlaufe der Erzählung folgen, vor allem das Verhältniß ermitteln, in welchem H. J. Sybel zu seinem großen Vorgänger, Wilken, steht. Er selbst äußert sich darüber folgender Massen: „Es mag auffallen, bey Wilken eine größere religiöse Wärme als bey einem Schriftsteller des 12. Jahrhunderts zu sehen. — Allerdings beruhen wohl die Aeußerungen jener Wärme weniger auf der eigenen Ansicht der Begebenheiten, als auf dem bewußten Streben, die Geschichte jeder Zeit nach ihren eigenen Gesichtspunkten darzustellen. Dabey wird man bereitwillig anerkennen, um wie viel solch ein Verfahren etwa neben der Weise des vorigen Jahrhunderts im Fortschritt erscheint und wie die Begeisterung des Verfassers auch den Leser von vorne herein erwärmen muß. Eben so macht sich aber auch die Forderung geltend, daß dann die Begeisterung für die Dinge selbst sich unmittelbar anschließe, daß nicht bloß der Verfasser, sondern die Thatsachen, wie wir sie aus dem Buche erkennen, uns auf ihrem Standpunkte auszuharren nöthigten, daß der Leztre uns ursprünglich ein fremder ist, muß uns die Erzählung vergessen machen: gelingt es irgend, so wird niemand bey allem künstlerischen Streben die Unbefangenheit des Erzählers bezweifeln oder den Vorwurf der Manier gegen ihn erheben. Die hier bezeichnete Aufgabe wird nun einem gleichzeitigen, selbst in den Ereignissen befangenen Darsteller natürlich um Vieles leichter und ist kaum für ihn vorhanden: Der Erfolg eines spätern Autors wird geradezu von der Frage abhangen, in wie weit das Bewußte und Gemachte, was stets in der Annahme eines fremden Standpunktes liegt, noch in seiner Ausführung sichtbar geblieben ist. Redet z. B. Raimund Agiles von der Ritterschaft

Christi, die auf Gottes Befehl den heiligen Krieg begann und die gottlosen Heiden mit frommem Jubel niedermetzelte, so erfreut man sich der vollen Mitleidenschaft, die das Getriebe einer erregten Lust unverstellt erkennen läßt; man sieht neben einander die Rohheit und Beschränktheit, so wie die Brauchbarkeit und Energie seiner Gesinnung, aber nur indem man sich dieses Nebeneinander scharf ausspricht vermag man ein natürliches Interesse und eine reine Anschauung derselben in sich zu erzeugen. Ein Geschichtschreiber dagegen im eigentlichen Sinne, der in der Regel seine Leser mit sich auf gleichem Standpunkt vermuthet, muß zunäst in der Sprache seiner Zeit zu reden suchen; und in der unsrigen können wir den Kreuzzug als keinen heiligen Krieg, die Pilger nicht als das Volk Gottes u. Fronkämpen, ein Concil nicht ohne weiters als „die Versammlung der ehrwürdigen Väter" bezeichnen. Wo dieß geschieht, und wo in diesem Sinne das Größte wie das Kleinste behandelt wird, ohne daß von vorn herein die unermeßliche Verschiedenheit zwischen Handelnden und Hörenden ausgesprochen worden ist, muß das Bild getrübt und über sich selbst hinaus gesteigert werden. Bey Wilken ist, so viel ich erkenne, diese Wirkung nicht ausgeblieben, und vor Allem — durch die Versetzung Wilhelms mit den ascetischen Elementen der Quellen herbeygeführt worden."

„Obgleich nun dieser Mangel nicht wie der vorher angegebene bloß einzelne Theile des Werkes betrifft, sondern in dessen ganzem Umfange zur Sprache kommt, so kann doch die Wichtigkeit dieser Geschichte nach verschiedenen Seiten hin in keiner Weise geläugnet werden. Da zeigt sich das unberechenbare Verdienst, zuerst die morgenländischen Quellen zu umfassenden Resultaten in den Kreis der Forschung hineingezogen zu haben: da erscheint eine Darstellung voller Leben und Anschaulichkeit, in epischer Breite, ohne ermüdend, aus einem Ton und Guße, ohne jemals einförmig zu werden. Vielleicht eine entschiedenere Klarheit der Gruppirung wäre zu wünschen, Reichthum und Klarheit des Einzelnen muß auch die höchsten Wünsche befriedigen. Daß die Vorgänger sämmtlich weit übertroffen sind, wird niemand in Abrede stellen, und keiner der Nachfolgenden den Anspruch erheben, in der Summe der Verdienste die gleiche Höhe erreicht zu haben!" (S. 170 — 172.)

Mit Neugierde wird nach dieser Bezeichnung fremden Standpunktes der kundige Leser fragen, auf welcher Basis bewegt sich nun der Verfasser? Ohne denselben näher auszusprechen, hat ihn die fortwährende Polemik gegen Wilhelm von Tyrus bereits hinlänglich bezeichnet. Sein Ansehen hat nach dem Verf. das Gebiet der Sage für so viele Jahrhunderte festgestellt (S. 145); er ward der ausschließliche Gewährsmann für Stoff und Inhalt der nachfolgenden Geschichten der Kreuzzüge (S. 149). „Wie lange, sagt der Verf., hätte man sich bey einer Feldherrnschaft Gottfrieds (von Bouillon) beruhigt, die von Wundern ausgeht, eigentlich nur in Wundern zur Erscheinung kömmt und in wunderbarem Tode ihr Ende findet? Wilhelm nun verfährt auch bey der gesammten Ueberlieferung nicht anders, als bey einzelnen Erzählungen. Den mythischen Rathschluß Gottes und die Thatsachen, in denen er sich ausspricht, übergeht er mit Stillschweigen, im Uebrigen nimmt er die Verherrlichung Gottfrieds ohne Bedenken auf und erschafft so die Ansicht, die bis auf den heutigen Tag in Kraft geblieben ist (und die nun — auf welche Weise wird später erhellen — der Verf. zu zerstören sucht). Der Herzog wird weder durch ausdrückliche Wahl der Menschen noch durch wunderbare Fügung des Himmels der Anführer des Kreuzzuges; aber, heißt es weiter, Weisheit, Kraft, Rechtschaffenheit, und welchen Namen die menschlichen Tugenden alle haben, hoben ihn stillschweigend an diese Stelle. Mit einem solchen Bilde befreundete sich leicht auch ein zweifelndes Zeitalter; Wilhelm galt selbst schon für eine Quelle und man dachte nicht daran, seinem Anrecht auf diese Stellung schärfer nachzuforschen. Man nahm auf sein Wort diese Darstellung als Wahrheiten; die reine Gestalt der Sage weit umhergestreut und durch keinen berühmten Gewährsmann vertreten, kam gar nicht zur Sprache oder galt mit ihrem Glanze und ihren Wundern für Ausschmückung und Uebertreibung des ächten Thatbestandes. Man redete von der heissen Erregung, von der gläubigen Wundersucht des Zeitalters, da

seyen solche Verzierungen der Wahrheit leicht begreiflich. Aber niemand vermuthete, daß gerade die Verzierung das Ursprüngliche, und die geglaubte Wahrheit nur ein abgeleitetes, geschwächtes Erzeugniß aus derselben war."

„In dem zuletzt angegebenen Verhältniß ist, wenn ich nicht ganz irre, der positive Charakter des Wilhelmschen Buches, soweit es den ersten Kreuzzug angeht, ausgesprochen. Wilhelm steht auf der Stufe, die in jeder Literatur unmittelbar auf eine Entwicklung der Sage folgt: der Unterschied zwischen geschichtlicher und poetischer Wichtigkeit ist in ihm verschwunden, er sucht nur die erste mit der letzten zu vereinigen. Er sieht nicht, wie ihm dabey die Wahrheit der einen und die Schönheit der andern verloren geht, er fährt fort in seinem Werke mit Talent und Energie, und das Werk, auf dessen Vollendung er die ganze Fülle seiner Natur geworfen hat, besticht den Leser, indem es ihm ein treues Abbild dieser Natur entgegenhält. Freylich schmälern wir den Ruf seiner Zuverläßigkeit mit dieser Ansicht um ein bedeutendes, wir zerfällen sein Werk geradezu in zwey Hälften, deren eine als die vortrefflichste, die andere, was den Inhalt angeht, als ganz unbrauchbare Quelle gelten muß."

Somit haben wir also die Hauptabweichung der Ansichten des Verfassers von denen seiner Vorgänger, wie seiner Quellen. Was aber Herr von Sybel besonders in Betreff der letztern übt, ist offenbar mehr die historische Skeptik als die historische Kritik, nicht mehr ein Erforschen der Aechtheit oder Unächtheit, der Wahrheit oder Unwahrheit der Quellen, sondern eine Revision der von Wilhelm von Tyrus selbst geübten Critik, nach Grundsätzen und Anschauungen, die ein Eindringen in jenes frühere Zeitalter, ein Verständniß und Begreifen desselben kaum möglich machen. Doch ist es unsere Absicht nicht, hierüber ein Urtheil zu fällen, welches vielleicht manchem voreilig erscheinen dürfte. Durchgehen wir die Resultate, zu welchen der Verf. auf diesem Wege gelangt, wobey wir jedoch absichtlich, dem Geiste dieser Blätter gemäß, nur das Hauptsächlichste hervorheben.

Erstes Capitel.

Motive und Anlaß. Ueberall steigende Verwirrung: „es schien, als würde die innere Einheit der germanischen und romanischen Nationen jeden sichtbaren Ausdruck ihres Daseyns in Kurzem eingebüßt haben." — „Es sind nun bekannte Dinge, wie neben der Richtung auf locale Selbstständigkeit das Gefühl des Zusammenhangs immer noch lebendig blieb, und wie es vor Allem in der Entwicklung der Kirche Gestalt gewann, und wie endlich Gregor VII. in der Einsetzung seiner Hierarchie die Einheit des Abendlandes von Neuem gewaltig aussprach. An diesem Punkte beginnt unsere Untersuchung."

Gregor: „Er wollte Freyheit der Kirche als eines festgeschlossenen, nur dem Papste dienenden Ganzen; aber auf dieser Grundlage schritt er fort zu einer Oberhoheit über alle Lande christlichen Glaubens, zu der Vernichtung aller damit concurrirenden weltlichen Macht, zu der Herrschaft der Erde mit einem Worte, als Inhaber einer unmittelbar vom Himmel entstammten Gewalt. S. 185. „Er will die Formen dieser Welt zertrümmern, um ihre Theile in seiner überirdischen Herrschaft zusammenzufassen." S. 188. „Unendlich wichtig mußte es bleiben, daß er alle Nationen, als wären sie die Schaaren eines einzigen Reiches, zu einem gemeinsamen Kriege gegen die Feinde des Glaubens aufgerufen hatte. Aber ein Unternehmen, mystisch in seinen Zwecken, ohne sichtbaren Zusammenhang mit den Interessen des Abendlandes, ein Kreuzzug einzig zum Besten des hl. Grabes und der Seligkeit der Kämpfenden — dergleichen konnte nicht in dem Geiste Gregors entspringen, in dem eben so viele weltliche Consequenz als Begeisterung für himmlische Dinge vorhanden war. Das Schicksal des Planes war das der meisten dieses Papstes: seinen die Welt umwälzenden Ideen setzte sich die Kraft der bestehenden Dinge entgegen, und aus heftigem Kampfe ging ein Drittes hervor, weder dem einen, noch dem andern gleich, aber nach beyden Seiten hin seine Abstammung beurkundend."

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Nach diesen Versuchen hebt Hr. F. den Umstand hervor, daß die Contacttheorie einen Unterschied zwischen Metallen und flüssigen Leitern annehmen müsse, und dann nicht zu sagen wisse, warum gewisse Flüssigkeiten wie z. B. Schwefelkaliumauflösung, wieder eine Ausnahme bilden, während die chemische Theorie da einen entsprechenden Strom erwartet und findet, wo ein einfacher Versuch chemische Wirkung zeigt.

Herr F. bildete selbst aus drey sämmtlich leitenden Substanzen, und die selbst für einen Thermostrom Leiter waren, und dem eingeschlossenen Galvanometer eine große Anzahl der verschiedensten Combinationen, aber keine derselben zeigte eine Wirkung durch den Contact.

Wollte man aber auch zugeben, bemerkt Hr. F., daß die mit dem Elektrometer erhaltenen Resultate eine elektromotorische Kraft durch den Contact bewiesen, so zeigen sie doch nur, daß die elektromotorischen Kräfte in einer Kette immer aufgewogen sind, woraus sich der Strom einer Volta'schen Säule durchaus nicht erklären läßt, und selbst ein unendlich kleiner Strom durch Contact kann nichts beweisen gegen die vielen von den Chemisten hervorgebrachten Fälle, und während sich die Contacttheorie in der sonderbarsten und unregelmäßigsten Weise „schmiegen und biegen" müsse, um die Phänomene zu erklären, werden die zahlreichen experimentellen Resultate von der chemischen Theorie einfach aufgefaßt, umschlossen, combinirt, und selbst vorausgesagt.

„Zieht man nun in Betracht, daß viele Ketten ohne chemische Action keinen Strom erzeugen, daß es hunderte giebt, in welchen die chemische Action ohne Contact einen Strom hervorbringt, daß eben so viele mit Contact ohne chemische Action als unwirksam bekannt sind, wie kann man dem Schluße widerstehen, daß die Thätigkeit der Volta'schen Batterie in der Ausübung der chemischen Kraft begründet sey?"

Eine weitere Begründung seiner Meynung sucht Hr. F. noch ins Besondere in dem Verhalten verschiedenartiger Ketten mit Schwefelkaliumlösung, welche bekanntlich ein höchst vortrefflicher Leiter ist, dadurch sehr starke Ströme verursacht und durch ihre Wirkung auf die Metalle Verbindungen bildet, von denen einige löslich, andere unlöslich sind, und von deren letztern einige vortrefflich, andere durchaus nicht leiten. In diese Flüssigkeit wurden in den verschiedensten Combinationen Drähte von 0,05, Zoll Dicke und 6 Z. Länge getaucht und die Wirkung beobachtet. Die Resultate lieferten Hrn. F. eben so viele Bestätigungen der chemischen Theorie. Als Beyspiel seiner Argumentation diene mit Uebergehung der Uebrigen die Combination von Zinn mit Platin, Gold, oder irgend einem anderen in dieser Flüssigkeit unthätigen Metall. Anfangs entstand ein starker Strom von Zinn zum Platin; aber in 10 Minuten kam die Nadel fast auf 0. Es hatte sich aber unterdessen das Zinn mit einem Ueberzug eines unlöslichen nicht leitenden Sulfurets bekleidet. „Welch' schönen Beweis giebt dieses Resultat, sagt Hr. F. für die Bestätigung der chemischen Theorie! Was kann klarer seyn, als daß während der Bildung des Sulfurets ein Strom erregt wird, und daß nach seiner Bildung der bloße Contact nichts zu dieser Wirkung vermag! Und, so schließt Hr. F. die ganze Abhandlung, wer anders kann diese Veränderungen erklären, als chemische Action, welche alle Effecte, wie verschiedenartig sie auch seyn mögen, mit der größten Einfachheit erklärt.

Aber ungeachtet der Zuversicht und der Autorität des berühmten Hrn. F. glaubt Referent doch mit Hrn. Poggendorf, daß sich gegen diese Apologie noch manche Zweifel erheben lassen, und es steht wahrscheinlich von Seite der deutschen Physiker, welche der Contacttheorie huldigen, eine Beleuchtung der Faraday'schen Arbeit zu erwarten.

2. H. Peter Rieß's elektrisches Luftthermometer ist schon öfter angeführt, aber, wie wenigstens Referent glaubt, nie vollkommen beschrieben worden. Der Zweck desselben ist bekanntlich, zu untersuchen, welche Erhöhung der Temperatur Elektricität in Funken oder in metallischen Leitern durch eine Luftmasse geführt hervorbringe, und dieß durch das Steigen einer Flüssigkeit, mit welcher die Luftmasse gesperrt ist, zu messen. Hr. R. beschreibt nun (S. 315 — 328) die von ihm erfundene Anrichtung selbst, nachdem er die Vorarbeiten von Kinnersley, Beccaria und besonders von Snow Harris angeführt hat. Es ist ohne Zeichnung nicht wohl möglich, eine genaue Kenntniß dieser Einrichtung zu verschaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Februar.

Nro. 30. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Geschichte des ersten Kreuzzugs von Heinrich v. Sybel ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die Ascese: „Gerade im 11. Jahrhundert, als alle Geister und Kräfte mit der Gründung der römischen Hierarchie beschäftigt schienen, zeigte sich ein davon unabhängiges Streben in nicht geringer Kraft.“ Wenn aber irgendwo, so zeigt sich hier der innere Gegensatz des Verfassers zu der Zeit, die er beschreibt und die ihn auch zur Auffindung solcher Contraste veranlaßt, wie wir bey seiner Analyse Wilhelms von Tyrus sahen. Das Streben jener Zeit ist dem Verfasser von fremdem Klang (S. 190); die Männer jener Zeit hatten keine Ahnung von einer gesunden Weltansicht (192); ihm graut bey einer so tiefen Verachtung der Welt; er mag Beyspiele so trostloser Art nicht weiter zusammenstellen (S. 194) ꝛc. Er meynt jedoch, es sey keine Frage, daß mit dem Aufblühen der scholastischen Philosophie dieses Treiben völlig vernichtet worden wäre, hätte es nicht schon damals mit der Hierarchie seinen Bund geschlossen. (S. 196.) Spricht er nicht damit aus, es habe auf unnatürlichen Basen beruht; weil es ihm von fremdem Klange, mußte es auch jenen Männern so gewesen seyn? Allein standen denn nicht gerade die größten Scholastiker mitten auf dem Boden der Ascese? Wir bedauern, daß H. v. Sybel in dieser Beziehung der Aufsatz Möhler's über den hl. Anselmus nicht genauer bekannt wurde. Er steht in dem I. Bande der von J. Döllinger herausgegebenen ausgewählten Schriften des seligen Möhler's, eine Sammlung, die zu den interessantesten Erscheinungen der deutschen Literatur gehört und in gewissen Theilen von Deutschland so unbekannt ist, daß unlängst der Göttinger Recensent von Möhler's Patristik die gelehrte Welt versicherte, es sey diese das erste Werk, welches aus dem Nachlasse Möhlers erschienen sey. Die beyden Bände der ausgewählten Schriften sind aber bereits 1839 herausgegeben worden.

Verbindung der Hierarchie. Der Verfasser lenkt wieder zu Papst Gregor VII. ein, um den Gegensatz seines Strebens (der Hierarchie) zur Ascese weiter zu bezeichnen. „Man ist jetzt wohl zum größten Theile einig, daß persönliche Herrschsucht, ohne Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit seines Berufes, ihm nicht zur Last gelegt werden kann.“ Der Verf. erblickt in P. Gregor einen zweyfachen Gegensatz zu den Ascetikern seiner Zeit. „Diese, sagt er, wollen dem Göttlichen den Weg bereiten, indem sie die Materie vernichten (?), sie treten ihr entgegen, wie einem von Grund aus feindlichen Elemente. Er seinerseits sucht die irdische Welt zu erobern, wie eine abgefallene Provinz; die Schlechtigkeit derselben liegt ihm nur darin, daß sie gewagt hat, selbstständig zu werden oder gar die Kirche zu beherrschen.“

„Schon darin sieht man einen zweyten Gegensatz: die Ascetik um ihn her erkennet allerdings die äußere Kirche und ihre Rechtgläubigkeit an (!), aber innerhalb derselben wird das Wesentliche erst durch jene persönlichen Entzückungen erreicht: er dagegen stützt sich wohl auf diese letzteren, aber das Höchste, die rechte Theophanie ist ihm die in dieser Welt sichtbar gewordene Kirche. Ohne die Wendung, welche er seinem Jahrhunderte gegeben, hätte sich die Kirche in unzählige Eremitenzel-

len aufgelöst; er faßte sie mächtig zusammen und gründete den stolzen Bau seiner Hierarchie für Jahrhunderte.“

Offenbar ist hier Wahres und Falsches unter einander gemengt. Der Verfasser hat mit der Ascese eine Seite berührt, welche das innerste Leben der Kirche betrifft und nur durch das tiefste Studium ihrer Entwicklung erfaßt werden kann. Es sind hier Berührungs- und Gränzpunkte, die so leise in einander greifen und sich auch wieder so scharf und fein trennen, daß nur ein tiefer Blick in den inneren Haushalt der Kirche und das Ganze ihrer Entwicklung — nicht in einen einzelnen Moment, zu wahrer Erkenntniß führen kann. Ob aber der Verfasser, nach den oben bezeichneten Ausdrücken, so tief eingedrungen sey, überlassen wir gerne dem geneigten Leser zur Entscheidung. Es wird aber schon manchen der Umstand befremdet haben, daß der Verfasser sich sorgfältig zu hüten scheint, von neueren Geschichtschreibern Andere anzuführen, als welche ihrer Gesinnung und ihren Tendenzen nach der Kirche nicht angehören, von welcher er doch ein so tief wurzelndes Moment behandelt. Was würde man sagen, wenn Jemand, welcher im Protestantismus nur Abfall und Auflösung, nur Zersplitterung des religiösen Bewußtseyns, nur die Tendenz des Unglaubens wahrnimmt, die herrnhutischen, methodistischen und so viele andere ähnliche Bestrebungen nach der fremdartigen Auffassung jener beurtheilen und darstellen würde? Jede einzelne Seite der Geschichte muß aus ihr selbst erklärt werden. Es genügt aber hiezu nicht, zu sehen, wie andere, welche mit uns auf derselben oder einer ähnlichen Stufe stehen, sich die räthselhaften Thatsachen erklärten, sondern man muß vor Allem auch diejenigen befragen, welche ihre wissenschaftlichen Forschungen an den noch fortbestehenden Lebensgrund jener Facta anknüpfen. Wir verhehlen deßhalb dem Verfasser unser Befremden nicht, daß er sich bewogen fühlen konnte, wie überhaupt die neuere katholische Literatur, so insbesondere ein Buch zu übergehen, welches gerade in Bezug auf den zuletzt berührten Gegenstand durch Reichthum der Anschauungen und Fülle der Thatsachen, durch Eigenthümlichkeit der Durchführung und den Glanz, ja fast die Ueberschwenglichkeit seines Styles in der deutschen Literatur einen Rang behauptet, den ihm am allerwenigsten das in unsern Tagen so üblich gewordene Ignoriren entreißen wird. Wir wissen sehr wohl, was gegen Görres, Mystik eingewendet wurde und was sich von dem gewöhnlichen Standpunkte des Historikers darüber sagen läßt. Allein das Buch, welches bereits anfängt, eine eigene Literatur nach sich zu ziehen, hat, abgesehen von dem Colossalen des darin angestellten Versuches, auch für einen gewöhnlichen Geschichtschreiber so bedeutende Seiten, daß sich Niemand mehr einbilden darf, er könne über die Entwicklung des religiösen Lebens früherer Jahrhunderte etwas Gediegenes schreiben, ohne darauf Rücksicht zu nehmen. Was aber vollends Ascese und Hierarchie betrifft, so tragen wir kein Bedenken, es für unbegreiflich zu erklären, wie man mit dem Scheine der Unparteylichkeit sich — wir reden nicht von unbedingter Annahme, — besonnener und umsichtiger Prüfung und Benützung des bezeichneten Werkes entheben kann. Das Fremdartige, was dem Verfasser aufstößt, verliert diesen Charakter, wenn der Gegenstand aus seiner Einseitigkeit herausgerissen und in seinem inneren und geschichtlichen Zusammenhange, als ein integrirender, noch fortdauernder Bestandtheil eines großen Ganzen aufgefaßt wird. Natürlich muß sich aber so bey einer Auffassungsweise, wie der des Verfassers, die wir in hervorragendem Maaße individuell nennen möchten, die Darstellung ganz nach der Individualität des Verfassers gestalten, werden die Thatsachen nur in seinem individuellen Lichte erscheinen, und wird ein innerer Gegensatz seiner Persönlichkeit und der Thatsachen überall sichtbar seyn. Während jene bey dem ächten Historiker in diese auf- und übergeht, blicken wir in seiner ganzen Darstellung stets nur durch die Brille des Verfassers: es ist dieß der allgemeine Charakter der neuen Schule, welche sich, wenn wir nicht irren, seit und nach den „römischen Päpsten, ihre Kirche und ihr Staat“ in Deutschland gebildet hat und die uns zwar mehr oder minder geistreiche, individuell-kritische, jedoch unserm Ermessen nach, selten oder gar nicht, objectiv wahre Darstellungen verschaffte. Für eine Reproduction vergangener Zeiten, hervorgebracht durch Aufgehen der eigenen Persönlichkeit in die Se-

schichte in Folge quellenmäßigen streng wissenschaftlichen Eindringens in alle Seiten der Geschichte, wie wir dieses in unsern Tagen unter Anderen in Hurter's Innocenz III. sahen, hat diese Schule, welcher die Persönlichkeit des Autors alles ist, wenig oder gar keinen Sinn. Deßhalb erhält aber auch der Leser an solchen Historien nur immer Genrebilder; historische Compositionen im wahren Sinne des Wortes sind aber dieser Schule eben so fremd, als z. B. die Compositionen eines Overbek dem, wenn gleich in anderer Beziehung rühmlich bekannten und tüchtigen Riedel.

Der Mangelhaftigkeit des Standpunktes unseres Verfassers schreiben wir es daher zu, wenn — ohne auf die früher mitgetheilten Stellen weiter einzugehen, er von der „gründlichen Herabsetzung und augenblicklichen Hochachtung der Ascese" durch P. Gregor VII. spricht; den Cardinal Humbert — einen Zögling P. Leo's IX. und gleich diesem über alle Massen von Beringer verschrieen, — „den wüthendsten Fanatiker seiner Zeit nennt" (es war die Zeit, in welcher ein Benzo, Beringer und Hugo blancus *) lebten!). Ebendahin möchten wir auch die Darstellung P. Victor's III., des Nachfolgers P. Gregor's VII., zählen. Ohne uns darauf einzulassen, in wie ferne dieser in vollem Gegensatze zu P. Gregor's Streben stand — darüber möge seiner Zeit unser verehrter Freund, der P. Tosti, gegenwärtig Archivar in Monte Cassino und dem Vernehmen nach mit einer Geschichte der Päpste aus dem Benedictinerorden beschäftigt, — alle Zweifel lösen — machen wir nur auf die Veränderung aller Umstände bey P. Gregors's VII. Tode und der Wahl P. Victor's III. aufmerksam, eine Veränderung, die so groß war, daß, wie früher das Noth that, was Gregor durchzuführen strebte, jetzt nunmehr an dem festgehalten werden mußte, was zur Erhaltung der Kirche überhaupt nöthig war, was wesentlich zu ihr gehörte, um nur dieses vor dem weltlichen Andrange zu retten. Uebrigens stimmen wir dem Verfasser bey und nennen dieß die Lichtseite des Buches, wenn er die einzelnen Persönlichkeiten scharf zu trennen sucht; nur ist hiebey ihre gemeinschaftliche Basis und noch viel weniger zu vergessen, daß, weil der eine in fast gänzlich veränderter Stellung zu wirken hatte, deßhalb nicht geschlossen werden darf, daß er in gleicher Stellung nicht Gleiches erstrebt haben würde.

Auch über die Stellung der Deutschen zu P. Gregor (S. 209) hätten wir Manches zu erinnern. Es ist jetzt Modeansicht geworden, die deutschen Völker als in einer beständigen Opposition gegen das Centrum der Christenheit und nur die romanischen als in lebendiger (oder auch — erstarrter) Einheit mit demselben zu denken. Diese Ansicht, welche derselben Schule eigen ist, zu welcher uns der Verfasser zu gehören scheint, hinkt aber nach allen Seiten. Es wird uns in dem dritten Bande der deutschen Päpste Gelegenheit genug werden, dieselbe Jahrhundert für Jahrhundert in ihrer Falschheit zurückzuweisen; hier aber genügt es auf den Ausspruch des Erzbischofs Gebhard von Salzburg *), eines Stiftes, das unter Heinrich IV. wie unter Friedrich I. seine Treue gegen die Päpste so theuer bezahlt, auf die beharrliche Ergebenheit eines Altmann von Passau, Benno von Meissen und so vieler Anderer, endlich auf die sattsam bekannten Mittel hinzuweisen, durch welche sich Heinrich IV. die Gunst der ihm treu gebliebenen Völker gewann. Wie falsch jene Ansicht sey, welche später S. 231 noch unter der Behauptung wiederholt wird, „daß an der ascetischen Richtung die Deutschen nach dem uralten Gepräge unsrer Nation im Vergleich mit den romanischen Völkern nur sehr schwachen Antheil nehmen," erhellt daraus, daß gerade um diese Zeit zwey der bedeutendsten Mönchsorden, der der Karthäuser und der Prämonstratenser, von Deutschen gegründet wurden. Dieß hätte der Verf. bedenken sollen. Oder ist etwa derselbe der abenteuerlichen Meynung des H. Cortüm, daß der Arianismus die ursprüngliche und ächte Religion der Deutschen sey, da er so mysteriös von dem uralten Gepräge der Deutschen spricht?

*) S. Hartzheim. Concil.. Germ. III. S. 178 Fol.

*) v. Sybel S. 207: Auch einem lasterhaften Papste sey er vollkommen ergeben.

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik.

(Schluß.)

Referent begnügt sich daher, nur im Allgemeinen zu bemerken, daß die Luftmasse, durch welche mittelst einer Drahtspirale die Elektricität geleitet wird, in einer Glaskugel eingeschlossen, und mit einer unter einem spitzen Winkel zum Horizont geneigten mit einer Mischung von durch Cochenille gefärbter Schwefelsäure und Alkohol (resp. Gew. = 0,919) gefüllten Röhre in Verbindung ist. Die Formel für die im Drahte frey gewordene Wärme gibt Hr. R.

$$W = 907{,}9\left(\frac{\cos\varphi}{5040} + \frac{s}{V}\right)(0{,}0000{,}7342\,V + gCr^2)\Theta$$

wenn φ die Neigung der Thermometerröhre gegen die Verticale, s den Querschnitt der Röhre, V das Volumen der Kugel, l die Länge, r den Halbmesser des Drahtes in der Kugel, g das spec. Gewicht, C die Wärmecapacität seines Metalles, und Θ die Anzahl par. Linien, um welche der Stand der Flüssigkeit sich ändert, anzeigt. Bey Hrn. R. Instrumente ist $\varphi = 85\frac{1}{2}°$, der Durchmesser der Kugel $= 2\frac{1}{2}$ Zoll, der Draht von Platin.

Dieser Beschreibung des Hrn. R. fügt als Zusatz der verdiente Herausgeber dieser Annalen eine Beschreibung eines andern elektrischen Luftthermometers hinzu, dessen er sich mit Vortheil bedient, wenn es darauf ankommt, sich der gleichen Intensität der Ströme unter gleichen Umständen zu versichern. Diese Anrichtung unterscheidet sich von der vorigen vorzüglich durch die Horizontalität des Thermometers, in dem sich nur ein Tropfen Weingeist befindet, und der Form des Luftbehälters, welcher eine horizontale Glasröhre ist.

5. Der Uebergangswiderstand bey galvanischen Strömen ist noch immer wenig anerkannt. Selbst de la Rive nimmt ihn nur für eine Hypothese, und als Hr. Fechner denselben thatsächlich nachgewiesen hat, sprach sich sogar Hr. Ohm dagegen aus, und suchte Alles auf die Polarisation der Platten zurück zu führen. In neuester Zeit hat denselben Hr. Prof. Vorsselmann de Heer ausdrücklich bestritten. Dieß veranlaßte den Hrn. Herausgeber dieser Annalen, den schon lange gehegten Wunsch, die Probe über diesen Uebergangswiderstand genau in der von Hrn. de la Rive gewählten Form zu unternehmen, zu realisiren. (S. 498—547.)

Hr. P. bediente sich dazu einer Saxton'schen Maschine zur Hervorbringung eines magnetoelektrischen Stromes, eines Luftthermometers nach der eben beschriebenen Einrichtung, eines besonders hiezu eingerichteten Plattenhalters, eines parellelopipedischen Kastens zur Aufnahme der Flüssigkeiten, und eines Widerstandmessers mit vier Drahten von Neusilber 0,166 par. Lin. dick und 33 par. Zoll lang, deren Widerstand dem eines Kupferdrahtes von 1491 par. Zoll entspricht. Vielfältige auf's genaueste mit diesen Apparaten angestellte Versuche führten zu folgenden Resultaten:

a) Es gibt einen von der Elektricitätsleitung im Innern der Körper unabhängigen Uebergangswiderstand an der Gränzfläche starrer und flüssiger Leiter, und tritt nicht erst im Laufe der Wirkung des elektrischen Stromes auf, sondern ist schon vom ersten Anbeginn desselben da.

b) Dieser Widerstand ist verschieden nach der Natur der Flüssigkeit und des dieselbe berührenden Metalls.

c) Derselbe wird in hohem Maaße von der Oberflächenbeschaffenheit des Metalls bedingt.

d) Er ist eine Function der Stromstärke in den einzelnen Punkten der Gränzfläche zwischen starren und flüssigen Leitern, desto größer, je schwächer diese ist. Eben deßhalb steht er, bey gleicher Gesammtstärke des Stromes in der Gränzfläche nicht im einfach umgekehrten Verhältniß der Größe dieser Fläche, sondern in einem kleinern.

e) Nimmt mit steigender Temperatur ab.

f) Zwischen Metallen ist kein Uebergangswiderstand vorhanden.

4. Die Erklärung, welche Hr. Pfaff (An. B. XXXXIX) über die sichtbare Wasserzersetzung bey seinen Versuchen gegeben hatte, fand Hr. F. C. Henries mit seinen Erfahrungen nicht verträglich, und unterwarf deßwegen den Gegenstand einer experimentellen Untersuchung, weil er nicht glaubt, daß in einer Gasentbindungsröhre mit schwefelsaurem Wasser durch eine einfache Zinkkupfer-Kette, welche Hr. Pf. nur von den elektrischen Actionen zwischen Zink und dem flüssigen Leiter und zwischen demselben und Kupfer herleitet, die Action an der Berührungsfläche des Kupferdrahtes mit der Zinkplatte als untergeordnet und unbedeutend anzusehen, vielmehr die Wasserzersetzung derselben zuzuschreiben sey.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Februar.

Nro. 31. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Geschichte des ersten Kreuzzugs von Heinrich v. Sybel ꝛc.

(Schluß.)

Je mehr sich aber von nun an die Erzählung dem Anfange der Kreuzzüge nähert, desto mehr tritt die eigentliche Absicht des Verfassers hervor, denselben nicht als durch zufällige Veranlassung (durch Peter den Einsiedler, nach der gewöhnlichen Erzählung) entstanden darzustellen, sondern in dem freyen Entschlusse der Päpste, vor Allem Urban's II., nachdem dieser im J. 1094 den Kampf mit Heinrich IV. als beendet, den Sieg als errungen zu betrachten vermochte. Hören wir ihn selbst:

„Wie wäre es denkbar gewesen, daß ein Geist, wie der Urbans, rüstig, schöpferisch, voller Lust am Handeln, hier stehen geblieben wäre, daß er diese Macht in seiner Hand gefühlt hätte, ohne ihre Kraft und ihre Einheit an einem großen, andauernden Unternehmen zu erproben? Gregor VII. Beyspiel, in seiner Absicht auf Griechenland, lag vor Augen; freylich hatte er, seiner starren Consequenz wegen (!), sogleich auf ihre Verwirklichung verzichtet, weil er den bisherigen Wirkungskreis noch nicht völlig beherrschte. Aber in Urban war einmal eine freyere Art zu seyn, und zu handeln, eine größere Beweglichkeit bey weniger Tiefe; noch stand er in den Jahren, wo das Betreten unbekannter Bahnen eher erfreut als zurückschreckt. Dann aber stellte er sich von vorn herein die Aufgabe selbst verändert: auch hier ließ er den Kräften, die ihm dienen sollten, größere Freyheit, er begnügte sich, wie in den weltlichen Dingen des Abendlandes, mit einer unbestimmten aber um so weniger angefochtenen Oberleitung. Vor allem kam er mehr als Gregor der ascetischen Richtung entgegen; Gregor hatte sein Ziel nur in dem Sinne seiner kirchlichen Monarchie gewählt, Urban setzte es sich auf dem Felde, welches jenen Mystikern vor allem genehm seyn mußte. Indem er die Lande zu der Befreyung des hl. Grabes aufrief, schuf er ein Unternehmen, welches nur durch den entzückten Glauben jener Schwärmer mit den heimischen Dingen Zusammenhang hatte: mit einem Worte, der Gegenstand des Kampfes gehörte der Ascese, dem Pabste aber die Einheit und Vollendung desselben an.“

Eine Note sagt hiezu: „Nach der obigen Darstellung kann ich die gewöhnliche Ansicht nicht theilen, die Urban aus dem hoffnungslosesten Zustande hervor den Kreuzzug verkünden läßt.“ Wir setzen dieser Ansicht nur das Eine entgegen, daß der Verfasser verabsäumte, die Beweise darzubringen, daß jenes Unternehmen ein lange schon von P. Urban prämeditirtes war. Mußte nicht viel eher gerade der hoffnungsloseste Zustand, als die bisher getreuen Anhänger der Kirche wankten und Gefahr war, die inneren Unruhen würden mit einer Selbstzerfleischung der Christenheit endigen, den Papst zu dem Versuche veranlassen, durch einen auswärtigen Streit den innern zu ertödten?

Kriegerische Richtung. Der Verf. zeigt, wie Kreuzzüge, d. i. heilige Kämpfe schon das ganze eilfte Jahrhundert auf den 3 südlichen Halbinseln Europa's angedauert. Mit großem Rechte macht er aufmerksam, wie nach Bertold von Constanz (der Verf. nennt ihn immer Bernold) ad a. 1094, der oströmische Kaiser Alexius sich um Hülfe an Papst Urban wandte. Dieß erscheint ihm, als „der letzte bewegende Anstoß, nachdem von allen Seiten her die lateinischen Völker sich in diese Richtung geworfen hatten.“

Aufruf Urban II. — „Unter (günstigen) Aussichten (für Beylegung seines Streites mit K. Philipp von Frankreich) hatte Urban die griechischen Gesandten zu Piacenza vernommen, der Gedanke war in ihm erwacht, den er, den zündenden Lunten (sic), in unabsehbare Minen zu werfen beschloß.“ Dieß geschah dann durch seine, übrigens in keiner ächten Abfassung auf uns gekommene Rede zu Clermont am 26. Nov. 1095.

Zweytes Capitel. Peter der Einsiedler. Erste Bewegungen.

Wir kommen jetzt auf eine der stärksten Behauptungen des vorliegenden Buches. Die Sage von Peter dem Einsiedler hat dem Verf. zufolge nicht den mindesten Anspruch auf geschichtliche Glaubwürdigkeit. „Wilhelm von Tyrus habe es nach seiner Weise unternommen, die Angaben der geschichtlichen Quellen mit dieser Legende zu verknüpfen, willkührlich die weitläufige Darstellung der Zwischenereignisse zu Albert von Aachen erfunden. Der positive Grund zu dieser Behauptung ist dem Verfasser, daß die historischen Quellen und die seiner nächsten Heimath am meisten von dem Ruhme schweigen, den Kreuzzug veranlaßt zu haben.“!? „Die ganze Ueberlieferung gibt uns nicht eine Thatsache, sondern allein einen ferneren Beweis, wie energisch die Gesinnung jener Schwärmer gewesen ist. Die Richtung, die im Laufe des ganzen Jahrhunderts vor Allen in den Eremitenzellen lebendig war, sucht sich hier des ganzen Kreuzzugs zu bemeistern, indem sie einen Eremiten statt des Papstes an die Spitze desselben stellt.“ (S. 241. 242). Ob dieses genügt, die alte Ansicht in Betreff Peters zu vernichten, mag der Leser entscheiden. Jedenfalls bekommen wir hiemit ein Gegenstück zu dem Streite über die Tellssage.

Drittes Capitel. Aufbruch des großen Heers.

Nachdem wir das Hauptsächlichste, worin die Ansicht des Verfassers von den früheren Darstellungen abweicht, durchgenommen, vermögen wir uns kürzer zu fassen; schon deßhalb, weil es uns der Raum verbietet, in das Detail der Erzählung von dem Zuge selbst einzugehen. Nur das eine berühren wir: wie Peter der Einsiedler fast ganz aus der Geschichte gestrichen wird, so verlieren fast alle Helden des Kreuzzuges ihren bisherigen, wir möchten sagen, historisch gewordenen Charakter. Mit Gottfried von Bouillon insbesondere hat sich die Sage vom Schwanenritter verwoben. Wohl noch abweichender von der gewöhnlichen Ansicht ist Tancred gezeichnet (S. 277).

Viertes Capitel. Aussichten im Morgenlande.

Griechisches Reich. „Erst 1092 konnte eigentlich von einem byzantinischen Staate wieder die Rede seyn.“ Die Heerverfassung wird erörtert, die „alle übrigen Theile des öffentlichen Lebens absorbirte,“ so daß „der ganze Staat durchaus kriegerische, man möchte sagen, lagerähnliche Formen annahm.“ Das ganze Gewicht kriegerischer Tüchtigkeit fiel auf die Miethvölker. Eine Menge türkischer Unterthanen war schon vor Menschengedenken in den Reichsverband aufgenommen worden. Gegen diese bildeten die abenländischen Miethvölker unter eigenen Anführern einen großen Gegensatz. „Es war (seit der Besiegung der Petschenäer) ein erwähnenswerther Grundbesitz von Neuem zusammengebracht und deutlich zeigen die Händel mit den Kreuzfahrern, daß auch die innere Verwaltung zu ergiebiger Ordnung und Strenge zurückgeführt wurde: der Schatz war gefüllt und die Provinzen unter so sorgfältiger Aufsicht, daß man den Gedanken einer vollständigen Isolirung der Kreuzheere fassen konnte.“

Asiatische Herrschaften. „Syrien in zwey feindselige Gruppen getheilt, zu offenem Kriege entgegen. Ridmar eröffnete 1096 Haleb den Assassinen.“ „Wichtiger war, — daß er 1097 sich von dem sunnitischen Chalifen zu Bagdad lossagen und den Fatimiden von Kahira als Oberhaupt anerkennen mußte. Damit war die Möglichkeit jeder Aussöhnung vernichtet.“

Chalifat der Fatimiden. „Man wird nicht in Abrede stellen, daß Urban II. aus richtiger Einsicht oder umfassendem Glücke den

günstigsten Moment erwählt hatte und seine Krieger am Ende des Jahres 1096 unter hoffnungsvollen Aussichten zum Kampfe entlassen durfte.“ Nichts bezeichnet den Gegensatz des Standpunktes des Verfassers zu dem Geist der Kreuzzüge besser, als dieser Satz. Die analysirende Forschung, welche nichts außergewöhnliches aufkommen lassen will, kann auch in dem genialsten Unternehmen, welches den Stempel des Göttlichen selbst an seinen derbsten und menschlichsten Seiten trägt, nur kalte Berechnung oder umfassendes Glück finden.

Fünftes bis zwölftes Capitel.

Das Kreuzheer im griechischen Reiche. Krieg gegen Iconium. Die Belagerung von Nicäa, die Schlacht von Dreyläum werden erzählt, die Folgen der letztern entwickelt. Besetzung Armeniens. Gründung der edessanischen Herrschaft. Belagerung von Antiochien. S. 382—417. Krieg des Kerbuga von Mosul. Bey der Auffindung der hl. Lanze wird erzählt: „12 Männer gruben einen ganzen Tag lang; endlich Abends — denn die Lanze mußte gefunden werden — fand man sie nicht weit von den Stufen des Hochaltars tief in der Erde versteckt.“ Es wird hierauf hingewiesen, daß die Sage sich keineswegs damit begnügte, bey dem Kampf gegen Kerbuga den Ruhm Gottfrieds zu verherrlichen, indem sie zwey gleich berechtigte Fürsten (Hugo u. Boemund) in freye Abhängigkeit zu ihm versetzt; sie verbindet ihn nicht minder häufig mit dem geistlichen Oberhaupte des Zuges, dem Bischofe von Puy, oder, will man den allegorischen Ausdruck, national lothringischen Ursprungs sucht sie sich jetzt mit der allgemeinen religiösen Grundlage zu identificiren (!) Diese Bemerkung wird dann, wo von der Wahl Gottfrieds zum Könige die Rede ist, in weitere Anwendung und Ausführung gebracht.

Innere Zerwürfnisse. „Jetzt — durch keine Furcht vor äußern Angriffen zurückgehalten, begann im Mittelpunkte des Kreuzheeres selbst eine neue Entwicklung, welche die Beendigung des Krieges fast um ein Jahr noch hinausschob und von vorne herein den Charakter des Heeres wesentlich umgestaltete.“ Händel über Antiochien. Versuch Raimunds auf Tripolis. Eroberung von Palästina. Einnahme von Jerusalem. Erste Einrichtungen. Vertheidigung von Aegypten. „Mit der Schlacht von Ascalon war der Kreuzzug wesentlich zu seinem Ende gelangt.“ Doch enthält das Buch noch in seinem letzten Capitel die Darstellung der Regierung Herzog (König) Gottfrieds. „Die Gränzen sind nach allen Seiten gesichert, die Nachbarn sind durch Furcht oder guten Willen befreundet, zu Lande geht ein blühender Handel ununterbrochen fort, zur See hat man die Herrschaft in Händen, die Einkünfte sind bedeutend durch ansehnliche Tributzahlungen der Saracenen. Gottfried erstreckt seine Sorge nach allen Gränzen des Reichs, von Ascalon bis zum See Genezareth: noch in seiner letzten Krankheit, kurze Zeit vor seinem Tode, unternimmt man nur auf seine Angabe die Belagerung von Caiphas.“ Wilken und Schlosser entgegen führt der Verfasser hierauf noch die Assisen von Jerusalem prüfend an. „Es wäre thöricht, versichert er jedoch, Gottfried als Gesetzgeber betrachten und preisen zu wollen; es ist ihm Ruhmes genug, daß er mit seinen Mitteln sich nur erhielt und die Zukunft eines Reiches überhaupt gedenkbar machte.“

Indem aber der Verf. nach glaubwürdigen Zeugnissen über den damaligen Zustand des Landes suchte, stieß er auf den merkwürdigen Bericht des Engländers Seawulf, der 1102 und 1103 Palästina bereiste. (Derselbe ist abgedruckt in den seltenen relations des voyages de Guillaume de Rubruts, Bernard le Sage et Seawulf publ. par Fr. Michel et Th. Wryght. Paris 1835. 4.) Er schließt mit dem Tode des ersten Königs von Jerusalem. Indem er sich die Stadien von dessen irdischer Laufbahn in das Gedächtniß zurückruft, findet er „freylich nicht eines, in welchem die Aeußerungen einer großartigen, ja nur einer bedeutenden Natur zur Erscheinung kämen“ (S. 536); „in allen weltlichen Dingen hat Gottfried es zu keiner Art von Größe gebracht, und gegen Boemunds und Raimunds Ueberlegenheit auf diesem Felde auch niemals zu protestiren versucht.“ S. 537. Wenn aber der Verf. wenige Zeilen weiter unten eingesteht: „Er (Gottfried) hält unter allen Anfechtungen der weltlichen Seite den geistlichen Charakter des Zuges mehr als einer der Genossen fest: ihm steht nur das heilige Grab vor dem

Auge, und völlig fremd ist ihm jeder Gedanke von Herrschaft, Verwaltung oder Ländererwerb," — so spricht er doch, ohne es zu wollen, offenbar selbst aus, Gottfried sey mitten unter vielen unreinen Elementen der reinste, der großartigste und bedeutendste Charakter gewesen. Wer wird daher nicht in den zuletzt angeführten Stellen jenen innern Widerspruch wieder finden, der sich durch das ganze Buch hindurchzieht und hier am Schlusse nothwendig am grellsten erscheint.

Höfler.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. E. Poggendorffs Annalen der Physik. Bd. LII. (Zweyte Reihe Bd. XXII. 1841.)

(Fortsetzung.)

Um sich davon vollkommen zu überzeugen, wendete er (S. 387 — 406) anstatt der Kupferdrähte Drähte von verschiedenen anderen Metallen an, und überzeugte sich durch die Resultate seiner Versuche, daß die an den Ableitungsdrähten entwickelten Gasmengen mit der Oxydabilität der Zuleitungsdrähte zunahmen.

Um die Strommengen zu bestimmen, bediente er sich einer Sinusbussole, woraus ihm die Widerstände in den einzelnen Versuchen hervorgiengen, welcher für Zink 211 Met., für Kupfer 48642, für Platin 391007, oder wenn der Widerstand in Zinkdrähten = 1 gesetzt wird, in Kupfer = 231, in Platin = 1853 ist, und Hr. H. schließt auch hieraus, daß mit der Oxydation der Leitungsdrähte auch die frey werdende Wasserstoffmenge gleichmäßig zunehmen müsse, und diese Versuche führen daher übereinstimmend mit Hrn. Faraday's Erfahrungen zu der Annahme, daß eine Durchleitung elektrischer Ströme durch Flüssigkeiten nur dann stattfinde, wenn diese dadurch zersetzt werden, aber auch zu der Gewißheit, daß dabey die Natur des zuleitenden Metalles bedeutenden Einfluß habe, und es möchte daher wohl bey den von Hrn. Faraday als Nichtleiter angegebenen Flüssigkeiten durch Anwendung oxydabler Metalle wenigstens ein schwaches Zersetzungs- und Leitungsvermögen möglich seyn.

Neben dem Uebergangswiderstande an dem zuleitenden Metall hat offenbar auch ein solcher obschon geringerer am ableitenden Metall statt, ihre Ursachen müssen aber verschieden seyn; denn wenn bey der Zuleitung die theilweise Vernichtung der elektrischen Action aus dem Verhalten der Flüssigkeit hervorgeht, so geht die bey der Ausleitung aus einer wirklichen Schwierigkeit des Ueberganges hervor, aber die gemeinschaftliche Ursache beyder kann wahrscheinlich nur in der verschiedenen Innigkeit des Contactes zwischen starren Körpern und Flüssigkeiten liegen. Ermittelt ist übrigens aus diesen Versuchen nicht, welchen Antheil an den beobachteten Widerständen der Leitungswiderstand des flüssigen Leiters gehabt habe, obschon er in den meisten Fällen als geringfügig angesehen werden zu dürfen scheint. Was übrigens den Einfluß des chemischen Verhaltens der zuleitenden Metalldrähte betrifft, so darf man in demselben keineswegs eine Beziehung zu den Richtungen suchen, welchen die durch den elektrischen Strom von einander getrennten Bestandtheile aller flüssigen Leiter folgen.

5. Hr. G. H. Armstrong hatte vernommen, daß man zu Segbill, etwa 6 engl. Meilen von New-castle, an dem Dampfe, der aus einem Kessel strömte, beträchtliche Erscheinungen der Electricität wahrgenommen habe, eilte die Sache näher zu untersuchen, und theilte seine Bemerkungen in zwey Briefen an Hrn. Faraday und in zwey anderen an den Herausg. des philos. Magacine mit (S. 328—340).

Als Hr. A. an dem Beobachtungsorte angekommen war, fand er den Dampfkessel gereiniget, aber auch die elektrischen Erscheinungen viel schwächer. Sie verstärkten sich aber, wenn er auf einem Isolirschemmel stehend Funken aus dem Dampfkessel zog, deren er unter gewissen Umständen 60 — 70 in einer Minute auf eine Entfernung von $\frac{1}{4}$ Zoll überschlagen sah. Die Elektricität war positiv, und die Menge derselben schien mit dem Drucke zu und abzunehmen. Zu bemerken ist, daß das Wasser zur Speisung dieses Kessels aus einer benachbarten Kohlengrube gepumpt worden war. Der Dampf eines Kessels, der mit Regenwasser gespeiset worden, gab nicht die geringste Anzeige von Elektricität. Daher läßt sich vermuthen, diese Erscheinung hänge einigermassen von der Beschaffenheit des verbrauchten Wassers ab.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Februar.

Nro. 32. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Portraits of the Game and Wild Animals of Southern Afrika. Delineated from life in their native haunts, during a hunting expedition from the Cape Colony as far as the Tropic of Capricorn, in 1836 and 1837, with sketches of the field sports. By Captain W. Cornwallis Harris. London. 1840. Part. I, 1841 Part. II. et III. Imp. fol.

Kapitän Harris ist unsern Lesern schon aus einer frühern Anzeige *) von seiner im südlichen Afrika unternommenen großartigen Jagderpedition als ein kühner, gewaltiger Jäger bekannt geworden. Wir erinnern nur in der Kürze daran, daß er im Jahre 1836 von der Kapstadt aus mit William Richardson eine Jagdpartie unternahm, die bis zum Wendekreise sich ausdehnte und von der er erst im nächsten Jahre zurückkehrte. Schon in jener Anzeige ist es bemerklich gemacht worden, daß die Jagdlust, obschon zum höchsten Enthusiasmus gesteigert, doch nicht das einzige Motiv zu jener großen Unternehmung abgab, sondern, daß es Harris außerdem ernstlichst darum zu thun war, mit der Naturgeschichte der merkwürdigen Thiere Südafrika's aus eigner Anschauung und Beobachtung sich vertraut zu machen, die geographischen Verhältnisse der zum Theil noch wenig oder gar nicht gekannten Länderstriche und die politischen und geselligen Verhältnisse der daselbst heimischen Völkerschaften zu erforschen. Der Reisebericht, den er von seiner glücklich durchgeführten Expedition abstattete, fand eine solche Anerkennung, daß binnen Jahresfrist eine zweyte Auflage sich nothwendig machte. Seitdem ist ihm eine noch wichtigere Unternehmung übertragen worden, nämlich von der nordöstlichen Küst aus, über Schoa in das Innere Afrika's einzudringen. Eine auserwählte Begleitung ist ihm beygegeben worden, und die Naturgeschichte, wie die Länder = und Völkerkunde, darf sich von dieser Expedition die interessantesten Aufschlüsse versprechen. Möge Gottes Gnade ihn und seine Begleitung aus diesen nördlichen Landstrichen Afrikas eben so wohlbehalten zurückführen, als früherhin aus den südlichen Regionen dieses Welttheiles.

Bevor aber Harris zu dieser neuen großen Reise sich anschickte, hatte er in London die Herausgabe der vor uns liegenden Portraits of the game and wild animals of Southern Africa angefangen. Sie sollen fünf Lieferungen ausmachen, von denen drey bereits erschienen und uns zugekommen sind. Sie sind bestimmt, die auf seiner südafrikanischen Reise gewonnenen naturhistorischen Resultate dem Publikum vorzulegen. Doch bevor wir auf die detaillirte Auseinandersetzung ihres Inhalts eingehen, wollen wir zuerst mit des Verf. eigenen Worten hören, was wir von diesen Portraits zu erwarten haben. Er spricht sich hierüber in der Vorrede aus.

Zuerst rühmt er als enthusiastischer Waidmann die Freuden und Vorzüge der Jagd, die bey seinen Landsleuten in weit höherem Werthe steht und mit ungleich größerer Leidenschaftlichkeit und Prunke be-

*) Band XII. S. 257. Das Buch führt den Titel: The wild Sports of the Southern Africa; being the Narrative of an Expedition from the Cape of Good Hope through the territories of the Chief Moselekatse tho the tropic of Capricorn. By Captain W. C. Harris. London 1840. 2te Aufl. 1841.

trieben wird als bey uns auf dem Continent. Dann kommt er auf seinen afrikanischen Jagdzug zu sprechen und auf die merkwürdigen Gegenstände, die ganz geeignet sind des Jagdfreundes höchste Lust zu erregen.

„Afrika ist, wie hinlänglich bekannt, die Heimath vieler der edelsten und interessantesten Formen, die im Thierreiche existiren. Seine südlichen Regionen, welche sich bis in die gemäßigte Zone erstrecken, sind auf drey Seiten vom Ocean umgeben. Von den milden Klimaten der nördlichen Hemisphäre durch den dazwischen liegenden heißen Erdgürtel geschieden, sind sie von zahlreichen Stämmen einheimischer Vierfüßer besetzt. Der gefürchtete Monarch der Wälder, der riesenhafte Elephant und das ungestaltete Flußpferd, das bepanzerte Nashorn, das buntfarbige Zebra und der reich geschmückte Strauß; alle nehmen ein Stück ihres wilden Bodens als Antheil ihres Erbes in Anspruch. Eine zahllose Menge grotesker und stattlicher Wiederkäuer bietet dem eifrigen Schüler des gewaltigen Jägers Schlachthaufen dar, die eben so herrlich als ungewöhnlich sind. Die hohe Giraffe, neben der der Mensch nur wie ein Pygmäe sich ausnimmt, der bösartige und kräftige Büffel mit „trotzigem Auge und zornigem Brüllen, und Füßen, die stampfen und Hörnern, die bohren," das sanfte, aber schwerfällige Eland, in eine reichliche Bekleidung von seinem eigenen Fett eingehüllt, das phantastische Gnu mit seinem kaum minder grimmblickenden Verwandten, dem Einhorn ähnlichen Oryx, und der königliche Kudu, die prächtige Gruppe der Aegoceren und die zierliche Familie der glanzäugigen Gazellen, zugleich mit einer ganzen Schaar von Untergeordneten, die in allmähligen Abstufungen, Glied an Glied, bis zu dem kleinsten der Waldbewohner, der bläulichen Antilope, herabsteigen und den Platz ausfüllen, der in andern Gegenden der Gruppe der Hirsche angewiesen ist — alle machen ihre Erbansprüche auf einen Antheil an den bahnlosen Ebenen dieses ausgedehnten Erdstriches geltend."

Zur Anschauung aller dieser merkwürdigen Thierformen zu gelangen, war das eifrige Streben des feurigen Jagd- und Naturfreundes.

„Durch die unermüdlichen Anstrengungen neuerer Reisenden sind zwar die wissenschaftlichen Sammlungen mit manchen Fellen der interessantesten Thierformen bereichert worden, und die Unternehmungen Anderer haben unsere Menagerien, gleich der Arche Noahs, mit lebenden Exemplaren von fast allen Orten angefüllt. Weit verschieden ist jedoch der stattliche Freygeborne der Wüste, der frey und fröhlich auf seinem heimischen Boden umher sich tummelt, von dem gemästeten, in trauriger Gefangenschaft gehaltenen Krüppel, dessen Sennen unter den Beschränkungen eines Käfiges erschlafft sind. Und doch sind es solche verkrüppelte Wesen wie diese, oder, was noch schlimmer, Mumien und ausgestopfte Monstrositäten, von denen bisher die verbreitetsten Darstellungen der afrikanischen Fauna entnommen worden sind, und einige dieser Mißbildungen und Absurditäten sind den wahren Originalen so wenig ähnlich, daß es häufig schwer oder gar unmöglich ist, in ihnen auch nur die entfernteste Aehnlichkeit mit den wirklichen Werken der Schöpfung zu finden."

Diese Klage hat zumal für die englischen Sammlungen Begründung, da die ausgestopften Thiere in denselben zum großen Theile einen abschreckenden Anblick gewähren sollen.

„In der Absicht, für diesen kläglichen Zustand unserer zoologischen Gallerien, wo möglich, einigen Ersatz zu leisten, sind die im vorliegenden Werke enthaltenen Porträte ursprünglich unternommen worden. Wie mannigfaltig auch immerhin vom künstlerischen Gesichtspunkte aus ihre Mängel seyn mögen, so können sie sich doch wenigstens rühmen, mit der Schönheit des Wahren geziert zu seyn, da alle nach lebenden, in alter Unabhängigkeit auf ihrem heimathlichen Boden umherstreifenden Individuen gezeichnet sind. Um Thiere genau zu studiren, sagt Buffon, muß man sie in ihrem wilden Zustande sehen, in ihre selbstgewählten Schlupfwinkel begleiten, ihnen in die tiefen Höhlen nachfolgen und sie an den furchtbaren Abgründen erwarten, wo sie sich unbeschränkter Freyheit erfreuen. Dem Waidgeschäfte von der Wiege an ergeben, hat meine Vorliebe zur Jagd mir alle von dem großen Naturforscher angeführten Gelegenheiten gewährt, mit den flinken Bewohnern der Haine und Wüsten in einem Maaße bekannt zu werden, welches geschickteren Künstlern und gebildeteren Naturforschern nothwendig versagt ist. Ich habe den ehrwürdigen und halb vernünftigen Elephanten in angeborner Majestät unter seinen gleichalterigen Bäumen weiden sehen in der gewaltigen Kraft seiner Stärke, ich habe das kostbare Elfenbein aus seinen riesigen Kinnladen ausgezogen, und das Horn von des Nashornes trotziger Nase gerissen. Ich habe die köstlichen Spolien von der bemähnten Schulter des „Königs der Thiere, der mit seinen rollenden Augen die Wüste erhellt," abgestreift; ich habe das trotzige Haupt des mächtigen Bullen in Staub gestreckt,

und den flüchtigen Strauß, ob er gleich des „Roſſes und ſeines Reiters ſpottet," ſeiner werthvollen Federn beraubt. Mehr — ich habe den Behemoth, „deſſen Gebeine ſind wie eiſerne Stäbe," von ſeinen Lagerplätzen unter den ſchattigen Bäumen in das Dickig des Rohres und der Sümpfe getrieben, und bin traulich geritten neben dem hohen Zamor, der koloſſalen Zierde der Wildniſſe."

Mit dieſen Genüſſen waren freylich auch große Entbehrungen und Anſtrengungen verbunden.

„Diejenigen meiner Leſer, welche, wie ich, an die luxuriöſe Pracht indiſcher Jagderpeditionen gewöhnt ſind, und die koſtſpieligen Bequemlichkeiten, die durch orientaliſche Zelte und Dienerſchaft gewährt wird, genoſſen haben, können nur eine ſchwache Vorſtellung haben von den tauſenderley Beſchwerden, Verdrüßlichkeiten und Hemmniſſen, den Mühen und Sorgen, welche den Wanderer in der afrikaniſchen Wüſte abquälen. Wer unter dieſen mannigfaltigen Hinderniſſen zum Ziele kommen will, muß ſich die Maxime wohl eingeprägt haben: Omnia vincit labor, labor enim ipse voluptas; und ich mache Anſpruch auf einiges Verdienſt, daß ich im Bereiche der wilden Natur unter ſo ungünſtigen Verhältniſſen von der Führung des Pinſels nicht abgeſchreckt worden bin. Alle erſten Entwürfe meiner Abbildungen wurden entweder auf freyem Felde mit dem Thiere vor mir, am Orte, wo es gefällt war, oder unter dem Obdache eines benachbarten Buſches angefangen, und dann in dem Wagen auf meinen Knieen vollendet, öfters unter Regen und Wind. Die Indolenz und Apathie meiner Hottentotten, welche den wilden Thieren in Sitten wie in Geſichtszügen gleichen, zwang mich, die Apparate zum Zeichnen wie die angefangenen Porträte mit mir herumzutragen, und daß ſie für ihre gegenwärtige Ausſtattung ſicher aufbewahrt worden ſind, dürfte wohl einiges Erſtaunen erregen, wenn ich zufüge, daß ich oft meinen einſamen Weg vom Jagdreviere wanderte, nicht nur mit meinem Gewehre und Jagdgeräthe, ſondern auch mit Wildpret beladen, ſchwankend unter der Laſt dieſer gewichtigen Trophäen."

Ueber den Standpunkt, aus dem ſeine Abbildungen zu betrachten ſich, bemerkt Harris ſelbſt, daß er durch ihre Mittheilungen dem Naturforſcher, dem Jagdliebhaber und dem Freunde wilder Landſchaften einen Dienſt habe leiſten wollen.

„Nach einer Norm entworfen und durch vorgenommene Ausmeſſungen berichtigt, liefern ſie naturgetreue Porträte von allen bis jetzt bekannten jagdbaren Vierfüſſern, welche das außertropiſche Südafrika bewohnen, und da weder die relative Größe der Thiere und die characteriſtiſchen Züge ihres Lieblingsaufenthaltes, noch ihre geſelligen Beziehungen in irgend einem Falle außer Acht gelaſſen worden ſind, ſo wird dieſe Reihe von Gemälden nicht allein eine genaue und augenfällige Vorſtellung von der gewöhnlichen Größe eines jeden Thieres und ſeiner geſellſchaftlichen, monogamen oder einſiedleriſchen Lebensweiſe gewähren, ſondern auch von dem Ausſehen und den geographiſchen Verhältniſſen der Gegend, auf welche es beſchränkt worden iſt."

Hiemit ſind die Geſichtspunkte dargelegt, aus welchen die Abbildungen von Harris entworfen und nach welchen ſie zu beurtheilen ſind. Bevor wir aber zu Letzterem ſchreiten, wollen wir die Namen der abgebildeten Gegenſtände in der Reihenfolge, in welcher ſie in dieſen 3 Heften uns vorgelegt ſind, aufzählen.

Part. I.

Tab.	1.	Catoblepas Gnoo.
„	2.	Equus Quagga.
„	3.	Gazella Euchore.
„	4.	Catoblepas Gorgon.
„	5.	Equus Burchellii.
„	6.	Boselaphus Oreas.

Part. II.

Tab.	7.	Acronotus Caama.
„	8.	— lunatus.
„	9.	Oryx capensis.
„	10.	Struthio Camelus.
„	11.	Camelopardalis Giraffa.
„	12.	Hippopotamus amphibius.

Part. III.

Tab.	13.	Bubalus caffer.
„	14.	Aegoceros ellipsiprymnus.
„	15.	Antilope melampus und Cephalopus mergens.
„	16.	Rhinoceros africanus.
„	17.	Gazella pygarga.
„	18.	Aegoceros equinus.

Aus dieſem Verzeichniſſe erſieht man, daß unter den dargeſtellten Thieren auch nicht eine einzige neue Art iſt, auch nicht einmal eine Art, die bis-

her noch nicht abgebildet gewesen wäre. Daraus möchte vielleicht Mancher schließen, daß die Porträts eine überflüssige Arbeit wären; er würde sich aber bedeutend irren. Von einem guten Theile der aufgeführten Thiere erhalten wir hier zum erstenmal naturgetreue Abbildungen, denen man es auf den ersten Anblick ansieht, daß der Künstler die Originale hiezu im Leben vor sich gehabt hatte. Einen ganz besondern Werth erlangen sie dann noch dadurch, daß die Landschaften naturgetreu aufgenommen und die Thiere in ihren geselligen Verhältnissen dargestellt sind. Man erhält auf solche Weise von dem Charakter der südafrikanischen Regionen und ihrer Thierwelt eine Anschauung, welche durch die detailirteste Beschreibung nicht ersetzt werden kann. In dieser Beziehung reihen sich die Harrisschen Porträts würdig an diejenigen an, welche Gould in seiner Monographie der Macropoden von Neuholland aufgenommen hat, und es ist zu wünschen, daß solche naturgetreue, an Ort und Stelle entworfene Gemälde uns immer häufiger zukommen möchten, da das Auftreten und die Verbreitung der Thierarten, zumal der pflanzenfressenden, hauptsächlich von der Beschaffenheit des Bodens und seiner vegetabilischen Erzeugnisse abhängig ist, und das Eine demnach auf das Andere hinweist. Außer den 6 großen, je einer Thierart gewidmeten Landschaften, welche in einem Hefte enthalten sind, ist am Schluße jeder Beschreibung der Kopf des Thieres in großem Maaßstabe und mit seltener Schönheit abgebildet. Der Werth dieser Lieferungen liegt übrigens nicht bloß in den Abbildungen, sondern in gleichem Maaße in den beygegebenen Beschreibungen. Einem Manne von so gesundem praktischem Blicke wie Harris, der von Kindesbeinen an durch die Jagd die Sinne geschärft hatte, mußte Vieles bemerklich werden, was minder geübten Augen entgangen ist. Mit dem glühendsten Eifer strebte er darnach, die seltensten jagdbaren Säugthiere zu erlegen und keine Anstrengung war ihm deßhalb zu groß. Wie sehr es ihm um seltene Acquisitionen zu thun war, und wie sicher er ist, daß er sie alle acquirirt hat, mag der Umstand erweisen, daß, nachdem auch er, wie Andere vor ihm, vergeblich nach der Antilope leucophaea und dem Takhaitze von Daniells gesucht hatte, er ganz ruhig erklärt, daß er einen Finger darum geben wolle, wenn man ihm die erstere, und zwey, wenn man ihm die letztere vorzeigen würde.

Die äußere Ausstattung ist prachtvoll; das Format Imperial-Folio.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Versuche an dem Dampfe einer Locomotive gaben dieselben Erscheinungen. Die Länge der Funken nahm zu mit der Erhöhung des ableitenden Stabes, und erreichten die größte Länge von zwey Zollen bey einer Erhöhung von 5 — 6 Fußen. Auch in einer Entfernung vom Dampfkessel von 2 — 3 Fußen erhielt man noch kleine Funken, und selbst aus der Dampfwolke, welche den Schoppen, unter dem die Locomotive stand, erfüllte, ließ sich Elektricität abziehen. Sie war immer positiv, und proportional der entwickelten Dampfmenge.

Weitere Versuche veranlaßten Hrn. A. zu glauben, daß a) im Dampfe selbst keine freye Elektricität ist, und diese sich erst entwickelt, wenn der Dampf in die Luft tritt, und die Form des sichtbaren Dampfes annimmt, aber selbst im Zustande der Durchsichtigkeit ein mäßiger Leiter der Electricität ist, und b) daß die Entweichung des Dampfes aus dem Kessel mit einer negativen Elektrisirung des letzteren verknüpft ist, und man daher, wenn man die Verdichtung des Dampfes verhindern könnte, eine Entwicklung von negativer Elektricität in dem Kessel ohne gleichzeitige Entwickelung von positiver haben würde, und andererseits, wenn man den ausströmenden Dampf im Wasser verdichte, eine Entwickelung von positiver Elektricität ohne begleitende Entbindung von negativer.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Februar.

Nro. 33. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Ueber Princip und Methode der Hegel'schen Philosophie. Ein Beytrag zur Kritik derselben von Dr. Hermann Ulrici. Halle bey J. F. Lippert 1841.

Der durch philologische und ästhetische Untersuchungen rühmlichst bekannte Hr. Verf. hat durch die Herausgabe des vorliegenden Werkes einen wichtigen Beytrag zur Kritik der Hegelschen Philosophie gegeben. Ohne die Verdienste seiner Vorgänger, deren kritische Erörterungen er vielmehr benützt zu haben S. VI. gesteht, zu verkennen, verhält er sich dennoch als selbstständiger Kritiker. Wie philosophisch er Hegels System prüft, erhellt daraus, daß er das Princip und die Methode, wodurch Hegels Lehre zum System sich entwickelt, zum Hauptproblem seiner Kritik macht, und daß er die Hegelsche Philosophie nicht an einem ihr äußerlichen Maaßstabe beurtheilt, erhellt aus seiner ausdrücklichen Erklärung S. 3. „Die Philosophie ist die Entwicklung der Wahrheit in der Form der Denknothwendigkeit oder des Begreifens; sie hat mithin keinen Richter über sich, sondern ist schlechthin nur ihr eigner Richter, jedes Urtheil von aussen her trifft sie schlechthin gar nicht. Die Hegelsche Philosophie soll und muß daher rein sich selbst kritisiren, nur dieß ist die wahre, allein gültige Kritik. Und weil sie dieß ist, werde ich überall, wo es nicht schlechterdings nothwendig ist, auch nicht einmal das, was ich selbst für die Wahrheit halte, anführen, sondern mich begnügen, nur den Irrthum des Hegelschen Systems aus ihm selbst, aus seinen eigenen Principien und Prämissen aufzudecken, anderer Seits aber auch überall eben so bereitwillig die Wahrheit und die Vorzüge desselben anerkennen."

Es ist allerdings ein Vorurtheil, wenn man meynt, ein System könne subjectiv wahr, d. h. consequent oder richtig seyn, wenn es gleich objectiv unwahr oder unreal sey. Denn da die denkende und erkennende Vernunft eine und dieselbe ist, so wird dasselbe System, dessen objective Unwahrheit am Tage ist, auch seiner subjectiven Unwahrheit wissenschaftlich überwiesen werden können.

Die wahrhaft philosophische Prüfung ist daher allerdings die innere Kritik der Systeme, wodurch sie aus sich selbst und durch sich selbst beurtheilt werden. Sofern nun aber die speculativen Systeme die allgemeinen Probleme und Interessen des menschlichen Gemüthes und Geistes zu lösen und zu befriedigen versprechen, indem die Philosophie nach Hegels eigner Erklärung „als der Gedanke der Welt das was ist oder die Wirklichkeit zu begreifen" hat *), so beurtheilt man sie nach keinem ihr äußerlichen Maaßstabe, wenn man ihre theoretische Wahrheit nach der praktischen Wahrheit des Lebens prüft.

Sofern nämlich die Philosophie keine höhere Aufgabe hat, als die Wahrheit der Wirklichkeit zu begreifen, daher sie, wie Hegel am erwähnten Orte gesteht, das Leben, welches sie begreift, zu ihrer Voraussetzung hat, hat sie allerdings an der substanziellen objectiven Wahrheit des Daseyns, zu deren Wissenschaft sie sich zu entwickeln hat, ihr inneres Maaß und Kriterium. Nur wenn der Maaßstab, wornach ein System geprüft wird, ein subjectiver, particulärer ist, ist er der Philosophie äußerlich und sie hat ihn nicht anzuerkennen. Darum waren alle ächten Philosophen

---

*) Vergl. den Schluß der Vorrede der Hegelschen Rechtsphilosophie.

ebenso eifrig bestrebt, die Einheit der Philosophie mit der Wahrheit des religiösen, des sittlichen und des politischen Lebens, so wie mit den positiven Wissenschaften zu erweisen, wie sie subjective Interessen und Prätensionen zurückwiesen. Obgleich auch die Hegelsche Philosophie die Wahrheit, wornach sie zu beurtheilen ist, theils voraussetzt, theils zum Bewußtseyn bringt, so reicht es zur vollständigen Kritik derselben doch nicht hin, nur ihre inneren Inconsequenzen nachzuweisen, da der Irrthum nur an der Wahrheit erkannt wird, und diese, eben weil sie in dem, von dem Verf. beurtheilten Systeme nicht zu ihrer entsprechenden Darstellung kommt, einer tieferen und umfassenderen Erforschung und Darstellung bedarf, um sowohl sich selbst, als ihr Gegentheil zu offenbaren. Denn nur die positive Kritik, welche durch die Widerlegung des Irrthums die Erkenntniß der Wahrheit als ihren wahrhaften Zweck vermittelt, hat ein befriedigendes Resultat.

Darum hätte der Verfasser besser gethan, wenn er eben so sehr den Inhalt wie die Methode der Hegelschen Philosophie geprüft, und das was er (S. 3) selbst „für die Wahrheit hält," durch die Kritik der Hegelschen Philosophie erwiesen hätte. Damit soll übrigens das große Verdienst, welches sich der Verf. durch die strenge Kritik der Hegelschen Dialektik erworben hat, nicht bestritten werden, und Ref. ist durch das Studium dieses wichtigen zeitgemäßen Werkes zu der freudigen Ueberzeugung gekommen, daß es von keinem Unbefangenen ohne innere Zustimmung zu den bedeutenden Aufschlüssen, die es gewährt, gelesen werden wird. Von den eilf Vorlesungen, in denen der Verf. die Methode Hegels in allen Hauptgebieten seiner Philosophie prüft, sind die beyden ersten einer allgemeinen Charakteristik seines Systems und seiner Methode gewidmet, in welcher er den, von dem Ref. sogenannten logischen Idealismus, wornach der Begriff Ein und Alles ist und aller Inhalt auf die logische Form reducirt wird, mit siegreicher Klarheit kritisirt und namentlich den Mißbrauch des Princips der Negativität nachweist. Der Verf. zeigt, daß Hegels Methode und System nur die innere Fortbestimmung des sich in sich selbst unterscheidenden Denkens darstelle, und daß er daher in Wahrheit über die Logik nicht hinauskomme. Und in der That ist Hegeln der logische Begriff, der nach seiner ausdrücklichen Erklärung „nie einen andern Inhalt erhält, als sich selbst,"*) in seinem Ansichseyn der vorweltliche Gott, **) in seinem Anderseyn die Natur, ***) und in seinem An und für sich seyn ****) der Geist der Welt, der sich in seiner Wahrheit als absoluten göttlichen Geist wisse.

Um den Begriff zum absoluten Princip, zur alleinigen Realität und zur absoluten Wahrheit zu erheben, muß ihn der logische Idealismus personificiren, hypostasiren und apotheosiren, indem von einem Denken †) ohne denkendes Subject, von einem sich Entschließen, ohne wollendes Princip, ††) von einem Erscheinen ohne ein Wesen, welches erscheint, und einem sich als absolutes Wissen †††) ohne ein Ursubject, welches sich als absoluten Geist erkennt, die Rede ist. Der Begriff denkt sich selbst, entschließt sich selbst: sich zum äußerlichen Seyn zu entlassen, erscheint als solches (als Natur), kommt

*) Encykl. §. 164. „Der subjective Begriff ist noch formell, jedoch gar nicht, als ob er je einen andern Inhalt haben oder erhalten sollte als sich selbst."

**) I. Log. S. 12. „Die Logik ist die Darstellung Gottes wie er in seinem ewigen Wesen vor Erschaffung der Natur und eines endlichen Geistes ist."

***) Encykl. §. 247. „Die Natur ist die (logische) Idee in ihrem Andersseyn."

****) Encykl. §. 18. „Die Logik ist die Wissenschaft der Idee (des Begriffs) an und für sich. In der Natur wird nichts anderes erkannt als die Idee in ihrer Entäusserung, so wie im Geiste eben dieselbe als für sich seyend (sich wissend) und an und für sich werdend."

†) Das reine oder wie Hegel selbst I. Log. S. 59 sagt, leere Denken ist in seiner vorausgesetzten Identität mit dem Seyn Princip der Selbstbestimmung des Absoluten, deren Darstellung die Logik sey.

††) Encykl. §. 244. „Die logische Idee entschließt sich, das Moment ihrer Besonderheit als ihren Wiederschein als Natur aus sich zu entlassen."

†††) Das Resultat der Logik ist „die absolute Idee als der sich selbst und Alles als Begriff wissende Begriff." III. Bd. Log. S. 594.

zu seinem Fürsichseyn, d. h. wird sich seiner selbst bewußt (als Geist) und hat sich endlich als das Absolute sowohl Objective wie Subjective zum Gegenstand.

Als Wissenschaft des abstrakten Denkens und seiner formellen Bestimmungen soll die Logik die Selbstbestimmung des Absoluten darstellen, indem das reine leere Seyn, dieses letzte Abstraktum des subjectiven Denkens, das Princip seiner Selbstbestimmnng bilden soll. Die objective Logik, deren Denken „objectivirendes Thun“*) seyn soll, soll die allgemeinen Gesetze, oder Verhältnißbestimmungen der Weltentwicklung in Form einer speculativen Physik, aus dem reinen Begriff a priori deduciren, und die subjective Logik, welche in ihrer Elementarlehre die Formen des selbstbewußten Denkens ableitet, soll sich durch ihre immanente Entwicklung und mithin ohne über den formellen Begriff hinaus und zur Erfahrung überzugehen, zum Wissen der Objektivität fortbilden, einer Objectivität, die, da der Begriff keine anderen Bestimmungen als sich selbst erhält, nur eine logische Objectivirung ist.

Die objective Idee ist nur der, in den realen Vorgängen des Mechanismus, des Chemismus, des Organismus (des Lebens) wiedererkannte formelle Begriff, die absolute Idee ist, „der sich sowohl als das Objective wie Subjective wissende Begriff,“ und der Entschluß, wodurch sie sich zur äußerlichen Idee, in der sie in ihrem Andersseyn als Natur erscheint, entläßt, ist keine Bereicherung ihres Inhalts, sondern nur die Wiederholung der logischen Formen, auf welche das Material der Naturphilosophie reducirt wird.

Die Geistesphilosophie hat nur den Zweck, das Fürsichwerden der logischen Idee, oder die stufenweise Hervorbildung des absoluten Begriffs darzustellen, indem der subjective Geist in der absoluten Wissenschaft seine Wahrheit erfaßt, der objective Geist als Weltgeist dadurch die Einheit seines Begriffs und seiner Objectivität hervorbringt, daß er „alles gegenständliche Wissen abthut und sich als absoluten (göttlichen) Geist erfaßt.“ Der Formalismus, wornach der Begriff Ein und Alles ist, ist

*) I. Log. S. 31.

eine nothwendige Folge des Anspruchs auf ein absolutes Wissen und der Unfähigkeit zur absoluten Wissenschaft zu gelangen. Würde die sich absolut nennende Philosophie die Identität des Denkens und des Seyns, in welcher das Seyn selbst nur der Begriff an sich ist, nicht voraussetzen, *) so könnte sie nur auf eine Uebereinstimmung des Wissens mit dem Seyn, nicht aber auf ein absolutes, den Gegenstand als sich selbst begreifendes Wissen Anspruch machen. Denn haben die Gegenstände des Wissens und zwar die Natur und die geistige Welt eine relative, die Gottheit aber eine absolute Realität und Selbstständigkeit, so kann von einer Identität des Denkens mit dem Seyn, in welcher jenes den Gegenstand als sich selbst weiß, nicht die Rede seyn, und das Resultat der mit ihrem absoluten Gegenstande übereinstimmenden Wissenschaft ist nicht der sich als das Absolute wissende Begriff, sondern die Idee des an und für sich seyenden (sich selbst bestimmenden und wissenden) absoluten Geistes. Nun ist aber die Voraussetzung der Identität des Wissens und des Seyns, die nur im Selbstbewußtseyn gilt, in Beziehung auf das gegenständliche Wissen **) eine petitio principii, und die Gegenstände des Erkennens: die Natur, die geistige Welt, und die Gottheit offenbaren der erkennenden Vernunft ihre relative oder absolute Realität und Selbständigkeit, so daß das Vernunftwesen sich ih-

*) Daß der Versuch, den Hegel im Anfange seiner Phänomenologie macht, jene Identität des Denkens und Seyns zu beweisen, völlig mißlungen ist, hat der Verf. in der Einleitung zu seiner Metaphysik gezeigt. In der Darstellung seines Systems, die Hegel in der Encyclopädie gibt, setzt er jene Identität nur voraus, ohne auch nur einen Versuch zu machen, sie zu beweisen.

**) Im Selbstbewußtseyn ist allerdings Wissen und Seyn identisch; das sich wissende Subject und das von sich gewußte Object und das von sich gewußte Object ist ein und dasselbe. Aber die Objectivität erkennt die philosophirende Vernunft so wenig als Objectivirung ihrer selbst, daß sie sich vielmehr zu der letztern als einer realen und selbstständigen Wirklichkeit verhält, mit der ihr Wissen nur übereinstimmen kann, eine Uebereinstimmung, welche die Einheit nicht aber die Identität des Subjects mit der Objectivität voraussetzt.

rer Existenz so gewiß ist, wie seines eigenen Daseyns; — es ist also nur eine Uebereinstimmung der Vernunft mit der Wirklichkeit nicht aber eine Identität der Objectivität mit dem Wissen möglich, und die Aufgabe der Philosophie ist: die Gewißheit des unmittelbaren Vernunftwissens oder der vernünftigen Erfahrung zur Wahrheit der begreifenden Vernunfterkenntniß zu vermitteln.

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik. Bd. LII. (Zweyte Reihe Bd. XXII. 1841.)

(Fortsetzung.)

6. Hrn. Munke zeigte ein Ungenannter, und Hrn. Poggendorff Hr. Wartmann aus Lausanne die im ersten Augenblicke sonderbare Erscheinung, daß, wenn eine Stange Antimon mit einem, eine Stange Wismuth mit dem andern Ende eines Thermomultiplicators in Verbindung gebracht wird, die Nadel sich bewegt, wenn man die eine Stange mit der andern berührt oder stoßt, und wenn man sie aneinander reibt, aber im zweyten Fall westlich, wenn im ersten östlich. Hr. Poggendorff erklärt die Erscheinung einfach dadurch, daß beym Berühren die Stellen, wo die Finger ruhen, wärmer sind als die, in welchen sich Antimon und Wismuth berühren, bey dem Reiben aber die Berührungsstellen wärmer, als die von den Fingern gedrückte (S. 314).

7. Die von Hrn. Ampère (37 B. der Annales de Chimie et Physique) gegebene Erklärung der Wechselwirkung eines Magnetes und eines galvanischen Leiters, und der Rotation des galvanischen Leiters um die Axe des Magnetes und des Magnetes um seine eigene Axe, wenn ein galvanischer Strom durch ihn geleitet wird, hat Hrn. Wilh. Weber veranlaßt, zu untersuchen, ob die von Hrn. Ampère gegebene Erklärung, wie Hr. A. glaubt, für beyde Fälle passe oder nicht, und fand das Letztere. Durch eigens dazu construirte Apparate ergaben sich ihm aus 6 Versuchreihen (S. 354—386) folgende Inductionsgesetze:

a) Die Induction auf allen Wegen von dem berührten Punkte der cylindrischen Oberfläche, zu dem berührten Ende der Drehungsaxe ist gleich, wenn die magnetischen Fluida überall gleichmäßig geschieden sind.

b) Wenn der galvanischen Strom gleichzeitig auf mehreren Wegen von der Oberfläche des Cylinders zur Axe geht, auf denen allen die Induction gleich ist, so ist die Induction eben so stark, als wenn er bloß auf einem Wege hindurchgeht.

c) Die Induction ist unabhängig von der Zahl der Punkte, welche an der Oberfläche des Cylinders berührt werden.

d) Die Induction ist unabhängig von der Länge des Cylinders, dessen Molecule alle gleich stark magnetisch sind.

e) Die Induction ist unter sonst gleichen Verhältnissen dem Querschnitt des Cylinders proportional.

f) Wenn unter verschiedenen Wegen, welche durch den Cylinder gehen, einige sind, für welche die Induction größer, andere, für die sie kleiner ist, so wird der Strom eben so stark seyn, als wenn er auf dem letzteren Wege allein durch den Cylinder gegangen wäre.

g) Wenn der Cylinder in allen Theilen gleich stark magnetisch ist, so wird durch zwey Umdrehungen ein Strom inducirt, welcher dem Strome gleich ist, der von demselben Cylinder durch einen Wechsel in einer, aus einer Umwindung bestehenden Inductorrolle hervorgebracht wird, vorausgesetzt, daß der Durchmesser der letzteren gegen die Länge des Cylinders sehr klein ist.

h) Wenn einige Theile des Cylinders stärker, andere schwächer magnetisirt sind, so ist der durch zwey Umdrehungen des Cylinders inducirte Strom schwächer als der durch einen Wechsel, vorausgesetzt, daß der Draht der Inductorrolle nur eine gegen die Länge des Cylinders sehr kleine Umwindung bildet.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Februar.

Nro. 34. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Ueber Princip und Methode der Hegel'schen Philosophie. Ein Beytrag zur Kritik derselben von Dr. Hermann Ulrici.

(Schluß.)

Die Unfähigkeit des logischen Idealismus, die Wirklichkeit zu begreifen, erweist sich in jedem Gebiet der sich absolut nennenden Philosophie. In der Philosophie der Natur und des Geistes kommt der logische Idealismus in seinem immanenten d. h. in seinem Sinne in sich selbst fortgehenden oder sich in sich selbst bestimmenden, Denken im Wesentlichen auf keine andere als die in der Logik anticipirten Resultate und läßt daher die nur dem sich durch die Erfahrung realisirenden Denken erkennbaren Probleme der natürlichen und der geistigen Welt consequenterweise unbegriffen.

Die nicht nur für die Philosophie, sondern selbst für die allgemeine Forschung unendlich wichtigen Probleme des göttlichen Weltplans und der sogenannten ewigen oder zeitlichen Schöpfung der Welt, der successiven Bildungsgeschichte der Erde und der Epochen derselben, des daseyenden Systems ihrer Reiche: der Mineral- Pflanzen- und Thierwelt, und endlich des Verhältnisses der Menschheit zur Natur, alle diese Probleme, in deren Erforschung die Philosophie und die Naturwissenschaft seit der Wiederherstellung der Wissenschaften wetteifern, reducirt der logische Idealismus auf abstracte völlig unbestimmte Allgemeinheiten, durch welche die concrete Bestimmtheit derselben unerkannt bleibt.

Die Philosophie des subjectiven Geistes ist auf diesem Standpunkte nicht die Wissenschaft des Entwicklungsgangs, durch den das sich selbst bestimmende Subject zur Erkenntniß der Natur und der geistigen Welt und der Gottheit sich bildet, sondern der logische Idealismus sieht in der psychologischen Entwicklung nur den Stufengang, wodurch der subjective Geist zum abstracten Denken sich läutere, so daß ihm die Bestimmungen des Bewußtseyns nur eben so viele Formen sind, in welchen die Subjektivität die Objectivität in sich aufhebt, oder zurücknimmt.

Der abstracte Gedanke, in welchem alle gegenständliche Realität getilgt ist, ist Hegel'n der Begriff, in welchem der subjective Geist nach vollendeter Besitznahme der Objectivität seine Wahrheit erfasse. *)

Der objective Geist habe seine wahrhafte Wirklichkeit im Staate, der (§. 3 der Rechtsphilosophie) als das Reich der verwirklichten Freyheit, S. 260. „als göttlicher sich zur Organisation einer Welt entwickelnde Wille" definirt wird. Indem auf diesem Standpuncte der absolute göttliche Geist, der in seiner Wahrheit gedachte menschliche Geist selbst ist, sind die (heilige) Kunst und die Religion nicht die Sphären, in welchen die Menschheit die Gottheit verehrt und erkennt, sondern sie sind die Sphären, in denen der absolute Geist im Cultus sich selbst verehrt und in dem absoluten Wissen sich selbst be-

*) Vergl. §. 463 und 465 der Hegelschen Encycl. III. Ausg. S. 483. „Die Intelligenz ist an sich selbst das Allgemeine, ihr Produkt, der Gedanke ist die Sache; einfache Identität des Subjectiven und Objectiven. Sie weiß, daß, was gedacht ist, ist; und daß, was ist, nur ist, in so fern es Gedanke ist."

greift. „Das sich Wissen Gottes ist sein Selbstbewußtseyn im Menschen.“

Aus diesem allem erhellt, daß auf dem Standpuncte des Begriffsidealismus, auf welchem das Seyn nur der Begriff an sich, das Andersseyn oder die bestimmte Realität nur das Moment der Besonderheit oder Besonderung des abstracten Denkens ist, so daß in diesem immanenten Fortgange die objective Wahrheit des gegenständlichen Erkennens auf die abstracte Form des in sich selbst und seinen formellen Bestimmungen fortgehenden Denkens reducirt wird, — die Philosophie ein wahrer Eroberungsact ist, dessen Resultat die Idealisirung der Objectivität oder ihre Zurücknahme in die Subjectivität ist, welche, nachdem sie ihren Abstractionsproceß bis zu den die reale Bedeutung tilgenden Gedanken fortgesetzt hat, zum absoluten Wissen gekommen zu seyn glaubt, welches den Gegenstand als sich selbst wisse. Wird dagegen die Realität der unmittelbaren Vernunfterfahrung, — des vernünftigen Fühlens und Anschauens eingesehen —, und mithin die Selbstständigkeit der Vernunftgegenstände als der Probleme ihres Erkennens zugestanden, so ist die Philosophie nicht, wie Hegel sie in der ersten Ausgabe seiner Encyclopädie definirt, „Wissenschaft der Vernunft, die sich ihrer selbst als alles Seyns bewußt ist,“ sondern sie ist, wie er sie in den folgenden Ausgaben definirt, „die denkende Betrachtung der Gegenstände oder die begreifende Erkenntniß derselben“, und ihre Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit ist nicht nur der äußere Prüfstein, sondern die innere wesentliche Probe ihrer objectiven Wahrheit, wornach die Versöhnung der selbstbewußten Vernunft mit der Wirklichkeit als der höchste Zweck der Philosophie §. 6. bestimmt wird. Wenn sich dieß so verhält, so wird der Inhalt der Philosophie: die Wirklichkeit im wissenschafttlichen Denken, nicht hervorgebracht, sondern „als der im Gebiete des lebendigen Geistes ursprünglich hervorgebrachte und sich hervorbringende, zur äussern und innern Welt des Bewußtseyns gemachte Inhalt“ *) wird er als ein erfahrener (d. h. gefühlter und angeschauter) vorausgesetzt, um begriffen zu werden. Diese Uebereinstimmung der erkennenden Vernunft mit der Wirklichkeit ist die Einheit des Denkens und des Seyns, in welcher die objective Wahrheit oder die Wahrheit des Wirklichen begriffen wird, während nach dem Principe der Identität des Wissens und Seyns das immanente sich in sich selbst bestimmende Denken über seine formellen Bestimmungen nicht hinauskommt. Wenn dieses die Realität der Erfahrung auf seine abstracte Vernunftform reducirt, statt diese zum concreten Erkennen der Wirklichkeit zu realisiren, so wird es zum Formalismus, der nur durch die äußerste Abstraction, in welcher Wissendes und Gewußtes zusammenfallen, von der Identität des Denkens und des Seyns, der Subjectivität und der Objectivität ausgehen und im Begriffe des sich selbst als das Absolute wissenden Denkens oder Geistes enden kann. —

Dieß die allgemeine Kritik der Hegelschen Philosophie. Was ihre Methode insbesondere betrifft, so ist sie insoweit wahrhaft wissenschaftlich, als ihre Dialektik die reale Entwicklung und Vermittlung des natürlichen und geistigen Lebens begreift, und sich mithin objectiv gestaltet. Subjectiv und formell wird sie dagegen in ihrer abstracten und negativen Richtung, in welcher sie die Objectivität aus dem reinen Denken abzuleiten sucht, und den Widerspruch mit dem (positiven) Gegensatz als allgemein schlechthin nothwendigen Gesetze des Denkens und Lebens verwechselt. So scharf nun der Verf. die Unwissenschaftlichkeit des Anfangs der Logik und des Uebergangs zur Naturphilosophie beurtheilt, so hätten wir doch gewünscht, daß er die angeblich objective Logik Hegels in ihrem ganzen Verlaufe geprüft und eben sowohl das wahrhaft Verdienstliche derselben wie die Mängel der Dialektik, die sich in ungelösten Widersprüchen einer-, und in Tautologieen andrerseits und endlich in unvermittelten Uebergängen oder logischen Sprüngen zeigt, vielfacher erwiesen hätte.

Auch die Methode der Naturphilosophie wäre mit Rücksicht auf den Inhalt, der sich in jener als ihm wesentlicher immanenter Form entwickle, näher zu prüfen gewesen.

Dagegen geht der Verf. in der Kritik der Hegelschen Geistesphilosophie sehr auf das Detail Hegelscher Begriffsbestimmungen ein. Aber so gründ-

*) Hegels Encykl. §. 6.

lich und verdienstvoll auch in dieser Sphäre des Verfassers Bemühungen sind, so zeigt sich doch auch hier der Mangel einer eben so sehr materiellen wie formellen positiven Kritik, welche die vollständige Erkenntniß der Wahrheit vermittelt.

Um die Gränzen einer Anzeige nicht zu überschreiten, muß Ref. hier auf den Versuch verzichten, Proben dieser positiven Kritik, die er in selbstständigen Schriften erscheinen ließ, zu geben.

Er schließt mit dem Wunsche, daß das gelehrte Publikum der Schrift des Verfassers, welche die vielen kritischen Arbeiten über Hegels Philosophie würdig ergänzt, die ernste und gründliche Beachtung widme, die sie in hohem Grade verdient.

K. Fischer.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. E. Poggendorffs Annalen der Physik. Bd. LII. (Zweyte Reihe Bd. XXII. 1841.)

(Fortsetzung.)

8. Daß ein elektrodynamischer Eisendraht noch kein Magnet ist, zeigt Hr. Poggendorff (S. 586.) durch die einfache Erfahrung, daß, wenn eine magnetisirte etwa 9 Linien lange Nähnadel in einem mit einer Glasröhre gefüllten drey Zoll langen und 2,5 Lin. weiten magnetisirten Eisencylinder an seinen Nordpol, mit ihrem Südpole gebracht wird, sie oben schweben bleibt, während sie bey einem Schraubendraht sich in die Mitte begiebt und dort schweben bleibt.

B. Magnetismus.

1. Um die Erzeugung kräftiger Elektromagnete, wie Henry, Dr. Ten-Eyck und Joule hervorgebracht haben, genauer zu untersuchen, ließ sich Hr. C. H. Pfaff einen eigens dazu eingerichteten Apparat (Brückenwage) verfertigen, welcher ihm den Unterschied von 0,001, ja selbst von 0,0005 der größten Tragkraft anzuzeigen vermag.

Das cylindrische 32 Pfund schwere Hufeisen von weichem Eisen hatte in seiner äußern Länge 3 F. 4 Z. rheinländisch, in mittlerer Länge 3 F. $3\frac{7}{12}$ Z. und im Durchmesser 1 Z. $11\frac{3}{10}$ Lin. Der umwickelte Kupferdraht von der Dicke von $2\frac{8}{20}$ Lin. war 60 Fuße lang, und jede 10 Fuße wogen ein Pfund. Die Aufwickelung war aber so bewerkstelliget worden, daß man den elektrischen Strom entweder durch die ganze Länge, oder theilweise durch aliquote Theile von 6 gehen lassen konnte. Als Elektromotoren dienten die bekannten Spiralen von Zink und Kupfer, deren Oberfläche etwas mehr als $1\frac{1}{3}$ Quadratfuß für jede Platte betrug. Als Flüssigkeit diente ein mit $\frac{1}{5}$ Säure (halb aus concentrirter Schwefelsäure und halb aus doppeltem Scheidewasser) gesäuertes Wasser.

Mit diesem Apparat wurden (S. 503–514) die Versuche Anfangs mit ebenen, und dann mit abgerundeten Schenkeln des Hufeisens angestellt.

Außer dem angegebenen großen Elektromagnete machte Hr. Pf. die Versuche auch mit sehr kleinen nur $\frac{3}{8}$, $\frac{6}{8}$ Loth schweren zur Hufeisenform gebogenen Eisendrähten.

Die aus drey Versuchreihen hervorgegangenen Resultate sind:

a) Die Tragkraft der Elektromagnete, welche in diesen Versuchen auf 700, 800 und beynahe 900 Pfund stieg, mit der Masse verglichen steht bey gleicher Stärke des elektrischen Stromes einigermassen im umgekehrten Verhältniß der Masse.

b) Bey Umwickelung der großen Electromagnete mit einem Kupferdraht von bedeutender Dicke wird durch die Vermehrung der Elemente nichts, dagegen durch Vergrößerung der Oberfläche (bis zu einer gewissen Grenze) viel gewonnen.

c) Der große Electromagnet zeigte wenig Tragkraft, wenn der Strom getheilt durch die sechs Abtheilungen der Drahtspirale gieng verglichen mit der Tragkraft, wenn der Strom durch den ganzen Draht als ein Continuum gieng, welches sich leicht aus den allgemeinen Gesetzen des Einflusses des Leitungswiderstandes auf die Stärke des Stromes erklärt.

d) Bey einer gewissen Vergrößerung der Oberfläche eines einfachen Elementes nahm die Tragkraft nicht nur nicht mehr zu, sondern vielmehr ab, eine Erscheinung, welche allerdings bis auf weiters räthselhaft scheint.

e) Die Abrundung der Flächen an den Schenkeln des Hufeisens zeigte eine selbst bis zum Doppelten steigende Verstärkung der Tragkraft, was allerdings auffallend ist, obwohl schon früher einige Physiker die Bemerkung gemacht haben, daß ein abgerundeter Anker mehr angezogen werde, als ein eben geschliffener. Vielleicht liegt die Ursache darin, daß durch die Abrundung eine größere Annäherung möglich wird; denn würde

die Entfernung nur von 1/100 bis auf 1/130 Linie abnehmen, so müßte die Tragkraft bereits um die Hälfte zunehmen.

2. Wahrscheinlich mit demselben Apparate untersuchte (S. 298 — 302) Hr. Cramer, Universitäts-Mechanicus in Kiel die Abnahme der Tragkraft verschiedener Magnete durch Vergrößerung der Entfernung von einander, welche er durch dazwischen gelegte Streifen von Velin-Postpapier bestimmte, deren Anzahl in zwey Versuchreihen auf 15, in zwey anderen auf 46 stieg. Das Resultat war, daß schon Ein eingelegter Streifen eine bedeutende Verminderung der Tragkraft hervor brachte, indem in diesem Falle ein Magnet von 104 Loth Tragkraft nur mehr 44, ein anderer von 680 Loth Tragkraft nur mehr 475 Loth trug, und daß die magnetische Anziehung in einem geringeren Verhältniß als des umgekehrten der Entfernungen abnimmt.

Die Repulsivkraft fand aber Hr. C. immer sehr klein.

C. Wärme.

1. Häufig bemerkt man, daß Substanzen, welche in ihrem Emissions- und Absorptionsvermögen völlig gleich scheinen, bey der Wirkung der Strahlung entflammter oder glühender Körper außerordentlich verschieden werden, und die Erwärmung mehrerer dieser Substanzen bey nicht sehr hoher Temperatur beynahe gleich ist der des Kienrusses, welcher unter allen bekannten Körpern das stärkste Absorptionsvermögen besitzt. Ob aber dieses Absorptionsvermögen unter allen Wärmestrahlungen unveränderlich ist, war noch nicht entschieden.

Unter die Abänderungen, welche die strahlende Wärme an einem starren Körper erfahren kann, gehört auch die Diffusion. Allein, wenn schon einige Physiker dieselbe gleichsam geahndet haben, ist dieselbe doch sehr wenig aus einander gesetzt worden. Das Daseyn dieser Diffusion und ihre Gesetze sind daher noch sehr im Dunklen, und bedürfen experimenteller Nachweisung.

Dieser hat sich der in dieser Sache competenteste Richter, Hr. Melloni (S. 421 — 445 und 573 — 585) unterzogen. Die Resultate seiner Untersuchungen sind:

a) Die Absorption eines Metalles steht stets in dem nämlichen Verhältniß zur Absorption des Kienrusses.

b) Die Beständigkeit des Absorptionsvermögens des Kienrusses in Bezug auf das der Metallflächen bietet (aber in weit ausgedehnterem Verhältniß) eine Analogie dar mit der Proportionalität, welche zwischen der Ausdehnung des Quecksilbers und der Gasarten statt findet.

c) Die Gleichförmigkeit der von dem Kienrusse auf alle Arten von Wärmestrahlen ausgeübten Absorption ist nicht bloß eine einfache aus der Analogie gezogene Deduction, sondern eine Wahrheit, die man durch den Versuch direct erweisen kann.

d) Die Oberflächenschichten der Körper zerstreuen die strahlende Wärme auf ähnliche Weise wie das Licht

e) Man besitzt sichere Mittel, um die Wärmezerstreuung von der aus der eigenen Wärme der Körper herstammenden Strahlung zu unterscheiden.

f) Der Kienruß bewirkt eine äußerst geringe und für alle Wärmestrahlung gleiche Zerstreuung.

g) Andere Körper, besonders die weißen, zerstreuen die Strahlen von glühenden Körpern stark, die von niederer Temperatur schwach.

h) Die Wärmezerstreuung ist nicht einer bloßen Reflexion zuzuschreiben.

i) Die Metalle zerstreuen im Allgemeinen mehr als die weißen Körper, und nähern sich in dieser Hinsicht der schwachen Zerstreuung des Kienrusses.

k) Vergleicht man die Zerstreuungserscheinungen der Wärme mit denen des Lichtes, so geht hervor α) daß der Kienruß eine wahrhaft schwarze Substanz ist für Licht und Wärme, β) daß weiße Körper sich gegen die strahlende Wärme verhalten wie farbige Körper gegen das Licht, γ) daß die Metalle auf die Wärmestrahlung wirken wie weiße Körper auf das Licht.

l) Die Wärmezerstreuung sendet einen Theil der einfallenden Strahlen zurück proportional mit der Stärke derselben, und verringt sonach die Absorption um die ganze Wärmeportion, die durch Wirkung der Oberfläche zerstreut worden ist.

m) Thermoskope und Thermometer können, da sie ihre Kugeln frey haben, nicht zum Vergleich der Wärmestrahlungen dienen.

2. Eine der schwierigsten Aufgaben der Physik ist die Auffindung der specifischen Wärme der Naturdinge.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Februar.

Nro. 35. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Mittheilungen über Göthe. Aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen. Von Dr. Friedrich Wilhelm Riemer, Großherzoglich-Sächsischem Hofrathe und Ober-Bibliothekar. Erster Band. Berlin, Verlag von Duncker und Humblot. 1841. XXIII. und 496 S. — Zweyter Bd., von demselben Jahr. 728 S.

Schon waren neun Jahre nach Göthe's Tode verflossen, als sein vieljähriger Freund und Gehülfe, Hofrath Riemer in Weimar, mit Mittheilungen über ihn hervortrat, die wir, wie sich auch sonst das Urtheil gestalten möge, jedenfalls als eine sehr dankenswerthe Gabe zu betrachten haben. Denn da so viele Stimmen sich über Göthe vernehmen lassen, war es wünschenswerth, auch einen Mann zu hören, der, wie dieß bey Hrn. Hofrath Riemer der Fall ist, eine lange Reihe von Jahren in der Nähe, ja in vertrautester Bekanntschaft mit demselben gelebt hat. Wie nahe er ihm gestanden, legt der Verf. sogleich im Vorwort dar. In dreyßig Jahren, sagt er, könne man ohne Zweifel Jemand kennen lernen, zumal Einen, der sich gebe, wie er sey, und der nicht Ursache habe, gegen Untergeordnete sich zu verstellen oder geheim zu thun, wenn er ihrer Discretion versichert sey. Von seiner literarischen Thätigkeit sey er durchgängig Zeuge, Mitgehülfe, gelegentlich auch Begutachter, zum wenigsten Moment, Corrector und Revisor der Manuscripte gewesen. Alles was er in Prosa und Versen veröffentlicht habe, sey mehr als einmal, entweder geschrieben oder gedruckt, durch seine Hände gegangen, habe seine genauere Durchsicht, mindestens seinen Ueberblick erfahren; unzählige Briefe an seine Freunde und Vertraute habe er geschrieben, oder nachher gelesen. Aber auch sein häusliches, gemüthliches Leben sey ihm nicht fremd geblieben. Er habe auch den Menschen gesehen, voll allgemeinen und besondern Wohlwollens gegen seine Mitbrüder; den liebreichen Vater, den zärtlichen Gatten, den theilnehmenden Freund, den heitern Gesellschafter, den patriarchalischen Greis im Kreise seiner Enkel; den freundlichen und gütigen Herrn gegen Diener und Untergebene; den leutseligen, anspruchlosen Mann gegen Niedere und Unglückliche. Er habe ihn kennen gelernt in seinen Neigungen und Abneigungen, physischen wie moralischen; in seinen Idiosyncrasien und Idiopathien. Kurz er habe in seiner Stellung zu ihm so oft und so vielfach Gelegenheit gehabt, unabsichtlich und also unbefangen, er wolle nicht sagen ihn zu beobachten, welches schon den Vorsatz sehen zu wollen ausdrücke, sondern unwillkührlich ihn gewahr zu werden, daß ihm wenigstens vergönnt seyn werde, was er selbst erfahren habe, auszusprechen.

Müssen wir ihm diese Befugniß nun vor vielen Andern zugestehen, so giebt sogleich das dem Titelblatt folgende Motto mit Entschiedenheit an, wie er sich derselben zu bedienen gedenke. „Es wird ja gesagt, daß, wer ein Zeugniß für einen Verstorbenen verschweige, der gezügelt werde mit Zügeln von Feuer am Tage der Auferstehung. (Calila und Dimna, oder die Fabeln Bidpai's aus dem Arabischen von Philipp Wolf. Bd. 1. S. 120.) Der Verf. fühlt sich nämlich, da alle Welt, befugt oder unbefugt, über Göthe schreibe und spreche, gedrungen, ja verpflichtet, „ein wahrhaftes Zeugniß" über denselben abzulegen; eine Verpflichtung, welcher er schon früher nachgekommen seyn würde, hätte er nicht geglaubt

den Vortritt denen einräumen zu müssen, welche, dem Verewigten ebenbürtiger an Geist und betrauter in jedem Sinne, fähiger gewesen wären, etwas seiner und ihrer Würdiges darzubringen, als er, dem weder die erforderliche Auffassungs- noch auch Darstellungsgabe verliehen sey, um einen Mann zu schildern, dessen geistige Größe, obschon von den Besseren der Gegenwart mit Bewunderung erkannt, sich doch wohl erst im Fortschritt der Zeit zu einer völlig klaren, ungetrübten Erscheinung herausstellen und dadurch zu einer allgemeineren Segenswirkung gelangen dürfte. Mit einem keineswegs verhaltenen Unwillen gegen diejenigen, von denen er ein kräftiges Auftreten erwartet hätte, unternimmt er, vielfacher Verkennung und Verunglimpfung Göthe's mit einer Apologie entgegen zu treten.

Das apologetische Verfahren des Verf. besteht darin, daß er sich zuerst bemüht, aus Göthe's eigenen Worten und Werken, mit denen er früher als das Publikum bekannt zu werden Gelegenheit gehabt, seinen Charakter entnehmen zu lassen; dann interessante Aufschlüsse über sein Leben, zumal aus der früheren Weimarischen, wenig bekannten Epoche desselben, mitzutheilen; hierauf von der Entstehung seiner Schriften, seinem Urtheil über dieselben, ihren Schicksalen und Veränderungen, nach Zeit und Absicht, so weit er als Mitherausgeber von diesem allen unterrichtet seyn konnte, ausführlicher als Andere vermöchten, Auskunft und Rechenschaft zu geben; worauf er endlich mehr anhangsweise noch manche nicht bekannte Bemerkungen und Urtheile über alte und neuere Schriftsteller, Personen und Begebenheiten seiner Zeit, nebst bedeutsamen Maximen und Apothegmen, als Beyspielen seiner Tischreden hinzufügt, um auch aus beyläufigen Aeußerungen den Charakter und die Gesinnungen desselben zur Anschauung zu bringen.

Sogleich in der Einleitung S. 3. 4. erfahren wir, von welcher Art die Angriffe sind, die den Verf. zu dem Unternehmen einer Apologie Göthes angetrieben haben.

> „Ein ganzer Mensch gewesen zu seyn, wird ihm von mehreren, Männern wie Frauen, abgesprochen. Er war kein wirklich Liebender, klagen diese, kein beständiger Freund bedauern jene.“
>
> „Kein Christ seufzen die Frömmler; aber auch kein rechter Heide, wie die Philologen einwerfen; auch kein wahrer Muselmann, wie die Orientalisten nachträglich bemerken.“ „Ein Genie nun gar nicht, ein Talent allenfalls; als Poet nur ein halber, in der Jugend, nicht mehr im Alter. Denn hier spielt er den absoluten König, und nicht den constitutionellen Dichter. So sagen Dichter und eines Dichters Gattin.“ „Kein Naturforscher, höchstens ein Dilettant; denn er war kein Mathematiker, urgiren die Facultisten. Kein Philosoph, am Wenigsten ein Dialectiker, dieß negiren die Hegelianer.“ „Kein Hofmann, und obwohl Minister, doch wieder kein rechter; kein Geschäftsmann, wenigstens kein Actenmensch, kein Canzley-Verwandter, nach Aussage der Subalternen.“ „Endlich kein Deutscher, kein Patriot, kein Democrat. So lautet besonders die Rüge des jungen „Deutschlands.“ „Schließlich aber vereinigen sich Alle, Juden und Christen, in dem unisono: Er war ein Egoist!“

Alle diese und noch gehässigere über Göthe's Charakter, Leben und Schriften circulirende Beschuldigungen, Schmachreden und Kritiken, die doch nur Documente und Testimonien der Unkunde, des Unverstandes und der Lieblosigkeit ihrer Urheber seyen, vernehme die edle deutsche Nation seit 60 Jahren mündlich wie schriftlich, zur angenehmen Unterhaltung und Zeitvertreib, ohne daß es ihr im mindesten beyginge: Wer solchen offenbaren Verläumdungen leichtes Gehör gebe, lasse an seinem Charakter oder an seinem Verstande zweifeln; ja, wer sie mit Wohlgefallen anhöre, mache sich zum Mitschuldigen des Verläumders. Es sey längst schon an der Zeit gewesen, der deutschen Afterkritik den Spiegel Ubaldo's vorzuhalten, um sie in ihrer scheußlichen Basiliskengestalt sich selbst erblicken zu lassen.

Die Tendenz dieser Mittheilungen tritt hiemit in das hellste Licht. Es ist keineswegs eine bloß apologetische, sondern eben so sehr, ja wohl in noch höherem Grade eine polemische, und dieß ist es, was, wie es uns scheint, dem Werke nicht wenig Eintrag thut. Denn wenn die eigentlichen Mittheilungen über den Dichter allerdings ganz geeignet sind, große Theilnahme zu erregen, so hat die

polemische Beymischung, die sich durch das Ganze hindurchzieht, etwas höchst Unerfreuliches und Störendes. Diese Polemik nämlich bezieht sich nicht bloß auf offenbar verwerfliche Richtungen der allerneuesten Zeit, die mit Göthe in Conflict gekommen sind; sondern unter den mit nicht geringer Ungunst Behandelten begegnen uns außer Falk, Knebel, Jean Paul, auch Wieland, Jakobi, Herder, ja nicht selten selbst Schiller, und, um mit Einem Alles zu sagen, die ganze deutsche Nation. Wenn es dem Verf. nicht verargt werden kann, daß er von der Vortrefflichkeit seines Dichters ganz erfüllt ist, so ist doch billig zu zweifeln, ob diese nicht besser in das gehörige Licht getreten seyn würde, wenn neben ihr auch die unserer übrigen großen Schriftsteller, die mit Göthe ohnehin zum Theil in so nahem Verhältniß gestanden, die gebührende Anerkennung gefunden hätte. So hat der Verf. seinem Unternehmen ohne Zweifel dadurch einen schlechten Dienst erwiesen, daß er sich durch ein ähnliches Unternehmen von Johannes Falk (Göthe aus näherem persönlichen Umgang dargestellt) bewegen läßt, von dessen (Falk's) dunkelblauem Frack und gleichen Pantalons zu reden, in denen man ihn, einem französischen Commissair nicht unähnlich, mit schwarz befiedertem Dreymaster und goldner Agraffe, ein ostindisches Taschentuch vor den Mund haltend und mit schlau satyrischen Falkenaugen umherblickend, als neuen Legationsrath stolz durch die Straßen habe wandeln, und dreist und frey in die Zimmer seiner Gönner, Freunde und Bekannten treten sehen. Schwerlich wird der Verf. einen Leser davon überzeugen, daß Göthe's Gespräche mit Falk eine Fiktion des Letzteren seyen. Aber gerechten Unwillen erregt es, wenn S. 29 Falk's edle Bemühungen zur Rettung verwahrloster Kinder, die so vielen ähnlichen in ganz Deutschland zum Vorbilde gedient haben, dadurch herabgezogen werden soüen, daß er eben dabey nur den barmherzigen Schuster in Rom nachgeahmt habe, wie ihn Göthe beschreibe, denn dieser habe die Geschichte dieses Waisenvaters lange zuvor, ehe er sie weiter ausgeführt seiner italienischen Reise einverleibte, öfters erzählt! Aus dieser mündlichen Tradition habe Falk die Sache wahrscheinlich gehabt.

Was nun die Apologie Göthe's betrifft, so giebt schon ein Blick auf die Rubriken des ersten Bandes zu erkennen, welch ein Ernst es dem Verf. damit gewesen ist.

Nachdem nämlich über Göthe's Persönlichkeit, Gesundheit und Character gesprochen worden S. 41 — 76., breitet sich der Verf. über die Gesinnung desselben von S. 77 — 183 aus, nach folgenden neun Kategorien: a. Sensibilität, b. Ruhe, c. Uneigennützigkeit, d. Dankbarkeit, e. Wohlthätigkeit, f. Aberglaube, g. Religiosität, h. Aristokratismus, i. Deutschheit. Hierauf folgt die Thätigkeit, wobey insbesondere von der Gegenständlichkeit des Denkens, der Benutzung zufälliger Ereignisse, der Benutzung Anderer, zuletzt von der Nachahmung die Rede ist. Dann ist es Göthe's Totalität, oder vielmehr die Einheit seines Lebens und seiner Autorschaft, die zur Sprache kommt. Demnächst folgt ein ausführlicher Abschnitt über Eigenheiten, mit den sieben Abtheilungen: Incognito, Discretion, Laune, Witz, Humor, Ironie, Unmuth. Sodann finden wir ein Capitel über Fehler, welches sich von S. 281 — 353 erstreckt, wobey jedoch die besonderen Ueberschriften: Eitelkeit, Selbsturtheil, Parteylichkeit für, Parteylichkeit wider, Neidsucht, Bequemlichkeit nicht mit zu verstehen sind. Denn der Verf. will hier nur die Vorwürfe besprechen, die gegen Göthe erhoben worden seyen. Die übrigen Abschnitte des ersten Bandes haben folgende Ueberschriften: XII. Häuslicher Zustand S. 354. a. Besitz. b. Oekonomisches. c. Erwerb. XIII. Reisen S. 389. XIV. Fremde S. 409. a. Martin Friedrich Arendt. b. Adam Oehlenschläger. c. Franzosen und Engländer. XV. Juden S. 427. XVI. Freunde S. 443. XVII. Umgebung S. 464. XVIII. Ruhm S. 477. XIX. Publicum S. 484. Schon aus diesem flüchtigen Ueberblick läßt sich entnehmen, wie tief der Verf. in das Einzelne eingeht, und wie viel Anziehendes er behandelt. Nur mußte diese Vertheilung des Gegenstandes manchen Uebelstand mit sich führen, namentlich diesen, daß die verschiedenen Lebensepochen nicht gehörig geschieden werden und die Entwicklung des innern Lebens eben deßhalb nicht zur Anschauung gebracht wird.

Dieß ist ein Uebelstand, der sich im ganzen ersten Bande bemerklich macht. Am Meisten jedoch

da, wo es sich um das Innerste und Höchste handelt, was der Mensch im Herzen trägt, um die Religiosität. Der Verf. begnügt sich hier, mit ziemlich heftigen Ausfallen auf katholische und protestantische Kirche, zu versichern, daß Göthe religiös, ja nach S. 132 der allerreligiöseste Mensch, und zwar im besten Sinne des Wortes, gewesen sey, was freylich viel sagen will und wohl Göthe's eigene Verwunderung in hohem Grade erregen würde. Aber es wäre etwas viel Dankenswertheres, allerdings auch Schwierigeres gewesen, die religiöse Entwicklung des Dichters, wenigstens ihren Grundzügen nach, geschichtlich darzulegen, und wir bezeichnen dieß bey dieser Gelegenheit als eine Aufgabe, die sich ein dazu Berufener stellen sollte, und zu deren Lösung ein reiches Material bereits vorliegt, theils in Göthe's autobiographischen Mittheilungen, theils in seinen Werken und in den gegenwärtig schon umfangreichen Sammlungen seiner Briefe. Wenn nun eine solche Darstellung allerdings nicht von vorne herein auf eine Apologie der Göthe'schen Denkweise ausgehen dürfte, sondern in ächt historischer Art zu verfahren hätte, so würde, wie es uns scheint, gerade auf diesem Wege die in jedem Falle wünschenswerthe Billigkeit des Urtheils zu gewinnen seyn. Denn es versteht sich von selbst, daß Göthe's Verhältniß zur Religion, zum Christenthum nicht isolirt zu betrachten wäre, sondern im Zusammenhang mit der ganzen Entwicklung, welcher er angehörte; eine Beziehung, aus welcher für einen Versuch dieser Art sich ein ganz eigenthümlicher Reitz ergeben würde, da er ohne ein tieferes Eingehen auf die wichtigsten Erscheinungen der neueren Zeit sich nicht denken ließe.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die sichersten Resultate haben wir durch die Untersuchungen der Herren Dulong und Petit erhalten. Auf der von diesen eingeschlagenen Bahn schritten die Herren Avogardo und Regnault weiter fort, und die Abhandlung des letztern war es vorzüglich, welche die Herren De la Rive und Marcet veranlaßten, ihre schon 1835 der Gesellschaft für Physik und Naturgeschichte in Genf mitgetheilten Resultate einer Arbeit über denselben Gegenstand zu veröffentlichen (S. 120 — 148). Sie bedienten sich der Methode der Abkühlung wie Dulong und Petit, und ihre Untersuchungen wurden mit größter Sorgfalt angestellt. Die Mittleren aus mehreren Versuchen gaben die specifische Wärme

a) für die starren Körper

Kupfer . . .	0,0950	Zinn . . .	0,0514
Kobalt . . .	0,1172	Selen . . .	0,0834
Kadmium . .	0,0576	Molybdän .	0,0659
Schwefelantimon	0,1286	Schwefeleisen .	0,1396
Schwefelmolybdaen	0,1097	Schwefelquecksilb.	0,0597
Weiße arsen. Säure	0,1309	Glasige ars. Säure	0,1320
Wolfram . . .	0,0335	Kohle . .	0,165

b) für flüssige Substanzen

Wasser	1,000	Alkohol . .	0,632
Schwefeläther . .	0,550	Naphta . .	0,493
Olivenöl	0,504	Terpenthinöl .	0,488
Farad. Kohlenwasserstoff	0,475	Schwefelsäure	0,349
Schwefelkohlenstoff .	0,329	Brom . . .	0,135
		Quecksilber .	0,0318

In einem Nachtrage ertheilen die Herren de la R. und M. den Versuchen des Hrn. Regnault, deren Resultate von den ihrigen bis auf einige Ausnahmen wenig abweichen, das gebührende Lob. Nur in Rücksicht der Kohle stimmen sie wenig überein, indem sie 0,165 (mit eingestampftem Kohlenpulver sogar 0,140 und in ein paar Fällen selbst noch weniger) anstatt 0,25 oder 0,24 erhalten haben. Deßwegen machten sie neue genaue Versuche mit Diamantpulver und durch Wasserstoff reducirtem Kupfer, und fanden die specifische Wärme des Diamants 0,1192, d. h. halb so groß, als die von Hrn. Regnault für die Kohle gefundene.

3. Hr. Schrader hatte schon früher aus theoretischen Gründen den Schluß gezogen, daß die specifische Wärme eines zusammengesetzten Körpers die Summe der specifischen Warmen sey, welche seinen Bestandtheilen in jenen Condensationszuständen zukommen, in welchen sie in der fraglichen Verbindung enthalten sind (Bd. L.).

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Februar.

Nro. 36. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Mittheilungen über Göthe ꝛc.

(Fortsetzung.)

Um nun das Verfahren des Verf. in diesem Puncte kennen zu lernen, sey es erlaubt, eine Stelle auszuheben.

„Ihm ist der Glaube ein heiliges Gefäß, in welches ein Jeder sein Gefühl, seinen Verstand, seine Einbildungkraft, so gut als er vermöge, zu opfern bereit stehe (Göthe's Werke XXVI, 272); ein häuslich heimlich Kapital, wie es öffentliche Spar- und Hilfscassen gebe, woraus man in Tagen der Noth Einzelnen ihr Bedürfniß reicht. Hier nehme der Gläubige sich seine Zinsen im Stillen selbst (XLIX, 54)."

„Ob er nun gerade dem jüdisch-christlichen und somit kirchlichen Glauben und zwar in allen Stücken zugethan gewesen, darauf würde es vor der Hand nicht ankommen (Schiller Correspond. Nr. 616), wenn er nur überhaupt das besaß, was nach seiner eigenen Erklärung (XXII. 12. f. f.) die Grundlage einer jeden Religion ausmacht: Ehrfurcht, oder mit einem umfassenderen auch die Liebe und Dankbarkeit einschließenden Ausdruck: Pietät (XLVI, 96)."

„Die allgemeine, die natürliche Religion, sagt er, bedürfe eigentlich keines (historischen) Glaubens; denn die Ueberzeugung, daß ein großes hervorbringendes, ordnendes und leitendes Wesen sich gleichsam hinter der Natur verberge, um sich faßlich zu machen — denn das Faßliche gehört der Sinnlichkeit und dem Verstande (XLIX, 77) — dringe sich einem Jeden auf; ja, wenn er auch den Faden derselben, der ihn durchs Leben führt, manchmal fahren ließe, so würde er ihn doch gleich und überall wieder aufnehmen können (XXIV, 218, 219):

Wer Gott ahnet, ist hoch zu halten,
Denn er wird nie im Schlechten walten.
(II, 258.)

„Ganz anders verhalte es sich mit der besondern Religion, die uns verkündigt, daß jenes große Wesen sich eines Einzelnen, eines Stammes, eines Volkes, einer Landschaft entschieden und vorzüglich annehme: diese Religion sey auf den Glauben gegründet, der unerschütterlich seyn müsse, wenn er nicht sogleich von Grund aus zerstört werden solle."

„Jeder Zweifel gegen eine solche Religion sey ihr tödtlich; zur Ueberzeugung könne man zurückkehren, aber nicht zum Glauben."

„Nun hatte jener Glaube an ein Wesen, wie das A. T. Gott schildert, durch ein schreckliches Weltereigniß, das Erdbeben von Lissabon, und durch andere gleichzeitige Calamitäten, in dem sittlichen Gemüth des Knaben eine solche Erschütterung erlitten, gegen die es sich vergebens herzustellen strebte und daher auf verschiedenen Wegen sich dem Uebersinnlichen zu nähern suchte."

„Hat man die Geschichte der Menschheit ein Suchen Gottes genannt (Buch der Weisheit c. XIII. v. 6.), so darf man überhaupt sagen, die Lebenstendenz eines Jeden, mehr oder weniger, bewußt oder unbewußt, sey ein Suchen Gottes, es geschehe nun durch Trieb nach Erkenntniß der Außenwelt und ihres Zusammenhanges (Tu fecisti nos ad te et cor nostrum inquietum est, donec requiescat in te; D. Augustinus. Vergl. Göthe's Werke XLVII, 89; coll. XXXIII, 260), also realistisch; oder durch stilles Eingehen in das Gemüth, also mystisch; am zureichendsten doch wohl nur durch Verbindung von beyden: denn auf die eine oder die andere Weise allein möchte es nicht ganz gelingen (XLIX, 21; coll. 78; it. 84; it. Schill. Nr. 185, S. 151 f.).

Glaubst dich zu erkennen, wirst Gott nicht erkennen,
Auch wohl das Schlechte „göttlich nennen."
(II, 258) ꝛc.

„Göthe's Bestreben war demnach einmal: sich dem Höchsten zu nähern sowohl durch Naturbetrachtung und Naturerforschung, als durch Ausbildung

und Anwendung seines Dichtertalents; und so konnte er sagen: die Liebe des Göttlichen strebe immer darnach, sich das Höchste zu vergegenwärtigen; ein Bekenntniß, das er früh schon (1781) ablegt in dem Briefe an Mösers Tochter; dann 1823 in dem an Gräfin Auguste v. Stolberg, zuletzt in Kunst und Alterthum (XLIX, 18)."

„Bey seiner reinen, tiefen, angebornen und geübten Anschauungsweise, die ihn gelehrt hatte, Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen (L, 59), so daß diese Vorstellungsart den Grund seiner ganzen Existenz machte (XXX, 72), glaubte er in der Consequenz des unendlich Mannigfaltigen Gottes Handschrift am allerdeutlichsten zu sehen (XLV, 295 f.), und konnte daher mit dem Samaritanischen Psalmisten einstimmend ausrufen: (z. Morphologie Bd. II. Heft I.):

Tu sine voce nuntias
Adspectui Te esse rerum causam
Instar Chirographi, quod absolutum est
Et audibile unicuique videnti."
Gesenius de samarit.
theol. comment. etc. 16.

„Wie er nun aber Gott in der Natur (III, 122), im Universum fand (II, 228), so fand er auch ein Universum im Innern des Menschen, in Sich (II, 228), und das Centrum, als Sonne dieses Inneren, das selbständige (L, 68) Gewissen (XLVII, 73) (*Θεὸς γάρ τις ἐν ἡμῖν ἡ συνείδησις.* Desgl. *ὁ νοῦς γὰρ ἡμῖν ἐστιν ἑκάστῳ θεός.* Euripides), um welches alle geistigen Kräfte harmonisch mit dem All sich bewegen sollen (XXI, 181), und das, — besser als Compaß und Polarstern den Schiffer, — seine Fahrt in den Hafen lenkt, wovon er ausgeschifft" (IV, 390).

„So war er denn kein Atheist — wie Lavater ihm das harte Dilemma stellte: entweder Christ oder Atheist — sondern er glaubte und verehrte — wie wäre es auch anders möglich! — einen Gott; es war aber sein Gott, wie ein Jeder seinen eigenen hat (III, 228; XLII, 73) und wie der Mann, so sein Gott, (daher Moses Jehova auch ganz wie Moses VI, 182) nach seiner Gesinnung und nach seinen Kenntnissen (IV, 313). Nur war ihm sein Gott nicht außer der Natur (II, 228), sondern der Kern der Natur, und dieser Kern der Natur Menschen im Herzen (III, 113, 122); und auch keine Person (XLVII, 248; Zelter Nr. 829), wie er ihm auch keine Gestalt verleihen konnte (XXIV, 63): denn

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!

Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in Ihm lebt und webt und ist
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt."
(II, 227. f.)

„So war er denn auch nicht nur religiös im Glauben, d. h. „sich zu einer besonderen inneren Ueberzeugung von Gott und göttlichen Dingen bekennend" (L, 77), „wandelnd auf weiter bunter Flur ursprünglicher Natur, badend im holden Born der Ueberlieferung, der Gnade (II, 227), sondern auch fromm, in Gesinnung und Wandel, indem er als Grundlage einer jeden Religion die Pietät erklärt, und diese Tugend so schön und nachdrücklich schildert, daß man sieht, das innerste Gefühl ihres Besitzes habe ihm diese Worte eingegeben:

In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freywillig hinzugeben,
Enträthselnd sich den ewig Ungenannten:
Wir heißen's Fromm seyn." (III, 27.
XLIX, 98.)

Es wird nicht nöthig seyn, noch mehr auszuheben; das Gegebene zeigt zur Genüge, worauf der Verf. ausgeht. Die verschiedenen Entwicklungsstufen, die Göthe unläugbar durchgemacht hat, beachtet er nicht, und es kommt ihm nur darauf an, nachzuweisen, was freylich noch niemals bezweifelt worden ist, daß in Göthe's Gemüth jenes Allgemeine vorhanden gewesen, was die (subjective) Grundlage einer jeden Religion ausmacht.

Von jeher hat es Anstoß erregt, wie Göthe in den Venetianischen Epigrammen und noch stärker in einem Briefe an Zelter (Nr. 792) seine Antipathie gegen das Kreuz ausspricht. Dem Verf. geräth seine Apologie gerade an diesem Puncte schlecht genug; denn indem er damit beschäftigt ist, widerfährt es ihm, daß er selbst in den Kampf gegen das Kreuz hineingezogen wird. Er findet es ganz in der Ordnung, daß dem Gestalten liebenden, Alles gestaltenden Künstler, das Kreuz, als mathemathisches Ergebniß von zwey Linien, die sich schneiden, ein zu leeres, Nichts sagendes, Nichts erweckendes Symbol gewesen sey, das ihm in keiner Ausschmückung und Verzierung, etwa ein Ehrenkreuzlein ausgenommen (z. Nr. 792), etwas,

das ihn erbaut hätte, habe abgewinnen können. Diesen vier Winkeln um einen Mittelpunct sey nirgends zu entgehen, man sehe sie, wenn man nur die Augen aufthue, im Zimmer am Fensterkreuz, im Freyen an den vier Weltgegenden, auf allen Querstraßen, kurz in hunderterley Vorkommenheiten. „Die Gestalt des Menschen selbst," sagt er, „reducirt sich zuletzt auf dieses Schema, so daß ein Jeder nicht nur sein eigenes Kreuz hat, sondern ist. Was wäre daran Erbauliches, Religiöses?"

Man sieht, wie der Verf. im Haß gegen das Zeichen der Welterlösung mit seinem Meister wetteifert, und es muß hier bemerkt werden, daß eine Ader dieser Art sich durch das ganze Buch zieht, was besonders in solchen Stellen zu Tage kommt, wo, in seltsamer Uebereinstimmung mit dem Koran, von Nazarenern geredet wird, statt von Christen. Doch genug hievon, da wir noch einen Blick auf den zweyten Band des Riemerschen Werkes zu thun haben.

Ohne alle Frage bedeutend werthvoller sind die Mittheilungen des zweyten Bandes, die Göthe's Leben von seiner Ankunft in Weimar bis zu Schiller's Tode sehr ausführlich bis S. 516 behandeln, worauf noch drey Abschnitte folgen: Göthe's Schriften, Göthe's Urtheile (über Dichter, Künstler, Kunstkenner, Naturforscher, Philosophen, Regenten und Staatsmänner) und zuletzt Göthe's Tischreden.

Göthe selbst hat uns über seine Jugend (1749 — 1775) in Dichtung und Wahrheit sehr ausführlichen Bericht gegeben. Vom Jahre 1786 an sehen wir uns zuerst durch seine Briefe aus Italien, für die spätere Zeit durch seinen Briefwechsel mit Schiller und Zelter über sein Leben hinlänglich unterrichtet. Aber nicht leicht möchte es einen Leser von Dichtung und Wahrheit geben, den es nicht höchst unangenehm berührt hätte, daß jenes Werk gerade da abbricht, wo wir auf weitere Nachrichten begierig geworden waren, und daß die Briefe, die einigermassen die Stelle einer Fortsetzung vertreten, erst um 11 Jahre später beginnen, so daß zwischen 1775 und 1786 eine Lücke bleibt, zu deren Ausfüllung uns nichts geboten wird. Wenn es nun immer sehr zu bedauern bleibt, daß der Dichter gerade diese Periode, deren Bedeutsamkeit sich ahnen ließ, auf keine Weise schildern, oder auch nur den Hauptmomenten nach andeuten wollte, so ist es doch sehr dankenswerth, daß Riemer dieselbe zu einem besondern Gegenstande seiner Darstellung gemacht hat und es ist in keiner Weise ein überflüssiges, ein tadelnswerthes Unternehmen, wenn der Verf. „im Rücken des Meisters," der es allerdings allein gekonnt hätte, den Versuch macht, ob nicht aus seinen eigenen authentischen Daten, aus den zerstreuten, aber nicht unzuverläßigen Nachrichten seiner Freunde, ja selbst aus nur hingeworfenen Winken und leisen Andeutungen, eine ungefähre Skizze jener Jahre zu entwerfen seyn könnte.

Das Erste, was der Verf. uns hier darbietet, ist, daß er uns in dem Abschnitt, den er der Darstellung „Weimarischer Zustände" widmet und mit den Namen: Anna Amalia, Carl August, Louise, Göthe näher bezeichnet, gleichsam den Grund und Boden beschreibt, auf dem das Leben des Dichters sich fortan bewegte.

Mit Begeisterung spricht der Verf. von der Herzogin Amalia, der Mutter Carl August's, dieser

> „Urenkelblüthe des Hauses Este und Nichte Friedrichs II", die „in den uralten sächsischen Fürstenstamm ein frisches, heiteres Geblüt gebracht und dem Lande in ihrem Erstgeborenen einen Prinzen geschenkt, mit dem eine neue Aera für die Geschichte seines Landes sowohl, als der deutschen Literatur überhaupt beginnen sollte."
>
> „Durch ihre vormundschaftliche Regierung kam über Hof, Stadt und Land einer der Hauptvortheile und Gewinne, die man allgemein einer weiblichen Regierung zugesteht und nachrühmt. Nicht nur daß unnöthige Strenge und Härte aufhörte; es verbreitete sich nun auch, durch eine bisher ungewohnte Milde und Humanität, mehr Heiterkeit und Lebenslust über das Land, ausgehend von einer jungen, schönen, liebenswürdigen, geistreichen und jovialen Fürstin, der Jedermann zu dienen und zu gefallen sich bestrebte.
>
> Die tüchtigsten, geschicktesten, vortrefflichsten Männer jeder Art wußte sie selbst um ihren Thron zu versammeln, vor dem nur die Grazie den Rosenscepter senkte und alle wetteiferten, sich ihm nütz-

lich und angenehm zu machen. Von ihren vielen und großen Verdiensten um die materielle Wohlfahrt des anfangs durch die Kriegsläufte und Calamitäten sehr bedrängten Landes, wie um die Erziehung ihrer Söhne und der dadurch gegebenen Veranlassung, Weimar zu einem Sitz der Musen und aller Musenkünste zu erheben, hat vor Andern Göthe selbst so bündig als gründlich geschrieben. (XXXII. 223.)"

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik.

(Fortsetzung).

In dem gegenwärtigen Aufsatze (S. 269 — 281) weiset Hr. Sch. die Bestätigung des obigen Gesetzes aus den Resultaten der von Hrn. Regnault angestellten Untersuchungen bey Oxyden von verschiedenen Formen, bey Schwefelverbindungen, in Chlorverbindungen u. s. w. auf eine überzeugende Weise nach.

4. Mit einer Alles berücksichtigenden Genauigkeit hat Hr. C. Depretz nach Black und Rudberg (S. 177 — 184) das Verhalten der Körper zur Wärme zu untersuchen gestrebt, und beschreibt weitläufig die Art und Weise seines Verfahrens, woraus ohne eben specielle Resultate anzugeben, im Allgemeinen hervorgieng, daß die Wärmecapacität im flüssigen Zustande größer als im starren, und daß die latenten Wärmen beynahe (annäherungsweise) im umgekehrten Verhältniß der Atomengewichte stehen.

5. Hr. Schröder hatte schon in der Versammlung der deutschen Naturforscher zu Erlangen einen Vortrag über die Ausdehnung der Körper durch Wärme gehalten. Gegenwärtig giebt er (S. 282 — 291) nach demselben eine Darstellung seiner Ansicht, welche ihn zu dem Satze führt, daß „die Ausdehnung des Atomvolumens durch die Wärme im Allgemeinen um so größer ist, je näher dieselben bey der betreffenden Temperatur ihrer Schmelzwärme liegen, wenn sie auch in dieser Hinsicht nicht bey jeder Temperatur genau die Reihe befolgen, in der sie nach ihrer Schmelzwärme geordnet sind." Aus der Vergleichung der erhaltenen Resultate entstand die Vermuthung, daß die Atomvolume der einfachen Körper Ausdehnungen geben, welche dann in einfachen Verhältnissen stehen, wenn die Atomvolume selbst in demselben stehen. So ist das Atomvolum von Platin, Palladium und Zink = 56, das des Bleyes und des Wassers = 112, und die Ausdehnung des Platins und Palladiums = 0,16, des Zinkes = 0,48 = 3 × 0,16, des Bleyes = 0,96 = 6 × 0,16, des Wassers = 5,12 = 32 × 0,16, und die der Gase = 8 × 32 × 0,16.

D. Meteorologie.

1. Um die Höhe der Wolken zu messen, sind verschiedene Methoden vorgeschlagen und angewendet worden. Hr. Pouillet (S. 41 — 57) ist aber mit keiner bis jetzt gebrauchten zufrieden, indem sie alle noch Manches unermittelt lassen.

Nachdem daher Hr. P. a) die Bernoulli'sche, b) die Lambert'sche, c) die Arrago'sche angewandt von den Offizieren der Fregatte Venus, und d) die Methode vermittelst der gemessenen Höhe eines Luftballons, der sich in Wolken befindet, aufgestellt und kritisirt hat, schlägt er vor die Beobachtung eines Punktes aus zwey Standpunkten, an welchen die nothwendigen Instrumente (Theodolith und Chronometer) aufgestellt sind.

Diese Methode wurde auch sogleich ausgeführt in sechs Beobachtungen an zwey von verschiedenen Winden getriebenen Wolkenschichten, welche mit hinlänglicher Genauigkeit die senkrechte Höhe der unteren Wolken 7500, der höheren 12000 Met. geben. Hr. P. verspricht sich aus dieser neuen Weise die Wolken zu studieren viele neue Resultate, besonders, weil ein einziger Beobachter dazu hinzureichen scheint, weil er sich auf einer Eisenbahn so schnell bewegen kann, daß eine Veränderung des ausgewählten Punctes inner dieser Zeit kaum eintreten kann.

Was die Beobachtung der Richtung des Windes durch einen einzigen Beobachter in verschiedenen Höhen anbetrifft, so giebt Hr. P. eine Methode, und selbst den Vorschlag zu einem zweckgemäßen Instrumente an. Die Methode beruht auf der Relation zwischen der Zenithdistanz der Wolke und dem Winkel zwischen ihrer Verticale und der Verticale des Beobachters, wo erweislich der Sinus dieser letztern proportional ist der Tangente der ersteren.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Februar.

Nro. 37. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Mittheilungen über Göthe ꝛc.

(Fortsetzung.)

Man hat den Weimarischen Hof schon oft mit dem von Ferrara zu den Zeiten Ariost's und Tasso's verglichen. Der Verf. bemerkt dagegen mit Recht, das Weimarische Hofverhältniß sey ein viel naiveres, von einem sittlich-ästhetischeren Charakter, von ungleich bedeutenderen literarischen und politischen Folgen und Wirkungen, als das des italienischen Hofes; die Stellung der deutschen Dichter zu ihrem Fürsten freyer, ehrenhafter, humaner. Eine so wunderſame Constellation deutscher Gestirne, einer Fürstin wie Anna Amalia, eines fürstlichen Sohnes wie Carl August, einer fürstlichen Gemahlin wie Louise, in dem Widerschein eines geistigen Polarlichtes, wie es der poetische Genius Göthe's ausströmte, das jene eben so verherrlichte, wie es durch sie verherrlicht ward, offenbare in sich eine viel besonderere Gunst der Weltgeschicke, die sowohl an das Gemüth rede, als dem Verstande Stoff und Anlaß zu mannigfaltigen Betrachtungen gewähre. In der Geschichte werde sich kein völlig congruirender Fall nachweisen lassen, und jener behalte durch den Charakter der Personen und der Zeitumstände immer ein rein individuelles Ansehn.

Sehr charakteristisch ist am Schluß dieses Abschnitts die von dem Herzog zu den Acten gegebene Erklärung, deren Veranlassung in der Mißgunst lag, die sich in Weimar gegen Göthe's Anstellung erhoben hatte.

Der zweyte Abschnitt ist überschrieben: Göthes Leben und Wirken, und erstreckt sich vom J. 1775 bis 1786. Der Verf. geht hier davon aus, daß sich gerade über diese Periode schlimme Gerüchte verbreitet haben, die zum Theil in gleichzeitige Schriften, wie Briefe und Journale übergegangen, zum Theil in mündlichen Traditionen fortgepflanzt, noch gegenwärtig in der Klatsch- und Lesewelt fortwirken. Um diese theils zu widerlegen, theils zu berichtigen, findet er es gerathener, statt einer künstlich poetischen Schilderung jener Zeit, die nicht möglich seyn möchte, lieber die eigenen, selbstbewußten Confessionen Göthe's und seiner nächsten Freunde actenmäßig aus gedruckten und ungedruckten Quellen im Wesentlichen, wenn auch sonst fragmentarisch, in chronologischer Folge mitzutheilen und so die Zeit selbst reden zu lassen. Wir können dieß nur billigen, indem wir hierin eine sehr schätzbare Vorarbeit für eine künftige Biographie des Dichters sehen.

Es war am 7. November 1775, daß Göthe nach Weimar kam. Am 21. December desselben Jahres schrieb er von Wielands Zimmer aus Folgendes an Lavater:

> „Nach einem herrlichen Wintertag, den ich meist in freyer Luft, Morgens mit dem Herzog, Nachmittag mit Wieland zugebracht habe, ziemlich müd' und ausgelüftet von der Eisfahrt, sitze ich bey Wieland, und will sehen, was ich an dich zusammenstoppele über die mir geschickten Capitel der Physiognomik, kurz genug und, will's Gott, bündig und treffend, das ist alles; denn Ausspinnens ist jetzt nicht Zeit, da ich in verbreiteter Wirthschaft und Zerstreuung von Morgens bis zu Nacht umgetrieben werde. — Wieland hat mir seine Gefühle gegeben, und so wird Alles gut werden. — Ich bin hier, wie unter den Meinigen, und der Herzog wird mir täglich werther und wir einander verbundener. Morgen gehe ich über Jena nach Waldeck, wilde Gegenden und einfache Menschen zu sehen. Mir geht Alles nach Herzenswunsch."

Aus derselben wird ein Brief des Herzogs an Göthe mitgetheilt, der so beginnt:

„Lieber Göthe, ich habe Deinen Brief erhalten, er freut mich unendlich. Wie sehr wünschte ich mit freyerer Brust und Herzen die liebe Sonne in den Jenaischen Felsen auf- und untergehen zu sehen, und das zwar mit Dir.“

Schon im Juny des folgenden Jahres (1776) empfieng Göthe das Decret, das ihn zum geheimen Legationsrath mit Sitz und Stimme im geheimen Conseil und einem Gehalt von 1200 Thalern ernennt.

Seine erste Geschäftsthätigkeit führte ihn nach Ilmenau. „Wir sind hier,“ schreibt er von da, „und wollen sehen, ob wir das alte Bergwerk wieder in Bewegung setzen.“ Dieß wurde die Veranlassung zu Göthe's mineralogischen Studien; übrigens zeigte sich hier schon der ökonomisch-administrative Sinn, der sich später in andern Zweigen der Verwaltung zum Vortheil des Fürsten und des Landes bethätigte. Wieland ist in dieser Zeit so begeistert für Göthe, den er einen großen, edeln, herrlichen, verkannten Menschen nennt, daß er schreibt: „Göthe ist bald da, bald dort, und wollte Gott, er könnte allenthalben seyn!“ Den Aufenthalt in Weimar verschönerte er sich durch den Ankauf eines Gartens, von dem er schon im May des Jahres 1776 schrieb:

„Hab' ein liebes Gärtchen vor'm Thore, an der Ilm, schöne Wiesen in einem Thal. Ist ein altes Häuschen drin, das ich mir repariren lasse. Alles blüht, alle Vögel singen“ u. s. w.

Einige Notizen, wie er den November desselben Jahres zubrachte, mögen einen Blick in sein damaliges Leben thun.

„Den 1. November pflanzte er Linden; den 7. brachte er die Bienen zur Winterruhe; Abends Baugrillen im Garten und Feldzug gegen die Jahreszeit; hatte am 15. Probe von den Mitschuldigen, und spielte am 21. in seinen Geschwistern, die er am 26. October erfunden und bis zum 31. abschriftlich fertig gemacht hatte.“

Im April des Jahres 1777 finden wir ihn schon wieder in großer Thätigkeit in seinem Garten. Er legte damals die noch jetzt bestehenden Hecken um denselben an und pflanzte Eichen und andere Bäume, wie er bereits im vorigen Jahre die Linden gesetzt hatte, die in herrlichem Wuchs emporstrebend noch jetzt das hochgewölbte, schattige Laubdach bilden, unter dem er ein halb Jahrhundert lang nicht nur einsam sinnend und dichtend zu wandeln liebte, sondern auch gastlich Fremde, wie Einheimische, gern empfing und geistig und leiblich zu bewirthen pflegte. In jenem glücklich zufriedenen Zustand überraschte ihn eine Trauerbotschaft von dem Tode seiner geliebten, einzigen, an den Amtmann Schlosser verheiratheten Schwester Cornelia. „Brief des Todes von meiner Schwester. Dunkler, zerrissener Tag.“ Mit diesen wenigen Worten fand man in seinem Tagebuch den 16. Juny bezeichnet, und die folgenden Tage mit den Worten: „Leiden und Träume.“ Gegen Ausgang des Jahres findet er sich in seinem Gartenhaus wieder so glücklich, daß er eines Morgens bey'm Erwachen in ein Gebet ausbricht:

„Heiliges Schicksal! Du hast mir mein Haus gebaut und ausstaffirt über meine Bitten. Ich war vergnügt in meiner Armuth unter einem halbfaulen Dache, ich bat dich, mir's zu lassen; aber du hast mir Dach und Beschränktheit vom Haupte gezogen, wie eine Nachtmütze. Laß mich nun auch frisch und zusammengenommen der Reinheit genießen! Amen, ja Amen winkt der erste Sonnenblick!“

Es war noch in demselben Monat, als er (29. November) jene berühmte von ihm in Versen besungene, in Prosa geschriebene und commentirte Harzreise zu Pferde unternahm, die in der vorgerückten winterlichen Jahreszeit, bey den kurzen Tagen und schlechtem Wetter und Wegen nicht ohne Gefahr und Abenteuer ablaufen konnte. Von den Bemerkungen zu dieser Reise, die Hofrath Riemer nachträglich aus Göthe's Tagebuch giebt, möge hier nur eine stehen.

Am 10. December. Früh nach dem Torfhause in tiefem Schnee; ein Viertel nach 10 Uhr aufgebrochen, von da auf den Brocken. Schnee eine Elle tief, der aber trug. Ein Viertel nach Eins droben. Heiterer, herrlicher Anblick. Die ganze Welt in Wolken und Nebel, und oben Alles heiter. Was ist der Mensch, daß du sein gedenkst u. s. w.

Am 16. December sehen wir ihn wieder in Weimar und den 30. Dec. spielt er zu Ettersburg in seinen Mitschuldigen den Alcest.

Zu Anfang des Jahres 1778 beendigte er das erste Buch des Wilhelm Meister. Im May begleitete er den Herzog nach Berlin, wo er Spalding predigen hörte, Chodowiechi und die Karschin besuchte. Etwas klagend geht er aus diesem Jahre hinaus.

„Ich bin nicht zu dieser Welt gemacht. Wie man aus seinem Hause tritt, geht man auf lauter Koth, und weil ich mich nicht um Lumpereyen kümmere, nicht klatsche und solche Rapporteurs nicht halte, handle ich oft dumm. — Viel Arbeit in mir selbst, zu viel Sinnens, daß Abends mein ganzes Wesen zwischen den Augenknochen sich zusammen zu drängen scheint. Hoffnung auf Leichtigkeit durch Gewohnheit. Bevorstehende neue Eckelverhältnisse durch die Kriegs-Commission. Durch Ruhe und Gewandtheit geht doch Alles durch."

Mit dem 5. Januar 1779 treten die nicht angenehmen Verhältnisse der Kriegs-Commission ein. Die erste Session am 13. Januar findet ihn fest und ruhig. Er hatte allein dieses Geschäft die Tage vorher vorgenommen, sich, nach seinem Ausdruck darin gebadet und war voll guter Hoffnung in Gewißheit des Ausharrens. „Der Druck der Geschäfte," setzt er hinzu, „ist sehr schön der Seele; wenn sie entladen ist, spielt sie freyer und genießt des Lebens. Elender ist nichts, als der behagliche Mensch ohne Arbeit, das Schönste der Gaben wird ihm eckel."

Außerdem war er gleichzeitig mit einer Wegbau-Commission beauftragt worden. So sind denn außer der Actenkramerey, Durchstörung der unordentlichen Repositur, fatalen Nachbarverhältnissen durch Beunruhigung des Amts Großen-Rudstädt von den Preußen, auch noch Auslösung der Militärpflichtigen und Wegbesichtigung die nächsten Geschäfte, worüber die drey ersten Monate des Jahres (1779) hingehen. Dennoch weiß er sich nicht nur im Geschäfte aufrecht zu erhalten und bey allen Verhältnissen fest und ruhig zu seyn; noch mehr, er bewährt seine eben mitgetheilte Bemerkung über den Druck der Geschäfte auf die Seele, daß sie, davon entladen, freyer spiele und des Lebens genieße, durch sein eigenes Beyspiel. Denn während und inmitten dieser Störungen, besonders vom 14. Februar bis 28. März, wo er am Tage die Straßen des Herzogthums besichtigt, in Begleitung eines Artillerie-Hauptmanns, in den Amtshäusern die junge Mannschaft zum Kriegsdienste ausliest, des Abends und Nachts in den kleinen Städten und Ortschaften rastet, arbeitet er an seiner Iphigenia, die zwar früher schon — vielleicht 1776 — erfunden, doch erst jetzt in der kurzen Zeit concipirt, dictirt, vollendet, abgeschrieben, vorgelesen und am 6. April zum ersten Mal aufgeführt wird. Die drey ersten Acte wurden in Alstädt zusammen gearbeitet. Der vierte wurde am 19. März auf dem Schwalbenstein bey Ilmenau geschrieben und das Ganze am 28. März vollendet. Sogleich bey der ersten Aufführung hatte er die Autorfreude, „eine gar gute Wirkung, besonders auf reine Menschen, wahrzunehmen."

In demselben Jahre hat ein landwirthschaftskundiger Mann, Land-Commissarius Bätty, der ihm von dem Zustande der Kammergüter Nachricht gab, die mit seinen Vorstellungen ziemlich zusammentrafen, große Einwirkung auf ihn, und veranlaßt ihn sogar zu dem Wunsch:

„Will's Gott, daß mir Acker und Wiese noch werden, und ich für diesen simpelsten Erwerb der Menschen noch Sinn kriege, und zu ganz eigenen Bemerkungen über den „Instinct zu irgend einer Sache."

„Jedes Werk, was der Mensch treibt, hat, möcht' ich sagen, einen Geruch. Wie im groben Sinne der Reiter nach Pferden riecht, der Buchladen nach leichtem Moder und um den Jäger nach Hunden: so ist's auch im Feineren. Die Materie, woraus einer formt, die Werkzeuge, die einer braucht, die Glieder, die er dazu anstrengt, das Alles zusammen giebt eine gewisse Häuslichkeit und Ehstand dem Künstler mit seinem Element. Diese Nähe zu allen Saiten der Harfe, die Gewißheit und Sicherheit, womit er sie rührt, mag den Meister anzeigen in jeder Art. Er geht, wenn er bemerken soll, gerad auf das los, wie Bätty auf einem Landgut; er träumt nicht, wie unser einer ehemals um bildende Kunst. Wenn er handeln soll, greift er gerade das an, was nöthig ist. Gar schön ist der Feldbau, weil Alles so rein antwortet, wenn ich was dumm oder was gut mache, und Glück und Unglück die primas vias der Menschheit trifft. Aber ich spüre zum Voraus, es ist auch nicht für mich. Ich darf nicht von dem mir vorgeschriebenen Weg abgehen, mein Daseyn ist einmal nicht einfach; nur wünsche ich, daß nach und nach alles Anmaßliche versiegen möge, mir aber schöne

Kraft übrig bleibe, die wahren Röhren neben einander in gleicher Höhe aufzupumpen. Man beneidet jeden Menschen, den man auf seine Töpferscheibe gebannt sieht, wenn vor Einem unter seinen Händen bald ein Krug, bald eine Schale, nach seinem Willen hervorgeht. Den Punct der Vereinigung des Mannigfaltigen zu finden, bleibt immer ein Geheimniß, weil die Individualität eines Jeden darin besonders zu Rathe gehen muß und Niemanden angehören darf."

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik. Bd. LII. (Zweyte Reihe Bd. XXII. 1841.)

(Schluß.)

Daß die Stürme Folge eines bedeutend verminderten Druckes der Atmosphäre seyen, lag von jeher so nahe, daß schon Otto von Guericke dasselbe mit Zuversicht behaupten konnte, und es zur meteorologischen Regel geworden, aus dem schnellen Fallen des Queckfilbers im Barometer auf Sturm zu schließen, und diesem das Fallen des erstern zuzuschreiben.

Dabey bleibt aber noch unentschieden, welche von beyden Erscheinungen die bedingende ist, und ob sie nicht beyde verschiedene Wirkungen einer und derselben gemeinschaftlichen Ursache sind.

Wenn nämlich schon die Minima der Barometerstände fast immer zu der Zeit stürmischer Erregung der Atmosphäre eintreten, so sieht man doch auch häufig das Barometer sehr tief, wenn laue Frühlingslüfte uns aus der Strenge des Winters in eine freundlichere Jahreszeit zu versetzen scheinen. Dasselbe ist der Fall bey Erdbeben.

Ein solches ungewöhnliches Fallen des Barometers in ganz Europa am Weihnachtsabend 1821 veranlaßte Hrn. Brandes, Notizen darüber zu sammeln, und die Ergebnisse in seiner Dissertatio physica de repentinis variationibus in pressione atmosphaerae observatis. 4. 1826 darzulegen. Hr. B. zog hieraus das Resultat, der Sturm sey centripetal, und entstanden durch das Bestreben der umgebenden Luftmasse, das an einer bestimmten Stelle gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen.

Allein diese Behauptung, meynt Hr. Dove, (S. 1 — 40) stimmt durchaus nicht mit den Beobachtungen und stellt dafür die Ansicht auf, daß die atmosphärischen Veränderungen entstehen aus dem Kampfe zweyer über dem Beobachtungsorte einander abwechselnd verdrängender Ströme, und daß daher das absolute Extrem dieser Veränderungen durch das einseitige Vorwalten des einen dieser Ströme hervorgebracht werde.

Diese Ansicht hatte Hr. D. schon 1828 (An. Bd. XIII.) durch Vergleichung der gesammelten Beobachtungen zu rechtfertigen gesucht, und nimmt sie in der gegenwärtigen Abhandlung wieder auf, und zeigt, daß Windesrichtungen Tangenten concentrischer Kreise sind, und daher die Kreise, welchen sie angehören, als wirklich existirend vorausgesetzt werden können. Hr. D. benützt zur Begründung und Darstellung seiner Ansicht die höchst sorgfältigen Untersuchungen des Hrn. Redfield in New-York, und des Gouverneurs der Bermudas Hrn. Lieutenant Colonel Reid, welche beyde zu denselben Resultaten geführt worden sind, wie Hr. Dove.

3. Bey heiterem Himmel fiel am 22. März 1841 Nachmittags 3 1/2 Uhr bey Grüneberg in Schlesien ein Meteorstein unter starkem Brausen und Kanonenschüssen ähnlichem Knalle, schlug ungefähr 1/2 Fuß tief in die Erde und hatte ungefähr die Form einer vierseitigen Pyramide. Er war offenbar Bruchstück eines größeren und wog 2 Pfund 9 Loth. (S. 495, 496.)

4. Nach den barometrischen Messungen des Hrn. F. Junghuhn ist die Höhe von 54 Bergen auf Java, deren höchster (Slamat oder Gedé, Berg von Tagol) 10630 Fuß erreicht, und durch die Mittheilung des Hrn. Prof. E. Mitchell die Höhe von sechs Puncten in Nordcarolina bestimmt worden. Unter den letztern ist der Black Mountain (6478 engl. F.) der höchste in den Vereinigten Staaten, und auf den Spitzen mehrerer derselben findet man Quellen von 48 — 53° Fahr. Temperatur. (S. 345 — 352.)

5. Aus einer von Hrn. Prof. Kupffer mitgetheilten Tafel über die Auf- und Zugänge der Newa von 1718 — 1840 ergiebt sich im Mittel aus 122 Beobachtungen, daß die Newa jährlich 146 Tage (2/5 des Jahres) mit Eis bedeckt ist, und das Klima von St. Petersburg in 120 Jahren weder strenger, noch milder, sondern nur eben unbeständiger geworden ist. (S. 638 — 641.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Februar.

Nro. 38. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Mittheilungen über Göthe ꝛc.

(Fortsetzung.)

Indem Göthe so, theils mit den Relationen Bätty's, theils mit den Kriegs-Commissions-Reposituren beschäftigt, theils in mancherley Gedanken und Planen die Zeit verlebte, ereignete sich ein bedeutendes Brandunglück, das ihn in neue Thätigkeit setzte, worüber wir ihn selbst hören.

„In der Nacht zum 25. July (1779) entstand ein gewaltiges Feuer zu Apolda. Erst früh erfuhr ich's, eilte hin und ward den ganzen Tag gebraten und gesotten. Der Herzog war auswärts in Bendeleben und Erfurt. Nun verbrannten mir auch meine Plane, Gedanken, Eintheilung der Zeit mit. So geht das Leben durch bis an's Ende, so werden es andere nach uns leben. Ich danke nur Gott, daß ich im Feuer und Wasser den Kopf oben habe; doch erwart' ich sittsam noch starke Prüfungen, vielleicht binnen vier Wochen. Meine Ideen über Feuerordnung wieder bestätigt, über hiesige besonders, wo man doch nur das Spiel, wie in Allem, mit den Karten spielt, die man in diesem Moment aufhebt. Der Herzog wird endlich glauben. Die Augen brennen mich noch von der Gluth und dem Rauch, und die Fußsohlen schmerzen mich."

„Das Elend wird mir nach und nach so prosaisch, wie ein Caminfeuer; aber ich lasse doch nicht ab von meinen Gedanken und ringe mit dem unerkannten Engel, und sollt' ich mir die Hüfte ausrenken. Es weiß kein Mensch, was ich thue und mit wie viel Feinden ich kämpfe, um das Wenige hervorzubringen. Bey meinem Streben und Streiten und Bemühen bitt' ich euch, nicht zu lachen, zuschauende Götter. Allenfalls lächeln mögt ihr und mir beystehen."

Vom größten Einfluß auf Göthe's Leben und ganze Stellung ist, wie man weiß, die Reise geworden, die derselbe mit dem Herzog und von Wedel gegen Ausgang Septembers im strengsten Incognito, und ohne daß in Weimar irgend Jemand das Ziel derselben gekannt hätte, unternahm. Ehe er sie antrat, schrieb Göthe einen prüfenden Rückblick auf sein Leben nieder, an dessen Schluß er sagt:

„Gott helfe weiter und gebe Lichter, daß wir uns nicht selbst so viel im Wege stehen, lasse uns von Morgen zu Abend das Gehörige thun, und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge, daß man nicht sey, wie Menschen, die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen, und alle Abend zu viel Wein zu sich nehmen. Möge die Idee des Reinen, die sich auf den Bissen erstreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden."

Die Reise gieng zuerst über Cassel nach Frankfurt. Hier verweilten sie in Göthe's älterlichem Hause nur wenige Tage und setzten ihre Reise fort über Speyer, Freyburg, Basel bis Genf, durchstrichen von hier das Thal Chamouny, durchzogen Wallis und kamen endlich über die Furca auf den Gotthard. Hier beschlossen sie still zu stehen und sich wieder nach dem Vaterlande zu wenden.

Welch einen beruhigenden, reinigenden Einfluß diese Reise auf Göthe gehabt, das geht aus einem, auch in anderer Hinsicht merkwürdigen Briefe hervor, den er am 30. November von Zürich aus an einen Freund in Weimar schrieb.

„So schön und glücklich, daß man sich nicht unterstehen darf zu preisen, ist unsere Reise bisher gewesen. Helfe die willige Glücksluft weiter und führe uns gesund wieder zu euch! So wohl mir's geht, so mannigfaltig das Leben ist, sehn' ich mich wieder nach Hause, und ausdrücken kann ich dir nicht, wie lieb Ihr mir täglich werdet, und wie ich Gott bitte, daß er uns, wenn wir wieder näher rücken, immerfort möge fühlen und genießen lassen, was wir an einander haben; daß die eher-

nen, hölzernen und pappenen Schalen, die uns oft trennen, mögen zertrümmert und auf ewig in's höllische Feuer geworfen werden. Wenn werden wir lernen, uns der eingebildeten Uebel entschlagen und die wahren alsdann einander zutraulich im Moment an's Herz legen! Hebe diesen Brief auf, ich bitte dich, und wenn ich unhold werde, zeig ihn mir vor, daß ich in mich kehre u. s. w."

„Hier bin ich bey Lavater, im reinsten Zusammenfluß des Lebens. In dem Kreise seiner Freunde ist eine Engelsstille und Ruh bey allem Drange der Welt, und ein anhaltendes Mitgenießen von Freud und Schmerz. Doch hab ich deutlich gesehen, daß es vorzüglich darin liegt, daß Jeder sein Haus, Frau, Kinder und eine rein menschliche Existenz in der nächsten Nothdurft hat: das schließt an einander und speit, was feindlich ist, sogleich aus!"

„Lavater ist und bleibt ein einziger Mensch, den man nur drey Schritte von ihm gar nicht erkennen kann. Solche Wahrheit, Glauben, Liebe, Geduld, Stärke, Weisheit, Güte, Betriebsamkeit, Ganzheit, Mannigfaltigkeit, Ruhe u. s. w. ist weder in Israel, noch unter den Heiden. — Leb wohl und vergnügt und thut das Eurige, wenn wir zurückkommen, daß es uns wohl bleibe, wie wir ganz in der Stimmung sind, Euch freundlicher, als jemals, entgegen zu gehen."

Nach seiner Rückkehr (13. Januar 1780) beschäftigte ihn zunächst die Redaction seiner Schweizerreise, deren wichtigster Theil aus einzelnen im Moment geschriebenen Blättchen und Briefen durch eine lebhafte Erinnerung componirt wird. Sie fand, da sie vorgelesen wurde, so viel Beyfall, daß Wieland sagte, sie sey ihm in ihrer Art eben so lieb, als die Anabasis.

„Das Ding ist eins von seinen meisterhaften Productionen, und mit dem ihm eigenen großen Sinn gedacht und geschrieben. Die Zuhörerinnen enthusiasmirten sich über die Natur in diesem Stück; mir war die schlaue Kunst in der Composition noch lieber, wovon jene nichts sahen. Es ist ein wahres Poem, so versteckt auch die Kunst ist. Das Besondere aber, was ihn auch hier, wie fast in allen seinen Werken, von Homer und Shakespeare unterscheidet, ist, daß der Ich, der Ille ego, überall durchschimmert, wiewohl ohne alle Jactanz und mit unendlicher Feinheit. Des Herzogs wird darin selten und nur mit wenigen Zügen gedacht; aber diese Züge sind so characteristisch und zeichnen einen so edlen und fürstlichen Menschensohn, daß mir's, wenn ich der Herzog wäre, mehr schmeicheln würde, als eine Eloge von Mr. Thomas mit Trompeten und Pauken."

Schon unterwegs hatte Göthe das kleine Singspiel Jery und Bäthely zu Stande gebracht, für dessen Composition er nun Sorge trug. Zugleich faßte er den Vorsatz, das Leben des Herzogs Bernhard von Weimar zu beschreiben. Schon im April des Jahres 1780 hatte er viele Documente und Collectaneen zur Geschichte Bernhards zusammengebracht, konnte sie schon ziemlich erzählen, und hatte vor, wenn er erst den Scheiterhaufen gedruckter und ungedruckter Nachrichten, Urkunden und Anecdoten recht zierlich zusammengelegt, ausgeschmückt und eine Menge schönen Rauchwerks und Wohlgeruchs darauf herum gestreut haben werde, ihn einmal bey schöner trockner Nachtzeit anzuzünden und auch dieses Kunst- und Lustfeuer zum Vergnügen des Publici brennen zu lassen.

In demselben Jahre arbeitete er zugleich, neben seinen zuweilen drückenden Geschäften, an den Vögeln und am Tasso.

Eben so sieht man ihn im Jahre 1781 in mannigfaltigster Beschäftigung. Einen tiefen Blick in seine Lage läßt uns folgender Brief thun, den er im August dieses Jahres an seine Mutter schrieb:

„Ich bitte Sie, um meinetwillen unbesorgt zu seyn, und sich durch nichts irre machen zu lassen! Meine Gesundheit ist weit besser, als ich sie im vorigen Jahre vermuthen und hoffen konnte, und da sie hinreicht, um dasjenige, was mir aufliegt, wenigstens größtentheils zu thun, so habe ich allerdings Ursache, damit zufrieden zu seyn."

„Was meine Lage selbst betrifft, so hat sie, ohnerachtet großer Beschwernisse, auch sehr viel Erwünschtes für mich; wovon der beste Beweis ist, daß ich mir keine andere möglich denken kann, in die ich gegenwärtig hinübergehen möchte. Denn mit einer hypochondrischen Unbehaglichkeit sich aus seiner Haut heraus in eine andere sehnen, will sich, dünkt mich, nicht wohl ziemen. Merk und Mehrere beurtheilen meinen Zustand ganz falsch; sie sehen das nur, was ich aufopfere, und nicht, was ich gewinne, und sie können nicht begreifen, daß ich täglich reicher werde, indem ich täglich so viel hingebe. Sie erinnern sich der letzten Zeiten, die ich, ehe ich hieher gieng, bey Ihnen zubrachte; unter solchen fortwährenden Umständen würde ich

gewiß zu Grunde gegangen seyn. Das Unverhältniß des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht. Bey der lebhaften Einbildung und Ahndung menschlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandte Fehler sich und andern unerträglich wird. Wie viel glücklicher war es, mich in ein Verhältniß gesetzt zu sehen, dem ich von keiner Seite gewachsen war; wo ich durch manche Fehler des Unbegriffs und der Uebereilung mich und Andere kennen zu lernen Gelegenheit genug hatte; wo ich mir selbst und dem Schicksale überlassen durch so viele Prüfungen gieng, die so vielen hundert Menschen nicht nöthig seyn mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerst bedürftig war; und noch jetzt, wie könnte ich mir, nach meiner Art zu seyn, einen glücklicheren Zustand wünschen, als einen, der für mich etwas Unendliches hat. Denn wenn sich auch in mir täglich neue Fähigkeiten entwickelten, meine Begriffe sich immer aushellten, meine Kraft sich vermehrte, meine Unterscheidung sich berichtigte und mein Muth lebhafter wurde, so fände ich doch täglich Gelegenheit, alle diese Eigenschaften bald im Großen, bald im Kleinen anzuwenden. Sie sehen, wie entfernt ich von der hypochondrischen Unruhe bin, die so viele Menschen mit ihrer Lage entzweyt, und daß nur die wichtigsten Betrachtungen, oder ganz sonderbare, mir unerwartete Fälle mich bewegen könnten, meinen Posten zu verlassen. Und unverantwortlich wäre es auch gegen mich selbst, wenn ich zu einer Zeit, da die gepflanzten Bäume zu wachsen anfangen, und da man hoffen kann, bey der Ernte das Unkraut von dem Waizen zu sondern, aus irgend einer Unbehaglichkeit davon gienge und mich selbst um Schatten, Früchte und Ernte bringen wollte. Indeß glauben Sie mir, daß ein großer Theil des guten Muthes, womit ich trage und wirke, aus dem Gedanken quillt, daß alle diese Aufopferungen freywillig sind, und daß ich nur dürfte Postpferde anspannen lassen, um das Nothdürftige und Angenehme des Lebens mit einer unbedingten Ruhe bey Ihnen wieder zu finden. Denn ohne diese Aussicht, und wenn ich mich in Stunden des Verdrusses als Leibeigenen und Taglöhner um der Bedürfnisse willen ansehen müßte, würde mir Manches viel saurer werden."

„Ich schicke mich," schreibt er an einen Freund, „nach und nach immer besser in das Beschwerliche meiner Aemter, schnalle mir die Rüstung nach meinem Leibe zurecht und schleife die Waffen auf meine Weise. Meine übrigen Liebhabereyen gehen nebenher, und ich erhalte sie immer durch ein und die andere Zubuße, wie man gangbare Gruben nicht auflässig werden läßt, so lange noch einige Hoffnung von künftigen Vortheilen erscheinen will."

„Das Bedürfniß meiner Natur," so schreibt er an einen andern Freund, „zwingt mich zu einer mannigfaltigen Thätigkeit, und ich würde in dem geringsten Dorfe und auf einer wüsten Insel eben so betriebsam seyn müssen, *um nur zu leben*. Sind dann auch Dinge, die mir nicht anstehen, so komme ich darüber gar leicht weg, weil es ein Artikel meines Glaubens ist, daß wir durch *Standhaftigkeit* und *Treue* in dem gegenwärtigen Zustande ganz allein der höheren Stufe eines folgenden werth und sie zu betreten fähig werden, es sey nun hier zeitlich oder dort ewig."

Und so macht er denn neben allen übrigen Arbeiten in der Mineralogie bedeutende Progressen; zugleich aber nimmt er nicht bloß auch osteologische und anatomische Studien vor, sondern er entschließt sich sogar, an der Zeichnungs-Akademie mit den Lehrern und Schülern den Knochenbau des menschlichen Körpers durchzugehen, um sie „auf das Merkwürdige dieser einzigen Gestalt zu führen und sie dadurch auf die erste Stufe zu stellen, das Bedeutende in der Nachahmung sichtlicher Dinge zu erkennen und zu suchen." Man würde allerdings das Mögliche einer solchen Thätigkeit kaum begreifen, wüßte man nicht, daß *Göthe* im Ganzen von trefflicher Gesundheit gewesen und daß er seine Zeit und Kräfte auf eine Weise eintheilte, wodurch er ein früheres Wort: Man könnte viel mehr thun, ja das Unglaubliche, wenn man mäßiger wäre, an sich selbst wahr machte. Dieses *mäßiger seyn*, ist aber, wie der Verf. erinnert, nicht bloß von der leiblichen Diät im Essen und Trinken zu verstehen, sondern eben so sehr von der geistigen, vom nicht sich Uebernehmen in irgend einer geistigen Thätigkeit allein und in dem ausschließlichen Betrieb derselben, ohne Abwechselung und Uebergang zu andern, woran *Göthe* es bis ins hohe Alter nicht fehlen ließ, so daß er immer beschäftigt seyn konnte, ohne sich abgespannt zu fühlen. Wie man zu essen aufhören soll, wenn es am Besten schmeckt, so hörte *Göthe* auch wohl in einer behaglichen Geistesbeschäftigung früher auf, „nur um sich nicht zu hetzen." Er producirte fast immer nur in Ruhe und Sammlung und daher in der Einsamkeit und

am frühen Morgen. Er wartete immer den Wiedereintritt der gehörigen Stimmung ab, und wie er sich eines eigenen Cirkels zu diesem oder jenen Geschäfte aufgelegter Tage inne ward, so auch die Tagesstunden, von denen nicht jede zu jedem Vornehmen schicklich und förderlich sich finden ließ.

Sehr bezeichnend für das Innerlichste seiner Thätigkeit ist die Bemerkung:

„Ich habe immer nur mich aus dem Ganzen ins Detail herausarbeiten und entwickeln können. Durch Aggregation begreife ich nichts; aber wenn ich recht lange Holz und Stroh zusammen geschleppt habe, und immer mich vergebens zu wärmen suche, wenn auch schon Kohlen darunter liegen und es überall raucht, so schlägt denn doch endlich die Flamme in Einem Wink über's Ganze zusammen."

Das Jahr 1782 wurde für Göthe dadurch bedeutend, daß er, ohne deßhalb seinen Platz im geheimen Conseil zu verlieren, Kammerpräsident wurde, wodurch er sich, wie er sagt, genöthigt sah, zwey volle Jahre aufzuopfern, bis die Fäden nur so weit gesammelt seyn würden, daß er bleiben oder mit Ehren abdanken könnte. Dabey äußerte er sich jedoch sehr vergnügt darüber, daß er nun, wenigstens in diesem Fache, nicht mehr das Gute zu wünschen und halb zu thun, und das Böse zu verabscheuen und ganz zu leiden habe. Daß er bisher so treu und fleißig im Stillen fortgearbeitet habe, helfe ihm unendlich; er habe nun anschauliche Begriffe fast von allen nothwendigen Dingen und kleinen Verhältnissen, und komme so leicht durch. An Lavater schreibt er in dieser Zeit, von sich habe er ihm nichts zu sagen, als daß er sich seinem Beruf aufopfere, indem er nichts suche, als wenn es das Ziel seiner Begriffe wäre. Das neue Verhältniß nöthigte ihn, seinen Garten zu verlassen und ein geräumiges Haus in der Stadt zu beziehen. Hier kann er nun erst seine Sammlungen gehörig aufstellen und bald umgiebt ihn, wie er sagt, die ganze Naturgeschichte, wie Bacon's großes Salomonisches Haus. Seine vielen Geschäfte entschuldigten ihn, wenn er fast zu Niemand kam, und so fand er auch in demselben Jahre noch „gute Stunden," in denen er sich „die Mährchen aufschrieb, die er sich selbst zu erzählen" von jeher gewohnt war.

Im Jahre 1783 versieht Göthe seine Kammerpräsidentur; seine Finanzsachen gehen besser, als er es vor einem Jahre gedacht; er hat Glück und Gedeihen bey seiner Administration, hält aber auch fest über seine Pläne und Grundsätze. In den Mußestunden arbeitet er an seinem W. Meister, von dem er das erste Buch unter dem 19. May an Knebel schickt. Inzwischen sammelt er zu seinen Naturstudien von allen Orten und Enden sowohl Mineralien, als Thierskelette und Knochen, wie für seinen bildenden Kunsttrieb Kupfer und Zeichnungen. Der Herzog selbst kauft Handzeichnungen an, „zu Nutzen und Frommen seines Herrn Kammerpräsidenten," dem man mit so etwas ein bischen Freude machen und seine Taciturnität etwas entrunzeln könne.

Nach seinem Geburtstage (28. Aug.), „an welchem seine Weimarischen Freunde und Guten gar artig und lieb waren und ihm viel Freundliches erzeigten," trat Göthe eine Reise an, die ihn zunächst nach Ilmenau führte, wo er in wenig Tagen das Gedicht zum Geburtstag des Herzogs verfertigt. Am 7. September ist er des Nachts auf dem Gockelhahn des Ilmenauer Forstes und schreibt an die Wand des einsamen Bretterhäuschens, worin er übernachtet, die berühmten Verse, die er das Glück hatte, nach 48 Jahren an seinem 82. Geburtstag (28. Aug. 1831) zu recognosciren.

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh;
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögel schweigen im Walde,
Warte nur, balde
Ruhest du auch!

Hierauf setzt er seine Reise nach Göttingen und Cassel fort, sieht dort „die Gelehrten" und hier „den gelehrten Hof", besonders Sömmering, dem er bey Füllung einer aërostatischen Kugel behülflich ist, er kehrt bereichert mit naturhistorischen Kenntnissen und neuen Ansichten nach Weimar zurück.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Februar.

Nro. 39. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Ueber den Ursprung der Homerischen Gesänge von C. E. Geppert, Dr. Ph., Privatdocenten an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Zwey Theile. Leipzig. T. O. Weigel. 1840.

Daß Homeros die Schreibekunst zwar noch nicht gekannt, dessen ungeachtet aber in den beyden Gedichten der ursprünglichen Anlage nach, je ein Ganzes gebildet hat, so daß der Verf. der Ilias und Odyssee höchst wahrscheinlich ein und derselbe Dichter ist (vrgl. Th. 1. S. 295; 2 S. 166), diese Zugeständnisse Geppert's haben Recensenten ausnehmend erfreut. Hinwiederum nimmt letzterer keinen Anstand, eine Anzahl von Interpolationen kleineren und größeren Umfangs anzuerkennen und giebt namentlich die Δολώνεια, den Schluß von Il. ω von V. 722 an, zwischen welchem und dem vorhergehenden Vers eine augenscheinliche Lücke ist, ferner Od. ω, 1 — 204 und noch Mehreres unbedenklich preis, da er es bey seiner Ueberzeugung, Homer habe nicht geschrieben, für völlig unmöglich erachtet, daß die Gedichte dem ersten Aufzeichner unverfälscht in der Form überliefert worden seyen, in welcher sie der Dichter hervorgebracht hatte. Somit bestünde zwischen ihm und Herrn Geppert eine Zusammenstimmung in den Principien, wie sie gar nicht vollständiger gedacht werden könnte. Gleichwohl muß er denjenigen Athetesen, welche Geppert zuerst und bis jetzt allein versucht, aufs entschiedenste den Krieg erklären und bey aller Achtung vor dessen Fleiß und angestrengten Bemühungen gerade den Theil des Buches als den mißlungensten in Anspruch nehmen, der Kayser'n, den früheren Recensenten Geppert's in diesen Blättern, am meisten befriedigt hat, die Verurtheilung der Odyssee von O, 193 an. Wer nun, wie der Unterzeichnete kein eigensinniger, gründlicher Ueberführung unzugänglicher Conservativer ist, wie er denn z. B. Kayser'n einräumt, daß ein Widerspruch zwischen Il. π. 72 ff. und Il. ι in Absicht auf die Gesandtschaft an Achilleus nicht wegzuschaffen ist, für den ists in unseren hyperkritischen Zeiten doppelte Pflicht, der lohnenden Aufgabe, zu vertheidigen, was mit Unrecht angefochten wird, nach Kräften sich zu widmen. Aus diesem Grunde hat Unterzeichneter, dem es unlieb ist, gerade Kayser'n widersprechen zu müssen, die von der verehrten Redaction der g. A. an ihn ergangene Aufforderung einer nochmaligen Beurtheilung des Geppert'schen Werkes nicht ablehnen zu dürfen geglaubt.

Doch bevor wir uns eindringender mit dem bezeichneten Abschnitte der Odyssee beschäftigen und Geppert's fast etwas triumphirend ausgesprochene Meynungen durch Erörterung des wahren Sachverhältnisses widerlegen, müssen wir auf eine Hauptquelle von Geppert's Athetesen hinweisen, auf ein wunderliches, ja fast abentheuerliches Mißverstehn des Dichters der Sprache nach. Wir gehören wahrlich nicht zu denjenigen Recensenten, die von einem Versehn, einem Schreibfehler u. dgl. großes Aufheben machen, und in einem Buche, das, wie das vorliegende, Fleiß und Bemühung zeigt, pedantisch jede Kleinigkeit rügen; wir wissen jenen Bibelspruch, daß, wer sich ohne Sünde fühlt, den ersten Stein aufheben solle, gar wohl auch hieher zu beziehn. Wenn sich aber das über so manche Stelle gefällte Verdammungsurtheil häufig bloß auf ein grobes Mißverständniß gründet, wenn solche Mißverständnisse, auch wenn sie für die Kritik nicht relevant sind, Gepperts Einsicht in die homerische Poesie als eine noch nicht gereifte und durchgeprüfte

dokumentiren, da wird es Pflicht des Recenſenten, vor Allem die Unſicherheit der Grundlage nachzuweiſen, auf welcher die ſprachliche ſowohl, als die äſthetiſche Kritik des Hrn. Verf. ruht. Aus einer großen Menge von Belegen heben wir nur einige der ſchlagendſten heraus.

(Fortſetzung folgt.)

Mittheilungen über Göthe ꝛc.

(Schluß.)

Im Jahre 1784 hatte das Ilmenauer Bergwerk guten Fortgang. Der neue Johannisſchacht ward zu Faſtnacht eröffnet, und Göthe'n machte es viel Vergnügen, daß nach Ueberwindung ſo mannigfaltiger Hinderniſſe auch dieſes Unternehmen ſo weit gebracht war.

„Ich bin fleißig," ſchreibt er einem Freunde, „und meine Sachen gehen gut, und obgleich übrigens unſere Verhältniſſe allerley Schwingungen unterworfen ſind, ſo ſteht doch das Oeconomicum auf einem guten Grunde, und das iſt die Hauptſache. Perſönlich bin ich glücklich. Die Geſchäfte, die Wiſſenſchaften, ein paar Freunde — das iſt der ganze Kreis meines Daſeyns, in den ich mich klüglich verſchanzt habe."

Von ſeinem praktiſchen Talent, bey allgemeiner Noth und Gefahr die zweckmäßigſten Anſtalten zu treffen, das er früher ſchon mehrmals bey Feuersbrünſten gezeigt hatte, gab er im März dieſes Jahres bey einer Waſſernoth in Jena einen glänzenden Beweis. Im Anfange des May beſchäftigten ihn die Anſtalten, das Verſchwemmte wieder herzuſtellen und den ganzen Juny hatte er dem Eiſenacher Ausſchußtag zu widmen. Nach einem Ausflug auf den Harz, wobey er den geſchickten Künſtler Kraus zum Begleiter hatte, der ihm alle Felsarten charakteriſtiſch zeichnete, hatte er im September einen Beſuch ſeines Freundes Friedrich Jakobi, der für ihn, wie für Herder und Wieland gleich genußreich war. Die alte Freundſchaft erneute und befeſtigte ſich. Jakobi ſchickt ihm hierauf alle Werke des Hemſterhuis, die ihn ſehr freuten. Nun las er auch die Ethik des Spinoza und fühlte ſich ihm ſehr nahe, obgleich deſſen Geiſt viel tiefer und reiner ſey, als der ſeinige.

Nachdem er im letzten Viertel des Jahres ſein oſteologiſches Specimen über das os intermaxillare geendigt und durch Hofrath Loder eine Ueberſetzung ins Lateiniſche hatte veranſtalten laſſen, theilt er den Aufſatz zuvörderſt Freunden mit. Er lebte um dieſe Zeit viel mit Herder, der damals mit ſeinen Ideen zu einer Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit beſchäftigt war. Herder und Frau von Stein waren ihm damals vom größten Werthe; ſie ſeyen die einzigen Capitale in Weimar, von denen er Intereſſen ziehe. Wie denn auch Herder ihm das ſchöne Zeugniß giebt, er trage ſeinen Kopf und ſein Herz immer auf der rechten Stelle und ſey in jedem Schritte ſeines Lebens ein Mann. Mit jenem oſteologiſchen Specimen gieng es ihm übrigens anfangs bey Sömmering und andern Fachgelehrten nicht gut, wodurch Göthe zu der Aeußerung veranlaßt wurde:

„Einem Gelehrten von Profeſſion traue ich zu, daß er ſeine fünf Sinne ableugnet. Es iſt ihnen ſelten um den lebendigen Begriff der Sache zu thun, ſondern um das, was man davon geſagt hat."

Im Jahre 1785 finden wir, daß Göthe nun auch die botaniſchen Studien in ſeinen Kreis zieht; aber übrigens geht der Bericht des Verf. über dieſes und das folgende Jahr ſehr in's Enge zuſammen. Göthe ſieht ſich ſchon 1785 genöthigt, Carlsbad zu beſuchen; im Jahre darauf ebenfalls. Man ſpürt immer mehr, daß ſeine Lage mit ſeinem Innern doch auf gewiſſe Weiſe im Widerſpruch ſteht, und nun begreift man recht wohl, wie er dazu kommen konnte, ſich plötzlich von allem loszureißen und ſich ganz ſeinem eigentlichen Triebe hinzugeben, wie er dieß am 3. September 1786 that, indem er ſich, wie er ſelbſt ſagt, von Carlsbad wegſtahl, ohne daß ſeine Freunde wußten oder vermutheten, daß er weiter, als auf eine kleine Excurſion ausgegangen ſey, und es erſt erfuhren, als er bereits in Italien war.

Wie bedeutend diese Reise für Göthe geworden, ist bereits aus seiner eigenen Darstellung bekannt. Hofrath Riemer giebt übrigens aus dieser einen ausführlichen Auszug von S. 208 — 308. Etwas kurz geräth der Bericht über die Jahre 1788 — 1793. Ausführlicher dagegen der über die folgenden bis zu Schiller's Tod (1805). Der Verf. legt hierbey den bereits bekannten Briefwechsel Göthe's und Schiller's zu Grunde, und sein Bestreben geht größtentheils dahin, zu zeigen, daß Schiller viel mehr durch Göthe gefördert worden sey, als dieser durch jenen. Hier aber bricht die Darstellung über Göthe's Leben ganz ab. Es folgt dagegen ein ausführlicher Abschnitt über Göthe's Schriften S. 517 — 640; und hier hat sich der Verf. wieder ein unläugbares Verdienst erworben.

Zuerst giebt er uns eine Gallerie Göthe'scher Schriften, deren Anordnung nach dem Alphabet allerdings zum Nachschlagen bequem seyn mag, aber doch den bedeutenden Nachtheil hat, daß das Einzelne, indem es nicht an seiner geschichtlichen Stelle zum Vorschein kommt, ganz abrupt dasteht. Doch der Verf. hat es uns zu wiederholten Malen eingeschärft, daß man ein Werk nehmen müsse, wie es ist, und so wollen wir uns nicht ungelehrig zeigen und uns dieses ohne Zweifel sehr belehrenden Abschnittes freuen.

Ein Schriftwerk hat, wie der Verf. treffend bemerkt, so gut eine Geschichte seines Entstehens und allmähligen Werdens, seiner Schicksale in Bezug auf Förderung oder Hemmung, auf günstige oder ungünstige Aufnahme, seiner Wirkungen, seiner Erhaltung und seines Untergangs, wie jedes andere Menschenwerk, ja wie der Mensch selbst. Diese Geschichte muß man kennen, um bey Beurtheilung eines solchen Werkes nicht bloß die Kunstregel und deren Erfüllung im Sinne zu haben, um nicht bloß zu bestimmen, wie es hätte werden sollen, werden müssen, sondern auch zu begreifen, warum es nicht so, vielmehr nur anders werden konnte. In diesem Sinne ist es, daß der Verf. über Göthe's Schriften spricht.

Am Erwünschtesten möchte es vielen Lesern seyn, wenn wir beyspielsweise etwas über den zweyten Theil von Göthe's Faust ausheben.

„Der Faust als mythische Person mußte in dem Faust des Dichters durch Genese und Epigenese den Weg einer langen und großen Umwandlung machen, und der zweyte Theil ein anderer werden, weil er auch erst gelebt werden mußte, d. h. im Fortschritt des Lebens sich erst entwickeln konnte."

„Wie es schon ein ander Ding war, bemerkt G., das Stück 1788 ausschreiben, als 1773; so war es noch mehr ein anderes nah am Ausgang des Lebens 1827 — 1831. Denn am Ende des Lebens gehen dem gefaßten Geiste Gedanken auf (XLIX, 17.), welche zu verfolgen und in Ausübung zu bringen eine Wiederholung des Lebens gar wohl werth wären. (Z. Nr. 727.). Der zweyte Theil sollte und konnte nicht so fragmentarisch seyn, als der erste. Der Verstand hat mehr Forderungen daran, als an den ersten, und in diesem Sinne mußte dem vernünftigen Leser entgegengearbeitet werden. Die Fabel mußte sich dem Idealen nähern und zuletzt darin entfalten, die Behandlung aber des Dichters eignen Weg nehmen. Es gab noch manche andere, herrliche, reale und phantastische Irrthümer, in welche der arme Mensch sich edler, würdiger, höher, als im ersten gemeinen Theile geschieht, verlieren durfte. Die Behandlung mußte aus dem Specifischen mehr in das Generische gehen, denn Specification und Varietät gehören der Jugend an."

„Tizian, der große Colorist, malte im hohen Alter diejenigen Stoffe, die er früher so concret nachzuahmen gewußt hatte, auch nur in Abstracto, z. B. den Sammet nur als Idee davon: eine Anekdote, die G. mir mehrmals mit Beziehung auf sich erzählte."

„So sind denn freylich einzelne, aber nicht gerade sehr wesentliche Partien nur angelegt und aus dem Groben gearbeitet; aber das, worauf es ankam, der Sinn und die Idee des Ganzen wird sich dem vernünftigen Leser entgegenbringen, wenn ihm auch an Uebergängen genug zu suppliren übrig bleibt. Schon lange wußte der Dichter, was und wie er es wollte und arbeitete daran nach Lust und Laune, wie ihn ein Motiv vor dem andern anzog. Nun ward aber das Ausfüllen gewisser Lücken sowohl für historische, als ästhetische Stetigkeit nöthig. Der Dichter setzte es so lange fort, bis er endlich für räthlich hielt auszurufen: Schließet den Wässerungscanal, genugsam tranken die Wiesen; und nun faßte er sich ein Herz, das geheftete Exemplar, worin Gedrucktes und Ungedrucktes in einander geschoben sind, zu versiegeln, damit er nicht etwa weiter auszuführen in Versuchung käme."

„Da steht es nun, schreibt er an einen Freund,

wie es auch gerathen sey, und wenn es noch Probleme genug enthalte und keineswegs jede Aufklärung darbiete, so werde es doch gewiß denjenigen erfreuen, der sich auf Miene, Wink und leise Hindeutung verstehe; dieser werde sogar mehr finden, als der Dichter geben konnte."

„Die Helena ist eine der ältesten Conceptionen des Dichters, ruhend auf der Puppenspiel-Ueberlieferung, daß Faust den Mephistopheles genöthigt, ihm die Helena zum Beylager heranzuschaffen. Er brachte sie schon von Frankfurt mit, und in seinen Tagebüchern ist angemerkt, daß er im Jahre 1780 den 23. und 24. März sie der Herzogin Mutter des Abends vorgelesen. Er hatte seitdem von Zeit zu Zeit daran fortgearbeitet, wie der Briefwechsel mit Schiller ausweist, oder war ihr nachgeschlichen, wie er anderswo sich in seinem Wesen abconterfeiend humoristisch schreibt: aber geschlossen konnte das Stück nicht werden, als in der Fülle der Zeiten, da es denn jetzt seine vollen 3000 Jahre spielt, von Troja's Untergang bis zur Einnahme von Missolunghi (1826). Dieses könne man also auch für eine Zeiteinheit rechnen in höherem Sinne; die Einheit des Orts und der Handlung seyen aber auch im gewöhnlichen Sinne aufs Genaueste beobachtet. Wie vielfach hatte sie sich in langen, kaum übersehbaren Jahren gestaltet und umgestaltet. Nun möge sie im Zeitmoment solidescirt endlich verharren. Ich zweifelte niemals, fährt er fort, daß die Leser, für die ich eigentlich schrieb, den Hauptsinn dieser Darstellung sogleich fassen würden. Es ist Zeit, daß der leidenschaftliche Zwiespalt zwischen Classikern und Romantikern sich endlich versöhne. Daß wir uns bilden, ist die Hauptforderung; woher wir uns bilden, wäre gleichgültig, wenn wir uns nicht an falschen Mustern zu verbilden fürchten müßten. Ist es doch eine weitere und reinere Umsicht in und über griechische und römische Literatur, der wir die Befreyung aus mönchischer Barbarey zwischen dem 15. und 16. Jahrhundert verdanken. Lernen wir nicht auf dieser hohen Stelle Alles in seinem wahren ethisch-ästhetischen Werthe schätzen, das Aelteste wie das Neueste? In solcher Hoffnung einsichtiger Theilnahme habe ich mich bey Ausarbeitung der Helena ganz gehen lassen, ohne an irgend ein Publikum, noch einen einzelnen Leser zu denken, überzeugt, daß wer das Ganze leicht ergreift und faßt, mit liebevoller Geduld sich nach und nach das Einzelne zueignen werde. Von einer Seite wird dem Philologen nichts Geheimes bleiben; er wird sich vielmehr an dem wiederbelebten Alterthum, das er schon kennt, ergötzen! von der andern Seite wird ein fühlender dasjenige durchdringen, was gemüthlich hie und da verdeckt liegt. Eleusis servat quod ostendat revisentibus! und es soll mich freuen, wenn dießmal das Geheimnißvolle zu öfterer Rückkehr den Freunden Veranlassung giebt. Die ersten Scenen des zweyten Theils vom Faust werden auf manche Weise ein frisches Licht auf Helena, die als der dritte Act des Ganzen anzusehen ist, zurückspielen. — — Da Alles, was von mir mitgetheilt worden auf Lebenserfahrung beruht, so darf ich wohl andeuten und hoffen, daß man meine Dichtungen auch wieder erleben wolle und werde. Und gewiß, jeder meiner Leser findet es an sich selbst, daß ihm von Zeit zu Zeit, bey schon im Allgemeinen bekannten Dingen, noch im Besonderen etwas Neues erfreulich aufgeht; welches dann ganz eigentlich uns angehört, indem es von einer wachsenden Bildung zeugt und uns dabey zu einem frischen Gedeihen hinleitet. Geht es uns doch mit Allem so, was irgend einen Gehalt darbietet oder hinter sich hat."

Sieht sich der Leser hierdurch über ein Werk belehrt, das auf den ersten Blick immer etwas Räthselhaftes und Fremdes haben wird, so mag an diesem Beyspiele ersehen werden, wie trefflich dieser ganze Abschnitt, der mit dem „Atelier Göthe'scher Dichtungen" schließt, worin wir mit des Dichters Vorsätzen und poetischen Anwandlungen bekannt gemacht werden, bearbeitet ist; wie denn auch der Schluß des ganzen Werkes: Göthe's Urtheile und Göthe's Tischreden recht viel Bemerkenswerthes enthält.

Kann man es nur bedauern, daß es dem Verf. nicht gefallen hat, seine zahlreichen und zum Theil neuen Mittheilungen zu einem lebendigen Ganzen zu gestalten, was ohne Zweifel mit der polemischen Richtung desselben zusammenhängt, so muß doch anerkannt werden, daß das Werk, auch wie es vorliegt, den aufmerksamen und lehrbegierigen Leser zu einer tieferen Kenntniß Göthe's anzuleiten ganz geeignet ist.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Februar.

Nro. 40. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Ueber den Ursprung der homerischen Gesänge von C. Geppert ꝛc.

(Fortsetzung.)

Il. v, 194 sagt Achilleus zu Aeneas: ἀτὰρ σὲ Ζεὺς ἐρρύσατο καὶ θεοὶ ἄλλοι. Ἀλλ' οὐ νῦν σε ῥύεσθαι ὀΐομαι· wer sollte hier ein Mißverständniß für möglich halten? Geppert S. 12 findet in V. 195 den Gedanken „er (Achilleus) glaube nicht, daß jener (Aeneas) seinen Leichnam in seine Gewalt bekommen würde." — Indem G. S. 78 von der Mährchenwelt der Odyssee spricht, läßt er in derselben die libyschen Lämmer mit Hörnern auf die Welt kommen. Aber ist denn Od. δ, 85: ἵνα τ' ἄρνες ἄφαρ κεραοὶ τελέθουσιν nicht längst schon vom Unsinn jener Auffassung befreyt und richtig dahin erklärt worden, daß in Libyen die Lämmer alsbald nach der Geburt ihre Hörner bekommen, daß deren Entwicklungsprozeß sehr schleunig vor sich geht? Ἄρνες κεραοὶ τελέθουσιν, die Lämmer sind gehörnt, ist doch wahrlich nicht anders gesagt als Il. μ, 347: Λυκίων ἀγοὶ Ζαχρηεὶς τελέθουσιν. — Unter dem Helm Athene's, der Il. ε, 744 beschrieben wird als ἑκατὸν πολίων πρυλέεσσ' ἀραρυῖα, läßt G. S. 100 auch nach Hermanns Dissert. de hyperbole mit gänzlicher Verkennung sowohl des Gebrauchs von ἀραρυῖα als der hom. Vorstellungen von der Leiblichkeit der Götter noch immer „tausend Krieger ihre Köpfe verbergen." — Den Worten Apollons Il. ω, 33 — 54 kann er S. 116 gar nicht böses genug andichten, besonders von V. 46 an. Der Dichter sagt ganz einfach: „muß doch Mancher einen noch viel geliebteren verlieren (nämlich als Achilleus in Patroklos verloren), einen leiblichen Bruder oder auch einen Sohn; dennoch aber läßt ein solcher endlich vom Weinen und Klagen ab; denn die Moeren haben dem Menschen ein duldsam Gemüth verliehn. Achilleus aber thut nicht so, sondern seine aus dem maaßlosen Jammer entspringende Wuth gegen Hektor ist unersättlich, so daß er des letzteren Leiche noch fortwährend um den Grabhügel des Freundes schleift. Daß ihm das nur nicht übel bekommt; denn er mißhandelt in seinem Grimm sogar den stummen Erdboden." Die Sprache dieser Verse ist so leicht, so natürlich, daß sie nirgends auch nur der Möglichkeit einer Mißdeutung Raum zu lassen scheint; dennoch giebt Hr. Geppert S. 116 f. den Sinn derselben folgendermassen wieder: „es könnte ja wohl auch sonst vorkommen, daß jemand einen Andern, der ihm noch lieber wäre (als Hektor dem Achill, wie es scheint? sic), ja seinen Bruder und Sohn verloren hätte; aber nachdem er ihn beklagt und beweint hätte, so ließe er von ihm ab (sic! das ist das κλαύσας καὶ ὀδυράμενος μεθέηκε); denn die Moeren hätten ja den Sinn der Menschen zur Ertragung von Leiden geschaffen; dieser aber schleifte den Hektor um das Grab und verunstaltete nur (sic) die fühllose Erde." Hat man bisher schon kaum seinen Augen getraut, so drohn sie einem völlig zu vergehn, wenn man über das so erklärte κωφὴν γὰρ δὴ γαῖαν ἀεικίζει μενεαίνων S. 117 weiter folgendes liest:

„Von dem letzten Verse aber vollends sollte man wegen seiner beyspiellosen Nüchternheit und Abstraktheit gar nicht glauben, daß ihn ein Grieche gemacht hätte. Wenn Apollo das für die Herausgabe des Leichnams anführte, daß es ja nichts als eine Handvoll Staub wäre, so begreift man nicht, was sie eben dann auch noch für den Priamus für Werth haben konnte. Damit ist auch seine Sorge für diese werthlosen Reste und die ganze

Verhandlung über die Herausgabe des Leichnams und das 24ste Buch ohne alle vernünftige Tendenz hingestellt. So wenig wußte der Autor desselben, worauf es ihm eigentlich ankam, als er es dichtete!"

So wenig weiß Hr. Geppert — er verzeihe uns die Parodie — daß κωφὴ γαῖα nicht eine Handvoll Staubs, nicht die Leiche Hektors, sondern den fühllosen Erdboden bedeutet, der durch Achilleus' Verfahren gemißhandelt, entweiht wird. — Kaum minder befremdlich ist, was wir S. 145 lesen, daß sich vom Olymp, von den Wohnungen der Götter und ihrem Verkehre daselbst in der Odyssee „nur noch eine dunkle Sage findet." Dieß wird bewiesen mit Od. ζ, 42: Οὔλυμπόνδ', ὅθι φασὶ θεῶν ἕδος ἀσφαλὲς αἰεὶ ἔμμεναι. Herr G. mußte gelesen haben, was Wolf in den Prolegg. p. LXXVII schon vor mehr als fünf und vierzig Jahren schrieb: Tironum gratia cum Meriano notandum est, illud φασιν de rebus vel certissimis usurpari in fama minime obscura, non de iis, quae a nonnullis sive paucis traduntur.

Die weißglänzende Brust einiger Krieger, welchen Agamemnon Il. λ, 100, nachdem er sie getödtet, auch die Leibröcke ausgezogen hat, soll sich nach S. 155 nicht nur nicht mit dem λάσιον κῆρ der hom. Helden, sondern auch mit den φρένες ἀμφιμέλαιναι nicht reimen. Ja sind denn die φρένες außen auf der Haut? Stehen sie dem κῆρ parallel? — S. 175 heißt es in Bezug auf Il. κ, 75, wo erzählt wird, daß Agamemnon Nestor'n gefunden εὕδῃ ἔνι μαλακῇ: „er findet ihn in einem weichen Bette neben seinem Schiffe und Zelte. Welch' eine Situation für einen Krieger? Man mag es immerhin als den Vorzug des Alters betrachten, wenn Nestor in einem weichen Bette schläft, während andre auf ihrem Lager liegen ꝛc.; warum mußte er Angesichts des ganzen Heeres diesen seltsamen Luxus treiben und sich verweichlichen?" Ich wage es kaum zu vermuthen, daß sich Hrn. G., indem er das weiche Bett Nestor's in einen Gegensatz zu dem Lager der Andern bringt, die Vorstellung unserer weichen Betten untergeschoben hat; indessen was hat ohne solche Voraussetzung Geppert's Tadel für einen Sinn? G. scheint vergessen zu haben, daß jeder Held, der nicht gerade auf dem bloßen Erdboden liegt, an den κώεσιν oder τάπησιν, die er sich unterbreiten kann, ein weiches Bett hat ohne allen Luxus. — Leider weiß Hr. G. jedes Curiosum mit einem andern zu überbieten. Des Antilochos Worte Il. ψ, 791 f. ὠμογέροντα δέ μίν φας' ἔμμεναι (sc. Ὀδυσῆα)· ἀργαλέον δὲ ποσσὶν ἐριδήσασθαι Ἀχαιοῖς, εἰ μὴ Ἀχιλλεῖ, deutet Geppert also: „man sagt, daß er im Greisenalter sich befände, und es ist überhaupt (sic) schwer für die Achäer im Wettlauf zu kämpfen, außer für Achill" (S. 180). Uebersetzt mir ein Schüler so, dann führ' ich ihm die Lehre von der Auslassung der Pronomina zu Gemüthe, vermöge deren nach ἐριδήσασθαι ein αὐτῷ oder homerisch ein οἱ zu supplirey ist, das auf Odysseus geht; aber darf denn diese Lehre auch ein Kritiker nicht kennen, der ein ziemliches Drittheil von Homer für unächt erklärt?— Nach S. 197 soll in Il. κ, 502: ῥοιζησεν δ' ἄρα, πιφαύσκων Διομήδεϊ δίῳ Odysseus schnarchen „um sich dem Diomedes verständlich zu machen und die Schlafenden oder diejenigen, die zufällig aufwachen konnten, zu täuschen." Freylich ein „komischer Nebenzug," nur Schade, daß ihn der Dichter nicht anbringt, der unter ῥοιζεῖν ein Räuspern, Husten oder Pfeifen, nur nicht ein Schnarchen versteht. — Gleich auf der folgenden Seite macht Hr. G. zur Beschreibung des Wettlaufs von Odysseus und Ajas, in der es heißt, Od. sey so flink hinter dem Ajas hergewesen, daß der Sand von dessen Fußstapfen nicht Zeit gehabt habe zusammen zu rinnen, bevor Od. hineingetreten, die feine Bemerkung: Es wäre doch höchst seltsam, wenn die Läufer nicht vielmehr nebeneinander, als dicht hintereinander gelaufen wären, wo sie sich unfehlbar Schaden thun mußten, wenn einer dem andern (??) auf die Fersen trat, wie es hier Od. beynahe mit dem Ajax macht." Gewiß! Od. wäre gern neben Ajas gelaufen, wenn er ihn nur völlig hätte einholen können; bis er dieß kann, läuft er einstweilen noch hinter ihm. Meynt etwa Herr Geppert, Od. hätte, wenn er hinter Ajas lief, wenigstens nicht auf derselben Linie mit ihm laufen sollen, sondern schräge neben ihm, so bedenkt er nicht, daß jeder Seitensprung des Od. ein Vorsprung für Ajas gewesen wäre.

In den Vorstellungen, die sich G. von Dingen des gewöhnlichen Lebens macht, ist er überhaupt so unglücklich, wie nur ein Gelehrter seyn kann, der Zeitlebens seine Studierstube nicht verlassen hat. Wir andern verstehn das ἀμβροσίην καὶ νέκταρ στάξε κατὰ ῥινῶν, was Il. τ, 39 Thetis mit der Leiche des Patroklos vornimmt, ganz einfach für ein Einträufeln des Flüssigen in die Nase, und in dem Folgenden ἵνα οἱ χρῶϊ ἔμπεδος εἴη unter χρώς nicht bloß die Haut, sondern den Leib, der durch ein innerlich angewendetes Mittel vor der Verwesung geschützt werden soll; G. läßt Thetis dem Patroklos beydes unter die Nase reiben (S. 226). Dieß drückt Homer aber Od. δ, 445 folgendermaßen aus: ἀμβροσίην ὑπὸ ῥῖνα ἑκάστῳ δῆκε φέρουσα· und damit sich Hr. Geppert kein Bedenken mache, wie denn Ambrosia, als eine Speise, in die Nase gebracht werden könne, so bitten wir ihn auf den Grundbegriff von Ambrosia und die Verschiedenheit der Formen zu achten, in denen sie sich darstellen kann; vrgl. uns. hom. Theol. S. 41 ff. — In ähnliche Noth versetzt der Dichter Hrn. Geppert S. 231, wo die Stelle Il. τ, 347 besprochen wird, in welcher Zeus Athene'n mahnt, dem Achilleus Nektar und Ambrosia in die Brust zu träufeln, damit er nicht hungere. Das sey gar nicht zu erklären, meynt G., da die Götter doch essen wie die Menschen, ihre Speise somit wie die menschliche durch den Schlund muß. Als ob das Ganze etwas Anderes als eine übernatürliche, unsichtbare Machthandlung der Göttin wäre, von der Achilleus nichts anderes als die Wirkung zu spüren braucht; den Weg, auf welchem die unsichtbare Stärkung in Achilleus' Leib gelangt, denkt sich der Dichter ohne Zweifel als den natürlichen. So bequem sich nun auch das στάζειν der Vorstellung fügt, so ist doch in beyden angeführten Fällen etwas Wunderbares im Spiel; aber gar nichts Wunderbares ist in der Art, wie Priamos in Begleitung des Idaios ins griechische Lager fährt. In Il. ω, 265 — 282, ferner 322 — 326 ist so deutlich als möglich beschrieben, daß zwey Wagen bespannt werden, ein vierrädriger zum Transport der ἄποινα mit Maulthieren, die Idaios lenkt, dann ein gewöhnlicher mit Pferden für Priamos, von diesem selbst geführt. Aus diesen beyden Wagen macht Hr. Geppert einen einzigen, und findet es dann ganz eigenthümlich (S. 263), daß sie Pferde und Maulesel zusammenspannen, ja daß beyderley Thiere je besonders die Pferde von Priamos, die Maulesel von Idaios gelenkt werden, und kann gar nicht begreifen (S. 265), daß Hektors Leiche, die doch auf den Wagen gehoben worden sey, V. 697 von den Maulthieren getragen werde (ἡμίονοι δὲ νέκυν φέρον)! So wisse man nicht, ob sie auf dem Rücken der Thiere oder auf dem Wagen liege. Doch wir verzeihen Herrn Geppert dieß Alles gern; die Verstöße sind arg, betreffen aber, verhältnißmäßig nur Kleinigkeiten. Aber das verzeihen wir ihm nicht, daß er in Betreff der Verse ω, 486 ff.

Μνῆσαι πατρὸς σοῖο, θεοῖς ἐπιείκελ' Ἀχιλλεῦ,
τηλίκου, ὥσπερ ἐγών, ὀλοῷ ἐπὶ γήραος οὐδῷ κ. τ. ἑ.

daß er hinsichtlich dieser Verse, die Jedem, der Homer mit Empfindung liest, das innerste Herz bewegen, zu sagen wagt S. 264: „statt dessen (was nämlich Priamus eigentlich hätte thun sollen) erinnert er ihn nur an Peleus!" Wir verzeihen ihm auch nicht, daß er den weltberühmten Vers Il. μ, 243: εἷς οἰωνὸς ἄριστος ἀμύνεσθαι περὶ πάτρης, mit dessen Erklärung unsere Leser zu behelligen fast beleidigend wäre, nicht anders zu übersetzen weiß, als wie folgt: „Ein Glücksvogel ist mehr als genug, um das Vaterland zu vertheidigen," endlich daß er von „einer Schuld Hektors, von einem schönen Irrthum seines edeln Herzens spricht, indem er Ansprüche, die mit dem Schwert gemacht wurden, nun mit dem Schwert zurückweisen wolle und sich lieber zum Tode als zur Demüthigung unter die Uebermacht entschließe" (S. 273). Wer also spricht, der hat die Ilias nicht verstanden, und wäre er mit der Gelehrsamkeit aller Philologen der Welt ausgerüstet.

Gerne brechen wir ab, mit dieser zur Charakteristik des vorliegenden Buches unentbehrlichen, jedoch zu keiner wissenschaftlichen Ausbeute führenden Relation, um uns einer lohnenderen Aufgabe zu widmen, der Aufgabe, in der zweyten Hälfte der Odyssee Plan und Ordnung, Steigerung und Entwicklung nachzuweisen, wo Geppert nach Th. 1. S. 433. von dem Allen nicht das mindeste gewahrt.

Es ist uns zwar unmöglich, die zersplitterte Darstellung Gepperts, der die Handlung des Gedichts nicht in ihrem Zusammenhange verfolgt, sondern je nach den einzelnen Charakteren beurtheilt, in ihrem Detail zu berücksichtigen; dazu wäre ein Buch erforderlich; doch werden wir die von ihm am heftigsten angefochtenen Stellen, besonders die mit wahrer Verachtung behandelten Bücher XX und XXII in möglichst genaue Erwägung ziehn.

Ein böses Omen für Geppert ist es, daß er seine Ausstellungen an dem von ihm verworfenen Theile der Odyssee (von o, 193 an) sogleich mit einem Schnitzer beginnt, indem er S. 325 Telemachs Anrede an Peisistratos: πῶς κέν μοι ὑποσχόμενος τελέσειας μῦθον ἐμόν; durchaus nur auf ein früher schon gegebenes Versprechen beziehen zu können meynt, während die Worte doch nur besagen: möchtest du wohl meine Rede erfüllen, wenn du mir das jetzt versprochen haben wirst, d. i., möchtest du mir wohl meiner Rede Gewährung verheißen? Wenige Verse nachher, V. 199, macht er einen zweyten Schnitzer, indem er aus μή με παρὲξ ἄγε νῆα schließen zu können wähnt, als gehe in Widerspruch mit der Beschreibung des Weges in den ersten Büchern, wo Telemach vom Landungsplatze nach Pylos, von Pylos, ohne vorher an seinem Schiffe wieder vorbeyzukommen, nach Pherä und Sparta geht, der Rückweg von dorther nach Pylos an dem Schiffe vorüber. G. übersieht, daß die Reisenden nach V. 205 an einen Punkt gekommen sind, wo sich die Straße theilt, und links ein Fahrweg zur Stadt, rechts oder gerade aus ein zweyter, an das Meeresufer führt. Indem also Telemach auf jenem Scheidepunkte sagt: fahre mich nicht an meinem Schiffe vorbey, so ist das eine in allen Sprachen übliche Breviloquenz für: fahre mich nicht an dem Wege vorbey, der zu meinem Schiffe führt; und von einem Widerspruch ist keine Spur vorhanden.

Telemach kehrt also nicht mehr in Nestor's Haus zurück, sondern geht, nachdem er vorher den Seher Theoklymenos an Bord genommen, von dessen Wichtigkeit für die weitere Handlung nachher geredet werden soll, unverweilt in die See. Unterdessen, von o, 301 an, ist Odysseus bey Eumaios, und führt mit diesem bis 495 ein nach Geppert (S. 298 f. 433) durchaus unnützes, nach unserm Dafürhalten zur Entfaltung der Charakteristik des Schweinhirten, den Od. nach des Dichters Angabe V. 304 auf die Probe stellt, ferner zur Darlegung der Geschichte des würdigen Mannes durchaus nothwendiges Gespräch, in welchem Hr. Geppert leider so manches wiederum nicht versteht, z. B. das ὡς ἄρα τυτθὸς ἐών V. 381, das in Eumaios Rede nicht begründet seyn soll, und sich doch so augenscheinlich auf V. 363 — 365 zurück bezieht. Wie viel würden wir von Eumaios nicht wissen, wenn von ihm bloß im Allgemeinen als von einem treuen Knechte, etwa wie von Philoitios geredet würde, nicht aber als von einem edlen Blute fürstlicher Abkunft, von einem geraubten Kinde, das in Laertes' Haus ein zweytes Vaterhaus und älterliche Liebe gefunden! Und dennoch meynt G., die Erzählung von Eumaios' Schicksalen stehe mit seiner Anhänglichkeit an das Haus und die Person des Od. in keinem Zusammenhang.

Am Morgen nach dieser Erzählungsnacht landet Telemach, der um den auflauernden Freyern zu entgehen die Insel westlich umfahren hat, an deren Nordseite. Nunmehr ist es Aufgabe des Dichters, ihn mit seinem Vater zusammen zu führen. Die Lösung derselben ist schon o, 36 angebahnt durch Athene's Gebot, vor allen Dingen nach der Heimkehr in Eumaios' Wohnung zu gehn. Dazu schickt er sich an, wohlgemerkt, ohne den Gefährten, die den Weg zur Stadt vollends im Schiffe zurücklegen, einen Auftrag an die Mutter zu geben. Jetzt fragt Theoklymenos, wohin er sich begeben solle. Telemach weist ihn zuerst an Eurymachos, endet aber seine Rede mit dem ominösen Worte: εἴ κέ σφι πρὸ γάμοιο τελευτήσει κακὸν ἦμαρ sc. Ζεύς (524). Indem dasselbe durch den Flug eines δεξιὸς ὄρνις bekräftigt wird, findet Theoklymenos Gelegenheit, die Bedeutung seiner Person für die Handlung zu bewähren.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Februar.

Nro. 41. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Ueber den Ursprung der Homerischen Gesänge von C. E. Geppert, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Es ist nämlich dieselbe mit einer Reihe von Zeichen aller Art begleitet, die, günstig für das Königshaus, ungünstig für die Freyer, zum Theil des kundigen Auslegers bedürfen, um jenem tröstend das Heil, diesen mit vergeblicher und darum uns nur um so mehr ergreifender Warnung, das Verderben vorzubedeuten. Dankbar für das tröstliche Wort, das ihm Theoklymenos prophetisch gesprochen, versorgt ihn jetzt Telemach sogleich bey Peiraios und macht sich auf den Weg in die Wohnung des Schweinhirten. Hr. Geppert sagt S. 327, man könne diese Stelle nicht lesen, ohne sich über den Unverstand des Dichters fast zu erzürnen, besonders weil er seinen Gast an Eurymachos, seinen bösartigsten Feind, weise, (als ob derselbe darum aller Ausübung der Gastfreundschaft unfähig wäre!) und weil er gleich nachher seine Meynung ohne alle Entschuldigung und Begründung wieder ändere.

Telemach trifft bey Eumaios ein (Od. π,), und herzlichst in Gegenwart des Fremdlings von jenem bewillkommt, fragt er noch auf dem Vorplatze sogleich nach seiner Mutter und ob sie noch in seinem Hause sey. Auf des Dieners bejahende Antwort tritt er ins Zimmer, und sein Vater, der Bettler-Rolle getreu, will ihm respectvoll Platz machen, was aber Telemach mit Leutseligkeit verhindert. Wahrlich der Dichter, der im allerersten Zusammentreffen des unerkannten Helden mit seinem Sohne diesen Zug anzubringen wußte, war mit nichten der alberne Tropf, zu den ihn G. in der Regel stempeln will. Natürlich fragt Telemach, wer der Fremde sey. Als ihm Eumaios denselben zur gastlichen Bewirthung empfiehlt, giebt er durch seine verlegene Antwort, daß er ihn vor dem Uebermuth der Freyer nicht schützen könne, dem Odysseus Gelegenheit zur prüfenden Frage, ob er sich denn derselben nicht zu entledigen vermöge, und, indem er das verneinen muß, ein Bekenntniß seiner Hülflosigkeit, das unmittelbar der Scene vorhergeht, in welcher ihm durch Wiedervereinigung mit dem Vater Heil und Rettung in Aussicht gestellt werden soll. Indem er nämlich sein ferneres Schicksal den Göttern anheimstellt, läßt ihn der Dichter für jetzt den Eumaios zwar, weil er die Scenen spart, nicht zu Laertes, wohl aber zu seiner Mutter abordnen, und motivirt dadurch sein Alleinseyn mit dem Vater, so daß diese Sendung nicht wie G. S. 433 will, nutzlos, sondern nothwendig und in der oben berührten Nichtabordnung der Gefährten schon vorausbedacht ist.

Kaum ist Telemach mit Od. allein, so erscheint Athene, von ersterem nicht gesehen, an der Thüre, und ermöglicht durch Verwandlung des bisherigen Bettlers in den stattlichen Helden, der er eigentlich ist, des Vaters Anerkennung vom Sohn, der im Wunder die Gewähr für Odysseus' Behauptungen hat. Daß Telemach, den der Dichter gar nicht als leichtgläubig schildert, durch des Odysseus wiederholte Berufung auf die Gottheit, durch dessen Reden und Benehmen endlich überzeugt wird, kann nur Hrn. Gepperts Hyperkrisie S. 300 unpoetisch und unglaublich finden. Hielt Telemach Odysseus nachdrückliches Wort V. 204: οὐ μὲν γάρ τοι ἔτ' ἄλλος ἐλεύσεται ἐνδάδ' Ὀδυσσεύς mit Allem was er sah, und warum nicht auch fühlte? zusam-

men, so war eine weitere Beglaubigung, dergleichen wir unten mehrere finden werden, unnöthig, ja störend. Die Rührung des endlichen Wiedersehns unterbricht Telemach mit der Frage, wie denn der Vater zurückgekommen sey, und erhält auch den vorläufig nöthigsten Bescheid; aber sogleich kommt Odysseus auf den Racheplan zu sprechen, den G. S. 304 freylich sonderbar findet. Sonderbar lautet die Sache in Geppert's Darstellung allerdings, aber erst in Folge des ungetreuen Referats und eines groben Mißverständnisses. Odysseus fragt vor Allem nach der Zahl der Freyer, um bemessen zu können, ob diese allein zu bestehen möglich, oder ob anderweitige Hülfe nöthig sey. Betroffen über des Vaters Wagniß giebt Telemach zwar die Zahl der Freyer an (auf deren Zählung durch G. wir der Raumersparniß wegen nicht eingehn), heißt ihn aber dringend auf Beystand sinnen. Gerade dieß läßt Geppert aus, und nun kommt freylich Odysseus' Antwort, der den Sohn erwägen heißt, ob Athene sammt Vater Zeus ihnen genügen werde oder ob sonst auf einen Helfer zu denken sey, etwas wunderlich heraus. Was ist aber seltsam und wunderlich, wenn Od. dem Sohn auf dessen Verlangen nach Helfern Zeus und Athene nennt, und wenn Telemach, der eben eine Probe der Wundermacht und Huld Athene's mit Augen gesehn, auch wirklich Zuversicht faßt und dieselbe ausdrückt mit dem Zusatze, daß diese Gottheiten auch sonst unter Menschen und Göttern die gewaltigsten seyen? Aber eben dieses ὥτε καὶ ἄλλοις ἀνδράσι τε κρατίουσι καὶ ἀθανάτοισι θεοῖσιν mißdeutet Hr. G., indem er κρατεῖν mit dem Dativ des Plurals, was nach Od. λ. 485 der Erste seyn unter einer Menge bedeutet, übersetzt mit beherrschen, und in Bezug auf die hier ausgedrückte Stellung Athene's in der Götterwelt das proximos illi tamen occupavit Pallas honores so völlig vergessen hat, daß wir ihn abermal bitten müssen, unsere hom. Theol. S. 100 ff. nachzuschlagen, so wie über jenen Dativus unsere Anmerkung zu Il. β. 285 oder auch nur Od. α, 71. — Was nun folgt, ist für die weitere Entwicklung der Handlung gerade das Allerwichtigste. Denn nachdem Od. dem Sohne die Weisung ertheilt hat, morgen frühe zur Stadt zu gehn, während er später nachkommen wolle, dort aber im Hause die Mißhandlungen, welche die Freyer an ihm dem Vater verüben würden, geduldig mit anzusehen, und sie nur mit Warnungen und Abmahnungen zu begütigen, spricht er in V. 279. 280 (denn V. 281—298 sind längst mit Recht athetesirt) das Thema der epischen Handlung bis zum Bogenschuß in den Worten aus: οἳ δέ τοι οὔτι πείσονται· δὴ γάρ σφι παρίσταται αἴσιμον ἦμαρ. Denn das ists, wie wir sehen werden, was im Folgenden geschieht: alle Warnungen, von Menschen an sie gewendet, fruchten nichts mehr, sondern steigern nur ihren Frevel, weil ihr Maaß bereits voll ist, weil die Göttin, um die Strafe der Unthaten desto schrecklicher herbeyzuführen, die Lust am Bösen in ihnen jetzt selbst noch erhöht. Dieß übersieht Hr. Geppert so gut als die Angemessenheit der formellen Mittel, durch welche der Dichter die Haupthandlung der Odyssee, welche Telemachs Reise und Wiederkehr in sich begreift, in der Art zum Abschlusse bringt, daß innerhalb derselben die Fäden der folgenden, d. h. der Einleitung und des Vollzugs der Rache, bereits angelegt sind. Wenn wir nämlich erwägen, daß Telemach auf den nach obigem Verse folgenden Vorschlag seines Vaters, die Gesinnungen der Mägde und der auf dem Lande zerstreuten Knechte zu erforschen, hinsichtlich letzterer nicht eingeht, offenbar, um die Handlung auf Odysseus' Haus zu concentriren, daß inzwischen die Freyer sowohl als Penelope von der Rettung Telemachs aus den Händen der Mordgesellen unterrichtet werden, daß sich hieran ganz ungezwungen der Bericht schließt, was sowohl die Freyer als Penelope in Folge dieses Ereignisses gethan haben, daß endlich Eumaios auf seinem Heimwege von Penelope dem Telemach das Einlaufen der navis insidiatrix berichtet, so werden wir gestehen müssen, daß der Dichter die Geschichte von der Reise Telemachs zwar mit epischer Retardation bis in ihre letzten Nachwirkungen verfolgt, aber, indem er unterdessen die Möglichkeit eines Racheplans angedeutet und die allgemeinen Vorbedingungen des Vollzugs desselben, Geduld und Verschwiegenheit ausgesprochen hat, die folgenden Hauptereignisse künstlerisch vorbereitet und in jenen Abschluß einen neuen Anfang wirkungsvoll verwebt.

Es laufen nämlich jetzt im 17. Buche die Fäden der Haupthandlung in Odysseus' Hause zusammen, wohin sich Telemach am folgenden Morgen begiebt, nachdem er zuvor mit Eumaios von Odysseus zur Wahrung des Geheimnisses absichtlich recht wie von einem Bettler gesprochen hat, eine Sprache, auf welche der Vater eingeht (ρ, 1 — 25). Daß nun Telemach nach dem Willkomm seiner Mutter auf ihre Fragen nicht sogleich den Reisebericht abstattet, sondern erst den Theoklymenos herbeyholt, findet G. S. 330 f. abermal seltsam und unnatürlich. Allein er bedenkt nicht, daß erstlich in Telemachs μή μοι γόον ὄρνυθι etc. für Penelope'n schon die Andeutung liegt, daß er von der Reise selbst nicht viel Tröstliches zu berichten habe, daß zweytens seine Mahnung an die Mutter, jetzt um Rache zu beten, mit dem bereits gefaßten Racheplan vollkommen conform ist, und daß endlich sein Reisebericht (den G. sehr unverständig tadelt, indem, was Telemach aus Menelaos Bescheid Od. δ, wiederholt, für die Mutter gerade das Hauptresultat seiner Reise enthält) eben dadurch erst bedeutsam und wichtig wird, daß Theoklymenos seiner oben berührten Bestimmung gemäß die in demselben gegebene dunkle Kunde von Odysseus in die bestimmteste Vorhersagung seiner baldigen Wiederkunft umsetzt. Penelope'n fällt die Kürze der ersten Antwort ihres Sohnes freylich auf, und sie fühlt sich, als er mit Theoklymenos wiederkehrt, fast beleidigt; was aber Penelope'n befremdlich dünken mußte, darf es dem Hörer, dem Leser nicht seyn, der mit im Geheimnisse ist.

Die Freyer bereiten inzwischen das Mahl, während dessen Odysseus zuerst unter sie treten sollte (166 — 182). Denn dieser wird jetzt von Eumaios als rechter, wahrer Bettler (vrgl. 201 ff.) zur Stadt geführt, und nun beginnt die Reihe der Unbilden, welche in der epischen Handlung die doppelte Bedeutung haben, gegenüber der Mannhaftigkeit des Königs in den Abentheuern auch seinen starken Muth in der Selbstverleugnung zu erproben, zweytens die Bösartigkeit der Freyer, die bisher bloß in allgemeiner Darstellung ihres Usurpationsplanes geschildert war, nunmehr auch in einzelnen Handlungen und Atrocitäten zu enthüllen, welche, indem sie vor unsern Augen, und nicht mehr bloß am Hause, sondern am Hausherrn und König geschehen, das schreckliche Gericht zwar nicht erst herbeyführen, denn dieß ist schon früher von ihnen verwirkt worden, wohl aber die Gerechtigkeit desselben vor dem Vollzuge noch einmal anschaulichst ins Licht stellen. Von diesem Allen hat H. Geppert keine Ahnung. Während der Dichter, sey er wer er wolle, allerorten darauf hindeutet, daß der König sich bezwungen, dem Ingrimm geboten, das Herz, das ihm in seinem Busen bellt, zur Ruhe gescholten habe (υ, 16 f.), meynt Hr. Geppert gerade umgekehrt, er habe als unberufener Sittenrichter verdient, von den Freyern zur Thüre hinaus geworfen zu werden (S. 311). Während der Dichter mit unvergleichlicher Wahrheit einen Bettler hat schildern wollen, der eben kein Bettler sondern der heimgekehrte, die höhnenden Bösewichter zu gerechter Strafe vollbereitende König ist, und diese Absicht in Allem was er den Bettler Weises reden und Kräftiges thun läßt, aufs deutlichste verräth, findet Hr. G. den Bettler nicht bettelhaft, nicht unterwürfig genug, sondern anmassend, zudringlich und schwatzhaft. Dagegen sind ihm die Freyer, deren vor der Bestrafung auf die Spitze sich treibende Bösartigkeit nach des Dichters Absicht just in der Mißhandlung des Bettlers, in der Pöbelhaftigkeit ihres Höhnens eklatant werden soll, nicht artig, nicht manierlich genug (z. B. S. 363); und umgekehrt, wenn sich in Manchem nach einer schnöden That der Hauptfrevler das Gewissen regt, wenn die dem homerischen Alterthum so nahe liegende Aeußerung laut wird, es wäre ja möglich, daß der Fremdling ein verhüllter Gott sey (ρ, 482 ff.) (doch wir irren; dieß εἰ δή πού τις ἐπουράνιος θεός ἐστιν übersetzt G. S. 362: „wenn anders ein Gott im Himmel ist!) *), so sind sie wieder zu fromm, so stellen sie Betrachtungen über ein gottgefälliges und stilles Leben an (S. 361 f.). Seltsam, wahrlich sehr seltsam!

Die Reihe der Unbilden beginnt unterwegs schon Melanthios, für welchen unter dem Freyer-

*) Und knüpft doch das folgende in der Form an: Denn die Götter verwandeln sich öfters in Fremdlinge ꝛc.

haufen, weil er hier nicht in den Vordergrund treten kann, kein schicklicher Ort ist. Nach dieser Scene tritt Od. vor sein Haus, und an der Hofthüre erkennt ihn sein treuer Hund. So sehr hat sich nun selbst Hr. G. nicht an Homer zu versündigen gewagt, daß er ihm auch diese Stelle abgesprochen hätte; siehe S. 303 f. Allein, fragen wir, gewinnt diese Stelle ihre Herrlichkeit nicht vollständig erst dadurch, daß sie mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden in Contrast zu stehen kommt, daß die Treue des Thieres die Schlechtigkeit der Menschen hervorhebt? War sie ursprünglich außer irgend einem oder für einen andern Zusammenhang gedichtet? Ist jenes denkbar, dieses wahrscheinlich, da ja dann angenommen werden müßte, daß das Meisterwerk des ächten Homers von dem angeblichen Pfuschwerk elender Nachahmer verdrängt worden sey? Hr. G. beantworte sich diese Fragen selbst; wir begleiten den König im Bettlergewand in sein Haus, wo er sogleich von Telemach mit Speise versehen und zu weiterem Betteln aufgefordert wird. Er ißt so lange, als Phemios das Mahl der Freyer mit seinen Liedern erheitert. Wie er das ihm von Telemach Gereichte verzehrt hat, ist gerade auch des Sängers Lied zu Ende (dieses zufällige Zusammentreffen bringt Hr. G. mit einem Scholiasten erst in das Verhältniß von Ursache und Wirkung, um es nachher mehr als lächerlich zu finden! S. 309), und nun kann Athene den Helden selbst zum Betteln d. i. zur Prüfung der Gemüthsart seiner Feinde veranlassen, welche jedoch, dem oben ausgesprochenen Thema dieser Gesänge gemäß, nicht mehr zu retten sind (V. 364: *ἀλλ' οὐδ' ὡς τιν' ἔμελλ' ἀπαλεξήσειν κακότητος*). In Folge dieses Bettelns ereignet sich nunmehr der höhnende Wurf des Antinoos nach Odysseus, und ausdrücklich wird V. 488 erwähnt, daß jener auf keine Mahnungen der Bessergesinnten geachtet habe, und wiederum in Folge dieses Wurfes, durch den Penelope, welche davon unter ihren Dienerinnen hört, zum ersten Mal auf den Bettler aufmerksam und durch Eumaios Bericht ihn zu sprechen begierig wird, bereitet sich jenes nächtliche Gespräch des Gatten mit der Gattin, die Scene mit Eurykleia vor. Wie sich im Obigen die kunstgerechte Mantik durch Theoklymenos für die Bedrängten tröstlich erwiesen, so jetzt im Verlaufe der Gespräche die natürliche durch das Niesen des Telemach (541).

Die Nacht ist aber noch nicht hereingebrochen, und der Dichter benützt die Zwischenzeit, um den Freyern in Odysseus nicht mehr bloß einen merkwürdigen Bettler, sondern auch einen kampfkundigen, handfesten Mann zu zeigen, der selbst in seiner Gestalt, wovon weiter unten das Nähere, nichts Gewöhnliches verräth (σ, 74). Darum folgt der Kampf mit Iros, für den Helden, der sonst vor Troja, jetzt mit einem Elenden ficht, eine Probe der Kraft und der Selbstverläugnung zugleich. Geppert erkennt S. 311 diese Stelle für homerisch an, um so weniger aber die sich aus dem Sieg entwickelnden Folgen. Außer der *κληδών*, welche conform mit den früheren Zeichen dem erfreuten Helden in den Glückwünschen der Freyer zu Theil wird (113), veranlaßt dieser Sieg Odysseus' weise Warnungsrede an den Besten der Freyer, an Amphinomos, einen der tiefsten, theologisch wichtigsten Stellen im ganzen Homer (vergl. hom. Theol. S. 288), von der jedoch G. S. 313 sagt, „daß sie durch Armseligkeit der Gedanken (sic) und die Kompilation von sonst vorkommenden Versen die gute Wirkung vernichte, welche der Gegenstand selbst machen könnte." In Folge derselben steigt, für den Leser so ergreifend, in Amphinomos die erste böse Ahnung auf, jedoch abermals nur als Vorgefühl, nicht als Abwendungsmittel der Rache (153 ff.). Jener Kampf bietet ferner die Möglichkeit dar, den nunmehr folgenden Gang Penelope's zu den Freyern mit der Nothwendigkeit einer Warnung ihres Sohnes vor Vernachlässigung der Pflichten des *ξεινοδόκος* decent zu motiviren.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. März.

Nro. 42. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Ueber den Ursprung der Homerischen Gesänge von C. E. Geppert ꝛc.

(Fortsetzung.)

Hr. G. weiß dieser Stelle nicht Böses genug nachzusagen (S. 339 fl.); wir fassen die Sache so. Für Penelope'n kommt der Entschluß zu diesem Schritte freylich ganz unvermittelt und ist ihr selbst nicht erklärlich; daher ihre Verlegenheit ihn zu gestehen, über welche sie sich durch jenes unvergleichliche, ganz der Natur abgelauschte ἀχρεῖον γελᾶν (164) hinwegzuhelfen sucht; aber er liegt in Athene's Plan, die ihr ihn eingiebt (158), indem sie die Klugheit der Königin, welche den schuldigen Tribut der Werbe-Geschenke von den Freyern mit höchstem Anstand indirekt zu fordern weiß, vor Sohn und Gemahl in helles Licht stellen, die Gattin als der Klugheit des Gatten ebenbürtig erweisen will, eine Absicht, die sie vollkommen erreicht; V. 281: γήθησεν δὲ πολύτλας δῖος Ὀδυσσεὺς οὕνεκα τῶν μὲν δῶρα παρέλκετο, θέλγε δὲ θυμὸν μειλιχίοις ἐπέεσσι· νόος δέ οἱ ἄλλα μενοίνα. Geppert, der hierin eine gemeine Brandschatzung findet, mag sich mit den Sitten und Ansichten der Heroenwelt auseinander setzen.

Inzwischen hat der Kampf mit Iros die Stellung des Od. unter den Freyern wesentlich modificirt. Wenn sie jetzt an ihm sündigen, so sündigen sie nicht mehr bloß an einem hülfsbedürftigen Bettler, sondern an einem Mann, der sich in braver That und weiser Rede bewährt hat, dem in keiner Beziehung eine Schwachheit anzumerken ist. Wenn daher nunmehr die undankbare Melantho, wenn die Freyer auf Athene's Antrieb, die wie vorher für Penelope's Ruhm so jetzt für Entwicklung der Rache geschäftig ist (346 ff.), aufs neue an ihm freveln, so sind das nicht leere Wiederholungen früherer Scenen, sondern es haben die bösen Thaten durch ihre Stellung im Ganzen für den Leser einen noch bösartigeren Charakter gewonnen.

Nach dem Beschlusse dieses Tages und nach Entfernung der Freyer bleibt Od. τ, 1 ff. der Held allein im Saale zurück, nicht jedoch, wie G. S. 106 das σὺν Ἀθήνῃ grundfalsch beziehend meynt, um mit Athene über das Verderben der Freyer nachzusinnen, sondern μόνος μερμηρίζων μνηστῆρσι φόνον σὺν Ἀθήνῃ μέλλοντα τελεσθῆναι. Alsbald trägt er mit Telemach die Waffen aus dem Männersaal, und hiezu leuchtet Athene, χρύσεον λύχνον ἔχουσα (34), worüber Geppert aus Unkunde der homerischen Vorstellungen S. 106 f. die unnützesten Bedenken erhebt. Die Göttin und der Leuchter, beyde sind unsichtbar, wie Il. β, 446 ff. dieselbe Göttin und deren Aegis, werden aber, wie dort, an ihrer Wirkung, hier an der Helle erkannt. Weil dem Dichter die Gottheiten ein Licht nicht selber ausstrahlen, so macht er uns die Vorstellung der Sache gerade dadurch bequem, daß er ihr in dem λύχνος ein Vehikel des Leuchtens in die Hand giebt. Nach vollbrachtem Geschäfte geht Telemach zu Bette und es tritt mit ihren Dienerinnen endlich Penelope in den Saal. In jener Melantho steigert sich die Petulanz, weil sie schnöde Reden, von Od. ruhig und mahnend erwiedert, in Penelope's Gegenwart wagt; für den Helden aber hebt eine neue Probe seiner Selbstverleugnung, schwieriger noch, denn die vorigen, an, was der Dichter gar deutlich verräth in V. 208 ff.: ὣς τῆς τήκετο καλὰ παρῄϊα δακρυχεούσης, κλαιούσης

ἐὸν ἄνδρα παρήμενον. Αὐτὰρ Ὀδυσσεὺς θυμῷ μὲν γοόωσαν ἐὴν ἐλέαιρε γυναῖκα, ὀφθαλμοὶ δ' ὡσεὶ κέρα ἕστασαν ἠὲ σίδηρος ἀτρέμας ἐν βλεφάροισι· δόλῳ δ' ὅγε δάκρυα κεῦθεν. Nun entwickelt sich Alles in strengster Folge Punct für Punct. Das Gespräch beginnt V. 103 ff.; im Verlaufe desselben stellt Penelope die prüfende, d. i. abermals dem Gatten ihre Vorsicht bewährende Frage, wie Odysseus zur Zeit, als ihn der angebliche Kretenser beherbergt haben will, gekleidet war. In Folge der richtigen Antwort faßt Penelope zwar Zutrauen zu dem Bettler, glaubt aber an des Gatten Wiederkehr dessen ungeachtet nicht (253 — 260). Dieß ruft noch näher detaillirte Angaben über Odysseus' Heimkunft hervor, die feyerlich beschworen werden. Nun bleibt zwar Penelope's Mißtrauen unbesiegbar, doch widmet sie dem Bettler alle gastliche Sorgfalt und will ihm ein Fußbad bereiten lassen. Hiedurch wird die Erkennungsscene mit Eurykleia motivirt. Denn was für den Bettler und Penelope'n an sich natürlich ist, das Geschäft des Waschens nur dem erfahrungsreichen, darum dem Spott abholden Alter anzuvertrauen (vrgl. V. 373), benützt der Dichter, um den Odysseus, der jedoch durchaus keine Erkennung beabsichtigt, mit Eurykleia in Berührung zu bringen. Diese findet zwischen dem Bettler und ihrem abwesenden Gebieter eine wunderbare Aehnlichkeit *), und erkennt die Narbe. Nunmehr Contrast der Geistesgegenwart des Odysseus mit Penelope's durch Athene'n vermittelter Geistesabwesenheit, ein Contrast, von welchem G. so gar nichts ahnet, daß er meynt, die Scene sey nicht gut angelegt und es wäre natürlicher gewesen, Penelope'n, wenn es an's Fußwaschen gieng, zu entfernen (p. 435), während doch gar nichts vernünftiger ist, als daß Penelope mittlerweile in tiefes Sinnen verloren sitzt, und gerade die Hauptpointe der Erkennungsscene darin liegt, daß sie in Penelope's Gegenwart statt findet, ohne von dieser bemerkt zu werden. Odysseus' Besonnenheit verhütet unter Athene's Mitwirkung jede jetzt noch durchaus unzeitige Erkennung; die Waschung wird vollzogen; das Gespräch mit Penelope beginnt wieder, und mittelst neuer Einwebung eines günstigen Vorzeichens folgt die Erzählung von Penelope's Traum, der sich selbst deutet. Weil aber Penelope demselben abermal Glauben versagt, so spricht sie gegen den Fremdling ihren Entschluß aus, morgendes Tages jenen entscheidenden Bogenschuß zu veranstalten. In diesem Augenblick hat Odysseus das Wie der Rache gefunden, von deren Art früher durchaus keine Andeutung gegeben ist, nur daß schon für alle Fälle den Freyern die Waffen aus den Händen geräumt worden sind. Was für Penelope'n von ihrem Standpunkt aus entscheidend werden soll, das wird es auch für ihn von dem seinigem aus; jetzt kann er sagen V. 585: πρὶν γάρ τοι πολύμητις ἐλεύσεται ἐνθάδ' Ὀδυσσεύς, πρὶν τούτους τόδε τόξον ἐΰξοον ἀμφαφόωντας νευρήν τ' ἐν τανύσαι διοϊστεῦσαί τε σιδήρου. Auch von diesem Incidenzpunkt ahnet Hr. G. nicht das Mindeste.

Nun sind wir am 20sten, von G. S. 437 für ganz überflüßig erklärten, d. h. total mißverstandenen Buche, von dem wir unsererseits behaupten, daß es nicht nur mit der Handlung in der nothwendigsten Verbindung steht, sondern gerade in den von G. am ärgsten mitgenommenen Partieen theilweise die effektvollste Poesie enthält.

Zuvörderst berichtet der Dichter die nächsten Ereignisse der Nacht. Die Mägde verlassen unter Scherzen und Lachen den Männersaal. Odysseus', der Alles mit anhören muß, bezwingt den furchtbar in seinem Herzen kochenden Ingrimm mit Heldenstärke von Neuem; aber es wandelt ihn zu schönem, wirkungsvollem Contraste die natürliche Schwäche der Sorgen an, wie der nunmehr gefaßte Plan des Freyermords am folgenden Tage vollführt, wie der Blutrache könne entgangen werden. Da naht

*) Ueber diesen in der Composition des letzten Theiles der Odyssee eigentlich allein auffallenden Punct entsinn' ich mich bey G. keines Wortes. Der Bettler wird nicht wieder ausdrücklich in den Odysseus zurück verwandelt, sondern bekommt dessen wirkliche Gestalt man möchte fast sagen allmählich wieder. Vrgl. Od. Ψ, 94, 95, wo es von Penelope nur heißt: ἄλλοτε δ' ἀγνώσασκε, κακὰ χροΐ εἵματ' ἔχοντα. Il. 156 wird Od. von Athene nur verschönt, nicht zurück verwandelt.

ihm Athene und verweist ihn mit den nachdrücklichsten Worten auf ihren eigenen Beystand. Sie hat ihm kaum beruhigenden Schlaf gesendet, da erwacht seine Gattin auf ihrem kummervollen Lager und betet („ganz aus dem Stegreife“ G. S. 344) jenes hymnusartige Gebet, in welchem sie von Artemis' Pfeilen getroffen, oder von einer Windsbraut entführt zu werden wünscht, wie die Töchter des Pandareos, deren Geschichte sie, Gepperten zu grossem Aergerniß, mit derselben Berechtigung einflicht, welche der Hymnus, auch eine Gattung des Gebetes, hat, in episch erzählende Darstellung überzugehn. Zudem fällt diese Berechtigung mit dem Bedürfniß des Dichters zusammen, den Mythos kurz zu erläutern. Sie wünscht jenes Geschick, weil ihre Nächte sogar von bösen, trüglich verheißenden Träumen beunruhigt würden. Odysseus hört ihr lautes Weinen aus ihrem Gemache in den Saal hinab; er erwacht davon; der Entscheidungstag ist angebrochen.

Was ist nun, fragen wir, nach homerischer Weise natürlicher, als erstlich des Odysseus Flehn um ein τέρας und eine φήμη, wodurch er der göttlichen Hülfe gewiß werden könne, und zweytens die epische Umständlichkeit, mit der vom Dichter die große Geschichte des Tages wie sonst jedes besonders wichtige Ereigniß eingeleitet und mit breiter Grundlage gleichsam unterbaut wird? Was ist folglich sachgemäßer, als daß die nach und nach erfolgende Ankunft der Personen im Einzelnen berichtet wird, die, thätig oder leidend, an diesem Tag eine so wichtige Rolle zu spielen haben? Hr. Geppert merkt, wie gewöhnlich, hievon durchaus nichts, sondern, um eine recht armselig gestückelte Composition nachzuweisen, zählt er S. 436 die Verse, die den einzelnen Gesprächen ꝛc. gewidmet sind! Doch folgen wir dem Dichter.

Im Hause wird es jetzt lebendig; die Mägde zünden Feuer an. Telemach steht auf und erkundigt sich bey Eurykleia nach der Versorgung des Fremden. Dann geht er nach täglicher Sitte (und weil er für den Dichter im Hause jetzt nichts zu thun hat) auf den Markt. Unterdessen bereiten die Mägde, sodann auch die eigenen Diener der Freyer zum Empfang der Gesellschaft den Saal. Aber vorher kommt der Schweinhirt, dessen erste Frage an Odysseus (166) sofort wieder an das Thema der Entwicklung, an den Frevel der Freyer erinnert; es kommt Melanthios, auf dessen neuen Hohn Odysseus sehr bedeutsam und zu schönem Zeugniß für des Dichters weise Sparsamkeit in den Scenen gar nichts mehr entgegnet; es kommt auch Philoitios, der Rinderhirt, der in dem Fremden, den er noch nicht kennt, etwas Königliches ahnet (vrgl. die obige Anmerkung), der in treuester Anhänglichkeit an das Fürstenhaus den Gegensatz zu Melanthios bildet, und — für uns zur Steigerung der oben Penelope'n über des Königs Heimkehr gegebenen Versicherung —, den Od. zu dem Schwure veranlaßt, daß er, Philoitios, nicht wieder fortgehn werde, ohne vorher den wiedergekehrten Hausherrn und den Mord der Freyer mit Augen gesehen zu haben. Endlich kommen die Freyer selbst, nachdem sie vorher noch ausser dem Hause einen neuen Mordanschlag gegen Telemach berathen haben, aber von einem ungünstigen Zeichen abgeschreckt, von Amphinomos abgemahnt worden sind (240—246). Freylich ist dieser abermalige Mordplan kurz, ja matt behandelt, vielleicht ein vestigium dormitantis Homeri, jedoch innerhalb der Struktur des Ganzen charakteristisch zur Andeutung, daß die Freyer von ihrem bösen Wesen in jeder Beziehung nicht lassen und am Tage der Rache noch ganz und gar die alten sind. Dieß müssen sie thatsächlich auch an Odysseus beweisen, trotz der Warnung, des gleichfalls wiedergekehrten Telemachs, der jenem einen Platz anweist und ihn mit Essen versorgt. Diese Warnung (263—267) hat nur den Erfolg, daß sich die Freyer in die Lippen beißen, Antinoos aber zu den Genossen seine böse Gesinnung gegen Telemach unverholen ausspricht, was Telemach wohl hört aber nicht beachtet. Nun schaltet der Dichter, nach G. S. 436 aufs wunderbarste und unerklärlichste, die Notiz ein (276—278), daß Herolde die Stadt hinauf Opferthiere geführt und daß sich die Achäer, d. i. die Bewohner von Ithaka, zur Feyer des auf diesen Tag fallenden Apollofestes (φ, 258) in den Hain des Gottes versammelt hätten. Hr. G. sieht aber nicht, daß diese Notiz die Einsicht bedingt in die Möglichkeit, wie der Freyermord an diesem Tage

nicht nur habe gewagt, sondern auch unbemerkt und ungestört vollzogen werden können; denn wir denken uns jetzt den größeren Theil der Bevölkerung außer der Stadt. Geschickt aber schaltet der Dichter jene Notiz gerade an der Stelle ein, wo sie geeignet ist, als Abschluß der für die Geschichte des Tages nöthigen Substruktion zu erscheinen.

Denn nunmehr beginnt, auf Athene's wiederholten Antrieb, die eigentliche Handlung dieses Tages mit dem dritten und letzten Frevel an des Königs Person. Ktesippos erfrecht sich eines neuen Wurfes nach ihm, dem er ruhig durch eine leichte Wendung des Hauptes ausbeugt, sonst kein Wort erwidert, wohl aber innerlich, ein Zug von ergreifendster Wirkung, jenes Gelächter des zornigen Hohnes lacht (V. 301: *μείδησε δὲ θυμῷ Σαρδάνιον μάλα τοῖον*). Hierauf warnt Telemach zum letzten Male, und gleichfalls zum letzten Male spricht der Freyer Agelaos, der Telemachs Vorwürfe für gerecht anerkennt, den Rath aus, nun doch endlich allem Streit durch Penelope's Vermählung ein Ende zu machen; denn, sagt er im Vollgefühle der ausgemachtesten Sicherheit V. 333:

νῦν ἤδη τόδε δῆλον, ὅτ' οὐκέτι νόστιμός ἐστιν.

Aber kaum hat Telemach seine Bereitwilligkeit die Mutter ziehen zu lassen erklärt, da erfolgt (345ff.), im grellen Contraste mit jener Sicherheit, also nicht unvermittelt, nicht, wie G. S. 354 sagt, ohne Vorbereitung hereingeschneit, von den bedrohlichen Wunderzeichen das letzte und schrecklichste, jener Wahnsinn der Freyer, in dessen Deutung der von den Freyern verhöhnte, von G. nicht verstandene Theoklymenos die Bestimmung, die der Dichter ihm gegeben, zum letzten Mal erfüllt, dann aber zu seinem Wirthe Peiraios zurückkehrt, um in das nahende Verderben nicht verwickelt zu werden. Denn zwar bereiten jetzt die Freyer unter Scherz und Gelächter das *δεῖπνον*; aber, fährt der Dichter fort, *δόρπου οὐκ ἄν πως ἀχαρίστερον ἄλλο γένοιτο, οἷον δὴ τάχ' ἔμελλε θεὰ καὶ καρτερὸς ἀνὴρ θησέμεναι· πρότεροι γὰρ ἀεικέα μηχανόωντο.*

So schließt das von G. so hart gescholtene Buch, das, mit der ganzen Handlung historisch wie künstlerisch enge verflochten, auch in sich selber keine Spur von Zerrissenheit und Zerstücklung zeigt, wie sie G. ihm andichtet. Aber freylich, was wäre dem Vorurtheile Geppert's unmöglich, der in jener oben berührten Antwort Telemachs an Agelaos die sonnenklare und kinderleichte Stelle V. 342:

οὔτι διατρίβω μητρὸς γάμον, ἀλλὰ κελεύω
γήμασθ', ᾧ κ' ἐθέλῃ, ποτὶ δ' ἄσπετα δῶρα δίδωμι,

in welcher der Sohn sagt, daß er seine Mutter nicht nur nicht zurückhalte, sondern selbst reich ausgestattet entlassen wolle, so ganz entsetzlich mißversteht, daß er S. 332 schreibt:

„Alle diese Dinge werden indessen durch die Aeußerung des Telemach an einer andern Stelle überboten, wo er sagt, daß er noch viele Geschenke dazu geben wolle, wenn er nur seine Mutter los werden könnte!"

Ganz unmittelbar nach V. 342 sagt Telemach im V. 343: ich scheue mich aber, sie wider ihren Willen mit gebieterischen Worten aus dem Hause zu stoßen; möge das die Gottheit nie geschehen lassen.

Theoklymenos ist fort, das letzte nicht mehr warnende, sondern verderbendrohende Zeichen erfolgt. Da setzt Penelope den von ihr zur Entscheidung der Gattenwahl bestimmten Bogenschuß ins Werk (Od. φ). Sie holt den Bogen; Alles wird zum Schusse vorbereitet, und der Dichter verfehlt nicht, nach einer Scheltrede des Antinoos an des Odysseus weinende Getreuen den Contrast sowohl der anscheinend resignirenden Worte und geheimen Hoffnungen des Freyers als auch den dieser Hoffnungen und des Erfolges bemerklich zu machen (96 ff.). Telemach giebt so zu sagen das Signal (101); aber auch seine Rede lautet anders als er denkt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. März.

Nro. 43. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Ueber den Ursprung der Homerischen Gesänge von C. E. Geppert, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die getroste Stimmung trotz der Mutter Scheiden, die er nicht bergen kann, maskirt er durch eine Selbstanklage, will aber auch zur Probe, ob er sie getrost ziehen lassen könne, an dem Bogen seine Manneskraft selbst versuchen. Auch hätte er ihn beynahe gespannt, wenn ihm Odysseus, für den der Dichter die höchste Leistung allein aufsparen muß, nicht abgewinkt hätte. Nun müht sich Leiodes; vergebens; Antinoos ordnet das Schmieren des Bogens zur Schmeidigung an; doch die Versuche, von denen sich jedoch die Häupter der Freyer noch fern halten, mißlingen abermal.

Jetzt ists an der Zeit, daß sich Odysseus dem Eumaios und Philoitios entdeckt; denn in der raschen Folge der Entwicklungen bey und nach den Schüssen der vornehmsten Freyer, in der unmittelbaren Nähe des entscheidenden Augenblickes war hiezu keine Muße mehr. Die Narbe, die man sich nur recht charakteristisch und in Folge dessen als den Hausgenossen wohl bekannt zu denken braucht, um Gepperts Bedenken S. 301 ganz unerheblich zu finden, reicht hin seine Person zu dokumentiren. Die ganze Scene ist, wie G. meynt, sehr übers Knie gebrochen, wie es uns scheint, vom Dichter dem Drang der Ereignisse durch Abschneidung aller jetzt unzeitigen Erklärungen und Rührungen (cf. 224 ff.) vollkommen gut angepaßt. Nun giebt Odysseus die Verhaltungsregeln an, welche nöthig sind, um ihm den Bogen in die Hände zu spielen, und die Freyer rettungslos im Männersaale zusammen zu sperren, in welchen sich die Handlung, die sich früher an mehreren Puncten Ithaka's zugleich entwickelt, dann auf Odysseus' Haus und Hofraum beschränkt hatte, nunmehr allein concentrirt; eine Aeußerlichkeit allerdings, die jedoch schon ihrem formellen Gehalte nach Gepperten die Grundlosigkeit seiner Leugnung alles Ganges und Fortschrittes der Handlung hätte darthun können. — Odysseus kommt gerade mit den Seinigen in den Saal zurück, als sich Eurymachos am Bogen, aber gleichfalls vergeblich, versucht, und in Klagen ausbricht über die Schmach der Freyer im Contraste mit der Heldenkraft des Odysseus. Da will Antinoos klüglich die Sache auf den nächsten Morgen verschieben, weil sie am heutigen Festtage durch Apollo's Ungunst gehindert sey. Aber Odysseus bringt listig den Bogen in seine Gewalt, und wir bewundern die hohe Kunst des Dichters, der dem Helden die lediglich ihm handliche Waffe, die Waffe, der die Freyer nicht Manns genug sind, im Verlaufe der für dieselben entscheidenden, von ihnen nicht bestandenen Prüfung und gerade durch Telemach in die Hand giebt, so daß der grelle Contrast des wirklichen Hausherrn und Gemahls mit den Usurpatoren vor dem Vollzug der Rache noch ins hellste Licht tritt, ja von Eurymachos selbst ausgesprochen und eingestanden wird.

Als nämlich auf Odysseus' Gesuch um einen Probeschuß Antinoos schilt und droht, Eurymachos aber gegen Penelope's Fürbitte wiederholt die Schmach der Freyer geltend macht, wenn den Bogen des Starken, dessen sie nicht Meister würden, der Bettler spanne, von Penelope'n aber erinnert wird, daß der Freyer Ruf im Volke längst schon durch schlimmere Thaten verwirkt sey, da greift in diese Reden und Gegenreden Telemach ein, dessen Auftreten als Hausherr und Wegweisung der Mut-

ter, gleichsam als störe sie nur, aufs glücklichste deren unentbehrliche Entfernung aus dem Saal motivirt, wie denn auch der Schlaf, den ihr jetzt Athene sendet, der andauert, bis Alles völlig vorüber gegangen, berechnet ist für die Wirkung der Botschaft Eurykleia's (Od. ψ) vom Vollzug der Rache und des Gatten Wiederkehr. Nicht minder energisch greift jetzt der früher erhaltenen Weisung gemäß Eumaios ein und trägt den Bogen straks auf seinen König zu; ermuthigt von Telemach, der in seiner halb absichtlichen, halb natürlichen Barschheit den Freyern zu schärfstem Contraste der Wirklichkeit und des Wahns sogar liebenswürdig vorkommt (376), vollbringt er trotz aller Drohungen das Werk, und nun hat der Hausherr das Mittel seiner eigenen Bewährung sowohl als der längst vorbereiteten Rache endlich in seiner Hand. Während er den Bogen umsichtig prüft, vollziehen seine Getreuen die von ihm früher erhaltenen Weisungen Behufs der Absperrung der Freyer. Er aber spannt den Bogen, prüft die Sehne, Zeus donnert laut zu günstigem Zeichen, der Schuß fällt, und mit ironischer Rede (V. 428: *νῦν δ' ὥρη καὶ δόρπον Ἀχαιοῖσιν τετυκέσθαι κ. τ. ἑ.*) mahnt Odysseus zum Werk und Telemach stellt sich kampffertig in die Nähe des Vaters.

So oft auch der Unterzeichnete seit seinen Knabenjahren die Odyssee las, immer behielt für ihn der Anfang von Od. X: *αὐτὰρ ὁ γυμνώθη ῥακέων πολύμητις Ὀδυσσεύς* u. s. w. den character indelebilis einer eigenthümlichen Großheit. Nun ist der Held wieder er selbst; die Furchtbarkeit der ihm drohenden Gefahr stellt ihn nur auf den Boden zurück, auf dem man ihn in seinen Abentheuern so groß gesehen hat. Herr Geppert sagt uns S. 306, die *μνηστηροφονία* habe ein Stümper gedichtet, der das Allerunwahrscheinlichste, Unsinnigste, ja Abscheulichste in matter Erzählung an einander gereiht. Wohlan denn! Das Schwert für die Sache der Wahrheit, von dem G. am Schlusse seiner Nachschrift redet, nehmen getrost auch wir in die Hand zum Kampfe für den verunglimpften Dichter, der um einige der schönsten Zweige seines Lorbeers gebracht werden soll. In einem Puncte freylich erklären wir uns redlich für insolvent, in der Entwirrung des Labyrinths der Lokalitäten; aber nicht diese vielleicht unlösbaren Schwierigkeiten sind es, die Gepperten zu so wegwerfendem Urtheile bestimmen, sondern der Gang, die Struktur der Handlung.

Sich die Seiten durch die Mauertiefe der verschlossenen Hauptthüre zu decken springt Odysseus auf die Schwelle und erschießt den Antinoos. Bestürzung und Drohungen der Freyer (*τῷ σ' ἐνθάδε γῦπες ἕδονται*, nicht, wie G. höhnend erklärt: hier im Gesellschaftszimmer, sondern: hier in Ithaka, das du Fremder nicht mehr verlassen wirst); sie glauben, der Schuß sey unwillkührlich geschehen. Da giebt sich Od. zu erkennen in Worten, die zugleich den Inbegriff ihres Frevels in dem sprechendsten Gesammtbilde veranschaulichen, so daß der Leser, der den Vollzug der Rache aus dem vom Dichter selbst ihm angewiesenen Gesichtspuncte betrachtet, sich hüten wird, ihn mit dem Ausdrucke des „Abschlachtens," einer sittlich empörenden Würgerey zu bezeichnen. Die Freyer erbeben (42); nur Eurymachos bietet Buße an, deren Annehmbarkeit er durch Häufung aller Schuld auf Antinoos motivirt. Furchtbar abweisende Rede des Königs; er heißt sie wählen zwischen Kampf oder Flucht, welche jedoch unmöglich ist. Den Freyern entsinkt aller Muth (68; Steigerung von V. 42). Zwar feuert Eurymachos zum Angriff mit den *φασγάνοις* an; aber den Anstürmenden streckt der nächste Schuß zu Boden. Amphinomos greift an und bekommt den Speer des Telemach in den Rücken, der jedoch diese Waffe vorsichtig nicht aus dem Leichnam zieht, sondern die Waffen zu holen geht, mit welchen er selbst und die Diener sich schirmen (100 — 115). Unterdessen (vrgl. 106 mit 116) verschießt Odysseus in rasch auf einander folgenden Schüssen seine Pfeile, deren jeder einen Freyer zu Boden streckt. Die psychische Wirkung dieser offensiven Waffe, verstärkt durch die Macht des bösen Gewissens, durch den lähmenden Schreck der furchtbaren Enttäuschung, ist so groß, daß die Freyer sich nicht sammeln, nicht ermuthigen können, weil jeder den nächsten Pfeil in seiner Brust zu fühlen fürchtet und keiner sich voran wagt. Das ist der eben so einfache als psychologisch vollgültige

Grund „der unbegreiflichen Unthätigkeit der Freyer in Augenblicken, wo sie im entschiedensten und augenscheinlichsten Vortheil waren.“

Nun rüstet Odysseus sich selbst (120 — 125). Auch jetzt denken die Freyer noch nicht an Widerstand, sittlich gelähmt, wie sie sind. Nur räth Agelaos, durch die ὀρσοδύρη auf die Straße zu dringen; aber auf Odysseus' Mahnung hat Eumaios jene schon besetzt. Aber dafür holt ihnen jetzt Melanthios freylich auf einem kaum zu bestimmenden Wege Vertheidigungs- und Angriffswaffen aus dem θάλαμος. Während Odysseus erschrickt, als er ohne Melanthios zu bemerken dieß wahrnimmt, erräth sein Sohn, daß er durch unvorsichtiges Offenlassen des Obergemaches dieß Mißgeschick selbst verschuldet habe, und sendet den Eumaios, um nachzusehen, wer den Freyern die Waffen bringe. Da sieht dieser den Melanthios sich fortschleichen, was Alles geschehen kann, während die Freyer sich mit den ihnen gebrachten Waffen rüsten, und fragt, was er mit ihm beginnen solle. Auf erhaltene Weisung, während Odysseus zugleich ausdrücklich bemerkt (171. 172), er wolle während Eumaios' und Philoitios' Entfernung die Freyer mit Telemachs Beystand schon allein im Zaume halten, geht Eumaios und fängt mit seinem Gesellen den Melanthios (178 — 200). Wer diese Fortsendung nicht strategisch klug findet, der mag es immerhin; ist sie doch poetisch motivirt. Melanthios, der unsaubere Bösewicht, soll nicht, wie die Freyer, eines ehrlichen Todes sterben; er soll den Lohn für jenen Fußtritt auf schmählichere Weise bekommen. Wer aber fragt, was denn während der Diener Abwesenheit im Saale geschehen, „ob denn die Freyer von derselben nicht Nutzen gezogen hätten,“ dessen Frage hat der Dichter, indem er den Odysseus seine eben übersetzten Verse 171 und 172 sprechen läßt, voraus gesehn, und deutet an, daß die Freyer nichts ausrichten können. Dieß zu wissen genügt; der Dichter, der gerade bey dieser so wenig Variationen gestattenden Schilderung das Detail weise zu sparen hat, ist ökonomisch genug, die Wendungen und Wechselfälle des Kampfes nicht zu verbrauchen. Ehe er aufs neue detaillirt, führt er gerade zur Zeit, wo die Unmöglichkeit eines längern Alleinbestehens der Freyer sich der Vorstellung aufzudrängen beginnt, die helfende Göttin ein (205).

Den vermeyntlichen Mentor redet Odysseus, reden die Freyer an; aber den Muth des Helden neu belebend erinnert sie ihn an die Kämpfe vor Ilias, greift aber noch nicht unmittelbar ein, sondern fährt fort, den Odysseus und, wie V. 238 ausdrücklich gesagt ist, den Telemach zu erproben. Ganz nach homerischer Weise (vrgl. Il. η, 59; hom. Theol. S. 139) bleibt sie des Kampfes unsichtbarer Zeuge in Gestalt eines Vogels, der von der Höhe des Saales, etwa von einem Mauervorsprung, herabsieht.

Es beginnt der zweyte Akt des Kampfes; die Freyer sind nicht mehr, wie im ersten, fast wehrlos, sondern großentheils bewaffnet. Durch Unterscheidung dieser mittelst einiger Zwischenhandlung getrennten Akte hat der Dichter nicht bloß äußerliche, mechanische, sondern auch qualitative, dynamische Bewegung in die Handlung gebracht, ohne jedoch Herrn Geppert ein Zeichen des Beyfalls abnöthigen zu können. Vorkämpfer der Freyer ist Agelaos. Schleudert, ruft er, die Speere nicht alle zugleich! Sechse schleudern, aber durch Athene's Wirkung treffen sie nicht. Odysseus aber und die Seinen treffen; die Freyer, aufs neue muthlos, bergen sich in den Winkel, so daß sich jene die Speere wieder holen können. Die Freyer schießen abermal, und nun kommt in die Handlung die Variation, daß einige treffen, doch ohne erfolgreiche Wirkung. Dagegen treffen Odysseus und die Seinigen gut; es fällt unter andern jener Ktesippos, an dessen frevelen Wurf auf Odysseus in Od. υ Philoitios jetzt mit frommer Rede erinnert. Nun läßt die siegende Partey (neue Wendung des Kampfes) die Gegner gar nicht mehr zum Angriffe kommen. Man ficht jetzt cominus (293); das Ende naht; Athene hält ihnen unsichtbar nach Analogie von Il. β, 446 — 451, von der Höhe herab die sinnverwirrende Aegis entgegen, und es entsteht ein entsetzliches Blutbad, dessen Gesammtbild der Dichter, wie so oft in der Ilias, in Gleichnissen giebt (299 — 309). Jetzt aber treten mit poetischer Nothwendigkeit aus dem allgemeinen Ge-

tümmel zwey einzelne Gestalten hervor, Leiodes, der als der θυοσκόος (Hauspriester) und ἀρητὴρ der Freyer (321 ff.) nicht begnadigt, und Phemios, dem, wie dem Herold Medon auf Telemachs Fürsprache verziehn wird, auf daß im Sänger der Gott geehrt, in Medon die Treue gegen Telemach belohnt werde. Fein hat der Dichter des Leiodes Flehn vom Gnadenruf des Phemios unterschieden, und beyder Benehmen wieder von Medon's, der erst, als er Telemachs Fürwort vernommen, unter dem Stuhle hervorkriecht (V. 364 ist ohne Zweifel αἶψα δ' ὑπὸ θρόνου ὦρτο zu lesen statt ἀπό).

Odysseus sieht sich nunmehr nach den Freyern um, und siehe, sie sind Alle todt. Da ruft er Eurykleia, und verbietet ihr zwar übermüthigen, lauten Siegesjubel, benimmt auch, ein eben so tiefer als feiner, von G. nicht bemerkter Zug, der an sich grausenhaften Scene den Schauder durch Zurückführung seiner That auf ihren sittlichen Gehalt (413: τούσδε δὲ μοῖρ' ἐδάμασσε θεῶν καὶ σχέτλια ἔργα etc.), aber nach Vollzug der gerechten Rache beginnt noch ehe Penelope gerufen wird, vor deren Ankunft alles Blutige beseitigt und abgethan seyn soll, das Werk der Bestrafung. Die bösen Mägde, welche mit Rücksicht auf den bevorstehenden Eintritt Penelope's zur Reinigung des blutbefleckten Kampfplatzes mithelfen müssen, erleiden durch Telemach unehrlichen Tod, eben so Melanthios. Endlich heißt es: τετέλεστο δὲ ἔργον. Das Haus wird jetzt mit Schwefel durchräuchert, und Odysseus läßt die treuen Mägde kommen; ohne jedoch seine Lumpen mit fürstlicher Kleidung zu vertauschen (487 — 491), erwartet er Penelope'n noch immer im Bettlergewand.

Wir glauben jeden unbefangenen, sinnbegabten Leser getrost fragen zu dürfen, ob in dieser Entwicklung der Rache ein solches Gewebe von Unwahrscheinlichkeit, Unsinn und Abscheulichkeit wahrzunehmen ist, als Geppert in derselben gefunden hat. Dieser verkennt den formellen Gang der Handlung, verkennt in der Feigherzigkeit der Freyer das psychologische Motiv, verkennt endlich die Milderung des Grausenhaften durch das von Odysseus bey einer Demuth am Anfang und Ende des Rachekampfes nachdrücklichst hervorgehobene Moment der Gerechtigkeit.

Doch die größte Aufgabe hat der Dichter noch nicht gelöst, die Erkennungsscene zwischen Penelope'n und dem Gemahl. Hier oder nirgends muß er sich bewähren; er selbst muß sich beglaubigen, indem er seinen Helden sich vor der Gattin beglaubigen läßt. Wie glücklich ihre Entfernung aus dem Saale motivirt ist, welchen Eindruck der Umstand macht, daß sie, während sich ihr Schicksal entscheidet, in tiefem Schlafe liegt (was G. verspottet), gerade wie der Gemahl schlafend von den Phäaken an Ithaka's Strand ist getragen worden, darauf haben wir oben schon hingedeutet. Jetzt, geweckt von Eurykleia, von den Ereignißen summarisch unterrichtet, wagt sie nicht an die Wirklichkeit des unendlichen Glückes zu glauben; ein Gott hat die Freyer getödtet, über deren Frevelthaten empört. Doch um die Todten und den, der sie erschlagen hat zu sehn, geht sie hinab in den Saal. Mit starker Bemeisterung alles Gefühls sitzt sie dem immer noch als Bettler gekleideten Gatten, prüfend und zwischen Erkennen und Nichterkennen schwankend, stumm gegenüber (ψ 93 ff.) Da legt sich der Sohn ins Mittel, und schilt die Mutter ihrer anscheinenden Gleichgültigkeit wegen. Ihr Herz, entgegnet sie, sey voll ängstlicher Scheu; sie könne den Fremden nicht anreden, nicht ansehen; ist er Odysseus, so wird ihn schon ein nur ihr und ihm bekanntes Zeichen beglaubigen. Odysseus lächelt (111); er erkennt hieran sein kluges Weib; ohne sofort auf Entwicklung zu dringen, ohne die Lösung des Knotens herbey zu nöthigen, läßt er die fürsichtige Penelope mit vollkommener Ruhe gewähren. Vor der Hand gedenkt er nur den Familien der Freyer deren Tödtung zu verheimlichen, was durch Spiel und Tanz im Hause geschieht, so daß die Vorübergehenden an eine Hochzeitsfeyer Penelope's denken.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. März.

Nro. 44. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 11. December 1841.

Herr Konservator Dr. von Martius hielt nachstehenden Vortrag:

Ueber die Vegetation der unächten und ächten Parasiten, zunächst in Brasilien.

Die Naturgeschichte der pflanzlichen Parasiten ist in neuester Zeit von DeCandolle, Trevianus, Unger u. A. erläutert worden; doch glaube ich, noch Mehreres in Beziehung auf diese interessanten Gewächse, namentlich solche beybringen zu können, welche ich in Brasilien beobachtet habe. Ich werde mir daher erlauben, der mathematisch-physikalischen Klasse hierüber einen Vortrag zu erstatten.

Ehe ich aber zu der naturhistorischen Seite des Gegenstandes übergehe, dürften einige literarhistorische Nachweise über die Geschichte der Lehre vom pflanzlichen Parasitismus nicht am unrechten Orte seyn.

I. Zur Geschichte der Lehre vom Parasitismus.

Der Begriff des Parasitismus im Pflanzenreiche erscheint bey den Alten nicht klar ausgeprägt und entwickelt. Ja, in dem Sinne, wie die Botanik jetzt von Parasiten spricht, kennt sie das Alterthum eigentlich gar nicht.

Einer richtigen Einsicht in dieses Verhältniß mußte zunächst die wissenschaftliche Feststellung des Begriffs von Gattung und Art, sowie Einsicht in die Natur der Ernährung und Fortpflanzung, und in die Art der Unabhängigkeit des Parasiten von seiner Unterlage u. s. w. vorausgehn.

Hier stand aber die unter den griechischen Philosophen weit verbreitete Ansicht von einer ursprünglichen Erzeugung, generatio aequivoca oder spontanea, entgegen. Die ewigen Atome des Democritus, die überall umherstäubenden Samen des Anaxagoras, die Panspermie und Polyspermie — sind nur verschiedene Ausdrücke für ein und dasselbe, nicht ganz klar gewordene und von verschiedenen Gesichtspuncten aus betrachtete Naturverhältniß der Entstehung von Gleichartigem oder Ungleichartigem.

Es dürfte wohl die Mühe eines mit dem Geiste des Alterthums innig vertrauten Naturforschers oder eines den Naturstudien zugewendeten Philologen reichlich lohnen, wenn er die Geschichte dieser Begriffe ausführlich erörterte und sie in Beziehung setzte mit den Ansichten der Alten über Gattung, Art, Abart, Race, Zeugung u. s. w. Mir selbst steht es nicht zu, hierüber ins Einzelne zu gehen, da die Akademie in der Person des Hrn. Pr. Kopp zu Erlangen ein Mitglied besitzt, welches namentlich solche Untersuchungen mit dem reichsten Erfolgezu machen pflegt, und dem ich bereits mehrere hiher gehörige Nachweisungen verdanke. Während παν σπερμία zuerst eine Mischung oder Mengung von allerley Samen (Samen-Allerley) ausdrückt, hat das Wort (welches übrigens vorzüglich nur vergleichsweise gebraucht wird) in philosophischer Beziehung mehr als Eine Deutung, gemäß den verschiedenen

Gesichtspuncten des Systems. Wir haben eine Hauptstelle im Plato, Timäus S. 73 ed. Steph., wo gesagt wird: Fleisch und Knochen und ihnen Verwandtes hat all seinen Ursprung aus dem Marke; denn aus diesem Marke wurzeln und haften die Lebensbänder, welche Leib und Seele zusammenhalten, und das Menschengeschlecht halten und tragen. Unter den Elementardreyecken (Plato entwickelt die Elemente aus Dreyecken) hat der innerweltliche Gott die primitivsten, oder uranheblichsten, unverrückten, glatten und zur Erzeugung und Darstellung von Feuer und Wasser, von Luft und Erde tauglichsten, je aus ihrer Gattung ausgesondert, sie dann untereinander in Ebenmaaß oder symmetrisch gemischt und eine Allsamigkeit aus ihnen, (jenen reinen, ausgeschiedenen und stöchiometrisch gemengten trigonen Elementen) das Mark erwirkt, und hierauf denn in dasselbe die verschiedenen Arten der (Thier-) Seelen eingepflanzt und geimpft; er hat nach Verschiedenheit der Gestalten und Arten das Mark selber gleich ursprünglich abgetheilt u. s. w. (das Gehirn ist ein Haupttheil dieses Markes.) Der Uebergang von solchen allgemeinsten Ansichten zu dem Begriffe einer gewissen Pflanzenart und ihrem Verhältniß zu einer zweyten auf ihr wachsenden und sich durch sie ernährenden, ist schwer nachzuweisen. Den Begriff der Panspermie aber, in so weit wir ihn von Demokritus und Anaxagoras angewendet finden, wird nur dann genügend erklärt werden, wenn wir zuvor die wesentlichen Unterschiede in der Atomenlehre beyder Philosophen genau kennen. Die Hauptstellen sind Aristot. de Anima I. c. 2. Phys. III. 14 §. 27 p. 48. ed. Sylb. περ. γεν. και φδ. I. 1. Democrit scheint das Wort zuerst gleichnißweise gebraucht zu haben, wie es auch sonst nur als ein kurzer bildlicher Aus-Ausdruck steht. *) Aristoteles bespricht unter Anderm in dem Buche de gener. Anim. IV. c. 3. ed. Duv. anno 1619. I. p. 1122 dieses Verhältniß einer allgemeinen Mischung der Samen (πολυσπερμία), wo er geradezu bemerkt, daß die verschiedenen Mischtheile nicht actu, sondern nur potentia vorhanden seyn könnten, und wahrscheinlich befriedigte er sich mit dieser Erklärung, wo sich ihm die Erscheinung von Ungleichartigem darbot, das sich auseinander entwickelte. An einem andern Orte (Histor. Animal. V. c. 1. Gener. anim. I. c. 1. ad finem) geht er um einen Schritt weiter, wenn er bestimmt, daß der Generatio spontanea stets Fäulniß vorangehe. An beyden Stellen werden wir auf die leider verloren gegangenen Bücher von den Pflanzen verwiesen.

*) Wie z. B. Plut. de ira cohib. c. 16. καθάπερ ὁ Ζήνων (Stoicus) ἔλεγε τὸ σπέρμα σύμμιγμα καὶ κέρασμα τῶν τῆς ψυχῆς δυνάμεων ὑπάρχειν ἀπεσπασμένον, οὕτως ἔοικε τῶν παθῶν πανσπερμία τις ὁ θυμὸς εἶναι.

Theophrast faßt die Sache schon von einem concreteren Standpunct auf (de Caus. plant. II. c. 17 edit. Schneid. 429 ssq., nach Andern c. 23). Er vergleicht die Schmarotzergewächse mit dem Ungeziefer, das nur auf den ihm gleichsam angewiesenen Thieren fortkommt. Nachdem er der Entstehung durch Fäulniß gedacht, findet er es höchst wunderbar und kaum glaublich, daß die Samen einiger Pflanzen (er nennt sie, und es ist wenigstens unser Viscum darunter nicht zu verkennen) nicht in der Erde zu keimen vermögen. Es erscheint ihm nicht auffallend, daß eine Pflanze zuweilen auf einer andern gefunden werde. Sie können aber da, wo Fäulniß eingetreten und etwas Erde entstanden sey, recht wohl keimen und ihre Nahrung aus einem fremden Boden ziehen. Das Bewundernswürdige liege darin, daß jene Gewächse nicht durch Fäulniß, sondern aus Samen entstünden, und daß sie ausgebildete Samen erzeugten, von denen man anzunehmen berechtigt scheine, sie würden recht leicht in der Erde fortkommen. Durch einen Vergleich mit dem Pfropfreise findet er sich nicht befriedigt, und er kommt zu dem Schluß, wobey er sich beruhigt, daß gewisse Pflanzen, eben so wie gewisse Thiere eine ursprünglich angeschaffene Neigung und Gemeinschaft hätten, vermöge welcher sie mit einander entständen und zusammen untergiengen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Ursprung der homerischen Gesänge von C. Geppert ꝛc.

(Schluß.)

Erst nach diesen Vorsichtsmaßregeln läßt er sich schmücken; offenbar soll er in der Pracht edler Männlichkeit erst kurz vor dem Augenblick erscheinen, der ihm die Gattin in die Arme führt. Dieser „Ball“ somit und diese Umkleidung sind nicht, wie G. S. 437 will, Episoden, nach dem Recept gemacht, und an möglichst unpassenden Stellen eingelegt. In geziemender Kleidung, nun auch äußerlich wieder der Fürst, setzt er sich der Gattin noch einmal gegenüber; aber indem er jetzt Penelope'n ihr eisenhartes Gemüth vorwirft, und Befehl ertheilt, für ihn allein eine Lagerstätte zu bereiten, gibt er der Gattin die rasch benützte Gelegenheit untrüglicher Prüfung. Sie befiehlt, ihm sein Ehebett aus dem Thalamos herab in den Saal zu tragen. Das ist unmöglich, ruft er ärgerlich, und setzt die ganze, nur ihm und ihr bekannte Struktur desselben aus einander. Jetzt eilt Penelope in seine Arme, rechtfertigt ihre Kälte, in der sie so groß ist, durch die natürliche Furcht vor Betrug, und überläßt sich jetzt ganz der unaussprechlichen Wonne, den Gemahl wieder zu besitzen, als dessen an Stärke, Geist und Vorsicht ebenbürtiges Weib sie sich im letzten, im gefährlichsten Augenblick (denn konnte nicht ein böser Gott sie täuschen, wie Helena bethört worden war? 218 — 221) aufs vollkommenste bewährt hat.

Wir müssen es dem Urtheile sachkundiger Leser überlassen, ob unsere bisherige Darlegung und Zergliederung der epischen Handlung von o, 193 an den Dichter gegen G. zu rechtfertigen vermag oder nicht. Geppert selbst will mit dem ersten, dem ästhetischen Theile seines Werkes die Unächtheit der angegriffenen Bücher nur wahrscheinlich gemacht, nicht erwiesen haben (S. 61), zu welcher Absicht die Sprache, die er in jenem Theile führt, freylich nicht recht paßt. Den vollständigen Erweis soll der zweyte, grammatische Theil seines Werkes liefern. Wir hätten folglich die Untersuchung von Neuem zu beginnen und umständlich in eine nicht geringe Masse sprachlichen Details einzugehen. Wir würden uns zu dieser Arbeit ohne Besorgniß für unsere Sache recht gerne verstehen und hatten uns auch schon eine ziemliche Menge der wunderlichsten Verstöße, der seltsamsten Ansichten und Schlüsse aus diesem zweyten Theile excerpirt; da bedachten wir aber, daß die gel. Anz. kein rein philologisches Blatt sind, und — daß eine umständliche Beurtheilung der sprachlichen Einzelheiten nicht einmal nöthig ist. Herrn Gepperts unbegreifliche Verblendung hat es uns leider möglich gemacht, ihm seine grammatischen Resultate vollständig zuzugestehen, ohne daß ihm für den sprachlichen Erweis des ästhetisch Wahrscheinlichen auch nur einigermassen der gewünschte Vortheil erwächst.

Wenn man nämlich die sprachlichen Ergebnisse des zweyten Theils zum Erweise der Unächtheit jener von uns durchgegangenen Bücher der Odyssee soll benützen können, so müssen diese Bücher doch wohl der Sprache nach sich von den ächten Poesien des Dichters durchgängig unterscheiden. Behauptet dieß Hr. Geppert? Mit nichten! Denn mit größtem Erstaunen lesen wir an mehreren Stellen, daß gerade die letzten Bücher von o, 193 an, diese stümperhaften Produkte talentloser Nachahmer, der Sprache nach den ächten Rhapsodieen besonders der Ilias in vielen Puncten ganz ähnlich sind. Vrgl. Thl. 2. S. 12, 19, 66, 69, 86, 111. Nun, so gesteht wohl Hr. G., daß seine ästhetische Kritik durch seine linguistischen Beobachtungen nicht ganz bestätigt wird? Ey, nichts weniger. Die Nachahmer, sagt er, haben, eben um ihren Betrug zu maskiren, die Sprache des ächten Homer, absichtlich alterthümelnd, copirt (S. 13), und er führt gleich S. 12 ein Beyspiel an in der Quantität des Jota in ἀνιάζω, das in der altepischen Sprache entschieden lang gewesen, bey den Interpolatoren der Ilias und in der ächten Odyssee doppelzeitig geworden, von jenen schlechten Rhapsoden aber, „um ihrem Gesang durch dergleichen Rückschritte eine alterthümliche Farbe zu geben,“ wieder lang gebraucht worden sey.

Muß man nun freylich schon über die Rhapso-

den erstaunen, — die doch wenigstens vor Pisistratus gelebt haben müssen, aber ihre grammatischen Observationen machen trotz jedem alexandrinischen Kritiker — und noch mehr erstaunen über ein Publikum, auf welches durch solchen grammatischen Hokuspokus täuschend hat gewirkt werden können, so steigt unsere Verwunderung doch noch um vieles höher, wenn wir andererseits wieder auf jeder Seite lesen, daß diese vorsichtigen Sylbenstecher, „welche die Iliade zu einem förmlichen Studium gemacht," plump genug waren, ihrem kritisch gebildeten, mit Homer grammatisch vertrauten Publikum durch die gröbsten Verstöße gegen homerische Klassicität den gespielten Betrug hinwiederum zu verrathen und ihre eigene Bemühung zu eludiren. Denn haben die Rhapsoden jene Aehnlichkeiten absichtlich erkünstelt, dann hatten sie, sollte man denken, sprachliche Routine und Einsicht genug, um alle auffallenden Discrepanzen zu beseitigen; sind aber jene Aehnlichkeiten nicht erkünstelt, nun so beweisen sie gegen Hrn. Geppert, und er muß, um ihre Beweiskraft zu schwächen, ja um nur ihre Möglichkeit zu erklären, eine arge petitio principii begehen, und was er nach seiner ausdrücklichen Versicherung nicht auf ästhetischem sondern nur auf sprachlichem Wege für völlig erweisbar erklärt, das muß ihm schon auf ästhetischem für unbedingt erwiesen gelten; denn lediglich den überführten und entlarvten Pseudo-Homer kann er zu einem mit kritischer Absichtlichkeit alterthümelnden Rhapsoden machen. Nicht genug. Zeus' Tochter *Ἄτη* hat ihn, vielleicht zur Strafe dafür, daß er den sie betreffenden locus classicus aus Il. τ streicht, so sehr verblendet, daß er Th. 1. S. 459 (vrgl. S. 311) von den Interpolationen die Geschichte vom Hund Argos und den Kampf mit Iros (Od. σ, 1 — 117) entschieden ausnimmt, „als welche Stellen sich durchaus von allem Andern unterscheiden, was in den letzten Büchern erzählt wird, und nur geringe Spuren späterer Zeit an sich tragen," während er Th. 2. S. 48. 51. 77. 112. 155. 180 eine Menge für ihn äußerst harter Dissonanzen von der ächtepischen Sprache gerade aus Od. σ, 1 — 117 auszuheben nicht müde wird. Herr G. hat offenbar den zweyten Theil seines Buches vor dem ersten geschrieben und in diesem sein Urtheil geändert. Aber wer hat nun Recht, Geppert der Aesthetiker oder Geppert der Grammatiker?

Doch genug. Es thut uns leid, Hrn. G. in den allermeisten Puncten widersprechen zu müssen; aber wenn ihn entschiedene Opposition verdrießen sollte, so erinnere er sich der entschiedenen Sprache, die er selbst gegen den Dichter führt. Er scheint diese in der Nachschrift zur Vorrede zwar selbst nicht mehr zu billigen, aber er nimmt auch keines seiner Resultate zurück. Diese müssen bekämpft werden, wenn homerische Kritik und Interpretation nicht wieder auf einen neuen Irrweg gerathen soll; diese bestreiten auch wir. Wie gerne würden wir der ganzen Arbeit Herrn Gepperts die Anerkennung zollen, die sein mühsamer Fleiß, seine grammatischen, immer interessanten, wenn auch großentheils bestreitbaren Untersuchungen und auch im ersten Theile manches gute Wort, z. B. S. 416 über das Verhältniß einzelner Begebenheiten zur Haupthandlung, S. 443 über die Idee der Ilias u. A. schon gegenwärtig verdient. Dürfen wir eine freylich ganz subjective Vermuthung wagen, so rührt Hrn. Gepperts Unglück in der ästhetischen Würdigung des Dichters von einem Fehler her, in den uns besonders die jüngere Philologenwelt mehrfach zu gerathen scheint. Die Schriftsteller werden viel zu wenig um ihrer selbst willen, und viel zu sehr im Hinblick auf das gelehrte Werk gelesen, das aus der Lektüre resultiren soll. Bevor man dieselben eigentlich lieb gewonnen und sich dieser Liebe unbefangen hingegeben hat, spürt man schon nach neuen Entdeckungen umher und denkt sich kritische Resultate möglich. Dadurch kann es dann leicht geschehen, daß man gleich von vorn herein auf einen falschen Standpunct geräth, den man späterhin, quia amor suscepti negotii fallit, nicht mehr aufzugeben vermag. Aber Unbefangenheit, Vorurtheilslosigkeit der Betrachtung thut in unseren hyperkritischen Zeiten in jedem Bereiche der Literatur noth.

Dr. C. Fr. Nägelsbach.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. März.

Nro. 45. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Vegetation der ächten und unächten Parasiten, zunächst in Brasilien.

(Fortsetzung.)

Uebrigens unterliegt die Deutung der parasitischen Pflanzen, welche bey den Alten genannt werden, einigen Schwierigkeiten. Theoph. Hist. III c. 16 führt auf der Eiche πρινος zwey Schmarotzerpflanzen an, ἰξια, die auf der nördlichen, ὑφεαρ, die auf der südlichen Seite des Baumes wachsen soll. Sprengel hält diese beyden Namen für verschiedene Bezeichnungen des Viscum album, die andere parasitische Pflanze, στελις, aber für Loranthus Europaeus.

Plinius hat nichts Neues hinzugethan. Er spricht Hist. XVI. c. 44. segm. 93. XXIV. c. 4 segm. 9. von drey Parasiten, wobey er erwähnt, daß Hyphear ad saginanda pecora diene. Vielleicht ist hierunter eine Flechte verstanden.

Die abweichende Fortpflanzungsweise durch Vögel wird vom Viscum bey mehreren Alten erwähnt z. B.

Ipsa sibi avis mortem creat, cum viscum serat. Plaut.

Viscum, — quod non sua seminat arbos Virg. Aen. VI. 206.

Nicolaus Damascenus ist, wie mir sein gelehrter Herausgeber, Hr. Prof. E. Meyer schriftlich bemerkt, über diese Verhältnisse ebenfalls kurz und unklar. L. II. c. 7 ad fin. erwähnt er des parasitischen Wuchses, und erläutert ihn, vermuthlich nach Aristoteles, aus einer fauligen Digestion des Saftes der Nährpflanze. Die Pflanze Cuscuta, deren er als Beyspiel erwähnt, wird von Hr. Pr. Meyer für eine Flechte (Usnea) gehalten, und somit beschränkt sich vielleicht jene Ansicht bey ihm auf die Entstehung niederer Parasiten. Er nimmt übrigens l. c. c. 8. fünf Entstehungsweisen aller Pflanzen an, und darunter auch „Super aliam plantam nasci, welche Entstehungsart er von der Fäulniß unterscheidet. Weiter ausgeführt ist bey ihm hierüber nichts.

Albertus Magnus (Lib. IV. tract. II. c. 4. operum edit. Jon. Vol. V. 406.) hat dieselbe Stelle mit einigen Abweichungen. Daß Nikolaus Damascenus parasitische Pflanzen besonders auf Dornen erwähnt, kommt ihm gelegen, indem es zu seiner Theorie von der Entstehung der Dornen paßt. Sie sind nämlich nach ihm Producte eines Saftes, dessen sich die Pflanzen entledigen möchten. Aus diesem Safte läßt er nun auch die Parasiten entstehen, also nicht aus Fäulniß. Die Seele der Pflanze wirkt nicht bis in diesen Saft hinein, daher beginnt hier eine neue Bildung aus derselben Materie, aber anders beseelt. Dasselbe Phänomen, fährt er dann fort, kommt aber auch, wiewohl seltener, bey nicht dornigen Pflanzen vor (wo er nun, ohne es zu nennen, das Viscum beschreibt). Es ist dieß offenbar der einzige höher organisirte Parasit, den er kennt. Daher die Bemerkung, daß der Parasit auf allen Bäumen dieselbe Gestalt, Structur und Beschaffenheit annehme.

In den späteren Philosophen und Naturbeschreibern wiederholen sich im Allgemeinen die hier angegebenen Ansichten.

Hieron. Cardanus *) der, beyläufig gesagt, sehr seltsame Dinge von der Liebe und Feindschaft der Pflanzen erzählt, (daß z. B. der Weinstock die Ulme liebt und den Kohl haßt, die Gurke den Oelbaum flieht, die Myrte durch die Nähe des Granatbaums wohlriechender und fruchtbarer wird,) stellt auch über die Parasiten den besondern Satz auf, daß sie von edlerer und wirksamerer Natur seyen, als die Pflanzen, worauf sie wüchsen: nam solet natura ea nobiliora facere, quae aliis indigent. Diesen in mancher Beziehung bedeutungsvollen Satz hat er vielleicht von der Weisheit der Druiden überkommen, die bekanntlich die Mistel hoch verehrten, deren Holz schon die Römer als Amulet trugen.

Theophrastus Paracelsus **) scheint die Schmarotzer-Gewächse als Hypertrophien anderer Bäume betrachtet zu haben. Er nennt die Mistel und das Moos „Uebergewächse und Auswüchse," so wie Gummi und Harz Excremente.

Eben so wie bey den vorhergehenden finden wir auch bey Malpighi, in der Anatomia plantarum vom Jahre 1675, den Unterschied von solchen Pflanzen, die in und auf anderen wachsen noch nicht scharf hervorgehoben. In dem Kapitel de plantis, quae in aliis vegetant, macht er die Bemerkung, daß es Pflanzen gäbe, quae ipsae alias quoque extraneas enutriant, und handelt darauf von dem Viscum; später führt er aber auch Flechten wie die Pulmonaria arborea (Sticta pulmonacea), Moose und Pilze an, und sagt, daß sich die Mistel durch Samen, die andern auf eine noch unbekannte Weise fortpflanzen. Es geht hieraus hervor, daß er vielmehr das Verhältniß der Epiphyten als das der eigentlichen Schmarotzer vor Augen gehabt habe.

In allen den bisher angeführten Schriftstellern finden wir den Ausdruck Planta parasitica noch nicht auf die Schmarotzergewächse angewendet. Dieser erscheint uns erst bey Linne, der in der Philosophia botanica von einem Caulis parasiticus spricht, und ihn definirt als alteri plantae nec terrae innatus. Linne's phantasievolle Anschauung von dem Pflanzenreich im Allgemeinen und seine Neigung, die Lebens- und Formverhältnisse des Thierreichs auch bey den Gewächsen wieder zu finden, mußte jenen Ausdruck vorzugsweise ansprechend finden. Uebrigens macht er auch noch keinen Unterschied zwischen eigentlichen Schmarotzern und Epiphyten, denn er führt als Beyspiel eines Caulis parasiticus neben Viscum auch noch Epidendron und Tillandsia auf.

Entschiedener scheint der treffliche Micheli den Begriff des Parasitismus gefaßt zu haben, denn er sagt vom Cynomorium: *) Cynomorium est plantae secundariae aut parasiticae genus, quemadmodum in libello nostro de Orobanche Florentiae anno 1720 edito tradidimus; quod aliarum stirpium radicibus innascitur et alitur, ut Amblatum, Clandestina, Hypopithys, Orobanche.

Seit jener Zeit ist der Ausdruck Parasitus, welcher bey den Alten in Beziehung auf das Pflanzenreich gar nicht vorkommt, von den Botanikern vielfach in Anwendung gebracht worden, und spielt der Begriff des Parasitismus bekanntlich auch eine große Rolle in der Medicin. Auch muß man gestehen, daß das Wort, seiner alten Bedeutung gemäß, recht füglich zur Bezeichnung jenes eigenthümlichen Naturverhältnisses gebraucht werden konnte. Bey den Alten hießen bekanntlich Parasiti anfänglich Jene, die mit der Auswahl des bey den Opfern zu verwendenden Getreides beauftragt waren. Sie bildeten eine eigene, den Priestern verwandte Zunft (Athenaeus VI. c. 6.) Ihren Namen hatten sie davon, daß sie zugleich mit den Priestern einen Theil des Opfers verzehrten, („Mitesser" Epulones, waren.) Später erhielt das Wort eine ungünstige Nebenbedeutung, indem man damit Solche bezeichnete, welche um der gedeckten Tafel willen, dem Gastgeber schmeichelten, die Gesellschaft mit Scherzen erheiterten (Scurrae, derisores), oder sich gar mancherley Unbilden behufs allgemeiner Be-

*) Cardan. de subtil. VIII. edit. Basil. 1559. p. 259 — 260.

**) Opera I. p. 885. II. p. 39. 40.

*) Nova Genera p. 17.

lustigung gefallen ließen (Plagipatidae). So fern sie den Hausherrn copirten, und sich ihm in äußeren Dingen ähnlich zu machen bestrebten, hießen sie sie auch Umbrae. *)

II. Die pflanzlichen Parasiten im allgemeinen, ihre Stellung und Bedeutung in der Reihe der Pflanzenfamilien.

Es ist nun in der That interessant, daß man in den verschiedenen Beziehungen der parasitischen Pflanzen zu ihren Nährpflanzen und Unterlagen gewissermassen Analogieen mit diesen sittlichen Zuständen auffinden kann, welche den Parasitismus im Sinne des Alterthums bezeichnen. Insbesondere kann hervorgehoben werden, daß die Parasiten gegenüber von den Pflanzen, auf denen sie wachsen, als Nachbildner, Copisten von deren Formen und Eigenschaften erscheinen.

Nees von Esenbeck hat dieß Verhältniß namentlich von den Pilzen und Schwämmen geltend gemacht. Diese bilden nach ihm ein abgesondertes Reich der secundären, nachbildlichen Vegetation, und repräsentiren, wenn auch auf einer sehr tiefen Stufe, verschiedene Formen oder Stadien in der allgemeinen pflanzlichen Entwickelung. Diese große, an Gestalten so reiche Klasse der Pilze erhebt sich niemals zur Darstellung der äußeren Haupt-Systeme und Organe: Niederwuchs und Aufwuchs, Stengel, Zweige, Blatt, Knoten, wie wir sie in höher organisirten Gewächsen finden, vielmehr stellen sie nur verschiedene Gestaltungstypen des Lagers (Thallus) in merkwürdigen Abstufungen dar; es läßt sich aber nicht verkennen, daß sie in dieser Weise eine symbolische Bedeutung gegenüber von andern höheren Bildungen haben und bey einer wissenschaftlichen Anordnung des gesammten Pflanzenreiches auf manche verwandtschaftliche Beziehungen ein eigenthümliches Licht werfen. Viele hierher gehörige Formen, wie namentlich aus der Reihe der Staubpilze, welche, als Rost, Brand u. s. w., wie Krankheiten derjenigen Pflanzen, worauf sie vorkommen, zu betrachten sind, nehmen vom Gesichtspuncte des Parasitismus, auch das Interesse des Pathologen in Anspruch.

Will man aber die symbolischen Beziehungen der Gesammtreihe pflanzlicher Parasiten zu dem übrigen Pflanzenreiche ins Auge fassen, so muß man vor Allem noch den Unterschied zwischen ächten und unächten Parasiten hervorheben, wie er jetzt in der Pflanzenphysiologie festgestellt worden. Unächte (Pseudoparasiti) nennen wir solche Parasiten, die sich zur Unterlage, worauf sie wachsen, nicht anders verhalten, als zu irgend einem todten Körper, die also keine lebendigen Säfte aus derselben an sich nehmen, und entweder gar nicht aus derselben ernährt werden, oder doch nur die in der Oberfläche befindlichen Flüssigkeiten einsaugen. Aechte Parasiten dagegen sind jene, die in organische Beziehung mit der Unterlage treten und deren Säfte als eigentliche oft als einzige Nahrung in sich ziehen. Die unächten Parasiten, nicht unbedingt auf gewisse Unterlagen angewiesen, sondern vielmehr ohne Unterschied auf sehr mannichfaltigen Gewächsen eben so wie auf todten Körpern lebend, nehmen in dieser Beziehung, als Epiphyta, nicht sowohl das Interesse des Pflanzenphysiologen, als vielmehr das des Pflanzengeographen in Anspruch.

Wenn wir dagegen die eigentlichen Parasiten, als Pflanzen von bedingter, secundärer Erzeugung, Hysterophyta, d. h. solche, die zu ihrem Bestehen das Vorhandenseyn anderer Vegetabilien bedingen, gegenüber dem Pflanzenreiche, als einem Ganzen, betrachten, so ergiebt sich, daß hier ganz eigenthümliche, wenn auch zur Zeit noch in keiner Weise erklärbare Beziehungen zwischen den Formen der unbedingten, ursprünglichen und der bedingten, secundären Vegetation Statt finden. Manche Formen der ersteren finden sich nämlich unter den letztern deutlich repräsentirt, während sehr viele andere Typen ohne alle Beziehung zu den dermalen bekannten Parasiten bleiben. Bey den letztern aber findet man sowohl Analogieen mit Gliedern der allgemeinen Reihe des Gewächsreiches als eigentliche Verwandtschaften. Im ersteren Falle nämlich finden wir dieselben Organe sowohl bey den Parasiten als bey dem ent-

*) Vergl. Jul. Poll. VII, 7. 111. VI, 35. Phrynich. Eclog. p. 139. Lob. Curculio II, 3, 79. Martin Lexicon philol. p. 2506.

sprechenden Genus der allgemeinen Reihe vorhanden, aber auf verschiedener Stufe der Entfaltung. Im zweyten Falle nehmen wir Verwandtschaft im strengern Sinne an, so fern bey den sich entsprechenden Gattungen vollkommen gleiche Entwicklungsstufen gewisser Organe, oder eine Mischung identischer Prädicamente eintritt. *)

Um diese Verhältnisse deutlich zu machen, stelle ich hier die allgemeine

Reihe der Parasiten

zusammen.

I. Fungi.

(Die einzelnen Gattungen brauchen hier nicht aufgeführt zu werden. Der Parasitismus dieser Gewächse hat mehrere Stufen, je nach den Graden der chemischen Entmischung ihrer Unterlage).

II. Balanophoreae. Sarcophyte. Lophophytum. Ombrophytum. Cynomorium. Balanophora. Cynopsole. Scybalium. Helosis. Langsdorffia.

III. Cytineae. Cytinus. Aphyteia.

IV. Rafflesiaceae (Rhizantheae) Brugmansia. Rafflesia. Frostia. Apodanthes.

V. Burmanniaceae. Gonyanthes.

VI. Orchideae. Neottia. Epipogium. Limodorum. Gastrodia.

VII. Araceae. Philodendron. Anthurium, (vielleicht auch Pothos und mehrere andere Gattungen).

VIII. Convolvulaceae (Cuscuteae) Cuscuta.

IX. Orobancheae. Epiphegus. Phelipaea. Conopholis. Orobanche. Boschniakia. Clandestina. Lathraea. Anoplanthus. Aeginetia. Hyobanche. Epirhizanthus.

X. Ericeae (Monotropeae) Monotropa. Hypopithys. Schweinitzia.

XI. Loranthaceae. Misodendron. Antidaphne. Arceuthobium. Viscum. Tupeia. Loranthus. Nuytsia. Struthanthus. Tristerix. Dendrophthoë. Psittacanthus rel.

XII. Marcgraviaceae. Marcgravia. Norantea. Ruyshia.

XIII. Guttiferae. Schweiggera. Clusia. Havettia. Arrudaea.

Mehrere andere Gewächse, welche unter den Parasiten aufgeführt werden, verdienen vielmehr eine Stelle unter den Pseudoparasiten. So haben wir unter den Cyrtandraceae die Gattung Aeschinanthus (Incarvillaea parasitica), unter den Gesneraceae: Ulloa, bey den Gentianeae: Vohiria, bey den Rubiaceae: Myrmecodia, Hydrophytum, Schradera, Hymenopogon (parasiticus Wall,) Pavetta (parasitica Lour.), Hillia (parasitica L.), bey den Urticaceae: Urtica (muralis Vahl oder parasitica Forsk, und parasitica Bl.) unter den Myrsineae: Ardisia (parasitica Sw.), den Convolvulaceae: Convolvulus (parasiticus Kunth), unter den Araliaceae: Hedera (parasitica Don.) In der letztern Gattung kommt vielleicht wahrer Parasitismus vor.

Die hier mitgetheilte Uebersicht könnte zu vielfachen systematischen Betrachtungen Anlaß gewähren. Ich beschränke mich jedoch auf die allgemeinste Bemerkung, daß die Hälfte der hier angeführten Familien (Fungi, Balanophoreae, Rafflesiaceae, Orobancheae, Loranthaceae. Marcgraviaceae) ausschließlich aus parasitischen Gattungen bestehen, und daß die Cuscuteae und Monotropeae in mancher Beziehung von jenen natürlichen Familien abweichen, welchen sie untergeordnet zu werden pflegen. Aus dieser Thatsache läßt sich ableiten, daß der Parasitismus bey einer allgemeinen systematischen Uebersicht des Gewächsreichs als inneres Bildungsmoment für gewisse Entwicklungsstufen aufgefaßt werden müsse.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Beziehungen zwischen Parasiten und analogen Formen der Gesammtreihe haben mich schon früher beschäftigt, und Hr. Nees v. Esenbeck hat in seiner Ausgabe von R. Browns Schriften II. S. 664. des Plans einer ausführlicheren Arbeit gedacht, dessen ich hier nur Erwähnung thue um anzuführen, daß die Gattung, welche a. a. O. S. 665 Esenbeckia genannt wurde, später von mir als Schweiggera (Nov. Gen. III. t. 297. Renggeria Meisn.) beschrieben worden ist.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. März.

Nro. 46. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Vegetation der unächten und ächten Parasiten, zunächst in Brasilien.

(Fortsetzung.)

Ohne jedoch hier solchen Erwägungen weiter Folge zu geben, wende ich mich nun zu dem andern Theile meiner Aufgabe, indem ich versuche, namentlich von dem pflanzengeographischen Standpuncte aus, die Verhältnisse der unächten und ächten Parasiten in Brasilien zu schildern.

III. Die Pseudoparasiten in Brasilien.

Wie jede andere tropische Vegetation unterscheidet sich auch die Brasiliens von den außertropischen dadurch sehr wesentlich, daß die unächten Parasiten nicht ausschließlich oder vorzugsweise nur niedrigen, unscheinbaren und schnell vorüber gehenden Pflanzenordnungen angehören, sondern, daß sich dort auch viele durch Gestalt, Größe und längeres Leben ausgezeichnete Arten der höheren Pflanzenordnungen auf Bäumen und Gesträuchen niederlassen. Es sind nicht bloß Flechten, Moose, Lebermoose, Farnkräuter, wie bey uns, sondern außer diesen auch zahlreiche Arten aus den Ordnungen der Orchideae, Araceae, Bromeliaceae, Artocarpeae (wie die Feigen mit klimmendem Stamme und manchen Dorsteniae), die Vohiria, aus der Familie der Enzianartigen, viele Nopalgewächse, namentlich aus den Gattungen Cereus (Serpentini und Alati) und Rhipsalis, und unter günstigen Umständen auch viele Arten von Begonia. Die genannten Pflanzen wurzeln entweder unmittelbar auf der Rinde, oder in der Dammerde, die auf Bäumen abgelagert ist, oder endlich wohl auch auf bereits faulendem Holze. Sie sind, wenn auch keine ächten Parasiten, doch wahre Epiphyta, da sie nicht unmittelbar im Boden, sondern auf andern Gewächsen sich entwickeln und leben. Eine zweyte Reihe von Epiphyten bilden jene Schlingpflanzen, die zwar ursprünglich im Boden keimen und wurzeln, sich aber, indem sie an den Stämmen anderer Gewächse hinaufranken, durch secundäre Wurzeln und Haftfasern sich daran befestigen, und nicht selten, wenn ihre Wurzeln auf den Stämmen hinreichende Quantitäten von Dammerde finden, sich in ihr ebenso einwurzeln, als stünden sie im Boden selbst. Zu diesen gleichsam secundären Epiphyten darf man im tropischen Amerika mehrere Gattungen von Gesneraceae (wie Nematanthus, Alloplectus, Besleria, Tapina, Episcia, Hypocyrta) rechnen, an welche sich wahrscheinlich die bisher bloß in Peru gefundene, noch nicht hinreichend bekannte Ulloa anschließt, desgleichen gehören in dieselbe Kategorie manche Bignoniaceae, manche Arten von Cissus, Passiflora und gewisse schlingende Formen von Asclepiadeae und Apocyneae. Man findet nämlich Repräsentanten aus allen diesen Pflanzenordnungen bisweilen auf hohen Stämmen verbreitet, und in der Dammerde oder auf der Rinde derselben wurzelnd, wobey es unentschieden bleibt, ob sie durch Thiere oder einen andern Zufall auf die Unterlage gesäet worden, oder ob sie vom Boden heraufwachsend nach und nach ihre ursprünglichen Wurzeln verloren haben.

Alle diese genannten Pseudoparasiten oder Epiphyten bilden keine sehr langen und dicken, aber

um so zahlreichere und sehr lebensthätige Wurzeln. Sie versenken sich mit den äußersten Fasern dieses Ernährungssystems in die obersten Schichten der Rinde ihrer Unterlage und ziehen aus derselben zwar keine zubereiteten Säfte wohl aber Wasser, welches hier, wenn nicht durch organische Kräfte, so doch durch physische Anziehung festgehalten wird. Aus dieser Lebensweise folgt, daß die Pseudoparasiten, von denen hier die Rede ist, 1) ohne Unterschied auf sehr verschiedenen perennirenden Gewächsen vorkommen können, da sie keiner individualisirten Nahrungssäfte bedürfen;

2) daß sie neben einander in der größten Mannichfaltigkeit der Arten erscheinen können, während die ächten Parasiten immer eine eigenthümliche Anziehung zu gewissen Pflanzenarten verrathen, auf welchen sie oft in großer Anzahl der Individuen, aber auch mit Ausschluß anderer Arten Platz greifen.

Die Zahl von Pseudoparasiten, die sich auf irgend einem Stamme befinden, hängt von sehr verschiedenen Verhältnissen ab: 1) von dem Zustande der Rinde,

2) von der Richtung des Stammes und seiner Aeste gegen den Horizont,

3) von der Individuen-Zahl derselben Art in der Nachbarschaft und den verschiedenen eigenthümlichen Umständen, durch welche sie ihren Samen auf jenen Stamm verbreiten können.

Was den ersten Punct betrifft, so habe ich stets bemerkt, daß Bäume, die mit einer schwammigen, dicken, rissigen Rinde versehen waren, mehrere Epiphyten auf sich trugen, als solche, deren Rinde sehr glatt, hart und dünn war. Dieß hängt ohne Zweifel damit zusammen, daß diese Gewächse mit ihren Wurzeln und Haftfasern um so leichter haften, je ungleicher und schwammiger diese ist. Wenn sie auch durch diese Rinde nicht zu dem Holzkörper der Unterlage hindurch dringen, wie dieß die eigentlichen Parasiten thun, so pumpen sie doch die Feuchtigkeit auf und innerhalb der obersten Rindenschicht mit großer Lebhaftigkeit ein, wovon man sich besonders in den trocknen Gegenden des Landes nach einem plötzlichen Regen überzeugen kann. Die äußerste Rinde der Unterlage ist in einem Verwitterungsproceß begriffen, und mehr oder weniger schon als ein Excretum des Baumes zu betrachten. Daraus erklärt sich, warum die meisten dieser Pseudoparasiten ohne Unterschied nicht bloß auf lebenden Bäumen von sehr verschiedenen Ordnungen, sondern eben so gut auch auf Stämmen, die bereits verfault sind, oder auf Pfosten, Planken, Brettern und Holzscheiten, also auf Holz das bereits menschliche Einwirkung erlitten hat, vorzukommen pflegen. Diese letztere Thatsache ist übrigens in Tropenländern darum nicht sehr augenfällig, weil die größeren Epiphyten, welche die Aufmerksamkeit eines Beobachters auf sich ziehen, langsam wachsen, so daß also ihre hölzerne Unterlage eher zerstört ist, als bis sie eine beträchtliche Größe erreicht haben. Dieß gilt insbesondere von den Stauden der **Bromeliaceae**, welche ein sehr langsames Wachsthum haben, und wohl mehrere Menschenalter brauchen, bis sie ihre größte Ausdehnung gewonnen haben. Man findet deßhalb auch die alternden Stauden von **Bromelia Pinguin** und **Karatas** oder mancher **Anthuria** selbst wieder über und über mit Moosen, Jungermannien und kriechenden Farnkräutern (**Polypodium sepultum, vacciniifolium, Pleopeltis percussa**) oder mit kleineren Bromeliaceen und Orchideen von kürzerer Lebensdauer, überwachsen.

Zweytens kommt es bey der Ansiedlung der tropischen Pseudoparasiten vorzüglich auf die Richtung des Stammes an, worauf sie wachsen. Die Orchideen lieben vorzugsweise eine horizontale, oder nicht sehr steil aufsteigende Unterlage, indem sie mit ihren, wenn auch zahlreichen, doch nicht sehr starken Wurzeln die dicken Blätter und die oft schweren Blüthentrauben nicht unter rechten Winkeln vom Baume zu tragen vermöchten.

Die Bromeliaceen findet man verhältnißmäßig häufiger an senkrecht aufsteigenden Unterlagen. Sehr große und schwere Rasen derselben entwickeln sich, gerade aufgerichtet, in den Bifurcationen der Stämme. Einige kleine und leichte Arten, die in Tropenländern die Stelle des Baumbartes (**Usnea**) vertreten, wie **Tillandsia usneoides** und **recurva**, werden vermöge ihrer leichten, mit einem Haarschopfe versehenen Samen, auf alle Theile des Stammes

und der Aeste ausgesät, und entwickeln sich nicht selten in so ungeheurer Zahl, daß sie den ganzen Baum wie ein Mantel einhüllen. Am geeignetsten, senkrecht aufzusteigen, sind von solchen Pseudoparasiten manche krautartige Feigen, welche sich dicht an die Stämme mittelst zahlreicher Haustorien anheften, und gewisse Araceae, welche durch ihre Windungen und durch Luftwurzeln oft bis zu den Gipfeln der höchsten Bäume aufsteigen. Gleiches gilt auch von manchen Asclepiadeae und Apocyneae. Je lebhafter bey irgend einem solchen Pseudoparasiten die Bildung von secundären Wurzeln ist, um so gleichgültiger wird er gegen die Richtung seiner Unterlage zum Horizonte. Die mit verästetem und wurzelndem Stamme versehenen Farn, sieht man ohne Unterschied in jeder Richtung ihrer Unterlage sich ausbreiten.

Die Zahl der Pseudoparasiten, welche sich auf irgend einem Stamme ansiedeln, hängt aber ohne Zweifel auch davon ab, ob sich andere Pflanzen derselben Art in der Nähe befinden und eine lebhafte und zahlreiche Besamung vermitteln. Meistentheils habe ich eine und dieselbe Art in tiefen, feuchten und warmen Schluchten des Urwaldes zu großen Haufen versammelt auf ihren Unterlagen wachsend gefunden; wo es denn auch nicht unschwer zu beobachten war, daß sie sich von Einem Orte aus immer weiter verbreiteten. Die Vermehrung geschieht auch durch Vögel und Säugthiere, welche solche Schluchten im Walde zu regelmäßigen Zeiten zu besuchen pflegen, und sich vorzüglich auf horizontalen Aesten niederlassen, um zu ruhen oder zu fressen.

Durch die bisherigen Erörterungen glaube ich die Frage beantwortet zu haben, ob sich die in Rede stehenden Pseudoparasiten ohne Unterschied auf kranken wie auf gesunden Gewächsen niederlassen. Sie wachsen ohne Wahl überall da fort, wohin ihre Samen leicht gelangen, wo sie, nach der Entfaltung leicht haften, und wo sie eine hinreichende Quantität von Feuchtigkeit in der Luft und auf der Unterlage finden, um sich zu ernähren. In solchen Gegenden, welche einen Theil des Jahres über an Wassermangel leiden, kommen vorzugsweise nur solche Pseudoparasiten vor, welche vermöge ihrer Organisation, weniger vom Einfluß der Feuchtigkeit abhängen: Asclepiadeae und Apocyneae, Cacteae und Bromeliaceae. Die beyden ersteren Ordnungen werden hier durch Arten repräsentirt, die während der Dürre ihre Blätter abwerfen, wo sie dann wahrscheinlich durch die Verwendung und Umbildung ihres Milchsaftes vegetiren; die Cacteen besitzen in ihrem leichten, schwammigen und saftreichen Zellgewebe eine Art von Hybernaculum, von dessen Stoff sie dann zehren können; die Bromeliaceen endlich sammeln in ihren tutenförmig zusammengerollten Blättern Wasser, welches lange Zeit darin aufbewahrt bleibt, und bisweilen in so großer Menge vorhanden ist, daß die angebohrte Blatttute einen Strahl von trinkbarer Flüssigkeit von sich giebt, was die Sage von einer vegetabilischen Quelle veranlaßt hat.

Diese Pseudoparasiten bilden übrigens einen frappanten Zug in der Physionomie der tropischen Vegetation, sowohl vermöge ihrer eigenthümlichen, dem europäischen Ankömmling fremden Gestalt, als vermöge der prächtigen Farben, worin namentlich die Blüthentrauben der Orchideen und Bromeliaceen prangen.

IV. Die ächten Parasiten in Brasilien.

Was nun die eigentlichen Parasiten betrifft, so kommen sie im tropischen Brasilien häufiger und in viel stattlicheren Gestalten vor, als in den vom Aequator entfernteren Gegenden. Bestimmen sie auch nicht im Allgemeinen den malerischen Character der dortigen Vegetation, so thun dieß doch manchmal gewisse Formen unter ihnen, und in physiologischer Beziehung sind sie von großem Interesse.

Alle in jenem Lande bis jetzt beobachteten Parasiten lassen sich, meiner Ansicht nach, auf folgende Hauptgruppen zurückführen: 1. Pilze und Schwämme; 2. Blattlose, nicht grüne, wurzelständige Phanerogamen; 3. Blattlose auf Stengeln haftende Phanerogamen; 4. Beblätterte, grüne Phanerogamen, die sich nur mit dem primären Wurzeltheile in die Nährpflanze versenken; 5. Beblätterte, grüne Parasiten, die sich nur mit secundären, d. h. später entwickelten, Theilen auf der Unterlage ansaugen und aus ihr ernähren.

Was die Pilze betrifft, so sind diese Gewächse ohne Zweifel in tropischen Ländern und namentlich auch in Brasilien nicht minder häufig, als in andern Ländern, die den Polen näher liegen; aber bey dem Reichthume an höheren und interessanteren Gewächsformen und bey den eigenthümlichen Schwierigkeiten und Gefahren beym Aufsuchen dieser Pflanzen, die bekanntlich vorzüglich gern an Orten wachsen, wo dem Naturforscher giftige Schlangen und Insecten begegnen, hat man bis jetzt weniger Rücksicht auf sie genommen. Große Agarici und Boleti findet man in den tropischen Wäldern gesellig und einzeln wachsend, deßgleichen sind jene Floren sehr reich an Staub- und Kernpilzen. Nur die Familie der Bauchpilze ist dort vielleicht minder häufig repräsentirt.

Ich stimme ganz mit Hrn. Ludw. Chr. Treviranus überein, wenn er (Pflanzenphysiologie II. S. 792.) annimmt, daß diese so seltsamen Gewächse wahre Parasiten sind, welche stets einen kranken oder bereits abgestorbenen (vegetabilischen, seltener auch thierischen) Körper zur Unterlage haben. Man kann nicht daran zweifeln, daß sie von dem Organismus auf irgend eine Art zubereitete Säfte aufnehmen, und im Allgemeinen unterscheiden sie sich von andern vegetabilischen Parasiten in physiologischer Beziehung wohl nur dadurch, daß sie jene Säfte nicht mehr in ihrem vollkommen organischen, vom Hauche des individuellen Lebens durchdrungenen Zustande sondern vielmehr in einem solchen Momente für ihre Nahrung verwenden, da die Säfte bereits anfangen, aus der Herrschaft des individuellen Lebens befreyet, in Entmischung zu treten. Die Annahme, daß die fadenförmige oder faserige Matrix der Pilze, das sogenannte Mycelium, unmittelbar aus faulenden Säften zusammenrinne, und daß sich aus demselben nur unter besonders begünstigenden Verhältnissen die höher entwickelte, Fortpflanzungskörner (Sporas) tragende Form, gleichsam die Frucht jenes, oft durch unbestimmte Zeit ruhenden Schwammgewebes, hervorbilden könne, scheint mir durch mehrere Beobachtungen immer fester begründet zu werden. Von diesem Gesichtspunkte aus dürfte sich die von Nees v. Esenbeck dem Pilzreich zuerst gegebene Bezeichnung der Vegetatio secundaria oder succedanea vorzugsweise rechtfertigen. Dieses Prädicat für die Pilze und Schwämme angenommen, dürfte es auch consequent seyn, manche jener sehr complicirten parasitischen, mit einer Kruste und innerhalb derselben mit Keimkörnerbehältern versehenen Bildungen, welche zu den Flechten (in die Abtheilungen der Trypethelinae, Verrucarinae und Graphideae Echweiler, Flor. Bras. I.) gesetzt worden sind, den Pilzen beyzuzählen.

Uebrigens ist mir kein Pilz bekannt geworden, der seine Wurzeln durch die Rinde hindurch bis auf das Holz der Unterlage einbohrte. Sie wurzeln nur in der oberflächlichen Schicht der Rinde oder auf entblößtem faulem Holze und die schwache Entfaltung ihrer Wurzeln, giebt einen Maßstab für ihre Bedeutung als Parasiten.

Doch, ich gehe von diesen unscheinbarsten Formen zu einer andern Gruppe über, welche ich blattlose, primäre Parasiten, Parasitos aphyllos phytogenios, nennen möchte. Ihr wesentlichster und allgemeinster Character ist, daß sie mit Blüthen versehen sind, daß ihnen aber grüne, vollständige Blätter, d. h. solche fehlen, die die drey typischen Dimensionen des Blattes, (Scheiden-Blattstiel- und Breitentheil) an sich darstellen. Es gehören hierher die Gattungen aus den natürlichen Familien der Rafflesiaceae, Balanophoreae, Orobancheae und Monotropeae. Nach der von De Candolle (Physiologie végétale III. S. 1404 ff. vorgeschlagenen Eintheilung der Parasiten sind sie seinen Parasites radicicoles zuzurechnen; nach Unger (Annalen des Wiener Museums, II.) könnte man an ihnen verschiedene Stufen des Parasitismus unterscheiden. Ich halte jedoch dafür, daß sie füglicher unter Einer gemeinschaftlichen Bezeichnung begriffen werden.

Sie kommen auf den Wurzeln oder den wurzelartigen, in der Erde liegenden Stämmen (Rhizomata) von Holzpflanzen vor, in die sie entweder mit einer Pfahlwurzel eindringen, oder an denen sie sich mittelst mehrerer Wurzeln ansaugen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. März.

Nro. 47. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Vegetation der ächten und unächten Parasiten, zunächst in Brasilien.

(Fortsetzung.)

In Brasilien fehlen die Familien der Orobancheae und Monotropeae gemäß den bisherigen Beobachtungen vollständig; die der Rafflesiaceae ist daselbst durch Frostia und vielleicht auch durch Apodanthes, zwey zur Zeit noch höchst apokryphische Formen, repräsentirt, welche nicht aus der Wurzel, sondern aus der Rinde des Stammes und der Aeste hervorbrechen. Dagegen besitzt Brasilien vier Gattungen von Balanophoreen: Scybalium, Lophophytum, Langsdorffia und Helosis, (vielleicht auch das bis jetzt bloß aus Peru bekannt gewordene Ombrophytum); höchst seltsame, pilzähnliche, bloß mit Schuppen versehene Gewächse, an denen die braune, rothe, gelbe, weiße Farbe herrscht, die grüne aber gänzlich ausgeschlossen ist.

Rücksichtlich der Insertion und der Entwicklungsgeschichte dieser räthselhaften Gewächse verweise ich auf die bereits erwähnte schöne Arbeit des Herrn Unger (Annalen des Wiener Museums, II. S. 15 — 60, mit Tafeln).

Eine dritte Gruppe von Parasiten, die in Brasilien repräsentirt ist, begreift die Gattungen Cuscuta und Cassyta. Man kann sie in Kürze als blattlose, in der Erde keimende, sich am Stengel ansaugende Parasiten bezeichnen: Parasiti aphylli, geogenii, haustoriis caules adeuntes. Fadenförmige, vielfach verschlungene, blattlose Bildungen mit unansehnlichen Blumen, die bey Cuscuta dem Typus der Convolvulaceae nahe stehn, bey Cassyta dem der Lorbeeren vollkommen gleich sind. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Pflanzen ursprünglich in der Erde keimen. Nachdem aber ihre dünnen, fadenförmigen, blattlosen Stengel zu einer gewissen Höhe aufgewachsen sind, lehnen sie sich an benachbarte Gewächse, sowohl kraut- als baumartige, an, wickeln sich um sie herum und entfalten häufige Saugwarzen oder verlängerte Ragwürzelchen, (Pythmenes), womit sie sich an der glatten, saftigen Rinde ihrer Unterlage festsaugen und ernähren. In einem späteren Stadium sterben die primären Wurzeln in der Erde ab, und sie erhalten sich nun ausschließlich aus der, in dieser Weise gewonnenen Unterlage, auf welche sie eine bisweilen sehr schädliche Einwirkung beurkunden. Cuscuta, welche in Europa bekanntlich auf Hopfen, Lein, Nesseln, Quendel, Klee, Schneckenklee und Schotenklee, Heidekraut, Tamarisken u. s. w. vorkommt, sieht man in Brasilien ebenfalls auf sehr verschiedenen niedrigen Gewächsen, wie auf Spermacoce, Borreria, Declieuxia, Echites, Ehrenbergia (Kallströmia Scop.) und auf Bäumen, wie Schinus, Schmidelia, Myrsine. (Die Herren von Humboldt und Bonpland haben sie auch auf Barnadesia, Bignonia und Berberis angegeben). In Brasilien, wie in Meriko findet sich die Flachsseide oft in beträchtlicher Höhe von Bäumen herabhängend, in welchem Fall ich annehmen möchte, daß sie nicht von der Erde bis zu solcher Höhe aufgewachsen, sondern durch Vögel oder andere Thiere auf die Zweige gebracht worden sey, und sich dort eingenistet habe. Die ganze Pflanze ist niemals grün, sondern ockergelb, weißlich oder gelblich-roth gefärbt und ohne irgend eine Behaarung. Spaltöffnungen habe ich auf der zarten, glatten, aus parallelepipedischen

Zellen zusammengesetzten Oberhaut nicht finden können. Das verhältnißmäßig große Gewicht dieser Pflanze, vermöge dessen sie im Wasser untergeht, hat ihr in Brasilien den Namen Sipó de Chumbo, oder Bley-Liane verschafft. Man hält sie, wegen ihrer schleimig-säuerlichen Bestandtheile, für ein kräftiges Antiphlogisticum und empfiehlt sie in subinflammatorischen Krankheiten der Respirations-Organe und des Darmkanales, als ein Substitut des Mesembryanthemum crystallinum. Bekannter ist, daß man mehrere Arten dieser Gattung zum Gelbfärben von Baumwollenzeug verwenden kann.

Cassyta, von welcher Gattung ich Eine Art, C. brasiliensis, durch das ganze Land verbreitet gefunden habe, kommt in ihrem Parasitismus mit Cuscuta überein. Die fadenförmigen, zähen, runden aber mit leichten parallelen Längskanten versehenen Stengel sind grün, mit einem ziemlich dichten, in der Jugend bräunlichen Filze von einfachen Haaren bekleidet, und die Oberhaut ist in den Furchen mit einer Reihe von großen elliptischen, in die Quere stehenden Spaltöffnungen versehen, deren zwey Schließklappen stark erhöht und mit halbdurchsichtigem Schleime erfüllt sind. Die Stengel saugen sich mit kegelförmigen Warzen an die Unterlage fest, besonders da, wo sie sich in engen Windungen um dieselbe herschlingen, woraus hervorgeht, daß dieß Gewächs von De Candolle (Physiologie végétale III. 1423) mit Unrecht zu den Scheinparasiten gerechnet wird. Ich habe diese Pflanze an Cassia, Krameria, Convolvulus, Ipomoea, Lasiandra, Microlicia, schlingend und sich daran ansaugend beobachtet, und Gardner bemerkt (Hookers Journal of Botany II. 26) von einer Art die er für identisch mit R. Browns Cassyta pubescens hält, die aber wohl ohne Zweifel meine C. brasiliensis ist, daß er sie in der Provinz Ciara auf dem Gebirge Araripe auf Oenothera und Lisianthus gefunden habe.

Vierte Gruppe. Grüne, beblätterte, ursprünglich auf oberirdischen Holztheilen sich einpfropfende Parasiten. Parasiti foliosi, virides, originitus cormophyti. Hieher gehören diejenigen Parasiten, welche De Candolle vorzugsweise die P. chlorophylles nennt (a. a. O. III. S. 1409). Es sind dieß die Loranthaceae, welche merkwürdige Familie in Europa nur durch Loranthus europaeus und Viscum album und Oxycedri repräsentirt wird, in tropischen Ländern dagegen, und insbesondere auch in Brasilien, sehr zahlreiche Arten aufweist. Im Allgemeinen gilt von ihnen, daß sie einer noch lebenden Unterlage mit einem soliden Holzkörper bedürfen. Wenn der Same dieser Parasiten sich auf einem andern Baume entwickelt, so dringt sein Rostellum in die wulstartig aufgelockerte Rinde der Nährpflanze und durch dieselbe hindurch bis zum Holzkörper; früher oder später verzweigt sich die anfänglich ganz einfache Pfahlwurzel des Parasiten, und indem die Nährpflanze, vermöge des erhöhten Lebensreizes, immer neue Lagen von Holz- und Rindensubstanz ablagert, wird die Wurzel des Parasiten immer tiefer darein vergraben. In den meisten, von mir in Brasilien beobachteten Fällen sind alle Wurzeln des Parasiten in die Rinde der Unterlage versenkt, und er steht mit einfachem Stamm auf der Anschwellung der Letztern. Uebrigens hat De Candolle (Bibliotheque universelle, Monat März 1830) darauf aufmerksam grmacht, daß, nach den Figuren in der Flora Peruviano-chilensis zu schließen, dort sehr viele Loranthaceae ihre handförmig gelappten (späteren) Horizontalwurzeln auch auf der Rinde entwickeln und ausbreiten, und Unger (a. a. O. S. 33) bestätigt dieß von mehreren brasilianischen Arten.

Man kann die Einpflanzung dieser Parasiten in ihre Nährpflanze eine Pfropfung nennen. Sie wird durch Wind und Regen, vorzüglich aber durch Vögel vermittelt, welche die Beeren der Loranthaceae fressen, und die unverdaut abgehenden Samen auf die Bäume fallen lassen. Auch die americanischen Wilden kennen diese sonderbare Art der Fortpflanzung, und nennen deßhalb die Loranthaceae, vorzugsweise aber die Gattung Struthanthus, in der Tupisprache Oera-Repoty i. e. stercus avium. Ein Umstand im Vorkommen der zweyhäusigen Gattung Viscum, von der zahlreiche Arten der brasilianischen Flora angehören, ist mir noch räthselhaft. Ich habe nämlich mehrfach wahrgenommen, daß die weiblichen Stämme dieser Parasiten tiefer unten auf der Nährpflanze wachsen, als die männlichen, so daß

dadurch die Befruchtung derſelben mittelſt des herabfallenden Pollen erleichtert wird. Welchen Weg aber die Natur befolgt, eine ſolche Vertheilung nach den Geſchlechtern zu veranſtalten, iſt mir unbekannt.

Man findet übrigens die Loranthaceae auf Bäumen von ſehr verſchiedener Natur, die den mannigfaltigſten Pflanzenfamilien angehören. *) So habe ich z. B. welche auf Büttneriaceae (Theobroma Cacao und Guazuma ulmifolia), auf Vochysiaceae (Vochysia tucanorum, Qualea ecalcarata und grandiflora), auf Aurantiaceae (Citrus Aurantium), Meliaceae (Guarea purgans), Myrtaceen (Psidium pomiferum und mehrere Myrciae), Celastrineae (Maytenus rigida), Anonaceae (Anona crassiflora), Leguminosae (Pithecollobium, Inga, Acacia, Stryphnodendron Barbatimão), Spondiaceae (Spondias), Anacardiaceae (Astronium) Euphorbiaceae (Spixia), Rubiaceae (Rondeletia), Myrsineae (Myrsine guianensis), Laurineae (Nectandra) — gefunden. — Außerdem wird Viscum purpureum auf einer Euphorbiacea (Hippomane Mancinella), Misodendrou oblongifolium auf einer Cupulifera (Fagus), Misodendron imbricatum auf einem Zapfenbaume (Thuja) angegeben, und ſo wie Viscum album in Italien auf dem Loranthus europaeus, iſt in Chile Loranthus buxifolius auf einem andern Paraſiten, dem Loranthus tetrandrus, beobachtet worden.

Es geht hieraus hervor, daß die Loranthaceen ſich auf Pflanzen, die ſehr verſchiedenartige Säfte bereiten, auf ſolchen, in denen Schleim, Gerbeſtoff, Harz oder Aroma vorherrſchen, ſich anzuſiedeln, und mancherley Säfte aufzunehmen und zu verarbeiten vermögen. Hiezu machen ſie ohne Zweifel ihre grünen, dicklichen, mit zahlreichen Spaltöffnungen verſehenen Blätter geſchickt.

Nähere Unterſuchungen dürften wahrſcheinlich auch noch darthun, daß eine und dieſelbe Art auf Nährpflanzen von ſehr verſchiedener Natur vorkommen, wobey ſie allerdings gewiſſe Abänderungen in ihren Formen erleiden mögen.

Was die geographiſche Verbreitung dieſer Art von Paraſiten in Braſilien betrifft, ſo erſcheinen ſie am häufigſten in den lichten Wäldern (Caa tinga) im Innern von Minas Novas und Bahia. Hier ſieht man oft große Büſchel von Viscum und Struthanthus von den verkrüppelten und ſeltſam veräſtelten Bäumen des ſogenannten Taboleiro coberto (den mit zerſtreutem Baumwuchſe beſetzten Bergwieſen) herabhängen; und ſie verleihen der Landſchaft zugleich mit den zahlreichen großen Ameiſen- und Weſpennеſtern, die ebenfalls häufig an jenen Bäumen hängen, beſonders zur Zeit der Dürre wenn die Blätter größtentheils abgefallen ſind, eine ſehr ſeltſame Phyſiognomie.

Mehrere Arten der Gattung, die ich Psittacanthus genannt habe, machen ſich durch die prächtigen Nüancen von Gelb, Roth und Blau, womit ihre großen Blumen prangen, als wahre Zierpflanzen geltend.

Eine fünfte Gruppe von Paraſiten begreift jene baumartigen beblätterten Gewächſe, welche in der Erde keimen, zu Geſträuchen oder Bäumen aufwachſen, und wenn ſie eine gewiſſe Größe erreicht haben, ſich an benachbarte Stämme anſaugen, während ihr Wurzelſtand fortbeſteht.

Dieſe Art von Paraſitismus iſt höchſt eigenthümlich, und bisher noch nicht hinreichend beleuchtet. Obgleich Turpin desſelben ſchon im Jahre 1820 erwähnt, und ich bereits 1830. (Reiſe, die Thiere und Pflanzen des tropiſchen Amerika S. XXXIII) ziemlich ausführlich davon gehandelt habe, iſt er doch von De Candolle (a. a. O.) nicht ſpeciell aufgeführt worden.

Man kann hier noch zwey Verhältniſſe unter-

*) Korthals (Verhandeling over de of Java etc. verzamelde Loranthaceae p. 27.) führt folgende Familien an, auf deren Repräſentanten ihm Loranthaceae vorgekommen ſeyen: Amentaceae Anonaceae, Apocyneae, Aurantiaceae, Bignoniaceae, Bixinae, Buttneriaceae, Ebenaceae, Elaeocarpeae, Ericeae, Flacourtianae, Jasmineae, Malvaceae, Melastomaceae, Leguminosae, Myrtaceae, Myrsineae, Rosaceae, Rubiaceae, Ternströmiaceae, Terebinthaceae, Loranthaceae, Salicarieae, Hypericineae, Artocarpeae, Sapindaceae, Verbenaceae, Myristiceae, Sapoteae, Euphorbiaceae, Ampelideae, Tiliaceae, Laurineae, Magnoliaceae, Homalineae, Meliaceae, Caprifoliaceae und Araliaceae.

scheiden: es sind nämlich blättertragende Parasiten, die entweder sich mit secundären Luftwurzeln an andere baumartige Gewächse ansaugen, Parasiti rhizobdalli, oder solche, die mit der Masse ihres Stammes selbst oder ihrer Aeste parasitisch werden, Parasiti cormophagi. Physiologisch betrachtet ist der Proceß in beyden Arten sehr verschieden; im Effect aber ist er ganz gleich. Immer nämlich zeichnen sich diese Parasiten durch eine verhältnißmäßig sehr starke Wucherung des Holzes, hier im Stamm, dort in den Luftwurzeln, die somit nach und nach selbst stammartig werden, aus; und ihr Einfluß ist so mächtig und feindlich, daß sie die Unterlage endlich ganz zerstören. Es sind dieß im Ganzen Gewächse, die man mit unter dem Namen der Lianen zu begreifen pflegt, welches Wort, zuerst von den französischen Antillen aus in Gebrauch gekommen, überhaupt nur eine holzige Schlingpflanze bezeichnet. Wegen der schädlichen Einwirkung auf die Unterlage werden solche Parasiten im spanischen Amerika Mata palo oder Bejuco Matador, in Brasilien Mata páo oder Sipo Matador genannt, und eine hieher gehörige Art, die Clusia rosea, heißt auf den französischen Antillen Figuier maudit. Wenn wir sonst die Gewächse in ihrem gegenseitigen Einfluße auf einander bey weitem friedfertiger finden, als die Thiere, so ferne sie im Allgemeinen in kein anderes feindliches Verhältniß treten, als daß sie sich gegenseitig die aus dem Boden zu ziehende Nahrung streitig machen, wobey allerdings das schwächere Gewächs von dem lebenskräftigeren Schaden leidet und endlich verdämmt werden kann, — so zeigen diese Art von Parasiten die Natur reißender Thiere, indem sie gefräßig über ihre Nachbarn herfallen, und sie durch die Ausbreitung und Zunahme ihrer eigenen Masse zerstören. Es sind dieß die einzigen Empusen oder Vampyre im Gewächsreich, deren Umarmungen endlich den Tod herbeyführen.

Die erste Unterabtheilung dieser Parasiten, welche sich mit ihren secundären Wurzeln ansaugen, möchte ich deßhalb Parasiti rhizobdalli nennen. Zu ihnen gehören mehrere Artocarpeen, wie Brosimum microcarpum und discolor, Cussapoa latifolia, Perebea guianensis und mehrere Arten von Ficus; aus der Ordnung der Marcgraviaceae die Gattungen Norantea, Ruyshia und gewissermassen auch Marcgravia, bey welcher man übrigens auch ein Anwachsen des Stammes selbst auf der Unterlage, wenn schon in geringerem Grade, beobachtet; aus der Ordnung der Myrtaceae die Gustavia brasiliana und Myrcia egensis, deren fleischrothe Luftwurzeln oft in außerordentlicher Zahl entwickelt werden; unter den Melastomaceae die Blakea parasitica und quinquenervis; unter den Asclepiadeen und Apocyneen sehr viele Arten verschiedener Gattungen, die bis jetzt noch nicht vollständig bekannt geworden sind. Ferner gehören auch manche Arten von Caulotretus (guianensis, Outimouta und macrostachya), in Brasilien Sipo de Mororo oder Sipo de Escada genannt) aus den Leguminosen, und von Cocculus aus der der Menispermeen, so wie von Cissus aus der Familie der Ampelideae, in diese Klasse. Uebrigens ist die Neigung dieser Pflanzen, ihre Wurzeln in eine Nährpflanze zu versenken, statt in den Boden, nicht bey allen gleich, und namentlich erinnere ich mich nicht, gesehen zu haben, daß die Luftwurzeln der beyden zuletzt genannten Gattung ein beträchtliches Volumen angenommen und sich nicht vorzugsweise in den Boden versenkt hätten. Unter den Monocotyledonen sind es nur die Araceae, bey ihnen aber findet man oft eine erstaunenswürdige Ausbildung der parasitischen Luftwurzeln. Eine Art mit großen pfeilförmigen Blättern, die vielleicht zu der Gattung Philodendron gehört und in Brasilien Sipo de Imbé genannt wird, steigt auf dreyßig bis vierzig Fuß Höhe an den Bäumen des Urwaldes hinauf, und entläßt zahlreiche Luftwurzeln, die, wenn sie auf eine lebendige Unterlage stossen, sich hier ansaugen und nach und nach einen schwammigen Querfortsatz bilden, welcher sich allmählig rings um die Unterlage ausdehnt und kronenförmig auf ihr anwächst. Bisweilen ist eine und dieselbe Luftwurzel an mehreren Orten in dieser Weise mit ihrer Nährpflanze verwachsen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. März.

Nro. 48. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Vegetation der unächten und ächten Parasiten, zunächst in Brasilien.

(Fortsetzung.)

Im Allgemeinen gilt von diesen saugwurzelnden Parasiten, daß sie ihre Luftwurzeln zuerst aus dem Stamme, nach und nach auch aus ihren Aesten, meistens unter spitzigen Winkeln hervortreiben und nach Unten strecken. Die Luftwurzeln sind schlank, walzenförmig, mit einer dünnen, glatten, hellgefärbten Oberhaut bekleidet, so lange sie den Boden nicht erreicht haben. An der Spitze ist eine grünlich gefärbte, weiche Warze, um welche sich die Oberhaut schalenförmig abblättert. Beym Fortwachsen dieses sehr lebensthätigen Theiles bilden sich mehrere, concentrisch über einander liegende, gefaltete Häutchen, die so lange sichtbar bleiben, bis die Anwurzelung vollständig statt gefunden hat, dann aber nach und nach obliteriren. *) Finden die Luftwurzeln auf dem Wege nach Unten das Erdreich, so bilden sie einen Wulst, treiben aus demselben einen mehr oder weniger starken Büschel von seitlichen Wurzelzasern hervor, befestigen sich mittelst derselben im Boden, und gehen nun nach und nach in die Natur des ursprünglichen Stammes über. Man bemerkt dann vorzüglich, daß die vorher glatte Rinde nun dicker, rissig und der des Stammes ähnlich wird. Gelangen sie nicht auf den Boden, sondern auf eine holzige Unterlage, was bisweilen in der Art eintritt, daß eine ganze Reihe von Luftwurzeln senkrecht über einander entwickelt wird, so haften sie mittelst einer, aus der Spitze abgesonderten Cambium-ähnlichen Flüssigkeit, und vertiefen sich nach und nach mehr oder weniger in das Holz der Nährpflanzen. Wenn sie eine gewisse Stärke erreicht haben, so vermögen sie seitlich neue, mit Blättern versehene Zweige hervorzutreiben. Letzteres bemerkt man vorzüglich bey Brosimum und Ficus. Die ursprüngliche Wurzel bleibt aber dabey immer noch thätig.

*) Eben so findet auch die Bildung der Luftwurzeln von Iriartea exorrhiza statt, die ich in Palmarum genera et species t. morpholog. U. fig. IV. abgebildet habe.

V. Verschiedene Arten tropischer Holzbildung.

Ich muß übrigens hiebey bemerken, daß nur die verhältnißmäßig geringste Zahl von Schlingpflanzen, deren es bekanntlich in Brasilien eine große Menge giebt, mit dem beschriebenen Apparate von paratisirenden Luftwurzeln versehen sind. Namentlich scheinen es solche Gewächse zu seyn, die gefärbte, milchichte oder trübe Säfte führen: also von den erwähnten die Araceen, Artocarpeen, Apocyneen, Asclepiadeen, Marcgraviaceen und Menispermeen. Bey andern Familien, die sehr reich an Lianen sind, wie z. B. den Sapindaceen, Hippocrateaceen, Trigoniaceen, Malpighiaceen, Passifloren, Cucurbitaceen, Convolvulaceen, Bignoniaceen, Aristolochien, den schlingenden Gattungen der Dilleniaceen (Davilla, Tetracera und Doliocarpus), der Rhamneen (Gouania) und der Polygaleen (Securidaca, Comesperma), den brasilianischen Clematis-Arten und den krautartigen Schlingern aus der

Ordnung der Leguminosen und Compositae (Mikania) habe ich keine Spur von Parasitismus beobachtet.

Bekanntlich sind es im Allgemeinen vorzüglich diese verschiedenen Schlingpflanzen (Lianen, Buschtaue), an welchen die Untersuchungen der Phytotomen in neuester Zeit sehr merkwürdige Abweichungen von den Structurverhältnissen des Holzes aufgefunden haben. Die meisten dieser wegen ihrer seltsamen Holzbildung so höchst interessanten Lianen sind nun zwar keine eigentlichen wurzelsaugenden Parasiten; dennoch will ich mir erlauben, diese Gelegenheit zu benützen, um die wesentlichsten Kategorien abweichender Holzstruktur in den genannten Gewächsgruppen hier in Kürze anzugeben.

1. Excentrisches Wachsthum.

A. Ein Holzkörper, welcher ursprünglich regelmäßig concentrische Ringe gebildet hat, verbreitert sich einseitig durch Anlagerung von halbmondförmigen Holzschichten. Es bildet sich dadurch ein bandförmiger Stamm, mit mehr oder weniger parallellaufenden Hauptflächen. Beyspiel Cocculus Imene, Cocculus Pahni.

B. Ein ursprünglich kreisrund geschlossener Holzring legt im größten Theile seines Umkreises concentrische Schichten an; diese schließen sich aber nicht ringsum, sondern nur im größeren Antheil, und nachdem sie den Stamm bis zu einer gewissen Dicke gebracht haben, setzen sie sich nur an einzelnen Stellen bogenförmig fort, so daß ein im Durchschnitte lappiger Stamm entsteht. Die Buchten zwischen den Vorsprüngen des Holzkörpers sind nicht mit Rindenkörper ausgefüllt, sondern dieser überzieht nur in einer dünnen Schicht den äußersten Umkreis. Auch diese Bildung kommt, wie die vorige, bey Menispermeen, z. B. Cocculus amarus vor, wobey zu bemerken ist, daß sich die jährlich nachwachsenden Holzlagen auf ihrer äußeren, mit großen porösen Gefässen versehenen Seite durch einen Reichthum eines gefärbten, adstringirenden Saftes auszeichnen.

C. Von dem ursprünglich geschlossenen, einfachen Holzkörper aus, entwickeln sich, nach verschiedenen Richtungen hin, einzelne, im Durchschnitte minder regelmäßige Holzbündel, deren jeder mit einem ziemlich starken, dunkelgefärbten Rindenkörper versehen ist. Diese nachwachsenden berindeten Holzbündel scheinen sich innerhalb der gemeinschaftlichen Rindenlage zu entwickeln, und sind unter einander auf das innigste verwachsen. Die ganze Liane ist zusammengedrückt, mit unregelmäßigen stumpfen Kanten versehen, und stellt einen ungeheuern Caulis fasciatus vor, der im Querdurchschnitte wegen der hellen Färbung des Holzes und der dunkelblauen Rindenparthieen, ein marmorirtes Ansehen hat (Caulotretus s. Schnella, macrostachyus). Hr. Adr. v. Jussieu erwähnt (Annales des Scienc. natur. 1841. Botan. 243.) einer Art von Schnella, bey der die einzelnen, mit dunkler Rindensubstanz umkleideten Holzbündel einer Spiralstellung folgen, so daß das Netz, welches durch die Rindensubstanz dargestellt wird, sich im Verticalschnitte eben so zeigt, wie im Horizontalschnitt.

D. Der ursprüngliche Holzkörper bildet eine Markröhre von kreuzförmigem Durchschnitte, und entwickelt die späteren Holzringe auf den sich gegenüber stehenden Bögen gleich, aber auf den benachbarten ungleich, so daß zwey der gegenüber stehenden sich mehr ausdehnen, und dadurch ein bandförmiger, auf den beyden breiteren Flächen mit zwey parallellaufenden Furchen versehener Stamm gebildet wird. Caulotretus Outimouta.

2. Concentrisches Wachsthum.

A. Die Holzbündel sind zwar in der gewöhnlichen Weise durch regelmäßig vom Centrum nach der Peripherie streichende Markstrahlen getrennt, aber sie vermehren sich nicht in der Weise, daß sich die neuen Holzbündel in unmittelbarer Contiguität an der äußern Peripherie der schon bestehenden niederschlagen, sondern die (im Durchschnitte) schmalablangen oder keilförmigen, seitlich von einander durch Zellgewebe getrennten Holzbündel ordnen sich zu concentrischen Kreisen, zwischen denen sich Streifen von Zellgewebe anlagern, wodurch der Fall eintritt, daß deutliche Binden aus Zellgeweben die Jahrringe absondern.

Dieses Wachsthum, welches den Menispermeen mit rundem Stamme zukommt, unterscheidet sich

rücksichtlich des anatomischen Baues der Theile des Holzkörpers gar nicht von dem unter 1) A. und B. angeführten, sondern lediglich durch die Concentricität aller Bildungen.

B. Der Rindenkörper entwickelt sich nicht kreisrund und überall in gleicher Ausdehnuug im Umkreise des Holzkörpers, und das Wachsthum tritt nicht gleichmäßig an allen Gränzpunkten zwischen beyden organischen Systemen ein; sondern der Holzkörper erhält durch ungleiche Zunahme an seiner Peripherie einen gelappten Durchschnitt. Die Buchten des Holzkörpers aber erfüllen sich mit Zellgewebe des Rindenkörpers, und je nachdem jenes tiefer oder seichter ausgelappt ist, tritt die Rinde tiefer oder seichter gegen das Centrum hin. Das Wachsthum geschieht an der Gränze zwischen dem Holz- und Rindenkörper als Zunahme des erstern durch Erneuerung und Vermehrung der Converitäten in der Peripherie des Holzkörpers.

Dieß ist die seltsame Art des Wachsthums bey den Malpighiaceen. Der Holzkörper bildet die Lappen entweder senkrecht, oder spiralig gedrillt, mehr oder weniger tief mit Rindensubstanz umkleidet, aus. Alle Lappen beziehen sich auf eine einzige Markröhre.

Man kann sich diese Bildung vermöge einer Tendenz des Stammes erklären, sich in mehrere Aeste aufzulösen, welche jedoch nicht zum Durchbruch kommt. Hierher gehören die von Gaudichaud (Archives de Botan. II. t. 19. f. 9. 10. 11.) abgebildeten, von Adr. de Jussieu (Annales des Sciences natur. 1841.) ausführlich erörterten Bildungen.

C. Während in dem vorhergehenden Falle der Rindenkörper in seiner gewöhnlichen Form und Farbe zwischen die Auslappungen des Holzkörpers eintritt, sehen wir ihn sich bey den Aristolochien unter dem Typus breiter und regelmäßiger Markstrahlen von dem Bast aus nach der Markröhre hin erstrecken. Dabey ist hier der Bast innerhalb der korkigen Rinde in einer mächtigen Schichte vorhanden, während er bey den Menispermeen und den Malpighiaceen nur in untergeordnetem Verhältniß vorhanden ist. Dieser Typus steht also gewissermassen zwischen dem der beyden genannten Familien in der Mitte.

D. Ein analoges, jedoch verschiedenes concentrisches Wachsthumsverhältniß scheint dasjenige zu seyn, dessen Hr. Adr. de Jussieu (a. a. O. 244) von Stigmatophyllum acuminatum erwähnt. Hier ist nämlich der Holzkörper durch ein Maschennetz von Zellgewebe, das sich von der Markhöhle bis an die Rinde erstreckt, in zahlreiche Abtheilung getrennt (analog dem Wachsthume der flachen Liane von Caulotretus macrostachyus.)

E. Ein geschlossener, mit Markröhre und einem beträchtlichen Rindenkörper versehener Holzkörper erscheint auf dem Querdurchschnitte von mehreren (3, 7, 10) symmetrisch gestellten, kleineren Holzkörpern umgeben, deren jeder eine selbstständige Rinde besitzt. Es ist dieß der im Allgemeinen bey den Sapindaceen (Paullinia, Urvillea, Serjania) herrschende Fall. Die peripherischen Holzbündel entstehen in dem Bast-Antheile des centralen Hauptkörpers. Sie sind als nicht vollständig gelöste (unentwickelte innerliche) Aeste zu betrachten.

In dieser höchst eigenthümlichen Vegetationsform könnte man gewissermassen ein Gegenstück zu jenen vorweltlichen, den Lycopodineen verwandten Formen finden, welche innerhalb einer allgemeinen Rinde secundäre Wurzeln nach Unten aussenden, indem die in Rede stehenden Lianen nicht Wurzeln nach Unten, sondern Aeste nach oben bilden, welche sich nicht von dem Centrum, dem sie angehören, entfernen sollen.

F. Die Bignoniaceen kommen der eben erwähnten Bildung nahe, so fern sich auch bey ihnen in dem Baste junge Gefäßbündel zeigen, die aus einer Horizontalausbreitung des ursprünglichen Holzkörpers hervorgehen und nach Oben steigen. Der Unterschied, den die Holzstructur und das Wachsthum hier darbieten, beruht vorzüglich in der Decussation der Blätter und der damit in Verbindung stehenden Entwickelung des ursprünglichen Holzkörpers. Letzterer geht nämlich von seinem anfänglich kreisrunden Umriß in einen kreuzförmigen über, indem seine Peripherie in vier übers Kreuz stehende Lappen hervorspringt, welche letztere selbst wieder unterordnete Einschnitte und Läppchen erhalten, die ein immer mächtiger werdender Rindenkörper umschließt. Die neuentstehenden, peripheri-

schen, mit Jahrringen und einer Markröhre versehenen Holzkörper sind nichts anders, als seitliche Verlängerungen jener Lappen des ersten Holzkörpers.

Bringt man alle diese Verschiedenheiten auf den allgemeinsten Ausdruck zurück, so sind sie nichts anders, als Modificationen einer nicht entwickelten Astbildung, bey welcher die Aeste anstatt von der Gränze zwischen Holz- und Rindenkörper sogleich unmittelbar nach Aussen hindurchzubrechen, noch unter der Herrschaft des ursprünglichen Holzkörpers, parallel an denselben gebunden bleiben.

Während bey vielen andern Schlingpflanzen nur gewisse peripherische Theile des Holzkörpers als Ranken (d. i. als verkümmerte Blätter (?), Blüthenstiele oder Zweige) die senkrechte Richtung des Wachsthums aufgeben und sich spiralig um eine gegebene Unterlage herumwinden, vereinigt hier der Stamm die nicht hervorgetretenen Aeste auf das engste mit sich und wird in seiner Totalität schlingend.

Die hier in Kürze aufgeführten Typen der Holzbildung von Schlingpflanzen sind ohne Zweifel nicht die einzigen, welche in der brasilischen Flora vorkommen; spätere Untersuchungen des reichen Materials, das uns von Jahr zu Jahr mehr zugänglich wird, dürften noch manche andere, eben so eigenthümliche Strukturverhältnisse entdecken lassen, wie wir denn in der, den Monocotyledonen analogen Holzbildung der dortigen Nyctagineae (Bougainvillea, Pisonia) eine höchst seltsame Abweichung kennen gelernt haben.

VI. Parasiti cormophagi.

Ich will aber diesem Gegenstande keine weitere Folge geben, und nur noch Einiges über die zweyte Art der Parasiten mit secundären Saugorganen, die Parasiti cormophagi, beybringen. Bey diesen also spielt der Stamm die Hauptrolle; er oder seine Aeste saugen sich vorzugsweise auf die Nährpflanze ein, wenn schon die Formation von Luftwurzeln, die parasitisch werden können, auch hier mehr oder minder üppig hervortritt. Diese Gewächse sind Bäume, welche oft eine beträchtliche Höhe und Dicke erreichen. Sie wachsen anfänglich mit einem senkrechten Stamme auf, der sich mittelst eines starken Wurzelsystems im Boden befestigt, und oben weit ausgebreitete Aeste bildet. Wenn aber der Stamm oder die Aeste in die Nähe eines andern Baumes gelangen, so üben sie eine ganz eigenthümliche pathologische Wirksamkeit aus. Sie werfen nämlich ihre Oberhaut ab, entäußern sich später auch ihrer Rinde und bringen, vermöge des Contactes mit ihren Säften auch die Oberhaut und Rinde der Unterlage zum Absterben. Sobald ihr junges Holz auf dem der letztern aufliegt, saugen sie die Holzsäfte derselben an, und werden zu wahren Parasiten. Diese Art von Parasitismus hat die größte Aehnlichkeit mit dem von Cuscuta und Cassyta, welche auch nirgends mit dem Holz der Unterlage eine solche Verwachsung eingehen (sich so in dasselbe infiltriren) wie dieß bey den Loranthaceae der Fall ist, sondern stets noch getrennt davon bleiben. Dabey verlassen sie ihr ursprünglich concentrisches Wachsthum, und breiten sich auf der Unterlage in der Art aus, daß sie allen Erhöhungen und Vertiefungen derselben folgen, sich ganz in sie modeln, und eine sehr enge Contiguität herstellen, (ohne jedoch innig mit ihnen zu verwachsen). Trennt man sie von der Unterlage, so findet man die beyderseitigen Oberflächen feucht von den ergossenen Holzsäften der Nährpflanzen, welche sich gewöhnlich von den Säften des Parasiten durch größere Flüssigkeit und Farblosigkeit unterscheiden. Sie benehmen sich hier etwa so, wie ein lederartiger Boletus, der auf einem Stamme wächst.

Die eigenthümliche Anziehung, womit sie sich über die Flächen der Unterlage ausbreiten, kann auch jenem Wachsthume holziger Baumwurzeln verglichen werden, die auf festes Gestein gerathend, nach und nach ihre runde Gestalt verlieren, sich verflachen, und gleichsam von der Anziehung der starren Masse überwältigt, ihren Rindenkörper auf der dem Fels zugekehrten Seite verdünnen, ja endlich ganz verzehren. Man könnte also sagen, daß solche parasitische Stämme in die Natur der holzigen Wurzel übergehen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. März.

Nro. 49. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Der heilige Bonifacius auf der Salzburg, eine geschichtliche Untersuchung (von Hrn. Prof. Dr. Herm. Müller.) Wirzburg 1841. 4.

Vorstehende kleine Schrift, 17⅕ Seiten stark, verdankt ihre Entstehung dem „Salzburgfeste", welches am 12. Julius 1841 begangen wurde, und ist dem Programme für dieses Fest angehängt. Im Jahre 1841 waren es gerade 1100 Jahre, daß Bonifacius auf der Salzburg bey Neustadt an der fränkischen Saale für Errichtung von Bisthümern, überhaupt für feste Begründung christlicher Institute nach dem Dogma Rom's thätig sich erzeigt hatte. Deßhalb war auch die XI. Säcularfeyer durchaus im Charakter eines kirchlichen Festes gehalten, wie aus dem Programme selbst ersichtlich ist.

Hr. M., welcher nach eigenem Geständnisse zu seiner Forschung nur wenige Tage verwenden konnte, hatte es übernommen, in einer kurzen historischen Abhandlung zu untersuchen und zu beweisen, „daß zu diesem Kirchen- und Landesfeste — als der eilften Säcularfeyer der Gründung unserer Bisthümer durch den hl. Apostel des deutschen Volkes ꝛc. — Zeit und Ort nicht besser gewählt werden konnten." —

Vorher wirft Hr. M. einen Blick auf den frühesten Zustand des Christenthums in Franken, auf Kilians Auftreten und Martyrthum, auf Bonifacius' früheres Wirken für Bekehrung der Deutschen, namentlich seit dem Jahre 719, 15 May, an welchem Datum er zum päbstlichen Legaten ernannt und mit Ausbreitung der christlichen Lehre in Deutschland beauftragt wurde (Serrav. ep. CXVIII. p. 164). Nachdem er im J. 723, 30. November zum Bischof für die zu bekehrenden Deutschen rechts des Rheins (Würdtwein ep. V. p. 22) geweiht und dem Papste den Eid der Treue und Ergebenheit geleistet, reiste er mit Empfehlungsschreiben an den Frankenherzog Karl Martell und die übrigen geistlichen und weltlichen Großen zurück (Würdtw. ep. VI. p. 22. 23.). Nach Hrn. M. wäre des Zurückgekehrten eigentlicher Wohnort die Salzburg gewesen, von wo aus er gleichsam als aus dem Mittelpunkte seiner Thätigkeit seine häufigen Züge durch Franken, Thüringen und Hessen angetreten, und selbst entferntere Gegenden, z. B. Bayern, das dortige Kirchenwesen zu fördern, besucht habe. Hier auf der Salzburg sollen sich seine britischen Genossen (Burkard, Lullo, Wilibald, Wunibald, Wita ꝛc.) mit ihm vereint haben und alsdann ausgezogen seyn zur Verbreitung des Glaubens und der daraus entspringenden Cultur: denn in 10 — 12 Jahren (genauer, vom J. 725 — 740, 29. Octob.) erhoben sich Kirchen und Klöster in allen Gegenden u. s. w. — Den Beweis für diese Behauptung findet Hr. M. in der Stelle des Martinus im chronico Fuldensi, nach welcher Bonifacius von den Diöcesen Augsburgs, Regensburgs und Salzburgs die Gauen Nordgewy und Salafeld abgetrennt, und hieraus das neue Bisthum Eichstädt für Wilibald gebildet habe. Mit dem Bisthume Salzburg sey keineswegs das südbayerische Bisthum Salzburg gemeynt, sondern hier die regio S. Bonifacii bezeichnet, welche also ihre Benennung dem Wohnorte des hl. Apostels verdankte, der vielleicht auch ursprünglich zum wirklichen Bischofssitze bestimmt war, ehe noch Wirzburg dafür auserlesen wurde.

Unwillkührlich dringt sich uns hiebey die Frage auf: Wenn die Salzburg vom hl. Bonifacius so bevorzugt war, und er das Passende dieser Oertlichkeit für einen geistlichen Oberhirten erkannt hatte,

wie kam es doch, daß er nicht hier, sondern zu Wirzburg den Sitz des Bischofs aufschlagen ließ? Welche Gründe bestimmten wohl den Heiligen, seine geliebte Salzburg mit dem Marienberg vertauschen zu lassen?

Nach Pertz M. G. H. II. 355 war der Schreiber dieser Stelle ein ungenannter Mainzer Priester. Mir scheint derselbe kein Coaevus gewesen zu seyn, sondern zur Zeit gelebt zu haben, als das Bisthum Salzburg bereits zur Metropole der bajoarischen Bisthümer erhoben worden war. Bekanntlich reichte die Eichstätter Diöcese in jenen Theil Bajoariens, der sich südlich und östlich der Altmühle hinzog (der nordwestliche Theil des Chelsgaues). Der Schreiber jener Notiz, seine Zeit im Auge, hielt die Bildung des Eichstätter Bisthums nur mit dem Consens des Metropoliten Bajoariens, des Erzbischofs von Salzburg für möglich; begieng jedoch hier einen Parachronismus, da schon 741 das Bisthum Eichstätt errichtet worden war, wo es noch keine Metropole Bajoariens gegeben. Bonifacius hatte als episcopus regionarius keinen bestimmten Sitz, wie sollte man alsdann seine, auch über die Diöcese Augsburg sich erstreckende Region nach der Salzburg in Franken benannt haben? — Wenn man ferner einen Blick auf des Heiligen Thätigkeit, insbesondere seine beständigen Reisen wirft, so wird bald einleuchten, daß von der Salzburg, als dem eigentlichen Wohnort desselben, kaum die Rede seyn könne.

Um nun zu zeigen, daß Bonifacius im Jahre 741 auf der Salzburg gewirkt, was ja der Zweck dieser Blätter ist, stellt Hr. M. „dasjenige, was der hl. Bonifacius um das Jahr 741 für unser Land gethan," aus den Quellen zusammen (Vita S. Wilibaldi von der Heidenheimer Nonne, alia vita S. W. auctore anonymo, Vita S. Bonifacii auctore Wilibaldo, und die Vita S. Bonif. auctore Othlono).

Zuerst beschäftigt ihn die Reise und der Aufenthalt des Heiligen nach und zu Rom; Beydes setzt er in die Jahre 737 — 738. Hierauf läßt er die einschlägigen Quellenstellen in extenso folgen, und entnimmt daraus den geschichtlichen Hergang in folgender Ordnung: 738 war Bonifacius schon in Bayern thätig, z. B. bey Verlegung des Bischofssitzes von Lorch nach Passau. Ueberhaupt war er vom Frühsommer 738 bis zum Spätsommer 739 daselbst, die Bisthümer daselbst errichtend und ordnend. Er muß demzufolge den Winter von 737 auf 738 in Rom zugebracht haben. Am 22. July 739 weihte Bonifacius den h. Wilibald in Eichstädt zum Priester, und nach Jahresfrist auf der Salzburg 3 Wochen vor Martini zum Bischof. Das wäre aber im Jahre 740 und nicht 741. Da dieß Hrn. M. wegen der Salzburgfeyer v. J. 1841 etwas ungelegen kommt; so räumt er ein, der Brief bey Othlon IV. Kal. Novemb., im 23. Jahr der Regierung des Kaisers Leo, seines Sohnes Constantin im 20., in der 8. Indiction, den er S. 17 den 29. Octob. 739 geschrieben seyn läßt, könne auch, wie Manche behaupten, im J. 740 geschrieben seyn. „Diese bestimmen alsdann", fährt Hr. M. fort, „mit Recht das Jahr 741, als die Zeit der Bischofsweihe des h. Wilibald. Der herrschenden Meynung entsprechend, ist daher auch die XI. Säcularfeyer der Bischofsweihe des h. Wilibald auf das laufende Jahr 1841 gelegt worden. Hiezu mochte man eine entscheidende Veranlassung in der allgemeinen Wichtigkeit finden, welche das Jahr 741 für das ganze Land durch die Vollendung seiner kirchlichen Organisation und die Errichtung dreyer Bisthümer erlangt hat, ein Ereigniß, zu dessen Feyer dieses Säcularfest uns vorzugsweise aufruft." — Durch das bisher von Hrn. M. Vorgebrachte ist so gut wie Nichts erwiesen. Erst rechnet er nach dem päpstlichen Brief, angeblich vom 29. Oktob. 739 das Jahr 740 als jenes der Weihe Wilibalds auf der Salzburg heraus, stellt sich jedoch gleich hernach auf die Seite derjenigen, die, auf die Indiction gestützt, den Brief des Papstes 740 geschrieben seyn lassen. Dieß ist aber ein bloßes Parteynehmen ohne Angabe der Gründe. Indem er nun über die Stiftung Wirzburgs, Erpesfurts und Buriaburgs redet, und die betreffende Stelle aus der bonifaz. Briefsammlung anführt, worin der Heilige um die päpstliche Bestätigung seiner drey Bisthümer bittet, geht er zum Beweise fort, daß das Gründungsjahr das J. 741 deßhalb seyn müsse, weil Bonifacius' Brief mit der Bitte um Bestätigung um Neujahr 742 geschrieben sey. Es wäre

also die Errichtung obiger Bisthümer im J. 741 vorgenommen worden. Karl der Hammer war im October 741 gestorben und Karlmann ihm gefolgt. Dieser wird als Landesregent im Briefe genannt, sowie Gregors III. Tod 27. Novemb. 741, und Zacharias' Erwählung, 30. November desselben Jahres, gedacht wird. Auf dem Concil des Jahres 742, April, erscheinen bereits Burkard, Willibald und Witta als Bischöfe. All' dieses zwingt zur Annahme des Jahres 741, als der Gründung des Bisthums Wirzburg.

Allerdings reichen die eben angeführten Punkte hin, um sich in Ansehung der Gründung des Bisthums Wirzburg für das Jahr 741 zu entscheiden, und darnach die XI. Säkularfeyer 1841 zu begehen. Allein die Weise, wie Hr. M. seine Berechnung angestellt, ist nicht ganz fehlerfrey. Ehe wir ihm dieß nachweisen, wollen wir erst noch ein Wort über des Hrn. M. Behauptung sprechen, nach welcher „Eichstätt bey der Diöcesan-Eintheilung von 741 noch der Diöcese Wirzburg zugefallen sey."

Wie unzweifelhaft dieß auch Hrn. M. erscheint, so lassen sich dennoch einige Zweifel darüber vorbringen.

1) Wir kennen urkundlich den Umfang des Bisthums Wirzburg gleich bey und nach der ersten Dotation. Der Wirzburger Sprengel erstreckte sich vom Neckar bis über die Regnitz und das Gebirge, welches der rothe Mayn vom Fichtelberge scheidet, von der Gränze des Nordgaues und Sualafeldes bis an den Spessart und die Fulda. Vom Nordgau und Sualafeld selbst war auch nicht der kleinste Theil der Wirzburger Diöcese zuständig zur Zeit als S. Burkard das Bisthum überkam, und während seiner Regierung.

2) Eichstätt und Wirzburg sind nach dem Zeugniße der Vita S. Bonifacii bey Pertz II. 348 zur selben Zeit und mit einander errichtet worden. Steht nun für Wirzburg das Jahr 741 fest, so ist dieß auch das Jahr der Gründung Eichstätts, als Bisthum. Beyde Bisthümer standen unter des heil. Bonifacius Aufsicht, aber nirgends ist zu finden, daß der h. Wilibald dem h. Burkard untergeben gewesen, sondern beyde waren als Bischöfe im Range einander gleich. Ausdrücklich wird der Ort, wo das Bisthum Eichstätt errichtet wurde, als in des h. Bonifacius Sprengel gelegen, bezeichnet (hoc igitur loco adhuc suae parochiae subjecto decrevit S. Bonifacius episcopatum facere, eique Stm. Wilibaldum praeficere). Auch ist nicht zu übersehen, daß dieser Heilige den Wilibald schon damals zum Bischof in diesen südlichen Gegenden Ostfrankens erkoren hatte, nachdem er Suitgar's Schenkung dem Wilibald zukommen ließ.

Nun zur Berechnungsweise des Hrn. M. — Wir beginnen gleich mit des h. Bonifacius Aufenthalt in Bajoarien, welchen Hr. M. in den Frühsommer 738 bis zum Spätsommer 739 setzt.

(Schluß folgt.)

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Vegetation der ächten und unächten Parasiten, zunächst in Brasilien.

(Schluß.)

Die Wucherung des in dieser Art sich ausbreitenden Parasiten kann so lange fortgesetzt werden, daß er endlich mit seinen Rändern zusammenschmilzt und die Unterlage gänzlich einschließt. In diesem Falle wird die Lebensthätigkeit der Unterlage immer mehr gehemmt, und endlich muß sie der Einwirkung des Druckes, der Abschließung von Luft und Licht und des Säfteverlustes unterliegen. Ist der von einem so gefräßigen Parasiten angefallene Baum zu dick, als daß ihn jener gänzlich überziehen könnte, so wird er einseitig

überdeckt, und indem der Parasit sich verzweigt, bilden sich Wulste oder klammerförmige Fortsätze, die oft in großer Ausdehnung sich erstrecken, nach Oben, seitlich, ja nach Unten laufen und sich hie und da ringförmig schließen. Man sieht manchmal Urwaldbäume von ungeheuerer Höhe, an denen der Parasit vierzig bis fünfzig Fuß hoch, selbst als ein mächtiger Baum, hinaufgewachsen ist, und deren Hauptäste er einseitig weithin begleitet oder hin und rings umgürtet. Ein so ausgedehntes Wachsthum reicht wohl weit über ein Jahrhundert hinaus. Ueberlebt die Unterlage den Parasiten, so sieht man diesen, von Fäulniß ergriffen, wie ein zackiges Gerippe an ihr hängen. Nicht selten habe ich aber auch den entgegengesetzten Fall beobachtet, wenn der Parasit lebenskräftig genug war, den Baum zu ersticken. Ist dann dieser von ihm weggefault, so steht er, auf der einen Hälfte berindet, auf der andern nackt, mit seltsam unregelmäßig zertheilten Zinken und Windungen emporstarrend, aus den obersten Zweigen Blätter treibend, wie ein vegetabilisches Gespenst zwischen den Nachbarbäumen. Hatte er einen walzenrunden Stamm ringsum überzogen, so bleibt er, wenn jener durch die Fäulniß ganz entfernt worden ist, unter der Form einer Röhre stehen. In den Wäldern am Yupurá habe ich dergleichen von 15 Fuß Höhe und 1 Fuß Durchmesser gesehen, die so regelmäßig rund waren, als wenn sie künstlich gearbeitet wären. Die Indianer bedienen sich dergleichen Röhren um Quellen hineinzuleiten, oder sie schneiden sie in Stücke von fünf bis sechs Fuß Länge, die sie zu Pauken, als Tontelegraphen, gebrauchen. Diese merkwürdige Eigenschaft, röhrenförmig um andere Stämme herum zu wachsen, bemerkt man vorzüglich bey der Gattung Clusia. Am Rio Guamá in der Provinz Pará habe ich mehrere ansehnliche Stämme von Clusia alba gefunden, welche die Stämme der Palme Acrocomia sclerocarpa auf zwanzig bis dreyßig Fuß hoch vollkommen überwachsen hatten. Sie bildeten mit ihren kurzen, dichtbeblätterten Zweigen, an denen große weiße Blüthen fassen, eine prächtige Hülle um den Palmbaum, der nur an der Spitze seine Blattwedel entwickeln konnte. (Siehe Martius Reise-Atlas, Vegetationsformen, II. fig. XI.) Turpin erzählt (Iconographie, Explicat. des Tableaux p. 75.), daß er auf der kleinen Isle de la tortue, bey S. Domingo, eine Clusia rosea von bewundernswürdiger Größe und Schönheit gesehen. Als der Baum umgehauen werden mußte, erstaunten die Arbeiter, nachdem sie das weiße und weiche Holz der Clusia durchgehauen hatten, auf einen Körper von großer Härte zu stoßen. Man fand endlich inmitten des bekannten Baumes einen großen, wohlerhaltenen Baum des gefleckten Acajú (Swietenia Mahagoni), von dessen Daseyn Niemand etwas wußte, und dessen Holz noch als brauchbar verkauft werden konnte. (Vrgl. Turpin Iconographie Tab. IV. und Martius Reiseatlas, Pflanzenformen, II. Fig. 1.)

Diese eigenthümliche Art des Parasitismus ist mir vorzugsweise von Pflanzen aus der natürlichen Familie der Guttiferae bekannt geworden, also bey Clusia, Arrudaea, Quapoya, und sehr ausgezeichnet bey Schweiggera (Renggeria Meisn.) comans. Vielleicht hat auch Moronobea coccinea eine ähnliche Lebensweise; doch erinnere ich mich nicht deutlich mehr, es an ihr beobachtet zu haben. Aber auch mehrere Ficus-Arten gehören zu diesen Parasitis cormophagis, wie namentlich Ficus dendroctona, von der ihr Beschreiber (Humboldt nova Gen. et Spec. II. 46.) selbst sagt: Mala-palo incolis: junior in arbores excelsas adscendit, quas totas obtegens suffocat et necat; adulta proceritate trunci insignis.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. März.

Nro. 50. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Der heilige Bonifacius auf der Salzburg ꝛc.

(Schluß.)

Dreymal war der h. Bonifacius in der Zeit von 719 — 740 in Bajoarien gewesen. Das erste mal im Frühjahre 719, wo er aus Rom und Italien kommend, daselbst anlangte (Vita Bonif. bey Pertz II, 340, cap. 6.), und sich von da nach Thüringen, dann zu den Friesen begab. Wir theilen hier unten eine kurze aus den Quellen gezogene Angabe über den Aufenthalt und die Reisen des Heiligen von 719 — 742 mit. *)

Die zweyte Reise nach Bajoarien fällt in die Jahre 733 — 34, nicht aber in die Jahre 737 oder 733 und 739. Und zwar giebt hier die Vollendung der Kirchen zu Fritzlar und Amöneburg den chronologischen Haltpunkt.

Papst Gregor II. starb 10. (11.) Febr. 731. An seinen Nachfolger Gregor III., ordinirt 18. März 731, schickte Bonifacius Gesandte mit einem Schreiben, welches dieser Papst sogleich beantwortete (Pertz II. 345) und die Gesandten mit Geschenken entließ. Der von den rückkehrenden Gesandten überbrachte Brief Gregors III. ist vom Jahre 732 (Würdtw. ep. XXV. p. 65. Serrav. 167 — 169. ep. 122.

*) I. Reise nach Bajoarien.

719 im Frühlinge, Bonifacius aus Rom nach Bajoarien. Pertz II. 340. cap. 6. Brief des Papstes vom 15. May 719. Würdtwein p. 12.

— Von Bajoarien geht Bonif. nach Thüringen, und auf erhaltene Nachricht vom Tode Ratbods zu den Friesen, woselbst er 3 Jahre bleibt.

719, 720, 721 — 22. Aufenthalt des Heiligen bey den Friesen.

722. Bonif. bey Trier. Würdtw. p. 18.

— Zu Amanaburg. Hessenbekehrungen. Bonifac. Berichte durch Binna nach Rom geschickt. Bonifacius begiebt sich

725. nach Rom, wohin ihn der Papst erfordert.

— 30. November und 1. December noch zu Rom. Bonif. reist mit päpstlichen Briefen an Karl Martell und die Bischöfe und Fürsten Germaniens heraus. (Würdtw. ep. V. VI. VII. VIII. IX. X.)

724. Bonif. bey Karl Martell. Von da zu den Hessen. Die Donnar-Eiche bey Gäsmere. Von den Catten zu den Thüringern. Ordorff errichtet. (Pertz II, 344. §. 23.)

725. Bonif. lehrt bey den Thüringern und Hessen. Ankunft der Gehülfen des Heiligen aus Britannien, denen der Heilige weit entgegenreist (Serrav. ep. 53. p. 70.).

731. Febr. Tod Gregor's II. Gregor III. 16. Febr. Bonif. schickt Boten an den neuen Papst, seine Ergebenheit zu bezeugen.

732. Gregor III. sendet an Bonif. das Pallium.

II. Bajoarische Reise.

733 — 34. Nach der Weihe von Fridslar und Hamanaburg begiebt sich Bonif. nach Bajoarien.

Adelung. Director. p. 19.). Im Frühling des Jahres 732 überbrachten sie wohl denselben dem Heiligen. Sofort unternahm er den Bau jener 2 Kirchen zu Frideslare und Hamanaburg und weihte dieselben (consecravit, dedicavit). Bey beyden Kirchen errichtete er Klöster, in denen sich viele Mönche befanden. Alles deutet auf Vollendung der Gebäude, der Kirchen, die eingeweiht, der Klöster, die bereits bewohnt wurden; und nachdem dieß alles vollführt (hisque omnibus rite confectis) begab sich der Heilige in das Land der Bajoarier, deren Herzog Hugobert war. Da die meisten Kirchen jener Zeit aus Holz erbaut waren (lignum oratorium zu Gäsmere) und dieß Material in Fülle vorhanden war, so scheint der Bau der Kirchen und Klöster ziemlich rasch vorgeschritten zu seyn, so daß er in Jahresfrist, also wenn 732 begonnen, im Jahre 733, höchstens 734 vollendet wurde. Gleich darauf trat der Heilige die Reise an, welche sohin in die Jahre 733 — 34 zu setzen wäre. Wie er in Bajoarien gewirkt, erzählt Wilibalds Vita S. Bonifac. Eremwulf wurde gebannt, und der Knabe Sturmi zog mit dem Heiligen, der nicht nach der Salzburg, sondern nach Hessen (Frideslar) sich begab (vita S. Sturmi. Pertz II. 366). Gewiß lebte um jene Zeit noch Hugobert, allein diese zweyte bajoarische Reise steht mit Hugoberts Tod in keiner Verbindung, so wenig als mit der dritten bajoarischen Reise des Heiligen, denn von der zweyten Reise kehrte Bonifacius aus Bajoarien mit Sturmi zu den Brüdern seiner Diöcese zurück, und nirgends wird gesagt, daß er auf seiner dritten Reise den Herzog Hugobert noch angetroffen habe. Bonifacius blieb vielmehr einige Jahre in Hessen und Thüringen, woselbst der Bau von nicht wenigen Kirchen gefördert und vollendet wurde (cumque ecclesiarum esset non minima etc. multitudo extructa). In der Eile, so scheint es, hat Hr. M. hier das in der betreffenden Stelle vorkommende Wörtchen „non“ im Texte, wie in der beygegebenen Uebersetzung vergessen, denn er sagt: „daß damals in Hessen und Thüringen die geringste Zahl Kirchen gestiftet war, und daß darum vornämlich zur vertrauten Berathung mit dem Papste der hl. Bonifacius nach Rom gezogen sey, von vielen Schülern begleitet.“

Die dritte Reise unternahm Bonifacius im Jahre 738. Ob die Reise nach Rom über Bajoarien gieng, wissen wir nicht, denn die Quelle schweigt hierüber. Daß aber der Heilige zu Rom Bajoarier in großer Zahl vorfand, die nicht mit ihm gekommen waren, möchte dafür sprechen, daß er dießmal auf seiner Rom-Reise Bajoarien nicht berührt, wohin ihn jedoch sein Rückweg führte. Den größten Theil des Jahres brachte er in Rom zu (Pertz II. 346. cap. 9.) und gieng mit päpstlichen Briefen, die vom Jahre 738 sind (Adelung. p. 20, 21),

---

Huibert. Eremwulf. Sturmi geht mit dem Heiligen, der zu den Brüdern seiner Diöcese (Frideslar) zurückkehrt. (Pertz II. 366).

734 — 738. Aufenthalt des Heiligen in Hessen und Thüringen.

738. Rom-Reise. Würdtw. ep. 42. 43. 44. 45. (von 43 — 45 inclus. aus dem Jahre 738 nicht 739). Pertz II. 346. cap. 9.

III. Bajoarische Reise.

739. Bisthums-Eintheilung in Bajoarien. Aufenthalt des Bonif. zu Freysingen.

740. Bonif. noch in Bajoarien. Weihe der Kirchen von Pura und Altonismonasterii.

740. 22. Juln. Bonif. zu Eichstätt. Wilibalds Priesterweihe.

741. 15. October. Karl der Hammer stirbt. Bonif. auf der Salzburg.

— 22. October. Bonif., Wizzo, Burkard und Wilibald auf der Salzburg. Ordination des Letzteren. Errichtung des Bisthums Wirzburg und Eichstätt. Pertz II. 348, 31.

742. Zu Anfang des Jahres. Bonif. berichtet die Bisthums-Errichtungen an den Papst Zacharias.

742. 21. April. Concilium. Bonifacius führt den Vorsitz. Burkard und Wilibald aus Bischöfe daselbst.

743. 1. April. Die päpstliche Bestätigung für Wirzburg, Buriaburg und Erpesfurt.

den alternden Liutprand besuchend, über die Alpen nach Bajoarien, im Jahre 739. Und in diesem Jahre ordnete er die Bisthümer jenes Landes.

Daß bey solcher Lage der Dinge Bonifacius die Verlegung des Bisthumes Lorch nach Passau nicht beschäftigen konnte, weil er sich um jene Zeit noch auf italienischem Boden befand, ist klar. Der Herzog Otilo hatte bereits ein Jahr über Bajoarien geherrscht, als am 1. November 738 die Kathedrale von Passau eingeweiht wurde. Vivilo war schon, und zwar, wie der Papst Gregor III. zweymal ausdrücklich in einem und demselben Schreiben meldet („unum (episcopum), nomine Vivilum, quem nos ante tempus ordinavimus" — und Nam Vivilus episcopus a nobis est ordinatus), vom Papste selbst ordinirt worden. Vivilo nahm als Bischof, unterstützt durch Otilo, diese Verlegung seines Bischoffitzes nach Passau ohne den h. Bonifacius vor, jedoch stellte der Papst den Passauer Bischof gleich den übrigen bajoarischen unter des Heiligen Aufsicht, der, wie gesagt, zur Ordnung der Diöcesen in Bajoarien eingetroffen war.

Irrig scheint uns ferner die chronologische Angabe des päpstlichen Schreibens vom 29. October 739, wenn gleich Würdtwein ep. XLVI. p. 99 und 100 dasselbe Datum gesetzt hat. Dieser Brief gehört den Regierungs-Jahren des Kaisers Leo (23) und seines Mitkaisers und Sohnes Constantin (20) und der Indiction (8) zu Folge in das Jahr 740. Es ist die päpstliche Bestätigung der in Bajoarien durch Bonifacius geordneten 4 Bisthümer, mit welchem Geschäfte der Heilige den Sommer und Herbst des Jahres 739 vollauf zu thun hatte. Natürlich kann nach dieser Annahme alsdann der h. Wilibald nicht füglich am 22. Julius 739 in Eichstätt zum Priester geweiht worden seyn, sondern diese Weihe fällt ein Jahr später, wie es schon Eckhart Fr. Or. I. 379 angesetzt hat. Daß sich Bonifacius auch noch 740 in Bajoarien aufgehalten, bezeugt uns die Einweihung der Kirchen von Pura und Altomünster, welche er vorgenommen.

Richtig hat Hr. M. das Schreiben des Bonifacius, worin er dem Papste die Errichtung von 3 Bisthümern, Wirzburg, Erpesfurt und Buraburg (Bierberg, am rechten Eder-Ufer, beym Dorfe Ungedanken gegen Frizlar zu, Pertz I, 152) anzeigt, und um deren Bestätigung bittet, in den Anfang des Jahres 742 gesetzt, und daraus gefolgert, diese Bisthums-Anordnungen mußten im Jahre 741 vor sich gegangen seyn und zwar nach Karl Martells Tode (15. October 741). Daß die Communication zwischen Italien und Deutschland nicht so gar langsam und schleppend auch im Winter gewesen sey, geht aus eben diesem Briefe hervor. Denn schon im Anfang des Jahres 742 hatte Bonifacius Gregors III. Tod, 27. November, und die Wahl seines Nachfolgers Zacharias, 30. November 741, erfahren. Und so mochte wohl auch eine Antwort des neuen Papstes in Betreff des zu haltenden Concils rechtzeitig über die Alpen eingetroffen seyn. Denn am 21. (nicht 2.) April 742 wurde es unter dem Vorsitze des Bonifacius in Gegenwart Karlmanns gefeyert; wo, wird nicht gesagt; Eckhart hält dafür, auf der Salzburg. Vrgl. Pertz III. p. 16, 17.

Billig muß man sich wundern, weßhalb die Bestätigung der in Thüringen und Hessen errichteten Bisthümer durch den Papst, um welche Bestätigung doch Bonifacius im Briefe vom Anfang des Jahres 742 dringend gebeten (haec tria loca propria carta et auctoritate Apostolatus vestri roborari et confirmari diligenter postulamus, und kurz vorher: scriptis auctoritatis vestrae confirmari et stabiliri desideramus), erst so spät, nämlich 1. April 743 (Adelung p. 23) erfolgt sey. Zwar sagt Zacharias: Sed nos tuis sincerissimis atque

a nobis dilectis syllabis provocati, quae poposcisti absque morâ concedi patimur et statuimus per apostolicam auctoritatem Episcopales illic esse sedes etc. und dieß spräche für das von Würdtwein und auch von Hrn. M. angesetzte Jahr 742, so daß die 3 Bischöfe ihre einzelnen Bestätigungs-Bullen im besagten Jahre erhalten hätten (tribus episcopis tuis singulas confirmationis epistolas misimus). Allein Datum (Kalend. April), Regierungs-Jahre Constantins (24) und Indiction (XI) sind entschieden für das Jahr 743. Leo des Isauriers Sohn, Constantin, wurde im Jahre 720 einjährig gekrönt, und herrschte nach seines Vaters Tod allein 741, das zweyte Jahr seiner Regierung (siehe Serrav. ep. 131. p. 181) ist das Jahr 743. Das 24te Jahr seit seiner Krönung entspricht dem Jahre 743 — 44. Die XI. Indiction fällt gleichfalls ins Jahr 743. — Da nun Zacharias der am 21. April 742 gefeyerten Synode oder des Concils erwähnt (Sed dum juvante Deo etc. ad effectum perducti fuerint, tuaque fraternitas memorato concilio consederit cum eodem excellentissimo viro (Karlmann), sein Brief aber vom 1. April datirt ist, so kann hier nur der 1. April 743, nicht aber der 1. April 742 zu verstehen seyn. Die Synode (Concil) von Liptinas 1. März 743 ist hier vom Papste schon deßhalb nicht gemeynt, weil man vor dem 1. April, dem Datum des päpstlichen Schreibens, von diesem liptinensischen Concil schwerlich etwas in Rom wissen konnte.

Ich vermuthe den Verlust eines päpstlichen Schreibens als einer Antwort auf einen gleichfalls verlornen bonifacianischen Brief, in welch' letzterem der gewissenhafte Bonifacius die Oertlichkeit seiner neuen Bischofssitze, wie er solche gefunden und kannte, geschildert. Dahin würde die Stelle des päpstlichen Schreibens vom 1. April (743) auszulegen seyn, in welcher Zacharias dem Bonifacius (wiederholt?) zu bedenken giebt, welche Forderungen die Canones an einen Bischofssitz machen (meministi enim, charissime, quid in sacris canonibus praecipimur observare: ut minime in villulas vel modicas civitates Episcopos ordinemus: ne vilescat nomen episcopi.). Nachdem es dem Heiligen gelungen, den Papst über diesen Punct zu beruhigen, erfolgte die, vorher wahrscheinlich bedingnißweise ertheilte Bestätigung der 3 Bischöfe und ihrer Sitze wirklich (et tribus episcopis — confirmationis epistolas misimus); hiedurch würde sich die so lange verzögerte Bestätigung einigermassen erklären lassen.

Nach dem bisher Vorgetragenen unterliegt es wohl keinem Zweifel mehr, daß im Jahre 741 die Ordination der Bischöfe Burkhard, Witta und Wilibald statt gefunden. Vom Letztern ist es entschieden, daß sie am 22. October 741 auf der Salzburg unter Assistenz Witta's und Burkard's vorgenommen worden. Ob jedoch Witta und Burkard, welche am 22. October bereits Bischöfe waren, gleichfalls daselbst auf der Salzburg ordinirt worden seyen, steht nicht mit gleicher Gewißheit fest. Jedenfalls muß Beyder Ordination (Burkard's und Witta's nämlich) in der Mitte Octobers 741 statt gefunden haben.

Allerdings hat Hr. M., der Zeit und Ort für die XI. Säcularfeyer erweisen wollte, das Jahr richtig dargethan; dagegen ist die nähere Zeitangabe, die zweyte Hälfte des Octobers 741, als der wahre Zeitpunkt, in welchem die kirchlichen Einrichtungen Frankens und Thüringens vorgenommen wurden, wahrscheinlich aus dem Grunde nicht bedeutender, als es sich streng historisch gebührte, herausgehoben worden, weil sonst die auf den 12. Julius 1841 in der Octave Wilibald's und Kilian's abzuhaltende Säcularfeyer als nicht zur rechten Zeit begangen sich dargestellt haben würde.

Dr. G. Th. Rudhart.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. März.

Nro. 51. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Tirol und die Reformation. In historischen Bildern und Fragmenten. Ein katholischer Beytrag zur näheren Charakterisirung der Folgen des dreyßigjährigen Krieges von tirolischem Standpuncte aus. Von Beda Weber. Innsbruck, in der Wagnerischen Buchhandlung 1841. 8. 434 S.

Nur wenige Fremde, welche während der Ferienzeit nach dem lieblichen Meran kommen, versäumen das dortige Gymnasium zu besuchen, welches unter der Leitung von Benedictiner-Mönchen steht, und mit diesen kindlich frommen und gelehrten Männern bekannt zu werden. Hier ist der greise P. Degeser, Superior der Anstalt, welcher die Stürme französischer und bayerischer Herrschaft, den Wechsel der Zeiten mit christlichem Gleichmuthe, wenn auch oft schwer geprüft, an sich erduldet; unter ihm steht mit mehrern andern P. Zingerle, von dessen großer Kenntniß der syrischen Sprache jüngst die Tübinger Quartalschrift wiederholt Zeugniß gab, während ein im verflossenen Jahre zu Innsbruck erschienener Band geistlicher Lieder auch weniger genauen Bekannten die Zartheit und Innigkeit seines Gemüthes offenbarte. Hier wohnte, bis der gegenwärtige Gouverneur von Tyrol, Graf v. Brandis Exc. ihn zur Erziehung seines Sohnes nach Innsbruck berief, der kenntnißvolle und liebenswürdige P. Jäger, als Historiker durch die Beschreibung des Engadeiner Krieges und viele kleinere Aufsätze im Tyroler Boten und der Zeitschrift des Ferdinandeums bekannt, dem Referent durch vielfache wichtige Aufschlüsse über die ältere Geschichte Tyrols sowie durch den freundschaftlichsten Diensteifer sich auf das tiefste verbunden fühlt. Aber nicht bloß die Stadt umschließt so treffliche Männer. Mit der rühmlichsten Bereitwilligkeit eröffnet der vortreffliche Pfarrer zu Untermais dem Wißbegierigen die handschriftlichen Schätze seines herrlich gelegenen Wieden. Geht man bergaufwärts an St. Zeno vorüber, wo tief unten am alten Kirchlein vorüber die Passeyr braust, so birgt dieselbe Capelle, welche einst St. Valentin begründet, und die gleich der Schloßkapelle zu Tyrol an ihrem Portale die seltsamsten Figuren zum Staunen der Fremden weist, manch' köstlichen Schatz für den Historiker, den der freundliche Besitzer gern dem Fremden aufschließt. Noch weiter hinauf im Gebirge, da wo zwischen zwey Bergströmen das alte Kains liegt, einst der Ruheort des hl. Corbinians und von diesem an bis zur Zeit der Säcularisation der Kirche von Freysing gehörig, trifft der Wanderer was er am wenigsten vermuthet, einen umsichtigen Forscher der verschiedenen Tyrolerdialecte. Reichlich wird er für die Mühe des Steigens belohnt, wenn der Pfarrer, freundlich und gesprächig, ihm die Resultate seiner Forschungen aufschließt, durch welche die Abstammung der Bewohner der einzelnen Thäler Tyrols von Bayern, oder Schwaben, mit großer Wahrscheinlichkeit erhärtet wird. Drey Stunden weiter nördlich treffen wir endlich tief im Gebirge den Verf. der vorliegenden Schrift, aus dessen Feder bereits ein gediegenes Werk über „das Land Tyrol (1838, 3 Bde.), ein historisch-topographisch-statistisches Gemälde von Innsbruck (1838), ein Denkbuch der Erbhuldigung in Tyrol (1839), und schon früher (1833) eine Uebersetzung von des hl. Johannes Chrysostomus sechs Büchern vom Priesterthume hervorgegangen sind. Wir haben es also mit keinem Neulinge zu thun, sondern mit einem in der Topographie und Geschichte seines Landes höchst bewanderten Manne, der bey Einheimischen und Fremden, die ihn kennen, in vorzüglicher Achtung

steht. Es ist nichts Geringes, wie P. Beda unter den Passeyern Seelsorger zu seyn und für ernste literarische Studien noch die gehörige Muße zu finden. Früh um 4 Uhr ruft oft die heilige Pflicht in den Beichtstuhl, den der Andrang der Gläubigen, die regelmäßig alle 8 Tage beichten und communiciren, meist nicht vor 11 Uhr zu verlassen erlaubt. Nicht wenige Stunden nehmen der nachmittägige Gottesdienst, die Schule, der Krankenbesuch hinweg. Oft hat der Priester 3 — 4 Stunden im tiefsten Schnee hoch hinauf zu den Alpenhütten zu klimmen, wo irgend ein Kranker das Brod des Lebens begehrt. Es darf sich auch der Leser dieser Blätter unsern Verfasser nicht als ein schmächtiges Männchen denken, sondern von schöner, stattlicher Gestalt, mit lebhaften geistreichen Zügen, der als Sohn der Alpen an deren Natur gewöhnt ist, die Berge zu erklimmen, und, wo es Noth thut, das Roß zu tummeln vermag; eine persönliche Erscheinung, die, würde sie statt des schwarzen Habits das weiße mit dem rothen Kreuze tragen, das Ideal eines Tempelritters darstellen würde, welches einst Schiller zu so schönen Distichen begeisterte.

Möge es uns der nachsichtige Leser vergeben, daß wir bey Gelegenheit dieser Anzeige ihm für einen Augenblick andere Bilder vorführten, als er sich vielleicht erwartet hat. Allein die Eigenthümlichkeit der oben bezeichneten Schrift ist so groß, daß wir von dem Verfasser und dessen Umgebung zur bessern Verständniß seines Werkes Einiges vorauszuschicken für nothwendig hielten. So viel auch bis jetzt Beyträge zur Geschichte des dreyßigjährigen Krieges unter verschiedenen Namen erschienen sind, dieser ist so originell, daß wir ihm kein Aehnliches an die Seite zu stellen wüßten. Nicht bloß deßhalb, weil er vom Anfang bis zum Ende beynahe nur aus unbenützten handschriftlichen Quellen entstanden ist, sondern noch mehr wegen des ganz besondern Inhaltes, in welchen wir nun unsern Leser einzuführen gedenken.

Wir bemerken jedoch, daß nicht eine geschichtliche Uebersicht, sondern eine Reihe von Bildern, die manchmal in innigem, meist jedoch in losem Zusammenhange unter einander stehen, hier gereicht wird. Sie haben zwar alle eine gemeinschaftliche Basis, sind aber nach der Absicht des Verf. nur Fragmente, Skizzen, Charakteristiken der hervorstechendsten Personen jener interessanten Zeit, durch welche eine ganz neue Seite, der ungeheure Aufwand geistiger Kräfte enthüllt wird, die von katholischer Seite in den Kampf geführt wurden. Es sind also nicht neue Dokumente, diplomatische Aktenstücke, die aus dem Schutte der Archive hervorgezogen werden, sondern lebhafte Schilderungen geistiger Zustände, welche gewöhnlich der Betrachtung gänzlich entrückt werden und von denen sich überall eher eine Spur vorfindet, als in den sogenannten critischen und andern Sammlungen und Beyträgen ꝛc. zur Geschichte des großen deutschen Krieges.

Der Verf. beginnt 1) mit der Weltstellung Tirols im dreyßigjährigen Kriege. Er zeigt „die wohlangelegte Schlachtordnung, in der Mailand den linken, Prag den rechten Flügel, Tirol den Mittelpunkt der großen dreyßigjährigen Weltschlacht“ bildeten. Dann geht er in dem zweyten Abschnitte auf die „Volkszustände in Tirol ums Jahr 1600“ über und entwirft hievon ein Gemälde der innern Fäulniß, die in dem Laufe des sechszehnten Jahrhunderts in Tyrol immer tiefer um sich gefressen hatte. Der Verf. folgt hierbey den Schilderungen des trefflichen Arztes Guarinoni, der mit Kummer dem sybaritischen Treiben seiner Landsleute zusah.

„Nach ärztlichen Zeugnissen wurden die Stadtschreiber selten alt, sie starben am verprahten Gut der Armen, Wittwen und Waisen. Die Geburt eines jeden Kindes, jeder Todfall, alle Todtengottesdienste, alle Feyerlichkeiten wegen erlangten Doktorgrades, Taufen, Hochzeiten wurden mit unsinnigen Mahlzeiten mehr belastet als gefeyert. Eine sogenannte „Bürgerfresserey“ bestand aus sechs Gängen, jeder Gang aus 9 Speisen, zusammen 54 Gerichte in unmäßiger Fülle und Sättigungskraft. Die Gänge kamen unter folgenden Benennungen vor: „Voressen, Suppe, Kraut, Gebratenes, Schröckdengast, Nachtrichten.“ Ein besonderer Erfindungsgeist wurde auf den Schröckdengast verwendet, mehr um zu zeigen, wie weit sich der ausschweifende Unsinn in der Verschwendung verirren könnte, als aus Berechnung für die Magenfähigkeit der Gäste. Ein freyherrliches Essen umfaßte 400 Speisen, ein gräfliches noch mehr ꝛc. — Besonders berüchtigt waren die Hochzeitschmäuse. Ganz gemeine Handwerker luden zu denselben 6 — 8 Tafeln Gäste

ein, die Bauern 12 bis 24, so daß die kleinste Hochzeit wenigstens 72 Theilnehmer aufweisen konnte. Ein Edelmann des Innthales hielt im Jahre 1010 eine Privathochzeit in seinem Hause. Sie dauerte zwey Tage lang auf 7 Tafeln mit 1456 Gerichten und galt noch als mäßig, da eine Ausdehnung der Schmauserey auf 8 Tage gar nicht selten war. — Jede Wöchnerin bedurfte zum Eßvorrathe während ihres Wochenbettes wenigstens 1 Zentner ausgesottenes Schmalz, 1/2 Zentner Butter, gegen 2000 Eyer, 2 bis 3 Star Weizen, 1 Fäßlein Traminerwein. Sie aß im Zeitraum eines Tages und einer Nacht 20 bis 28 Mal. Es wurde von Aerzten ausgerechnet, daß tausend Wöchnerinnen des Innthales die Nahrung von 90 0 Menschen verzehrten." Guarinoni entwirft folgende ärgerliche Statistik: „In Tyrol werden alljährlich 16,341000 Tafelgerichte zu viel verschwendet, und zwar in einer kleinen Stadt 138200, also in 15 Städten 2,073000, dazu in 12 Märkten 1,775600, ein Ergebniß, das noch unter der vollen Wahrheit und Wirklichkeit steht. Rechnet man für jede unnütz verschwendete Speise 2 Maß Wein, wobey es wie allbekannt nirgends bleibt, so erhält man die Unsumme von 32,089200 Maß Wein, die lediglich der Völlerey zum Opfer gebracht werden. Zu Geld angeschlagen kostet diese schändliche Schlemmerey dem Lande jährlich wenigstens die runde Summe von 3,208920 fl."

Der Verfasser zeigt, wie die Unanständigkeit der Kleidung mit der Ausgelassenheit des Lebens wetteiferte, die Komödien dieselbe noch erhöhten, das Leben selbst eine Komödie wurde.

„Die Männer feyerten allenthalben die sogenannten Aderlaßfeste, die oft ununterbrochen zwey volle Wochen fortdauerten. Eingeleitet mit Blutentleerungen und Reinigungstränklein schlugen sie schnell über in wilde Prasserey; keine Stunde gieng ohne Essen vorüber, das Trinken der stärksten Weine, besonders des Malvasiers währte mit geringer Unterbrechung den ganzen Tag und einen guten Theil der Nacht fort, die Aderlassenden selbst nahmen freudigen Antheil an der allgemeinen Entweihung der Gottesgabe, an der regelfesten Zerstörung der Gesundheit. Der Besuch der Wildbäder, die zu der größten Unzucht Anlaß gaben, das Kalenderwesen, mit welchem sich Hexenwesen und Zauberspuck verband, die Freytänze, die manchmal nur nach förmlichen Kämpfen zwischen dem Pfarrer und den Tänzern abgestellt werden konnten, die Tanztage der Handwerker besonders in Meran, in Süd-Tirol die ausgelassene Lust des Carnevals verbannten alle Nüchternheit des Lebens. Schwärme von landflüchtigen Leuten, die Todtschläger und Aufrührer von Graubündten und Veltelin, die verfehmten Wilddiebe aus dem Salzburgischen, die aussatzbehafteten Bettler und Landstreicher von Cadore, Feltre und Belluno, die hochnothpeinlichen Mordbrenner und Straßenräuber von Brescia und Bergamo, entlaufene Mönche aus dem deutschen Reiche strömten sämmtlich ins Gebirge zusammen mit dem Brandmahl ihrer Sündenschuld — und fanden bey den gutmüthigen Alpenbewohnern nur zu mitleidige Aufnahme."

Armuth, Geldnoth und Zinswucher, Durchzüge der Soldaten und Seuchen brachten die physische und moralische Kraft des Volkes herab und erzeugten mit allgemeinem Mißbehagen allgemeines Mißtrauen gegen die Regierenden.

III. Kirchenwesen. Mönchthum. „Gegen das Jahr 1600 war ein Zustand der kirchlichen Angelegenheiten herbeygeführt worden, der uns mit Schauder erfüllt." In mehreren Klöstern waren oft nur 2 Mönche zurückgeblieben; unter 100 Seelsorgsgeistlichen waren kaum 15 zu finden, die ihrem erhabenen Beruf nur einigermassen entsprechen konnten oder wollten. Die 10 Gebote, das Brevier-gebet, der Unterschied zwischen läßlichen und Todsünden, die Kirchengebräuche waren ihnen unbekannt. Selbst die Messe war bey vielen aus Unkenntniß der verschiedenen Gebete und Handlungen ein lächerliches Schauspiel geworden. Die Ohrenbeicht kam an vielen Orten in Abnahme (S. 37); man predigte äußerst selten und schlecht im Geiste einer lauen, verdorbenen Zeit oder artete in den Ton der Ostermährlein aus. Bey den Klöstern riß unselige Prachtbaulust ein; die Faschingsmummereyen drangen in jene ein. (S. 42)

„Ein Kloster, das diese Mißbräuche entfernen wollte, lief Gefahr auszusterben, so wenig Lust zur Abtödtung stand den Bewerbern um die Aufnahme zu Gebot. Unter 10000 Ordensleuten fand sich kaum Einer, der nach dem Willen Gottes das schwierige Geschäft eines Vorstandes führte, und that er's, so war Haß, Verfolgung, unauslöschliche Rache sein Antheil."

IV. Auftauchender Protestantismus. Am meisten Anhaltspunkt fanden unkatholische Lehren an den zahlreichen Knappeninnungen im Lande. Durch diese wurden verbotene Bücher in Unzahl verbreitet. Das ganze Valtelin und damit die ganze Westgränze war in politischer und religiöser Beziehung der Punkt, von wo aus Tirol gleich anfangs die meiste

Ansteckung drohte; gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts kamen hiezu noch die salzburger Thäler im Osten und bereiteten eine Aufregung der Gemüther in Tirol, die wohl ein ganzes Jahrhundert andauerte. „Auch in den italienischen Gränzbezirken trat eine Hinneigung zum Protestantismus vorzüglich in den ursprünglich deutschen Volkszweigen hervor;“ ja selbst in der Mitte des Landes, in Klausen, suchte sich die „neuevangelische Lehre auszubreiten“ (S. 57). Die Mittel aber, welche die Landesregierung gegen Bekenner derselben anwandte, Confiscationen ihrer Habe, oder wo dieses nicht durchgeführt werden konnte, Ueberlassung derselben an Beamte als Gehalt, oder an Staatsgläubiger als Zahlung mit völliger Freystellung der Erhebungsmittel an die darauf Angewiesenen, erzeugten oft

„ein Zerren und Schinden von Hartherzigen, die allgemeinen Abscheu im Lande verbreiteten, oder die Angewiesenen verzichteten lieber auf ihre Ansprüche, als daß sie ihr Leben mit dem Fluche dieser Menschenpresse belasten wollten. Daher wurde überall der Wunsch laut nach andern Mitteln, die aus dem Geiste geboren, auch mit sicherem Erfolge auf den Geist wirken konnten, einen unseligen Zwist ausgleichend, der zwischen Brüdern zum größten Nachtheile der Landeswohlfahrt entbrannt war.“

Wir verlassen jetzt absichtlich mit dem fünften Abschnitte die Eintheilung des Werkes, nachdem wir den hauptsächlichsten Plan desselben nachgewiesen: zuerst die herrschende Krankheit und dann die Heilung derselben zu zeigen. Das letztere ist von nun an der Inhalt des Werkes bis zu seinem Schlusse, sie soll von uns, wie wir es dem Kreise unsrer Leser angemessen erachten, noch in Kürze durchgegangen werden. Es ist dieß zwar nicht bloß der größere, sondern auch der wichtigere Theil des historischen Gemäldes; allein der Verfasser möge es uns nicht verargen, wenn wir uns in Dingen kürzer fassen, die unserer Ansicht nach entweder nach ihrem vollen inneren Zusammenhange dargestellt oder nur ganz kurz berührt werden müssen. Wir besorgen, nicht ohne Grund, es möchten bey dem Fremdartigen, welches der Inhalt des Buches für manche unserer Leser haben wird, Auszüge, wie wir sie bis jetzt gegeben, nicht hinreichen, den Gegenstand klar zu machen, zumal da der oft zu blüthenreiche Styl Lesern, die sich in solchen Gebieten noch weniger versucht, das Eindringen eher erschweren als erleichtern dürfte.

Der Verfasser führt den Leser zuerst nach Italien, um ihn hier mit einigen Persönlichkeiten bekannt zu machen, welche sich selbst der strengsten Ascese hingaben und dann unabläßig an einer riforma und restaurazione della chiesa arbeitend, sich nach Tirol wandten, daselbst das kirchliche Leben wieder erweckten und an der Zerstörung jener Gräuel arbeiteten, die, wie wir oben sahen, dasselbe umflorten. Der erste dieser merkwürdigen Männer war Bartolomeo Saluzzo, erst Schäfer, dann Franciskanermönch und so glühender Prediget, daß in 5 Tagen zu Cremona an 32000 Menschen aus seinen Händen das hl. Abendmahl empfiengen. Von noch größerer Bedeutung war der Carmelit Domingo, der 62 Jahre alt, den Sieg am weißen Berge bekanntlich entscheiden half, und für Tirol zunächst der einflußreichste, Fra Tomaso de Bergamo. Die Bewegung, welche von diesen Männern ausgieng, wurde aber so recht volksthümlich durch den Glaubenseifer Ferdinand's II. (Bruder K. Max II.), „von dessen Regierung an die Anhänglichkeit des Tirolervolkes an seine Fürsten auf religiöse Grundlagen festgestellt wurde;“ dann durch die übereinstimmenden Bestrebungen Maximilians III., eines der thatkräftigsten und frömmsten Fürsten seiner Zeit, welcher durch die Gründung des Innsbrucker Gymnasiums, „der ersten festgeregelten Anstalt dieser Art in Tirol, dem wesentlichen Bedürfnisse gründlicher Priesterbildung im Lande abhalf“ (1595 — 1618). Was diese Fürsten begonnen, vollendete Erzherzog Leopold V., Bruder K. Ferdinands II. und nach seinem Tode (1632) die Erzherzogin Claudia, durch welche besonders „das Einströmen des romanischen Kirchenelementes,“ vermittelt wurde.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. März.

Nro. 52. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

M. Tulli Ciceronis de finibus bonorum et malorum libri quinque. Recensuit et enarravit D. Jo. Nicolaus Madvigius. Havniae MDCCCXXXIX. Impensis librariae Gyldendalianae. Typis Schultzianis. LXVIII. u. 902 S. gr. 8.

Je ärmer verhältnißmäßig unsere Zeit an bedeutenden Erscheinungen in der philologischen Literatur ist, desto gespannter pflegt die Erwartung bey Ankündigung eines Werkes zu seyn, bey welchem die Bedeutung der bearbeiteten Schrift nicht weniger die Aufmerksamkeit auf sich zieht, als das Ansehen, welches sich der Herausgeber durch seine früheren Leistungen verschafft hat, wie es bey dem vorliegenden der Fall ist. Daß eine so hoch gespannte Erwartung nicht geeignet ist, einen billigen Maßstab für die Beurtheilung abzugeben, und daß man sich gerade durch ein solches Werk oft am wenigsten befriedigt findet, liegt in der Natur der Sache; um so ehrenvoller ist es aber für den Verfasser, wenn er trotz eines solchen Vorurtheils den Beyfall der stimmfähigen Leser sich zu sichern weiß. Daß dieß Hrn. Madvig gelungen sey, getraut sich Referent mit Zuversicht auszusprechen. Jede Seite giebt Gelegenheit, seine Gelehrsamkeit, seinen Scharfsinn und sein sicheres Urtheil zu bewundern, und im Ganzen muß anerkannt werden, daß in dieser Ausgabe zuerst nicht nur eine Einsicht in die Beschaffenheit möglich gemacht worden ist, in welcher diese für die Geschichte der alten Philosophie so wichtigen Bücher auf uns gekommen sind, sondern auch in die Art und Weise, wie Cicero sich seinen Stoff zu verschaffen wußte, und wie er ihn bearbeitet hat, und daß auch außerdem reichliche Belehrung aus derselben zu schöpfen ist. Demungeachtet ist die Freude bey Durchlesung derselben, wenigstens für den Deutschen, nicht so ungetrübt, als man erwarten sollte, und zwar theilweise nicht sowohl durch die Schuld des Verf., als durch die Lage der Verhältnisse, welche er vorfand. Es ist nämlich hier ein schweres Strafgericht geübt, zunächst über die früheren Bearbeiter dieser Schrift, mehr oder weniger aber über die ganze deutsche Philologie.

Das härteste Urtheil ergeht über Görenz, dessen Ansehen durch das hier Ausgesprochene und namentlich durch die Art, wie es ausgesprochen ist, so gut wie vernichtet erscheint. Der Kern der Anklage, welche Hr. Madvig gegen ihn erhebt, ist in folgender Stelle der Vorrede (S. LIII.) enthalten:

> Dedit enim mihi fortuna, cui, si summa res spectatur, succederem, Goerenzium, quem ego, ex quo primum Ciceronis de philosophia libros studiis meis adtigi, nescio utrum miratus sim magis an indignatus, aliquo inter philologos loco habitum esse et nunc quoque a nonnullis haberi; adeo mihi totus ex neglegentia et confusione, ex Latini sermonis summa ignorantia, ex ingeni torpore iudicique perversitate cum incredibili quadam oblivione (quam Graeci μετεωρίαν καὶ ἀβλεψίαν appellant), denique ex arrogantia mixtus videbatur.

Aehnliches findet sich durch die ganze Ausgabe hin zerstreut, wie S. 511. Goerenzius incredibili illo suo stupore u. dgl. Da sich bey genauerer Prüfung die Ausstellungen in der Regel als wohl begründet ergeben, läßt sich nur das dagegen einwenden, daß sich dasselbe auch auf eine schonendere Weise hätte erreichen lassen. Billig ist das

Urtheil über Orelli, dessen Verdienste anerkannt werden; doch wird auch bey ihm ein sichreres Urtheil in Betreff der Latinität und Grammatik gewünscht. Ganz geringschätzend wird in der Vorrede, wie in den Bemerkungen zu einzelnen Stellen F. W. Otto behandelt, der gewöhnlich mit Görenz zusammengestellt wird, z. B. S. 437., wo man liest: Nam Goerenzi et Ottonis conatus rideas an miserere, nescias. G. C. Kern dagegen, der Stuttgarter Uebersetzer, *) erhält das, den andern harten Urtheilen gegenüber, ehrenvolle Zeugniß, manche von allen andern für richtig angenommenen Irrthümer vermieden zu haben. Von Bremi heißt es S. LVI.: Si subsidiis instructior et magis exercitatus ad eos (libros) accessisset et si tantum ingeni acumine valuisset, quantum recto quodam sensu ad verum trahebatur, non parum profuisset. Am günstigsten lautet das Urtheil über die Leistungen A. S. Wesenberg's, eines Gymnasiallehres zu Wiborg in Jütland, der Hrn. Madvig mit seinen Bemerkungen unterstützte. Hier findet nur das Lobenswerthe Erwähnung, so daß, wie die andern Urtheile nicht sine ira, so dieses nicht sine studio ausgesprochen erscheinen möchte, wenn gleich das, was von ihm angeführt wird, von der Art ist, daß man vor seiner Beobachtungsgabe wie vor seinen Kenntnissen alle Achtung haben muß.

Außerdem ergiebt sich öfters die Gelegenheit, die von Hand in seinem Tursellinus aufgestellten Ansichten zu besprechen, dem (vrgl. Vorr. S. XLVII. S. 358. 371 u. s. w.) die Aufstellung vieler allzusehr ins Kleinliche geschiedener Bedeutungen einzelner Partikeln und zu wenig Berücksichtigung der werthvolleren Handschriften bey den in seine Untersuchungen aufgenommenen Stellen vorgeworfen wird. Die Schwierigkeit der hier aufgestellten Forderung fühlt übrigens Herr Madvig selbst, er beschränkt sie daher auf Cicero und Livius; einen factischen Beweis dafür liefert er aber unter andern selbst, wenn er S. 308 sagt, bey Seneca (ep. 6, 33, 52), würde Hermachus geschrieben, während in den angeführten Stellen schon Schweighäuser nach Handschriften (denen auch die Nürnberger mit 2 Stellen gegen eine beytritt) Hermarchus verbessert hat. Stürenburg wird (S. XLIX. und 65.) wegen seiner maßlosen Conjecturen in seiner Ausgabe der Bücher de officiis getadelt, ohne daß er genannt wird, was dagegen S. 190 geschieht, wo ihm die Prädicate einer iuvenilis protervia und incredibilis levitas zu Theil werden. R. Klotz wird S. XLVIII., ebenfalls ungenannt, hart darüber angelassen, daß er um jeden Preis die Lesart der Handschriften vertheidige, und in einer Bemerkung hinzugefügt, er hasse wohl mit Recht die Conjecturen, da er in der Rede p. Caecina p. 76. gezeigt habe, daß er nicht wisse, quid differat inter portenta orationis et sententiae a perspicuis codicum vestigiis discedentia et coniecturam via ac ratione procedentem; S. 56. liest man von ihm: simile st *) ceterorum eius viri, ubi in corruptelas codicum incidit; absurdissima quaeque praeclare se expedisse putat, si aeque absurde verterit, S. 273. heißt er mitissimus mendorum patronus. Auch der Veteran G. Hermann geht nicht ganz leer aus. Nachdem S. 430 eine Conjectur von ihm, freylich mit den einleitenden

*) J. G. Droysen's Uebersetzung erschien erst nach der Madvig'schen Ausgabe. Wie das Urtheil über dieselbe ausgefallen seyn würde, läßt sich aus dem in den Gelehrten Anzeigen 1841 Nr. 226 ff. darüber Gesagten entnehmen. An Gelegenheit zu Angriffen würde es übrigens auch außer den dort berührten Stellen nicht gefehlt haben, wie III. 2. §. 8, wo ludis commissis (S. 224) nach Görenz und Otto übersetzt wird: „nach Beendigung der Spiele", während Hr. M. es erklärt: „nach Beginn der Spiele." Die Richtigkeit der letzteren Erklärung geht auch aus den Worten des Macrobius (Saturn. I. 11) ante spectaculi commissionem hervor, für welche Valerius Maximus bey Erzählung derselben Sache (I. 7, 4.) den Ausdruck prius quam pompa duceretur, braucht.

*) Es sey hier ein für allemal bemerkt, daß Hr. M. die Orthographie, wie sie sich in den Palimpsesten findet, nicht nur im Texte, sondern auch in seinen Noten auf eine für unser Auge und Ohr auffallende Weise, ähnlich wie Benecke in seiner Ausgabe der Rede de imperio Pompei, durchzuführen gesucht hat; während er sich in der Vorrede S. LVII f. selbst in gewisser Hinsicht reuig darüber ausspricht.

Worten: sed commemorandum st, quamquam invitus facio, mißbilligend angeführt, und dabey bemerkt worden ist, daß Beier erkläre, es sey so der Schwierigkeit ganz abgeholfen, und Orelli ihm folge, heißt es weiter: Jam non miror eum paullo interdum licentius ludere, qui videat, tam facile sibi credi.

Doch genug von diesen Persönlichkeiten, die man, so wenig sich in den meisten Fällen die Wahrheit der zu Grunde liegenden Gedanken abläugnen läßt, doch in dieser Gestalt wegwünschen möchte. Wir gehen nun zu einem erfreulicheren Geschäfte über, nämlich zur Darlegung der Vorzüge des Werkes, die uns in folgenden Punkten zu bestehen scheinen: 1) in der Aufstellung billigenswerther Grundsätze der Kritik, 2) in der besonnenen Anwendung derselben, 3) in einer trefflichen, stets, so weit als möglich, auf die griechischen Quellen zurückgehenden Interpretation, 4) in der Besprechung vieler bisher nicht oder nicht gehörig berücksichtigter Punkte in Betreff der Grammatik und Latinität.

Suchen wir die Grundsätze auf, welche Hr. Madvig über die Ausübung der Kritik aufstellt, so verlangt er zuerst eine genaue Untersuchung der Handschriften, um sie nach Familien oder Klassen eintheilen und darnach ermitteln zu können, ob sie aus einer gemeinsamen Quelle, oder aus verschiedenen geflossen sind, und was in jedem einzelnen Falle die Quelle gehabt haben müsse, aus welcher die verschiedenen Abschriften hervorgegangen seyen, wobey natürlich, in so ferne sich eine bessere und schlechtere Familie unterscheiden ließe, jene vorzugsweise zur Richtschnur dienen müsse. Stimme dieses mit dem Sinne überein, welchen der Gedankengang des Schriftstellers fordere, so sey es aufzunehmen; sey dieses aber nicht der Fall, so trete die Nothwendigkeit der Conjectur ein, wenn nicht das, was bereits in den Ausgaben sich vorfinde, die nöthige Verbesserung enthalte, oder diese etwa aus einem Grammatiker, der die Stelle anführe, zu entnehmen sey. Von der Conjectur, die auch, emendatio ex indiciis reperta genannt wird, heißt es: der unbesonnene und ungeschickte Gebrauch derselben müsse schon deßwegen Unwillen erregen, weil dadurch ein nothwendiger Theil der kritischen Kunst in Mißachtung käme. Sie solle aber frey und mit kluger Anwendung der Regeln der Kunst geübt werden. Unter der ersteren Forderung wird verstanden, daß man sich nicht die Sprache in jener Zeit, wo sie noch eine lebende war, eben so in Fesseln geschlagen denke, wie es jetzt, in Folge der kunstreich aufgestellten Regeln, der Fall ist, daß man also dem einzelnen Schriftsteller eine gewisse Freyheit der Bewegung zugestehe, daß man aber anderer Seits auch die Möglichkeit einer Nachlässigkeit oder eines Versehens voraussetze, in welchem letzteren Falle es nicht darauf ankomme, das herzustellen, was an sich richtig sey, sondern nur das, worauf die vorliegenden Zeugnisse uns führen.

(Fortsetzung folgt.)

Tyrol und die Reformation ꝛc.

(Schluß.)

Seitdem das erlauchte Ehepaar den Glaubensprediger P. Eufemio nach Tirol berufen, ward der ganze Zustand des Landes allmählig ein anderer. Noch bey Leopolds Lebzeiten wurde auch der oben berührte Fra Tomaso nach Tirol berufen, mit dessen Auftreten die Ausbreitung des Kapuzinerordens Hand in Hand gieng. Bekanntlich hat aber auf das Volk im Gebirge wohl niemals eine religiöse Corporation einen bleibenderen Einfluß ausgeübt als dieser Orden, der so recht gemacht ist, in Leid und Freud dem Volke Helfer und Tröster zu geben. Jetzt bildete sich ein ganzer Kranz von Aehnlichgesinnten, Guarinoni der Leibarzt des Hallerdamenstiftes, Fra Vito zu Trient, viele angesehene, durch Geburt und Frömmigkeit ausgezeichnete Frauen. Unter diesen, deren Wirken besonders vom XIII. Abschnitte an dem Leser vorgezeigt wird, stehen 3 Töchter K. Ferdinands I. oben an. An sie, die „Königinnen“ Magdalena, Margaretha und Helene, schloß sich Anna Juliana von Mantua, zweyte Gemahlin des

Erzherzogs Ferdinand an, welche in einem Alter von 28 Jahren Wittwe, sich der Uebung frommer Werke widmete und das Regelhaus zu Innsbruck gründete, in welchem sie selbst die fünf letzten Jahre ihres Lebens zubrachte. Am längsten verweilt jedoch der Verfasser bey dem Bilde der Giovanna della Croce von Roveredo, einer der ausgezeichnetsten Persönlichkeiten des siebenzehnten Jahrhunderts, deren beträchtlichen literarischen Nachlaß, 15 Bände in 4., das Stadtarchiv von Roveredo enthält, und die mit den bedeutendsten Feldherren und Staatsmännern Oesterreichs, Tirols und Bayerns einen, die politischen Verhältnisse auf das Tiefste bereichernden Briefwechsel unterhielt. Giovanna bildet den geistigen Mittelpunkt ihrer Zeit, ihr hat deßhalb der Verfasser eine eigene Monographie gewidmet, die in Kurzem die Presse verlassen soll. Nur wenige von unseren Lesern dürften eine Kunde von dem Einfluße haben, welchen diese Nonne auf die militärischen Angelegenheiten Deutschlands ausübte.

„Der kaiserl. Generallieutenant Gallas stand unaufhörlich mit ihrem Beichtvater in Verbindung und bediente sich in seinen Briefen einer eigenen Chiffer zur Unterschrift, um die Quelle seiner Schlachtpläne und seines Verhaltens sorgsamst zu verdecken.“

Sie erklärte Wallenstein für einen Verräther; Gallas wagte auf ihren Rath die entscheidende Schlacht von Nördlingen, später rieth sie unabläßig zum Frieden und berief endlich den Feldhern zum Schluße seiner Tage nach Trient zurück. Nicht minder bedeutend war ihr Einfluß auf die Staatsmänner Tirols und des Auslandes.

„Die vorbeyreisenden Gesandten, selbst von protestantischen Fürsten, legten ihr im Kloster zu Roveredo ihre Instructionen vor, und ließen sich von ihr die beste Art der Ausführung dictiren. Die Masse von Briefen, die von allen Seiten an sie einliefen, war ungeheuer; aus allen europäischen Ländern, selbst von Ungarn, Siebenbürgen, Mähren, Polen, Rußland und Dänemark, in fast allen europäischen Sprachen, so daß sie eigene Dolmetscher brauchte.“

Noch sollten wir einige andere Frauengestalten erwähnen, welche, wie Maria Hueber in Brixen durch die Gründung der armen Schulschwestern auf die Bildung des Volkes belebend und veredelnd einwirkten. Wir heben aber zum Schlusse nur die

eine große Thatsache hervor, welche den Hauptinhalt der letzten Abschnitte bildet. Es ist dieß das Eindringen des romanischen Elementes in das deutsche, in Folge des Widerstandes gegen gemeinsame Gefahr. Der Antheil, den die Italiener an dem großen Kriege nahmen, brachte den Deutschen die italienische Sprache, Sitte und Literatur näher. Gallas, Piccolomini, Montecuculi und so viele andere Italiener führten deutsche Heere zu Kampf und Sieg. Aus italienischer Familie war der Gründer der salzburgischen Hochschule, Paris von Lodron, den Johannes von Müller als eine der größten Zierden des deutschen Episcopates pries. Die deutsche Jugend bezog italienische Hochschulen, besuchte die Werkstätten italienischer Kunst, und Wissenschaft und Kunst wurden neue Vermittlungs- und Berührungspunkte zwischen den sonst vielfach geschiedenen Stämmen. Die häufigen Vermählungen deutsch-katholischer Fürsten mit italienischen Prinzessinen verschafften den deutschen Höfen einen besonderen Glanz und eine besondere religiöse Weihe. *) Es lohnte der Mühe dem Verfasser in das Detail der Verschmelzung beyder Richtungen nachzufolgen, müßten wir nicht des Raumes wegen dieses übergehen. Wir erwähnen nur noch der Schilderung des biederen Engelhard Dietrich zu Wolkenstein-Trostburg, in dessen thatenvollem Leben der Verfasser das Bild der in wenigen Jahrzehnten nicht bloß veränderten, ja umgewandelten Zeit vor Augen führte. Noch knüpft der Verfasser durch die Schilderung der Gründung der englischen Fräulein und der Einsiedeleyen seine Darstellung an den Anfang des vorigen Jahrhunderts an und schließt damit die Reihe der Bilder, jedem Leser, wie wir nicht zweifeln, den Eindruck hinterlassend, daß Ungewöhnliches in kritischer Zeit vorgegangen und nicht bloß die Kenntniß des äußeren Lebens, sondern in viel höherem Grade die des inneren, dem gewöhnlichen Auge verborgenen, durch das Buch gewonnen habe, wir aber eine der eigenthümlichsten Quellen für die Geschichte des XVII. Jahrhunderts damit erhielten.

Höfler.

*) Siehe vorzüglich S. 339.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. März.

Nro. 53. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

M. Tulli Ciceronis de finibus bonorum et malorum etc.

(Fortsetzung.)

Wenn es sich darum handle, in dieser Beziehung das Rechte zu treffen, so trete die zweyte Forderung ein, genau zu erwägen, durch welche Mittelglieder ein Uebergang aus dem Gewöhnlichen und Regelrechten auf das im einzelnen Falle Vorliegende hätte Statt finden können, und nur, wenn die Möglichkeit des Ueberganges sich erweisen lasse, sich für etwas Gegebenes oder Gefundenes zu erklären. Uebrigens müsse man in dem Falle, daß sich nichts auffinden ließe, was den Andeutungen der Handschriften und den Forderungen des Zusammenhanges und der Sprache so entspräche, daß nichts anderes diesen Gemäßes denkbar wäre, dabey stehen bleiben, den Sinn und den Zusammenhang möglichst genau darzulegen, damit man sich wenigstens den Gedanken vergegenwärtigen könne, welcher in dem von dem Schriftsteller Geschriebenen ausgesprochen gewesen seyn müßte.

Diese Grundsätze sind von der Art, daß sich nichts von Bedeutung dagegen einwenden läßt; allein sie geben an sich noch keine sichere Gewähr für die Handhabung der Kritik, da die Erwägung dessen, was bey einem Schriftsteller als zulässig oder nicht zulässig gelten solle, doch ganz von der subjectiven Ansicht des Kritikers abhängt, und demnach Alles darauf ankommt, ob er sich einer unbefangenen Ueberlegung oder einem vorurtheilsvollen Räsonniren hingiebt; es fragt sich daher weiter, wie sich die ausgesprochenen Grundsätze in der Anwendung bewähren, die Hr. M. von denselben macht?

Daß Ref. im Allgemeinen mit dem eingeschlagenen Wege vollkommen einverstanden ist, geht schon aus dem Obigen hervor; es verlohnt sich aber wohl der Mühe, denselben etwas mehr ins Einzelne zu verfolgen.

Vor Allem stellte Hr. Madvig eine genaue Untersuchung über die Handschriften an, welche von seinen Vorgängern angeführt werden, und fand dabey, daß Irrthum, Nachlässigkeit und Täuschung bey Benützung ihrer Angaben die größte Vorsicht nöthig mache, indem einmal F. A. Wolf von einem Lagomarsinischen Apparate spreche, der aus mehr als dreyßig Handschriften gesammelt sey, während es sich hier um eben so viele Ausgaben handle, was aber die wirklich aus Handschriften entnommenen Lesarten beträfe, Görenz in der Anführung derselben sehr ungenau verfahren sey, die früheren Herausgeber aber nach der damals allgemeinen Sitte nur an einzelnen Stellen, welche ihnen schwierig erschienen, die Abweichungen bemerkten, und endlich Ursini, wie es scheint, Lesarten erdichtete, wie er sie für seine Ansicht brauchte.

Er mußte sich also nach einem zuverlässigeren Apparate umthun, und wählte zu diesem Behufe fürs Erste die schon von Görenz verglichene Erlanger Handschrift, von welcher er sich durch die Vermittelung des Herrn Prof. Döderlein eine vollständige Vergleichung verschaffte, welcher er das Zeugniß giebt, daß sie sehr genau sey, und ihn nur an einzelnen von ihm bezeichneten Stellen, wo in zweifelhaften Fällen nichts erwähnt sey, in Ungewißheit gelassen habe. Dieser Ungewißheit wenigstens theilweise abzuhelfen wird dem Ref. durch den günstigen Umstand möglich gemacht, daß einer seiner wertheften früheren Schüler, Hr. Rich. Schnei-

der, gegenwärtig Amanuensis an der Universitäts-Bibliothek zu Erlangen ist, und die Gefälligkeit hatte, eine Anzahl von Stellen, an welchen Hr. Madvig ausdrücklich bemerkt, daß er über die Lesart dieser Handschrift nicht im Klaren sey, auf die Bitte des Ref. nochmals nachzusehen. Diese einzeln hier anzuführen möchte aber deßhalb nicht unzweckmäßig sern, weil Hr. Madvig selbst erklärt, daß diese Handschrift die Hauptgrundlage seiner Ausgabe bilde. I, 3. §. 8. bemerkt Hr. M. zu dem Worte dictas: „Vereor, ut in Erl. hic silentio eorum, qui eum mihi contulerunt, confidere possim," und wirklich hat die Handschrift dictatas; die Vermuthung, daß sie daselbst statt praetore die Abkürzung PR. habe, bestätigt sich jedoch nicht, es steht vielmehr in derselben praetor. I, 5. §. 14. hat sie wirklich pertinerent und I, 12. §. 41. accidere, wo Hr. M. wegen des Stillschweigens in seiner Vergleichung in Unsicherheit war. III, 8, 28. spricht Hr. M. die Vermuthung aus, da Görenz aus dreyen seiner Handschriften die Lesart de non beata statt der Vulgata non de beata anführe, so sey vielleicht aus der Erlanger nicht mit Recht nichts bemerkt; allein diese hat hier wirklich non de beata. III, 9. §. 30. vermuthet er mit Recht, die Erlanger Handschrift habe singulis singulas, nicht, wie das Stillschweigen der Collation voraussetzen ließe: singuli singulas. Eben so ist §. 31. der Zweifel über die Vulgata et iis quae similes earum sunt, die nach der Collation zu urtheilen, sich auch in der Erlanger Handschrift finden müßte, gegründet, denn diese hat: et iis siquae. Dagegen ist das. §. 32. über das in Zweifel Gezogne a primo, mit Recht in der Vergleichung nichts bemerkt. III, 15. §. 49. behält Görenz, welcher meldet, es fehle in dieser Handschrift si in den Worten aut si bona valetudo sit, und statt at si habe sie im Folgenden aut si, gegen die Vergleichung Recht, von welcher Hr. M. an beyden Stellen ohne Weiteres berichtet, daß nichts in derselben bemerkt sey; eben so IV. 22. §. 61. in Betreff der Lesart probantur, wo dieß auch Hr. M., jedoch mit Hinzufügung der Worte: etsi quis confidat Goerenzio? vermuthet; deßgleichen V. 2. §. 4. in den Worten adsentior usu hoc venire, wo Görenz mit Recht bemerkt, es stehe in dieser Handschrift venire (nicht evenire) und selbst Hr. M. ihm trauen zu dürfen glaubt, weil er nicht billige, was er als Lesart der Erlanger Handschrift anführe. — Wer das hier Zusammengestellte zu vergleichen sich die Mühe nimmt, wird einerseits finden, daß in den meisten Fällen die Vermuthungen des Hrn. Madvig sich bestätigen, andrerseits aber, daß Görenz den Vorwurf der Nachläßigkeit nicht in dem Maße verdient, wie er hier wiederholt gegen ihn ausgesprochen wird. Den beyden Vergleichern der Erlanger Handschrift, deren Namen Sartorius und Fritz, auch von Hrn. M. genannt werden, wird übrigens Versehen der Art niemand zur Schuld anrechnen, der je ein ähnliches Geschäft unternommen, und in Folge dessen gewiß an sich selbst die Erfahrung gemacht hat, wie sich dergleichen auch bey dem eifrigsten Bestreben nach Genauigkeit nicht ganz vermeiden läßt. Was endlich das Alter der Handschrift betrifft, über welches Hr. M. in der Vorrede S. XVI. bemerkt: ut est minume antiquos (Goerenzius seculi XV. dicit), ad me de aetate nihil perscriptum st externisve ejus indiciis, so wird es durch die beygeschriebene Jahrzahl 1466 außer allen Zweifel gesetzt.

Außer der Erlanger Handschrift benützte Hr. Madvig noch die beyden ältesten Ausgaben und die für ihn veranstalteten Vergleichungen einer Pariser, einer Leidener und einer Münchner Handschrift, so wie die von P. Victorius aus einer Venetianer, der Asceasianischen Ausgabe vom Jahre 1521 am Rande beygeschriebenen Lesarten. In Betreff der Münchner beklagt er sich, daß er weder die Nummer, noch sonst etwas, von derselben angeben könne, weil der, welcher sie für ihn verglichen habe, aus Versehen nicht die von ihm gewünschte Handschrift durchgegangen habe, aus welcher Görenz früher Einiges nach F. X. Wersers Vergleichung mitgetheilt, und Hr. Hofrath Thiersch auf seinen Wunsch ihm eine Probe übersandt habe, sondern eine andere, die nur die drey ersten Bücher enthielte, ohne über diese ihm weiter etwas anzugeben. Es fragt sich nun, ob sich die Sache wirklich so verhält, oder ob nicht etwa die verglichene Handschrift eine und dieselbe mit jener ist, und die Vergleichung der zwey letzten Bücher nur deßhalb unterlassen wurde, weil

diese F. X. Werfer für Görenz (nach dessen Vorrede S. V.) bereits verglichen hatte? Da Hr. Madvig nichts über das Verhältniß der Lesarten der wirklich verglichenen Handschrift zu den ihm zugekommenen Proben gesagt hat, so läßt sich aus der Ferne darüber nicht urtheilen. Es verlohnte sich aber wohl der Mühe, daß Jemand an Ort und Stelle eine Nachforschung über die sich in München vorfindenden Handschriften anstellte, und, wenn wirklich ein Irrthum Statt gefunden hat, die Handschrift, welche Hr. Madvig im Auge hatte (N. 328) noch vergliche und wenigstens das, was auf die Madvig'sche Textesrecension einen Einfluß haben könnte, nachträglich bekannt machte. *)

Bey genauer Untersuchung seines Apparates und des aus früher verglichenen Handschriften Aufgezeichneten fand Hr. Madvig, daß sich nicht von Grund aus verschiedene Familien unter diesen Handschriften entdecken ließen, sondern daß allen eine gemeinsame Urhandschrift zu Grunde läge, die selbst schon vielfach, namentlich durch Auslassungen entstellt gewesen zu seyn schiene. Daß sich aber unter den vorhandenen Handschriften zwey Klassen unterscheiden ließen, eine der besseren, welche aus einer Abschrift jener Urhandschrift stammten, in welcher der Text derselben in der Hauptsache unverändert wiedergegeben würde, und eine der schlechteren, welche auf eine durch Interpolationen von mancherley Art entstellte Abschrift, als ihre gemeinsame Quelle schließen ließe, da die einzelnen Handschriften der beyden Klassen fast ganz miteinander übereinstimmten. Diese Zweytheilung ist im Ganzen nichts Neues; vielmehr ist sie schon von Bremi und Görenz erkannt worden. Diese sahen aber, wie Madvig sagt, nicht das wahre Verhältniß der Sache ein, und schlossen sich daher allzuoft den schlechteren Handschriften an.

Derselbe Scharfblick und dieselbe Gründlichkeit, wie bey der eben besprochenen Untersuchung des Verhältnisses der Handschriften unter einander, zeigt sich auch bey dem auf dieselben begründeten Verbesserungsverfahren. Von der Lesart der besseren Handschriften ausgehend, sucht Hr. Madvig mit Beyziehung der andern immer auf das hinzukommen, was die Urhandschrift hatte, und zwar auf eine Weise, daß man bey weitem in den meisten Fällen ihm seine Zustimmung nicht versagen kann. So fern er auf diesem Wege nicht zum Ziele kommt, macht er von der Conjecturalkritik einen sehr gemäßigten Gebrauch, so daß es in seiner Ausgabe der Stellen sehr viele giebt, an welchen, meistens durch ein Kreuz, die Verdorbenheit der Lesart angedeutet ist, ohne daß ein Verbesserungs-Vorschlag in den Text Aufnahme gefunden hat. Dadurch erscheint dieser zwar in vielen Fallen weniger lesbar, als in den früheren Ausgaben; allein dieses ist nicht sowohl die Schuld des Herausgebers, als des Zah-

*) Es befinden sich auf der Münchner Bibliothek zwey Pergamenthandschriften in Folio, in welchen das Werk de finibus b. e. m. vorkommt. Die eine, welche schon der ältern churfürstlichen Bibliothek angehört hatte und im XV. Jhrh. geschrieben ist, enthält auf Fol. 1 — 96 das benannte Werk, auf den übrigen Fol. 97 — 195 aber Academicarum Quaestionum das erste Buch, welches mit den Worten: incredibili quadam fuit facultate abbricht. Aus dieser HS., welche unter den lateinischen die Nummer 328 führt, hat der selige Werfer im J. 1812 die beyden letzten Bücher (das 4te und 5te) de finibus für Görenz verglichen. Die andere HS., unter denen des P. Victorius, mit welchen sie erworben worden ist, die 58ste, unter den lateinischen der jetzigen Münchner Bibliothek aber die 705ste, enthält auf Fol. 1 — 81 Tusculanarum Quaestionum libros V., an deren Schluß zu lesen ist: Joannes Arretinus IIII id. aug. IXV. post MIIII. annum salvatoris feliciter in urbe Florentina hunc librum absolvit. Auf Fol. 82 — 162 stehen die 5 Bücher de finibus, endlich auf Fol. 163 bis 169 ist das erste Buch Academicarum Quaestionum beygefügt, welches wie im vorgenannten Cod. 328 mit dem Worte facultate abbricht, wozu der Schreiber bemerkt: non reperitur ultra.

Bey Vergleichung stellt sich heraus, daß die bey Görenz im 4ten und 5ten Buch als aus dem Münchner Codex genommen angegebenen Lesarten, dem Cod. 328, diejenigen aber, welche Madvig in den ersten drey Büchern als Münchnerische bezeichnet, dem Cod. 705 entsprechen. Es sind demnach von diesem Cod. die Bücher IV und V, von jenem die Bücher I. II. III. für die genannten Herausgeber nicht collationirt worden.

Anm. d. Red.

nes der Zeit, und jedenfalls hat man hier den Vortheil, daß man das, was nicht durch besonderen Druck als der handschriftlichen Autorität ermangelnd bezeichnet ist, als fest begründet annehmen darf. Ueberdieß finden sich zur Verbesserung solcher verdorbener Stellen sehr oft in den Noten Vorschläge, denen ein Anderer, ohne deßhalb sich Tadel zuzuziehen, eine Stelle in dem Texte angewiesen haben würde. Daß hier und da ein Versuch zur Verbesserung nahe liegt, wo auch in den Noten ein solcher nicht gemacht ist, ist im Allgemeinen als ein lobenswerther Beweis der Besonnenheit des Herausgebers zu betrachten, und nur in einzelnen Fällen läßt sich ein allzu ausgedehnter Gebrauch des Grundsatzes wahrnehmen, daß man sich hüten müsse, das verbessern zu wollen, was in einem Versehen des Schriftstellers selbst seinen Grund hätte. Daß aber endlich die wirklich versuchten Aenderungen nicht alle auf allgemeinen Beyfall Anspruch machen können, liegt in der Natur der Sache. Wenn wir im Folgenden einige Stellen besprechen, über welche wir nicht derselben Meynung, als Hr. Madvig, sind, so geschieht es übrigens mehr in der Absicht, auf dieselben aufmerksam zu machen, als in der Zuversicht, das Richtige gefunden zu haben, und wir schließen uns dabey, durch eigene Erfahrungen günstig dafür gestimmt, vorzüglich an die schon oben berührte Ansicht des Hrn. Madvig an, daß in der Urhandschrift sehr häufig einzelne oder mehrere Worte ausgefallen sind, namentlich, wo ganz oder theilweise gleiche Wörter in geringer Entfernung neben einander vorkamen.

Zu der Stelle (II, 18. §. 57.) Sed finge non solum callidum eum, qui aliquid inprobe faciat, verum etiam praepotentem, ut M. Crassus fuit, (qui tamen solebat uti suo bono) bemerkt Hr. Madvig in Bezug auf den Vorschlag Otto's, zu schreiben, qui tam solebat etc.: „Sed nihil mutandum. Crassum, etsi esset praepotens, tamen suo bono, id est, quod eius proprium esset, et quod is, ceteris omissis sequeretur, pecunia, uti solitum Cicero dicit ad ea, quae vellet, ecficienda.“ Daß unter bonum nicht die Macht, sondern das Geld verstanden wird, ist hierin gewiß richtig; allein um dem tamen eine Bedeutung zu verleihen sieht sich Hr. Madvig genöthigt, dem suo einen Nachdruck zu geben, den es an dieser Stelle kaum haben kann. Seine eigenen Worte: ceteris omissis führen darauf hin, daß Cicero geschrieben haben könnte: qui tamen solo solebat uti suo bono, womit sich folgende Stelle vergleichen ließe (p. Sulla 27. §. 74.) Qui cum multa haberet invitamenta urbis et fori propter summa studia amicorum, quae tamen ei sola in malis restiterunt, afuit ab oculis vestris etc. Sollte man einen solchen Zusatz unpassend finden, so würde sich Ref. denen anschließen, welche eine Aenderung verlangen, und etwa vorschlagen: qui tam insolenter solebat uti suo bono, so daß diese Worte als nähere Bezeichnung dessen gälten, weßwegen Crassus praepotens genannt würde. Zur Erklärung von insolenter ließe sich dann anführen (p. Rosc. Amer. 8. §. 23.) Qui in sua re fuisset egentissimus, erat, ut fit, insolens in aliena.

II, 22. §. 71. schreibt Hr. Madvig: Ita, † quod certissumum st, pro vera certaque iustitia simulationem nobis iustitiae traditis, praecipitisque quodam modo, ut nostram stabilem conscientiam contemnamus, aliorum errantem opinionem aucupemur. In der Note läßt er sich genügen, die Unstatthaftigkeit des Wortes certissumum nachzuweisen, und hinzuzufügen, die Verbesserungen Bentley's und Bremi's, turpissimum und perniciosissimum, seyen dem Sinne angemessen, ohne sich für eine zu erklären, wahrscheinlich, weil sie ihm von dem in den Handschriften stehenden Worte zu weit entfernt schienen. Dieser Anstand würde nebst dem, daß der Sinn wohl nicht zu beanstanden wäre, beseitigt, wenn man schriebe: quod inertissimum est, was, zumal, wenn man an die Abkürzung (i)ertissimum denkt, eine ganz unbedeutende Aenderung ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. März.

Nro. 54. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

M. Tulli Ciceronis de finibus bonorum et malorum libri quinque.

(Fortsetzung.)

Ueber den Gebrauch des Wortes vergleiche man in dieser Schrift I, 2, §. 5. inertissimae segnitiae, v. 20. §. 56. Quin etiam inertissimos homines, wo Herr Madvig im Folgenden gegen die Autorität der besseren Handschriften statt des durch die vorausgehende Stelle empfohlenen segnitia schreibt, nescio qua singulari nequitia praeditos; und de fato 13. §. 29. Recte genus hoc interrogationis iners nominatum est, quod eadem ratione omnis e vita tolletur actio.

Bey folgender Stelle (III, 15. §. 51.) Quae autem aestumanda essent, eorum in aliis satis esse caussae, quam ob rem quibusdam anteponerentur, ut in valetudine, ut in integritate sensuum, ut in doloris vacuitate, ut gloriae, divitiarum, similium rerum, alia autem non esse eiusmodi, weiß Hr. Madvig keinen andern Ausweg zu finden, als anzunehmen, Cicero sey aus Versehen von der Construction abgewichen. Allein ein solches Versehen wäre doch gar zu stark. Bemerkenswerth ist aber auch, daß mit dem Eintritt des Genitivs die Wiederholung von ut auf einmal aufhört; es scheint daher, daß sie von einem jetzt ausgefallenen Worte abhingen, etwa ut in fructu gloriae divitiarum etc. Dafür lassen sich Stellen anführen, wie folgende (IV, 6. §. 15.): omnibus aut maximis rebus iis, quae secundum naturam sunt, fruentem vivere, oder, wenn man das Substantiv verlangt, Lael. 23. §. 88. Quis tam esset ferreus, cui non auferret fructum voluptatum omnium solitudo, Catil. II, 4. §. 8. fructum libidinum. — Das Verbum frui hat Herr Madvig III, 18. §. 61. eingesetzt, wo im Texte steht: Nam neque * * * virtute retinetur in vita, neque iis, qui sine virtute sunt, mors est oppetenda, und in der Note vorgeschlagen wird: neque [is, qui virtute fruitur,] retinetur in vita. Allein so ist weder der Ausfall erklärlich, noch ein Grund einzusehen, warum erst der Singular, dann der Plural steht. Ref. möchte daher lieber für das Ursprüngliche halten: neque vir bonus virtute retinetur in vita, oder etwa nach §. 64. vir bonus et sapiens oder etwas Aehnliches.

IV, 3. §. 6. steht im Texte: quam magnifice sunt dicta ab illis! . . . † hominum spinas vellentium, ut Stoici, nec ossa nudantium, sed eorum, qui grandia ornate vellent, enucleate minora dicere. Hier glaubt Hr. Madvig, der Genitiv könne stehen bleiben, und dazu ergänzt werden: ita ut ea sint; nach hominum habe leicht non ausfallen können. Mehrere haben hier schon an more gedacht, das unten §. 10. gleich wieder in ähnlicher Weise vorkommt, und dieß möchte auch das Einfachste seyn, und zwar nicht nec more sondern non more, da nō more vor hominum leicht ausfallen konnte.

Eine sehr schwierige Stelle findet sich IV, 15. §. 40., wo Hr. Madvig geschrieben hat: At enim [nam] dicitis virtutem non posse constitui, si ea, quae extra virtutem sint, ad beate vivendum pertineant. Quod totum contra st. Introduci enim virtus nullo modo potest, nisi omnia, quae leget, quaeque reiciet, unam referentur ad summam. Nam si omnino † nos neglegemus in Aristonea vitia incidemus et peccata . . .

sin ea non neglegemus, neque tamen ad finem summi boni referemus, non multum ab Herilli levitate aberrabimus, und in Betreff des nam bemerkt: „Nisi vocula illa, quae nos vexat, scribendi errore tota orta st, subest mendum occultius.“ Sollte hier nicht zu lesen seyn: At enim unam dicitis virtutem non posse constitui? Dazu paßt im Folgenden ganz gut: nisi omnia ... unam referentur ad summam, und was unmittelbar vor dieser Stelle vorhergeht: duo nobis opera pro uno relinquont, ut alia sumamus, alia adpetamus, potius quam uno fine utrumque concluderent. Aus diesen Worten ist auch zu unam virtutem non posse constitui zu ergänzen finem, wie 16. §. 48. zu virtute constituta zu ergänzen ist fine aus den Worten: qui finem bonorum esse dixerunt honeste vivere. In anderer Construction findet sich 16. §. 45. qui in una virtute constituunt finem bonorum und §. 41. sit in una virtute finis bonorum, womit sich noch 20. §. 57. vergleichen läßt: totamque eam (beatam vitam) in una virtute ponitis. — Ueber das ebenfalls offenbar verdorbene nos spricht Hr. Madvig seine Ansicht nicht bestimmt aus. Wir vermuthen hier eine Lücke, so daß es etwa ursprünglich geheißen haben könnte: Nam si omnino omnia non honesta neglegemus. Dieses wäre als eine Umschreibung des Vorhergehenden quae extra virtutem sunt, zu betrachten, wie in der eben angeführten Stelle 16. §. 43, honeste vivere und virtus wechselt, II, 13. §. 42. virtus und honestas, eine Stelle, die sich auch sonst mit der unsrigen vergleichen läßt, da Aristo dort auch erwähnt wird. Daß nach omnino leicht omnia nō ho - ausfallen konnte, ist klar; das sinnlose - nesta konnte dann leicht in nos übergehen; ja man könnte das t in der Lesart der Erlanger Handschrift intelligemus als eine Spur der weggefallenen Buchstaben ta betrachten. Daß Cicero omnino omnes öfters verbindet, ist bekannt; wir erwähnen daher nur noch, daß Lael. 21. §. 78. omnium nach omnino in mehreren Handschriften ausgefallen ist.

Zu den Worten (V. 19. §. 54.) Equidem e Cn. Aufidio, praetorio, erudito homine, oculis capto, saepe audiebam, quom se lucis magis quam utilitatis desiderio moveri diceret, bemerkt Hr. Madvig richtig, daß lucis und utilitatis sich eigentlich nicht so einander gegenüber stellen lassen, wie es hier geschieht; er nimmt aber an, daß die Unebenheit von Cicero selbst herrühre. Sollte aber nicht vielmehr zu schreiben seyn, quum se lucis magis quam ullius utilitatis desiderio moveri diceret? Der Unterschied von utilitas mit oder ohne einen solchen Beysatz erhellt aus folgender Stelle (22. §. 63.) qua non modo utilitas nulla quaeritur, sed contra utilitatem etiam conservatur fides; im ersten Falle bezeichnet es nämlich den concreten Vortheil, im anderen den abstracten Begriff. Das Pronomen konnte aber hier eben so leicht ausfallen, als huius §. 63. vor urbis, wo Hr. Madvig wohl mit Recht dieses einsetzen möchte.

V. 24. §. 72. erklärt sich Hr. Madvig bey den Worten: Qui enim sic disputant, obliti mihi videntur, quae ipsi † egerint principia naturae für fecerint, was Lambinus vermuthet hat. Referent möchte statt dessen vorschlagen, quae ipsi pepigerint principia naturae, oder, was der Lesart der Handschriften noch näher käme, pegerint. Diese Form ist von Orelli de leg. I, 21. §. 36. in den Worten Requiri placere terminos, quos Socrates pegerit, iisque parere aufgenommen, wo freylich die darauf folgenden Worte: verba usurpantur civilis iuris et legum zur Entschuldigung des Archaismus angeführt werden können; an einer andern Stelle dagegen (in Pis. 16. §. 37.) Obtinuisti provinciam consularem finibus iis, quos lex cupiditatis tuae non quos lex generis tui pepigerat, hat er die Aenderung des Parnus, pegerat (S. Stallbaum zu Ruddim. Instit. gramm. Lat. I. p. 240.) gar nicht erwähnt. Was den Gebrauch des Verbums pangere betrifft, so ist die Uebertragung von den gesetzlichen Bestimmungen auf die Bestimmungen in den philosophischen Systemen nicht zu beanstanden. Die Entstehung der Lesart der Handschriften ist aber wohl erklärlich, wenn man auf das vorausgehende ipsi Rücksicht nimmt.

V. 30. §. 91. steht im Texte: Audebo igitur cetera, quae secundum naturam sint, bona appellare, nec fraudare suo veteri nomine †

quam aliquid potius novom exquirere. Herr Madvig schlägt vor: nec fraudare suo veteri nomine, et aliquid potius novom acquirere, das letzte Wort nach der Erlanger Handschrift. Er nimmt an, quam sey wegen potius beygeschrieben und dann am unrechten Orte statt et eingeschaltet worden. Offenbar leichter erklärt sich aber die Lesart der Handschriften, wenn man annimmt, Cicero habe geschrieben: nec fraudare suo nomine qualicunque et aliquid potius novum acquirere, und dieß sey in qualiquid verstümmelt, und dann in quam aliquid verändert worden. Das eingesetzte Pronomen ist in dem Sinne „was man auch daran auszusetzen haben mag" hier gewiß ganz an seiner Stelle.

Auch in den Stellen, welche in den Noten angeführt werden, ist es hier und da zu verwundern, daß statt der bloßen Angabe der Verdorbenheit nicht eine nahe liegende Verbesserung angegeben ist, wie S. 53, wo in einer Stelle des Athenäus zu dem Worte *αἰτιάς* nur hinzugefügt ist (corruptum hoc), während der Zusammenhang zeigt, daß *παιδείας* zu lesen ist. Doch wollen wir hierüber mit Hrn. Madvig nicht weiter rechten, da es mit der Aufgabe, die er sich gestellt hatte, nicht in unmittelbarer Beziehung steht.

Wir gehen nun zu dem dritten Punkte über, der Interpretation. Im Allgemeinen ist Hr. Madvig bemüht, sie auf das Nothwendigste zu beschränken; der Kritik gegenüber erscheint sie daher untergeordnet; doch zeichnet sie sich vorzüglich in zweyerley Hinsicht aus; zuvörderst durch das Bestreben, überall auf die griechischen Quellen zurück zu gehen und die Art und Weise zu untersuchen, wie Cicero dieselben benützte, ob unmittelbar oder mittelbar. Von den aristotelischen Schriften zeigt er, daß sie zum größten Theile nicht in den Händen Cicero's waren, sondern daß er in der Angabe und Besprechung der in denselben enthaltenen Lehrsätze anderen Philosophen folgte, wodurch natürlich Manches einfloß, was sich mit den noch vorhandenen Aristotelischen Schriften nicht in Einklang bringen läßt, ohne daß man sich deßhalb berechtigt glauben dürfe, die Worte Cicero's nach diesen abzuändern. Dieß führt uns auf den zweyten Punkt, in welchem die Interpretation des Hrn. Madvig, im Einklange mit seinen Grundsätzen der Kritik, den fast allgemein geltenden Ansichten entgegentritt. Er sucht nämlich, frey von aller übermäßigen Verehrung Cicero's, dessen schriftstellerische Thätigkeit unter Berücksichtigung der Verhältnisse zu betrachten, unter denen er sie übte, wobey vorzüglich die Eilfertigkeit in Betracht kommt, mit welcher er bey Abfassung seiner philosophischen Schriften verfuhr, so wie der Umstand, daß er sich nur durch die schwer auf ihm lastenden Sorgen veranlaßt, auf die Philosophie hinwandte, ohne für seine Person die nöthigen Vorstudien gemacht zu haben, und ohne die Sprache für den Vortrag von Untersuchungen dieser Art gehörig ausgebildet zu finden. Indessen läßt er dabey die Verdienste durchaus nicht aus den Augen, welche sich Cicero durch seine philosophischen Schriften insgesammt und durch dieses Werk insbesondere um seine, wie um die neuere Zeit erworben hat, indem er die Philosophie in die lateinische Literatur einführte, und viele Punkte der Geschichte der griechischen Philosophie uns allein aufhellte; was sich namentlich aus dem Schlusse der Vorrede deutlich ergiebt.

Werden diese Grundsätze auf einzelne Stellen angewendet, so ergiebt sich dieselbe Gefahr, die wir oben bey der Kritik gesehen haben, daß man nämlich Manches für Nachlässigkeit anerkennt, was aus gutem Grunde so und nicht anders geschrieben worden ist. Sie sind daher, auch abgesehen von den pädagogischen Rücksichten, die hier nicht in Betracht kommen können, bedenklich. Uebrigens ist die Zahl der Stellen, die hier zu besprechen wären, zwar nicht so sehr groß, aber doch eine zu weitläufige Erörterung nöthig, um auf das Einzelne eingehen zu können.

Eine ganz besondere Bedeutung erhält aber diese Ausgabe außer ihrem eigentlichen Zwecke durch den Reichthum an grammatischen und stilistischen Bemerkungen, die nirgends gesucht, sondern nur da eingeschaltet sind, wo die Berichtigung oder Erläuterung einzelner Stellen auf dieselben führt. So spricht er S. 27. über den Dativ beym Passivum zur Angabe des thätigen Subjectes, den er bey allen guten Schriftstellern für verdächtig hält,

wo nicht das Verbum im Participium ſteht, oder das, was von einem gethan iſt, auch als für ihn gethan erſcheint. S. 31. beſtimmt er den Unterſchied zwiſchen delector aliquo und ab aliquo dahin, daß jenes bedeute, daß man fortdauernd an einer Perſon Gefallen finde, dieſes aber die momentane Unterhaltung durch dieſelbe bezeichne, womit ſich noch S. 82 die Erklärung von delectari in aliqua re „bey Gelegenheit einer Sache“ zuſammenſtellen läßt. S. 32 f. werden Stellen, wie folgende beſprochen: (I, 5. §. 14.): Nam illud *) quidem adduci vix possum, ut ea, quae senserit ille, tibi non vera videantur, die er neben dem Accus. cum Infin. auf eine Brachylogie für adducor, ut esse credam, zurückführt, womit ſich noch das griechiſche ὥστε zuſammenſtellen ließe, in Sätzen, wie folgende des Iſocrates (Paneg. §. 175.) ἐξ ὧν τοιαύτη δόξα γέγονεν, ὥστε ὁ μὲν βάρβαρος κήδεται τῆς Ἑλλάδος und Archid. §. 4. εἰ μὲν γὰρ ἦν ἀποδεδειγμένον, ὥστε τοὺς μὲν πρεσβυτέρους περὶ ἁπάντων εἰδέναι τὸ βέλτιστον, τοὺς δὲ νεωτέρους μήτε περὶ ἑνὸς ὀρθῶς γιγνώσκειν u. ſ. f. Eine ähnliche Bemerkung findet ſich S. 40 über den oft ſcheinbar ganz unpaſſenden Gebrauch der Concluſivpartikeln bey Cicero. Etwas undeutlich iſt S. 57. die Bemerkung: Videtur ipsam rem controversam universus eloqui velle, durch welche erklärt werden ſoll, warum in den Worten (I, 7. §. 25.) Nam si concederetur, etiamsi ad corpus nihil referatur, ista sua sponte et per se esse iucunda, per se esset et virtus et cognitio rerum expetenda, neben dem Imperfectum das Präſens geſetzt ſey. Hr. M. will wohl ſagen, der Sprechende wolle ſein Urtheil nicht beſtimmt ausſprechen, was er wenigſtens zu thun ſcheinen könnte, wenn er der übrigen Imperfekte wegen auch hier dieſes Tempus ſetzte, welches, für ſich betrachtet, die entgegen geſetzte Anſicht als die des Redenden bezeichnen würde. Ueberhaupt iſt es eine nicht rühmliche Eigenſchaft der ſonſt guten, ohne Uebertreibung reingehaltenen Sprache in den Noten des Hrn. Madvig, daß ſie nicht immer deutlich genug iſt, und daß man öfters eine Note mehrmals überleſen muß, bevor man erkennt, was ſie bezwecken ſoll. Die Haupturſache davon iſt das Streben nach Kürze, welches an ſich bey dem großen Umfang, den der Commentar auch ſo noch erhalten hat, allerdings nicht zu mißbilligen iſt. — S. 59 wird der Proſa die Form si quae neben si qua, namentlich gegen Stürenburg zur Rede p. Arch. c. 11. abgeſprochen. S. 66 wird der Gebrauch von tantum satis in dem Sinne von „ſchon genug“ entwickelt, und vor Verbindungen, wie sententiam oder rem concludere, rem oder veritatem rei negare, gewarnt. S. 74 wird für memoriter ſtatt der gewöhnlichen Erklärung: „auswendig, aus dem Kopfe,“ ſo wie ſtatt der in Vorſchlag gebrachten „mit Achtung gegen ihr Andenken“ als die einzig richtige geltend gemacht: bene et probe meminisse, ſo daß es ſich alſo immer auf die Treue des Gedächtniſſes bezöge, und auf das Vermögen über eine vergangene Sache gut und richtig zu ſprechen. S. 75 macht Hr. M. auf den Gebrauch von atque aufmerkſam, wo es eigentliche und bildliche Ausdrücke verbindet; S. 82 beſtreitet er die Anſicht, daß ne für ne . . quidem ſtehen könne. S. 91 macht er die Stellung est enim oder enim est davon abhängig, ob das vorhergehende erſte Wort des Satzes ſtark betont iſt, oder nicht. Ueberhaupt iſt der Erforſchung des Weſens der lateiniſchen Partikeln beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet, ſo daß der Hand'ſche Turſellinus in Einzelnheiten vielfältig aus dieſer Ausgabe berichtigt werden kann. S. 112 f. werden Ausdrücke, wie facultas agrorum condonandi erklärt, als in der Mitte ſtehend zwiſchen dem Gebrauche des Gerundium und Gerundivum, und herbeygeführt durch das Streben die Einförmigkeit zu vermeiden.

(Schluß folgt.)

*) So ſchreibt Hr. Madvig nach der Erlanger Handſchrift für illuc. Es fragt ſich aber, ob hier nicht der Gebrauch des Accuſativs der Pronomina im Neutrum zu weit ausgedehnt iſt. Ein ganz ähnliches Beyſpiel findet ſich wenigſtens auch unter den als Beleg hier angeführten nicht.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. März.

Nro. 55. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Die Episteln des Quintus Horazius Flaccus, übersetzt von Joseph Merkel, Professor und Hofbibliothekar in Aschaffenburg. Aschaffenburg bey Theodor Pergay 1841.

Lebhafter als je ist in der neuern Zeit das, im Erfolge jedoch nicht immer glückliche, Streben erwacht, das Verständniß der klassischen Schriftsteller des Alterthums, namentlich jenes der Dichter, durch genaue, dem gegenwärtigen Stande der Kritik, sowie den gesteigerten Forderungen der Sprache und des Metrums entsprechende Uebersetzungen auch dem gebildeten, jedoch der Ursprache unkundigen Publicum zugänglich zu machen. Um so auffallender muß es daher erscheinen, daß von jenem Dichter, der durch seine praktische Lebensweisheit in der Brust des natürlichen Menschen zu allen Zeiten geheime Sympathien hervorgerufen, und deßhalb auch die meisten Leser und Commentatoren gefunden hat, daß von Horaz, dem Lieblingsschriftsteller der Gebildeten aller Jahrhunderte, eine unverhältnißmäßig kleine Anzahl von Uebersetzungen erschienen ist. Besonders scharf stellt sich dieses Mißverhältniß heraus, wenn man die Satyren und Episteln betrachtet; wenn man vergleicht, was für die Erklärung einerseits, was für die Uebersetzung derselben andrerseits in der neuern Zeit geleistet worden. Während die Masse der Commentare zu diesem Dichter und der Erläuterungsschriften, größern und geringern Umfanges, zu einer kleinen Bibliothek bereits angewachsen, beschränkt sich dagegen, von der Wieland'schen angefangen, bis zu der vorliegenden, die Anzahl der einigermassen namhaften Uebertragungen kaum auf sechs bis sieben. Wieland hat bey oft glücklicher Auffassung einzelner Stellen, durch ein falsches Princip mißleitet, im Ganzen das Original zu sehr modernisirt. Er läßt Horaz nicht selten eine Sprache sprechen, wie sie, in gleichen Verhältnissen, zu des Uebersetzers Zeiten, am fürstlichen Hofe in Weimar etwa wäre beliebt worden. In der That glaubt man oft nicht den römischen Dichter, sondern einen fürstlich Weimarischen Hofrath in geistreicher Weise zu vernehmen; so sehr hat der antike Charakter, so zu sagen der aerugo nobilis dem modernen Schimmer weichen müssen. — Voß dagegen hat jenen Dichter, in welchem, wie Herr Prof. Merkel in der Vorrede treffend bemerkt, „gesunder Verstand, feiner Geschmack, weltmännische Bildung und ächtes Gefühl sich glücklich verbinden und durchdringen;“ jenen Dichter, der sich durch die geglättete Form und den reinlichen Glanz seiner Kunstwerke so sehr auszeichnet, jenen feingebildeten Freund des Mäcenas und Augustus mit seltenen Ausnahmen eine so unbeholfene, so ungelenke Sprache sprechen lassen, wie sie wohl ein gebildeter Weltmann in keinem Jahrhunderte gesprochen hat. — Endlich nennen wir hier noch E. Günther als Uebersetzer der Satyren und Episteln. Eine ziemlich fließende Sprache, und eine im Allgemeinen bessere Behandlung des Metrums sind entschiedene Vorzüge seiner Uebersetzung, die jedoch durch unrichtiges Auffassen des Sinnes, durch ungeeignete, nicht erschöpfende, oder falsche Ausdrücke, durch undeutsche Fügung, endlich durch metrische Verstöße, vielfach entstellt ist; wie dieß Hr. Prof. Merkel in einer eigenen, scharfen Zergliederung der Uebersetzung des siebenten Briefs im ersten Buche treffend nachgewiesen.

Die Hauptpunkte nun, welchen zu genügen der neueste Uebersetzer, Hr. Prof. Merkel zur Aufgabe sich gemacht, hat er selbst in dem Vorworte

folgendermassen aufgeführt: Scharfes Auffassen und treues Wiedergeben des Sinnes. Wörtlich treue Uebersetzung, wenn dieselbe der Klarheit des Sinnes und dem Genius der deutschen Sprache nicht aufgeopfert werden muß. Strenge Correktheit der deutschen Satzfügung. Leicht verständliche und lesbare Darstellung. Bewahrung des antiken Colorits, wo sie möglich war, ohne undeutlich zu werden. Strenge Beobachtung der metrischen Gesetze und prosodischen Regeln, wie diese von C. Kirchner und besonders von W. E. Weber aufgestellt worden sind.

Wie glücklich der Uebersetzer diesen Forderungen nachgekommen, mag folgende kleine Probe beweisen. Wir wählen die beym Aufschlagen uns gerade in die Hände fallende Epistel, worin der Hypochonder so meisterhaft geschildert wird.

VIII.

An Celsus Albinovanus.

Gieb dem Gesuche Gehör und bring, o Muse, dem Celsus
Freundliche Wünsche zurück, dem Begleiter und Schreiber des Nero.
Fragt er dich, was ich treibe, so sag ihm: Vieles und Schönes
Wolle gestalten der Geist, doch fehle die heitere Stimmung;
Nicht, weil Hagel die Reben zerstört und Hitze den Oehlbaum,
Auch nicht, weil mir die Heerden erkrankt, auf fernen Gefilden —
Nein, weil kränker die Seel', als sämmtliche Glieder des Leibes,
Durchaus nichts, was lindert den Gram, anhören und sehn will,
Weil mich reizen zum Zorn treumeinende Aerzte und Freunde,
Daß ihr Eifer entreißen mich will der betäubenden Schlaffsucht,
Weil ich, dem Schädlichen hold, wegstoße das Gute, und launisch,
Tibur preise in Rom, nach Rom mich sehne in Tibur. —
Dann nach seinem Befinden, Geschäft und ganzen Verhältniß
Frage, und wie er dem Fürsten gefällt und wie dem Gefolge.
Wenn er „wohl!“ dir erwiedert, so wünsche ihm Glück und vergiß nicht
Recht eindringlich die warnende Lehr ins Ohr ihm zu flüstern:
Wie du trägst dein Glück, so werden dich tragen die Freunde.

und die nachfolgende:

An Claudius Nero.

Claudius! Nur Septimius scheint allein es zu wissen,
Wie du mich schätzest, indem er mich drängt durch eifrige Bitte,
Daß ich ihn dir, wie kühn! als Würdigen möge empfehlen,
Noch bey Nero zu seyn, der stets nur Treffliches auswählt;
Wenn er sich denkt, ich besitz' als Freund dein volles Vertrauen,
Sieht er mit schärferem Blick, als ich, wie viel ich vermöge;
Viel zwar brachte ich vor, zu entschuldigen mich vor dem Freunde,
Aber ich fürchtete endlich den Schein unedler Selbstsucht,
Wenn ich zu klein darstellte die Kraft, für die Freunde zu wirken.
So, zu entgehen dem schlimmern Tadel, gebrauch' ich des Welttons
Vorrecht, dreist zu begehren. Wofern deßhalb du es billigst,
Daß auf Freundes Geheiß ich bescheidene Sitte verletze:
Nimm ihn auf bey deinem Gefolg' als wacker und tüchtig.

Anlangend die Auffassung des Sinnes schwieriger Stellen, hat der Uebersetzer mit eben so viel kritischem Scharfblick, als geläutertem Geschmacke und feinem Takte, der nicht immer die Frucht großer Belesenheit ist, aus der Masse möglicher Beziehungen, die dem Sinne jedesmal angemessenste glücklich herausgefunden, und so hat denn fast überall die natürlichste, einfachste Erklärung den Vorzug bekommen. In dieser Beziehung finden wir ihn mit dem neuesten bedeutenden Herausgeber des Horaz, mit Orelli nämlich, am häufigsten zusammentreffen. Von den Stellen, an welchen Hr. Prof. Merkel von den früheren Erklärern entweder ganz abweichen zu müssen glaubte, oder wo er den unbezweifelt richtigen Sinn durch die Bestimmtheit und Prägnanz des glücklich gewählten Ausdrucks erst in das volle Licht setzte, wollen wir hier nur folgende hervorheben.

Aus dem ersten Buche ep. I. v. 86. v. 99. ep. II. v. 25. v. 60. 61. ep. V. v. 1. v. 6. 36. 53. ep. VII. v. 24. 77. ep. X. 25. ep. XI. 28. ep. XII. 22. ep. XIII. 4. 5. 19. ep. XIV. v. 18. 26. 42. 44. ep. XV. v. 45. 46. ep. XVI. v. 15. ep. XVII. v. 25. 42. ep. XVIII. v. 16. 86.

Aus dem zweyten Buche heben wir nur hervor: ep. I. v. 68. 92. 269. ep. II. v. 18. 51. 193. Aus der ep. ad Pis. v. 29. 32. 37. 49. 52. 128. 135. 254. 294. 310. 331. 386. 436. 469. u. s. w.

Unter beynahe zweytausend Versen finden sich etwa zwölf unverändert aufgenommen und gegen achtzig oder neunzig, wo der Uebersetzer theils zufällig mit früheren zusammentraf, theils Verse derselben mit wohlbegründeten Veränderungen aufnahm. Besonders interessant und belehrend ist in dieser Beziehung die Vergleichung der vorliegenden Uebersetzung mit ihren Vorgängerinnen; sie läßt uns die Kunst des ächten Uebersetzers wahrnehmen, welcher Unwesentliches mit Bewußtseyn aufgiebt, um dasjenige, was er als das Wesentliche und Nothwendige anerkennt, zu retten. Da zeigt es sich denn auch deutlich, daß da, wo es um das Verständniß einer schwierigen Stelle sich handelt, im Falle dieses nicht absolut an eine antiquarische oder historische Notiz gebunden ist, die treffende Uebersetzung den Zweck besser erreicht, als der umständlichste Commentar dieß vermag. Für jenen Fall hat der Verfasser durch die hinten beygefügten Anmerkungen gesorgt, welche die zum Verständniß durchaus nothwendigen Notizen mitzutheilen, bisweilen auch die Uebersetzung zu rechtfertigen bestimmt sind.

Zum Schlusse glauben wir hier noch auf die Uebersetzung der ars poëtica, in Bezug auf Treue, Klarheit und Anmuth des Ausdrucks vielleicht die gelungenste, besonders aufmerksam machen zu müssen; indem gerade hier die Schwierigkeit des Gegenstandes selbst und das Streben, die Einfachheit und energische Kürze des Originals wieder zu geben, ohne die strengsten Forderungen des Metrums zu verletzen, der freyen Bewegung am schädlichsten werden konnte. Gerade was Sprache und Darstellung, namentlich die gelungene Nachbildung des horazischen Herameters betrifft — an welcher, unserer Meynung nach, die Kunst des Uebersetzers, wie die Bildsamkeit der deutschen Sprache gleich sehr hervortritt — darf Hr. Prof. Merkel das Wort des Horaz, er wolle ein Werk formen, „daß jeder das Gleiche sich zutraute, und wenn er es wagt, viel schwitzte, und dennoch sich abmühte umsonst," — auch wohl auf seine Uebersetzung anwenden.

(Schluß folgt.)

M. Tulli Ciceronis de finibus bonorum et malorum libri quinque.

(Schluß.)

So viel enthält in dieser Beziehung allein der Commentar zum ersten Buche. Wir können natürlich nicht in gleicher Weise das ganze Werk durchgehen und heben daher zum Zeichen, daß auch im Folgenden sich treffliche Winke in Betreff der Latinität finden, nur einiges Wenige aus. So macht Hr. M. S. 146. darauf aufmerksam, daß Cicero öfters sage, non est veri simile, ut .., qui probari potest, ut .., aber nicht veri simile est, ut .., probari potest, ut ..; S. 198. bemerkt er Epicuro auctore heiße „auf den Antrieb des Epikur," nicht, wie es öfters gefaßt würde, „nach dem Urtheile des Epicur," S. 502., daß es im Lateinischen keinen Ausdruck für das Pflanzenreich im Ganzen giebt, indem planta nur z. B. dem Samen gegenüber stehe, also etwa den Stock bezeichne, Cicero aber dafür der Kürze wegen stirpes brauche. Hier und da finden sich auch Beyspiele von Redensarten oder Constructionen zusammen gestellt, welche zwar von niemanden bestritten werden, deren Gebrauch aber nach des Hrn. Madvig Ansicht noch nicht in das rechte Licht gestellt sind; so S. 209. von Perfecten und Imperfecten in Conditionalsätzen, zur Andeutung, daß die Sache nicht eingetreten sey, S. 321. von primus quisque in der Bedeutung „einer nach dem andern." Hierbey pflegt er auch über Cicero hinaus zu gehen. In einem ähnlichen Falle, S. 781., nimmt er nicht mit Recht bey Seneca, (ep. 2, 5. Non qui parum habet, sed qui plus cupit, pauper est) für parum die Bedeutung „wenig" in Anspruch; der Sinn dieser

Worte ist aber offenbar der: „die Armuth besteht nicht darin, daß man zu wenig d. h. nicht genug hat, sondern darin, daß man mehr begehrt, als man hat;“ vrgl. ep. 48. §. 16. Hoc qui dixerit, obliviscetur, id dominis parum esse, quod Deo satis est. Ueberhaupt weiß Ref. keine Stelle dieses Schriftstellers anzugeben, wo parum jene Bedeutung hätte, außer, wenn wir der allgemeinen Lesart folgen, ep. 86. §. 17. parum autem arboris, antequam obruat, radit, wo aber, wie Schweighäuser in dem Vorhergehenden statt: Magnarum arborum truncos ... cum scapo suo transtulit, nach Handschriften und alten Ausgaben geschrieben hat cum rapo suo, worauf auch die falsche Lesart der Nürnberger Handschrift cum ramo suo hinführt, statt parum wohl auch zu lesen ist rapum.

Ausführlichere Untersuchungen, welche in den Noten keine Stelle fanden, sind in Excurse verwiesen, deren sieben sind: 1. De turbatis et dissolutis orationis connexae, maxime bipertitae, membris, wo von solchen Stellen gehandelt wird, an welchen einem vorausgeschickten et, utrum, primum u. dgl. nicht das nachfolgt, was jenes Wort erwarten ließe. 2. Demonstratur dissidium non esse Latinam vocem, semperque scribendum discidium. 3. De nec pro ne-quidem posito, et de nec-quidem. Da bey der hier geführten Untersuchung, in welcher nec-quidem dem Cicero bis auf wenige zweifelhafte Stellen abgesprochen wird, zwar auf einzelne Schriftsteller des silbernen Zeitalters Rücksicht genommen ist, aber nicht auf alle, so verweist Ref. auf Haase's Bemerkungen zu Reisig's Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft, S. 590., wo u. a. Seneca aus einer Handschrift das Schwanken zwischen nec-quidem und ne-quidem nachgewiesen wird, welches in den von dem Ref. verglichenen beyden Handschriften, einer Bamberger und einer Nürnberger, sich in ähnlicher Weise findet, und zwar so, daß an den meisten Stellen, wo die Ausgaben nec-quidem haben, dieses durch jene Handschriften nicht bestätiget wird, dagegen in einzelnen Fällen diese auch nec-quidem bieten, wo die Ausgaben ne-quidem haben. 4. De primis naturae et de Carneadia divisione de summo bono. Hier wird gezeigt, daß sich Cicero durch allzugenaues Anschließen an Antiochus zu manchfachen Irrthümern verleiten ließ. 5. De ordine rerum in libro tertio et de divisione ethicae apud Stoicos. 6. Ostenditur, pronomen, quod est quisque, pro eo, quod est quicunque, extra vocem cujusquemodi non poni apud Ciceronem aut alios ejusdem aetatis scriptores. 7. Ciceronis de libris Aristoteliis testimoni auctoritas exquiritur. (Simul vestigia doctrinae Antiochi pro peripathetica traditae apud Stobaeum demonstrantur). In sämmtlichen bewährt sich die gründliche Forschung, welcher wir oben die verdiente Anerkennung bereits haben zu Theil werden lassen.

Hierauf folgen Addenda et corrigenda, welche einen allzu großen Raum, nahe an zwanzig Seiten, einnehmen, ohne daß jeder geringere Druckfehler darin Erwähnung gefunden hätte. Bey der im Uebrigen glänzenden typographischen Ausstattung ist nämlich die Incorrectheit des Druckes, besonders in den Noten, ein großer Uebelstand, wie Hr. Madvig in seiner Vorrede selbst zugibt. Zwey indices, ein index scriptorum und ein index rerum et verborum, dienen dazu, den Gebrauch des Commentars zu andern Zwecken zu erleichtern.

Hiermit scheiden wir von einem Werke, welches jedenfalls zu den Bedeutendsten gehört, was seit längerer Zeit für die lateinische Literatur geleistet worden ist, und das wir also allen, die noch nicht damit bekannt seyn sollten, zum Studium empfehlen. Wegen der Härte, mit welcher der Verfasser über die deutschen Philologen urtheilt, dürfen wir ihm darum nicht allzu gram seyn, weil er andrerseits durch die Berücksichtigung, welche er ihnen schenkt, die Wichtigkeit ihrer Arbeiten anerkennt, und weil er auch die deutsche Sprache, deren er sich nach einzelnen Versehen zu schließen, nicht mit gleicher Leichtigkeit bedient, als der dänischen, überall, wo es ihm nöthig scheint, zur Erklärung beyzieht, und dadurch beweist, daß er in unserem Vaterlande das Publicum zu finden hofft, das seine Leistungen zu schätzen wisse.

L. v. Jan.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. März.

Nro. 56. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Aelteste Geschichte Bayerns und der in neuester Zeit zum Königreiche Bayern gehörigen Provinzen Schwaben, Rheinland und Franken. Ein Beytrag zur Specialgeschichte Süd- und Mitteldeutschlands von Dr. G. Th. Rudhart. Hamburg 1841. 732 S. 8.

Erste Anzeige.

Wir besitzen, so sagt das Vorwort, treffliche Werke über bayerische Geschichte, die in neuerer und neuester Zeit erschienen sind. Allein sie behandeln ausschließend die Geschichte Altbayerns ohne Rücksichtnahme auf die Geschichte jener Länder, welche seit dem Beginn dieses Jahrhunderts mit der Krone Bayern verbunden worden sind. Man kann es aber nun nach langem Streite als ausgemacht betrachten, daß die zum Königreich Bayern zählenden Länder mit ihren Historien einer Geschichte von ganz Bayern angehören müssen. Von ganz besonderer Wichtigkeit schien dem Verf., wie er weiter bemerkt, hauptsächlich die ausführliche, treue, quellenmäßige Schilderung der sämmtlichen Ereignisse und Zustände Altbayerns, Schwabens, Frankens und Rheinlandes von den frühesten Zeiten bis zur Mitte des achten Jahrhunderts d. h. eine Urgeschichte, wie sie noch fehle, und wie sie, um die Erscheinungen der spätern Zeiträume recht begreifen zu lassen, durchaus nothwendig sey.

Nachdem der Verf. „die Behandlungsweise der bayerischen Geschichte“ zum Gegenstand einer eigenen Untersuchung (Hamburg 1835) gemacht hatte, in welcher er sich erstens für Aufnahme der neuen Erwerbungen, zweytens für die synchronistische Methode entschied, mußte er, zumal in seiner Stellung als öffentlicher Lehrer der bayerischen Geschichte, sichs nahe gelegt sehen, seine in jener Schrift aufgestellten Grundsätze durch die That zu erproben. Und so ist als Ergebniß mehrjährigen Fleißes das vorliegende Werk entstanden, dessen Bedeutsamkeit schon aus der hier folgenden Totalansicht einleuchten wird.

Erste Abtheilung.

Einleitung: Früheste Einwanderung aus Asien her. Abstammung. Bemerkbarer Unterschied der Bevölkerung. Kampf der keltischen und germanischen Stämme. Mächtigwerden der Germanen. Römerzeit: Charakter des Zeitabschnittes. A. Die Eroberung: 1) Rheinland. 2) Süddonauland. 3) Land zwischen Donau, Main und Rhein. B. Die römischen Provinzen am Rhein und an der Donau. Vertheidigungsanstalten zum Schutze beyder, Agri decumates, bis zu den Markomannenkriegen. 1) Provinzen am Rhein. 2) Süddonauland. C. Markomannenkriege. Die germanische Bevölkerung in drohender Stellung den römischen Donau- und Rheinprovinzen gegenüber bis zur ersten Reichstheilung von 167 bis 293 n. Chr. G. 1) Rheinland. 2. Süddonauland und die Germanen nördlich der Donau und des großen Limes. D. Die Zeiten des Untergangs römischer Herrschaft. Vorwalten des Germanischen und dessen vollständiger Sieg über das Römische 1) im Rheinland, 2) im Süddonaulande.

Innere Geschichte: I. Früheste Zustände. II. Römer. III. Germanen. IV. Christenthum.

Zweyte Abtheilung.

Ueberſicht des Zeitabſchnittes. A. Altbayern von 553 bis 788 oder vom erſten Herzog Garibald bis zum Sturz der Agilolfingen. B. Alemannien von 538 — 748 oder von der Unterwerfung unter die fränkiſch-auſtraſiſche Herrſchaft bis zum Untergange des Landesherzogthums. C. Rheinland von 496 bis 752 oder von der fränkiſchen Eroberung bis zum Dynaſtenwechſel. D. Franken von 531 — 744 oder von der Eroberung Thüringens (Oſtfrankens) bis zur Gründung des Bisthums Wirzburg und des Kloſters Fulda.

Innere Geſchichte von 536 (538) bis 752 I. Staat. A. Land: 1) Altbayern. 2) Alamannien. 3) Rheinland. 4 Oſtfranken. B. Volk. C. Verfaſſung. Gaue Bajoariens. Gaue Oſtfrankens. D. Staatshaushalt. II. Kirche. III. Culturzuſtand und Geſittung.

Zu läugnen iſt wohl nicht, daß die Verbindung der mehr oder minder getrennten Schauplätze und der mehr oder minder verſchiedenen Stämme, die darauf ſpielen, immerhin einiges ſchielende Licht des Gemachten, Subjectiven auf die Darſtellung wirft. Sich an irgend eine der belobten Einheiten zu halten, war da nicht möglich, wo ſogar der Boden, der hier doch allein als das Bleibende, Verknüpfende erſcheint, kein Continuum bildet. Indeſſen es iſt einmal ſo; das Künſtliche kreuzt ſich allerwärts mit dem Natürlichen, das Politiſche mit dem Nationellen, und ſo lang es der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft unbenommen bleibt, abgeſehen von Gränzpfählen, ſich auf rein nationelle Kreiſe zu beſchränken oder auszudehnen, muß ihr auch da, wo ſie im Dienſte des Staates ſeine Erziehungs- und Einigungszwecke zu fördern hat, die freyeſte Hand gelaſſen ſeyn, zumal wenn es ſich bey weitem nicht von ſolchen Unterſchieden handelt, wie jene ſeyn würden, welche bey ähnlicher Zuſammenſtellung der Geſchichten mancher größern Monarchie in den Weg treten müßten. Auf der andern Seite wird die Haltung eines Werkes, welchem derley Zwecke vorſchweben, nicht ganz dieſelbe ſeyn können, die etwa ein ſolches annimmt, das mehr auf die Eroberung und Sicherſtellung neuen bisher unbekannten Stoffes als auf die Zuſammenſtellung des bereits gewonnenen ausgeht. Namentlich auf dem Gebiet dieſer Urgeſchichte, auf welchem ſich faſt unter jedem Tritte der Lücken, Zweifel, Widerſprüche mehr als feſtes thatſächlichen Bodens finden, würde es um ein Vorwärtskommen übel beſtellt ſeyn, müßten immer erſt, und noch unter den Augen des Leſers, alle Zeugniſſe abgehört, alle Für und Wider näher erörtert werden. Dieſer, der gewöhnliche Leſer, auf welchen ſo ein Werk doch hauptſächlich berechnet ſeyn muß, hält ſich in der Regel ſogar mit Vorliebe an einen Führer, der da, wo wenigſtens die End- und Ausgangspunkte feſt ſtehen, in der Wahl der verſchiedenen Pfade, die durch die Steppe darauf hin lenken, eine gewiſſe Zuverſicht kund giebt. Und bloß als einer der Leſer dieſes Schlages kommt auch Ref. dem Auftrage nach, von dem neuen bedeutenden Producte der vaterländiſchen hiſtoriſchen Literatur in dieſen Blättern eine kurze Anzeige zu geben.

Unſer Abſehen kann alſo nicht darauf gerichtet ſeyn, die endloſe Reihe von Angaben, die ſo ein Werk enthalten muß, oder auch nur einzelne derſelben mit der Fackel der Kritik zu beleuchten. Das kommt Solchen zu, die ſelber als Führer aufzutreten gerüſtet ſind. Nur von dem Eindruck, den es uns in ſeinen größern Partien gemacht, wollen wir ſprechen, und von unweſentlichen Kleinigkeiten, die uns im Leſen auf- oder beygefallen ſind.

Am wenigſten hat uns ihrer Natur nach der erſten Abtheilung erſte Hälfte unterhalten können, obſchon wahrſcheinlich gerade ſie dem Verf. die größte Mühe gekoſtet hat. Sich durchzukämpfen durch dieſen Jahrhunderte fortgeſetzten Kampf der Römer gegen die Deutſchen, und dieſer gegen jene bald links bald rechts der Grenzſtröme Donau und Rhein fordert ſelbſt von Seite des Leſers einen gewiſſen Muth. Sahen wir dabey auf der Seite der Römer mitunter einen größern Character auftauchen, ſo that uns gewiſſermaßen leid, daß wir ihn gewöhnlich nur auf Koſten unſrer geliebten Voräldern, der Barbaren, gelobt finden mußten. Wie froh ſind wir, daß nach dreyzehnhundert Jahren, wenn auch noch immer nicht ganz unſer deutſcher Rhein, doch

unsere deutsche Donau seit undenklicher Zeit außer ähnlichem Streite liegt.

Mit besonderer Aufmerksamkeit haben wir unter den mancherley Namen, die in dieser blutigen Scenerie nach allerley Richtungen vorüberziehen, diejenigen verfolgt, die wir Leser an der Donau durch unsere Geschichtforscher abwechslungsweise als die unserer nächsten Stammältern zu betrachten angewiesen sind. Allein alle, Boien wie Hermunduren, Narisken, Markomannen, Rugen, Herulen, Skyren, Turkilingen u. s. w. verlieren sich namenlos ins Gewirre und wieder ganz neue Namen treiben daraus hervor.

Hätten uns die alten Schriften etwas mehr als leere Namen, oder hätten sie selbst diese nicht überliefert, wie vielem fruchtlosen Combinieren und Streiten wären wir überhoben! Man hüte sich, sagt unser Verf. bey einer Gelegenheit, S. 137, Nachrichten über einzelne losgerissene Theile germanischer Nationen auf die ganze Nation auszudehnen. Dergleichen Theile eines Volkes bestanden meist aus junger Mannschaft, die durch ihre wandernde Lebensart und das stete Kriegführen oft ganz verwilderte und dann mit dem in seinen Sitzen bleibenden Hauptstamm oft nicht die entfernteste Aehnlichkeit mehr hatte.

Dergleichen Cautelen sind bey solchen Untersuchungen wohl noch viele zu nehmen, und genau wissen müßte man z. B., wo das so häufig angegebene Ziehen und Wandern ganzer Völker mit Weib und Kind, wo das Besiegen und Vernichten derselben etwa nur in obigem Sinne zu verstehen, wo ein nachheriges Mit- und Untereinanderwohnen der Sieger und Besiegten, das allmählige Aufgehen einer Sprache und Volksthümlichkeit in der andern, nud ähnliche große Veränderungen anzunehmen seyen.

So hat der Verf., wie es uns scheint, mit kluger Umsicht darauf verzichtet, uns von irgend einem bestimmten jener Völker aus in dieses Südonauland zu führen. Er läßt in dasselbe, schon da es noch als ein Theil des römischen Italiens betrachtet wurde, S. 59. 64. 66. 70. 118. durch Marc-Aurel und folgende Kaiser theils freywillige, theils besiegte germanische Ansiedler verschiedener Stämme verpflanzen, denen zugleich, wie ja unzählige ihrer Brüder auch in fernen Römerheeren dienten, die Grenzhut mit übertragen war. Und so läßt er (S. 168 — 171) in demselben nach allmählicher Auflösung des weströmischen und dann auch des ostgothischen Reiches endlich einen Verein bilden, der, aus verschiedenen deutschen Stämmen erwachsen, unter einem bis dahin unerhörten Namen, dem der Baiuwaren, mit dem nun übermächtigen Frankenherrscher in ein freybedungenes Verhältniß der Abhängigkeit tritt.

Sollten wir dem Verf. zürnen, daß er uns die Wahl läßt, wo jeder von uns seinen Stammbaum einsenken will, daß er auf solche Art, was bey der Bestimmung des Buches wohl das gerathenste, die alte immer wiederkehrende Frage gewissermaßen offen hält, bis etwa die Herkunft der Bayern von den Markomannen (für welche wenigstens der Name spricht, den diese, wie sie ihn, nach Tacitus, ihrem über die Boien an der Elbe eroberten Wohnlande gelassen, auch, etwa in dem Sinne, in dem sich mancher einzelne stolze Römer Germanicus, Alamannicus und dergl. nennen ließ, als ganzes Volk in die neugewählte Heimat mitgenommen haben können) ganz unwiderruflich festgestellt seyn wird. Schade, daß auch die Historiker des slawischen Stammes, der den deutschen in jenem Boiohemum abgelöst hat, (z. B. Safarjk Starozitnosti 765), darüber, wohin diese Deutschen, nachdem sie sich von den weltstürmenden Hunnen losgemacht, gerathen seyn möchten, nichts zu sagen wissen, als daß sie sich vermuthlich bey andern Germanen werden niedergelassen haben. Und merkwürdig scheint, daß noch fünfhundert Jahre später ein bayerischer Dichter sich sehr bestimmt des Namens Marhmanni erinnert, ihn aber wie früher Hraban Maurus (opp. 1626. IV. p. 333.) und noch nachher Helmold (Leibnitz script. rer. Brunsv. II. 593) nur als das, was er esoterisch vielleicht jederzeit gewesen, als Appellativum für Grenzbewohner verwendet.

Der Abschnitt, welcher dieser ersten Abtheilung unter der Ueberschrift Innere Geschichte folgt, hat uns, da er Dinge behandelt, die uns kein Zeitabstand fremd machen kann, gesellige Einrichtung,

Sitte, Religion, z. B. S. 182. die Beschreibung unserer römischen Augusta am Lech, mit ihrem Capitolium, Forum etc., weit mehr angesprochen als jener verworrene Knäuel von Begebenheiten, ein wenig belehrendes Spiel der rohesten Kräfte, in dem der Römer selbst mit als Barbar erscheint.

In der zweyten Abtheilung aber bieten sich auch unter den bloßen Begebenheiten, denen der erste Abschnitt gewidmet ist, ungleich mehrere, die den Leser anzuziehen vermögen. Zwar auch da fließen die Quellen noch weit weniger reichlich als man wünschen muß, und bestehen fast nur in Aufzeichnungen über Männer und Angelegenheiten der Kirche. So sind, was Altbayern betrifft, selbst einige seiner ersten Herzoge, weil kein Glaubens-Apostel, wie Emmeram, Ruodbert, Corbinian, Bonifacius, mit ihnen in Berührung gekommen, für die Geschichte völlig verloren. Die Begebenheiten beschränken sich außer einigen kriegerischen gegen die Awaren, die Südslawen und am Ende gegen die herrschsüchtigen Franken, meist auf sehr friedliche, nämlich Stiftungen von Bisthümern und Klöstern. Mit Wärme ist das Geschick Tassilo's des letzten Agilolfingen erzählt. Auf dieselbe Weise sind die Begebenheiten dieses Zeitraumes, die auf Alemannien, das Rheinland und Ostfranken als Theile des jetzigen Königreichs treffen, vorgetragen. Aber auch hier hat uns der mit Recht weitläufigere Abschnitt über die innere Geschichte vorzugsweise angesprochen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Episteln des Quintus Horatius Flaccus übersetzt von Joseph Merkel ꝛc.

(Schluß.)

Wir wollen hier als Probe noch die treffliche Schilderung der vier Alter hervorheben:

Wenn schon nachspricht Worte das Kind und sicheren Fußes
Wandelt daher, so gesellt es mit Lust sich zu gleichen Gespielen,
Haßt leicht Zorn und entsaget ihm leicht und verändert sich stündlich.
Dann, frey endlich vom Hüter, der noch unbärtige Jüngling
Freut sich an Hunden, am muthigen Pferd, an dem sonnigen Marsfeld;
Leicht zu den Bösen, wie Wachs biegsam, barsch gegen Ermahner,
Stets für den Nutzen zuletzt nur sorgend, Verschwender des Geldes,
Stolz und begehrlich, und rasch, das mit Liebe Umfaßte zu lassen.
Doch mit verändertem Trieb anstrebet des Mannes Gesinnung,
Einfluß, Macht, Freundschaft, er fröhnt den Geboten der Ehrfurcht,
Hütet sich wohl zu begeh'n, was bald nur Reue ihm brächte.
Viele Beschwerden umringen den Greis; theils weil er Gewinn nur
Aufsucht stets und kargt, den Genuß qualvoll sich versagend,
Theils, weil kalt und verzagt er Alles behandelt, die Aussicht
Immer hinausschiebt, nichts ausführt, stets harrend der Zukunft,
Mürrisch und grämlich, die Zeit lobpreisend der eigenen Jugend,
Tadler der jüngeren Welt und streng urtheilender Richter.

Möge Hr. Prof. Merkel, der als so gründlicher und geistreicher Erklärer der Alten, namentlich des Horaz, bey Allen, die seit einer langen Reihe von Jahren das Glück hatten, seine Zuhörer zu seyn, in ausgezeichnetem Andenken steht, noch fernerhin die vielseitige Thätigkeit seiner Mußestunden der Uebertragung eines Dichters zuwenden, den er geistig so ganz in sich aufgenommen hat.

C. Hofmann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. März.

Nro. 57. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Aelteste Geschichte Bayerns ꝛc., von Dr. G. Th. Rudhart.

(Fortsetzung.)

Unter der Rubrik Land wird Seite 451 das Areal des damaligen Bayerns und der andern drey Hauptlande, in so ferne diese eben jetzt Theile des Königreiches ausmachen, mit dem Flächeninhalt des letztern in Vergleichung gestellt. Unter Volk, wo der Reihe nach auch der ursprünglich nichtdeutschen Bevölkerung, Romanen, Slawen (nicht bloß an den östlichen und nördlichen Gränzen, sondern S. 460. sogar im Innern von Altbayern um Landshut), sodann der Juden, namentlich in Regensburg gedacht ist, wird S. 462. die damalige Seelenzahl der entsprechenden Lande auf etwas über die Hälfte der gegenwärtigen des Königreichs angeschlagen.

Als die bevölkertsten Striche werden angegeben im damaligen Bayern die Ufer der Salzach, des Inns, der Traun, in Franken die des Mayns, in Alamannien das Ries und Sualafeld, am Rhein der Worms- und Speyergau. Unter der Rubrik Verfassung wird die im Vergleich mit der des alamannischen und des ostfränkischen Herzogs selbstständigere Stellung des bayerischen den fränkischen Königen und Majordomen gegenüber ausführlich beleuchtet. So werden die Verhältnisse der verschiedenen Stände im Volke zu einander durchgangen und S. 501. durch eine Tabelle anschaulich gemacht. Insonderheit empfiehlt sich eine Aufzählung der Gaue, in welche zu verschiedenen Verwaltungszwecken damals die größern Lande eingetheilt waren, namentlich derjenigen von Altbayern und Ostfranken. In der Regel sind in jedem wenigstens die wichtigsten Orte angegeben in der damaligen Form ihres Namens, welcher die jetzige beygefügt ist, oft mit Angabe des Datums der Urkunde, in welcher er zum ersten Male vorkommt. Häufig wird über dieser Arbeit auf v. Spruner's verdienstliche Karten verwiesen.

In gleicher Ausführlichkeit wird gehandelt von der Wehrverfassung, von den Gesetzen, den Förmlichkeiten im Gerichtswesen, von Volksversammlungen und Landtagen, vom Staatshaushalt. Unter den Strafbestimmungen finden sich auch Abtreibung der Leibesfrucht und Vergiftung vorgesehen. „Diese Laster," sagt der Verf., „kamen zuverläßig aus der Verdorbenheit der Römerwelt zu den Germanen." Und so glaubt er, daß die Baioaren den Gebrauch vergifteter Pfeile erst den Awaren abgelernt haben. Um das Maß der Strafen, die durchgängig als Geldbußen angesetzt waren, nach unserm Gelde beurtheilen zu können, wird S. 634 der Denar zu 7 Kreuzern rh., also der Schilling, von 12 Denaren, zu 1 Gulden 24 Kreuzer rh. angenommen. Hiernach würde, da das Verhältniß des Geldes der Karolingenzeit zu jenem der zweyten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts beyläufig wie 1 zu 20 gewesen, der fränkische Schilling für uns 28 Gulden vorstellen. Schon eine Buße von 40 Schillingen, eine der gewöhnlichern, erscheint auf solche Weise schwer genug. Unter der Aufschrift Kirche wird gesprochen von dem frühern Heidenthum der fraglichen Völker, von den Uebergängen aus demselben ins Christenthum, dem sich auch in diesen Regionen schon anfangs heterodoxe Elemente beymischten, bis sich Bonifacius durch die weltliche Hand des fränkischen Majordoms nicht minder als durch die geistliche des römischen Pabstes die rechten

Mittel gereicht sah, die orthodoxe Lehre dauerhaft zu begründen. Es werden ferner die Verhältnisse der Kirche und ihrer Glieder zur weltlichen Macht und zum Volke dargelegt.

Gleich anziehend ist der letzte Abschnitt, der von dem Culturzustand, von Sitten und Gewohnheiten dieser Zeit handelt, zumeist in so ferne aus geistlichen und weltlichen Geboten und Verboten noch auf sie geschlossen werden kann. Unter Handel und Verkehr ist S. 716 auch von der Schifffahrt auf Rhein, Mayn und Donau die Rede, und auffallend ist allerdings, daß selbst kleinere Flüsse, denen man heutzutage kaum mehr die vormalige Schiffbarkeit ansehen dürfte, in der That beschifft worden sind, wie dieß der Fall mit der Alz von ihrer Einmündung in den Inn bis nach Altenmarkt, mit der Saale von der Salzach bis nach Reichenhall hinauf u. s. m. gewesen ist. Selbst auf der Sempta soll im neunten Jahrhundert lebhafter Verkehr stattgefunden haben. Trauen wir Einhards Zeugnisse, so hatte Karl der Große im Jahre 790 die fränkische Saale von ihrer Einmündung in den Mayn aufwärts bis zu seinem Pallast Salz (der Salzburg) und von da zurück in den Mayn befahren.

Es ist wohl natürlich, daß sich alle Flüsse, ohne künstlichen Einhalt, mit der Zeit immer mehr versanden und breit machen, und tausend Jahre mögen den Unterschied bemerkbar genug werden lassen. Noch vor kaum 400 Jahren fuhr man auch anders als auf Flößen auf der Isar von München nach Landshut. Wer weiß, welch eine ganz andere Bedeutung durch die neueste Erkennung und Anwendung ewig alter Naturkräfte auch den zahlreichen kleinern Flüssen unsers Alpenlandes werden mag.

Den Schluß des Ganzen machen als Muster der deutschen Sprache jener Zeit ein alamannisches Stück (aus des St. Gallers Kero Uebersetzung der Benedictusregel), ein baioarisches (das sogenannte Wessobrunner Gebet) und ein ostfränkisches (aus der wirzburgischen Gränzbeschreibung von circa 779). Diese Sprache steht freylich von der jetzigen nicht weniger weit ab, als die Verdammung der Lehre, „daß es eine andere Welt und andere Menschen unter unserer Erde gebe," von den, wie wir hören, obschwebenden Verhandlungen über eine deutsche Antipodencolonie.

Wir gestehen, daß solche Vergleichungen des Weiland und Jetzt dieser Lectüre für uns den größten Reitz verliehen haben, und daß dieser Genuß um so unverkümmerter war, als der Verf. selbst in der Regel sich beschieden hat, bloß die Thatsachen sprechen zu lassen. Indessen werden wir uns jedenfalls hüten, die rüstige, freye, kriegerische und dennoch fast allen Zweigen der Cultur zugewandte Bevölkerung, die er uns in vollem Wirken und in unaufhaltsamem Vorwärtsstreben in der Civilisation gezeigt hat, Barbaren und ihre Zeit eine barbarische zu nennen, nicht vergessend, daß ihre Bemühungen es waren, wodurch die Bahn zur höhern und allgemeinen Bildung der spätern Zeiten geöffnet und betreten worden ist.

Die Sprache, in welcher uns die alten Begebenheiten und Zustände geschildert werden, ist ihrem Gegenstande angemessen klar und natürlich, von Trockenheit so weit als von ungeeignetem Schmucke entfernt. Ausdrücke, welche an den heutigen Zeitungsstyl erinnern, wie militärisch, Militär-Colonie, Expedition, imponieren, marschieren sind selten und wohl nur aus Versehen stehen geblieben.

Wohl nur Druckfehler sind S. 87 durchwaden, durchwadend. Nur ein paarmal stößt man auf Constructionen wie S. 25 „Einmal festen Fuß gefaßt, zog eine Anlage die andere nach sich." S. 263. „Jetzt erst ließ der Heilige das Ehepaar vor sich kommen; reuig zu den Füßen des Heiligen knieend, legte er ihnen die Hände auf." Was die eigenen Namen betrifft, so stand es dem Verf. ohne Zweifel frey, sie bald in der ältern Form, in der sie in den urkundlichen Quellen erscheinen, bald in der heutigen zu geben. Doch wäre vielleicht dem Leser ein Dienst geschehen, wenn sich der Verf. in dieser Hinsicht eine Regel vorgesetzt hätte. So ist uns die fast ausschließliche Form Maguntiacum dicht neben Worms, Speyer, Strasburg, Autun u. dgl. befremdend gewesen. Auch

bey der deutschen Einkleidung der lateinisch überkommenen Völkernamen hält er sich an keine bestimmte Regel. Während die Germani, Alamanni, Hermunduri, Bucinobantes, Sarmatae zu Germanen, Alamannen, Hermunduren, Bucinobanten, Sarmaten werden, treten die Romani, Narisci, Heruli als Romaner, Narisker, Heruler auf. Daß aus denen auf — ii deutsche — ier, also aus Lentii Lentier oder gar Lentienser (S. 65) hervorgehen, kann allenfalls aus der Besorgniß durch eine kürzere, edlere Form den Stamm unkenntlich zu machen, begriffen werden. Dennoch steht dem Bajoarier (S. 696) keine Bajoarierin, sondern eine Bajoarin (p. 693) zur Seite. Etwas stutzig hat uns (p. 155), wo er uns, ohne alle Ankündigung zum ersten Mal begegnete, der König von Auster gemacht. Nach und nach aber hat er sich und sein Reich Auster (welches wahrscheinlich nicht im Sinne des lateinischen auster, in welchem man doch das in australi parte fluvii Danubii des Capitulare von 806 zu nehmen haben wird, sondern in dem des deutschen óstar benamset worden ist), dessen Gegensatz (p. 448) unter der Form Neustrien (nicht Neuster) aufgeführt wird, hinlänglich zu erkennen gegeben. Daß wir dagegen über die eigentliche Geltung des Namens Ostfranken zu keiner rechten Klarheit gelangen konnten, ist wohl eben so sehr unsere Schuld als die der Gewährsstellen, die ihn im Laufe der Zeiten darbieten.

Auf etymologische Behelfe hat sich der Verf. mit Recht wenig eingelassen. Doch vermochte er (p. 178) in des Ptolemäus Flusse Obringa den Oberrheingau (p. 572) zu finden. Statt Pontaillier (p. 15) ist wohl zu lesen Pontarlier. Warum der Abt Sturm zu Fulda bald so, bald Sturmi heißt, ist nicht klar. Daß das edle Geschlecht der Huosi von Hausen bey Polling den Namen getragen (p. 477, 535), hat einen bedeutenden Sprachgrund gegen sich. Die (p. 531 — 7) öfter vorkommende Jachnay ist wohl in Jachenau umzutaufen. So heißt Guntramesried (p. 519. 538) noch jetzt bald Guntrams- bald Gundamsried, nicht Guntersried. Doch wer wollte bey diesem so dankenswerthen als schwierigen ersten Versuch, die Topographie der alten Zeit neben der neuen anschaulich zu machen, die unbillige Erwartung hegen, daß schon jetzt so viele Namen sowohl in ihrer richtigen alten Form vorgetragen, als auch ohne einigen Mißgriff mit heutigen Orten und Namen zusammengestellt seyen. Dazu wird es noch fortgesetzter Zusammenhaltung von Urkunden, besonders von Salbüchern bedürfen, die in Redactionen verschiedener Zeiträume vorliegen. Auch förmliche Studien der alten deutschen Sprache werden sich unerläßlich, und ähnliche der nahe liegenden slawischen Dialekte jedenfalls ersprießlich darstellen, wäre es auch nur um in Ortsnamen slawisches Element von deutschem gründlicher als nach bloßer Vermuthung unterscheiden zu können. Selbst bey manchem andern Sprachvorkommniß aus ältern Perioden wird Recurs auf die slawische Schwester zu versuchen seyn.

So scheint z. B. die obgleich weit rheinwärts vorkommende Paltena (p. 703 — 9), da sie nach den urkundlichen Stellen allerdings eher für ein leinenes Kleidungsstück, denn als Speckseite (polta) oder gar als Spelz zu nehmen ist, nach einer nicht beyspiellosen Verrückung der Liquiden, aus der czechischen platena oder plátenna (sukne, vestis) lintea zu deuten.

Der kleine Mißstand, daß eine, mehrere Kreise durchschneidende Begebenheit, z. B. Attila's Zug, an mehreren Orten (p. 106. 134) berührt werden mußte, war bey der Grundeinrichtung des Werkes nicht ganz zu vermeiden.

Aus den reichhaltigen Noten, in welchen unter dem Texte die Gewährsmänner genannt werden, ist ersichtlich, daß der Verfasser nebst den Alten auch hinlänglich viele der Neuern und Neuesten, welche die schriftlichen und andere mehr materielle Denkmäler jener dunkeln Zeit zum Gegenstand ihrer Forschung gemacht, fleißig zu Rathe gezogen habe. Wenn wir, namentlich in der ersten Abtheilung, einen vermissen, welcher besonderer Rücksichtnahme würdig scheinen durfte, so erklärt sich dieses ohne Zweifel ganz einfach aus dem Umstand, daß sein Werk erst, als jener Theil schon abgeschlossen war, im Druck erschienen ist.

J. A. S.

(Zweyte Anzeige.)

Oberrhein und Oberdonau — wie an ihren Ufern Germanen und Kelten sich trotzig gegenüberstehen, wie die Römer dazwischen treten, nach Bewältigung der Kelten hier und dort ihr Lager aufschlagen und vorschieben, wie der welthistorische Kampf zwischen den Söhnen des Südens und des Nordens beginnt, verläuft, die Römer zurückweichen und ihre Bollwerke zusammensinken — wie nun zwischen den Alpen und dem deutschen Walde auf den Trümmern der Römerwelt eine germanische sich bildet und neue Gestaltungen emportreibt, als erste Anfänge späterer bis heute dauernder Zustände — von all dem, was der Oberrhein und die obere Donau durch acht Jahrhunderte um sich hat erstehen und fallen sehen, wird ihren Umwohnern, den süddeutschen, bayerischen Landsleuten, und Freunden deutscher Geschichte hier ein neues frisches Gemälde geboten; in wohlgebauter, zugleich klarer, angemessener Sprache die Urgeschichte der drey deutschen Stamme, Bayern, Franken, Schwaben, welche das Königreich Bayern bewohnen. Der Verf. beabsichtigt damit „die ausführliche, treue, quellenmäßige Schilderung der sämmtlichen Ergebnisse und Zustände Altbayerns, Schwabens, Frankens und Rheinlandes von den frühesten Zeiten bis zur Mitte des achten Jahrhunderts, eine geschichtliche Darstellung, welche, von solchem Inhalt und Umfang, in unserer Literatur bis zur Stunde nicht vorhanden ist," welche nämlich die Geschichte des äußeren und inneren Volkslebens darlegt und dieselbe für die drey Stämme zu gleicher Zeit neben einander entwickelt; eine Behandlungsweise, die schon Ritter von Lang und Böttiger forderten und befolgten, die der Verf. selbst in einer eigenen Schrift besprochen hat, und die sich im Grunde von selbst versteht, wenn man der einen Volksabtheilung im Umfange des heutigen Königreichs so gut wie auch der andern die Geschichte ihrer Heimath geben will, und wenn die Geschichte eines Staates nicht bloß den einen oder andern Theil, sondern alle Theile, die er eben umfaßt, berücksichtigen soll.

„Im Bewußtseyn, in gründlicher Forschung und möglichst objektiver Darstellung das Seinige gethan zu haben," giebt der Verf. seine Urgeschichten ans Licht. „Wohl bekannt mit den Quellen des behandelten Stoffes, sieht er mit Ruhe gründlichen Urtheilen und wissenschaftlich gehaltenen Berichtigungen der Männer von Fach über sein Werk entgegen. Jedes andere Entgegentreten aber mit allgemeinen Machtsprüchen ohne nähere Begründung bleibt von ihm unbeachtet." Um nun zu einem solchen Urtheile, welches der Verf. seiner Beachtung würdigen will, um zu einem sicheren Urtheile über diese Seite des Werkes zu gelangen, über die wissenschaftliche Seite, welche vorzüglich näher zu beleuchten diesen Blättern zusteht, weil in sie das Hauptverdienst eines solchen Buches zu setzen ist, zuvor also wissenschaftliche Erörterung und genauere Untersuchung mehrfacher Art.

Zuerst nur von einzelnen Wörtern, aber den wichtigsten für den Historiker, den Eigennamen. Kein Geschichtsforscher darf, will er nicht auf Irrwege gerathen, auch nur bey diesen, statt wissenschaftliche Einsicht und sprachgesetzliche Sicherheit zu suchen, sich dem Zufall überlassen. Einige Beyspiele:

1) S. 94. 95 ist die Schlacht Valentinians I. gegen die Alamannen bey Solicinium, 368 n. Chr., von welcher Ammian im 27. Buche umständlichen Bericht giebt, in die Gegend von Schwetzingen verlegt. Dahin gerade die Schlacht zu verlegen und sie mit einem Zusammentreffen desselben Kaisers mit den Alamannen bey Lupodunum (Ladenburg), dessen Ausonius gedenkt, in Verbindung zu bringen, veranlaßte aber der bloß zufällige Zusammenklang der zwey Namen Schwetzingen und Solicinium; denn ein wirklicher, sprachgesetzlicher Zusammenhang derselben ist nicht nachzuweisen. Man dachte sich den Namen Schwetzingen aus Solicinium, Soicinium entstanden, obschon er rein deutschen Ursprungs und wie alle Ortsnamen auf -inga aus einem Eigennamen, dem Namen des Gründers, Swezzo (abgekürzt aus Sweidmunt, wie Lanzo aus Lantfrid) abgeleitet ist. Aus Solicinium = Solikinium konnte in deutschem Munde sprachgesetzlich, mit Uebergang des c = k nicht in z, sondern in k = ch, wohl Solikina, Sulichina oder abgekürzt Suliha, Sulicha entstehen, nicht aber Swezzinga.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. März

Nro. 58. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Aelteste Geschichte Bayerns ꝛc., von Dr. G. Th. Rudhart.

(Fortsetzung.)

Wir wissen ferner jetzt gewiß, wo die Schlacht von Solicinium geschlagen ward, weit von Schwetzingen, bey Rottenburg am Neckar. Kein Verständiger kann nach dem, was Jaumann in seiner Schrift: Colonia Sumlocenne (Stuttg. 1840) beygebracht hat, mehr daran zweifeln. Der Sulichgawe um Rottenburg am Neckar hatte den Namen von seinem Hauptorte Sulicha = Solicinium so gut wie der Lobdengawe vom alten Lupodunum (deutsch Lobdenburg, Ladenburg), der Wormazgawe vom alten Bometomagus, der Augustgawe von Augusta Vindelicorum. Noch hat sich für eine Strecke in der Umgebung der heutigen Stadt Rottenburg die Benennung Sülchen erhalten, und zum Ueberfluß hat man auf daselbst ausgegrabenen Geschirrscherben zweymal die Inschrift Solicinium gefunden (Jaum. S. 127. 136). Die interessanten Ergebnisse dieser Nachgrabungen um Rottenburg sind sogar vor 2 Jahren in einem vielgelesenen Blatte, der allgemeinen Zeitung, besprochen worden. Es folgt daraus, daß das Zurückwerfen der Alamannen über den Neckar und Lupodunum durch den Kaiser (aus der Nähe seines Rheinkastells Altaripa), wovon Ausonius spricht, nicht vermengt werden darf mit der von Ammian geschilderten Schlacht bey Solicinium; es sind zwey verschiedene Vorfälle, die auch Ausonius in seinen zwey Versen andeutet:

Hostibus exactis Nicrum super et Lupodunum,
Et fontem Latiis ignotum annalibus Istri.

2) S. 131 und 168 sind Burier als alamannisches Volk in den Lechgegenden aufgeführt; ihr ehemaliges Daseyn wird aus den Ortsnamen „Beuren“ östlich und westlich des Lechs, z. B. Kaufbeuern, Benediktbeuern (in alter Sprache Buron) geschlossen. Demzufolge aber dürfte man Burier noch allenthalben, z. B. im Rheinlande in Burbach, Buridal (Bauerbach, Beuerthal unweit Heidelberg), vielleicht selbst im norwegischen Burgund suchen. Was ist denn aber nun dieß „büron“ wenn es nicht für den alten Volksnamen der Burii gelten kann? Es ist einfach ein anderes Wort für das gewöhnlichere hüson, — hausen, aus der Wurzel büan, bauen. Alt ist betabür ein Bethaus, wie noch unser Vogelbauer ein Vogelhaus; also Benediktbeuern (= bäuern) soviel wie St. Benediktshäuser, Benedikthausen.

3) S. 167 will urkundlich nachweisen, daß Heruler, ein Haufe aus jenem unstäten Volke, eine Abtheilung des Volkes der Baiwaren bildeten, neben ihm ruhige Sitze und zwar auf den höchsten Alpengipfeln, am Brenner, gefunden hätten. Des Paulus Diakonus Brendi nämlich, quorum rex Sindoald remanserat de generatione Herulorum, nach der Lesart der verdächtigen und interpolirten (wie von Bethmann nachgewiesen) Bamberger Handschrift, in andern Handschriften Brenti, Brebti oder Beuti, so daß Brenti mit t die meiste Bestätigung findet, diese Brendi, wird angenommen, hätten sich an die Stelle der längst ausgetilgten oder romanisirten Breuni des Horaz gesetzt und nach dem Brenner benannt. Gegen diese wieder durch zufälligen Anklang veranlaßte Annahme aber sind die späteren Ortsnamen am Brenner nicht deutsch, sondern romanisch, ist ausdrücklich in der Vita S. Corbiniani ein nobilis

Romanus, nomine Dominicus, Breonensium plebis civis genannt; gegen diese Annahme werden, was entscheidend ist, die alten, also wohl romanisirten aber nicht ausgetilgten Anwohner der hohen Alpenfirste bey der Autorität des Verfassers selbst, bey demselben Paulus Diakonus, noch zweymal (II, 13. IV, 4) erwähnt, aber nicht Brendi oder Brenti geschrieben, welche also ein anderes Volk sind, sondern immer Briones, wie vor ihm und noch nach ihm. Nach dem Volke, nach der germanisirten und mit -ari abgeleiteten Form Pregnarii (Urk. von 828) = Breonarii, wo g eingeschaltet ist, wie in Ergtag für Eritag, Pazzauge für Pazzauwe, ward wohl später der Brenner benannt, wenn dieser Name anders mit dem Volksnamen zusammenhängt und nicht einen ganz andern Ursprung hat; denn in der Regel, wie aus tausend Beyspielen bekannt, erhält das Land den Namen vom Volke, nicht umgekehrt; also am Brenner = bey den Breunen, Breunern, wie: in Bayern, aus früherem: in den Baieren, bey den Bayern. Will man mit diesem (verdächtigen wahrscheinlich von Paul. Diak. statt Eruli verlesenen) Namen der Brenti oder Brendi denn doch noch eine erträgliche Zusammenstellung vornehmen und dazu einen Berg, Fluß ꝛc., so setze man ihn an die Brinta (bey Venant. Fortun.), die heutige Brenta, wo noch heutzutage ein deutscher Ueberrest in den Sette communi sitzt.

4) Nach S. 240 ist Wogastisburg, der Ort der Niederlage der Ostfranken durch die Slawen des Samo das heutige Voitsberg unweit Grätz (nach Eckhart u. a.). Dieser Anklang veranlaßt also das Reich Samo's von Böhmen, wohin es die neuern Forscher gesetzt haben, wieder zurück nach Kärnthen zu verlegen. Den Schwierigkeiten, die sich entgegenstellen, wird durch mancherley Voraussetzungen abzuhelfen gesucht. Der Erzähler dieser Ereignisse, Fredegar, nennt im Heere Dagoberts gegen Samo Austrasii, Alamanni, Langobardi, und führt nach der Niederlage der Franken mehrere Einfälle, vorzüglich der sorbischen Slawen, nach Thüringen auf (multis posthaec vicibus in Thuringiam), und namentlich zum zehnten, eilften Regierungsjahre Dagoberts, allemal nach Thüringen. Daß keine Bayern im fränkischen Heere erscheinen, die doch als die nächsten Nachbarn am meisten dabey betheiligt seyn mußten, wenn Samo in Kärnthen herrschte, dieß zu erklären, läßt man sie ihre östliche Gränze decken, die Reserve bilden; daß die Slawen aus Kärnthen nicht ins benachbarte Bayern, sondern nach Thüringen einfallen, wird vorausgesetzt, sie hätten bey den Bayern, die mit der benachbarten Slawen Kriegsweise bekannt gewesen, solchen Widerstand gefunden, auf geradem Wege vorzudringen, daß sie lieber, im Besitze der Länder zu beyden Seiten der Donau, sich nach Gegenden wandten, die augenblicklich von Vertheidigern entblößt waren; unter Samo, der seit 623 35 Jahre hindurch seine Slawen, die Karantanen nach der Ansicht des Verf., beherrschte, sey nämlich eine große Vereinigung der Südslawen mit den nördlichen zu Stande gekommen. Aber warum ist denn der Bayern mit keinem Worte gedacht, warum die wiederholten Einfälle allemal nach Thüringen? Warum finden wir, während der Verf. die Südslawen über die Donau nach Norden gegen Thüringen vordringen läßt, dennoch die besiegten Awaren, die dazu nach der angegebenen Voraussetzung noch von zwey siegreichen feindseligen Slawenmassen zu beyden Seiten eingeengt gewesen wären, kurz darauf die Donau aufwärts, also über die oberen Donauslawen herrschend, bis zur Ens, wo sie um 649 in feindseligem Verhältnisse zum bayerischen Herzoge Theodo stehen (Vita S. Emm.)? Geben wir also die eine Seite auf und stellen uns auf die andere, die Nordseite. Untersuchen wir zuerst, ehe wir Thatsachen aufstellen und ausmalen, den Text des Erzählers, so muß uns schon der Name der Sorben, welcher Urbii geschrieben ist, wegen der übrigen bedenksam machen, um so mehr, da in den Handschriften der Name des Ortes, wo die Schlacht vorfiel, abweichend, in den einen Wogastisburc, in den meisten castrum Vogastense, Vocastense geschrieben ist. Stellen wir daraus mit Palazky den Namen des castrum Tugastense wieder her (Tugast, das heutige Taus im westlichen Böhmen in Urk., z. B. in der Begränzungsurkunde des Bisthums Prag von 1086 bey Cosmas von Prag, wo er eben auch wieder in einigen Handschriften in Lugast und Jugast verstümmelt vorkömmt), und dann neben den Alamannen und

Ostfranken den Namen Baigovarii aus Longobardi (durch einen unkundigen Abschreiber leicht verlesen), so verhält sich alles ganz einfach. Samo, Sieger über die Awaren, die aus den benachbarten Donaugegenden auch in Böhmen eingedrungen waren, und wegen seiner Tapferkeit von den bis dahin in demokratischer Verfassung und vom Ackerbau lebenden böhmischen Wenden *) zum Könige gewählt, geräth in Krieg mit König Dagobert, schlägt, während die alamannischen und bayerischen Haufen siegend, wahrscheinlich auf der Südseite, in sein Land vordringen, auf der Westseite bey Taus den ostfränkischen Heerhaufen zurück und fällt mit seinem Nachbar Derwan, dem Sorbenfürsten, in Thüringen und andere, wohl vorzüglich die ostfränkischen, Gegenden (reliquos vastando pagos) ein, während die früher aus Böhmen verdrängten Awaren ruhig die Donau aufwärts noch bis zur Ens und zu den Bayern herrschen. Bey dem bestimmten Vortrage des Verf. für seine Ansichten, als wären es unzweifelhaft beglaubigte Thatsachen, und der vertrauensvollen Sicherheit seines Ausdruckes, z. B. auch bey einigen anderwärts erwähnten Fällen: „Die Schlacht von Solicinium muß in den unteren Neckargegenden Statt gefunden haben:“ „die Cennen will Mascou zu Katten machen“ haben wir Leser allerdings eine möglichst objektive Darstellung, aber wir fürchten nur, eine gar zu objektive.

5) Daß hier in der bayerischen Urgeschichte, S. 439. 457, noch Parathanen, als slawisches Volk, das am Nordhange des Fichtelgebirges gewohnt hätte, aufgestellt sind, ist ferner dem Anklange zuzuschreiben, obschon er nicht ausdrücklich genannt ist. Der Name Baireuth (alt Baierriute, d. i. Bayerisch Reut, sicher und häufig in Urkk. bey Hollen war es nämlich, welcher verleitete, die Parathani als ein Slawenvolk ans Fichtelgebirg zu setzen. In der Note S. 457 heißt es: „Mannert, zuerst in seinen früheren Schriften und in seiner Geschichte von Bayern 1, 93, hat die Parathani ins bayreuther Land versetzt, und C. H. v. Lang, Hermes 29. Bd. 2. Hft. S. 191, dieß eine glückliche Idee genannt.“ Der Verf. hängt hier von Autoritäten, nicht von wissenschaftlicher Einsicht ab. Es bedarf keiner sehr tiefen Kenntniß der älteren deutschen Sprach- und Schreibformen, einzusehen, daß Porahtani, wie das Volk bey Aribo heißt, buchstäblich einerley ist mit Borahtri, daß die Behauptung, Parathani bey Arnulf, dem späteren Bearbeiter Aribo's, sey die richtigere Schreibung, umgekehrt werden müsse. Den Namen Bertha haben lat. Schriftsteller sich bequemer geformt, während die altdeutschen Sprachdenkmäler selbst Perahta, Fem. vom Adj. peraht, goth. berht (clarus, h vor t als Kehllaut zu sprechen) schreiben. Ebenso ist Porahtani die genaue altd. Schreibung für Borthari im Briefe Gregors III., für das ungenauere Parathani Arnulfs und für die sächsische Schreibung des Gaues Boractra, Borahtra. Die Porahtani sind die Borthari des Briefes, die Bewohner des Brukterergaues; die Identität der Namen liegt dem Sprachkenner klar vor Augen. Ebenso deutlich ist der Bericht der Originallegende Aribo's selbst. Nach diesem sind die Porachtanen ein heidnisches Sachsenvolk. Ein durch Räuber als Sklave verkaufter Mann aus Bayern bekömmt einen thüringischen Herrn in der Nachbarschaft dieses Volkes (in confinio conjacente Porahtanorum gentis, quae ignorat Deum, et se praedictus vir gentilium idolorumque cultoribus proximatum esse cernit.) Sein wilder thüringischer Herr, von dem er eine Sklavin nicht zur Frau annehmen will, droht ihm: Gott straf mich, wenn ich dich nicht an die sächsischen Heiden verkaufe (si eam non acceperis, haec addat mihi Dominus et

*) Winidi Befulci, Bifulci in andern Handschriften, von Fredegar in gezwungener Etymologie durch bis und fulcire erklärt: si Winidi superabantur, Chunorum auxilio fulti vires resumebant. Ideo Bifulci vocabantur a Chunis, eo quod duplici in congressione certaminis vestitu proelia facientes ante Chunos praecederent. c. 48. Es ist, wie das ital. bifolco, Ackerbauer, in späterer romanischer Gestaltung das alte bubulcus. Also verächtlich: die wendischen Ochsenknechte. Wohl verstanden auch die Awaren Latein, wie ihre Vorgänger unter den verschiedenzüngigen Völkern an der Mitteldonau, die Hunnen (Priskus, Bonner Ausg. S. 190) und Bulgaren (Paul. Diak. 5, 29. Leg. des Joh. v. Tessalonich, Acta SS. Oct. 4.).

haec faciat, si non tradidero te genti Saxonum, quae tot idolorum cultor existit). Endlich fügt er sich scheinbar, aus Furcht vor diesen Heiden, deren wilde Lebensweise er aus der Nachbarschaft kennt (ne captivaretur in gentem ignorantem Deum, quorum vitam, ut innotuit ex vicinitate, tamquam praecipitium mortis pertimescebat), entflieht aber kurz darauf und kömmt in 15 Tagen in möglichster Eile (ad solitudinem sub festinatione, ut praevaluit, carpebat iter, continuis diebus quindecim) nach Regensburg. Der Borchtergau (Borahtra, Borhter-, Bortergo) aber war ein sächsischer Gau westlich von Paderborn, in dessen Nähe Karl der Große noch zu der Zeit Aribo's die Irminsul zerstörte. Wohl unternahm es schon der heilige Swidbert, den Brukterern das Evangelium zu predigen; aber das Volk ward von den Sachsen überfluthet, und alle Spur des Christenthums wieder vertilgt, wie Beda berichtet (5, 12). Der Brief des Pabstes Gregor an die deutschen Völker, welchen Bonifacius das Christenthum bringen sollte, war auch an sie gerichtet; aber nach dem ausdrücklichen Zeugnisse unserer Legende finden wir sie, etwa zur Zeit des Regierungsantrittes Karls der Großen, noch als Heiden. Die Bewohner des sächsischen Borter-, Borther- oder besser Borchtergaues sind also die Bortrini und Bortrenses im sächsischen Gesetze, welche Eckhart (Franc. or. I. 781) irrig für Bardegavenses erklärt. Aus den nächsten thüringischen Gegenden um Heiligenstadt mag man wohl 15 Tage durch unwegsame Gegenden bis Regensburg zubringen. Aber wie paßt das alles zum Fichtelgebirge, oder zu den Obermaingegenden, die hier mit Thüringen (s. unten d.) bezeichnet seyn sollen? Dennoch schließt der Verf.: „Zeuß macht diese Porahtaner mit Berufung auf Aribo's Erzählung zu Bructerern. Es ist aber Anderes hier nicht anzuführen und sehr zu bezweifeln, daß diese Bructerer oder Boructerer zur Zeit Aribo's noch Heiden gewesen." Das sagt wohl kaum etwas anderes, als: die bestimmten Angaben der Quelle braucht man nicht zu berücksichtigen; es genügt, wenn es Mannert und Hr. von Lang sagen. — Nach Allem ist deutlich genug, daß die Parathanen aus der bayerischen Geschichte verwiesen werden müssen.

6) Auf die bisherige Weise finden sich noch mehrere Zusammenstellungen, z. B. von Amagetobria bey Cäsar mit dem heutigen Moigte de Broye, von Bortharii mit dem Flußnamen Wohra u. s. w., welche hier als die bayerische Geschichte nicht berührend unangetastet bleiben. Nur gegen die Behauptung S. 62, daß die Kennen ein alamannisches Volk und Anwohner der Zenn im Ansbachischen gewesen seyen, muß noch bemerkt werden, daß der mittelalterliche Name Cenna, Cinna, in damaliger Schreibung für Zenna, nicht mit altem *Κίννοι*, Kennen, zusammengestellt werden darf, welchem ein späteres Henna oder Chenna, Kenna (Cattuarii später Hazzoarii; Caesar = Kaiser) antworten müßte. Der Name *Κίννοι* steht im späteren Auszuge Dio's von Xiphilin. Oft wunderlich verstümmelt stehen aber die alten Eigennamen in diesen späteren byzantinischen Excerpten, z. B. *Ἀλβανοί* für *Ἀλαμάννοι*, *Σῆνωνες* für *Σουήβοι*; anders ist es nicht mit diesem *Κίννοι*. Statt *τινὰς κίννους* bey Xiphilin ist also zu lesen entweder *ἀλαμάννους* oder mit Mascou *τινὰς Κάττους*, um so mehr, da dasselbe, was in diesem Excerpt von den Kennen erzählt ist, in einem andern Auszuge eben desselben Dionischen Berichtes (in den Exc. legatt. von Valesius herausgeg.) den Chatten und Alamannen zugeschrieben wird. Von diesen beyden großen Nachbarvölkern war also in dem verlornen Original die Rede. Eine fernere Zusammenstellung derselben Art, die der Flußnamen Licus und Virdo mit dem Volksnamen Vindelici, S. 22, ist ferner noch deßhalb zu erwähnen, weil sie die Entfernung des vindelikischen Namens aus der historischen Darstellung veranlaßt zu haben scheint.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. März.

Nro. 59. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Aelteste Geschichte Bayerns ꝛc., von Dr. G. Th. Rudhart.

(Fortsetzung.)

Im Munde des unbefangenen, um Bücher und Vindeliker unbekümmerten Volkes heißt der Fluß Wertach, mit r, altdeutsch Wertaha, mit sprachgesetzlich verhärtetem t für Werd-aha, aus der alten ursprünglichen Form Virdo bey Paul. Diak. und in den besseren Handschriften des Ven. Fortunatus; überall mit r. Der Flußname Virdo hat also mit dem Volksnamen Vindelici, abgeleitet Vindel-ici, wie Mediomatr-ici (vgl. Matreja), Aduatici, nichts zu schaffen. Hier aber finden wir, wieder einem zufälligen Anklange zufolge, die weitverbreiteten Vindeliker in Wertachlecher um Augsburg zusammengeschmolzen; sie sind nur einmal, S. 23, fast leise (offen behandelt hätten sie der Annahme, daß hier Bojen und Germanen hausten, widersprochen) genannt und die vier über das ganze bayerische Flachland von der Donau bis an die Alpen, vom Inn bis über den Lech ausgebreiteten Unterabtheilungen dieser Vindelici in der ausführlichen Urgeschichte von Bayern völlig umgangen.

Wichtiger noch als die von den Alten aufbewahrten Eigennamen sind ihre Berichte und Zeugnisse, und es versteht sich von selbst, daß hier noch weniger wie dort Willkühr in ihrer Deutung Statt finden dürfe, z. B.

a) S. 7. heißt es: „zur Zeit von Cäsars Auftreten in Gallien, 58 vor Chr., trennte der Rhein die Helvetier von den Germanen, die Bojer aber saßen östlich des Bodensees, der Helvetier Nachbarn und Bundesgenossen.“ Als Gewährsmann für diese bestimmte Angabe ist Cäsar selbst, Gall. Kr. 1, 5, angegeben; und wer sollte sich nicht freuen, alle Zweifel durch einen so gewichtigen Autor niedergeschlagen zu sehen? Was finden wir aber in der bezeichneten Stelle? Früher in überrheinischen, dann in östlicheren norischen Gegenden (in Karnthen) ansaßige oder herumziehende Bojen, die sich hier, wahrscheinlich weil sie sich gegen die kriegerischen Völker im Osten (in Ungarn) nicht halten konnten, den Helvetiern anschließen, zum Zuge nach Westen. Daß sie Nachbarn der Helvetier am Rhein östlich vom Bodensee gewesen, ist nicht gesagt. Das ganze Land in dieser Richtung ist auch kurz darauf, 15 vor Chr., zur Zeit der römischen Eroberung, von andern Keltenvölkern bedeckt, vom rhätischen Stamme in den gebirgigen Theilen, vom großen vindelikischen in der Ebene, nicht von bojischem, oder von Germanen, welche S. 18 und 22, wo das Vindelikervolk aus der Geschichte völlig abhanden gekommen ist, nach etwas zu zuversichtlichem Ausdrucke, „nach Vertreibung der gallischen Stämme das Land von einem Ende zum andern durchziehen,“ „sich aus der großen Ebene vom Gebirge bis zur Donau vor den ankommenden Römern scheu zurückziehen.“ Germanen konnten nur bis zum Rhein, zum Bodensee und zur Donau streifen; südlicher saßen noch Kelten. Das unbewohnte, nur durchstreifte Gränzland auf der Südseite der Sueven bey Cäsar, Gall. Kr. 4, 3 (die Marca, in welcher die kriegerischen Marcomanni), kann wohl bis zum Rhein unter dem Bodensee, der Gränze gegen die Helvetier, von der Cäsar spricht, aber nicht hinüber und nicht über die Donau ins Gebiet der Helvetier oder Vindeliker ausgedehnt werden. Wir haben also in der oben bezeichneten Stelle Cäsars allerdings überrheinische Haufen, aber nicht aus den

vindelikischen Gegenden, wohin sie nach der Niederlage durch Cäsar wohl so gut wie die andern Begleiter der Helvetier in ihre frühere Heimath hätten zurückgehen müssen (als Heimathlose aus ferneren Gegenden fanden sie Gnade und neue Sitze in Gallien), sondern aus den keltischen Völkern, die auch Tacitus aus früherer Zeit vom Rhein östlich kennt, aus den Bojen hinter den Helvetiern, die damals vom Rheine an den Mayn aufwärts wohnten, aus den früher böhmischen Bojen, deren Name nach ihrer Entweichung aus Böhmen an den östlichen Alpen in den norischen Gegenden wieder erscheint. Hinter den Alpen kennen wir historisch Bojen nur in Böhmen und im östlichen Norikum in den desertis Bojorum am See Pelso, dem Plattensee (deutlich bey Plinius und auch bey Strabo, wenn man seine etwas verwirrte Darstellung recht versteht); in den vindelikischen Gegenden von den Alpen bis zur Donau ist weder Boji, der Volksname, noch Boja als Benennung des vom Volke angeblich früh aufgegebenen Landes (wie sollte auch ein so großes Land von einem Haufen von 32,000 Köpfen nach Cäsar, Mann, Weib und Kind, benannt seyn, während die Helvetier 263,000 Köpfe zählten?) historisch und nachweisbar.

b) Oben schon unter 3) ist des Versuches gedacht, die Heruler Sindwalds als Abtheilung des bajoarischen Volkes, als Bewohner der Hochalpen urkundlich nachzuweisen. Dasselbe geschieht S. 146 und 151 auch für das bayerische Flachland, von den Alamannen an ostwärts dem Inn entlang bis zur Donau, wohin wir hier, alten Zeugnissen zufolge, noch weiter Heruler, dann auch Rugier, Gothen u. a. einziehen sehen, nach folgenden namentlich aufgezählten Abtheilungen. 1) Die Heruler Onulfs, des Bruders Odoakers, der nach dem Tode des Bruders von den Ostgothen aus Italien verdrängt ward. Die Quelle, das Chronicon Gothorum des Isidor, sagt: devicto fratre (Odoacris) Onoulfo et trans confinia Danuvii effugato. Bedenklich ist, daß es nicht in confinia heißt, sondern trans confinia, was dasselbe ist als der Ausdruck der griechischen Schriftsteller dieser Zeit: πέραν τοῦ Ἴστρου, hinter die Donau, in die Barbarey. Ueber der Donau saßen noch Gepiden und andere deutsche Völker, hinter welchen viel Land leer lag (ἔρημος χώρα πολλή, bey Prokop, Goth. Kr. 2, 15), und wenn der Verf. S. 147 voraussetzt, Onulf sey nicht über die Donaugegenden hinaus und den dortigen Rugiern sich anschließend wieder unter den Schutz Theoderichs ins heutige Bayern zurückgegangen, so halten wir uns an die Quelle, und glauben wahrscheinlicher, er habe sich nicht dem Schutze seines Feindes und des Mörders seines Bruders anvertraut. 2) „Jener heruliſche Zweig, der sich nach Besiegung seines Königs Rodulf durch die Langobarden, zuverläſſigen Nachrichten zufolge, in die Arme des großen Theoderich warf.“ Es muß genügen, diese Angabe zu erläutern. Nach den umständlichen Berichten Prokops und des Paulus Diakonus fiel der Herulerkönig Rodulf im Treffen gegen die Longobarden; nach Jornandes wendet sich ein König Rodulf, König der Arochiranni (Aruli — ?), die in Skandinavien (wohin nach Prokop um 512 auch Heruler zogen) aufgezählt sind, an Theoderich: contempto proprio regno ad Theoderici Gothorum regis gremium convolavit, et ut desiderabat, invenit. Beyde seyen eine und dieselbe Person; des Jornandes Nachricht sey die zuverläſſigere und dieser Rodulf mit seinen geschlagenen Herulern die Donau aufwärts ins heutige Bayern gezogen, obschon diese nach Prokops Berichte nach der Niederlage durch die Langobarden ins Rugiland (Mähren) ziehen, dann zu den Gepiden (Ungern), zuletzt vom Kaiser Anastasius ins oströmische Gebiet aufgenommen werden, was auch noch durch das Chronicon Marcellini com. bestätigt wird, zum Jahre 512: Gens Erulorum in terras atque civitates Romanorum jussu Anastasii Caesaris introducta. Letzteres sey die schlagfertige Jugend gewesen. Die germanische Sitte der Adoption wird S. 152 zu hoch angeschlagen, wenn daraus geschlossen wird: „die Heruler (deren König nach einer Urkunde bey Cassiodor vom König Theoderich adoptirt ward) saßen innerhalb den Gränzen seines Reiches (des Theoderich), und sollten die Waffen zum eigenen und des Schirmherrn Vortheil gebrauchen.“ Bey Jornandes (c. 53.) finden wir, wie der Suevenkönig Hunimund, im Treffen gegen die Ostgothen vom Könige Theodemir gefangen, von

diesem adoptirt wird, und gleich darauf die Feindseligkeiten gegen die Ostgothen wieder beginnt. Das Ganze also unsicher und willkührlich. 3) Die vor Odovacar fliehenden Rugier, S. 151. Näheres S. 146: „die übrigen Rugier, die sich dem Oheimmörder (Friedrich, der von Odoaker bekriegt, zum Ostgothen Theoderich floh) nicht angeschlossen, fanden sich in Folge der erlittenen Niederlagen und der Auswanderung vieler ihrer Brüder geschwächt und wichen in westlichere, größere Sicherheit bietende Gegenden zurück vor den Langobarden, die sich darauf in dem fruchtbaren Lande (Rugiland) einige Zeit lang aufhielten." Als Quellen sind genannt: Procop. Bell. goth. 2, 14. 15. 32. Paul. Diac. 1, 19. Letztere Stelle sagt nicht mehr, als daß Langobarden ins Rugiland einzogen, und Procop spricht von keinen andern Rugiern, als jenen, welche mit den Ostgothen, mit Theoderich, nach Italien wanderten, deren er später noch erwähnt, und giebt noch an, daß nach dem Abzuge dieser Rugier Heruler ihr Land besetzt hätten. Vorausgesetzt, daß in ihrer Heimath noch Rugier zurückgeblieben waren und nachher mit diesen Herulern, bevor die Langobarden in eben dasselbe Land wanderten, weiter zogen (ins oströmische Gebiet, wie wir aus Prokop und Marcellinus wissen), so zeigt sich doch nie und nirgends eine Stelle, die eines Zuges die Donau aufwärts gedächte. Also überall Postulate, keine Beweise. 4) Die Rugier Friedrichs, der mit den Seinigen nach dem Abfall von Theoderich zwischen Trident und Verona geschlagen wird, S. 147. Endlich 5) die letzten Reste der von den Byzantinern geschlagenen Ostgothen. Auch diese werden nur in Tyrol und Bayern Schutz gesucht und gefunden haben, so wie andere kleine verschollene Völker, S. 168: „Was wir von den Zügen der Scirren und Sueven, der Rugier, Heruler und Turcilinger gesagt, beweist theils, theils macht es höchst wahrscheinlich, daß diese Völker zum Theil aus Italien, zum Theil aus Pannonien und von der untern Donau her in westlicher Richtung in dasjenige Land gezogen seyen, welches wir heutzutage Altbayern und Tyrol nennen. Hierzu kommen noch, nach dem Unglücke der Ostgothen in Italien, die traurigen Ueberreste dieser tapfern Nation. Sie flohen ja in die Arme stammverwandter Völker; denn die Rugier, Heruler, Scirrer und Turcilinger — unter sich innigst verwandt — werden vom Zeitgenossen Prokop ausdrücklich gothischen Stammes genannt." Diese Zusammenstellungen in bestimmter und viel zu sicherer Sprache vorgetragen, durch gesperrte Schrift hervorgehoben und mit vielen Citaten belegt, können allerdings Eindruck machen, wenn man die Quellen nicht genauer kennt oder einsieht; uns sind sie, nach genommener Einsicht, geschichtliche Desiderien, die weil man sie will, man auch gleich als sicher annimmt und ausspricht. Es wäre ja Schade, wenn die Meynung, daß die Bayern aus Herulern, Rugiern, u. a., zusammengeflossen, sich nicht bestätigte; Heruler, Rugier, Gothen sollten nach Bayern, sie müssen nach Bayern gezogen seyn.

c) Nach S. 141 und 153 sind die Sueven, die unter Chunimund Passau überfallen (Eugippius) und mit den Ostgothen in Pannonien Krieg führen (Jornandes), Anwohner der Save, Einwohner von Savia (Suavia bey Cassiodor, vielleicht durch eingeschobenes u mehr deutsch geformt; vielleicht auch wirklich von Sueven, Begleitern der Wandalen, die einst in diesen Gegenden hausten, benannt). Wir finden uns bey den deutlichen Bestimmungen und der umständlichen Darstellung des Jornandes nicht in diese Annahme. Eben in der Erzählung dieser Ereignisse steht ja die bekannte Stelle: regio illa Suevorum ab oriente Baiovaros habet, a meridie Burgundiones etc. Dazu noch: Hunimund wird auf seiner Heimfahrt aus Dalmatien (vastatis Dalmatiis ad sua revertens) beym See Pelsodis, Pelso, dem Plattensee (Pelissa, Bilisaseo in Urkk.) von den Gothen ergriffen. Hunimunds Heimath liegt also im Norden vom See, die Save aber und Dalmatien im Süden. Wenn dem Verf. die Sueven am Lech etwa zu fern sind, so sind es ja dann auch noch ihre Verbündete, die Alamannen, die doch nicht näher gebracht werden können. Unter solchen Umständen muß die Bestimmung des Schriftstellers: Dalmatiis Suevia vicina erat, nec a Pannoniis multum distabat, auf den nächsten Weg über das Gebirge gedeutet werden, oder das damalige Herumschwärmen der Sueven östlich bis zum Kahlenberge (Jorn. spricht hier in der Vergangen-

heit, in der obigen Stelle, wo er der Bayern gedenkt, in der Gegenwart, von seiner Zeit). Jedoch zugegeben, der Schriftsteller vermenge verschiedene Kämpfe und lasse sich Verwechslung (wobey aber seine Nachrichten über die Sueven neben den Alamannen ihren geschichtlichen Werth immer noch behielten) mit östlicheren Sueven zu Schulden kommen, so könnte dieß noch gelten für die alten Sueven an den Westkarpaten, in diesen Gegenden noch neben den Langobarden bey Paul. Diak. (1, 21), wohin Theodomir auf der gefrornen Donau (Jorn. K. 55; die Ostgothen saßen im Westen des Stroms) übergegangen wäre. Von Sueven an der Save aber kann nach allen Umständen nicht die Rede seyn.

d) S. 436. 439. 448. 449 wird Thuringia als frühere Benennung für das obere Mainland aufgestellt, welche noch um die Mitte des 8. Jahrh. für die Gegenden um Würzburg und weiter aufwärts gegolten habe, und demzufolge die Bevölkerung derselben in der geschichtlichen Darstellung allenthalben thüringisch, Thüringer genannt. Wohl ist bekannt, daß Thüringen als Gränzland neben dem großen über den Rhein bis ans Fichtelgebirge eingeschobenen ostfränkischen Keil unter dem großen Namen Auster, Francia orientalis, Ostgebiet des Frankenreiches, mitbegriffen werden konnte; aber geläugnet muß werden, daß die östliche Spitze der eigentlichen Francia orientalis, die Gegend um Würzburg, je in besonderer Benennung Thuringia geheißen habe. (Die allgemeine des früh gesunkenen möglicher Weise auch bis dahin ausgedehnten Thüringerreiches kömmt hier nicht in Betracht; diese verschwand mit dem Reiche, selbst in Gegenden, wo wir sie urkundlich kennen, z. B. am Regen und an der Nab.) In den Stellen, die zum Beweise für jene Benennung angeführt sind, finden wir den Bischof Burkhard in intimis orientalium Francorum partibus, in loco qui vocatur Wirzaburg, cui ecclesiae, in confiniis Francorum et Saxonum et Sclavorum deputantur; dann finden wir Bonifacius auf einer Reise von Geismar bey Fritzlar nbch Thüringen, wo er das Christenthum reinigt und befestigt und in Ohrdruf bey Gotha ein Kloster baut. Was folgt nun daraus? Direkter Beweis nicht, aber weil, wird untergebaut, um in diesen Stellen Thuringia und Francia orientalis intima gleich zu bekommen, weil Herzoge, z. B. Heden (hier an der Slawengränze aufgestellt), die in Thüringen geboten, auch zugleich in Franken sitzen, wo ihr Schloß Würzburg, so ist Thüringen (in dieser angenommenen Ausdehnung noch ein Theil vom Ganzen, von Francia orientalis) nicht bloß der Strich vom Harz bis zum Thüringerwald, wie bekannt, sondern auch am Obermain. Das ist zu viel geschlossen. Wenn, sogar noch im 10. und 11. Jahrh., die ostfränkischen Markgrafen (gleichfalls an der Slawengränze) in Bamberg und Schweinfurt auch im Nordgau gebieten, dort Besitzungen haben (Hezzilo von Schweinfurt in Ammerthal bey Amberg, Kreussen), so ist der Nordgau noch nicht ostfränkisch, trägt auch in Urkunden nie diese Benennung; so sind die bayerischen Nordgauer noch keine Ostfranken. Jenes waren Gränzherzoge in Thüringen und in Ostfranken; letztere Markgrafen in Ostfranken und auf dem Nordgau. Im deutschen Alterthume geschieht die Benennung der einzelnen Länder, Provinzen, streng nach der Bevölkerung, nicht nach der Verwaltung; und das einzelne Land reicht nur so weit als das einzelne Volk. So wenig der Nordgau in Urkunden je ostfränkisch, so wenig heißt Ostfranken thüringisch; nirgends eine Stelle, wo ein Ort im Obermaingebiete als in Thüringen gelegen vorkäme. Das ganze Gebäude ist noch das alte Eckhartische in der Francia orientalis. Vorzüglich auf S. 61. 372. 376 seines Werkes gibt sich Eckhart Mühe, den Namen Thuringia für Benennung des Obermainlandes zu erweisen; aber genauer angesehen sind alle seine Gründe aus höchst allgemein gehaltenen Angaben, z. B. bey Prokop, Jornandes, (über die Stelle des Gothen Anarid unten) bey Paulus Diakonus und in Legenden zusammengekünstelte Schlüsse (was ließe sich auf solche Art nicht alles beweisen?); kein einziges bestimmtes, unabweisbares Zeugniß. Man hüte sich dafür zu nehmen, was Eckhart S. 376 aus der Vita S. Willibaldi beybringt, dieser Heilige sey nach Thüringen gegangen, und habe (dann) zu Heidenheim seinen bleibenden Sitz genommen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. März.

Nro. 60. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Aelteste Geschichte Bayerns ꝛc., von Dr. G. Th. Rudhart.

(Fortsetzung.)

In der umständlichen Stelle derselben Legende kömmt ja Willibald per Baioariorum villas, per Germaniae terminorum tellures usque in Thuringiam, d. h. von Bayern aus durch die Gränzgegenden zwischen Deutschen und Slawen, durch die deutschen Grenzgegenden am Obermain, erst nach Thüringen, um sich dort mit Bonifaz zu besprechen. Eben so verhält es sich mit der Stelle, welche der Verf. S. 457 aus Aribo's Vita S. Emmerammi anwendet. Ein Bayer, von Räubern aufgefangen, wird von diesen an einen Franken (orientalibus Francis bey Arnulf), dann von dort aus an einen Thüringer in der Nachbarschaft der Porachtanen verkauft. Hier soll Thüringen das Obermainland bezeichnen; es ist aber Thüringen am Harz, wie oben unter 5) nachgewiesen.

e) S. 428 finden wir Eichstätt, das im Umfange des bayerischen Nordgaues gelegen, eben als bayerische Stadt hingenommen werden darf, als thüringisch (ostfränkisch), auf folgende Stellen hin: Erat in finibus Baioariae locus Eichstad dictus. Vita S. Willibaldi ap. Basn. 2. 122; also nicht: auf dem Gebiete von Bayern, bayerischem Gebiete, sondern: an den Gränzen von Bayern, an der bayerischen Gränze (von Franken aus)? Aber wenn man es schon mit der Sprache des späten Legendenschreibers so streng nimmt, was heißt denn bey Cäsar, Gall. Kr. 5, 3: Arduenna pertinet per medios fines Trevirorum? Dann: in terminis Bagoariorum. Vita S. Bonif., Pertz 2, 348. Die Stelle heißt ganz: Willibaldo et Burghardo (Bonif.) in intimis orientalium Francorum partibus et Baguariorum terminis ecclesias distribuit. Wie hätte sich wohl der Legendenschreiber, wenn er gewußt hätte, daß man sich einmal um seine Stelle streiten werde, schärfer ausgedrückt, um Eichstätt als bayerisch zu bezeichnen? Vielleicht: in intimis orientalium Francorum et extremis Baguariorum partibus. Nun setzt er, was ihm dasselbe, dem spätern Historiker aber nicht bestimmt genug ist, statt in extremis Baguariorum partibus seinen Lieblingsausdruck in terminis Bag. (vrgl. K. 20 der Vita sogar: limitum fines militumque terminos), und darum wird jetzt Eichstätt thüringisch! Es steht termini wie Fines sowohl für partes extremae, als auch regio, terra überhaupt; wer mehrere Beyspiele aus dem Mittelalter wünscht, lese Eckhart Franc. or. 1, 26 nach. Seine Annahme sucht der Verf. noch ferner durch die Volksmundart zu unterstützen: „Noch heutzutage trägt die Sprache der Bewohner von Eichstätt und Umgegend das Gepräge des Idioms aller drey hier zusammengränzenden Nationen, der Schwaben (von Westen her), der Franken (von Norden) und der Bayern (von Süden und Osten)." Dieß bedarf jedoch einiger Berichtigung. Ref., der auf Reisen und durch Mittheilungen von Eingebornen Gelegenheit hatte, die Eichstättische Mundart kennen zu lernen, kann in ihr nur eine Untergattung, eigene Gestaltung, der nordgauischen oder bayerischen finden. Wohl scheint sie sich in Einigem zur benachbarten schwäbischen hinzuneigen, ist aber ihrem Kern und Grund nach bayerisch, also von letzterer ein besonderes Gebiet, wie die drey großen Volksmundarten des deutschen Südens alle sich in solche noch

weiter entfalten. Fränkisches ist in derselben nicht nachzuweisen. Das Eichstatter Bisthum, dessen Gebiet nach dem Berichte des Mainzer Priesters bey Pertz 2, 355 von den bayerischen Diöcesen genommen wird, und für dessen Stiftung 739 Willibald mit dem bayerischen Herzog Odilo unterhandelt (nach der Sanctimon. Heidenh. in den Act. SS. Jul. 2, 511; die von Hermannus Contr. zum J. 746 erwähnte Zustimmung Karlmanns ist Verwechslung, wie schon die Jahrzahl beweist), kann also nicht auf ostfränkischem Boden gegründet seyn, wie wir S. 419. 441 angegeben finden.

f) Zur Abtheilung über die innere Geschichte, für welche, vorzüglich für den Abschnitt von den Gauen ein gründlicher mit Sprachkenntnissen ausgerüsteter Forscher, der diese Masse von Neuem geschichtlich und sprachlich beleuchtete, zu wünschen bleibt, nur einige Bemerkungen. Ein Sprachkenner würde nicht Bunahu, Heidu, S. 485. 486. 563, aufnehmen, weil es Kasusformen sind, die Form des altdeutschen Lokativ nach der Präp. in, vom Nominativ Bunaha, Heida. Dieser deutsche Locativ ist nicht selten in lateinisch geschriebene Urkunden herübergenommen, z. B. auch im häufigen marcu von marca, (in Talaheimo marcu, in Hrnodolfesheimero marcu, in Bosunesheimero marcu, Schann. trad. Fuld. n. 77), eben so wie für den Plur. die deutsche Dativform — om: in Frigisingom, Ediningom, Gisolfingom (vom Nom. ingas). Des Dietmar von Merseburg urbs Crana zum J. 1003 ist nicht Goldkronach, wie es S. 566 gedeutet ist, sondern das früher bambergische Stadtkronach. Es ist schon gegen jene Annahme bemerkt worden, daß sich Goldkronach erst um 1365, als die Burggrafen Friedrich IV. u. V. die dortigen Goldbergwerke hatten eröffnen lassen, zu einem Orte mit Stadtgerechtigkeit, an der Stelle, wo früher einzelne Höfe gestanden, bildete. Warum für die ungenaue Schreibung Beirut (Baireuth) nicht die durch Urkunden so vielfach belegte reinere deutsche Form Baierriute? Rheinfränkische, die heutige Rheinpfalz angehende Verhältnisse sind aus den betreffenden größeren Werken zusammengestellt, warum nicht, wie für die ostrheinischen Gaue im Umfange des bayerischen Gebiets, ein urkundliches Ortsverzeichniß auch für die pfälzischen, für welche hier die Leser auf die zerstreuten Abhandlungen der pfälzischen Akademie verwiesen werden? Die Stiftung der Abtey Weißenburg ist S. 367. nach Schöpflins und Kremers Ansicht vorgetragen, nach welcher Dagobert II. um 675 das Kloster gestiftet hätte, weil man eine unverdächtige Urkunde (die Dagobert I. beygelegte Stiftungsurkunde hat schon Schöpflin mit Recht als unächt verworfen; erst spätere Urkunden nennen Dagobert als Stifter, vor diesen einige Kaiserurkunden den Pippinus imperator!), in welcher Baden-Baden durch König Dagobert in seinem zweyten Regierungsjahre an das Kloster Weißenburg unter dem Abt Ratfrid geschenkt wird, wenigstens Dagobert II. zu schreiben zu müssen glaubte.

Einiges neue Licht auf die Anfänge des Klosters wirft ein neuaufgefundener Traditionscoder dieser alten berühmten Abtey aus der zweyten Hälfte des 9. Jahrhunderts, welcher dem gelehrten Publikum nächstens in einem treuen Abdrucke mitgetheilt werden wird. In demselben finden wir den Abt Ratfrid vom Jahre 695 — 724 in einer Reihe von Urkunden, die nach der ältesten des Coder, vom Jahre 695, ununterbrochen fortläuft; in der Urkunde N. 203, vom Jahre 700, wird Bischof Dragobod, der dem Speyerer Bisthum nach Löbel von 665 — 688 vorstand, aber 700 noch lebte, weil die Schenkungsurkunde an ihn gerichtet ist, der Erbauer des Klosters genannt. Weder Dagobert I., noch Dagobert II. gehört also die obenerwähnte Schenkungsurkunde über Baden-Baden, sondern Dagobert III., ins Jahr 711, aus dessen Regierungszeit mehrere Schenkungen an Abt Ratfried im Coder vorkommen, und wie die Schenkungsurkunden von Fuld oder Lorsch immer nur wenige Jahre nach der Stiftung anfangend, in ununterbrochener Reihe fortlaufen, so wird auch die Stiftung von Weißenburg nicht weit über das älteste Jahr der Weißenburger Urkundenreihe, also um 690, zu setzen seyn.

Die Eigennamen und die an dieselben sich knüpfenden Thatsachen, die Berichte und Zeugnisse der Alten, bilden die Bausteine für die Gebäude, die der Historiker vor uns aufführt. Sind jene

nicht mit Fleiß behandelt und mit Sicherheit gelegt, so mögen wohl auch diese nicht außer Gefahr seyn, z. B. in vorliegendem Werke folgende:

a) Das hermunduriſch-alamanniſch-thüringiſche Gebäude des Verf. Die eigentliche Heimath, die Stammſitze der mächtigen Hermunduren, ſo wie des Thüringervolkes, der Nachkommen des alten Volkes, deſſen Name ſelbſt aus jenem alten Namen ſtammt, kennt man hiſtoriſch ſicher nur hinter dem Thüringer- und Frankenwald bis gegen den Harz und die Elbe. Dort kennen ſie Vellejus und Strabo und gewiß auch Ptolemäus in ſeiner umgeſtellten verſtümmelten Benennung *Τευριοχαῖμαι*. Dort an der Unſtrut ward der Thüringer Reich zertrümmert, das ſie im inneren Deutſchland über die Völker, die noch nicht den Franken gehorchten, gegründet hatten, und eben dort zwiſchen dem Harz und dem Thüringerwald liegt die Sudthuringia der Urkunden des Mittelalters, während Nordthuringia, Nordthuringgowe ſich nördlicher an der Elbe um Magdeburg ausbreitet. Dieſen Berichten widerſpricht nicht Tacitus, der in ſeinem Buche über Deutſchland von den nördlichen Gegenden Germaniens, von den Südküſten der Oſtſee, ſich wieder ſüdlich zur Donaugränze wendend, zuerſt den Hermunduren begegnet, noch nicht unmittelbar am Strome, denn „an der Stirne Germaniens, dem Strome entlang,“ alſo vor den Hermunduren, ſtehen nur Mariſker, Markomannen, Quaden. Wenn ein Fragment des Dio von ausgewanderten Hermunduren berichtet, die durch Domitius Ahenobarbus in einem Theile von Markomannien, in ſüdlicheren Gegenden, angeſiedelt werden (einige Jahre vor Chr.), ſo kann dieß nur ein Haufe des ganzen Volkes geweſen ſeyn; denn nach dem Domitius Ahenobarbus findet Tiberius dieſes noch an der Elbe, in der Nachbarſchaft der Semnonen, wie Vellejus erzählt; nachher kennen Strabo und Ptolemäus noch Hermunduren an der Elbe, letzterer im Süden in den Maygegenden kein großes Hermundurenvolk, ſondern kleinere unbekannte Völkerhaufen. Wollte man jenes Fragment des Dio mit den unbeſtimmten und unſichern Aeußerungen des gegen die ſüdlichen Gegenden zurückgehenden Tacitus (die Elbquelle ſetzt er ins Gebiet der Hermunduren, wie Ptolemäus in das Sudetagebirge, d. i. das Erzgebirge; das Rieſengebirge heißt ihm das Askiburgiſche) zuſammenhalten, und daraus das große Hermundurenvolk über den Wald bis gegen die Donau ſetzen, ſo wäre dieß eine auf höchſt ſchwacher Grundlage beruhende Folgerung. Dieß geſchieht S. 27, wo wir das Volk der Hermunduren, durch Domitius übergeſiedelt, „fortan vom Fichtelgebirge bis an die fränkiſche Saale und vom Norduſer der Donau bis über den Mayn hinaus“ finden, und Tacitus als die Quelle dieſer genauen Beſtimmung; S. 42. „öſtlich vom römiſchen Limes im Zehntlande ſeit Domitius Ahenobarbus das befreundete Volk der Hermunduren, bis zur Donau ſich ausdehnend,“ in ſolcher Ausdehnung alſo, daß man S. 45. bey Verſchiebung des römiſchen Limes ihr Land im Südweſten einige Schmälerung erleiden läßt. Hinter dem Limes traten ſeit dem 3. Jahrhundert die Alamannen auf; dort vereinigten ſich alſo, S. 64. „die Hermunduren mit neuen Ankömmlingen unter dem neuen Namen der alamanniſchen Genoſſenſchaft.“ Bekanntlich ſind die Alamannen ſüdlich gezogen, das Land aufwärts bis an die Alpen. Desungeachtet und obſchon die zahlreichen Burgunden lange zwiſchen Mayn und Neckar wohnten, finden wir die ſpäteren Bewohner am Obermayn für Thüringer erklärt, das Land Südthüringen bezeichnet, S. 381. 377. 380 (vrgl. oben d.). Da ferner die wirklichen Hermunduren in Thüringen nicht umgangen werden können (S. 65.), ſo finden wir nach dieſem Syſteme das Volk der Hermunduren auf Koſten der Nachbarvölker auf eine außerordentliche Weiſe begünſtigt, und in einem langen und breiten Streifen von Magdeburg bis an die Alpen ausgedehnt, während andere nicht weniger mächtige Völker, wie die Chatten und Markomannen, ganz unbemerkt abhanden kommen; ſchon nach ſeiner bloßen äußeren Erſcheinung iſt das Gebäude unnatürlich. Nur der nördliche Kernſtock ſteht feſt; von ſeinen ſüdlichen Verlängerungen kann man nur folgende gelten laſſen: 1) Ein Haufe ausgewanderter Hermunduren wird von Domitius Ahenobarbus, einige Jahre vor Chr., in Markomannien angeſiedelt, vielleicht in den Obermaygegenden (vielleicht auch anderswo weit davon entfernt; Domitius geht, nachdem er ſie untergebracht, gleich über die Elbe), wo

Ptolemäus neben andern unbekannten Namen, Namen kleinerer Völker, auch den der *Τούρωνοι* (vielleicht Thuron, Thuren, bescheiden für Irminthuren ohne das verstärkende irmin; t also wie in *Τευριοχαίμαι* und d in Hermunduri für das den Galliern und Römern nicht geläufige germanische th). Dieser Haufe mag allerdings unter die Alamannen geflossen seyn; denn diesen liegt nicht ein so großes Volk zu Grunde, wie wir die Hermunduren oben für diese Gegenden aufgestellt gefunden haben, sondern mehrere einzelne, kleinere Völker, wie wir nach zuverläßiger Nachricht wissen, und wie sie auch Ptolemäus in diesen Gegenden kennt. Nicht Sueven aber sind diese Alamannen, wie S. 64. gesagt ist, sondern die Sueven stehen als besonderes von den Alamannen geschiedenes Volk neben diesen noch um die Mitte des 6. Jahrhunderts, nach Prokop und vorzüglich nach des Jornandes bestimmtem Berichte, was der Verf. übersieht, weil er sie, wie oben unter c. besprochen worden, seltsam an die Save setzt. 2) Der wachsenden Frankenmacht im Westen gegenüber bildet sich im inneren Deutschland eine Macht oder ein Völkerverein dadurch, daß sich die südlicheren Völker, die Bewohner von Böhmen und der Oberpfalz, Markomannen, Narisker (oder Armalausen? eine reindeutsche Benennung, Aermellose, altnord. Adject. ermalaus, ohne Aermel, ermalaust fat, ärmelloses Gewand, was also auch eigentlich das alte Kriegsgewand armelausa) an die Thüringer als Kernvolk anschließen und denselben neuen Namen führen (Thüringer, d. i. Markomannen plündern Passau, nach Eugippius; Regen und Nab im Thüringerlande nach dem Gothen Anarid beym Geographen von Ravenna), ohne daß man annehmen darf, daß nun die Thüringer über den Thüringerwald bis an die Donau herüber geströmt seyn müßten. Denn nach der Niederlage des Kernvolkes an der Unstrut und der Zerstörung des Reiches verlautet von keinen Thüringern mehr im Süden; die dortige Volksmasse schließt sich unter einem neuen Namen, unter der Benennung des Volkes von Baiheim, des Baivolkes, Bayern, an den Sieger an. 3) Herzoge gebieten im 7. und 8. Jahrhundert an der Gränze gegen die Slawen zugleich in Thüringen und in Ostfranken am Obermayn, was aber so wenig das Volk der Franken in Thüringer, als die Thüringer in Franken umwandelt. Vrgl. oben d.

β) Das alamannisch-thüringische System für Ostfranken, worin wir nichts besseres erblicken können, als eine Verstümmelung und Verdunkelung der Geschichte und der Herkunft des ostfränkischen Volkes. Dieses Volk kündigt sich so gut, wie die Alamannen und Bayern, die wir von früher Zeit in der Geschichte als besondere Volksmassen kennen, durch eine besondere von den Mundarten dieser beyden Nachbarvölker verschiedene Volkssprache, die nach ihrer ganzen Ausdehnung zwischen den Sachsen, Thüringern, Slawen, Bayern und Alamannen, westlich noch über den Rhein an die Mosel, im Ganzen und ihrer Grundlage nach eine und dieselbe ist, als ein eigenes eben so großes Volk an, als die beyden großen Nachbarn, dessen Stamm eben so tief wurzeln muß, als der der Bayern und Alamannen.

Diesen ostfränkischen Stamm finden wir nun in vorliegendem Systeme aus Thüringern, Alamannen und noch eingemischten Franken zusammengeworfen. Was von Thüringern am Obermain zu halten sey, ist bisher schon nachgewiesen. Alamannen ferner, welche den zweyten Bestandtheil der ostfränkischen Bevölkerung ausmachen sollen, saßen wohl noch durch das ganze 4. Jahrhundert hindurch am Untermain, aber gegen den Anfang des 5. Jahrhunderts drangen die Burgunden vom Obermain herab und wohnten am Untermain und am Rhein aufwärts bis über Worms mehrere Jahre, während die Alamannen sich weiter südlich bis an die Alpen und ins Elsaß warfen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. März

Nro. 61. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

1. Centralmuseum rheinischer Inschriften, von Dr. Laurenz Lersch. Drey Hefte mit Lithographien. Bonn 1839 — 1842.

2. Das römische Bayern in antiquarischer Hinsicht. Einladungsschrift zu den öffentlichen Prüfungen am k. alten Gymnasium zu München, am Ende des Schuljahres 1840/41. Von Dr. Jos. v. Hefner, k. Professor ꝛc. München 1841. 4.

---

1. Dieses Centralmuseum enthält von Rheinpreußen, und zwar vom Regierungsbezirke Cöln 100, von Bonn 79, und von Trier 280 Inschriften und Denkmäler aus der Zeit der Römer, mit einer Zugabe altchristlicher Inschriften. Diese Zusammenstellung alles dessen, was wirklich noch vorhanden und anschaulich ist, wurde nicht nur aus den Sammlungen von Gruter, Fuchs, Gelenius, Aldenbrück, Harzheim, Hüpsch, Fiedler, Orelli, Steiner, Gräff, u. a. sondern zum großen Theil auch aus neuen Entdeckungen des Verf. geschöpft, und gegeneinander verglichen. Insbesondere wurde dazu noch ein das Erzstift Cöln umfassendes Manuscript benützt, welches unter dem Namen: „Inscriptiones Patriae“ auf der königl. Schulverwaltung zu Bonn verwahrt wird, und sehr genaue Nachweisungen enthält. Unter den vielen Schwierigkeiten, welchen ein Unternehmen der Art unterworfen ist, und bey dem vielfältig Räthselhaften, was diese Denkmäler an sich zeigen, in dem an ihnen das Alterthümliche, Sprachliche und Geschichtliche hervorgehoben werden soll, ist es ihre topographische Entlegenheit und Zerstreutheit zunächst, was den Epigraphen abschrecken könnte. In dieser Hinsicht hat der Herausgeber viele Opfer gebracht; aber auch manchen Freundschaftsdienst hiebey erhalten. Ein kunstgeübter und kunstfertiger Typograph, der

> „durch die unermüdliche Ausdauer bey den vielen Buchstaben-Verschlingungen, und epigraphischen Zeichen und Zügen, die er den wunderlichen Launen der Denkmäler, zum Frommen diplomatischer Genauigkeit nachgebildet,“

fand sich für Hrn. Dr. Lersch in Hrn. Georgi, der gelehrten Welt bereits durch die neue Ausgabe der Notitia dignitatum rühmlich bekannt. Erst nach Erreichung dieser Vorbedingungen konnte sich der Epigraph seinem Hauptzwecke, der wissenschaftlichen Erklärung der Denkmäler selbst widmen, und er glaubt, sowohl den Fachmännern als Dilettanten im Gebiet der Alterthumskunde, einiges Neue und Interessante geliefert zu haben. Ohne Zweifel. Die hauptsächlichste Literatur ist allenthalben angedeutet nur in Beziehung auf die römischen Legionen weiset Hr. Dr. L. auf Hrn. C. L. Grotefend in Hannover hin, von dem eine wissenschaftlich vollendete, und umfassende Legionsgeschichte zu erwarten steht. Die dem Antiken angefügten Inschriften altchristlicher Grabstätten, längs dem Rhein hinab, sind meistens in griechischer Sprache verfaßt, und gehören militärischen Individuen an, die mit den Legionen aus Syrien dahin gekommen sind.

(Schluß folgt.)

Aelteste Geschichte Bayerns ꝛc., von Dr. G. Th. Rudhart.

(Schluß.)

Die Alamannen seyen den Burgunden gegen Süden gewichen, wird Seite 105 wohl zugegeben, aber nach dem Abzuge derselben wieder nach Norden gezogen, und dann läßt man sie zum zweytenmal wieder, und doch nur zum Theil verdrängt, nämlich nach der bekannten Alamannenschlacht durch Chlodwig hinausgeschlagen werden, S. 350 mit äußerst bestimmter Schilderung der Umstände, während man nicht einmal mit Sicherheit weiß, wo diese Schlacht vorgefallen ist, bey Tolbiakum, Zülpich unweit Köln, wie man gewöhnlich aus einer Stelle bey Gregor von Tours schließt, aber nicht weiß; während die Alamannen nach Gregor von Tours in jener Schlacht, nachdem ihr König gefallen, sich sogleich unterwarfen und Gnade fanden, und nur ein Theil unter ostgothischen Schutz sich begibt. Zum Theil fühlt der Verf. die Wahrheit, wenn er S. 350 sagt: „die heute noch unverkennbar alamannische Sprache im Elsaß gibt den Beweis, daß ein Theil des flüchtenden Volkes hieher gezogen und die nördlicheren Gegenden von Worms bis zur Sur beynahe vollständig geräumt habe. Der Rheinbayer dagegen spricht den rheinfränkischen Dialekt, der sich in vielem vom alamannisch-elsässischen unterscheidet.“ Nicht bloß westlich vom Rhein bis an die Sur herrscht die fränkische Mundart, sondern auch östlich, über den Rhein von der Sur hinüber, in der Linie über Ludwigsburg bis an die obere Altmühl. Hinter diese Linie müssen sich die Alamannen allerdings, und zwar nicht nur links, sondern auch rechts des Rheins „beynahe vollständig,“ sagen wir gleich vollständig, zurückgezogen haben, und nicht erst nach der Alamannenschlacht, sondern als die Burgunden vom Obermain vordrangen. Im Süden fanden die Alamannen Raum genug für ihre Volksmasse, daß sie nicht nöthig hatten, sich wieder nach Norden auszubreiten; aber im Norden drängten Sachsen wie westlich gegen die salischen Franken, auch südlich auf das zahlreiche Volk der Chatten, die schon lange mit als Franken aufgetreten waren, und veranlassen diese zum Zuge aufwärts in die verlassenen Sitze der Burgunden und an den Obermain, und diese chattischen Franken sind das Stammvolk des ostfränkischen Volkes, von den Alamannen bis zu den Sachsen und von der Mosel bis zu den Mainslawen. Nur die oben geschilderte Anklangsforschung, Mutter so vieler Irrthümer in der Geschichte, die denn auch gegen die Sprachgesetze die Namen Chatten und Hessen für einerley gehalten, hat gehindert, daß man dieß nicht schon längst erkannt hat.

γ) Das System der herulisch-rugisch-gothischen Herkunft der Bayern. Oben schon unter 3) und b) ist auseinander gesetzt, mit welcher Sorgfalt Haufen wandernder oder geschlagener Heruler, Rugier u. s. f. aufgesucht worden, um sie in das Land hinter den Tiroler Alpen zu führen, und eine ganze Reihe solcher verlorner Schaaren daselbst unterzubringen, ohne daß wir freylich auch nur für die wirkliche Einwanderung einer einzigen derselben einen sichern historischen Halt hätten gewinnen können. Aus diesen auf die angegebene Weise zusammengeführten Haufen läßt nun der Verf. das Volk der Bajowarier erwachsen, und sich nach ihrem Wohnorte den neuen Namen Bojowaren, Männer im Bojenlande, beylegen, S. 171, eine mit dem Bisherigen auf gleichartiger Unterlage (oben a) beruhende Namenserklärung. Von einem Lande außerhalb des römischen Gebietes wissen wir urkundlich sicher nach mehreren Zeugnissen, daß dort einst Bojen gesessen, daß von ihnen dem abgeschlossenen Lande auch nach ihrem Abzuge der Name geblieben; wie hätte der Name Boia bey den reichlichen Nachrichten über Vindelicien und Rhätien unerwähnt bleiben können, wenn er hier, wie dort der Name Boiheim, so ständig und geläufig gewesen, daß er sich durch so lange Zeit bis zur Ankunft der Deutschen erhalten hätte? Wie ließe sich ferner erklären, daß von den angegebenen Völkchen, die sich doch nicht in einander hinein, sondern ne-

ben einander würden niedergelassen haben, die alten angestammten Namen sämmtlich und auf einmal aufgegeben worden, und dieselben sich nicht wenigstens als Gaunamen, und in den ältesten bayerischen Urkunden erhalten hätten, wie z. B. die Namen anderer kleiner deutscher Völker, der Chattuarii, Chamavi, Bructeri, Varini, in den Gaunamen Hattuaria, Hameland, Borhtergo, Werinefeld? Bisher also eines so unsicher, als das andere. Aber ein Grund, der freylich vom Historiker, der nicht zugleich Sprachkenner ist, nicht gefühlt werden konnte, zwingt zu einem weiteren Schritte, zwingt, dem ganzen Gebäude als unhaltbarem entgegenzutreten. Die Bajowarier heißen dem Verf. nach seiner Ansicht von ihrer Herkunft geradeweg gothische Stämme, S. 172. 201, und wirklich zeigen die Eigennamen jener Heruler und Rugen gothische Form, z. B. die deutlichste in den Mannsnamen auf -a und -ila, wie Fara, Teja, Wulfila, Totila u. s. w., wie sie auch von den gothischen Sprachdenkmälern geboten wird. Davon unterschieden ist aber die oberdeutsche Form, -o und -ilo für vorliegenden Fall, sicher und entschieden durch alle oberdeutschen Denkmäler, und so schon zur Römerzeit vorhanden, wie mehrere fränkische, alamannische Namen, z. B. Rando, Agilo, Scudilo bey Ammian zur Genüge beweisen. Die alten Namen der Bajowaren zeigen aber nicht gothische Formen, sondern die Formen der von der gothischen streng gesonderten oberdeutschen Mundart; von gothischen Völkern können die Bayern nicht abstammen. Die Sprache ist und bleibt einmal unverwerfliches, entscheidendes Merkmal für die Abstammung der Völker, der großen Stämme selber, wie der einzelnen Abtheilungen der Stämme; wer sie nicht beachtet, läuft Gefahr, in die Luft zu bauen. Wer das bayerische Volk, dessen oberdeutsche Sprachformen wir in seinen ältesten Fürstennamen, wie in seinen späteren Sprachdenkmälern finden, von gothischen leiten will, ist nicht weniger auf irrigem Wege, als wer z. B. Langobarden oder Wandalen, deren germanische Eigennamen wir kennen, den keltischen oder slawischen Völkern beyzählen wollte. Zur Erklärung der alten Formen des bayerischen Namens ganz unbrauchbar ist ein neuerlich zu Tag geförderter Wortstamm Bair aus einem Namen Bairci, welcher aus dem völlig gesunden Boisci, das alle guten Handschriften des Jornandes, und alle griechischen des Priskus bieten, auf seltsame Weise, mit Beyhülfe des Armenischen, herausgefunden, schon an sich einer besonnenen Forschung und Geschichte viel zu fern liegt. Wir setzen also dem allem die sichere Erklärung des Namens, sowohl der einfachen altdeutschen Form Baiari, als der urkundlichen zusammengesetzten Baiwarii, Baiowarii, *) aus Baia (so nicht bloß beym Geographen von Ravenna, sondern auch in der urkundlichen Benennung Beowinidi = Baiowinidi) d. i. Baiheim, Beheim, entgegen, die uns dem großen oberdeutschen Volke der Markomannen zuführt, welche ihre Sitze in Böhmen zur Zeit des Sturzes des Thüringerreiches aufgebend, die in der letzten Zeit der Römerherrschaft verheerten und ausgeleerten Gefilde an der Donau von der Ens bis zum Lech, vom Fichtel- und Böhmerwald bis zum Alpengebirge, eine Strecke von gleicher Ausdehnung,

*) Es hat sich eine Meinung vernehmen lassen, als sey auch Baiowarii nicht zusammengesetzte, sondern einfache Bildung mit bloßer Einschaltung. Diese Meinung aber läßt nicht bloß die im deutschen Alterthume so häufigen Zusammensetzungen der Volksnamen mit -varii, -vare, -verjar außer Acht, sondern mißkennt die altdeutschen Sprachbildungen mit Einschaltung selbst. Fremde in die deutsche Sprache aufgenommene Wörter, wie lewo, wiwari, welche sich diese auf verschiedene Weise bequem gestaltet, können nicht verglichen werden. (Wiwari aus dem lat. vivarium, auch wihari, wie Nava später Naha, die Nahe, und wiari, Weiher, gehört gar nicht hieher; lewo aus lat. leo, auch louwo, Löwe, mit e und ou = au im Stamme, ist der Formel iu, au angepaßt, welche mit Vokal freylich in ew, ouw übergeht, wie frouwo aus friu, frau.) Einheimische oder deren Wurzel feststeht, wie hier ai, und nicht u enthält (welches nur den nächsten Verwandten w nach sich zieht, niemals i, welches das j oder g liebt), zeigen nie dergleichen. Was wären in Formen wie Bai-ow-arii, Bai-uuu-arii, Bai-gow-arii für Ungethüme und Zwitter von Einschaltungen! Solches ist der alten Sprache völlig fremd.

wie ihre vorige Heimath, in Besitz genommen haben. Da die Ostgothen wie über die Alamannen bis an den Rhein, ihre Scheinherrschaft über das alte römische Gebiet hinter den Alpen wohl auch noch bis zur Donau angesprochen haben werden, so mag die Einwanderung der Markomannen nach Bayern am wahrscheinlichsten in die Zeit des Unterganges des ostgothischen und des thüringischen Reiches, um das Jahr 530, gesetzt werden.

δ) Das nordgauische System, S. 288. 428. Altbajoarisch sey nur ein schmaler Streifen über der Donau bis an die Altmühl, den Regen und eine Linie zwischen diesen Flüssen gewesen; das darüber nördlich Liegende eine den Slawen abgenommene Landschaft, Nordgau genannt im Vergleiche zu jenen südlichen Gauen über der Donau; diese Benennung sey erst später auch über den südlichen Streifen ausgedehnt worden, als man alles nördlich der Donau liegende Land von Bajoarien abgerissen und als eine Provinz eingerichtet habe. Urkundlich begründet ist natürlich nichts, da weder Diplome noch Legenden das Mindeste dafür bieten; es sind nur Ansichten, die mit der Gesammtansicht über die Bildung des bayerischen Volkes, das sich im Süden der Donau gebildet, also erst später nach Norden erweitert hätte, zusammenhängen, und mit eben dieser stehen und fallen. Den großen Strich aber von der Altmühl und dem Regen über Nürnberg bis an die Rednitz und bis ans Fichtelgebirge jener Ansicht zu lieb für Slawenland erklären zu wollen, scheint doch zu willkührlich. Während in den fränkischen Slawengegenden größere Orte deutlich slawische Benennungen haben, wie Scheheslize (Scheßlitz), Chrana (Kronach), Culmna (Kulmbach), Scorgast, Lubegast (Schorgast, Leugast), Crusni (Kreussen), ist in diesem weiten Striche nicht ein einziger nachzuweisen; Namen wie Nürnberg, Peguitz oder Beilengrieß (Nuorinberg, Pagenza, Bilingriez) können nur Sprachunkundige für slawisch erklären wollen. Slawen und Slawenbenennungen begegnen nur an den ersten Vorbergen des Fichtelwaldes und gegen den Böhmerwald von Böhmen herüber, wie Pukewiniden, Nabawinida, Trebina, Surbana, Kulm bey Neustadt am Kulm, Kulmain. Im Umfange des alten Nordgaues bis zur Donau herrscht eine etwas eigenthümlich gebildete, der Grundlage nach aber mit der bayerischen im Süden der Donau übereinstimmende Mundart im Volke, welches seine Wurzel in hier sich niederlassenden, vom Süden mehr getrennt bleibenden Markomannen, oder in der alten den Markomannen verwandten nariskischen Bevölkerung dieser Gegenden suchen mag.

Das Verdienst des Werkes bestimmt sich aus dem Bisherigen von selbst. Folgt man dem Verfasser öfters mit Vergnügen, wenn seine Darstellung über einzelne dunkle Räume in der bayerischen Geschichte ein helleres Licht zu werfen weiß, z. B. über die Ausbreitung der Frankenmacht auf der Nordseite der Alpen nach dem Untergange des ostgothischen Reiches, das Verhältniß der merwingischen Könige zu den deutschen Volksherzogen, die einheimische Abstammung der Agilolfinge, den Untergang dieser Dynastie u. s. w., so findet sich doch dessen, was einer wissenschaftlichen Kritik nicht ganz genügt, nicht allzu wenig. Bey sprachlicher Behandlung und gründlicher Durchdringung der Zeugnisse und Berichte, welche wohl eher in andern Theilen der Geschichte, z. B. der neueren, ohne bemerkbaren Nachtheil ermangeln mag, bey sorgfältiger Anwendung der Gesetze und Hülfsmittel der geschichtlichen deutschen Sprachwissenschaft, deren eigene Einsicht zu selbsteigener (nicht bloß hie und da aus Grimms Werken entlehnter) Bestimmung dem Forscher deutscher Specialgeschichte jetzt nicht mehr erlassen werden darf, konnte die Beybehaltung der besprochenen Eckhartischen Sätze nicht mehr Statt haben. Bey dem sich allenthalben kund gebenden Versuche, die allgemeiner ausgesprochenen Mannertischen und Langischen Ansichten ins Einzelne zu begründen, muß das Werk in dieser Hinsicht im Ganzen mehr als ein auf diesen genannten Autoritäten beruhendes, denn als aus unbefangener unabhängiger Forschung hervorgegangenes erscheinen.

Zeuß.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. März.

Nro. 62. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Cola di Rienzo und seine Zeit. Besonders nach ungedruckten Quellen dargestellt von Dr. Felix Papencordt. Mit einer Kupfertafel. Hamburg und Gotha bey Friedrich und Andreas Perthes 1841. 317 S. CV. S. Beylage.

Der in der Blüthe seiner Jahre, kurz nach Herausgabe dieses Werkes verstorbene Verfasser kam im Sommer des Jahres 1836 nach Rom, in der Absicht, den ihm durch die Gunst der k. preußischen Regierung verstatteten längeren Aufenthalt zur Sammlung der Materialien einer Geschichte P. Bonifacius VIII. zu verwenden. Als jedoch Papencordt von Referenten vernahm, wie derselbe — ohne die Absicht seines Freundes zu kennen — bereits für die Geschichte der Päpste und Kaiser vom Jahre 1250 — 1350 in und außer Rom umfassende Sammlungen angelegt, und namentlich von dem bisher so geheim gehaltenen Processe, der im Jahre 1311 von P. Clemens V. zu Avignon über die Absichten König Philipps von Frankreich wider Pabst Bonifacius VIII. angestellt worden, ingleichen von einem Auszug aus den Akten dieses Pabstes und mehreren handschriftlichen auf Bonifacius bezüglichen Chroniken bereits Abschrift genommen habe, so stand er von diesem Vorhaben ab, das von ihm in Deutschland und ohne nähere Kenntniß des Inhaltes der römischen Bibliotheken gefaßt worden war. Der Unterzeichnete rieth ihm hierauf, sich der zwar schwierigen, aber im hohen Grade lohnenden Aufgabe zu unterziehen, an einer Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter zu arbeiten. Nur mit der Aussicht, mehrere Jahre in Italien zuzubringen, konnte man an eine so umfassende Arbeit gehen, die eine höchst fühlbare Lücke auszufüllen und zu vielen Beziehungen des großen Kampfes zwischen Pabst und Kaiser erst das rechte Licht zu geben im Stande ist. Unter den glücklichsten Auspicien begann Papencordt die Vorstudien zu einem Werke, dessen gelungene Vollendung ihm einen Rang unter den ersten Historikern unsers Vaterlandes hätte verschaffen können. Jung, mit bedeutenden Talenten und Kenntnissen ausgerüstet und mit einer besondern Geschicklichkeit begabt, sich neue Wege des Wissens aufzuschließen, vermochte Papencordt in Rom, Neapel, Siena, Florenz, Lucca und andern Orten eine große Masse bedeutender Documente, Quellen aller Art zusammen zu bringen, welche der Geschichte Roms bis zum Anfange des sechszehnten Jahrhunderts neues Licht verschaffen sollten. Wie er den schwierigen Gegenstand zu behandeln gedachte, darüber muß Ref. sich freylich jedes Urtheils entschlagen, da er in den letzten Jahren von dem Verf. getrennt, wohl über die von ihm benützten Quellen, aber nicht über die Behandlungsart des Stoffes von ihm Kunde erhielt. Wir wagen daher auch uns nur in so ferne hierüber zu äußern, daß, als wir unserm verstorbenen Freunde zur Uebernahme jenes Werkes riethen, unsere Absicht war, ihn zu einer Arbeit zu vermögen, welche den Kern und Brennpunkt der Geschichte des Mittelalters enthalten sollte und eben deßhalb auch geeignet wäre, die Lebensaufgabe eines so talentvollen Gelehrten zu bilden. Als uns die Vorrede des oben berührten Buches belehrte, daß „zur Vollendung des großen Werkes nur noch die letzte Ueberarbeitung und Ergänzung einzelner Theile fehlten," so glaubten wir darin eine Verschiedenheit unserer Auffassung von der unseres Freundes wahrnehmen zu dürfen, wel-

cher vielleicht statt des universalhistorischen Standpunktes dem römischen im engeren Sinne den Vorzug gegeben haben dürfte. Möglich jedoch, daß wir uns das Pensum größer vorstellten, als der rüstige Arbeiter selbst es fand.

Die vorliegende Monographie sollte nur ihrem geringsten Theile nach in die Geschichte der Stadt Rom aufgenommen werden, da aber der Verfasser besonders durch Benützung der für die Zeit Karls IV. wichtigen Pelzelschen Handschrift sich in den Besitz neuer Urkunden für die Geschichte Cola's sah, und wahrscheinlich äußere Verhältnisse denselben zur Publicirung eines italienischen Elaborates veranlaßten, so entschloß sich Papencordt, seine Rückkehr in das Vaterland mit der Herausgabe dieser Monographie zu bezeichnen. Mit welchem Beyfalle sie aufgenommen ward, beweist der ehrenvolle Ruf, der ihm hierauf von des Königs von Preußen Majestät nach Bonn zu Theil wurde — wohin er auch bereits sich aufgemacht, als ihn im Augenblicke, wo er dem Ziele seiner sehnlichsten Wünsche so nahe war, die Hand des Todes berührte. Viele, gleich rüstig wie er, gleich thätig und begabt, hat in neuester Zeit die italienische Erde zum Opfer verlangt. Ihm ward der Trost, in den Armen der Seinigen auf vaterländischem Boden zu sterben, und wenn wir auch den Schleier nicht zu lüften vermögen, weshalb gerade ihn unter so ergreifenden Umständen, nach so freudig begonnener Laufbahn und vor einer so fröhlich lächelnden Zukunft der Hauch des Todes traf, so vermag doch Niemand auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit zu sagen, ob das, was dem irdischen Blicke schön und herrlich erscheint, nicht in seinem Schooße mehr Kummer und Verantwortung berge, als der unsterbliche Theil des Menschen auf sich zu nehmen die Kraft hat.

Der Inhalt der Monographie ist dem gelehrten und ungelehrten Publikum — und sey es auch nur aus Bulwers gleichnamigem Romane — bekannt und braucht deßhalb hier nicht erörtert zu werden. Papencordts Werk ist eine streng wissenschaftliche Behandlung eines angenehmen, romantischen Stoffes und wird, da sie in Bezug auf Inhalt, Styl und sonstige Abfassungsweise allen billigen Anforderungen reichlich Genüge leistet, von bleibendem Werthe seyn.

Es ward, wie bekannt, bereits Gegenstand öffentlicher Besprechung, selbst in politischen Journalen und wir haben deßhalb nicht ohne Spannung in dem Buche den Anlaß aufzufinden gesucht, welcher G. R. Schlosser in Heidelberg zu dem von H. Reumont gerügten leidenschaftlichen Ausfalle bewog. Aber während man diesem zufolge hätte glauben sollen, Papencordt habe eine ganze Sündfluth hegelscher Terminologie in seinen historischen Styl aufgenommen, so überzeugte uns die Lectüre des vorliegenden Buches gerade von dem Entgegengesetzten. Es scheint, H. Schlosser habe sich, wie so oft, auch dießmal aus blindem Unmuthe zu einer Kritik verleiten lassen, die er bey besonnener Ueberlegung kaum geübt haben würde, die aber das Andenken eines ehrenwerthen Todten verunglimpft. Zur Entschuldigung des Heidelberger Gelehrten möge jedoch dienen, daß er nach seinem eigenen Geständnisse (Jahrb. 1842 Nr. 2. S. 29 in Bezug auf Rudharts älteste Geschichte Bayerns) die Bücher, die er recensirt, nicht immer zu lesen pflegt. Rechten wir also nicht weiter mit ihm, besonders da die ersten Nummern des Jahrganges 1842 ohnehin von ihm Verirrungen zur Schau legen, die unbegreiflich wären, würden sie nicht ihren Commentar in den gleichzeitig erschienenen Nummern der deutschen Jahrbücher (Jahrg. 1842) finden. Mit Hohn oder schneidender Kälte jugendlichen, ernst aufstrebenden Gemüthern zu begegnen, dürfte in die Länge eines der undankbarsten Geschäfte seyn. Unter dem Weihrauche einer literarischen Clientel — welcher man zuletzt doch nur zum Spiele dient, kann man freylich dieses vergessen; dem natürlichen Laufe zufolge aber sollte vor Allem das Alter eingedenk seyn, daß auch der größte Gelehrte zuletzt nur so viel zählt, als er als Mensch werth gewesen ist.

Höfler.

Chronik des adelichen Benedictiner-Frauenstifts Nonnberg zu Salzburg. Vom Entstehen desselben bis zum Jahre 1840, aus den Quellen bearbeitet; von P. Fr. Esterl aus dem Stifte St. Peter. Salzburg bey Duyle 1841 in 8.

Wer immer die durch ihre geschichtlichen Denkmäler, und durch die reiche Umgebung von Naturschönheiten ausgezeichnete Stadt Salzburg betritt, dem kann die Frauenabtey am Nonnberg, die älteste in Bayern, nicht entgehen. In ihrer alterthümlichen, noch aus der Zeit Kaiser Heinrichs II. ihres zweyten Gründers und Wiederherstellers, herrührenden Gestalt, thront sie, zunächst der Festung Hohensalzburg, gegen Süden, über der Stadt; und bietet von ihren Vorhallen und Terrassen aus, gleich dem Castell Capo Dimenti zu Neapel, nach drey Weltgegenden eine unbeschreiblich schöne Fernsicht. Unmittelbar am Fuße des Berges liegt die Vorstadt Nonnthal, wovon sich die mit Landhäusern, Edelsitzen und Maierhöfen besetzte Landschaft, über Hallein und Golling, hinauf bis zum Gebirgspasse Lueg hinein, von der Salzach durchströmt, gleich einem Tempe ausbreitet. Hier fassen die klugen Römer am zahlreichsten, und eben hier finden sich die ersten Stiftungsgüter von St. Peter und Nonnberg.

Die mit historischer Kritik durchgeführte Chronik beginnt mit Erentraud, der Heiligen, vom J. 583 bis 630. Sie ward mit einigen Jungfrauen vom hl. Rupert, dem Gründer der salzburgischen Kirche, vom Rhein herbeygerufen: und wir sehen also in dieser Schrift abermals einen Beytrag Behufs der Thatsache, daß St. Rupert nicht erst zu Ende des VII. sondern bereits zu Ende des VI. Jahrhunderts nach Bayern gekommen sey. Und schon von diesem Standpunkte aus verdient diese Chronik die Beachtung der dem Causalnerus mehr, als dem Calcul, vertrauenden Geschichtsforscher. Demzufolge erscheint hier auch die Reihe der Abtissinnen weit vollständiger und richtiger, als sie bisher bekannt geworden war.

Uebrigens hat die Beschauung des klösterlichen Stilllebens eines solchen Instituts, das seit zwölfhundert Jahren dem weiblichen Adel von nah und fern, doch keineswegs ausschließlich, Unterricht, Erziehung und Pflege gewährt, und das auch zur Zeit der Reformation, mit dem Lande selbst, öfter den bittersten Drangsalen und Einbussen untergelegen hatte, auch ihre lehrreiche, und dem Menschenfreunde willkommene Seite: und während die Universalgeschichte, vorzüglich in unsern Tagen, der Tummelplatz subjectiver und objectiver Imagination und Combination, von solchen religiösen Corporationen und Familien-Stiftungen keine Notiz zu nehmen pflegt: — müssen sie desto wichtiger für die Specialgeschichte seyn. Aus dieser Schule schöpft man die heilsamen und fruchtbaren Maximen des Lebens und der Verwaltung.

Unter den Beylagen sind XIV. Urkunden, diplomatisch genau abgedruckt: es hätten vielleicht, wiewohl neuere und insbesondere aus dem im J. 1212 begonnenen, und bis in das XIV. Jahrh. fortgesetzten Saalbuche, noch mehrere gegeben, und, Behufs der ältern Topographie, erläutert werden können. Eben aus der Lage und den Eigenthümlichkeiten der ersten Stiftungsgüter der Abteyen St. Peter und Nonnberg, die in mehreren benachbarten Landgerichten umherliegen, ist es uns, dem Ref., klar geworden, daß die Agilulfinger zur Ausstattung dieser Cultus- und Culturanstalten vorzüglich jene Ländereyen, Hayne, Wohn- und Werkstätten verwendeten, die schon zur Zeit der Römer dem Cultus und dem Fiscus gewidmet und sofort den neuen Machthabern anheim gefallen waren. Eine andere Bewandtniß hat es mit den spätern und entferntern Schenkungen: z. B. des großen praedium in Lungau, jenseits der Tauern, durch K. Heinrich II.

v. Koch-Sternfeld.

1. Centralmuseum rheinischer Inschriften ꝛc.
2. Das römische Bayern in antiquarischer Hinsicht ꝛc.

(Schluß.)

Durch ein Gesammtregister, dem dritten und letzten Hefte beygegeben, wird der Gehalt dieser Epigraphik erst recht anschaulich und lehrreich: denn es enthält folgende Unterabtheilungen der Inschriften und Denkmäler: 1) Geschichte und Geographie; 2) Gottheiten; 3) Namen (von Personen, Familien, Aemtern und Würden) 4 Töpfernamen; 5) christliche; 6) Sprache I. u. II. Haben wir uns veranlaßt gefunden (im VI. Bd. dieser Blätter 1838) bey der Anzeige des merkwürdigen Codex inscriptionum romanorum Rheni, 1. u. 2. Thl. von Hrn. Hofrath Steiner in Hessendarmstadt auf die von ihm musterhaft ein und durchgeführte Zweckmäßigkeit solcher Register, und auf den entschiedenen Vorzug der damit ausgestatteten Sammlungen und Commentare hinzuweisen; so sehen wir uns vorliegenden Falls abermals in der erfreulichen Lage, dieses eigenthümliche Verdienst auch an Hrn. Dr. Lersch zu rühmen, und jedem Forscher, welcher sich mit einigem Erfolg in dem Fache erproben will, zuzurufen, gehe hin, und thue desgleichen!

Zu 2. So viele Notizen bisher auch über einzelne Gegenden von Bayern in Beziehung auf die römische Periode, und über einzelne Denkmäler aus dem öffentlichen und häuslichen Leben, aus dem Kriegs- und Friedenszustand jenes großen Volkes in unsern Gauen, seit drey Jahrhunderten, in der einheimischen Literatur und Journalistik niedergelegt worden sind: an einer umfassenden und systematischen Zusammenstellung, und an einer materiell und formell wohlgeordneten Aufzählung, allenthalben mit Rückweisung auf die Autoren und Commentatoren, hat es bisher ermangelt. Mancher neuen Ansicht, manchem vermeyntlich neuem Funde würde ein richtigeres Urtheil bald geworden seyn, wären priora mit in Betracht gezogen worden.

Die vorliegende Einladungsschrift hat nun auch n dieser Hinsicht den Weg gebahnt, und darum mit Recht die Aufmerksamkeit gründlicher Forscher auf sich gezogen. Nicht Abbildungen und vollständige Abschriften von den Denkmälern werden hier geliefert: das konnte vor der Hand nicht im Zwecke dieser Einleitung liegen, aber die wesentliche Bedeutung, der Fund- und Standort, und das jedem Object zukömmliche Ursprungs-Zeugniß, oder Certificat d'origine, wenn wir uns bey dieser Vorführung so ausdrücken dürfen, werden aus der dazu benützten Literatur mittelst einzelner Noten nachgewiesen, deren Zahl sich auf 363 beläuft, und deren mühsamste Sammlung von dem Eifer und Geschick zeugt, womit der Hr. Verf. an seine Aufgabe gegangen ist. Schade nur, daß hier von Bayern nur in seinem dermaligen Umfange die Rede seyn sollte; also mit Weglassung der ältern, an römischen Denkmälern so reichen Bestandtheile im Süden! Dem Vernehmen nach ist eine zweyte, vermehrte Ausgabe im Werke. So wäre dann das erste Stadium dieses rühmlichen Unternehmens vollbracht. Das zweyte, die vollständige, wissenschaftliche und kritische Behandlung, wie wir sie oben am rheinischen Museum und bey einzelnen Anlässen in Bayern, wahrgenommen haben, wird sofort auch an die Reihe kommen.

v. Koch-Sternfeld.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. März.

Nro. 63. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Geschichte von Böhmen. Größtentheils aus Urkunden und Handschriften; von Franz Palacky. Zweyten Bandes zweyte Abtheilung. Böhmen unter dem Hause Luxenburg bis zum Tode Kaiser Karls IV. vom Jahre 1306 bis 1378. Prag 1842.

Bereits zweymal ist von diesem classischen Geschichtswerke in diesen Blättern Bericht erstattet worden. Hiemit folgt der dritte über die eben ans Licht getretene dritte Abtheilung. Ein Nachbarstaat, wie das Königreich Böhmen, der im Mittelalter, für Teutschland, und zunächst für Bayern in Beziehung auf Fürsten und Stände, auf Provincial- und Territorialherrschaft, auf Volksleben und Volkswirthschaft, auf Sitte und Recht, auf Wissenschaft und Kunst — mannigfaltige Wechselverhältnisse; auch Ereignisse von weithin reichenden Folgen bietet, soll in unserem historischen Gesichtskreise stets festgehalten werden. Zudem bleibt Böhmen immerhin ein sehr anschauliches Bild von der Gegenseitigkeit zweyer ethnographisch verschiedener Elemente, des Slavismus und des Germanismus, deren Gegen- und Ineinanderstreben im Gefolge einer fernher kommenden Schilderhebung des europäischen Osten, seit einem Vierteljahrhundert, wieder viel bemerkbarer geworden ist.

Vier Bücher sind dieser Abtheilung vorausgegangen. Dieses funfte Buch enthält sechs Capitel mit folgenden Hauptrubriken. Erstes Capitel. Uebersicht der innern Zustände im Anfange dieser Periode. Zweytes Capitel. Bewegungen in Böhmen bis zu K. Johanns Thronbesteigung. Drittes Capitel. König Johanns Alleinregierung. Viertes Capitel. König Johann unter Mitregierung seines Sohnes Karl. Fünftes Capitel. König Karl I (IV.) bis zu seiner Kaiserkrönung. Sechstes Capitel. Karl nach seiner Kaiserkrönung.

Der Verfasser knüpft seine vorliegende Erzählung an den am Schlusse des vierten Buches berichteten Tod König Wenzel III., des letzten Premysliden, der durch Meuchelmord fiel, an, und sieht sich nun abermals an einem Wendepunkt der böhmischen Geschichte. —

„Das königliche Haus, die Stände, der Clerus, die vorzüglichsten Adelsfamilien in Böhmen und Mähren; der Ritterstand; des Bürgerstandes Macht und Ansehen, die untern Volksclassen, der Verfall der alten Zupenverfassung, deutsche Industrie in Böhmen; der sittliche Zustand des Volkes; das Ritterwesen; Literatur und Kunst; die Quellen der Bildung," —

alle diese Gegenstände, fürwahr ein reichhaltiger Stoff, werden im ersten Capitel besprochen. — In der Reihe der edlen Geschlechter fällt uns das der Bawor, der Baworonicen und Witégowic', im Südosten von Böhmen gesessen, und vielleicht aus dem Marchfelde und aus dem untern Manhartsberg eingewandert, auf: denn der Name Bawor ist in Böhmen mit Bayern identisch, und die Witegowo's sind als bayerische Dynasten in der Ostmark seit dem 9ten Jahrh. bekannt. Die Schwamberge, im pilsner Kreise, weiset der Verf. als die heutigen Bor (Haid, Merica) nach. Zur Zeit als die Markgrafschaft Meißen mit Böhmen vereinigt war, wanderten auch sächsische Geschlechter nach Böhmen über, darunter die Schönburg und Reuß zu Plauen. Die noch in Böhmen eingebürgerten Prosinkones (Prüeschenk), nennt der Verf. das jüngere Geschlecht der Grafen von Hardeck, und die Linie der Burggrafen von Magdeburg, 1491 erloschen, das ältere. Es möchte aber nicht schwer seyn,

zu beweisen, daß der noch ältere Stamm von Hardeck, die Grafen von Playen, mit den Premysliden verschwägert, und 1260 erloschen, auch in Böhmen begütert waren. — An die Herren schloß sich der Ritterstand.

„Zum Ritterstande gehörten ursprünglich alle freyen Gutsbesitzer, welche nicht reich genug waren, um unter eignem Banner, mit besonderem Geleite in den Krieg ziehen zu können, aber doch mehr besassen, als sie persönlich anbauen konnten; daher auch sie ihre Gründe an Bauern, — (Kmeti) zu verdingen pflegten.“

Auch dieser Stand hatte seine Abstufungen. Der förmlich wehrhaft und beritten gemachte Edelmann (miles) hieß: Wladyke; (bey den Montenegrinern trägt bekanntlich das Staatshaupt heute noch den Namen Wladyka;) an diese schlossen sich ihre Lehenmannen, prikazalise als ehrbare Knechte: panosi, clientes. Die für Staatsdienst verliehenen Güter, nur auf die Söhne übergehend, hießen wysluhy; das untheilbare Stamm- und Familiengut ward, dem K. Fiscus gegenüber, unter den Namen: nedjlnost, hromoda und spolek begriffen. Die rhomodnjci, Gütergenossen, bildeten zusammen nur eine Person. Was ungefähr unser bayerisches urbar oder urbarium ist, bebauter, privatrechtlicher Besitz; — das nennt der Verf. die Urbur: so auch im Bergbau den königlichen Antheil die „königliche Urbur.“ In Kuttenberg allein gab sie wöchentlich 1000 Mark Silber; und überhaupt berechnete sich, um die Mitte des 14. Jahrhunderts, der Bruttoertrag der böhmischen Bergwerke auf jährliche 100,000 Mark Silber. Seit dem ersten Jahrzehend dieses Jahrhunderts hatte sich der Bürgerstand in Böhmen durch seine Theilnahme am Bergbau (und sofort auch durch den Handel) zu einer eigenthümlichen Stellung emporgehoben: Bürger besassen adeliche Vorrechte und Burggebiete (wie bey uns); meistens waren sie von teutscher Abkunft; — also hier noch reicher Stoff für unsere Familiengeschichten. Die k. Städte, mit eigenen Zupenämtern und Magistraten, also ständisch, werden aufgezählt. Ohne Standschaft waren einzelne Freysassen; Burgmänner, unterthänige Städte und Märkte, Bauern, nach teutschem (Erb-) Recht; andere nach böhmischem Recht (Erbpächter); Handwerker, Dienstleute und Gesinde. Jene Freysassen (dédinnjeci) galten für den Rest der einstmaligen großen Volksmasse, die nach und nach dem Adel oder der Kirche unterthan wurde, oder sich selbst zu jenem erhob.

Die vielen Burgen und Vesten, auch solche in Städten und Flecken, hatten die Classe der manowé's und naprawnjci: die sedentären Burgmannen, sehr zahlreich gemacht.

„Die staatsrechtlichen Verhältnisse der niedern Volksklassen waren daher im 14. und 15. Jahrhundert in Böhmen viel günstiger und humaner gestellt, als in irgend einem andern Lande Europa's.“

Mag seyn. — Man vergleiche damit, was wir jüngst aus den mecklenburgischen Urkunden in dieser Beziehung entnahmen.

„Wir wissen zwar nur wenig von den damaligen Zuständen, z. B. der niedern Handwerker auf dem Lande, und noch weniger von den des Gesindes;“ —

so fährt der Verf. fort:

„und der Proletaire überhaupt; aber auch dieses Wenige reicht hin zum Beweis, daß Hörigkeit und Leibeigenschaft im 14. und 15. Jahrhundert dem gemeinen Volk in Böhmen fremd waren.“

Wir können in diese beliebte Schlußfolge des Verfassers hier so wenig, wie früher, einstimmen; und finden es sehr erklärbar, daß gewichtige Autoritäten in Böhmen selbst gegen diese Meinung auftraten.

(Zu S. 31 ꝛc.) Aus der alten Freyzügigkeit des gemeinen Gesindels möchte allenfalls auf einen Zustand geschlossen werden, der, in Teutschland früher als in Böhmen, das Wildfangsrecht, an sich eine polizeyliche Maaßregel, herbeygeführt hatte.

„Die Zupenverfassung gieng ihrem gänzlichen, sowohl moralischen als politischen, Verfall immer schneller entgegen:“ — wie unsere Dorfgerichte und Landschrannen; — m. s. die frühere Erörterung in diesen Blättern.

Im Gefolge des teutschen Feudalwesens sollen sich Hörigkeit und Leibeigenschaft in Böhmen erst wieder eingeschlichen haben. (?) Seit dem vorigen Jahrhundert gab es zweyerley nationale Elemente in Böhmen,

„das slawische, ursprünglich heimisch im Adel, im Clerus und unteren Volk; und das teutsche im Bürgerstand vorherrschend.“

Im Handel und Verkehr hatten die bayerischen Linnenwaaren den Vorzug. Dieß ist alles, was uns der Verf. in Beziehung auf Bayern damals zu sagen weiß. Allein der bayerische Wald, von Passau bis Waldsassen und Pressat, seine ehemalige wohlhabende Bevölkerung in den vielen Burgflecken und Dorfschaften, an den zahlreichen Herbergen, geistlichen Hospitien und Stapelplätzen gegen Böhmen, auch Sitte und Sprache — lassen auf eine Zeit schließen, da es eben auf dieser Gränzlinie von 30 Meilen ungemein lebhaft war. Und diese Zeit ist zunächst das 14. Jahrhundert, schon in seinem Anfang.

„Es muß das unter den Deutschen von Alters her verbreitete Vorurtheil entkräftet werden, als habe die Civilisation in Böhmen erst durch sie, durch die teutschen Colonien nämlich, begonnen. Schon der erste Blick auf die ältesten und besten Producte der böhmischen Literatur zeigt es klar, daß sie im slavisch-nationalen, sogar antigermanischen Geiste verfaßt sind.“

Im zweyten Capitel erzählt der Verf. von der streitigen Königswahl; von dem frühen Tod Rudolf I.; von K. Heinrich aus Kärnthen und dem Kriege mit K. Albrecht; vom Znaimerfrieden, von Heinrichs Unfähigkeit, und dem anarchischen Zustand des Landes. Der römische König Heinrich VII. von Luxemburg und die böhmische Prinzessin Elisabeth. Johann von Luxemburg, König in Böhmen; Flucht Heinrichs von Kärnthen: 1306 — 1310. Von der klaren und bündigen Darstellungsweise des Verf. in diesem Capitel mögen sich die Leser selbst überzeugen. Zu bemerken ist, daß unter K. Heinrich einige Familien aus Kärnthen, die Aufensteine an ihrer Spitze, in Böhmen die Oberhand, aber nicht die Zuneigung des Volkes hatten. Bey der in der That rührenden, und aus dem Bericht eines Augenzeugen geschöpften Erzählung, wie K. Heinrich VII. mit seiner Familie zu Kl. Haimbach bey Speyer seine Schwiegertochter, die Prinzessin Elisabeth aus Böhmen empfieng, gedenkt der Verf. in einer Note (S. 84) des völligen Ungrundes einer unsaubern Anekdote bey Urstisius, die noch unlängst von einem teutschen Historiker,

„der freylich das Zeugniß von Urkunden gering achtet, — — die Quellen der böhmischen Geschichte nicht kennt, und eine Idiosynkrasie gegen alles Böhmisch-Slavische durchblicken läßt, für baare Münze genommen wurde.“

Es verlautet, daß diese Idiosynkrasie jener vielleicht sich selbst überschätzenden hist. Notabilität auch nach andern Richtungen hin vorwaltet.

„An Verläumdungen der böhmischen Herrscher,“ — sagt der Verfasser — „hat es in den Rheingegenden damals eben so wenig gemangelt, wie auch noch heutzutage.“

Es ist von F. C. Schlosser die Rede.

Obgleich seit Ende 1310 wieder aus Böhmen vertrieben, ließ sich Herzog Heinrich von Kärnthen und Tyrol doch noch bis an seinen Tod (4. April 1335) einen König von Böhmen nennen: — alle von ihm ektheilten, in Oesterreich und Bayern noch zahlreich bewahrten Urkunden beginnen mit dem Königstitel. Damals, im December 1310, erhielten die böhmischen und mährischen Stände, zahlreicher als je um König Johann zur Huldigung versammelt, so viel bekannt geworden ist, den ersten vollständigen Freyheitsbrief, der königlichen Gewalt gegenüber — (auch alle Arten von Abgaben, und die Erbrechte bestimmend ꝛc.) in lateinischer Sprache. Er ist hier in einer Note vollständig abgedruckt. Der Verf. fand diese hochwichtige Urkunde in einem Formelbuche des Stifts Wilhering in Oesterreich bewahrt. Wir erklären uns diesen Umstand aus einem andern, daß nämlich von Wilhering bey Linz, um die Mitte des 13. Jahrhunderts, eine Colonie von Cisterzienſern das zu Hohenfurt in Böhmen gegründete Kloster bevölkert hat. (M. s. das über Stülz Geschichte von Wilhering, in diesen Blättern von uns angezeigt.

Das dritte Capitel beginnt mit einem Rückblick auf die Geschichte des Hauses Luxemburg. Dann:

„König Johanns Krönung in Prag. Kaiser Heinrichs VII. Tod und zwiespaltige Königswahl in Deutschland. Opposition in Böhmen. Die beyden Königinnen und Heinrich von Lipa. Innere Kriege. Der Tausser Vertrag. Wiedererwerbung von Budissin. König Johann im Auslande. Schlacht bey Mühldorf. Kaiser Ludwig der Bayer und Papst Johann XXII. Böhmens Vernachlässigung durch König Johann und großer Steuerdruck. Erwerbungen in Schlesien; Krieg mit Oesterreich; Zug nach Lithauen. Görlitz. Bündniß mit Kärnthen und Tyrol. Erwerbungen in Ita-

lien. Krieg in Polen und Oesterreich. Prinz Karl in Italien, und sein Sieg bey S. Felice. Bund mit dem Papste und Verlust von Italien. J. 1311 — 1333."

In der That, wieder ein interessantes Capitel. Nebenher wird bey dem Jahre 1312 auch der Aufhebung der Tempelherren, die in Böhmen gleichfalls einige Besitzungen hatten, und worüber doch nach des Verf. Meynung, dem fabelhaften Hagek nicht zu trauen sey, erwähnt. Daß die böhmischen Templer mit Bayern durch die merkwürdige Burg Ek hinter Kloster Metten zusammenhängen: möchten wir wenigstens, nachdem wir uns erst vor kurzem in der Gegend wieder umgesehen hatten, nicht bezweifeln. Durch K. Ludwigs persönliche Vermittlung fand zu Tauß, (23. April 1318) zwischen dem König Johann und den böhmischen Baronen — nach inneren blutigen Fehden — volle Aussöhnung statt, und so ward der Bund der letztern mit dem Hause Oesterreich aufgelöst.

„Mit Unrecht — sagt der Verf. — bezichtigten bey dieser Gelegenheit neuere Schriftsteller; (Kurz, Buchner, Fürst Lichnowsky u. a.) die böhmischen Barone des Eidbruches gegen K. Friedrich den Schönen. Ein aufmerksames Lesen der Urkunde vom 27. December 1317, (bey Kurz p. 466) muß Jedermann belehren, daß die Barone den Vertrag nur auf so lange geschlossen „als verre uns lib vnd gut wert" welche Klausel: als verre das wert," sie noch mehrmals wiederholten."

In Folge des zerstörenden innern Krieges und Mißwachses hatten damals (1318) Hungersnoth und Serblichkeit in Böhmen und Mähren so überhand genommen, daß binnen einem Jahre z. B. bey der Sedleger Klosterkirche allein über 30,000 Leichen beerdigt wurden (wieder ein Beweis von der viel zahlreichern Bevölkerung der benachbarten Länder im 14. Jahrhundert), ein Strich Korn galt damals — die Wucherer stellten den Preis — 30 Groschen; ein Jahr später nur mehr 1 Groschen. Haben wir nicht Aehnliches erlebt?

König Johann, der in Folge des Tausservertrages auch seine geliebten Rheinländer verabschieden mußte, hatte indessen mit König Ludwig Unterhandlungen angefangen, „um ihm sein Böhmen zum Tausche für dessen Rheinpfalz anzubieten." Die Unterhandlungen waren so geheim geführt, daß die Königinn Elisabeth selbst lange Zeit nichts davon gewahr wurde. Doch ihr kräftiger und entschiedener Widerstand hieß den Plan aufgeben. Aber man denke sich einmal, wäre der Plan gelungen; einerseits Bayern und Böhmen und Mähren unter ein und derselben Herrschaft, in einem von der Natur, von der Culturgeschichte und selbst durch die höheren Stände dieser Länder so vorzüglich indicirten Zusammenhange: — und andererseits Lurenburg, und ein Theil von Lothringen und die Rheinpfalz wieder unter ein- und derselben Dynastie zu- und ineinander wachsend vereinigt; da würde sich hier, im Westen, den Reunionskammern eines Ludwig XIV. kaum Stoff für ihre Aufgabe geboten; es würde aber auch im Osten und Nordosten von Bayern und Böhmen eine ganz andere Staaten-, Provincial- und Territorial-Bildung stattgefunden haben. Doch abermals hat das eine — durch ihren Charakter höchst ehrenwerthe Frau anders gelenkt.

Seinem Bericht über die am 28. Sept. 1322 geschlagene Schlacht zwischen den Königen Ludwig von Bayern und Friedrich von Oestreich hat der Verf. (S. 143) folgende Note beygefügt:

„Daß König Johann in der Schlacht bey Mühldorf den Oberbefehl über die ganze Truppenmacht K. Ludwigs führte, geben gerade die am beßten (?) unterrichteten Zeitgenossen (Anonymi Narratio de proelio etc. bey Pez I. 1003, Chron. leobense ib. p. 922; und Volkmar, Abt von Fürstenfeld, l. c.) deutlich und übereinstimmend zu verstehen, und kein Datum eines gleichzeitigen steht damit im Widerspruche. Die bekannte Sage von Schweppermann und den Eyern ist so späten Ursprungs, so unpassend zu dem Costüme der Zeit, (?) und so läppisch, daß auch wir sie für apokryph halten müssen."

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. März

Nro. 64. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Geschichte von Böhmen ꝛc.

(Fortsetzung.)

Kein Wort würden wir über diese pikante Note verlieren, wir würden sie den unbefangenen und besser unterrichteten Lesern lediglich zu würdigen überlassen haben, bezögen sich die Prädicate: „so unpassend zu dem Costüme der Zeit; — so läppisch; — und apokryph;“ nur auf die Eyer; denn z. B. lieber Pfefferkuchen als Eyer zu speisen, ist ja bloß eine Geschmackssache. Da aber Schweppermann eine wahrhaft historische Person, und eine wirklich historische Thatsache in der deutschen und bayerischen Geschichte — hier in Frage, ja geradezu in Abrede gestellt wird, so erlauben wir uns, der Aeusserung des Verf. gegenüber, und allen patriotischen Reminiscenzen ferne — eine Berichtigung, nicht Erwiederung.

„Ludovicus vero Bohemorum Regem exercitum curantem cum Henrico Duce Babaricae genero suo pro principalibus deputavit, aliis utrobique in suis ordinibus collocatis: *)

so viel, und nicht mehr besagen jene gleichzeitigen zu Leoben in Steyermark, (auch zu Straßburg,) also vom Schlachtfeld ziemlich entfernt niedergeschriebene Nachrichten, und es ist damit dem böhmischen König Johann allerdings die Ehre des Oberbefehls an jenem Tage zuerkannt; aber das Daseyn eines das strategische und taktische Ein- und Vorrücken der Truppen bethätigenden Unterbefehlshabers, gleichsam eines Chefs des Generalstabs, kurz, es ist damit die allbekannte Sage von Schweppermann keineswegs in Abrede gestellt. Vielmehr geht aus der trefflichen Schilderung des Verf. von dem kriegerischen und ritterlichen Charakter des K. Johann und zunächst aus der Thatsache, „daß den Angriff — nur zu hitzig — die böhmischen Haufen, ihr König mitten unter ihnen, eröffneten“ ꝛc. selbst klar hervor, daß für Ludwig die Schlacht verloren gewesen wäre, hätte nicht alsobald eine höhere Intelligenz ordnend und rettend eingewirkt: — das war Schweppermann.

Es ist Hr. David Popp, Domcapitular in Eichstätt, der im Jahre 1822, zur fünften Säcularfeyer des 28. Sept. 1322 eine Denkschrift über „Seyfried Schweppermann und das Geschlecht der Schweppermann“ herausgab, und damit einer verständigen historischen Kritik den wesentlichsten Dienst leistete. Mehr als ein halbes Hundert Urkunden, von 1210 bis 1440, erweiset das Daseyn des edlen Geschlechtes der Schweppermann, die sich anfangs de Hullohe, (von ihrer Stammveste bey Lauterhofen,) und erst später von einer größern Erwerbung: ſ Wappersstorf, Schweppermanne schrieben, in der Oberpfalz (Nord-) gau und in und um Nürnberg. Eben so werden zehn ihrer Wohnsitze, und mehr theils eigenthümliche, theils lehenbare Besitzungen urkundlich dargethan. Seitz oder Seyfried Schweppermann war um das Jahr 1257 geboren, von Jugend auf dem Kriegshandwerk ergeben, („homo militaris,“ Aventin) in der Schlacht bey Mühldorf bereits bejahrt, und, wie sein Grabstein in der Klosterkirche zu Castell, nicht seinen Namen, doch sein Wappen, ein mit Hufeisen belegtes Andreaskreutz, zeigend, und die Jahreszahl erweiset, im J. 1337 gestorben. Zur Gemahlin hatte Seitz: Katharina Rindsmaul, (Urk. von 1315,) eine Schwester

*) „De proelio Ludovici et Friderici et ibi gestis. Pez T. I. p. 521. etc.“

des berühmten Albrechts Rindsmaul, eben dessen sich K. Friedrich von Oestreich bey Mühldorf „nicht mehr erwehren konnte.“ Diese Ehe war mit 6 Söhnen und 3 Töchtern gesegnet, deren eine fromme Stiftung von 1399 namentlich erwähnt.

Schon im Treffen bey Gammelsdorf, i. J. 1313, hatte Seitz Schweppermann auf Ludwigs Seite kräftig mitgewirkt: darum gab ihm der Herzog, (München, Montag nach Georgi 1315,) zum Schadenersatz 300 Pfd. Regensburger Pfen. und in Pfandschaft die Burg Grünsberg, bisher von Albrecht Rindsmaul besessen ꝛc.:

„unserm getreuwen Sifriden dem Schwepferman — für den schaden, den er bey uns nam an dem Gerit zu Gamelstorf“ ꝛc.

Vom Jahre 1326 an, damals hatten sie auch schon die Burg Hirschberg inne, traten die Schweppermann noch reicher an Gütern hervor. Der Zufall mag fernere Belege zu Tage fördern. Abgesehen von Aventin, Fugger, (Spiegel der Ehren des Hauses Oesterreich ꝛc.) Hund, Falkenstein, Will, (Museum noricum) und von der Reihe neuerer Schriftsteller, welche Schweppermanns den Sieg entscheidende Theilnahme an der Schlacht bey Mühldorf ausser Zweifel setzen, ist es unsers Ermessens Ebran von Wildenberg, der in seiner Chronik, (Oefele rer. boic. scriptores T. I. q. 301) für jene Thatsache ein ganz unverdächtiges und im Costüme der Zeit erscheinendes Zeugniß giebt. Dieser Chronist starb im hohen Alter als herzoglicher Pfleger zu Burghausen im Jahre 1496, und war von seinem in Ehren und Würden gestandenen Vater Ulrich, und von seiner Mutter Elisabeth aus dem Geschlechte der Gumpenberg gewiß sehr wohl unterrichtet, im Wege einer lautern Familien-Tradition, ohne welche wir Bayern, Oesterreicher, Böhmen ꝛc. die Hälfte unserer Geschichte über Bord werfen müßten.

„Des großen streits auf Kunig Ludwigs taile“ — so erzählt Ebran: —

„was ain oberister Hauptmann, der frumb Ritter Seyfrid Schweppermann, auf dem Ritter wartet der Kunig etlich tag, das er nit wolt streiten,“ — (sehr begreiflich!) — „und da der Ritter kam, und die veindt von erst beschowt, da wurden ihm die Füeß zittern in den stegreifen, daß ihm die sporn glungen; — da ward von vil jungen Rittern und knechten gar spöttlich darzue geredt: hat den der Kunig als lang auf den man gewart, er wird den Herzogen von Ostereich nu viel schaden damit thouan.“ — „Kunig Ludwig fing (nun erst) den Streit an nach art und unterweisung des frumben (in der alten Bedeutung: herzhaft, tapfer) Ritters.“ — „Das was ain grösse Theurung; da galt ain Schasl Korn V Pfund Regensburger Pfening.“

Von Eyern meldet Ebran nichts: und somit mag dieser Denkspruch, ohne eben läppisch zu seyn, immerhin als ein späteres, auch eine Thatsache, die Theurung! versinnlichendes Gleichniß gelten. Der Held Schweppermann war allen Nachrichten zufolge von kleiner Statur, doch kaum zwerghaft. Er wird öfter auch für einen Vasallen des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, der — ohne Zweifel mit Schweppermann wohl verstanden — jener Schlacht eine so siegreiche Wendung für Bayern gab, gehalten: nicht mit Unrecht; denn der Burggraf besaß bayrische Pfandschaften, worin Schweppermann begütert war. Der Abt Volkmar von Fürstenfeld, der Wahlstatt näher, erzählt auch nichts von Schweppermann: wohl aus keinem andern Grunde, als weil die Zeitgenossen, es gab damals weder Zeitungen noch Journalisten, von dem Allbekannten, was unter ihren Augen vorgieng, nichts zu melden pflegten. Ausser Hrn. Palacky hat erst in unsern Tagen auch Fürst Lichnowsky in seiner Geschichte der Habsburger, jedoch ungleich glimpflicher, das Andenken Schweppermanns im Texte übergehen zu müssen geglaubt. Ref. hat jedoch eben darum gemeynt, dieser Episode eine umständlichere Erörterung widmen zu dürfen; auch zum Fingerzeig, daß man in solchen Dingen der Specialgeschichte und ihrer Literatur mehr zutrauen soll ohne der Kritik Abbruch zu thun.

Den Inhalt des vierten Capitels giebt der Verf. an wie folgt:

„Markgraf Karl in Böhmen. Aufschwung des Feudalwesens. Johanns erneuerter Bruch mit Kaiser Ludwig. Der kärnthnerische Erbfolgestreit und Friede mit Polen. Zweyter Zug nach Lithauen; Zwietracht im königlichen Hause. Der Bischof von Breslau. K. Johann wird blind. Margareth Maultasche und Verlust von Tyrol. Papst Clemens VI. Erfolglose Unterhandlungen mit Kaiser Ludwig. Prag zum Erzbisthum erhoben. Bruch und Krieg mit Polen. Wahl des Markgrafen Karl zum römischen König. Schlacht bey Crecy, und K. Johanns Tod. J. 1333 — 1346.“

Wie schon aus dieser Uebersicht hervorgeht, so bot K. Johanns Regierung den Böhmen, je länger, desto weniger, Tröstliches: sein abenteuerlicher Hang trieb ihn meistens auswärts. In der Parallele, welche der Verf. zwischen dem Vater (Johann) und Sohn (Karl) aufstellt, wird gesagt:

„Johann verhehlte kaum seine geringe Neigung für Volk und Land von Böhmen: bey Karl schien die Liebe zu demselben seine einzige Leidenschaft zu seyn. Jener betrachtete daher sein Reich nur als etwas, was ihm Titel, Geld und Macht gewährte; unbekümmert um dessen Zukunft, suchte er jedesmal selbst mit Zerstörung der natürlichen Quellen nur für den Augenblick möglichst viel herauszuziehen, obgleich sein Ansehen und seine Macht dadurch noch schneller, als die Wohlfahrt des Volkes zu Grunde ging. Dieser handelte so, als wäre Land und Volk überall sein erster und einziger Zweck gewesen ꝛc.“ — „Eines der Mittel, die königliche Macht im Lande zu befestigen, erblickte Karl auch in der Förderung und Verbreitung des Feudalwesens. Die Zupenämter hatten schon lange aufgehört, eine Stütze des Thrones zu seyn,“

Indem der Adel seine Burgen dem König öffnete, ward dieser mit dem Privilegium fori nobilis freygebiger, und die Patrimonialgerichtsbarkeit in Böhmen gesetzlicher (formeller?) begründet. Darum erscheint von nun an unter den obersten Reichsbeamten ein neuer Würdeträger, ein: sudi dworsky. Dieser oberste Hofrichter, oder judex curiae, vertrat im höchsten Lehenhofe die Stelle des Königs.

Inzwischen war König Johann, um neues Geld für seine Söldner zu schaffen, (24. May 1336 allein nach Prag zurückgekommen.

„Die Einführung einer neuen Steuer, des Umgeldes im ganzen Land und Schatzgräberey waren jetzt die vornehmsten Mittel dazu. Aber auch noch verwerflichere wurden versucht. K. Johann ließ in der Judensynagoge nachgraben und fand dort an Gold und Silber an 2000 Mark; darauf wurden wie zur Strafe der Verheimlichung, sämmtliche Juden im Königreich verhaftet und gezwungen, sich mit großem Gelde loszukaufen.“

Einem abermaligen Zuge K. Johanns gegen die heidnischen Preussen und nach Lithauen (1337) wohnte auch Herzog Heinrich von Bayern bey. — Aber der zu gelinde und weiche Winter vereitelte das ganze Unternehmen; man mußte sich begnügen, an Lithauens Gränzen eine neue feste Burg anzulegen, welche dem Herzog Heinrich zu Ehren die Bayerburg genannt wurde. — Wir wissen, daß dieser Zug für Heinrich sehr lehrreich war. — Das Auftreten der Margaretha Maultasche, Gräfin von Tyrol, und die Vorgänge mit derselben, gewähren weder dem böhmischen noch dem bayerischen Geschichtschreiber Erfreuliches und Ehrenwerthes: während endlich nach 30 Jahren Oesterreich die alternde Fürstin und damit Tyrol gewann (1363), trat für Kaiser Ludwig und seine Söhne durch Scheitern seiner versöhnenden Unterhandlungen mit dem böhmischen Prinzen Johann (zuvor in Tyrol) und Karl zu Tauß und Kamb, (1344) durch päpstlichen Einfluß ein sehr ungünstiger Wendepunkt ein. In Folge des über Ludwig verhängten päpstlichen Bannes ward am 11. July 1346 zu Rense, durch fünf Kurstimmen der Kaiserstuhl für erledigt erklärt und der Markgraf Karl von Böhmen darauf erhoben. Der blinde König Johann hatte in der Schlacht von Crecy gegen die Engländer seinen Tod gesucht und gefunden: Karl selbst ward verwundet.

Noch müssen wir darauf zurückkommen, daß unter jenen, zwischen dem päpstlichen Hof und dem Hause Luxemburg bestandenen, freundschaftlichen Verhältnissen, die einst von Regensburg ausgegangene Diöcese von Prag, seither dem Erzbischof von Maynz untergestellt, im Jahre 1344 zu einem selbstständigen Erzbisthum erhoben worden ist.

„Das Haupt des böhmischen Clerus war jetzt — so begleitet der Verf. diese Nachricht — nach dem am 4. Jan. 1343 erfolgten Ableben des alten Johann IV. von Drozic der für Böhmen unvergeßliche Arnest von Pardubic; ein Mann von hohem Wuchs, schöner Gestalt, und edlem Wesen in Geist, Bildung und Kenntnissen den größten Zeitgenossen nicht nachstehend, an Charaktergröße und vielseitiger Tüchtigkeit die meisten übertreffend, die erste und höchste Zierde des Prager erzbischöflichen Stuhles.“

Das fünfte Capitel enthält:

„Karl's IV. schwierige Verhältnisse bey Antritt der Regierung; Kämpfe in Deutschland bis zur Anerkennung als römischer König. Krönung in Böhmen. Reformen und Anstalten daselbst; Majestas Carolina; Gründung der Prager-Universität; die Neustadt Prag; das Slavenkloster, die Burg Karlstein ꝛc. Der schwarze Tod und die Geißler. Johann Markgraf von Mäh-

Die Reichsheiligthümer in Prag. Cola die Rienzo. Erwerbung der Oberpfalz und der Anwartschaft auf Schweidniz. Karls Römerfahrt. Aufstand in Pisa und Rückkehr nach Deutschland. J. 1346—1355."

In Beziehung auf den falschen Waldemar von Brandenburg behaupten neuere Schriftsteller, darunter auch unser Geschichtschreiber Buchner, daß ihn Karl IV. selbst aufgebracht habe. Diese Behauptung rügt nun der Verf. bitter, und eben zunächst gegen Buchner, dessen wohlbegründete historische Autorität, besonders, was die Zeit K. Ludwigs und seiner Söhne anbelangt, Hr. Polacky nicht verkennt.

„Ob Karl IV. durch alle diese Aussagen — (für Waldemar) — überzeugt worden sey, wissen wir, sagt der Verf., nicht; doch blieb er immer in seinem Rechte, wenn er sich dieses unverhofften Mittels bediente, seinem ebenso wenig großmüthigen und delicaten Gegner zu schaden."

Auf eine ähnliche bittere Rüge gegen Buchner stossen wir S. 294, wo von dem plötzlichen Tode des Gegenkönigs Günther von Schwarzburg die Rede ist, und dessen Buchner auch Karl IV. zeiht. Allein, mit welchem Recht deutet hinwieder Hr. Palaky die Worte des Chronic. Sanpetrin.

„miserabiliter intoxicatus est ut indubitanter creditur per consilium et auxilium ipsorum principum" — geradezu auf „die bayerischen Fürsten, die ihn (Günther) gewählt" anstatt, mit mehr Warscheinlichkeit, auf die Gegenparthey?

Diese Bezichtigung ist nicht minder auffallend. Doch — der Verf. überläßt es der deutschen Geschichte, aber

„freylich einer gründlichern und unpartheiischern als es bisher in Deutschland Mode war, sich hinsichtlich Karls IV. zu äußern, die damaligen Ereignisse im Reiche zu schildern; er eilt lieber „Karls hohes und segenreiches Walten in seinem Erbreiche Böhmen näher zu betrachten."

Die „Majestas Carolina" ist jenes Gesetzbuch, welches Karl, nach dem Beyspiele seines Großvaters und Vorfahrers in Böhmen, Wenzel II. unter seiner persönlichen Leitung abfassen ließ, und es den Ständen vorlegte, oder vielmehr aufdrang. Auch „der Förderung des Handels widmete Karl unausgesetzt seine Aufmerksamkeit;" — und abermals freuten wir uns, nun, bezüglich auf Bayern, diesen lebhaften Verkehr umständlich besprochen zu sehen; doch abermals blieb unsere Erwartung unerfüllt.

„Die Menge der sich auf diesen Gegenstand beziehenden im Privilegienbuche der Altstadt Prag und anderswo erhaltenen, und noch unedirten Urkunden würde eine eigene Monographie heischen und verdienen;"

so viel, und wieder nicht mehr besagt eine Note. — Auch mit Venedig trieben böhmische Kaufleute — durch Oesterreich — unmittelbar einen starken Handel. Unter den landwirthschaftlichen Anstalten Karls bemerkt man den, seither wieder verfallenen Weinbau aus burgundischen Reben; und die Anlegung vieler Teiche im Lande (zur Karpfenzucht?) und großer Getreidmagazine gegen Mißwachs und Krieg. Karls Vorhaben, mittels eines schiffbaren Canals die Donau mit der Moldau in Verbindung zu bringen, beruht auf einer Sage. Die Erzählung von Karls Angelegenheiten und Begebenheiten in Italien schließt der Verf. (S. 336) mit folgender Note:

„In eine Beleuchtung der nicht nur lieblosen, sondern auch ungerechten und ungegründeten Urtheile der meisten Historiker (seit Villani) über Karls Rückkehr aus Italien können wir uns hier nicht einlassen, und verweisen deßhalb nur auf Pezel's Worte in der Biographie Karls IV. 468 ꝛc." und Apologie S. 50."

Ueberhaupt sind Pezel's historische Schriften über Böhmen und dessen Regenten durch die neuere Bearbeitung der böhmischen Geschichte keineswegs entbehrlich geworden.

Karls Bruder Johann, den die vielbesprochene Margaretha Maultasche von Tyrol, dann Gemahlin des kraftvollen Wittelsbachers, Ludwig zu Brandenburg, der Impotenz beschuldigt hatte, war im Jahre 1348 mit einer Tochter des Herzogs von Troppau vermählt worden, die ihm hernach drey Söhne und zwey Töchter gebar. Im Jahre 1349 trat ihm Karl die Markgrafschaft Mähren erblich ab.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. April.

Nro. 65. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

I. Dictionnaire universel dHistoire naturelle, par Messieurs Arago, Audouin, Bazin, Becquerel, Bibron, Blanchard, de Brébisson, Ad. Brongniart, C. Broussais, Brullé, Chevrolat, Cordier, Decaisne, Delafosse, Deshayes, J. Desnoyers, Alcide et Charles D'Orbigny, Doyère, Dujardin, Dumas, Duponchel, Duvernoy, Edwards, Milne-Edwards, Elie de Beaumont, Flourens, Geoffroy Saint-Hilaire, Is. Geoffroy St. Hilaire, Gervais, Guillemin, de Jussieu, de Lafresnaye, Laurillard, Lemaire, Léveillé, Lucas, Martin St. Ange, Montagne, Pelletan, Pelouze, C. Prévost, de Quatrefages, A. Richard, Rivière, Roulin, Spach, Valenciennes. Ouvrage dirigé par M. Charles D'Orbigny, et enrichi d'un Atlas de planches gravées sur acier. Paris 1841. Tom. I. CCXL u. 649 S. gr. 8.

II. Dictionnaire des Sciences naturelles, dans lequel on traite méthodiquement des differents êtres de la nature, considérés soit en eux-mêmes, d'après l'état actuel de nos connaissances, soit relativement à l'utilité qu'en peuvent retirer la Médecine, l'Agriculture, le Commerce et les Arts; suivi d'une Biographie des plus célèbres naturalistes. Par plusieurs Professeurs du Jardin du Roi et des principales Ecoles de Paris. Supplément. Par. 1840, Tom. I. 257. S. 8.

Gleichzeitig erscheinen gegenwärtig in Paris zwey Wörterbücher der Naturwissenschaften: das eine, von Karl d'Orbigny redigirt, als ein neu beginnendes Unternehmen, das andere, dessen oberste Leitung Blainville mit Zuziehung von Gervais übernommen hat, als eine Ergänzung des in 60 Bänden früher herausgegebenen Dictionnaire des Sciences naturelles. Gemäß der Ankündigung soll das von D'Orbigny redigirte Wörterbuch aus 8 Theilen bestehen; da indeß der erste nicht einmal den Buchstaben A absolvirt, sondern bereits mit Aphlomidées endigt, so kann man leicht berechnen, daß die doppelte Zahl der angekündigten Theile nothwendig werden wird. Auch die Supplemente zum Dictionnaire des Sciences naturelles werden eine ziemliche Zahl Bände ausgeben, da der erste bloß mit dem Buchstaben A abschließt.

Die neuere französische Literatur ist reich an solchen encyclopädischen Bearbeitungen der Naturwissenschaften. Außer der großen Encyclopédie méthodique hat sie aufzuweisen: 1) das Dictionnaire raisonné universel d'histoire naturelle, contenant l'histoire des animaux, des végétaux et des minéraux, par V. de Bomare. Paris 1765, das wiederholt aufgelegt wurde. 2) Nouveau Dictionnaire d'histoire naturelle appliqué aux arts, par une Société de Naturalistes et d'Agriculteurs. Paris chez Deterville. 1803; von 1816 an erschien eine neue Auflage; 3) Dictionnaire des sciences naturelles par plusieurs Professeurs du Muséum d'histoire naturelle de Paris. 1804. Später wurden die Bearbeiter als

Professeurs du Jardin du Roi aufgeführt; zu diesem Wörterbuche gehören die angekündigten Supplemente. 4) Dictionnaire classique d'histoire naturelle sous la direction de M. Bory de St. Vincent. Paris 1822 — 1830. Zu diesen 4 Wörterbüchern kommt nun als fünftes das von Karl d'Orbigny (nicht zu verwechseln mit Alcide d'Orbigny) redigirte hinzu, dessen erster Band uns gegenwärtig vorliegt.

Es ist nicht zu verkennen, daß solche Wörterbücher ein bequemes Mittel abgeben, um schnell über einen naturhistorischen Gegenstand sich Auskunft zu verschaffen. Wenn jeder Artikel den Ansprüchen, die man an eine Monographie stellt, genügen würde, so könnte ein solches Wörterbuch eine halbe Bibliothek entbehrlich machen. Indeß mit solcher Gründlichkeit sind in all diesen Dictionnaires immer nur wenige Artikel bearbeitet, und man ist schon zufrieden, wenn man nur wenigstens die Hauptsachen kurz und bündig und dem neuesten Stand der Wissenschaft gemäß behandelt findet. Zu ausführlichen Monographieen fehlt auch den bändereichsten Werken der Art der nöthige Raum.

Karl d'Orbigny hat, wie man aus dem Titel ersieht, eine große Menge Mitarbeiter, und darunter sehr berühmte Namen, für sein Unternehmen gewonnen; es ist jedoch zu bemerken, daß ein Theil derselben auch bey der Bearbeitung der Supplemente zum Dictionnaire des Sciences naturelles interessirt ist. In einer langen Einleitung giebt d'Orbigny eine Geschichte der Naturwissenschaften, die ziemlich gut gehalten ist, obschon sie uns nicht am schicklichen Orte zu stehen scheint. Von den meisten Artikeln kann man sagen, daß sie alle gut bearbeitet sind, nur mitunter viel zu kurz. So z. B. nimmt der Artikel Ammonites nicht mehr als eine halbe Seite ein, was nicht einmal zur Beschreibung der generischen Merkmale ausreicht; die Auseinandersetzung der Arten, selbst der Gruppen, in welche sie sich vertheilen lassen, ist ganz weggeblieben. Für wen ein solcher Artikel geschrieben ist, ist nicht wohl zu errathen. Für den kundigen Petrefaktologen ist er völlig überflüßig; für den, der sich in die Versteinerungskunde erst einarbeiten will, ganz und gar ungenügend. Unter den mit besonderem Fleiße bearbeiteten Artikeln will Ref. folgende hervorheben: Accroissement dans les végétaux von A. Richard, Agaric von Léveillé, Anatomie von Duvernoy, Anatomie végétale von A. Richard, Animal von Duvernoy, Antilope von Laurillard, die ornithologischen Artikel (z. B. Ailes, Alauda, Anabates etc.) von Lafresnaye, die über Mollusken von Deshayes u. s. w. Laurillard's Bearbeitung der Antilopen könnte als Muster dienen, wie für solche Wörterbücher Monographien einzurichten wären. Bey großer Gedrängtheit giebt sie eine kurze, kritische Uebersicht der hinlänglich charakterisirten Arten und fügt viele eigenthümliche Bemerkungen bey, wie sie sich dem Verf. in der pariser Sammlung und Menagerie, so wie nach den Notizen von Verreaux, der mehrere Jahre in der Kap-Kolonie zubrachte, ergeben haben. Dem Dictionnaire von d'Orbigny ist es endlich noch nachzurühmen, daß es auf die Etymologie sorgfältigen Bedacht nimmt und unter allen bisher erschienenen Wörterbüchern dieser Art die schönste äußere Ausstattung hat.

Das Dictionnaire des Sciences naturelles, in einer größern Ausdehnung als das vorige angelegt, läßt deßhalb im Supplément den Bearbeitern einen weitern Spielraum für ihre Artikel, die daher auch meist sehr ausführlich bearbeitet sind. Als solche führt Ref. an: Acanthacées von Spach, Acarus von P. Gervais, Amarylidées von Spach, Ammonites (S. 126 — 164) von Blainville, Animal (S. 208 — 246) von demselben, Antilope von P. Gervais, Aroidées von Spach, Arseniate, Arsenite und verwandte Wörter von Huot, Ascaris von P. Gervais u. s. w. Der Herausgeber macht im Vorworte bemerklich, daß in besonderen Artikeln jedesmal nur Hauptgegenstände abgehandelt werden sollen, denen die Specialitäten subsumirt werden; die vielen Untergattungen in der Zoologie und Botanik werden daher bloß bey ihren Hauptgattungen aufgeführt. Um indeß auch die Namen dieser Untergattungen, der Synonyme und sonstigen Specialitäten leicht auffinden zu können, ist zum Schlusse ein besonderer Band verheißen, der in alphabetischer Ordnung alle diese Namen, welche in den 60 früheren Bänden, so wie in den

nun erscheinenden Supplementen genannt sind, angeben soll.

Den beyden hier genannten Wörterbüchern sind Abbildungen beygegeben, welche in der gewöhnlichen französischen Manier sauber und nett gearbeitet sind. Nur die Säugthiere sind im Dict. des Sciences naturelles mitunter sehr übel gerathen; der Dasyurus ursinus z. B. ist ein wahres Ungeheuer.

Geschichte von Böhmen ꝛc.

(Schluß.)

Und nun der übersichtliche Inhalt des sechsten und letzten Capitels.

„Karl als Gesetzgeber in Böhmen und Deutschland. Zurücknahme der Majestas Carolina. Einführung der goldenen Bulle. Fehde mit Bayern. Spannung mit Innocenz VI. und Versuche einer Reform des Clerus. Herzog Rudolf von Oesterreich im Bunde gegen Karl. König Wenzels IV. Geburt und Krönung. Friedens- und Erbfolgevertrag mit Oesterreich. Die ersten Erzbischöfe von Prag. Karl bey Urban V. in Avignon. Die zweyte Römerfahrt. Erwerbung der Niederlausitz. Erneuter großer Bund gegen Karl. Erwerbung der Mark Brandenburg. Wenzels Wahl zum römischen Könige. Theilung des böhmischen Reiches. Reise nach Paris. Der Münzvertrag. Karls Tod. Rückblicke auf seine Persönlichkeit und Regierung.“ J. 1333 — 1378.“

Indem der Verf. von den Motiven zur Zurücknahme der Majestas Carolina und sofort von dem alten Rechtssystem in Böhmen Nachricht giebt, weiset er nach, daß da noch im 14. Jahrhunderts im Civil- und Criminalprocesse, der Zweykampf und das Loosen (hrebi) galt; und daß noch im 15. Jahrhundert in mancher Causa der Zmatek, (erro, confusio?) den Ausschlag gab. Zur Instruction des Processes konnte sich jede Parthey einen Kmetj (Schöffen) erbitten. Solcher lebenslänglicher Landeskmeten gab es zwölf; es waren unbesoldete, aber auch unabsetzbare Richter; und während die freyen Grundbesitzer, sonst die natürlichen Gerichts-Beysitzer, die Malstätten immer weniger besuchten, und die parota (das Schwurgericht,) aufgegeben worden war; — geschah es wohl, daß mancher arme Kläger gegen einen reichen, und mit zahlreicher Verwandtschaft umgebenen Beklagten den Kürzern zog.

An die Stelle der zurückgenommenen Carolina ließen es sich die Stände gefallen, einzelne Statuta in die allgemeine Landtafel — ein musterhaftes Institut, auch zur Sicherung des Grundeigenthums — einzutragen.

Die Verschärfung des Gesetzes gegen Strassenraub und Diebstahl, wobey selbst das Begnadigungsrecht des Königs außer Anwendung gesetzt wurde, hatte die heilsamsten Folgen auch im Ritter- und Bürgerstande.

„Die Bemühungen des Kaisers, eine Reform des Clerus zu bewirken, sind für seinen Charakter und seine Zeit so bedeutsam, daß wir etwas länger dabey verweilen müssen:“

und man wird deßfalls, S. 357 u. f., dem Geschichtschreiber Dank wissen.

Die Erhebung Wenzels, des zweyjährigen Sohnes Karls zum Markgrafen von Brandenburg, commentirt der Verf. ganz freymüthig:

„es trat hier nur die Schwäche des Kaisers für sein Blut offen hervor, welche leider nicht ohne heillose Folgen bleiben konnte; denn sie schnitt die Möglichkeit einer vernünftigen und erfolgreichen Erziehung des Thronerben in vorhinein ab.“

Und später, wo von Karls Plan, die Kaiserherrschaft von Böhmen aus fortzusetzen, die Rede ist, sagt der Verf. unverholen:

„käme nach Karls IV. Tod wieder z. B. ein Wittelsbacher zum Besitze der höchsten Gewalt im Reiche, so war bey der Eifersucht aller benachbarten Mächte für die junge Größe Böhmens Alles zu fürchten. Eine solche Gefahr glaubte Karl um jeden Preis abwenden zu müssen, und leider setzte er den höchsten, den Preis seiner Ehre, auf diesen Erfolg.“ —

Ferner S. 397:

„Wenn er aber (Karl) um die nicht gesetzmäßige Wahl eines Minderjährigen zu rechtfertigen, behaup-

tete, daß junge Fürsten schon vermöge ihrer Erziehung früher reif an Geist werden, als die Söhne anderer Sterblichen, und wie man glauben dürfe, daß Gott ihnen solche Seelen verleihe, die ihrer Geburt gemäß und aufgeklärter, als andere seyen: so legte er damit — abermals — seine fast abergläubische Verehrung für sein Geblüt offen an den Tag; wodurch er sein Haus dem nahen Verderben selbst entgegen führte."

Karl starb am 28. Nov. 1378 auf dem Pragerschlosse, erst 63 Jahre alt. Er ist — so beginnt der Verf. das Resümé der Geschichte K. Karls IV.:

„der populärste König der jemals in Böhmen geherrscht hat. Bey dem Klange seines Namens erwärmt noch heutzutage jedes Böhmenherz, und jeder Mund überfließt von Dank und Verehrung gegen die Manen eines Herrschers, der in der Volksüberlieferung der Repräsentant der höchsten Blüthe und Wohlfahrt seines Vaterlandes geworden ist. Dagegen gilt er in der Reihe der deutschen Kaiser für einen der schwächsten und verrufensten; manche Schriftsteller scheinen nicht Worte genug finden zu können, um ihren Abscheu und ihre Verachtung gegen ihn auszudrücken" ꝛc.

In einer Note fügt der Verf. noch bey:

„Diese Mißstimmung gegen Karl ist vorzüglich zwey Schriftstellern zuzuschreiben, Math. von Neuenburg und J. D. Olenschlager."

Jener vulgo Albrecht von Straßburg bey Ursisius, ein wohlunterrichteter Zeitgenosse und eifriger Anhänger K. Ludwigs ꝛc. Dieser, in seiner erläuterten Staatsgeschichte des römischen Kaiserthums ꝛc. Frankfurt 1755. —

„In neuerer und neuester Zeit haben wieder Schlosser in Heidelberg, Buchner in München, und der eckelhaft ins Breite und Blaue hineinräsonnirende Feßler am heftigsten und ungerechtesten über Karl sich ausgelassen" ꝛc.

Für all das Nützliche und Herrliche, was Karl für sein Böhmen gefördert und geschaffen, mag der böhmische Geschichtschreiber mit Recht ihn loben. Wenn aber, ihm gegenüber, der bayerische Forscher pragmatisch nachweiset, wie dem Staate Bayern und seiner Dynastie noch kein Reichsoberhaupt und kein Nachbarfürst, und zu keiner Zeit mehr geschadet, als ein Karl IV. so kann man diesen bayerischen Geschichtschreiber wohl nicht tadeln, als hätte er an Karl IV. eine Ungerechtigkeit begangen.

Als wir diese Anzeige bereits geschlossen hatten, kam uns im VII. Bande der Zeitschrift für Tyrol und Vorarlberg, (1832 aus dem Ferdinandeum zu Innsbruck,) eine mit Urkunden belegte: „Berichtigung einer Stelle in des Kaisers Karl IV. Selbstbiographie in Beziehung auf die Herzogin Margaretha Maultausch," zu Gesicht, die, ihrer Gründlichkeit und Besonnenheit wegen, auch hier noch bemerkt zu werden verdient.

Man lernt hieraus den sonst ziemlich verunglimpften Charakter dieser Fürstin und manche Motive ihrer Handlungsweise auch von einer andern, von einer günstigern Seite kennen. Zwar äußert sich Hr. Palacky mit Discretion über diese Fürstin, und schreibt ihr nicht z. B. in frühester Jugend einen natürlichen Sohn Albert, wie K. Karl gethan haben soll, zu; wo jedoch anstatt filius offenbar frater zu lesen ist: inzwischen würde diese Abhandlung in der vom Hrn. Palacky S. 232, 235 — 245 angeführten historischen Literatur wohl auch ihren verdienten Platz gefunden haben, wenn sie ihm bekannt gewesen wäre. — Noch eine andere Erörterung „von dem Herkommen des Bischofs Nicolaus von Trient," — ein Beleg von dem Bestreben des Hauses Lurenburg, sich von Böhmen aus, so lange als möglich in Tyrol und Friaul festzuhalten, ist gleichfalls in diesem VII. Bande des Ferdinandeums sehr schätzenswerth.

v. KochSternfeld.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. April.

Nro. 66. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

I. Fr. Tiedemann von den Duverney'schen, Bartholin'schen oder Cowper'schen Drüsen des Weibes und der schiefen Gestaltung und Lage der Gebärmutter mit 4 Tafeln. Heidelberg und Leipzig 1840. Fol.

II. Nuovi organi scoperti nel corpo umano da Filippo Pacini di Pistoia, Dottore in Med. e Chir. Pistoja 1840. 8. con tab. 2.

III. Lehrbuch der Physiologie für akademische Vorlesungen mit besonderer Rücksicht auf das Bedürfniß der Aerzte von R. Wagner. 1. Abth. Physiologie der Zeugung und Entwicklung; 2. Abth. Physiologie der Ernährung und Absonderung. Leipzig, 1839 — 40. gr. 8.

IV. Icones physiologicae. Erläuterungstafeln zur Physiologie und Entwicklungsgeschichte mit vorzüglicher Rücksicht auf seine Lehrbücher der Physiologie und vergleichenden Anatomie. In 3 Abtheilungen. Mit 30 Kupfertafeln. 1839. gr. 4.

V. Icones zootomicae. Handatlas zur vergleichenden Anatomie nach fremden und eigenen Untersuchungen zusammengestellt von R. Wagner. Mit 35 Kupfertafeln. Leipzig 1841. fol.

VI. Dr. C. G. Carus Grundzüge einer neuen und wissenschaftlich begründeten Craniosco-pie mit 2 Tafeln. Stuttgart. 1841. 8.

I. Tiedemann handelt in oben angegebener Schrift zunächst über eine bedeutend große, paarige Drüse, welche mit ihren Ausführungsgängen in den Vorhof der Scheide des Weibes mündet. Duverney hat sie zuerst bey Kühen aufgefunden, weßwegen sie auch in vielen anatomischen Werken seinen Namen trägt; Bartholin aber wies sie am Weibe nach, und daher wurde sie auch Bartholin'sche Drüse genannt. Ein halbes Jahrhundert hindurch, wie der Verf. durch viele Belege erweist, waren diese Organe unter allen Anatomen eine bekannte Sache, und sie wurden häufig abgebildet und beschrieben; Haller aber, der sonst so tüchtige und genaue Forscher läugnete ihre Existenz und seitdem sind sie gänzlich in Vergessenheit gekommen, so daß ihrer auch in neuester Zeit, wo doch so häufig feinere Untersuchungen unternommen werden, mit Ausnahme von Guthie und Taylor von keinem Anatomen selbst nur dem Namen nach gedacht wurde. Tiedemann wurde im Jahre 1830 in Hamburg durch Dr. Fricke's Bemerkung, daß die in den Vorhof der Vagina sich mündenden (bisher so genannten) Schleimhölen in der Lustseuche sich entzündeten, krankhaft absonderten und daß selbst Geschwüre und Condylome in ihnen entstünden, auf diese Theile aufmerksam, und als er einen Zoll weit und darüber (was A. v. Haller ebenfalls gelang) eine Sonde in sie einbringen konnte, auf die Vermuthung gebracht, daß sie wohl nicht bloße Schleim absondernde Lakunen seyn möchten, und schritt nun zu ihrer Untersuchung an Lebenden und Leichen, woraus folgende Ergebnisse entsprangen.

Sie liegen zu beyden Seiten des Einganges in die Vagina von der Haut und dem constrictor cuni bedeckt, in vielem lockerem Zellgewebe, sind von fast bohnenförmiger Gestalt, 5 — 10 Linien lang, 2 1/2 — 4 1/2 Linien breit und 2 1/2 — 3 Linien dick, zeigen sich schon deutlich in Embryonen

und fehlen nur selten auf einer Seite oder auf beyden. Sie gehören zu den conglomerirten Drüsen; ihr Ausführungsgang mißt 7 — 8 Linien. Sie sondern (besonders reichlich während der Begattung) eine fadenziehende weißliche Flüssigkeit ab, welche man früher für weiblichen Samen erklärte, und scheinen Analoga der Cowper'schen Drüsen des Mannes zu seyn, besonders weil sie in der Regel nur bey den Weibchen solcher Thiergattungen zugegen sind, von welchen die Männchen Cowper'sche Drüsen besitzen.

In der zweyten Abhandlung über die schiefe Bildung und schiefe Lage der Gebärmutter faßt der Verf. einen von vielen Schriftstellern schon so oft berührten, aber noch nie erklärten Gegenstand auf, und behauptet, daß oft schon vor einer Schwangerschaft, ja schon in Embryonen eine schiefe Lage des Uterus bedingt sey, entweder durch wirkliche schiefe Form dieses Organes selbst, oder durch eine Asymmetrie der runden oder breiten Mutterbänder. Daraus geht hervor, daß man ein Schiefgestaltetseyn und ein Schiefliegen der Gebärmutter zu unterscheiden habe, Mißbildungen, welche beyde angeboren sind und Schwangerschaft eintreten lassen. Eine Veränderung der Lage des Uterus kann aber auch nach der Geburt erst entstehen durch Verkrümmungen der Wirbelsäule in der Lendengegend, bey Hinkenden durch die starke Neigung des Beckens, durch fehlerhafte Bildung des Beckens, durch starke Ausdehnung des Mastdarmes, durch Geschwülste an und im Uterus, den Ovarien und Eyleitern.

Ref. hat über beyde Gegenstände Beobachtungen anzustellen schon öfters Gelegenheit gehabt und überzeugte sich, daß die Duverney'schen Drüsen beym Weibe immer vorhanden, leicht zu präpariren und an Gestalt bedeutend verschieden sind. Meistens stimmen sie mit der vom Verf. gegebenen Beschreibung überein, manchmal aber zerfallen sie auf einer oder auch auf beyden Seiten in zwey Lappen und der Ausführungsgang entspringt dann entsprechend mit zwey Schenkeln, welche bald früher bald später mit einander verschmelzen. Letzterer ist meistens (hier ist nur von Leichen die Rede) mit zäher, schleimiger klarer Feuchtigkeit ganz strotzend angefüllt und seine Mündung in den Vorhof der Scheide bald sehr weit, bald so versteckt und klein, daß man sie von außen auch bey der genauesten Untersuchung nicht finden kann.

Ueber schiefe Lage des Uterus erlaubt sich Ref. nur einen Fall, den er vor Kurzem beobachtete, zu erzählen. Bey einem Mädchen von 23 Jahren, das am Nervenfieber gestorben war, fand sich der Uterus ganz aus der Mittellinie auf die linke Seite der Beckenhöhle gerückt, war mit dem Halse gerade nach abwärts gerichtet und bildete fast einen Winkel mit der Vagina, welche wieder in die Medianlinie herüberbog. Eine Verkrümmung in diesen Theilen schien nicht angeboren gewesen zu seyn, denn nachdem das Bauchfell abpräparirt war, ließen sie sich ohne allen Zwang in die normale Lage bringen. Die Ovarien waren sehr lang gezogen, schmal und dünn, dabey aber mit vielen reifen Graaf'schen Follikeln versehen: im linken Eyerstocke befanden sich mehrere corpora lutea; das Hymen war zerstört, die carunculae myrtiformes sehr groß; Schwangerschaft hatte jedoch nie statt gefunden.

II. Die in dieser Schrift erörterten neuen Organe gehören nach des Verfassers Untersuchungen dem Nervensysteme an. Sie finden sich bey Embryonen eben so, wie bey Erwachsenen, stehen meistens in großer Anzahl beysammen, und sind in der Regel ovale, weißliche, durchscheinende Körperchen von 1 1/2 — 2 Millimeter im größten Durchmesser. Auf einen schwarzen Grund gelegt erscheinen sie halbdurchsichtig mit einer opaken Linie in ihrem Längsdurchmesser. Mit dem Nerven hängen sie durch einen mehr oder weniger gekrümmten, langen und feinen Strang zusammen, der desto mehr in seinem Durchmesser abnimmt, je mehr er dem Nerven sich nähert; manchmal verschmelzen die Stränge von zwey solchen Organen mit einander, ehe sie den Nerven erreichen. Der Strang scheint bis in die Mitte seines Organes, konisch sich zuspitzend, zu dringen. Die Organe selber zeigen bey hinreichender Vergrößerung eine bedeutend große Anzahl concentrischer, dem Längsdurchmesser nachlaufender Linien, die mit Längslinien, welche öfters sehr deutlich im Strange zu sehen sind, im Zusammenhange stehen und davon herrühren, daß Organ und Strang aus concentrischen Schalen gebildet werden; zwischen

je zwey Schalen ist ein Raum, den eine sehr durchsichtige Flüssigkeit ausfüllt; am freyen Ende der Organe aber sind die verschiedenen Schalen durch ein Ligament mit einander verbunden, welches sich von der äußeren Schale durch alle inneren gegen das konische Ende des Stranges hinzieht.

Constant kommen diese neuen Organe vor in der vola manus und planta pedis und stehen immer im Zusammenhange mit den Aesten, welche vom nerv. cubitalis, medianus, plantaris ausgehen. In den Winkeln zwischen den Fingern finden sie sich in Partien von 2 — 6 und mehreren Stücken angehäuft und man zählt ihrer an einer Hand 60 — 200. Ueberdieß kommen sie auch, aber so constant nicht, an anderen Nerven vor, z. B. am plexus sacralis, nervus cruralis, an den Hauptnerven des Ober- und Vorderarmes, im plexus epigastricus; bey Leuten von sogenanntem nervösem Temperamente und beym Weibe sind sie in der Regel am größten.

Ihre Bedeutung betreffend, erklärt sich der Verf., daß jedes von ihnen einer galvanischen Säule gleiche, weil sie aus concentrischen Schalen, die einen mit Flüssigkeit gefüllten Raum zwischen sich lassen, bestehen und meynt, daß sie am besten mit den elektrischen Organen der Rochen zusammen zu stellen seyen.

Ref. hat diese neuen Organe auch aufgesucht und kann des Verf. Angaben über ihre Vertheilung, Quantität und äußere Form vollkommen bestätigen; ihr innerer Bau aber ist ihm etwas anders vorgekommen, als Pacini ihn beschreibt. Zunächst hat Ref. sich überzeugt, daß der Strang, durch welchen die Organe mit den Nerven zusammenhängen, kein besonderes, aus concentrischen Schalen bestehendes Gebilde, sondern ein — freylich etwas vom Gewöhnlichen abweichender — Nervenast sey; man kann ganz deutlich die Primitivfasern verfolgen, wie sie sich vom Nerven ablösen und in den Strang fortgehen, anfänglich, kurz nach der Trennung vom Nerven wie gewöhnlich ganz enge an einander liegen, gegen das Organ hin aber durch eine zwischen sie tretende, unbestimmt körnige Masse aus einander gedrängt werden. Diesem letzten Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß der Strang, wie der Verf. ganz richtig bemerkt, am Organe dicker ist, als am Nerven. Die Nerven-Primitivfasern des Stranges weichen aber weniger unter sich von einander: sie scheiden sich vorzugsweise in zwey Bündel, die bis in die Mitte des neuen Organes hinein verfolgbar sind, dort bogig mit einander sich verbinden, und dadurch sich neuerdings als Nervenfaserbündel charakterisiren: denn daraus geht klar hervor, daß der eine der beyden Bündel aus hin-, der andere aus zurücklaufenden Primitivfasern bestehe, welche in der Mitte des Organes die gewöhnliche Umbiegungsweise zeigen.

Pacini's Deutung dieser Organe ist offenbar fehlgegriffen und ohne Werth; vielleicht sind sie im Nervensysteme das, was die arteriae helicinae im Gefäßsysteme vorstellen.

(Schluß folgt.)

A List of the Genera of Birds, with their Synonyma and an indication of the typical species of each genus. By George Robert Gray. Second Edition, revised, augmented and accompanied with an Index. Lond. 1841. XII u. 115 S. gr. 8.

Die erste Ausgabe von Gray's Verzeichniß der Vögelgattungen, welche 1840 erschien, war so schnell vergriffen, daß binnen Jahresfrist eine zweyte ihr nachfolgte. Schon dieser Umstand deutet darauf hin, daß sie einem wesentlichen Bedürfnisse in der Ornithologie entsprochen haben mag, und in der That ist es so. Die allgemeine und lebhafte Theilnahme, welche das Studium dieser Klasse seit zwanzig Jahren gefunden, hat zugleich, neben großartigen Fortschritten in der Kenntniß der Arten und in ihrer artistischen Darstellung, auf den Abweg geführt, die alten Gattungen in eine Fülle neuer zu zersplittern. Solche Versuche, theils weil sie von Verschiedenen gleichzeitig erfolgten, und also der Eine mit seiner Nomenclatur auf den Andern keine Rücksicht nehmen konnte, theils weil Manche sich in einer neuen Namengebung

gefielen, und daher die älteren Benennungen nicht berücksichtigen mochten, theils auch weil vorhandene Namen in einer modifizirten Bedeutung gebraucht wurden — solche Versuche mußten nothwendig aus der ornithologischen Nomenclatur ein Labyrinth machen, in dessen Irrgängen nur der genau Eingeweihte sich zurecht finden konnte, der Neuling aber frühzeitig von einem tiefern Eindringen abgeschreckt wurde.

Diesem argen Uebelstande half nun Gray's Verzeichniß zum großen Theile ab, indem er in systematischer Ordnung die Gattungen aufzählte, und jeder die meist zahlreichen Synonyme unterordnete. Nur ein großes Hauptgebrechen blieb bey seiner Arbeit, nämlich der Mangel eines Registers. Wer nicht schon im Voraus ohngefähr den Platz wußte, wo ein ungewöhnlicher Name seine Stelle im Systeme haben mochte, der konnte in diesem Verzeichnisse sich müde suchen, bis er ihn auffand. Diesem Mißstande ist in der zweyten Auflage durch ein Register abgeholfen, das nicht weniger als fast 13 Seiten in drey neben einander fortlaufenden Spalten ausfüllt und nahe an 2000 Gattungsnamen aufzählt. Außer dieser schätzbaren Zugabe sind eine Menge Verbesserungen in der Angabe der Synonyme dieser neuen Auflage einverleibt.

Als obersten Grundsatz in der Auswahl der mancherley Namen, mit welchen eine und dieselbe Gattung belegt werden soll, macht Gray die Priorität geltend, und er befolgt ihn mit solcher Consequenz, daß er den ältesten Namen auch dann vorzieht, selbst wenn dieser fehlerhaft gebildet ist. Bey aller Achtung vor der Priorität ist Ref. jedoch der Meinung, daß jedes Recht, so auch dieses, nur innerhalb gewisser Gränzen sich geltend machen kann. Namen, die grammatisch fehlerhaft construirt sind, kann man einem auf wissenschaftliche Bildung Anspruch machenden Naturforscher nicht aufdringen; er müßte bey ihrem Gebrauche vor jedem Anfänger in den klassischen Sprachen erröthen. Die Sprachgesetze sind noch weit älter als alle naturhistorische Nomenclatur, und wer daher das Recht der Priorität so hoch stellt, muß vor Allem die uralten Sprachgesetze gegen die neumodischen Namens-Constructionen in Schutz nehmen. In dieser Beziehung rathen wir ernstlich, die alten Linneischen Regeln in der Philosophia botanica zu Herzen zu nehmen und genau zu befolgen.

Wie bedeutend sich die Anzahl der Gattungen gemehrt hat, sieht man aus nachstehenden Angaben: Linné zählte (im Jahre 1766) 14, Latham (1790) . . . 101, Illiger (1811) . . . 147, Vieillot (1816) . . . 273, Cuvier (1817) . . . 280, Bonaparte (1831) . . . 561, Swainson (1837) . . . 625 Gattungen. Gray nimmt 800 an, wobey er bemerkt, daß er nicht alle adoptirt, die in seiner Liste aufgeführt sind.

Die Zahl der Arten hat sich in folgender Progression vermehrt:

Jahr	Autor	Arten
1735	Linné	117
1766	„	947
1790	Latham	2951
1823	Vieillot	3828
1831	Bonaparte	4099

Gray schätzt die bekannten Vögelarten auf ohngefähr 6000.

Nachdem der in der ornithologischen Literatur ganz heimische Verfasser uns mit einer so dankenswerthen Zusammenfassung der Sononyme beschenkt hat, könnte er ein noch größeres Verdienst sich erwerben, wenn er dieser Vorarbeit eine kritische Auseinandersetzung und Beschreibung aller in seiner Liste genannten Gattungen nachfolgen ließe.

Eine solche Arbeit würde ihm nicht schwer werden, als er die Vorarbeiten dazu bey seiner Revision der Synonymik ohnedieß bereits ausführen mußte. Nothwendig würde es aber auch seyn, bey jeder Gattung entweder ihre sämmtlichen Arten, oder doch wenigstens ihre hauptsächlichsten anzugeben, indem man sehr häufig durch die bloß generischen Merkmale — wegen ihrer Unbedeutsamkeit — nicht mit Sicherheit zu den Arten hingeführt wird. Könnte aus einem solchen Werke eine vollständige Species avium werden, so wäre freylich hiemit einem Hauptbedürfnisse in der ornithologischen Literatur abgeholfen. Der Verf. hat es bereits gezeigt, daß er eine solche Aufgabe ehrenvoll zu lösen vermöchte.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. April.

Nro. 67. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Fr. Tiedemann von den Duverney'schen, Bartholin'schen oder Cowper'schen Drüsen des Weibes ꝛc.

(Schluß.)

III—V. Die drey oben angegebenen Werke von R. Wagner sind als Beyträge zur Verständniß des Menschen zu betrachten, welche mit den früher erschienenen Werken des Verf. innig zusammenhängen. Physiologie und vergleichende Anatomie haben unter seiner gedeihlichen Pflege wesentliche Fortschritte gemacht und durch die kurze, leicht faßliche Zusammenstellung seiner Forschungen mit den fremden früheren und gleichzeitigen sind obige schätzbare Werke entstanden, die auch dadurch sich auszeichnen, daß sie mit einer geziemenden Eleganz der Ausstattung einen sehr mäßigen Preis vereinigen und dadurch dem Publikum, für welches sie bestimmt sind, leicht zugänglich werden.

Das erste Heft der Physiologie, welches am meisten eigene Forschungen des Verf. enthält, beginnt mit der mikroskopischen und chemischen Analyse des männlichen und weiblichen Zeugungsstoffes, gibt dann morphologische Betrachtungen der Geschlechtstheile, eine Phänomenologie der Zeugung, die Entwicklungsgeschichte des Eyes und zuletzt noch eine Histogenesis. — Alle diese Theile sind durch beygefügte Vergleichung der entsprechenden Vorgänge bey Thieren erläutert, bestätiget und ergänzt.

Das zweyte Heft handelt von der Blutflüssigkeit überhaupt und ihren einzelnen Bestandtheilen insbesondere, vom Kreislauf des Blutes und den Gefässen, von der Verdauung, vom Athmen, von der Absonderung, Aufsaugung und Ernährung und ist im Ganzen nach demselben Plane ausgeführt wie das erste.

Das erste Heft der Icones physiologicae liefert Abbildungen für die Materien, welche im ersten Hefte des Handbuches abgehandelt werden, nebst kurzer Erklärung der Figuren. Es enthält zwölf gut gestochene Kupfertafeln mit vielen zum Theile nach Originalzeichnungen ausgeführten Figuren. Das zweyte Heft entspricht in seinem Inhalte dem zweyten Hefte des Handbuches, zählt acht Tafeln mit Erklärung, und enthält manches Neue, das der Verf. hier zum Erstenmale publicirte. Das dritte Heft, das aus zehn Tafeln mit kurzer Erklärung besteht, ist der Physiologie der Empfindung und Bewegung gewidmet; auch dieses enthält sehr viele Originalfiguren.

Es ist zwar nicht zu läugnen, daß es diesem Werke an Vollständigkeit mangelt, daß viele schwierig aus Beschreibungen zu verstehende Objecte auf den Tafeln nicht dargestellt sind; wenn man aber bedenkt, wie groß ein vollständig zu nennendes Werk dieser Art seyn müßte, wie sehr es dadurch auch im Preise steigen und gerade dem Publikum, welchem es am meisten nützen sollte, unzugänglich würde, wenn man bedenkt, daß es bey dem gegenwärtigen Stande der Physiologie, wo jeder ihrer Theile in rascher Evolution begriffen bald so bald anders sich zeigt, kaum möglich ist, ein vollständiges Werk dieser Art zu fertigen, so bleibt es doch immer ein Verdienst des Verf., viele der wichtigsten Objecte in getreuen Abbildungen hier neben einander gestellt und dadurch dem Anfänger das Studium der Physiologie sehr erleichtert zu haben.

Der zootomische Atlas beginnt mit den Wir-

belthieren, auf welche die skeletlosen Thiere folgen. Von der ersten Reihe sind zuerst die Skelettheile der Säugethiere, dann ihre Verdauungs- und Zeugungsorgane, ihr Nervensystem dargestellt. Den Säugethieren sind die Vögel angereiht, von denen wieder zuerst die Skelettheile, dann Digestionsapparat, Organe des Kreislaufes, Geschlechtstheile, Gehirn, Sinnes- und Bewegungsorgane abgebildet sind. In derselben Weise nimmt der Verf. auch die Amphibien und Fische durch. Taf. 23 — 35 sind den wirbellosen Thieren eingeräumt und hier findet sich vieles Neue, besonders über Cephalopoden (Chromophoren), Medusen (Nesselorgane) und Polypen (Geschlechtsverhältnisse), was der Verfasser vorher zum Theile nur als Nachricht in Froriepes neuen Notizen, zum Theile in seinem Prodromus des zootomischen Handatlasses: „über den Bau der Pelagia noctiluca und die Organisation der Medusen, Leipz. 1841," welcher Tab. 33 des Atlasses mit ausführlicher Beschreibung enthält, bekannt gemacht hatte. Das Ganze gibt eine schöne Uebersicht über die Hauptformen in der Organisation der Thiere. Der Text ist einfache Kupfererklärung.

VI. Carus theilt das ganze Gehirn in drey Massen: 1) in vordere Hirnmasse (großes Gehirn); 2) in mittlere (Vierhügel) und 3) hintere Hirnmasse (kleines Gehirn), so daß diese Eintheilung mit der des Schädels in einen Vorder-, Mittel- und Hinterhauptswirbel zusammentrifft. Die erste Hirnmasse ist vorzugsweise Organ des Erkennens, die zweyte Organ des Fühlens, die dritte Organ des Wollens, und die vorherrschende Entwicklung des einen dieser Theile wird auch auf vorzugsweise Entwicklung der ihm zugeschriebenen Fakultät deuten. — Darin liegt dem Verf. der Schlüssel zur wahrhaften auf physiologische Grundsätze gestützten Cranioscopie, weßwegen sich auch im Baue des Kopfes nicht einzelne moralische Eigenschaften, sondern nur die wesentlichen Aeußerungen des psychischen Lebens — Erkennen, Fühlen und Wollen erkennen lassen. Der Verf. geht dann auf die Unterschiede zwischen männlichem und weiblichem Geschlecht, zwischen den einzelnen Menschenragen ein und schließt diese Betrachtungen mit dem Bemerken, daß zwar durch besondere Sorgfalt die eine oder andere Sphäre auch bey natürlich geringer Anlage mehr ausgebildet, aber die Genialität in diesen nicht erworben werden könne, sondern schon in der Organisation bedingt seyn müsse.

Um die Maaße eines Schädels genau anzugeben, sind erstlich drey Querdurchmesser nothwendig: man mißt die Breite der drey Schädelwirbel a) die Breite der Stirne gegen die Kranznath hin, b) die Entfernung des einen Scheitelbeinhöckers von dem andern, c) die Breite des Hinterhauptes an den beyden untern Enden der Lamdanath. Um die Höhe zu messen, gehe man von dem äußeren knöchernen Gehörgange aus a) zur höchsten Wölbung der Stirne, b) zur höchsten Wölbung der Scheitelbeine in der Pfeilnath, c) zur stärksten Wölbung des Hinterhauptsbeines. Die Länge des ersten Wirbels findet man durch Messung der Entfernung der Nasenwurzel vom Anfange der Pfeilnath, die Länge des zweyten durch Messung der Länge der Pfeilnath, die Länge des dritten durch Messung des Abstandes des obersten Theiles der Lamdanath vom hinteren Rande des Hinterhauptloches.

Außer diesen Dimensionen ist noch die Entwicklung des Auges und des Gehörorganes zu berücksichtigen, welche bald in dem einen, bald in dem anderen so überwiegend hervortritt, daß man die Menschen überhaupt in Augen- und Ohrenmenschen eintheilen könnte. Um die Entwicklung des Gesichtssinnes zu messen, mißt man von der Insertion des Jochbeines am Stirnbeine der einen Seite zur anderen: wo dieser Durchmesser sehr groß ist, dort ist auch der Gesichtssinn sehr hervorstechend und solche Individuen sind muthig, offen, rasch in das Leben eingreifend, leicht zu unterrichten, orientiren sich leicht. Der zweyte Durchmesser ergibt sich, wenn man die Breite des Kopfes in der Gegend der Schläfenbeine oberhalb des Einganges zum Gehörgange mißt; wo dieser sehr groß ist, ist der Gehörsinn vorherrschend, und solche Menschen sind mehr in sich gekehrt, nachdenkend, mehr zu göttlichen Dingen gewendet, poetisch, oder in anderer Richtung auch furchtsam, faul, verheimlichend, schwärmerisch ꝛc.

Zur Vervollständigung der Maaße sind noch zwey Messungen nöthig: a) die Länge der Nase, von der Nasenwurzel bis zur Spitze des Nasen-

knorpels, b) die Länge des ganzen Skeletes vom Scheitel bis zur Ferse. Ersteres Maaß ist deßwegen nöthig, weil die Nase ungefähr eben so das vordere Ende der Wirbelsäule ausmacht, wie der Schwanz das hintere; die Länge des ganzen Körpers aber ist deßwegen nöthig, weil größere Länge und Stärke des Skeletes auch mit stärkerer Ausbildung verbunden ist.

Beym Abnehmen der Maaße müssen alle äußeren nicht wesentlichen Momente, krankhafte Veränderungen am Schädel und dem übrigen Skelete z. B. Krümmung der Wirbelsäule, Veränderung der Schädelform in Folge von Druck gehörig berücksichtiget werden.

Zum Messen bedient sich der Verf. eines Tasterzirkels mit Stellschraube; zur Messung der Nase aber eines gewöhnlichen Zirkels.

Aus allen diesen Maaßen können aber nie Schlüsse auf einzelne Fähigkeiten und moralische Eigenschaften gezogen werden, sondern nur auf die geistige Beschaffenheit überhaupt. Die bisherige Meinung, es gäbe am Schädel eine Region, in welcher die moralisch schlechten Eigenschaften, und eine andere, in welcher die moralisch guten ihren Sitz haben, ist nicht haltbar, da die uns eingebornen Triebe und das Begehren nach ihrer Befriedigung und die Kraft des Willens an und für sich deßhalb noch nicht etwas Böses sind, weil sie falsch geleitet und gebraucht, die höhere Natur in uns zerstören und Elend unter den Menschen verbreiten können; unedle und schlechte Eigenschaften werden sie nur dadurch, daß ihr Gegengewicht, welches eben in der höheren Intelligenz gegeben seyn und wodurch die richtige Anwendung und Uebung jener Vermögen geleitet werden soll, unentwickelt und unwirksam bleibt. Aus der Kopfbildung kann daher nur auf die moralischen Anlagen ein Schluß gezogen werden.

Die Deutungen der einzelnen Formen des Schädels wären nun folgende. I. Vorderhauptwirbel: Region der Intelligenz. Vom Erkenntnißvermögen kann man zweyerley Arten unterscheiden: eines, welches mit besonderer Schärfe in die Sonderung aller aufgenommener Vorstellungen und Begriffe eingeht, welches zum tiefen Nachdenken und Philosophiren geeignet macht — und dann ein Erkenntnißvermögen, welches mit klarem, gesundem Verstande die Gegenständlichkeit der Vorstellungen auffaßt und die letzteren in ihrer Beziehung auf das subjective Daseyn beherrscht. Die erstere Anlage drückt sich im vorderen Schädelwirbel ziemlich allgemein durch stärkere seitliche Gegensetzung, die zweyte durch geringe seitliche Gegensetzung, aber stärkere mittlere Entwicklung aus und die Stirne des Denkers, des tiefen Philosophen wird daher nach beyden Seiten mehr gewölbt seyn, während die Stirne des rein gegenständlich auffassenden Künstlers und Geschaftsmannes gewöhnlich mehr Wölbung in der Mitte zeigt. II. Mittelhauptwirbel; Region des Gemüthes. Auch hier kann man wieder zwey Richtungen unterscheiden: das Gefühl (Neigung und Abneigung, Affecte, Leidenschaften) und das Gemüth; ersterer Richtung entspricht eine größere Ausdehnung des zweyten Schädelwirbels in die Breite, letzterer eine größere Ausdehnung desselben in die Höhe. Ein niederes Mittelhaupt mit starker Ausdehnung in die Breite deutet daher auf eine rohere, materiellere Leidenschaftlichkeit, wogegen ein hohes Mittelhaupt sich gerne bey Schwärmern findet.

III. Hinterhauptwirbel; Region des Willens und Begehrens. Da diese Seelenrichtung mehr objectiv ist, so findet nur in der Beziehung ein Unterschied statt, daß der Wille einmal Ausdruck höherer individueller Einheit, ein andermal nur durch niedere Lebenssphären bedingte Begehrung gewisser Aeußerlichkeiten ist. Der ersten Richtung entspricht die Ausdehnung dieses Wirbels nach der Höhe, der zweyten die Ausdehnung desselben nach der Breite; bey letzterer Form des Schädels herrschen die niederen Triebe vor, insbesondere die der Sexualität; bey ersterer Form aber Willensstärke und Festigkeit überhaupt.

Uebrigens kömmt die ganze Form des Schädels in Betracht; je schöner, harmonischer und reiner sich seine Wölbung darstellt, desto schöner muß die psychische Entwicklung seyn; je unebner und ungleicher aber die Wölbung, desto roher die psychischen Zustände.

Dieser jedenfalls höchst interessanten, lichtvoll und nüchtern durchgeführten Abhandlung fügt der Verf. noch drey Anhänge an, von denen ersterer eine Tabelle über sechzehn verschiedene Kopfformen enthält, welche theils als Beyspiel dient für die Ausmessung verschiedener Schädel, theils als Beyspiel, wie man die Tabellen darüber am zweckmäßigsten anlegt. Der zweyte Anhang enthält ausführliche Erklärung der Tafeln und der dritte eine von Prof. Ritschel gegebene Anweisung zu vollständiger Abformung eines menschlichen Schädels.

Dr. M. Erdl.

The last age of the church. By John Wyclyffe. Now first printed from a manuscript in the university library, Dublin. Edited with notes by James Henthorn Todd, D. D. Fellow of Trinity college and treasurer of H. Patriks Cathedral. Dublin at the university prest. 1841. 12. CIV.

Bey Männern, deren Auftreten in der Geschichte von besonderer Bedeutung und nachtheiligen Folgen war, ist nicht blos was sie thaten, sondern auch wie sie dazu kamen, so zu handeln, eine für den Historiker höchst wichtige Erörterung und jeder Beytrag, welcher das Dunkel einer solchen Frage zu lichten vermag, eine willkommene Erscheinung. Als solche begrüßen wir denn auch das vorliegende kleine Werkchen, durch welches wir mit der ersten Schrift Wicliffs i. J. 1356, und damit zugleich mit dem Zusammenhange bekannt werden, in welchem er seiner ganzen ersten Geistesrichtung nach mit dem berühmten Abte Joachim von Fiore in Calabrien stand. Wir überlassen es den Kirchenhistorikern den ganzen Werth dieser Thatsache zu ergründen. Uns genügt, darauf aufmerksam gemacht zu haben, wie dadurch Wicliffe als ein Glied jener großen Kette erscheint, welche von dem ersten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts zum Theil als

strenge, ascetische Partey, zum Theil als offene Opposition sich bis tief in das fünfzehnte Jahrhundert hineinzieht, bis die durch die großen Concilien ausgehende Bewegung auch diese Bestrebungen verschlang. Da der Charakter Wicliffs wegen der noch nicht stattgefundenen Ausscheidung seiner ächten Schriften von den apokryphen bekannter Massen noch zu den historischen Problemen gehört, wird diese Schrift — wenn die herrschend gewordene Skeptik nicht auch gegen sie sich richten sollte — wohl von Vielen sehr dankbar aufgenommen werden.

Höfler.

Die Reihenfolge der Elemente bey den Versetzungen mit und ohne Wiederholungen aus einer oder mehreren Elementen-Reihen und ihre Anwendung auf Wahrscheinlichkeits-Rechnung, nebst einer Berechnung des Vortheils der Bank bey dem Pharao, mit fünf Tabellen. Von Dr. L. Oettinger, ord. öff. Prof. d. Math. an der Universität Freyburg i. B. Freyburg, Universitäts-Buchdruckerey der Gebrüder Groos. 1841.

In §. 1. S. 1 — 12 behandelt der Verf. folgendes Problem: Die Versetzungen mit Wiederholungen aus den Elementen a_1, a_2, $a_3 \ldots a_m$ zur pten Klasse werden gebildet. Wie groß ist die Anzahl derjenigen Gruppen, worinn wenigstens k Elemente in der natürlichen Ordnung ihrer Stellenzahlen hinter einander erscheinen? Die Ableitung eines Spezialfalles des eben genannten allgemeinen Problems, Nr. 20. S. 11 verdient besonders beachtet zu werden, da der Verf. denselben durch die Combinationslehre auf eine einfache Weise erhielt, und es derselbe Fall ist, welchen Laplace durch Integration und J. Trembley mittelst der Methode der wiederkehrenden Reihen mit Darlegung großer Gewandtheit im höhern Calcul entwickelten. Die Note zu diesem Spezialfall beschließt der Verf. mit der Bemerkung, daß die Vergleichung der hier gegebenen Resultate mit den von Laplace und J. Trembley mitgetheilten zeigen dürfte, daß in vielen Fällen die Combinationen Mittel bieten, die Probleme nicht nur allgemeiner, sondern auch einfacher zu behandeln.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. April.

Nro. 68. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Verhandelingen over de Natuurlijke Geschiedenis der Nederlandsche Overzeesche Bezittingen, door de Leden der Natuurkundige Commissie in Oost-Indie en andere Schrijvers. Zöologie. Leiden. 1840—1841. N. 3, 4, 5. fol.

Die Herausgabe der Abhandlungen über die Naturgeschichte der holländischen Besitzungen in Indien hat einen erfreulich raschen Fortgang. Seit unserer ersten Anzeige in diesen Blättern (Bd. XII. S. 345) sind uns von der zoologischen Abtheilung bereits wieder 3 Hefte zugekommen, von denen das 3te Heft ausschließlich den Insekten gewidmet, Nr. 4 und 5 den Wirbelthieren bestimmt sind. Wir knüpfen zunächst an letztere an, da unser früherer Bericht bey diesen stehen geblieben ist.

Der Text des 4ten Heftes bringt die Fortsetzung und den Beschluß von S. Müllers und Schlegel's Abhandlung über den Orang-Utan. Zuerst ist noch von den großen Veränderlichkeiten in der Form der Augenhöhlen und besonders der Nasenbeine die Rede, welche Verschiedenheiten sämmtlich keine spezifische, sondern nur individuelle Bedeutung haben. Dasselbe gilt von den Farben-Abänderungen, wie auch vom Vorkommen des Nagels an den Hinterdaumen, der ohne an Alter und Geschlecht sich zu binden, bald vorhanden ist, bald fehlt, oder gar an dem einen Daumen deutlich ausgebildet ist, während er dem andern ganz abgeht. Das größte Exemplar, das die Verfasser ausmaßen, hatte in ausgestreckter Lage vom Scheitel bis zu den Zehenspitzen eine Länge von 1,5 Ned. el., in aufrechter Stellung eine Höhe von 1,25.

Vom Namen wird bemerkt, daß derselbe Orang-Utan heissen müsse, abgeleitet von Orang, Mensch, und Utan oder Hutan, Busch, Wildniß; daß aber die gewöhnliche Schreibart Orang-Utang falsch sey, indem Utang Schuldner bedeute, was hier keinen Sinn habe.

Höchst interessant ist, was S. Müller nach seinen eignen Erfahrungen über das Vorkommen und die Lebensweise des Orang-Utans mittheilt; um so wichtiger als hier zum erstenmale ein getreuer, von alten fabelhaften Sagen gereinigter Bericht hierüber gegeben wird, so daß wir nicht umhin können, einen kurzen Auszug hier vorzulegen.

Der Orang-Utan ist unter allen indischen Affen der mindest zahlreiche. Selbst in den Gegenden, wo er noch am häufigsten gefunden wird, ist er gleichwohl eines der seltensten Thiere des Landes. Auf Borneo wie auf Sumatra kommt er nur in niedrigen flachen Strecken, niemals in bergigen vor. Er bewohnt die großen sumpfigen Waldungen von der Küste an bis weit in das Land hinein. Auf Sumatra, wo nur der östliche Theil große Waldungen darbietet, sieht man ihn daher auch nur auf dieser Seite und zwar mehr in ihrer nördlichen Erstreckung. Weiter verbreitet und daher besser gekannt ist der Orang-Utan auf Borneo.

Obschon der jung eingefangene sehr bald zahm und vertraulich wird, so ist von Natur aus doch dieses Thier ungemein wild und scheu und meidet die Nachbarschaft des Menschen. Der Orang-Utan besitzt eine beträchtliche Stärke, doch macht er aus Mangel an Muth selten von ihr Gebrauch zu seiner Vertheidigung gegen den Menschen; er legt bey solchen Gelegenheiten, zumal wenn auf ihn geschossen wird, viel Angst und Furcht an den Tag,

trachtet anfänglich sich zu verstecken, wenn ihm aber solches nicht gelingt, sucht er gemeiniglich sein Heil in der Flucht durch die höchsten Wipfel der Bäume. Die Dajakker erzählen jedoch, daß alte Männchen, wenn sie bloß mit Pfeilen verwundet wurden, bisweilen die Bäume verlassen und wüthend über den Schützen herfallen, der zwar eiligst die Flucht ergreift, mitunter aber doch eingeholt und erwürgt wird.

Außer der Paarungszeit leben die alten Männchen meist allein; die unausgewachsenen dagegen und auch die alten Weibchen findet man öfters zu zwey oder drey beysammen. Der junge Orang-Utan scheint lange unter mütterlicher Aufsicht zu bleiben, und obschon direkte Beobachtungen mangeln, kann man doch mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß er 10 — 15 Jahre zur vollen Entwicklung braucht, und 40 — 50 Jahre alt wird.

Er zeigt wenig Rührigkeit, selbst nicht in den jüngern Lebensjahren. Der Hunger allein scheint ihn zur Bewegung anzutreiben; ist dieser gestillt, so begiebt er sich wieder zur Ruhe. Lange bleibt er auf einem und demselben Fleck und läßt nur bisweilen seine tief brummende Stimme hören. Bey Tage befindet er sich meist auf hohen Bäumen und klettert von einem Wipfel zum andern; nur selten betritt er den Grund, wenn er nicht vor hohem Alter unfähig wird, Bäume zu ersteigen. Die Nacht bringt er selten auf dem Gipfel eines hohen Baumes zu, wahrscheinlich weil es ihm da zu windig und kalt ist, sondern sucht dazu die dichtbelaubte Krone eines niedrigen Baumes auf, bisweilen auch einen großen Farn- oder Orchideen-Strunk, die parasitisch auf riesenhaften Bäumen wachsen. Wo er aber auch sein Nachtlager aufschlagen mag, immer bereitet er sich dazu eine Art Nest. Kleine Aeste und Blätter werden um den auserwählten Fleck zusammengetragen, kreuzweise übereinander gelegt und zu größerer Sanftheit öfters noch mit großen weichen Blättern von Farn, Orchideen, Pandanus fasciculatis, Nipa fruticans u. s. w. austapezirt. S. Müller sah mehrere solcher Schlafstellen, die alle 10 — 25 Fuß hoch über dem Boden waren, und einen runden Umfang von 2 — 3 Fuß Durchmesser hatten. So lang es Tag ist, sitzt der Orang-Utan zwar aufrecht, aber so zusammen geduckt, daß man ihn auf den ersten Anblick nicht für das große Thier hält, das er in der That ist. Während der Nacht scheint er gewöhnlich zu liegen und zwar hauptsächlich auf dem Rücken. Bey kalter, windiger oder regnerischer Witterung bedeckt er sich während des Nachts gewöhnlich mit Blättern, besonders legt er sich diese gerne in Menge über den Kopf, woher wahrscheinlich die Sage entstanden seyn mag, daß sich diese Thiere auf Bäumen Laubhütten erbauen. Durch die Gewohnheit liegend zu schlafen, was auch die eingefangenen thun, und sich dazu eine Art von Bett zu bereiten, unterscheidet sich der Orang-Utan vor allen andern indischen Affen.

Die Weise, in welcher er Bäume besteigt und in ihren Wipfeln herumklettert, hat, was seine Ruhe und Vorsicht als den Gebrauch seiner Gliedmassen betrifft, mehr Aehnlichkeit mit einer menschlichen Handlung als dieß bey andern Affen der Fall ist. Während er mit seinen langen Vorderarmen große Stämme umfaßt oder nach höhern Aesten greift und seinen Körper nachzieht, dienen ihm die Hinterhände dabey zur Unterstützung und Festhaltung. Bisweilen rastet er eine geraume Zeit nur auf diesen letztern. Ohne den freyen Gebrauch beyder Hinterhände scheint der Orang-Utan nur sehr mühsam klettern zu können; die Lähmung eines Hinterbeines wenigstens hindert ihn weit mehr als andere Affen. Besser erträgt er noch den Mangel eines Vorderarmes, in welcher Beziehung er sich also erheblich von den Gibbons unterscheidet, bey deren Bewegungen die Hinterbeine nur eine untergeordnete Rolle spielen, indem sich diese Thiere, selbst auf der Flucht, allein mit den Vorderghänden anklammern und so hangend sich von Ast zu Ast, und von Baum zu Baum fortschleudern. Diese Kletterweise ist dem Orang-Utan völlig fremd und er besitzt selbst nicht so viel Fertigkeit, um einen kleinen Sprung wagen zu dürfen. Beym Klettern bewegt er gewöhnlich wechselweise entweder eine Vorder- und eine Hinterhand, oder nachdem er sich mit der vordern festgehalten hat, verändert er mit beyden Hinterhänden gleichzeitig den Platz. Bey allen diesen Bewegungen geht er mit großer Umsicht und Ueberlegung zu Werke, und bey Verfol-

gung bietet er große List auf, um sich derselben zu entziehen.

Noch weniger flink als auf den Bäumen bewegt sich der Orang-Utan auf dem Boden. Sein Gang, den er stets auf allen Vieren ausführt, ist etwas wackelnd- und scheint ihm viel Anstrengung zu kosten, die Schnelligkeit desselben übertrifft kaum den gewöhnlichen Schritt des Menschen. Die außerordentliche Länge der Vorderarme, die beym Gange nur wenig gebogen sind, erhöht den Oberleib beträchtlich, so daß der Körper alsdann die Haltung eines Greises erlangt, der gebückt unter der Last der Jahre mit gekrümmtem Rücken an einem Stocke einher schreitet. Selbst bey dem Gang auf dem Boden ist der Orang-Utan nicht im Stande, seine Hinterhände vollkommen platt aufzusetzen, er hält sie immer etwas einwärts gewendet, so daß er fast auf dem Außenrande geht; nur der hinterste Theil der Handfläche berührt dabey mehr flach den Boden, während die gekrümmten Finger theilweise mit der Oberseite ihres vordersten Gliedes auf der Erde ruhen, was mit den zwey äußersten Fingern jeder Hand gänzlich der Fall ist. Die Vorderhände sind, in Hinsicht auf die hintern, in eine entgegengesetzte Richtung gedreht, so nämlich, daß anstatt der Außenseite der Innenrand derselben hauptsächlich zum Stützpunkt gebraucht wird. Ihre Finger sind alsdann gewöhnlich so nach außen gebogen, daß deren vorderste Glieder, namentlich die der zwey innersten Finger, mit der Oberseite auf dem Boden ruhen, während der frey und rechtstehende Daumen mit seiner Spitze von unten zur Gegenstütze dient. Die Vorstellung von einer aufrechten Haltung, wobey das Thier nur auf den beyden Hinterbeinen gehen würde, ist, wie S. Müller sagt, ganz und gar unrichtig. Alle auf diese Weise, und gewöhnlich noch mit einem Stock in den Händen, abgebildeten Thiere sind eben so unnatürlich, als die Meynung falsch ist, daß der Orang-Utan mit Stöcken, Baumästen und Steinen gegen den Menschen sich vertheidigen soll.

Der Orang-Utan nährt sich im wilden Zustande nur aus dem Pflanzenreiche. Einige Dajakker-Stämme sind sehr lüstern nach seinem Fleische, und erlegen daher das Thier mit vergifteten Pfeilen, die sie aus Blasrohren abschießen. Sobald sie es in ihrer Gewalt haben, schneiden sie die Pfeilwunden aus, und essen unbesorgt das übrige Fleisch. Die erwachsenen Orang-Utans sind meist ungemein dick und fett.

Den Beschluß dieser Abhandlung macht Sandifort's anatomische Untersuchung der Weichtheile des Orang-Utans; eine genaue und gründliche Arbeit, um so werthvoller, als sie an erwachsenen Exemplaren angestellt ist, während alle andern bisher anatomirten lediglich junge Thiere waren, deren organische Systeme also zum Theile noch nicht gehörig entwickelt, überdieß durch Krankheiten mehr oder minder alterirt waren. Zu wünschen wäre es gewesen, daß Sandifort Rücksicht auf die von Owen ausgeführte Zergliederung eines jungen Orang-Utans genommen hätte, um über einige Differenzen in den Angaben genauere Aufschlüsse zu ertheilen.

Ueber das Hirn faßt sich Sandifort nur kurz, da hierüber Tiedemanns bekannte Arbeit vorliegt. Letzterer, der ein noch nicht erwachsenes Exemplar untersuchte, fand, daß das große Hirn zwar das kleine bedeckte, aber sich nicht darüber hinaus erstreckte, während Sandifort bey erwachsenen Exemplaren sah, daß das große Hirn weiter rückwärts als das kleine hinaus ragte. Zwischen den Windungen der rechten und linken Seite in den Hemisphären des großen Hirns fand er nicht die große Symmetrie, welche Tiedemann wahrgenommen hatte. Als Unterschiede des Gehirns des Orang-Utans und der Gibbons von dem des Menschen giebt Sandifort im Ganzen folgende an:

1) Die ganze Hirnmasse, im Vergleich zur Größe des Körpers, ist bey diesen Affen ungleich kleiner als beym Menschen.

2) Die Hemisphären des großen Hirns sind viel kleiner im Vergleich mit dem kleinen Hirn, während das verlängerte Mark, die Vierhügel, die Sehhügel und der gestreifte Körper sich eben so verhalten wie beym Menschen.

3) Die Nerven sind viel dicker im Vergleich zur Hirnmasse.

4) Die Windungen sind in geringerer Anzahl als beym Menschen vorhanden.

Den Luftsack fand Sandifort außerordentlich groß, jedoch einfach, ohne Spur einer ehemaligen Trennung; mit zwey Röhren, die zwischen dem Zungenbein und dem Schildknorpel verliefen, stund er mit der Höhle des Kehlkopfs in Verbindung. An einem jungen Schimpanse, den Sandifort zur Vergleichung untersuchte, war die Basis des Zungenbeins an der Hinterseite mehr denn gewöhnlich ausgehöhlt. Die Ventrikel des Kehlkopfs hatten sehr große Oeffnungen und breiteten sich oben zwischen Schildknorpel und Zungenbein aus; der linke erstreckte sich bis in die Basis des Zungenbeins und bildete zwischen demselben und dem Schildknorpel einen stark vorspringenden runden Sack, mit welchem der rechte Ventrikel keine Gemeinschaft hatte.

Wie Owen fand auch Sandifort kein Zäpfchen; jedoch den Muskel desselben. An 5 Exemplaren konnte er es bestätigen, daß die Lungen ganz ungetheilt sind.

Die Länge des Darmkanals eines erwachsenen Thieres betrug vom Anfang des Dünndarms 5,545 M. Nach Camper's und Owen's Angabe ist der dünne Darm ohne valvulae conniventes. Sandifort dagegen sagt: der Leerdarm war ununterbrochen mit Querfalten (valvulae conniventes) besetzt und die Darmzotten schienen hier am längsten zu seyn; der Krummdarm dagegen war in einer Länge von 2,260 ganz ohne Querfalten und mit kurzen Zotten bekleidet. Die Alters-Verschiedenheit, wie der krankhafte Zustand von Camper's und Owen's Exemplaren erklären hinlänglich diese Differenz in der Angabe der Querfalten. Der Blindsack zeigte, wie schon länger von dieser Art bekannt, einen langen Wurmfortsatz.

(Schluß folgt.)

Die Reihenfolge der Elemente bey den Versetzungen mit und ohne Wiederholungen aus einer oder mehreren Elementen-Reihen und ihre Anwendung auf Wahrscheinlichkeits-Rechnung ꝛc.

(Schluß.)

In §. 2. S. 13 — 19. wird folgendes Problem gelöst: Die Vorsetzungen ohne Wiederholungen aus den Elementen $a_1, a_2, \ldots a_m$ zur pten Klasse werden gebildet. Wie groß ist die Zahl der Gruppen, worin wenigstens k Elemente in der Reihenfolge ihrer Stellenzahlen erscheinen? Die Versetzungen mit Wiederholungen aus m Elementen werden zur (ps)ten Klasse gebildet und in 5 Abtheilungen geschieden angenommen. Die p Elemente einer jeden Abtheilung werden als zusammengehörig betrachtet. Wie groß ist die Anzahl der Gruppen, worin p zusammengehörige Elemente nur eine und dieselbe Stellenzahl tragen. Dieses ist Gegenstand des §. 3. S. 19 — 21. Der Inhalt von §. 4. S. 21 — 27 ist folgender: Die Versetzungen ohne Wiederholungen aus r Elementenreihen, von denen jede m Elemente zählt, werden zur (ps)ten Klasse gebildet, und in 5 Abtheilungen zu je p Elementen geschieden angenommen. Die p Elemente einer jeden Abtheilung werden als zusammengehörig betrachtet. Wie groß ist die Anzahl der Gruppen, worin p, in eine Abtheilung gehörige Elemente nur eine und dieselbe Stellenzahl tragen? Das Problem des §. 5. S. 27 — 30 ist: Die Versetzungen mit Wiederholungen werden aus m Elementen zur pten Klasse gebildet. Wie groß ist die Anzahl der Gruppen, worin irgend ein Element wenigstens kmal hinter einander erscheinen wird? Das in §. S. 31 — 37 behandelte Problem ist nachstehendes: Die Versetzungen ohne Wiederholungen aus r Elementenreihen, von denen jede m Elemente zählt, werden zur pten Klasse gebildet. Wie groß ist die Zahl der Gruppen, worin wenigstens k Elemente von einer und derselben Stellenzahl hintereinander erscheinen? Die nun folgenden Paragraphe, nämlich §. 7 — 12. von S. 37 — 61. behandeln eine Anwendung des Bisherigen auf die Berechnung des Vortheils, welchen der Banquier bey dem Pharaospiele hat. Aus der Note des Verf. zu Ende seines Werkes S. 61. hebe ich bloß folgende Stelle heraus, um das Verdienstvolle seiner Arbeit über das Pharaospiel im allgemeinen beurtheilen zu können, er sagt nämlich: Diejenigen Mathematiker, welche sich schon früher mit der Auflösung dieser Aufgabe beschäftigten, sind bald von der einen bald von der andern Ansicht ausgegangen, und haben bald nur dieses, bald nur jenes Resultat erhalten, und die Uebersicht über das Ganze vernachläßigt. Es folgen nun noch fünf Tabellen über das Pharaospiel als Anhang. Es würde zu weit führen, in das Detail des ganzen Werkes einzugehen. Es möge das Urtheil genügen, daß der Verf. sich als in jeder Beziehung tüchtigen Analytiker im Fache der Combinationslehre gezeigt hat und ein Hauptvorzug seiner Resultate Einfachheit und mathematische Eleganz ist.

Dr. Albert.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. April.

Nro. 69. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Verhandelingen over de Natuurlijke Geschiedenis der Nederlandsche Overzeesche Bezittingen, etc.

(Schluß.)

Von den Nieren sagt Owen, daß sie nur eine Papille hätten. Sandifort bemerkt, daß ihre innere Structur in Allem mit der menschlichen übereinstimmt.

An den männlichen Geschlechtstheilen ist die Eichel, welche Camper ihnen absprach, deutlich vorhanden; dagegen fehlt wirklich das Frenulum der Vorhaut, dessen Daseyn er behauptete. Von einem Ruthenknochen ist keine Rede. Beym erwachsenen Weibchen sind die Muttertrompeten mit Franzen besetzt, welche Camper an jungen nicht gesehen hatte.

Mit ziemlicher Ausführlichkeit wird das Muskelsystem behandelt, wovon bisher Owen nur die Kopf- und Halsmuskeln, so wie die der hintern Gliedmassen einer detaillirten Schilderung unterworfen hatte. Ref. hebt nur einige Angaben hervor. Vom musculus latissimus dorsi heißt es, daß er in Allem mit dem gleichnamigen Muskel des Menschen überein zu kommen scheine. Demnach fehlt also der Fortsatz, den Meckel, Burdach und Referent an andern Affen beschrieben haben und der von der spina tuberculi minoris des Oberarmbeins zum Ellenbogenknorren verläuft. Der Mangel dieses Fortsatzes muß sehr wesentlich dazu mit beytragen, daß der Orang-Utan mit den Vorderarmen sich nicht wie andere Affen bey eiligen Bewegungen fortschleudern kann.

Der extensor indicis gieng in der rechten Hand allein zum Mittelfinger, an der linken theilte er sich in zwey Sehnen, wovon die eine am ersten, die andere am Mittelfinger sich ansetzte. Also auch beym Orang-Utan kann wie bey andern Affen der Zeigefinger nicht unabhängig von einem andern Finger ausgestreckt werden.

Die Handmuskeln, namentlich die des Daumens und kleinen Fingers, fand Sandifort so wie beym Menschen. Auch beym Schimpanse wies er den opponirenden Daumenmuskel nach, den Traill nicht gesehen hatte.

Der plantaris ist wie bey allen andern Affen beschaffen, nämlich dem palmaris longus der Hand entsprechend, und weicht also auffallend vom menschlichen Typus ab.

Wie Owen fand Sandifort, daß der dem flexor hallucis longus des Menschen entsprechende Muskel keine Sehne zur Daumenzehe abgiebt.

Das 5. Heft giebt eine monographische Uebersicht über die Gattung Semnopitheeus. In neuerer Zeit ist diese Abtheilung der Affen monographisch behandelt worden von Is. Geoffroy (1833), Martin (1838), dem Referenten (1839) und Lesson (1840). Mit dem reichsten Materiale sind freylich die Verfasser der Verhandelingen versehen, und da der eine von ihnen viele Jahre hindurch Gelegenheit hatte, diese Thiere in ihrem freyen Zustande zu beobachten, so sind sie natürlich dadurch in den Stand gesetzt, die vollständigste Schilderung der gedachten Gattung zu geben. Als Arten von Semnopitheeus zählen sie 16 auf, oder wenn man S. cristatus, siamensis, flavimanus, sumatranus und cucullatus nur als klimatische Abänderungen anse-

hen wollte, würden sich bloß 11 Arten ergeben. Es sind folgende:

1) S. entellus, eine hinlänglich bekannte Art aus Vorderindien. Die Verfasser meynen, daß Sykes Semnopithecus albigularis eine zufällige Abänderung davon seyn möchte; diese Vermuthung ist jedoch unbegründet, da Owen's anatomische Untersuchung nachgewiesen hat, daß der von Sykes beschriebene Affe ein ächter Cercopithecus ist. Viel eher möchte er, wie Ref. ausgesprochen hat, ein jüngeres Exemplar von Cercopithecus Mona seyn.

2) S. leucoprymnus von Ceylon, zu dem die Verfasser, wie Referent, auch den S. nestor rechnen.

3) (2. b.) S. cucullatus von Vorderindien. Nach der Untersuchung der Verfasser kommt diese Art, einige Abweichungen in der Färbung ausgenommen, in allen Beziehungen mit S. leucoprymnus überein und bildet nur eine klimatische, dem Festlande angehörige Varietät von demselben. Sie unterscheidet sich hauptsächlich durch die bloß rothbraune Färbung des Kopfes und die dunklere schwärzliche der übrigen Theile. Bey ihrem Exemplare ist auch der große lichte Fleck am Kreuz sichtbar, doch minder deutlich als bey S. leucoprymnus.

4) (3) S. leucomystax, eine neue, hier zum erstenmale erwähnte Art von Siam und wahrscheinlich auch von Malakka. Ihr Schopf ist einfach und nicht helmartig; die Augenbraunen sind stark entwickelt; die Haare des Pelzes seidenartig und bilden schöne quer gewellte Reihen. Sie ist leicht zu erkennen an den weißen Haaren, welche die Lippen bedecken, so wie überhaupt an der Färbung. Diese ist glänzend graubraun, was einen schwachen Purpurschimmer hat, an den Hinterbeinen lichter wird, am Schopf ins Gelbbraune übergeht und an den Händen durch ein dunkles Braunschwarz ersetzt wird. Die Verfasser vermuthen, daß S. obscurus hieher gehören könnte, doch sey dessen Beschreibung viel zu unvollständig, um mit Sicherheit hierüber abzurtheilen zu können.

5) (4) S. mitratus, eine bekannte Art.

6) (4. b.) S. siamensis ist in Siam der Stellvertreter von S. mitratus. Die Hände sind, anstatt grau, dunkel braunschwarz, was an der Außenseite der Beine allmählig in die graubraune (nicht grauschwarze wie bey S. mitratus) Farbe der Ober- und Außenseite übergeht. Der Schopf ist graubraun und sein Vordertheil viel lichter als bey letzterer Art. Alle untern Theile sind minder rein und fallen etwas ins Gelbliche, was auch meist die Wangenhaare färbt. Der Schwanz ist fast einförmig schwarzbraun. Der lichte Streif, der längs der Innenseite der Hinterbeine verläuft, ist viel deutlicher als bey S. mitratus.

7) (5) S. melalophos von Sumatra, wohl bekannt.

8) (5. b,) S. flavimanus, in einigen Gegenden von Sumatra, anstatt des S. melalophos und von diesem nur durch einige Abweichungen in der Farbe verschieden, so daß er, wie die Verfasser meynen, mit mehr Recht als eine lokale Abänderung, denn als besondere Art zu betrachten ist.

9) (6) S. rubicundus von Borneo, dem S. melalophos ähnlich, aber seine Färbung ist viel dunkler, fast einfarbig dunkel rothbraun; der Schopf steht mehr nach hinten und an seinem Vordertheil sind die Haare strahlförmig ausgebreitet und überdecken die Augenbraunen.

10) (7) S. chrysomelas von Borneo. Der Schopf läuft helmartig über den ganzen Vorder- und Hinterkopf. Die gewöhnliche Farbe ist schwarz; die Unterseite des Schwanzes und ein Streif an der Innenseite der Hinterbeine weißlich. Während etlicher Jahreszeiten oder vielleicht in seinem mittleren Lebensalter ist er einfarbig licht bräunlichgelb, in frühester Jugend gelblichgrau, aber der Rücken, die Oberseite des Schwanzes und die Außenseite der Vorderarme sind schwarz. Hierher gehört auch der S. auratus.

11) (7 b) S. sumatranus, ein noch unbeschriebener Schlankaffe, wenn nicht Martin's S. femoralis dazu gehört, was aus der ungenauen Beschreibung nicht mit Sicherheit behauptet werden

kann. Er kommt auf Sumatra vor als lokale Varietät von S. chrysomelas. Schädel, Schopf und alle übrigen Theile wie bey dieser Art, eben so die Weibchen bisweilen einfarbig braunlichgelb; gewöhnlich aber dunkel graubraun mit rothbraunem Glanze, Beine und Oberseite des Schwanzes schwarz, Unterseite des Schwanzes, Bauch, Brustmitte und ein Streif an der Innenseite der Beine weißlich.

12) (8) S. maurus, von Java, einer der gemeinsten Affen, ganz schwarz, in der Jugend braungelb. Hierher rechnen auch die Verfasser den S. pyrrhus als braungelbe individuelle Varietät.

13) (8 b) S. cristatus (S. pruinosus), vertritt den vorigen als klimatische Varietät auf Borneo und Sumatra; einige Exemplare von der ersteren Insel fanden die Verfasser fast ganz schwarz und daher kaum von S. maurus zu unterscheiden.

14) (9) S. frontatus von Borneo, durch den nackten milchweißen Fleck auf der Stirne sehr ausgezeichnet.

15) (10) S. nemaeus, bekannte Art von Cochinchina.

16) (11) S. nasicus, von Borneo und ebenfalls schon lange bekannt.

Zu diesen Arten hat Referent noch hinzuzusetzen 17) (12) den von ihm bekannt gemachten S. jubatus, welchen Frhr. von Hügel in Vorderindien entdeckte.

Hiemit schließt der Text vom 5. Hefte. Beygegeben sind diesem noch an Abbildungen von Säugthieren: tab. 13. Sciurus ephippium, tab. 14. Sc. modestus und melanotis, tab. 15. Sc. laticaudatus und exilis, tab. 16. Pteromys elegans, tab. 18. Vivera Boiei, tab. 32. Schädel von Sus verrucosus und vittatus. Ferner mehrere Abbildungen von Beutelthieren, nämlich tab. 19. Dendrolagus ursinus, tab. 20. Dendrolagus inustus, tab. 21. Hypsiprymnus Brunii, tab. 22 Köpfe von diesen 3 Arten Beutelthieren, tab. 23. Schädel derselben, tab. 24. abermals Schädelansichten von diesen, nebst den Knochen der Extremitäten. Aus diesen Abbildungen ersieht man bereits, daß die uns vorher so räthselhafte Gattung Dendrolagus zu den Phalangern gehört und daß Didelphys Brunii kein Halmaturus, sondern ein ächter Hypsiprymnus ist, so daß demnach die Kängurus nordwärts nicht über Neuholland hinausgehen.

Vom ornithologischen Texte ist keine weitere Fortsetzung bisher erschienen, doch einige Abbildungen: tab. 4. Buceros comatus, tab. 5. Falco (Lophotes) Reinwardtii, tab. 6. Falco (Pandion) humilis, tab. 7. Falco (Pernis) ptilonorhynchus.

In Bezug auf die Reptilien ist die Beschreibung der Krokodile beendigt worden; an neuen Tafeln, ohne erläuternden Text, sind zugefügt: tab. 5. Monitor prasinus, und tab. 6. Monitor Dumerilii.

Ueber die Fische ist noch kein Text erschienen; überhaupt von ihnen erst eine einzige Abbildung (Osteoglossum formosum) ausgegeben.

Das 3. Heft der zoologischen Abtheilung mit 11 Bogen Text und 10 kolorirten Tafeln ist ganz den Schmetterlingen gewidmet und von W. de Haan bearbeitet.

Alle Abtheilungen dieser Verhandelingen zeichnen sich durch vollständige, genaue Beschreibungen und ausgezeichnet schöne Abbildungen aus, so daß dadurch die Naturgeschichte mit einer der werthvollsten Arbeiten bereichert wird.

A. Wagner.

Tafeln zur vergleichenden Anatomie des Schädels. Mit erläuterndem Texte von Dr. Erdl, Professor an der k. Ludwig-Maximilians-Universität ꝛc. München 1842. Lithograph. Verlag der Gebrüder Minsinger. 14 S. mit 10 Taf. gr. Fol.

Sieben und zwanzig Jahre sind bereits verflossen, seitdem Spix seine Cephalogenesis sive capitis ossei structura, formatio et significatio per omnes animalium classes, familias, genera ac aetates digesta atque tabulis illustrata, legesque simul Psychologiae, Cranioscopiae ac Physiognomiae inde derivatae herausgab. Wer auch mit den darin niedergelegten eigenthümlichen Deutungen nicht einverstanden seyn mochte, mußte sich wenigstens an der großen Auswahl und der vortrefflichen Ausführung der Abbildungen erfreuen, durch welche von der wunderbaren Mannigfaltigkeit in der Zusammensetzung des Schädels durch die vier Klassen der Wirbelthiere eine so klare übersichtliche Anschauung gegeben wurde, wie man sie bis dahin in keinem Werke vorfinden konnte. Die Cephalogenesis fand daher vielseitige Anerkennung und trotz des hohen Preises einen guten Absatz, da sie einem Zeitbedürfnisse entgegen kam.

Seit vielen Jahren war von diesem Werke kein Exemplar mehr zu beziehen, da zwar in München die Steinplatten aufbewahrt lagen, der Text aber ganz abging. Indem Herr Minsinger — den Naturforschern wohl bekannt durch seine ausgezeichneten lithographischen Leistungen — diese Tafeln acquirirte, beabsichtigte er eine wohlfeilere Ausgabe derselben, und bewog Herrn Professor Erdl sich der Anordnung des Ganzen anzunehmen und den Text hiezu auszuarbeiten. Das Spix'sche Werk wurde hiedurch aber ein ganz anderes, denn nicht nur wurden in den Tafeln die wesentlichsten Umänderungen vorgenommen, und neue hinzugefügt, sondern der Text wurde auch ganz unabhängig von dem früheren ausgearbeitet und auf eine gedrängte Deutung der durch die Abbildungen veranschaulichten Thatsachen beschränkt.

Die Tafeln anbelangend, so sind nur die beyden ersten unveränderte Abdrücke der alten Steinplatten. In den übrigen wurden die meisten Figuren neu gezeichnet, viele weggelassen und durch neue ersetzt; vier Tafeln sind ohnedieß ganz neu gearbeitet. An Schönheit stehen diese Abbildungen denen der ersten Ausgabe, welche von Koeck's Meisterhand gezeichnet waren, nicht nur nicht nach, sondern da seit 27 Jahren die Kunst der Lithographie bedeutend sich vervollkommnet hat, so sind sie denselben in der Ausführung auf Stein weit voran, und man giebt bloß der Wahrheit die Ehre, wenn man sagt, daß die von Herrn Minsinger gelieferten Tafeln an artistischer Vollendung den gelungensten englischen Leistungen dieser Art, wie z. B. den berühmten Abbildungen von Orang-Utan's-Schädeln in den Transactions of the Zoological Society, vollkommen an die Seite zu stellen sind. Die Einrichtung der Tafeln ist übrigens dieselbe geblieben, wie früherhin, daß nämlich jede aus zweyen, beym Aufschlagen neben einander liegenden besteht, von denen die rechte die ausgeführten Figuren, die linke die Umrisse derselben nebst den zur Erklärung gehörigen Zeichen enthält.

Dem Texte muß man ein nicht minderes Lob spenden als den Tafeln. Mit großer Klarheit und Schärfe ist sowohl die Bedeutung des Schädels und seiner einzelnen Knochen im Allgemeinen, als in den einzelnen Klassen und den typischen Gattungen abgehandelt. Ganz besondere Aufmerksamkeit ist von dem Herrn Verfasser der überaus schwierigen Deutung der Knochen des Fischschädels gewidmet und dadurch ein schöner Beytrag zu den Arbeiten berühmter Vorgänger geliefert worden. Allen, welche eine klare Anschauung von dem Schädelbaue nach seinen Hauptformen in der Reihe der Wirbelthiere erlangen wollen, können wir kein besseres Werk als vorliegendes anempfehlen, da es in seiner descriptiven und artistischen Ausführung, so wie in seinem ungemein billigen Preise alle die Vorzüge besitzt, welche ein gutes Buch haben soll.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. April.

Nro. 70. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Der gute Gerhart, eine Erzählung von Rudolf von Ems herausgegeben von Moriz Haupt. Leipzig 1840. 8.

Daß Rudolf von Ems auch ein Gedicht „der gute Gerhart" geschrieben habe, wußte man aus dessen eigenen mehrfachen Angaben in seinen verschiedenen Werken schon längst, mußte aber dasselbe, da es sich trotz der Aufmerksamkeit, die man seit ungefähr fünfzehn Jahren der so lange Zeit unbeachtet gebliebenen altdeutschen Litteratur zuwendet, allen Nachforschungen entzog, für verloren halten. Es war dieß um so mehr zu bedauern, als nach dem Namen zu schließen, diesem Gedichte eine deutsche Sage zu Grunde liegt und man weiß, daß die alten Dichter in Behandlung vaterländischer Stoffe (abgesehen von dem größern Reize, den solche für uns haben) meist glücklicher waren, als in der Nachbildung und Bearbeitung fremder Sagen, an welche die meisten und größten zu ihrem und unserm Nachtheile ihre besten Kräfte verschwendet haben. Es war daher keine geringe Ueberraschung, als uns Hr. Prof. Haupt unverhofft mit einer sorgfältigen kritischen Ausgabe des verloren geglaubten beschenkte, und er hat um so größeren Anspruch auf unsern Dank, als dieses Gedicht den davon gehegten Erwartungen wirklich entspricht und unter allen Werken Rudolf's ohne Widerrede das gelungenste genannt werden darf. Die Ehre der eigentlichen Wiederentdeckung desselben lehnt der Herausgeber bescheiden von sich ab, wir aber dürfen ihm diese mit vollem Rechte zuerkennen, indem in den beyden dürftigen Nachrichten, welche in Hagens Museum und in den Wiener Jahrbüchern über die eine der zwey auf der kk. Hofbibliothek zu Wien befindlichen Handschriften gegeben wurden, das Gedicht gar nicht erkannt, sondern unter der Aufschrift „Kaiser Otto der rothe" in die litterarischen Handbücher eingetragen ward, ohne daß es seitdem Jemand einer nähern Untersuchung werth hielt.

In der Vorrede wird Rechenschaft gegeben über die Handschriften und deren Werth, ferner bewiesen, in welcher Zeit das Gedicht, dessen Quelle aller Wahrscheinlichkeit nach eine lateinische war, entstanden seyn muß, und endlich werden die Zeugnisse dafür aus Rudolf's eigenen Werken mitgetheilt. Vom Wilhelm v. Orlens wird S. X. gesagt, R. habe ihn noch als Jüngling gedichtet, eine Behauptung, die schwerlich bewiesen werden kann; denn im diesem Falle müßte er den Gerhart schon in seinem Knabenalter verfaßt haben. Wenn wir nämlich zugeben, daß dieser nicht vor 1229, und hinzusetzen, daß er aber doch nicht viel später und nicht vor R's zwanzigstem Jahre gedichtet sey (welches letztere durch die Behauptung S. IX., der gute G. sey nicht R's frühestes Werk und ältere Erzählungen von ihm seyen verloren gegangen, bestätigt werden dürfte), so erinnern wir dagegen daß der Wilhelm, zwischen welchen der Barlaam und wie Prof. Haupt will, auch Alexander, zwey umfangreiche Werke, fallen, um das Jahr 1242 entstanden ist, mithin Rudolf damals wenigstens 30 Jahre alt seyn mußte. Nun wissen wir freylich, daß man zu jener Zeit mit 24, vielleicht auch 30 Jahren noch „Knabe" genannt ward, *) deßhalb ist es aber keineswegs statthaft,

*) Dieß können wir mit Rudolfs eigenen Worten bestätigen. Alexander Münchenerhds. Bl. 21. b.

Swelch knabe was als alt gesehen,
daz man ime muoste jehen

heuzutage zur Bezeichnung solches Alters den Ausdruck „Jüngling“ zu gebrauchen, und kann nur zu Mißverständnissen Veranlassung geben.

Die S. XI. ausgesprochene Vermuthung, Rudolf scheine den Alexander später als den Wilhelm gedichtet zu haben, wird in der Zeitschrift für deutsches Alterthum 1, 199 vom Verf. selbst für falsch erklärt, was uns aber keineswegs als so ausgemacht vorkommen will. Als Beweis wird angeführt: von allen im Alexander erwähnten Dichtern werde in der litterarischen Stelle des Wilhelm nur noch des Türheimer's als eines Lebenden gedacht, alle übrigen seyen todt. Dieß ist vollkommen richtig, denn die „âventiure“ entkräftet des Dichters Einwurf, sie hätte besser gethan sich an andere größere Meister zu wenden, mit der Antwort, sie sey bis zu dieser Stunde „in welsch“ verborgen gewesen, was hier mit andern Worten heißt: alle vorher namhaft gemachten seyen nicht mehr am Leben, mithin könne sie ihnen nicht bekannt geworden seyn, worauf R. seine drey noch lebenden Freunde, Ulrich, Hesse und Vasolt als befähigtere Dichter in Vorschlag bringt. Damit ist indeß noch nichts bewiesen, denn auch im Alexander wird von den im Wilhelm aufgezählten keiner als noch bey Leben aufgeführt und die als Beweis beygebrachte, den Stricker betreffende Stelle ist in der Handschrift, wo sie lautet: „wan er wilde Strickere so machet er guote mere,“ offenbar verderbt und kann nicht als vollständiger Beweis gelten. Dagegen mache ich geltend, daß es im Wilhelm heißt, Ulrich's von Türheim Clies sey erst „neulich“ gedichtet worden, während im Alexander dasselbe Gedicht als ein schon bekanntes hingestellt wird: „und wie der strengen Minne kraft Cliesen twanc, des rât suochich, swâ mîn unkunst sûmet mich.“ Daß diese Worte nicht auf Konrad Flek, dessen Flôre sie zwar unmittelbar folgen, sondern nur auf den Türheimer, den er wie hier so auch anderwärts seinen Freund nennt (Wilh. 438 ff.: „daz hât mîn friunt her Uolrich von Türheim mit wîsheit an Clîes wîslîch geleit.“) zu beziehen sind, dürfte klar seyn; denn daß auch Flek ein Gedicht dieses Namens und Inhaltes geschrieben habe, wird man mit von der Hagen (MS. 4, 107. Anmerkung 1) kaum annehmen wollen. Ferner ist es auffallend, daß des Alexander, wenn er wirklich vor dem Wilhelm gedichtet ward, in diesem mit keiner Sylbe gedacht wird. Umgekehrt kann die Stelle im Alex., wo ein ganz unbekanntes Gedicht vom Eustachius mit beynahe denselben Worten, wie im Wilh. der Barlaam, erwähnt wird, leicht verderbt und hier ursprünglich vom Wilhelm die Rede gewesen seyn.

(Fortsetzung folgt.)

---

er haete vierundzweinzic jâr,
der muoste komen, daz ist wâr.

Report of the tenth Meeting of the British Association for the Advancement of Science, held at Glasgow in August 1840. London 1841. 8. XLVIII und 458, IX und 266 S. nebst 5 Tafeln.

Bekanntlich ist die erste Anregung zur Veranstaltung jährlich abzuhaltender Versammlungen der Naturforscher von Oken ausgegangen. Seine Aufforderung erhielt allgemeinen Beyfall; die erste Versammlung fand im Jahre 1823 zu Leipzig statt, und ähnliche Zusammenkünfte haben seitdem regelmäßig in jedem Jahre sich wiederholt. Leipzig, Halle, Würzburg, Frankfurt, Dresden, München, Berlin, Heidelberg, Hamburg, Wien, Breslau, Stuttgart, Bonn, Jena, Prag, Freyburg, Pyrmont, Erlangen und Braunschweig sind bisher die Städte gewesen, in welchen in genannter Reihenfolge diese Zusammenkünfte stattgefunden haben, und Mainz ist für heurigen Herbst zur Aufnahme der zwanzigsten Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte ausgewählt. Wie bekannt sind diese Vereine nicht so wohl bestimmt, besondere wissenschaftliche Aufgaben aufzustellen und zu lösen, oder in gemeinschaftlichen Arbeiten die vereinzelten Kräfte zu concentriren, sondern sie wollen nur auf allgemeine Anregung sich beschränken und namentlich einen näheren persönlichen Verkehr der Fachgenossen herbeyführen, was allerdings schon als ein wesentlicher Vortheil von diesen Versammlungen zu preisen ist.

Das von Deutschland gegebene Beyspiel fand bey unsern Nachbarn nicht bloß Anerkennung, sondern auch Nacheiferung. In der Schweiz, wo allerdings schon vor den deutschen Versammlungen ähnliche Zusammenkünfte, jedoch in sehr untergeordneter Bedeutung, gehalten worden waren, in England, Frankreich, Italien, den skandinavischen Reichen, in Nordamerika und neuerdings auch in Ungarn sind Versammlungen der Naturforscher und Aerzte veranstaltet worden. Am großartigsten in England, wo sie seit 1831 im Gange sind und an Bedeutung mit jedem Jahre gewonnen haben.

Die öffentlichen Akte und Lebenszeichen der genannten Versammlungen in Deutschland beschränken sich theils auf Reden, mündliche Vorträge und Besprechungen, über welche ein summarischer Bericht gedruckt wird, theils auf gemeinschaftliche Excursionen und Gastmahle, welche letztere nach guter deutscher Sitte keiner feyerlichen Zusammenkunft fehlen dürfen. In all diesen Beziehungen unterscheiden sich die englischen Versammlungen nicht von den unserigen; wie bey uns wird auch dort viel geredet und gut getafelt, aber es kommt ein Drittes bey den brittischen Vereinen hinzu, das den unserigen ganz abgeht, und das jenen in Bezug auf die daselbst repräsentirten Wissenschaften wie in Bezug auf die Regierung eine Bedeutsamkeit gibt, die diesen Zusammenkünften in allen andern Ländern völlig fehlt. Und dieses Dritte, das die englischen Versammlungen der Naturforscher vor allen andern voraus haben, der mächtige nervus rerum, sobald es aufs Handeln ankommt, es ist dieß nichts anderes als das Geld. Der englische Verein der Naturforscher ist nämlich ein consolidirter: eine Corporation, welche sich fest constituirt hat und Mitglieder aufnimmt, die Beyträge entrichten, wodurch die Association im Stande ist, über ziemlich ansehnliche Geldmittel zu disponiren.

Die Organisation der British Association for the Advancement of Science ist folgende:

Als Mitglieder können eintreten: 1) alle Personen, welche der ersten Versammlung beywohnten, nachdem sie sich schriftlich verpflichtet haben, den Satzungen der Association willfährig zu seyn; 2) die Fellows und Mitglieder der „Chartered Literary und Philosophical Societies“ im brittischen Reiche, die Denkschriften herausgeben; 3) die Vorstände und Mitglieder der „Councils or Managing Committees of Philosophical Institutions; 4) alle Mitglieder einer naturwissenschaftlichen Institution (Philosophical Institution), die von ihrem Vorstande empfohlen werden; 5) Personen, die nicht zu solchen Institutionen gehören, werden vom General-Comité erwählt und von der allgemeinen Versammlung bestätigt.

Der jährliche Beytrag für ein Mitglied ist ein Pfund Sterling, oder ein für allemal fünf Pfund. Außerdem muß von allen Mitgliedern, die nach der Versammlung von 1839 aufgenommen wurden, außer ihrer jährlichen Subscription auf ein Pfund noch ein Admissions-Beytrag von ein Pfund erlegt werden.

Die Mitglieder sind dafür berechtigt, jeden Band der Verhandlungen um 2/3 des Ladenpreises in Empfang zu nehmen, oder bey Vorausbezahlung von fünf Pfund alle Bände, die nach diesem Termine erscheinen, unentgeldlich zu erhalten. Zur Verwaltung der Geschafte sind Präsidenten, Vice-Präsidenten, Sekretäre, Schatzmeister, Kassiere ꝛc. ernannt, unter welchen nur die wirklichen Kassabeamten Gehalte beziehen; die übrigen Stellen sind Ehrenämter. Zu Präsidenten und Vice-Präsidenten sind nicht bloß ausgezeichnete Gelehrte, wie Buckland, Brewster, Sedgwick erwählt, sondern auch Männer aus den höchsten Ständen, wie der Herzog von Northumberland, Marquis Lansdowne, Graf Fitzwilliam, die Bischöfe von Durham und Norwich u. s. w. Indem in solcher Weise bey der British Association nicht bloß Naturforscher zusammentreten, sondern auch die höheren und vermöglicheren Stände zur Theilnahme veranlaßt werden, erlangt die Gesellschaft eine Menge Mitglieder, welche im Stande sind, die angeordneten Geldbeyträge zu erlegen.

Die Einnahmen, welche der Verein auf diesem Wege erlangt hat, sind laut der Rechnungsablagen folgende:

	L.	s.	d
Im Jahre 1831 betrugen die Einnahmen . .	292	0	0

		L.	s.	d
1832	(incl. des vorjährigen Ueberschusses mit 192 L. 10 s. 11 d)	1122	10	11
1833	(incl. des genannten Ueberschusses)	1430	13	17
1834	(incl. des vorjährigen Ueberschusses von 408 l. 4 s. 3 d)	2354	15	7
1835	(incl. 291 l. 16 s. 4 d) . .	2291	1	6
1836	(incl. 509 l. 16 s. 3 d) . .	3185	15	4
1837	(incl. 607 l. 13 s. 3 d) . .	3313	8	2
1838	(incl. 248 l. 0 s. 6 d) . .	3761	10	3
1839	(incl. 670 l. 0 s. 7 d) . .	3906	11	1
1840	(incl. 460 l. 13 s. 4 d) . .	3054	18	1

Die Gesammt-Einnahme nach den jährlichen Ansätzen beträgt demnach vom Jahre 1832 — 1840 die Summe von 24,713 l. 5 s. 4 d, oder nach Abzug der in den Jahrespositionen mit übergetragenen Ueberschüsse aus der vorhergehenden Rechnung macht die reine Einnahme in diesen 10 Jahren die Summe von 21,131 l. 19 s. aus, was etwas mehr als 232,000 fl. gleichkommt.

Diese großen Summen werden zum Theil zur Bestreitung der durch die Zusammenkünfte selbst veranlaßten Unkosten, Gehalte, des Druckes der Verhandlungen und Berichte verwendet; der reine Ueberschuß aber ist zu wissenschaftlichen Zwecken bestimmt.

In letzt gedachter Beziehung wurde im Jahre 1839 die Summe von 1595 l., im Jahre 1840 die von 1548 l. ausgegeben und für das Jahr 1841 eine nicht geringere Summe als die von 2591 Pfund Sterling, also etwas mehr als 28,000 Gulden ausgesetzt. Diese Gelder sind bestimmt, wissenschaftliche Untersuchungen, welche zu ihrer Ausführung große Auslagen (z. B. durch Instrumente, Zeichnungen, Experimente, Reisen ꝛc.) erfordern, zu erleichtern oder möglich zu machen. Die einzelnen Quoten, die jährlich ausgesetzt werden, erstrecken sich von wenigen Pfund bis auf 400 Pfund, und solche Unterstützungen, da sie in wichtigen Angelegenheiten mehrere Jahre oder anhaltend verliehen werden, haben demnach auch bedeutende Arbeiten zu Tage gefördert, von denen mehrere ohne die kräftige Beyhülfe der British Association wohl gar nicht ausgeführt worden wären. Das Bedeutendste, was sie in dieser Weise zu Tage gefördert hat, sind die im großartigsten Maaßstabe angeordneten Untersuchungen über den Erd-Magnetismus, wozu die Association nicht bloß die Anregung gegeben, sondern durch einen Bericht an die Regierung die energische Unterstützung von dieser herbeygeführt hat. So tragen denn diese brittischen Versammlungen zur Förderung der Naturwissenschaften in einer Weise bey, die wir Deutsche nur anstaunen, nicht nachahmen können. Nicht etwa, weil wir an Intelligenz nachstünden, wohl aber, weil es uns an Geldmitteln gebricht, und ohne diese kann auf dem Gebiete der Erfahrungswissenschaften auch das eminenteste Talent nichts Erhebliches leisten.

Wir brechen hier gerne ab, und fügen bloß noch einige Worte über die Einrichtung dieser Reports bey. Neun Bände liegen uns vor, welche Bericht über die ersten 10 Versammlungen abstatten; über die beyden ersten Zusammenkünfte sind die Berichte im ersten Bande zusammen enthalten. Jeder Band besteht aus zwey Hauptabtheilungen. Die erste größere theilt die auf Veranlassung der brittischen Association ausgeführten Untersuchungen und Abhandlungen in ihrer ganzen Vollständigkeit mit; im vorliegenden neuesten Bande füllen diese 458 Seiten. Die zweyte kleinere Hauptabtheilung gibt kurze Notizen aus den in den verschiedenen Sectionen zur Sprache gebrachten Mittheilungen, die an Bedeutsamkeit den ersteren, in welchen der Hauptwerth dieser Reports besteht, weit nachstehen. Die physikalisch-astronomischen Abhandlungen sind vorwaltend, was seinen Grund darin findet, daß die Naturgeschichte im engeren Sinne ohnedieß durch eigene Gesellschaften in England hinlänglich vertreten ist.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. April.

Nro. 71. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Der gute Gerhart ꝛc.

(Fortsetzung.)

Endlich möchte ich noch aus andern Gründen auf die spätere Abfassung des Aler. schließen. Im Gerhart nennt der Dichter seinen Namen nur auf versteckte Weise (V. 6835) und noch in keinem Akrostichon; dieß thut er schon im Barlaam, wenn gleich noch bescheiden am Schluße des Gedichtes; auffallender zu Anfang geschieht es im Wilh., recht in die Augen springend aber und selbstgefällig in den, Gotfrid nachgeahmten, Eingangsversen des Alexander. Hier haben wir einen stufenweisen Fortschritt, der nicht zu übersehen ist. Dazu kömmt in letzterm Gedichte noch eine gesteigerte Künsteley, die sich nicht nur in dem ebenfalls von Gotfrid entlehnten künstlichen Baue der Schlußzeilen der einzelnen Absätze, *) sondern auch in den immer wiederkehrenden ermüdenden Gedanken- und Wortspielen, die zwar auch im Wilhelm und den übrigen Werken vorkommen, ja schon im Gerhart von dem Herausgeber gerügt werden, hier aber (im Aler.) in viel erhöhterem Maße *) sich vorfinden. Diese künstliche Spielerey aber und dieses sich Zugutethun auf äußere Gewandtheit der Darstellung ist, überall wo sie hervortritt, ein sicheres Kennzeichen mangelnder oder abnehmender Schöpferkraft und wird immer da am häufigsten angewendet, wo es gilt durch äußerlichen Flitter den Mangel an innerm Gehalte zu verdecken. Wir halten daher auch in dieser Beziehung den Alexander für ein späteres

*) Z. B. Bl. 2. d.
den tumben und den wisen.
swer werdekeit wil prisen
der muoz den stolzen degen wîs
prîsen unde sînen prîs. —
Bl. 3. a. und swaz im wunders ie geschach,
als er im unde er uns verjach,
allsô prüeve ich die geschicht,
als uns ir beider wârheit giht. —
Bl. 3. b. gewaltic unde hêre
nâch küneclîcher lêre
was sîn geburt erhêret,
vil künste was er gelêret. —
Bl. 3. d. Sus tâten sie der welte kunt
dirre selben liste funt
mit wârheit als sie kunden
und sie die liste funden.

Später jedoch ermattete er in Anwendung dieser Schlußzeilen, denn vom dritten Buche an kommen sie sparsamer, weiterhin gar nicht mehr vor. —

*) Aus vielen Beyspielen hier nur Eines, Bl. 60. b. c.
Sie habent guot und grôzez her,
sô hân wir muot lî frecher wer;
unser muotes rîchez her
sol ir ungemuote wer
gar verdrücken, wan ir her
hât kleine kraft gên unser wer.
sie hânt her gar âne muot,
sô hân wir muot; ir rîchez guot
sol erwerben unser muot,
sô hân wir muot unde guot.
erwirbet unser frecher muot
der vîende rîchez guot,
sô müge wir mit dem guote
nâch unserm hôhen muote
gewinnen prîs und êre.
Sus volget mîner lêre:
wan swer guot und êre
erwerben sol, des lêre
mit eines mannes lêre
volge, er hât sîn êre
ob er den rât in lêret,
der in an saelden êret. —

Werk und können ihm unter allen Dichtungen Rudolfs überhaupt nur den letzten Platz einräumen. Daß die Weltchronik später entstanden und dennoch besser ausgefallen ist, kann an diesem Urtheile nichts ändern, und wir befürchten keinen Widerspruch, wenn wir behaupten daß der fromme gläubige Sinn des Dichters und das feste Vertrauen auf die Vortrefflichkeit des Stoffes, auf dessen Verarbeitung er seine letzte Lebenskraft verwendete, zu dem bessern Gelingen derselben wesentlich beygetragen habe. In meiner nach den reichlichsten Hülfsmitteln vorbereiteten Ausgabe des Wilhelm gedenke ich auf diese Punkte zurückzukommen und sie dann mit umfassendern Mitteln, als mir gegenwärtig zu Gebote stehen, weiter zu begründen, und bemerke nur noch, daß in der zwiefachen Reihenfolge, in welcher Rudolf die verschiedenen Dichter aufzählt, kein sicherer Beweis für die Zeitfoge, wie schon versucht ward, zu finden ist; im Wilhelm folgen sich auf Gottfrid: der Blikker, Ulrich von Zetzighofen, Wirnt, Freydank, Flek, Heinrich von Linane, der Stricker, Albrecht von Kemenat; im Alex. dagegen: Wirnt, Ulr. v. Z., Blikker, Freydank, Flek, Albr. v. K., Heinr. v. L., der Stricker.

Außer der oben berührten Handschrift (auf Papier, aus dem 15. Jahrhundert), von welcher der Herausgeber bemerkt, er kenne keine deren Fehler so oft bis zu völligem Unsinne gehen, fand sich glücklicherweise, ebenfalls in der Hofbibliothek zu Wien, noch eine zweyte ältere und bessere Hds. aus dem 14. Jahrh. auf Perg., so daß sich mit diesen Hilfsmitteln der Versuch einer kritischen Bearbeitung wohl wagen ließ. Und wirklich ist dieser als sehr gelungen zu betrachten, und wie früher Hartmann's Erec so zeugt auch dieses Werk von des Herausgebers Tüchtigkeit und kritischem Scharfsinne. Da jedoch die Perg.Hdsch. keineswegs zu den vorzüglichen gehört und überdieß an mehrere Stellen größere und kleinere Lücken hat, so konnte es nicht fehlen, daß wie viele kranke Stellen auch auf die glücklichste Weise geheilt wurden, doch Manches noch gar sehr der Nachbesserung bedurfte. Den ersten Anfang hat Hr. Prof. Haupt selbst damit gemacht und in seiner Zeitschrift f. d. Altth. 1,199 — 201 nachträglich eine Reihe meist trefflicher Verbesserungen, die theils von ihm selbst, theils von Lachmann und Wackernagel herrühren, mitgetheilt, und zwar mit einer Offenheit, die begangene Mißgriffe selbst da nicht zu bemänteln sucht, wo es auf die leichteste Weise hätte geschehen können, und die um so lautere Anerkennung verdient, je seltener sie heutzutage in der historischen Wissenschaft angetroffen wird. Um so weniger darf wohl gescheut werden, dem Selbstverbesserten noch einige weitere Versuche hinzuzufügen. Vorerst einige allgemeine Bemerkungen.

Der Herausgeber schreibt das persönliche Pronomen si (mit geringen Ausnahmen, die aber eher wie Druckfehler aussehen: 2114 sie, eam; 2999, 5359 sie, ii; 3695 si, ii;) außer dem Reime immer gedehnt: sî, und nur wo der Reim es erheischt: sie. Durch fortwährende Beschäftigung mit Rudolf's Werken hat sich mir aber für dieses Wort folgendes Gesetz, gegen welches niemals gefehlt wird, herausgestellt: sie braucht er für den Plural ohne Unterschied des Casus und Geschlechtes, für ii, eae, eos, eas u. s. w., sî nur für eam *); für ea kömmt es im Reime gar nicht vor, ist demnach kurz, si zu schreiben. Aus unzähligen Belegen über den ersten Fall hier nur einige: Gerh. 1785 sie (eos): hie; 2795 sus kusten sie mich unde ich sie: hie; 3430 hie: daz lobten sie (ii). Wilhelm 8955 sprâchen sie (eae): vie u. s. w. Die Beyspiele über den zweyten Fall sind natürlicherweise nur in geringerer Zahl vorhanden: Gerh. 3313 ob er lebte und er sîn wîp suochte, daz er funde sî: vrî; 4699 er suochte vreude und trôst an sî: bî; 5010 bî: daz senen sîn daz twanc ouch sî. — Wilhelm: und fuorten klägeliche sî (Ilien): bî. Barlaam 149, 3 wan ich hân — geminnet sî: bî.

Daß der unregelmäßigen Form der zweyten

*) Diese Länge haben auch alte Schreiber hie und da noch wohl gefühlt, z. B. Konrad in der Münchener-Handschrift des Barlaam (vom Jahre 1284), der für sî (eam) außer dem Reime seinem Sprachgebrauche gemäß (die Handschrift ist in österreichischer Mundart geschrieben) sei schreibt, zwar nicht immer wo es stehen sollte, doch wenn es gebraucht wird, nie gegen das Gesetz.

Person Pl. Praes. auf -nt hier Eingang gestattet ward, ist an und für sich nicht zu tadeln, da wir wissen, daß diese den Schweizern gerecht ist; nur der allzu häufige Gebrauch, wie es hier geschehen, möchte nicht gut zu heißen seyn. Ich kenne nur einen einzigen Fall im Barlaam, wo Rudolf „sein Volksdialekt beschleicht:“

226, 1. ob ir hiute alsô gesigent,
daz sie sigelôs geligent;

während unzählige Male im Reime das gewöhnliche richtige steht. Es ist daher nicht zu billigen, daß der Ausnahme so viel Vorhand gewährt wird. Auf ähnliche Weise verhält es sich mit den Adverben auf -lîchen, die uns hier so häufig begegnen; bey Rudolf ist mir kein einziger beweisender *) Reim auf -lichen, so nahe solche auch gelegen hätten, vorgekommen, vielmehr wird immer die ältere Form -lîche gebraucht. Damit sagen wir nicht, daß jene gar nicht zuzulassen sey, doch sollte damit behutsamer verfahren und in dieser Hinsicht den Schreibern, die dergleichen nur zu oft einschwärzten, nicht allzu ängstlich gefolgt werden.

Mit welchem Grunde werden die Wörter erre und merre ohne Dehnungszeichen geschrieben? Daß herre und nicht hêrre zu schreiben ist, beweist der häufige Reim mit verre und werren; jene beyden Wörter aber kommen nie mit herre (wie z. B. bey Hartmann), geschweige denn mit verre u. s. w. im Reime vor, es darf ihnen also ihre ursprüngliche Länge durchaus nicht genommen werden. Warum Z. 1232 drîzehenden, dagegen durchgehends drivalt, drivaltic geschrieben wird, vermögen wir ebenfalls nicht abzusehen; ist doch das eine wie das andere eine Zusammensetzung. Als Grund wird man nicht etwa das, nicht allein von R. sondern auch den meisten übrigen Dichtern, kurz gebrauchte drin entgegenhalten wollen? Aus Barlaam habe ich mir angemerkt, 351,29:

daz gót mit èiner drí'vált,

welche Stelle, abgesehen von andern Gründen, für die Länge sprechen und kaum anders zu lesen seyn dürfte.

Wir gehen hienach zum Besondern über. Z. 1936 ist zu lesen: wan eine mînes herren hant, die Hs. B. hat one. — Z. 2666 mîn frowe und ir frowen zwô, vgl. 2679 und 2685. — Z. 2702 ob et ir gedenket ir vater, künec Reinmunt. — Z. 2884 froelich in mîn hûs hin hein. — Z. 2890 rîlicher waete. — Z. 2909. 10 sind die zwey Genitive auffallend; es möchte zu lesen seyn: Dô fröute sich mit liebe kraft der kintlichen geselleschaft mîn frowe. — Z. 3595 lies mit B: Dô messe was gesungen; vgl. 636. der keiser messe vernam; 2536: nâch messe kêrten wir sâ; 3493: dô man messe hie gesanc; Wilhelm 1753: dô messe halp gesungen was; 1956: dô messe was gesungen. — Z. 3649 muß heißen: daz was ir krie mit stolzer kraft, und bedarf keiner so gewaltsamen Aenderung, wie sie in der Zeitschr. S. 201 versucht ward; vgl. Wilhelm krie: hie 1383. 6387. 6453. ûf sie: krie 9171. — Z. 4532: des genâdet im zehant der herre zühte rîche. — Z. 4981 lies: alse wol, so auch 5557. — Z. 5495: komen sît her in dîtz lant. Die Partikeln her, hin, dan, dar u. s. w. sind R. sehr geläufig und er wendet sie in dieser Weise häufig an, z. B. 1195: hin über mer. 1208: dan ûf den sê. 6831: der brâ'hte' èz her i'n dîtz lant. Wilhelm 848: haete brâht dar in daz lant. 5997: von der stat hin ûf das velt u. s. w. — Z. 6140: für alles guotes überguot, vgl. 5553. des süezen guotes überguot; Baarlam 11,814 ein überguot des guotes (bey Köpke 295, 14, wo die ganze Stelle lückenhaft ist, übergülte). — Z. 5736 dar üffe ze herberge was. — Z. 5749 von golde und von gesteine. — Z. 5772 ist mit B. zu lesen: ouch was dem künege ein guot gelimpf, denn es ist wohl zu beachten daß, wenn von dem Könige die Rede ist, nicht bloß

*) Die Stelle Z. 3189

noch lîp sô saelden rîchen.
daz ir sô minneclîchen u. s. w.

beweist nichts, noch weniger Z. 2209 — 10, und beyde sind in -îche zu ändern. Aehnliche Stellen finden sich auch im Wilhelm Z. 7275 rîchen: hêrlîchen, Z. 14865: minneclîchen, wo die Haager und Laßb. Perg. Handschr. wirklich so, alle andern aber rîche: -lîche lesen.

„der herre“, sondern der herre mîn oder mîn herre gesagt wird; vgl. 5779. 5879. 5967. 6022. 6042 u. s. w. — Z. 5966 ezzen als man solte. — Z. 6271. daz lant, der krône hêrschaft. — Z. 6261: vollebringen kunde. — Z. 6831 ditz lant. — Z. 4239 heilegen. — Z. 2471 Ditz. —

In der Zeile 5145:

sît habent sumelîche
von mînem künecrîche
wider mich gesetzet sich

mir, wie A liest, mit B gegen mich zu vertauschen, war unnöthig, indem beyde Redensarten eine und dieselbe Bedeutung haben. Zwar stellt Benecke in seinem Wörterbuche zum Iwein S. 551 das Gesetz auf: Im Stande der Ruhe gedacht, stehe wider mit dem Dat., in dem der Bewegung aber mit dem Acc. Dieß wird man aber schwerlich überall so strenge durchgeführt finden. Wie ich eben ersehe, zweifelt Grimm (Gram. 4, 795) ebenfalls daran, und es „scheint ihm schwer, die Unterscheidung dieser beyden casus überall nach diesem Grundsatze zu regeln.“ Dagegen sprechen auch im Althd. eine Menge Beyspiele, die man in Graff's Präpositionen, S. 192 — 197, und in dessen Sprachschatze I, 638 — 639 verzeichnet findet. Ebenso kenne ich aus dem Alexander einige Stellen, wo ebenfall der Dat. steht, und doch nichts anderes als eine Bewegung ausgedrückt werden soll. Münchnerhs. Bl. 14. a.

in üppeclîchem wâne
wirt er [der von unadel ist geborn] alsô lôs gemuot,
daz er sich setzet durch sîn guot
wider der hêrscheft gar,
diu in gehochet hât biz dar.

und Bl. 33. a.

In vîentlîchem zorne
was dô der wolgeborne
gegen Atêne der stat,
daz si hâte sich gesat
wider im in solher wer.

Beydes neben einander findet sich in beweisenden Reimen in der Minne Lehre von Heinzelîn von Kostenz; bey Müller Z. 352:

— swer sich wider mir (:dir)
setzet und der muoter nûn
— — dem zünde ich an sîn herze mite.

und Z. 1482 ff.

— — wes zîhstû mich,
daz dû strebest wider mir?
nû hân ich doch gegeben dir
hôhen muot u. s. w.

Dagegen im nämlichen Sinne Z. 319 ff.

sich setzet maniger wider mich
alsô vesteclîch, daz ich
mit güete in niht betwingen kan.

Die Z. 5470: „der ist ze lihte semfte gemuot“ ist von dem Herausgeber später (Zeitschrift S. 200), mit Hinweisung auf Walther 96, 13 in „ze lihte gemuot“ verändert worden, was diesem Satze einen ganz andern Sinn gibt. Ze lihte gemuot heißt in der gewöhnlichen Bedeutung: zu leichtsinnig, leichtfertig, und das soll hier nicht gesagt werden. Es ist vielmehr gar keine Aenderung nöthig und mit A zu lesen: der ist ze lihtsemfte gemuot. Dieses Wort, dem hier „etelîcher ist ze karc“ gegenüber steht, ist uns öfter begegnet und bedeutet nachsichtig, nachgiebig, mild, auch nachläßig, träge. Flöre 54 ff. „er hât der boesn nâtûre kraft mit lihtsenfte überwunden.“ Cod. Monac. 100 Bl. 144. b. „— daz daz wâre wort, daz unser hêrre selbe ist, in ir herzen ist derloschen und daz sie lihtsemfte sint worden an gotes dienste und ungedultîc und snel ze unnützer rede u. s. w. Bruder Berhtolt, Kling 422: lihtsenftekeit. Aehnliche Zusammensetzungen sind: Bruder Davit: „mîn joch ist senftsüeze und mîn bürde ist ringe“; Ernst 1990: „und kom ein lihtsüezer (so steht bey v. d. Hagen und braucht nicht, wie Gram. 2. 576 geschieht, in liehts. verändert zu werden) tac, der sie nâch leide machte vrô.“ —

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. April.

Nro. 72. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Der gute Gerhart ꝛc.

(Schluß.)

Die Stelle 5723 ff. halte ich, abgesehen von den drey verdächtigen Adverbien, für verderbt und schlage vor zu lesen:

Dô wir sô groezliche
in daz künecrîche
schône enpfangen wurden dâ.

Diese Redensart und andere ähnliche kommen auch im Wilh. vor, Z. 14541:

und wurden rîliche
enphangen in daz rîche,

Z. 13122 (Haagerperghs.)

er hâte al den sînen
einen hof gesprochen dar
armen unde rîchen gar
ze Norwaege in daz rîche.

Z. 10722 ff. (ebd.)

Dirre beiden künege her
— samenden sich sâ zehant
mit kreften werlîche
ze Tenemârc in daz rîche.

Z. 11582 (ebd.)

er teilte in daz rîche
den herren die gevangen gar.

Z. 5564:

und gruozten in mit vreuden gar
hin wider hein in sîn lant

und Z. 3046 (Haagerhs.)

herberge nemen in die stat.

vgl. darüber Gramm. 4, 827. 825.

Die beyden Z. 4887 und 4888:

sver ouch nû spil merken wil,
dâ was manc ritterlîchez spil

verrathen sich durch schlechten Bau und matte Wiederholung als Einschiebsel des Schreibers und sind zu tilgen. Daß B mit 280 Versen die Lücke von 2 Blättern in A richtig ausfüllt, beweist noch nicht, daß sie auch in dieser vorhanden waren, indem die 35 Zeilen auf jeder Spalte dieser Hs. „nicht immer eben so viele Verse betragen.“ Eben so möchten auch die Z. 2905 — 2908 zu streichen seyn, wodurch die kurz vorhergehende Lücke auf sechs Zeilen ermäßigt würde. Ferner ist auch Z. 6924 mit B zu streichen; sie enthält einen nichtssagenden Zusatz und das Gedicht soll mit 7 gleich lautenden Reimen schließen, wie der Barlaam mit zweymal 7 und Wilhelm mit 9, welch letztere so lauten:

Swelch mîn friunt mir friundes rât
erzeiget âne missetât
(ob mir der rât ze staten stât
und mich niht tumplich irren lât),
der tuot mir wol, swie ez ergât,
und leit an mich der triuwen wât.
daz ist ein friuntlich getât.
nû helfe uns der erbermde sât.
ditz maere alhie ein ende hât.

Damit vergleiche man die Schlußverse der Kindheit Jesu von Konrad von Fußesbrunnen (K. A. Hahn, Gedichte des 12. u. 13. Jahrh. S. 102. 146), die Rudolf sowohl der Form als auch dem Inhalte nach offenbar nachgeahmt hat.

Man gestatte mir noch einige Vermuthungen mitzutheilen. Z. 933. ich hât es dicke g. m.?

vgl. 961. — 1127. als in der keiser selbe hiez? — Z. 1347. sô oder als man? — Z. 1348 versteh' ich nicht. Vielleicht: doch dûhte mich, er saehe vil wol? oder: dô dancte er des, er sach v. w.? — Z. 1368. suochte. ich antwurte im sâ? — Z. 1588. altherren? — Z. 2799. ze kêrenne? — Die Zeilen 2849 und 2851 sind zu kurz; etwa: durch got die rehten wârheit mir? und: vrowe, daz sage ich dir vil wol? — Z. 3081. ach wênic, deist niht anders doch? — Z. 3341. alsô? — Z. 3429 möchte ich mit B lesen: bî mir die hôhgezît alhie. Z. 3529. und sach, swie kranc et was ein gast, daz im an wirtschaft niht gebrast? — Die dunkle Zeile 3547 möchte vielleicht zu lesen seyn: er hiez die nahtsal (für nahtsaelde) oder: nahtsite schriben an? — Z. 3666. durch der vreude ez solte sîn? — wie soll Z. 4766 gelesen werden? Vielleicht ist die Lesart von B.: süez rede, semfter umbevanc dennoch richtig? oder: süezsemfter umbevanc? — Z. 5367. (tür) dâ bôzte ich? vgl. J. Grimm, Sendschreiben (Reinh. Fuchs) 654: dar in er bôzen began. — Z. 5527. dô was der schal von drange grôz? — Z. 5589. so behaget uns âne in niemen baz, dan ir u. s. w.? — Z. 5746. sô muoste ir ie bereit sîn? — Z. 5926. virric glesten, liehte brehen sach man durch daz gevilde die panier und die schilde u. s. w.? — Z. 6144. danne er selben taete sich? — Z. 6384. daz was gar ân mîne gir? — Z. 6686. ob ich dîne guottât iht gehundertvalten möhte, daz ez dannoch niht töhte? — Hier noch einige bemerkte Druckfehler. Lies 739 dô. 778 unde. 1101 dû. 1539 da. 3185 ich. 5355 wênic. 4885 unz. 4536 do. 3402 hôchzît.

Verschiedene Eigenheiten und Freyheiten im Reime u. s. w., deren sich Rudolf in seinen spätern Werken entschlägt, mehrere Stellen, die, hier noch frisch und lebendig, sich später z. B. im Wilhelm matt und breit wieder finden, und Anderes würden uns, auch ohne des Dichters eigenes Zeugniß, im guten Gerhart eine frühere Jugendarbeit erkennen lassen. Neben ruom: tuom 6717. 173. 667. reimt ruon mit tuon 937. 987. 1101. 1115. 6901 u. s. w., eben so keiserin: in 161. neben keiserîn: ba dekîn 3573. Im Barlaam gebraucht B. das Prät. von draejen, wie es gewöhnlich ist, schwach: gedrât: genât 163, 15; hier noch stark 3746: starkiu lide wol getân, sinewel und wol gedrân. Diese Form, ein Ueberrest aus alter Zeit, die sich im Gothischen in den Wörtern sáijan und wáian, und im Angelsächsischen in blâvan, cnâvan, crâvan, sâvan und thrâvan, aber nicht mehr im Althochdeutschen, Altnordischen findet, kömmt im Mhd. nur selten vor; zwey Beyspiele aus Lanzelet verdanke ich der Mittheilung des Dr. Hahn: Wiener Handschr. 2698 Bl. 45. b. als ein kerze gedrân (:undertân) was der stein âne mûre; Bl. 51. b. wan ein goz daz ie dâ lac als ein kugel gedrân; ez enmohte niemen ûf gehân noch von der stat bringen; Minne Lehre bey Müller Z. 654 gedrân ir kinne minneclich nâch wîzer mandelmilch gevar. vrgl. geblân von blaejen Altdeutsche Wälder 3, 177. — Hier erlaubt sich Rudolf noch, wenn auch nur selten, Adverb. auf – liche mit einander zu reimen: 1531 vesteclîche: jaemerclîche; 2209 sicherlîche: güetlîche; 4317 lobelîche: gewalteclîche; 5533 vroelîche: wirdeclîche. Weder im Barlaam noch im Wilhelm und Alexander findet sich davon ein Beyspiel und diese Adv. werden nur mit rîche und gelîche gereimt.

Was die oben berührten Wiederholungen betrifft, so vergleiche man mit der Beschreibung der Morgengabe im Gerhart, Z. 5052 folgende aus Wilhelm Z. 14031 ff.

Dô diu trûebe naht verswein
und der morgensterne schein
unde ez schiere tagn began,
Willehalm, der reine man,
gap sîner trût amîen,
der schoenen Amelîen,

die rîhsten morgengâbe,
die Walhe oder Swâbe
ie dâ vor gegâben ê.
waz mohte er ir gegeben mê
wan herze, lîp unde muot?
sich selben, lant, liut unde guot,
hantvestecliche in ir gewalt
brâhtez gar der degen balt.
sîn lîpgedinge was von ir,
daz er nâch sînes herzen gir
von ir warten solte,
swes er wünschen wolte
an lieplicher geselleschaft,
an staeter liebe staete kraft
mit unverkêrten triuwen
unvalschen werden niuwen
an den man verniugernde niht.
daz was von ir sîn zuoversiht
und sîn lîpgedinge dô.

oder Gerh. 5066 ff. Wilhelm 14072 ff.:

dô kômen juncfrôuwelîn
schoene hübesch wolgevar
und buten in ir kleider dar.
als sie die angeleiten
und sich vil wol bekleiten,
sie fuoren dâ man messe sanc.

Ebenso wird die Schilderung bey Ger. 4765 ff. im Wilhelm 13940 ff. wiederholt:

ir küssen was vil minneclich,
daz ietwederz dem anderu bôt
an sîn süezez mündel rôt.
liep muoste undr in beiden sîn.
liep dû mîn, liep ich dîn,
liep dû bist, liep, daz ich bin,
mir liep, wan mînes herzen sin
dich, liep, mit liebe minnet;
liep mit liebe sinnet,
liebez liep, mit liebe an dich.
dâ dû, liep, bist dâ bin ich.
nû wis ouch dû, liep, dâ ich sî u. s. w.

Ferner vergl. Gerh. 4735 ff. mit Wilhelm 13963 ff.

Vnder in was mit liebe kraft
sunder haz mit friuntschaft
einmüetic liep, einmüetic muot
gên liebem liebe ein werndez guot,
ein staetin triuwe sunder schranz
veste, lûter unde ganz.
ir liebe in beidin herzen schein,
ein einic ein wart von in zwein u. s. w.

Auch das Herzogthum Gant und die 3 Bischöfe (Gerh. 5334 ff.) kommen im Wilhelm vor, was schwerlich beyde Mal von den Quellen gegeben ward; 14432:

den werden herzogen von Gant
solt er senden dâhin
mit gelêrten fürsten drin.
der eine was von Santâvît
ein erzebischof, der die zît
was des küneges hoehster rât,
wan er âne missetât
wîse was und wert erkant.
der erzebischof wart gesant
von Eberwîc mit disen zwein,
an dem ouch hôhiu wîsheit schein,
und der bischof von Winchester
der wîse muotes vester.

Doch genug solcher Belege, womit wir die Geduld des Lesers vielleicht schon über Gebühr in Anspruch genommen haben; zur Bestätigung des oben Gesagten werden sie genügen.

Zum Schlusse können wir eine Bemerkung nicht unterdrücken. Man hat nämlich Gervinus schon wegen seiner Urtheile über diesen und jenen Dichter

deutscher Vorzeit *) angegriffen, bald mit mehr, bald mit minderer Heftigkeit, je nach verschiedenen Umständen oder Beweggründen. Auch hier geht er nicht leer aus und wird ihm sein ungerecht absprechendes Urtheil über Rudolf's Werke vorgeworfen. Hart mögen Gervinus Worte seyn, ungerecht und absprechend sind sie darum noch nicht. Eben aus dem Umstande, daß Rudolf's frühestes Werk das gelungenste und in seinen spätern Dichtungen ein höchst merklicher stufenweiser Abfall zu spüren ist, kann der sicherste Beweis geführt werden, daß sein dichterisches Talent nur ein beschränktes war und daß der erste jugendliche Anlauf in die Länge nicht aushielt. Wenn ein Herausgeber seinen Schriftsteller, den er mit Mühe und beharrlichem Fleiße, mit Heilkünsten und Kunstgriffen aller Art aus dem Wuste entstellender Verderbnisse glücklich herausarbeitete und nun in echter Gestalt zu ungestörtem Genuße hingiebt, mit freundlichern Augen, als er wohl verdiente, ansieht und auch von andern dieselbe Anerkennung verlangt, so ist dieß sehr natürlich, nicht aber gerade gut zu heißen und der Geschichtschreiber darf sich dadurch in seinem Urtheile nicht irren lassen. Er kann und darf das Einzelne nicht abgesondert für sich, sondern nur als Glied der Kette und in seinem Zusammenhange und Verhältnisse zum großen Ganzen auffassen. Dieß muß man im Auge behalten, wenn man Gervinus richtig und billig beurtheilen will. Keineswegs „mit ungenügender Vorbereitung," sondern mit gründlicher und umfassenderer Kenntniß unserer alten Dichtwerke, als alle seine Vorgänger zusammen genommen, ja selbst vielleicht als manche der Männer, denen wir in diesem Fache das Beste zu danken haben, hat er unsere ganze ältere Litteratur der genauesten Prüfung unterworfen, mit richtigem Takte erst nach dem Frischeren und Besseren greifend und von da zu dem minder Bedeutenden abwärts steigend. So giebt er uns ein treues geschichtliches Bild des ganzen Entwicklungs- und Bildungsganges der deutschen Litteratur und von diesem Standpunkte aus müssen seine Urtheile nothwendig geprüft werden, will man anders nicht selbst in den Fehler verfallen, dessen man ihn beschuldigt. Das, was Gervinus Darstellung wirklich als Tadel treffen dürfte und trifft, ist ganz anderer Art und von J. Grimm zu seiner Zeit und an seinem Orte zum Theil schon richtig bezeichnet worden. Zum Vergleiche übrigens, wie auch schon vor Gervinus über R. geurtheilt ward, mögen hier noch Lachmann's Worte (Auswahl S. IV. V.) eine Stelle finden: „Rudolfen von Ems hat ja niemand als sein Fortsetzer und er selbst genannt; und so vortrefflich sind seine Werke nicht, daß sie zu einer Ausnahme (d. h. sie in die Auswahl aufzunehmen) reizten, wenigstens nicht die zwey, die ich allein kenne: Barlaam und die sogenannte Weltchronik; mag man auch einzelnen Stellen das Verdienst klarer und einfacher Darstellung zugestehen, wie sie damals auch kunstlosern leichter und öfter gelang."

Franz Pfeiffer.

*) So wie über neuere und neueste, z. B. das im 5. Bande seiner Litteraturgeschichte ausgesprochene und jüngst durch die Augsburger Allgemeine Zeitung weiter verbreitete Urtheil über Jean Paul; und doch hatte E. M. Arndt bereits 1804 in den „Briefen an seine Freunde" ein viel strengeres Urtheil über denselben Schriftsteller ausgesprochen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. April.

Nro. 73. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

El-Mas'údí's Historical Encyclopaedia, entitled „Meadows of gold and mines of gems," translated from the Arabic by Alois Sprenger. London 1841. Vol. I.

Der Ausschuß der Königlichen Asiatischen Gesellschaft zu London, welcher es sich zur Aufgabe setzt, Werke der östlichen Literaturen übersetzen und sie theils mit theils ohne die Texte *) drucken zu lassen, hat in den 12 Jahren seines Bestehens unsere Kenntnisse des Morgenlandes in allen Fächern der Wissenschaft ungemein gefördert. Am meisten ward aber, wie sich dieß geziemt, das Fach der Geschichte und der Erdkunde berücksichtiget; denn die philosophischen Systeme und dichterischen Erzeugnisse des Orients haben für uns nur ausnahmsweise einen selbstständigen Werth; auch sie dienen im Durchschnitte bloß als geschichtliche Monumente, um nämlich die Denkweise, die Zustände der verschiedenen Völker des Orients, wie sie sich zu diesem oder jenem Zeitraume in den geistigen Erzeugnissen der verschiedenen Völker abspiegeln, kennen zu lernen. Ja es ist kaum ein Land, ein Volk, ein Jahrhundert leer ausgegangen, dessen Kenntniß durch die sechs und fünfzig Werke, welche bereits unter dem Schutze dieser einsichtsvollen gelehrten Gesellschaft erschienen sind, nicht erweitert worden wäre. Ein würdiger Anfang des Unternehmens war die Uebersetzung des Auszuges der Reisen des Ibn Batuta aus Tandschah oder Tandscher, das uralte Tingis oder Tingi in der Provinz Tingitana, von Lee, durch welche wir eine Einsicht in den Zustand der meisten Länder Asiens und Afrika's und selbst eines kleinen Theiles von Europa, im Laufe der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts erlangen.

Zu den wichtigsten Werken aber, welche die orientalische Uebersetzungsgesellschaft unterstützt und zum Theil hervorgerufen hat, gehört unstreitig die historische Encyclopädie Masudi's, welcher der Verf. den abentheuerlichen Titel „Goldene Wiesen und Edelsteinminen" beylegte, damit, wie er sagt, (S. 27) die Neugierde des Lesers erregt und die Seele begierig werde, den historischen Stoff sich eigen zu machen. In diesem Werke, wird hinzugefügt, habe er das Wesentlichste der historischen und geographischen Thatsachen, welche in seinen andern Büchern mit allen Einzelnheiten und Umständen berichtet wurden, zusammengefaßt und, wie er hoffe, den Fürsten wie den Gelehrten dadurch ein angenehmes Geschenk gemacht. Es wird hierin jede Religion, jede Wissenschaft, die im Laufe der Jahrhunderte entstanden, gleichwie alles Nützliche und Interessante besprochen, von dem Beginne der Schöpfung bis auf die Zeit des Verfassers, d. i. gegen die Mitte des zehnten Jahrhunderts. Am Ende des Werkes werden noch die Anführer der Pilgerfahrten von dem Anfange des Islam aufgezählt und bis auf die letzten Jahre seines Lebens herabgeführt. Der Verf. der goldenen Wiesen ist einer der berühmtesten Polyhistoren der arabischen Literatur; er schrieb über Theologie und Rechtswissenschaft, über Geographie und Historie, und wird in den letztern Fächern von dem tiefsinnigen Ibn Chaldun als ein Muster der spätern arabischen Kosmographen geschildert. Ibn Chaldun ist aber ein Schriftsteller, dessen Einsicht und Kenntnisse, wie wir später sehen werden, von keinem der andern arabischen Historiographen übertroffen werden. Das Leben des Iman Abul Hassan, weil er von einem der berühmtesten

*) Es ist vor kurzem eine eigene Gesellschaft gegründet worden zur Herausgabe der Texte ohne Uebersetzungen.

Gefährten Muhammeds, Masud al Haseli geheißen, abstammt, Masudi zubenannt, ward von den gelehrten Orientalisten Quatremère, nicht von Quatremère de Quincy, wie Hr. Sprenger (Préface LXIX) sagt, in dem pariser asiatischen Journal (Janvier 1839 S. 5 — 31) ausführlich beschrieben. Der Verf. der goldenen Wiesen ward, wir wissen nicht in welchem Jahre, zu Bagdad geboren und auch daselbst erzogen. Gegen das Ende seines Lebens mußte Masudi, wahrscheinlich weil er in religiöser Beziehung verdächtig wurde, seine Vaterstadt verlassen; er begab sich nach Aegypten, wo damals die freysinnigen Fatimiden herrschten, und starb zu Fostath im Jahre 956 u. Z. Masudi war ein Zeitgenosse des Constantinus Porphyrogeneta, dessen Werke durch Vergleichung mit denen des Arabers an vielen Stellen erläutert und verbessert werden können.

Ueber seine eigenen Werke und die anderer Schriftsteller, welche er als Hülfsmittel benutzte, erstattet M. ausführlichen Bericht in den ersten Abschnitten der goldenen Wiesen. Viele arabische Schriftsteller, die er hier aufführt, sind entweder ganz verloren gegangen oder wenigstens bis jetzt noch nicht aufgefunden worden.

Der Verfasser verbindet, gleichwie Herodotus mit den geschichtlichen Thatsachen die Beschreibung der Länder und Völker, welche er auf seinen langen Reisen kennen lernte. Masudi besuchte Indien, nach einer Handschrift selbst China, Choresan, Irak, Armenien, Adherbaidschan, Arran und Syrien in Asien, dann einen großen Theil des östlichen Afrika's; er verkehrte häufig mit Königen und lernte viele Staatsverfassungen, Gesetze und Sitten der Völker kennen. Am Ende seines langjährigen Studiums und seiner wiederholten Beobachtungen fand der wackere Mann, daß es jetzt wenig mehr Erfreuliches gebe auf Erden. Er wandte deßhalb seine Aufmerksamkeit auf die theologischen, philosophischen und juridischen Wissenschaften, und hat auch auf diesem mehr speculativen Felde durch mehrere Werke seinen Fleiß und seine Tüchtigkeit bewährt.

Man macht sich eine ganz unrichtige Vorstellung von den arabischen Geschichtschreibern, wenn man sie sämmtlich für bloße Annalisten oder Chronisten hält, in der Weise des Abulfeda oder der chinesischen Historiker. Mehrere von ihnen, wie namentlich Masudi und Ibn Chaldun (geb. zu Tunis 1332 und gest. zu Cairo 1406) erheben sich zu Betrachtungen über Religion und Staat, über Recht und Sitte, deren sich neuere Politiker nicht zu schämen brauchten.

„In unsern Werken," sagt Masudi an einer Stelle *), „haben wir von den verschiedenen Regierungssystemen gehandelt, von der königlichen wie der volksthümlichen Herrschaft; von den Pflichten der Könige gegen sich selbst und gegen ihr Volk; von den verschiedenen Abtheilungen eines jeden weltlichen Regiments, und aus wie vielen Zweigen es besteht. Wir haben auseinander gesetzt, warum die königliche Herrschaft der Religion bedürfe, und die Religion ihrerseits wiederum der königlichen Herrschaft; wie in die Regierung nach und nach Gebrechen sich einschleichen, welche den Untergang der Herrscherfamilien, der Gesetze und Religionen herbeyführen; welche Gebrechen im Innern der Staaten und der Religionen selbst im Laufe der Zeit entstehen, und welche von Außen herkommen; wie man die weltliche Macht und die Religion befestigen müsse, und wie die eine der andern beystehen könne, wenn sie von äußerlichen oder innerlichen Feinden angegriffen wird. Wir haben endlich die Zeichen angegeben, wornach man das Glück der Staaten zu beurtheilen vermöge, und wie man die Provinzen, das Religionswesen und die Armee verwalten müsse."

Man ist in der That erstaunt, wenn man in Ibn Chaldun's Einleitung **) zur Geschichte der Perser, Araber und Berbern, welche von der Natur der bürgerlichen Gesellschaft handelt, von den civilisirten und uncivilisirten Zuständen der Menschheit, dann von allen Wissenschaften, Kenntnissen und Künsten auf Erden, man erstaunt in einem arabischen Werke aus dem vierzehnten Jahrhundert eine Geschichte der Menschheit und des Staates zu finden.

*) Masudi nach der Uebersetzung von de Sacy in den Notices et Extraits des Manuscrits VIII. 135. St. Martin im Leben Masudi's, in der Biographie universelle, Bd. XXVII. S. 388.

**) Lee hat uns schon längst die Uebersetzung dieses berühmten, aber wie Kenner sagen, auch höchst schwierigen Werkes versprochen.

Das Werk, zu welchem Masudi fünf und achtzig Werke, welche er in seiner Einleitung aufführt, als Quellen benützte, zerfällt, die Einleitung und Inhaltsanzeige als besondere Capitel mitgerechnet, in hundert zwey und dreyßig Abschnitte. Der vorliegende erste Band der Uebersetzung enthält die siebzehn ersten Capitel, wovon aber einige bereits früher vollständig bekannt gemacht waren.

Das Werk beginnt, wie die allgemeinen Geschichtsbücher der Araber durchgängig, mit der Schöpfung der Welt und aller darin lebenden Wesen, wobey die Angaben der heiligen Schrift mit den Sagen des Talmuds und den Mährchen anderer östlicher Völker gar wunderlich unter einander gemischt sind.

Die drey folgenden Abschnitte, welche die Geschichte Abrahams, der Propheten, der Könige Israels und aller Ereignisse des jüdischen Volkes bis auf Muhammed enthalten, bestehen aus einer ähnlichen Mischung der Erzählungen der heiligen Schrift mit den Mährchen anderer Werke, namentlich des Korans. Doch ist selbst unter diesem Wust manches Goldkorn vergraben. Wir erfahren (S. 114), daß die Samaritaner die Sehergabe aller Propheten nach Moses läugnen und ihre Häuptlinge aus den Nachkommen Arons wählen. Zu den Zeiten Masudi's wohnten deren sehr viele zu Naplus, das sie für ihre heilige Stadt hielten, wo Jakob seine Heerden geweidet haben soll; sie zerfielen damals in zwey Sekten, die sich feindlich gegenüberstanden, wie Juden und Samaritaner. Das Wichtige und allein Brauchbare dieser drey Abschnitte der goldenen Wiesen sind die Sagen über die Helden und Sänger der Araber vor Muhammed.

Der siebente Abschnitt, welcher von den Hindu, ihren religiösen Ansichten und den Ursprung ihrer Reiche handelt, war uns schon durch die gelehrte Arbeit des Herrn Gildmeister (Scriptorum Arabum de rebus Indicis loci), auf den wir hier verweisen, bekannt. Hr. Dr. Sprenger konnte die Arbeit des Bonner Orientalisten nicht benützen, und erklärt (Vorrede S. 69) die verschiedene Uebersetzung einiger Stellen durch die verschiedenen Texte, nach welchen beyde Herren arbeiteten. Masudi widmet dann die folgenden sieben Abschnitte einer Darstellung und Beschreibung der Erde im Allgemeinen und ihres Verhältnisses zu den andern Himmelskörpern, so weit nämlich theils durch die griechischen Geographen und Astronomen, theils durch eigenes Forschen und Anschauen die Kenntnisse der Araber reichten. Man findet hier eine vollständige Kosmologie und Kosmographie der muselmanischen Welt im zehnten Jahrhundert. Es enthalten diese Abschnitte eine große Menge lehrreicher neuer Thatsachen, aus den verschiedenen Theilen der Geographie und Historie. Masudi erwähnt unter andern mehrmals der Insel Kanbalu, wie Sprenger schreibt, oder richtiger Kanbalah (Herbelot schreibt Kanbala) und ein Land Berbera. Das Meer von Zandsch oder Zindsch der Südostküste von Afrika (Benennungen, welche aus den Namen Ζιγγις oder Ζήγισα bey Ptolemäus hervorgegangen sind) sagt er, heiße auch das Meer von Kanbalah; es ist dieß eine Insel, die sehr gut angebaut ist; die Bewohner derselben sind Moslim, welche die Zandschi Sprache sprechen. Die Muhammedaner, fügt er hinzu, haben diese Insel (vergl. S. 232 folg.), gleichwie dieß mit Kreta geschehen ist, erobert und die Einwohner unterjocht. Dieß geschah gegen das Ende der Ommjaden und im Beginne der Abbasiden. Das Land Berbera, lesen wir an einer andern Stelle (S. 260), erstreckt sich zwischen Zandsch und dem Lande Abyssinien; es ist dieß Berbera nicht mit dem Lande der Berbern im nordwestlichen Afrika zu verwechseln. Masudi war selbst im Jahre 916 in Zandsch, zu Kanbalah und Sofalah (d. h. Niederlande). Abulfeda sagt, Kombalah, so schreibt Reiske diesen Namen, sey ehemals cultivirt gewesen, die Insel habe aber heutigen Tags keine Einwohner (Büschings Magazin IV. 277). Was sind nun Berbera und Kanbalah für Länder? Herr Dr. Sprenger hat hier keine Erläuterungen hinzugefügt, und wir bemerken deßhalb, daß die Araber schon in den alten Zeiten vor Muhammed einen großen Theil der Südostküste Afrikas Azania (ἡ Ἀζανία) nannten und daß die Griechen, welche ihre Nachrichten über diese Gegenden von den Arabern erhielten, recht gut wußten, dieser Name bedeute Barbarenland (Mannert Geographie von

Afrika. Leipzig 1825. I. 81). Azania ist sicherlich aus Adschem entstanden, ein Wort, womit der Araber jeden Nichtaraber bezeichnet und was in seinem Munde Barbar bedeutet. Ptolemäus nennt an einer Stelle die ganze südöstliche Küste Afrikas mit Recht Barbaria; an einer andern unterscheidet er aber irrthümlich zwischen Azania und Barbaria. Masudi kannte nicht bloß den Ptolemäus, den er mehrmals anführt, sondern er besaß selbst noch, wie es scheint, die geographischen Karten des Marinus von Tyrus (de Sacy in den Notices des Manuscrits a. a. O. 147). Ist das Werk des Marinus in der That noch im zehnten Jahrhundert vorhanden gewesen, so ist immer noch zu hoffen, daß es einmal, und wenn auch bloß in der arabischen Uebersetzung gefunden werde. Die Insel Kanbalah muß aber ihrer Lage und Beschreibung nach Madagascar seyn; wir hätten also durch Masudi zuerst erfahren, wann diese große Insel von den Moslim in Besitz genommen wurde. Der Name Kanbalah wird sich wahrscheinlich aus den ethnographischen Verhältnissen oder den geographischen Lokalitäten dieser Insel erklären lassen.

Der fünfzehnte Abschnitt enthält eine Beschreibung des chinesischen Reiches, seiner Könige und Regierungsweise, (der Text findet sich nach der Leidner Handschrift großentheils in den Noten zum Abulfeda II. 713,) worin auch die die türkischen Reiche Mittelasiens vielfach erwähnt und besprochen werden.

Die Nachrichten des Masudi sind namentlich deßhalb sehr denkwürdig, weil sie uns den Zustand Mittelasiens vor dem Einbruche der türkischen Horden in die Länder Irans schildern und die chinesischen Nachrichten über Mittelasien theils erläutern, theils ergänzen. Die Geschichte Chinas, wie wir sie bey Masudi lesen, entbehrt aber in der Art alles historischen Fundaments, daß man gar nicht begreifen kann, auf welchem Wege die Araber zu diesen wunderlichen Mährchen gekommen seyn können. Die Namen der chinesischen Könige, welche hier aufgeführt werden, können schon der Laute und Wortformen wegen gar nicht zum Sprachstamme des östlichen Asiens gehören. Doch finden sich auch unter den abentheuerlichen Geschichten dieses Abschnittes einige gegründete Angaben. So hat Masudi unter andern gehört (S. 323), daß in China Leute desselben Stammes oder Familiennamens sich nicht unter einander verheirathen dürfen; daß allenthalben im ganzen Mittelreiche eine Regierungspost eingerichtet sey, wodurch die Fakfur, ein Wort das im Persischen dasselbe bedeutet wie Tien tse im Chinesischen, das ist die Himmelssöhne von allen Vorfallenheiten des Landes schnell unterrichtet werden; daß Volkszählungen im Lande vorgenommen werden, wozu eigene Beamte von Seiten der Regierung aufgestellt sind. Die Chinesen, sagt er (S. 340), sind das talentvollste Volk auf Erden, sie haben außerordentliches Geschick in Schnitzarbeiten und andern Künsten, so daß kein Volk ihnen hierin gleichkommt u. s. w.

Masudi hat die bekannten Reiseberichte der beyden Araber, welche wir dem Abbé Renaudot verdanken, vielfach benützt und ausgezogen. Wie sehr aber die Araber die Namen verstümmeln oder richtiger ganz unkenntlich machen, erhellt aus der Erzählung über das Unternehmen Hoang tschaos, wo wir im Stande sind, durch die einheimischen Berichte der Chinesen die Angaben der arabischen Reisenden und Geschichtschreiber beleuchten und berichtigen zu können. Es ist natürlich, daß Hr. Dr. Sprenger diese Namen entweder gar nicht erläutert oder ganz unstatthafte Vermuthungen als Noten mittheilt. Auch der gelehrteste tüchtigste Forscher wird ohne Kenntniß des Chinesischen in den verwirrten und verstümmelten Nachrichten der Araber und Perser über das östliche Asien sich nicht zurecht finden können. In welche Irrthümer sind nicht Quatremère und Hammer-Purgstall verfallen, wenn sie in ihren gelehrten Arbeiten auf die Geographie und Geschichte des östlichen Asiens kamen!

Der sechzehnte Abschnitt enthält allerley ziemlich ungeordnet unter einander geworfenen Stoff, wie die Nachrichten über die Meere (S. 342).

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. April.

Nro. 74. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Euripidis Medea. Recognovit et in usum scholarum edidit Augustus Witzschel. Lipsiae, venumdat A.F. Boehme. MDCCCXLI. L und 150 S.

Euripides ist wohl vor vielen andern Schriftstellern geeignet, der griechischen Litteratur Freunde zu gewinnen. Wenn seine großen Vorgänger in der Tragödie und Lyrik eine vertraute Bekanntschaft mit der Denkweise ihres Zeitalters voraussetzen, um verstanden und gewürdigt werden zu können, so ist dagegen er ein Dichter für alle Zeiten, der das allgemein Menschliche mit Vorliebe in den griechischen Mythen aufsuchte und daraus entwickelte. In diesem Bestreben achtete er weniger auf die Form; vermuthlich schien ihm die strenge Haltung des Styls, die Sophokles für nöthig erkannte, um der Würde seiner Helden nichts zu vergeben, unangemessen in Darstellungen, die von jener Höhe herabgestiegen waren zur psychologischen Schilderung dessen, was jedem Gemüthe nahe lag, und eben diese Richtung führte von der harmonischen Vollendung des Ganzen ab, die wir an Sophokles so sehr bewundern. Solche Vorzüge, die Euripides nicht erreichen konnte, oder auch, wenn er es konnte, nicht erstrebte, sind überhaupt schwerer zu fassen, während die Anmuth und Eleganz seines Dialogs, die Fülle seiner ethischen Weisheit und das Pathos seiner Tragödien den modernen Leser sogleich anzieht und für ihn einnimmt, trotz aller Ausstellungen die seit Aristophanes an seinen Stücken gemacht worden sind.

Man darf darum im Interesse der Philologie selbst wünschen, daß dieser Dichter, dessen Lektüre jüngern Leuten, die lebhafte Eindrücke lieben, besonders zusagen muß, in Schulen häufiger gelesen werde, als bisher geschah; sowohl um an ihm selbst, dem trefflichen Tragiker, das Studium des Classischen mit Lust und Liebe fortzusetzen, als auch um durch ihn zum Verständniß der größern Meister vorbereitet zu werden, da diese sonst durch zu viele Schwierigkeiten auch die Lernbegierigen abschrecken.

Um ein solches Studium zu fördern, fehlte es bisher an zweckmäßigen Ausgaben für Schüler, denn die gewiß dankenswerthen von Bothe und Pflugk berücksichtigen die Bedürfnisse und Hülfsmittel des Gymnasiasten nicht genug. In dieser Hinsicht ist vorliegendes Buch meisterhaft zu nennen. Herr Prof. Witzschel, dessen Verdienste um den Dichter dem philologischen Publikum vortheilhaft bekannt sind, versetzt sich hier ganz auf den Standpunkt des Schülers und erklärt dessen Kenntnissen und Fassungskraft gemäß Grammatisches wie Sachliches, in seinen Citaten hält er sich streng an die Bücher, deren Besitz er bey jedem Schüler voraussetzen darf; kritische Erörterungen fehlen nicht, aber wo sie angestellt werden, sind sie durch die Exegese schwieriger Stellen herbeygeführt; vor dem Mißbrauch, der hie und da in Gymnasien mit kritischen Uebungen getrieben wird, warnt der Herausgeber selbst in der sehr lesenswerthen Vorrede p. VIII. Diese ist übrigens ihrem größten Theile nach bestimmt, die in der Medea ganz besonders häufigen Widerholungen derselben Verse als spätere Zusätze zu erweisen; eine vortreffliche Abhandlung, der wir nur in Betreff der vss. 40, 41 nicht beypflichten können. Dann folgen Nachträge zur Erklärung, und zuletzt eine enarratio argumenti dieser Tragödie.

Die Trefflichkeit der hier befolgten Methode im Einzelnen nachzuweisen dürfte um so weniger nöthig seyn, als der Name des Herausgebers schon hinreichend dafür bürgt. Dagegen erlaubt sich Rec.

einige Zweifel und Vermuthungen auszusprechen, die vielleicht etwas dazu beytragen, die Erklärung oder Verbesserung problematischer Stellen zu erleichtern.

Eine bedenkliche Stelle ist vs. 41. σιγῇ δόμους εἰσβᾶσ' ἵν' ἑστρωται λέχος, welche Worte offenbar aus 380 sich hieher verirrt haben, obwohl Firnhaber io seinen „Verdächtigungen Euripideischer Verse" ɔc. sich sehr bemüht, diesen wie andere wiederholte Verse zu halten. Er bemerkt, Medea müsse die Kreusa am meisten hassen, und an diese denke also die Amme, wenn sie befürchtet, ihre Gebieterin möge im Stillen sich in das Gemach schleichen, wo das Lager bereitet ist, und den geschliffenen Dolch durch die Leber stoßen. Hier werde wohl außer Acht gelassen, daß, um eine solche Beziehung den Zuhörern deutlich zu machen, unmittelbar vorher die Kreusa genannt seyn mußte. Unser Herausgeber, welcher der Widerlegung von Firnhabers Ansicht mehrere Seiten der Vorrede widmet, deutet die Worte μὴ θηκτὸν ὥσῃ φάσγανον δι' ἥπατος auf die Kinder der Medea, und benutzt dazu die Worte vs. 90. sqq. Ohne Zweifel ist diese Erklärung annehmlicher; denn von den Kindern war gerade vorher die Rede; wer sie gelten läßt, wird dann auch den folgenden Vers tilgen, denn um die eigenen Kinder zu ermorden, hat Medea nicht nöthig, in tiefer Stille sich an ihr Bett zu verfügen. Aber ein Uebelstand ergiebt sich auch hier: das Opfer, welches fallen soll, ist nicht bestimmt genug bezeichnet, wie in der andern Stelle, welche ich, zur leichtern Beurtheilung der Sache hier abschreibe:

πολλὰς δ' ἔχουσα θανασίμους αὐτοῖς
(d. h. dem Kreon, Jason, und der Kreusa) ὁδοὺς
οὐκ οἶδ' ὁποίᾳ πρῶτον· ἐγχειρῶ, φίλαι,
πότερον ὑφάψω δῶμα νυμφικὸν πυρὶ
ἢ θηκτὸν ὥσω φάσγανον δι' ἥπατος
σιγῇ δόμους εἰσβᾶσ' ἵν' ἑστρωται λέχος.

Zunächst denkt allerdings Medea an das vermählte Paar, welches jedoch auch Kreon nicht überleben soll; nach dem vorausgegangenen αὐτοῖς darf das Object hier wegbleiben, ob aber auch vs. 40., das ist sehr die Frage. Rec. kann also weder Hrn. Witzschel noch dessen Gegner beypflichten; ihm scheint die Athetese zu mild verfahren zu seyn: nicht nur der eine fragliche Vers 40, sondern auch 41 muß wegfallen. Daß nun diese Interpolation bisher noch nicht entdeckt worden, hat seinen Grund in der durch die Aufnahme jener Verse nöthig gewordene Umänderung des nächsten: ἢ καὶ τύραννον τόν τε γήμαντα κτάνῃ. Sowohl von dem Standpunkt Firnhabers, als von dem des Hrn. Herausgebers aus muß dieser Uebergang befremden. Wie sonderbar nimmt sich die Besorgniß der τροφός aus: entweder bringt sie die Kreusa um, oder auch den Tyrannen und den, der sie geheirathet; so nach der Erklärung des Hrn. Firnhaber.

Die andere Interpretation ist hier vielleicht noch befremdender: sie bringt entweder die Kinder um oder auch den Tyrannen (welche Wahl!) und den der Kreusa geheirathet hat. Euripides hat wahrscheinlich geschrieben:

ἐγῷδα τήνδε δειμαίνω τέ νιν
μὴ τὴν τύραννον τόντε γήμαντα κτάνῃ.

Vrgl. vs. 1356: οὔθ' ἡ τύραννος οὔθ' ὁ σοὶ
προσθεὶς γάμους Κρέων κτέ.

Daß vs. 107. ἀνάξει für ἀνάψει aufgenommen worden, hat gewiß den Beyfall jedes Lesers. Nicht so möchten wir es gut heißen, wenn vs. 106 δῆλον δ' ἀρχῆς ἐξαιρόμενον νέφος οἰμωγῆς übersetzt wird: doloris nubem ex initio profectam, supra quod adhuc non multum processit, die Wolke des Schmerzes, die sich aus dem Anfang erhebt; denn so wird das schöne Bild durch einen prosaischen Zusatz entstellt. Entweder wird mit Hermann δῆλον ἀρχῆς zu construiren seyn, welche Verbindung aber, wie der Herausgeber richtig bemerkt, nicht leicht nachgewiesen werden dürfte, oder man schreibe mit Rec. δῆλον δ' ἀρχαῖς. Durch die ersten Ausbrüche ist es offenbar, daß die Wolke der Wehklage bald von größerer Leidenschaft getrieben, aufsteigen (d. h. sich vergrößern) wird. Diese Vermuthung entfernt sich wenigstens von den Schriftzügen des Textes nicht so sehr, wie die in der Note vorgeschlagene Conjektur ὀργῆς, nach welcher Hr. W. folgende Deutung diesen Worten giebt: apertum vero doloris nubem ex ira et indignatione natam mox majori impetu excitatum iri. Gleich

darauf vs. 120. hätte die Erklärung von Musgrave und Elmsley befolgt werden sollen, der unter andern Sinner in seiner 1834 zu Paris erschienenen Handausgabe beypflichtet; pauca aliorum voluntate, pleraque sua agentes. Denn ἀρχόμενοι sind die, welchen geboten wird, κρατοῦντες die Machthaber; Tyrannen sind selten im Fall sich fügen zu müssen, desto häufiger vollstrecken sie, was ihnen beliebt; darum zürnen sie unversöhnlich dem Freymüthigen der sich ihrem Willen widersetzt. Schon der Scholiast hat das Mißverständniß veranlaßt: ὀλίγ' ἀρχόμενοι sey gesagt ἀντὶ τοῦ ἐξ ὀλίγου καὶ βραχέος ἀρχόμενοι τοῦ θυμοῦ, woraus die eben so verkehrte Auffassung von πολλὰ κρατοῦντες entstand: ἐπιπολὺ τούτου (sc. θυμοῦ) κρατοῦντες.

vs. 212. Nachdem im vorhergehenden Verse zu den Worten δι' ἄλα νύχιον von der Gewohnheit der Tragiker die Epitheta zu vertauschen, gesprochen worden, mit Benützung von Lobeck's Note zu Soph. Aj. 7. heißt es: „ex his autem simul intelligitur, quo jure Bothius cum Miltono et Heathio vers. seq. ediderit ἀπεράντου pro omnium librorum lectione ἀπέραντον." Außer dieser Enallage konnte für die richtige Lesart auch Homer Il. ω, 545 angeführt werden: Ἑλλήσποντος ἀπείρων, auf welche Stelle sich offenbar Euripides bezieht. An einer andern Stelle vs. 424. οὐ γὰρ ἐν ἀμετέρᾳ γνώμᾳ λύρας ὤπασε θέσπιν ἀοιδὰν Φοῖβος ist das Homerische Vorbild Od. θ, 498. bereits von Porson angeführt worden. Wir lesen dort πᾶσιν μυθήσομαι ἀνθρώποισιν, ὡς ἄρα τοι πρόφρων θεὸς ὤπασε θέσπιν ἀοιδήν Rec. setzt diese bekannten Worte hieher, um seine Vermuthung deutlicher zu begründen, daß der Tragiker in der Nachbildung derselben vielleicht noch einen Schritt weiter gegangen seyn möchte als der jetzige Text. Die Construktion ὀπάζειν ἐν τινὶ ist eben so unerhört, als die mit dem bloßen Dativ überall gebräuchlich, daher die von Hrn. W. gegebene Erklärung: dativis ἀμετέρᾳ γνώμᾳ adjecit poeta praepositionem ἐν, quoniam illam facultatem non insitam esse mulierum ingenio significare voluit et id quodammodo efferre schwerlich ausreicht. Wie wenn Euripides geschrieben hätte: οὐκ ἄρα (mit Beziehung auf das Homerische ὡς ἄρα) θαμετέρᾳ κτέ?

v. 228. ἐν ᾧ γὰρ ἦν μοι πάντα γιγνώσκειν καλῶς, κάκιστος ἀνδρῶν ἐκβέβηχ' οὗμὸς πόσις. G. Herrmann übersetzt diese Stelle: in quo mihi situm erat, ut omnia recte instituerem, etc. Der Herausgeber, welcher bezweifelt, daß γιγνώσκειν eine solche Bedeutung haben könne: in quo mihi licebat omnia cum voluptate cognoscere et experiri. Doch auch dieser Erklärung steht sowohl eine gewisse Unbestimmtheit des Sinnes, als auch die Schwierigkeit, ob καλῶς so ohne weiters durch cum voluptate übersetzt werden könne, entgegen. Sie wird deßhalb auch mit einem Bescheidenen fortasse interpretari licet eingeleitet. Am Ende der Note, und in der Vorrede p. XXXIV entscheidet sich Hr. W. für die Emendation Musgrave's γιγνώσκεις καλῶς, und bezieht diese Parenthese sowohl auf das Folgende als auf das Vorhergehende. Uns scheint sie nichtssagend, und nicht recht wahrscheinlich, daß aus dem leichten γιγνώσκεις das schwierige γιγνώσκειν entstehen konnte. Eher mag letzteres durch einen häufig vorkommenden Schreibfehler für γιγνώσκων stehen. Jason, der wohl wußte, wie Meden ihr ganzes Lebensglück ihm geopfert hatte, bewies sich doch höchst undankbar gegen sie. Die Rede der Heldin eröffnen die oft besprochenen Verse 214 sq. Κορίνθιαι γυναῖκες κτέ. Um sie richtig aufzufassen, beachte man v. 222, wo Medea äussert, ein Fremder müsse sich dem Staat, in welchem er lebe, anschließen, und dürfe sich nicht zurückziehen. Darum ist sie aus dem Hause herausgetreten, damit die Korinthischen Weiber sie nicht tadeln möchten. Viele haben sich geltend gemacht in der Nähe und in der Ferne, d. h. in ihrer Heimath und in fremden Landen; wer sich aber einem ruhigen Leben hingiebt und den Leuten aus dem Weg geht, wird leicht verkannt, weil man sich auch nicht einmal die Mühe geben will, ihn recht kennen zu lernen.

(Schluß folgt.)

El-Masúdi's Historical Encyclopaedia etc.

(Schluß.)

Die japanischen Inseln werden zuerst erwähnt von den beyden oben angeführten arabischen Reisenden; dann auch von Masudi (S. 358), unter dem freylich sehr verdorbenen Namen Sabel, den der Uebersetzer ebenfalls unerklärt läßt. Was übrigens von diesem östlichen Reiche der Erde berichtet wird, ist ganz gegründet.

„Die Luft dieses Landes, heißt es S. 358, ist gesund, das Wasser gut, der Boden fruchtbar, und es giebt hier Edelsteine von hohem Glanze und ausgezeichneter Schönheit; es kommt daher auch selten vor, daß einer der Eingebornen sein Vaterland verläßt und auswandert. Das Volk Japans ist mit den Chinesen verbündet, und die Könige beyder Länder senden sich beständig gegenseitig Geschenke."

Interessant ist die Angabe (S. 374), daß man im Mittelmeere, unfern Creta, Trümmer indischer Schiffe, Platanholz, gefunden habe, welche nicht mit eisernen Nägeln, sondern, wie dieß in Indien Sitte ist, vermittelst der Fibern des Cocobaumes zusammengefügt waren. Dieß ist ein Beweis, setzt der Araber hinzu, daß die beyden Meere, das mittelländische und das indische zusammenhängen. Zu den Zeiten des Masudi, also über hundert Jahre vor den Kriegszügen des Mahmud von Ghasnah, war der Islam sowohl in Sind wie in Hind, d. h. im Fünfflußgebiete wie im fernen Hindostan, sehr verbreitet; die Moslim erfreuten sich des Schutzes der einheimischen Fürsten und ihre Moscheen waren groß und prachtvoll. Der Verfasser spricht als Augenzeuge; er ist im Jahre 300 der Hadschra oder 912 unserer Zeitrechnung in diesen Ländern gewesen (S. 384. 389).

Der siebenzehnte Abschnitt, welcher vom Kaukasus, von den Alanen und Chasaren, den verschiedenen Türkenstämmen und den Bulgaren handelt, so wie auch eine Beschreibung von Bab-el Abwab (Derbend) und der herum wohnenden Klane enthält, ward schon großentheils von Klaproth übertragen (Magazin asiatique I. 258 flg.); dann wurde er auch nebst andern hierauf bezüglichen Abschnitten, seinem wesentlichen Inhalte nach, von d'Ohsson mitgetheilt, in dem Werke: Des peuples du Caucase etc. dans le dixième siècle ou voyage d'Abou-el-Cassim. Paris 1828. Wir können also den Inhalt desselben als bekannt voraussetzen. Dr. Sprenger hat einige Stellen anders als Klaproth übertragen und zu seiner Rechtfertigung den arabischen Text in den Noten mitgetheilt. Die Vermuthung, daß S. 403 statt Chorasan, Chosru Schah gelesen werden müsse, ist ganz ungegründet. Die Nachkommen des Ismael Ben Ahmed, d. h. die Samaniden, hatten, zur Zeit als Masudi schrieb, in der That unter andern auch die Herrschaft über Chorasan; auch behaupteten sie, wie Masudi berichtet und von andern Seiten her genug bekannt ist, daß sie von Behram Gur aus dem Hause Sassans abstammen. Eben so unrichtig ist es, wenn (S. 287) die Noghaier, bereits zu den Zeiten des zehnten Jahrhunderts, nordöstlich des schwarzen Meeres gefunden werden. Die Abtheilung der ehemaligen mongolischen Unterthanen türkischer und gemischter Abstammung, welche heutigen Tages noch unter der Benennung Noghaier bekannt ist, hat erst in der zweyten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts diesen Namen von einem Enkel Dschudschi's, des ältesten Sohns des Tschinggis Chakan, erhalten (Hammer-Purgstall, Geschichte der goldenen Horde. Pesth 1840. S. 165). Die Uchan (S. 242) sind sicherlich nicht die Duhoun des Deguignes oder die Auchetä der Alten, welche viel weiter gen Westen wohnten; sondern die Wachani, Bewohner des Thales Wochan oder Wachan im heutigen Badakschan, welches uns vor kurzem erst von Hrn. Wood in so anschaulicher Weise beschrieben wurde. *)

Doch wir wollen dem gelehrten, fleißigen Uebersetzer nicht weiter vorgreifen. Es wird Hr. Dr. Sprenger sicherlich, wie dieß bereits in einigen Noten gegen das Ende des Werkes geschehen ist, in den folgenden Bänden der historischen Encyclopädie, deren rasches Erscheinen sehr zu wünschen ist, Gelegenheit finden, manche dunkle Stelle des Textes zu erläutern und manche ausgesprochene Vermuthung zu berichtigen.

Karl Friedr. Neumann.

*) Gel. Anz. 1841. Nr. 252. folg.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. April.

Nro. 75. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Die Phönizier von Dr. F. C. Movers, Professor an der Universität zu Breslau. Erster Band. Untersuchungen über die Religion der Phönizier, mit Rücksicht auf die verwandten Götterdienste der heidnischen Israeliten, der Carthager, Syrer, Babylonier und Aegypter. Bonn bey Eduard Weber. 1841. 719 S.

Zweyter Artikel. *)

In dem Abschnitte über Moloch und die Feuergötter, mit deren Namen und Dienst der Verf. sich hier zuerst beschäftigt, wird behauptet, daß dieser schreckliche Cult ursprünglich dem Semitismus fremd und daß der alt kanaanitische Moloch von dem spätern assyrischen im Thal Hinnon verehrten Moloch verschieden gewesen sey. Der alte Moloch sey in späterer Zeit, als die assyrischen Feuergötter bekannt wurden, bey den Israeliten wieder zum Vorschein gekommen. Dieser spätere Moloch war nach dem Verf. eine Modification des tyrischen Sonnenbaal auf den Baalsaltären, wogegen früher El, dann Jehovah das fressende Feuer oder der Moloch im Cult der abgöttischen Israeliten gewesen sey. Der von Salomo eingeführte sey der alte, verschieden von dem seit Ahas verehrten. Diese ganze Unterscheidung müssen wir gänzlich verwerfen, denn beyde haben denselben Namen und denselben Dienst (Genes. 3 B. 18, 21. 20, 2. 5 B. 18, 10 „der seinen Sohn oder Tochter durchs Feuer gehen lasse).“ Der Verf. hat diese Unterscheidung bloß seinem aus Assyrien eingewanderten Feuerdienst zu lieb erfunden. Baal und Moloch, die der Verf. durchaus trennen will, sind augenscheinlich Eines, wie aus Allem hervorgeht, besonders aus Jerem. 32, 35 „sie haben die Höhen des Baal gebaut im Thale Ben-Hinnon, daß sie ihre Söhne und Töchter dem Moloch verbrannten“, verglichen mit 7, 31 und 19 5, obgleich der Verf. gerade in dieser Stelle eine Verschiedenheit finden will.

Das Hindurchgehenlassen für Moloch durchs Feuer soll nach dem Verf. bedeuten, daß das Verbrennen der Kinder als ein Durchgang betrachtet wurde, wodurch das Kind nach Auflösung der unreinen Schlacken des Körpers zur Vereinigung mit Gott gelange.

(Fortsetzung folgt.)

*) S. den ersten Artikel in Nro. 202 f. des Jahrg. 1841.

Euripidis Medea. Recognovit et in usum scholarum edidit Augustus Witzschel.

(Schluß)

Wenn der Fremde, wie gesagt, besonders Ursache hat, keine falsche Beurtheilung seiner Person zu veranlassen, so darf doch auch der Einheimische nicht in eitler Selbstgefälligkeit gegen seine Mitbürger ungerecht werden, weil er sie nicht kennt (ἀμαθίας ὕπο vergleiche Euripides Jon. 916, wo ἀμαθὴς in der Bedeutung von „ungekannt“ vorkömmt). Hieraus erhellt, daß nicht an eine Anspielung auf Cleon zu denken ist, wie G. Hermann wollte, (eher könnte Timon gemeynt seyn) und πικρὸς keineswegs durch molestus, invisus, wie in der Note zu dieser Stelle geschieht, übersetzt werden darf. Durchaus verfehlt ist vol-

lends die Interpretation von Kreußler, welche der Herausgeber als die angemeſſenſte in der Vorrede p. XXXIII nachgeholt hat: multos homines vidi, venerabiles facti sunt, sive in privato, sive etiam in publico versati, alios contra qui licet tranquille agerent, tamen levitatis crimen subierunt. Itaque cum tam parum constent hominum de hac re judicia, nolite mihi opprobrio vertere, quod domo egressa sum. Um von dem Vorhergehenden nicht zu reden, wer ſieht nicht, daß im letzten Satz die lat. Verſion gerade das Gegentheil von dem ausdrückt, was im Original Medea ſagt: ich bin darum herausgetreten, damit ihr mich nicht tadelt?

In den Chor v. 410 — 446 war wohl unbedenklich v. 416. *τρέψουσι φᾶμαι*, Elmsley's Verbeſſerung aufzunehmen, und der vorhergehende Vers mit dieſem zu verbinden. Jenes wegen der Uebereinſtimmung mit *ἕξει*, auch *ἔρχεται* hat an und für ſich ſchon die Bedeutung des Futurs; dieſes, weil die doriſche Harmonie, welche in dieſen Strophen angewendet iſt, nicht erlaubt den trimeter dactylicus cat. in diss. zu zerreiſſen. Metriſch wäre *στρίφουσι* nicht verwerflich, was Pflugk nachzuweiſen ſuchte, doch verdient *στρέψουσι* auch in dieſer Hinſicht den Vorzug, indem die meiſten daktyliſchen katalektiſchen Trimeter in dieſen und den folgenden Chören mit dem Spondeus ſchließen.

Zu v. 440. konnte auf Heſiodus *Ἔργ.* 195 sq. verwieſen werden, da dieſe Stelle Euripides wahrſcheinlich vor Augen hatte.

v. 460. ſchreibt Hr. W. aus Ald. Rom. C. (der wahrſcheinlichen Quelle der Aldina,) Flor. 15 und *Χρισ. πασχ.* (246) *τὸ σόν γε προσκοπούμενος*, welche Worte er überſetzt: quum vel tibi tuoque commodo prospiciam. Wir möchten hier die von Elmsley und Bothe aufgenommene Lesart der beſſern Handſchriften *τὸ σὸν δὲ*, wodurch ein Gegenſatz zu *ἀπειρηκὼς φίλοις* hervorgebracht wird, der kaum fehlen darf, vorziehen. Was durch vel tibi ausgedrückt werden ſoll, liegt ſchon in dem *ὁμῶς* des vorhergehenden Verſes.

v. 529. Jaſons Worte *σοὶ δ' ἔστι μὲν νοῦς λεπτὸς, ἀλλ' ἐπίφθονος λόγος διελθεῖν, ὡς Ἔρως σ' ἠνάγκασεν — τοὐμὸν ἐκσῶσαι δέμας* ſind ſchwerlich recht aufgefaßt in folgender Periphraſe: tibi vero est acre ingenii acumen, ut facile viam qua me servasse contendas invenire et excogitare possis, sed invidiosum est explicatius nunc dicere ac demonstrare, quod ego contendo, te a Cupidine coactam me servasse.

Der *νοῦς λεπτὸς* geht nicht auf die gewandte Vertheidigung, ſondern auf die Erfindſamkeit der Medea, wodurch ſie den Jaſon rettete. Dieſer will ihr jene Eigenſchaft auch nicht ſtreitig machen, ſchreibt aber ſeine Errettung dem Eros zu, der die Jungfrau für den Helden begeiſterte. Jaſon ſcheut ſich nur, ihr das vorzuwerfen, um nicht undankbar zu erſcheinen.

In dem folgenden Chore 628 — 662 ſtimmt die zweyte Strophe nicht ganz mit der Antiſtrophe überein v. 645. 646.

τὸν ἀμαχανίας ἔχουσα δυσπέρατον αἰῶν'

vrgl. dagegen 655, 656:

σὲ γὰρ οὐ πόλις οὐ φίλων τις ᾤκτειρεν παθοῦσαν.

Nimmt man dieſe Rhythmen als anapäſtiſch-jambiſche Lognoeden, ſo bedarf es keiner weitern Aenderung, nur muß die Antiſtrophe anders abgetheilt, oder vielmehr beyde Verſe in einen zuſammengezogen werden. Vielleicht betrachten wir aber beſſer dieſes Syſtem als daktyliſch-trochaeiſch mit glykoneiſchem Schluß, wobey aber zweyſylbige Anakruſen als Auflöſungen angenommen werden müſſen. In dem Falle darf *δυσπέρατον* nicht bleiben, da der Ithyphallikus in der Antiſtrophe durch ſpondeiſchen Ausgang von dem folgenden trochaeiſchen Monometer ſich deutlich unterſcheidet. Man ändere, was bekanntlich in den Attiſchen Inſchriften aus der Zeit vor Archon Euklides noch nicht beſonders bezeichnet war, ει in ε um. Zur Rechtfertigung von *δυσπείρατον* wird wohl die Hinweiſung auf Pind. Ol. VI. 54 (89) genügen: *βατία τ' ἐν ἀπειράτῳ.*

v. 648. Die Worte *θανάτῳ θανάτῳ πάρος δαμείην ἀμέραν τάνδ' ἐξανύσασα.* deutet Hr. W. wie G. Hermann hoc die perfuncta prius moriar, was daſſelbe ſey als: moriar potius, quam

hunc diem exegerim. Ob man so sprechen könne, möchte doch noch zu bezweifeln seyn: das Particip enthält dann einen Widerspruch mit πάρος. Verglichen mit Jon. 720. νέαν δ' ἀμέραν ἀπολιπὼν ζάνοι gewinnt unsere Stelle den ungezwungenen Sinn: dieses Tageslicht verlassend möchte ich eher sterben als verbannt werden.

v. 752. Im Schwur des Aegeus geht der Herausgeber auf die Aldina zurück: ὄμνυμι Γαῖαν λαμπρὸν Ἡλίου τε φῶς, und belegt diese Stellung der Copulativpartikel mit πατρῴων δωμάτων τ' bey Aesch. Sept. c. Theb. v. 649 und ähnlichen Stellen, die alle darin übereinstimmen, daß τε auf das Substantiv und nicht auf das voranstehende Adjectiv folgt. Sie können deßhalb die Wahl der Lesart nicht rechtfertigen, da das Hyperbaton hier von anderer Art und viel härter ist, und man sich versucht fuhlt, λαμπρὸν, ob es gleich keine commune ist, zu dem vorhergehenden Substantiv ziehen. Was sonst in Handschriften steht, ist entweder unmetrisch oder wie λαμπρὸν Ἡλίου φάος ein unerträgliches Asyndeton; mit Recht scheinen daher Porson, Bothe und Dindorf Ἡλίου θ' ἁγνὸν σέβας aus einer am Rand bemerkten Variante aufgenommen zu haben.

v. 840. Die genaue Responsion, welche in den Strophen dieser Tragödie überhaupt herrscht, macht es unwahrscheinlich, daß Euripides ἡδυπόους αὔρας geschrieben habe. G. Hermann emendirt in der Vorrede zur Iphig. Aul. p. XX die ersten Verse der Antistrophe folgendermassen: ταῖς καλλιναόυ τ' ἀπὸ Κηφισσοῦ ῥοαῖς τᾶν Κύπριν — μετρίαις ἀνέμων ἀδυπνόισι πνοαῖς. So wird jenem Uebelstand begegnet, nur mag es vielleicht genügen, ῥοᾶν zu verbessern, und πνοαῖς, welches nach ἀδυπνόοισι etwas leer sich ausnimmt, kann kaum in αὔρας verdorben worden seyn. Rec. erlaubt sich hier eine Vermuthung auszusprechen, die freylich durch Belege nicht zu vertheidigen ist; nämlich daß ursprünglich ἀέτας hier gestanden habe. Für die Correption des penultima könnte Hesychius v. ἄετμα. φιλόξ und ἀετμόν τὸ πνεῦμα angeführt werden.

Höchst schwierig sind die Worte, mit welchen die zweyte Antistrophe beginnt: πόθεν ζράσος ἢ φρενὸς ἢ χειρὶ τέκνων σέθεν καρδίᾳ τε λήψει δεινὰν προσάγουσα τόλμαν; Hr. W. bemühte sich anfangs, durch Erklärung einen verständigen Sinn hineinzulegen, aber die von ihm aufgestellte: unde vero accipies vel animi audaciam, quae tale facinus te audere et suscipere sinat, vel audaciam, qua liberorum tuorum manui te oranti cordique resistere queas, dum dirum iis admoves ausum genügte ihm selbst nicht und sie enthält allerdings eine auffallende Unterscheidung, eine Disjunktive, welche Identisches als differirend darstellt. Mit der Emendation καρδίαν aber können wir ebenfalls nicht übereinstimmen, da καρδίαν λαμβάνεσθαι wohl ohne Beyspiel ist. Der Fehler scheint nur in dem τε des dritten Verses zu stecken, welches aus σὺ entstanden seyn dürfte. Die Construction ist πόθεν ζράσος ἢ φρενὸς ἢ χειρὶ (für χειρός, welche Enallage passend aus Eur. Hippol. v. 187 belegt wird, p. XXXVII der Vorrede) σὺ λήψει καρδίᾳ τέκνων σέθεν δεινὰν τόλμαν προσάγουσα. Unter καρδίᾳ verstehe man das Leben der Kinder, vrgl. Heraclid. 582 εὐδαιμονοῖτε καὶ γένοισθ' ὑμῖν ὅσων ἡ' μὴ πάροιθεν καρδία σφαγήσεται.

v. 970. πατρὸς νέαν γυναῖκα δεσπότιν τ' ἐμὴν ἱκετεύετ'. So lesen alle Handschriften, aber die neuen Herausgeber haben dafür δεσπότιν δ' ἐμὴν wie Elmsley und Bothe, oder δεσπότιν γ' ἐμὴν, wie Hermann und Dindorf, geschrieben, letztere Correctur hat auch Hr. W. aufgenommen, der über die Vulgata sich entschieden erklärt: „quod sane vitiosum est nec ullo modo defendi posse videtur.“ Ein Versuch bleibt vielleicht doch noch übrig: Hier scheint nämlich ein Hyperbaton die nachlässigere Behandlung der Copulativ-Partikel veranlaßt zu haben und statt ἐμὴν τε δεσπότιν des Wohlklangs halber δεσπότιν τ' ἐμὴν von dem Dichter vorgezogen worden zu seyn, er wollte in γυναῖκα nicht die Elision anwenden. Die Partikel aber gehört bloß zu ἐμὴν, welches dem Genitiv πατρὸς entspricht. Glauke ist des Vaters neue Gemahlin, der Mutter Gebieterin, sie wird daher die Bitten der Kinder gern erhören. Daß aber δεσπότιν nicht besonders hervorgehoben werden müsse durch γε, ergiebt sich wohl schon durch die Voranstellung von πατρὸς.

v. 981. Ueber das αὐτὰ γ' geht die Erklärung stillschweigend hinweg, obgleich die Partikel nur bestimmt scheint, den Hiatus in dem strenggehaltenen Systeme zu tilgen, und αὐτά selbst müssig ist.

v. 1054. Hr. W. liest mit den meisten Handschriften τοῖς ἐμοῖσι δώμασι. Sollte aber dieser Ausdruck hier passen, wo Medea erklärt, Jason dürfe bey der Ermordung der Kinder nicht zugegen seyn? Hier tritt wohl der Fall ein, daß die Vulgata den Vorzug vor den besten Handschriften hat, die sonst mit Hintansetzung jener befolgt werden müssen. Dort steht nämlich τοῖς ἐμοῖσι θύμασι.

v. 1059. Die von Rom. A. B. geschützte Lesart τοὺς παρ' Ἀΐδῃ statt τοὺς παρ' Ἀΐδην möchte doch das Richtigere seyn, denn die in der Note zu diesem Vers angeführten Beyspiele, welche den Accusativ vertheidigen sollen, sind anderer Art. Vrgl. Soph. El. 184. Oed. R. 174. Trach. 635. Eur. Hel. 490. (510 Herm.) hier heißt παρὰ immer „längst," „secundum."

v. 1087. παῦρον δ' ἤδη γένος ἐν πολλαῖς εὕροις ἂν ἴσως οὐκ ἀπόμουσον τὸ γυναικῶν. Porson füllte den in allen Manuskripten lückenhaften Vers παῦρον δὴ γένος oder παῦρον δὲ δὴ γένος ἐν πολλαῖς durch die Emendation γὰρ δὴ aus. Dindorf ist ihm darin gefolgt, nicht so Hr. W., welcher mehr ad litteram δ' ἤδη aus δὲ δὴ machte. Aber ob diese Aenderung auch dem Zusammenhange genüge, ist sehr die Frage, und welche Bedeutung dieß ἤδη hier haben könne, dürfte schwer zu sagen seyn. Schwieriger noch ist die Stelle durch den Zusatz τὸ γυναικῶν, welcher sich mit dem Vorhergehenden, wo Eur. eine kleine Anzahl von gebildeten Frauen gelten läßt, nicht recht verträgt, denn τὸ γυναικῶν schließt doch das ganze Geschlecht ein; übersetzen wir genau, so mußte der Dichter sagen, das Frauengeschlecht sey gering an Zahl aber den Musen nicht entfremdet. Einen andern Sinn können wir nicht finden, als diesen höchst absurden. Vermuthlich ist aber τὸ γυναικῶν Glosse zu γένος und nach ἀπόμουσον ein Verbum ausgefallen. Uebrigens muß auch οὐκ ἀπόμουσον geschrieben werden.

v. 1268. Χαλεπὰ γὰρ βροτοῖς ὁμογενῆ μιάσματ' ἐπὶ γαῖαν αὐτοφόνταις ξυνῳδὰ θεόθεν πίτνοντ' ἐπὶ δόμοις ἄχη. Zu diesen Worten des Chors lesen wir folgende Bemerkung: Haec explicatu paullo difficiliora ab aliis aliter intellecta sunt. Mihi verba ita ordinanda videntur: ὁμογενῆ γὰρ μιάσματα ἐπὶ γαῖαν χαλεπὰ βροτοῖς (ἐστὶ) πίτνοντα θεόθεν ἐπὶ δόμοις ἄχη ξυνῳδὰ αὐτοφόνταις. Id est: piacula cognati sanguinis in terram profusi mortalibus gravia sunt, quippe quae mala parricidis congrua et digna ab diis domibus immittantur. Nam quum ὁμογενῆ μιάσματα hoc loco piacula contracta ex cognatorum sanguine profuso sint et idem fere significent, quod αἷμα vel αἵματα, non dubitavi ἐπὶ γαῖαν cum iis conjungere, id quod jam Pflugkius praecivit. Si tamen hoc durius et audacius videatur, non impediam, quo minus ἐπὶ γαῖαν cum πίτνοντα conjungas, ita ut hoc participium et ad ἐπὶ γαῖαν et ad ἐπὶ δόμοις referendum sit. Weder diese noch jene Auffassung scheint das rechte zu treffen; vielmehr ist ἐπὶ γαῖαν = allenthalben, überall auf Erde. Befleckung durch Mord der Blutsverwandten führt überall Unheil herbey, denn Leiden so schweren Verbrechen gebührend (ξυνῳδὰ) treffen das selbstmörderische Haus. Dieß ist der einfache Sinn unserer Stelle, die niemand mißverstanden haben würde, wenn Eurip. die gewöhnliche Construction πιτνόντων θ. ξυνῳδῶν ἀχῶν angewandt hätte. Daß μιάσματα ἐπὶ γαῖαν vergossenes Blut bedeuten könne, wird Hrn. W. schwer fallen nachzuweisen, da an ähnlichen Stellen das Participium ἐκχυθεὶς und dergl. nicht fehlt; noch weniger dürfen die μιάσματα als identisch mit den ἄχη gesetzt werden, da jene den blutigen Frevel, diese die verhängte Strafe ausdrücken.

Möge es Herrn Witzschel gefallen, noch andere Tragödien des Euripides auf ähnliche Weise zu bearbeiten; hoffentlich macht ihm ein günstiger Erfolg dieser Ausgabe Lust, unserm Wunsche bald zu entsprechen.

Kayser.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. April.

Nro. 76. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Die Phönizier, von Dr. F. C. Moyers ꝛc.

(Fortsetzung.)

Diese Reinigung durchs Feuer vergleicht nun der Verfasser mit den in der Mythologie sonst vorkommenden Feuerreinigungen der Kinder, wie die Isis das Kind des Malkander, in den Eleusinien Ceres das Kind Demophoon durch Feuer reinigen und unsterblich machen will. Selbst die Lehre vom Weltbrand, wodurch die Welt ihre zweyte Taufe erhalten soll, liegt nach dem Verf. hier zu Grunde. Allein der Zweck und Sinn bey beyden Vorgängen ist wohl total verschieden. Bey Molochsdienst ist an jene verfeinerte Ansicht durchaus nicht zu denken, hier verlangt der finstere Gott eine furchtbare Sühnung, eine schreckliche Angst der Seele treibt den Menschen zu dem grausen Dienst, dort ist es eine sanfte, wohlthätige zu höhern Stufen führende Reinigung eines freundlichen Wesens. Der Verf. widerspricht sich auch selbst gleich darauf durch die Bemerkung, daß die Kinder überhaupt als rein galten. Er fühlte auch wohl jenen Widerspruch und schreibt darum jene Reinigungsidee wieder einer eingewanderten, oberasiatischen, assyrisch-indischen Idee zu. Durch solche willkührliche Verpflanzungen, wo man schnell, wenn es auf dem eigentlichen Boden nicht weiter geht, etwas aus der Fremde holt, kann man freylich Alles ausrichten. Ariel, wie der Moloch nebst Camosch bey den Moabitern hieß, erklärt der Verf. durch Feuer (אֵשׁ) Gottes. Mit diesem Ar, das er in vielen Namen nachweist, vergleicht er den armenischen Gott Er bey Plato (de legg. am Ende), der sich selbst verbrennt und am zwölften Tage wieder aufersteht, wie Herkules. Allein Moloch möchte mit jenem Gott Er und Herkules schwerlich etwas zu thun haben. Chaldäa nimmt der Verfasser als die Heimath des Feuerdienstes an, das Feuer heißt bey den Chaldäern und Assyrern Adar, Azar und dieser Name komme sehr häufig in Eigennamen vor (z. B. in Nebucadu — ezar ꝛc.). Dieser assyrische Feuergott, dessen Existenz aber der Verf. aus keiner einzigen alten Quelle nachweist, sey nun der Moloch. Er heiße auch Baal Chamman und sey der böse Bruder, der böse Gott, der den Adonis tödtet, als die Sommerhitze. Dasselbe Feuer werde bey den Persern als heiliges Feuer verehrt. In denselben Mythenkreis falle Zoroaster (Zohar = Licht — Astros), dem keine historische Existenz zuzuschreiben, sondern der als ein Gott oder eine Inkarnation des Bel Cham, als ein Sohn des Ormuz, anzusehen sey. Der Verfasser sucht im Dienste des Moloch viele Symbole und Gebräuche nachzuweisen, die auch im Mosaischen Gesetz sich vorfinden, wenn gleich in anderer Weise, so das Symbol der Feuersäule, die goldene Lade, in der das Heiligthum der Götter aufbewahrt wurde, eine eigene Priesterkaste, außer der sich niemand dem Gott nahen durfte, priesterliche Abzeichen, Schur der Haare (verboten im Levit. 19, 27 ꝛc.), Beschneidung, die als Symbol der Reinheit galt (Herod. 2, 37), so wie Weihung der Erstgeburt. Von der Beschneidung sagt der Verfasser, sie sey schwerlich ägyptisch, sie scheine eher mit dem Moloch nach Aegypten gekommen zu seyn, von wo sie dann zum zweytenmal nach Phönizien verpflanzt worden sey. In Beziehung auf den Molochsdienst in Aegypten wollen wir nur so viel bemerken, daß derselbe Aegypten durchaus fremd scheint, er widerspricht allen Grundbegriffen der ägyptischen Religion und ist nie ägyptisch gewesen.

Jene Gleichheit aber und Aehnlichkeit mancher Gebräuche im Molochdienst und im Mosaischen Gesetz bedarf freylich noch einer sehr genauen und gründlichen Untersuchung um nicht irre zu leiten; es ist das eine Region, die durch viel tiefere Forschungen, als solche äußerlich historische erst noch aufgehellt werden muß. Des Verfassers Ansicht nähert sich sehr der Spencerischen Accommodationstheorie, womit freylich die Schwierigkeit mehr verdeckt, als wahrhaft aufgehellt wird. Die Sache wird aber wohl aus ganz anderen Principien betrachtet werden müssen, um zu einem alle Anforderungen befriedigenden Resultate gelangen zu können. Das scheint übrigens des Verfassers Ansicht von der Abstammung des Moloch von Assyrischen Feuergöttern eben nicht zu bestätigen, daß viele jener Gebräuche eigentlich dem Saturnus-Cult zugeschrieben werden, und es scheint ganz willkührlich zu seyn, den Dienst einer Gottheit, die anerkannt bey einem bestimmten Volk sich findet, aus einem fremden Lande herzuleiten, wo dieser Gott kaum zu entdecken ist. Der Verf. läßt nun jenen von den Assyriern und Chaldäern hergeleiteten Feuerdienst von diesen zu den Persern übergehen, deren Lehre und Cult er für jünger hält, als den assyrischen. Hier müssen wir erstens entschieden jene oben nachgewiesene gänzliche Verschiedenheit der assyrischen und persischen Religion hervorheben, und auch in Beziehung auf den Licht- und Feuerdienst ein gleich hohes Alter der persischen, so wie den Gegensatz der Ormuzlehre gegen den Uraniendienst der Assyrer aufs bestimmteste behaupten, zweytens die Natur und das Wesen der persischen Lichtreligion als eine dem Feuerdienst des Moloch oder Baal ganz entgegengesetzte und mit ihm unverträgliche bezeichnen. Alles, was wir von dem wundervollen, sanften Lichte jener Religion wissen, weist die Verwandtschaft oder Gleichheit mit der versengenden Feuerqual des Moloch gänzlich zurück.

Der Verfasser spricht im Grunde ganz dasselbe aus, wenn er von den drey Bezeichnungen für den Feuerdienst bey Sanchon. πῦρ, φῶς und φλόξ, sagt, daß Moloch weder πῦρ, das animalische und physische Lebensfeuer, noch Mithras oder Baal-Adonis, als φῶς oder geistiges Lichtprincip, sondern φλόξ sey, nämlich das zerstörende Feuerelement, ähnlich dem Schiwa der Inder. Diese ganz richtige Einsicht hätte ihn doch, sollte man meynen, von selbst auf die oben bezeichnete Verschiedenheit des vermeyntlich assyrischen und persischen Feuerdienstes führen müssen!

Das Gestirn des Moloch ist der Planet Mars, Azar, Adar, Sar-Azar, Feuerfürst genannt, bald feuerfarb, bald blutroth strahlend, πυρόεις bey den Griechen. Auch hier behauptet der Verfasser seiner assyrischen Molochsidee zu lieb, daß die Idee eines Unglücksplaneten, die er dem Mars beylegte, später, und ihm ursprünglich fremd sey. Doch giebt er zu, daß Moloch — Mars und Typhon fast zusammenfallen; Typhon habe in Aegypten die Gebräuche des Molochsdienst gehabt. Die typhonischen Thiere, Schweine und Esel waren auch dem Mars heilig. Merkwürdig ist allerdings hier, daß auch der Esel im Mosaischen Gesetz (Exod. 13, 13, 34) wie die Erstgeburt, die auch dem Moloch heilig war und die nach dem Verf. Moses gegen den Feuergott durch Weihung an Jehovah in Schutz nahm, losgekauft werden mußte; wo nicht, so sollte ihm das Genick gebrochen werden (ערף, was sonst von dämonischen Opfern der Hunde gebraucht wird Jesaj. 66, 3). In Aegypten war ein rothes Rind ein Surrogat für Menschenopfer nach Plutarch (de Isid. c. 31); damit stehen die rothen Rinder des Hades in Verbindung und die zur Asche verbrannte rothe Kuh. Genau untersucht der Verf. jenen Gebrauch bey den Israeliten, nach welchem von zwey Böcken einer dem Jehovah geopfert, einer dem Azazel in die Wüste geschickt wurde, „damit er (der Bock) den Jehovah versöhne.“ Azazel ist Mars — Typhon, Aziz (der Starke) ist Mars in Edessa und wird auch sonst so genannt. Ἄζησία (die Starke) heißt auch Persephone (Suidas h. v.). Etwas ganz Aehnliches fand in Aegypten Statt, wie Plutarch de Iside c. 73 erzählt. Die Uebergabe des Bockes an Azazel soll nun nach dem Verf. nicht diesen, sondern Jehovah versöhnen. Azazel ist der Vollstrecker des göttlichen Strafgerichts. Bey Moses sey der rächende Dämon aber nur der Engel des Verderbens, nicht ein Dämon. Diesen Engel nennt der Verf. eine Manifestation Jehovah's, die er selbst und doch wieder von ihm verschieden sey. Wenn der Verf. dann bemerkt, dieser Engel des Verderbens verhalte sich in dieser Beziehung gerade so zu

Jehovah, wie Typhon zu Moloch, so muß das entschieden zurückgewiesen werden, da Moloch und Typhon in ganz anderem Verhältniß zu einander stehen, als jene beyden in ihrer Trennung. Der falsche Begriff, den der Verfasser von Baal und Moloch hat, läßt ihn diesen sogar mit Jehovah vergleichen! Azazel, Typhon, Mars — Moloch sind ihm ja ursprünglich identisch, wie kann dann Moloch die Stelle des Jehovah einnehmen in seinem Verhältniß zu Typhon! Azazel heißt nach dem Verfasser fortis abiens von עז und אזל abire. Das sey er zu Ende der Sommerhitze, wo er sich in die Wüste ziehe, in den ersten Tagen des October, wo auch jenes Fest gefeyert wurde. Dem Moloch steht Tanais, Artemis, Melechet, assyrisch Azara, Zaretis nach dem Verf. zur Seite, doch trete er auch seine grausame Rolle an Typhon ab und geselle sich dann als Rival des Adonis zur holden Aphrodite, lege seinen wilden Charakter ab und nähere sich dem Charakter der weiblichen Naturgottheit, so nehme er im Durchgang durch den syrischen Naturdienst einen seinem ursprünglichen Charakter des reinen Feuers entgegengesetzte Natur an: nämlich das Wesen der syrischen Naturgöttin und entspreche als männlicher Gott der unzüchtigen Mylitta.

Referent kann sich mit diesen leichten Uebergängen ganz verschiedener Wesen (besonders ohne allen näheren Nachweis von einem inneren Grund und Zusammenhang) noch weniger aber mit der Behauptung des Verf. befreunden, daß der orientalische Gott, den die Griechen Dionysus nannten, dieser Moloch gewesen seyn müsse. Diesen arabischen Dionysus, Urotal erklärt der Verf. nach dieser Voraussetzung auch durch Feuergötter אור רת. Solche allen bisher schon angenommenen Begriffen jener Gottheiten gänzlich widersprechende Bestimmungen hätte eine nur etwas genauere Betrachtung der Natur des griechischen Dionysus und ägyptischen Osiris leicht vermeiden können. Bey solchen Verwechslungen kann natürlich in der phönizischen Religion in diesem Punkte nichts aufgeklärt werden.

In dem folgenden Abschnitt, der überschrieben ist Baal und Herakles als Moloch, versichert der Verf. die Conjunction des Moloch d. i. des Feuerdienstes mit dem Baal sey eine zwiefache mit dem alten Baal und dem Belus minor. Melkarth sey nicht mehr der alte Baal, sondern der jüngere. In Tyrus gab es zwey Tempel des Herkules, einer auf Inseltyrus, der andere auf dem Festland in Palätyrus. Jener, meynt der Verf. mit einigen späteren Schriftstellern, sey der Tempel des Baalsanim, des Sonnenbaals, dieser des Herkules, doch dürfe kein wesentlicher Unterschied zwischen beyden Gottheiten angenommen werden. Die wichtige Nachricht, die hier der Verf. aus Menander bey Josephus anführt, daß Hiram, Salomo's Zeitgenosse, die alten Heiligthümer in Tyrus niedergerissen und den Tempel des Herkules in Palätyrus erbaut habe, sollte aber doch eher auf einen Gegensatz eines alten und neuen Cultus führen. Nach dem Verfasser sey damals der tyrische Baal Sonnengott geworden. Darin liegt aber noch kein Gegensatz gegen den früheren Baal, es ist in der Hauptsache immer derselbe. Die mythischen Leiden und Kämpfe des Herkules schreibt der Verfasser dem Herkules in Palätyrus zu, dessen Begriff er als die mythische Manifestation des höchsten Gottes bestimmt, den er, ihm in Allem gleich, durchaus vertrete. In ihm sey die göttliche Macht in ihrem Verhältniß zur Welt personificirt, die bald wohlthätig, bald verderbend auf dieselbe wirke. Er vergleicht ihn mit dem Engel Jehovah im alten Testament, der ebenfalls als die sichtbare Erscheinung Gottes sich darstelle. Abgesehen von allem sonstigen Bedenklichen, das in einer solchen Vergleichung liegen könnte, wird man sogleich aus dem Folgenden sehen, in welch' ganz falschem Lichte Jehovah im alten Testamente dadurch erscheint. Der Verfasser vergleicht nämlich jenen Herakles mit dem Bel des Magierthums, der die Manifestation der Zervane (Akerene) sey und als solcher das gute und böse Princip vertrete, Ahriman und Ormuzd. Der ganze Cult desselben setze diesen Doppelcharakter als Vertreter beyder voraus. So sey Herkules der Sohn des Baalsanim, dessen Namen er jedoch selbst führe; in ihm erschien das Antlitz des Vaters (vultus paternus). Die Idee der Gottheit in zwey disparate Begriffe, gut und bös, zerfallend, werde durch zwey kämpfende Brüder dargestellt, als Typhon und ordnender Demiurg, oder, als Moloch und Chijun (Chon) beyde con-

stituiren den dualistischen Begriff des tyrischen Herkules.

Hier stellen wir in Beziehung auf jene obige Vergleichung mit Jehovah die einzige Frage an den Verfasser, wie es ihm möglich geworden, in dem strafenden und nur in sofern verderbenden Jehovah im A. T. die Hälfte seines dualistischen Herkules, den Typhon oder Moloch zu erblicken? Nimmermehr kann der nach Gerechtigkeit züchtigende und strafende Gott mit dem ausgeprägten bösen Princip verglichen werden.

Jene feindlichen Brüder heißen bey Sanchon. Hypsuranius (Baal Ram, Ῥαμὸς ὁ ὕψιστος θεός, bey Hesychius) und Usoo (Esau, Rauhhaar). Ihr Kampf hat erstaunlich viel Aehnlichkeit mit dem Esau's und Jakobs, ja Hypsuranius heißt hier geradezu Israel. Doch sieht der Verf. in diesem Machwerk des Philo keine Entlehnung aus dem a. T. sondern hält es für gemeinsame Stammsage beyder Völker! Nun bemüht sich der Verf. den Baal oder Herkules auch als Feuergott Moloch nachzuweisen, was nach seinen Vorstellungen von Baal und seiner Einheit mit Herkules ihm nicht schwer fallen kann, da er ja oben schon die Einheit des Baal mit Mars oder Moloch dargethan zu haben glaubt. Freylich hat er auch oben eben so behauptet, daß Baal und Moloch ganz verschieden seyen. Doch macht sich jene Einheit nicht schwer nach des Verf. Theorie: Abgott Baal oder Herkules wendet eben hier eine andere Seite heraus, die er oben nicht zeigte und jetzt beweisen Münzen mit den Inschriften: Baal Moloch, Malach — Bel die oben geläugnete ursprüngliche Einheit des Baal mit dem Moloch. Nun wird auch dem Herkules nach seiner schlimmen verwüstenden Seite, die ja in seinem Doppelcharakter liegt, alles zugeschrieben, was wir oben bey Baal, Saturn und Moloch sahen. Mit Blutsühnungen, Selbstkasteyungen und dergleichen ist nun nach dem Verf. dieser israelitisch-tyrische Baalcultus oder Herkulescultus ebenso verbunden, wie der Cult der ihm entsprechenden Tanais, Artemis, oder Melechet und Moloch — Herakles wird dem Mars — Usoo gleichgesetzt, wie Tanais den weiblichen Mars — Moloch darstellt. Der Verf. hält sonach den Moloch, welchem die Israeliten Menschenopfer bringen, für den Herkules. In der hier angeführten Stelle des Plinius 36, 4, 12, wo es heißt: inhonorus est (von dem nach Rom gebrachten Bild) nec in templo ullo Hercules — humi stans, ante aditum porticus ad nationes, hat der Verf. gerade die Hauptsache nicht gesehen, noch hervorgehoben: seine damit bezeichnete Erniedrigung und Herabsetzung erklärt seine Aufstellung außerhalb des Tempels bloß damit, daß eben nicht im Tempel, sondern nur draußen ihm Menschenopfer gebracht werden durften. Wohl wurden in Carthago auch dem Herkules nach dieser Stelle Menschenopfer gebracht, aber unfehlbar als einem ganz andern Gott und in ganz anderer Absicht und Bedeutung, als dem Baal — Saturn — Moloch in Israel, das von Herakles nichts wußte. Der Verf. ist dann ganz consequent, wenn er diesen Herkules geradezu mit Typhon für Eins erklärt. Das ist ein vollkommenes Seitenstück zu der obigen Behauptung, daß Moloch — Typhon Dionysus sey. Es ist hier nicht der Ort uns über das Wesen und die Bedeutung des Herkules bey den Phöniziern weiter auszusprechen, aber nichts steht fester — und der Verf. stellt es selber im nächsten Abschnitt über die gute Seite des Herakles, weitläuftig dar — als daß Herkules und Baal — Moloch — Typhon zwey total verschiedene sich ganz entgegengesetzte Wesen waren und wenn noch irgend etwas in der Wissenschaft gesichert seyn, nicht jeder Unterschied vernichtet, und eine chaotische Begriffsverwirrung einreißen soll, so ist es unmöglich, daß ein Wesen, eine Gottheit an derselben Stelle der Entwickelung, bey demselben Volk, zur selben Zeit, ohne Weiteres zugleich sein Gegentheil, in dessen Bekämpfung nach allen Zeugnissen seine eigenthümliche Natur besteht, ausmachen soll.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. April.

Nro. 77. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Die Phönizier, von Dr. F. C. Movers ꝛc.

(Fortsetzung.)

Es macht in der Hauptsache keinen wesentlichen Unterschied, daß diese eine Seite des tyrischen Baal — Herkules nach der Versicherung des Verf. nur als untergeordnet, nur als eine Modification seines Hauptcharakters anzusehen sey. Es ist ja dann seine andere Seite, die gute, eben auch nur als eine Modification seines Hauptcharakters zu betrachten. Und doch beschleicht den Verf. eine Ahnung, ein dunkles Gefühl der Wahrheit, indem er zuletzt plötzlich einlenkt mit der Bemerkung, daß sich dieser Moloch-Herakles mehr dem alten Belitan, dem Saturnus, als dem tyrischen Sonnenbaal nähere, ja für Saturnus selbst gehalten worden sey. Da gibt ja der Verf. selbst zu: daß dieser Moloch gar nicht Herkules ist, wie er in einem langen Abschnitt durchzuführen sucht, sondern eben weiter nichts, als Baal oder Kronos und damit fallen alle andern Distinctionen zwischen Moloch und Baal abermals zusammen nebst der monströsen Gestalt eines Moloch — oder Typhon — Herkules.

Eigentlich läuft nun die Grundansicht aller dieser mythologischen Vorstellungen bey dem Verf. auf die sehr einfache Bestimmung hinaus, daß alle diese Gestalten die Personificationen der zwey verschiedenen Begriffe der Gottheit, gut und bös, darstellen und sich auf den einen oder andern vertheilen.

In dem nächsten Abschnitt, welcher von Herakles als Chon oder Bel Saturn handelt, beschäftigt sich zuerst der Verf. mit dem Namen Makar, wie Herkules nach der Meynung des Verf. genannt wurde. Alles, was er für die Bestimmung des Begriffs dieses Gottes Makar beyzubringen weiß, deutet auf ein vernichtendes, feindseliges Princip. Das Wort selbst (מעקר) deutet er νευροκοπῶν, der Sehnendurchschneider, Kniekehlenzerhauer. Typhon war ein solcher, als er den Zeus, der hier nach dem Verf. der phönizische Saturn ist, die Harpe entriß und ihm damit die Sehnen ausschnitt. Makar bedeute beydes, das Sichelschwert und den Gott, der es hat. Saturn entmannte damit den Vater. Es sey in Kleinasien das Attribut des Saturn und Mars gewesen, den die Griechen Perseus genannt hätten, und als assyrischer Gott (nach Herod. 6, 53) dem Mars — Nergal, dessen Name ebenfalls Art oder Leib bedeute, entspreche. Dieser Makar, dem der lybische Herkules gleich komme, sey nicht der jüngere Sonnengott, sondern Saturn oder Moloch in Conjunction mit Saturn, der die böse Seite der Götter repräsentire — Baal Chon dagegen sey dessen Gegensatz und die mythische Personification des höchsten Gottes, die als Herkules den Begriff des Saturn übernimmt und als Mittelwesen statt seiner für das Princip der Welt und ihrer Ordnung gehalten wird. Der phönizische Herkules vertritt so den alten Bel nach seiner höchsten Bedeutung; er hat seine Namen Baal, Chon und Makar, kämpft gegen die der Weltordnung widerstrebenden Elemente, und tödtet die typhonischen Unholde. Sonderbar ist doch, daß der Verf. hier auch dem Herkules den Namen Makar zuspricht, der ja die typhonische Seite des Allgottes bezeichnet. Es ist hier derselbe Widerspruch, wie oben, wo Herkules als Moloch und Typhon auftrat. Herkules besiegt also überall den Herkules, sich selber, es bleibt nichts anderes übrig. Der Verf. würde hier freylich erwiedern: das ist eine Verdrehung meiner An-

sicht: der Gott, den Herkules bekämpft, ist dieser in anderer Gestalt und Bedeutung; allerdings; aber dieß könnte höchstens, auch von dem Standpunkte des Verfassers aus, nur für seinen Allgott gelten, der beydes nach ihm seyn kann, aber nicht für den einzelnen, schon zur einen Seite des Allwesens bestimmten und ausgesonderten Gott; dieser kann keine zwey sich ganz entgegengesetzte Wesen vorstellen, sonst wäre er kein einzelner, scharf umgränzter Gott für sich. Das ist in dieser Beziehung das πρῶτον ψεῦδος, das durch die ganze Schrift sich hindurchzieht und keiner Gestalt ihre feste Fassung und strenge Umgränzung zukommen läßt. —

Den Namen des Herkules — Melkarth hieß er nur als Stadtkönig von Tyrus — leitet der Verf. mit Zurückweisung der alten geistlosen Etymologie (חִרְבֵּל) der Hausirer, nach einer Nachricht des Etymolog. Magn., wo er nach der ph. Geschichte des Claudius Julus Ἀρχαλεύς heißt, von אר das Feuer, dann das Starke, Gewaltige, daher der Löwe (woher auch Ἄρης, ἀρρήν, ἥρως, Ἄρτας, Ἀρταξέρξης der Königslöwe stamme) und von יכל obsiegen (wie im Jehu — cal) ab, so daß er also bedeutet: Ar obsiegt.

Der Verfasser verfolgt nun den Kampf des Herkules mit Typhon und den typhonischen Ungeheuern. Er erklärt hier Orthrus, bey Hesiod. πρῶτος κύων genannt, mit Ὄρθρος frühe, weil dieser, noch ehe der zweyte Hund Sirius aufgeht, schon in der Morgendämmerung sichtbar sey; der zweyte Hund, der feuerspeiende Kerberus, wird durch כלבאר, Kelb — eri, d. h. canis igneus gedeutet; das Land des Geryoneus sey mit dem Hades verwechselt; der Hades selbst liege im Westen auf der Erde, Erebus sey = ערב Abend. Geryon ist Orion, der am Himmel mit ihm jagt, ein Namensunterschied, der sich in der phönizischen Aussprache von עריון Gharjan und Orjon, ausgleiche. Orion sey der Jäger Nimrod, Mars Orion (Usoo) und Gott des Hades, ein Sohn des Chrysaor, wie in Phönizien Vulkan nach Sanchon. genannt werde. Die Hydra ist nur eine Modifikation des Typhon. Der Verf. erklärt hier Alles aus dem bekannten astronomisch-kalendarischen Standpunkt. Herkules macht die in der Natur verderblich wirkenden Kräfte alljährlich unschädlich, doch gewinnt zuweilen das böse Princip den Sieg.

Daß aber Herkules mit dem Tod kämpft, ihm seine Beute entreißt, den Hades verwundet, Prometheus befreyt, den Sterblichen die Früchte vom Baum des Lebens wieder bringen will, den Drachen tödtet und die Frucht pflückt, die jedoch Athene wieder zurückbringt, weil es ihrer heiligen Bestimmung (Apollodor 2, 5, 11) zuwider sey, anderswo zu seyn — diese inhaltsvollen, tiefsinnigen Gedanken — will sie der Verf. auch astronomisch-kalendarisch oder physisch erklären, da er dem Herkules fast nur einen Kampf gegen die physischen Uebel, wenn er sie auch Störungen im Weltplan nennt, zuschreibt? Davon aber jetzt abgesehen, möchte in jener ausgebildeten Durchführung des Herakles — Mythus der Verf. leicht zuviel den Phöniziern zuschreiben, wenn er den Herkules auch bey diesen schon als mythischen Kampfheld, wie er ihn nennt, in geschichtlicher Form auftreten läßt; jedenfalls ist die Ausschmückung und Ausbildung eines, menschlichen Kämpfen nachgebildeten, Ringens für die Phönizier zu früh und nicht der dortigen Entwicklungsstufe entsprechend. *) Der Verf. trennt hier nicht scharf genug und es ist nicht ganz klar, wie viel er in der Hauptsache den Phöniziern, wie viel den Griechen zuschreibt, so wie er einige Hauptpunkte, worauf fast Alles in der richtigen Bestimmung des phönizischen Herkules ankommt, fast ganz übergeht, oder nur kurz berührt, wie z. B. das jährliche Gefesseltwerden in Tyrus.

Es kann auch nicht zur Erklärung der Natur des Herkules dienen, wenn man einige allgemeine

*) So scheint uns der Tod oder die Verbrennung und vollends die Auferstehung oder Apotheose des Herkules, deren Feyer der Verf. späteren Zeugnissen zufolge, denen er in allen solchen Dingen durchaus kein Gewicht hätte einräumen sollen, sogar schon dem Hiram zuschreibt, dem Standpunkte der alten phönizischen Religion durchaus unangemessen und aus der Anschauung der Griechen in diese, durch die Alles vermengende, kritiklose Betrachtungsweise der späteren Schriftsteller nach Christi Geburt übergetragen zu seyn.

Bezeichnungen über die Bedeutung des Herkules aus allen Zeiten zusammenstellt und daraus einen allgemeinen Begriff desselben construiren will; so wird hier neben einander gestellt die Angabe des Makrobius, daß Herkules die virtus dei regentis darstelle, daß er nach der Ansicht der Pythagoräer die δύναμις φύσεως sey und dergleichen, wozu noch die schon oben berührte Entdeckung des Verfassers kommt, daß die solarische Bedeutung des Herkules als eine spätere Modifikation seit Hiram (doch ziemlich alt!) angesehen werden müsse, daß jedoch Herkules nicht die Sonne selbst, sondern ihr Agens sey, da er nur im Sonnenkahn fahre, wobey ihn Typhon als Schatten begleite. Dieß alles trägt aber wenig zur Enthüllung des eigentlichen Begriffs des phönizischen Herkules bey.

In dem darauf folgenden Abschnitt, welcher Herakles — Sandan überschrieben ist, sucht der Verf. zu beweisen, daß der Gott, bey dem, wie es oft heißt, alles rein seyn mußte, zum weibischen Herkules — Sandan sich umwandelte, der durch Unzucht der Hierodulen und seiner Diener verehrt wurde, wobey die Priester weibliches Gewand anzogen und die Dienerinnen der Mylitta sich mit den zum Molochdienst gehörenden Werkzeugen ausrüsteten. Der Verf. sieht in diesem Dienst einen gegenseitigen Umtausch der Bedeutung beyder Gottheiten, der männlichen und weiblichen, wodurch die Identität beyder, die Vereinigung der zerstörenden und zeugenden Naturkraft, in Einem Wesen dargestellt werde. Das männliche ist ihm Mars — Moloch — Baal — Herkules, das weibliche Mylitta — Aschera — Semiramis. Letztere tritt hier nämlich mit in die Reihe, weil dasselbe Verhältniß — zwischen dem zum Ninyas gewordenen assyrischen Feuergott Ninus — Nimrod und der Semiramis als seiner Mutter oder Gattinn Statt finde. Mit Luna und Lunus habe es dieselbe Bewandtniß. Durch den Umtausch der Kleider wollten die Geschlechter den Gott und die Göttin selbst darstellen. Der zur Mylitta gewordene Herkules oder Baalmoloch heißt nach dem Verf. Sandon, Sandan oder Sardanapal in der vorderasiatischen Mythe. Ottfried Müller hatte schon (im Rheinischen Museum) bewiesen, daß Sandan oder Sardanapal eine assyrische Gottheit sey. Denselben Sandan findet der Verf. als Name des Herkules bey Syncellus, doch muß er zu diesem Zwecke erst statt Δισανδάν, wie es dort heißt, Σανδάν lesen. Dieser Gott Sandan sey der assyrische Feuer- und Kriegsgott Mars in doppeltem Charakter: als Krieger und Städtegründer, aber auch als Wüstling in Frauenkleidern. In Tarsus, das er gründete, kommt er nach der Sage eben so in den Flammen des Scheiterhaufens um, wie Sardanapal in Ninive. Dieser Sardanapal sey Ninus, Ninyas; Omphale entspreche der Semiramis, eben so fielen Ninus, Nimrod und Orion zusammen, mit denen der Verf. auch den wilden Jäger Agron in Lydien, und Kandaules, der ebenso durch sein Weib das Verderben findet, vergleicht. Sardanapal leitet der Verf. von Sar, aus Asar = Mars, verkürzt, von Dan = Adan und Apala ab, welches der Große, μέγας heiße, so daß S. der große Herr Asar oder Sar bedeute. Mit diesen Gottheiten setzt der Verf. das Sakäenfest, welches vom 9. July an, 5 Tage lang in Babylon gefeyert wurde, in die genaueste Verbindung. Während dieses Festes herrschten dort die Sklaven über ihre Herren, wobey einer, der ein Kleid, wie der König trug, das Regiment führte. Dazu nahm man einen von den zum Tode verurtheilten Gefangenen, welcher auf den Thron gesetzt wurde, so üppig lebte, als er wollte und die königlichen Weiber als die seinigen betrachten durfte. Der Ursprung des Festes wird einem Kriegszug und Sieg, welchen über ein wildes, fremdes Volk — die Sakken, Scythen oder Massageten — Cyrus oder Cyaxares davon trug, zugeschrieben. Das Fest sey übrigens doch uralt, babylonisch-assyrisch, und schon gefeyert worden, ehe sich die Perser nach des Verfassers Meynung von dem assyrischen Reich getrennt hatten. Der Name Σάκαια bedeutet nach dem Verf. Hütten von Laubwerk, von סכות in phönizischer Form, = Σκυθ, Succoth, ganz dem ἑορτὴ σκηνῶν im äußern zu vergleichen, da es unter Hütten gefeyert wurde. Der Sklave, welcher den König repräsentirte, hieß Zoganes von Zogan, einem dünnen, durchsichtigen Unterkleid der Weiber, mit dem er bekleidet wurde. Dasselbe bedeutet Kotys, ein Königsname in Lydien, der dem weibischen Ninyas entspricht; der phrygische Sardanapal heiße darnach Andrakottus, wie jener bekannte indische König Sandrakottus.

Der lydische und assyrische Sandan trug ebenfalls jenes Kleid des Sakäenkönigs Zoganes. Dieser als Sakäenkönig verkleidete Sklave stellte nun den Gott Sandan oder Sardanapal bey diesem Feste vor, der am 5. Tage verbrannt wurde. Das sey der Schlüssel zur Mythe vom Leben und Tod des Sardanapal; Ctesias habe dieß Alles in Geschichte verwandelt.

Jener Sklavenkönig hatte nach dem Verf. eine Königin neben sich, welche die Stelle der Anaitis neben dem Sardanapal vertrat. Dieß gehe aus der Erzählung von der Semiramis hervor, welche, von niedrigem Herkommen, von Ninus an den Hof genommen wurde, auf 5 Tage die Herrschaft über Asien bekam, aber schon am zweyten Tag den Ninus hinrichten ließ. Das sey Alles erst aus den Sakäen erklärlich. Mit diesem allen vergleicht der Verf. die Erzählung von der Omphale, die auch eine Sklavin, den Sklaven volle Herrschaft über ihre Herren gewährte, wobey der Sandan-Zoganes wie Sandanapal, als Sklavin Wolle krämpeln mußte, während sie die Attribute und Tracht des Gottes annimmt. Den Namen Omphale leitet darum der Verf. von der Benennung der Festkönigin her: Ama — pala d. i. die große Magd. Eine Anspielung auf dieses Fest findet der Verf. beym Propheten Ezechiel 23, 40, wo die Beziehung auf die Sakäen klar hervortrete, indem eine Buhlerinn sich zum Empfang des königlichen Buhlen rüstet, der bey seiner Ankunft auf sie die königlichen Insignien und die Königswürde überträgt. Den aus Saba geholten Festkönig hält der Verfasser für den arabischen Dionysus, woher Bacchus: Sabus heiße. Daß der Sklave zuletzt verbrannt wurde, gehe aus Allem hervor, da auch Ninus den Tod erleide und Sardanapal sich selbst verbrenne. Daher stammten die πυράκ des Sandan, woraus die griechische Mythe von Herkules entstanden sey, der durch das blutige Liebeskleid, welches ihm Dejanira statt des weißen gab, sich selbst zu verbrennen veranlaßt worden sey. Das Fest begann mit Aufgang des Orion, mit welchem Sandan zusammenfalle. Orion heiße darum der Thörichte, כְּסִיל (im alten Testament), weil er seine Würde abtrat.

Ref. glaubte wenigstens die Hauptzüge dieses merkwürdigen Cultus, wie sie der Verf. in dieser gründlichen und umfassenden Untersuchung mit außerordentlichem Fleiße zusammenstellte, hervorheben zu müssen, da wohl sonst nirgends der ganze Vorgang so erschöpfend und genau geschildert zu finden ist. In der That ist es ein religiöser Cult, der auf den ersten Blick einen großen, gewaltigen Vorgang in den Religionen jener Völker bezeichnet und darstellt. Es kann natürlich nicht die Aufgabe des Referenten seyn, sich hier über die Bedeutung und den Sinn dieses merkwürdigen, aufschlußreichen Festes weiter zu verbreiten; er muß dem Zweck dieser Anzeige gemäß sich auf einige Bemerkungen über die Ansicht des Verf. über diesen Punkt beschränken.

Der Verf. hält jenen Moloch — Mars — Baal — Ninus — Sardanapal, in dessen Dienst die Männer zu Weibern werden, für Herakles. Daß wir damit nicht übeinstimmen können, geht schon deutlich aus dem hervor, was wir oben über das Verhältniß von Moloch zu Herakles bemerkten. Baal — Moloch und Herkules sind zwey ganz verschiedene Wesen. Noch weniger aber können wir einräumen, daß Babylonien und Ninive schon einen Herakles hatten; davon findet sich in den alten Zeugnissen keine Spur, und wenn spätere Anschauung und Vermengung den Herakles überall fand, so geht es eben mit ihm, wie fast mit allen Göttern. Es hat jeder Gott in seiner ganzen, vollen Bestimmtheit und Umgränzung nur eine Stelle, wo er als solcher auftritt und eben diese Ansicht des Verfassers, nach welcher man fast jeden Gott überall finden kann, dient nur dazu, alle Bestimmtheit zu verwischen, ohne etwas aufzuklären. Die Art und Weise, womit nun der Verfasser jene Umwechslung der beyden Geschlechter in den zwey Gottheiten erklärt: daß nämlich dadurch die Identität beyder Gottheiten als ein Wesen dargestellt werden soll, möchte sich wohl schwerlich als die richtige herausstellen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. April.

Nro. 78. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Die Phönizier, von Dr. F. C. Movers ꝛc

(Fortsetzung.)

Denn wenn eine Gottheit in das ihr entgegengesetzte Wesen und Geschlecht übergeht, so wird damit wohl etwas ganz anderes bezeichnet werden, als daß beyde Gottheiten oder Kräfte, die zerstörende und erzeugende, nach der Annahme des Verfassers, identisch seyen; man könnte daraus eben so gut das Gegentheil folgern, daß, weil die zweyte Natur, die sie annimmt, etwas sehr Verschiedenes, ja Entgegengesetztes von der ersten ist, jene behauptete Identität eine leere, unreelle und so zu sagen falsche ist. Die Gottheit scheint ja eher etwas anzunehmen, was sie eigentlich nicht ist, es wird ihr etwas aufgedrungen, etwas Fremdes ihr beylegt, was sie nachher wo möglich wieder als etwas Aufgezwungenes aufzugeben sucht. Was ist denn nun aber eine solche Gottheit ursprünglich, was ist der Grund und Veranlassung in ihrem Wesen, daß sie sich zu ihrem Gegentheil machen soll, wie kann das vor sich gehen, und was soll mit allen dem erreicht werden? Diese Fragen wären zu lösen, wenn über die innere Bedeutung dieses Vorganges etwas gesagt werden sollte. Zuerst müssen die Hauptgesichts- und Untersuchungspunkte, worauf es eigentlich bey der ganzen Sache ankommt, festgesetzt seyn, dann ist erst eine Erklärung und Entwicklung der Bedeutung jener Gottheiten und ihres Cultus möglich. Die Hauptgottheiten, von deren Bestimmung und Erklärung hier Alles abhängt, sind keine hypostasirten Eigenschaften oder Naturkräfte, womit man gewöhnlich die alten Götter überhaupt zu erklären pflegt, ein solches Wesen hat eine ganz andere Gewalt und Bedeutung, als bloß die einer zerstörenden oder zeugenden Kraft und dergleichen; nach dieser Erklärungsweise kehrt fast überall dasselbe wieder, wie nach der Ansicht des Verf. überall Mars — Moloch erscheint, der als Sardanapal, wie als Herkules mit den nämlichen Eigenschaften, Schicksalen und Cult bey allen Völkern auftritt, bey den Assyrern und Phöniziern, bey den Persern und Lydiern, die doch auf ganz verschiedenen Entwicklungsstufen und auf ganz andern religiösen Standpunkten stehen. Jener mythische Vorgang, der durch die Sakäenfeste dargestellt wurde, ist sehr verschieden von jenen, bey welchen Herkules die Hauptperson ist, denn es sind ganz verschiedene Götter, die in Babylon und Assyrien jenen bedeutungsvollen, die innersten Wurzeln des dortigen religiösen Lebens betreffenden Darstellungen zu Grunde liegen und die in Phönizien oder in Lydien auftreten. Die Vorgänge mit Herkules müssen der ganzen Stellung dieses Gottes gemäß eine ganz andere Bedeutung haben, als das, was vom vermeyntlichen Mars — Moloch in der Person Sardanapals und von der Semiramis erzählt wird, deren Natur und Stellung als Göttin überhaupt erst näher bestimmt werden müßte.

Nach der Erklärung der Hauptgottheiten beschäftigt sich der Verfasser zunächst mit Gottheiten mehr untergeordneter Natur und zwar zunächst mit den Ophionen oder denjenigen mythologischen Gestalten, deren Symbol eine Schlange war. Die meisten von ihnen personificirten nach dem Verf. den κόσμος, wobey die Idee der Weisheit vorwalte, durch welche sie auch bey der Abfassung der Religionsbücher thätig seyen. Darunter gehöre Taaut, oder Hermes, Thoyt bey den Aegyptern. Sein Name bedeute selbst Schlange, woher auch der Buchstabe ת, θῆτα Name und Gestalt habe,

und stelle den Himmel oder die Welt als gewundene Schlange dar. Andere abstrakte Götterwesen bey Sanchon. sind Thuro, Dote und Chusarthis, von denen die beyden ersten Gesetz, das letzte Harmonia bedeute. Ref. glaubt, daß diese zu Göttern erhobenen abstracten Begriffe einen deutlichen Beweis liefern von der Art, wie Philo spätere griechische Begriffe in sein phönizisches System hineinbrachte. Von altphönizischen Gottheiten ist natürlich hier keine Rede, der Verf. hätte das hervorheben und dergleichen nicht wie alte glaubhafte Ueberlieferung behandeln sollen.

In der Untersuchung über den Cadmus, die der Verf. darauf vornimmt, findet er in dem tiefen Mythus, worin erzählt wird, daß Cadmus der Rathgeber des Zeus bey der Bekämpfung des Typhon gewesen, und diesem mit der Flöte des Pan die dem Zeus ausgeschnittenen Sehnen abzulocken wußte, in diesem Zeus den phönizischen Saturn. Da jedoch der Verf. diesen Saturn selbst oben zum Typhon machte; so möchte diese Annahme wohl sich selbst widersprechen. Der Verf. führt gleich darauf jenen merkwürdigen Mythus von der Herrschaft des Typhon an, unter welcher alle Götter sich flüchten und in Thiergestalt sich verbergen. Dieser Mythus mit obigem verglichen, hätte ihm leicht einen Schlüssel geben können, zu einer richtigen Erklärung der Person jenes Zeus und des ganzen Vorgangs. Etwas ganz anderes enthält der Mythus vom Hermes in der ägyptischen Mythologie, wo dieser dem Typhon die Sehnen ausschneidet und gehört einem spätern Entwicklungsvorgange an. Mit der Deutung des Namens Cadmus, welcher nach dem Verf. den Alten, den Vorderen der Zeit nach (ὁ παλαιός) bezeichnet, und mit dem er sogar die alte Schlange im Paradies vergleicht, können wir nicht übereinstimmen. Der Verf. bestimmt nachher selbst den Cadmus, wie im Kabirendienst Hermes selbst hieß, als ein dienendes Wesen ganz richtig und findet, wie es scheint, ohne es selbst zu merken, bey der Erklärung des Wortes Kadmiel die richtige Bedeutung, indem er von letzterem sagt: es bedeutet den, der vor El ist. Taaut, Ophion, Surmubel verhalte sich, heißt es hier, zu Saturn, wie Kadmiel zu El. Auch Hermes ist nach dem Verf. ein phönizischer Name und nur Masculinarform zu Harmonia; beydes leitet der Verf. von חרם d. i. winden, ringeln, verbinden ab. Diese Ableitung möchte etwas gewagt seyn, da jenes Wort nur in den spätern semitischen Dialekten vorkommt und beyde Wörter sich wohl leichter aus dem Griechischen selbst ableiten lassen. Den Namen Merkur leitet der Verf. von Mar, einer dienenden Gottheit der Chreter und Karer und Kur ab, welcher letztere Name eben die Karier und Chreter bedeute. Der Name müßte dann durch Pelasger oder Tyrrhener nach Italien gekommen seyn.

In Typhon findet der Verf. den Gegensatz zu dem schlangenartigen Agathodämon. Sein phönizischer Name sey ohne Zweifel צפעון Zephon, nach aramaisirender Aussprache (welche ש und צ häufig verwechsle) טיפעון Tiphon, eine Natternart, der Basilisk nach Aquila's Uebersetzung. Trotz der ziemlich annehmbaren Ableitung des Namens Typhon, glauben wir doch, daß eine andere nicht geradezu von der Hand zu weisen wäre. Es könnte nämlich auch von der Wurzel צפן, abgeleitet werden, welche die Begriffe, Verborgenheit, Dunkel, Finsterniß, ganz dem griechischen Ζόφος entsprechend, in sich enthält. Dieß Alles stimmt vollständig mit dem Begriff des Typhon überein, dessen ganzes Wesen ein finsteres ist. Dazu kommt noch eine historische Bestätigung, indem eine Stadt in Aegypten Baal-Zephon (Exod. 14, 2. N. 33. 7) hieß, die dem Typhon, der daselbst vom Blitz getroffen wurde, geweiht war. — In Beziehung auf Typhon behauptet der Verf., daß in der phönizischen Mythologie der Gegensatz des Typhon viel ursprünglicher hervor trete, als in der ägyptischen. Es stünden ihm Saturn und Herakles hier viel entschiedener entgegen, als in der ägyptischen und dieser Dämon sey erst aus dem Religionssystem der Phönizier in das ägyptische Pantheon eingewandert. Diese Verkennung, welche den ganzen Standpunkt der phönizischen Religion trifft, hat bey dem Verf. ihren Grund in seiner falschen Auffassung des phönizischen Saturn und in dem so häufigen Hereintragen späterer Entwicklungsmomente oder schon ganz griechischer Mythen in die viel frühere der phönizischen Religion. Daß Typhon der ägyptischen Religion

ganz eigenthümlich und erst auf ihrem Boden in dieser Bestimmtheit entstanden ist, zeigen ja die Hauptpunkte der ägyptischen Mythologie; in der phönizischen ist Typhon sonach gar nicht vorhanden, der Verf. trägt ihn aus anderen Mythologien erst hinein, und der Gegensatz von Herakles ist hier noch ein ganz anderer, den der Verf. nicht gefunden hat und darum auch die eigentliche Natur und den Hauptsinn der phönizischen Religion nicht hervorheben konnte.

Zu den Schlangengöttern gesellt der Verf. den Esmun, Tat oder Athotis bey den Aegyptern. Als Schlangenträger, Ophiuchos erscheint er auf phönizischen Münzen mit den acht Strahlen um das Haupt. Er galt nach dem Verf. als κόσμος und als Heilgott. Zu den 7 Söhnen des Sadyk war Esmun der achte. Nach Damascius, bey Sanchon, ist Aeskulap der achte Sohn des Sydyk. Nach seiner planetarischen Beziehung spreche Xenokrates bey Clemens Al. von ihm: ἕπτα μὲν εἶναι θεοὺς τοὺς πλανήτας, ὄγδοον δὲ τὸν ἐξ ἁπάντων συνεστῶτα κόσμον. Er sey darnach der ganze Himmelskreis, der persische Zeus, dem nach Herodot die Perser auf den höchsten Gipfeln opferten. In Aegypten war Pan der erste von den achten, aus denen nachher die zwölf geworden sind. Der höchste Tempel auf der Burg von Chartago gehörte dem Esmun, in Babylon war auf der achten Stufe des Thurmes sein Heiligthum, auch in Ecbatana wurde er verehrt, wohl auf dem höchsten Punkt der gleichfalls planetarisch gebauten Stadt. Die ägyptische Etymologie, die Jablonsky, Hug, Champollion, Seyffarth, und Gesenius versuchten, weist der Verf. zurück, und leitet den Namen nach Andeutung Sanchoniathons und Angabe des Damascius von אשבע, hebräisch השמיני der achte ab. In einer längeren Digression sucht der Verf. zu beweisen, daß diejenigen von den sieben Titaniden, welche die Mutter des Esmun gewesen, der Polarstern sey, von den Phöniziern φοινίκη genannt; es sey ein sinnvolles Symbol, wenn sie dem Gott, der den Fixsternhimmel repräsentirt, als Mutter den Stern zulegten, um den die Himmelsaxe sich drehe. Als Kosmos entspreche Esmun dem Pan, und da der κόσμος als gewundene Schlange symbolisirt und diese als Heilschlange verehrt wurde, so sey dadurch der achte Kabir und der heilende Schlangengott in Zusammenhang gekommen. Auch bey den Israeliten wurde die Heilschlange (Nehustam 2 K. 18, 4) verehrt, weßhalb sie Hiskia zerschlug. Der Verf. glaubt nicht, daß diese der heilende Saraph des Moses gewesen sey, da sie wohl schwerlich an tausend Jahre sich erhalten hätte, indem die reformirenden Könige sie längst beseitigt haben würden. Doch stehet in jener Stelle „die eherne Schlange, welche Moses gemacht hatte." Warum sollte sie sich nicht erhalten haben, wie so vieles Andere aus Moses Zeit? Aber die Handlung des Hiskia gibt allerdings einen bedeutenden Fingerzeig zu tieferem Aufschluß über das Verhältniß der mosaischen Anschauung zu dieser späteren, den wir hier freylich nicht weiter verfolgen können. Nach dem Verf. seyen dann die verschiedenen Begriffe von Schlangengöttern zur Einheit im Serapis gekommen, der erst später von Sinope nach Alexandrien verpflanzt worden wäre. Wir können mit dieser willkührlich erdachten Einheit nicht übereinstimmen, da jene unter dem Symbol der Schlange dargestellten mythischen Gestalten ganz verschiedenen Principien angehören, die unmöglich auf solche Weise zu einer äußerlichen Einheit verschmolzen werden konnten.

Uebrigens entspricht Sanchoniathons Uranos dem Esmun, was um so wichtiger ist, als auch Esmun sich selbst entmannt, dann aber von der Göttermutter wieder auferweckt wird. Tiefere Andeutungen und ganz andere Aufschlüsse über so viele hieher gehörige Punkte hätte der Verf. in Schellings Gottheiten von Samothrace finden können, wo schon S. 84 über die Stellung und Bedeutung Sydyks und seiner Söhne sehr aufschlußreiche Bestimmungen gegeben sind. Der Verf. hat aber hier einigemal das schon ausgesprochene Tiefere entweder nicht gekannt oder den darin liegenden, Alles anders gestaltenden Aufschluß nicht herauszufinden oder zu benützen gewußt.

In dem Abschnitt über Jao nimmt der Verf. das Orakel des Apollo Clarius bey Macrobius (1, 18 Saturn.), das seit Jablonsky für unächt gehalten wurde, in Schutz und sucht es als ächt hinzu-

stellen, wozu Lobeck (im Aglaophanus) den Anfang gemacht hatte. Der Verf. sucht aus der innern Bedeutung des Wortes vorzüglich die Aechtheit darzulegen. Der Name sey mysteriöser Natur gewesen, wie solche Namen häufig im Orient sich zeigten, die nicht ausgesprochen werden durften. Die geheimnißvolle litera trina, von der Sanchon. spreche, sey wohl Jao gewesen. Dieser Jao, dessen Wesen als eins mit Adonis, Dionysos und dem chaldäischen Lichtwesen Heptakis (bey Proklus) oder Sabaoth, der irrig von Damascius für eins mit Jehovah gehalten werde, in längerer Untersuchung vom Verf. dargestellt wird, leitet der Verf. von הוה ab, darnach bedeutet er יהוה er macht leben u. s. w.

Wir glauben aber, daß sich der Verf. bey Entzifferung dieses Namens in Beziehung auf die alte phönizische Mythologie vergebliche Mühe gemacht hat, und halten das Wort und seinen Begriff für ein Produkt der spätern, alle orientalische Religionen mit einander vermengenden gnostischen Geheimnißthuerey, die freylich schon verhältnißmäßig ziemlich früh ihren ersten Anfang genommen haben mag. Ein altes Zeugniß für das Bestehen eines solchen Jao bey den alten Phöniziern ist nicht zu finden. Darum wollen wir indeß den möglichen Zusammenhang von den Formen εὐάζειν, Εὔιος und Ἴης mit dem semitischen חיים nicht gänzlich zurückweisen, nur die Existenz jenes Jao in dem Glauben des alten Phönizien selbst bezweifeln wir; gibt ihm ja der Verf. selbst einen durchaus chaldäischen Ursprung und schreibt ihm die Anagogie der Seelen ganz in gnostisch-neuplatonischer Weise zu. Man sieht auch nicht undeutlich das schlecht verdeckte Hineinspielen von christlichen, freylich ziemlich manichäisch materialisirten, Anschauungen, wie wenn es z. B. hier heißt: der Sohn empfange die Lichtmaterie vom Vater, giesse sie aus und lasse sie wieder zum Vater zurückgehen.

Dieser Jao ist nun bey dem Verf. so ziemlich Alles, was nur in dem spätern gnostischen Wirrwarr von überall zusammengerafften Ur- und Lichtgestalten vorkommt, wozu noch der Verf. seine phönizischen Götter bringt.

Wenn dabey der Verf. den Erikapäus, von welchem Namen Bentley sagte: schwören wolle er, daß selbst Orpheus keine Etymologie davon aus dem Griechischen angeben könne, durch den alttestamentlichen Gottesnamen אֶרֶךְ אַפַּיִם Erekapaim (d. i. Langmüthiger) erklärt, so hätte es sich geziemt, den Urheber dieser so evidenten Ableitung auch namhaft zu machen. Sie ist von Schelling, über die Gottheiten von Samothrace S. 89.

Der Verf., welcher darauf zu den weiblichen Gottheiten übergeht, unterscheidet hier zwischen solchen, bey welchen die tellurische und solchen, bey welchen die siderische Bedeutung vorherrsche. Die Gottheiten mit tellurischer Bedeutung seyen aber zweyerley Art, je nachdem, wie bey Isis und Kybele, die Erde oder auch das feuchte Element vorwalte. Zu den ersten gehöre Aschera und Baaltis, zu den zweyten Derketo; oder es flößen auch die Vorstellungen beyder wieder zusammen, wie bey der meergebornen Göttin von Cyprus, bey der syrischen Tiratha und Atergatis mehr oder weniger der Fall sey. Die weiblichen Gottheiten mit vorwaltend siderischem Charakter, von den Griechen Venus Urania genannt, hätten als Substrat den Mond oder den Planeten Venus oder auch beyde zugleich. Die Vorstellungen von der keuschen Mondgöttin näherten sich im Allgemeinen den Begriffen der jungfräulichen Artemis, der die zidonisch-karthagische Göttin Astarte oder Tanais entspreche; wo aber die Beziehung auf den Planeten Venus vorwalte, trete größere Verwandtschaft mit der Idee von der griechischen Aphrodite ein, in welchem Falle die Venus des Libanon oder Beruth des Baaltis oder Aschera ziemlich gleich stehe und Aschera den Charakter der Planetengöttin annehme. Auch bey der Urania oder Semiramis von Askalon, der Göttin von Paphos, flössen die Vorstellungen von der Göttin des Mondes und des Planeten Venus zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. April.

Nro. 79. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Die Phönizier, von Dr. F. C. Movers ꝛc.

(Fortsetzung.)

Der Verf. versucht hierauf die also gemachten Unterscheidungen in den Untersuchungen über die einzelnen weiblichen Gottheiten zu rechtfertigen. Vor allem glaubt er die Aschera von der Astarte ganz trennen zu müssen. Der Name der Aschera ist im alten Testament nach dem Verf. nicht dem Begriffe dieser Gottheit entnommen, sondern bezeichnet dieselbe zunächst als Idol. Er bestreitet die Ableitung, welche Gesenius diesem Namen gegeben, nach welchem er Glück bedeute, und giebt ihm die Bedeutung: die Gerade, was genau ihrem Idole einer Säule von Holz entspreche. Auch Artemis heiße darum *Ὀρθία* oder *Ὀρθοσία*. Die Ascheren waren immer von Holz, daher kommt so oft im alten Testament der Ausdruck vor: sie umhauen, verbrennen, hingegen von Baal zerbrechen. Das Schandbild, das ihr 2 Regg. 15, 13 zugeschrieben wird, war ein Phallus. Bisweilen ist Aschera auch ein Baum im alten Testament, wie die Göttin Beruth, welche Cypresse bedeutet. Die Göttermutter ist der Aschera auch hierin sehr verwandt, eine geweihte Pinie ist ihr Idol, ihr Name Amygdale ist semitisch und bedeutet: große Mutter. Aschera hatte auch Gallen und komme deßhalb wie mit der Cybele, so auch mit der syrischen Göttin Tirgate überein und da ihr Cult mit Unzucht verbunden war, so stehe sie darin der Baaltis und Mylitta gleich. Männliche Gottheit neben ihr sey Baal Moloch. Auch Atergatis komme mit ihr überein; diese war nach Makrobius die Erde, daher kein Galle in der Erde bestattet werden durfte.

Doch läßt der Verfasser auch Adonis neben dieser weiblichen Gottheit stehen, sie trauert um ihn, und heißt dann Salambo d. h. helltönende Pfeiffe. Aber wie reimt sich dieß, daß zwey so total verschiedene männliche Gottheiten, wie Moloch und Adonis — Osiris eins sind? Wir sehen hier dieselbe Verkennung, die uns so häufig begegnet. Selten bekommt eine Gottheit auch auf dem einmal angenommenen Standpunkt einen festen, bestimmten Charakter. Dasselbe ist bey Bestimmung des Begriffs der Aschera der Fall. Sie wird viel zu allgemein gefaßt und nimmt die meisten weiblichen Gestalten an. Es wird auch keine stufenweise Entwicklung der weiblichen Gottheit überhaupt nachgewiesen, sondern ihr alle Eigenschaften und Bestimmungen zugleich zugeschrieben, welche die Griechen nachher auf ihrem Standpunkte so scharf geschieden haben. So ist sie nach dem Verfasser die Gäa, weil Alles aus dem Schooß der Erde entstand, sie ist Allmutter, wie die Dea Syria (elementorum omnium domina, seculorum initialis progenies bey Apulej.), aus ihr entwickeln sich die Götter, außer dem alten Bel, darum heiße sie Tauthe, Bau (d. i. die Macht des vorweltlichen Chaos), ferner Göttermutter, wie die syrische Göttin, auch Mylitta und Cybele. — Mylitta bedeutet nach dem Verf. nicht Gebährerin (wie Selden und Andere sagen) sondern als Verbale vom Hiphil: das Gebährenmachen (מוֹלֶדֶת von ילד) also das physische Zeugungsprincip, eben nicht bloß das weibliche, sondern dasselbe im Allgemeinen; daher sey sie auch als Mannweib gedacht worden; neben Adonis als Sonne sey sie vorwaltend die Erde, womit das feuchte Element sich unzertrennlich verbinde; daher Tirgate (nach Plutarch) die Anfänge des Lebens aus dem feuchten Element mittheile. In mannigfaltigen Gestalten erscheint sie als Herrscherin des

Wassers, bey Berythus war die meergeborene Göttin ans Land gestiegen und am Feste der Tirgate in Hierapolis holte Alles Wasser aus dem Meere; die syrische Göttin hat daher Fischgestalt, wie der Gott Dagon, und die Venus verwandelte sich auf der Flucht vor Typhon in einen Fisch.

Ref. glaubt, daß diese Annahme der Fischgestalt bey der Venus, dem Dagon ꝛc. nicht sowohl zunächst auf den Begriff des Wassers, wie der Verf. es thut, zurückzuführen sey, als auf den Begriff der Fruchtbarkeit und Vervielfältigung; dieß beweist schlagend der Name Dag (Fisch) selbst, dessen Wurzel bekanntlich: multiplicari bedeutet, auch der Name des Getreides im Hebräischen (Dagan) hat deßwegen von dieser Wurzel seinen Ursprung. Darum soll indeß der innere Zusammenhang zwischen diesen Begriffen (Wasser und Fruchtbarkeit) keineswegs geleugnet werden. Die Namen der syrischen Göttinnen Atergatis, Tirgata, und Derketo sind ganz Eins und bedeuten von einem Stamme herkommend, dasselbe (κτείς) ganz entsprechend der Bedeutung und dem Cult dieser Göttin.

Anstatt diese Göttin Aschera nach der Anschauung der späteren Zeiten, nach welcher allerdings Tiratha in Mabug, wie Lucian berichtet, die Symbole aller Göttinnen vereinigte, als den Inbegriff aller weiblichen Gottheiten hinzustellen, hätte der Verf. seiner Aufgabe gemäß, die zunächst nur die Göttergestalten eines bestimmten Volkes und einer bestimmten Zeit zu entwickeln hatte, seine Untersuchung mehr darauf beschränken sollen, nachzuweisen, welche Stelle in der Entwicklungsreihe der weiblichen Göttergestalten, die doch nicht alle zu jeder Zeit zusammenfallen können, Aschera bey den Phöniziern einnimmt und welches ihre Bedeutung und ihr Verhältniß zu den mit ihr auf gleichem Boden wurzelnden Göttern desselben Volkes gewesen.

Wenn sie aber der Verf. so als einen Allbegriff hinstellt, so hat aach ihre Bestimmung als tellurische Gottheit keinen Halt mehr, da sie ja gleichfalls im Planet Venus, wie der Verf. S. 599 selbst anführt, vorzüglich verehrt wurde, und darum auch als siderische Göttin zu betrachten ist. Die syrische Göttin ist dem Verf. aber auch die Mylitta — Urania, bey den Arabern die Alilat (die der Verfasser bey Jesaj. 14, 12 im Lucifer wieder findet, nur als männliche Gottheit); da ihm nun die Aschera mit der syrischen Göttin zusammenfällt, so ist sie auch Urania. Sehr tiefsinnig deutet sie Simplicius τόπον θεῶν nach dem syrischen Atar d. i. Ort. Der Verf. scheint aber diese sinnreiche Auffassung nicht erkannt zu haben, indem er darin nur die spätere Alles in sich aufnehmende und deßwegen nichts erklärende Auffassung bey Apulejus findet, bey dem sie angerufen wird als: summa omnium Deorum Dearumque facies uniformis, unicum numen multiformi specie.

In der Untersuchung über die Astarte will der Verf. diese gänzlich von der Aschera trennen und in ihr eine von letzterer ganz verschiedene Gottheit finden. Astarte sey Nationalgöttin der Zidonier, die Kriegsgöttin der Philister, habe in Jerusalem eine andere (?) Cultusstätte, als die Aschera, habe keine Gallen, keinen Mylittendienst, keinen unzüchtigen Adonis neben sich, keinen Phallusculte und keine Baumverehrung, sie erscheine als Virgo coelestis im Gegensatze von Mylitta, in Rom werde sie Juno genannt. Ihr Name ist nach dem Verf. nicht semitisch, sondern persisch, wo er mit star, Stern, ἀστήρ eins sey. Das Gestirn, welches dabey zu Grunde liege, sey wahrscheinlich der Mond. So komme sie mit der keuschen Mondgöttin Artemis überein, die von sinnlicher Liebe nichts wissen wolle, so wie mit der assyrisch-persischen Tanais. Sie sey als das heilige, reine Feuer verehrt worden, als Melechet neben Moloch, beyde nur durchs Geschlecht verschieden. Dido oder Elissa in Carthago ist nach dem Verf. ganz dieselbe Göttin. Pygmalion als Liebhaber der paphischen Cölestis, tödtet ihren Gemahl, den frommen Bruder Sichäus (den Reinen) wie Adrastus den Agathon. Er heiße auch Acerbas oder Sicharbas d. i. derjenige, dessen Schwert rein ist. An der Stelle eines phönizischen Gottes, der die Cölestis zur Untreue gegen den Gemahl verführe, habe Virgil den Aeneas substituirt, der auf diese Weise dem Sandan entspreche. Elissa erinnere an Ἐλουσία, wie Artemis bey den Ephesiern hieß nach Hesnch. und bedeute die Göttin der Stärke, dasselbe, was Amaza, die starke Mutter. Dido heißt: seine Geliebte (דודה), nämlich des Sonnengottes, welcher als der schöne Memnon oder Serach dem Sichäus entspreche; sie heiße wohl auch Siga, wie die phönizische Athene: Siga Tanais. Fälschlich sehe Gesenius in dieser Tanais (auch Thenet und Anaitis geheißen) die ägyptische Neith. Die Tanais ist nach dem Verf. ein nomen patrium der Perser, der zu Ehren Cyrus die Sakäen veranstaltete.

Artaxerxes befahl, das Bildniß der Tanais, welche früher bildlos verehrt wurde, in den größten Städten aufzustellen, nach Clemens Alex. Prot. 47. Sie sey aber eben so gut assyrisch und von Assyrien nach Persien übergegangen; in Vorderasien habe man sie als Athenais, sonst Semiramis genannt, neben Sandakes verehrt. Bey den Persern sey sie die Mondgöttin, höher, als die Sonne, daher wüthe sie gegen Apollo und helfe den Persern in der Schlacht nach Herod. 7, 37. Als numen virginale hatte sie Opfer reiner Jungfrauen und ihre Priesterinnen waren unverehelicht. Orestes und Iphigenie führten diesen Cult in Kleinasien ein (Herod. 4, 103) und seyen selbst diese Götter Iphigenia die weibliche Feuergöttin, Orestes das Licht des Feuers (אוֹר אֵשָׁא). Diese Göttin sey nun mit der assyrischen Periode auch nach Israel gekommen, wo erst mit dieser Zeit die Himmelsgöttin neben dem Himmelsheer verehrt wurde; mit dem früheren phönizischen Cult bey den Israeliten sey dieser spätere nicht zu verwechseln. Diese Artemis kam dann über Thracien und den Bosporus nach Griechenland, wo sie Zaretis hieß. Auch die Saken und Massageten verehrten sie und nannten nach ihr den Fluß Tanais. Die Namen Artemis und Persephassa, wovon Persephone bloß Uebersetzung ist, gehen nach dem Verf. auf die scythische Göttin zurück. *Hara* heißt nach Herodot 4, 110 κτείνειν. Auch Artemis hieß *Ἀρτίμπασα* (Herod. 4, 59). Da nun Ar, Art, Phert in den medopersischen Sprachen Feuer bedeute, so glaubt der Verf. jene Namen (Artemis und Persephassa) durch feuertödtend, erklären zu müssen. In einem am palus Maeotis gefundenen Monument kommt ebenfalls der Name Astara vor. Zu Ekbatana hieß die Göttin *Ἀνυη*, es findet sich in Peräa ein *Διὸς Ἀνυης*, so wie ein *ἱερὸν Ἀναίας*; dieß bringt der Verf. in Verbindung mit dem Namen Anaitis (= Tanais) mit der Aphrodite Aineia bey den Trojanern und mit dem Aeneas. — Thenet, Anair, Neith und Athene gehören ebenfalls in diese weit verbreitete Namensbildung, so wie Nitokris d. i. Nith — Okro (Okro oft auf Münzen) eine mannweibliche Kriegsgöttin der Assyrer. (*Ἀνρία, ἡ Ἀθηνᾶ καὶ ἡ Ἀφροδίτη*, Hesych.)

Wir haben das Wichtigste und Interessanteste aus der reichen Fülle der vom Verf. gesammelten Berichte und Notizen über den Cult jener Göttin ausgehoben; man erhält dadurch allerdings mannigfaltigen Aufschluß über nicht wenige Punkte auf diesem Gebiet, wenn man auch mit den Herleitungen mancher Namen, so wie mit den Anwendungen und Schlüssen, die der Verf. aus den zusammengestellten Nachrichten zieht, nicht übereinstimmen kann. Bey der Wichtigkeit des Gegenstandes für jeden, der sich mit diesen Studien beschäftigt, glauben wir nicht zu weitläuftig gewesen zu seyn, zumal da wir nur das Bedeutendste hervorgehoben haben.

Was nun den Hauptpunkt dieser ganzen Untersuchung betrifft, den wir hier allein berühren können, so müssen wir bekennen, daß wir aus vielen Gründen der Unterscheidung zwischen Aschera und Astarte so, wie sie der Verf. geltend machen will, nicht beystimmen können. Der Verf. kommt mit seiner Trennung selbst sehr in's Gedränge. Er giebt selbst zu, daß Astarte auch Urania war, bezeichnet sie als die Göttin, die von Askalon nach Paphos kam, erkennt die Zeugnisse an, die sie für den Planeten Venus ausgeben, unterscheidet selbst zwey Astarten, die karthagisch-sidonische und die syrisch-phönizische, welche der Mylitta näher verwandt sey und muß dann zu der Behauptung seine Zuflucht nehmen, daß bey den Phöniziern und Syrern nur ihr Name geblieben sey, als sie daselbst mit Adonis und andern Göttern buhlte, während in Carthago ihre ursprüngliche Idee bewahrt worden sey. Er findet in ihr, der jungfräulichen Astarte, sogar die Melechet d. i. die Himmelskönigin, findet in Aeneas seinen Sandan, den Gemahl der Semiramis, ja in Vorderasien heißt ihm Semiramis geradezu Tanais, und in der Artimpasa bey Herodot muß er die himmlische Aphrodite anerkennen.

Damit fällt eigentlich die ganze Unterscheidung zwischen Aschera und Astarte zusammen. Der Verf. hat in die Entwicklung jener weiblichen Gottheit Asiens in allen ihren Gestalten schon die Begriffe der griechischen Göttinnen — Here, Aphrodite, Artemis, Persephone — hineingetragen mit allen ihren erst auf griechischem Boden erwachsenen Unterschieden, während die eigenthümliche Bedeutung und Natur, die jene Gottheit in ihren verschiedenen Entwicklungsstufen in Asien annimmt, nicht recht klar geworden ist. Diese Gestaltungen der Gottheit in Asien sind noch etwas ganz anderes und leben in einem ganz andern Elemente, als jene von einem ganz neuen Princip heraufgetriebenen Gestalten der hellenischen Göttinnen. Um jene künstliche, in dieser

Weise unbegründete Trennung der Aschera von der Astarte aufrecht zu halten, muß sich der Verf. dann selbst zu der Bestimmung bequemen, daß zweyerley Göttinnen desselben Namens unterschieden werden müßten, indem bey der einen Göttin die ältere Idee als Mondgöttin vorwaltend bliebe, die andere aber den Charakter der Venus neben dem der Mondgöttin behaupte und dazu noch der Aschera (Tirgata, Baaltis) auch nach ihrer tellurischen Bedeutung ziemlich gleich stehe. Es habe sich die assyrisch-persische Tanais die Vorstellungen der Mylitta angeeignet, wie der Verf. die oben angeführte Stelle des Herodot von der Urania deutet; allein in dieser Stelle steht keine Sylbe von einer persischen Tanais, sondern im Gegentheil, daß die Perser vorher noch gar keine weibliche Gottheit hatten. Ja der Verf. giebt der Tanais geradezu den Mylittendienst bey den Sakäenfesten, die doch nach ihm selbst uralt sind. Wir können durchaus keine historischen Beweise in allen Relationen, die der Verfasser aus den frühern glaubwürdigen Quellen anführt, finden, daß in Assyrien, Babylonien und Persien zwey ganz verschiedene weibliche Gottheiten neben einander verehrt worden wären, von denen die Astarte oder Tanais als die ältere oft die Natur der jüngeren, Mylitta, angenommen hätte. Wie sich überhaupt aber der Begriff einer jungfräulichen Artemis, Athene und Persephone aus den Urelementen der Mythologie, deren Natur man freylich zuerst kennen muß, nach mannichfachen, den nämlichen Gottheiten entsprechenden Entwicklungen des weiblichen Princips *später* herausbilden konnten, das hätte der Verf. vor allen erforschen müssen, wenn er über die Natur dieser Göttinnen im Einzelnen einen wirklichen Aufschluß geben wollte. Der Verf. verfolgt auch hier jene oben bezeichnete unhistorische Richtung, nach welcher er die Gestalten der verschiedensten Zeiten in ein Subject, dem jene späteren Entwicklungen noch ganz fremd sind, hineinlegt.

Die Urania zu Askalon betrachtet nun der Verf. als die erste Modifikation der Astarte als Mylitta, deren Cult nach Paphos und Cythera kam. Zugleich sucht er zu beweisen, daß diese Urania Semiramis war, welche als Mannweib ganz der Kriegsgöttin der Philister entspreche, die als solche nicht Venus, sondern der Mond sey. Jenes merkwürdige Bild in Hierapolis, welches zwischen Zeus und der assyrischen Here stand, die Formen aller übrigen Gottheiten in sich vereinigte und bloß *σημεῖον* genannt wurde, war nach dem Verf., als androgyn, Semiramis. Der Verf. glaubt, daß der abgekürzte Name der Semiramis, welche nach ihm שְׁמִי רָמִית d. i. erhabener Name bedeutet, die Veranlassung zu obiger Bezeichnung (*σημεῖον*) gegeben habe, nämlich aus שֵׁם sey *σημεῖον* gemacht worden. Die merkwürdige, aufschlußreiche Angabe der Alten: jenes Bild verhülle den Dionysos, den der Verf. in diesem Falle für Moloch hält, hätte er einer größern Beachtung würdigen sollen. Da Urania oder Semiramis durch Unzucht verehrt wurde, so ist schwer einzusehen, wie der Verf. ihren Namen in Askalon: Zarepha, erklären konnte durch: die Reinigende oder Gereinigte (nämlich in Feuer, von צָרַף). Das sind Ideen, die durchaus nicht hieher gehören. Die späte Sage von der Asteria, als schwimmender Insel, die, eine Schwester der Leto, von Zeus Belus den tyrischen Herkules gebahr, ist zu sehr der griechischen Mythe nachgebildet und mit phantastischer Ueberladung aufgeputzt, als daß man sie für alt phönizisch halten könnte. Es ist nur eine Wiederholung der Sage von Leto und Delos. Leto wird richtig aus לֵדָה d. i. Gebärerin gedeutet. In der cyprischen Astarte, die dem Adonis zur Seite stehe, läßt der Verf. die Astarte endlich ganz mit der Mylitta zusammenfallen. Alle Attribute der Astarte seyen in einer Stelle des Plaut. (Merc. 4. 5, die übrigens unächt ist) zusammengefaßt, wo sie unter anderen vis, vita, salus und pernicies, mors, interitus heißt. — Ariadne gehe auf diese Venus Urania zurück und bedeute Liebeslust, Feuer der Lust, (עֶרְנָה Genes. 18, 12).

Der Verf. beschäftigt sich darauf noch mit der Athene als Siga (d. i. die Reine) und Onka, wie diese Göttin nach Pausanias und Stephan. Byz. bey den Phöniziern hieß. Ein Thor in Theben hieß das Onkäische. Die sieben Thore Thebens waren nach dem Verf. sieben planetarischen Göttern geweiht.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. April.

Nro. 80. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philologisch-philosophische Classe.

In der Sitzung am 12. Februar d. J. las Hr. Dr. Schmeller folgende Erinnerung an Joseph v. Scherer's weiland Directors der K. Bibliothek u. ord. Mitglieds der K. Akademie der Wissenschaften literärische Bestrebungen.

Ueber Werth und Bedeutung von Monumenten, die man der Erinnerung an Vorangegangene weiht, ist unsere Zeit vielleicht mehr als jede frühere einverstanden. Die besten Monumente sind ohne Zweifel diejenigen, die sich jemand selber zu setzen so glücklich gewesen, nämlich Werke dauernderer Art. Neben solchen können andere von Stein und Erz überflüßig erscheinen. Aber, wenn vollendeten Werken durch ihren Einfluß und Erfolg ihre nachhaltige Ehre gesichert ist, soll darum jenen Bestrebungen, die, vielleicht nicht minder groß, vor Erreichung ihres Zieles äußern Umständen erlegen sind, jede Anerkennung versagt seyn?

Es scheint dem menschlichen Billigkeitssinne, der so gerne ausgleichend dazwischen tritt, wo das Unvermeidliche seine herben Lücken schlägt, ganz angemessen, auch hier, so weit es möglich, seines Amtes zu walten.

Unser Verein hat, wie andere ähnliche, bisher auf die schöne Sitte gehalten, die da will, daß in seinem Kreise den Mitgliedern, welche der Tod daraus genommen, ein Wort der Erinnerung geweiht und in seinen Acten niedergelegt werde. Seine Statuten enthalten keine über das Wie solcher Erinnerungen für alle Fälle maßgebende Bestimmung,*) und die meisten der bisher durch größere förmliche Gedächtnißrede Gefeyerten verdanken diese Ehre entweder einer ganz ausgezeichneten Stellung, die sie im Leben eingenommen, oder dem freyen Entschluß eines Redners, der sich, sey es durch die Aehnlichkeit seiner wissenschaftlichen Bestrebungen mit denen des Dahingegangenen oder aus besondern Gründen der Pietät dazu aufgefordert fühlte. So hat es kommen können, daß unter den Mitgliedern der Akademie, die in den 83 Jahren ihres bisherigen Bestandes mit Tod abgegangen, mehr als einer unbesprochen geblieben ist. **)

*) Die Stiftungsurkunde vom 28 März 1759 besagt, Art. XXVI.: „Dem Secretär liegt ob, verstorbenen Mitgliedern Denkmale zu verfassen, selbe in der Versammlung abzulesen und mit den akademischen Abhandlungen zum Drucke zu befördern," — die Constitutionsurkunde v. 1807. Art. 22: (zu der Festsitzung am Maximiliansstage) „werden auch einige biographische Notizen über diejenigen Mitglieder der Akademie gegeben, welche der Tod ihr geraubt hat," — die Geschäftsordnung von 1827, §. 20.: „In der Versammlung am Stiftungstage (28. März) ist durch den beständigen Secretär auch der inzwischen verstorbenen Mitglieder Erwähnung zu machen," die K. Verordnung vom 21. März 1827. Art. 17: „In den beyden festlichen Versammlungen (28. März und 25. August) sollen (unter Anderm, Gedächtnißreden über ausgezeichnete verstorbene Mitglieder vorgetragen werden," — endlich die Geschäftsordnung vom 4. August 1829 Art. 2. „In einer der öffentlichen Sitzungen hat der respective Klassensecretär im Fall einer durch Tod eingetretenen Erledigung eine kurze Gedächtnißrede auf den Verstorbenen vorzulesen."

**) Dieß ergibt sich wohl aus einem beyläufigen,

Daß unter die Vergessenen auch Joseph v. Scherer gefallen, scheint sich aus dem Gang und Verlauf des traurigen Geschickes, das ihn betroffen, hinlänglich zu erklären. Als ihn dieses entfernte aus unserm Kreise, war nicht alle Hoffnung genommen ihn später wiederkehren zu sehen. Aber er kehrte nicht wieder. Seine Reste ruhen in fer-

auch nur auf solche Mitglieder beschränkten Ueberblick, die der Akademie als residirende und persönlich-thätige gleichviel ob ordentliche, außerordentliche oder bloß adjungirte Arbeiter in irgend einem Abschnitt dieses Zeitraumes angehört haben. Die beygesetzte Zahl zeigt das Sterbejahr an, das * bedeutet, daß, so viel wenigstens ich in Erfahrung bringen konnte, dem Genannten die Ehre einer akademischen Erinnerung zu theil geworden. Bey einigen ist, dieß, ja sogar das Todesjahr zu wissen, jetzt schon schwer. Und doch sollten für eine dereinstige Literargeschichte des Landes die Schriften und Acten seiner ersten und obersten literären Anstalt, obgleich freylich im Register wie ihrer Ehren- und auswärtigen so denn auch ihrer frequentirenden Mitglieder mancher bedeutende Name fehlen kann, wohl eine der Hauptquellen seyn.

v. Aretin Chr. Frh. 1825. Ast 1841. Baader Clem. 1838. Baader Fr. 1841. Baader Fr. M. 1797. Baader Jos. * 1835. Babo 1822. v. Barth C. A. 1797. v. Bergmann 1785. Brander 1785. Braun H. * 1792. Brener * 1818. Bucher A. 1817. Docen * 1828. v. Delling 1838. Döllinger * 1841. v. Dresch 1836. Dubuat 1787. v. Eckartshausen 1803. Edelweck 1775. Ellinger * 1816. Epp * 1789. v. Ernsdorfer 1836. v. Feßmaier 1828. Finauer * 1788. v. Flurl * 1825. Frank 1840. v. Fraunhofer 1826. Fronhofer 1800. Gehlen * 1815. Grossi 1829. Grünberger * 1820. Günthner 1820. Güthe * 1812. v. Häberl 1833. v. Häffelin Card. 1827. v. Haimhausen Graf * 1793. Hamberger 1813. Hardt * 1811. Heintz 1835. Hübner 1804? Hupfauer * 1808. v. Jacobi * 1819. Imhof 1817. Kennedy * 1804. v. Kreuner J. N. G. * 1812. v. Kreuner J. N. 1819. v. Lang H. 1835. Limbrunn * 1787. v. Lipowsky Aug. M. * 1791. v. Loë * 1838. v. Lori G. * 1786. v. Mann 1837. Mannert 1834. v. Martini * 1815. v. Moll Frhr. 1838. Moriz 1834. Frhr. v. Oefele, A. F. * 1780. Oppel 1820. Osterwald * 1778. v. Pallhausen 1817. Petzl * 1817. v. Pfeffel * 1806. Platen Graf * 1835. v. Reichenbach 1826. v. Rheinwald 1811. v. Riedl Adr. 1809. Ritter 1810. Roccatani 1790. v. Rudhart * 1838. Schiegg 1810. v. Schlichtegroll * 1822. Schmid Ign. Dom. 1775. Schmitz * 1825. v. Schrank * 1835. Schubauer * 1812. Seyffer 1817 (?). Soldner 1833. von Sömmering * 1830. von Spix 1826. Stahl 1833. Stark B. 1839. Steigenberger * 1817. Sterzinger * 1786. Stigler * 1761. von Streber Ign. 1841. v. Sutner * 1837. v. Vacchiery * 1808. Wagler 1833. v. Weiller 1826. v. Westenrieder * 1828. Wolf. P. Ph. 1808. v. Wolter * 1787. v. Yelin 1826. Zaupser * 1795. Es treffen, um chronologisch von heute an nur einige Jahre rückwärts zu blicken, auf 1841: Ast, Fr. Baader, Döllinger, v. Streber; auf 1840: Frank; auf 1839 B. Stark; auf 1838: Clem. Baader, v. Delling, v. Loë, Frhr. v. Moll, v. Rudhart; auf 1837: v. Mann, v. Sutner; auf 1836: v. Dresch, v. Ernsdorfer; auf 1835: Heintz, v. Lang, Gr. v. Platen, v. Schrank, Jos. v. Baader; auf 1834: Mannert. Moritz; auf 1833 v. Häberl, Stahl, Wagler; auf 1830: v. Sömmering; 1829: v. Grossi; auf 1828: Docen, v. Feßmaier, v. Westenrieder; 1827: Frh. v. Häffelin; 1826: v. Fraunhofer, v. Reichenbach, v. Spix, v. Weiller, v. Yelin; 1825: Frhr. Chr. v. Aretin, Schmitz.

Wenn einige der angemerkten Ehrengedächtnisse nicht wirklich im Kreise der Akademie vorgetragen, sondern in anderweitigen Schriften niedergelegt sind, so rühren sie doch fast alle von akademischen Mitgliedern her. Ohne Zweifel würde man sehr Unrecht haben, wenn man das Schweigen über irgend einen der Dahingeschiedenen aus einer Absicht oder aus ändern als solchen Rücksichten deuten wollte, die eines wissenschaftlichen Vereines würdig sind. Und nur eben so zufälligen Umständen ist es zuzurechnen, wenn noch nicht in Erfüllung gegangen ist, was in den akademischen Denkschriften, Band für 1818—1820 S. LXIII. durch eine Note der Redaction versprochen worden: „Wir gedenken die biographischen Denkmäler auf ehmalige Mitglieder d. A. zusammen zu fassen und als ein Erinnerungsbuch an vaterländisches Verdienst herauszugeben.“

nem Erdreich. Hatte nach dem ersten Schlage schon der noch Lebende gewissermaßen für einen Todten gegolten, so ist endlich die Nachricht, daß er es wirklich sey, unbeachtet und eindrucklos verklungen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Phönizier, von Dr. F. C. Moyers ꝛc.

(Schluß.)

Den Namen Onka erklärt der Verfasser mit עֻנָּה d. i. die von der Sonne Erleuchtete, Erwärmte, als Part. Pual. die wärmend Gemachte (doch ist die Form nach dem Hebräischen nicht ganz genau). Onka würde auf diese Weise als Lichtäther, dann als das von der Sonne ausgehende Mondlicht bezeichnet; ihr Vater ist bey Nonnus: Herkules Astrochiton, welcher als „Zeugerin der weisen Tochter der mutterlosen Mene dreymal gewickeltes Bild gebiert.“ Julian nennt sie passend *Ἀπόλλωνος τελείαν νόησιν*. Den Namen der Athene Saosis bey Plutarch (entsprechend der Sais in Aegypten) leitet der Verf. von שׁוּשׁ rein, weiß (daher Susa, die Lilie) ab. Die phönizische Saosis ist also nach dem Verf. eine Lichtgottheit, wie die Sais und Neith, als die reine, ungetrübte Luft; Here ist die untere Hemisphäre, Athene die obere (Horap. 1, 12). Bedeutungsvoll ist, daß sie, obgleich gewöhnlich als Jungfrau gedacht, doch dem Hephästos als Göttin zugesellt und zugleich Schwester der Persephone genannt wird (letzteres bey Sanchon.). Zugleich wird sie als Mondgöttin dargestellt (bey Aristoteles) und so ist nach dem Verf. Onka und Neith eine Modification von Tanais und Astarte. Da sie auch Mene genannt wird (Onka Mene bey Nonnus) so leitet davon der Verf. die Etruscische Men — Fra, Minerva ab, und findet dieses Men in Arta — Menes, Kom — ana, Ar — Menia (im A. T. Mini, und Meni der Mond als Schicksalsgöttin bey Jesaj. 65, 11) womit der Schwur der pontischen Könige bey dem: *Μὴν Φαρνάκου* und bey der *τύχη βασιλίως* zu vergleichen sey.

In dem Abschnitte über die Kabiren erhalten wir über ihre Bedeutung keine weiteren Aufschlüsse. Wenn ihnen der Belsthurm, wie der Verf. aus seinen acht Abstufungen schließen will, heilig war, so war dieß jedenfalls erst spätere Anschauung. Berythus und Memphis waren die hauptsächlichsten Kabirenstädte. Der Verf. hätte über diesen ganzen Gegenstand sich mehr Aufschluß in Schellings Gottheiten von Samothrace holen sollen, es würde ihm dann auch kein Räthsel mehr gewesen seyn, wie Sadyk (den schon Sanchon. mit *δίκαιος* erklärt) zu der Idee des Phtha (des Hephaistus als Vater der Kabiren bey Herod. 3, 37) passe, was er jetzt wenig absehen zu können versichert.

Nebo, wie der Planet Merkur bey den Babyloniern hieß und wohl auch bey den Moabitern (Jesaj. 15, 2), leitet der Verf. von נָבָא prophezeyen ab, in Edessa hieß er Moninos, was dasselbe bedeute, von מֵינֵן d. i. *μάντις*, der Wurzel nach eins mit Annos oder Dannes von עָנָן. — Der Verf. spricht dann noch von den Wundern der sich selbst bewegenden und springenden Gottheiten und sammelt dafür sehr merkwürdige Beyspiele.

Sadid bey Sanchon., welchem sein Vater Saturn den Kopf abschneidet, so daß alle Götter sich entsetzen, ist Mars und bedeutet der Gewaltsame, עָזִיז wie sonst Mars auch Aziz der Starke heißt.

Den Chrysor oder Vulkan, der sich bey Sanchon. mit Bearbeitung des Eisen, Zaubersprüchen und Magie abgiebt, erklärt der Verf. wie schon ältere Forscher durch חָרַשׁ אַשׁ fabricator rerum sive verborum, quae ad magiam spectant. Den *Χουσωρός* in der oben angeführten Kosmogonie aus Eudemus bey Damascius hatte der Verf. mit חֲרִיצָה die Ordnung, *τάξις*, erklärt. Auch über diese Punkte hätte der Verf. in den Gottheiten von Samothrace (S. 68 ꝛc.) sich noch genaueren Aufschluß holen können.

Atlas war nach Sanchon. der Bruder des El, den er auf Rath des Taaut in die Tiefe der Erde versenkte und begrub. Er kommt nach dem Verf. von עָבַל dunkel seyn, der Dunkle als Gott

der Nacht, der Nacht des Chaos, die von El in den Erebus gebannt wird.

Muth, der Tod, מות, dessen Name wohl derselbe sey mit dem Pluto der Etrusker. Manthus, verwandt mit Rhadamanthys, heißt bey Sanchon. der Hades.

Zeus Demarus oder Thamyras ist nach Sanchon. eine der ersten Gottheiten, ein Sohn des Uranos, Vater des Melkarth, wird in einem Kampf mit Pontus von diesem in die Flucht geschlagen. Nach dem Verf. ist es ein Name des Dionysus. Auch Nonnus erzählt den Sieg des Meergottes Poseidon über Dionysus. Den Namen findet der Verf. in dem Städtenamen בַּעַל תָּמָר im A. T. תָּמָר bedeutet eine Säule, und Baal Thamur wird darnach von dem Verf. für den Phallus des Dionysus gehalten, wofür man auch den Baal Peor zu nehmen pflege.

Der Gott Mar oder Marna war in der Octas der Götter, die in Gaza verehrt wurden, der erste. Der Verf. findet in ihm den Kadmiel im Verhältniß zum El und glaubt, daß er so dem οὐρανός oder κόσμος entspreche. Er bedeute unser Herr und nicht dominus hominum (מר נשא), wie Bochart und Andere wollten, weil es dann Marnas heißen müßte.

Aus dem Abschnitt über die Berggötter heben wir nur hervor, daß es auch an der Küste des Mittelmeeres ein Peiel gab, nämlich ein Vorgebirg, das θεοῦ πρόσωπον (Strabo 16, p. 363) hieß, daß der Verf. den Zeus Casius, dessen ursprüngliche Gestalt ein unförmlicher Stein war, für den Esmun (Himmelsgott nach dem Verf.), den Elagabal (d. i. אֵל גָּבָל der Berg) für einen Berggott hält und behauptet, der reine Jehovahdienst habe sich oft mit der Bergverehrung der alten Kanaaniten verbunden.

Höchst gründlich und vollständig ist der letzte Abschnitt des Werkes über den Tempeldienst und das Priester- und Hierodulenwesen. Hier wird besonders das ganze Wesen der Kadeschen (welche im A. T. Fremde sind und oft vertrieben wurden), der Cinäden der Dea Syra: der weiblichen Kadeschen (die an den Wegen sassen; ihren Lohn in den Tempel zu bringen, wird Deuteron. 23, 19 verboten), der Gallen oder Cybeben aufs genaueste geschildert. Letztere verschnitten sich freywillig in einem Anfall von Raserey, hervorgebracht durch den Zauber der Sangweise mit Musik der Flöte und des Tympanon, worauf sie in Wahnsinn durch die Stadt rannten, einen weiblichen Anzug erhielten, dann unter Weibern lebten und an dem Tempel Unzucht trieben, was man die berühmte θήλεια νοῦσος nannte, welche die Skythen von der Göttin zu Askalon herleiteten Herod. I, 105. IV, 67. Dasselbe Wort bedeutet hier den Gott und den Geweihten. Κόμβαβος ist einerley mit Κύβηβις, wie die Gallen und auch die Kybele hieß. Kombab war der von der Rhea geliebte Zeus, der entmannte Saturn (nach Lucian). Das Wort bedeutet rotatus, der im Kreise von der Gottheit Gedrehte von כֻּבָּב part. Pual. von כָּבַב drehen, gleichbedeutend mit גָּלִיל versatilis, wovon Gallus kommt, und nicht vom Fluß Gallus, dessen Wasser rasend mache oder gar von den Galliern. Acdestis (dasselbe, was Kadesch) ist bey Pausanias (7, 17, 15) als Mannweib, Saturn und Rhea zugleich.

Zum Schlusse werden von dem Verf. noch verschiedene Reste des alten Astarten- und Mylittendienstes als noch heut zu Tage an einigen Orten Syriens und bey den Gebirgsvölkern des Libanon bestehend nachgewiesen.

Carl Dorfmüller.

Berichtigungen.

Im ersten Artikel dieser Anzeige, Jahrg. 1841. Nr. 202 u. f. sind folgende Druckfehler zu verbessern: S. 591 Z. 4 statt Pferdesellen ist zu lesen: Parderfellen. ib. Z. 21 st. Phonikis: Phoinikis. S. 593 Z. 1. v. u. st. Arakus: Aeakus. S. 595 Z. 12. st. Hamms: Hams. S. 597. Z. 18 st. in: im. S. 603 Z. 11. v. u. st. präcisirt: gräcisirt. S. 602 Z. 1. nach Vorderasien ist einzuschalten: nachzuweisen. S. 610 Z. 7. v. u. st. Ethom: Ethan. S. 612 Z. 22. st. die Sonne: der Sonne. S. 618. Z. 11 st. Abgott: Allgott. S. 620 Z. 4. statt מן נמ: מין נמין Seite 621 Z. 6 v. u. st. Aglaophamos: Aglaophamos. S. 622 Z. 19 st. Sychäus: Sichäus. S. 624 Z. 8. v. u. st. Zerwone Akerrene: Zervane Akerene. ib. Z. 6 v. u. st. הפנון: הפנון S. 626 Z. 9 v. u. st. geboren: gebornen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. April.

Nro. 81. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung am 12. Februar d. J. las Hr. Dr. Schmeller folgende Erinnerung an Joseph v. Scherer's literäre Bestrebungen.

(Fortsetzung.)

So ist geschehen, daß der Mann, der noch i. J. 1826 sich bis in die höchsten Regionen hinauf vielseitiger Anerkennung erfreute und größere zu verdienen bestrebt war, im Jahr 1829 dahin schied, ohne daß, soviel wenigstens mir bekannt, von Seite des Institutes, dessen nicht unthätiges mehrjähriges Mitglied er gewesen, irgend ein öffentliches Wort seinem Andenken wäre gewidmet worden.

Es kann einem der Ueberlebenden, der sich aus mehrfachem Beweggrunde, Aehnlichkeit wissenschaftlicher sowohl als amtlicher Arbeiten, und noch mehr aus Gefühlen persönlicher Dankbarkeit dazu aufgefordert finden darf, wohl nicht als übergreifende Unbescheidenheit ausgelegt werden, wenn er, wenigstens in diesem engern Kreise der Klasse, welcher der Selige zunächst angehört hat, mit ein paar Worten auf denselben zurückkommt. Er glaubt solcher Besorgniß um so mehr überhoben seyn zu können, als er nicht so fast auf des Genannten persönliche Lebensverhältnisse *), als auf dessen wissenschaftliche zumeist gerade in die Aufgaben dieser Klasse einschlagenden Leistungen einzugehen gemeynt ist.

Es sind diese Leistungen von dem Umfang und der Art, daß sie die Meynung Vieler, die in Scherer nur den Lebemann gekannt hatten, zur Ehre

*) Was diese betrifft, so füge ich das Wesentlichste hier aus einem Aufsatze vom J. 1835 bey, welcher in des nun ebenfalls verewigten Freyherrn C. E. von Moll, als Manuscript gedruckten „Mittheilungen“ (4 Bd. S. 1166) enthalten ist:

Joseph Scherer ward geboren im J. 1776 zu Manheim von wohlhabenden bürgerlichen Eltern katholischer Religion. Er studierte in Heidelberg, wo er als Jurist absolvirte; machte nachher einige Reisen durch Böhmen, Oesterreich, Ungarn, und nach Constantinopel, wo er sich 15 Monate aufhielt, um aus Büchern und Umgang die orientalischen Sprachen zu erlernen. Von dort aus unternahm er eine dreyjährige Reise durch Klein-Asien und die nördlichen Provinzen von Persien, und kehrte über Aleppo und Jerusalem nach Europa zurück. Hierauf begab er sich, da die Zeitverhältnisse ihm sein Vaterland gewissermaßen geraubt hatten, nach Bayern, wo er sich von Churfürst Maximilian Joseph eine Anstellung versprechen durfte. Da ihm jedoch eine solche nicht sobald zu Theil wurde, suchte er 1802 durch Ankauf einer Buchhandlung in München seine Existenz zu sichern; hatte aber nicht die nöthigen Fonds dazu, noch auch kaufmännischen Sinn überhaupt. Diese Zeit hindurch hatte er mit vielen Sorgen des gemeinen Lebens zu kämpfen, was aber seinen freyen Sinn und seine gewöhnliche joviale Heiterkeit nicht niederschlug. Endlich erhielt er 1806 auf Verwendung des Barons Christoph von Aretin die Stelle eines Unterbibliothekars an der K. Hofbibliothek in München, von welcher er zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften und endlich zum Direktor jener Bibliothek vorrückte, welche ihm unter Mitwirkung Schrettingers ihre neue Ordnung und Einrichtung verdankt. König Ludwig überschickte ihm am Neujahrstag 1826 das Kreuz des Verdienstordens der bayeri-

seines Andenkens wesentlich umstimmen müssen. Neben dem Welt- und Lebemann wohnte in ihm ein anderer, dessen er sich fast eher schämte als rühmte. Ich dagegen, wenn ich sage, daß zumeist dieser es gewesen, der mich anzog und festhielt an Scherer, kann kaum den Anschein vermeiden, als wäre ich der Meynung mich damit zu rühmen. Aber ich muß es sagen, um begreifen zu lassen, wie er auf den Gedanken kommen konnte, für den Fall, daß er vor mir stürbe, seine Schriften und Studien in meine Hände gelegt wissen zu wollen. Seit Jahresfrist sind sie es denn wirklich.

Ich glaube hinlänglich klar zu seyn über die Verpflichtungen, die mir durch dieses Legat, das ich so wenig zurückweisen konnte, als ich es meinerseits irgendwie veranlaßt hatte, stillschweigend mit auferlegt sind. Des Seligen Wunsch muß gewesen seyn einmal, daß das, was er gesammelt und vorbereitet, Andern und der Wissenschaft möglichst zu gute gebracht würde, und dann, daß die Welt auch erführe, welches Ernstes ihm diese Wissenschaft werth gewesen. Denn mögen wir noch so einig seyn mit uns selbst über die Eitelkeit menschlichen Lobens oder Tadelns, dennoch können wir nicht umhin, und es hängt (gewiß zum Heile der Menschheit) zusammen mit unsrer innersten Natur, auch übers Grab hinaus, jenes zu suchen, dieses zu scheuen. Hat er doch selber öfter zu beherzigen gegeben jenes nach der einen wie nach der andern der obigen Beziehungen zu deutende:

Scire tuum nihil est, nisi te scire hoc sciat alter. Pers. I. 27.

Was das Nutzbarmachen betrifft, so werde ich allerdings, wenn mir zu leben vergönnt ist, diejenigen Materialien, die in den beschränkten Kreis meiner nähern Studien fallen, nicht verloren seyn lassen; hinsichtlich vieler andern aber werde ich kaum mehr thun können, als daß ich sie meinerseits hinwieder an einem Ort wiederlege, wo sie jedem, der sie zu benutzen Lust und Beruf haben mag, zugänglich seyn werden. Was indessen jedenfalls diesem vorangehen muß, und was ich nach der Durchsicht und Sonderung der nicht kleinen Masse von Papieren jetzt schon zu geben im Stande bin, ist eine kurze Auseinandersetzung des mannigfaltigen Inhalts derselben, eine Darstellung, die, wie ich hoffe, dem Seligen zur Ehre gereichen und das Bedauern erneuern wird, daß ihm mitten in seiner Thätigkeit solch ein Schicksal Stillstand geboten und so viele Früchte derselben vor ihrer Reife gebrochen hat.

Eine vorläufige Sichtung und Anordnung der Schererischen Papiere nach Maßgabe ihres Inhalts*) hat 121 Nummern ergeben, von denen einige förmlich in Bücher und Hefte gebunden sind, die meisten aber aus Portefeuilles, Fascikeln und Convoluten von einzelnen losen Blättern ungleichen besonders Octav- und Sedez-Formates bestehen.

---

schen Krone. Im April und noch entschiedener im Herbste desselben Jahres erlitt Scherer Anfälle einer Seelenkrankheit, von welchen er, bis zu seiner Auflösung in der Irren-Anstalt zu Gumpendorf bey Wien den 11. May 1829, nicht wieder genas.

*) Sehr willkommen war in Nr. 13., einer Art Notatenbüchleins aus Scherer's letzten Jahren, auf S. 45 unter der Ueberschrift Proposita folgende Aufzählung dessen, was er sich auszuführen vorgenommen haben mochte.

„Editio codicis Cottoniani. Nonnulla ad rem grammaticam. Guide de Munich. Memorabilia Bibliothecae Monacensis. Editio Willerami. Das Kästchen. Hutten totus illustratus. Poemata mea. Geschichte der Kupferstecherkunst mit Belegen. Geschichte der burlesken erotischen Litteratur mit Benutzung von Krenners Vorarbeiten. Sanskrit-Grammatik mit Chrestomathie und Lexicon. Sammlung von Porträts mit Facsimiles und kleinen Biographien. Le livre des costumes de tous les tems et de tous les lieux. Literatur der Flugschriften des XV. und XVI. Jahrhunderts. Ahasverus. Don Roderich. Revision der Sprachwissenschaft. Armenwesen. Der Zweykampf. Begründung eines allgemeinen Alphabetes für Gelehrte. Radices omnium linguarum comparatae. Briefe eines U. aus Asien, Griechenland, Italien, der Schweiz und Deutschland.“ Diese flüchtige Aufzählung begreift wohl nur das, worauf er sich augenblicklich eben besonnen haben mag. In den Papieren selbst findet sich theils mehr, theils weniger als was sie angibt. Jedenfalls zeigt sie, nach wie vielen Seiten der Mann seine Blicke gerichtet.

I. Voran stelle ich Scherer's Bemühungen und Vorarbeiten zur Herausgabe und Erläuterung alter Denkmäler der Literatur und Kunst.

A. Altsächsische alliterierte Evangelien-Harmonie (Hêliand). Was Scherer für die endliche Herausgabe dieses Monumentes gethan hatte, ist bereits im Vorworte zu jener von 1830, die er nicht mehr erlebte, S. IX dankbar erwähnt. Wäre schon damals sein literarischer Nachlaß zugänglich gewesen, so hätte sich der spätere Herausgeber in der weitläufigen Mühe der Anfertigung eines Glossariums nicht wenig erleichtert gesehen durch ein alphabetisches Repertorium aller in jener Dichtung vorkommenden Ausdrücke, das sich außer einer wiederholten saubern Abschrift des ganzen Denkmals unter Scherer's Arbeiten gefunden hat und auch fürderhin von Nutzen seyn kann. So viel ist gewiß, daß, wenn nicht die von Meiningen aus durch Reinwald begonnenen Schritte, die darauf hinzielten, zu dem bambergischen auch den in London aufbewahrten Cottonischen Text zu gewinnen, durch Scherer eifrigst wären fortgesetzt worden, die Editio princeps dieses in seiner Art unschätzbaren Ueberbleibsels von London oder Kopenhagen, nicht von München, ausgegangen wäre; womit übrigens nichts weniger als etwa gesagt seyn will, daß sie nicht in jedem dieser beyden Fälle besser und vollkommener ausgestattet hätte erscheinen können.

B. Das hohe Lied, im XI. Jahrhundert deutsch ausgelegt von Willeram Abte zu Ebersberg. Da sich auf der Münchner Bibliothek außer zwey andern eine vom Verfasser selbst herrührende Handschrift dieses für die Geschichte der vaterländischen Sprache wichtigen Denkmales befindet, so war es nahe gelegt, diesen Umstand zu einer Ausgabe zu benutzen, die mehr als die Schilterische den neuern Anforderungen entspräche. Daß Sch. ernstlich mit diesem Vorhaben beschäftigt gewesen, zeigt eine von seiner Hand geschriebene genaue Copie des Ganzen. Auf die Kunde, daß ein anderer in diesem Fache bewährter Literator von Breslau aus mit einem ähnlichen Vorhaben umgehe, trat er, diesem bereitwillige Hülfsleistung bietend, zurück.

C. Ulrichs von Hutten sämmtliche Werke oder Huttenus totus illustratus. Ehe noch der nun ebenfalls heimgegangene E. J. H. Münch (im Jahre 1819) seinen Aufruf an Bibliotheken und Literaturfreunde in Absicht auf eine neue Ausgabe der Schriften des edeln fränkischen Ritters erlassen, hatte sich bereits Scherer mit demselben Gedanken getragen. In der That dürften die Werke Huttens in wenigen Bibliotheken in solcher an Vollständigkeit gränzender Reihe aufgestellt seyn, als in der zu München. Dazu hatte es Scherer auch nicht an Correspondenz mit Auswärts fehlen lassen. So war es ihm z. B. gelungen, sich den bey Jacob Burckhard (Comment. de Ulrico de Hutten 1717 tom. II. p. 30)nach einer Abschrift des Gothaischen Historiographen Christian Schlegel sehr fehler- und lückenhaft abgedruckten und bey Wagenseil (Opera Ulr. de Hutten 1783 I. p. 222.) und endlich bey Münch selbst (Ulrichi ab Hutten opera omnia, Berlin 1821 — 1825. Bd. 3. S. 223) ebenso *)

*) Im Münchischen Abdruck S. 225 ist zu lesen Zeile 3 patria statt patriae; Zeile 5 ist aliquid zu streichen, Z. 15 zu lesen secius idipsum statt socius ob ipsum, Z. 14 quam meopte instinctu statt quod opto me instructum, Z. 16, 22 autorem statt auctorem, Z. 20 conscriptum statt inscriptum, Z. 21 edam enim statt crede mihi, Z. 24 belligeratur animosissime statt belligerat is animosissimus, Z. 25 Henrichi statt Henrici. Seite 224 Z. 2 Hoc tam nobile inventum prodes statt hoc tam inventum prodest. Z. 3 ingeras statt ingeas, Z. 5 nec minus statt non minus. Hierauf ist einzuschalten: interim necessariam primus in lucem hac tempestate profero. Haec volui non tam ut ne ignorares. Z. 6 torpentem statt terpentem; Z. 8 novum st. novi. Steckelberg st. Steckelbergk, Z. 9 Aperbachium statt Aperlacchum. Am Schlusse steht: per amanuensem, und zwar einen sehr schön schreibenden, wie sich denn Ulrich meistens eines solchen bedient hat. Mit eigener Hand hat er nur im Eingangsgruß vor Huttenus beygesetzt: Huld. Die äußere Ueberschrift lautet: Eobano Hesso Poetae nobili amico necessario sibique longe cariss. salut. Erdfurdiae.

wiederholten Brief Ulrichs an Eobanus Hessus im Originale zu verschaffen. Wenn man nun, in Münch's Vorrede zu seiner Ausgabe, des seligen Wagenseil's und unsers Dr. Harter's von Augsburg und Landshut aus geleistete Hülfe mit gebührendem Danke, das dazwischen liegende München aber und seinen Bibliothekar mit keiner Sylbe erwähnt findet, so möchte man auf den Gedanken kommen, daß Scherer'n eine Hingebung, wie die, welche er in Bezug auf Willeram bewies, in Betreff Huttens schwerer gefallen sey. Es ist übrigens der Welt wenig daran gelegen, welche Hand es gerade sey, der sie eine Gabe der Art, wenn, wie hier den Fall, eben nichts daran auszusetzen ist, zu verdanken hat. Für Scherer aber muß wenigstens die Ehre vindicirt bleiben, das Zeitgemäße der Unternehmung ebenfalls und wohl schon früher erkannt zu haben und in der Ausführung rüstig vorgeschritten zu seyn.

D. Firdusi's Schah-Nameh oder der Könige Buch. In der Einleitung zu einer Stelle, die aus dieser großen Geschichtdichtung von Scherer metrisch übersetzt, in dessen Zeitschrift Aurora von 1804, S. 140 enthalten ist, rühmt er von dem mit Recht der Paradiesische genannten persischen Dichter, wie dessen Genius über das Erhabenste und das Sanfteste zu gebieten, und wie er, oft in lichter Feuergestalt dahinwogend, eine alleverzehrende Flamme, die die Phantasie in trunkenem Taumel mit sich fortreißt, auch wieder mit dem Mayensonnenstrahle lieblicher Empfindungen das sanftbewegte Herz zu wärmen wisse. Dann aber fügt er bey: Keine Blumen der Dichtkunst sind so schwer auf unsern Boden zu verpflanzen als die unter morgenländischem Himmel entsprossenen. Unsere mehr bedächtliche und vernünftelnde als hingebende und fühlende Vorstellungsart findet Ausdrücke und Gleichnisse, die dem Asiaten erhaben sind, ungeheuer, und das aus der Natur Genommene oft gemein. Möge Firdusi bald so glücklich seyn für sein großes episches Gedicht auch einen Voß oder Cesarotti zu finden.

Ein solcher hat sich bis heute (1842) nicht gefunden. Von Langles' im J. 1788 gegebenen Uebersicht an haben wohl ein Duzend europäischer Sprachgewaltigen, unter ihnen ein Jones, Champion, Atkinson, Hammer, Görres, Rückert, sich an das Riesenwerk von sechzigtausend Reimdistichen gewagt, aber immer nur einzelne Partien oder bloße wenn auch farbenreiche Umrisse des Ganzen geliefert. Und so ist dieses großartige zu Anfang unsers eilften Jahrhunderts geschaffene Epos, von welchem auch die Münchner Bibliothek eine schöne mit Gemälden ausgestattete Handschrift besitzt, unter uns immer noch ein mehr gerühmtes als gekanntes, während es doch auf mehr als einem Punkte den Kreis berührt, in welchem sich unsere abendländische Bildung bewegt. Denn abgesehen von der vielbesprochenen Stammverwandtschaft seiner Sprache mit den unsrigen, bringt es manche der Namen, die uns, von Griechen und Römern genannt, von den Schulbänken an so geläufig werden. Und was ist das älteste und, auch in seiner Verstümmelung, zugleich herrlichste unter den Liedern des deutschen Volkes, das von Hildibrant und Hadubrant, die, nicht ahnend, daß sie sich Vater und Sohn sind, auf Leben und Tod einander bekämpfen, was ist es anders, als die in den Schah-Nameh verflochtene, durch Rückert neuerdings zu der unsrigen gewordene Dichtung von Rustem und Sohrab?

Obwohl nun Scherer, der jener Sprache allerdings mächtig genug war, (es findet sich noch ein Circular von 1813, wodurch er sich bereit erklärte, einem kleinen Cirkel von Freunden einen Cursus im Persischen zu geben, und Namen wie Schelling und Thiersch unter den Begrüßten), nach der oben berührten Aeußerung, nicht minder als nachher Görres in der Vorrede zu seinem Heldenbuch von Iran, das Riesenmäßige eines solchen Vornehmens erkannt haben mag, so kommt dennoch unter einer Reihe von Zettelchen, durch die er sich gleichsam selbst dieser oder jener Arbeit, die mit der Zeit in den Hintergrund getreten war, eingedenk erhalten wollte, eines vor, auf welchem zu lesen ist: Gib den Firdusi heraus.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. April.

Nro. 82. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung am 12. Februar d. J. las Hr. Dr. Schmeller folgende Erinnerung an Joseph v. Scherer's literäre Bestrebungen.

(Fortsetzung.)

Als Beweis, daß dieser Gedanke einigen Boden hatte, dürfen ohne Zweifel zwey Hefte angesehen werden, die sich unter seinen Papieren gefunden, wovon das eine von 134 Bogen den vielfach corrigirten Aufsatz, das andere von 141 Bogen die Reinschrift einer Uebersetzung des persischen Originales bis ans Ende der ersten Dynastie (der Pischdadier, S. 153 bey Görres, S. 126 bey Atkinson) enthält. Sie ist in Prosa, aber schwungvoll und nicht ohne einen gewissen an den unserer Distichen mahnenden Numerus, und mit Ausnahme der Einleitung in Absätzen geschrieben, die den Versen des Originals entsprechen. Der Zweifel, der sich schon aus der von Scherers Hand ganz verschiedenen, besonders der corrigirenden, über dessen Autorschaft aufgedrungen, hat zwar mittels weiterer Untersuchungen zur Gewißheit geführt, daß hier nicht Scherers eigene, sondern die Arbeit des im J. 1803 verstorbenen ausgezeichneten Orientalisten und Staatsmannes Karl Grafen von Ludolf, weiland kaiserlichen Gesandten am dänischen Hofe, vorliege, von welcher ein Bruchstück „Stolz und Fall des weisen Dschemschid“ (Bogen 14 — 19 der genannten Reinschrift) bereits in Wieland's neuem Teutschen Merkur 1800 Bd. I. S. 88 — 109 abgedruckt worden ist,*) so daß aus diesen Handschriften nur auf irgend ein näheres Verhältniß unsers zu jenem Orientalisten geschlossen werden kann: dennoch wird, theils eben durch den Besitz derselben, theils durch obige Mahnung Scherer'n wenigstens sein in magnis voluisse gesichert seyn.

D. Hier mag noch angereiht werden ein kleines nicht minder der bildenden als der redenden Kunst unsrer Vorfahren angehöriges Denkmal, welches Scherer, wie seine Papiere ausweisen, durch Abbildung und Erläuterung öffentlich zu besprechen vorhatte, nämlich ein zierliches Kästchen von Holz mit eingeschnitzten Bildern und auf diese bezüglichen Versen, aus den Zeiten und im Sinn und Geschmacke der Minnesänger. Dieses in seiner Art seltene und durch sein Alterthum merkwürdige Kunstwerk befand sich weiland im Besitze des höchstseligen Königs Max, in dessen Cabinetsbibliothek es bis 1816 aufbewahrt wurde. Es soll nach der

*) Die Fassung, in welcher dasselbe, nur nach vorne weiter (vom 13. Bg. der Hdf. an) ausholende Bruchstück mit Anmerkungen von Joh. v. Müller in Herder's sämmtlichen Werken zur Philosophie und Geschichte 1805 Th. I. S. 317 — 328 abgedruckt ist, verhält sich zur Uebersetzung in unserer Handschrift und im T. Merkur wie ein nüchterner von Verse zu Verse fortschreitender Auszug. Sie fängt z. B. an:

„Der edle Dschemschid sein Sohn
mit seiner Weisheit erfüllt, gürtete durch gemeinsamen Schluß, die Lenden.
Dschemschid regiert siebenhundert Jahre.
Er bestieg den glücklichen Thron seines Vaters“ ꝛc.

In der Handschrift heißt es: „Dschemschid sein edler Erzeugter mit seinem weisen Geiste genährt, gürtete unter einstimmigem Jubel di Lenden.“ Nun folgt ein neuer Abschnitt mit der Ueberschrift: „Dschemschid regiert sieben hundert Jahre“, welche bey Herder als einer der Verse erscheint.

Hand Eigenthum der nun ebenfalls höchstseligen Königin Karoline geworden seyn. *)

*) Wohl erinnere ich mich es seiner Zeit selbst gesehen zu haben; aber wo es in diesem Augenblick aufbewahrt sey, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. So viel ich mich entsinne, war auf einer der sechs Flächen des länglich-viereckigen Kästchens, (dessen Bestimmung ohne Zweifel gewesen ist, als minnewerbendes Geschenk zu dienen,) Frau Minne, auf einer andern dieselbe mit den drey Huldinnen dargestellt. Auf einer dritten drückt sie den zündenden Pfeil auf den Dichter ab, auf einer vierten erscheint dieser selbst, sein Kästchen überreichend u. s. w. Seine innen und außen, wo Raum war, eingegrabenen Worte, wie Scherer sie abgeschrieben, sind:

a. Ich wil uhc sagin wisci Crist
swo lieph bi lieh.i ist
din frumint dicki
froude mit anblicke.

b. Hie stat geschribin anmi lidti
daz ihc minir frowin bitti
seldi eri undi langis lebin
got hat ir tugindi vil gigebin ::
Wort sinni habi ihc niet
swenni sie min ogi siet
undi ihc ir solti min seninde clagi
cundin die ihc von irn sculdin tragi.
nu macchi is frowi ein ende
dinen droft du mir sendi.

c. Du bist allir frowin vorspan
gisach in got den du seligis liph lieb wilt han
nu wil ihc dir mit urlobi iehen
daz ihc etswivil scönre frowin han gisehin
idohc induh di minen mut
nie dicheni frowe so gut.

d. Du solt dihc heran vorstan
das ihc dir diz gisant han
und i den lucilin wan
so ihc zu dini libe han.
ach gundis du mir armin
einu naht zu ligini an dinimi armi
also ihc dikchi gidaht han
darumbi wolti ihc dir eginlihechi sin undirtdan.

e. Ihc wil wnschin an disime ende
swer unsir zwegir friuntscaft vorwerri oder wendi
das den der tievil schendi.

f. Ihc wil dich bitten an disime orte
das du mihc nit zu worte
darumbe bringest von ihc
vor allen frowen minne dihc.

g. Ihc wil uhc scriben an disime bodeme
daz ir wirdic sint zu lobene
ir sint ein rose bluginde iugint
unde inwart ohc nie so ganzir tuginde
an frowin nie also an uhc ist
durhc das muz leidir mihc der frist
von sculden dunkin also lanc
was ihc ie nahc frowin giranc
das ist mir damite gar binumin
das ihc zu uhc mit vogin niut mac kumin.
(über o in vogin ist v gesetzt).

Zweifel über die Ordnung, in welcher diese Stellen eigentlich auf einander folgen sollen, so wie über manches Auffallende in Sprache und Schreibung könnten wohl nur durch abermalige Ansicht des Originales beseitigt werden. Jedenfalls wird die Orthographie und der Dialekt dem Künstler zuzurechnen seyn, den man sich als eine vom Dichter und Geber verschiedene Person und nicht als regelrechten Schreiber zu denken haben wird. Scherer erinnerte sich dabey an das Annolied und war geneigt, dieses Kunst- und Sprachdenkmal bis ins eilfte Jahrhundert hinauf zu setzen. Was ihm selbst nicht mehr darüber aus Licht zu geben vergönnt war, namentlich die betreffenden Abbildungen, wird uns von F. H. von der Hagen mit dem Ergänzungsbande zu seiner Prachtausgabe der Minnesinger versprochen, welcher unter mehreren alterthümlichen auf die Minnesinger bezüglichen Bildern auch die eines in England vorhandenen ähnlichen Elfenbeinkästchens, die aus der Dichtung von Tristan und Isolde genommen sind, in Steindruck bringen soll.

II. Folgen nun einige größere, zur Vollendung gebrachte Arbeiten Scherers.

E. Der Akademie wurden vorgelegt im Jahre 1808 sieben Abhandlungen über Sprache und Schrift, worin nicht nur die physiologischen Gesetze des Sprechens entwickelt sondern auch Untersuchungen über die Natur der Ur- und Stammsprachen angestellt sind. (Denkschriften von 1807 — 8. S. 41).

F. Erörterung über die nestorianisch-christliche im Jahre 1625 bey der Stadt Singan (Sigan-fu) in China ausgegrabene Stein-Inschrift in chinesi-

scher und syrischer Sprache aus dem siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, und über ihre mit Unrecht bestrittene Aechtheit. Gelesen in der akad. Sitzung vom 22. Januar 1816.

G. Rede zur Feyer des 25jährigen Regierungsjubiläums des Königs Max. In der öffentlichen Festsitzung der Akademie am 16. Februar 1824 unter allgemeinem Beyfall vorgetragen.

H. Rede über die in der Münchner Frauenkirche aufgehangene, im J. 1688 von Max Emanuel bey Belgrad eroberte türkische Kriegsfahne. Gelesen in der öffentlichen akad. Sitzung am 11. October 1825.

Von diesen akademische Arbeiten ist nur G. m Drucke erschienen; die übrigen, namentlich F und H. mit ihren mancherley Belegen, wozu eigene zur Zeit nicht vorhandene typographische Mittel benöthigt, sind Manuscript geblieben.

I. Arbeiten zur Lösung der von einer Commission des k. Instituts der 4, resp. 5 vereinten Akademien Frankreichs in Folge einer Stiftung des Grafen Volney auf die Jahre 1822 und 1823 ausgeschriebenen linguistischen Preisaufgaben. Bekanntlich hat Volney, selbst ein achtbarer Orientalist, durch Testament einen Preis (von 1200 Fr.) gegründet, welcher alljährlich am 24. April von der genannten Commission der oder den Arbeiten zuerkannt werden sollte, durch welche seine Methode die asiatischen Sprachen mit europäischen Buchstaben (en lettres européennes régulièrement organisées) zu schreiben, der Ausführung am nächsten gebracht würde. Scherer fand sich durch seine frühern Studien hinlänglich gerüstet, sowohl auf die im ersten als auf die im zweyten Jahrgange von jener Commission gestellte Frage einzugehen. Für die Antwort auf die erste vorläufige theilte er den Preis mit einem andern deutschen Bibliothekar, A. A. E. Schleiermacher zu Darmstadt. Im J. 1823 aber, wo es darauf ankam ein wirkliches den gesetzten Bedingungen entsprechendes Alphabet vorzuschlagen, wurde Scherern der ganze Preis zuerkannt unter dem Wunsche, daß er sein Memoire drucken lassen und seine Vorschläge auch noch dem Urtheile der Welt und der Erfahrung unterstellen möchte. Journal des Savans 1822 p. 252, von 1823 p. 246. Dieses ist nun, wohl aus Gründen, die sich schon in der technischen Schwierigkeit einer Publication der Art finden lassen, nicht geschehen. Und so liegen beyde gekrönte Abhandlungen Scherers nebst einer Masse darauf bezüglicher Studien und Vorarbeiten ungedruckt unter seinen Papieren.

Uebrigens erhellt aus der Aeußerung obigen Wunsches, daß es die Commission für keine so schnell abzuthuende Aufgabe gehalten hat die Absichten Volney's unter allerley Einsprüchen von manchen Seiten, besonders gerade von der der gelehrten Orientalisten durchzuführen. Und daß Volney selbst schon dieß gefühlt, zeigt ja der nicht bloß für ein und das andere sondern für eine Reihe von Jahren gestiftete Preis. Um nicht durch ein wiederholtes, am wenigsten für Franzosen erträgliches Einerley zu ermüden, wählte die Commission für die folgenden Jahre das Auskunftsmittel, theils abwechselnd theils in Concurrenz mit jener ursprünglichen Aufgabe, andere verwandte Fragen der vergleichenden Sprachenkunde zur Erörterung auszusetzen. Als unser Scherer schon nicht mehr Er selbst war, im Jahre 1827, stand die eine dieser neuen Fragen, die über den Einfluß, den der Gebrauch von Schrift auf die Fortbildung einer Sprache haben könne oder müsse, und im Jahre 1828 abermals jene alte Aufgabe zu beantworten. Die Arbeiten des Preisträgers dieser beyden Jahre sind im Druck erschienen. (De l'influence de l'écriture sur le langage suivi de grammaires Barmanne et Malaie et d'un aperçu de l'alphabet harmonique pour les langues asiatiques par A. A. E. Schleiermacher. Darmstadt 1835.) Schade, daß Scherers harmonisches Alphabet nicht eben so wie das seines früheren Mitbewerbers zu jedermanns Beurtheilung und Vergleichung offen hingelegt ist. In diesem laufenden Jahre 1842 wird die Commission den Volney'schen Preis demjenigen ihr bis 1. März 1841 eingesendeten geschriebenen oder auch seit 1. Januar 1840 gedruckten Werke aus dem Gebiete der vergleichenden Sprachkunde (philologie comparée) überhaupt zutheilen, das sich vorzugsweise ihres Beyfalls zu erfreuen haben sollte. So trägt der Gedanke des edeln Preisstifters bey, indem

er selbst immer mehr fruchtbaren Boden gewinnt, von Jahr zu Jahr auch andere dankeswerthe Früchte verwandter Natur zur Reife zu bringen. Inzwischen werden freylich, wenn auch nicht gerade ganze Bücher, doch genug der Namen und Worte asiatischer und australischer Sprachen mit europäischen Buchstaben geschrieben, leider aber in weit mehr als gut ist verschiedener Geltung dieser belobten europäischen Buchstaben selbst. Wenn es erfreuen kann, daß gerade die Nation, welche in ihrem ganzen Wesen, und so namentlich in ihrer Sprache, die beyden großen Elemente der neuern Civilisation, das romanische und das germanische, vereinigt, alle, auch die entlegensten Parcellen des Erdballs mit dem Netze ihres Einflusses umspannt, so darf vielleicht betrüben, daß die Mittel, die gerade dieser Sprache zur Bezeichnung ihrer und irgend anderer Laute zu Gebote stehen, unter die minder bestimmten und zureichenden gehören, und daß sich allem, was sie uns bringen an Namen und an Bestandtheilen aus Sprachen, die nicht auf europäische Art oder noch gar nicht geschrieben werden, für jedes nicht eben englisch gewöhnte Aug und Ohr das unsichere Schwanken dieser Träger mitgetheilt findet.

Bis sich daher vielleicht auch einmal die Gelehrten, die auf so viel Grammatik und Etymologie Rücksicht zu nehmen haben, im Sinne Volney's vereinbaren werden, wäre sehr zu wünschen, daß vor der Hand wenigstens für die Schreibung der geographischen und anderer Eigennamen aus Sprachen der genannten Gattung, unter Praktikern aller Art, die nicht gerade für Grammatiker, sondern für das gesammte civilisirte Publikum schreiben, einfache Regeln beliebt würden, die vielleicht, wenn sie, mit gehöriger Rücksicht auf das übrige Europa, eben von England ausgiengen, am ersten auf allmähliche allgemeine Annahme zählen dürften.

III. Studien.

K. Ueber Graphik, oder die Schriftformen verschiedener Völker und Zeiten in einer geordneten Sammlung von theils gestochenen, theils chirographischen Facsimiles, namentlich auch aus den merkwürdigsten Handschriften der Münchner Bibliothek.

L. Linguistik im Allgemeinen, in unzähligen Aphorismen auf einzelnen Blättern und Blättchen. Oratio dominica linguis variis. Radices linguarum comparatae tabellarisch.

M. Sanskrit.

N. Chinesisch. In beyden Sprachen ansehnliche Collectaneen und Arbeiten.

O. Hebräische, arabische, persische und türkische, — baskische, gaelische, magyarische, walachische, neugriechische, italienische, spanische, slawische, dänische, schwedische, — koptische, chilesische ꝛc. Studien und Uebungen.

P. Deutsche Sprache. Wie viel Scherer trotz seiner linguistischen Universalität auf die mütterliche Sprache gehalten, ist schon aus einigen der vorangehenden Artikel ersichtlich. Er muß sich sogar einmal, wie eine Sammlung von Tausenden gleichförmiger Blätter, die in alphabetischer Ordnung vor der Hand bloß die nackten Wörter des ganzen Vorraths der deutschen Sprache enthalten, glauben läßt, mit einem förmlichen Wörterbuch derselben befaßt haben. Dahin weiset auch a) ein deutsches tabellarisch auf ganzen Bogen entworfenes Etymologikon, das bis zum Buchstaben G. gediehen, b) Fulda's Wurzelwörterbuch artikelweise auf lauter schmale Octavblätter ausgezogen, c) die Wörter aus Zahn's Vocabular zu Ulfila, d) die eines holländischen Wörterbuchs, ferner e) eine bedeutende Anzahl altdeutscher Glossen aus Handschriften der Münchner Bibliothek auf dieselbe Weise ausgeschrieben. Es finden sich außerdem mehrere Cahiers, in welchen verschiedene Punkte des grammatischen Theiles, besonders solche, die einer gewissen Controverse unterliegen, geistreich besprochen werden. Einige sind in der von Schlichtegroll und Scherer im Jahre 1815 unternommenen Zeitschrift Teutoburg abgedruckt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. April.

Nro. 83. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung am 12. Februar d. J. las Hr. Dr. Schmeller folgende Erinnerung an Joseph v. Scherer's literär. Bestrebungen.

(Schluß.)

So hat endlich dem aufmerksamen, obwohl im Bereich einer andern Volksmundart erwachsenen Beobachter die Bedeutung derjenigen nicht verborgen bleiben können, unter deren Lauten er die zweyte Hälfte seiner Tage verlebte. Einzelne Bemerkungen über sie finden sich schon von 1802 an in seinen Papieren. Und so hatte er bereits selber ansehnlich vorgearbeitet in der Aufgabe, zu deren weiterer Lösung er im Jahre 1816 einen andern hingestellt und durch Erwirkung höherer Hülfe befähigt hat. Ich kann nicht ohne innere Bewegung unter des Seligen Papieren diejenigen durchgehen, welche sich auf diese Angelegenheit beziehen, die er nie aus dem Auge verloren und leider nicht mehr ans Ziel geführt gesehen hat. Welche thätig-fördernde Theilnahme derselben auch von Seite anderer Mitglieder der Akademie und namentlich dieser Klasse geworden, darf ich hier unberührt lassen.

Q. Unter mancherley historischen Studien und Excerpten sind insonderheit bemerkenswerth a) eine ansehnliche Sammlung von Notizen über Schriftsteller und Literaturen des Orients, b) eine dergleichen über arabische Münzen mit Zeichnungen, c) über bildende Kunst, namentlich Holzschnitt, Kupferstich, d) über Costüme und die Literatur derselben.

Bey solchen und so vielartigen Bestrebungen konnte Scherer ohne Zweifel das Bewußtseyn in sich finden kein unwürdiges Mitglied dieser Körperschaft zu seyn, wenn auch noch kein vollendetes größeres Werk vorlag, das nach außen hin Zeugniß gegeben hätte von ihm.

Von Arbeiten, die mehr auf sein bibliothekarisches Amt Bezug hatten, (auch Plane zu einem neuen normalen Bibliothekbau hatten ihn sehr beschäftigt) nehme ich hier billig Umgang, so auch von solchen, in denen seine Theilnahme an Fragen des wirklichen, öffentlichen sowohl als häuslichen Lebens beurkundet ist. Zwar, wenn ichs gestehen soll, mir ist manchmal, als ob Studien wie viele der oben erwähnten, die sich um Dinge weniger als um Zeichen, um das, was eben von Menschen je vor uns gethan, geformt, geschrieben, gesagt und gemeynt worden ist, um das Vergangene mehr als um das Gegenwärtige und was da noch werden soll, herumdrehen, gerade erst durch Berührung oder Abwechslung mit Aufgaben, die auf das Wohl oder Weh der jetzt Lebenden oder der Nachkommenden unmittelbarern Bezug haben, erst eine gewisse Weihe erhielten. Gewiß ist, daß jene mehr historische Gattung von Gelehrsamkeit von der großen Mehrheit, die zu ihrem guten Rechte auch ihre Stimme hat, leicht für unfruchtbares Spielwerk und für egoistisch-behagliches Sitzenbleiben bey Genüssen gehalten wird, bey welchen die unabläßig vorantreibende Sorge für das Nothwendige andern nicht zu verweilen gestattet. Genug, auch unter Scherers Aufsätzen befinden sich hinlänglich viele und gründliche Abhandlungen und Collectaneen, z. B. politische aus den kritischen Jahren 1805 — 6, 1809, 1813 — 14, so auch statistische und andere über Armenwesen, Preßfreyheit u. dgl., selbst ehrenwerthe

naturwissenschaftliche Studien, die da zeigen, daß sein Blick hinaustrug über die Zäune der Bilder-, Buchstaben- und Wortweisheit.

Als noch weniger verwandt mit dem, was man so eigentlich Gelehrsamkeit nennt, werden insgemein die freyen, heitern Hervorbringungen eines poetischen Gemüthes angesehen. Und dennoch glaube ich, darf zum Schlusse meiner Aufzählung auch noch von dieser Seite der geistigen Thätigkeit Scherers die Rede seyn. Sie ist es ja, die sich schon in seinem ganzen Wesen, selbst in seiner äußern Erscheinung, und weit mehr als jene erstere, ausgesprochen fand. Aber weit entfernt, sich nur in spröder Abwechslung mit dieser, dann und wann hervorzukehren, lag sie mit derselben in stätiger freundlicher Berührung. Die Vielseitigkeit des Linguisten, die ihn in allen, sowohl abend- als morgenländischen Gärten Blumen suchen und finden ließ, kam hinwieder dem geistreichen und gemüthlichen Lebemann zu gut, der sich darauf verstand, dergleichen Blümlein auch auf deutschen Beeten das rechte Plätzchen anzuweisen.

So findet sich denn unter seinen Papieren ein ansehnlicher Flor von Poesien, Anekdoten und Facetien aller Art, die er aus verschiedenen Literaturen, meist in ihrer Ursprache, zusammen getragen; dazu eine stattliche Reihe von größern und kleinern Gedichten, die er selber geschaffen. Bey nicht gemeiner Gewandtheit in Handhabung der Sprache und ihrer Mittel hielt er sehr darauf, daß es seinem Verse nicht gebräche an jenem Salze von Gedanken und Wendungen, für dessen Mangel sich eine lange her ob lauter Versen etwas ekel gewordene Welt weder durch bloße Bilderausstellungen noch durch sonstige technische Virtuosität entschädigt halten will.

Mehrere dieser Gedichte finden sich in der von Scherer gegründeten Zeitschrift Aurora 1804, 1805 abgedruckt, in welcher er auch größere Darstellungen aus seiner Reise im Orient gegeben hat. Andere sind in spätern Münchner Zeitblättern, namentlich der Flora und der Eos erschienen. Viele aber liegen noch in ihrer ersten Gestalt, wie sie unter Feder oder Bleystift entstanden sind, leider nicht immer besonders lesbar vor. Daß Scherer, der in seinen schönen Tagen in belletristischen so wie namentlich auch in dramaturgischen Angelegenheiten bey Hohen und Niedern als Autorität galt, selber auf jene Gedichte Werth gelegt, daß er sie selbst in eine Art Ordnung gebracht und verzeichnet hat, darf wohl auch als für sie zeugend angenommen werden. Schließe ich nicht fehl aus andern Vorgängen, so kann eine Zeit kommen, wo man alle derley Dinge als sprechende Urkunden über Persönlichkeiten und Verhältnisse, durch welche die ersten Zehnde unsers Jahrhunderts vor andern denkwürdig bleiben werden, ans Tageslicht ziehen wird.

Der hier zuletzt berührte Zug im Lebensumriß des Literators verfließt in die Farben, unter denen der Mensch vorübergegangen ist, und muß erwogen werden, wenn recht und billig gedeutet werden soll, was an diesem vielleicht Manchem minder hell und glänzend erschienen seyn sollte.

Ich gebe keinen Panegyricus. Bey all den Wegen und Umwegen, auf denen ein solcher aufs Loben ausgehen kann, fordert er doch ein Ende, das kein so unglückseliges als das unsers Scherers gewesen. Dieses aber soll mich nicht irre machen und hindern, das wahrhaft Edle, das im Grunde von Scherers Seele lag, und wovon mir aus mehrjährigem Umgang und selbst noch aus diesen Papieren Beweise genug geworden sind, laut anzuerkennen und ihm nachzurufen, wie weiland er selbst einem im Unglück und Verkennung treu befundenen Verklärten nachgerufen:

Ich klage, denn es ist des Todten schönste Feyer
Zu leben lang in Freundes Mund und Sinn;
O gönnt ihm, die ihr noch die Sonne schaut,
— Und eilet nicht daraus ihn zu verjagen —
Das Einz'ge was uns bleibt von Allem hier,
Die warme Wohnung in der Lieben Brust.

* * *

Zu große Aehnlichkeit haben die Schereriana von denen ich gesprochen, mit einer ganzen Reihe ungedruckter Posthuma, die, von mehr oder minder bedeutenden Männern der neuern und neuesten Zeit herrührend, bereits einen Bestandtheil des Vorrathes der k. Bibliothek an jüngern Handschriften ausmachen, als daß einer der Hüter dieser Bibliothek sichs versagen könnte, seinen Nachruf an Einen der ihr weiland vorgesetzt war, mit einem Worte auch über diese zu schließen. Die verehrte Klasse hat früherhin Berichten über Bibliothekstücke, die aus Zeiten stammen, in denen es noch keine Buchdruckerkunst gegeben, Gehör geschenkt, sie wird einen Augenblick auch solchen gönnen, die trotz des Bestehens jener Kunst nicht zu gedruckten Büchern geworden sind. Zwar so wenig als der Preßbengel allem was unter ihn geräth, das Siegel der Fortdauer, ja nur der Lesewürdigkeit überhaupt aufdrückt, eben so wenig ist Anderes bloß darum des Aufbewahrens würdig, daß es eben noch ungedruckt ist. Aber was Männer von einiger Achtung in der Welt und im Reiche der Gelehrsamkeit an schriftlichen Arbeiten und Sammlungen, gleichviel ob vollendet oder unvollendet, hinterlassen haben, scheint in dieser schriftlichen Gestalt schon deßhalb höher zu achten, als ob es gedruckt vorläge, weil es eben nur einmal und nur an einem Orte vorhanden ist. Für Handschriften dieser Art tritt, obschon wir in der Zeit des Druckes leben, gewissermaßen das ein, was denjenigen, die aus der Zeit vor diesem herabkommen, allmählich eben ihren besondern Werth gegeben hat. Waren sie anfangs etwas mehr oder minder gewöhnliches, gemeines, so sind sie nach gerade, weil alles oder das meiste andere um sie her sich verändert hat, etwas seltenes, sind einzige Zeugen von Vorgängen, Zuständen und Ansichten geworden, die weit hinter uns liegen, und die wir nur durch sie uns vergegenwärtigen können. Das kann nun zwar auch mit gedruckten Büchern und Blättern der Fall seyn, ist es aber nicht immer in so unmittelbarer, individueller Weise. Das Kleid, in dem man ausgeht unter die Menschen, ist gar oft nicht jenes, das man zu Hause trägt bey seinem gewöhnlichen Geschäfte und worin man sich so recht behaglich und in seinem eigentlichsten Wesen fühlt. Wie bereit in vielen Fällen die Presse sey der Feder zu folgen, dennoch giebt es noch Umstände und Verhältnisse genug, die für Manches jene gerühmte Kunst noch nicht erfunden seyn lassen. Und dahin gehören nicht bloß allein jene Arbeiten, die, wenn auch zum Drucke bestimmt, aus was immer für einen Anlaß unvollendet geblieben sind, und die, wie häufig, nicht in die Hände von Besitzern übergehen, die sie zum Ziele zu führen eben Lust oder Geschick hätten. Was in der Regel das Loos solcher Posthuma sey, lehrt die Erfahrung. Wenn auch die Pietät nächster Erben sie beysammen hält, so ist bey zweyten, dritten um so größer die Gefahr, daß sie verschleudert werden. Aber schon die ersten sind oft genug im Falle, bey Theilung der Hinterlassenschaft, wo bloß Geldwerthe in Anschlag kommen, die etwa vorhandenen Schriften nicht weniger als die Bücher mit in die Versteigerungsmasse werfen zu müssen. So gerathen solche Reliquien in die verschiedensten Hände, werden an verschiedene Orte zerstreut, und da auf solche Weise leicht der Schlüssel zum Ganzen verloren geht, in dessen einzelnen Theilen mehr und minder unverständlich und werthlos. Ein gutes Geschick darf es daher wohl heißen, das diejenigen solcher Lipsana trifft, die in ihrer Ganzheit, oder doch nach vorgängiger sachverständiger Auswahl, an einem Orte niedergelegt werden. Es kann dieser eine Ort ein solcher seyn, der allem, was er in sich aufnimmt, in der Regel eine weit längere Dauer sichert, als ihm an jedem andern zu Theil würde, und daß auf solche Weise ein ihm anvertrautes geschriebenes Stück Arbeit zu einer Zeit, wo ein anderes in zahlreichen Abdrücken verbreitetes nicht mehr zu erfragen ist, noch unverrückt an seiner Stelle liegt. Eine solche Dauer wird der Mühe und dem Verdienste würdiger Männer ohne Zahl, welche bey Arbeiten, die ihnen den allgemeinsten Beyfall, ja vielleicht Bewunderung sichern müßten, dennoch keineswegs den weiten Kreis der Lesewelt überhaupt, sondern nur den mehr oder minder stillen und eingeschränkten des Amtes, in dem sie wirken, vor Augen haben können, durch die Registratur oder das Archiv dieses Amtes gewährt, andern nicht in einen solchen Kreis fallenden achtungswerthen Bestrebungen aber durch eine über den Wechselfällen alles Privatbesitzthums, als Staatsanstalt für ewige Zei-

ten daſtehende, vor Unbilden der Elemente und menſchlicher Verkehrtheit möglichſt geſicherte öffentliche Bibliothek.

Die k. Hof- und Staatsbibliothek, von jeher eingedenk auch jener von ihren hohen Beſtimmungen, nach welcher ſie ein Conſervatorium ſeyn ſoll für alles einigermaßen Werthvolle, von dem man im Verlaufe der Zeiten wird annehmen dürfen, daß es nur in ihr noch zu ſuchen ſey, hat ihrerſeits nie verſäumt, ſo weit ihre nach ſo vielen Richtungen in Anſpruch genommenen Kräfte reichten, auch auf dieſe modernere Gattung von Handſchriften verhältnißmäßige Rückſicht zu nehmen.

Ueberdieß hat ſie das Entgegenkommen mehr als eines würdigen Mannes zu rühmen, der ihr entweder was er an geeigneten Schriften ſelbſt zu hinterlaſſen gedachte, noch vor ſeinem Tode zu ewiger Aufbewahrung zugeſprochen oder aber Ererbtes oder ſonſt Erworbenes und Geſammeltes der Art, dem Urheber zum Denkmal, das dauernder ſeyn mag als ſein Grabſtein, aus Gründen der Pietät oder des Gemeinſinnes ihr übergeben hat. Der Bibliothek liegt ob, Buch zu führen über ſolche Gaben, deren jeder insbeſondere ihr Herkunftstitel aufgedrückt wird. Daß aber alles, was auf die eine oder andere Weiſe in das große Depot aufgenommen worden, nicht bloß da liege todt und begraben, dafür hat die Anſtalt zu ſorgen durch das, was ihr überhaupt und vorzüglich ihrem Vorrath an Handſchriften, alten wie neuern, erſt das rechte Leben gibt, durch Cataloge. Sie thut es, und ſie darf die Zuverſicht hegen, daß dieſe Cataloge ſelbſt nicht lange mehr bloße Manuſcripte bleiben werden. Es würde darum ſehr am unrechten Orte ſeyn, wollte ich hier an die wirkliche Aufzählung dieſer Ana der k. Bibliothek denken. Sie würde, auch wenn ſie, wie billig, diejenigen, welche bloß aus Anmerkungen zu Schrift- oder Druckwerken oder aus einzelnen Stücken beſtehen, die, an ſich minder bedeutend, nur als Autographa einen gewiſſen Werth anſprechen können, unerwähnt ließe, eine anſehnliche Reihe von Namen, darunter manche von hoher Geltung nicht bloß in der vaterländiſchen Literatur, vorzuführen haben.*) Uebrigens würde ſich bey vielen die ernſte Betrachtung wiederholen, die ſich über Scherers Nachlaß aufgedrängt, wie wenig menſchliches Beginnen auch in ſolchen Dingen ſeines Zieles gewiß, und daß wohl berathen iſt wer da bey Zeiten lernt, abſehend von Ende und Erfolg, den Lohn einer Mühe, die ſeiner würdig iſt, in ihr, dieſer Mühe ſelbſt, zu finden.

*) Beyſpielsweiſe mögen hier ſtehen aus älterer Zeit (XV — XVII Jhrh.):

Pierre Baudouin de Montarcis. (XVII Jhrh.) Joachim I.-IV. u. Ludwig Camerarius. (XVI-XVII). Peter Caniſius (XVI). Louis Du Four Abbé de Longuerue (XVII). Franz Frhr. v. Eckger (XVII). J. Bapt. Fickler (XVI). Georg Phil. Finkh (XVII). Ulrich Füetrer (XV). Chriſtoph Gewold (XVI). Johannes Hartlieb (XV). Georg Mich. Lingelsheimius (XVI-XVII). Andreas Maſius (XVI). Franciscus Modius (XVI). Adolph Occo (XVI). Conrad Peutinger (XVI). Joh. Gottf. v. Redinghoven (XVII). H. C. B. Rittershuſius (XVI). Joachim v. Rusdorf (Ruſtorf (XVII). Hartmann und Johann Schedel (XV). Carl. Frhr. v. Schifer (XVII). Wolfgang Sedelius (XVI). Petrus, Alexander, Ludwig und Franciscus Victorius (Vettori) (XVI-XVIII). Wolfgang Waldner (XVI). Georg Hier. Welſch (XVII). Marcus Welſer (XVI-XVII).

Aus neuerer Zeit (XVIII-XIX Jahrh.):

Euſeb. Amort. Chriſtoph Frhr. v. Aretin. Beda Aſchenbrenner. Nicolas Dargnies. Joh. v. Delling. B. J. Docen. J. Bapt. Enhuber. Pet. Paul. Finauer. Frobenius Forſter. Ign. Hardt. Gerh. Führer. Georg Chriſtian Johannis. Joh. C. Sigm. Kiefhaber. Joſeph v. Klöckel. Joſ. Dominic. Graf v. Lamberg. Ant. Joh. Lipowsky. Joh. Caſp. v. Lippert. Joh. Georg v. Lory. Joh. Oldermann. Oppel. G. W. Panzer. C. H. Radius. G. St. Roccatani. Joſ. Schlett. Ign. Dom. Schmid. J. M. Schmid (Paſigr.) H. Scholliner. Seb. Seemiller. Abbé Spol. B. Stark. Gerh. Steigenberger. Ferd. Sterzinger. Franz Töpſl. C. Alb. v. Vacchiery. Benedict Werner. Ign. X. v. Wilhelm.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. April.

Nro. 84. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung vom 19. Februar las Hr. Prof. Höfler über den Werth und den Inhalt der großen handschriftlichen Chronik Salimbene d'Adami's von Parma.

Unter den handschriftlichen Schätzen, welche die vaticanische Bibliothek in Rom enthält, ist das Chronicon Salimbene d'Adami's vom Jahr 1168 — 1287 für die Geschichte des 13. Jahrhunderts ohne allen Zweifel von besonderer Wichtigkeit, ja vielleicht die vorzüglichste Quelle, welche man aus jener reichen Sammlung für die Zeit Kaiser Friedrichs II., Manfreds, Conrads IV. und des Untergangs der Hohenstaufen noch erholen kann. Zwar hat natürlich nicht Alles gleichen Werth. Die frühern Berichte sind aus verschiedenen Schriftstellern gezogen. Eine Randglosse (wohl von fremder Hand) bemerkt zum Jahr 1188 verba sunt Sycardi Cremonensis episcopi, und noch ad a. 1211 eine andere Glosse: Hactenus videtur scripsisse Sicardus episcopus Cremonensis; erat oratio purior et eruditior.

Der Verf. selbst macht kein Geheimniß daraus, daß er seine Arbeit auf die Anderer stütze, und erzählt wiederholt, wie er mit den ihm zugänglichen Quellen umgegangen sey. Nicht nur berichtet er, daß er viele Chroniken gesammelt: ex quibus resecavi superfluitates, abrisiones, falsitates et contrarietates. Er versichert auch, seine Absicht sey, bey solchen Abkürzungen nur auf das Nothwendigste zu sehen, und rühmt sich, dieß gar manchmal schon gethan zu haben (et similia fecimus in multis aliis cronicis, quae a nobis et scriptae et editae et emendatae). Somit unterscheidet er sich aber schon dadurch rühmlich von dem großen Haufen uncritischer Chronisten des Mittelalters, die Chronik an Chronik reihend nur, was sie selbst erlebt, als Original hinzufügten, während Salimbene das vorhandene Material freythätig benützte, nothwendige Zusätze beyfügte, oder wegließ, was ihm zu seinem Zwecke unnöthig zu seyn schien. Er spricht zwar einen solchen nicht mit bestimmten Worten aus, es geht aber doch gleich anfangs sehr deutlich hervor, daß er nur dasjenige aufzunehmen gedenke, was auf die große Katastrophe, welche er erlebte, von besonderem Einfluße war, und hievon wieder, wenn möglich nur das selbsterlebte, mit eigenen Augen gesehene oder von Augenzeugen vernommene. Es mag als Beyspiel dienen, was er schon ad a. 1216 bey Gelegenheit von P. Innocenz III. Tode erzählt:

„Floruit et viguit ecclesia suo tempore retinens principatum super imperium Romanum et super cunctos reges et principes universae terrae. Verum tamen principium maledictionis et dissensionis inter Romanum imperium et ecclesiam ipse fuit Innocentius P. cum suis imperatoribus Ottone IV. et Friderico II. — Fridericus — homo pestifer et schismaticus, maledictus etc.*) Verificatum videtur in Friderico verbum abbatis Joachimi,

*) Die Gründe zu dieser Behauptung treten unten noch deutlicher hervor und wir bitten deßhalb unsere Leser, durch dieses harte Urtheil nicht im Voraus gegen unsern Autor sich einnehmen lassen zu wollen.

quod dixit Henrico imperatori patri ejus querenti (sic) de filio suo cum adhuc esset puer, qualis esset futurus? Respondit, perversus puer tuus neque filius erit heres, o princeps — cunctas turbabit terras et sanctos altissimi conteret etc.“ „Alles dieses,“ setzt er hinu, „erfüllte sich in Friedrich, wie wir jetzt, da wir dieses schreiben, 1285, sehen. Verum tamen excusari potest Innocentius Papa, quia bona intentione Ottonem deposuit et Fridericum exaltavit.

Der Schrecken über die Verfolgung der Kirche durch Kaiser Friederich und über die daraus erfolgte Verwirrung Italiens, worin sich, seiner Ansicht nach die Erfüllung der Prophezeihungen des Abtes Joachim gleichwie in einem Gottesgerichte zeigte, das Kaiser Friederich, seine Familie und seine Anhänger betraf, sind die Grundzüge des Werkes, in welchem jedoch zuletzt der Charakter der Annalen alles Uebrige verdrängt und das Material den Verf. gar oft bemeistert. Es ist überhaupt die vor uns liegende Chronik nicht die Arbeit weniger Monate, sondern das Zeit- und Memorienbuch unsers Autors selbst, welcher nach einer nicht geringen literarischen Thätigkeit und großen Vorstudien darin niederlegte, was er während seiner so stürmischen Lebenszeit entstehen und vergehen sah. Affo, der unsere Handschrift kannte, hat (memorie degli scrittori e literati di Parma. Bd. I. S. 228) nach den zerstreuten Angaben des Manuscripts die Werke angegeben, deren Abfassung der Verf. sich rühmt. Eine Chronik von Octavian bis zur Longobardenzeit, drey andere Chroniken*) nebst einem Tractate über Elisäus, ein liber taediorum, eine Abhandlung über Papst Gregor X, ein liber de praelato. Ein memoriale potestatum Regiensium gestorumque iis temporibus ab anno 1154 usque ad annum 1290, das Muratori als von einem anonymen Franciskaner von Reggio verfaßt im 8ten Bande der scriptores herausgab, ward von Affo als unserm Autor mit gewichtigen Gründen zugewiesen, und wird später noch besonders besprochen werden.

Vergeblich bemühte sich Muratori, unsere fünfte und am weitesten fortgeführte Chronik, die unser Autor 1283 begann, und 1287 unvollendet ließ, für seine große Sammlung zu erhalten. Biondo und Sigonio hatten sie gekannt; Franc. Pegna machte davon Erwähnung, Angeli, der Verfasser einer Geschichte von Parma hatte sie im Besitze Paul Sanvitale's, als derselbe Referendar der Signaturen war, gesehen — endlich wurde sie in der Bibliothek des Cardinals Conti zu Rom gefunden, unstreitig dem ihr angemessensten Orte, da sie das Leben der großen Päpste aus diesem Hause, Innocenz III., Gregor IX., Innocenz IV., Alexander IV. so sehr beleuchtet. Hier benützte sie Affo und von da wanderte sie nach der vaticanischen Bibliothek, wo sie in neuester Zeit von Raumer, obwohl, wie wir sehen werden, nicht in dem Maße, wie sie es verdiente, benützt und endlich von dem Verfasser dieser Bemerkungen theils copirt, theils excerpirt wurde. Das Manuscript, offenbar Autograph des Verfassers, ist in 8°., auf Pergament mit doppelten Columnen, sehr enge, zum Theil mit ganz erblaßter Dinte geschrieben und enthält 491 Seiten. Sagen wir zuerst ein Paar Worte über die Lebensverhältnisse des Autors, und gehen wir dann über, diejenigen Punkte hervorzuheben, in Betreff welcher die Schrift von besonderem Werthe erscheint und durch welche der Grad der Glaubwürdigkeit des Chronisten am anschaulichsten ermittelt wird.

Ognibene Salimbene d'Adami wurde in dem Todesjahre des hl. Dominicus 1221 zu Parma von adeligen Aeltern geboren und trat bereits 1238 in einem Alter von 17 Jahren in den damals in erster Blüthe befindlichen Franziskaner-Orden, in welchem sich bereits sein älterer Bruder befand. Der neue Orden hatte bekanntlich so sehr den Mittelpunkt des geistigen Strebens jener Zeit getroffen, daß Ognibenes Vater, wenn gleich der Verzweiflung nahe, sehen mußte, wie seine beyden Söhne wider seinen Willen Franciskaner-Mönche wurden und ungeachtet seines Fluches, auf die väterliche Erbschaft und die freudenvollen Tage im Schooße sie liebender Aeltern und Geschwisterte Ver-

*) Ego — scribendo diversas cronicas simplici et intelligibili stilo usus sum ut neptis mea cui scribebam possit intelligere quod legebat; nec fuit mihi curae de verborum ornatu sed tantum de veritate historiae conscribendae.

zicht leisteten. Auf den Rath eines ältern Mönches, des letzten, den der hl. Franziskus in seinen Orden aufgenommen, vertauschte Ognibene seinen Namen mit Salimbene, *) und hielt sich nun theils der Studien wegen, theils in Ordensgeschäften in den verschiedensten Städten Mittel- und Oberitaliens auf. Schon dadurch hatte er große Gelegenheit, Merkwürdiges zu sehen und zu hören, und eine Masse von Bekanntschaften zu machen, welche ihm für die Abfassung seiner Chronik von der größten Wichtigkeit wurden. Noch mehr war ihm Solches möglich durch seine Stellung als geachtetes Mitglied eines so weit verbreiteten Ordens, dessen hervorragende Persönlichkeiten zu den schwierigsten und geheimsten Sendungen gebraucht wurden, vielfach am päpstlichen oder kaiserlichen Hofe lebten, zum Theile sich im Besitz der wichtigsten Geheimnisse befanden, und unter denen er selbst, weil er die Jünger des hl. Franciskus gekannt, so wie seiner Gelehrsamkeit und Thätigkeit wegen, in einem gewissen Ansehen stand. Nachdem Salimbene 8 Jahre in Lucca, Siena und Pisa zugebracht, gieng er nach Parma, 1247, als diese Stadt den in der Geschichte Kaiser Friedrichs so merkwürdigen Abfall versuchte, und wurde dann nach Frankreich gesandt. In Lyon angelangt wurde er als Parmese von dem Papst Innocenz IV. auf das freundlichste aufgenommen und zeigte in dem Gespräche mit dessen so mächtigen Nepoten, dem Cardinal Wilhelm von Fiesco, eine Kühnheit, die das ungünstige, wie das günstige Urtheil beglaubigt, welches Salimbene in seiner Chronik über noch so hochgestellte Männer seiner Zeit ohne Scheu zu fällen wagt. Nachdem er einige Zeit zu Paris und in andern Städten sich aufgehalten, auch den guten König Ludwig, dessen Hofhaltung er so ausführlich beschreibt, daß er selbst den Küchenzettel nicht vergißt, **) zu Sens im Provincialkapitel des Franziskanerordens gesehen hatte, gieng er 1248 nach Genua, wurde dann wieder nach Lyon zurückgesandt und erhielt endlich für längere Zeit eine bleibende Stätte zu Ferrara. Hier erfuhr er den Tod des Kaisers, welcher, da er im Jahre 1250 erfolgte, auf ihn, wie auf einen großen Theil seiner Ordensmitglieder eine Revolution ganz eigener Art zur Folge hatte. Salimbene hatte sich nämlich, angezogen durch das Tiefsinnige und prophetisch Klingende in den Schriften des damals hochberühmten Abtes Joachim von Fiore, mit ganzer Seele dessen Auffassung der Theologie und insbesondere dessen Erklärung der Apokalypse zugewandt. Die Wahrheit der letztern beruhte aber wesentlich darauf, daß Kaiser Friedrich II. nach Vollbringung noch zehnfach ärgerer Thaten, als er wirklich verübt, im Jahre 1260 sterben würde. Als aber nun sein Tod um 10 Jahre früher eintrat, ward die Zeit der Ankunft des Antichrists verrückt, und damit auch einer der Grundsteine des ganzen Systems zerstört. Man sieht recht deutlich sowohl aus der eigenen Stimmung Salimbenes, als auch aus der seiner vorzüglichsten und geistreichsten Freunde, in welch eigenthümlicher Färbung sie die Welt von diesem ihrem Standpunkte aus erblicken mußten, und welche Mühe sie hatten, denselben wieder mit dem natürlichen zu vertauschen. *) Wahrscheinlich hatte dieß auch nicht unbedeutenden Einfluß auf den von ihm gefaßten Entschluß, auf die Ausarbeitung seiner Chronik den größtmöglichsten Fleiß zu verwenden. Und wirklich hat auch Affo Recht (S. 221), wenn er von unserm Autor versichert, daß kein Chronist des 13. Jahrhunderts eine so große Gelehrsamkeit in der Profan- und Heiligen-Litteratur besaß, wie Sa-

*) Quia salisti bonum religionem intrando, sagte ihm der Mönch.

**) Es wurden unter anderm servirt: „frische Bohnen in Milch gekocht.“ — Oft, setzt er hinzu, begab sich der König auf seinen Reisen zu den Eremitorien der Minoriten und anderer Mönche, sich ihrem Gebete zu empfehlen. Traf er eine Kirche, die nicht gepflastert war, so setzte er sich nicht auf die Stühle, sondern geradezu in den Staub.

*) Eine der bezeichnendsten Stellen in dieser Beziehung ist S. 550, wo Sal. berichtet, wie B. Johann von Parma die römische Curie hätte reformiren können, wenn er nicht aus Vorliebe für die Joachimischen Prophezeiungen das Cardinalat ausgeschlagen hätte. Auch ich, setzt Sal. hiebey hinzu, war Joachimit, aber nach Friedrichs Tode und dem J. 1260 dimisi totaliter istam doctrinam et dispono nihil credere nisi quod video. — Verum sunt nonnulli qui ita ad haererent dictis suis, qui postea erubescunt retractare quae dixerunt, ne videantur mendaces.

limbene, und — hätte er hinzufügen können, einen solchen Reichthum an treffenden, charakteristischen Erzählungen und Personalbeschreibungen. Im Jahre 1256 begab sich Salimbene von Ferrara nach Reggio, von da nach den romagnolischen Städten, die der Streit zwischen den Guelfen und Ghibellinen zerfleischte; zuletzt treffen wir ihn (1263 — 1287) theils im Gebiete von Reggio, theils in dem von Modena, immer sorgfältig bemüht, sowohl das Leben und Treiben einzelner Päpste und Ordensmänner, als auch den Vertilgungskampf in den verschiedenen Städten mit einfachen, aber ergreifenden Zügen zu schildern, und denselben (wie 1285 zu Modena) durch Unterhandlungen zu beendigen.

Gehen wir nun auf den eigentlichen Inhalt seiner Chronik ein, so können wir denselben nach verschiedenen Seiten betrachten.

Wir können 1) einige der wichtigsten Persönlichkeiten und Begebenheiten mit der besondern Rücksicht schildern, hiebey besonders den Werth oder Unwerth der Behandlungsweise unsers Autors und damit seine Glaubwürdigkeit darzulegen.

2) nach den interessantesten Zügen die kirchliche und bürgerliche Fehde und den ganzen furchtbar aufgewühlten Zustand jener Zeit förmlich beschreiben;

3) das Verhältniß unserer ungedruckten Chronik zu dem erwähnten memoriale untersuchen und bey dieser Gelegenheit auf die Geschichte der späteren Päpste eingehen, die, seine Zeitgenossen, Salimbene auf eine Weise würdigt, welche oftmals an Dantes Auffassung erinnert.

Indem wir uns das Erste zur Aufgabe stellen, wollen wir um der Untersuchung größeren Reiz zu verleihen, aus dem an Bildern so reichen Gemälde, die Schilderung Kaiser Friedrichs II. herausheben und um diesen, so viel es hier geschehen kann, einige seiner Zeitgenossen sich gruppiren lassen.

Wir fangen mit dem Berichte des Jahres 1238 deßhalb an, weil in diesem Ognibene in den Orden trat, uns dasselbe mit dem Verf. vertrauter macht und den natürlichen Uebergang zu wichtigen Dingen bildet. Damals, führt er mit der ihm eigenthümlichen Naivität zu dem bezeichneten Jahre an, gaben mir die Brüder vortrefflich zu essen.

> At in processu temporis, fährt er fort, dederunt mihi caules, quibus oportuit me uti omnibus diebus vitae meae. et nunquam in saeculo comederam caules, imo iterum abhorrebam eos qui ne carnes comedissem, que in eis decoctae fuissent.

Dieß gibt ihm Anlaß, über die Nothwendigkeit des Wechsels von Prälaten zu reden und auf die Mißstände hinzuweisen, welche sich bey den Benedictinern zeigten, wo die

> abbates (qui quantum quisque vivunt, durant et non deponuntur), cum saecularibus carnes manducant, monachi vero in refectorio legumina comedunt et alia multa incommoda et disconvenientia faciunt.

Wie hier, so schiebt unser Autor, wo er nur immer kann, gelegentliche Betrachtungen und Erzählungen fast bey jedem Jahre ein, was seiner Chronik ein besonderes Interesse, oft selbst etwas Dramatisches verleiht.

So z. B. wieder bey dem Jahre 1240, der Erzählung von der Eroberung Ferrara's von Azo von Este, dem Legaten Gregor von Monte lungo und Tiepolo dem Venetianischen Dogen. „Hundertmal," ruft er dabey aus, „hörte ich, und zwar von Papst Innocenz IV. selbst, Ferrara rem Pontificis esse et terram ecclesiae." Von Salinguerra aber, der hiebey gefangen wurde, erzählt er, er habe den bekannten Text coelum coeli domino, terras autem dedit filiis hominum als Beweisgrund seines Berufes zum Herrscher anzuführen gepflegt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. April.

Nro. 85. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung vom 19. Februar las Hr. Prof. Höfler über den Werth und den Inhalt der großen handschriftlichen Chronik Salimbene d'Adami's von Parma.

(Fortsetzung.)

Bey der Erzählung von der Einnahme Ravennas durch den Kaiser (22. Aug. 1240) fügt er hinzu:

Hier waren vor Alters 4 adelige Häuser (nobilia casalia), die jetzt auf ein Nichts herunterkamen. Als aus dem letzten derselben, dem der Traversari noch eine illegitime Tochter vorhanden war, legitimisirte sie P. Innocenz IV., damit sie die Erbschaft antreten könne, und vermählte sie sodann mit dem Herrn Thomasio di Foliano, qui erat de regno et adhaerebat sibi quem et in Romagnola comitem fecit. Allein nach manchen Wechselfällen starben ihre Söhne ohne Nachkommenschaft und der letzte von diesen noch dazu im Elende. Aus demselben Geschlechte war auch jene, ihrer Schönheit wegen bekannte Aica, die Tochter des Paul Traversari, welche der Kaiser als Geisel nach Apulien bringen ließ. Als er später gegen den Vater dieses Mädchens zog, ließ er sie in einen glühenden Ofen werfen, in dem sie elend zu Grunde gieng.

Diese wie so manche andere ähnliche in dem Tone des Gewöhnlichen und nicht zu sehr Befremdenden vorgetragene Erzählung ist nur eine der bedeutenden Anklagen, welche Salimbene ohne sich gerade die Gelegenheit dazu besonders zu schaffen, gegen den Kaiser vorbringt, dessen großartige Eigenschaften er übrigens so wenig übersieht, daß er mit vollem Rechte ausruft: „hätte Friedrich die Kirche geliebt, er hätte wenige seines Gleichen gehabt." Daß er es nicht gethan, hat alle seine guten Eigenschaften zerstört." So aber habe er 7 superstitiones und 10 infortunia gehabt. Das erste Unglück sey gewesen,

quod filius ejus Henricus primogenitus, qui post eum imperare debebat, contra voluntatem suam Lombardis adhaesit, et ideo ipsum cepit et vinculavit et in carcere posuit et tandem mala morte periit. 2. quod voluit suppeditare ecclesiam ut tam papa quam cardinales caeterique praelati pauperes essent. Et hoc non intendebat facere zelo divino sed quia non erat bonus catholicus et quod multum erat avarus et cupidus; volebat habere divitias et thesauros ecclesiae sibi et filiis suis, et quia volebat potentiam eorum deprimere ne contra eum attemptarent. Et hoc referebat quibusdam sectariis suis, a quibus postea fuit scitum.

3. Daß er die beabsichtigte Unterjochung der Lombarden nicht durchzuführen vermochte. 4. Seine eigene Absetzung durch Papst Innocenz IV. 5. Daß das Reich zu seinen Lebzeiten an einen andern vergeben wurde. — 6. Die Rebellion von Parma: quae fuit causa totius ruinae ipsius. — 7. Der Verlust von Vittoria. — 8. Quod principes et barones sui rebellaverunt contra eum, ut Tebaldus, Franciscus, Petrus de Vinea et alii. — (Was Salimbene in Betreff des letztern berichtet, hat Raumer bereits in dem 4. Band der Hohenstaufen aufgenommen S. 547. 548). — 9. Die Gefangenschaft des Königs Enzio. Tunc ei ablata est omnis spes victoriae suae. — 10. Quod audivit, quod Ubertus Marchio Pelavicinus melius habuit dominium Lombardorum, quam ipse

unquam habere potuerit, quamvis fuit ex parte sua.

Die sogenannten Superstitionen sind einzelne Züge, die auch zum Ganzen gehören, denen wir jedoch den Werth nicht beylegen, welcher den übrigen Berichten zukömmt, wie wir denn für Salimbene das Prädicat der Infallibilität keineswegs in Anspruch nehmen; er führt übrigens unter diesen an, daß der Kaiser einem seiner Notare habe den Daumen abhauen lassen, weil derselbe statt Fridericus Frederikus geschrieben; daß der Kaiser Knäblein habe säugen lassen, ohne daß die Ammen mit ihnen reden durften. Unglücklicher aber als jener ägyptische König, von dem Herodot erzählt, daß er auf ähnliche Weise die älteste Sprache habe erfahren wollen, starben die unglücklichen Kinder, und der Kaiser, der die Ursprache erfahren wollte, sah sich so getäuscht. Als Friedrich nach Palästina gekommen, habe er gesagt: quod Deus Judaeorum non viderat terram suam (das Königreich beyder Sicilien) quia non toties commendasset terram, quam promisit et dedit Judaeis. Die Untersuchung des Faro di Messina durch einen gewissen Nikolaus, welche Schiller den Stoff zu der Ballade „der Taucher" gab. Daß er zwey Menschen *) gut verköstigen, hierauf den einen schlafen und den andern auf die Jagd gehen ließ. Am folgenden Abend habe er sodann befehlen, beyde auszuweiden (exenterari coram se), wo sich dann zeigte, daß der besser verdaut hatte, der geschlafen. Endlich die Prüfung seines Astrologen Michael Scotus, welche an eine ähnliche Probe erinnnert, die König Ludwig XI. zu Peronne vornahm.

Es mögen sich diese letzteren Berichte bey schärferer Untersuchung der Sache als wahr oder als ungegründet erweisen, wir nehmen sie wie gesagt, auch nur als von untergeordnetem Werthe im Vergleich zu andern Angaben an, deren Authenticität man wohl wird unangefochten lassen müssen. Es müßte nur seyn, daß man den freylich wohl kaum zu billigenden Weg einschlüge, den Verfasser eigenmächtig als Parteymann hinzustellen, *) wo eine tiefere Kenntnißnahme des Ms. wohl zu anderen Resultaten geführt haben würde. So finden wir z. B. in der Geschichte der Hohenstaufen, um nur ein Beyspiel anzuführen, die so merkwürdige Belagerung von Parma 1247 ausführlich nach Salimbene erzählt, vermissen aber dennoch einen zur Charakteristick des Kaisers höchst wichtigen Umstand:

„Imperator — quolibet mane veniebat cum suis et in glarea fl. P. decollabat III. et IV. vel et plures, sicut sibi videbatur de Parmensibus et Mutinensibus et Regino qui erant ex parte ecclesiae, quos habebat in vinculis, videntibus Parmensibus, qui erant in civitate, ut tristitiam inde haberent — et tunc tota militia imperatoris in armatura cum imperatore stabat, timens ne Parmenses cum suis, qui intrinsecus e regione stabant, armati ad eos irrumperent.

Zwar findet sich bey Raumer IV S. 196 eine Stelle, der Kaiser habe Gefangene vor Gericht stellen und (um die höchste Furcht zu erwecken) hinrichten lassen. Allein von einem gerichtlichen Verfahren ist hier nicht die mindeste Rede, und es wäre nun an Salimbene, sich über den Verfasser der Hohenstaufen zu beklagen und den Vorwurf, den dieser gegen ihn erhob, gegen ihn selbst umzukehren. Denn daß die Benützung Salimbene's von Hrn. v. Raumer nicht in dem Maße geschah, wie es die Wichtigkeit dieses Schriftstellers erforderte, geht auch aus andern Stellen hervor. So finden wir auch eine andere wichtige Thatsache bey Raumer selbst da nicht berührt, wo ihn die Ausführlichkeit, mit welcher er den Gegenstand behandelte, zu ihrer Mittheilung bewegen mußte. Salimbene fährt nämlich fort: „der Kaiser ließ sich die Ritter (welche die Parmenser den Regginern und Modenesern gesandt hatten, und welche von diesen, als Parma von dem Kaiser abfiel, in Ketten gelegt worden waren), nach Vittoria bringen und tödtete von ih-

*) Nach Raumer — der jedoch keine Beweisstelle vorbringt, waren es 2 Hunde. III. S. 491.

*) So sagt Raumer IV. S. 221: Enzio war nach dem Zeugnisse seiner Feinde ꝛc., und die darunter stehende Note weist auf Salimbene hin. Auch IV. S. 183 wird er ein päpstlich gesinnter Schriftsteller genannt. Ich bemerke übrigens, daß mir gerade kein anderes Exemplar der Gesch. der Hohenstaufen zu Gebote steht, als der Reutlinger Nachdruck.

nen nach Wohlgefallen. *) Manchmal desertirten Ritter aus der Mark Ankona aus dem kaiserlichen Heere nach Parma, wo sie gut aufgenommen wurden.

„Fecerunt autem hoc, quia initio rebellionis Parmae imperator faciebat custodiri plures militites de Marca Anconitana in civitate Crèmona, aliquos in custodia publica, aliquos vero in aliqua domo."

5 andere ließ Friedrich in Cremona aufhängen, worauf dann sogleich Wölfe kamen, um sie aufzufressen. Den Herrn Gerard de Canale von Parma schickte der Kaiser nach Apulien und ließ ihn daselbst mit einem Mühlstein um den Hals in das Meer werfen. Die Parmenser hatten nämlich Gerards Thurm, obwohl er dem Kaiser sehr befreundet war, nicht zerstört und dadurch diesem Anlaß gegeben, an Gerards Treue zu zweifeln. Auch diese Erzählung führt Raumer nicht an, obwohl sie zur Würdigung der nun folgenden von ihm mitgetheilten Beweggründe zum Abfalle Bernardos de Rossi, die Raumer lächerlich nennt, von besonderer Wichtigkeit ist. Raumer, welcher den Abfall Bernardos der Treue Hugo Bontarios gegenüberstellt, um Salimbenes Darstellung zu entkräftigen, vergißt, daß dieser von Bernardo erzählt: Bernardus compater fuit imperatoris et amicissimus valde et dilectus ab eo, also doch bedeutende Gründe obwalten mußten, um einen so hochgeehrten Mann zum Abfalle von dem Kaiser zu bringen.

Ebenso müssen wir die Darstellung des ungeheuern Elendes, wie sie von Raumer nach Salimbene (S. 289 Ms.) giebt und auf den District von Parma beschränkt („So gerieth die ganze Umgegend von Parma um diese Zeit in die äußerste Noth") nach der ausführlichen Darstellung des Autors auf Reggio, Cremona, Modena, Faenza, ausdehnen. Ista maledictio guerrarum, totam Romagnolam occupavit invasit et destruxit eo tempore, quo eram ibi. Man sieht, daß es dem deutschen Historiker nicht immer um Genauigkeit des Ausdruckes zu thun war, und die von ihm benützten handschriftlichen Quellen noch manche Nachlese übrig ließen.

Es mögen übrigens in diesen Berichten Salimbenes einzelne Uebertreibungen vorkommen — wer kann jedoch diese beweisen? — allein im Ganzen liegt dennoch eine überzeugende Wahrheit und da er nicht etwa nur die Fehler eines Mannes oder eines Geschlechtes, sondern die Thaten und Schicksale von gar vielen einst großen und bedeutenden Männern erzählt, und die Gottesurtheile, die damals so furchtbar zu den Menschen sprachen, in dem tragischen Untergang einer großen Partey erblicken läßt, so hat seine Chronik etwas höchst Ergreifendes, ja oft etwas Erschütterndes, das den Beweis seiner Wahrheit, man kann es täglich sagen, in seinem eigenen Wesen, in seiner Einfachheit und Naivität enthält.

Es ist begreiflich, daß bey einer solchen Auffassungsweise es der Verfasser nicht bey einer bloßen Schilderung Friedrichs II. bewenden läßt. Er zeigt uns noch den Kaiser, wie er nach dem Banne sich erhob, *) „gleich einer Bärin, der ihr Junges geraubt", (furibundus et totus inflammatus) sich gegen Parma hinwendet, und dort den Sieg, die Krone und die Siegesstadt (victoria) verliert, dann nach Apulien geht, vor Kummer erkrankt und stirbt. Nun aber beginnt erst der andere Akt des großen Drama. Ist Salimbene für die letzten Zeiten K. Friedrichs eine höchst wichtige Quelle, so ist er für die Geschichte des Unterganges seines Hauses und die damit erfolgte Zerfleischung Italiens vollends unentbehrlich. Jetzt erscheinen die verschiedenen Anhänger des verstorbenen Kaisers erst in ihrer wahren, oft teuflischen Gestalt; jetzt beginnt aber auch der wahre Triumphzug der Kirche und des Papstes, der von Lyon über Genua

*) Auch hier ist wieder von keinem Gerichte die Rede; sollte aber, wie ich vermuthe, diese Stelle nur eine Wiederholung der früheren seyn, so ist auch Raumers Ausdruck „Gefangene" unpassend, da es keine Kriegsgefangene waren, wie man aus seiner Darstellung schließen möchte.

*) Erat amaro animo velut si ursa raptis catulis in saltu saeviebat. Et convenerunt ad eum omnes qui erant in angustia constituti et oppressi aere alieno et amaro animo et factus est princeps eorum.

nach dem Kirchenstaate zurückkehrt. *) Im May des Jahres 1251 feyerte der Papst daselbst die Hochzeit eines seiner Neffen, oder wie Raumer (IV. S. 283.) berichtet, des Grafen Thomas von Savoyen mit einer seiner Nichten, und wohnte selbst mit den Cardinälen und 80 Bischöfen derselben bey. „Nie war in jenen Tagen eine glänzendere Vermählungsfeyer gewesen;“ dann durchzog der Papst die treuen lombardischen Städte, in denen seine Ankunft das Signal zum lebhaften Kampfe mit den Ghibellinen ward. Im Kloster des hl. Benedict bey Mantua betete er am Grabe der Gräfin Mathilde, der unerschrockenen Vertheidigerin P. Gregors VII. In Ferrara angekommen predigte er von dem Fenster des bischöflichen Palastes dem unten versammelten Volke über die Worte: „selig das Geschlecht, dessen Herr Gott ist, selig das Volk, das Er sich zum Erbe erwählte.“ Dann legte er mit erhobener Stimme das Sündenbekenntniß ab und sagte: „Es bewahrte mich Gott, als ich von Italien wegging und als ich in Lyon verweilte und wieder, als ich hieher zurückkehrte. Er sey gepriesen in alle Ewigkeiten.“ Hierauf bat er die Versammelten, sie möchten jetzt in Frieden leben, weil „jener ehemalige Herr Kaiser,“ welcher die Kirche verfolgte, gestorben sey. Er vergaß aber nicht, hinzuzusetzen, daß Ferrara sein gehöre und als er nach Bologna kam und die Einwohner ihn um einen Ort in dem Bisthum baten, den sie der Kirche mit Gewalt abgenommen hatten, entfernte er sich unwillig und ohne denjenigen begrüßt zu haben, der ihn beherbergen wollte, **) und ungeachtet aller Festlichkeiten, die die Bologneser ihm bereitet hatten.

An solchen Zügen, die oft mehr charakterisiren als eine Anhäufung von 100 Prädicaten, ist unser Autor überreich. Wie den Papst, so führt er uns auch dessen Legaten vor, vor allen den gefürchteten Cardinal Octavian (ex filiis Ubaldini de Musello in episcopatu Florentino). Als dieser sich nach Parma warf, glaubten die Einwohner, er werde sie an den Kaiser verrathen. „Er gab sich jedoch den Schein, als wenn er bey dem Papste in den größten Gunsten stünde, so daß man ihn als den mächtigsten Cardinal betrachtete und ihm Geschenke darbrachte. Wäre aber Papst Innocenz IV. nicht so früh gestorben, so würde er wohl zu der Absetzung des Cardinals haben schreiten müssen,“

„pro eo quod nimis erat imperialis et negotia ecclesiae non bene fideliter faciebat. Multum reputatus fuit ex parte imperii, sed propter honorem suum interdum faciebat aliqua ad utilitatem ecclesiae, sciens quod propter hoc missus fuisset.“

Die Tochter dieses Cardinals sah Salimbene in einem Kloster. Die weltlichen Grundsätze ihres Vaters scheinen auf sie übergegangen zu seyn, da sie unsern Autor zu bereden suchte, ein Liebesverhältniß mit ihr einzugehen. Ein anderer Legat war Gregor de Monte Lungo, welcher die Parmesaner zu dem Sturme auf Viktoria veranlaßte, und ihren gesunkenen Muth durch künstliche Nachrichten baldiger Hilfe aufrecht zu erhalten wußte. Vergeblich hatte der Kaiser ihn durch Bitten und Versprechungen auf seine Partey zu ziehen gesucht. Dennoch verschweigt unser Autor auch die Schattenseite dieses Mannes nicht. Er nennt ihn

(podagristicus et) non bene castus; sed multi clerici saeculares, qui in dominio et in praelationibus sunt, in deliciis vivunt, parum de castitate curare videntur. *)

*) Ich hoffe in einer zweyten Abhandlung ausführlich über diesen Wendepunkt der Angelegenheiten Italiens und Deutschlands berichten zu können und bemerke hier nur, was mir zur Charakteristik unsers Schriftstellers von besonderem Werthe zu seyn scheint.

**) insalutato hospite.

*) Von einem dritten, Philipp von Ferrara hat Raumer IV. S. 185 einige Züge aus Salimbene mitgetheilt, der jenen ohne alle Scheu nach seinen wenig lobenswerthen Eigenschaften charakterisirte. Diese Wahrheitsliebe unsers Autors hinderte aber den Verf. der Hohenstaufen nicht, diese Mittheilung über Philipp so einzukleiden: Sägt doch selbst ein päpstlich gesinnter Geschichtschreiber ꝛc. Als Beyspiel wie unwahr dieser Ausspruch ist, möge dienen, daß S. unter andern den Papst Honorius IV. so charakterisirt: homo avarus et miser — non solum novellarum religionum non promotor, verum etiam promotarum et convalescentium — maximus dissipator. Würde ein Parteyschriftsteller sich wohl so ausgedrückt haben?!

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. April.

Nro. 86. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung vom 19. Februar las Hr. Prof. Höfler über den Werth und den Inhalt der großen handschriftlichen Chronik Salimbene d'Adami's von Parma.

(Schluß.)

Ueberhaupt geht aus Salimbene *) wohl noch überzeugender, als aus dem oft grell übertreibenden Mathaeus Parisiensis **) die große Veränderung hervor, die in der Kirche statt finden mußte, als sie mit einem ungeheuren Aufwande ihrer Mittel erst den Kampf mit der weltlichen Macht eingehen mußte, in welchem selbst der glänzendste Sieg, nicht anders als ihre eigene Verweltlichung herbeyführen konnte. Je mehr diese eintrat, desto stärker mußte aber die Opposition werden, welche jedes weltliche Treiben im Schooße der neugestifteten Mönchsorden fand, ***) und als diese Opposition nach sehr natürlichen Entwicklungsgesetzen zuletzt bis zu der Höhe stieg, daß die in einem Kloster oder einem Orden engverbundene christliche Gemeinde sich für den Inbegriff der Kirche hielt, da konnte es denn auch nicht fehlen, daß eine eben so gewaltige Reaction sich von Seite der geistlichen Regierung gegen die unberufene Opposition äußerte, so daß diese sich unvermerkt in Kurzem aus der Kirche, deren Centrum sie zu bilden wähnte, hinausgeschleudert sah. Dieß geht zwar noch mehr aus einem andern von mir copirten Manuscript hervor, einer höchst anziehenden Chronik der Minderbrüder, welche ich in der laurent. Bibliothek zu Florenz fand, und die in Bezug auf das innere Leben und Treiben des 13. Jahrhunderts so überraschende Aufschlüsse giebt, daß ich nicht zweifle, es wird ihre demnächst von einem meiner Freunde erfolgende Publikation in der Auffassungsweise jener Verhältnisse eine nicht unbedeutende Veränderung hervorbringen. *) Ich berühre aber diesen Gegenstand deßhalb hier, weil die Nachrichten Salimbenes ganz besonders die allmählige Entwicklung dieses Zustandes der Dinge erblicken lassen. Die Franciscaner Ordensmänner, welchen Salimbene in seiner Chronik einen größern Platz einräumt, haben aber nicht bloß für die Geschichte der Kirche oder ihres Ordens eine besondere Bedeutung, sondern mehrere von ihnen nahmen selbst in politischer Beziehung eine wichtige Stelle ein, theils indem sie der

*) So nur Eines, Ms. S. 485, wo Salimbene berichtet, daß in Parma sich ein Priester mit dem andern auf offener Gasse geschlagen und beyde sich wechselseitig tödteten, Priester die Beicht mißbrauchten, Wirthshäuser hielten, für ihre Bastarde Geld sammelten ꝛc.

**) Wenn irgend ein Schriftsteller des Mittelalters, so bedarf dieser, den Raumer zu seiner Hauptquelle gemacht hat, eine kritische Sichtung und erfordert, bis diese geschehen ist, eine vorsichtige Benützung.

***) Der Gegensatz der Thätigkeit der Minoriten zu den Ausschweifungen der Weltpriester erhellt besonders aus S. 388.

*) Auch dem verstorbenen Papencordt, welchem während seines vieljährigen Aufenthaltes in Italien gar manche Quelle zugänglich wurde, die Andern unbekannt blieb, war diese Chronik entgangen, obwohl er sich mit dem Gedanken trug, diesen Theil der Geschichte noch weitläufiger zu beschreiben, als es in seinem Cola di Rienzo geschehen konnte.

Sache Friedrichs II. oder des Papstes einen besondern Vorschub leisteten, theils indem sie einen großen Einfluß auf einzelne Städte ausübten, oder auch indem sie der Literatur eine besondere Wendung gaben. Bey dem Berichte über Personen oder Angelegenheiten seines Ordens lernen wir auch zugleich die Persönlichkeit unsers Autors näher kennen — und höher schätzen. So beklagt er sich bitter über diejenigen, welche die Einfalt der Gesinnung in der Rohheit des Geistes erblickten; er wies diejenigen zurechte, welche den Layen Vorwürfe machten, daß sie lateinisch lernten, behauptete aber den immer zahlreicheren Layenbrüdern gegenüber die Würde des Priesterstandes aufrecht. Von besonderer Wichtigkeit ist seine Schilderung des bekannten Bruders Helyas, zweyten Ordensgeneral der Franciscaner, welcher von Papst Gregor IX. und K. Friedrich II. gleich gerne gesehen, 1238 zum Vermittler zwischen Beyden diente, bis er zuletzt weltlichen Prunk und Glanz der Erfüllung seiner Pflichten, gegen den Papst vorzog und hierauf seiner Würde entsetzt, ein Vorläufer Occam's und Bonagratia's wurde. Da nicht bloß Salimbene dem Kaiser die Absicht zuschreibt, Papst, Cardinäle und den ganzen Priesterstand so weit herabzubringen, daß sie an äußerer Armuth den Aposteln glichen, und der Kampf Friedrichs, der ihm und seinem Geschlechte den Untergang brachte, zuletzt diese Hauptrichtung nahm, so ist die Kenntniß einer Persönlichkeit, auf welche sich der Kaiser besonders stützte, gewiß von nicht unbedeutendem Interesse. Salimbene, welcher Helyas genau kannte und seine Verdienste um das Aufblühen der Theologie in dem Orden, aus welchem noch in der Zeit unsers Autors Bonaventura und Baco einen so großen Ruhm erlangten, alle Gerechtigkeit widerfahren läßt; er hebt nicht weniger als 13 und zum Theile sehr beschwerende Klagepunkte gegen Helyas. Er habe Unwürdige zu Aemtern und Würden befördert, durch Verabsäumung allgemein bindender Constitutionen den Verfall von Zucht und Sitte herbeygeführt, statt Visitationen anzustellen bey Cortona in Vergnügen und Annehmlichkeit gelebt, die Provincialobern geplagt, diejenigen abgesetzt, die seiner Habsucht widerstanden ꝛc. Er habe die schönste Zelle, Pagen in verschiedenen Livreen, einen eigenen Koch und eine besondere Tafel mit auserlesenen Gerichten gehabt. Aller Intriguen ungeachtet, die Helyas ersann, um eine Vereinigung der Provincialen und damit seine Absetzung zu hindern, deren wohlgegründete Ursachen er sich selbst wohl schwerlich verhehlte, bewirkte zuletzt doch Fr. Arnulf von England (homo sanctus et zelator ordinis et promotor. erat tunc temporis poenitentiarius in curia Domini Gregorii IX.) seine Absetzung. Als aber hiezu ein Generalcapitel versammelt wurde, suchte Helyas dieses durch die Stöcke und rührigen Fäuste der ihm ergebenen Layenbrüder zu sprengen; allein der Papst vereitelte nun auch dieses, indem er selbst das Capitel präsidirte und der Untersuchung vorstand. Nun aber wandte sich Helyas ganz dem, damals schon excommunicirten Kaiser zu, (dando Imperatori consilium et favorem), so daß dieser sich das Ansehen geben konnte, als wäre der so angesehene Orden auf seiner Seite und in Tuscien Knaben und Mädchen Spottgedichte *) auf die Franciskaner auf den Strassen absangen. Später scheint ihn Reue ergriffen zu haben, allein die Furcht vor der Strafe hielt ihn von der Aussöhnung zurück, die in den Tagen Ludwig des Bayern ein anderer Ordensgeneral, Michael von Cesena, sterbend noch bewerkstelligte.

Auch Scenen der lächerlichsten Art, voll von jenem Humor der das Mittelalter so sehr auszeichnete, reihen sich an diese Schilderungen; so z. B. die Karikaturen des Franciskanerordens, **) die Beschreibung des unter dem Namen des Alleluja bekannten großen Friedensfestes der italienischen Städte 1233 ꝛc. Die Charakteristik der hiebey besonders thätigen Mönche (wie des Bruders Johann von Vicenza,***) und so vieles Andere, das durch Raumer

*) Hoc attorno fratt. Helya
Se pres ha la mala via

**) Durch Ghirardus Segarellus 1248, Salimbene S. 316 und ad a. 1248. Merkwürdig, daß Raumer die Entstehung von Segarelli's Secte, welche mit der Dulcin's sich verband und von der meines Wissens nur Salimbene so ausführlich Nachricht gab, nicht mittheilte.

***) Raumer III. S. 565. Ueber Johann hoffe ich

schon bekannt geworden, knüpft sich daran. Einen besonderen Werth haben ferner auch die zerstreuten Nachrichten (z. B. 280 bey der Schilderung des in Florenz so berühmt gewordenen Cardinal Latinus) über die von Cardinälen und Päpsten versuchte Reform der Sitten, welche sich an das gleiche Streben der Ordensmänner anschließt. Mitten unter diesen Hinweisungen finden wir aber dann wiederum die interessantesten Detailnachrichten über den furchtbaren Kampf, in welchem Alberich, Jcelin, Manfred, K. Konrad untergiengen und Italien in die gräßlichste Verwirrung gerieth. Auch in diesem Punkte erscheint unser Autor wieder als Hauptquelle. So berichtet er, die auf Alberichs Befehl geschehene Hinrichtung der 25 Trevisaner Edlen, welcher deren Gattinnen und Töchter, unter die zuckenden Leichen gestellt, und selbst von dem Busen abwärts entblößt, beywohnen mußten, worauf sie aus der Stadt getrieben *) und dem Elende Preis gegeben nur mit Mühe nach Venedig entrannen, wo ihr Anblick und die Kunde ihrer Leiden nicht wenig beytrug, dem Zuge gegen Alberich das Gepräge eines Kreuzzuges zu geben. Das Geschick, das er andern bereitete, ward dann zur furchtbaren Nemesis an seiner Gattinn und seinen 2 Töchtern erfüllt, die gleich den Trevisanerinnen den Augen der unzüchtigen Menge ausgesetzt, dann aber lebendig verbrannt wurden. **) Eine andere, nicht minder bezeichnende Thatsache, die mehr als das längste Raisonnement von der bestialischen Wuth zeugt, die gleich den Jacobinern unserer Tage, manche Häupter der Ghibellinen erfüllte, stellte zwar v. Raumer als unwahrscheinlich dar und verwies sie in eine Note, verschwieg aber dabey den Hauptumstand, die zum speciellen Hohn gegen Gott absichtlich verübte Besudelung des Altares, die der freylich sehr unzarten Sache erst die wahre Bedeutung giebt. *)

Welch ungeheuere Anstrengungen es den Päpsten kostete, diese gewaffnete Opposition auch mit Gewalt der Waffen, durch Kreuzzüge niederzuschlagen, geht zwar schon aus den jedem zugänglichen Schriftstellern hervor. Es ist uns jedoch keine Quelle bekannt, welche die damalige Lage der Dinge und die steigende Verwirrung in den lombardischen und romagnolischen Städten so anschaulich schildert, wie Salimbene. Von dem Tode Friedrichs II. an wird er für die Geschichte Italiens wahrhaft unschätzbar. **) Kaum mindern Werth hat die Chronik aber auch für die Geschichte der in Orvieto und Viterbo residirenden Päpste, deren Charakter ***) er zwar meist nur mit wenigen, aber höchst bezeichnenden Zügen schildert, zu deren Regierung er aber häufig die interessantesten Züge hinzufügt, wie sie nur ein treuer Beobachter und Zeitgenosse zu geben vermag. Da um diese Zeit mit dem päpstlichen Stuhle eine, zwar von neuern Historikern nur wenig bemerkte, aber

noch bey der Darlegung der Regesten P. Gregors IX. einiges Merkwürdige hinzufügen zu können.

*) Es ist merkwürdig, daß auch Alberich vor Raumer solche Gnade findet, daß seine gräßlichen Thaten nicht erzählt, sondern nur kurz angedeutet wurden. Sieh IV. S. 383 wo es bey seiner Hinrichtung heißt: „er habe dieselbe Strafe (welche zuletzt seine Töchter erlitten) über andere verhängt."

**) Salimb. S. 360. 361.

*) Eine ähnliche Geschichte von einem gewissen Niger de lecca terra, der in der Marienkirche von Magreta Feuer legte und zur Mutter Gottes rief: modo defende te sancta Maria si potes, aber von einem Lanzenstich getroffen todt darnieder sank, erzählt Salimb. zum J. 1255.

**) Z. B. seine Beschreibung der Politik der Venetianer ad a. 1269.

***) So z. B. Papst Gregor X.: magnae religionis, amator pauperum, largus, benignus super omnes — honestas et valentes personas assumpsit — mirae experientiae in saecularibus nec intendebat pecuniarum lucris — circa divina magnus zelator — capellum rubeum abstulit D. Richardo Card. pro eo quod visum fuit sibi quod simoniace quandam praebendam dedisset.

tief eingreifende Veränderung vor sich gieng, indem er in französische und neapolitanische Abhängigkeit gerieth, von welcher ihn erst Papst Bonifacius befreyte, so muß der Bericht eines so gut unterrichteten Zeitgenossen bey der Mangelhaftigkeit der übrigen Quellen hier wohl von doppeltem Werthe seyn. Und wenn es auch wahr ist, daß für die deutsche und die Kaisergeschichte aus den spätern Berichten wenig oder gar nichts zu entnehmen seyn wird, so ist der Gewinn für den Zustand der Kirche, die Folgen des großen Kampfes und des Unterganges der Hohenstaufen, für die Geschichte der politischen Parteyen Italiens *) und der Lebensverhältnisse einzelner Päpste desto erheblicher.

Insbesondere ist dieß aber der Fall in Betreff der stillen und tiefen Entwicklung, von welcher wir oben gesprochen haben. Da treten uns Personen entgegen, um welche wir uns bey dem lärmenden Treiben der politischen Geschichte in Chroniken und andern Quellen vergeblich umsehen. Es ist, als wenn die Einsamkeit der Grüfte uns ihre Todten wieder gäbe. Wir finden aber unter diesen Männern eine Freyheit der Bewegung, eine Sicherheit des Auftretens, eine Wahrheit der Empfindung, um welche die Gegenwart, die so selten weiß, was sie will und was sie kann, jene ernsten und entschiedenen Zeiten beneiden dürfte. Man muß zugestehen daß sie uns nicht nur durch ein ruhiges tiefes Versenken des Geistes in den erhabenen Gegenstand ihrer Forschung, sondern auch durch jenen glücklichen Humor übertrafen, welcher der stete Begleiter der Kindlichkeit eines Zeitalters, so wie ein unzweifelhaftes Gepräge wahrer Genialität ist.

Manche von diesen Zügen hat Raumer in den schätzbaren letzten Bänden seiner Hohenstaufen gegeben, einem Werke, das, um für lange Zeit zu leben, nur einer nochmaligen Durchsicht der gedruckten und der ungedruckten Quellen bedarf. *) Ingleichen hat Affo in der vita del beato Giovanni di Parma (Parma 1777. 8.), eines der ausgezeichnetsten Männer Italiens und siebenten Generals der Franciskaner, Vieles zur Schilderung des so merkwürdigen 13. Jahrhunderts daraus entlehnt.

Nach diesen Vorgängern noch tiefer in diese Verhältnisse einzugehen, erlaubt jetzt weder Zeit noch Raum. Eine Schilderung der Zeit durch Zusammenstellung vieler vereinzelter Züge in ein großes Gemälde wird vielleicht später stattfinden können. Dann wird sich auch wohl die schickliche Gelegenheit ergeben, das Resultat unserer Vergleichung Salimbene's mit dem Memoriale potestatum Regiensium vorzulegen, die wort- und inhalttreue Uebereinstimmung beyder nachzuweisen und dadurch über allen Zweifel zu erheben, daß jenes Werk eines bisher unbekannten Verfassers die Arbeit unsers gründlichen, wahrheitliebenden und gut unterrichteten Salimbene d'Adami ist.

*) Nachdem er ausführlich dieselben in Imola, Bologna, Cremona, Faenza, Ravenna ꝛc. geschildert, fügt er hinzu: „alle diese Parteyen in ganz Italien stiftete Friedrich II.“ Daher auch Salimbene's Charakteristik dieses Fürsten: homo pestifer ꝛc. Eine furchtbare Erfahrung von fast 60 Jahren hatte ihn dazu berechtigt.

*) In wie ferne dieses in der zweyten Auflage der Hohenstaufen geschehen, werden die gel. Anzeigen demnächst berichten.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. May.

Nro. 87. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Klasse.

In der Sitzung am 8. Januar d. J. theilte der Klassensekretär, Herr Konservator Dr. von Martius nachstehenden Auszug aus einem Briefe vom Hrn. William Griffith Assistent Surgeon in Serampore dd. 12. Nov. 1841 mit.

Ich bin in den letzten Monaten mit der Anordnung der Herbarien beschäftigt gewesen, die ich aus Afganistan gebracht habe. Sie zählen ohngefähr 1400 Arten. Die beyden Familien, welche am stärksten repräsentirt sind, sind die Gramineae wovon 270, und die Compositae, von welchen 230 Arten vorliegen. Auch die Cruciferae, und namentlich die Chenopodeae, bilden einen großen Antheil jener Flora, die in ihrem Totalcharakter ganz kleinasiatisch oder levantisch ist. Statice sind, namentlich in dornigen Formen häufig, und ich glaube, daß darunter mehrere neue Gattungen seyn dürften. Von den Leguminosae gehören etwa 60 Arten zu den Astragalinae. Farnkräuter und Orchideae kommen kaum vor und fehlen vielleicht im westlichen Afganistan gänzlich. Der Contrast zwischen der Flora dieses, bis jetzt botanisch fast ganz unbekannten Landes und der des nordwestlichen Indiens ist höchst frappant, wenn schon einzelne Arten in beyden Ländern gemeinsam erscheinen. Meine Sammlung wird nächstens an den Hon. Court of Directory eingesendet, und, wie ich hoffe, von demselben zur Vertheilung gebracht werden.

Alle mir übrige Zeit verwende ich auf mikroskopische Untersuchungen. So eben ist mir Prof. Schleidens Uebersicht der Lemnaceae zu Gesicht gekommen. Ich muß fürchten, er sey mir mit der Wolfia zuvorgekommen, welche ich seit 1838 kenne und in meinen Notaten früher Microphytum claviforme und später, zu Ehren eines fleißigen mikroskopischen Untersuchers, des Hrn. Grant, im Civildienste von Bengalen, Grantia microscopica genannt habe. Meine Gattung ist auf eine Art gegründet, welche Roxburgh nicht kannte; dessen Lemna globosa wird aber wahrscheinlich eine zweyte Art seyn. Ich habe fast Schleidens eigene Worte gebraucht, als ich das Gewächs als die allereinfachste Form unter den Phanerogamen bezeichnete. Die Oberseite hat Spaltöffnungen, aber es sind keine Gefässe vorhanden, und die Wurzel ist nichts weiter, als eine einfache Verlängerung der Masse nach Unten. Nächstens werde ich eine Abhandluug über diese Pflanzen und einige indische Najaden — Pistia, Ceratophyllum und Chara — nach England senden.

So eben habe ich eine andere Schrift über Santalum, Osyris und Loranthus beendigt, und glaube damit den Physiologen, welche sich mit Untersuchungen über die Befruchtung beschäftigen, einen Dienst erwiesen zu haben. In dieser Gruppe (denn ich bin überzeugt, daß die Loranthaceae mit jenen zusammengehören) nehmen die Anomalien im Befruchtungsgeschäft kein Ende, selbst in Arten ein und derselben Gattung. Während bey Loranthus bicolor kein Embryosack vorhanden ist, und der Embryo vom Ende der Pollen-Schläuche im Ovarium hervorwächst, findet bey Loranthus globosus eine ganz andere und höchst sonderbare Bildung Statt. Hier sind nämlich mehrere Embryonalsäcke

vorhanden, welche von den Pollen-Schläuchen gleichsam durchbohrt werden, indem sie die ganze Länge des Eykernes (?) durchbohren und außerhalb des untern Endes von diesem angelangt, den Embryo bilden. Das Albumen ist auf eine besondere Portion des Eykernes (?) beschränkt und die Pollen-Schläuche werden durch seine Fortsätze nicht verändert. Zu jedem Sacke gehören zwey Pollenschläuche. Das Albumen wird später ein einziges, und alle Pollenschläuche verwachsen außerhalb der Säcke zu einem einzigen Embryo.

In der Sitzung vom 5. Februar 1842 legte

1. Herr Conservator Lamont der Klasse meteorologische und magnetische Instrumente, wie sie für die Mitglieder des meteorologischen Vereins in der Werkstätte der k. Sternwarte gemacht werden, vor.

Die Instrumente waren:

1) ein Barometer von eigenthümlicher Construktion, besonders gut zum Transportiren geeignet. Der Umstand, daß der untere Theil der Barometerröhre eng ist, macht die Bewegung des Queckſilbers träge; dennoch gewährt das Instrument bey gehöriger Behandlung eine eben so große Genauigkeit wie irgend eine bisher angewendete Construction. Das Barometer kann auch als Thermometer gebraucht werden, was bey barometrischen Höhenmessungen nicht unwichtig ist.

2) Ein Thermometer für freye Luft mit Psychrometer verbunden. Zwey Thermometer sind an einer eisernen Schiene neben einander oder an zwey getrennten Schienen befestiget: das eine Thermometer mit freyer oder trockner Kugel hat zwey Theilungen, wovon die eine Reaumursche Grade zeigt, die andere den vom trocknen Thermometer abhängigen Theil der bekannten Psychrometer-Formel angiebt. Das andere Thermometer mit umwickelter oder nasser Kugel hat eine Theilung, welche den vom nassen Thermometer abhängigen Theil der eben erwähnten Formel darstellt. Die Differenz der zwey Theile ist der Dunstdruck in Pariserlinien ausgedrückt *)

Es sind bereits über 200 Barometer und 300 Thermometer in der Werkstätte der Sternwarte verfertiget und regulirt worden. Bemerkenswerth ist, daß die an allen Thermometern mit der Zeit vorkommende Aenderung des Eispunctes an diesen Thermometern in den letzten drey Jahren in keinem Falle mehr als 1/10 Grad betragen hat.

3) Differential-Apparat für magnetische Declination. Das Instrument besteht nicht aus Theilen, die der Beobachter erst zusammensetzen und reguliren müßte, sondern bildet ein Ganzes: es ist auf einem Stativ befestiget und bedarf, zur Aufstellung, einer isolirten Säule. Die Aufstellung selbst bietet übrigens eben so wenig Schwierigkeit oder Umständlichkeit dar wie die Aufstellung eines Barometers oder Thermometers. Bey der Construction sind die Grundsätze, welche in der Sitzung vom 20. Nov. v. J. entwickelt worden, berücksichtiget: das Instrument selbst ist aber wesentlich von dem in jener Sitzung der Klasse vorgelegten Instrumente verschieden, und bietet besondere Vortheile für den Fall dar, wenn man nicht ein eigenes Observatorium zur Aufstellung hat, sondern in einem gewöhnlichen Wohngebäude beobachten muß.

4) Differential-Apparat für Horizontal-Intensität, wobey ganz analoge Verhältnisse wie bey dem vorhergehenden Instrumente statt finden.

---

*) Die Psychrometerformel ist: Dunstdruck = F — 0,000892 (t — t') b wo t die Reaumurschen Grade des trocknen, t' die Grade des nassen Thermometers und b den Barometerstand in Pariserlinien ausdrücken. F ist der Druck, den die Dünste ausüben würden, wenn die Luft bey der Temperatur t' vollkommen damit gesättigt wäre. Die Formel kann auch so geschrieben werden:
(6 + F + 0,000892 bt') — (6 + 0,000892 bt)
Nach der oben beschriebenen Einrichtung ist das erste Glied auf der Scala des nassen, das zweyte Glied auf der Scala des trocknen Thermometers verzeichnet. Für b muß natürlich bey jedem Instrument ein bestimmter Werth (der mittlere Barometerstand des Beobachtungsortes) angenommen werden.

Derselbe las ferner folgende Notiz über die magnetische Störung vom 25. September 1841 vor:

Ich habe durch die Güte des Herrn Sabine eine Darstellung der Beobachtungen, welche während der großen magnetischen Störung vom 25. Sept. v. J. in Toronto (in Canada), in Trevandrum (in Ostindien) und St. Helena gemacht wurden, zugleich mit einer kurzen Notiz über die gleichzeitigen Beobachtungen am Cap der guten Hoffnung erhalten.

Behufs einer Vergleichung mit den europäischen Beobachtungen will ich die vorzüglichsten an den einzelnen Stationen wahrgenommenen Bewegungen in Kürze anführen:

In Toronto fanden an der Declination zwey große Oscillationen nach Westen statt; die eine am 24. Sept. 3^h 20′ Nachmittags, die andere am 26. um 4^h 5′ Morgens. Den äußersten östlichen Stand hatte der Stab am 25. Sept. Vormittags 10^h 25′ und am 26. Morgens 2^h 5′.

In Trevandrum (wo der Rajah von Travancone neben seiner Sternwarte ein magnetisches Observatorium im vorigen Jahre erbauen ließ) änderte sich die Declination am 25. Sept. im Ganzen sehr wenig, doch war der Stand östlicher als sonst und zwar zeigte sich die Abweichung vom gewöhnlichen Gange am stärksten zu Anfang des Tags und um 4^h Nachmittags. Die mittlere Declination im Monat September war ohngefähr 0° 44′. östlich.

In St. Helena war der Gang des Declinations-Stabs am 25. Sept. gestört, die Bewegung aber nicht bedeutend. Eine Oscillation nach Norden, fand zwischen 6^h und 7^h Morgens und eine Oscillation nach Westen um 5^h 20′ Abends statt. Die mittlere Declination in St. Helena ist nahe 23° westlich.

Die Horizontal-Intensität nahm von 10^h Vormittag bis 12^h 12′ schnell ab: sie erreichte da das Minimum und stieg dann bis gegen Mitternacht. Einen ganz ähnlichen Gang zeigte die Vertical-Intensität.

In Trevandrum zeigte sich die Horizontal-Intensität in ungewöhnlicher Weise beunruhigt; den ganzen Tag hindurch nahm sie gegen den gewöhnlichen Gang ab, und hatte Abends 6^h einen sehr niedrigen Stand erreicht. Hier hören die Beobachtungen wegen der eintretenden Sonntagsfeyer auf.

In St. Helena nahm die Horizontal-Intensität den ganzen Tag ab bis zwischen 7^h und 8^h Abends, wo das Minimum eintrat. Die Vertical-Intensität (deren Betrag in St. Helena nicht bedeutend ist) hatte schon etwas früher ihren niedrigsten Stand erreicht.

Am Kap der guten Hoffnung fand eine sehr beträchtliche Abnahme der Horizontal-Intensität bis 7^h 45, statt: die Bewegung der Vertical-Intensität am 24. Sept. 6^h 30′ Abends und am 25. Sept. 2^h 27′ Nachmittag war so groß, daß keine Ablesung weiter geschehen konnte.

Vergleichen wir diese allgemeinen Angaben unter sich und mit dem Gange der Instrumente in München und Greenwich, so lassen sich zwar einzelne Bewegungen nachweisen, die nahe gleichzeitig und mit ähnlichem Verlaufe an mehreren Puncten eintraten, eine allgemeine Gleichzeitigkeit oder Aehnlichkeit des Verlaufes ist aber nicht vorhanden. Nur bey der Horizontal-Intensität kommt eine außerordentliche Abnahme zur Mittagszeit und eine Zunahme am Abend (in St. Helena, welches südlich liegt, ist die Ordnung umgekehrt) durchgängig vor. Als sicheres Resultat stellt sich übrigens heraus, daß in dem magnetischen Zustande der entferntesten Punkte der Erde irgend ein Zusammenhang bestehe.

Die Mittheilung des Herrn Sabine enthält nach einigen Angaben über andere Störungen, worauf ich den wie mir scheint nicht uninteressanten Satz gründen zu können glaube, daß an jedem Orte die Störungen eine gewisse Gränze haben, auch die größten Abweichungen verschiedener Orte in einem gewissen (mit der absoluten Intensität oder Deklination nicht zusammenhängenden) Verhältnisse zu einander bleiben, ungefähr wie es für Barometer und Thermometer-Oscillationen eine Gränze und ein Verhältniß giebt. Folgende Zusammenstellung von Declinations-Störungen wird das Gesagte erläutern:

1840	Toronto	St. Helena	München	Greenwich
Aug. 28	104′	—′	29′	—′
Sept. 22	61	7	17	—
Sept. 25	30	—	11	—
Oct. 19	—	8	17	—
Dec. 21	82	—	35	—
1841				
März 22. 23	—	7	22	—
April 3.	—	3	8	—
Sept. 25	65	10	45	140
Nov. 18	86	—	35	—

In Toronto und Greenwich wurde ein glänzendes Nordlicht am 25. Sept. beobachtet; auch an allen hier bezeichneten Störungstagen sind wenigstens an einzelnen Stationen Nordlichter gesehen worden. Es verdient bemerkt zu werden, daß in München die Nordlichter auffallend selten vorkommen: in den letzt verflossenen 14 Jahren habe ich nur zwey große Nordlichter beobachtet. Seitdem das magnetische Observatorium besteht, hat nicht ein einziges Mal ein Nordlicht wahrgenommen werden können, obwohl bey magnetischen Störungen sorgfältig nachgesehen wurde.

Als eine merkwürdige Thatsache führe ich hier noch an, daß am 18. Nov. 1841 in Toronto eine Abnahme von 1/20 der Horizontal-Intensität beobachtet worden ist, die stärkste magnetische Aenderung die man bisher an irgend einem Puncte der Erde beobachtet hat.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

II. Hälfte. July — December.

B. Biondelli, Influenza delle nazioni germaniche, slave e finniche sugli studi dall' epoca del risorgimento delle lettere fino a noi. Milano 1840.

W. Whewell, Geschichte der inductiven Wissenschaften, der Astronomie, Physik, Mechanik, Chemie, Geologie ꝛc. von der frühesten bis zu unserer Zeit. Bd. 3. Stuttgart 1841. 8.

Ch. G. Kayser, I. Supplement zu Kayser's vollständigem Lexikon, enthaltend die Erscheinungen der Jahre 1833 — 1840 incl. so wie Berichtigungen der ersten 6 Bände. I. Abth. Bogen 1 — 69. A — K. Leipzig 1841. 4.

Lownde's British librarian or book-collector's guide. Part X. Class I. Religion and its history. London 1840. 8.

Swensk Bibliographi eller Allmän Förteckning öfwer utkomma Böcker, Musikalier, Kartor, Kopparstick och Stentryck för är 1841. Stockholm 1841.

Catalogue of the Sanskrit manuscripts, collected during his residence in India, by the late Sir Robert Chambers, Knt. chief justice of Bengal. London 1838. fol.

Catalogus codicum bibliothecae imp. publicae Graecorum exc. directoris ejusdem Bibl. ex auct. adj. exemplarium script. lithogr. plagula scripsit E. de Muralto. Fasc. I. Codices Graeci. Lipsiae 1840. fol.

Jos. Chmel, Die Handschriften der k. k. Hofbibliothek in Wien, im Interesse der Geschichte, besonders der österreichischen verzeichnet und excerpirt. Bd. 2. Wien 1840.

Graf von Münster, Katalog arabischer Handschriften. s. l. et a.

Nieuwe vaderlandsche Letter-Oefeningen. Deel 1 — 5. Amsterd. 1761 — 71. 8.

J. J. Ampère, Histoire littéraire de la France avant le douzième siècle. Vol. 3. Paris 1840. 8.

Annales Academici. 1837. 1838. Hagae Comitis. 1840. 4.

Alex. Chalmers, A history of the university of Oxford, including the lives of the founders. Vol. 1. 2. Oxford 1810. 8.

Geo. Dyer, A history of the university of Cambridge. Vol. 1. 2. London 1814. 8.

F. G. Eichhoff, Histoire de la langue et de la littérature des Slaves, Russes, Serbes, Bohêmes, Polonais et Lettons, considérées dans leur origine indienne: leurs anciens monuments et leur état présent. Paris 1839. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. May.

Nro. 88. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Klasse.

2) Herr Prof. Dr. Buchner trug vor: Ueber die Bitterstoffe im Allgemeinen und ins Besondere die der Cinchoneen.

Der bittere Geschmack ist ein sinnliches Merkmal, welches sehr vielen und mannigfaltigen, ja chemisch und medicinisch entgegengesetzten Pflanzenstoffen zukömmt. Man kann daraus keinen andern allgemeinen Schluß ziehen, als den, daß die Bitterstoffe keine Nahrungsmittel, sondern Arzneymittel sind, welche energisch auf den thierischen Organismus einwirken, d. h. die organische Thätigkeit abzuändern, umzustimmen und eine materielle Mischungs-Veränderung herbeyzuführen vermögen. Aber eben diese Umstimmung, diese Veränderung, welche durch verschiedene Bitterstoffe in unserm Organismus bewirkt wird, kann ganz entgegengesetzter Natur seyn; es wäre daher eine Einseitigkeit, wenn man aus dem bittern Geschmacke einer Pflanze geradezu schließen wollte, daß sie zu den tonischen oder stärkenden Arzneymitteln gehöre, weil z. B. die Gentiana, das Centaurium minus und die Chinarinden bitter schmecken; denn die Krähenaugen, die Mohnkapseln, die Stechapfelsamen, die Coloquinten sind auch bitter; Niemand wird sie aber zu den tonischen Arzneymitteln rechnen.

Es frägt sich nun, haben wir außer dem Geschmacke oder der physiologischen Wirkung sonst kein Merkmal, woraus wir den arzneylichen Charakter irgend eines Bitterstoffes zum Voraus, wenigstens annäherungsweise, beurtheilen könnten? Ich glaube ja, und zwar aus dem chemischen Charakter. Die Erfahrung lehrt nämlich, daß einige Bitterstoffe sich wie Säuren verhalten, andere hingegen wie Salzbasen; zu den erstern gehört das Bittere der Isländischen Flechte, Gentianawurzel, Angusturarinde, Rhabarber u. s. w. Diese säureähnlichen Bitterstoffe des Pflanzenreichs sind stickstofffrey, sie bilden mit Alkalien auflösliche, mit einigen Erden und Metalloxyden hingegen unauflösliche Verbindungen; in manchen Beziehungen haben sie Aehnlichkeit mit dem bittern Bestandtheile der Galle, welcher ebenfalls wie eine Säure sich verhält und in derselben mit Natron in einer auflöslichen Verbindung sich befindet. Diese säureähnlichen Bitterstoffe gehören nun vorzugsweise zu den tonischen oder roborirenden Arzneymitteln, denn sie wirken zunächst und zwar sehr befreundet auf die Organe der Ernährung und Blutbildung.

Die basischen Bitterstoffe hingegen, wovon wir die ausgezeichnetern „Alkaloide“ nennen, sind stickstoffhaltig; wir finden sie in den Pflanzen mit Säuren oder säureähnlichen Stoffen, womit sie in der Regel auflösliche Verbindungen bilden, natürlich verbunden; durch Alkalien und basische Metalloxyde werden sie aus diesen Verbindungen verdrängt. Diese alkaloidischen Bitterstoffe nun, wozu jene des Schlafmohns, des Stechapfels, der Krähenaugen, der Herbstzeitlose u. s. w. gehören, wirken zunächst und zwar sehr energisch auf das Nervensystem umstimmend, reizend, ja sogar überreizend und lähmend ein, entweder auf das Gehirn und die höhern Sinnesnerven, oder auf das Rückenmark und die Bewegungsnerven, oder auf die splanchnischen und diejenigen Nerven, welche die unwillkührlichen Bewegungen beherrschen.

In einer und derselben Pflanze hat man bisher noch selten zwey verschiedene Bitterstoffe von entgegengesetztem chemischem und medicinischem Charakter angetroffen, vielleicht weil man noch nicht aufmerksam genug darauf war. Dem Hrn. D. F. L. Winkler in Zwingenberg aber ist es gelungen, in den Rinden der Cinchoneen, worunter wir ächte und falsche Chinarinden unterscheiden, außer den von Pelletier und Caventou entdeckten alkaloidischen Bitterstoffen, welche unter dem Namen Cinchonin, Chinin und Aricin oder Cusconin bekannt sind, auch eine bittere Säure zu entdecken, welche er Chinovabitter nannte, weil er sie zuerst in einer falschen Chinarinde, die unter dem Namen „China nova“ im Handel vorkömmt, fand. Nunmehr hat er aber die sehr wichtige Entdeckung gemacht, daß auch die ächten Chinarinden von Cinchona-Species nebst den Alkaloiden auch Chinovabitter enthalten.

Dr. Winler wird im 75. Bande meines Repert. f. d. Pharmacie seine zahlreichen Versuche über diesen Gegenstand in einer ausführlichen Abhandlung mittheilen. Da mir der Gegenstand wichtig zu seyn scheint, so erlaube ich mir, die verehrliche Klasse vorläufig darauf aufmerksam zu machen.

Seit beynahe zehen Jahren mit sorgfältigen Vergleichungen und Untersuchungen der im Handel vorkommenden Chinarinden beschäftiget, kam Winkler im Jahr 1835 auch an die sogenannte China nova surinamensis, welche bestimmt von einem Baume aus der Familie der Cinchoneen abstammt, wahrscheinlich von einer Portlandia oder Exostemma, und er entdeckte darin einen eigenthümlichen Bitterstoff, der sich mehr wie eine Säure als ein Alkaloid verhält, wovon in der genannten Rinde keine Spur zu entdecken war. Zu gleicher Zeit fand er aber auch in der Königschina, welche zu den ächten und besten Cinchona-Rinden gehört, und vorzüglich reich an Chinin-Gehalt ist, einen Antheil Chinovabitter. Seine erste Abhandlung hierüber hat Winkler im 51. Bande meines Repertoriums f. d. Pharmacie bekannt gemacht. Seitdem fand er diesen neuen Bitterstoff fast in allen ächten und unächten Chinarinden, die er untersuchte, nicht nur in der China regia, sondern auch in der Cusco und Huamalis-Sorte, in der China flava de Carthagena, in der sogenannten China alba, in den Rinden von Rio Janeiro, in der China caribaea nnd Piton. Es stellte sich das merkwürdige Resultat heraus, daß die ächten Fieberrinden aus der Gattung Cinchona stets Alkaloid und Chinovabitter zugleich enthalten; die unächten Chinarinden hingegen aus den Gattungen Buena, Exostemma und Portlandia meistens sehr reich an Chinovabitter sind, aber kein Alkaloid darbieten.

Was die Darstellung und Eigenschaften des neuen Bitterstoffes betrifft, so bemerke ich schließlich nur folgendes:

Das Chinovabitter ist in Wasser, Alkohol und Aether löslich, auch bildet es mit den Alkalien, so wie auch mit Kalk und Magnesia leicht lösliche Verbindungen, es bleibt also bey der Fällung des Chinins und Cinchonins durch Kalk in Auflösung und kann dann mittelst Kohle und Aether leicht rein dargestellt werden. In verdünnten Säuren ist es unauflöslich, von concentrirten wird es leicht zersetzt. In trockenem Zustande erscheint es als ein weißes undeutlich krystallinisches Pulver ohne Geruch und von einem starken rein bittern Geschmack. Bey maßigem Erhitzen schmilzt es sehr leicht zu einer harzähnlichen Masse. Mit einigen basischen Metalloxyden, namentlich mit Kupfer- und Bleyoxyd, bildet es in Wasser unauflösliche Verbindungen. Die bisherigen Elementar-Analysen des Chinovabitters durch Petersen und meinen Sohne haben etwas von einander abweichende Resultate gegeben, so viel ist indessen ausgemacht, daß dieses Bitter keinen Stickstoff enthält. Auch hat Dr. med. Weil in Zwingenberg therapeutische Versuche damit angestellt und gefunden, daß das Chinovabitter nicht fieberwidrig wirke. Ob aber eine Verbindung desselben mit Chinin oder Cinchonin die Wirksamkeit dieser Alkaloide auf eine specifische Weise modificire, muß erst die Zukunft lehren.

In der Sitzung am 12. März 1842 berichtet:

1. der Klassensekretär, Herr Konservator Dr. v. Martius über die mit hohem Ministeral-Reskripte dd. 27. Februar eingeschickten kranken Kartoffeln von Frankenthal in der Pfalz:

Die Ansicht dieser Kartoffeln belehrte, daß sie von einer wahren Epidemie befallen sind, als deren Produkt und Contagium sich ein eigenthümlicher Schimmelpilz, Sporotrichum solani, darstellt. Die Erscheinung dieses Pilzes wird von dem Berichterstatter als das Ausgangsstadium einer Krankheit betrachtet, welche anfänglich noch keine Spur von Pilzerzeugung an sich trägt. Sonach müssen wenigstens zwey Stadien in der Krankheit unterschieden werden. Zuerst wird die Kartoffel runzelig, trocken, bekommt an der Oberfläche kleine Punkte und Fleckchen, die endlich in größere, dunke Flecken zusammenlaufen. An diesen oder andern, früher scheinbar gesunden Stellen erheben sich später kleine Knötchen, welche ein bräunliches, endlich schwarzes Zellgewebe enthalten, unter der Epidermis. Letztere wird nach und nach verzehrt, zerreißt unregelmäßig, und nun erhebt sich aus dem braunen Zellgewebe die erwähnte Pilzbildung, welche man schon vorher, wie kleine Nester, im unausgebildeten Zustande zwischen dem Zellgewebe wahrnehmen konnte. Der Pilz erzeugt zahllose Keimkörner, durch deren Verbreitung die Krankheit, nach dem Berichterstatter, immer mehr Ausdehnung erhalten dürfte. Das Zellgewebe verliert bey diesem Processe seinen Gehalt von Amylumkörnern, welche es vorher dicht angefüllt hatten. Diese werden nämlich gänzlich verflüchtigt und in eine bräunliche Jauche verwandelt, welche als die Matrix des Pilzes zu betrachten ist.

Der Berichterstatter hält diese Krankheit für die trockne Stockfäule oder Trockenfäule, welche nicht immer auf die Stufe der Pilzbildung zu gelangen brauche, sondern auch auf einem tieferen Stadium stehen bleiben könne. Zur Verhütung weiterer Ausbreitung der Krankheit wird vorgeschlagen, zunächst das Seminium derselben, vorzüglich durch Feuer, zu vernichten, indem man die inficirten Kartoffeln verbrennt, sobald sie Pilzbildung zeigen. Außerdem wäre insbesondere der Ausbau solcher Kartoffeln zu vermeiden, welche ein früheres Stadium an sich zeigen, und endlich wäre den zur Krankheit disponirenden Ursachen insbesondere durch jene Maßregeln entgegenzuarbeiten, welche schon durch den früheren Bericht des Hrn. Akademikers Zuccarini angegeben worden sind.

Schlüßlich bemerkt der Berichterstatter, daß sich seit Abgabe seines Gutachtens noch eine neue, wie es scheint sehr wichtige Erscheinung kund gegeben habe. Es entwickelten sich nämlich in den kranken Kartoffeln unzählige Milben, die mit dem Acarus Farinae die größte Aehnlichkeit darstellen.

Auch erscheint hie und da an der Oberfläche der kranken Kartoffeln noch ein zweyter Pilz, ein Fusisporium. Derselbe stellt ein dichtes, aber dünnes Häutchen dar, welches aus sehr kleinen verästelten Schimmelpolstern besteht, die eine ungeheuer große Menge von cylindrischen geraden oder etwas gebogenen Keimbläschen an den Enden der Zweiglein tragen, welche alsbald abfallen, und diese Schimmelerzeugung ebenfalls immer weiter zu verbreiten geeignet scheinen.

---

2. Derselbe theilt nachstehenden Auszug aus einem Briefe des Hrn. Kapitäns W. H. Smith in Cardiff dd. 11. Febr. 1842 mit:

In Beantwortung Ihrer Nachfragen um meinen Sohn Charles Piazzi kann ich sagen, daß er gesund und mit seinem Aufenthalte am Vorgebirg der guten Hoffnung sehr zufrieden ist. Er ist glücklich genug gewesen, bey der Feststellung eines der wichtigsten Desiderata auf dem Felde der Astronomie, der Parallaxe der Fixsterne mitzuwirken. Sie erinnern sich an die glückliche Ausdauer Ihres hochbegabten Landsmannes Bessel in derselben Angelegenheit rücksichtlich des Sterns 61 im Schwan und daß er zu dem Schluß gelangte, daß seine Parallaxe sich auf 0″ 314 beläuft, woraus eine Entfernung abgeleitet wird, die 658,000mal so groß ist,

als die der Erde von der Sonne. Wir haben aber einen jener glänzenden Weltkörper viel näher, denn nach einem Briefe, den ich so eben aus dem Observatorium der Capstadt erhalten habe, ist die Parallaxe des schönen Doppelsternes a Centauri über jeden Schatten von Zweifel festgestellt. Sie beträgt: 0″ 91. Diese Parallaxe ist durch eine scharfe Reihe von Beobachtungen festgestellt worden, welche mit dem Mauer-Circle eigens zu diesem Zweck angestellt worden sind. Diese Reihe begreift 272 doppelte Höhen der beyden Sterne, vom April 1839 bis zum August 1840 beobachtet. Es ist dieß sehr erfreulich. Ich hoffe, wir werden nach und nach Etwas in Bezug auf die Bahnen und die Massen jener zwey Sterne erfahren, welche sich nun einander nähern. Sie sehen wie gut es ist, daß wir astronomische Schildwachten in der südlichen Hemisphäre aufgestellt haben. An einer detaillirten Darstellung dieser interessanten Thatsachen wird nun gearbeitet.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Fr. J. Günther, Ueber den deutschen Unterricht auf Gymnasien. Essen 1841. 8.

J. Israeli, Amenities of literature, consisting of sketches and characters of English literature. Vol. 1. 2. Paris 1842. 8.

P. Namur, Histoire des bibliothèques publiques de la Belgique. T. 1. Histoire des bibliothèques publiques de Bruxelles. T. 2. Histoire de la bibliothèque publique de Louvain. Bruxelles 1840 — 41. 8.

Notizie biografiche e letterarie con Prose e Versi in continuazione della biblioteca Modenese di Tiraboschi. T. 1. 2. Reggio 1834. 4.

John Petheram, An historical sketch of the progress and present state of Anglo-Saxon literature of England. London 1840.

Dr. Ludwig Wihl, Geschichte der deutschen Nationalliteratur von ihren ersten Anfängen bis auf unsere Tage. Altona 1840. 8.

Abhandlungen der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Aus dem Jahre 1839. Berlin 1841. 4.

Nova acta physico-medica academiae Caesareae Leopoldino-Carolinae naturae Curiosorum. Vol. 18. Supplementum I. Vratislav. 1841. 4.

Kongl. Vetenskaps-Academiens Handlingar, för aor 1839. Stockholm 1841. 8.

Bulletin scientifique, publié par l' académie impériale des sciences de Saint-Petersbourg. Vol. 5 — 7. Petersb. 4.

— — de la société de Géographie. Deuxième Série. Vol. 16. Paris 1841. 8.

— — de l' académie royale des sciences et belles-lettres de Bruxelles. Vol. VII. p. 1. 2. VIII. p. 1. Bruxelles 1840 — 41. 8.

Journal of the royal asiatic Society of Great-Britain and Ireland. Vol. 12. London 1841. 8.

Memoirs of the Royal astronomical society. Vol. 11. London 1840. 4.

Mémoires de l'académie Royale des sciences morales et politiques de l'institut de France. Savants étrangers. Vo. I. Paris 1841. 4.

— — de l'institut royal de France, académie des inscriptions et belles lettres. Vol. 14. Paris 1840. 4.

— — de l'académie impériale des sciences de Saint-Petersbourg. VI. Série. Sciences politiques, histoire, philologie. T. 4. livr. 4. 5. VII. Série. Sciences mathématiques, physiques et naturelles. T. V. 2. partie: Sciences naturelles. T. 3. livr. 1 — 4. St. Petersbourg 1839 — 40. 4.

Nouveaux mémoires de l'académie royale des sciences et belles lettres de Bruxelles. Vol. 13. 14. Bruxell. 1840 — 41. 4.

Mémoires de la société de physique et d'histoire naturelle de Genève. Vol. 9. p. 1. Genève 1841. 4.

Royal asiatic society of Great Britain and Ireland. Proceedings of the committee of commerce and agriculture 1841. London 1841. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. May.

Nro. 89. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 12. März 1842.

3. Herr Professor Dr. J. Ennemoser hielt einen Vortrag: Ueber die Würde und den Standpunkt des Magnetismus in unserer Zeit und theilte später daraus nachstehenden Auszug mit.

Der Grund, warum der Magnetismus bisher so wenig zu einer allgemeinen Anerkennung gekommen ist, liegt theils in den Verhältnissen desselben und in der Eigenthümlichkeit seiner Erscheinungen, anderntheils in der besondern Stellung, Beruf und Bildungsstufe der verschiedenen Fakultäts-Studien. Daß aber der Magnetismus jetzt, trotz alles Widerstrebens, dennoch einen festen Standpunkt als eine unläugbare Thatsache erlangt hat, davon liegt die Ursache nicht allein in den fortwährend und wiederholt bekannt gewordenen Erscheinungen desselben, als vielmehr in der allgemeinen Kulturentwickelung unserer Zeit, wozu vor allem die Naturwissenschaften in ihrem raschen und ungewöhnlichen Aufschwunge das meiste beygetragen haben. Deßhalb ist der Magnetismus auch unter allgemeine Protection und wissenschaftliche Obhut gestellt für immer und unerschütterlich in seiner Existenz gesichert, — und er stützt sich nun auch nicht mehr bloß auf sich selbst, sondern auf die Gesammtkraft der Lebensbildung und der Wissenschaft.

Da der Magnetismus gleichsam die organische Entwickelung von der Menschheit eingepflanzten Kräfte ist, so ist er nichts Neues seinem Wesen nach, und er läßt sich daher historisch in aller Zeit nachweisen, so wie er zugleich auch keiner besondern Erklärungs-Gesetze bedarf, da seine Erscheinungen nur zuweilen in ungewohnten Formen auftreten, aber keine der Menschheit fremdartige Eigenschaften zeigen. Die neue Doctrin wird daher der Physiologie überhaupt und der Psychologie, insbesondere für die seltenern Erscheinungen des Somnambulismus, anheimfallen. Dabey wird aber der Magnetismus ganz vorzüglich ein aufklärendes Hülfsmittel werden nicht bloß für viele bisher unlöslich gehaltene physiologische Räthsel, wie z. B. bey vielen Erscheinungen der Krankheiten, sondern noch mehr in jenem inneren mystischen Gebiete des Schlafes und der Traumwelt, in welcher der versteckte Poet seine magischen Rollen so verschiedenartig abspielt. In dieser Hinsicht wird der Magnetismus den Geschichtsphilosophen und der historischen Kritik an die Hand gehen und jene mysteriösen Erscheinungen aufklären, welche man für Fabeln oder Verirrungen ganzer Perioden der Geschichte angesehen hat. In medicinischer Hinsicht ist der Magnetismus geeignet, die verschiedenen Methoden und Gegensätze, nicht überflüßig zu machen, sondern einander zu nähern und unter einander zu versöhnen.

Gleich wie aber die höhere Natur des Menschen durch den Magnetismus vielseitig aufleuchtet und er daher einer allgemeinen Pflege in jeder Hinsicht würdig ist: so zeigen sich dabey auch Wirbel, die den ungewissen Schiffer gefährden können, wenn er das Schiff nicht mit sicherer Hand zu leiten versteht. Es entsteht also die große Frage: ob es nicht endlich an der Zeit sey, daß der allgemeine Eifer der Kultur und Aufklärung auch dafür Sorge trage, daß der Magnetismus auf öffentlichen Lehranstalten theoretisch und praktisch erlernt und studiert werden könne.

4. Herr Konservator Dr. Steinheil legte der Klasse einen von ihm construirten und unter seiner Leitung ausgeführten tragbaren kleinen Meridiankreis vor, welcher für Sr. Erlaucht den Grafen Wilhelm von Würtemberg bestimmt ist.

Dieses Instrument unterscheidet sich wesentlich von den bisherigen. Das Fernrohr dreht sich um seine eigene optische Axe, welche durch Spiegelung von dem Objective um 90° abgelenkt wird. Dadurch behält das Rohr und das Auge des Beobachters bey allen Höhen dieselbe constante Lage von Ost nach West, was den Gebrauch überaus bequem macht. Indem nun hier die Axe der jetzigen Meridiankreise ganz hinwegfällt, wird eine damit verbundene wesentliche Fehlerquelle, die Durchbiegung ganz unmöglich. Denn das Instrument behält während der Drehung immer dieselbe symmetrische Lage.

Man mißt mit dem Kreise, welcher auf der Okularseite angebracht ist, Nadir-Abstände vom Bilde des Declinationsfadens in untergestelltem Queckſilberhorizonte. Das Gesichtsfeld ist im Spiegel sichtbar gemacht durch einen kleinen Beleuchtungsspiegel vor dem Okulare, wo von dessen Belegung das zur Einsicht Nöthige abgenommen ist.

Die beyden Nonien geben unmittelbar 10 Sekunden. Man sieht aber noch leicht 5″, obschon der Radius der Theilung nicht ganz zwey Zoll beträgt. Das Fernrohr hat Licht genug, um bey Tag unter günstigen Umständen α Polaris zu zeigen. Das ganze Instrument ist in einem Kistchen von 6 Zoll Geviert und 9 Zoll Länge verpackt. Ein zweytes ähnliches Instrument ist bereits für Nordamerika bestellt. Mit einem größeren Kreise dieser Construction beobachtet Se. Excellenz der österreichische Gesandte, Graf Colloredo-Waldsee seit mehreren Jahren dahier und für die kaiserliche Sternwarte in Wien soll ein noch größeres nach übersandten Zeichnungen in Ausführung begriffen seyn.

---

5. Herr Professor Dr. Buchner las über die Ergebnisse einer neuen chemischen Untersuchung der Angelika-Würzel (Angelica Archangelica L.)

Zunächst zeigte der Verf. mehrere Educte vor, welche sein Sohn Dr. Ludwig Andreas Buchner aus der Angelica dargestellt und einem genauen Studium unterworfen hat. Vorzüglich bemerkenswerth sind darunter die von ihm neu entdeckten Stoffe, welche die arzneyliche Wirksamkeit der genannten Wurzel begründen.

Aus dem sogenannten Angelica-Balsam, welchen Buchholz und Brandes aus der Wurzel gezogen, aber nicht weiter zerlegen konnten, wurden folgende Bestandtheile dargestellt:

1) eine wohlriechendes indifferentes ätherisches Oel;

2) eine ätherisch-ölige aber zugleich krystallisirbare Säure, welche Buchner mit dem Namen „Angelica-Säure“ bezeichnet hat, weil sie sich von allen bisher bekannten Säuren wesentlich unterscheidet, und jedenfalls eine interessante neue Entdeckung in der Pflanzenchemie ist; sie zeichnet sich durch einen durchdringend stechenden Geruch, durch einen brennend scharfen und zugleich sauren aber nicht lange andauernden Geschmack, so wie durch ihr chemisches Verhalten aus, wodurch sie theils der Essigsäure, theils der Baldriansäure und theils der Benzoesäure ähnlich ist. Ferner wurde abgeschieden

3) eine krystallisirbare harzartige Substanz, welche mit dem Namen „Angelicin“ bezeichnet wurde, weil sie sich an das Imperatorin und Peucedanin anreiht und gleichfalls durch eigenthümlich gewürzhaften Geschmack auszeichnet;

4) Wachs eigenthümlicher Art und

5) Harz; diese beyden letztgenannten Stoffe scheinen wenig oder gar nichts zur arzneylichen Wirksamkeit der Angelica beyzutragen; sie sind nur dadurch wichtig, weil sie das ätherische Oel und die Angelicasäure fest gebunden halten und vor der schnellen Verflüchtigung oder Zersetzung durch Lufteinfluß schützen.

Unter den Bestandtheilen, welche außer den eben genannten in der Wurzel vorhanden sind, ist noch eine beträchtliche Quantität Zucker bemerkenswerth, welchen Buchner theils im krystallinischen, theils im amorphen Zustande aus der Wurzel darstellte. Nebstdem fand er einen eigenthümlichen extractiven Bitterstoff, eisengrünenden Gerbestoff, Aepfelsäure, Stärkmehl, Eyweißstoff, Pflanzengallerte, Faserstoff und mehrere Salze, worunter die phosphorsaure Magnesia in vorherrschender Menge vorhanden ist.

Eine ausführliche Abhandlung über diese Arbeit wird Buchner jun. im Repertorium für die Pharmacie bekannt machen.

---

6. Herr Dr. Aug. Vogel jun. Adjunkt am chemischen Laboratorium des k. General-Konservatoriums hielt nachstehenden Vortrag über das Verdauungsprincip, Pepsin.

Seitdem durch die Untersuchungen von Tiedemann und Gmelin im Magensafte freye Salzsäure und Essigsäure nachgewiesen worden, und diese Säuren das Fibrin, geronnenes Albumin, überhaupt die Proteinverbindungen aufzulösen vermögen, glaubte man annehmen zu dürfen, daß durch die Säuren des Magensaftes die Auflösung der Speisen erfolge. Wenn jedoch die geringe Menge freyer Säure, die sich im Magen vorfindet, verglichen wird mit der großen Menge von Speisen, welche durch denselben gelöst werden, so ist es nicht zu verwundern, daß sich bald bedeutende Zweifel erhoben, ob den freyen Säuren allein die Wirkung zukomme.

Eberle *) überzeugte sich, daß ein künstlich zusammengesetzter Magensaft nicht das Vermögen besitze, die Nahrungsmittel vollkommen aufzulösen, wenn nicht zugleich etwas Magenschleim oder ein Stückchen der Schleimhaut des Magens hinzugefügt wurde, daß aber dann eine vollständige Chymusbildung erfolge. Auf den Grund dieser Beobachtung hin unternahmen es mehrere Physiologen, zahlreiche Versuche anzustellen und endlich gelang es Wasmann und Schwann **), aus der Schleimhaut des Magens einen eigenthümlichen Körper darzustellen, welchen sie wegen der Eigenschaft, in Verbindung mit künstlich bereitetem Magensaft eine vollkommene Auflösung der Nahrungsmittel zu bewirken, Verdauungsprincip, oder Pepsin nannten.

Bey der hohen Wichtigkeit und dem großen Interesse des Gegenstandes war es natürlich, daß seitdem dieser Körper die Aufmerksamkeit der Chemiker sowohl, als der Physiologen und Aerzte vielfach beschäftigte. Um so auffallender erscheint es, daß bis jetzt noch keine chemische Analyse des Pepsins mitgetheilt wurde, welche vor Allem erforderlich ist, um die Beobachtungen über diesen Gegenstand für den Physiologen und den Arzt brauchbarer zu machen. Ich habe mich deßhalb in den folgenden Versuchen bemüht, über die chemische Constitution des Pepsins Aufklärung zu erhalten.

Zur Darstellung des Pepsins bediente ich mich frischer Schweinsmagen. Die Drüsenhaut wurde von dem serösen Blatte abpräparirt, in Stücke zerschnitten und mit kaltem destillirtem Wasser übergossen. Nach 24 Stunden goß ich das Wasser ab und ersetzte es durch neue Quantitäten, welches Verfahren während mehrerer Tage fortgesetzt wurde, bis sich ein fauliger Geruch einstellte. Die erhaltene wäßrige Infusion wird mit essigsaurem Bleyoxyd gefällt, wodurch ein flockiger weißer Niederschlag entsteht, welcher das Pepsin mit vielem Eyweiß gemengt enthält. Dieser Niederschlag wird in Wasser vertheilt und mit Schwefelwasserstoff zersetzt. Filtrirt man nun die Flüssigkeit vom Schwefelbley ab, so bleibt auf dem Filtrum coagulirtes Albumin mit Schwefelbley zurück, und in der Flüssigkeit befindet sich das Pepsin mit Essigsäure. Ein geringer Zusatz von Salzsäure macht diese essigsaure Pepsinlösung fähig, eine künstliche Verdauung einzuleiten. Um das Pepsin in fester Form darzustellen, wird die filtrirte Flüssigkeit bis zur Syrupconsistenz abgeraucht, wobey jedoch das Kochen zu vermeiden

*) S. Schmidt's Jahrbücher der gesammten Medicin. 1835. Bd. VI. pag. 337.

**) Poggendorff's Annalen XXXVIII. p. 358.

iſt, und dann mit abſolutem Alkohol übergoſſen. Es entſteht nach kurzer Zeit ein reichlicher, weiß-flockiger Niederſchlag, welcher geſammelt und an der Luft getrocknet eine gelbliche klebrige Maſſe von eigenthümlichem Geruch darſtellt. Das auf dieſe Art bereitete Pepſin reagirt in ſeiner Löſung ſauer, da es immer etwas Eſſigſäure enthält, welche durch Alkohol mit herausgefällt wird, wodurch es natürlich zu einer Elementaranalyſe unbrauchbar iſt.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortſetzung.)

Transactions of the American philosophical society, held at Philadelphia, for promoting useful knowledge. Vol. VIII. p. 2. 3. Philadelphia 1841. 4.

The transactions of the Linnean Society of London. Vol. 18. p. 3. London 1840. 4.

Philosophical transactions of the Royal Society of London. 1840. p. 1. 2. 1841. p. 1. Lond. 4.

Blackwood's Edinburgh Magazine. Vol. 50. Edinburgh 1841. 8.

The American Journal of science and arts, conducted by Prof. Silliman. Vol. 39. 40. New Haven 1840—41. 8.

The Asiatic Journal and monthly register for British and Foreign India, China and Australasia. New Series Vol. 30. Lond. 1841.

Revue nationale de Belgique. 5. Série. Bruxelles. 1841.

Marq. de Chambray, Oeuvres. Vol. 4. 5. Paris 1839. 4.

Guido Ferrarius opera historica. Mediolani 1791.

Jos. Hall, Works by Pratt. Voll. 10. London 1808. 8.

Wilh. von Humboldt, geſammelte Werke. Bd. 1. 2. Berlin 1841. 8.

Barrè Charles Roberts, Letters and miscellaneous papers. London 1814. 4.

Dr. Carl von Rotteck, Geſammelte und nachgelaſſene Schriften mit Biographie und Briefwechſel. Herausgegeben von ſeinem Sohne Dr. H. v. Rotteck. Bd. 1—3. Pforzheim 1841. 8.

Gio. Battista Vermiglioli, Opuscoli ora insieme raccolti con quattro decadi di lettere inedite di alcuni celebri letterati italiani defonti nel secolo XIX. Vol. 1—4. Perugia 1825.

J. Foster, Essay in a series of letters. London 1830. 8.

Revue des deux mondes. 1841. Vol. 1. 2. Bruxell. 1841. 8.

Dr. K. M. Rapp, Verſuch einer Phyſiologie der Sprache, nebſt hiſtoriſcher Entwickelung der abendländiſchen Idiome nach phyſiologiſchen Grundſätzen. Bd. 4. Stuttgart 1841.

M. A. Bruce-Whyte, Histoire des langues Romanes et de leur littérature depuis leur origine jusqu' au XIV. siècle. Vol. 3. Paris 1841. 8.

J. H. Petermann, Porta linguarum orientalium sive elementa linguarum Syriacae, Chaldaicae, Samaritanae, Arabicae, Aethiopicae, Armeniacae etc. studiis academicis accomodata. Vol. 4. Lingua arabica. Vol. 6. Lingua Armeniaca. Berol. 1841. 8.

Franz Bopp, Ueber einige Demonſtrativſtämme und ihre Zuſammenſtellung mit verſchiedenen Präpoſitionen und Conjunctionen ins Sanskrit und den mit ihm verwandten Sprachen. Berlin 1830. 4.

E. F. F. Beer, Studia asiatica. Fasc. III. Inscriptiones veteres litteris et lingua hucusque incognitis ad montem Sinai magno numero servatae Fasc. I. Lipsiae 1840. 8.

A. L. Chézy, Théorie du Sloka, ou mètre heroïque Sanskrit. Paris 1827.

Peter S. Du Ponceau, A dissertation on the nature and character on the Chinese system of writing, in a letter to John Vaughan. To which are subjoined a vocabulary of the cochinchinese language by father Jos. Morrone, R. C. missionary at Saigon, with references to plates, containing the characters belonging to each word, and with notes etc. By M. de la Palun, late Consul of France et Richmond, in Virginia. Philadelphia 1838. 8.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. May.

Nro. 90. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 12. März 1842.

6. Herr Dr. Aug. Vogel jun., Adjunkt am chemischen Laboratorium des k. General-Conservatoriums hielt nachstehenden Vortrag über das Verdauungsprincip, Pepsin.

(Schluß.)

Um die Essigsäure vollständig abzuscheiden, habe ich viele vergebliche Versuche angestellt, bis es mir endlich auf einem einfachen Wege befriedigend gelungen. Durch ein öfteres Auflösen des Pepsins in Wasser und wiederholtes Fällen durch Weingeist verliert dasselbe nämlich immer mehr an Säure-Gehalt, ohne daß man jedoch im Stande ist, die letzten Spuren von Essigsäure dadurch zu entfernen. Um dieß zu erreichen, erwärmte ich ein mehrmals aus erneuten Auflösungen durch Weingeist niedergeschlagenes Pepsin im Wasserbade mehrere Stunden, wodurch zuletzt ein weißes Pulver zurückbleibt, welches in Wasser aufgelöst nicht mehr sauer reagirt. Es ist nicht zu übersehen, daß durch Einwirkung einer höheren Temperatur die Verdauungsfähigkeit des Pepsins verloren geht. Da es aber dadurch in seiner chemischen Constitution nicht verändert wird, so trug ich kein Bedenken, die auf solche Art möglichst rein dargestellte Substanz zu den Analysen zu verwenden.

Der Stickstoffgehalt wurde nach der vor wenig Monaten aus Liebig's Laboratorium hervorgegangenen, durch Varrentrapp und Will bekannt gemachten Methode vermittelst Platinsalmiak bestimmt, eine Methode, welche übrigens Dr. Schafhäutl *) schon früher zur Bestimmung des Stickstoffgehaltes im Eisen angewendet und die sich seitdem als eine wesentliche Vereinfachung des früheren complicirten Verfahrens hinlänglich bestätigt und auch hinsichtlich der Genauigkeit vollkommen bewährt hat.

Drey Verbrennungen mit Kupferoxyd gaben folgende Resultate:

I. 0,127 grm. Pepsin gaben 0,265 Kohlensäure und 0,065 Wasser.

II. 0,242 grm. gaben 0,504 Kohlensäure und 0, 124 Wasser.

III. 0,291 grm. gaben 0,607 Kohlensäure und 0,148 Wasser.

Diese Analysen nach 100 Thln. berechnet geben:

	I.	II.	III.
Kohlenstoff	57,896	— 57,585	— 57,675
Wasserstoff	5,686	— 5,651	— 5,632

Zur Stickstoffbestimmung wurden 0,147 grm. Pepsin angewendet, welche 0,489 Platinsalmiak gaben. Nach 100 Theilen berechnet entspricht diese Quantität Platinsalmiak 21,088 Stickstoff.

Nach dem mittleren Resultat der Analysen ergiebt sich die procentige Zusammensetzung des Pepsins als folgende:

Kohlenstoff	57,718
Wasserstoff	5,666
Stickstoff	21,088
Sauerstoff	16,064
	190,000

*) S. Erdmann's Journal für praktische Chemie B. XIX. p. 409.

Diese Zusammensetzung allein zeigt schon deutlich, daß das Pepsin keineswegs als modificirtes Eyweiß zu betrachten ist, wofür es von einigen gehalten wurde.

Das reine Pepsin ist von gelblich weißer Farbe, hat in Wasser gelöst einen eigenthümlichen animalischen Geruch, einen widerlichen Geschmack und zerfließt nicht an der Luft.

Die Verbindung des Pepsins mit Salzsäure und sein Verhalten zu Alkalien ist schon von Wasmann dargethan worden.

Um die Verbindung des Pepsins mit Salpetersäure herzustellen, fällte ich es durch salpetersaures Queckſilberoxydul aus seiner Auflösung in Wasser, welches mehrere Tage mit einem frischen Magen in Berührung gestanden.

Nachdem der Niederschlag durch hydrothionsaures Gas zersetzt war, fiel durch Alkohol das salpetersaure Pepsin als gelbliches Pulver nieder. Es reagirt schwach sauer, unterscheidet sich von dem essigsauren und reinen Pepsin außer durch seinen viel stärkeren Geruch, wenn es im Wasser gelöst wird, noch wesentlich dadurch, daß es an der Luft feucht wird und zerfließt. Die Absorption des Wassers aus der Luft geht so rasch vor sich, daß man die Verbindung kaum eine 1/2 Stunde trocken erhalten kann, weßhalb es auch nicht mit Sicherheit analysirt werden konnte.

Da die Art der Verdauungswirksamkeit des Pepsins noch nicht mit Bestimmtheit ermittelt worden ist, so machte ich gerade diesen Punkt zum Gegenstand sorgfältiger Beobachtung.

Verdünnte Salzsäure löst beym Kochen coagulirtes Albumin ungefähr so auf, wie dieß durch Einwirkung des Pepsins geschieht bey einer Temperatur, die nicht über 250 erhoben ist. Die Mitwirkung des Pepsins scheint also dieselbe zu seyn, wie die der höheren Temperatur, welche im Magen nicht möglich ist. Die Säure ist daher das eigentliche Lösungsmittel der Nahrungsstoffe und das Pepsin hat nur die Bestimmung, das vorher Unlösliche zur Löslichkeit zu disponiren. Demzufolge könnte man die Wirkungsweise des Pepsins bey der Verdauung dem Verhalten der Diastase bey Umwandlung der Stärke in Traubenzucker vergleichen. Für die Ansicht von der katalytischen Kraft des Pepsins, der auch Berzelius sich zugewendet hat, spricht die Beobachtung, daß coagulirtes Albumin, wenn es in Pepsinhaltiger sehr verdünnter Salzsäure aufgelöst worden, dadurch in seiner Natur und Constitution nicht geändert wird.

Eine neue Bestätigung der katalytischen Wirkung des Pepsins giebt, wie es mir scheint, folgender von mir angestellter Versuch. Die Lösung von 2 gr. essigsauren Pepsin in verdünnter Salzsäure wurde mit einigen Stücken gekochten Rindfleisch bey einer Temperatur von 28° in Berührung gebracht. Schon nach den ersten Stunden wurde das Fleisch an den Rändern durchscheinend und löste sich bald ganz auf. Es wurden hierauf so lange neue Portionen Fleisch hinzugesetzt, bis die letzten Stücke sich durchaus nicht mehr veränderten. Den ganzen Digestionsbrey behandelte ich nun mit destillirtem Wasser und fällte mit essigsaurem Bley. Dieser Niederschlag wurde mit Hydrothionsäure zersetzt und die vom Schwefelbley abfiltrirte Flüssigkeit bis zur Syrupconsistenz abgeraucht. Durch Alkohol fiel aus der Flüssigkeit 1,98 gr. Pepsin nieder, welches an seiner Verdauungskraft nichts verloren hatte.

Die Verminderung der angewendeten Quantität Pepsin von 2 gr. zu 1,98 ist so gering, daß man den Verlust sicher als Gewichtsfehler, veranlaßt durch unvermeidliches häufiges Umgießen in andere Gefäße bey den verschiedenen Operationen betrachten kann. Da man also im Stande ist, das zu einem Verdauungsversuch verwendete Pepsin in seiner ganzen Menge aus der verdauten Masse abzuscheiden, und mit diesem Pepsin neue Verdauungen einzuleiten, so scheint mir daraus ein bestimmter Beweis für die katalytische Wirkung desselben als Verdauungsprincip hervorzugehen.

Die geringe Quantität Pepsin, welche sich in einem Magen vorfindet, kann nicht mehr als Grund angeführt werden, die Verdauungskraft des Pepsins in Zweifel zu ziehen, da vermöge seiner katalytischen Wirkungsweise die einmal vorhandene Quantität nicht vermindert wird.

Da sich nach der gegenwärtigen Sachlage kaum mehr ein gegründeter Zweifel gegen die Wirksamkeit des Pepsin's als Princips der Verdauung erheben läßt, so liegt der Gedanke sehr nahe, ob es nicht möglich wäre, bey gewissen Verdauungsstörungen, Dispepsie ꝛc. für das Pepsin als Medicament eine Indication zu finden. Die Medicin ist durch die Ausbildung ihrer Hülfswissenschaften sowohl als durch die Möglichkeit einer sehr bestimmten Diagnose schon jetzt auf einen Punkt gekommen, daß ihr die sehr allgemeinen Bezeichnungen von gestörter Verdauung, schwachem Magen u. dgl., mit denen sich doch genau genommen kein klarer Begriff verbinden läßt, nicht mehr genügen können.

Bereits ist auch von einem hiesigen praktischen Arzte mit dem Pepsin als Medicament ein Versuch angestellt worden, welcher aber kein befriedigendes Resultat liefern konnte, da das angewendete Pepsin, in einer Apotheke bereitet, vorher keiner Untersuchung hinsichtlich seiner Reinheit und Zusammensetzung unterworfen wurde.

Ich habe es versucht, Pepsin aus menschlichen Magen darzustellen. 2 Magen von Individuen, die im allgemeinen Krankenhause gestorben, wurden 36 Stunden nach dem Tode mit destillirtem Wasser behandelt. Der in der Flüssigkeit durch essigsaures Bley entstandene Niederschlag war auffallend gering im Vergleich mit dem aus einem Schweinsmagen entstehenden. Während ich bey der gewöhnlichen Darstellung des Pepsins aus einem Schweinsmagen stets einen Niederschlag von 180 — 200 gr. erhielt, betrug der aus 2 Menschenmagen nur 27,79 gr. Dieser Niederschlag mit Hydrothionsäure zersetzt und zur Syrupconsistenz abgedampft, wurde durch Weingeist kaum getrübt. Das aus 2 Menschenmagen abgeschiedene Pepsin war demnach so wenig, daß es nicht einmal gewogen werden konnte, während ein Schweinsmagen 4 — 5 gr. liefert. Es möchte daher scheinen, daß der Gehalt an Pepsin durch krankhafte Zustände vermindert werde. Freylich kann man dagegen den Einwurf machen, daß die beyden Magen nicht mehr im frischen Zustande sich befanden, und das Pepsin allerdings durch Verwesung zerstört wird. Allein ich habe zum Vergleich einen Schweinsmagen 2 mal 24 Stunden an der Luft liegen lassen, und es gelang mir nach dieser Zeit noch über 2 gr. Pepsin darzustellen.

Aus dem Magen von Schafen dargestelltes Pepsin zeigte eine sehr geringe Verdauungsfähigkeit, hatte eine viel hellere Farbe und entbehrte den eigenthümlichen Geruch des Pepsins. Das mit einem frischen Schaafsmagen 2 Tage in Berührung stehende Wasser gab mit essigsaurem Bley einen Niederschlag von 124,93 gr., der in 100 Thln. aus 40,328 Bleyoxyd bestand. Durch Weingeist wurden 2,7 gr. Pepsin gefällt.

Gewiß wäre es interessant, die Magen verschiedener Thiere hinsichtlich ihres Pepsin-Gehaltes einer genauen Untersuchung zu unterwerfen.

Ich habe mir deßhalb vorgenommen, nächstens auf den Gegenstand zurückzukommen und das Pepsin aus verschiedenen Thierklassen darzustellen und zu untersuchen.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Franc. Gladwin, Dissertations on the Rhetoric, Prosody and Rhyme of the Persians. Calcutta 1801. 4. (Persic.)

The Radicals of the Sanscrita language. London 1815. 4.

Dr. G. B. Winer, Grammatik des biblischen und targumischen Chaldaismus. 2. Auflage. Leipzig 1842. 8.

Vic-Salvá, Gramática de la lengua Castellana segun ahora se habla. Valencia 1835.

Charles Richardson, A new dictionary of the English language. Vol. 1. 2. London 1836 — 37. 4.

Dr. G. Fr. Grotefend, Neue Beyträge zur Erläuterung der babylonischen Keilschrift. Hannover 1840. 4.

J. G. Liljegren, Runlära. Stockholm 1832. 8.

— — — Run-urkunder. Stockholm 1833. 8.

M. Silvestre, Paléographie universelle, collection de Facsimile d'écritures de tous les peuples et de tous les temps etc. Livr. 37 — 40. Paris 1841. fol.

Fr. Dor. Gerlach, Hiſtoriſche Studien. Hamburg 1841.

Fr. Heimforth, Beyträge zur richtigen Lectüre der griechiſchen Dramen. I. Vom Vortrage des Chores. Bonn 1841. 8.

K. O. Müller, Geſchichte der griechiſchen Literatur bis auf das Zeitalter Alexanders. Nach dem hinterlaſſenen deutſchen Original-Manuſcript herausgegeben von E. Müller. Bd. 1. 2. Breslau 1841. 8.

A. F. Naekii, Opuscula philologica, ed. Fr. Th. Welcker. T. I. Bonnae 1842. 8.

A. Meineke, Fragmenta Comicorum Graecorum. Vol. IV. Berol. 1841. 8.

Lucianus ex recensione Car. Jacobitz. Vol. 4. Lipsiae 1841.

Platonis opera quae feruntur omnia. Recognoverunt J. G. Baiterus, J. C. Orellius, A. G. Winckelmannius. Fasc. 7. 8. Turici 1840. 4.

Alius, Ispahanensis, Liber cantilenarum magnus. Ex codd. manuscriptis arabice editus adjectaque translatione adnotationibusque illustratus ab J. G. Lud. Kosegarten. Vol. 1. 2. Grihisw. 1840. 4.

Bhartriharis sententiae et carmen quod Chauri nomine circumfertur eroticum. Ad codicum Ms. fidem edidit latine vertit et commentariis instruxit Petrus a Bohlen. Berol. 1825. 4.

Fr. Bopp, Nalus Mahá-Bharati episodium. Secundae emendatae editionis fasc. 1. 2. quo continentur textus Sanscritus et versio latina tredecim priorum librorum. Berol. 1830 — 32. 4.

Brahma-Vaivarta-Puráni specimen. Textum e codice manuscripto bibliothecae regiae Berolinensis ed. A. Frid. Stenzler. Berolini 1829. 4.

The Desatir, or sacred writings of the ancient Persian prophets, in the original tongue, together with the ancient Persian version and commentary of the fifth Sasan; carefully published by Mulla Firuz Bin Kaus. Vol. I. II. Bombay 1818. 8.

A Digest of Hindu law, on contracts and successions; with a commentary by Jagannátha Tercapanchánana. Translated from the original Sanscrit by H. T. Colebrooke. Vol. 1 — 3. London 1801. 8.

G. W. Freytag, Selecta ex historia Halebi e codice arabico bibliothecae Regiae Parisiensis edidit, latine vertit et adnotationibus illustravit. Lut. Paris. 1819. 8. (Arab.)

Ibn Chalikani vitae illustrium virorum, edidit Ferd. Wüstenfeld. Fasc. 10, quo continentur vitae 797 — 829. Gott. 1841. 4.

Journal asiatique, Vol. 12. Paris 1841.

Kalidasa. Cakuntala annulo recognita, drama indicum Kalidasae adscriptum. Textum codd. Mss. collatis recensuit, interpretationem latinam, varietatem scripturae et annotationes criticas adjecit Otto Boehtlingk. Fasc. I. textum Sanscritum et Prakritum tenens. Bonnae 1841. 8.

Kitâb el âgani el Kebîr, sive liber cantilenarum magnus ab El Isfahanensi compositus, ex codic. Paris. Petropolit. Vindobonens. arabice edid., translat. adnot. illustr. ab J. G. L. Kosegarten. Gryphiswald. 1840. 8.

Abul Hassan Ali El Massudi, El-Massudi's historical Encyclopaedia, entitled the Meadows of Gold and Mines of Gems translated from the Arabic by Aloys Sprenger. Vol. I. London 1841. 4.

The Naishadha-Charita: or adventures of Nala Rájá of Naishadha; a sanscrit poem, by Sri Harsha of Cashmir. Part I. With the perpetual commentary of Prema Chandra Pandita. Calcutta 1836. (Sanscr.)

Nalodaya. Sanscritum carmen, Calidaso adscriptum, una cum Pradschnacari Mithilensis scholiis edidit latine interpretatione atque annotationibus criticis instruxit Ferd. Benary. Berolini 1830. 4.

Sadi, Le Parterre de Fleurs du Cheikh-Moslih-eddin Sâdi de Chiraz. Edition autographique publieé par N. Semelet. Paris 1828. 4.

Dr. Joſ. v. Sontheimer, Große Zuſammenſtellung über die Kräfte der bekannten einfachen Heil- und Nahrungsmittel von Abu Mohammed Abdallah Ben Ahmed aus Malaga, bekannt unter dem Namen Ebn Baithar. Bd. 1. Stuttgart 1840. 8.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. May.

Nro. 91. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Ueber zwey entdeckte Gedichte aus der Zeit des deutschen Heidenthums. Von Jakob Grimm. Vorgelesen in der k. Akademie der Wissenschaften am 3. Februar 1842. Berlin. Gedruckt in der Druckerey der k. Akademie d. W. 1842. 26 S. 4. (nebst Facsime.)

„Die Entdeckung zweyer Gedichte, deren Abfassung über die christliche Zeit unsers vaterländischen Alterthums weg noch in die heidnische zurückweicht," (S. 1), verbunden mit dem Namen des besten Gewährsmannes auf diesem immer noch so sehr verdunkelten Gebiete, ist gewiß geeignet, die lebendigste Theilnahme zu erregen, und auch in Oberdeutschland wollen wir nicht zögern, die an Umfange zwar geringen, aber sowohl wegen ihres Inhaltes als ihrer Sprache höchst wichtigen „Ueberreste" um so eher ins Auge zu fassen, als der berühmte Herausgeber Eingangs seiner Abhandlung selbst ausspricht, daß die zuerst angesetzten Kräfte noch nicht hinreichen dürften sich des überraschenden Fundes völlig zu bemächtigen. Wenigstens enthält das kleinere erste Bruchstück so bedeutende Sprachschwierigkeiten, daß an demselben sich mehrfach zu versuchen wohl der Mühe lohnen dürfte.

„Gelegen zwischen Leipzig Halle Jena, ist die reichhaltige Bibliothek des Domkapitels zu Merseburg von Gelehrten oft besucht und benützt worden: alle sind vor einem Codex vorübergegangen, der ihnen, falls sie ihn näher zur Hand nahmen, nur bekannte kirchliche Stücke zu verwahren schien, jetzt aber nach seinem ganzen Inhalte gewürdigt, ein Kleinod bilden wird, welchem die berühmtesten Bibliotheken nichts an die Seite zu setzen haben" (S. 2). Auch Unterzeichneter ist in den Wanderjahren seiner Jugend oft durch Merseburg und vorbey gegangen, ohne damals an und im Dome etwas Anderes zu ahnen und anzuschauen als außen in der Mauer hinter eisernem Gitter den lebendigen Immerraben (zur Erinnerung an jenen, der einst des Bischofs Ring verschluckt, und dadurch einen treuen Diener verdächtigt und in den Tod gebracht hatte), innen aber das Bild von Lukas Kranach, auf welchem dieser Luthern dreymal und zwar als Schächer am Kreuz, als würfelnden Kriegsknecht und als Longinus gemahlt hatte und das er, zu Luthers Lehre dann übergetreten, um jeden Preis zurückverlangte, das Domkapitel aber um keinen Preis wieder herausgab. —

Herrn Dr. Georg Waitz, der, durch Pertz's Monumenta so wie durch selbständige Arbeiten (über Heinrich I. ꝛc.) und gründliche Beurtheilungen (in den Göttinger Anzeigen ꝛc.) rühmlichst bekannt, erst im v. J. das Glück gehabt hatte, aus einer Pariser Hdschr. des 5. Jhd. wichtige Nachrichten „über das Leben und die Lehre des Ulfila" zu veröffentlichen, die wir sogleich nach ihrem Erscheinen in diesen Blättern (Nr. 25 — 30 d. J. 1841) ausführlich zu besprechen für Pflicht hielten, war es abermals vorbehalten, jene Merseburger Ethnica aufzufinden, wovon er im v. Herbste bey seiner Anwesenheit in Berlin J. Grimm Kunde gab, der alsdann die Hdschr. vom hchw. Domkapitel zu Handen geliehen erhielt und ihr das seiner Abhandlung beygegebene Facsimile entnehmen ließ, welches die Züge und Laute zwar hinlänglich wiedergiebt, die Einsicht der Handschrift selber aber an nicht wenigen Stellen nachträglich wünschen macht.

Diese ist in schmalem Quart, jedoch von sehr verschiedenen Händen, auch zu verschiedenen Zeiten

geschrieben und zusammen geheftet. Auf dem Rücken des Ledereinbandes liest man in „alter Schrift“ (welches Jhrhdts.?) „Rabani expositio super missam“, ein Schild des 15. Jhd. gibt expositio misse cum penitencionario. Der Herausgeber hat, weil es ihn abgeführt haben würde, weder die einzelnen lateinischen Stücke, die in der Hdschr. bunt durch einander greifen, angegeben noch aus Zeitmangel nachgesehen, wieviel sich wirklich aus Hrabanus Maurus aufgenommen finden würde; und doch vermißt man diese Bestimmung eben so ungern, als jede weitere gleichfalls mangelnde Angabe oder Andeutung über Herkunft der Hdschr. selbst (seit wann dieselbe in M.? woher dieselbe dorthin kam? u. s. w.). Die weitere Prüfung der in Frage stehenden Bruchstücke selbst wird lehren, wie erwünscht auch solche Gewißheit gewesen seyn würde.

Blatt 16a gewährt „in schöner Schrift des 9ten Jahrhunderts“ die durch Unterz. von ganz andrer Seite (von Speyer) her zuerst nachgewiesene, in s. „deutschen Abschwörungs-, Glaubens-, Beicht- und Betformeln“ (Quedlinburg 1839.) S. 28 u. 68 veröffentlichte oberdeutsche Abschwörungsformel, in einem gleichfalls oberdeutschen Texte, den Grimm S. 25. mit einem andern auf Bl. 52 a der Hdschr. befindlichen althochdeutschen Satze mittheilt, durch welchen Abdruck bisherige Zweifel über Wörter jener Formel sich schnell lösen. Auf Bl. 84 a aber erscheinen von einer Hand, die Grimm dem Beginne des zehnten Jahrhunderts beylegen zu können glaubt, „mitten unter kirchlichen und frommen Sätzen, zwölf althochdeutsche Zeilen, in denen man alsbald zwey unter sich unzusammenhängende alliterierende Gedichte, offen heidnischen Inhaltes, erstaunt anerkennt, denn es finden sich außer andern merkwürdigen Bezügen auf heidnischen Brauch und Glauben mehrere Namen von Göttern und Göttinnen, deren einer gewiß, vielleicht auch ein zweyter dem vollständigen Systeme der nordischen Mythologie gänzlich unbekannt sind.“

So der verehrte Herausgeber, welcher die in dem zweyten größeren Gedichte (wie er die kleinern Stücke geradezu nennt) unzweifelhaft auftretenden heidnischen Götter oder den daraus offenbar hervorleuchtenden heidnischen Zuschnitt desselben unbeanstandet auch auf das unmittelbar vorausgehende kleinere Bruchstück überträgt und sich dadurch von vorn herein den Weg zu einer Auslegung gerade dieses ersten Sprachüberrestes bahnt, dem wir, so sehr uns die geistreiche Beweisführung ergriffen hat, schon nach den Gesetzen kritischer Prüfung und Revision nicht so gleich und unbedingt beystimmen mögen. Beym besten Willen können wir nämlich den Himmel unserer Väter, den Grimm mit sieben oder doch sechs neuen Bewohnern bevölkert, außer zweyen neuen Göttern, die uns die nordischen Glaubens- oder Dichtdenkmäler aufbewahrt haben, sicher nur noch mit einem auch ihnen wie es scheint unbekannten Gotte bereichern und laßen uns fürerst genügen, daß uns außer dem nie sich mehr entziehenden Wôdan (Wuotan), der als Gott der Götter auch hier wieder vorangeht und vor Allem thätig erscheint, — der bisher in Deutschland nicht nachweisbar gewesene Gott des Lichtes und der Schönheit Balder (Baldr, Baldur im Norden) oder doch sein glänzendes Roß (ein Fohlen) vorüberzieht; mit ihm eine Frau Volla, welche der nordischen Asynie Fulla (d. i. die Fülle) entspricht; endlich ein dort wie bey uns durchaus unerhörter Gott Phol (oder Pol) hinzutritt und — wenn wir das erste Gedicht mit dem Herausgeber deuten wollen — eine unbegränzte Schaar Nymphen oder Schlacht und Schicksal entscheidender Walküren vor die Augen schwebt.

Schon diese allgemeine Andeutung (wie viel auch der Götter für Deutschland hinzugewonnen werden) bezeichnet genügend den Werth des Fundes, der sich dadurch bedeutend erhöht, daß die wenigen Zeilen (nur zwölf!) durch ihren weiteren Inhalt uns in den Reichthum der ureinst vorhanden gewesenen Mythen Einblick gestattet, wodurch die uns doch ziemlich reichlich noch überkommenen nordischen Nachrichten oder Mythen unendlich übertroffen worden seyn müssen; daß ferner diese kleinen Ueberreste außer erneuter und vermehrter Bestätigung von der Einheit deutscher und nordischer Götterlehre nicht nur einzelne in letzterer gebliebene Lücken oder Unerklärtheiten aufhellen, sondern auch ganz neue Züge hinzufügen. Es ist noch nicht so lange her, daß Schmeller aus einem vom sel. Docen gekannten, aber nicht mehr bekannt gemachten oberdeutschen und christlichen Gedicht-

bruchstücke des neunten Jahrhunderts der deutschen Mythologie den Muspilli zuführte, dessen Namen selbst die nordische Mythologie nicht mehr persönlich gesondert, bloß in dem Namen seiner Behausung (Muspilhêm) aufbewahrt hatte. Von Merseburg erhebt nun plötzlich ein im Norden wie in Deutschland ungenannter Gott Phol sein Haupt, und mit ihm, wenn wir Grimm glauben wollen, auch eine unerhörte Sinthgunth, der Sunnâ Schwester, umgeben von Freya, Fulla und Odhinn. „Es ist der deutschen Mythologie (sagt ihr Schöpfer S. 3) sauer gemacht worden: sie hat nur mit Mühe Einlaß erlangt in den Kreis wissenschaftlicher Forschungen. Wenn etwas Takt oder Ahnungsvermögen aus einzelnen oder halben Beweisen auf Verhältnisse des Ganzen zu schließen vielleicht lobenswerth schien, so ist es doch gut, daß die volleren Beweise nachfolgen. Niemand wird froher als ich diese Gedichte durchlesen haben oder lesen, denn es ist nunmehr auch für meine Studien, die ich lieb gewonnen habe, ein Flecken Landes aufgetaucht, von dem aus ich mich dreister umsehen darf. Beynahe zur Gewißheit erhebt es sich, daß ein reicher und nicht unausgebildeter Götterglauben unserer Vorältern mit aller Gewalt zurückgedrängt, allenthalben weichen und Schlupfwinkel suchen mußte, nicht aber also gleich ausgetilgt werden konnte. In der Fülle deutscher Volkssage und des fast unausrottbaren Aberglaubens dürfen noch Züge versteckt liegen, die man lernen wird behutsam wahrzunehmen und für manche unerwartete Kunde des Heidenthums auszubeuten."

Indem wir hienach dem Zuge und Aufschwunge seines Hohenpriesters, wenn auch nicht ganz vinculo ligati (Germ. 39), zu folgen bemüht sind, stellen wir billiger Weise den Grundtext getreu nach dem Facsimilie zu eines Jeden eigener Beurtheilung voran:

A.

1. Eirif fazun idisi fazun hera duoder suma
   hapt heptidun suma heri*l*ezidun suma clu
   bodun umbicuo*nio* uuidi insprinc : : hapt
   bandun in uar uigandun. H.
5. P^{h}ol ende uuodan uuorun zihoiza du uuart
   demo balderef uolon sin uuoz birenkic *t*
   thu biguolen sinh*t*gunt. sunna era suister
   thu biguol en frua uolla era suister thu
   biguol en uuodan so he uuola conda
10. so se benrenki so se bluotrenki so se lidi
    renki ben zibena bluot zibluoda
    lid zigeliden so se gelimida sin.

Wir müssen hier nochmals eine gewisse Sprödigkeit des Facsimile's bedauern, das sich genauer oder geschmeidiger an die feinen Züge und Uebergänge des 8 — 10. Jahrhunderts hätte anschmiegen sollen. Dieser Wunsch wird nicht etwa von einseitiger Befriedigung an Besseres gewöhnter Augen, sondern von Zweifeln hervorgerufen, die durch des Herausgebers erste Auslegung nicht durchweg gehoben werden. Denn wenn wir ihm in Z. 2. gern heri*l*ezidun zugeben (obgleich das Facsimile, freylich zu fast schwierigerer Erklärung, auch heri*b*ezidun erlaubte, eine Anlehnung des folgenden e an's b voraussetzend, die nicht ungewöhnlich ist, wenn schon die *b* und *l* unsrer Bruchstücke sich sonst gut sondern), so wäre doch Z. 4. ein klareres Auseinanderhalten der Züge in uar *ui*gandun um so mehr zu wünschen gewesen, als Gr. S. 9. zwar als schädlich sie übergehend, doch selber an die Möglichkeit *ing*andun zu lesen erinnert. Eben so beunruhigt das nach insprinc (Z. 3) sich zeigende „halb erblichene" Zeichen im Facsimile, das Gr. S. 9. für ein angefangenes g erklärt, das aber dem runden links umlenkenden Kopfe der übrigen g weniger ähnelnd, freylich auch für ein *u* zu eng, zu sehr nach rechts gelegt erscheint. Blicken wir weiter, so schließt Z. 6. *birenkic* zu klar mit *c*, als daß wir das folgende, viel zu hoch hinausgezogene Zeichen für den vom Schreiber nebengestellten Ersatzbuchstaben seines c für ein *t* (birenki*t*) halten möchten; es rückt zu fern ab und das folgende t in thu, welches einen neuen Gedankengang wie eine neue Zeile anhebend auch links ein wenig weiter hinausgerückt erscheint, läßt in jenem ⁊ eher ein kreuzartiges Abschlußzeichen vermuthen, von geringerer Abfonderungsbedeutung als dasjenige, welches dem der beyden deutschen Bruchstücke folgenden lateinischen Spruche nachgesetzt ist ⁊ und das nach Z. 4. stehende H., welches letztere wie das

wesentliche Hinausrücken des zugleich mit viel größerem P beginnenden Wortes Phol die ersten vier deutschen Zeilen von den folgenden 8 gänzlich absondern zu sollen scheint. Aber nicht nur jenes ⸗ hätten wir feiner, sicherer vor unsere Anschauung gewünscht; noch mehr das in der folgenden Zeile erscheinende *finhtgunt*, dessen mittleres t verkrüppelt genug erscheint, um etwa ein c zu vermuthen, das freylich bey seinem sonst viermaligen Vorkommen im Facsimile voller und runder gezogen sich darstellt. So viel an äußeren Ausstellungen.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

The Susruta, or system of medicine, taught by Dhanwantari, and composed by his disciple Susruta. Ed. by Sri Madhusudana Gupta. Vol. 1. 2. Calcutta 1836. 8. (Sanscr.)

Fr. A. Deof. Tholuck, Ssufismus sive theosophia Persarum Pantheistica. Berol. 1821. 8.

Dr. J. Th. Zenker, Bibliotheca orientalis. P. I. Libros continens Arabicos, persicos, turcicos inde ab arte typographica inventa ad nostra usque tempora impressos. Lips. 1840. 8.

J. G. Kohl, Der Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdoberfläche. Dresden 1841. 8.

F. Coquereau, Souvenirs du voyage à Sainte Héléne. Paris 1841. 8.

Travels of Cosmo the third, Grand Duke of Tuskany through England, during the reign of Charles the second (1669). Translated from the Italian manuscript in the Laurentian library at Florence. London 1821. 4.

Ch. T. Downing, Fan-Kuei oder der Fremdling in China. Bd. 1. 2. Aachen 1841.

Fred. Dubois de Montpéreux, Voyage autour du Caucase, chez les Tscherkesses et les Abkhases in Colchide et en Crimée. Vol. 4. Paris 1841. 8.

Timothy Dwight, Travels in New-England and New-York. Vol. 1 — 4. London 1823.

Ab. Dupetit-Thouars, Voyage autour du monde, sur la frégate La Venus, pendant les années 1836 — 39. Text Vol. 2. Atlas in fol. livr. 10 — 12. Paris 1841.

Charles Fellows, An account of discoveries in Lycia, being a journal kept during a second excursion in Asia minor 1840. London 1841. 8.

Dr. K. G. Fiedler, Reise durch alle Theile des Königreichs Griechenland in den Jahren 1834 — 37. Bd. 2. Leipzig 1840. 8.

Charl. Colville Frankland, Travels to and from Constantinople in 1827 and 1828. Vol. 1. 2. London 1830.

Dr. A. Grisebach, Reise durch Rumelien und nach Brussa im Jahre 1839. Bd. 1. 2. Göttingen 1841.

Gust. Höfken, Tirocinium eines deutschen Offiziers in Spanien. Th. 1 — 4. Stuttgart 1841. 8.

Victor Jacquemont, Voyage dans l'Inde, pendant les années 1828 à 1832. Livr. 33. 34. Paris 1841. 4.

Nath. Isaacs, Travels and adventures in Eastern Africa. Vol. 1. 2. London 1836.

J. G. Kohl, Reisen im Innern von Rußland und Polen. Th. 1 — 3. Dresden 1841. 8.

M. Martineau, Voyage aux états-unis, ou tableau de la société americaine. Vol. 1. 2. Paris 1839. 8.

Reise des Prinzen Maximilian von Wied durch Nordamerika. Lief. 15 — 18. Coblenz 1840.

R. Mignan, A winter journey through Russia, the Caucasian Alps and Georgia, thence across mount Zagros, by the pass of Xenophon and the ten thousand Greeks, into Koordistan. Vol. 1. 2. London 1839.

Dr. P. A. F. K. Possart, Handbuch für Reisende in Schweden. Pforzheim 1841.

Will. Price, Journal of the British Embassy to Persia; embellished with numerous views taken in India and Persia. Vol. 1. 2. London 1832. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. May.

Nro. 92. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Ueber zwey entdeckte Gedichte aus der Zeit des deutschen Heidenthums. Von Jakob Grimm.

(Fortsetzung.)

Aber auch im Ganzen würde die Schrift bey sachkundigerer Nachbildung auf dem alle Feinheiten so willig aufnehmenden und wiedergebenden Steine dem in der Ferne Theilnehmenden ein festeres Urtheil darüber erlaubt haben, ob der von Grimm S. 2. mit Sicherheit ausgesprochene Ansatz vom Beginne des zehnten Jahrhunderts mit seiner Zurückversetzung des Textinhaltes in noch frühere Zeit nicht in unnöthigen Widerspruch geriethe, d. h. ob wir nicht für diese Seite oder dieses Blatt der Handschrift so gut wie für die oben besprochene, auf Blatt 16 sich vorfindende Entsagungsformel unbedenklich gleichfalls wenigstens das neunte Jahrhundert an und aussprechen dürften. Die Schrift jener Formel nennt Gr. eine schöne: Schade daß wir dieselbe nicht auch durch ein Facsimile nachgebildet erhielten. Aber trügt den U. sein Auge nicht ganz, so wäre er wohl geneigt im mitgegebenen Facsimile selbst für die Handschrift ganz gut die Buchstaben des neunten, ja wohl achten Jahrhunderts zu vermuthen. Nicht ohne Werth wäre auch eine Angabe über Gleichheit oder Verschiedenartigkeit des Pergamentes (an Dicke, Gilbe ꝛc.) gewesen, weil es sich in jeder Beziehung um die ganze Geschichte der Handschrift, namentlich aber darum handelt, ob jene Entsagungsformel (Blatt 16 a.) verbunden mit dem auf Bl. 52 a. befindlichen althochdeutschen Satze, und unsere heidnischen Bruchstücke auf Bl. 84 a. von derselben Quelle und Richtung her zusammen gekommen seyen.

Jene beyden christlichen Formeln oder Sätze treten nämlich in entschieden ober- oder althochdeutscher Sprachfärbung auf, während in den uns hier zunächst beschäftigenden heidnischen Formeln die Sprache zwischen althochdeutscher und altsächsischer Mundart zwischen inne schwebt. Sie gewährt *uo* in bluot, vuoz, vuorun, guol und wieder *ô* in wôdan; (denn schwerlich steht *uuodan*, gegen *uuola*, *uuart* und — *uuidi*, für wuodan, dessen altsächsisches *d* statt wuotan sich doch durch bluo*d*a rechtfertigen würde). Neben *uô* und *ô* erscheint aber auch *u* in *thu* und *du* (statt *thuo*, *thô*); umgekehrt vielleicht wieder *uo* statt *u* in cuoniowidi, welches Wort aber noch dem Anstande unterliegt gleich *duo*der. Ganz altsächsisch ist *ê* (statt althochdeutsch *ei*) in bên; unsächsisch dagegen z in zi, sâzun, vuoz, lezidun, holza. In *du* (mit *d*emo) und *thu*, in bluo*t* und bluo*t*-renki (neben li*d*) und bluo*d*a (wie geli*d*en, li*d*i-renki) ist Schwanken; *r*enki, bi*r*enkit ist auch nicht streng sächsisch (statt *u*renki), so wenig wie recheo (statt *u*rekkio) im Hildebrandsliede, wenigstens nicht des neunten Jahrhunderts. Der Dativus volon ist altsächsisch, eben so die Nominative fruâ, vollâ; sumâ, gelimidâ; nicht minder das Pronomen *he* (er) u. s. w. Das weiter hierüber Ausgeführte s. S. 18 — 19. der Abhandlung, welche demnach das kaum zu bezweifelnde Ergebniß ausspricht, daß „Alles zusammen gegen einander gehalten im Ganzen die altsächsische über die althochdeutsche Form, nur nicht durchgehends waltet. Jene z und ph (in *Phol*) sind so unsächsisch als möglich. Weder Sachsen noch Bayern (wie Muspilli und Wessobrunner Gebet) noch Alamannien oder das östliche Franken zeugte diese Denkmäler.“ Wenn Grimm hierauf unmittelbar fortfährt: „Es bleibt kaum etwas Anderes übrig, sie müssen in der Gegend, wo sie aufgefunden wurden, an der Saale in Thüringen ver-

faßt, wenigstens aufgezeichnet seyn. An Thüringischen Sprachdenkmälern aus so früher Zeit fehlt es uns leider *); doch Bruchstücke einer Psalmenübersetzung aus dem 11. oder 12. Jhrhdrt. von Wiggert herausgegeben, die zwischen Saale und Elbe entsprungen seyn müssen, bieten gleichfalls z für t, *f* für p dar, nach hchd. Weise, während sonst *th* und die mediae nach sächsischer verwendet werden. In Thüringen berührten sich ahd. und altf. Zunge. Das Hildebrandslied trägt entschiedener sächsische Färbung **) und namentlich hat es kein z," — so müssen wir wegen des folgenden die Unterscheidung von „verfaßt oder aufgezeichnet" wohl strenger im Auge behalten und hier würde, wie gesagt, die genauere Geschichte der Handschrift, wenn anders ihre Herkunft aus ältern Catalogen oder sonstigen Spuren nachgewiesen werden könnte, Aufschluß gewähren und vielleicht den richtigeren Gesichtspunkt näher rücken.

Es frägt sich nämlich bey unsern Bruchstücken vor Allem, ob die besprochene Mischung der ober- und niederdeutschen oder althochdeutschen und altsächsischen Laute Folge jener Gegend und Mundart an sich zu nennen seyn dürfte, oder nur dem Schreiber oder dem Abschreiben aus einer, dem Hinüberschreiben in eine andere Mundart anheimfallen könnten.

Einem solchen Ab- oder besser Ueberschreiber fielen alsdann auch wohl wirkliche oder vermuthliche Fehler zur Last. Zu jenen könnten wir in dem darunter stehenden lateinischen Segensspruche *) z. B. illi*f* (bey vorhergehenden famulum tuum) rechnen, obschon auch conplaceant und ei*f* folgt; leicht auch in unsern deutschen Texten (s. oben) birenkiet, sogar (s. später) finhn*t*gunt, oder finhegunt, so daß dieses vielleicht in seinem *heg* ein Schwanken der Schrift kund gäbe, um einen Ton zu treffen, der dem oberdeutschen oder niederdeutschen Schreiber je nach seiner Mundart oder Vorlage (finchunt oder finkunt) zu schreiben schwer wurde. Doch davon weiter unten. Inſpring (s. oben) würde Aehnliches verrathen, wenn nicht etwa inſprinen zu lesen wäre.

Auffallender wird das Gemisch der Sprachformen: neben den alterthümlichen Dativen holza, hêna, bluoda, die dem zehnten Jahrhd. (wie S. 18 anerkannt wird) schon gebrachen, nicht nur der Dativ. Plur. haptbandun, mit uigandun (wenn dieses ein solcher ist) und geliden im 2ten Bruchst., sondern schon in diesem letzteren obenein eine wesentliche Vocalschwächung (altf. lithion, lithon, lidon), die auch in fuſter, Balder (auch duoder?) und im enklitischen ên (bigunol-en) statt *ina*, so wie in êrâ (st. irâ) erscheint, nicht minder der Umlaut in herilezidun, freylich auch schon im älteren hept-idun; von welchem Allen die noch viel ältere Form *Eiri*f, wenn wir Grimm's Erklärung annehmen, zu sehr abſticht; wenigstens würde eine so bunte Mischung so sehr weit der Zeit nach auseinandergehender Formen unter den Händen eines Ab- oder Umschreibers unerklärlich seyn. Noch mehr geeignet den Standpunkt zu verwirren ist das Lautverhältniß in hapt heptidun und hapt-bandun, deren kaum sächsisches *p* (heftidun, heftun, giheftid, haft, hafta) eher nach dem Norden weist, und von Grimm um so unerklärlicher unbenutzt gelassen oder übergangen worden ist, als er selbst für jenes

*) Man müßte denn die 1718 beym Dorfe Weisbach (zwischen Zwickau und Schneeberg) „entdeckten" und auf dem Schloße Wildenfels in Thüringen aufbewahrten „*herrmundi*"-Tafeln, die seit damals von Sinner, Weller, Kinderling, Adelung, neuerdings von Strauß, Kruse ꝛc. besprochen worden sind, die aber auch Referent, obschon er als halbthüringe von Vaters Seite für Thüringen besondere Theilnahme hat, stets für untergeschobenes Machwerk hielt, auch — jetzt noch aus gänzlicher Unkenntniß deutscher Sprachgesetze für ächt halten wollen, weil man geborner Thüringer ist.

**) Doch weist Lachmann (Z. 15) einen thüringischen Endreim nach und nennt die Mundart der Handschrift, wenn auch nicht des Dichters, auch wahrscheinlich thüringisch; das Syntaktische des Liedes nähere sich mehr dem sächsischen als dem fränkischen und südlicheren Sprachgebrauche.

*) Omp̄f sc̄piterne d̄f qui facif mirabilia mag | na soluf p̄tende sup famulū tuū. N. etc. ſup cunctaf congregationef. illif cōmiſſaf ſp̄m | gratie ſalutarif. et ut in ueritate tibi conpla | ceant ꝑpetuum eif rorem tue benedictio|nis infunde. ℣.

letztgenannte hapthandun an eine der wichtigsten mythologischen Beziehungen oder Bezeichnungsweisen des Nordens erinnert hat, wohin auch eine weiter von ihm beygebrachte Berührung mit unserm zweyten Gedichte weist, die wir sogleich näher zu besprechen haben werden.

Grimm nimmt auch in cuoniounidi einen Schreibfehler an; eben so in *u*igandun, wo nach seiner Erklärung (*u*igandun), der sonst so richtig angewendete Gebrauch von *uu* verlassen erschiene. *) Aber wir können unsre Scheu nicht bergen, an solchem Unicum oder Ἅπαξ λεγόμενον am Buchstaben zu rütteln und nehmen z. B. offen Anstand mit dem Herausgeber in der nach S. 8 „unwidersprechlich schwersten" Zeile des zweyten Liedes auch nur eine „leichte" Berichtigung (S. 16) vorzunehmen und hinter deren leichter Zolleinfuhr dann noch ein „eigentlich sollte auch noch so und so geschrieben seyn" einzuschmuggeln, um eine „neue Göttin kennen zu lernen, der nord. Mythologie so unbekannt wie Phol."

Doch es ist Zeit zur Erklärung der einzelnen Theile und Schwierigkeiten vorzuschreiten. Im Zusammenhange mit seiner Ansicht von der Alliteration liest Grimm das erste Lied

1. Eiris sâzun idisi,
   sâzun hera duoder.
3. Sumâ hapt heptidun,
   sumâ heri lezidun;
5. Sumâ clubôdun
   umbi cuniowidi
7. Insprineg hapthandun,
   invar wîgandun.

Die Alliteration nennt Gr. S. 19 in diesem Satze überall bewahrt: dann hätten wir eine volle nordische Strophe, ein ächt altes Fornyrdhalag-Gefätz von acht Zeilen; dazu würde die Freyheit der Alliteration stimmen, wonach wenn wir dieselbe in 1: 2, 3: 4 zugeben, dieselben in 7: 8 doch nur zweymal (und hier zwar auf denselben Vokal, dieselbe Präpositionssylbe), in 5: 6 nicht nur bloß zweymal, sondern auch nicht ganz rein (cl:c oder kl:k) erscheint. Aber auch bey 1: 2 entsteht die Frage, worauf in Z. 2 der Hauptstab (höfudhstafr) fällt. Gr. meynt (um einen Vocal zu erhalten), auf das räthselhafte *a*duoder oder auf *u*oder; aber wäre die vorausgehende Malfüllung dann nicht allzugroß und fiele die A. nicht vielleicht weiter vor auf *h*erad, da *h* auf Selbstlaute wohl wiederlauten oder stabreimen darf?

Wir schreiten hienach zur Erklärung, wobey wir nicht wie Grimm, der durch kühnes Vorrücken übermannt und durch glänzende Beschwörung unmittelbar in den Zauberkreis des höchsten Heidenthums hineinreißt, mit dem dritten Worte *idisi* beginnen. Aber auch schon beym ersten Worte überrascht uns Gr. durch seine Erklärung. Wir müssen ihm zwar glauben, wenn er S. 6. graphisch den Gedanken an Einst (aliquando, *eines*, einst), das obenein hier so gut wie bên (s. oben) wohl *ênis* oder êne geklungen haben würde, zurückweist: die Hdschr. zeige klar r. Aber entrückt er uns nicht im selben Augenblicke von seinem graphischen Ansatze des zehnten Jahrhunderts (s. oben), selbst wenn wir schon hier seinem weitern Ausspruche (S. 14) huldigen „daß die eigentliche Abfassung der fraglichen Gedichte zurückzuverlegen sey in den Zeitraum vor der Bekehrung mindestens in das achte Jhd.," zu schnell in einen Zustand der Sprache, der auch vor dem achten Jhd. weder im Althochd. noch im Altsächs. mehr statt gefunden haben dürfte und uns hier und dort einen Diphthong *ei*, dem gothischen *aï* (vor *r*) weder graphisch noch dem Lautklange nach anzusetzen erlaubte? Gr. nimmt nämlich eiris „alterthümlich" für êris, êres, das „nahe an das gothische *airis*, prius reiche, welches (obenein!) keinen Genitiv (wie eines), vielmehr ächte Adverbialsteigerung (wie haldis, funis etc.) zeige."

(Fortsetzung folgt.)

*) In *uuoz* ist es *vuoz*; einfach steht *u* statt *v* in *uar*, *uolon*, *uolla*; auch im zweymaligen *luister*.

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Ed. Robinson, Palästina und die südlich angränzenden Länder. Bd. 3. Halle 1841. 8.

E. Robinson and E. Smith, Biblical researches in Palestine, mount Sinai and Arabia petraea. Vol. 1 — 3. London 1841. 8.

Dr. L. Roß, Reisen und Reiserouten durch Griechenland. Th. 1. Reisen im Peloponnes. Berlin 1841. 8.

Jos. Rußegger, Reisen in Europa, Asien und Afrika in den Jahren 1835 — 1841. Bd. I. Stuttgart 1841. 8.

W. Smyth, Narrative of a journey from Lima to Para, across the Andes and down the Amazon. London 1836. 8.

Lud. Steub, Bilder aus Griechenland. Th. 1. 2. Leipzig 1841. 8.

H. Ternaux-Compans, Archives des voyages ou collection d'anciennes relations inédites ou très-rares de lettres, mémoires, itinéraires et autres documents relatifs à la géographie et aux voyages. Vol. 2. Paris 1840. 8.

Voyage autour du Monde exécuté pendant les années 1836 et 1837 sur la corvette La Bonité, commandée par M. Vaillant. Histoire naturelle. Zoologie par Eydoux et Souleyet, livr. 6—8. Botanique. Livr. 1. 2. Par. 1841. f.

Shering, Rosenhane, Svea-Rikes Konunga-Längd. Stockh. 1789. 4.

C. Hilleb. Uggla, Svea-Rikes Råds-Längd. Stockh. 1791. 4.

Ferd. Freih. v. Biedenfeld, Geschichte und Verfassung aller geistlichen und weltlichen, erloschenen und blühenden Ritterorden. Th. 1. 2. Weimar 1839 — 1841. 4.

Illustrations de la Noblesse Européenne. Livr. 1. 2. Par. 1841. 4.

C. H. Maillard de Chambure, Régle et statuts secrets des templiers, précédés de l'histoire de l'ordre du temple, publiés sur les manuscrits inédits. Par. 1840. 8.

Fr. Mart. v. Reibisch, Deutscher Rittersaal. Dresden 1836. 4.

Carl de Boor, Ueber das attische Intestat-Erbrecht. Hamb. 1838. 8.

Carl Frid. Hermann, Antiquitatum Laconicarum libelli quatuor. Marb. 1841. 4.

J. Marquardt, Historiae Equitum Romanorum libri IV. Berol. 1840. 4.

Rob. Mushet, The trinities of the Ancients, or the mythology of the first ages and the writings of home of the Pythagorean and other schools examined. Lond. 1837.

Annali dell' instituto di correspondenza archeologica. Vol. 12. Roma 1841.

Comte de Clarac, Musée de sculpture antique et moderne. Livr. 11. Par. 1841.

L. Beaulieu, Lettre à Mr. J*** sur diverses antiquités égyptiennes trouvées à Salzbourg. Par. 1841. 8.

Dr. J. Franz, Monument chrétien à Autun. Berl. 1841. 8.

Ed. Gerhard, Auserlesene griechische Vasenbilder, hauptsächlich etruskischen Fundorts. Heft 13 — 16. Berl. 1841. 8.

Bened. Graf von Giovanelli, Ueber die in der k. k. Bibliothek zu Innsbruck befindliche Ara Dianae und die Richtung der Römerstraße Claudia Augusta von Trident bis Vipiteno. Bozen 1824.

B. Giovanelli, Intorno all' origine e condizione antica di Trento memorie due. Trento 1824. 8.

Herculanum und Pompeji. Vollständige Sammlung der daselbst entdeckten zum Theil noch unedirten Malereien, Bronzen und Mosaiken von H. Roux und Bouchet. Deutsch bearbeitet von Dr. A. Kaiser. Lief. 169 — 180, Schluß des Werkes. Hamburg 1841. 8.

A. F. Mauduit, Découvertes dans la Troade. Par. 1840. 4.

Erasm. Pistolesi, Real Museo Borbonico. Vol. I. Storia del Vesuvio e dell' Ercolano. Vol. II. p. 1. Storia dell' antica città di Pompei. Roma 1838 — 1841.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. May.

Nro. 93. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Ueber zwey entdeckte Gedichte aus der Zeit des deutschen Heidenthums. Von Jakob Grimm.

(Fortsetzung.)

Aber ist es wahrscheinlich, daß wirklich ein Schreiber des zehnten Jahrhunderts, der aus einem vorliegenden älteren Codex oder besser aus mündlicher Ueberlieferung (S. 22.) seinen Text niederschrieb, während er in den meisten übrigen Wörtern die entschiedenen Spuren oder Laute seines Jahrhunderts wie seiner („thüringischen") Mundart wiedergab (hên, he ꝛc. neben fazun, vuoz, zi u. s. w.), gerade in jenem ersten Worte zwey so ganz unerhört „alterthümliche" Formen allein beybehalten haben sollte? Die altsächs. Evangelien-Harmonie (Heliand) zeigt nur zweymal („ausnahmsweise" sagt Grimm selber in der neuesten Ausgabe seiner Gramm. I, 244) skreid und beidero (st. skrêd, bêdero) und zwey nur in der einen Handschrift. Das Althochdeutsche zeigt zwar eine Menge *ei*, die dem gothischen ai, niemals aber dem gebrochenen ai, (air, aih . . .) entsprechen. *) Dieses gothische ai war kurz, ai dagegen lang.

Aber wir lassen das Urtheil offen und schreiten weiter. Das zweyte Wort *fazun*, das sich als viertes wiederholt, läßt keinen Zweifel übrig: es ist, in ganz althchd. Form, das altsächs. fatun lauten würde, gleich sedebant. Somit muß uns das nächste Wort *idisi* einen Pluralis bieten, dem auch so ist. Das Altsächs. wie das Althchd. gewährt uns in s. 4. weibl. Deklination das entsprechende Wort, Plur. altsächs. idisi, ahd. itisi (das Angelsächs. idesa), welches Frauen und Jungfrauen, Mädchen (nymphae) bedeutet. Otfrid I, 5, 6 gebraucht das Wort von Maria (zi theru itis frôno), der altsächs. Dichter des Heliand von Elisabeth, Maria Magdalena u. s. w.; eben so der angelsächs. Cädmon von Eva (idesa seo beste, der Weiber beste) und Kains Frau, das agsächs. Gedicht v. Helena aber (ides) von dieser Mutter Constantin's. Gr. hat schon früher in seiner Mythologie (S. 135. 189) nachgewiesen, wie der Ausdruck *fráuja*, von Ulfilas am liebsten für den Herrn (Christus) gebraucht, dem Namen des nordischen Gottes Freyr entspreche, eben so das gothisch nicht vorkommende *fráujô*, (das dem ahd. *frouwa*, Herrin entspricht, wie fráuja dem ahd. altsächs. *frô*, Herr, davon frôno, Frohnleichnam, fröhnen kommt) der Freyja, der Schwester Freyr's, die Gr., wie wir sehen werden, auch in unserm zweyten Liede in frûâ geltend macht. Auf gleiche Weise nun steigert oder, wenn man lieber will, potenziert Gr. den Ausdruck *idis*, ahd. *itis*, davon *itislih* (matronalis) und der weibl. Eigenname Itis-lant *) vorkommt, rasch zu einem erzheidnischen, dem man doch auch nach der Bekehrung eine Zeitlang Gnade widerfahren ließ, wie insgemein weibliche Wesen des Heidenthums **) von den Christen schonender und duldsamer als die männlichen angesehen wurden (S. 4.) Um die *idisi*, nach denen Gr. unser erstes Lied geradezu überschrieben wissen will, zu mythologischen Wesen zwischen Göttern und Menschen zu erheben, zieht er

*) Nur wenige *ei* st. e, noch seltner und tadelhafter für ë (Gramm. I, 107).

*) Anders die Namen Itaberge, Itmar, Ithart, Itheri; die wie ita-mal, iteriuwâ u. s. w.

**) Warum meidet Ulfila aber gerade Fráujô?

ein Wort der nordischen Mythologie herbey, das er selbst noch jüngst (Mytholog. S. 66. 226 189) mit dem gothischen *deis* (sapiens, prudens, astutus verglichen hatte *); nämlich *dîs* (die kluge, weise Frau, die Göttin: selbst Freyja heißt Vâna-dîs), was kaum kurz (dis) anzusetzen seyn dürfte. Nun aber sagt Gr. S. 5, daß dieses „augenscheinlich durch Aphaeresis aus *idis* entsprungen" sey, welche das lange î („falls es gesichert ist" fügt Gr. zu) nach sich zog. Diese Gleichung ist, obschon wir die Uebereinstimmung des eddischen *dîs* Skiöldûnga mit dem Beowulfischen *idis* Scyldinga nicht übersehen können, eine geistreiche Geburt des Augenblicks oder des Bedarfs und ihr Vater gesteht selbst, daß das nordische dîs nur auf *d*, dagegen *idis* im Angels. u. Altf. stets nur auf Vokale alliteriere. Dazu kommt, daß dieses im Germanischen bisher das einzige Beyspiel wäre, daß ein Wurzellaut (*Id-* ist jedenfalls Wurzelstamm) vorn abgestossen und die Ableitungssylbe (*'d-is*) zur Wurzelbedeutsamkeit erhoben worden sey. **) Denn daß wir dem von Gr. zwar glänzend, aber wie es scheint erst schnell zum Belege geschaffenen Gleichnisse mit dem goth. tunthjus (die Zähne), dentes, skr. dantas, ἐδόντες, als seyen es die ἔδοντες, edentes, skr. adantas, goth. itandans eben so schnell Glauben schenken sollen, davor warnt, obschon uns Pott (Etymolog. Forsch. 2, 214) und jüngst Bopp (Jahrb. für w. Krit. 56,446) Beyspiele solcher Einbuße von Anfangsbuchstaben geltend gemacht haben, zu sehr der frische Anlaß, welcher den letztgenannten Gelehrten zu jener Selbstrecension herausgefordert hat: es lauert leicht ein Buschmann auf solche graffische Wagnisse auch der Germanisten. Abgesehen von der tiefen Verdunkelung jener Participialendung itandans bis zu tunthjus und dem Verwandeln (Assimilieren?) des treuer gebliebenen ὄδοντες (mit gewandertem Accente;), erregt doch das Stimmen des vermeyntlichen Abwurfes im Goth. und Latein. zum Sanskrit, während gerade im Griechischen allein die Spur des Ursprünglichen (skr. atan, ἔδειν, edere, *itan* d. i. ëzzan, essen haben alle den Anlaut bewahrt) geblieben wäre, die selbst im Sanskrit schon verweht wurde, Bedenken und regt Fragen mancher Art über so frühe Uebereinstimmung wie Abweichung auf.

Viel lieber schon neigen wir uns einer andern von Grimm bey dieser Gelegenheit auf Tacit. Annal. II, 16. angewendeten „Berichtigung" zu, die sich an eine ähnliche, vielleicht nicht minder glückliche Conjectur desselben *) anschließt. Glaubte nämlich Grimm selber wohl früher in *Idista-visô* etwa einen Superlativ *idista wisô* (schönste, glänzendste Wiese, erinnernd an die Götterwiese Ida oder Idhavöllr) zu erkennen, **) so möchte er nun, die leichte Verwechselung zwischen T und I in Handschriften benutzend, *Idisja-visô* (nympharum, parcarum pratum) lesen, „sey nun der Name für das Entscheidungsschlachtfeld zwischen Germanen und Römern erst nachher dem Orte beygelegt worden oder ihm schon früher eigen gewesen, so daß Absicht ihn zum Kampfe ausersehen hätte." Der Anstand bey der Composition des Wortes in Betreff der Deklination, welche das *j* mit dem Bindevokal *a* bedingte, hebt sich durch die im Heliand vorkommenden altsächsischen Formen D. oder Instr. idisjû, G. pl. *idisëô*, D. idisjon (neben idisî, idisô, idison) und auch das Gothische gewährte in der 4. w. Deklination, der idis anheimfällt, den Compositionsvokal i, noch mehr freylich in der zweyten (*idisi*, idisjái, idisja, idisjôs etc.), so daß idisja – visô den vorkommenden vadd*ja*bôkôs, midj*a*fveipáins, hráin*ja*hairtans, den von Römern überlieferten

*) *Filu-deisei* ist πανουργία, astutia. Das Gothische hat für sapiens drey ähnliche Wörter *veis*, *deis*, *leis*. *Veis* bildet sich von *veitan* (vitan); *leis* (in *lubja-leisei*, Giftkunde) gehört (wie *veis* zu vait, ich weiß) zu *láis*, οἶδα wovon sich láisjan (lehren) bildet. Ob *deis* ein *deitan* oder ein *deisan* fordert?

**) Umgekehrt bieder, aus biderbi u. s. w.

*) *Gandestrius* statt Adgandestrius (Ann. II, 88), so daß *ad* Gandestrii, principis Chattorum, *lectas* in senatu *litteras* (quibus mortem Arminii promittebat, si patrandae neci venenum mitteretur) responsum esse u. s. w. zu lesen käme.

**) Vom gleichen Stamme allerdings wohl mit *idis* (*Eidan*, áith, idun, wozu althochdeutsch *eit*; ignis, splendor und *ital*, splendidus, vanus sich fügen.)

Cariovalda (harjawalda), Chariomerus (harjamêrs) Ariovistus (harjavists), Hariobaudes (harjabâuds) u. s. w. sich anreihte. Wir sind hiebey von der gothischen Form ausgegangen, weil wir grammatisch nicht höher hinauf können. Grimm nimmt hiebey auch in „in campum, *cui* Idistaviso nomen“ *viso* für den gothischen Nominativ (Wiese) und somit wohl an, daß in Westphalen zu Tacitus Zeit gothischer Laut geklungen habe. Das Altsächsische würde *wisa* verlangen.

Jene Berichtigung in Idisjaviso aber hält Gr. für so sicher, daß er unbedenklich darauf weiter baut: „Wir werden gleich sehen (sagt er. S. 6), welchen Einfluß die *idisi* auf den Gang der Schlacht ausübten. Tacitus *) rechtfertigt uns das hohe Alter der Form idis und alles Folgende, wie mich dünkt, empfängt damit gründliche Unterlage. Im Jahre 16. unsrer Zeitrechnung werden die idisi zuerst erwähnt, wie sollte in allen folgenden Jahrhunderten bis zur Bekehrung nicht der Glaube an sie gewaltet (fortgelebt) haben?“

Dieser ihm nunmehr gewonnenen Grundansicht gemäß wird demselben das ganze erste Bruchstück zu einem der mythologisch bedeutsamsten, wonach natürlich alle weitere Worterklärungen sich fügen müssen, in welchen wir den Begründer der deutschen Grammatik, Mythologie u. s. w. keinen Augenblick verkennen, wenn wir ihm auch nicht überall gleich beystimmen können. Sonst könnten wir ganz im Sinne jener mythologischen Handhabung, die so viel Göttinnen als möglich „aufzuwecken oder unter der Bank hervorzuziehen“ (S. 15) bemüht ist, gleich beym ersten Worte, dessen grammatische Erklärung Grimm's wir oben beanstandeten, in *Eiris* mit Annahme eines „leichten“ Schreibfehlers (Eirî *sazun*) zu den *Idisi* noch eine ganze Reihe anderer, nicht geringerer Göttinnen hinzu gewinnen, die obenein (wie treffend würde dadurch das Idisilied zum zweyten, zum Liede von Balderes volon, sich fügen!) heilkundige wären, wie die walkürigen Idisi wundenschlagende. *Eir* ist nämlich bekanntlich in nordischer Mythologie eine solche Heilkunst übende, untergeordnete Asynie. Uebrigens bergen wir uns bey dieser bloß zum Resler aufgestellten Deutung nicht die unschöne Wiederholung von *sazun*, (die bey Grimm's Auslegung weniger unangenehm ausfällt, obschon sie, wie schon gesagt, mit der weiteren Malfüllung die fragliche Alliteration zu fern ans Ende hinausschiebt); wir bergen uns ferner nicht die zu kurze zweyte Vershälfte (Eirî sazun, | idisi sazun || hera duoder), endlich nicht, daß wir die Scylla des voralthochdeutschen oder altsächsischen ei meidend (s. oben) leicht in eine altnordische Charybdis gerathen könnten (goth. ai st. altnord. ia, iö; doch s. Gramm. I, 476).

Aber wir bleiben absichtlich noch länger bey schlichteren, wir möchten sagen irdischeren *idisim* stehen und schreiten weiter, ihr Thun und Treiben in 3. 2. kennen zu lernen. Vor Allem aber darum was ist *hera duoder!* Das Facsimile trennt so. Also *hera* huc? oder dürfen wir Entrücken des Zusammengehörigen wie in sa zun, grati e, sal utarisi, sol us annehmen und *herad* (d. i. althochd. *herot*, altsächs. *herod*, huc) verbinden? Was ist dann aber *uoder?* Grimm denkt an Fortbildung der nur untrennbar vorkommenden Partikel *uo* —, ô— (Grimm II, 784. Graff Sprachsch. I, 69) zu *uodar* (wie re, red-, retro, german. *wid*, *widar*, altsäch. *itar*, iterum) und übersetzt darum S. 4. huc et illuc, was „ungefähr die ursprüngliche Meynung erreiche“ (S. 7.). Er versucht aber auch sogar ein *aduoder*, das er, ohne lebendige Ueberzeugung, an die goth. *aljathrô* (aliunde), *thathrô* (inde), *innathrô* (ἔσωθεν) hält, so wie an die hochd. Hauptwörter *innadiri*, *innuadiri* (intestina).

(Fortsetzung folgt.)

*) Sollen wir hier eine dritte taciteische Conjectur bieten, die auch der Augenblick geboren? pars Suevorum et *Idisi*(m) sacrificant (Germ. 9.)? Die Auslegung des Tacitus von advecta religio (wegen der liburna) bliebe sein, (etwa wie bey *Alk*, Alce von Castor und Pollux, oder über Boji in Boihêmum), oder saßen die *idisi* (die Walküren) webend in einem wogenden Schiffe? Zur Schlacht reiten sie; aber sie schweben auch wie Vögel und schwimmen wie Schwäne (Mythol. S. 240).

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Charles Texier, Description de l'Asie mineure, faite par ordre du gouvernement français de 1833 à 1837 et publié par le ministére de l'instruction publique. Première partie. Beaux arts, monuments, historiques, plans et topographie des Cités antiques. Livr. 15 — 17. Par. 1840. f.

Prof. F. G. Welcker, Das akademische Kunstmuseum zu Bonn. Bonn 1841. 8.

L'aes grave del Museo Kircheriano, ovvero le monete primitive de' popoli dell' Italia media, ordinate e descritte dai P. P. G. Marchi e P. Tessieri. Roma 1839. 4.

Franc. de Dominicis, Repertorio numismatico per conoscere qualunque moneta greca tanto urbica che dei re e la loro respettiva stima. Vol. 1. 2. Napoli. 1826.

Trésor de Numismatique et de Glyptique ou Recueil général de Medailles, Monnaies, Pierres gravées, Bas - réliefs etc. etc. tant anciens et modernes. I. Classe. 4. Série. Numismatique des Rois grecs. Livr. 18. 19. Par. 1841. fol.

Bened. Giovanelli, Intorno all' antica Zecca Trentina e a due monumenti reti lettere tre. Trento 1812. 8.

Dr. Fr. Straß, Handbuch der Weltgeschichte. Th. 1 — 5. Jena 1837 — 1842. 8.

W. Drumann, Geschichte Roms. Th. 5. Königsb. 1841. 8.

W. H. Engel, Kypros. Eine Monographie. Th. 1. 2. Berlin 1841. 8.

Dr. E. W. Fischer und Dr. A. Soetbeer, Griechische und Römische Zeittafeln. Lief. 3. Altona 1841. 4.

Dr. G. F. Grotefend, Zur Geographie und Geschichte von Alt-Italien. Heft 4. Italiens Bevölkerungsgeschichte bis zur Römerherrschaft. Hannover 1841. 4.

Dr. K. Hoeck, Römische Geschichte vom Verfall der Republik bis zur Vollendung der Monarchie unter Constantin. Bd. I. Abth. 1. Braunschweig 1841. 8.

Angelo Mazzoldi, Delle origini Italiche e della diffusione dell' incivilimento italiano all' Egitto, alla Fenicia, alla Grecia, e a tutte le nazioni asiatiche poste sul mediterraneo. Milano 1840.

Dr. K. Fr. Scheibe, Die oligarchische Umwälzung zu Athen am Ende des peloponnesischen Krieges und das Archontat des Euklides. Leipzig 1841. 8.

Baron de Fayet Nougaréde. Histoire du siècle d'Auguste et de l'établissement de l'empire Romain, pour servir de suite à l'histoire de la révolution qui renversa la république. Paris 1840.

F. W. Barthold, Geschichte des großen deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolfs ab mit besonderer Rücksicht auf Frankreich. Th. 1. Stuttgart 1842. 8.

A. H. L. Heeren und F. A. Ukert, Geschichte der europäischen Staaten. Röpell, Geschichte Polens. Th. 1. Hamburg 1840. 8.

Marcos de Guadalajara y Xavierr, Prodicion y Destierro de los Moriscos de Castilla, hasta el Valle de Ricote. Pamplona 1614. 4.

The history of Spain and Portugal. Vol. 1 — 5. London 1832.

Fürst Fel. Lichnowsky, Erinnerungen aus den Jahren 1837, 38 und 39. Th. 1. Frankfurt 1841. 8.

Lord Mahon, history of the war of the succession in Spain. London 1832.

Miguel de Portilla y Esquivel, Historia de la ciudad de Compluto, vulgarmente Alcala de Santiuste y aora de Henares. P. 1 — 3. Alcala 1725 — 28. 4.

Ed. Bazelaire, Des institutions de bienfaisance publique et d'instruction primaire à Rome. Paris 1841.

G. Carbone, Storia Fiorentina dai tempi Etruschi fino all' epoca presente. Vol. I. Disp. 1 — 6. Firenze 1840. 8.

Dr. K. A. Mayer, Neapel und die Neapolitaner. Th. 2. Oldenburg 1840.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. May.

Nro. 94. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Ueber zwey entdeckte Gedichte aus der Zeit des deutschen Heidenthums. Von Jakob Grimm.

(Fortsetzung.)

Er vergleicht endlich auch das altsächsische ôder (*ôdher, other, andar*, aliorsum). Wäre letzteres (wobey die handschriftliche Sylbentrennung geehrt würde) nicht vielleicht festzuhalten, doch so, daß du ôder sumâ ... sumâ (*tunc* aliae ... aliae) verbunden würde, *ôdher* als Einleitung von suma ... suma (ôdhersumâ ... sumâ), wofür freylich alle Belege fehlen, wann man nicht *ôdher huëder, ôdhar huëdar ên* (Hel. 50, 4. 111, 7 alter uter) zur Vermittlung annehmen wollte; nicht minder *ôthar* vor dem Comparativ (is imu *ôthar* betara, that: utilius est illi, si: Hel. 44, 19. 45, 2).

Oder, wer *Eiris* = goth. airis deutet, dürfte der zurückschrecken vor sâzun *du* ôder (saßen zu einander) troß *zi* holza, *zi* bêna, *zi* bluoda, *zi* geliden?? Doch möchten wir am wenigsten die *uuôd* des Grammatikers auf uns laden; — das wiederkehrende *sumâ* ist der altsächsische n. pl. fem. (aliae ... aliae). Aber wie stehen daneben die durchaus altnordischen Laute hapt heptidun, die altsäch. wie althochd. *haft heftidun* (von heftjan), vincula vinciebant heißen würden? Das Hauptwort kehrt wieder in Z. 7. *haptbandun*, was sich zunächst als D. pl. für vinculis, Haftbanden, ähnlich dem angels. *herubendi* ensium vincula, *clûstar-bendi*, claustra entgegen bietet. Nun aber macht Grimm darauf aufmerksam, daß in altnordischen Denkmälern jenes Compositum, wie die einzelnen Theile desselben, abstract für höchste Wesen (numina) vorkomme, die auch sonst eben so abstract regin, rögn (goth. *ragina*, die obersten Kräfte, consilia, potestates) genannt werden, wovon das Altsächs. uns noch *regin-giskapi* (wie *metodagiskeft*, decreta fati, superorum) bietet. *Höpt* wie *Bönd*, beyde vincula aussagend, werden für die höchsten Gottheiten gebraucht, als die unter einander eng Verbundenen (dii consentes, complices) oder das Band zwischen Menschen und Göttern (religio) und Odhin, der oberste der Götter, führt darum den Beynamen *hapta-gudh*, deus numinum; ähnlich heißt es *hapta-Tyr*, ja selbst der Singular *hapt* allein kommt für einen Gott (den Balder unsers zweyten Gedichtes) vor. Unser *haptbandun* sey somit der verstärkte persönliche Dativus commodi. Nach dieser mit den idisi gewonnenen immer höheren Götterbeziehung regelt und gestaltet sich nun die weitere Auslegung von dem, was die idisi thun und schaffen.

Nun sitzen diese, Schlachten entscheidende Jungfrauen, zusammen und schürzen geheimnißvolle Knoten (hapt heptidun) und hemmen oder halten das Heer oder Heere auf (heri *lezidun*). Dieser Gebrauch des Wortes *lazjan* (retardare, morari) ist im Althochd. (Graff's Sprachsch. II, 298) und Altnord. (letja herja) fest gegeben, die Sache war im Kampfe von größtem Einfluße, somit gewiß auch ein Hauptgeschäft himmlischer Walküren oder Schildjungfrauen (Hild, Gunth u. s. w.). Kehren wir aber wieder zu unserer zweifelnden, nüchternern Ansicht von idisi zurück, so gälte es natürlich einen andren Sinn in herilezidun finden als die cunctatrices exercituum und ob nicht, an ein etwaiges *b* erinnernd, heribezidun zu lesen seyn sollte, so daß wir darin vielleicht einen Verbal-

ſtamm zu herbiſt, herpiſt (angelſächſ. hearfeſt) mit der Bedeutung von colligere (*herbezjan, herbezen*), etwa im beſtimmteren Sinne des Abſtreifens erhielten? Aber die idiſi üben eine dritte Beſchäftigung: *clûbôdun* umbi cuonio uuidi inſprinc... — *Clûbôn* iſt unſer klauben, aufklauben (colligere, althochd. klûben). Gr. verbindet, gegen den ſonſtigen Gebrauch des Wortes clûbôn, *umbi* zu dem Sinne: ſie pflückten, ſuchten nach Kränzen (hôbidbandun?) denn ſo nimmt Gr. das folgende *cuonio uuidi*, gemäß dem goth. kunavêda (oder —ô), angelſächſ. cynevidhdhe (beyde fem.), althochd. khunawithi, chunwidi (neutr.), welche gleichmäßig durch catena, redimiculum wiedergegeben werden; wobey aber in der Form cuonio-uuidi nicht bloß das Compoſitions —o verdächtig, ſondern noch mehr die Annahme einer abermaligen Verſchreibung des *uo* bedenklich wird. Kehren wir daher nochmals zu unſerer ſchlichteren Deutung des Sprachdenkmals (*idiſi* = nymphae) zurück, ſo früge ſich, ob wir nicht wie bey hera duoder, ein wiederkehrendes graphiſches Zerreißen zuſammengehöriger Laute annehmen und cuoni ouuidi verbinden oder trennen dürften, wodurch wir etwa asperas caulas oder den Singularis (*owili, ewida* oder ewit, goth. avêthi, angelſ. ewede, cowed) erhielten. Doch läugnen wir auch hier wieder nicht, daß dieſe Deutung von cuoni, abgeſehen von der Frage um den modus, gleichfalls etwas kühn ſeyn würde und wir uns dann wieder umzuſehen hätten nach dem, was die idiſi um dieſe Hürden (owidi) klaubten oder welche hapt heptidâ ſie herum ſammelten. Das müſſen natürlich die *inſprinc* ſeyn, etwa, wenn wir an *úrſprinc*, (fons, ebullitio) und an *ſpringa, ſprincwurz* denken, inſprincu junge Schößlinge, geſchmeidige Triebe, Zweige, Gerten, welche die idiſi zwangen (heftidun) mit den haptbandun (den Heft- oder Haftbanden), die ſie ausgeleſen und geſondert (herbezidun). Dürften wir dann ferner zurückgreifen und gar ſagen lâzun hera ad (adh? freylich unerhört ſt. at!) *vôder* (freylich ſtatt vôdhre, fôthre, oder iſt es undeclinierbar wie vader, muoder, tohter?): *uôther* (holtes), carrata, veher kommt in der Eſſener Heberolle vor. Nur wäre hier in unſerm Bruchſtücke wie in uuôdan des zweyten, wieder ô für uo anzunehmen.

Wozu aber nun die ganze dreyfache Thätigkeit? *in uâr ingândun?* wider die eingehende (inganga-ndan? —on?), drohende, mögliche Gefahr (vâr, masc.)? wider den warg, den Wolf, *) oder wider Geiſter (helkawargôs)? Grimm weiſt *in*gandun wie es ſcheint auch graphiſch (das Facſ. iſt hier gerade ſchwebend) lieber ganz zurück und wagt die Gefahr einer „kleinen Aenderung“ **) des uigandun in *uui*gandun (bellatoribus) und deutet ſeinem mythologiſchen Auffluge getreu *inſpring* und *invar* (freylich mit nicht mehr lexikaliſchem Belege, als unſerm obigen Deutungsverſuche zu Statten käme) als inſultus (ἐπιπήδησις) und introitus: die von den Nymphen oder Walküren gebrochenen Kränze (ferta giebt die Ueberſetzung S. 4) ſind den Göttern (haptbandun!) — *inſpring*, den Helden (wîgandun) *invar*. Grimm legt die Alliteration, wie ſchon oben bemerkt, auf inſpring und invar; durch unſern Verſuch würde dieſelbe freylich zerſtört, nicht minder der Reim hapt*bandun*: wî*gandun*. —

Werden wir aber ſo durch Grimm's jedenfalls geiſtreiche Auslegung ſchon des erſten kleineren Liedes (wenn es nicht Bruchſtück zu nennen iſt, was etwa das nachgeſetzte H bezeichnen könnte) bereits in höhere Regionen entrückt, ſo treten uns ihre Bewohner im zweyten Gedichte unzweifelhaft wirklich ſelber entgegen: obenan der haptagudh *Wôdan* (Odhinn), und es frägt ſich fortan nur in wie großer ebenbürtiger Begleitung oder Geſellſchaft.

Wir vergegenwärtigen uns deßhalb auch hier den Text, der dießmal beynahe gar keinen grammatiſchen, ſondern nur ſolchen Schwierigkeiten unterliegt, die aus dem Inhalte ſelbſt hervorgehen, unter denen bey weitem die größte der Name bringt, mit welchem es anhebt:

1. |*Phol* ende *Wôdan*
   |vuorun zi holza.
2. du wart demo *Balderes* |volon
   ſîn |vuoz birenkit.

*) Vrgl. die Beſchwörungsformeln XVIII. XIX. in Grimms Mythologie S. CXXXVIII.

**) Eine größere wäre freylich das S. 10. verſuchte *unarwigandun* (von frustrantibus).

3. Thu biguol - en | *Sinthgunt*(h) *)
|*Sunnâ* ëra fwiſter;

4. thu biguol - en |*Frûâ* *)
|*Vollâ* ëra fwiſter;

5. thu biguol - en |*Wôdan*
ſô he |wola konda:

6. Sô ſe bênrenki, ſô ſe bluotrenki, ſo ſe lidrenki
bên zi bêna, bluot zi bluoda,

7. |lid zi (ge)|liden,
ſô ſe ge'limidâ ſîn.

„Die Götter Wodan und Phol fuhren (profecti sunt) einſt zu Walde, da wurde Balders Fohlen der Fuß verrenket.“ — Ritt letztren Balder, Odhin's Sohn, ſelber? Oder ritten ihn jene beyden ſelbander? Weidete derſelbe auf der Götterau (dem vagga?), auf Idhavöllr oder Breydablick, wo Balder's Schloß Glitnir lag? — Iſt „nach den Regeln einer guten Erzählung“ (S. 11) Phol („ein unerhörter Name“ S. 11) eins mit Balder, als wenn man anhübe „Phöbus und Zeus fuhren aus; da ward Apollo's Roß huflahm? Oder iſt Phol ein böſer, unheimlicher Geiſt gleich Loke, den Wodan oft begleitend auf ſeinen Wanderungen, immer den Aſen, namentlich dem ſchönſten derſelben, dem reinen, fleckenloſen Licht- und Sonnengotte Balder zu ſchaden bemüht? Iſt es Vale, Lokes Sohn (mit Sigyn gezeugt), den die Aſen in einen Wolf (vargr) verwandelten? Oder iſt es Odhin's gleichnamiger Sohn Vale, der einſt nach der Aſen Untergange die neue Erde bewohnen wird? In dieſem Falle müßte das große Anfangs P mit ſeinem oben drangeſchriebenen h für das angelſächſiſch-hildebrandſche *p* angeſehen werden, was die Alliteration mit auf *W*ôdan würfe, worüber aber wieder im zweyten Gliede das Hauptband ausgienge, man müßte denn (ſagt Grimm S. 12) von neuem auch holza verwandeln in *w*alda oder möchten wir ſagen, uuorun in *uuarun* (wârun). Gegen jenes Ph = W ſträuben ſich aber die Lautverhältniſſe, die Gr. S. 12 erörtert, wobey wir jedoch (vrgl. oben) über die Schwierigkeit nicht hinaus können, daß Phol (oder Phal) oder ſächſ. *Pol* gleich ſeyn ſollte *Bal*(der) oder gar *Be*lenus u. ſ. w., mit welchem keltiſchen Gotte wir wohl gar auf den Beilſtein dieſer Gel. Anz. (1842, S. 102. 103) gerathen könnten. Lieber neigen wir wieder Gr's. Vermuthung zu, wonach der thüringiſche Schreiber das ſächſ. Pol in P^{h}ol verändert habe und laſſen uns von Gr. aus ſeiner reichen Umſicht gern an den niederſächſ. (gegen Thüringen hin) vorkommenden Ortsnamen des zehnten Jhrh. *Palithi*, *Polidi*, *Pholidi* (jetzt Pölde, Pfolde) erinnern, den 929 Heinrich I. ſeiner Mutter Mechtildis ſchenkte, welche daſelbſt ein bekanntes Benedictinerkloſter ſtiftete. Das Althochd. gewährt einen abgeleiteten Eigennamen *Pholing*. Nicht unwahrſcheinlich daß ſolche Namen in heidniſche Zeit hinauf reichen und nach einem Gotte Phol gebildet ſeyn mögen. Das Chriſtenthum war Kirchen an Stätten zu ſtiften befliſſen, die in den Augen des Volkes für heilig galten (S. 13). Ueberaus glücklich erinnert Grimm ferner an eine Benennung des zweyten Maytages in überrhein. pfälziſchen Weisthümern: Phultag, Pulletag und ſagt S. 14 ganz richtig, daß unter dieſem Phul oder Pul kein Heiliger der chriſtlichen Kirche gemeynt ſeyn könne, da ſonſt das Wörtlein Sanct nicht mangeln würde, die Tage von Paulus und Hippolitus (St. Pölten) aber in andere Jahreszeit fallen. Ja Gr. hält nicht zu gewagt, an den Pol- oder Pollgraben (den limes der Römer) zu erinnern, den man zwar allgemein jetzt als Pfahl-graben deutet, der aber, weil er vom Volke auch „Teufelsmauer“ genannt wird, ſo nicht allein als heidniſches (römiſches) Werk, ſondern vielleicht beſtimmter als von einem böſen lokeſchen Geiſte gebaut angeſehen und benannt worden ſeyn könnte. Der Name aber eines ſolchen Phol (oder Pol) dürfte in dem ſeit dem 12. Jahrh. in den mittelhochdeutſchen Gedichten auftauchenden Namen des Teufels *vâlant*, *vôlant* fortgelebt haben, wie derſelbe Gott-ſey-bey-uns im Hennebergiſchen noch *Fal* genannt werde (S. 15).

(Fortſetzung folgt.)

*) Vorläufig nach Grimm angeſetzt.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Filippo Moisè, Storia dei Dominii stranieri in Italia dalla caduta dell' imperio Romano in occidente fino ai nostri giorni. Vol. II. Distribuzione 24 — 27. Firenze 1840. 8.

Correspondance de Henri D'Escoubleau de Sourdis, augmentée des ordres, instructions et lettres de Louis XIII. et du Cardinal de Richelieu à M. de Sourdis concernant les opérations des flottes françaises de 1636 à 1642, par M. Eugène Sue. Vol. 1 — 3. Paris 1839. 4.

Le comte Beugnot, Les Olim ou registres des arrêts, rendus par la cour du roi sous les règnes de Saint Louis, de Philippe le Hardi, de Philippe le Bel, de Louis le Hutin et de Philippe le Long. T. I. 1224 — 1273. Paris 1839. 4.

Lettres de rois, reines et autres personnages des cours de France et d'Angleterre depuis Louis VII. jusqu'à Henri IV. tirées des archives de Londres par Bréquigny et publiées par M. Champollion-Figeac. T. I. de l'année 1162 à l'année 1300. Paris 1839. 4.

Chronique de Bertrand du Guesclin par Cuvelier, trouvère du XIV. siècle, publiée pour la première fois par E. Charrière. T. 1. 2. Paris 1839. 4.

Pierre Varin, Archives administratives de la ville de Reims. Collection de pièces inédites pouvant servir à l'histoire des institutions dans l'intérieur de la cité. T. I. p. 1. 2. Paris 1839. 4.

— — — Archives législatives de la ville de Reims. P. I. Coutûmes. Paris 1840. 4.

Chronique du religieux de Saint-Denys, contenant le régne de Charles VI, de 1380 à 1422, publiée en latin pour la première fois et traduite par M. L. Bellaguet, précédée d'une introduction par M. de Barante. T. 1 — 3. Par. 1839 — 41. 4.

Collection des Cartulaires de France. Cartulaire de l'abbaye de Saint-Père de Chartres, publié par M. Guérard. T. 1. 2. Paris 1840. 4.

Cartulaire de l'abbaye de Saint-Bertin, publié par M. Guérard. Paris 1840. 4.

Mémoires militaires relatifs à la succession d'Espagne sous Louis XIV. extraits de la correspondance de la cour et des généraux par le Lieutenant Général de Vault. Vol. 4. avec Atlas. Paris 1841. 4.

Papiers d'état du Cardinal de Granvelle d'après les manuscrits de la bibliothèque de Besançon, publiés sous la direction de M. Ch. Weiss. Vol. 1. 2. Paris 1841. 4.

M. Michelet, Procés des templiers. T. I. Paris 1841. 4.

Correspondance diplomatique de Bertrand de Salignac de la Motte Fénélon, ambassadeur de France en Angleterre, de 1568 à 1575, publiée pour la première fois sur les manuscrits conservés aux archives du royaume. Vol. 1 — 7. Paris 1838 — 1840. 8.

Le manuscrit de Foissart de la Bibliothèque d' Amiens; dissertations et extraits, particulièrement en ce qui concerne les batailles de Crécy et de Maupertuis. Poitiers 1841. 8.

Ed. Mennechet, Histoire de France, depuis la fondation de la Monarchie. Vol. 1 — 4. Paris 1840.

M. Michelet, Histoire de France, Vol. 4. 5. Paris 1842.

C. Mullié, Fastes de la France, ou tableaux chronologiques, synchroniques et géographiques de l'histoire de France, depuis l'établissement des Francs jusqu'à nos jours. Paris 1841. f.

J. C. L. Simonde de Sismondi, Histoire des Français. Vol. 25. 26. Paris 1841. 8.

Vauvilliers, Histoire de Blanche de Castille, reine des Français, deux fois régente. Vol. 1. 2. Paris 1841. 8.

Le comte D'Allonville, Mémoires de 1770 à 1830. Vol. 3 — 5. Paris 1841.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. May.

Nro. 95. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Ueber zwey entdeckte Gedichte aus der Zeit des deutschen Heidenthums. Von Jakob Grimm.

(Fortsetzung.)

*Palithi, Polidi**) bespricht auch Falcke in den Traditt. Corbejens. S. 22. 23., welche aber in Westfalen weiter keinen *Phol* oder *Pol* ergeben, wenn schon ein *Wôdensberg* (ann. 974), ein *Wôdenstorp* (a. 1180), *Wôdenswege* (a. 937 *Wateneswege*) d. i. Godenswegen bey Magdeburg. Aber Thüringen selber bietet uns den *Phol* dar! In Eberhard's Traditt. Fuldens. bey Schannat S. 291 heißt es N. 85. Widerolt comes tradidit sancto Bonifacio quicquid proprietatis habuit in *pholef brunnen* in provincia Turingie. **) Erfreut hier schon die Genitivform und gleiche Schreibung, so überrascht in der unmittelbar vorhergehenden n. 84. *wôteneshûsen*, das n. 105. als *wôtaneshûsen* wiederkehrt. Also in wahrscheinlichster örtlicher Nähe — wieder dieselben beyden Gefährten *Phol ende Wôdan!* Also beyde thüringischem, deutschem Boden angehörig; und, wie es scheint, neben dem gleichen Laute des Namens Phol, auch noch die strenger thüringische Aussprache Wôtan (oberdeutsch Wuotan, altſ. Wôdan), die auch in jenem Wateneswege bey Magdeburg wiederzukehren scheint. Gelegentlich sey hier angereiht, daß sich bey Schannat auch *Hecele*stein (n. 73), bey Falcke *Hakel*, *Hakel*breite, *Hakil*heim, ja *Hakules*-thorpe, *Hakeles*-torpe an der Weser, auch ein *Balder*brôc (a. 1205) findet. Da es hier Alles sammeln gilt, was zur Erklärung dienen könnte, so bringen wir hier aus einer Mittheilung Herrn Vollmer's (vom untern Eichsfelde gebürtig, hier in M. lebend) bey, daß in seiner Heimat der heftig sich erhebende Wirbelwind vom Volke, doch stets mit Scheu und Widerstreben, Pull-oineke genannt werde. Der Laut oi entspricht dort dem ü (iu), so daß vielleicht ein Pol ônika sich ergäbe, der hauchende Pul (*ânan*, ôn: wehen, hauchen, wovon vielleicht selbst die nordr-*ôni*, oſtr-*ôni*, ſundr-*ôni*, weſtr-*ôni* ihre Erklärung erhielten).

Dieſer Phol nun, Wodans Begleiter (auf Balders jungem Roſſe?) mochte dieſem wie ſeinem von ihm (Loki) gehaßten und zuletzt zum Tode verrathenen Herrn haben ſchaden wollen, daß ihm ſin vuoz *birenkit* d. i. ſpurihalz wurde oder firſpurni (Otfr. IV, 4, 31). In *birenkit* und *renki* iſt dem althochd. wie dem altſ. Wörterbuche ein Wortſtamm zugewonnen worden, der bisher nicht belegt war: Rane (ſtreng altſ. wranc) iſt Verdrehung, angelſ. *gevrinc* tortura, *vrenc* fraus und *bevrencan* occultis machinationibus circumvenire, was vortrefflich zum liſt- und ränkevoll Hinderniſſe in den Waldweg werfenden Loki-Phol oder etwa dem die Sonne verfolgenden Wolfe Sköll (oder Sol-

*) Heinrich II. verweilte 1013 Weihnachten in Polithi, zur Erſcheinung Chriſti zu Alſtet, gieng von da nach Merſeburg, und feierte Mariä Reinigung in Magdeburg. Am 29. December aber gab er an Fulda den Forſt Zanderhart bey Polithi (Schannat Nr. 244). — Ortsnamen auf *-ithi* noch manche bey Falcke: *Tilithi* an der Weſer, Sueuithi, Hallithi, Heherithi, Buginithi (Bünde), Amplithi, Sturmidi, Olidi, Oſede, Heſiti, Heſethe, Bathedi, (Bade) u. ſ. w., bey Schannat Felihchide, Hon(ig)ide, Tungide, Engeride, Borahtride, Sumerde u. ſ. w.

**) So in dem Originalcodex nach Director Dronke's freundlicher Mittheilung.

varg, Sol-ulf) paßt. Das flüchtige, unaufhaltsame Glanzroß des Sonnengottes (das weiße Roß des altwestfälischen oder sächsischen Wappens?) ist bis in sein innerstes Leben (vërh) gelähmt: die Gefahr ist eine Weltgefahr. Die helfenden Göttinnen oder *idisi* (Frauen übten die Heilkunst, wobey wir an die oben eingeführte Eir erinnern), welche am Waldwege saßen und Geschicke schufen, eilten herzu; aber ihnen gelingt es nicht den Zauber, den Bann zu heben; erst *Odhinn*, welcher nach der Edda wie jene ja vorzugsweise Seidher und Galdr d. i. Runen-, Zauber- und Liedersprüche verstand (wie passen hier trefflich unsers Liedes Worte fô he wola konda!), mit welchen Beschwörungen und Zauberformeln er Berge versetzte oder aufschloß und ihre Bewohner fesselnd ihnen entnahm, was ihm gefiel — erst Wodan konnte Balderes volon wieder zum Heile verhelfen. Die Seidhr-Wissenschaft, welche den Leuten Tod, Krankheit, Unglück bereiten, aber auch gegen Waffen fest und unverwundbar machen konnte (Mythol. 583. 636), soll Freyja aus dem Lande der Vanen den Asen zugebracht haben; davon hießen die Zauberfrauen *seidh-konur* (oder *völur*, fatidicae). Solche wären jene idisi, die zum Zauber (zur Heeresverspätung ꝛc.) zusammensaßen, lâzun (das nächtliche Ausfahren und Zaubern hieß nordisch gleichmäßig *fitja* úti Mythol. 637). Und so wäre denn vielleicht doch ein innerer Zusammenhang für das erste unserer Lieder, das sonst keine rechte innere Befriedigung durch Abschluß gewährt, hergestellt oder gewonnen. Es wäre das Vorspiel zur Haupthandlung. *Galdr* ist altnord. der gesprochene Zauber (incantatio), angelsäch. galdor, althochd. kalstar. *Galdra* ist davon altn. fascinare, incantare, *galdra-kona* (wie jenes seidh-kona) eine saga, die vom leisen Raunen genannte Albrûna (Mythol. 583). Das Wort kommt von *galan*, angels. altn. gala, althochd. kalan (canere, incantare), dessen Präteritum *guol* in dem *biguol* unsers Gedichtes erscheint und von dem (im Gothischen gôl) sich das gothische *gôljan* grüßen (zum Gegengruß veranlaßen oder Heil zurufen) ableitet.

Thu biguol-en, tunc incantavit eum, d. i. *ën* enklitisch für ina, ine, in. Sein ë scheint nicht allein durch jene Anlehnung veranlaßt, da auch *ërâ* dasselbe zeigt, von dessen Bedeutung (ejus oder eorum?) es fortan abhängt, ob wir mit Grimm vier Frauen oder Göttinnen oder nur zwey annehmen dürfen. *Erâ* gleicht sich zunächst mit altf. *irâ* d. i. ejus (fem.), wofür aber selbst meist irô, irú, irê vorkommt. Dürfte nicht ebenso umgekehrt irâ für irô (αὐτῶν) angenommen werden und dürften wir herad für herod (besser vielleicht *bâna* für bôna) vergleichen oder gar dort auch (h)*ërâ* lesen, wodurch zugleich eine bessere Alliteration gewonnen würde? Was uns nun vorzugsweise abhalten muß sogleich mit Gr. vier Göttinnen, nämlich Sin*th*gunth, Sunnâ, Frûâ und Vollâ statt bloß zweyer (Sunnâ und Frûâ Vollâ) anzunehmen, das ist der auffallende zweymalige Mangel der Copula *ende* zwischen dem an sich unsichern Sinhtgunt und Sunnâ und wieder zwischen Frûâ und Vollâ, deren Mangel sich auch durch Gr's. Besprechung S. 19 — 20 nicht ganz beseitigen dürfte, man müßte ihn denn als ganz neue grammatische Formel ansetzen. Die altn., altf. und althochd. (auch mittelhochd.) Poesie läßt die Copula kaum aus. Der von Gr. herbeygezogenen ungefähren Analogie aber, daß das Angelf. und Altn. nach dem Dualis des Pronomens nur Einen Namen ohne Copula setzt (vidh Freyr d. i. ich und Freyr, vit Scilling ich und Schilding, unc Adame wir und Adam), ließe sich vielleicht selbander, gewissermaßen auch einander anreihen. Nun ist allerdings nicht zu verschweigen, daß die Handschrift nach dem schwierigen sinhtgunt ein Punctum (das einzige der ganzen Seite innerhalb der Sätze!) bietet, somit sinhtgunt von sunna absondert, wenn dieses nicht nur dem Alliterationsgliede gilt, obschon ein Punkt zwischen frûâ und vollâ wieder fehlt, was auch Grimm's Deutung wieder Gewicht raubt. Doch fassen wir sein viersippiges Zauberkleeblatt näher ins Auge! Mit frûâ oder frou *Sunnâ* wird jeder einverstanden seyn, eben so mit frua *Volla*, in der wir erfreulich die Asynie Fulla (die Göttinn der Fülle, des Reichthums) aus dem Norden wieder erkennen, die mit flatterndem Haare und goldenem Stirnbande die eschene Kiste (eski) der Göttermutter Freyja, aus der sie den Menschen Gaben mittheilt, aufbewahrt und an ihren geheimen Ueberlegungen Antheil nimmt. Als Balder nach seinem allen Göttern

schmerzlichen und gefährlichen Tode nicht wieder aus Helheim, dem Schattenreiche, zurückkehren durfte, sandte er durch den Götterboten Hermôdr den Ring Draupnir für Odhinn; Nanna aber sein Gemahl, die sich mit seinem Leichnam verbrennen ließ, sandte der Frigg von dort einen weiblichen Schmuck, der Fulla einen goldenen Ring zum Andenken. — Meint nun aber unser Text verbunden frûâ Vollâ, warum sagte er dann nicht auch frûâ Sunnâ wie S. 16. (frowe Sunne) und Mythol. S. 400, frou Frey S. CXLVIII. CL? Grimm nimmt Frûa (S. 16) unbedenklich für Freyja, der somit Fulla, im Norden nur der Göttermutter Frigg Dienerinn, zur Schwester (êrâ suister) würde. Sunnâ aber würde eben so zur Schwester der *Sinth-Gunt(h)*, die aber aus Grimm's Jupitershaupte uns erst neugeboren entgegenspringt. Er selbst sagt (S. 16.: „Wir lernen eine neue Göttin kennen, der nordischen Mythologie so unbekannt wie Phol", und zwar 1) durch eine „leichte Berichtigung" von Sinhtgunt in Sinthgunt, welches dann 2) „eigentlich" Sinthgunth geschrieben seyn, altf. aber eigentlich Sithguth lauten sollte. Den neugewonnenen Namen, der aber bisher in urkundlichen Namenverzeichnissen nicht angemerkt wurde, leitet Gr. wie Sunna oder Sunnô selbst, durch *Sinth* (*iter, via*) von einem ursprünglichen Sinnan (progredi, ire): die wandernde Gunth (oder Hild, Walküre). Welches „wandelnde Gestirn" aber ist nun diese unbekannte Sinthgunt? „Ich kann nicht sagen welches" (S. 16). Schwerlich der Mond, der meist „Herr Mond" ist. Oder sollte Sithguth zur nordischen Sigynn, Loke's Gemahlinn geworden seyn?*) Oder sollte der Mond dennoch in (frûâ) *Volla* gemeynt seyn, gemäß dem isl. fullt tungl d. i. Vollmond, dem goth. fullithê als *πεομενίας* in Col. 2, 16. formell entsprechend, mit (zwischen Wolken) flatterndem Lichthaare? Freylich ist auch im Norden Mâne Bruder der Sonne (beyde die schönen Kinder Mundilfare's, welche die Götter an den Himmel versetzten, den Erdkreis zu umwandeln und das Jahr mit seinen Zeiten zu bezeichnen —).

Der einfach dargestellten Fabel unsers Gedichtes liegt ohne Zweifel ein tieferer Sinn zu Grunde, den wir weiter oben schon anzudeuten suchten, Grimm aber mit den Worten ausdrückt: „Sobald des Sonnengottes Roß erlahmt und er seinen Umlauf zu unterbrechen genöthigt ist, läuft Alles Gefahr und nichts ist den gütigen Gottheiten angelegener als schleunig sie abzuwenden" (S. 24). Wie wenn es nun also hieße: da besprach (da fand) ihn sinkend (sincunt) die Sonne (über sein Leid sank die Sonne), aber auch der aufgehende (Voll-) Mond fand ihn noch gelähmt und konnte ihm nicht abhelfen, bis der Götter Gott ihn heilte? Die in sincunt gewagte Abschwächung (st. sinkunde) giebt sich freylich erst im Mittelhchd. mächtiger kund, im Althchd. u. Altsächs. nur in vrîunt, frîunt und hier obenein aus -ônt. —

Die hierauf folgenden Zeilen (Sôse bênrenki u. s. w.) schließt Grimm, sey es als Accusative dem Accus. *ën* (eum) gleichstehend, sey es als Genitive mit jenem ën verbunden (letzteres nach der Analogie von teilan, biteilan) unmittelbar an die Geschichte von Balders Fohlen: *tam* ossis torturam (incantavit) *quam* sanguinis torturam, membri*que* torturam, os ad os, sanguinem ad sanguinem, membrum ad membra (restringens, articulans) ac si glutinati essent.

Aber sollte gegen solchen Anschluß nicht die offenbar in Glied 6. unterbrochene Alliteration warnen, die zwar in Gl. 7. wieder recht rein hervorspringt? Ist es nicht wahrscheinlicher, daß eine solche Beschwörungsformel nach ihrem epischen Eingange auch ihre praktische Nutzanwendung mit sich führen werde? Möge nun *renki* ein Substantiv (renkî, von dem sich birenkic denken lassen würde) oder ein Adjectiv (renki) seyn, dürfte der ganze folgende Satz nicht als imperativischer oder imperatorischer Anwendungsspruch des Besprechenden (des galdramadhr altn., galdere agf., kalftarari ahd.) zu faßen seyn, dem noch das sive — sive — sive (sey es nun) vorhergeht, sô se bênrenki — sô se bluotrenki — sô se lidirenki: es soll sich nun fügen

Bên zi bêna!
bluot zi bluoda!
lid ze liden,
sô se gelîmidâ sîn.

*) Etwa wie *idis* zur *dis*? Also deutscher Mythus im Norden, wie die Sage von Siegfried?

ac si oder quomodo articulati sint (sunt, erant). Ja würde sonst eine solche Schlußwendung, um derentwillen das Ganze doch wohl nur in eine Missale Eingang fand, nicht vermißt werden? und wäre ihr Mangel nicht allen ähnlichen, freylich zum Theil späterer Formen (Mythol. CXXVI-CXLIX) zuwider?

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung).

M. Capefigue, Les cent jours. Vol. 1. 2. Paris 1841. 8.

George Duval, Souvenir de la Terreur. Vol. 1. 2. Paris 1841. 8.

J. Crétineau-Joly, Histoire de la Vendée militaire. Vol. 1—3. Paris 1841. 8.

M. Ch. Labitte, De la démocratie chez les prédicateurs de la Ligue. Paris 1841. 8.

Joh. Frid. Boehmer, Regesta imperii inde ab anno 1314 usque ad annum 1347. Frankfurt 1839. 4.

— — — Additamentum primum ad regesta imperii inde ab anno 1314 usque ad annum 1347. Frankfurt 1841. 4.

Codex epistolaris Johannis Regis Bohemiae. Briefe des Königs Johann von Böhmen, seiner Verwandten und anderer Zeitgenossen, herausgegeben von Dr. Th. Jacobi. Berlin 1841. 4.

Dr. F. H. Müller, Die deutschen Stämme und ihre Fürsten oder historische Entwickelung der Territorial-Verhältnisse Deutschlands im Mittelalter. Th. 2. Berlin 1841. 8.

T. de Partouneaux, Histoire de la conquête de la Lombardie par Charlemagne et les causes qui ont transformé dans la Haute-Italie, la domination française en domination germanique sous Othon-Le-Grand. Vol. 1. 2. Paris 1842. 8.

Dr. C. B. N. Falckenheiner, Geschichte Hessischer Städte und Stifter. Bd. 1. Cassel 1841. 8.

K. Grosse, Geschichte der Stadt Leipzig. Leipzig 1839. 8.

Dr. J. C. E. Hofer, Das Riesengebirge und seine Bewohner. Prag 1841. 8.

J. M. Lappenberg, Geschichtsquellen des Erzstiftes und der Stadt Bremen. Bremen 1841. 8.

Dr. L. Lersch, Centralmuseum rheinländischer Inschriften. Th. 3. Bonn 1841. 8.

G. C. F. Lisch, Meklenburgische Urkunden. Band 3. Urkunden des Bisthums Schweden. Schwerin 1841. 8.

H. Meidinger, Statistische Uebersicht der Mannschifffahrt und der Flößerey im Jahre 1840. Frankfurt 1841. 8.

K. Pfaff, Fürstenhaus und Land Würtemberg. Stuttgart 1841. 8.

— — Geschichte der Reichsstadt Eßlingen, nach Archivalurkunden dargestellt. Eßlingen 1840. 8.

Dr. G. Roller, Das Würtembergische Polizeyrecht. Lief. 1. Stuttgart 1841. 8.

Scriptores rerum Lusaticarum. Neue Folge Bd. 2. Görlitz 1841. 8.

Ant. Boczeck, Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae. T. 3. ab annis 1241—1267. Olomucii 1841. 4.

Bened. Frhr. v. Püchler, Geschichte der Regierung Kaiser Franz I. Th. 1—3. Wien 1841. 8.

Dr. Joh. Vesque von Püttlingen, Die gesetzliche Behandlung der Ausländer in Oesterreich u. s. w. Wien 1842.

Scriptores Rerum Transilvanicarum, cura et opera societatis Philohistorum Transil. editi, accurante J. C. Eder. Vol. 1. 2. Cibinii 1797—1840. 4.

Die Erwerbung der Mark Brandenburg durch das Luxemburgische Haus. Berlin 1840. 8.

Rud. Fr. Reusch, Sagen des Preußischen Samlandes. Königsberg 1838. 8.

J. Voigt, Handbuch der Geschichte Preußens bis zur Zeit der Reformation. Bd. 1. Königsberg 1841. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. May.

Nro. 96. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Ueber zwey entdeckte Gedichte aus der Zeit des deutschen Heidenthums. Von Jakob Grimm.

(Schluß)

In den meisten Missalen gerade jener frühern Jahrhunderte kommen regelmäßig eine Menge Exorcismen gegen das Feuer, Fieber, Bienenschwärme u. s. w. vor, die alle ihren bestimmten Verwendungszweck und ihren Anwendungsschluß in sich tragen: ohne Zweifel also auch unser Roßsegen, der sich zu innig den früher von Unterz. bekannt gemachten, von Grimm in s. Mythologie aufgenommenen beyden altsächsischen Sprüchen gegen die spurihelti (Huflahmheit) und gegen den Wurm im Rosse anreiht.

Das Roß ist des Ritters oder Reisigen theuerster Lebensgefährte, wie dem Jäger sein fuocheman. Seine Heilheit oder Heilung mußte ihm stets am angelegensten seyn. Da mußten die Götter selbst helfen, wie in Allem. Reiten sie doch selber ihre Rosse: Odhinn den achtbeinigen Sleipnir, Thor's Sohn Magan den Gullfaxe (d. i. Goldmähne), Heimdal den Gulltop (Goldbusch). Balder's Roß (das wir hier als jugendlich als vole kennen lernen,) ward zugleich mit seinem Reitzeuge auf seines Herrn Scheiterhaufen verbrannt. — Nicht wenige Beschwörungsformeln gelten drum den Krankheiten des edlen Thiers (vrgl. Mythol. Nr. XVI. XXXIII—XXXVI. LVII. LVIII. und manche andere in den zahlreichen Roßarzneybüchern). Jene zweyte Wiener Formel gegen den Wurm wendet sich unmittelbar an den inhausenden Nix (nesso) und beschwört oder ruft ihn heraus an die Spitze oder Rinne des entgegengehaltenen Pfeiles: *) *gang ût, nesso mid nigun nessiklinon* (wurm und wurmin, wurm und ab die wurm, die in dem ros sind Nr. XXVIII. XXXV. in der Mythol. S. CXL.CXLI)! ut fana themo marge an that bên, fan themo bêne an that flêsg! ût fan themo flêsgke **) an thia hûd! ût fan thera hûd an thesa strâla.***)

Die von Grimm im Anhange (S. 26) mitgetheilte merkwürdige Straßburger Beschwörungsformel (ad stringendum sanguinem) gewährt gerade zuerst einen solchen epischen Eingang und schließt mit imperativischer Anrede an das Blut gleichmäßig:

1. Genzan unde Jordan keken sament sozzon (scozzun?)
   to versc(c)ôz Genzan Jordane te situn:
   tô verstônt taz pluot.
2. verstandî tiz pluot!
   stánt pluot vró!
   unde lâzâ kêre keken molt petritto (?)
   stánt pluot fasto!†)

*) Dieselbe Formel kommt, wie Schmeller schon im altsächs. Wtbch. andeutete, auch in Oberdeutschland vor: Cod. Tegerns. 524. 2. membr. 4. (Officia S. Isidori) gibt sie auf dem letzten Blatte so: *P. nessia.* Gangûz Nesso. mit niun nessindnlinon, ûz fonna marga. In deo. âdra. Vonna den âdrun. In daz fleisk. fonna demu fleiske. In daz fel fonna demo velle. In diz tulli. Tor. Pât. nr. similit? —

**) Flesgke erinnert an sinhegunt?

***) In der darauf folgenden lateinischen Formel wäre vielleicht statt equus infusus zu lesen intusus, incusus?

†) Die Formel fährt fort Tumbo saz ¡in berke |

Zwar spricht für Grimms Verbindung der Gedanken in unserm thüringischen Baldersliede die unabweisbare Beziehung beyder Glieder zu einander in dem merkwürdiger Weise in Dänemark erst im vorigen Jahrhundert mündlich aufgenommenen Roßspruche, der über allen Zweifel unsre thüringische Formel christianisirt und verjüngt forttrug und den wir hier darum auch wieder beybringen: *) „Jesus ritt zur Haide; da ritt er das Bein seines Fohlen entzwey. Jesus stieg ab und heilte es: er legte Mark in Mark, Bein in Bein, Fleisch in Fleisch; er legte darauf ein Blatt, daß es in derselben Stelle bleiben sollte.“ Aber diese Formel, so wichtig sie uns nach andrer Seite ist und wird, spricht in ihrer offenbaren Abschwächung (im Gegenhalt gegen die farben- und gestaltenfrischere thüringische: — Folge des langen Hinlebens bis in neueste Zeit) doch nicht gegen unsere Auslegung; sie hat überhaupt zusammengezogen.

Aber wie wichtig, wie überraschend ist die Uebereinstimmung zwischen altthüringischer und nordischer Formel, die so lange im Munde des Volkes fortlebte! Ja wie merkwürdig gerade die Beziehung zum hohen Norden, dem wir die Deutung von haptbándun, nicht minder am Ende den *p* Laut in haptbandun, und hapt he*p*tidun verdanken. Sollten nicht am Ende doch unsre thüringischen Lieder nordischer Erinnerung anheimfallen? Sollte nicht auch die Form Balde*r*es dahin weisen, welcher Name im Alt- und Angelsächsischen eigentlich Bäldäg (oder Bealdäg) klang? Aber wir sind, indem wir wegen aller dieser Räthselfragen nochmals den Wunsch nach einer Geschichte der Handschrift wiederholen, am Ende. Ob auch genug auf dem Reinen? Schwerlich. Ja wir haben am Ende wenig Neues oder besser gesagt, Aufhellendes hinzugetragen. Dennoch scheuten wir nicht, unsre auch vielleicht unhaltbaren Anstände, die wir gegen des Meisters Auslegung erhoben haben, auszusprechen, da auch sie lehrreich werden können. Die beyden besprochenen Gedichte, Lieder oder Bruchstücke sind, abgesehen von ihrer mythologischen Werthung, nach welcher Grimm (S. 24) selbst an das 2te, 3te Jahrhundert zu denken nicht abgeneigt ist, allein schon für die Geschichte der Sprachentwicklung wegen des ältern, wenn thüringisch-altsächsischen, *p* in ha*p*t he*p*tidum, ha*p*tbandun, noch mehr durch die Auslegung von *eiris* vom höchsten Werthe.

Würde aber auch durch die mythologische Prüfung nichts weiter klar dargestellt, als daß Balders nun gesicherte Verehrung inmitten Deutschlands sammt Frau Volla dem deutschen Himmel zugewonnen würde, so wäre dieses allein schon nach Muspilli's Nachweisung in und für Oberdeutschland erfreuliche Bereicherung genug, und selbst wenn man beengend sinhegunt sunnâ und fruâ Vollâ je zusammen nehmen oder zusammen denken dürfte, erschlössen sie uns wesentlich neue Beziehungen der germanischen Mythologie, die der Norden uns nicht so vollständig aufbewahrt hat. Dann würden Sunnâ und Vollâ Phol's (sey dieß nun Balder oder Loki) und Wodan's Schwestern; dann erklärte sich Volla's Beschenkung durch Nanna in Helheim. Wie viel reicherer Zuwachs aber in Wahrheit an mythologischer Erkenntniß, wenn wir auch Frûâ und obenein *Sinthgunth* gewönnen! Eine letztere aber begrüßen zu müßen, wird am Ende doch nicht mehr zu gewagt seyn oder auffallen, da wir ja auch so plötzlich den unerhörten Phol anerkennen müßen. Wie sind somit die uns in den kleinen Liedern vorgeführten Bilder und Lagen geeignet die Einbildungskraft anzuregen und die Ahnung reichster Ausgestaltung der allgemeinen germanischen und besonderen deutschen Mythologie zu wecken! „Welch große Fülle von Namen wie Dichtungen mag z. B. den Gothen eigen gewesen seyn, deren Sprache in Kultusausdrücken noch offenbar zu der altnordischen sich hinneigt. Auf einen Mythus von Balder sind wir gestoßen, dessen altnordische Quellen sämmtlich geschweigen, dem man dennoch uralte Allgemeinheit zutrauen darf, wie sie jene neunordische Beschwörungsformel außer Zweifel setzt“ (Seite 23). An welche Worte des Herausgebers wir zum Schluße noch folgende Betrachtung desselben reihen, die zugleich weitere Probe seines (man kann gewiß nicht sagen, lateinischen) Lapidarstyles abzugeben im Stande ist: „Dem ersten Geleise deutscher Mythologie darf so weit hinauf nachgegangen werden als den Spu-

mit tumbemo kintd' enarme. | Tumb heizter ter berch. | tumb heiz taz kint. | Ter heilego tumbo versegene tivsa wunda.

**) Dänisch bey Grimm S. 21 u. Myth. S. CXLVIII.

ren deutscher Sprache. Immer schon ein gewaltiges Alter, fast von zweytausend Jahren, unvergleichbar freylich dem hochgemessenen oder auch noch ungemessenen griechischer, indischer Mythologie, die von epischer bis zu dramatischer Fülle ungestört sich entfalteten. Unser einheimisches Heidenthum litt Unterbrechung, bevor es sinnliche Kraft und Anmuth, die man ihm nach dem nordischen Maaßstabe nicht absprechen wird, geistig erhöhte und groß zog, was ihm vielleicht doch versagt geblieben wäre. *) Es hat die Keime des Göttlichen. Seine rohen, nicht unschönen Bruchstücke rühren uns, sie reizen gleich allem Vaterländischen zu öfterer Betrachtung." (S. 24).

H. F. Maßmann.

Dieser Aufsatz war bereits ganz abgesetzt, als ich in der Literärischen Zeitung von Berlin Nr. 18. eine kurze Anzeige von J. Grimm fand, worin er auch für Bayern ein *Pholes*oura (ein Aurach?) anspricht, das ich im Augenblicke selber nicht gleich nachweisen kann (nur *Pholinghofa*, Pholnkofen im Donaugau; *Chr. Gotwic.*) wodurch aber dem unbekannten Gotte also auch hier Altäre erbaut werden. — Somit hätte der Merseburger Fund schnell über die Endpunkte von Deutschland einen ganz neuen Kultus ans Licht gebracht. — Grimm verspricht a. a. O. in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum Bd. II. H. 2. den wichtigen Gegenstand weiter zu verhandeln.

München den 13. May 1842.

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Annales Altahenses, eine Quellenschrift zur Geschichte des 11. Jahrhunderts, aus Fragmenten und Excerpten hergestellt von Wilh. Giesebrecht. Berlin 1841. 8.

Dr. H. F. Maßmann, Die Xylographa der K. Hof- und Staatsbibliothek in München. Leipzig 1841. 8.

Th. Whead, The life of Rupert, the son of Frederic V. elector Palat. London 1687.

Joh. von Müllers Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft, fortgesetzt von L. Vulliemin, mit einem Vorworte von J. J. Hottinger. Bd. 8. Zürich 1842.

J. A. Henne, Schweizerchronik in 4 Büchern aus den Quellen untersucht. Buch 1. St. Gallen 1840. 8.

Collection de chroniques Belges inédites. Publié par ordre du gouvernement et par les soins de la commission royale d'histoire. Recueil des Chroniques de Flandre par J. J. de Smet. Vol. II. Bruxelles 1841. 4.

Archives ou correspondance inédite de la maison D'Orange Nassau. Recueil publié avec autorisation de S. M. le Roi par M. G. Groen van Prinsterer. I. Série. T. 1552 — 1565. Deuxième édition. Leide 1841. 8.

The annals of King James and King Charles the first 1612 — 1642. London 1681. fol.

Edw. Baines, History of the county Palatine and Duchy of Lancaster. Vol. 1 — 4. London 1836. 4.

Edw. Berwick, The Rawdon papers consisting of letters on various subjects, literary, political and ecclesiastical to and from Dr. J. Bramhall, Primate of Ireland. London 1812. 8.

John Bruce, Annals of the Hon. East-India Company, from their etablishment by the Charter of Queen Elizabeth 1600, to the Union of the London and English East India Companies 1707 — 8. Vol. 1 — 3. Lond. 1810. 8.

Christ. Cole, Memoirs of affairs of state; containing letters written by ministers employed in foreign negotiations from the year 1697 — 1708. London 1733. fol.

John Corry, The history of Bristol, civil and ecclesiastical, including biographical notices of eminent and distinguished natives. Vol. 1. 2. Bristol 1816. 4.

Extracts from the information received by his majesty's commissioners as to the administration and operation of the poor laws. Lond. 1833. 8.

J. Forster, The statesmen of the commonwealth of England, with a treatise on the popular progress in english history. Vol. 1 — 5. London 1840. 8.

*) Wie auch der Plastik?

Cavendish, Debates of the house of Commons, during the thirteenth parliament of Great Britain, which met in May 1768 and was dissolved in June 1774, commonly called the unreported parliament. Vol. 3. Lond. 1841. 8.

The history and life of King James the sext: being an account of the affairs of Scotland, from the year 1566 to the year 1596, with a short continuation to the year 1617. Edinb. 1825. 4.

Secret history of the Court of James the first. Vol. 1. 2. Edinb. 1811. 8.

The secret history of the Court and reign of Charles the second. Vol. 1. 2. Lond. 1792.

William Hutchinson, The history and antiquities of the County Palatine of Durham. T. 1 — 3. Newcastle 1785 — 1794. 4.

Will. Hutton, The history of Birmingham. Continued to the present time by Cath. Hutton. London 1819. 8.

Alfred John Kempe, The Losely Manuscripts. Manuscripts and other Documents of English history, biography and manners from Henry VIII. to James I. preserved at the Loseley House in Surrey. London 1836. 8.

White Kennett, A Register and chronicle ecclelesiastical and civil . . on the true history of England from the restauration of King Charles II. 1659 — 1662. London 1728. fol.

John Lamont, The Diary of Mr. J. Lamont of Newton 1649 — 1671. Edinb. 1830. 4.

Die Preßfreyheit in England mit besonderer Bezugnahme auf das Libell. Berlin 1841. 8.

The antiquarian Repertory: a miscellaneous assemblage of topography, history, biography, customs and manners. Vol. 1 — 4. London 1807 — 9. 4.

Henry Rowlands, Mona Antiqua Restaurata. An archaeological discourse on the antiquities, natural and historical of the Isle of Anglesey. London 1766. 4.

Thomas Silver, The Coronation-Service or consecration of the Anglosaxon Kings, as it illustrates the origin of the constitution. London 1831. 8.

Jos. Stevenson, Chronicon Ricardi Divisiensis de rebus gestis Ricardi I. Regis Angliae. Lond. 1838. 8.

Dennis Taaffe, An impartial history of Ireland. Vol. 1 — 4. Dublin 1809 — 11. 8.

Will. J. Thoms, Anecdotes and traditions illustrative of early english history and literature, derived from Ms. sources. London 1839. 4.

Aktstykker for storste delen hidtil utrykte, til Oplysning isaer af Danmarks indre Forholdi aeldre Tid. Samlede og udgivne af Fyens Stifts literaire Selskab. Odense 1841. 4.

Annaler for Nordisk Oldkyndighed, udgivne af det Kongelige nordiske oldskrift-selskab 1836 — 1837. Kjöbenhavn. 8.

Andr. Botin, Beskrifning om Swenska Hemman och Jordagods. Deel 1. 2. Stockholm 1755. 4.

J. M. Chopin, Révolutions des peuples du Nord. Vol. 1. 2. Paris 1841.

C. af Forsell, Statistik öfver alla Socknar i Riket. Appendix till den förlidet ar utgifna Statistik öfver Sverige. Stockholm 1834.

W. H. Grauert, Christina, Königin von Schweden und ihr Hof. Bd. 1. 2. Bonn 1842. 8.

J. Hallenberg, Svea Rikes historia under Konung Gustaf Adolf den stores regesing. Bd. 1 — 5. Stockholm 1790 — 96.

Handlingar til konung Carl XI. tes historia. Stockholm 1763 — 74. 8.

Swen Lagerbring, Sammandrag af Swea-Rikes historia. D. 1 — 6. Stockh. 1778 — 80. 8.

Uwe. Lornsen, Die Unions-Verfassung Dänemarks und Schleßwigholsteins. Nach des Verfassers Tod herausgegeben von Dr. G. Beseler. Jena 1841.

G. A. Silverstolpe, Historia öfver förhallandena Mellan Sverige och Norrige ifran dessa Staters upkomst until närvarande tid. D. 1. 2. Stockh. 1823. 8.

Andr. Ant. Stiernman, ulla Riksdagars och Mötens beslut. 1521—1751. Vol. 1 — 3. Stockholm 1728 — 43. 4.

Fr. Karl von Strombeck, Memorabilien aus dem Leben und der Regierung des Königs Karl XIV. Johann von Schweden und Norwegen. Braunschweig 1841.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. May.

Nro. 97. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Erster Bd. Zürich 1841. 4.

Es ist eine in der Geschichte der Literatur nicht unerhebliche Erscheinung, daß sich in unserer Zeit so viele Vereine gebildet haben, die sich zur Aufgabe setzen, was sich von schriftlichen und anderen Denkmälern der Vorzeit noch vorfindet, zu sammeln und zu erläutern. Dergleichen Gesellschaften entstanden seit kürzerer oder längerer Zeit in Dresden, Halle, Hannover, Hohenlauben, Wiesbaden, Meiningen, Münster, Schwerin, kurz allenthalben; in Bayern allein bestehen zur Zeit nicht weniger wie acht historische Vereine. Vorliegende Schrift gibt uns Kunde von der Thätigkeit einer ähnlichen Gesellschaft in der Schweiz.

Ob das Entstehen dieser so zahlreichen historischen oder antiquarischen Vereine in einem Naturgesetze, vermöge welchem die Extreme sich berühren, gegründet sey, ob nämlich, nachdem man noch vor wenigen Jahrzehnten so viele, selbst der kostbarsten und ehrwürdigsten Monumente mit frevelnder Hand zerstört, nothwendig eine Periode folgen mußte, in der man hinwieder mit größter Sorgfalt alles, selbst das Unbedeutendste zu sammeln und zu bewahren sucht; oder ob diese Erscheinung, da wir jetzt nicht bloß Vereine für historische, sondern für die mannigfaltigsten und verschiedenartigsten Zwecke haben, so daß die Nachwelt dereinst unsere Zeit nicht mit Unrecht die Periode der Vereine nennen mag, einen anderen, tieferen, dem Entstehen der Innungen und Corporationen der vorigen Jahrhunderte analogen Grund habe; diese Frage können wir hier füglich umgehen. Wir halten uns bloß an die Thatsache, daß zur Zeit Vieles zur Erforschung und Erhaltung der Denkmäler der Vorzeit geschehe, und es ist unsere Aufgabe, dieses Bestreben anzuerkennen und die dadurch gewonnenen Resultate dankbar zu benützen.

Was die antiquarische Gesellschaft in Zürich anbelangt, so hat sie ihr Entstehen gewissermaßen dem Zufalle zu verdanken. Da nämlich im Jahre 1832 einige sogenannte Hünengräber aufgefunden wurden, so ward bey mehreren jungen Leuten der Wunsch rege, dem, was der Zufall dargeboten, auf geregeltem Wege nachzuspüren und diese Nachforschungen weiter auszudehnen. Man beschloß, um desto wirksamer auftreten zu können, sich in eine Gesellschaft zu vereinigen und stellte als Zweck auf, „die in der Schweiz und besonders die im Canton Zürich vorhandenen Alterthümer ans Licht zu fördern, zu sammeln und durch Aufbewahrung dem Untergange und der Vergessenheit zu entreißen.“

Zur Zeit ist die Gesellschaft noch klein; sie zählt nur 22 Mitglieder und 9 Ehrenmitglieder; der vorliegende erste Band ihrer Mittheilungen aber ist ein für sie rühmliches Zeugniß, daß sie, wenn auch gering an der Zahl, doch mit nicht geringem Aufwande von Mühe und mit bedeutenden Opfern ihr Vorhaben, so weit es die Umstände gestatteten, auszuführen redlich bemüht gewesen sind. Namentlich sind bis jetzt mehrere große Grabhügel geöffnet und untersucht worden; und diese machen denn auch einen bedeutenden Theil des Inhalts dieses, im Ganzen neun Abhandlungen enthaltenden Bandes aus.

In dem ersten Aufsatze mit der Ueberschrift: „die keltischen Grabhügel im Burghölzli und die Gräber auf der Forch, von Ferdinand Keller,“ werden vier Grabhügel be-

schrieben, von denen drey auf einer waldigen Anhöhe, Burghölzli genannt, eine Viertelstunde von Zürich, am östlichen Ufer des Sees durch die antiquarische Gesellschaft untersucht, das vierte aber in der Nähe des aus dem Limmat- ins Glattthal führenden Paßes Forch geöffnet wurde.

In dem ersten Hügel, der fast ganz aus Kieselsteinen aufgebaut war, fanden sich drey Skelette, das eine lag in einem Grabe, dessen vier Seitenwände aus roh zugehauenen Stücken Tuffstein und Schiefer, der Deckel aber aus einer langen Platte von rothem Schiefer bestand. Die zwey andern Gerippe lagen offen neben jenem Grabe und zwar, merkwürdigerweise, absichtlich wie es schien, unter den darauf geworfenen gewaltigen Steinen zerdrückt. Kohlen, Scherben oder Waffen fanden sich in diesem Hügel nicht.

Der zweyte Hügel, nur einige hundert Schritte vom ersten entfernt, enthielt bloß ein einziges Skelett ohne Grabeinschließung. Hier fand man aber zwey massive bronzene Armringe und eine Spange, dann mehrere Scherben und Kohlen, Knochen eines jungen Schweines und ein Stück eines Rehgeweihes.

Der dritte Grabhügel umschloß sechs Leichen. In der Mitte und am tiefsten lag ein weibliches Skelett, vor den andern hier bestatteten durch den vielen Schmuck ausgezeichnet. Man fand drey bronzene Armringe, eine bronzene Spange, einen aus dünnem Erzblech hohl gearbeiteten Halsring und einen zweyfach spiralförmig aufgewundenen Golddraht, der wahrscheinlich das Haar geschmückt hatte. Ueberdieß hatte dieses Skelett in der rechten Hand ein eisernes Messer, dessen Spitze in dem Schädelknochen eines jungen Schweins stack. Den übrigen fünf Leichen hatte man weniger Schmuck mitgegeben; es fanden sich aber in diesem Hügel mehrere thönerne Gefäße. Bemerkenswerth ist, daß diese verschiedenen Leichen in sehr verschiedenen Stellungen bestattet wurden, indem das Haupt bald nach Norden, bald nach Nordwest, bald nach Nordost gerichtet ist, ferner daß auch hier, wie im ersten Hügel, sich ein Gerippe unter vier großen Steinen zerdrückt fand und zwar, wie Keller nach genauerer Untersuchung behaupten zu dürfen glaubt, konnten die Steine nicht durch das Einsinken des Hügels auf das Gerippe gekommen seyn, sondern sie waren bey der Beerdigung absichtlich darauf gewälzt worden.

Auf der Höhe des Paßes Forch entdeckte man mehrere Skelette, die 16 bis 20 an der Zahl, den Kopf nach Osten gerichtet, parallel neben einander lagen. In einem dieser Gräber wurden Korallen von Bernstein und gelbgefärbter Glasmasse nebst zwey großen bronzenen Ohrringen gefunden.

Keller hält alle diese Grabhügel für celtisch und glaubt, daß sie vor der Eroberung Helvetiens durch die Römer, oder nicht lange nach der gänzlichen Besitznahme durch diese Nation errichtet worden seyen. Wir legen hier auf dieses Urtheil weniger Gewicht, als auf die genaue Beschreibung der Grabhügel selbst, denn obwohl man bereits schon eine bedeutende Anzahl von Grabdenkmälern der verschiedensten Art kennt, so sind wir doch, wenn wir aufrichtig seyn wollen, über die verschiedenen Völkerstämme, denen sie angehören und über die Zeit, in welcher sie errichtet wurden, noch in großem Dunkel, und nur durch genaue und umständliche Beschreibung und Vergleichung von recht vielen solchen Ueberbleibseln wird nach und nach ein sicheres Urtheil möglich werden. Die bey Zürich untersuchten Grabdenkmäler anbelangend, bemerken wir nur, daß sie keine Spuren des Leichenbrandes enthalten; sie sind keine Brandhügel, sondern Grabhügel, und zwar, während sonst in einigen Gegenden die Leichname in eigens zusammengesetzten Grabkammern von Stein, in andern, namentlich des südlichen Deutschlands, in der bloßen Erde liegen, haben wir hier Grabhügel mit und ohne Grabkammern zugleich. Dann darf nicht übersehen werden, daß sich bereits schon eiserne Geräthschaften vorfinden, was in der Regel auf eine verhältnißmäßig jüngere Zeit hindeutet. Zu den seltensten Schmucksachen gehören die Korallen von Bernstein und gelbgefärbter Glasmasse in den Gräbern auf der Forch. Man hat schon anderwärts, z. B. in den Grabhügeln bey Jena, Perlen von Glas gefunden, welche weiß, gelb, blau, länglichrund und mit Draht an einander gereiht waren, aber von Bernsteinkugeln ist uns nur ein einziger durch Spangenberg (N. vaterländ. Archiv) bekannt gemachter Halsschmuck — die Kugeln waren an Pferdehaare gereiht — erinnerlich.

Was dieser Abhandlung einen besonderen Werth giebt, sind die auf drey Blättern beygefügten Zeichnungen, von denen das erste Blatt einen allgemeinen Anblick der Gegend, in welcher die genannten Gräber geöffnet wurden, das zweyte die daselbst gefundenen und in der Sammlung der antiquarischen Gesellschaft aufbewahrten Urnen und Geräthe, das dritte aber ein genaues Bild der Grabhügel, der Grabkammern und der Lage der einzelnen Leichen und des denselben beygegebenen Schmuckes enthält.

Aehnliche Abbildungen von 35 verschiedenen Geräthschaften geben auch einem andern Aufsatze über ähnliche Gräber Interesse, welchen Keller unter der Aufschrift mittheilt: Ausgrabungen auf dem Uetliberg, auf dem Lindenhof in Zürich, auf dem Entibüchel beym Balgrist; Graböffnungen zu Russikon, beym Kloster Dänikon, bey Würenlos, Bonstetten, Altstetten, Nänikon, Thalweil und Birmenstorf. Auch in diesen Gräbern lagen die Leichen theils in Grabkammern, von denen jedoch die meisten zusammengestürzt gewesen, theils waren sie ohne besondern Schutz auf den Boden hingestreckt. Besonders lohnend zeigten sich die Nachgrabungen auf dem Entibüchel beym Balgrist unweit Zürich, indem man daselbst nicht weniger als 27 Gerippe, darunter mehrere mit Beygaben von Waffen und Schmuck, aufdeckte. Es fanden sich daselbst mehrere eiserne Messer, eiserne Ringe, Pfeilspitzen, Schnallen von Eisen und Erz, ein Schlüssel, ein Kamm, eine große thönerne Koralle, viele kleine blaue und gelbe Korallen, ein messingener Pfriem, ein Kupferblättchen, u. s. w. Ein weibliches Gerippe hatte am Halse Korallen, in der Brustgegend eine Meermuschel, cyprea tigris, die an zwey Stellen, offenbar um als Schmuck gebraucht zu werden, durchbohrt ist, eine runde, eherne, vielfach durchbrochene Scheibe, die als Gürtelschnalle gedient, und neben sich in einer bronzenen Schale ein Stück Elfenbein, dessen Gebrauch jedoch schwer zu bestimmen seyn dürfte.

Noch interessanter ist die Entdeckung der Gräber von Bel-Air, welche in vorliegendem Bande unter dem Titel: description des Tombeaux de Bel-Air près Cheseaux sur Lausanne par Fréderic Troyon näher besprochen und durch 7 Quartblätter Zeichnungen erläutert wird.

Schon in früherer Zeit hatte man auf den Hügeln, südlich von Cheseaux sur Lausanne, eine so bedeutende Anzahl von Steinplatten der dortigen Gräber herausgegraben, daß man auf eine weitere Ausbeute nicht mehr hoffen konnte. Allein in den letzteren Jahren entdeckte man, zu nicht geringem Erstaunen, nicht weniger wie 162 Grabstätten, die nicht bloß durch ihre große Zahl, sondern auch durch ihre Beschaffenheit und ihren Inhalt manche Eigenthümlichkeit darbieten.

Vor allem ist der Umstand bemerkenswerth, daß diese Gräber, die einen höher, die andern tiefer, also gleichsam in zwey Schichten über einander liegen, dann aber, daß sie unter sich, obgleich nicht in Betreff des Inhaltes, doch hinsichtlich der Construction von sehr abweichender Beschaffenheit sind.

In der oberen Schichte fand man 137, in der unteren 25 Gräber. Bey den letzteren bemerkt man keine besondere Grabeinschließung. Troyon vermuthet, daß, weil bey dem einen Skelette zwar die untere Kinnlade auf dem Halswirbelknochen, der Schädel aber auf der rechten Schulter lag, diese Leichen in einem hölzernen Sarge eingeschloßen gewesen. Es kann aber nach der Analogie mit anderen Grabhügeln auch angenommen werden, daß die Leichen in die bloße Erde gelegt wurden. Die Leichen der oberen Schichte sind in fünf verschiedenen Weisen begraben; die Skelette liegen nämlich, wie in der unteren Schichte, in der bloßen Erde, oder sie sind durch Wände geschützt und diese bestehen dann in Seitenwänden, aus Mauern ohne Mörtel, oder aus unförmlichen großen Steinen gebildet, oder es sind dünne Steinplatten, welche die Leiche sowohl von den Seiten als durch einen Deckel schützen oder endlich die Sarcophage sind aus dem natürlichen Felsen selbst herausgehauen.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Eric Jöransson Tegel, Konung Erics den XIV. historia. Stockholm 1751. 4.

Jon. Werwing, Konung Sigismunds och Konung Carl IX. historier, utgifna af And. Ant. von Stiernman. Stockh. 1746. 4.

K. Große, Peter der Große in seinem Leben und Wirken. Meissen 1840.

Graf von Gurowski, Rußland und die Civilisation. Leipzig 1841. 8.

J. G. Kohl, die deutsch-russischen Ostseeprovinzen. Th. 1. 2. Dresden 1841. 8.

J. L. von Parrot, Versuch einer Entwickelung der Sprache, Abstammung, Geschichte, Mythologie und bürgerlichen Verhältnisse der Liewen, Lätten, Eesten. Berlin 1839. 8.

Progress and present position of Russia in the East. London 1836. 8.

The American Almanac and repository of useful knowledge for the year 1841. Boston.

Th. Duer Broughton, Letters, written in a Mahratta Camp, during the year 1809, descriptive of the character, manners, domestic habits, and religious ceremonies of the Mahrattas. London 1813. 4.

J. S. Buckingham, America, historical, statistic and descriptive. Vol. 1 — 3. London 1841. 8.

J. Burk, The history of Virginia, from its first settlement to the present day. Vol. 1 — 4. Virginia 1804 — 1816.

Th. Coke, A history of the West-Indies, containing the natural, civil and ecclesiastical history of each island. Vol. 1 — 3. Liverpool 1808.

J. Corry, Observations upon the Windward Coast of Africa, the religion, character, customs .. of the natives, made in the years 1805 and 1806. London 1807. 4.

A. Dalrymple, Oriental Repertory. Vol. 1. 2. London 1793. f.

Bartolomeo Dalle Case, Istoria della distruzione dell' Indie occidentali. Venetia 1626. 4.

— — — — Conquista dell' Indie occidentali. Venetia 1626. 4.

W. Franklin, The history of the reign of Shah Aulum, containing the transactions of the Court of Delhi and the neighbouring states during a period of thirty six years. London 1798. 4.

Lord Jocelyn, Six months with the Chinese expedition, or leaves from a soldier's notebook. London 1841. 8.

Rob. Percival, An account of the island of Ceylon, containing its history, geography, natural history. London 1804. 4.

Poussin, Considérations sur le principe démocratique qui regit l'Union américaine, et de la possibilité de son application á d'autres états. Ouvrage formant le complément de la democratie en Amérique de M. de Tocqueville. Paris 1841. 8.

Ramon de la Sagra, Histoire physique, politique et naturelle de l'île de Cuba. Livr. 24 — 28. Paris 1840. fol.

Will. Robertson, An historical disquisition concerning the knowledge which the Ancients had of India, and the progress of trade with that country. London 1802. 8.

Ph. Fr. von Siebold, Nippon. Archiv zur Beschreibung von Japan und dessen Neben- und Schutzländern. Heft 9 — 12. Leyden 1840. Fol.

Sir G. Staunton, Miscellaneous notices, relating to China and our commercial intercourse with that country, including a few translations from the Chinese language. Vol. 1. 2. London 1822. 8.

Will. Tennant, Indian recreations, consisting chiefly of strictures on the domestic and rural economy of the Mahommedans and Hindoos. Vol. 1. 2. Edenb. 1803.

Horace Hayman Wilson, Documents illustrative of the Burmese war. Calcutta 1827. 4.

Denkwürdigkeiten des Freyherrn Adalbert Ferdinand von der Asseburg. Berlin 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. May.

Nro. 98. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich.

(Fortsetzung.)

Die häufigste Begräbnißweise ist die erstgenannte, nach welcher die Leichen in die bloße Erde gelegt wurden; hievon kommen 51 vor; die am wenigsten oft sich wiederholende ist die mit den ringsum aufgestellten unförmlichen Steinen; ihrer sind nur 9.

Es fanden sich daselbst Skelette von Männern, Weibern und Kindern. Alle Gräber haben die Richtung von Nordwest gegen Südost. Die Leichen liegen auf dem Rücken, die Füße nach Osten gerichtet, die Arme in der Regel an den Seiten herabhängend.

Ein großer Theil der Sarcophage enthält Waffen, Spangen, Schnallen, Geschirre, Ringe und anderen Schmuck in Metall, gebrannter Erde oder Glas, so man den Verstorbenen mitgegeben. Die Waffen bestehen in kurzen, breiten, spitzen, einschneidigen Schwertern von Eisen, die Schnallen sind theils von Eisen, theils von Erz, zuweilen von damascirter Arbeit, die Geschirre von röthlichem Thon, eines von Glas. Besondere Aufmerksamkeit verdient der Schmuck der einen Leiche. Unter dem rechten Arme lag ein großes eisernes etwas gekrümmtes Messer (der Herausgeber hält es für eine Pflugschaar); etwas tiefer das Stück eines in Thon gebrannten Geschirres. An der linken Ferse befand sich ein eiserner Sporn. Ueber dem linken Arme lag ein Dolch mit einem Knopfe an dem Griffe, in einer mit 5 Buckeln verzierten Scheide. Die Buckeln bestehen in Menschenköpfen. Außerdem fand sich noch eine Schaale, ein beinerner Kamm und eine Scheere, wie sie noch zum Scheeren der Schafe gebraucht wird. Bey einigen Schmucksachen findet sich schon ein bedeutender Fortschritt in der Kunst. Die Gürtel sind mit manigfachen Ornamenten, meist aus verschlungenen Bändern gebildet, verziert. Auf dem einen Exemplare sind es Silberfäden, auf das Eisen inkrustirt. Auf einer halbrunden Metallplatte bestehen die Ornamente aus verschiedenfarbigem Email, mit vergoldeten Fäden eingefaßt.

Diese Art von Arbeiten, am meisten aber die Form der Ornamente dürfte über die Annahme, als seyen diese Grabmäler in ein sehr hohes Alter hinaufzusetzen, manches Bedenken erregen. Von großer Wichtigkeit bey Erörterung dieser Frage ist der Umstand, daß man in zwey Gräbern Münzen gefunden hat, neben jeder Leiche drey Stücke. Das eine Exemplar hat die Aufschrift D. N. MAG. MAXIMVS., die andern vermochte Troyon wegen ihrer schlechten Erhaltung nicht zu erkennen; aber schon diese eine Münze beweist, da Maximus erst im Jahre 383 zum Kaiser ausgerufen wurde, daß wir das Alter der Gräber wohl in eine spätere auf keinen Fall aber in eine frühere Zeit setzen können als in das Ende des vierten Jahrhunderts.

Der Herausgeber meynt zwar, wenn auch die Gräber der oberen Lage den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung angehören, so müßte man doch die tiefer liegenden für älter halten und sie jener Epoche zuschreiben, in welcher die Helvetier noch ein freyes, von fremder Herrschaft unabhängiges Volk gewesen; allein wenn auch die tiefer liegenden Gräber wirklich ein höheres Alter haben sollten, als die höher liegenden, so kann doch der Unterschied des Alters, wie einerseits aus der Construc-

tion der Gräber selbst, andererseits aus ihrem Inhalte hervorgeht, nur ein sehr unbedeutender seyn. Anbelangend die Construction, so ist schon bemerkt worden, daß die Gräber der unteren Schichte keine besondere Umschließung haben; die Leichen wurden in die bloße Erde gelegt; dasselbe Verfahren fand bey dem größeren Theile der oberen Schichte statt; dort fand man 51 Skelette, die auf die nämliche Weise waren beygesetzt worden. Noch wichtiger ist der Inhalt der Gräber, er ist in beyden Schichten derselben, nicht nur derselbe in Hinsicht des Stoffes, sondern auch in Hinsicht der Form, hier wie dort die nämlichen Schwerter und Dolche von Eisen, hier wie dort dieselben Spangen und Schnalen von Eisen und Erz, hier wie dort dieselben durch verschlungene Bänder gebildeten Ornamente. Diese Uebereinstimmung nöthigt uns, sämmtliche Gräber in denselben Zeitraum zu setzen. Uebrigens bleiben diese Monumente, wenn wir ihnen auch das hohe Alter, das man ihnen beylegen wollte, absprechen, darum nicht minder interessant und wir sind Herrn Troyon für die genaue Beschreibung derselben und die schönen Zeichnungen des manigfachen Schmuckes, den diese Gräber enthielten, zu großem Danke verpflichtet.

Die bisher besprochenen Aufsätze stellten wir ihres verwandten Inhaltes wegen zusammen. Es sollen noch in Kürze die übrigen im vorliegenden Bande behandelten Gegenstände erwähnt werden.

Der zweyte Aufsatz hat die Ueberschrift: Die römischen Gebäude bey Kloten von Ferdinand Keller. Die hier beschriebenen Alterthümer sind dem Archäologen nicht mehr ganz unbekannt. Schon im vorigen Jahrhunderte hatte man bey Kloten, einem Pfarrdorfe 2 Stunden von Zürich, Ueberreste von römischen Gebäuden entdeckt und im Jahre 1724 Nachgrabungen veranstaltet, und nicht nur befinden sich seit dieser Zeit mehrere dort ausgegrabene Antikaglien in der Stadtbibliotheck zu Zürich, sondern die damals gewonnenen Resultate sind auch durch den Archidiakon J. B. Ott und durch den Chorherrn Breitinger in besonderen Druckschriften einem größeren Publikum bekannt gegeben und nachmals auch von Haller in seinem Helvetien unter den Römern berücksichtigt worden. Nichts desto weniger hielt es die antiquarische Gesellschaft in Zürich der Mühe werth, diese Bauanlage, in der seither leider manches zerstört worden war, aufs Neue zu untersuchen und man hat nun, theils um die wahre Bestimmung derselben auszumitteln, theils um die Art kennen zu lernen, wie in diesem Klima und bey dieser Oertlichkeit römischen Bedürfnissen ein Genüge geleistet werden konnte, die Ruinen ihrem ganzen Umfange nach aufgedeckt.

Die mühsamen Aufgrabungen brachten zwey Gebäude zum Vorscheine, beyde von bedeutendem Umfange, das eine, der Hauptanlage nach viereckig, enthält 7 Gemächer, die einen Raum von 81′ Länge und 48′ Breite einnehmen. Das andere umfaßt in einer Länge von 140′ und einer Breite von 70′, die Gänge nicht mitgerechnet, in 24 Abtheilungen 11 Wohnzimmer und 3 Bäder und mehrere zu ökonomischen Zwecken bestimmte Räume. Im Innern fand man mehrere Vorrichtungen zur unterirdischen Heizung, drey mit Mosaik besetzte Fußböden, an den Wänden noch Spuren von Malereyen, in dem einen Raume eine bedeutende Anzahl von Thierknochen, Eberzähnen, Schneckenhäuschen u. s. w. Uebrigens haben die aus Kieselsteinen und Stücken von Ziegeln, welche man zur Ausfüllung verwandte, aufgeführten Wände nur noch eine Höhe von vier bis fünf Fuß. In den Gebäuden selbst und in ihrer unmittelbaren Umgebung fand man außerdem theils bey der neueren im Jahre 1837, theils bey der früheren im Jahre 1724 vorgenommenen Ausgrabung gegen 30 römische Münzen in Erz, Silber und Gold, die älteste von Antonius, die jüngsten von Licinius und Crispus; ferner viele Gegenstände aus Erz, Eisen, Bley, Glas und Knochen, darunter das eherne Brustbild eines Silens; endlich Bruchstücke von vielen hundert irdenen Gefäßen von verschiedener Größe und Form und Ziegel mit dem bald erhabenen bald vertieften Stempel der XXI und XI Legion.

Die früheren Erklärer, wie Breitinger und Haller, glaubten, daß diese Gebäude zu einem Sommerlager, castra aestiva, der XXI Legion gehört hätten, der Diakon Ott vermeynte darin einen Tempel der Diana erkennen zu dürfen; rich-

tiger scheint uns die Vermuthung Kellers, der darin eine Mansio oder Mutatio erkennt und zur Begründung dieser Hypothese darauf aufmerksam macht, daß Kloten ohngefähr in der Mitte zwischen Vindonissa und ad Fines, von beyden in einer Entfernung von 18 — 20 Miglien, also auf einem zur Beherbergung der Reisenden sehr bequemen Punkte liege.

Von den 4 beygegebenen Tafeln enthält die erste die Abbildungen mehrerer Antikaglien, die zweyte eine kolorirte Zeichnung von drey Mosaiken, die dritte den Plan, die vierte die Ansicht der beyden Gebäude. —

Auf großen Dank hat sich die antiquarische Gesellschaft Anspruch erworben durch die mit vielem Kostenaufwande gegebenen Mittheilungen über den Großmünster in Zürich. Es zerfallen dieselben in drey Abtheilungen mit den Ueberschriften:

1) Großmünster in Zürich, Geschichte, von Kirchenrath Dr. Vögelin.

2) Großmünster in Zürich, Architektur, von Ferdinand Keller.

3) Der Kreuzgang beym Großmünster in Zürich, von Kirchenrath Dr. Vögelin.

Anbelangend die Geschichte des Großmünsters, beschränkt sich hier Vögelin bloß auf die Nachrichten von der ältesten Zeit bis auf die Erbauung der Stiftskirche zu St. Felix und Regula. Ausführlich bespricht er die Legende von dem Martyrer-Tode der heiligen Geschwister Felix und Regula, mit denen die Geschichte des Christenthums in dem alten Castro durico oder thurico beginnt, denen zu Ehren nachher das prachtvolle Münster erbaut und die bis auf die Zeiten der Reformation als die Patroni Turicenses angesehen und deßwegen sogar in das Stadtsiegel waren aufgenommen worden. Vögelin theilt uns bey dieser Gelegenheit das älteste Martyrologium mit, worin die Legende jener Heiligen sich vorfindet. Es ist dasselbe aus einem wenig bekannten, uralten, pergamentenen Codex der Züricher Stadtbibliothek genommen, der in einigen neunzig Lectionen, deren die meisten mit einem großen künstlich gezeichneten rothen Anfangsbuchstaben verziert sind, die Geschichte mehrerer Heiligen

enthält. Er besteht gegenwärtig noch aus 274 Pergamentblättern; am Anfange, in der Mitte und am Ende fehlen einige Blätter. Vögelin selbst glaubt, dieser Codex gehöre dem IX. oder doch dem X. Jahrhundert an und er behauptet, daß „die Abfassung der in diesem Codex enthaltenen Passio Sanctorum Felicis et Regulae bis ins höchste Alterthum hinaufreiche, daß der Verfasser eine genaue Kenntniß der Localität gehabt haben müsse und das Ganze nicht als ein Werk reiner Erfindung angesehen werden könne."

Bey dieser Annahme mag es allerdings befremdend scheinen, wie Vögelin die Erzählung dessen, was sich mit den Leibern jener beyden Heiligen, nachdem sie waren enthauptet worden, zugetragen habe, da diese Erzählung doch in der von ihm selbst als glaubwürdig anerkannten Legende enthalten ist, für ungereimt und abenteuerlich und nur aus dem Unverstande des Volkes entstanden erklären könne; allein wir wollen hierüber mit Niemanden rechten, hat doch einst der Chorherr Breitinger für nöthig erachtet, in einer Kirchweih-Oration die Regierung aufzufordern, sie möchte diese fabelhaften Heiligen, deren Geschichte nichts als eine baare Mönchserfindung sey, einmal aus ihrem Staatssiegel hinwegthun.

Die Gründung der jetzigen Stiftskirche oder des — im Gegensatze zum Frauenmünster — sogenannten Großmünsters wird in das Jahr 966 gesetzt und dem Kaiser Otto zugeschrieben. Darauf bezieht Vögelin zwey merkwürdige Reliefs, welche im Innern der Kirche an zwey Pfeilern angebracht sind und wovon das eine nach Vögelins Erklärung die Ermordung Guidos, des Sohnes Berengars II., des 950 erwählten Königs von Italien, das andere den Kaiser Otto vor den heiligen Geschwistern Felix und Regula vorstellt. Wir glauben, daß diese Reliefs nicht wohl glücklicher gedeutet werden können, als es von Vögelin geschehen, doch möchten wir daran zweifeln, ob sie gleich beym Beginne des Baues verfertiget wurden und sie lieber in eine etwas jüngere Zeit setzen.

(Schluß folgt.)

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Dr. E. Baumstark, Anton Friedrich Justus Thibaut. Leipzig 1841. 8.

Joh. Will. Burgon, The life and times of Sir Thomas Gresham. Vol. 1. 2. London 1839. 8.

March. Gaet. Capponi, Saggio sulla causa finora ignota delle sventure di Torquato Tasso. Vol. I. Disp. 1. Firenze 1840. 8.

Thos. Frog. Dibdin, Reminiscences of a literary life. Vol. 1. 2. London 1836. 8.

Ed. Aug. Diller, Erinnerungen an Gott. Ephraim Lessing. Meissen 1841. 8.

K. Falkenstein, C. A. Tiedge's Leben und poetischer Nachlaß. Bd. 1 — 4. Leipzig 1841. 8.

Hugh Farmer, Memoirs of the life and writings, by Dodson. London 1804.

History of the life and times of Cardinal Wolsey. (By J. Grove). T. 1 — 4. London 1742 — 1744.

Jos. Holt, Memoirs of Jos. Holt, General of the Irish Rebels in 1798, ed. from his original manuscript by T. Crofton Croker. Vol. 1 — 2. London 1838.

G. P. R. James, Memoirs of celebrated women. Vol. 1. 2. London 1837.

K. W. Ideler, Biographieen Geisteskranker in ihrer psychologischen Entwickelung dargestellt. Lief. 1—4. Berlin 1841. 8.

Lebensbilder aus dem Befreyungskriege. I. Ernst Friedr. Herbert Graf von Münster. Abth. 1. 2. Jena 1841. 8.

K. Matthes, Philipp Melanchthon. Sein Leben und Wirken aus den Quellen dargestellt. Altenburg 1841. 8.

Memorials of the public life and character of James Oswald of Dunnikier, continued in a correspondance with some of the most distinguished Men. Edinb. 1825. 8.

Dr. Gottl. Mohnike, Des Johannes Frederus Leben und geistliche Gesänge. Eine kirchenhistorische Monographie. Stralsund 1840. 4.

John Newton, Works. Vol. 1 — 6. London 1816. 8.

Dr. Alfred Nicolovius, Denkschrift auf Georg Heinrich Ludwig Nicolovius. Bonn 1841. 8.

Quatremère de Quincy, Histoire de la vie et des ouvrages de Raphaël. Paris 1835. 8.

G. Radcliffe, The life and original correspondence of Sir —. London 1810. 4.

J. Raepsaet, Notice nécrologique et historique sur J. J. Raepsaet. Gand 1841. 8.

Jared Sparks, The library of American Biography. Vol. 1 — 10. Boston 1834 — 1839. 8.

Pasq. Tola, Dizionario biografico degli nomini illustri di Sardegna. Vol. 1 — 3. e Atlas in 4. Fasc. 1 — 3. Torino 1837 — 38. 4.

An historical account of the life and writings of Toland. London 1722. 8.

Remarkable passages in the life of Edm. Trench. Lond. 1693. 8.

Alex. Fraser Tytler of Woodhouselee, Memoirs of the life and writings of Henry Home of Kames. Vol. 1 — 3. Edinb. 1814.

K. A. Varnhagen von Ense, Leben des Feldmarschalls Grafen von Schwerin. Berlin 1841.

Will. Wynne, Life of Sir L. Jenkins. Vol. 1. 2. Lond. 1724.

G. G. Gervinus, Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen. Zweyte umgearbeitete Ausgabe. Th. 2. Von Göthe's Jugend bis zur Zeit der Befreyungskriege. Leipzig 1842. 8.

J. H. L. Durant, Raccolta e parallelo delle fabriche classiche di tutti e tempi d'ogni popolo e di ciascun stile. Venezia 1833. fol.

Leop. Cicognara, Le fabriche e i monumenti cospicui di Venezia, illustrati da Leop. Cicognara, da Ant. Diedo e da G. Selva. II. edizione. Vol. 1. 2. Venezia 1838. fol.

H. G. Knight, Ueber die Entwickelung der Architektur vom 10. bis zum 14. Jahrhundert unter den Normannen in Frankreich, England, Unteritalien und Sicilien. Herausg. von Dr. C. R. Lepsius. Leipzig 1841. 8.

P. M. G. Pambour, Theoret. praktisches Handbuch über Dampfwagen. Braunschweig 1841. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. May.

Nro. 99. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Erster Bd. Zürich 1841. 4.

(Schluß.)

Die weitere Geschichte des Großmünsters, namentlich welche Veränderungen mit dem Gewölbe und den beyden Thürmen vorgenommen wurden, ist in der zweyten, von der Architektur handelnden, Abtheilung enthalten. Wer sich um die Geschichte der Architektur interessirt, wird die nähere Beschreibung dieses Baues und den beygefügten Plan mit Beyfall aufnehmen. Die Kirche gehört zu den gewölbten Basiliken, sie hat Gallerien über den Seitenschiffen, eine Crypta von bedeutender Ausdehnung unter dem Chore, zwey Thürme gegenüber dem Chore, und ein mit eichenem bildnerischen Schmucke geziertes Hauptportal. Auffallend ist, daß das Chor nicht in einem Halbkreise endet, sondern, abweichend von den andern Bauten damaliger Zeit, ein Viereck bildet.

Wenn die Annahme, daß der Bau des gegenwärtigen Münsters wirklich um das Jahr 966 begann und, da man ihn mit großer Eile betrieb, in seinen wesentlichen Theilen schon in den nachfolgenden Jahren vollendet wurde, daß also das jetzige Münster schon damals in der Gestalt einer gewölbten Pfeiler-Basilika aufgebaut wurde, wenn diese Annahme richtig seyn sollte, so wäre diese Kirche von großer Bedeutung in der Kunstgeschichte; denn über den Ursprung der gewölbten Basiliken ist man noch nicht ganz im Klaren; in Deutschland scheinen erst im XI. Jahrhundert einige Versuche hiezu gemacht worden zu seyn, auf jeden Fall gehört die Ausbildung dieses Styles einer späteren Zeit an; hier aber hätten wir schon ein Beyspiel aus dem X. Jahrhunderte. Es wird immer schwer halten, diejenigen Theile, die in einem Gebäude einer früheren oder späteren Zeit angehören, genau auszuscheiden, doch glauben wir in vorliegendem Falle auf den plastischen Schmuck, womit die Pfeiler und namentlich das Hauptportale geziert sind und der auf eine jüngere Zeit hinzudeuten scheint, aufmerksam machen zu müssen. Keller selbst erinnert an die auffallende Aehnlichkeit, welche die vielen menschlichen Figuren und Blumen und theils wirklichen, theils imaginären Thiergestalten am Hauptportale, mit demjenigen des Schottenklosters zu Regensburg darbieten; ähnliche Gebilde aus der leblosen Welt, ähnliche Gestalten von Chimären, Drachen, Hippogriphen, Sirenen, Greifen u. s. w. finden sich auch an den Pfeilern im Innern der Kirche. Es fällt aber der erste Bau der St. Jakobskirche zu Regensburg nicht früher als zwischen 1109 und 1120.

Noch merkwürdiger als die Kirche ist, weil deren wenigere so schön erhalten vorkommen, der daneben befindliche Kreuzgang theils durch seine Architektur, theils durch die mit der Architektur verbundenen Sculpturen. Er gehört unstreitig zu den schönsten und zierlichsten Monumenten der romanischen Architektur, denn so möchte mit wenigen Neueren diese aus der byzantinischen und römischen hervorgegangene und mehr oder minder frey umgebildete Kunstweise statt des bisher gebräuchlichen Ausdrucks „byzantinisch“, eben um sie von der eigentlich byzantinischen zu unterscheiden, richtiger bezeichnet werden.

Es umfaßt dieser in einem ungleichseitigen Vierecke gebaute Kreuzgang mit Inbegriff des von ihm eingeschlossenen sogenannten Kreuzgärtleins einen Flächeninhalt von 4180 Quadratfuß. Jede

der vier Seiten des Kreuzganges zeigt sechs Kreuzgewölbe, deren rundbogige Gurten einerseits auf der umschließenden Mauer, andrerseits, nämlich nach innen, auf starken Pfeilern ruhen. Letztere sind unter sich gleichfalls durch große Rundbogen verbunden, von denen jeder wieder drey kleine, durch zierliche Säulchen gestützte, Rundbogen in sich faßt. Ueberaus merkwürdig sind die höchst mannigfaltigen und phantastischen Vorstellungen, die sich theils über den Pfeilern, theils über den Säulen, theils an den Kapitälern finden. Sie stellen die verschiedenartigsten Gegenstände vor, Köpfe von Männern, Frauen und Kindern, anmuthige Thier-, besonders Vogel-Arabesken, Jagden, Affengruppen, Gewürm und Ungeziefer, selbst gräßliche Ungethüme, daneben wieder mythologische und biblische Vorstellungen, wie Centauren oder Delila dem Simson das Haupthaar abschneidend, u. s. w.

Gewiß hat die antiquarische Gesellschaft in Zürich gerechten Anspruch auf den Dank aller Freunde mittelalterlicher Kunst für die Bekanntmachung dieser Baudenkmale, der nicht weniger wie sechszehn von Hauptmann Hegi mit allem Fleiße, mit großer Zierlichkeit und, wie sich nicht zweifeln läßt, mit gewissenhafter Genauigkeit gezeichnete Blätter, die wichtigsten Theile des Kreuzganges vorstellend, beygegeben sind. Solche Arbeiten haben nicht bloß einen bedingten Werth, sie sind für die Kunstgeschichte von allgemeinem Interesse.

Die folgende Abhandlung enthält: Die ältesten Münzen von Zürich oder Zürichs Münzgeschichte im Mittelalter, von Dr. H. Meyer, Direktor des Münzkabinets. Mit zwey Münztafeln.

Die bisherigen Vorarbeiten über die älteren Züricher Münzen waren, soweit sie durch den Druck bekannt geworden, sehr dürftig und beschränkten sich nur auf die Brakteaten oder Blechmünzen. In vorliegender Schrift erhalten wir eine Geschichte des Münzwesens in Zürich und die Beschreibung einer bedeutenden Anzahl der älteren daselbst geprägten Dickpfennige und Hohlmünzen.

Das älteste Zeugniß über die Münzstätte von Zürich befindet sich in einer Urkunde des Kaisers Otto I. vom Jahre 972, in welcher er den Mönchen von Einsiedeln die Freyheit von der Entrichtung des Zolles in Zürich und dem dortigen Münzzwang ertheilt. Meyer glaubt jedoch, daß die Münzstätte in Zürich, als einer königlichen Pfalz, schon vor dem zehnten Jahrhunderte in Thätigkeit gewesen sey. Das Münzrecht daselbst gehörte dem Kaiser und ward zu den Regalien gezählt, die durch den kaiserlichen Fiscus verwaltet wurden; er verlieh aber dasselbe den Herzogen von Alemannien, die wahrscheinlich bis ins eilfte Jahrhundert den ganzen Geldbedarf im Zürichgau ausmünzen ließen. In der That legt Meyer mehrere Münzen vor, welche die Kaiser und Herzoge von Schwaben im zehnten Jahrhundert in Zürich geschlagen haben.

Nebst den Kaisern und Herzogen werden aber auch die Stadt Zürich und die Abtissin des Frauenmünsters als das Münzrecht ausübend erwähnt. Bisher war die gewöhnliche Annahme, daß von der Stadt Zürich seit den ältesten Zeiten Münzen geprägt worden seyen, und der Frauenmünster Abtey dieses Recht schon seit der Zeit ihrer Stiftung im neunten Jahrhundert zugestanden habe. Meyer sucht zu beweisen, daß die Abtissin erst im eilften Jahrhundert mit diesem Rechte belehnt worden sey, und macht wahrscheinlich, daß seit dieser Zeit die Kaiser und Herzoge das Münzregal gar nicht mehr ausübten. Die Abtey behielt und übte dieses Recht bis zu ihrer Aufhebung im Jahre 1524, jedoch nicht ohne große Streitigkeiten mit der Stadt, welche es zuerst dahin zu bringen suchte, daß sie das Oberaufsichtsrecht über die Münze erhielt, dann im Jahre 1417 ohne Bewilligung aus eigener Macht das Münzrecht zu gröberen Sorten sich selbst anmaßte. Die letzte Abtissin Katharina Freyin von Zinbern versuchte zwar noch im Jahre 1502 ihr früheres unbeschränktes Münzrecht wieder zu gewinnen und darauf zu dringen, daß die Stadt nicht ebenfalls, wie dieß bereits geschehen war, Geld schlage; allein sie konnte nichts ausrichten. Unterdessen begann die Reformation in Zürich, welche zur Folge hatte, daß von der Abtissin im Jahre 1524 die Abtey mit allen noch übrigen Besitzungen und Rechten und namentlich auch mit dem Pfennigstempel dem Magistrat der Stadt übergeben werden mußte.

Der Geschichte läßt Meyer die Beschreibung der Münzen folgen, die im Mittelalter zu Zürich geschlagen worden sind. Die drey in Zürich befindlichen Sammlungen, nämlich die der Stadtbibliothek, die des Herrn Landolt und die bedeutendste des Herrn Schinz-Hirzel benützend, brachte er von der frühesten Zeit bis zum 15ten Jahrhundert, vor welchem die Stadt keinerley Geld schlagen ließ, einige fünfzig verschiedene Gepräge zusammen, von denen er zugleich die Abbildungen liefert.

Die Reihe eröffnen zwey Denare, welche Kaiser Otto I. in Zürich schlagen ließ, dann folgen die Denare der Herzoge von Alamannien, Burkard, Otto, Conrad und Rudolf, welche häufig in Zürich wohnten, darunter eine äußerst seltene, nahe bey Zürich gefundene Münze Rudolfs in Bley; daran schließen sich die Halbbrakteaten und endlich die Brakteaten, welche die Abtissin von Frauenmünster schlagen ließ, erstere mit dem Kreuze und dem Bilde einer Kirche, letztere, je nach dem Alter, mit einem Kreuze, oder dem Haupte des hl. Felix oder den janusartig verbundenen Köpfen der beyden hl. Geschwister Felix und Regula (welche die Abtissin Judenta 1228 — 1255 zuerst in ihr Abteysiegel aufnahm) oder endlich mit dem Brustbilde der Abtissin selbst. Den Beschreibungen der einzelnen Münzen sind die nöthigen historischen Erklärungen beygefügt.

Diese kurze Andeutung des Inhalts vorliegender Abhandlung wird hinlänglich zeigen, in wieferne Herr Meyer durch dieselben manchen bisherigen Irrthum berichtiget, einige Theile der Geschichte von Zürich in ein helleres Licht gesetzt und die Numismatik des Mittelalters bereichert habe.

Damit es endlich dem vorliegenden Bande nicht an Mannigfaltigkeit der Gegenstände fehle, hat die antiquarische Gesellschaft auch noch ihr Augenmerk auf den Minnegesang des dreyzehnten Jahrhunderts gerichtet und dem ältesten Zürcherischen Dichter unter ihren Schriften einen Platz eingeräumt. Es finden sich nämlich daselbst abgedruckt: Johann Hadloubes Gedichte herausgegeben von Ludwig Ettmüller. Es ist zwar über Hadloubs Geschichte wenig bekannt, da er jedoch, wie aus seinen eigenen Gedichten hervorgeht, zu den

Manessen in Zürich und zu Heinrich von Klingenberg, dem Bischofe von Constanz und Kanzler Kaiser Rudolfs, einem Manne, der Zürich mit besonderer Liebe zugethan war, in dem vertrauten Verhältnisse eines Schützlings stand: so vermuthet Ettmüller, er sey ein Zögling der Zürcherischen Singschule gewesen. Auf jeden Fall sind Hadloubes Lieder für die Geschichte jener Zeit von Wichtigkeit. Sie sind hier 56 an der Zahl getreu nach der in Paris befindlichen Handschrift abgedruckt.

Wir schließen diese Anzeige mit dankbarer Anerkennung einerseits des Eifers, mit welchem die antiquarische Gesellschaft in Zürich ihr Vorhaben, die noch vorhandenen Alterthümer ans Licht zu fördern, verfolgte, andrerseits der Opfer, welche sie, um dieses Vorhaben auszuführen, zu machen nicht gescheut hat und wovon namentlich die beygegebenen schönen Zeichnungen, die nicht weniger als 36 Quartblätter umfassen, Zeugniß geben, und fügen nur den Wunsch hinzu, es möchte diesem ersten Bande bald ein zweyter von gleich interessantem Inhalte nachfolgen.

Sollte es erlaubt seyn, diesem allgemeinen Wunsche noch einen besonderen beyzufügen, so würde die antiquarische Gesellschaft, da sie schon bey ihrem Entstehen sich nicht bloß auf den Canton Zürich, beschränken, sondern ihre Untersuchungen auf die ganze Schweiz ausdehnen wollte, das literarische Publikum gewiß zu großem Danke verpflichten, wenn sie uns seiner Zeit eine genaue Abbildung von dem in der Bibliothek zu St. Gallen befindlichen großen, auf Pergament gezeichneten Original-Plane geben würde, nach welchem im neunten Jahrhunderte der Neubau der Kirche und des Klosters St. Gallen in prachtvoller Weise ausgeführt wurde. Es würde sich eine solche Mittheilung — bisher besitzen wir nur eine verkleinerte nicht ganz genaue Copie davon — würdig an die von dem Großmünster und dem anstoßenden Kreuzgange in Zürich gegebenen Zeichnungen anschließen und für die Geschichte der Architektur, da gerade dieser Plan so manches Eigenthümliche enthält, von großer Wichtigkeit seyn.

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortſetzung.)

Wilh. Beer und Dr. J. H. Mädler, Beyträge zur phyſiſchen Kenntniß der himmliſchen Körper im Sonnenſyſteme. Weimar 1841. 4.

Connaissance des temps ou des mouvements célestes à l'usage des astronomes et des navigateurs pour l'an 1844. Paris 1841.

Arsberättelse om framstegen i Fysik och Kemi, afgiven den 31 Mars 1839 af J. Berzelius. Stockholm 1840. 8.

J. Berzelius, Jahresbericht über die Fortſchritte der phyſiſchen Wiſſenſchaften. 20. Jahrgang. Tübingen 1841. 8.

Dr. C. G. Carus, Zwölf Briefe über das Erdenleben. Stuttgart 1841. 8.

L. Agaſſiz, Unterſuchungen über den Gletſcher. Solothurn 1841. Fol.

Annuaire magnétique et météorologique du corps des ingenieurs des mines de Russie ou recueil d'observations magnétiques et météorologiques. Année 1838. St. Petersbourg 1840. 4.

Comte de Bylandt-Palstercamp, Theorie des Volcans. Vol. 1 — 3. Atlas in fol. Paris 1835. 8.

H. F. Link, De la formation des corps solides. Berol. 1841. 8.

J. Nork, Die Exiſtenz der Geiſter und ihre Entwickelung auf die Sinnenwelt; pſychologiſch erklärt und hiſtoriſch begründet. Weimar 1841.

Dr. Juſt. Liebig, die organiſche Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Phyſiologie. Braunſchweig 1840. 8.

Dr. C. F. Rammelsberg, Handwörterbuch des chemiſchen Theils der Mineralogie. Berlin 1841. 8.

Audouin, Dictionnaire universel d'histoire naturelle etc. Redigé par D'Orbigny. Vol. I. avec Atlas. Paris 1841. 8.

Arsberättelse om botaniska arbeten och upptäckter för år 1837. Till kongl. Vetenskaps - Academien afgiven den 31. Mars 1838, af Joh. Em. Wikström. Stockh. 1839. 8.

P. Flourens, Analyse raisonnée des travaux de George Cuvier. Paris 1841. 8.

Verhandelingen over de natuurlijke Geschiedenis der Nederlandsche overzeesche Bezittingen, door de Leden der natuurkundige Commissie in Oost-Indie en andere Schrijvers.

Livr. 6. Botanie Nr. 3.

„ 9. 10. Zoölogie Nr. 3. 4. Leiden 1841. f.

M. Boitard, Le jardin des plantes, description et moeurs des mammiféres de la menagerie et du Museum d'histoire naturelle. Livr. 1 — 34. Paris 1841. 8.

M. H. M. Ducrotay de Blainville, Ostéographie ou description iconographique comparée du squelette et du systéme vertébrés récents et fossiles pour servir à base à la zoologie et à la géologie. T. I. Mammiféres fasc. 9. Paris 1840. f.

de Ferussac, Histoire naturelle générale et particulière des Mollusques terrestres et fluviatiles, continué par M. G. G. Deshayes. Livr. 32. Paris 1841. fol.

J. Gould, A monograph of the Macropodidae or family of Kongaroos. P. 1. London 1841. gr. fol.

F. E. Guérin-Méneville, Magasin de Zoologie. D'Anatomie comparée et de Palaeontologie. Année 1841. Livr. 17. 18. Paris 8.

Captain W. Cornwallis Harris, Portraits of the game and wild animals of Southern Africa, delineated from life in their native haunts, during a hunting expedition from the Cape colony as far as the Tropic of Capricorn in 1836 and 1837 with sketches of the field sports. Vol. 1 — 3. Edinb. 1840 — 41. fol.

Mad. Knip, née Pauline de Courcelles, Les Pigeons. Le texte par M. Florent Prevost. Livr. 7. Paris 1840. fol.

Dr. J. Müller und Dr. J. Henle, Syſtematiſche Beſchreibung der Plagioſtomen. Berlin 1841. Fol.

Revue Zoologique par la société Cuvierienne. Année 1841. Paris 8.

Heinr. Rathke, Bemerkungen über den Bau des Amphioxus lanceolatus eines Fiſches aus der Ordnung der Cyclostomen. Königsberg 1841. 4.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. May.

Nro. 100. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Pentheus und die Mainaden, eine archäologische Abhandlung von Otto Jahn. Mit drey lithogr. Tafeln. Kiel 1841. 4.

Der Mythos des Pentheus, des Herrschers von Theben, der dadurch, daß er den jungen Gott Dionysos, als er mit dem jauchzenden Gefolge der Mainaden einherzog, verläugnet und ihm hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt hat, in sein eigenes Verderben stürzte, bildet einen von den Alten in den verschiedenen Zweigen der Kunst häufig benützten Gegenstand. Schon von Thespis finden wir eine Tragödie Pentheus angeführt, eine Trilogie des Aeschylos behandelte denselben Stoff, auch römische Tragiker, wie Pacuvius, liebten den erschütternden Schlag, den das Haus des Kadmos durch des Pentheus frevelnden Widerstand getroffen, auf die Bühne zu bringen. Auch Nero soll ein Gedicht dieses Inhalts geschrieben haben. Auf gleiche Weise wählten die Maler denselben Stoff mehrmalen zu ihrem Gegenstande. Im Tempel des Dionysos am Theater zu Athen war unter andern die Rache vorgestellt, die Dionysos an Pentheus und Lykurgos nahm, und Philostratos giebt die ausführliche Beschreibung eines Gemäldes, vorstellend wie einerseits Pentheus von den gottbegeisterten Frauen auf dem Kithäron zerrissen wird, andererseits aber in Theben und in der Burg des Kadmos die Frauen in großer Trauer die Ueberreste des zerfleischten Leichnams sammeln, um sie zu bestatten.

Allein von jenen Tragödien sind nur wenige Bruchstücke erhalten, von den Gemälden wissen wir gar nichts näheres. Es ist daher verdienstlich, daß Jahn die bedeutendsten Vorstellungen, die sich noch auf Vasen, Reliefs und geschnittenen Steinen vorfinden, zusammengestellt hat, um so mehr, da mit Grund angenommen werden kann, daß in diesen Bildern die Grundzüge wieder zu finden sind, welche in jenen Chorgesängen und Tänzen sowohl als in den erwähnten Gemalden eine eigenthümliche Wirkung hervorbringen mußten.

Jahn legt sieben Bildwerke vor, welche zusammen einen Cyclus bilden. Bringen wir diese Bilder in eine Ordnung, wie sie der Geschichte des Pentheus entspricht (Jahn selbst beschreibt sie ohne eine bestimmte Aufeinanderfolge), so finden wir, nach Jahns Erklärung, zuerst auf einem geschnittenen Stein Pentheus, wie er, in eine Löwenhaut gehüllt, von einem Felsen herab die mit dem Schlauchtanz sich belustigenden Bakchen belauscht. Daran schließt sich ein Vasenbild, vorstellend den Moment, da Pentheus in seinem Versteck von den Mainaden entdeckt und mit einem Angriffe bedroht wird. Ein drittes Bild auf einer unteritalischen Vase zeigt den Pentheus, bereits von dem lebhaften Angriffe der Xantrien bedrängt. Diesem folgen drey Marmor-Reliefs, auf denen der Unglückliche von den rasenden Frauen zerrissen wird. Den Schluß bildet ein Relief an der Vorderseite eines vierseitigen Altars in Florenz, auf welchem Agaue in bakchischer Wuth einherschreitet, in der einen Hand das Schwert, in der andern das Haupt ihres eigenen Sohnes haltend.

Sämmtliche Bilder sind kurz, aber gründlich erläutert, den Erklärungen manche feine Bemerkung beygefügt, der ganze Gegenstand erschöpft. Nur über die Deutung des ersten Bildes dürfte auch jetzt noch mancher Zweifel übrig bleiben. Es findet sich dieses Bild auf einem Cameo im Museo Borbonico, und enthält eine Gruppe von drey männlichen und drey weiblichen Figuren. Eine der

drey weiblichen Figuren hält knieend einen Schlauch, der von einem Jünglinge aufgeblasen wird, während ein anderer mit dem einen Fuße zu probiren scheint, ob der Schlauch bald hinlänglich gefüllt sey und ein dritter, in ein Löwenfell gehüllt, und auf allen Vieren niedergekauert, von einem Felsen herab dem, was unten vorgeht, zusieht. Köhler, der diese Gemme zuerst bekannt machte, bezieht die Gruppe auf den Schlauchtanz (ἀσκωλιασμός). Welcker erkannte darin eine komische und witzige Posse mit Bezug auf eine mythologische Scene, aber ohne diese näher zu bezeichnen. Andere vermutheten, es stelle die Aphrodite mit den Chariten sich schmückend dar, wie sie von Adonis belauscht wird. Jahn glaubt den Pentheus erkennen zu müssen, welcher die Bakchanten belauscht, und gewiß hat diese Erklärung vor den andern den Vorzug, daß, während Köhler bloß die mit dem Schlauche beschäftigten Figuren berücksichtiget und die andern unerklärt läßt, diejenigen aber, welche hierin die Aphrodite erkennen, nicht nachgewiesen haben, wie Aphrodite mit den bakchischen Schlauchtretern in Bezug stehe, durch Jahns Annahme das Ganze zu einer Scene verbunden und die auffallendste Figur, nämlich der auf allen Vieren niedergekauerte und mit einer Löwenhaut bedeckte Jüngling zur Hauptperson erhoben wird. Allein Jahn selbst zählt diese Vorstellung, wie er sich ausdrückt, nur mit Bedenken zu dem Kreis der auf Pentheus bezüglichen Monumente und in der That stehen einer solchen Erklärung manche Schwierigkeiten entgegen. Wir erwähnen nur, daß der mit der Löwenhaut bedeckte Jüngling nicht von einem Felsen, sondern von einem Gebälke herabschaut und zwar keineswegs heimlich, sondern von dem Schlauchtreter mit der Hand berührt. Hiebey dürfte die Bemerkung nicht uninteressant seyn, daß dem Schreiber dieß ein sehr schön geschnittener Cameo bekannt ist, welcher genau dieselbe Vorstellung enthält, nur mit dem Unterschiede, daß die zwey Jünglinge, welche auf der Gemme in Neapel den oberen Theil des Bildes einnehmen, nämlich der Schlauchtreter und der mit dem Löwenfelle bekleidete, weggelassen sind. Es mag hier dahingestellt bleiben, wie befremdend es erscheint, daß nach der von Köhler gegebenen und von Jahn wiederholten Zeichnung des in Neapel befindlichen Steines der Schlauchtreter mit der ganzen Last seines Körpers auf den Schlauch springt, den die auf das linke Knie niedergelassene weibliche Figur zierlich mit der einen Hand auf der rechten Schulter hält. Unwillkührlich drängt sich hiebey dem Beschauer der Gedanke auf, das Mädchen werde durch die gewaltige Last zusammengedrückt, es ist unmöglich, daß es nur einen Augenblick länger in seiner Stellung bleibe. Um über diesen Mißstand, der um so auffallender ist, als die schöne Anordnung der übrigen Gruppe und die zierliche Ausführung der einzelnen Figuren auf einen nicht unbedeutenden Künstler schließen lassen, mit Grund urtheilen zu können, müßte man den in Neapel befindlichen Stein selbst vor sich haben. Aus dem andern oben erwähnten Cameo geht so viel hervor, daß die drey weiblichen Figuren mit dem in den Schlauch blasenden Jünglinge die Hauptgruppe bilden, die andern zwey Jünglinge aber als Nebenfiguren, die nicht nothwendig zur ganzen Gruppe gehören, betrachtet werden müssen, daß sonach dieses Monument, wie schon Jahn selbst bezweifelte, nicht in den Kreis der auf Pentheus bezüglichen Vorstellungen gezogen werden kann und vor der Hand die von Köhler gegebene Erklärung noch als die wahrscheinlichere anzusehen ist.

Das Vasenbild, vorstellend den Moment, da Pentheus in seinem Versteck von den Mainaden entdeckt und mit einem Angriffe bedroht wird, findet sich schon bey Millingen und wird hier nur wiederholt in einer Zeichnung mitgetheilt und neuerdings erklärt; doch wird Jeder mit Vergnügen die schönen Bemerkungen lesen, mit welcher die Erklärung der ganzen Gruppe sowohl wie der einzelnen Figuren begleitet ist und darin ein tiefes Verständniß desjenigen, was den Kunstwerken des Alterthums einen so hohen Werth mit Recht verschafft hat, nicht verkennen. Dahin gehören die Erläuterungen, warum Pentheus nicht, wie bey Euripides, in Weiberkleidern auf den Kithäron gezogen, warum der Künstler die beyden Mainaden, die zuerst den im Gebüsche versteckten Jüngling erblicken und durch diesen Anblick aufgeschreckt auf ihn losstürzen, die eine mit einer Fackel, die andere mit einem Rehlein in den Händen, die zunächst folgenden mit dem Schwerte und Thyrsus, die letzten mit dem Tym-

panon und einem in Bogen flatternden Gewande gebildet hat.

Das wichtigste in der vorliegenden Schrift besprochene Monument ist das Bild einer unteritalischen Vase, weil es hier zum erstenmale edirt wird. Es zeigt den Pentheus von dem lebhaften Angriff der Mainaden bedrängt. Schon hat eine ihn bey der rechten Hand, in der er das Schwerdt vergeblich hält, gefaßt und dringt mit gezücktem Schwerdt auf ihn ein, von der andern Seite eilt eine andere Mainade auf ihn zu, mit geschwungenem Thyrsos, und streckt die Hand aus, um ihn beym Haupt zu fassen; hinter dieser eilt die dritte herbey, mit der Nebris bekleidet, aber unbewaffnet. Jahn deutet diese Figuren gewiß mit Recht auf die drey Töchter des Kadmos. Auf der andern Seite der Vase bildet Dionysos in heiterer Ruhe umgeben von seinen Thiasoten einen schönen Gegensatz zu jenem furchtbaren Strafgerichte. Auch hier sind wieder die Anordnung des Ganzen, wie die Stellungen und Attribute der einzelnen Figuren sinnig erklärt.

Die übrigen vier Monumente sind zwar ebenfalls schon bekannt, ein zerbrochenes und wahrscheinlich modern restaurirtes Marmor-Relief in Turin, zwey andere nach Millin und Lasinio copirt und ein viertes, bereits von Zannoni beschrieben: allein als Ergänzung zu den übrigen auf Pentheus bezüglichen Werken stehen sie hier an einem schicklichen Platze. Ueberhaupt kann es nur mit Dank anerkannt werden, wenn einzelne Gegenstände so erschöpfend wie möglich zusammengestellt werden, denn hiedurch allein wird es möglich, in die große Masse Sichtung und hiedurch Licht zu bringen.

Zum Schlusse nur noch die Bemerkung, daß wir von Jahn auch noch eine Untersuchung der Frage zu erwarten haben, ob Nero ein Gedicht Pentheus geschrieben habe.

Die Geburt der Athene. Eine archäologische Abhandlung von P. W. Forchhammer. Mit einer lithogr. Tafel. Kiel 1841. 4.

Der Verfasser setzte sich in vorliegender Abhandlung, welche als Einladungsschrift zu einem am Geburtstage Winckelmanns in der akademischen Aula zu Kiel von Dr. Otto Jahn zu haltenden Vortrag ausgegeben wurde, zur Aufgabe, den ursprünglichen Sinn des Mythos „Zeus gebar die Athene aus seinem Haupte“ zu ermitteln.

Er zählt zu diesem Behufe zuerst die Nachrichten auf, welche sich bey den verschiedenen Schriftstellern des Alterthums, bey Hesiod, Homer, Pindar, Apollodor, Aristokles, Lucian, über diesen Mythos finden, legt dann die Zeichnung eines Vasenbildes, die Geburt der Athene darstellend, vor und fügt endlich eine Erklärung des Mythos selbst hinzu.

Das Vasenbild, welches der Verfasser ausgewählt, gehört zu den bedeutendsten keramographischen Darstellungen dieses Gegenstandes. Es enthält nicht weniger als eilf Figuren. Sieben derselben sind durch den beygeschriebenen Namen näher bezeichnet, nämlich Zeus, Athene, Hephästos, Ilithyia, Poseidon, Artemis und Dionysos; die andern, nämlich Apollon und die Nike, sind theils durch ihre Stellung, theils durch ihre Gestalt kenntlich.

Diese Bilder werden nun näher erklärt; am ausführlichsten jedoch bespricht der Verfasser die Bedeutung des Mythos selbst. Statt diese Deutung hier näher zu beleuchten, wollen wir lieber, dem Leser ein Urtheil hierüber selbst überlassend, einen Theil des Resultates, wie es der Verfasser gewonnen zu haben glaubt, mittheilen.

Okeanos erzeugt die Metis d. i. das Meer erzeugt aufsteigende Dünste.

Zeus vermählt sich mit der Metis, des Okeanos Tochter d. i. diese Dünste werden von der Wärme der oberen Luft geschwängert.

Zeus verschlingt die Metis d. i. die so geschwängerten Dünste werden in den Raum der oberen Luft hinaufgezogen.

Zeus ist mit der Tochter der Metis, mit der Pallas Glaukopis, schwanger d. i. jetzt ist der Himmel mit Wolken bedeckt, aus denen sich zuerst Regen, dann ein heiterer Himmel entwickeln wird.

Hephästos spaltet dem Zeus das Haupt d. i. der Blitz zerklüftet die Wolken der oberen Luft.

Pallas, aus dem Haupt des Zeus herausfahrend, schwingt die Lanze und läßt Himmel und Erde von ihrem Ruf ertönen d. i. der Regen rauscht herab, Donner rollt durch die Lüfte und hallt wieder von den Bergen der Erde.

In dieser Art fährt der Verf. fort und findet in jenem Mythos noch weiter ausgedrückt: während das Gewitter sich entladet, ist die Sonne unsichtbar, als aber der Regen zur Erde gefallen war, kam sie wieder zum Vorschein, die Luft wurde hell der Himmel blau u. s. w.

Es wird nun diese Deutung mit mannigfacher Gelehrsamkeit, namentlich mit vielen etymologischen Erklärungen unterstützt; allein wir werden nur im Sinne der meisten Archäologen sprechen, wenn wir uns darüber wundern, wie man noch in unseren Tagen, nachdem man bereits so gründliche Forschungen über das Wesen der Mythologie gemacht, nachdem insbesondere der nun zugänglicher gewordene Orient mit seinen merkwürdigen Denkmälern so manchen wichtigen Aufschluß ertheilt, wie man jetzt noch eine solche, längst für verschollen gehaltene Erklärung hervorziehen, wie man jetzt noch glauben kann, das hellenische Alterthum sey so nüchtern gewesen, daß man bloße Personificationen von Naturphänomenen für göttliche Wesen angesehen hätte. Wir wenigstens haben eine bessere Ansicht von dem Alterthume, als daß wir nur absichtlich betrügende Priester und Philosophen annehmen und uns überreden könnten, ein solcher Glaube ohne alle und jede Realität hätte jemals sich behaupten, ja nur überhaupt Eingang finden können.

Sind wir daher auch mit dem Verf. einverstanden, wenn er behauptet, ohne das richtige Verständniß des Mythos sey keine vollständige Erklärung eines mythischen Bildwerkes möglich: so zweifeln wir doch daran, ob die von ihm gegebene Erklärung die richtige sey.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Andrew Smith, Illustrations of the Zoology of South Africa. Nr. 14. London 1841. 4.

Will. Swainson, On the history and natural arrangement of insects. London 1840. 8.

— — — Animals in Menageries. London 1838. 8.

— — — On the natural history and classification of birds. Vol. 1. 2. London 1836 — 37. 8.

— — — A preliminary discourse on the study of natural history. London 1834. 8.

— — — Taxidermy, with the Bibliography of Zoologists and notices of their works. London 1840. 8.

Illustrationes Algarum in itinere circa orbem jussu Imperatoris Nicolai I. atque auspiciis Navarchi Friderici Lütke annis 1826, 1827, 1828 et 1829 celoce Seniavin executo in Oceano pacifico, imprimis septemtrionali, ad littora Rossica Asiatico-Americana collectarum. Auctoribus Al. Postels et Fr. Ruprecht. Petropoli 1840. f.

Dr. C. Fr. a Ledebour, Flora Rossica. Fasc. I. Stuttgart 1841. 8.

W. P. Schimper, Monographie des plantes fossiles du Grés Bigarré de la chaine des Vosges. II. partie. Strasbourg 1841. 4.

J. Sowerby, Mineral-Conchologie Großbritanniens. Deutsche Bearbeitung durchgesehen, berichtigt und bevorwortet von Dr. Agassiz. Lief. 4 — 7. Neuchatel 1840. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München, herausgegeben von Mitgliedern 21. May.

Nro. 101. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Extrait des Archives du Muséum d'histoire naturelle. Paris, Gide, Libraire 1839. 1841. Premier et second Mémoire sur les Kaolins ou Argiles à Porcelaine par MM. Alexandre Brongniart Directeur de la manufacture royale de porcelaine de Sèvres etc. et Malaguti, Professeur de Chimie à la faculté des sciences de Rennes etc.

Die Litteratur über die Porcellanerde ist gegenwärtig ziemlich bedeutend geworden und seit Fuchs, welcher zuerst durch chemische Experimente und wissenschaftliche Schlüße eine Erklärung ihres Entstehens gegeben hat, sind zahlreiche Analysen zu diesem Zwecke angestellt worden, an welche man mehr oder minder richtige und annehmbare Theorien geknüpft hat. Eine verdienstliche Zusammenstellung dessen, was bis zum Jahre 1823 hierüber geschehen, ist von Chr. Schmitz in den Blättern des polytechnischen Vereins für Bayern gegeben worden und man findet dort schon Betrachtungen über die Entstehung der Porcellanerde angeführt, welche theilweise noch gegenwärtig geltend sind oder geltend gemacht werden.

Diejenigen, welche durch das Vorkommen angewiesen die Porzellanerde als aus Feldspath entstanden betrachteten, gingen natürlich von der Ansicht aus, daß das Kali dieses Minerals auf irgend eine Weise extrahirt worden sey, da es sich nicht mehr in der Porcellanerde findet und als Auflösungsmittel wurden Wasser und Kohlensäure angesehen. Man war eine Zeitlang damit zufrieden, ohne zu fragen, ob ein Feldspath ohne Kali einem Kaolin entspreche ꝛc. Fuchs zeigte zuerst, daß nicht aller Kaolin aus Feldspath entstanden sey und er wies auf das Entschiedenste nach, daß der Kaolin von Passau aus einem dem Wernerit nahestehenden Mineral sich gebildet habe, welches Mineral von ihm Porcellanspath genannt wurde.

Eine spätere Arbeit von Forchhammer lieferte sehr interessante Beobachtungen über diesen Gegenstand und Forchhammer hat seine Ansicht durch viele analytisch-chemische Versuche begründet, indem er namentlich die verschiedenen Kalisilicate und ihre Auflöslichkeit in Wasser berücksichtigte, zu welcher Untersuchung auch Fuchs's Arbeiten über das Wasserglas gehören. Forchhammer hat für die meisten Porzellanerden die Formel $A^3\ Si^4 + 2$ Aq. aufgestellt, für die Passauer aber $A^2\ Si^3 + 2$ Aq. Die erste Formel ergiebt sich aus der des Feldspathes durch die Betrachtung: $KSi^3 + 3AS^3$; $ASi^3 = KSi^3 + A^3\ Si^9 = KSi^8 + A^3\ Si^4$ und KSi^8 ist durch Auflösung weggeführt worden, da es, wie Forchhammer durch synthetische Versuche gezeigt hat, in Wasser noch auflöslich ist. Die Zersetzung des Porcellanspathes ist schwieriger zu erklären und konnte vielleicht so stattgefunden haben: $NSi^3 + 3\,CSi^2 + 9\,ASi$ (Porzellanspath) $= NSi^3 + C^3Si^6 + A^9\ Si^9 = NSi^3 + C^3\ Si^{1\frac{1}{2}} + A^9\ Si^{13\frac{1}{2}}$, wo dann NSi^3 und $C^3\ Si^{1\frac{1}{2}} = C^2\ Si$ aufgelöst wurden und $A^9Si^{13\frac{1}{2}} = A^2\ Si^3$ zurückblieb.

Nach Berthier ist der Kaolin von Ellnbogen $= ASi^3 +$ Aq. und also ganz einfach aus dem Feldspath dadurch entstanden, daß dessen KSi^3 weggeführt wurde. Der Kaolin von Limoges ist nach ihm $ASi + \frac{2}{5}$ Aq. $MgSi^3$ und seiner Ansicht zu Folge aus einem, gewöhnlich noch beygemengten Feldspath von der Formel $\left.\begin{matrix}K\\Mg\end{matrix}\right\}Si^3 + 3\ ASi^3$ entstanden.

Die vorliegenden Mémoire's behandeln nun neuerdings diesen Gegenstand und zwar mit einer dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft entsprechenden Umsicht und Gründlichkeit.

Das erste Mémoire, welchem 6 Kupfertafeln beygegeben sind, behandelt die Artikel: Bestimmung der Kaoline und ihres Ursprungs; Aufzählung der vorzüglichsten bekannten Kaoline und specielle Beschreibung gewisser Lager; von den Lagerungsverhältnissen und der Art des Vorkommens der Kaoline.

Der Verf. nennt Kaolinfels die Gesteinsmasse, welche den Kaolin enthält; letzteren nennt er normalen Kaolin, wenn er durch gehöriges Waschen und Schlemmen vom fremden Gestein gereinigt worden ist. Er bemerkt aber, daß der so erhaltene Kaolin noch immer ein Gemeng ungleichartiger Substanzen sey, und daß der wahre Kaolin (le vrai Kaolin) erst mit Hülfe chemischer Behandlung herausgefunden und erkannt werden könne. Mit der Analyse solcher Kaoline haben sich in dem Laboratorium der k. Porzellanmanufactur in Sèvres vorzüglich A. Laurent und Malaguti beschäftigt und ihre Analysen werden nebst vielen andern in einer Tafel mitgetheilt. Der Verf. unterscheidet dabey rationelle und empyrische Analysen. Nur die ersteren beziehen sich auf die reine Porcellanerde.

Da mehrere von Malaguti ausgeführte Analysen neu sind, so wollen wir einige der sogenanten rationellen hier mittheilen.

Kieselerde	Thonerde	Wasser	Kalkerde, Talkerde, Kali	Eisen- und Mangan-Oxyd.	Nichtthonig. Rückstand	Fundorte.
						Frankreich.
42,07	34,65	12,17	1,33	—	9,76	St. Yrieux bey Limoges.
43,12	33,00	23,00	—	—	—	Louhossoa bey Bayonne.
42,31	34,51	12,09	1,39	—	9,76	Bourg Despieux (Manche).
27,22	20,00	9,03	1,24	0,48	42,00	Marcus (Ariège).
35,61	22,33	9,70	4,32	3,37	24,64	Mende (Lozère).
39,91	36,37	12,94	1,80	—	8,96	Clos de Madame (Allier).
32,93	29,88	10,73	1,56	—	24,87	Chabrol (Puy de Dôme)
						England.
46,63	20,06	8,74	0,60	—	19,65	Breage in Cornwallis.
44,26	36,81	12,74	1,55	—	4,30	Plymton (Devonshire).
						Italien.
45,03	32,24	11,36	3,21	—	8,14	Chiesi (Elba).
23,94	21,14	7,42	—	1,23	48,00	Borgmanero (Piemont).
37,07	25,28	6,64	6,33	—	24,64	Tretto bey Schio.

Kieselerde	Thonerde	Wasser	Kalkerde, Talkerde Kali	Eisen- und Mangan-Oxyd.	Nichtthoniger Rückstand.	Fundorte.
						Bayern.
42,15	37,08	12,83	2,85	0,56	4,50	Rana (Passau).
32,48	29,45	10,50	1,13	—	26,42	Auerbach (Passau).
28,61	25,75	9,60	1,57	—	34,44	Diendorf bey Hafnerszell.
						Sachsen.
35,98	34,12	11,09	0,69	—	18,00	Aue bey Schneeberg.
29,42	25,00	9,80	0,71	—	33,52	Kaschna bey Meißen.
39,10	20,92	7,26	3,98	C. Mg. N. 1,31	27,50	Schletta.
						Böhmen.
33,98	26.66	9,55	1,13	—	28,63	Zetlitz (Carlsbad).
						Ungarn.
26,76	15,17	5,22	1,83	0,56	50,40	Prinzdorff.
						Skandinavien.
38,57	34,99	12,52	0,54	0,93	13,36	Bornholm.
						Rußland.
29,30	47,83	22,23	—	C. Mg. N. 0,68	—	Zisanski.
						Portugal.
40,62	43,94	14,62	—	—	0,11	Oporto.
						Spanien.
43,25	37,38	12,83	0,88	—	5,64	Sargadelos.
						Nord-Amerika.
32,69	35,01	12,12	1,14	C. Mg. N. 0,72	22,81	Wilmington in Delaware.
13,72	9,80	2,62	3,08	0,43	68,18	China.

Man ersieht aus dieser Tafel, wie wichtig die Methode einer chemischen Analyse ist und welche andere Resultate sich herausstellen, wenn man bey Mineralien, wie z. B. die Kaoline den durch Säuern zersetzbaren Antheil von dem darin unauflöslichen sondert, statt das Ganze durch Aufschließen auflöslich zu machen, wie es bey ältern Analysen oft geschehen ist.

Der Verf. geht nun über auf den mineralogischen Ursprung der Kaoline. Nach seiner Ansicht entstehen sie aus zersetzten Mineralspecien; sie selbst aber, glaubt der Verf., seyen nicht als Species anzusehen. Es fehle ihnen sowohl Homogenität als krystallinische Form und dieses seyen die einzigen Charaktere, welche eine wahre Species bestimmen könnten.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsezung).

W. A. Krenssig, Die Einrichtung der Landgüter nach den Bedingungen ihres höchsten nachhaltigen Reinertrages der Volkswohlfahrt und Volksveredlung. Braunschweig 1841. 8.

Dr. J. G. Krünitz, Oekonomisch = technologische Encyklopädie. Th. 173. Berlin 1841. 8.

J. Metzger, Landwirthschaftliche Pflanzenkunde. Abth. 1. 2. Heidelberg 1841. 8.

J. B. van Mons, Arbres fruitiers. Vol. 1. 2. Louvain 1835 — 36. 8.

Dr. C. Einert, Entwurf einer Wechselordnung für das Königreich Sachsen. Dresden 1841. 8.

J. Hallenberg, Historisk afhandling om Mynt och Warors Warde i Swerige, under konung Gustaf I.s Regering. Stockh. 1798. 8.

Aug. Schiebe, Die Lehre von den Handelsgesellschaften nach französischen Quellen. Leipzig 1841. 8.

H. Thoel, das Handelsrecht. Bd. 1. Göttingen 1841. 8.

Dr. C. Gust. Carus, Grundzüge einer neuen und wissenschaftlich begründeten Cranioscopie. Stuttgart 1841. 8.

Rich. Chenevix, An essay upon national character, being an inquiry into some of the principal causes which contribute to form and modify the characters of nations in the state of civilisation. London 1832. Vol. 1. 2.

Franc. Devay, De la physiologie humaine et de la médecine dans leurs rapports avec la religion chrétienne, la morale et la société. Paris 1840. 8.

Alc. d'Orbigny, L'homme Américain de l'Amérique méridionale, considérée sous ses rapports physiologiques et moraux. Vol. 1. 2. Paris 1839. 8.

W. Cooke Taylor, The natural history of Society in the barbarous and civilized state. Vol. 1. 2. London 1840. 8.

M. V. Cousin, Cours de l'histoire de la philosophie morale au 18. siècle, professé à la faculté des lettres en 1819 — 20. publiée par M. E. Vacheron. Vol. 1. 2. Paris 1841.

M. V. Cousin, Cours de l'histoire de la Philosophie. Introduction à l'histoire de la philosophie. Nouvelle édition. Paris 1841. 8.

E. F. Mirbt, Kant und seine Nachfolger oder Geschichte des Ursprungs und der Fortbildung der neueren deutschen Philosophie. Bd. 1. Jena 1841.

Dr. H. Ritter, Geschichte der Philosophie. Th. 6. Hamburg 1841. 8.

Dr. C. L. Michelet, Vorlesungen über die Persönlichkeit Gottes und Unsterblichkeit der Seele oder die ewige Persönlichkeit des Geistes. Berlin 1841. 8.

Fr. Wilh. Richter, Ueber den Pantheismus und Pantheismusfurcht. Eine historisch = philosophische Abhandlung. Leipzig 1841. 8.

v. Schelling's religionsgeschichtliche Ansicht, nach Briefen aus München. Berlin 1841. 8.

J. Wilh. Snellman, Versuch einer speculativen Entwickelung der Idee der Persönlichkeit. Tübingen 1841. 8.

John Dunlop, The history of Fiction, being a critical account of the most celebrated prose work of Fiction from the earliest Greek romances to the novels of the present age. T. 1 — 3. Edinb. 1816. 8.

O. L. B. Wolff, Allgemeine Geschichte des Romans, von dessen Ursprung bis zur neuesten Zeit. Jena 1841. 8.

Fr. Wilh. Tittmann, Ueber die Schönheit und die Kunst. Berlin 1841. 8.

Michael Angelo Buonaroti's des Aelteren sämmtliche Gedichte, italienisch und deutsch, herausgegeben von G. Regis. Berlin 1842. 8.

Coleccion de piezas escogidas sacadas del tesoro del teatro Español formado por Don Eugenio de Ochoa. Paris 1840. 8.

F. M. Duttenhofer, Der Cid. Leipzig. 1842.

Don Eugenio de Ochoa, Tesoro de los poemas Españoles epicos, sagrados y burlescos. Paris 1840. 8.

Franc. Michel, Le roman du Saint-Graal, publié pour la première fois d'après un manuscrit de la bibliothèque royal. Bordeaux 1841. 8.

(Fortsezung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. May.

Nro. 102. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Extrait des Archives du Muséum d'histoire naturelle.

(Fortsetzung.)

Für die Annahme, daß die Kaoline aus dem Feldspath entstanden seyen, müssen zwey Klassen von Beobachtungen und Erfahrungen entscheiden, nämlich die Lagerung der Kaoline in Beziehung auf den Feldspath und dessen unmerklicher Uebergang zu dieser Erde, und die chemische Analyse, welche im Kaolin die Elemente des Feldspaths finden muß, mit Abzug derer, welche bey der Zersetzung weggeführt wurden.

Der Verf. führt einige Beyspiele an, welche eine Entstehung des Kaolins aus dem Feldspath augenscheinlich darthun. Er besitzt unter andern ein Stück Quarz von Aue bey Schneeberg, mit vielen Höhlungen, deren Form einer wohl bestimmbaren Krystallisation des Feldspathes entspricht, welcher, in Porzellanerde umgewandelt, diese Höhlungen noch theilweise ausfüllt. Uebrigens weist er auf ähnliche Zersetzungen anderer Mineralien hin. Indem z. B. die Leucite ihr Kali verlieren, werden sie in eine Art von Porcellanerde verwandelt. Das Glas selbst wird durch ein anhaltendes Verwittern auf diese Art umgewandelt.

Was die Bestätigung dieser Ansicht von Seite der chemischen Analyse betrifft, so macht der Verf. aufmerksam, daß eine Schwierigkeit ihrer Erklärung aus dem Umstande hervorgehe, daß die Kaoline sehr verschiedene Silicate darstellen, während die Kalifeldspathe, woraus sie entstanden, wesentlich dieselbe Mischung zeigen. Vorläufig können drey Arten von Umwandlung stattgefunden haben. Es können die aus dem Feldspathe extrahirten Kalisilicate verschiedene Formeln gehabt haben und die Kaoline daher, obwohl desselben Ursprungs, müssen als verschiedene Silicate gefunden werden; oder es kann durch chemischen Einfluß, welcher das Kali mit mehr oder weniger Kieselerde entfernte, solche Kieselerde im amorphen oder krystallisirten Zustand eingeführt worden seyn, wie man auch zersetzte Feldspathe kennt, deren Masse theilweise durch Speckstein, Glimmer ꝛc. ersetzt ist; endlich der dritte Fall, welcher ihm am seltensten, obwohl den Chemikern am annehmbarsten scheine, sey der, daß es auch Kaolin gebe, welcher seinen Ursprung nicht vom Feldspath, sondern von andern Thonsilicaten habe. Die normalen Kaoline scheinen ihm jedenfalls aus dem Feldspath entstanden zu seyn.

Es folgt nun eine Aufzählung der vorzüglichsten Kaolin-Lager mit Angabe der physikalischen Eigenschaften der verschiedenen Erden und weiter specielle Beschreibung des Vorkommens der Kaoline von St. Yrieix-la-Perche bey Limoges, von Louhossoa und andern Orten bey Cambo in den westlichen Pyrenäen, von Alençon, von Pieux bey Cherburg, von Aue bey Schneeberg, von Morl bey Halle, von Passau, von Sedlitz und Talwitz bey Carlsbad, von Tretto bey Schio im Vicentinischen. Die Abhandlung von Fuchs über die Porcellanerde von Passau scheint dem Verf. speciell unbekannt zu seyn, sonst würde er sie gewiß in seine Discussionen aufgenommen haben, wie es von andern und in seiner sorgfältigen Arbeit von Forchhammer geschehen ist. Es wird nur angeführt „M. M. Fuchs et Boué citent en outre de la wernerite paranthine dans ces gîtes de Kaolin, et le premier croit, que la wernerite contribue par sa décomposition à la formation de cette terre.“

Aus den angeführten Lagerungsverhältnissen geht im Allgemeinen in Beziehung auf das Vorkommen des Kaolins folgendes hervor:

Die wahren Kaolinfelsen finden sich, ungeachtet ihrer Zerreiblichkeit und anscheinenden Unordnung, auf derselben Stelle, wo ihre Muttergesteine abgesetzt wurden, hier erlitten sie die chemischen Veränderungen, welche sie in den zerbrechlichen erdigen Zustand versetzten, in welchem wir sie antreffen, sie finden sich im feldspathischen Terrain und gehören also diesen primitive genannten Terrains an, welche aber positiver mit dem Namen Terrains der Crystallisation zu bezeichnen sind.

Außerdem sind aber noch Kaolinartige Gesteine zu unterscheiden, welche wahrscheinlich von ihrer ursprünglichen Lagerstätte fortgerissen, im Diluvium vorkommen.

Auffallend erscheinen in den Lagerstätten der Kaoline einige andere Verhältnisse, welche für die Theorie ihrer Entstehung Beachtung verdienen.

Diese sind die äußerste Unordnung des Vorkommens ihrer Massen bald in Adern, unregelmäßigen und unterbrochenen Lagern, Knollen und Putzen der verschiedensten Formen und die lebhaften Farben der Gesteine in den Brüchen. Der hierbey bemerkbaren Wechsellagerung und innigen Durchdringung von Gesteinen der verschiedensten Art und ihrem gegenseitigen elektrochemischen Einfluße muß die große Neigung der alkalihaltigen Felsen zur Zersetzung zugeschrieben werden und es spricht noch dafür die constante Gegenwart eisenhaltiger Gesteine. Es werden mehrere hieher gehörige Beyspiele aus den Brüchen von St. Yrieix, Louhossoa, Mauperthuis ꝛc. angeführt, ferner aus dem Vorkommen der Porcellanerde von Aue und Passau. Ein besonders interessanter Fall, zuerst von Kühn beobachtet, ist folgender. Man sieht einen Quarzgang, welcher Granit durchsetzt und von zwey Salbändern von Eisenerz begleitet ist, zu beyden Seiten der Salbänder ist der Granit in sehr schönen Kaolin verwandelt. Das Vorkommen der Porcellanerde von Passau mit eisenhaltigen Gesteinen und Graphit hat schon Gehlen 1811 auf die Idee gebracht, daß die Bildung der Porcellanerde von einer elektrochemischen Aktion herrühre.

Den Schluß des ersten Memoirs bildet eine Tafel über die geologische Vertheilung der Kaolin-Lager.

Sechs beygegebene Kupfertafeln zeigen Karten und Durchschnitte von den Brüchen von St. Yrieix, Marcognac, von dem Pegmatit- und Kaolinbruch, genannt Robert bey St. Yrieix, von dem Bruche Clos de Barre, de Vouzelle und von den Brüchen von Aue bey Schneeberg.

Das zweyte Memoire ist bestimmt, die Resultate der chemischen Untersuchungen zu vergleichen, welche in dem Laboratorium zu Sèvres angestellt worden sind und die Schlußfolgen mit den vorhergehenden in Verbindung zu bringen, ferner darzuthun, ob es des natürlichen Kaolins bedürfe, um wahres Porcellan zu verfertigen oder ob auch eine künstliche Mischung der erdigen Elemente, nach Maßgabe der natürlichen, hiezu anwendbar sey.

Der Verfasser oder die Verfasser haben zunächst ihr Augenmerk auf jene Feldspäthe gerichtet, welche nach ihrem Vorkommen das wahrscheinliche Material von Kaolinen geliefert haben. Die Analysen wurden theils mit Flußsäure, theils mit Aufschließen durch Natrum und Kali angestellt. Auf diese Weise wurden 8 wohl krystallisirte Feldspäthe analysirt. Die folgende Tafel giebt die Resultate davon an.

	Newcastle.	Sargadelos.	Hall.	Quabenstein.	Oporto.	Dironplace.	Calabre.	Serdobole Finnland.
Kieselerde . .	62,20	62,00	62,76	61,37	62,06	58,70	65,87	64,03
Thonerde . .	19,78	19,48	19,20	20,23	19,61	23,95	20,60	18,47
Kali	15,14	15,72	14,90	15,75	16,07	12,64	Spuren	15,24
Natrum . . .	—	—	—	—	—	—	11,10	—
Talkerde . . .	0,50	0,12	0,18	0,16	0,16	0,31	0,20	0,18
Kalkerde . .	0,58	0,35	0,46	0,39	0,38	2,09	0,38	0,67
Eisen- u. Manganoxyd . . .	Spur	Spur	Spur	—	—	Spur	Spur	—
Feuchtigkeit . .	1,53	1,64	1,70	1,31	1,11	1,65	1,20	1,02
Verlust . . .	0,27	0,69	0,80	0,79	0,61	0,66	0,65	0,39
	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00	100,00
	$\dot{\ddot{A}}l\,\dot{K} + \dot{\ddot{S}}i_4$	$\dot{\ddot{A}}l\,\dot{K} + \dot{\ddot{S}}i_4$	$\dot{\ddot{A}}l\,\dot{K}a + \dot{\ddot{S}}i_4$	$\dot{\ddot{A}}l\,\dot{K}a + \dot{\ddot{S}}i_4$	$\dot{\ddot{A}}l\,\dot{K}a + \dot{\ddot{S}}i_4$	$\dot{A}^4\,\dot{K} + \dot{S}_{10}$	$\dot{\ddot{A}}l\,\dot{N}a + \dot{\ddot{S}}i_4$	$\dot{\ddot{A}}l\,\dot{K}a + \dot{\ddot{S}}i_4$

Diese Feldspäthe haben alle dieselbe Mischung, wenigstens in so ferne, als sich die Sauerstoffmengen der Kieselerde und der Basen gleich verhalten, nämlich wie 3 : 1, nur der Feldspath von Diron-Place in Delaware zeigt eine abweichende Zusammensetzung und die Sauerstoffmengen der Kieselerde und der Basen verhalten sich hier wie 2 : 1 (näher wie 11 : 5)

Es wäre interessant gewesen, wenn die Verf. den sogenannten Feldspath von Diron-Place näher beschrieben und untersucht hätten. Daß es kein eigentlicher Feldspath sey, geht aus der Mischung hinlänglich hervor. Will man obiges Verhältniß der Sauerstoffmengen annehmen, so ließe sich für dieses Mineral die Formel schreiben $K\,Si^3 + 4\,ASi^2$, eine Mischung, welche unter den bekannten Silicaten einem Kali-Oligoklas am nächsten käme. Eine Vergleichung der aus den angegebenen Feldspäthen wahrscheinlich entstandenen Kaoline zeigt, daß sie dieselbe definitive Formel (was darunter zu verstehen, wird später gezeigt werden) geben, nämlich $ASi + 2\,Aq$, mit Ausnahme des Kaolins von Wilmington, welcher dem neuen Feldspath angehörend die Formel $ASi + 6\,Aq$ hat.

Nach solcher Untersuchung der Feldspäthe im reinsten frischen Zustande unternahmen die Verf. eine Analyse von halb zersetzten Feldspäthen, wozu sehr günstige Exemplare zu Gebote standen. Diese waren 1) ein Feldspath von der Mondstein genannten Varietät von Kandy auf Zeilon in drey verschiedenen Zuständen fortschreitender Zersetzung a. b. c. 2) Ein ganz zersetzter gut krystallisirter Feldspath von Bilin in Böhmen, 3) ein deßgleichen von Aue bey Schneeberg.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Parny, Oeuvres complètes. Vol. 1 — 4. Paris 1837. 8.

Prosper Poitevin, Petits poètes français, depuis Malherbe jusqu'à nos jours. Vol. 1. 2. Paris 1841. 8.

L. Achim von Arnim, sämmtliche Werke, herausgegeben von W. Grimm. B. 9 — 12. Berlin 1842. 8.

K. Bernhard, Lebensbilder aus Dänemark. Th. 1 — 6. Leipzig 1841. 8.

Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Bd. 20 — 23. Quedlinburg 1841. 8.

Ludw. Ettmüller, Gudrûnlieder. Zürich 1841. 8.

Dr. Daniel Fenner von Fenneberg, Schriften. Kassel 1841. 8.

F. W. Genthe, Deutsche Dichtungen des Mittelalters Bd. 2. Eisleben 1841. 8.

Wilh. Grimm, Konrads von Würzburg Silvester. Göttingen 1841. 8.

C. Herloßsohn, Böhmen von 1414 — 1424. Leipzig 1841. 8.

Das Nibelungen-Lied, nach der reichsten und ältesten Handschrift des Freyherrn von Laßberg herausgegeben von Ottmar F. H. Schönhuth. Heilbronn 1841. 8.

Ant. von Spaun, Heinrich von Ofterdingen und das Nibelungenlied. Ein Versuch den Dichter und das Epos für Oesterreich zu vindiciren. Wien 1840. 8.

Wilh. Wackernagel, Deutsches Lesebuch. Th. 3. Bd. 1. Proben der deutschen Prosa von 1500 — 1740. Basel 1841. 8.

Fr. Wagner, Albrecht Dürer. Nürnberg 1840. 8.

o

A. J. Arwidsson, Svenska Fornsanger. Deel 1. 2. Stockh. 1837.

Leop. Haupt und J. E. Schmaler, Volkslieder der Wenden in der Ober- und Nieder-Lausitz. Th. 1. Grimma 1841. 4.

Gust. Steinacker, Pannonia. Mit dem Magyarischen Texte. Abth. 1. Leipzig 1840.

J. Willems, Belgish Museum voor de Nederduitsche Tael- en Letterkunde en de geschiedenis des vaderlands. Deel V. Afl. 2. 3. Gent 1841. 8.

J. Chr. W. Augusti, Beyträge zur christlichen Kunstgeschichte und Liturgik. Bd. 1. Leipzig 1841. 8.

F. de Lasteyrie, Histoire de la peinture sur verre d'après ses monuments en France. Livr. 13. Paris 1840. fol.

A P. F. Robert-Dumesnil, Le peintre-graveur français ou catalogue raisonné des estampes gravées par les peintres et les dessinateurs de l'école française. Ouvrage faisant suite au peintre-graveur de M. Bartsch. Vol. 4. 5. Par. 1841. 8.

Giovanni Rosini, Storia della pittura Italiana Epoca prima da Giunta a Masaccio. T. II. p. 1. 2. Disp. 11 — 18. Pisa 1841.

Dr. Söltl, Die bildende Kunst in München. München 1842. 8.

F. J. Fétis, Biographie universelle des Musiciens et biographie générale de la musique. Vol. 7. Bruxell. 1841. 8.

A. B. Marx, Die alte Musiklehre im Streit mit unserer Zeit, Leipzig 1841. 8.

Dr. G Schilling, Das musikalische Europa. Lief. 1. Speyer 1841. 8.

Victor Considérant, Destinée sociale. Vol. 1. 2. Paris 1837 — 38. 8.

John Foster, An essay on the evils of popular ignorance: and a discourse on the communication of christianity to the people of Hindoostan. London 1821. 8.

Dr. G. E. R. Matthäi, Die Macht und Würde des Fürsten auf christlichem Standpunkte. Leipzig 1841. 8.

L. C. Brigg, The present Land Tax in India considered as a measure of finance, in order to show its effects on the Government and the people of that country, and on the commerce of Great-Britain. London 1830. 8.

Dr. Fr. List, Das nationale System der politischen Oekonomie. Bd. 1. Der internationale Handel, die Handelspolitik und der deutsche Zollverein. Stuttgart 1841. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. May.

Nro. 103. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Extrait des Archives du Muséum d'histoire naturelle.

(Schluß.)

Die Analyse geschah durch abwechselnde Behandlung mit Schwefelsäure und Kali.

Die Resultate waren: 1) Verschieden zersetzter Mondstein von Kandy.

	a.	b.	c.	
Kieselerde	64,00	67,10	9,60	
Thonerde	19,43	17,83	19,30	
Kali	14,81	13,50	1,32	Eisenoxyd u. Kalkerde.
Kalkerde	0,42	0,50	—	
Talkerde	0,20	Spur	—	
Wasser und Verlust	1,14	1,00	12,03	Wasser
	100,00	100,00	56,79	Rückstand
			0,96	Verlust
			100,00	

Die Analyse c. giebt ein auffallendes von der gewöhnlichen Mischung der Kaoline sehr verschiedenes Resultat.

2) Zersetzter Feldspath von Bilin.

Kieselerde . .	62,23
Thonerde . . .	5,03
Eisenoxyd . .	4,29
Manganoxyd . .	3,42
Kalkerde . . .	1,55
Talkerde und Kali	1,60
Wasser . . .	11,95
Rückstand . . .	8,39
Verlust . . .	1,54
	100,00

Dieser Feldspath ist seiner Mischung nach nicht in Kaolin zersetzt, sondern er gehört zu den Beyspielen, wo ein fremdartiges Mineral die Masse und Stelle eines andern ersetzt und einnimmt.

Der halb zersetzte Feldspath von Aue wurde zusammengesetzt gefunden aus thonigen Theilen, durch Säuren angegriffen 14,46 pr. Ct. und in Säuren unzersetzbaren Rückstand 85,54 pr. Ct. Der thonige Theil gab bey der Analyse

Kieselerde	48,13
Thonerde	34,57
Wasser	13,55
Erdige und alkalische Basen	5,11
	101,36

Der in Säuren unangreifbare Theil bestand aus:

Kieselerde	66,00
Thonerde	17,59
Kali	15,00
Kalkerde	0,40
Talkerde	0,38
Verlust	0,63
	100,00

Der letztere Antheil zeigt offenbar die Mischung des Feldspathes, der erstere kommt mit gewissen Porcellanerden überein. Die Frage über die wahre Zusammensetzung wie über den Ursprung des Kaolin scheint aber durch diese Analysen nur verwickelter zu werden und der Verf. glaubt, daß man auf eine Discussion der rationellen Analysen eingehen müsse, um diese Schwierigkeiten zu beseitigen. Bey einer solchen Discussion wurden unter andern Versuche angestellt, Kaoline während einer oder anderthalb Minuten mit einer Auflösung von Kali, mit Alkohol versetzt, von 1,075 spec. Gewicht zu kochen um das Verhalten der verschiedenen Thonsilicate

kennen zu lernen. Es zeigte sich dabey, daß auf diesem Wege Kieselerde ohne Thonerde extrahirt wurde und zwar in der Art, daß die Formeln des Rückstandes dadurch wesentlich verändert wurden und eine sehr einfache und ähnliche Form annahmen. Solche Formeln nennt der Verf. definitive.

Unter 24 in dieser Weise behandelten Kaolinen zeigte der Rückstand von 16 derselben (wohin auch die Passauer gehören) die einfache Formel $A\,Si + 2\,Aq$ und es ergiebt sich, daß die Kaoline eine gewisse Quantität ungebundene und amorphe Kieselerde in verschiedener Quantität enthalten.

Ueber die Umwandlung des Feldspaths wird nun folgende Theorie aufgestellt. Die Zusammensetzung des Feldspathes ist allgemein $A^3\,K\,Si^{12}$; diese Mischung verändert sich in $A^3\,Si^3$ und KSi^9; das Silicat KSi^9 ist direkten Versuchen zu Folge nicht in Wasser auflöslich, durch Zersetzung aber zerfallt es in KSi^8 und Si^1. Da, wie schon Forchhammer gezeigt hat, $K\,Si^8$ in Wasser auflöslich ist, so wurde es weggeführt und Si^1 blieb mit dem Thon $A^3\,Si^3$ gemengt zurück.

Als das dergleichen Zersetzungen bedingende Agens wird ein elektrischer Strom angesehen, worüber später Rechenschaft gegeben wird.

Ohne zu großen Werth auf diese Erklärung zu legen, machen die Verfasser aufmerksam, wie mehrere Beobachtungen ungezwungen damit vereinbar seyen.

Die Kieselerde, im gelatinösen Zustande dem wahren Thone beygemengt, kann ihrer Auflöslichkeit wegen nicht in constanter Quantität vorkommen, sie kann verschieden gefunden werden je nach der Zeit, in welcher ein Kaolin analisirt wird u. s. w. Die Verf. gehen nun über zur Erörterung der Frage, ob und wie ein elektrischer Strom die erwähnte Zersetzung hervorgebracht habe, indem sie Gehlen die Ehre lassen, zuerst hierauf aufmerksam gemacht zu haben.

Sie wendeten eine Batterie von 250 Elementen, 55 Millim. im Quadrat und eine ähnliche von 300 Elementen an, und jedesmal eine Quantität von 5 Grammen sehr reinen Feldspathes. Die Flüssigkeit, welche die Kette schloß war eine sehr schwache Auflösung von Salmiak und die Experimente dauerten niemals über 6 Stunden. Beym ersten Versuche zeigte sich, daß 0 Gr. 098 Mill. Feldspath zersetzt wurden in 0 Gr. 030 Mill. Thonerde und Kali, welche sich in der Flüssigkeit aufgelöst befanden und in 068 Mill. Kieselerde, welche mit dem unzersetzten Feldspath gemengt zurückblieb. Bey dem zweyten Versuche wurden 0 Gr. 159 Mill. Feldspath in 0 Gr. 054 Mill. Thonerde und Kali und 105 Mill. Kieselerde zerlegt.

Auch sehr schwache Ströme wurden versucht und die Zersetzung gelang damit sehr wohl. In ein Glasrohr von U Form wurde fein gepulverter Feldspath mit destillirtem Wasser gebracht und in den einen Schenkel ein Kupfer- in den andern ein Zinkstreifen gehängt, welche mit einem Metalldrath geschlossen wurden. Nach 15 Tagen zeigte sich die Zinksäule trübe, während die Kupfersäule noch klar war. Nach zwey Jahren fand sich die Flüssigkeit am Kupfer stark alkalisch, mit Säuren brausend und kohlensaures Kali enthaltend; die Flüssigkeit um das Zink war neutral und die meiste Substanz, welche sie trübte und theilweise an den Wänden der Röhre krustenartig abgelagert war, zeigte sich in Kali vollkommen auflöslich und aus Kieselerde und Thonerde bestehend. Daß der Feldspath durch elektrochemische Ströme zersetzt werden könne und zwar durch ziemlich schwache, geht aus diesen Experimenten deutlich hervor.

Die Verf. versuchten noch eine andere Art von Zersetzung, nämlich durch Wasserdämpfe von hoher Temperatur, wie es von Forchhammer versucht worden war. Es wurden ungefähr 60 Grammen pulverisirter Pegmatit in einen Recipienten gebracht, dessen Form von der Art war, daß der Dampf, aber nicht das Wasser zutreten konnte, und dieser Recipient wurde in den obern Theil eines Dampfkessels der Manufactur chemischer Produkte von Payen in Grenoble gebracht. Der Apparat blieb während zweyer Monate unter einem Drucke von ungefähr 2 Atmosphären. Der Pegmatit, welcher im Wasser keine Plasticität erlangt, war in eine sehr plastische Masse verwandelt worden, welches auf eine

vollständige Zersetzung schließen ließ. Die chemische Untersuchung bewies aber das Gegentheil.

Den Schluß des Werkes bildet eine Discussion über künstliche Porcellanmassen.

Da die Kaoline, wie wir aus dem Vorhergehenden gesehen haben, von sehr verschiedener Zusammensetzung sind, wenn wir sie mit ihren Beymengungen vergleichen, so ist es sehr schwer, selbst wenn man das Material von einem und demselben Bruche nimmt, eine unter allen Verhältnissen sich gleich verhaltende Masse zu bereiten und der Verf. hat gesucht, zu diesem Zwecke mit Hülfe von wissenschaftlichen Principien zu gelangen. Dieses ist ihm auch mit Hülfe der zahlreichen analytischen Arbeiten von Laurent und Malaguti in der Art gelungen, daß sich keine wesentlichen Verschiedenheiten in der Masse und ihrem Verhalten mehr wahrnehmen lassen und daß die Fehler und Schwierigkeiten entfernt sind, welche man früher weder zu vermeiden noch zu verbessern wußte. Der Verf. machte dabey die Beobachtung, daß ein gleicher Erfolg ceteris paribus nicht allein von der Gleichartigkeit der Masse in Beziehung auf ihre Mischung herrühre, sondern daß die Art der Aggregation und der Molecular-Zustand der Elemente ebenfalls von Einfluß sey. Die Porcellanmasse von Sevres, wie man sie seit 60 Jahren bereitete, ohne es zu wissen und wie sie seit 1836 rationell gemischt wird, besteht im wasserfreyen Zustande aus:

Kieselerde	58,0
Thonerde	34,5
Kalkerde	4,5
Kali	3,0
	100,0

Die Elemente dazu sind thonige und Kiesel-Kaoline (cailloutoux), reiner Quarzsand von Aumont und die Kreide von Bougival oder Meudon. Es wurde die Kreide durch weißen Marmor und der Sand von Aumont durch Silex pyromaque ersetzt und dabey keine Differenz im Verhalten der Masse gefunden. Nun wurde eine rein künstliche Masse zusammengesetzt der oben angegebenen der Mischung nach ganz gleich.

Diese Masse zeigte wesentliche Verschiedenheiten, sowohl in der Plasticität, als im Feuer. Sie schmolz schon bey mäßiger Wärme des Ofens und als der Kaligehalt verringert wurde, zog sie sich so zusammen daß das Schwinden 18 — 28 für 100 betrug. Es ist also durchaus nicht gleichgültig, die Elemente für sich oder bereits combinirt zur Porcellanfabrication anzuwenden. Um die Experimente hierüber noch mehr zu vervollständigen, wurden Thone statt des Kaolins für die Gemenge angewendet. Es wurde, um die nöthige Menge von Thonerde und Kali herzustellen, folgende Mischung gefertigt:

		Kieselerde.	Thonerde.	Kalk.	Kali.
9,75	Plastischer Thon von Dreux (ohne Wasser)	44,44	27,89	—	—
20,71	Fritte	16,36	—	0,89	3,00
6,61	Thonerde	—	6,61	—	—
6,60	Kreide	—	—	3,61	—
103,67		60,80	34,50	4,50	3,00

Auch diese Masse verhielt sich nicht wie Porcellan, mißformte sich, war nur sehr schwach durchscheinend, zeigte starkes Schwinden ꝛc. Andere Versuche dieser Art mißlangen ebenfalls. Es wurde weiter statt der Fritte eine natürliche Kali-Verbindung angewendet und Leucit dazu genommen. Dieser wurde der Genauigkeit wegen im frischen und verwitterten Zustande analysirt. Die Analysen gaben:

	Frischer Leucit.	Verwittert. Leucit.
Kieselerde	62,10	49,42
Thonerde	24,00	24,54
Kali	9,00	12,00
Talkerde	0,76	1,00
Kalkerde	1,08	0,66
Eisen- und Manganoxyd	0,96	—
Wasser	1,10	11,58
	99,00	99,00

Dieſe Analyſen ſtimmen nicht mit den bekannten von Klaproth und Arfvedſon überein und beſonders auffallend iſt, daß der friſche Leucit weniger Kali enthalten ſoll, als der veränderte. Der Verf. ſetzt übrigens auch zu dem non altéré ein Fragezeichen. Eine mit Zuſatz von ſolchem Leucit gefertigte Maſſe verhielt ſich beſſer und der kaoliniſchen weit ähnlicher, als die frühern.

„Il nous semble, ſchließt der Verf. ſeine intereſſante Arbeit, que ces expériences nous permettent de conclure, que dans les fabrications industrielles ou l'action chimique a beaucoup de part, il est important de porter la plus grande attention sur l'état de combinaison et de structure où se trouvent les matériaux que l'on emploie. Ces recherches et leurs résultats pourront expliquer les anomalies si fréquentes que présentent des produits dans lesquelles ont fait entrer les mêmes corps dans les mêmes proportions, mais dont l'état moléculaire était, sans qu'on y fît assez d'attention, extrêmement différent.“

v. Kobell.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortſetzung.)

M. P. Rossi, Cours d'économie politique. Vol. 1. 2. Paris 1841. 8.

Giuseppe de Welz, La Magia del Credito svelata, Istituzione fondamentale di publica utilità. T. 1. 2. Napoli 1824. 4.

Grellet-Wammy, Manuel des prisons, ou exposé historique, théorique et pratique du système pénitentiaire. Vol. 1. 2. Paris 1838. 8.

Fr. von Poſeck, Denkſchrift über die zunehmende Nahrungsloſigkeit und Mittel zu deren Abhülfe. Eſſen 1841. 8.

Mediciniſcher Argos. Herausgegeben von Hacker und Prof. Mohl. Bd. 1 — 3. Leipzig 1840. 8.

G. Fr. Moſt, Ueber alte und neue mediciniſche Lehrſyſteme im Allgemeinen und über Dr. Schönlein's neueſtes natürliches Syſtem der Medicin. Leipzig 1841. 8.

Dr. F. Ribes, Mémoires et observations d'anatomie, de physiologie de pathologie et de chirurgie. Vol. 1. 2. Paris 1841. 8.

Dr. Ph. Fr. von Walther, Ueber das Verhältniß der Medicin zur Chirurgie und die Duplicität im ärztlichen Stande; eine hiſtoriſche Unterſuchung mit dem Endreſultat für die betreffende Staatseinrichtung. Karlsruhe 1841. 8.

Encyklopädiſches Wörterbuch der mediciniſchen Wiſſenſchaften. Bd. 26. Ophthalmia scorbutica — Pestis. Berlin 1841. 8.

Annales françaises et étrangères d'anatomie et physiologie, par Laurent, Bazin etc. T. 1 — 5. Paris 1839. 8.

Dr. Fr. Arnold, die Erſcheinungen und Geſetze des lebenden menſchlichen Körpers im geſunden und kranken Zuſtande. Bd. 1 — 5. Zürich 1836 — 39. 8.

J. A. Brillat-Savarin, Physiologie du goût. Vol. 1. 2. Paris 1838. 8.

Dr. A. Burow, Beyträge zur Phyſiologie und Phyſik des menſchlichen Auges. Berlin 1842. 8.

Dr. Burk. Eble, Die Lehre von den Haaren in der geſammten organiſchen Natur. Th. 1. 2. Wien 1831. 8.

Mich. Gabillot, Etude nouvelle des phénomènes généraux de la vie, ou recherches sur la vitalité etc. Paris 1841. 8.

Jules Guérin, Mémoire sur l'étiologie générale des pieds-bots congénitaux. Paris 1838. 8.

— — — Mémoire sur les caractères généraux du Rachitisme. Paris 1839. 8.

— — — Mémoire sur une nouvelle méthode de traitement du torticolis ancien. Paris 1838. 8.

— — — Mémoire sur les variétés anatomiques du pied-bot congénital dans leurs rapports avec la rétraction musculaire convulsive. Paris 1839. 8.

— — — Mémoire sur les déviations simulées de la colonne vertébrale et les moyens de les distinguer des déviations pathologiques. Paris 1838. 8.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. May.

Nro. 104. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Etudes sur la philosophie dans le moyen-âge. Première partie, contenant les deux premières époques. Par M. Xavier Rousselot. Paris. Joubert. 1840. gr. in 8. (IV u. 381 S.)

Was wir bis jetzt über die Geschichte der Philosophie des Mittelalters besitzen, sind im Grunde nur erst einzelne Bruchstücke, die noch der Verarbeitung zu einem umfassenden, in einander greifenden und sich eben dadurch wahrhaft erklärenden Ganzen ermangeln. Zwar ist der wieder erwachte Eifer für Geschichtsforschung, und insbesondere für das Studium des Mittelalters, auch der Geschichte der Philosophie schon mannigfach zu Statten gekommen. Aber der Schwierigkeiten giebt es eben hier noch viel mehr, als bey der Behandlung der übrigen Geschichte. Namentlich setzt die Bearbeitung der Geschichte der Philosophie des Mittelalters, soll anders dieser Theil der Geschichte weniger fragmentarisch und einseitig aufgefaßt werden, als dieß bisher großentheils geschehen, Bedingungen voraus, die nur schwer in einem und demselben Geiste sich so vereinigt finden, als es im Interesse der Wissenschaft zu wünschen wäre. Ein gründlicher Historiker, des Philologen zu geschweigen, ein eben so tüchtiger Theolog, und ein unbefangener, zwar durch die vorzüglichsten Systeme gebildeter, aber dennoch über ihnen stehender Philosoph, — alle drey haben hier mit gleicher Kraft und Energie die Hand ans Werk zu legen, oder sollten vielmehr in Einer Person vereinigt seyn, während doch jede einzelne dieser wissenschaftlichen Thätigkeiten in ihrer höheren Richtung den ganzen Menschen in Anspruch nimmt. Deßhalb kann auch auf diesem Gebiete, wenigstens vor der Hand, wohl nur in Monographien etwas Vorzügliches, Gediegenes geleistet werden, da hier alle erforderlichen Kräfte sich leichter concentriren und wechselseitig unterstützen können, wogegen bey Bearbeitung eines größeren und umfangreicheren Stoffes die eben erwähnten Bedingungen gewöhnlich in keinem Verhältnisse mehr zu einander stehen, und entweder die eine oder die andere derselben unzureichend ist. Schon der geringe Raum, den die mittelalterliche Philosophie in den meisten unserer Geschichtswerke und Compendien der Philosophie, im Vergleiche zu den übrigen Perioden, einnimmt, beweist, wie wenig man noch ihres so reichen Stoffes Meister geworden. Auch der Philosophie der Kirchenväter ist es bis jetzt von philosophischer Seite her in dieser Beziehung nicht besser ergangen, obgleich sowohl hierin, als auch in der Geschichte der mittelalterlichen Philosophie von theologischer Seite her schon tüchtig vorgearbeitet, und für beyde Epochen der Geschichte bereits die schätzbarsten Beyträge geliefert worden sind. Noch sind aber der dunkeln Partien gar viele zu erhellen, und der Bibliotheken und Archive noch manche zu durchforschen, um die zahlreichen Lücken auszufüllen, denen man beynahe auf jedem Blatte der Geschichte der mittelalterlichen Philosophie begegnet. So sind z. B. die weitschichtigen Akten über den Nominalismus und Realismus noch lange nicht geschlossen, und bieten eine Aufgabe dar, deren befriedigende Lösung erst noch von der Zukunft zu erwarten steht. Ein wahres Verdienst hat sich daher die königl. Akademie zu Berlin durch die jüngste Aufstellung der Preisfrage erworben, welche „die genetische Entwicklung der Gegensätze des Nominalismus und Realismus nach ihren verschiedenen Stadien“ *)

*) Man sehe hierüber Gersdorfs Repertorium. 1841. XXIX. Bd. 4. Heft. Lit. Misc. S. 54.

verlangt. Zwar kann es bey solchen geschichtlichen Ermittlungen am allerwenigsten in unseren Tagen darauf abgesehen seyn, „aus der Asche des Dahingesunkenen Funken ziehen, und aus ihnen ein neues Feuer wieder anfachen zu wollen.“ Aber was unter dieser Asche von wirklich wissenschaftlicher, oder doch geschichtlicher Bedeutung und beyde Interessen sind ja nirgends zu trennen) liegt, das an's Licht zu ziehen, kann gewiß nur frommen und verdienstlich seyn. Und wenn angenommen werden muß, daß die großen Fragen, welche unsere Zeit bewegen, von jeher die Menschheit, nur unter anderen Formen und auf anderen Entwicklungsstufen, beschäftigt haben, so wird jeder Moment der Geschichte, in welchem diese Fragen verhandelt worden, für sie ein lehrreicher seyn, und der Irrthum so gut, wie die Wahrheit, sobald sie geschichtlich constatirt sind, ihr zu Statten kommen.

Deßhalb ist jeder Beytrag zur Erlangung dieser geschichtlichen Einsicht dankbar zu begrüßen, bestände er auch oft zunächst nur in Materialien, die erst in einer späteren umfassenden Conception zum rechten Gebrauche und Verständniß gelangen. Reich an solchen wünschenswerthen und höchst interessanten Materialien für die Geschichte der mittelalterlichen Philosophie sind noch die größeren Bibliotheken; und insbesondere haben in dieser Beziehung die Franzosen das Verdienst, so manche in denselben bisher verborgene und ungekannte Schätze ans Licht gefördert zu haben. Diese Richtung auf die Geschichte hin ist aber bey unseren Nachbaren gerade auf dem philosophischen Gebiete um so erfreulicher, als durch sie allein es ihnen möglich werden dürfte, sich über die für die nächste Zukunft einzuschlagende spekulative Bahn wahrhaft zu orientiren, und sich von den excentrischen und flachen Theorien zu befreyen, die ihr ganzes sociales und sittlich-religiöses Leben zu zerrütten drohen. Und dieser historischen Stütze, dieses Compasses der Vergangenheit bedürfen sie sicherlich um so mehr, je weniger die deutsche Philosophie in ihrem gegenwärtigen anarchischen Zustande und der großen Krisis, in der sie gerade in unseren Tagen wieder schwebt, im Stande seyn dürfte, der französischen Philosophie schon jetzt hülfreiche Hand zu bieten. Selbst wenn aber dem nicht so wäre, würden die literarischen Verbindungs- und Verständigungs-Mittel zwischen beyden Nationen noch viel zu gering und schwach seyn, um einen wirksamen Austausch zu fördern. Wie wenig man überhaupt noch im Ausland die neuere philosophische Literatur kennt, und wie dort der Männer im Ganzen doch nur sehr wenige sind, die eine nähere Kenntniß derselben besitzen, davon hat man schon Gelegenheit genug gehabt sich zu überzeugen. *) Auch in der Geschichte der Philosophie sind wohl die wenigsten Ausländer über Brucker und Tennemann hinausgekommen, und erst ganz neuerlich hat man angefangen, auch unseren Ritter in's Französische und Englische zu übertragen. Dagegen hat uns das Ausland in der jüngsten Zeit eben für die Geschichte der Philosophie

*) Aber auch der Antheil, den man gegenwärtig in Deutschland an der philosophischen Literatur des Auslandes nimmt, und die Bekanntschaft damit sind bey weitem nicht so groß, wie man sich dessen oft gerne rühmen möchte. Von wie vielen selbst den beachtenswertheren philosophischen Werken, welche im Auslande erscheinen, kennt man bey uns oft kaum den Titel, was freylich hauptsächlich daher kommt, daß der ausländische Buchhandel dem unsrigen gegenüber noch immer großentheils eine isolirte Stellung einnimmt. Diesem Mangel einer wirksamen Vermittlung des philosophischen Austausches zwischen dem In- und Auslande wenigstens einigermaßen zu begegnen, war des Referenten Hauptabsicht bey der Herausgabe seines „Repertoriums der in- und ausländischen Literatur der gesammten Philosophie,“ das leider nach dem zweyten Jahrgange wieder aufhören mußte, da das Unternehmen, trotz aller ihm gebrachten Opfer, an der geringen Unterstützung scheiterte, die ihm zu Theil geworden. Seitdem ist nun auch in der Brockhaus'schen „allgemeinen Bibliographie“ die Abtheilung, welche schon eine Reihe von Jahren hindurch der ausländischen Literatur gewidmet, und die, so wenig vollständig sie auch seyn konnte, dennoch von allen Freunden derselben mit Dank aufgenommen war, eingegangen, weil sich auch hier die Kosten wahrscheinlich nicht deckten, so daß es jetzt nur mehr den Wenigsten möglich werden dürfte, die neuere ausländische Literatur nach Wunsch zu verfolgen. Denn wem stehen so leicht alle Special-Kataloge und Journale über die Literatur der verschiedenen Nationen des Auslandes zu Gebote?

beynahe die meisten und interessantesten neuen Materialien an die Hand gegeben, die wir alle Ursache haben, uns zu Nutzen zu machen, wenn wir auch mit den daran geknüpften Raisonnements nicht überall sollten einverstanden seyn können. Wie wäre dieß auch, namentlich auf dem mittelalterlichen Boden, möglich, der von jeher der Kampf- und Tummelplatz der entgegengesetztesten Ansichten war? Wir dürfen schon zufrieden seyn, wenn wir hier nur einem im Ganzen ruhigen und gemäßigten Urtheile begegnen, wie dieß auch bey dem vorliegenden Werke der Fall ist, in welchem zwar die neuere deutsche Literatur ebenfalls nicht berücksichtiget ist, und auch keine eigentlich neuen Materialien gegeben, aber doch die zuletzt von französischer Seite her mitgetheilten historischen Funde mit Umsicht benützt sind, und einer näheren Prüfung und Würdigung unterworfen werden.

Im Vorworte bezeichnet der Verfasser diese seine Studien als die Frucht einer Arbeit, welcher er seine Mußestunden gewidmet. Er habe, sind seine Worte, vorzugsweise eine Seite der Geschichte der Philosophie sich erwählt, auf welche sich seit einiger Zeit wieder eine. erhöhte Aufmerksamkeit gerichtet, und die sich früher oder später in ihrem wahren Lichte, d. h. als eine der interessantesten Seiten der Geschichte der Ideen zeigen werde. Die Vergangenheit zu erforschen, wie sie auch beschaffen seyn möge, sey eine der ersten Bedingungen, um die Zukunft der Wissenschaft vorzubereiten. Sodann erklärt sich der Verf. gegen die Ansicht, als ob es im Mittelalter gar keine eigentliche Philosophie gegeben habe, und bezeichnet als die Aufgabe, die er sich gestellt: zu zeigen, daß das philosophische Element im Mittelalter sich in seinem wahrhaften Charakter entwickelt habe. Uebrigens mache seine Schrift keinerley Ansprüche auf Vollständigkeit, denn diese sey nicht in etlichen Bänden und auch nicht von einem Einzelnen zu erzielen. Er allein habe an dieses Werk Hand angelegt, und sey daher auch allein dafür verantwortlich.

In der Einleitung bespricht der Verf. zunächst die Ursachen, weßhalb schon der bloße Name der Scholastik ziemlich allgemein eine Art von Widerwillen errege. Man dürfe jedoch, bemerkt er, über der Form der Scholastik, die allerdings einer späteren Zeit nicht mehr habe zusagen können, nicht das ihr zu Grunde liegende Wesen, das philosophische Element, außer Acht lassen, und es handle sich eben darum, das letztere in seiner möglichsten Reinheit darzustellen, zugleich aber den Einfluß nachzuweisen, den der Geist und die Verhältnisse der damaligen Zeit auf die Entwicklung jenes Elementes ausgeübt. Was aber aus dem Mittelalter eine ganz besondere Epoche gemacht, was eine neue Geburt der Dinge herbeygeführt, und deßhalb auch der Philosophie jener Zeit das charakteristische Gepräge gegeben, das sey der Katholicismus. Wenn es unter seiner Oberherrschaft zu keiner wahren und dauernden Verbindung zwischen dem Christenthume und der Philosophie gekommen, so rühre dieß nicht daher, daß der Katholicismus und die Philosophie einander fremd seyen, was schon die Geschichte der ersten Jahrhunderte der Kirche widerlege, sondern daher, daß beyde einander so oft als Feinde behandelt, und dadurch ein unfreyes Verhältniß herbeygeführt worden. Uebrigens sey es überhaupt thöricht, die Vermittlung und Ausgleichung dieses Gegensatzes schon im Mittelalter suchen zu wollen.

„Die Kindheit der neuen Gesellschaft ‚war nicht bestimmt, diese erhabene Vermählung der philosophischen und religiösen Form, d. h. dessen, was das Höchste für den menschlichen Geist ist, zu schauen. Wir selbst, die wir inzwischen schon weiter fortgeschritten, erwarten sie noch, oder fragen uns vielmehr, unter welchen Bedingungen sie sich verwirklichen könne. Wenn aber auch diese beyden Manifestationen eines und desselben Strebens aus Mißverständniß sich in ihrer Entwicklung und ihrem Fortschritte oftmals Hindernisse bereiteten, so sind ihre Quellen doch niemals versiegt, und der scheinbare Nachtheil auf der einen Seite schlug zuletzt immer noch zum wirklichen Gewinne auf der andern Seite aus. Der große Fluß des Gedankens verfolgt, wenn er auch zuweilen zu verschwinden scheint, dennoch seinen Lauf durch die Zeitalter, um in der Folge nur tiefer und reicher an neuen Erwerbungen wieder zu erscheinen.“

(Schluß folgt.)

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortſetzung.)

Jules Guérin, Mémoire sur l'extension sigmoïde et la fl xion, dans le traitement des déviations latérales de l'épine. Paris 1838. 8.

Richard Owen, Odontography or a treatise of the comparative anatomy of the teeth, their physiological relations, mode of developement and microscopic structure in the vertebrate animals, illustrated by upwards of 150 plates. Part. I. London 1840. 8.

G. Valentin, De functionibus nervorum cerebralium et nervi sympathici libri quatuor. Bernae 1839. 4.

Jul. Vogel, Beyträge zur Kenntniß der Säfte und Excrete des menſchlichen Körpers. B. 1. Leipzig 1841. 8.

Rud. Wagner, Icones zootomicae. Handatlas zur vergleichenden Anatomie. Leipzig 1841. Fol.

J. C. F. Bährens, Der typhus contagiosus und die Dyſenterie in cosmiſchen Beziehungen Bonn 1821. 8.

Dr. C A W. Berends, Handbuch der praktiſchen Arzneywiſſenſchaft oder der ſpeciellen Pathologie und Therapie, bearbeitet von Dr. Sundelin. 2. Aufl. Bd. 6. B rl. 1840. 8.

Dr. F. A. G. Berndt, Bemerkungen über die Ruhr. Greifswald 1840. 8.

Dr. Bernh. Brach, Ueber den Einfluß der Epilepſie auf die Geiſteskräfte der damit Behafteten Köln 1841. 8.

Dr. Fr. Brefeld, Dentitio difficilis. Hamm 1840. 8.

Dr. J. W. Conradi, Bemerkungen über die V rioliden und beſonders über Schönleins Meynung von denſelben. Göttingen 1840 4.

Samuel For, Beobachtungen über die Bleichſucht. Leipzig 1841. 8.

Dr, H. Friedberg, Die angebornen Herzkrankheiten des Menſchen. Berlin 1842. 8.

Dr. Fr. Ludw. Meiſſner, Die Kinderkrankheiten. Th. 1. 2. Leipzig 1838. 8.

Dr. C. G. Neumann, Pathologiſche Unterſuchungen als Regulative des Heilverfahrens. Bd. 1. Berlin 1841. 8.

Charles Wightmann, A treatise on the sympathetic relation between the stomach and the brain, and throughout between the digestive and the nervous systems in the causation and cure of diseases. London 1840. 8.

Dr. J. Zangerl, Das Heimweh. 2. Ausg. Wien 1840. 8.

Gerh. von Breuning, J. F. Dieffenbach's chirurgiſche Leiſtungen in Wien. Wien 1841. 8.

P. Fabrizi, Ueber die am Ohr vorkommenden Operationen. Leipzig 1842. 8.

Karl Gobée, Die ſogenannte ägyptiſche contagiöſe Augenentzündung mit beſonderer Hinweiſung auf ein neues Curverfahren. Leipzig 1841. 8.

F. Keil, Das Schielen und deſſen Heilung nach Dieffenbach's Erfindung. Berlin 1841. 8.

C. J. Linderer, Handbuch der Zahnheilkunde. Berlin 1842. 8.

J. Neuberth, Originalbeyträge zur Geſchichte des Somnambulismus. Leipzig 1841. 8.

Dr. Alex. Nicol. Scherer, Verſuch einer ſyſtematiſchen Ueberſicht der Heilquellen des ruſſiſchen Reiches. Petersburg 1820. 8.

Dr. G. Schmelkes, Teplitz und ſeine Mineralquellen. Prag 1841. 8.

Dr. W. J. A. Werber, Der Stahlſäuerling zu Griesbach am Fuße des Kniebis im Großherz. Baden. Karlsruhe 1840. 8.

J. J. Rychner, Hippiatrik oder ſyſtematiſches Handbuch der äußerlichen und innerlichen Krankheiten des Pferdes und ihre Heilung. Th. 1. Bern 1842. 8.

A. F. J. Thibaut, Juriſtiſcher Nachlaß. Bd. 1. Berlin 1841. 8.

Dr. Ed. Böcking, Inſtitutionen. Heft 1. Bonn 1841. 8.

Franc. Forti, Libri due delle istituzioni civili accommodate all' uso del foro. Dispensa 1 — 6. Firenze 1840. 8.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. May.

Nro. 105. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Etudes sur la philosophie dans le moyen-âge. etc.

(Schluß.)

Nachdem der Verfasser diese Betrachtungen noch weiter ausgeführt, wendet er sich zu den Ausgangspunkten der Geschichte der mittelalterlichen Philosophie nach Raum und Zeit, sucht in der erstern Beziehung nachzuweisen, daß diese Geschichte vorzüglich die Frankreichs sey, daß Paris das Centrum der geistigen Bewegung, die civitas philosophorum, das Athen des Mittelalters gewesen, und schließt die hiefür angeführten geschichtlichen Belege mit folgenden Worten, die wir zum Theil freylich alle Ursache haben der französischen Eitelkeit zu Gute zu halten: „So also ist die Philosophie im Mittelalter, wie zu jeder andern Epoche, vor Allem das Erbgut Frankreichs, dieses privilegirten Landes der Civilisation und des Fortschrittes."

Was den Ausgangspunkt der mittelalterlichen Philosophie in der Zeit anbelangt, so wendet sich der Verf. zunächst gegen diejenigen Geschichtschreiber, welche sie bis in's fünfte Jahrhundert zurückführen wollten, und gegen Brucker, von dem er es unbegreiflich findet, daß er die Frage stellen konnte, ob sich die Philosophie und die scholastische Theologie von der Philosophie und der Theologie der Saracenen ableiten lasse. Das zur vollen Ausgeburt gekommene Mittelalter fange nicht vor Karl dem Großen an. Man brauche sich überhaupt nicht bey dem Namen der Scholastik aufzuhalten, wohl aber bey der philosophischen Idee, welche sie später repräsentirte. Und hier sey nicht zu übersehen, daß die Philosophie bey ihrem ersten Auftreten in jeder neuen Welt und Umgebung im Grunde dieselbe Stellung behaupte, daß man sie überall, so zu sagen, dem Unendlichen gegenüber finde, das sie mit Staunen betrachte, das sie auf den ersten Blick hin schon erfassen, mit ihrem ersten Wort erklären und a priori begreifen möchte. Ueberall seyen daher die ersten Worte der Philosophie dieselben, und Cousin habe Recht gehabt zu sagen, daß die scholastische Philosophie von einer von Boethius übersetzten Phrase des Porphyrius ausgegangen, weil diese Phrase, vom metaphysischen Gesichtspunkte aus, nun der Ausdruck des höchsten Problems der Philosophie sey, das später die Form des Realismus und Nominalismus angenommen. Es sey darum vor Allem zu untersuchen, zu welchem Zeitpunkte dieses große Problem zuerst hervorgetreten, und hier ließe sich nun unschwer nachweisen, daß die Frage in Betreff der Universalien im eigentlich philosophischen Sinne, schon lange Zeit vor Roscellin aufgeworfen worden; denn diese Frage sey eine ganz und gar ontologische, und sey für die Scholastik das, was die Ontologie selbst für die gesammte Philosophie sey, nämlich ihr Ausgangs- und Endepunkt. Um daher den Anfang der scholastischen Philosophie zu bestimmen, müsse man sich vor Allem die Frage beantworten: 1) zu welcher Zeit und 2) in welcher Weise das ontologische Problem im Mittelalter aufgeworfen worden. Die Antwort hierauf führe von selbst zur Unterscheidung verschiedener Epochen in der Scholastik. Wollen wir hierüber des Verfassers eigene Worte in kurzem Auszuge hören.

„Zuvörderst behaupte ich, daß das ontologische Problem schon im neunten Jahrhundert unter zwey verschiedenen Formen aufgeworfen und erörtert ward: die eine dieser Formen war eine rein theologische, die andere eine durchaus philosophische, und der Mann, der das Organ dieser letzteren war, ist Johann Scotus Erigena. Vor ihm war schon die erstere erschienen, aber unter einem religiösen Schleyer, der dem Auge nicht gestattete, in die Tiefen des Problems zu dringen; mit ihm dagegen fängt im Mittelalter

die Philosophie ganz eigentlich an, und durchläuft so viele Epochen, als das Grundproblem im Ganzen oder in den secundären Fragen bestimmten Modificationen unterliegt. . . . J. Scotus Erigena erfaßte dieses Problem in antiker Weise . . . Durch den freyen Flug seines Gedankens und die relative Schönheit seines Styls drükt er der ersten Epoche gewissermaßen den Stempel des Alterthums auf, durch den sie sich von allen übrigen unterscheidet . . . Roscellin griff dieselbe, schon von einigen Vorgängern behandelte Frage wieder auf, aber in einer ganz andern und neuen Form, und mit einer Kühnheit und philosophischen Präcision, die ihn einer ganz besondern Auszeichnung und der größten Aufmerksamkeit würdig macht. Mit ihm beginnt die zweyte Epoche und eine Reihe großer Kämpfe, deren Streiter wohl nicht daran dachten, daß sie, so entgegengesetzt ihre Doktrinen waren, und so erbittert sie einander gegenüberstanden, dennoch in ihren Bestrebungen durch eine gemeinschaftliche Grundlage miteinander verbunden waren, und mit verschiedenen Waffen um dieselbe Sache kämpften. Eine neue Richtung erhielt die scholastische Philosophie durch Abälard, mit dem die dritte Epoche anfängt. . . Dieselbe unterscheidet sich durch verschiedene Charaktere, die aus ihr gleichsam die Favoritperiode für Diejenigen machen, die sich in Deklamationen gegen die Scholastik gefallen. Man muß sich jedoch schon darein ergeben, sie so zu nehmen, wie sie ist. Es war das Zeitalter des religiösen Elementes und der philosophischen Gelehrsamkeit, das Zeitalter der großen Arbeiten Albert's des Großen, des hl. Thomas, des Duns Scotus und so vieler Anderen, deren zahlreiche Folianten man so oft schon beurtheilt und so selten geöffnet hat. . . Die gelehrte Welt bezeichnet diese dritte Epoche als die Zeit der Herrschaft der Dialektik und des — freylich noch schlecht gekannten — Aristoteles; gleichwohl giebt es andere Erscheinungen, die ihr einen noch eigenthümlicheren philosophischen Charakter aufdrücken. Zu jener Zeit war es, daß das Problem der Individuation zur Verhandlung kam, und auf diesen Kampfplatz hatte noch Abälard die Philosophie geführt. Eine andere Frage aber, die um so wichtiger war, als sie von dem speculativen Gebiete auf das praktische übergieng, fiel ebenfalls noch in diese Epoche, nämlich der Streit über die Bettelmönche, als deren Vertheidiger der hl. Bonaventura in seiner „Apologie der Armen" aufgetreten war. Der Mann der vierten und letzten Epoche ist Occam, der die Philosophie mit kraftvoller Hand auf ihren Ausgangspunkt zurückführt. Die Streitfrage über die Universalien von neuem, aber von einem andern Standpunkte, als dem bisherigen, aufnehmend, verwirft er ohne Weiters die Lehre von den Entitäten, und wird so einer der Vorläufer des philosophischen Umschwunges, der sich vorbereitete. So schritt die Philosophie vorwärts, während die Scholastik von Tag zu Tag immer schwächer ward, bis sie zuletzt ganz von dem Schauplatz verschwand."

Von hier aus verfolgt sodann der Verf. die Geschichte der damaligen Philosophie noch in ihren allgemeinsten Zügen bis zu Baco und Carteſius, mit denen die neuere Philosophie ihren Anfang nimmt, und stellt am Schluße seiner Einleitung noch einige Betrachtungen über die Methode der mittelalterlichen Philosophie an, welche er nicht dem Einflusse des Aristoteles, sondern lediglich dem Katholicismus, als dem das ganze Mittelalter beherrschenden Elemente, zugeschrieben haben will.

Der vorliegende erste Band geht nicht über die zweyte Epoche hinaus. Sein Inhalt ist folgender: I. Capitel. Einleitung. II. Kap. Erste Epoche J. S. Erigena. III. Cap. Fortsetzung. X. Jahrh. IV. Cap. Forts. — Lanfranc von Pavia. V. Cap. Zweyte Epoche. Nominalismus. — Roscellin. VI. Cap. Forts. des Nominalismus. VII. Cap. Forts. — Realismus. — Anselmus. VIII. Cap. Forts. des Realismus. — Wilhelm von Champeaux. — IX. Cap. Forts. des Realismus. X. Cap. Forts. Schule von St. Viktor.

Um aus diesen einzelnen Materien noch einige Proben von der Art und Weise, wie sie der Verf. behandelt, zu geben, mag es genügen, ein paar Stellen mitzutheilen, von denen die eine den Schluß der Charakteristik des Scotus Erigena, die andere den Ursprung des philosophischen Mysticismus und das Verhältniß zwischen der Philosophie und dem Katholicismus betreffe. Scotus Erigena ist nach des Verf. Ansicht Pantheist, aber nicht ausschließlich, sondern zugleich Mystiker, und eben durch diese Doppelnatur mit sich selbst in Widerspruch gerathen.

„Um unser Urtheil über diesen Philosophen zusammenzufassen, so müssen wir sagen, daß er es ist, der beym Beginne des Mittelalters zuerst unsere ganze Aufmerksamkeit fesselt. Wir sehen ihn Anfangs auf den Bergen Schottlands oder an den Ufern des Meeres, welches die Hebriden bespült, umherirren, alle die Schätze der alten Philosophie in sich verschließend, die das einsame Jona (l'île de Hi) der Ignoranz der Barbaren hatte entreißen können, zugleich aber in seinem Busen bereits den lebensschwangern Keim der

Zukunft bergend. Er denkt, wie ein neuer Mensch, und spricht, wie die Alten; denn er spricht ihre Sprache, indem er die Principien seiner Philosophie aufstellt, mit Kühnheit sein Problem von der Substanz entwickelt, und uns diese als einzig, ewig, als die unversiegbare Quelle von Allem, was da ist, als den unerschöpflichen Strom des Lebens aller Wesen betrachten läßt. Zu gleicher Zeit zeigt er sich getreu dem erhabenen Instinkte der Freyheit, der das Geschlecht beseelt, dessen Sohn er ist; ein Kind des Alterthums von Seite der Wissenschaft, ist er ein Celte von Seite des Gefühles und der Unabhängigkeit des Geistes. Ein solcher Mann war J. Scotus Erigena. Um ihn vergleichend zu beurtheilen, könnte man sagen, daß er einer jener Menschen ist, die zu früh oder zu spät kommen, nicht für die Menschheit, sondern für ihre eigne Person. Einige Jahrhunderte früher hätte er seinen Platz neben einem Plotin oder Porphyr eingenommen; später würde aus ihm ein Vanini oder ein Giordano Bruno geworden seyn: alsdann aber hätte er vielleicht auch ihr Schicksal getheilt, dessen er übrigens nicht bedurfte, um sein Andenken für alle Zeiten zu sichern. Die mächtige Wirkung seines philosophischen Geistes gieng durch das ganze Mittelalter hindurch, und die Realisten sind nur seine Nachfolger, unter einem andern Namen."

Den Ursprung des philosophischen Mysticismus betreffend, ist der Verf. der Ansicht, daß derselbe direct oder indirect aus einem Systeme der Metaphysik seinen Ausgang nehme, in welchem sich der Mensch Forschungen von solcher Tiefe überlassen, daß er darunter erlegen.

„Am Anfange nämlich glaubt der forschende Geist das Wahre an sich, das Absolute, mit Leichtigkeit zu finden; er sucht es mit dem Verstande, möchte es schauen und mittelst der Demonstration mit Händen greifen. Was aber ist die Folge hievon? Dieß, daß der Verstand an sich irre wird; denn Angesichts der vor ihm liegenden unendlichen Perspective schließt sich das geblendete Auge und sieht nicht mehr. Aber die Verzweiflung ist noch nicht der Tod des Gefühls. Was der Mensch nicht mehr schauen kann, das fühlt er; und wie wir auch hinter dem Horizont noch einen Raum supponiren, so glaubt er an das, was er sich nicht beweisen kann, durch das Gefühl. . . . Wechselt die Philosophie, auf diesem Punkte, um als religiöses Element in das Dogma einzugehen, ihren Namen, so haben wir den Glauben. Glauben heißt fühlen; dieß ist der Grund, weßhalb der Glaube so rein und so wahr in seinem Ursprunge ist; von daher kommen, in gewissen Fällen, seine Rechte über die menschliche Vernunft; und hieraus entwickelt sich auch der neue Charakter der Philosophie im Mittelalter und insbesondere der der Schule von St. Viktor."

Ueber Philosophie und Katholicismus spricht sich der Verf. da, wo er von den Conflikten handelt, welche zwischen Abälard und dem hl. Bernhard statt fanden, unter Anderem, wie folgt, aus:

„Um das Mittelalter vom philosophischen Standpunkte aus mit Unparteylichkeit zu beurtheilen, darf man nicht, wie dieß oft geschehen, die Philosophie ausschließlich von der einen, und den Katholicismus von der andern Seite, und jeden Theil als die radikale und absolute Negation des anderen betrachten. Eine solche Scission war nicht realisirbar, weil der Mensch Bedingungen der Existenz in sich trägt, die unzerstörbar sind. Dieß ist der Grund, weßhalb es auch bey den exclusivsten Theologen noch Philosophie und bey den hartnäckigsten Philosophen noch Religion gab. Denn der Mensch ist immer Gefühl, Verstand und Wille zugleich. Wo aber diese Harmonie, welche allein erst die ganze Wahrheit begründet, fehlt, da streiten sich die essentiellen Wahrheiten der menschlichen Natur um eben diese selbst, und je nachdem nun für dieselben bey den Geistern einer Zeit mehr oder weniger Sympathie vorhanden, werden sie auch mit größerem oder geringerem Eifer adoptirt, und ist ein Zusammenstoß dann unvermeidlich."

Dankenswerth ist, was der Verf. über Abelard de Bath, mit dem zuerst Jourdain in seinen recherches critiques sur Aristote näher bekannt gemacht, mittheilt; und alle Berücksichtigung verdient auch seine Mahnung (S. 309), daß die philosophische Poesie des Mittelalters, welche an tiefen Gedanken und schönen Inspirationen reicher sey, als man gemeiniglich glaube, noch lange nicht genug gewürdiget sey und ein ganz besonderes Studium verdiene.

H. Beckers.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

Theod. Marezoll, Lehrbuch der Institutionen des römischen Rechts. 2. Aufl. Leipzig 1841. 8.

G. F. Puchta, Cursus der Institutionen. Bd. 1. Einleitung in die Rechtswissenschaft und Geschichte des Rechts bey dem röm. Volke. Leipzig 1841. 8.

H. Ed. Dirksen, Vermischte Schriften. Th. 1. Berlin 1841. 8.

Dr. C. W. Pauli, Abhandlungen aus dem Lübischen Rechte. Größtentheils nach ungedruckten Quellen. Th. 3. Lübeck 1841. 8.

Compte général de l'administration de la justice civile et commerciale en France pendant les années 1837, 1838 et 1839. Paris 1841. 8.

M. A. J. Marnier, Ancien coutumier inédit de Picardie, contenant les coutumes notoires, arrêts et ordonnances des cours, assises et autres juridictions de Picardie au commencement du quatorzième siècle (1300 à 1325). Paris 1840. 8.

Dr. A. K. H. von Hartitzsch, Das Kriminalgesetzbuch für das Königreich Sachsen. Leipzig 1841. 8.

Ch. E. Weiß, Kriminalgesetzbuch für das Königreich Sachsen. Bd. 1. Dresden 1841. 8.

Dr. H. Zöpfl, Die peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. nebst der Bamberger und der Brandenburger Halsgerichtsordnung. Heidelberg 1842. 8.

Henry Wheaton, Histoire des progrès du droit des gens en Europe depuis la paix de Westphale jusqu' au congrès de Vienne. Lips. 1841.

Fr. M. Oertel, Die Staatsgrundgesetze des deutschen Reiches. Leipzig 1841. 8.

Dr. Ludwig Snell, Handbuch des schweizerischen Staatsrechtes. Bd. 1. Bundesstaatsrecht. Zürich 1839. 8.

H. A. Zachariae, Deutsches Staats- und Landesrecht. Abth. 1. Göttingen 1841. 8.

K. A. Fr. Seeger, Das Verfahren mit Sachverständigen in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten. Stuttg. 1841. 8.

F. W. Unger, Ueber die altdeutsche Gerichtsverfassung. Göttingen 1842. 8.

Ph. Doddridge, The miscellaneous works by Morell. London 1830. 8.

Math. Henry, Miscellaneous works. London 1830. 8.

John Howe, The whole works. Vol. 1 — 8. London 1810 — 12. 8.

N. C. Kist en H. J. Royaards, Archief voor kerkelijke Geschiedenis, inzonderheid van Nederland. Deel 12. Leiden 1841. 8.

John Owen, The works, edited by Th. Russell. With memoirs of his life and writing by W. Orme. Vol. 1 — 21. London 1826. 8.

Dr. K. Fr. Borberg, Bibliothek der Neu-Testamentlichen Apokryphen. Th. I. 1. 2. Stuttgart 1840.

Ammonii Alexandrini quae et Tatiani dicitur harmonia Evangeliorum in linguam latinam et inde ante annos mille in Francicam translata. Indicem tam antiquae quam hodiernae dividendi singula evangelia methodo accommodatum addidit J. A. Schmeller. Viennae 1841. 4.

J. C. Th. Otto De Justini Martyris scriptis et doctrina. Jenae 1841. 8.

E. R. Redepenning, Origenes. Eine Darstellung seines Lebens und seiner Lehre. Abth. 1. Bonn 1841. 8.

Dr. Fr. Kunstmann, Hrabanus Magnentius Maurus. Eine historische Monographie. Maynz 1841. 8.

Dr. C. Schmidt, Johannes Tauler von Straßburg. Hamburg 1841. 8.

Bruno Bauer, Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker. Bd. 1. 2. Leipzig 1841. 8.

Ed. Cooper, Crisis or prospects and duties of the Church of Christ. London 1826. 8.

Will. Greswell, A popular view of the correspondency between the Mosaic Ritual and the Facts and Doctrines of the christian religion. Oxford 1834. 8.

Louis de Leon de la orden de San Augustin, Obras, reconocidas y coteyadas convarios manuscritos auténticos por Antolin Merino. Mad. 1806. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. May.

Nro. 106. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Untersuchungen über die Gletscher. Von Louis Agassiz. Mit einem Atlas von 32 Steindrucktafeln. Auf Kosten des Verfassers. Solothurn, in Kommission bey Jent u. Gaßmann 1841.

Nach einer historischen Einleitung, in welcher die Verdienste von Scheuchzer, Simler, Gruner, de Saussure, Hugi, Venetz, Charpentier u. a. um das Studium der Gletscher hervorgehoben werden, geht der Verf. über zu einer detaillirten Beschreibung dieser Eismassen und handelt von ihrer Struktur, ihrem Aussehen, ihrer Farbe, von den Gletscherschründen, Gletschernadeln, von den Moränen und Gletschertischen. Wir wollen aus diesen Capiteln zum Verständniß des Folgenden nur Einiges hervorheben. Zunächst ist zwischen dem eigentlichen Gletschereis und dem Firn zu unterscheiden. Der Firn ist ein körniger fester Schnee, das Gletschereis selbst nur eine durch den Einfluß des Wassers bedingte Modification dieses Firns. Schründe werden Spalten und Riße im Eis genannt, welche oft den Gletscher bis auf den Grund durchsetzen. Sie geben eine gute Gelegenheit die Mächtigkeit des Eises zu messen und der Verf. hat auf dem Eismeere des Montanvert mehrere von 60 — 80 Fuß Tiefe gemessen; Hugi fand auf dem Unteraargletscher eine von 120 Fuß Tiefe. Diese Schründe werden den Besteigern der Gletscher öfters durch den Umstand gefährlich, daß sie von einer Schneedecke überwölbt, nicht immer sichtbar sind und ein Erweichen dieser Decke durch die Tageshitze herbeygeführt werden kann oder dadurch, daß ihre Bildung die Rückkehr von irgend einem Punkte abschneiden und gefährliche Umwege veranlassen kann, wie solches einmal de Saussure bey der Rückkehr vom Montblanc begegnet ist. — Moränen werden von den Aelplern der französischen Schweiz die Block- und Schuttanhäufungen genannt, welche sich bald wie Wälle längs dem Rande der Gletscher hinziehen, bald auf der Oberfläche selbst sich über das Eis erheben und dasselbe bedeckend, den Gletscher hinab sich erstrecken. Der Verf. unterscheidet mit den deutschen Aelplern unter dem Namen der Gandecken die seitlichen und unter der Bezeichnung Gufferlinien die Mittelmoränen. Unter Endmoränen versteht er die Wälle, welche meist halbmondförmig das Thalende eines Gletschers umgeben. Gletschertische sind Felsplatten, welche auf einem Eisfuße ruhend, die Gestalt eines Theetisches nachahmen. Sie finden sich meistens in der Nähe der Gufferlinien oder am innern Rande der Gandecken. Ihre Bildung beruht darauf, daß die von der Sonne erwärmten Blöcke, welche auf dem Eise liegen, dieses in der Umgebung ihrer Ränder schmelzen, während sie ihre eigentliche Unterlage schützen. Dadurch erheben sie sich allmählig auf einer Eissäule ruhend, bis diese durch Verdunsten und Abschmelzen so dünn geworden, daß sie den Stein nicht mehr trägt. Er fällt dann auf die Gletscherfläche und auf der Stelle, wo er liegen bleibt, beginnt dieselbe Bildung sich zu wiederholen, bis der Block zur Moräne gelangt.

Die Quelle der Gletscherbildung ist der in den Hochregionen fallende Schnee und der daraus sich bildende Firn, dessen Masse durch wechselndes partielles Schmelzen und Gefrieren zum Gletschereis umgewandelt wird, eine Ansicht, welche schon von Simler, Scheuchzer und Saussure aufgestellt wurde.

— Das hier Berührte wird in den ersten 11 Kapiteln mit der nothwendigen Genauigkeit erklärt und beleuchtet und die Hinweisung auf die zugehörigen Abbildungen des Atlases trägt sehr dazu bey, demjenigen, welcher niemals Gletscher gesehen hat, die besprochenen Verhältnisse deutlich und anschaulich zu machen. Von größerem Interesse sind ihrer Natur nach die folgenden Capitel, welche von der Bewegung der Gletscher, ihrer Unterfläche, ihren Einwirkungen ꝛc. handeln.

Daß die Gletscher sich der Thalneige nach bewegen, ist unzweifelhaft. Dafür sprechen die Moränen, deren Mächtigkeit am Thalende der Gletscher, wo die Thalwände am wenigsten splittern, am größten ist, ferner die unmittelbaren Beobachtungen, daß man bezeichnete Blöcke, deren Lage man genau bestimmt hat, nach einigen Jahren mehr oder weniger verrückt und thalabwärts geschoben findet. Einen weitern Beweis dafür liefern die Gesteine der Moränen, welche oft erst in bedeutender Höhe anstehend gefunden werden und den nächsten Umgebungen, welche sie durch Einstürze liefern könnten, fremdartig sind.

„Wollte man indessen auch alle diese Beobachtungen in Zweifel ziehen, sagt der Verfasser, so sind doch folgende, am Unteraargletscher angestellte, so unzweifelhaft, daß mir eine Einwendnng dagegen unmöglich scheint. Ich wollte den Vereinigungspunct des Finsteraar- und Lauteraargletschers besuchen, wo Hugi sich im Jahre 1827 eine Hütte zum Nachtlager erbaut hatte. Wir hatten beynahe 4 Stunden auf der großen Gufferlinie zurückgelegt, als wir plötzlich eine sehr solid erbaute Hütte erblickten. Wir konnten nicht glauben, daß es die Hugische sey, da diese, wie wir wußten, am Fuße des Felsen, welcher die beyden Gletscher trennt, errichtet worden war, und wir noch eine bedeutende Strecke bis zu dem Felsen, der Im Abschwung heißt, vor uns hatten. Zudem war die Hütte zu gut erhalten, als daß wir glauben konnten, sie hätte 12 Jahre lang den Stürmen und Ungewittern, die so oft diese Regionen durchwüthen, in diesem Zustande widerstehen können, auch schien das Heu und Stroh, welches den Boden bedeckte, frisch dahin gebracht. Und doch war es die Hugische Hütte! Wir fanden unter einem kleinen Steinhaufen, welcher eine auf einem ungeheuren Blocke zur Seite aufgepflanzte lange Stange aufrecht erhielt, eine zerbrochene Flasche, worin Papiere verborgen waren. Diese Schriften lehrten uns, es sey dieß die Hütte, welche Hugi im Jahre 1827 am Fuße des Im Abschwung errichtet habe. Von Hugi's eigner Hand war zugefügt, er habe die Hütte 1830 wieder besucht und sie einige hundert Schritte von ihrer ersten Stelle entfernt gefunden; bey einem dritten Besuche im Jahre 1836 sey sie 2200 Fuß vom Felsen entfernt gewesen. Ein drittes Blatt sagte uns, mehrere Naturforscher von Bern und Basel hätten vor einigen Wochen die Hütte ausgebessert ꝛc. Wir maßen mit Hülfe eines langen Strickes den Abstand vom Felsen und fanden ihn 4400 Fuß, folglich hatte der Gletscher in den 3 Jahren von 1836 — 1839, wo wir ihn besuchten, eben so viel Weges zurückgelegt, als in den 9 vorhergehenden von 1827 — 1836.“ — Wie nun ein solches Vorrücken der Gletscher zu erklären sey, ist der Gegenstand weiterer Untersuchung. Saussure nahm ein Gleiten derselben auf dem mehr oder minder geneigten Gletscherbett an, wofür auch die theilweisen Einstürze von Gletschern zu sprechen scheinen. Der Verf. ist dagegen anderer Ansicht und behauptet, daß der Gletscher mit dem Boden zusammengefroren sey und daß das Vorrücken nur durch die Ausdehnung des Eises geschehe. Es ist nämlich bey der Struktur der Gletscher zu bemerken, daß das Gletschereis in den hohen Regionen eine gleichsam schwammig körnige Masse bildet, durchtränkt von Regen- und Schneewasser, welches beständig in seine Zwischenräume einsickert. Je mehr nach unten, desto fester und compakter, bis zum härtesten Eise, wird diese schwammige Masse, behält aber stets die aus ihrer Bildung herrührende Eigenthümlichkeit bey, durch erhöhte Wärme in eine Menge einzelner eckiger Fragmente zu zerfallen, in deren Zwischenräumen das Wasser einsickert, wie in den Hochfirn. Auch das scheinbar compakteste Eis ist noch mit Haarspalten durchdrungen und das Gefrieren des einsickernden Wassers, welches natürlich sehr leicht statt findet, dehnt nun die Gletschermasse aus. Diese Ausdehnung steht natürlich im Verhältniß mit der eindringenden Wassermenge und die untern compak-

tern Massen werden weniger ausgedehnt als die obern, welche mehr schwammiger Art und dem Temperaturwechsel mehr ausgesetzt sind. Die Bewegung thalabwärts erklärt sich aber durch das Eingeschlossenseyn von den Thalwänden und durch den Druck oder Gegendruck der obern Eismassen. Für diese Erklärung führt der Verf. eine Beobachtung an, welche wirklich jeden Zweifel zu beseitigen scheint. „Einen unwiderleglichen Beweis, sagt er, für diese größere Geschwindigkeit der obern Eisschichten, liefern uns die Wasserfälle, welche durch Löcher in das Innere des Gletschers stürzen; die obere Oeffnung mit den oberflächlichen Gletscherschichten rückt allmählig über die darunter liegenden Eisschichten vor, welche ihrerseits auch über die noch tiefer liegenden vortreten, so daß das Loch, in welches der Wasserfall sich stürzt, am Ende das Aussehen einer umgekehrten Treppe erlangt, und die Stelle, wo der Bach an der Thalsohle unter dem Gletscher anlangt, weiter bergaufwärts liegt als die Oeffnung durch welche er sich in das Eis stürzt.“ Der Verf. bemerkt, daß eine solche Erklärung der Gletscherbewegung schon von Scheuchzer gegeben worden sey, jedoch mehr in Andeutungen als in specieller Entwicklung. Gegen die Ansicht Escher's von der Linth, daß die Bewegung durch unterirdische Einstürze der Eisgewölbe veranlaßt werde, führt der Verf. an, daß in diesem Falle die Gletscher nicht die gleichförmige glatte Oberfläche haben könnten, welche sie zeigen, auch wenn sie schon mehrere Stunden Weges zurückgelegt haben. Uebrigens verwirft der Verf. ein Gleiten der untern Gletscherpartieen nicht, welche auf einen Boden von + Graden mittlerer Wärme herabsteigen. — In dem folgenden Capitel wird von der Unterfläche der Gletscher und ihren Eisgewölben gehandelt. Die Beobachtungen ergeben, daß eine Menge von Gewölben und Abzugskanälen unter den Gletschern bestehen, welche von dem eindringenden Tagwasser und den Gletscherbächen gebildet werden. Bemerkenswerth ist in Beziehung auf die Bewegung der Gletscher, daß sie häufig auf einer Schichte von Sand und Schlamm ruhen. Was die Einwirkung der Gletscher auf ihren Boden betrifft, so besteht sie vorzüglich in einem Schleifen, Abrunden und Poliren der Felsen, welche das Bett und die Wände eines Gletscherthales bilden. Solches kann man überall an Felsen beobachten, von welchen sich ein Gletscher zurückgezogen hat und dergleichen Schlifflächen sind wohl von denen zu unterscheiden, welche mitunter das Wasser hervorbringt. Sie sind meistens gestreift und gefurcht, da die Gletscherfoole wie eine rauhe Feile über die Gesteine sich hinschiebt. Auch dadurch lassen sie sich von Wasserschliffen unterscheiden und der Verf. behauptet, daß auf diesen niemals Streifen derselben Art beobachtet werden und daß durch die Annahme der Wasserströme als Bewegungsmittel der erratischen Blöcke die Streifen durchaus unerklärlich bleiben. —

In Beziehung auf die Verhältnisse der Temperatur der Gletscher, der Atmosphäre, Eisbäche ꝛc. sind von dem Verf. mehrere Beobachtungen angestellt worden, deren Resultate übrigens nur bestättigten, was im Allgemeinen überhaupt davon zu erwarten war.

Das sechzehnte Capitel handelt von den Oscillationen der Gletscher in der geschichtlichen Zeit und wesentlich ist anzunehmen, daß dergleichen Oscillationen innerhalb der geschichtlichen Zeiten nur in lokalen Temperaturveränderungen ihren Grund hatten, wie sie denn noch gegenwärtig als davon abhängig nachweisbar sind. Es finden sich übrigens eine Menge von Andeutungen für eine frühere ungeheure Ausdehnung der Gletscher. Hievon handelt das folgende Capitel. Die hieher gehörigen Erscheinungen sind:

1. Die alten Moränen. Sie sind von Wasseranschwemmungen durch Anordnung, Form und Zusammensetzung bestimmt zu unterscheiden.
2. Die aufgepflanzten Blöcke. Oefters stehen aus den Massen der Gletscher einzelne Felsspitzen hervor, von allen Seiten von Eis umgeben, welches rund um sie her trichterförmig abschmilzt. Die Blöcke der Moränen, welche in diese trichterförmige Höhlung fallen, pflanzen sich auf dem Felsen auf und bleiben, wenn der Gletscher sich zurückzieht, oft in solchen Verhältnissen des Gleichgewichts darauf stehen, daß man unmöglich einen Was-

ferstrom als Ursache ihres Transportes annehmen könnte.

3. Die Felsschliffe mit ihren Streifen, welche oben angeführt wurden.

4. Die Karrenfelder, in dem französischen Theil des Wallis unter dem Namen lapiaz oder lapiz bekannt. Oft ist es nicht ganz leicht, sie von den Auswaschungen der Bergbäche zu unterscheiden, da sie wie jene, durch Einwirkung des Wassers entstanden, nicht durch äußeren Charakter, sondern nur durch ihre Lage von ihnen abweichen. Die Auswaschungen nämlich finden sich stets in den Thaltiefen, nie aber über breite geneigte Flächen ausgedehnt, die Karren hingegen meist an den hohen Felswänden der Thäler, auf vorspringenden Kuppen und an Orten, wo bloße Wasserströme unmöglich solche Wirkungen hätten hervorbringen können.

5. Die Wasserlöcher, welche von den zwischen den Eiswänden des Gletschers eingeschlossenen Wasserfällen zuweilen im Boden ausgehöhlt werden und sich neben den Karren an Stellen finden, wo unmöglich ein einfacher Wasserfall von den Felswänden herab hätte hingelangen können.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Fortsetzung.)

E. H. Matthies, Erklärung der Pastoralbriefe mit besonderer Beziehung derselben. Greifswald 1840. 8.

Samuel Odmann, Strödde samlingar utur naturkunnigheten, till den heliga skrifts upplysning. Deel 1 — 6. Upsala 1785 — 1794. 8.

G. M. Redslob, Sprachliche Abhandlungen zur Theologie. Leipzig 1840. 8.

Dr. F. W. C. Umbreit, Praktischer Commentar über die Propheten des alten Bundes. Bd. I. Th. 1. Hamburg 1841. 8.

Dr. F. Ch. Baur, Die christliche Lehre von der Dreyeinigkeit und Menschwerdung Gottes in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Th. 1. Das Dogma der alten Kirche bis zur Synode von Chalcedon. Tübingen 1841. 8.

A modest apology for the Roman catholics of Great Britain. London 1800. 8.

Dr. Braun und Dr. Elvenich, Meletemata theologica. Köln 1839. 8.

The confessions of a Member of the church of England. London 1850. 8.

Charles Daubeny, A vindication of the character of Bishop Bull. London 1827.

M. A. Gathercole, Letters to a dissenting Minister of the congregational independent denomination. London 1834. 8.

Dr. G. E. Guhrauer, Das Heptaplomeres des Jean Bodin. Zur Geschichte der Kultur und Literatur im Jahrhundert der Reformation. Berlin 1841. 8.

Letters on prejudice in religion. Vol. 1. 2. London 1822. 8.

John Riland, Ecclesiae decus et tutamen. The extension, security and moral influence of the united church of England and Ireland. London 1830. 8.

Tacts for the Times. By Members of the University of Oxford. Vol. 1 — 4. London 1839. 8.

Dr. J. A. Stapf, Die christliche Moral. Th. 1. 2. Innsbruck 1841. 8.

T. C. Henry, Letters to a friend, edited by Dr. P. Smith. London 1829.

Will. Law, A collection of letters. Lond. 1760.

Ezek. Hopkins, Works by Pratt. Vol. 1 — 4. London 1809. 8.

Will. Mudge, Thirty sermons on the leading doctrines and duties of christianity. Derby 1840. 8.

John Ryland, Pastoral Memorials. Vol. 1. 2. London 1826. 8.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern .31 May.

Nro. 107. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Untersuchungen über die Gletscher. Von Louis Agassiz.

(Fortsetzung).

Der Verf. giebt nun mehrere specielle Beyspiele von Moränen, welche gegenwärtig bis zu 12000 Fuß von den Gletscherenden entfernt sind, eben so werden Beyspiele von aufgepflanzten Blöcken, alten Felsschliffen und Karrenfeldern in den Alpen angeführt.

Alle diese Erscheinungen beweisen, daß die Gletscher die Alpenthäler bis zu ihren Ausmündungen und bis in bedeutende Höhen über den Thalboden erfüllt haben und daß die Alpen zu jener Zeit ein ungeheueres Eismeer bilden mußten, aus welchem nur die höchsten Spitzen auftauchten. Dieses Eismeer schickte nach allen Seiten durch die großen Thäler jene alten ungeheuern Eisströme nach den schweizerischen und italienischen Ebenen hinab, so wie noch heute die Firnmeere der einzelnen Ketten ihre Ausläufer, welche aber die Ebenen nicht erreichen, durch die hohen Alpenthäler hinabsenden. Nur war der Unterschied, sagt der Verf., daß heute nur noch die Hochthäler vergletschert, die großen untern Thälern aber frey sind, während damals alle Hochthäler mit in den Bereich des Firnmeeres gezogen waren und nur die größern niedern Thäler die Gletscherarme darstellten.

Der Verf. führt nun mehrere specielle Belege für das Gesagte an und weist nach, daß die Moränen immer deutlicher erscheinen, je mehr sich die Gletscher in engere Thäler zurückzogen, daß man sie aber auch, nur mehr zerstreut, bis in die Ebenen hinein verfolgen und auffinden kann.

Es wird weiter von einem früheren Vorhandenseyn großer Eisfelder außer dem Gebiete der Alpen gehandelt und zunächst eine Untersuchung der erratischen Blöcke im Jura vorgenommen. Die Beobachtungen von L. v. Buch, Escher von der Linth und Studer haben den Ursprung der Findlingsblöcke außer Zweifel gesetzt und dargethan, daß die Blöcke des waadtländischen und neuenburgischen Jura von den Walliser Alpen und der Montblanc-Kette, die des Bern'schen Jura vom Oberland, die des aargauischen und Zürichergebietes aus den kleinen Cantonen stammen und es geht daraus hervor, daß das Ereigniß, welches der Fortschaffung der Blöcke zum Grunde lag, in allen großen Alpenthälern, welche sich gegen die Ebenen der Schweiz und Italiens öffnen, wirksam war. Diese Findlingsblöcke haben meistens scharfe Ecken und Kanten, zeigen fast keine Spur von Reibung und Abnützung und wiederholen im Allgemeinen die Gestalt der großen Granitblöcke, welche noch jetzt täglich an den Kämmen der Alpen trümmern. Nach den Theorien von Saussure und L. v. Buch sind sie durch Wasserströme von den Alpen an den Jura gekommen. Bekanntlich ist seit mehreren Jahren viel hierüber geschrieben und gestritten worden. Der Verf. zeigt das Unzulängliche dieser Theorien, so wie anderer von Lyell, Deluc, Dolomieu und Ebel. Aus der Form und Beschaffenheit der Blöcke und aus der Art ihrer Lagerung schließt er auf einen langsamen ruhigen Transport, analog dem Vorrücken der heutigen Alpengletscher und als den schlagendsten Beweis, daß die Fortschaffung der erratischen Blöcke durch Eis und durch kein anderes Bewegungsmittel geschah, betrachtet er das Vorhandenseyn von Felsschliffen am Jura.

Diese Schliffflächen, von den französischen Be-

wohnern laves genannt, wurden von dem Verf. zuerst im Jahre 1836 entdeckt und seitdem in der ganzen Länge des Jura auf seinem Südabhange, von dem Fort l'Ecluse an bis in die Umgegend von Aarau beobachtet.

Es wird ausführlich davon gehandelt. Aehnliche Felsenschliffe sind aber auch außerhalb des Schweizergebietes entdeckt worden. Graf Lasteyrie hat sie zuerst auf der scandinavischen Halbinsel beobachtet, später beschrieb sie Al. Brogniart und Sefström; James Hall und v. Verneuil haben dergleichen in Großbrittanien aufgefunden und Renoir und Hogard haben sie in den Vogesen nachgewiesen.

Außer den Schliffflächen finden sich im Jura auch, wie in den Alpen, Karrenfelder, wie sie durch Bäche, welche unter dem Eise fließen, hervorgebracht werden, ferner Runsen und Trichter, welche wahrscheinlich durch Wasserfälle zwischen dem ehemaligen Eise entstanden sind, da die Lokalitäten, wo sie vorkommen, von der Art sind, daß sie durch gewöhnliche Tagwasser nicht konnten gebildet werden.

Wenn alle diese Verhältnisse nachweisen, daß in früherer Zeit Gletscher und Eismassen im Jura gewaltet haben, wie in den Alpen, so bleibt noch zu untersuchen, von welcher Ausdehnung und welchen Ursprungs diese Eismassen gewesen seyen.

Venetz und Charpentier haben zuerst den Zusammenhang der Gletscher mit den alten Moränen nachgewiesen und der letztere hat die Findlingsblöcke des Jura für ächte Moränen gehalten, welche die führeren Gletscher der damals weit höheren Alpen an den Jura geschoben hätten. Indem der Verf. erinnert, daß diese Blöcke weder die langen Linien wahrnehmen lassen, wie es bey Seitenmoränen der Fall ist, noch Endmoränen entsprechen, wie sie wohl jene gegen den Jura hinabsteigenden Gletscher gebildet haben müßten, glaubt er zwischen den Eisfeldern, welche den Raum zwischen Jura und Alpen erfüllten, und den eigentlichen Gletschern, welche in den Alpenthälern eingeschlossen waren, eben so gut unterscheiden zu müssen, als zwischen den alten Moränen und den aufgepflanzten Blöcken oder den alpinischen Findlingsblöcken und den wahren außer dem Alpengebiete vorkommenden Findlingsblöcken. Er giebt nun hierüber folgende Theorie.

Zu Ende der geologischen Epoche, welche der Hebung der Alpen vorhergieng, bedeckte sich die Erde mit einer ungeheuern Eiskruste, welche von den Polargegenden her über den größten Theil der nördlichen Halbkugel sich erstreckte; die skandinavische und großbrittanische Halbinsel, die Nord- und Ostsee, das nördliche Deutschland, die Schweiz, das Mittelmeer bis zum Atlas, das nördliche Amerika und asiatische Rußland waren ein ungeheueres Eisfeld, aus welchem nur die höchsten Spitzen der damals bestehenden Berge (die Centralalpen waren noch nicht) auftauchten und dessen Gränzen uns noch heute überall durch die Gränzen der erratischen Blöcke bezeichnet sind. Bey der Erhebung der Alpen wurde auch diese Eiskruste, wie alle andern Gesteinsschichten gehoben; die Trümmer, welche bey dieser Umwälzung von den erhobenen Gebirgen sich losrissen, fielen auf das Eis und, wurden nachher auf seiner Oberfläche fortbewegt, wie noch heute die Blöcke der Moränen auf der Eisfläche der Gletscher durch das wechselnde Aufthauen und Gefrieren und die daraus hervorgehende Dilatation der Masse, ohne sich abzurunden, fortbewegt werden. — Als nun die Alpen gehoben worden waren, erwärmte sich die Erdoberfläche von neuem, es entstanden Vertiefungen und Erosionsthäler durch das abschmelzende Eis und seine Wasserströme, und als das Eis weggeschmolzen war, blieben die großen eckigen Blöcke an Ort und Stelle auf der Geröll- und Sandschicht, über welche früher die Eisdecke sich hinbewegt hatte, zurück.

Da diese Blöcke überall über den Schichten des Diluviums und nicht unter demselben gefunden werden, so mußte einerseits die Eiskruste dieses Diluvium bedeckt haben und andrerseits die spätere Hebung der Alpen seine Schichten mannigfaltig umgewühlt, zerbrochen und in die Unordnung gebracht haben, welche wir daran wahrnehmen. Diese Diluvialschichten zeichnen sich aber aus als die Lagerstätten großer Säugethiere und eine Vergleichung des Vorkommens der Elephantenkno-

chen in den Geröllschichten des nördlichen und mittleren Europas und in dem von Kotzebue sogenannten Ureis macht es wahrscheinlich, daß diese Thiere durch plötzliche Kälte getödtet und im Eise begraben wurden. Es ist schon von Cuvier darauf hingewiesen worden und indem er von den fossilen Elephanten spricht, äußert er sich unter andern auf folgende Weise: „Sie können nur durch eine Revolution, welche alle damals lebenden Individuen zu Grunde richtete, oder durch eine Veränderung des Clima's, welche ihre Fortpflanzung hinderte, von der Erde vertilgt worden seyn. Welche Ursache sie auch vernichtete, es muß eine plötzliche gewesen seyn. Die trefflich erhaltenen Knochen und Elfenbeine der sibirischen Ebene verdanken ihre Erhaltung der Kälte, wodurch sie vor der Einwirkung der Elemente geschützt wurden. Wäre diese Kälte langsam und allmählig eingetreten, so hätten diese Knochen und noch mehr die weichen Theile, von welchen man sie umgeben findet, Zeit gehabt, sich zu zersetzen und zu faulen, wie die, welche man in den gemäßigten und heißen Zonen findet. Ein ganzer Leichnam, wie der, welchen Adams entdeckt hat, wäre nicht mit Fell und Fleisch ohne Verderbniß erhalten worden, wenn er nicht unmittelbar von Eis, welches seine Zersetzung hinderte, eingehüllt worden wäre. Demnach fallen alle Hypothesen einer allmähligen Erkältung der Erde, einer durch Neigung oder veränderte Axenstellung bedingten langsamen Veränderung der Erdtemperatur von selbst dahin."

Der Verf. hat, wie wir in dem Vorhergehenden, dem Werke möglichst getreu folgend, es darzustellen suchten, bis hieher nicht ermangelt, Thatsachen zur Begründung seiner Theorie zu sammeln und direkten Beobachtungen seine Schlüsse zu entnehmen. Bey allen Forschungen dieser Art ist aber eine gewisse Gränze gesteckt, über welche hinaus nur Spekulation und Phantasie die Mittel geben, ein Ganzes zu gestalten und es scheint uns sehr natürlich, wenn sich dann ein Forscher ihren Gebilden hingiebt. Nur darf damit nicht so weit gegangen werden, daß man das erhaltene Resultat als ein gleichsam mathematisch gefestetes und unumstößliches giebt und annimmt, und wenn es auch geschehen sollte, so kümmert sich die wahre Wissenschaft eben so wenig darum, als sich Agassiz um den Ausspruch der geologischen Gesellschaft in Paris bekümmerte, als sie eine Anzeige seiner Theorie der Findlingsblöcke mit der Bemerkung begleitete, daß diese Ansichten über die Lagerungsverhältnisse der Blöcke in Binnenthälern als unbegründet zurückzuweisen seyen, weil sie sich mit der allgemein angenommenen Theorie der Ströme nicht vereinbaren ließen. — Wir machen übrigens diese Bemerkung nur im Allgemeinen und nicht speciell auf den Verfasser bezüglich, in dessen Aeußerungen sich keine Veranlassung dazu findet. — Der Verf. beschreibt den damaligen Zustand in folgenden Bildern.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1841.

(Schluß.)

Catalogo de los obispos, que ha tenido la santa iglesia de Pamplona, desde el anno de ochenta, que fue el primero della el santo Martyr Fermin su natural Ciudadano. Pamplona 1614. fol.

Olof. Celsius, Svea Rikes Kyrkohistoria. Stockholm 1767. 8.

Thomas Clarke History of Intolerance, with observations on the unreasonableness and injustice of persecution and on the equity and wisdom of unrestricted religious liberty. Vol. 1. 2. Waterford 1829. 8

Will. Dodsworth, An historical account of the Episcopal See and cathedral church of Sarum or Salisbury: comprising biographical notices of the bishops, the history of the establishment from the earliest period. Salisbury 1814. fol.

An essay on the Neodruidic Heresy in Britannia. London 1838. 4.

J. G. H. Greppo, Trois mémoires relatifs à l' histoire ecclésiastique des premiers siècles. I. Les chrétiens de la maison de Néron. II. Les

chrétiens de la famille de Domitien. III. Essais de christianisme de quelques empereurs. Paris 1840. 8.

P. E. Lindskog, Försök till enkorrt beskrifning om Skara Stift. D. 1 — 5. Skara 1812 — 14. 8.

Joan Muñoz de la Cueba, Noticias historicas de la santa iglesia cathedral de Orense. Madr. 1706. 4.

Aug. Neander, Geſchichte der Pflanzung und Leitung der chriſtlichen Kirche durch die Apoſtel. Th. 1. 2. Hamburg 1841. 8.

John Henry Newman, History of the Arians of the 4. Century, their doctrine, temper and conduct, chiefly as exhibited in the councils of the church, between A. D. 325 and A. D. 1381. Lond. 1833. 8.

Franc. Rus Puerta, Historia ecclesiastica del Reino y Obispado de Jaen. Jaen 1634. 4.

J. C. U. Schwegler, Der Montanismus und die chriſtliche Kirche. Tübingen 1841. 8.

John Thorpe, Registrum Roffense, or a collection of ancient records, charters and instruments of divers kinds, necessary for illustrating the ecclesiastical history and antiquities of the Dioecese and cathedral church of Rochester. Lond. 1769. 8.

Gio. Andr. Tria, Osservazioni critiche intorno alla polizia della Chiesa. Roma 1752. 4.

G. Waddington, The present condition and prospects of the Greek or oriental church, with some letters written from the convent of the strophades. Lond. 1829. 8.

B. Weber, Tirol und die Reformation. Innsbruck 1841. 8.

Sven Bälter, Historiska anmärkningen om kyrckoceremonierna. Stockh. 1762. 8.

Fr. Back, Das Kloſter Ravengiesburg. Bd. 1. Coblenz 1841. 8.

Aug. Davila y Padila, Historia de la fundacion y discurso de la provincia de Santiago de Mexico. Brusselas 1705. fol.

Peter Newcome, The history of the ancient and royal Fondation, called the Abbey of St. Alban in the county of Hertford 793 — 1539. Lond. 1795. 4.

Fr. Xav. Pritz, Geſchichte der ehemaligen Benediktiner-Klöſter Garſten und Glenik im Lande ob der Enns und den dazu gehörigen Pfarren. Linz 1841. 8.

P. Wigand, Die Corveyiſchen Geſchichtsquellen. Leipzig 1841. 8.

Pedro Murillo, Historia de la provincia de Philipinas de la compannia de Jesus. s. l. 1749. fol.

Edw. Cardwell, Documentary annals of the reformed church of England; being a collection of injunctions, declarations, orders, articles of inquiry etc. from the year 1546 — 1716. Vol. 1. 2. Oxford. 1839.

J. Howie, The Scots Worthies. Vol. 1. 2. Lond. 1830. 8.

James Kirkton, The secret and true history of the church of Scotland from the restoration to the year 1678. Edited by Charles Kirkpatrick Sharpe. Edinb. 1817. 4.

Graf Valerian Krasinski, Geſchichte des Urſprungs, Fortſchritts und Verfalls der Reformation in Polen und ihres Einfluſſes auf den politiſchen, ſittlichen und literariſchen Zuſtand des Landes. Leipzig 1841. 8.

Dr. Ch. G. Neudecker, Neue Beyträge zur Geſchichte der Reformation. Bd. 1. 2. Leipz. 1841. 8.

James Russell, Account of the Murder of Archbishop Sharp. Edinb. 1817. 4.

Dr. F. C. M. Serrius, Joachim Schlüter, oder die Reformation in Roſtock. Nach den Quellen bearbeitet. Roſtock 1840. 8.

A. Taylor, The history of the English general Baptists. Vol. 1. 2. Lond. 1818. 8.

Dr. C. Ullmann, Die Reformatoren vor der Reformation, vornehmlich in Deutſchland und den Niederlanden. Bd. 1. Hamburg 1841. 8.

Th. Wight, History of the rise and progress of the people called Quakers in Ireland from the year 1653 to 1700. Lond. 1809. 8.

Dr. E. von Münch, Geſchichte des Emſer Kongreſſes und ſeiner Punktate. Karlsruhe 1840. 8.

And. Advoc. Barbèri, Magnum bullarium romanum. Fasc. 55 — 68. Romae 1841. fol.

W. Müller, Kirchenſtaatsrechtliche Unterſuchungen über eine bindende Agende in der proteſtantiſchen Kirche. Leipzig 1830.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Juny.

Nro. 108. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Zwölf Briefe über das Erdleben, von Dr. Carl Gustav Carus. Stuttgart, Balz'sche Buchhandlung 1841.

Die Naturwissenschaft unserer Tage rühmt sich mit Recht, daß sie durch die wichtigen Entdeckungen, welche sie jüngsthin fast in allen Theilen ihres Gebietes gemacht hat, der Lösung des großen, tiefsinnigen Räthsels der Geogonie näher getreten sey denn jemals. Wie Theseus, als er den Felsenstein gehoben, unter welchem die Schuhe und das Schwert seines Vaters verborgen gelegen, alsbald die Bahn der Thaten betrat, welche ihn zum Herrscherthron in Cecrops Stadt geleiteten, so, sagt man, hat auch die Erkenntniß der Natur, seitdem sie den großen Fund ihrer neuesten Entdeckungen gethan, manche jener usurpatorischen Hypothesen geschlagen, welche theils wie Periphetes durch die eiserne Keule verjährter Vorurtheile Gefahr brachten, theils wie Sinis, der Fichtenbeuger das Band des natürlich Zusammengehörigen barbarisch zerrissen, oder wie Prokrustes, den Thatsachen der Natur mörderische Gewalt anthaten. Aber so hoch man auch von manchen Seiten das angeschlagen, was die jüngste Naturwissenschaft gleich dem jugendlichen Theseus namentlich im Gebiete der Felsengesteine (der Geologie) gethan, gab und giebt es immer noch hin und wieder ehrenwerthe Männer, welche es in Zweifel stellen wollen, ob dieser neue Theseus, welcher freylich manchen alten Stein aufgehoben und von seinem Orte bewegt hat, unter diesen Steinen auch den rechten gefunden, ob er wirklich schon die ächten Wahrzeichen unter dem vielleicht noch immer unbemerkten Eckstein entdeckt habe; jene Wahrzeichen, welche ihn zum unbezweifelten Herrscher in dem Reiche seines Wissens machen könnten. „Wir sind," so sagen diese Männer, „in der Geschichte der Erdbildung noch lange nicht über jenes dunkle Morgengrauen der Ungewißheit hinaus gekommen, bey welchem sich gar wohl Windmühlen mit Riesen, Kohlenmeiler mit Vulkanen, Nebel mit Seen verwechseln lassen. Wer in den Krieg mit fremden, unhaltbaren Hypothesen zieht, der sehe zu, daß ihm nicht seine eigenen unversehens in den Rücken fallen."

Lassen wir diese zweifelnde Aussage an ihren Ort dahin gestellt seyn. Immerhin dient es zur angenehmen Unterhaltung, wenn die letzten Stunden des Wartens und Hoffens auf ein helleres Tageslicht im lehrreichen Gespräch dahin gebracht werden. Das Forschen nach dem Anfang der Dinge ist uns angeboren und Bedürfniß, wie dem Vogel das Fliegen, welches selbst die Schranken des Käfiches nicht ganz verhindern können.

Der Verf. der hier vor uns liegenden Briefe wollte in diesen keineswegs eine ausreichende Theorie über die Bildung der Erde geben; es war ihm zunächst nur darum zu thun, auch hier wieder den großen Gedanken von einem allgemeinen Leben der Natur auszusprechen, welches auch das scheinbar Todte durchdringt und bewegt, und welches überall Dasselbe, den gleichen Gesetzen gehorcht. Dennoch gewährt dießmal den am meisten beleuchteten Vordergrund seines kunstreich ausgeführten Gemäldes eine Ansicht aus der Urgeschichte des Planeten so wie des Gegensatzes, den im Verlauf der weitern Gestaltungen die ursprüngliche Richtung des Werdens und Bewegens mit einer spätern, secundären gebildet hat und fortwährend noch bildet. Wir heben hier aus dem Inhalte des lesenswerthen Buches nur einige Hauptzüge hervor.

Als Chladni aus einer Menge der glaubwürdigsten Beobachtungen eine Geschichte der Meteorsteine zusammenstellte, hatte er dabey zunächst nur die Absicht, eine seit alten Zeiten häufig beobachtete Naturerscheinung gegen die übertriebene Zweifelsucht seiner Zeitgenossen in Schutz zu nehmen, welche viele Berichte darüber als Mährchen betrachteten. Er that jedoch hierbey zugleich einen Blick in die Entstehungsgeschichte jener, so zu sagen kosmischen Infusorien, welcher auch nach andern Richtungen hin sehr lehrreich erscheint. Aus den von ihm zusammengestellten Beobachtungen wurde es nämlich höchst wahrscheinlich, daß im Weltraum unzählige, bald kleinere, bald größere Dunstmassen entstehen und sich bewegen, welche dann, wenn sie mit dem Dunstkreise der Erde in Berührung kommen, sich entzünden und entweder als momentane Lichterscheinungen in der Form der Sternschnuppen vorübergehen, oder als Product tieferer Entzündung in größern oder kleinern Tropfen zusammenschmelzen, und dann von der Masse des Planeten angezogen, als Meteorsteine auf diesen herabfallen. Was diese verschiedenen Erscheinungen im zwergartig Kleinen sind, das mögen, nach der Ansicht des Verf. der vor uns liegenden Briefe in riesenhaft größerem Maaße die Kometen und die zu festerem Bestand zusammengeschmolzenen Planeten, ja in noch viel mächtigerem Umfange die flüssig ergossenen Lichtnebel und die festgestalteten, sonnenartig leuchtenden Weltkörper des Fixsternenhimmels seyn. Das Kleine, uns näher Liegende, wird dann in der Geschichte seines Entstehens zu einem Grubenlichte, mit dessen Hülfe der Forscher weiter in die dunkle Tiefe des größeren Ganzen zu dringen suchet.

Was die Urform alles Gestaltens sey, das lehrt uns schon der Wassertropfen: es ist die Form der Kugel. Es liegt ferner die Möglichkeit der Gestaltung nur in dem Zustand der vollkommenen Flüssigkeit, und das Flüssige, wo dasselbe ungestört von fremdartigem Einfluß, nach dem inwohnenden Maaß seines Bestehens sich weiter bewegt und entfaltet, geht in die Polarisation einer innern Mannigfaltigkeit über, welche etwa in gleicher Art, wie die sechsseitige Sterngestalt des Schneeflockens welcher aus der Kugel des Wassertropfens entsteht, an das Verhältniß des Halbmessers jener Kugel zu ihrem Umfange (1 zu 6) erinnert, die ursprüngliche inwohnende Kraft des Werdens nach außen offenkundig macht. Der Halb- oder Durchmesser als die gerade Linie: der Umfang jeder Polarisation, und die Kugelform als das Urelement, das der Polarisation vorangieng, begegnen und durchdringen sich dann auch bey allen primären Bewegungen der Natur und es entstehet hieraus namentlich der spiralförmige Lauf der rotirenden Weltkörper auf ihrer Bahn.

Nach dem Vorausgang des weithin blickenden älteren Herschel betrachtet der Verf. die kosmischen Lichtnebel als die Geburtsstätten der Himmelskörper. Eine Hohlkugel des verdichteten Aethers, welche gleichwie die Hohlkugel des Wolkenhimmels unsern Planeten, so die Sonne umgab, ist ihm der Anfang aller weitern kosmischen Entwicklung des Planetensystems. Hieraus wird, durch die mit allem Werden verbundene Bewegung des Rotirens zuerst die Form des Ringes, der sich weiter zur zweyfach rotirenden Sphäre entwickelt. Und so bestehet nach der Ansicht, welche der sechste Brief ausführt, der erste Schöpfungstag unserer Erde in einem Zustand derselben, worinnen dieselbe nur noch eine um sich selber und um die Sonne rollende Nebelsphäre war, gebildet aus gasig und dunstig sich differenzirendem Aether.

Im Fortgange des Bewegens und Werdens erzeugten sich aus dem Aether ungeheuere Wolken von dampfförmigen Metalloiden der Erden und Kalien und zugleich als polarischer Gegensatz die Gasarten der Atmosphärilien. Alsbald erfolgten aus dieser polarischen Spannung die elektrochemischen Entladungen und Verbindungen; der Zustand des dunstartig Flüssigen gieng in jenen des tropfbar Flüssigen über. So würde die Erde an ihrem zweyten Schöpfungstage etwa zu denken seyn als ein ungeheuerer Tropfen feurig geschmolzener Erden, umgeben von einer Atmosphäre gasiger Stoffe und wässeriger Dünste.

Ein dritter Hauptmoment der Bildungsgeschichte unsers Planeten würde jener seyn, während dessen aus dem tropfbar Flüssigen das Starre der Erde hervortrat, während anderes Dampfförmige zu Tropfbarflüssigem, zu Wasser wurde. Wie bey der Entstehung eines organischen Körpers, z. B. eines Thie-

res aus dem Flüssigen des Eyes zuerst die feste Gestaltung an der Oberfläche des Dotters beginnt, und wie dieselbe, von dort immer weiter schreitend das Flüssige immer mehr umschränkt, bis sie dieses zuletzt als Bildungselement in sich bewegt, so sollte, nach der Ansicht des Vers., für welche derselbe auch andere bestehende Verhältnisse der Sichtbarkeit, z. B. die des Saturnusringes als Zeugniß aufführt, auch das Festwerden der Masse unserer Erde zuerst an der Oberfläche derselben entstanden seyn, während das Innere noch fortwährend im feurig flüssigen Zustande blieb. Das Verhältniß des Saturnusringes giebt ihm Veranlassung die Dicke der wesentlich kieselhaltigen Schale des Erdkörpers oder des Urgranites auf etwa 170 Meilen oder auf beyläufig ein Fünftel des Halbmessers zu schätzen. Mit der Abkühlung und vollkommenen Erstarrung der durch ihre Verbindung mit dem Orygen zu Erden u. s. w. gewordenen Metalloide begann auch gleichzeitig der tropfbar flüssige Niederschlag des mit dem Orygen zum Wasserdampf gewordenen Hydrogens. Dieser Niederschlag sammelte sich in die Eintiefungen der Planetenschale und bildete hier das Urmeer.

So wie überall, im Reiche des Sichtbaren, der Typus des Theilgebildes den Typus des Ganzen zu wiederholen strebt welchem es angehört, so erzeugten sich auch in der zur Festigkeit übergehenden Gesammtrinde des Planeten eine Menge der Hohlkugeln und blasenartigen Aufwerfungen, an denen sich im Kleinen das wiederholte, was dort im Großen und Ganzen geschehen war. Wenn dann jene blasenartigen Aufwerfungen wieder in ihr Inneres zusammensanken, dann entstunden jene ringförmigen Umgränzungen mit eingesenkten, gewaltig vertieften Becken, die, jenen der Mondfläche ähnlich auch auf unserer Erde, hier jedoch mit Wasser gefüllt, gefunden werden.

(Schluß folgt.)

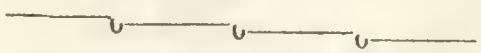
Untersuchungen über die Gletscher. Von Louis Agassiz.

(Schluß.)

„Eine Zeit eisiger Ruhe gieng demnach jener furchtbaren Umwälzung voraus, welche die Alpen aus dem Schooße der Erde hervorbrechen ließ. Wo früher Heerden plumper Elephanten die üppigen Wälder eines tropischen Klima's durchstreiften, ungestalte Flußpferde in den schlammigen Seen sich suhlten, Rudel schnellfüßiger Hirsche vor der Raubgier der vorweltlichen Löwen flohen, wo das Nashorn die von keines Menschen Hand gepflanzten Fluren niederstampfte und Hyänen die Leichen der Büffel und Rennthiere in ihre finstern Höhlen schleppten, um an faulendem Aase den gierigen Zahn zu weiden, da war die Ruhe des Todes eingetreten. Vernichtet war, was da lebte; erstickt durch die Eismassen die harmlosen Nager in ihren unterirdischen Höhlen; selbst der flüchtigen Fledermaus boten die Flügel keine Hoffnung des Entrinnens; ein kaltes Grab deckte ihre erstarrten Leiber. Kein Rauschen der Ströme, kein Säuseln der Blätter, kein Geschrey verfolgter Thiere mehr; — eine derbe Eismasse barg alle Töne unter ihrer vernichtenden Decke und nur die kalten Winde des Nordens schnoben über ihre Fläche und entführten in Wolken den feinen Staubschnee, welcher sich dort aufhäufte. Nicht mehr tauchte die Sonne ihr glänzendes Angesicht in die reinen Wellen des fluthenden Oceans, nicht mehr weckte ihr Anblick des Morgens die Bewohner der Wälder; eine öde Fläche nur warf ihre Strahlen zurück und kein Laut begrüßte sie, als der Donner der Spalten, welche sich unter ihrem erwärmenden Einfluße öffneten. Der Tod war eingekehrt mit seinen Schrecken in einer mächtigen Schöpfung, er hatte sie vernichtet mit einem Schlage seiner gewaltigen Hand, um ein neues Geschlecht erstehen zu lassen, damit das Werk gekrönt werde durch die Erschaffung des Geschöpfes, welches allein fähig seyn sollte, selbst dasjenige zu erschließen, was die Nacht der Vergangenheit dem andern für ewig verhüllte. Allein auch dieser Zustand hatte sein Ende. Das Innere der Erde fing an zu kochen unter seiner eisigen Decke, noch einmal erhoben sich die heißflüssigen Massen mit ungeheuerer Gewalt und unter der Eiskruste hervor brach die Kette unserer Centralalpen. — Die Eiskruste wurde, wie schon oben gesagt, wie die andern Gesteinsformationen mit in die Höhe gehoben und mit Felsen und Trümmern bedeckt; die Aenderung der klimatischen Verhältnisse der Schweiz durch diese Katastrophe mußte häufige Oscillationen und Schwankungen in der

Ausdehnung jener Eiskruste hervorbringen, die Bedingungen zur Firn- und Gletscherbildung waren da und es begannen und folgten sich alle Erscheinungen, die wir noch heute in den Gletscherregionen beobachten.

Der Verf. sucht nun einige Einwendungen gegen diese Theorie zu bekämpfen. Unter andern hat man gesagt, die Bodenneigung zwischen den Alpen und dem Jura sey zu gering, um einer solchen Eismasse eine ähnliche Bewegung wie die eines Gletschers mittheilen zu können. Der Verf. bemerkt, daß der Unteraargletscher auf eine Länge von 5 Stunden nur etwa 3000 Fuß Fall hat und daß sich, wenn man die Höhe des jetzigen Firnmeeres der Berneralpen, bis zu welchen die alten Felsschliffe in den Hochthälern sich mehrfach erheben, zu 10000 Fuß annimmt und die Höhe der Schliffe am Ufer des Vierlersee's zu 3000 Fuß, sich auf eine Linie von 20 Stunden Länge ein Fall von 7000 Fuß, mithin nicht ganz um die Hälfte geringer ergiebt, als der des Unteraargletschers. — Es werden noch andere Einwendungen von Mousson und von Buch besprochen und zum Schluße einige Betrachtungen über den allgemeinen Zusammenhang jener Eiszeit mit den Bildungsperioden der Erde angestellt. Der Verf. bekennt sich nicht zu einer allmähligen, sondern zu einer sprungweisen Temperaturabnahme der Erdrinde. — Wer die Natur von einem physiologischen Gesichtspunkte aus zu betrachten gewöhnt ist, sagt er, wird eher geneigt seyn, anzunehmen, die Temperatur der Erde habe sich auf einem gewissen Grad während der ganzen Dauer einer geologischen Epoche erhalten, sey dann plötzlich am Ende einer jeden Epoche bedeutend gesunken und habe dadurch den Untergang aller organischen Wesen bereitet; sie habe dann wieder zu Anfang der folgenden Periode zugenommen, wenn gleich zu einem geringeren Grade, als in der vorhergehenden, so daß man die Abnahme der Erdwärme durch folgende Linie ausdrücken könnte:



In solcher Weise habe sie sich vervollkommnet und dem jetzigen Stande der Dinge angenähert.

Es scheint uns hart genug, die Natur zu beschuldigen, daß sie eine Menge niederer Organismen schaffen und wieder vertilgen mußte, um ein höheres dergleichen Wesen zu Stande zu bringen, und daß uns diese Entwicklungstheorie den Gedanken aufdringt, alle begrabenen Thierschöpfungen der frühern Epochen als ihre ersten mißlungenen Versuche in dieser Art anzusehen; wenn aber die Natur wirklich einen solchen Gang sollte genommen haben, so möchten wir doch lieber zugestehen, daß sie allmählig gleichsam zur Einsicht gelangt sey, als daß sie plötzlich das Unvollkommene ihrer Machwerke erkennend diese vernichtet habe, um weiter zu arbeiten. Es scheint wenigstens so natürlicher. Doch dergleichen ist in dem Werke nur nebenher angedeutet und wir können Jedem, dem um das Studium der Gletscher zu thun ist, aus Ueberzeugung anrathen, dieses Werk vor allen übrigen aufmerksam zu durchgehen, da die direkten Beobachtungen darin mit der Theorie und ihren hypothetischen Zugaben nicht verwirrend gemengt, sondern wohl unterscheidbar in der gehörigen Form an einander gereiht sind.

Der Atlas enthält 32 Tafeln, wovon 18 sehr gut lithographirte und 14 Lineartafeln. Es sind darin die Gletscher der Schweizer-Alpen in ihrer mannigfaltigsten Lage und Gestalt mit den sie begleitenden Phänomenen abgebildet. Tafel 1. u. 2. giebt ein Panorama der Gletscher des Monte-Rosa, den östlichen Theil der Kette, Tafel 3 — 8. Abbildungen des Zermattgletschers, Tafel 9. und 10. Abbildungen des Vieschergletschers. Taf. 11. den Finnelengletscher. Taf. 12. den Aletschgletscher. Taf. 13. den St. Theodulgletscher. Taf. 14. den Unteraargletscher. Taf. 15. Abgerundete, polirte und gestreifte Kuppen oberhalb Handeck, Taf. 16. helle Platte bey Handeck. Taf. 17. polirte Felsen bey Landeron. Taf. 18. Fragmente polirter Felsen.

Druck und Papier sind sehr gut.

v. Kobell.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Juny.

Nro. 109. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Zwölf Briefe über das Erdleben ꝛc.

(Schluß.)

Der siebente Brief weist deren mehrere nach, unter andern erkennt er nach Ritter in dem atlantischen Meere ein unregelmäßig kreisförmiges Binnenmeer der großen Landhalbkugel. Dergleichen gewaltige Naturvorgänge mußten öfters das Ganze erschüttern; unter immer neuen Stürmen, unter mannigfachen Verwerfungen und Berstungen des neuen Schmelzungen unterliegenden Urgranites entstunden lavenartig die Urporphyre, die neueren Granite und Quarzmassen; in Begleitung der millionfachen Entwicklung niederer thierischen Organismen erfolgten mächtige Kalkbildungen. Bey diesem Allen klärten sich jedoch die Atmosphäre und das Urgewässer allmählig so auf, daß jetzt auch die Strahlen der Sonne und der andern Gestirne zur Planetenfläche herabdringen und daß diese in unmittelbaren Wechselverkehr mit dem belebendem Einfluß des Sonnenlichtes treten konnte. Hiemit hatte die vierte Periode der Erdbildung ihr Ziel erreicht.

Von dem Momente an, in welchem die noch jugendliche Erde mit der zerreissenden Hülle ihrer durch mannigfache Bildungen getrübten Dunsthülle ans Licht der Sonne hervortrat, begann für sie eine neue höhere Stufe des Werdens, eben so wie für das Küchlein, wenn es aus der zerbrochenen Schale seines Eyes ausgeboren wird an das Licht des Tages. Tausende von lebenden Individuen fiengen an sich zu entwickeln, eine wunderbare, von der gegenwärtigen höchst verschiedene Welt der organischen Formen gieng hervor, nach langen, ungeheuern Stürmen war, als fünfte Periode der Entwicklungsgeschichte des Planeten eine, freylich nur noch vorübergehende Zeit der Ruhe eingetreten. Schon der jetzige Zustand der Dinge, nach welchem die ersten Perioden der Entwicklung durch ihren außerordentlich raschen Verlauf vor dem allmählig immer langsamer fortschreitenden Wachsthume der individuellen Gebilde sich auszeichnen, mag zu dem Schluß berechtigen: daß die Erde die früheren Perioden ihres Entstehens ungleich schneller durchlaufen habe als die späteren. Zur Bestimmung der Zeitdauer einer jeden, namentlich der vier ersten Perioden fehlt uns jeder feste Anhalt, nur für die fünfte könnte einen solchen die vermuthliche Lebensdauer der während ihrer Herrschaft hervorgegangenen organischen Wesen an die Hand geben.

Im Allgemeinen bemerkt bey dieser Gelegenheit der Verf. in Beziehung auch auf die große Verschiedenheit der organischen Gebilde einer fünften Erdperiode, sowohl von den Formen der jetzt lebenden Wesen als von einander selber, daß es sich hiebey eben so verhalte wie bey den Verschiedenheiten der Metamorphosenstufen der einzelnen Organismen. Je näher an ihrer Entstehung, desto auffallend verschiedenere Bildungsstufen durchlaufen dieselben und wie bereits erwähnt, desto kürzere Zeit brauchen sie zugleich, um sich von der einen auf die andere zu erheben, während die letzte, höchste in ihrer Erscheinung und allmähligen Entfaltung den beharrlichsten Bestand zeigt und dem wenigsten Wechsel unterworfen ist. Auch der langlebige Rabe muß, wie jeder Vogel, im Ey, die Metamorphosen hindurchgehen, auf deren früheren Stufen er einem Fische gleicht, welcher im flüssigen Elemente schwimmend durch Kiemen athmet und an dessen Leibe noch keine äußern Gliedmassen sichtbar sind. In wenig Tagen, ja zum Theil in wenig Stunden sind alle die Verwandlungen an ihm vorüber ge-

gangen, die er während der Zeit des mütterlichen Bebrütens zu erleiden hat, und welche, wenn man auf die ersten Anfänge der an der Dotterfläche entstehenden Gestaltung zurückgehen wollte, mit dem Typus des Strahlenthieres beginnen und auch im Ey mit dem Typus des durch Lungen athmenden Wirbelthieres enden. Jene Veränderungen, welche dann noch ferner, wenn der Vogel das Ey verließ, an ihm stattfinden: das Ueberwachsen des anfänglich nackten oder mit zartem Flaum bedeckten Körpers mit Federn, das Aufgehen der Augen, das Erstarken der Flügel und andern Gliedmassen gehen zwar auch anfänglich noch ziemlich rasch, aber im Vergleich mit den Metamorphosen am Embryo dennoch schon ungleich langsamer vor sich, und alle ihre Stufen sind sich so ähnlich, liegen sich so nahe, daß ihre Gränzen kaum noch erkennbar sind; die Lebensdauer aber des erwachsenen Raben übertrifft an Ausdehnung viele tausend Male die Dauer der Verwandlungsstufen am Embryo.

Während der fünften Erdperiode hatte denn längere Zeit hindurch eine eigenthümliche Welt von Pflanzen und Thieren die Erdoberfläche belebt und durch Ablagerung ihrer organischen Elemente (Residuen) dieselbe auf ruhige Weise vergrößert. Aber im Verlaufe dieser Periode mochte es geschehen, daß eines Theils ungeheuere Anschwellungen der geschmolzenen Massen im Innern des Planeten neue Aufberstungen und Erhebungen der festen Erdrinde bewirkten, wobey Trachyte, Basalte u. a. hervorbrachen, andern Theiles aber auch die Gewässer mit den aus der Tiefe kommenden und durch Zerstörung gegebenen, auflösbaren Stoffen überfüllt wurden, wodurch ein Anschwellen des Urgewässers und jene Niederschläge aus demselben entstunden, welche die fossilen Ueberreste der schon vorhandenen organischen Wesen unter ihren Ablagerungen begruben. Während dieser neuen, sechsten Entwicklungsperiode des Erdenlebens scheint das Einzelleben der organischen Wesen wieder größtentheils untergegangen zu seyn. Millionen der Meeresbewohner mußten durch die Entwicklung neuer metallischer Substanzen in ihren heimathlichen Fluthen sterben, oder durch die Erhebung des Grundes, auf welchem sie lebten, empor in eine luftige Region umkommen. In derselben Zeit aber, wo durch die von innen heraus wirkenden Kräfte Grabhügel der verstorbenen Seegeschöpfe aufgeführt wurden, und zum Theil als Folge hievon traten die Fluthen der Meeres- und Landgewässer über jene bis dahin trocken gelegene Erdstrecken, welche von einer vollkommneren Thier- und Pflanzenwelt bewohnt waren. Wälder so wie die Leichname der ertrunkenen Thiere wurden bey dieser Gelegenheit unter den Trümmerstrecken des aufgeschwemmten Landes verschüttet und verdeckt.

Diese stürmischen Ereignisse mögen freylich mit einzelnen Zeiten der Ruhe abgewechselt, sie mögen nicht auf einmal die ganze Erdoberfläche getroffen haben. Jedenfalls erscheint jedoch die vorletzte, sechste Weltperiode als eine solche, bey welcher die neuen Bildungen mehr die Gesammtmasse des Planeten, d. h. zunächst seine feste Schale angiengen, während das Einzelleben der organischen Wesen die ganze Schwere der zerstörenden Einflüße traf. Zugleich mag, in dieser Zeit der Erdbildung von neuem jene Veränderung der Atmosphäre durch Vermischung mit kometenartigem Nebel flattgefunden haben, welche während der drey ersten Perioden der planetarischen Entwicklungsgeschichte der vorherrschende Zustand derselben war; ein Zustand, welcher die unmittelbare belebende Einwirkung der Gestirne auf Wasser und Land unmöglich machte.

Die siebente, noch jetzt fortbestehende Bildungsperiode der Erde, erscheint, im Vergleich mit den sechs vorhergegangenen, welche so vielem stürmischem Wechsel unterlagen, als eine Periode der Ruhe und des Friedens. Eine neue Generation der Pflanzen- und Thierwelt athmete jetzt die wieder gereinigte Luft und freute sich des wieder ungehemmt herabstrahlenden Lichtes der Sonne; an der Spitze aller dieser Organismen trat der Mensch, als Inhaber aller Kräfte des gemeinsamen Lebens hervor und der Gipfel des irdischen Gestaltens war erstiegen.

Dieses sind die Grundzüge jener Theorie der Erdbildung, welche sich in den zwölf Briefen, vornämlich im sechsten und siebenten derselben aufgestellt findet. Die Leser dieser Blätter lernten bey mehreren Gelegenheiten eine andere Theorie der Erde, die des wissenschaftlich sicher gehenden, gründlich forschenden Chemikers und Mineralogen Fuchs kennen. Es möge hier genügen uns auf diese festste-

hende Grundlage des chemischen Theiles der neuesten Geologie zu berufen, namentlich in Beziehung auf die vorhin erwähnte Annahme, daß der Granit aus feuerflüssigem Zustande hervorgegangen oder ein Product der Schmelzung sey. Die Fuchsische Theorie, verglichen mit allen neueren wissenschaftlichen oder poetischen Schöpfungen dieser Art, trägt sowohl in der Consequenz ihres Inhaltes als in der Einfachheit ihrer Form ein Gepräge der wissenschaftlichen Wahrheit, das jenen Hypothesen abgeht, und sie hat hierbey noch andere, höher anzuschlagende Vorzüge für den jetzigen Standpunkt der Forschungen.

Nicht ohne besonderes Vergnügen liest man übrigens die Beschreibung, welche uns der Verfasser der Briefe über das Erdleben von den großartigsten Erscheinungen und Ereignissen giebt, durch welche sich ein lebendiges Bewegen, das durch die ganze Welt des Sichtbaren geht, kund giebt. Unter Hugi's, des meisterhaften Beschreibers und Kenners der Gletscher, Führung, begleitet er uns zu den Werkstätten des ewigen Eises auf den Höhen der Alpen, erinnert uns an jene geheimnißvollen Kräfte die hier im scheinbar Todtenstarren wirken, wenn der Gletscher, wie ein belebter Körper alles Fremdartige, das in seine Spalten hinabfiel oder welches tief in seine Eislagen vergraben wurde, z. B. Steingerölle oder Knochen der hier hinunter gestürzten Thiere nach einiger Zeit wieder aussondert und auf seine Oberfläche hinanwirft. Er führt uns zu den Werkstätten eines aus der Tiefe hervorglühenden Feuers: zu den Kratern der Vulkane, und macht uns hier aufmerksam auf die mannigfachen krystallinischen Gebilde, welche hervorgerufen werden durch den fortwährenden Einfluß, den die schon gestaltete, feste Masse der Erde gegen das Gestaltlose ausübt, welches dort im Zustand des Dampfes sie berührt. Von den Regionen der Erdpole, an denen sich die elektrische Spannung zwischen dem Luftkreis und der Erdfläche, gleich der elektrischen Strahlung im luftleeren Raume, in der Form der Nord- und Südlichter (als ein stilles Gewitter) entlädt, geleitet er uns zu den furchtbaren Orkanen und Ungewittern der heißen Zone, zugleich erinnert er uns hierbey an die mächtigen elektrischen Entladungen, welche ohne sichtbaren Blitz, wie die von Brydone beschriebenen aus dem festen Boden hervorbrechen, Menschen wie Thiere tödten, schwere Lastwägen umstürzen. Oder wie jene, welche, wie 1824 in einem See in Lucca ins Wasser sich entladen und hier die Fische tödten.

Die Beobachtungen, welche auf ein „Elementarfeuer" der Tiefe, auf eine fortwährende Ursache der Wärme im Innern der Erde hindeuten, sind dem Verfasser der Briefe Zeugnisse für einen mächtigen, galvanischen Naturproceß, der auf den Gegensatz zwischen den innern wie äußern Wandungen der festen, in mannichfache polarische Straten geschiedene Erdschale mit den feuerflüssigen Massen, die sie umschließt, nach einer Seite, so wie mit der Sonne, nach der andern, begründet ist, und welcher in den früheren Perioden der planetarischen Entwicklungsgeschichte, als die Thiere und Pflanzen der heißen Zone selbst in unseren kälteren Erdstrichen lebten, kräftiger sich äußerte als später. Das eigentlich Dynamische ist ihm überall das Anfängliche und Unwandelbarere, das Mechanische das Secundäre und Veränderliche, wie nach Greens, des erfahrensten Luftschiffers der neueren Zeit Beobachtung, die sich auf 275 von ihm gemachte ärostatische Reisen gründete, in einer Höhe von etwa 10000 Fuß unwandelbar jene Richtung des Luftstromes herrscht, welche auch die des rotirenden und um die Sonne sich bewegenden Planeten ist: jene von West nach Ost, während in der tieferen Region in gewissen Gegenden der Ostwind herrscht, anderwärts aber die verschiedensten Winde mit einander wechseln. Eine Beobachtung, welche sich auch bey dem Ausbruch des Casiguinavulkans in Nordamerika im Jahre 1835 bestätigte, wobey der in großer Höhe fortziehende Aschenregen um 7 Längengrade weiter nach Osten als nach Westen geführt wurde.

So weiß der Verfasser der Briefe über das Erdleben seinen Lesern bey jeder Gelegenheit aus dem reichen Schatze der eigenen wie der fremden Anschauungen und Beobachtungen angenehm Unterhaltendes so wie wissenschaftlich Bedeutendes mitzutheilen.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. E. Poggendorffs Annalen der Physik. Bd. LIII. (Zweyte Reihe Bd. XXIII. 1841.)

A. Elektricität.

In diesem LIII. Bande der Annalen für Physik und Chemie steht, obschon nicht der Ordnung, doch der Wichtigkeit nach oben an die XVII. Reihe der Experimentaluntersuchungen über Elektricität von Hrn. Mich. Faraday. Der Zweck der in dieser Reihe (S. 316 — 335, S. 470 — 498, S. 548 — 571) aufgezählten Arbeiten ist kein anderer, als der, Alles zu sammeln, was der chemischen Theorie zusagen, und der Contacttheorie entgegen gestellt werden kann. In der Meynung, daß chemische Kraft das Ursachliche des elektrischen Stromes in der Volta'schen Kette ist, war es für Hrn. F. von größter Wichtigkeit, durch gewöhnliche chemische Mittel innerhalb gewisser Gränzen eine Abänderung dieser Kraft zu bewirken, ohne in dem Contact der Metalle oder selbst in anderen Contacten in der Kette eine Störung herbeyzuführen.

In dieser Hinsicht erweiterte er die schon von De la Rive gegebene Erfahrung, daß die Verstärkung der Wirkung eines Metallpaares bey Eintauchung in eine heiße statt kalte Feuchtigkeit zum großen Theil von der Erhöhung der chemischen Verwandtschaft zu dem angegriffenen Metall abhängt, dadurch, daß er nur Ein Metall und Eine Flüssigkeit gebrauchte, die chemische Kraft aber an einem der Contacte durch Wirkung der Wärme erhöhte. Wenn ein solcher Unterschied einen Strom in solchen Ketten erregte, welche für sich keinen Thermostrom geben, so schien es wahrscheinlich, daß der Effect als Resultat einer rein chemischen Kraft angesehen werden konnte.

Bey diesen Versuchen sind aber sehr viele Vorsichtsmaßregeln nothwendig, welche Hr. F. aufzählt und zu vermeiden lehrt, und dann zu der nothwendigen vorläufigen Aufgabe übergeht, zu untersuchen nämlich, ob Elektrolyte und Metalle einen wahren Thermostrom erzeugen, der die durch die Wärme hervorgegangene elektro-chemische Wirkung stören könne. Zu diesem Zwecke untersuchte er mehrere Flüssigkeiten, und fand, daß starke Aetzkalilösung diejenige Substanz ist, welche die wahrscheinlichste Anzeige von einem Thermostrom liefert, obschon auch bey ihr die Ablenkung nur 5°, und bey Verdünnung gar nur 1° beträgt.

Hierauf untersuchte Hr. F. wie sich verschiedene einzelne Metalle in verschiedenen einzelnen Flüssigkeiten, die an einem Ende warm gemacht werden, verhalten, und glaubt in den Resultaten die stärksten Beweise dafür zu erblicken, daß der elektrische Strom in Volta'schen Ketten von der chemischen Wirkung der diese Ketten zusammensetzenden Körper abhängt, indem ihm diese Resultate vollkommen mit dem bekannten Einfluß der Wärme auf die chemische Action überein zu kommen scheinen, und er „nicht einsehen kann, wie die Contacttheorie sie erklären könne, es sey denn, sie mache neue Voraussetzungen zu denen, aus welchen sie bereits besteht," dagegen betrachtet er die mit der Wärme erhaltenen Resultate als strenge Bestätigungen der chemischen Theorie.

Von diesen Versuchen gieng Hr. F. über zu der Untersuchung, wie Wärme im Stande ist, die gegenseitigen Beziehungen zweyer Metalle abzuändern, oder selbst umzukehren, und erhielt daraus die Anzeige, daß in vielen Fällen durch Abänderung der chemischen Verwandtschaften zweyer Metalle ein jedes nach Belieben positiv werden könne, obschon die gegenseitige Berührung derselben gänzlich unverändert bleibt.

Bekanntlich wird durch die Veränderung des Verhältnisses des anwesenden Wassers auf die chemische Verwandtschaft der Metalle und Säuren verschiedenartig gewirkt. Daher untersuchte Hr. F. auch die Resultate, welche daraus für seine Aufgabe hervorgiengen, welche ihm alle mit der außerordentlichen Mannigfaltigkeit der chemischen Action, aber keineswegs mit der Einfachheit, die eine Contactkraft haben müßte, verträglich scheinen, und „es erhellt demnach, sagt er, daß die Theorie der elektromotorischen Contactkraft, wenn sie auf Thatsachen angewendet werden soll, sich nach jeder Aenderung der chemischen Action biegen und schmiegen müsse. . . . . indem in Ketten mit Salpetersäure durch Verdünnung Silber, Kupfer, Eisen, Bley und Zinn positiv oder negativ gegen die andern werden, und die Ordnung dieser fünf Metalle bloß durch Verdünnung auf hundertfältige Weise verändert werden kann . . . . und nach der chemischen Theorie sich erwarten läßt, daß jeder Umstand, der die Flüssigkeit zum kräftigeren chemischen Agens und bessern Elektrolyten macht, die Entstehung eines bestimmten Stromes begünstiget."

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Juny.

Nro. 110. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Moritz, Herzog und Churfürst zu Sachsen. Eine Darstellung aus dem Zeitalter der Reformation von Dr. Friedrich Albert von Langenn. Erster Theil mit Moritz Bildniß; Leipzig im Verlag der Hinrichschen Buchhandlung 1841. zu VIII. und 507 in gr. 8. Zweyter Theil, mit Christophs von Carlowitz Bildniß: 1841. zu XVI. u. 399 S.

In einem kurzen Vorworte giebt der Verf. Rechenschaft über die von ihm, unter vielseitiger Bereitwilligkeit der Archivsvorstände, selbst zu Königsberg und London, — benützten handschriftlichen Quellen; das Meiste ist aber wohl dem Dresdner Staatsarchive entnommen.

Der erste Band enthält („unter Voraussendung sehr prägnanter einleitender Andeutungen") in IX Hauptstücken

„Die Lebensgeschichte des Churfürsten, mit Ausnahme seines Wirkens im Innern des Landes. Diese innere Regierungsthätigkeit ist hier (im I. Bande) nur angedeutet, ausgeführt als zehntes Hauptstück wird sie in Verbindung mit den Abdrücken der wichtigsten Archivsnotizen den zweyten Band bilden."

Wie jedes andere historische Werk von höherer Bedeutung, so läßt sich auch das vorliegende als ein zweyfaches betrachten, nämlich in Ansehung seiner Construirung, und in Beziehung auf seine historische Autorität.

In ersterer Hinsicht ist es ohne Zweifel ein Kunstwerk, welches als wahrer Gewinn für diesen formellen Theil der Historiographie empfohlen werden kann. Die Eigenthümlichkeit des Styls, welcher schon durch die Einwebung des Urkundenlautes ein besonderes Gepräge an sich trägt, die bündige Schreibart, das Bedeutungsvolle in Ausdruck und Wendung, das öfter mehr errathen läßt, als es buchstäblich aussagt; die Anschauungsweise, in der scheinbar öfter eine Verneinung vermuthet werden mochte, worin aber im Grunde eine bestimmte Bejahung erkannt werden muß; diese und ähnliche Eigenschaften des Buches, welche nicht eben auf der Oberfläche liegen, werden aufmerksame Leser von selbst wahrnehmen. Es ist übrigens auch Geschmacksache, sich über manche dieser Formen zu verständigen.

Was hingegen die zweyte Kategorie des Buches anbelangt: so webt hierin auch ein eigener Genius, den hochstrebenden Charakter des Helden, dessen Leben und Wirken hier erzählt wird, plastisch hervorzustellen. Die vorwaltende Subjectivität des Verf. in der Motivirung der Denk- und Handlungsweise des Herzogs Moritz, und in der Entwicklung der Katastrophen, die jenem Zeitraume angehören, ist nicht zu verkennen. Insofern aber auch hier, nach andern Quellen und Gewährsmännern, die historische Autorität noch einer weitern Würdigung fähig ist: dürfen wir sie als vom Verf. wohl vorausgesetzt auch vom Leser nicht mit Bedacht umgangen sehen wollen. Denn nur dieser Weg führt sicher zum Ziele, zur wahren geschichtlichen Pragmatik.

Der ganzen Einleitung von 47 Seiten dient eine ausgewählte und vielseitige protestantische Literatur zur Unterlage; während von den Katholiken, abgesehen von auswärtigen Autoritäten, wie z. B. Bossuet ꝛc. ausser Wessenberg, kaum ein anderer, der über die Gründung der christlichen Kirche, und über die Reformation in ihrer religiösen und

politischen Tendenz, mit Anerkennung geschrieben hat, genannt ist.

Entheben wir aber jetzt dem Buche selbst als Belege seiner Darstellungsweise einen der wichtigsten Momente:

„Um die Zeit, da Karl in kräftiger Jugend, geschmückt mit hoher Majestät, umgeben von dem Glanze des Reichs in Worms auf dem Reichstage sich befand, ward in dem Meißner Lande, auf den trüben Höhen des Erzgebirges der Fürst geboren, der kaum ein Vierteljahrhundert später in die große Angelegenheit, welche jetzt in Worms verhandelt ward, wie in das Geschick Carls V. eingreifen sollte, es war Moritz von Sachsen!

S. 56. I. Hauptst. Moritz's Jugendzeit.

„Früh wurden von H. Georg (seinem Oheim) die geistigen Anlagen, welche Moritz im ausgezeichneten Grade besaß, erkannt; aber auch Moritz mochte mit dem für eigene Vorzüge oft nur zu früh geschärften Blicke aufgeweckter Kinder und Jünglinge den Abstand gewahrt haben, der zu seinen Gunsten zwischen ihm und seinen Vettern Johann und Friedrich, den Söhnen Georgs — statt fand ꝛc."

Moritzens Plane wegen des Hochstiftes. Seite 125.

„Moritz eröffnete den auf dem Tage (1541 in Sachsen) anwesenden Ständen, es werde mit Austheilung der geistlichen Güter übel umgegangen, und dergestalt weder Gott noch Menschen damit gedient. Die hierauf vorgeschlagenen Maaßregeln zeugen von richtiger Würdigung der Sache, und von klarer Ansicht in dem Wesen der Verwaltung."

S. 133. „Moritz, wie aus mancher späteren Aeußerung zu schließen, hatte ebenfalls die Stifter im Auge, wenn auch nebenbey wohl nicht ohne starke Rücksicht für seine Eigenschaft als Landesherr, denn bey den kirchlichen Bewegungen jener Zeit war ihm das weltliche Interesse nicht fremd."

S. 159. 179 u. s. w., treten Moritz Plane auf die Hochstifter immer deutlicher hervor: es galt den Schutz und die Pfandschaft von Magdeburg, und Halberstadt; — und der bey dem Kaiser zu bewirkenden erb- und eigenthümlichen Verschreibung der Stifter Meissen und Merseburg. Das durch den Tod des Bischofs erledigte Stift Naumburg hatte bereits der Superintendent Amsberg, und dieser die Weihe durch Luther erhalten, nachdem der größere Theil der Stiftsrenten zu andern Zwecken eingezogen worden war.

Das III. Hauptstück enthält Reichstagsverhandlungen zu Worms und Regensburg. Das IV. H. Moritzens Thätigkeit in Sachen des Kaisers, und der schmalkalder Verbündeten. Haltung Moritzens hiebey zu den verschiedenen Parteyen. Das V. Hauptstück zeigt die Wendung des Krieges nach Sachsen, dessen Entscheidung und Folgen. Im VI. H. wird Philipps von Hessen Gefangenschaft erzählt, Moritz mit der Chur und dem Land seines vertriebenen Vetters Joh. Friedrich belehnt. Das vielbesprochene Interim. Frankreichs Handeln gegen Carl V., Moritzens Räthe in Augsburg; wo i. J. 1550 der Kaiser ihn selbst so sehnlich und in einer so versöhnlichen Stimmung, um die kirchliche Einheit und damit die Deutschlands — herzustellen, — vergebens erwartet hatte. *)

In dem VI. Hauptstücke, der Erzählung von der Erfüllung des schmerzlichen Schicksals des Landgrafen Philipp von Hessen (Moritzens Schwiegervater) verbreitet sich der Verf. weitläufig und mit absichtlicher Beharrlichkeit gegen Carl und seine Minister über einen Vorgang, der erst später durch eine gehässige Sage entstellt worden ist. Der Kaiser hätte den beyden für Philipp vermittelnden Churfürsten, Joachim von Brandenburg und Moritz unter andern zugestanden, daß dem Landgrafen solche Ergebung weder zu Leibstraf, noch zu einigem Gefängniß reichen soll (S. 358.) Das einig hätten nun des Kaisers Minister in der Schrift in ewig verkehrt; Philipp sey auch wirklich in die Gefangenschaft abgeführt worden. Wie es der ungetrübte Verlauf der Geschichte entnehmen läßt: so konnte und wollte der Kaiser nie anders, als so, wie geschehen, gegen den Landgrafen sich aussprechen und verfahren. Zunächst ist es nun eine der trüb-

*) Bey der Erzählung von dem Interim, dem Concilium zu Trient ꝛc. scheint der Verf. die so reiche katholische und süddeutsche Literatur ganz übergangen zu haben. Nur S. 145 beruft Hr. Langenn sich auf Stumpf, sonst wird in Betreff der katholischen Geschichtschreiber ein tiefes Schweigen festgehalten.

sten historischen Quellen, worauf sich bey dieser seiner Erzählung Herr Langenn beruft: es ist der Franzose Rabelais. Und eben auch aus diesem Vorgange hatte bereits K. A. Menzel Bd. IV. S. VI. Anlaß genommen, nachzuweisen, „wie einer der größten und wohlmeinendsten deutschen Kaiser gegen ausländische, von den Feinden der Nation ersonnene Verläumdungen gerechtfertigt werden, — wie man sich hiebey aber auch gefaßt halten müßte,

„das, was man actenmäßig als freche Erfindung dargethan hat, (wie die von den Franzosen ausgebrachte den betheiligten Zeitgenossen aber selbst unbekannt gewesene Mähre von dem Betruge, den Kaiser Carl dem Landgrafen Philipp ꝛc. gespielt haben soll, nächstens in neuen, mit Dank und vielstimmigem Lobe begrüßten Geschichtbüchern als ausgemachte Wahrheit abermals vorgeführt zu finden, um in deutschen Lehrbüchern und Hörsälen noch viele Jahrzehende hindurch wiederzuhallen."

Herr v. Langenn erzählt und behauptet dagegen, in seltsamer Ereiferung seine Ansicht motivirend:

S. 358. „So wie diese Punctation lautete, war sie aber keineswegs beendet, vielmehr geschah hier der merkwürdige, Carls Minister brandmarkende, den Kaiser selbst jedenfalls darum zweydeutig und unedel darstellende Betrug ꝛc." Dann S. 362. In einem zwanzig Jahre später gedruckten Liede heißt es gewiß nicht ohne Deutung auf den Bischof von Arras, (Carl's V. Rathgeber,) „ein schelmisch Pfaff, verkehret einig, verändert es, und machet ewig." Nie war Carl V. kleiner, als damals, wo er hätte groß seyn können, und sollen."

„Der Staatsstreich gegen Philipp von Hessen stand seitdem als Warnungszeichen vielfach den deutschen Fürsten vor Augen, er untergrub Carls Glück."

Aber — und noch einmal; — „Diese vielbesprochene Begebenheit, (die Gefangenschaft des L. Philipp von Hessen, nämlich,) kann hiemit für ganz aufgehellet betrachtet werden," — sagt auch F. B. von Buchholz in seiner „Geschichte der Regierung Ferdinand des Ersten, im VI. Bde. 1835 S. 76, überhaupt einer der historischen Gewährsmänner, der dem Hrn. v. Langenn zwar nicht unbekannt geblieben, der aber öfter von einer andern quellengemäßen Anschauungs- und Darstellungsweise ausgeht, und daher jenem gegenüber, stets zur Hand gehalten werden muß.

In seinem Eifer fährt der Verf. S. 364 fort:

„So wurden zwey Reichsfürsten erniedrigt; die Sache der Reformation schien verloren, die deutsche Reichsfreyheit höchlich gefährdet. Johann Friedrich hatte noch zuletzt den Ruhm ritterlicher Gegenwehr erworben; und als ihm die Mühlberger Schlacht das Schwert entrang, stand er mannhaft da durch seine Duldung. Der kräftige Philipp erscheint zuweilen weniger ritterlich in jenen Augenblicken, als sonst in seinem Leben." (Am wenigsten wohl damals, als er die Gebeine der hl. Elisabeth, seiner Ahnfrau, aus der Gruft zu Marburg auf die Strasse werfen ließ! — S. den I. Bd. dieser Bl. 1835. p. 217 ꝛc.) „Aber auf die Trümmer, in welche der Bestand der evangelischen Lehre und die Selbstständigkeit deutschen Wesens zu zerfallen schien, trat durch die so antreibende, wie ermöglichende Verkettung der Dinge der Mann, der beydes rettete: es war der sächsische Moritz."

„So, wie sich der Kaiser in Moritz verrechnete; eben so bedachte er nicht die ihm widrige Meinung im Volke, welche durch jene schnöde Behandlung der beyden Häupter des schmalkaldischen Bundes hervorgerufen werden mußte! Carl, der die wilden spanischen, und andere fremde Völker ins Reich führte, mochte dem deutschen Volke, vollends nach den letzten Vorgängen, nicht wie ein ihm angehörendes Haupt gelten, sondern wie eine nicht vaterländische Macht."

Dieses, die Herbeyführung spanischer Kriegsvölker nach Deutschland, und ihre daselbst verübten Bestialitäten, wovon man auch noch in Bayern, in Freundesland, zu erzählen weiß, schadeten der Autorität des Reichsoberhaupts allerdings sehr.*) Hatte aber anderseits, bey Verweigerung der Hülfe gegen die Türken, nicht auch der Islam mit allen seinen Gräueln, über Deutschland hereinzubrechen gedroht? Die Wahl war schwer; und die Berechnung ihrer Folgen beyderseits über allen menschlichen Calcul, auch einer der beliebtesten Hebel in der modernen Staatsklugheit, hinaus.

*) Die im Gefolge der Spanier an der Donau, am Inn, und an der Salzach, ausgebrochenen Seuchen, „die regierenden sterbenden Läufe" bemüssigten da zu strengen und weitläufigen Medicinal-Verordnungen, wie sie in unsern Tagen kaum gegen die Cholera statt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik.

(Fortsetzung.)

Schon Davy, und nach ihm De la Rive haben gezeigt, daß die Behauptung, alle Metalle stehen in einer gewissen constanten elektrischen Reihe, keineswegs mehr angenommen werden könne. Hr. F. liefert hier die Reihenfolge von zehn Metallen in sieben verschiedenen Lösungen, woraus sichtbar wird, daß diese Reihefolge in jeder Flüssigkeit eine andere ist, und daher, wie schon Hr. De la Rive gesagt hat, jede Reihefolge der Metalle nur für die angewandte erregende Flüssigkeit construirt werden soll, und keine allgemeine Regel vorhanden ist. Aber einfach, meynt Hr. F., repräsentirt die chemische Theorie auch diese Thatsachen, während die Contacttheorie sich in der ungewöhnlichsten Weise schmiegen muß, und dennoch nie einen Fall zeigen kann, wo durch Contact allein, d. h. ohne chemische Action ein Strom erzeugt wird.

Um jede Stütze der chemischen Theorie aufzufinden, sammelt Hr. F. noch eine große Anzahl von Fällen, in welchen elektrische Ströme rein durch chemische Action entstehen, indem er Combinationen angiebt, in welchen elektrische Ströme ohne allen Metallcontact entstehen, welches ihn zu allgemeinen Betrachtungen über die Hinlänglichkeit der chemischen Action führt, indem er als erwiesen voraussetzt, daß jede chemische Action Elektricität entwickelt, und sich nachweisen läßt, daß a) da, wo chemische Action vorhanden ist, aber vermindert oder aufgehoben wird, auch der elektrische Strom geschwächt oder vermindert wird, b) wenn die chemische Wirkung sich umkehrt, dieß auch der Strom thut, c) wo keine chemische Action, auch kein Strom erzeugt wird, d) wenn die chemische Action, welche einen Strom in der einen Richtung erzeugt hat, oder erzeugen konnte, umgekehrt oder vernichtet wird, auch der Strom umgekehrt oder vernichtet wird, und schließt daraus, daß es unter solchen Umständen sehr unphilosophisch seyn würde, in Fällen, wo chemische Action und Contact vereiniget sind, die Wirkung lediglich dem Contact oder irgend etwas Anderem als chemischer Kraft zuzuschreiben.

Wenn sich die Anhänger der Contacttheorie als Beweis der elektromotorischen Kraft des Contactes auf die Erscheinungen der Thermo-Elektricität berufen, so treten ihnen nach Hrn. F.'s Meynung eine Menge Widersprüche entgegen, die durchaus keinen aus der Thermo-Elektricität ableitbaren Beweis für die Contactbildung übrig lassen, da die Seebeckische Kette keine Beziehung zur Volta'schen hat, und deßwegen auch den Anhängern der chemischen Theorie nicht zugemuthet werden kann, die Erscheinungen der Thermo-Elektricität zu erklären.

Nachdem Hr. F. auf diese Weise thatsachliche Gründe für die chemische und gegen die Contacttheorie aufgeführt hat, bemüht er sich am Ende noch, aus „philosophischen" Gründen darzuthun, daß die Contacttheorie ein Unding ist, und meynt, daß „wenn es sich anders verhielte, die Gleichheit von Ursache und Wirkung" geläugnet werden müsse, dann das Perpetuum mobile möglich seyn, und es gar nicht schwer halten würde, auf den ersten gegebenen Fall eines allein durch Contact erzeugten elektrischen Stromes eine elektromagnetische Vorrichtung zu construiren, welche dem Principe nach unaufhörlich mechanische Effecte hervorbrächte."

2. Ganz entgegengesetzter Ansicht ist (S. 336 — 343) Hr. M. H. Jacobi, welcher bey Gelegenheit einiger Bemerkungen, welche er gegen eine Aeußerung des Hrn. Bequerel (Bd L.) über die Vergleichung der Wirkung einer Kupfer-Zink- und einer Platin-Zink-Kette gemacht hat, als wohl erwiesene Thatsachen aufstellen zu dürfen glaubt, daß a) ein Volta'scher Strom nur durch Contact heterogener Metalle, oder überhaupt heterogener Substanzen existire, b) aber homogene Metalle nur solche sind, welche in eine und dieselbe Flüssigkeit getaucht keinen von einem empfindlichen Galvanometer angezeigten Strom geben, c) obschon sie durch die geringste Veränderung ihrer Oberfläche heterogen werden. d) Es läßt sich aber eine gewisse (obschon bis jetzt nicht fixirte) Beziehung der Leitungsfähigkeit der Flüssigkeit und ihrer chemischen Beschaffenheit nicht läugnen, indem e) aus vielen Thatsachen hervorzugehen scheint, daß die chemische Action den Uebergangswiderstand vermindert. Aber dieser Einfluß der chemischen Action ist nur secundär, und durch die meisten Thatsachen ist man gezwungen zu sagen, „daß der Volta'sche Strom da ist, nicht weil, sondern obschon eine chemische Wirkung stattfindet. In der geschlossenen Säule geschehen die elektrolytischen, thermischen und elektromagnetischen Wirkungen zu gleicher Zeit, mit gleichem Recht und in gleichem Verhältniß. . . . . Die Zukunft wird vielleicht lehren, daß die durch den Contact erzeugte und unterhaltene Kraft eine eben so constante Größe ist, als die lebendige Kraft eines in Bewegung begriffenen Systemes von materiellen Punkten."

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Juny.

Nro. 111. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Moritz, Herzog und Churfürst zu Sachsen.

(Fortsetzung.)

S. 389. Das Interim. So gewiß es ist, daß Carl bey Festsetzung des Interims die redlichsten Absichten hatte, so wenig kann widersprochen werden, daß damit beyde Parteyen: Katholiken und Protestanten, und zumeist der Papst, unzufrieden waren.

Das VII. Hauptstück handelt von dem Reichstag zu Augsburg im Jahre 1550.

Beziehungen zu Frankreich. Die historische Unparteylichkeit erfordert, daß hier an die schon zwanzig Jahre früher von deutschen Fürsten zu Frankreich gekehrten Gesinnungen und Berufungen erinnert werde. *)

S. 478, 479:

„Es beginnt hiemit in der Geschichte des Churfürsten Moritz jene ekelerregende, nur durch die äußerste Noth zu erklärende Verhandlung mit Frankreich, welches die heiligen Worte: Vaterland, Freyheit und Recht — als ein leeres Geschmück brauchte; Moritz und seine Freunde waren zu klug, um für jene höchsten Güter in Paris und Fontainebleau damals ein fühlendes Herz zu suchen. Der König ward ersucht, zu diesem schweren Werke der Abwehr mit beyzutragen. Eine Hülfe von monatlich nicht unter 100,000 Kronen ward in Vorschlag gebracht; ebenso der Angriff auf den Kaiser von Seiten Frankreichs, und dafür mußte Reifenberg dem König Heinrich II. die wichtigsten Hoffnungen machen. Dieß war der Punkt, den kein Deutscher ohne bittern Schmerz erzählen mag."

S. 486:

„So war denn mit dem Vertrag zu Friedewalde jener wichtige Schritt bis auf die nicht zu bezweifelnde Genehmhaltung des Königs von Frankreich geschehen und er ist mit Recht ein verzweifeltes Mittel genannt worden, welches die verzweifelte Lage nicht mehr habe scheuen lassen. Alles dieß aber entnimmt Moritz nicht dem harten Vorwurfe, daß er und die übrigen Fürsten den heiligen Boden des Vaterlandes französischer Begehrniß preisgegeben, daß er, wenn er auch an die edelsten Güter, einen Werth verwenden half, über den keiner der den Vertrag schließenden Fürsten verfügen durfte. Diese Schuld trägt auch Moritz, keine Geschichte kann ihn davon freysprechen, so wie sie ihn nicht verantwortlich machen wird für Alles, was von Frankreich aus in der folgenden Zeit geschah, ermöglicht durch grobe Mißachtung alles Rechtes von französischer Seite und durch ärgerliche Schwäche und Unwehrhaftigkeit des Reiches. Gleichwohl ists natürlich, daß bis auf diesen Tag auch an Moritz nicht ohne Bitterkeit gedacht wird, wenn man sich erinnert, (hört!) daß der Münster Straßburgs, Erwins von Steinbach großes Baudenkmal, auf nicht mehr deutschem Boden stehet, und wenn man in den damaligen Verträgen auch zu diesem Verluste den ersten bösen Keim findet."

Wenig bekannt ist, was der Verf. zum Schlusse erzählt:

„Noch immer erwartete der Kaiser zu Innsbruck Churfürst Moritzens Ankunft am kaiserlichen Hof. — Er, (Moritz) ließ eine Wohnung in Innsbruck besorgen, trat zum Schein auch diese Reise an. — Ehe

*) Statt vieler anderer Nachweisungen wird hier wieder die Hindeutung auf F. B. Bucholtz's Geschichte der Regierung Ferdinand des Ersten, IV. Bd. genügen. Hierin ist der vierte Abschnitt überschrieben: „Politische Fürstenparteyung gegen König Ferdinand, vornämlich von Sachsen, Bayern und Hessen, und Herstellung des Friedens durch die Verträge von Cadan und Linz." Die damals zu Kloster Scheyern mit den Gesandten Frankreichs stattgehabten Verhandlungen, und bewirkten Subsidien, (ratificirt den 2. July 1532) sind hier bey Bucholtz IV. Bd. S. 164. umständlich beschrieben.

ein halbes Jahr verging, stand er allerdings vor Innsbruck, *) aber mit Trompetenschall und fliegenden Fahnen; da erwartete ihn Carl nicht mehr."

*) Die Fürsten des bayerischen Kreises ahneten dennoch bald die nahende Gefahr, und deckten ihre Gränzen mit zahlreicher Mannschaft. Insbesondere vertraute der Fürsterzbischof von Salzburg die oberste Huth über seine Festungen und Alpenpässe demselben Michael Gruber von Bramberg, der, sieben und zwanzig Jahre früher, als Feldhauptmann den rebellirenden Bauern aus Pinzgau und Pongau, dem steyerischen Landeshauptmann Sigmund von Dietrichstein jene vielbesprochene Niederlage bey Schladming beygebracht, dann den Fürsterzbischof in seiner Festung Hohensalzburg belagert, nach dem Frieden aber bey ihm Dienste genommen hatte. Wie lange, und selbst durch sonst vielbeachtete Autorität historische Verunglimpfungen fortgeschleppt werden können: davon ist, wie wir es schon einmal bemerkt haben, auch Gruber ein Beyspiel. Dieser angebliche „Unmensch" soll, nach Erzählung salzburgischer, bayerischer und österreichischer Schriftsteller, nachdem er im Ueberfalle bey Schladming den Landeshauptmann von Dietrichstein mit all' seinen Heerhaufen gefangen genommen, 52 Edelleute, und einige tausend Mann kaltblütig haben abschlachten lassen. Diese Mähre wiederholt sogar noch ein Friedr. v. Buchholtz in seinem II. Bd. S. 205; während es Thatsache ist, daß sich Gruber um die Gefangenen sehr edelmüthig angenommen, und den erbitterten Bauern zur Sühne nur einige gefangene „Böhmen und Husaren," welche sich gegen das Landvolk ganz besonders grausam bewiesen, hat enthaupten lassen. Die völlige Aufklärung hierüber und die unumstößlichen, actenmäßigen Belege haben wir im historischen Taschenbuche: Die Tauern und das Gasteinerthal, München, 1820; und im III. Bde. unserer Beyträge zur deutschen Länder-; Völker-, Sitten- und Staatenkunde, München 1833; und hier in der Erörterung: „Zur Elementar- und politischen Geschichte der Glaubensspaltungen, der Bauernaufstände, der Adelskämpfe ꝛc. in Süddeutschland S. 240 — 368 geliefert. Es ist uns völlig unbegreiflich, wie einem Friedr. v. Buchholtz der an der Quelle saß, unter andern der höchstmerkwürdige von uns zum erstenmal veröffentlichte Bericht des Landeshauptmanns v. Dietrichstein an Erzherzog Ferdinand zu Oesterreich entgehen konnte. Ein Grund zur Verheimlichung läßt sich hier nicht denken: nur wieder ein zufälliges Vermissen des Actenstückes in den österreichischen Archiven.

S. 503 VIII. Hauptstück: „Zug Moritz's und der verbündeten Fürsten gegen den Kaiser ꝛc."

S. 521. Churf. Moritz mit König Ferdinand zu Linz in hoffnungsvollen Besprechungen.

„Der wilde Albrecht von (Brandenburg) Culmbach plünderte und verheerte (indessen) das Gebiet der (dem Kaiser treu gebliebenen) Stadt Ulm, (wie er später mit Raub und Brand gegen die fränkischen Bischöfe und Prälaten zog). *) Schon begann das vernichtende Element in dem Leben Moritzens sich zu zeigen."

(Gleich jenem Herzog Philipp von Kärnthen im Leben König Otokars von Böhmen, von welchem früher in diesen Blättern, Bd. XII. Nr. 106 ꝛc. die Rede war.)

S. 546. IX. Hauptstück. Moritzens Zug gegen die Türken: — dann gegen Albrecht von Brandenburg ꝛc. Welch ein Verhängniß! Dieser Albrecht von Brandenburg, dieser ehemalige Bundesgenosse des Churfürsten Moritz und seiner Confessionsgenossen, dann Frankreichs; dann der des Kaisers — : eben er brachte Moritz den Tod.

S. 590. „So starb Moritz in der Blüthe des Lebens. Kaum hatte er das zwey und dreyßigste Lebensjahr zurückgelegt. Auch die Prinzen Philipp und Victor von Braunschweig, und Friedrich von Lüneburg waren gefallen. S. 592. Auch Johann Friedrich war erschüttert von dem Falle dessen, den er nicht lieben konnte."

S. 593. „Der Markgraf aber, (Albrecht), faßte neuen Muth, als er den Tod des Churfürsten erfuhr: „Jedermann, so schrieb der Culmbacher, ist lustig und freudig, sich zu rächen, dieweil die Herren todt sind." „Auch fehlte es nicht an Fürsten und Edlen, die den Stegreifrittern der rohesten Zeit gleich, dem Friedenstörer zueilten, als Moritz gefallen war, weil sie sich vorher vor ihm gefürchtet."

„Was er geleistet durch Geist und Schwert, wie er die Zeit gefaßt, in der er lebte, was das Reich deutscher Nation an ihm verloren, und wie er die Sache der Reformation betrachtet; davon geben die Jahre seiner Wirksamkeit Zeugniß. Moritz ist dem Protestantismus und der deutschen Selbstständigkeit zum Retter und Erhalter geworden." (Noch einmal: ob Moritz für Kaiser und Reich, und für die deutsche Kirche nicht noch weit mehr hätte werden können?!)

*) „Um sie sauber auszuscheeren" wie er schrieb.

Dahin haben seine sich merkwürdig bildenden, schnell sich fortkettenden Schicksale geführt. Das Ende des zwey und dreyßigjährigen Fürsten aus dem Stamme der Wettiner war für sein besonderes Vaterland bejammernswerth, für seine Freunde trauervoll, und selbst für die ihm nicht näher Angehörenden und Fremden keineswegs ohne sorgliches Bedenken."

Das nach einem Gemälde des Lucas Kranach im Stahlstich gefertigte Brustbild des Churfürsten dem Buche vorangesetzt, ist eine wahre Zierde desselben.

Der zweyte Theil dieser bisher aus ihren eigenen Elementen umständlicher vorgeführten Darstellung begreift nur ein Hauptstück, das X. Dieses gewichtige Hauptstück verbreitet sich über die Regierungsthätigkeit des Churfürsten Moritz, mit der Unterabtheilung nach den Hauptgegenständen seines Wirkens als Landesregent; deren hier fünf aufgezählt werden. Sie sind: A) Stellung des Regenten und die staatsrechtlichen Verhältnisse des Landes zur Zeit Churfürst Moritzens, und durch ihn. B) Regierung des Landes. C) Heer- und Kriegswesen. D) Kirchliche Verhältnisse, Wissenschaft und Kunst. E) Hofwesen und Fürstenleben. — Hierauf folgen 154 Beylagen, der gesammten Darstellung angehörig, und fast die Hälfte des Buches einnehmend, und endlich, was sehr löblich, und bey neuen historischen Werken so selten geworden ist, ein ziemlich vollständiges Register über beyde Bände.

Wir fahren fort, diesen fünf Rubriken einige wesentliche Ansichten, und demnach die eine oder andere damit in Verbindung stehende Thatsache zu entheben; wobey, in so fern damit eben nicht dem Reitz der Neuheit gehuldigt werden kann, nur die Absicht vorwaltet, unter Beachtung des Eigenthümlichen an Moritz und in seinem Sachsenlande, zu einigem Nutz und Frommen an Manches zu erinnern, und es klarer zu machen, was auch bey uns im südlichen Deutschland aus ähnlichen Anlässen so oder anders geworden ist.

Im kurzen Vorworte zu diesem zweyten Band bemerkt der Hr. Verf. eine große Schwierigkeit bey Lösung seiner Aufgabe: nämlich die, das rechte Maaß zu halten, da Moritzens Regierung verhältnißmäßig sehr kurz war, und die Zeit, die ihm blieb, um den innern Zuständen des Landes seine Kraft zuzuwenden, sich auf eine sehr geringe Anzahl von Jahren beschränkt. Nebstbey habe Moritz das Schicksal seines Großvaters Albrecht des Beherzten, (dem, wie wir bemerkt, Herr von Langenn eine besondere Monographie gewidmet hat,) getheilt, da er fast jedes Jahr in bedeutenden Geschäften außerhalb des sächsischen Landes zubringen mußte.

In der ersten Unterabtheilung oder Rubrik A. wird nun vordersamst als Thatsache hervorgehoben, daß sich im fünfzehnten Jahrhundert in vielen der großen europäischen Staaten die unbedingt monarchische Stellung des Staatsoberhauptes zu begründen begann und Ludwig XI. von Frankreich, Ferdinand von Spanien und Mathias Corvinus, hätten mehr oder weniger dahin gestrebt, möglichst unumschränkt zu herrschen. „Im deutschen Reiche konnte ein Aehnliches nicht wohl auch nur einigen Erfolg haben. Fürsten und Stände bildeten ein unübersteigliches Bollwerk." Diese Thesis und Antithesis, unsern Lesern ohnehin aus der Einleitung zum deutschen Staatsrecht bekannt, wird nun auch hier umständlicher nachgewiesen und verfolgt.

„Moritz war während seiner Regierung unausgesetzt bemüht, seine Landeshoheit gegen alle geltend zu machen, welche ein unmittelbares Verhältniß zu Kaiser und Reich, ihm gegenüber, behaupteten:" — „Auf einen von jeder fremden Hand sichernden Abschluß des Territoriums bezog sich auch das Gesuch beym Kaiser (persönlich zu Regensburg) um erbliche Verschreibung der Stifter."

Der kluge Kaiser, von klugen Räthen umgeben, war aber darauf nicht eingegangen, sondern gestand nur einige Schutzverhältnisse zu.

„Wie in der Wendung der Zeit" auch die sächsischen Grafen und Herren Zuwachs an Macht und Ansehen suchten: — wird nun namentlich und örtlich nachgewiesen.

„Moritz hatte in solchen Fällen die Beystimmung der übrigen Landschaft für sich; ihr war eine Absonderung der Grafen und Herren unlieb."

Die Thätigkeit des Dr. Melchior von Osse im schärferen Verfolgen des von Moritz aufgestellten Grundsatzes, der Territorialaristokratie, wo möglich,

alle unmittelbar an das Reich knüpfenden Fäden abzuschneiden wird umständlich geschildert. Aehnlich diesem Dr. Osse könnten hier aus der bayerischen Geschichte ein halb dutzend Doctoren namhaft gemacht werden, die auf demselben Wege ihr und ihrer noch lebenden Nachkommen Glück gemacht haben. So ist auf den gelehrten Rathsbänken, selbst aus den Hofpublicisten und Fiscaljurisien eine besondere Species und moderne Aristokratie erwachsen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik. Bd. LIII. (Zweyte Reihe Bd. XXIII. 1841.)

(Fortsetzung.)

3. Der Hr. Herausgeber dieser Annalen, veranlaßt durch die merkwürdige Anomalie des Eisens, daß es, obwohl positiv gegen Kupfer, dennoch bey Combinationen mit Zink und verdünnten Säuren im Allgemeinen unter gleichen Umständen einen bey weitem stärkeren Strom liefert, als jenes Metall, suchte sich (S. 436 — 440) genauere Kenntniß von der ursprünglich ungeschwächten elektromotorischen Kraft einer Zink-Eisen- und Zink-Kupfer-Kette dadurch zu verschaffen, daß er, nachdem er verschiedene andere Wege unzulänglich gefunden, Ketten mit zwey Flüssigkeiten benützte. Als er aber aus verdünnter Schwefelsäure (1. Th. concentrirter und 12 Th. Wasser) und chemisch reiner Salpetersäure von 1,19 spec. Gewicht, die durch ein poröses Thongefäß geschieden waren, Ketten mit Zink-Platin, Eisen-Platin und Kupfer-Platin zusammensetzte, fand er anfangs zu seinem nicht geringen Erstaunen die Kraft von Kupfer-Platin etwas größer als die von Zink-Platin, und beyde sehr bedeutend größer als von Eisen-Platin; denn „da der Nerv, das Fundament der ganzen Contacttheorie in der Proportionalität der elektromotorischen Kräfte mit den Spannungs-Unterschieden liegt, so müßte dieselbe verlassen, und für die Ursache der Volta'schen Elektricität eine andere Ursache aufgesucht werden.“ Allein im Verfolge änderte sich diese auffallende Erscheinung. Als nämlich bey Zink-Platin die Nadel der Sinusbussole fast eine Viertelstunde unveränderlich auf 25° 20′ gestanden war, wuchs die Stromstärke plötzlich so sehr, daß der Limbus des Instrumentes bis 84° 37′ gedreht werden mußte, um die Nadel wieder den Drahtwindungen parallel zu machen. Damit war aber auch eine Aenderung in dem chemischen Proceß der Kette verbunden; denn vor diesem Anwuchs der Stromstärke hatte sich an der Plattinplatte ein Gas, welches entweder Wasserstoff oder ein Gemenge von diesem und Stickstoffoxydul war, in solcher Menge entwickelt, daß die Flüssigkeit ganz getrübt wurde, nach demselben hörte diese Gasentwickelung beynahe ganz auf. Anfangs hatte sich daher entweder Wasser oder Wasser und Salpetersäure zugleich zersetzt, dann aber bloß Salpetersäure, und das dadurch abgeschiedene Salpetergas blieb großentheils in der Saure gelöst. Diese Erfahrung scheint nun die obige Anomalie zu erklären. Wenn man aber schon nicht mit Bestimmtheit aussagen kann, ob diese Aenderung Ursache oder Wirkung des Sprunges sey, so ist, wie Hr. P. meynt, doch so viel einleuchtend, daß die Anhänger der chemischen Theorie daraus keinen Vortheil ziehen können; denn der erwähnte Proceß ist in seinen beyden Stufen kein rein chemischer, sondern ein von dem elektrischen Strom selbst bewirkter Proceß, bey welchem, da er am Platin vor sich geht, kein Metall gelöst wird. Hr. P. behält sich übrigens vor, die weitern ausführlichen Resultate seiner Untersuchungen über Ketten mit zwey Flüssigkeiten später mitzutheilen.

4. Nachdem der unermüdliche Vertheidiger der Contacttheorie, Hr. C. H. Pfaff, die Beschreibung der Grove'schen Säule durch Hrn. Schönbein kennen gelernt hatte, entstand in ihm sogleich der Wunsch, einen solchen Apparat, nur weniger kostspielig, zu erhalten, und erhielt ihn aus Kopenhagen in sehr kleiner Dimension, aber von außerordentlicher Wirkung, bey welchem die Stelle der Platinplatten kleine hohle unten mit einem Boden geschlossene Porcellancylinder von 4 engl. Zollen Umkreis und 3 Zoll Höhe, außen mit einer wohlpolirten Platinhaut, deren Dicke vielleicht nicht $\frac{1}{1000}$‴ seyn mochte, überzogen, deren Oberfläche demnach 12 Quadratzoll betrug, vertreten. Dieser kleine Cylinder in gehöriger Verbindung mit einem entsprechenden Cylinder aus Pfeiffenthon, einem Zinkcylinder u. s. w. gab (S. 505 — 508) eine so außerordentliche Wirkung, daß Hrn. Pf.'s großer Elektromagnet, welcher 800 Pfund trug, nicht im Stande war, die Kraft dieses kleinen Elementes zu erschöpfen. Auffallend war, daß bey der Fortsetzung der Versuche die Kraft statt abzunehmen vielmehr zunahm, und „zu seiner Freude aber ohne Ueberraschung, weil er auf Volta'schen Grund und Boden stand“ fand Hr. Pf. bestätiget, was er schon früher gefunden hatte, daß Zinkvitriol die Wirkung in Vergleich mit verdünnter Schwefelsäure verstärke, indem die Tragkraft von 46 auf 50 stieg und das Glühen und Schmelzen dünner Platindräthe kräftiger wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Juny.

Nro. 112. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Moritz, Herzog und Churfürst zu Sachsen.

(Fortsetzung.)

An einzeln Erlangtem festhaltend vermied man „Normen, welche mit theoretischer Schärfe alles rücksichtslos zu durchschneiden drohten:“ — wie die Klippen der heutigen Legislaturen in und außer den Kammern; und Moritzens Räthe, wiewohl in gewissen Ideen vom römischen Reichsstaatswesen befangen, konnten sich doch auch nicht von den Begriffen des angestammten Privatrechtes trennen.

„Nächst den Grafen und Herren waren es die Stifter und Prälaten, welche sich der staatsrechtlichen Theorie vom geschlossenen und bezirkten Gebiet widerstrebend zeigten. Hier traten dem Landesfürsten noch weit bedenklichere Hindernisse entgegen.“ Darum eben die Reformation und Säcularisation.

„Den Besuch der Reichsversammlungen durch die sächsischen Bischöfe hatten die Fürsten immer möglichst abzuwenden gesucht:“ — begreiflich, und mit mehr Erfolg als anderswo.

„Die sächsischen Fürsten waren aber selbst nicht ganz entschieden, welchen rechtlichen Titel sie für ihre Befugniß annehmen sollten; — — dieß kam namentlich in der Reformation zur Sprache. — — Das Wort Schutzfürst, schreibt der Churfürst an Herzog Heinrich, oder Vertreter, ist gar ein dürres, mageres Wort, der Titel, Landesfürst zieht mehr nach sich.“

Wir meynen es auch so: es giebt keinen vollständigeren; — auch dem Staat gegenüber.

„Auch bey den Streitigkeiten mit dem Bischof von Merseburg 1542 gieng Moritz von kategorischen Sätzen aus ꝛc.“, wozu aber der Reichstag nicht schweigen konnte; wenn auch Moritz dem Kaiser vorstellte: „wie es unmöglich sey, den Gang der Kirchenverfassung aufzuhalten,“ und eben hieran knüpfte er die Aussicht auf die erbliche Verschreibung der Stifter. „Weniger wichtig an sich, doch der Beachtung nicht unwerth — war die in jener Zeit die so oft in Frage kommende Reichsunmittelbarkeit angesehener Städte;“ diese frucht- und kunstreichen Asyle des eigentlichen deutschen Bürgerthums, worüber sich die aburtheilenden Ansichten der aller Autonomie abholden Staatskünstler nun auch etwas zu mildern beginnen.

„Ein beraumtes und bezirktes, d. h. ein geschlossenes Territorium“ — hatte Moritz im Sinne seines Staatsrechts; mit einer kräftigen Standschaft im Innern: eine absolute Regierung beabsichtigte er nicht. Die allmählige Ausbildung der landständischen Verfassung „nicht durch organische Gesetze,“ — sondern „sanft,“ nach unabweisbaren Umständen, also aus dem Leben ins Leben, ist hier, wie allenthalben dieselbe. Erst im Jahre 1438 erschienen die Prälaten, Grafen, Herren, Ritter und Städte von Sachsen, Meissen, Osterland, (Thüringen regierte noch Friedrich der Einfältige) als eine wirkliche Vereinigung dem Landesfürsten gegenüber;“ — also fast um ein halbes Jahrhundert früher, als in Bayern. Doch das Wesen war längst, war überall früher da, als der Name und die Form. Auch in Sachsen galt das Sprichwort: „wo wir nicht mitrathen, sollen wir nicht mitthaten.“ Die Zurathziehung und das Verwilligungsrecht der Stände auch in Dingen, wo es in der Natur der Sache lag und es sich zunächst um Geldmittel handelte; wird nachgewiesen. Indem die Stände die Schulden der Fürsten bezahlen halfen; wollten sie auch befragt werden, ehe die Schulden gemacht würden; — auch über Krieg und Frieden.

„Bald darauf machte der Churfürst sehr wichtige Zugeständnisse, welche die Bedeutsamkeit der Stände um Vieles erhöhten;“ — und „im ganzen Reiche deutscher Nation zweifelte Niemand, daß auch die Nachfolger unbedingt an dergleichen Versicherungen gebunden seyen; weil die Ehrenhaftigkeit des Fürstenwortes als die Grundbedingung des öffentlichen Wesens angesehen ward.“

Auch der Hr. Verf. erblickt den Keim der altständischen Verfassungen schon in den Feudalverhältnissen; — welcher Kitt wird bey den heutigen Emancipations-Maximen stark und bindend genug seyn, die Begriffseinheit des modernen Staats lediglich durch repräsentative Formen und Calculationen zu sichern und zu gewährleisten?

Im Jahre 1539 sieht der Verf. bereits die sächsischen Stände zum großen Theil „als zum echten Protestantismus ergeben“ an. „Die gemeine Pfaffheit“ welche von jeher auch einen mitsprechenden Bestandtheil des Volkes bildete, mag dieser Ansicht zur Seite stehen.

Im Abschnitte B. von der Regierung des Landes bemerkt der Verf., daß auch in Sachsen die Weise der Regierung einst das Gepräge fürstlich lehenherrlichen Wesens getragen; — und das Ganze das Bild eines wirklichen Haushalts dargeboten habe, indem kein durchgeführtes System die Gegenstände streng absonderte. Man hielt sich der Form nach an Totalbegriffe, im Wesen an Geschlechter und Körperschaften.

Die allbeliebte und allbeglückende Staatscontrolle, mehr dem Buchstaben und Ziffer, als auf Wort und That vertrauend, führte ein Anderes herbey. War das Regieren damals von der Lebensarithmetik aus, und auf dieselbe zurück gegangen; so trat nun die alles zersetzende Geldarithmetik an ihre Stelle, aber der Calcul ist immer nur eine mechanische, keine moralische (imponderable) Potenz. „Der Hofmeister, der Marschall, der Canzler befanden sich am Hofe, als die vornehmsten Beamten des Fürsten.“ Der Marschall gieng bald aus der landesfürstlichen in eine ständische Stellung über: daher jener nun Hofmarschall.

Die Lebensverhältnisse und die Aufgaben der Staatskunst wurden verwickelter und schwieriger. Ein Oberhofgericht war auch in Sachsen der Errichtung des Reichskammergerichts vorangegangen. Auf dem Landtage von 1547 bewirkte Churfürst Moritz die Einsetzung eines Hofraths zur Erledigung der täglich vorkommenden Klagen und Sachen.

Endlich fühlte sich Moritz gedrungen an die Spitze aller Geschäfte des Staats „einen stattlichen, ansehnlichen Mann zu stellen,“ dem er alle übrigen Hofbeamte, den Hofmeister, Marschall, Canzler und die Amtmänner unterordnete; sein Rath Georg von Carlowitz hatte besonders dazu beygetragen. Der Mann war schwer zu finden: es sollte einer vom hohen Adel, im Lande wohl begütert und geehrt seyn. „Es sey schon genug, wenn er nur den Namen habe, und ab und zureite.“ Mit den Räthen in der Hofstube Mahlzeit haltend, sie alle und ihre Aemter überwachend, alle Bothen empfangend und absendend sollte dieser vornehmste Mann — der Oberhofmeister — die Gebrechen und Mängel alsobald abstellen, und, wenn das nicht möglich, dem Fürsten davon Anzeige machen.

Nebenher wurden auch noch einige andere hochbetraute Männer für des Fürsten und des Landes Beßte beygezogen, und so der Grund zu einem künftigen Staatsrath gelegt. Die Eintheilung des Landes in Kreise geschah gleichzeitig und bleibend.

Die vom Kaiser erworbenen Privilegien halfen für gute Gerechtigkeitspflege, zur Beschränkung der geistlichen Gerichtsbarkeit, und gegen die westphälischen Gerichte. Das Recht konnte durch drey Instanzen verfolgt werden. — Der Schöppenstuhl zu Leipzig stand zur Zeit des Churfürsten Moritz längst im wohl begründeten Ansehen: dahin sollten sich die Doctoren und Amtmänner fleißig wenden. Um in der Gesetzgebung und Staatswirthschaft mehr zu bewirken, war das Leben Moritzens allzu kurz. Die Landesordnung von 1543 begriff auch das Polizeywesen: eine gleichzeitige Strafgelderordnung enthielt den genauen Tarif für alle Arten von Verstümmelung, Stösse und Schäden. Waren einst in Krieg und Frieden die Vögte und Castellane die Verwalter und Richter in den Burggebieten; so hießen sie nun Amtmänner und Hauptleute. — Oberhauptleute und Landvögte verwalteten die Kreise. Gewöhnlich selbst Gutsbesitzer

und Landeigenthümer bezogen sie, nur für die Dauer ihres Amtes eine Bestallung, oder einen Pacht. Titel und Amt vererbte sich in mancher Familie; wie auch anderwärts: und nicht zum Schaden des Landes. Der früher in Bayern übliche Titel Pfleger für die Vorstände der größeren Territorialgebiete scheint uns nach Vollmacht, Bestimmung und Würde mehr entsprochen zu haben. *)

Da technisch und politisch der Lehendienst nicht mehr ausreichte, so war in vorkommenden Fällen Moritz, gleich andern Fürsten, bedacht, seine Waffenmacht auf andern Wegen zu mehren:

„durch Gestellung von Mannschaften, durch Bewilligung des Soldes für gemiethete Knechte, durch den Ritter- und Vasallendienst der Schriftsässigen, durch Aufbietung des Landvolkes und durch die Bürgerfahnen in den Städten."

*) Die Pfleger in den süddeutschen Territorien waren in der That stattliche Herren, im Frieden und Kriege, †) in einer ehrenhaften allenthalben ausreichenden Stellung. Ein solcher Pfleger, von Haus aus mit allen Verhältnissen des ihn umgebenden Familienlebens vertraut, und durch seinen stabil exponirten Amtsdiener ununterbrochen im Besitz einer lebendigen Statistik, konnte in jeglichem Bedarf sein Amt und seinen weiten Amtsbezirk, nach einem Princip pflegen und verantworten. Indem aber nun, (seit dem Beginne des 19. Jahrhunderts) an die Stelle des Pflegers der moderne Landrichter und der Rent- und Finanzbeamte trat; ward die Feststellung des Totalbegriffes schwieriger, und in manchen Fällen der Einfluß mehrfacher Principien fühlbarer: so, daß sich eben in der äußeren Verwaltung, im Leben, die Centralisation des amtlichen Wirkens zunächst empfehlen möchte.

†) M. s. unsere kleine Schrift: über die Elemente des deutschen Staatsorganismus und den öffentlichen Dienst ꝛc. München bey Lentner 1822. Bezüglich auf das südliche Deutschland ist die organische und mechanische Entwicklung der Staatsverwaltung, der öffentlichen Behörden und Aemter der innern und äussern, der weltlichen und kirchlichen Würden und Autoritäten, seit dem 16. Jahrhundert pragmatisch dargestellt im ersten Jahrg. (1816) der Zeitschrift für Bayern und die angränzenden Länder; eine Erörterung, die nun in der vorliegenden Darstellung des Hrn. v. Langenn mannigfaltig bestätigt wird.

Die Reiterey, die Wahl im geworbenen Fußvolk, die tactische Eintheilung und Aufstellung, das Geschützwesen, das waren für Moritz vorzügliche Angelegenheiten der Zeit. Behufs der Nachschaffung großer Geschütze trat Moritz mit den Fuggern zu Augsburg in Unterhandlung: ließ „auch die überflüssigen und schadhaften Glocken" (woran es bey der Einziehung der Klöster nicht fehlen konnte,) auf das Gießhaus bringen. Im Gebrauch des Geschützes waren Bayern und Schwaben gegen Sachsen und Brandenburg um fünfzig Jahre voraus, wie wir unter andern in der Einleitung zu einer Kriegsgeschichte der Bayern, (Nürnberg 1817, 2. Aufl.) nachgewiesen haben. Augsburg und Nürnberg, zunächst an und in Bayern, waren ja damals nach Erfindung des Schießpulvers die ersten und rührigsten Werkstätten für die Artillerie.

Sechs Städte im Lande sollten nach neuer Art befestigt, aber dem Landadel im Nothfalle nicht verschlossen werden. Damit stand eine bessere Einrichtung der Zeughäuser in Verbindung. In der That blieb auch seither der norddeutsche Adel, in seinem eigenen und des Volkes Interesse dem Lande und sich weit getreuer, als der süddeutsche.

In dem Capitel D. über kirchliche Verhältnisse, Wissenschaft und Kunst werden die damals im Herzogthume Sachsen gelegenen drey Bischofssitze Meissen, Merseburg und Zeitz-Naumburg, mit ihren glänzenden Capiteln, viele und darunter sehr stattliche Abteyen und Propsteyen, einige Collegiatstifte, und Ritter anderer Commenden aufgezählt; es wird auch der auswärtigen, in Sachsen begüterten Erz- und Bisthümer (Maynz, Prag, Brandenburg, Bamberg ꝛc.) gedacht, und nicht mißkannt, daß selbst ein großer Theil des nachgebornen Adels auf diesem Wege sein reichliches Unterkommen fand. Wie diese ursprünglich so zweckmäßig als wohlthätig wirkenden Institute vielfältig in ein maßloses Pfründenwesen ausgeartet — wird besonders gezeigt.

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik. Bd. LIII. (Zweyte Reihe Bd. XXIII. 1841.)

(Fortsetzung.)

Dieses Resultat sieht Hr. Pfaff für ein wahres Experimentum crucis an, das keine weitere Ausflucht für die chemische Theorie läßt; denn „es fehlt hier aller primitive chemische Proceß. Zwischen dem Zink und einer gesättigten Auflösung von schwefelsaurem Zink sowohl, als zwischen dem Platin und der Säure fehlt er ganzlich. Dagegen kann die Contacttheorie die genügendste Auskunft über die wahrhaft erstaunenswürdige Wirksamkeit dieses kleinen Elementes geben."

Dieser Apparat scheint Hrn. Pf. auch in praktischer Hinsicht von großer Wichtigkeit, weil, wenn in der That der Elektromagnetismus als bewegendes Princip in Anwendung gebracht werden sollte, diese Art der Construction ihrer compendiösen Form, ihrer relativen Unzerstörbarkeit und ihrer Wohlfeilheit wegen den Vorzug erhalten wird.

5. Hr. Henrici zeigt (S. 277 — 294), wie auf eine leichte Weise die von Hrn. Pouillete zur Ermittlung der Gesetze der galvanischen Kette gegebenen Formeln auf die Ohm'schen reducirt werden können, und daher mit denselben für gleichbedeutend und als eine Bestätigung derselben angesehen werden können, und wendet dann das Gesagte zur Prüfung einiger Erscheinungen an, welche Hr. Pohl als mit der Contacttheorie ganz unverträglich aufstellt, und zeigt, daß sie vielmehr nothwendige Folge dieser Theorie sind, indessen man durchaus nicht absehen könne, „welcher Gewinn der Wissenschaft aus einer Vertauschung der elektrischen Ströme mit Hrn. Pohl's Polaritäten erwachsen könne." Eben so wenig richtig findet Hr. H. die von Hrn. Buff in den Annalen der Pharmacie (Bd. XXXII.) aufgestellten Erklärungen, welche gegen die Contacttheorie und die darauf gebaute mathematische Behandlung des Hrn. Ohm streiten sollen, zeigt vielmehr, daß diese Formeln gehörig angewendet gerade dasselbe aussagen, was Hr. Buff im Experimente gefunden hat, und ist überhaupt vollkommen davon überzeugt, daß die Contacttheorie so begründet sey, daß ohne Hülfe derselben „eine befriedigende Orientirung auf dem Gebiete der galvanisch-elektrischen Erscheinungen nicht möglich ist."

6. Die Versuche, welche Hr. Henrici theils Bd. XXXXVII dieser Annalen, theils ausführlicher in seiner Schrift über die Elektricität in der galvanischen Kette zur Nachweisung secundärer Ströme angegeben hat, veranlaßten Hrn. C. H. Pfaff, dieselben im größtmöglichen Umfang mit einem ganz gleichen Apparate und einem 16000 Fuß langen aber in gleichen acht Abtheilungen verbundenen Multiplicator und einer etwas trägen Nadel zu wiederholen. (S. 20 — 31 und 294 — 302).

Er stellte seine Versuche mit sehr verdünnter Schwefelsäure, Salmiakauflösung und verdünnter Kalilauflösung in 5 Reihen an, und schließt aus den Erscheinungen seiner zweyten Reihe, daß man darin auf keine Weise einen Beweis eines dem primären gleichzeitig eintretenden sekundären, demselben entgegengesetzten und ihn schwächenden Stromes finde. „Vielmehr sind alle unter dieser Kategorie beschriebenen Erscheinungen der Ausdruck jenes Kreislaufes der Elektricität, wie er der Theorie gemäß in jeder geschlossenen galvanischen Kette stattfinden muß," und alle Erscheinungen der zweyten, dritten und fünften Reihe lassen sich ungezwungen unter die allgemeinen Gesetze der Leitung der Elektricität und der Elektricitätserregung durch Berührung der Metalle im Geiste der Volta'schen Theorie bringen. Dagegen bringen die Erscheinungen der ersten und vierten Reihe dieser Versuche der Erklärung nach dieser Theorie manche Schwierigkeit entgegen, indem denselben zu Folge durch die bloße Nähe einer Zinkplatte ein Kupferdraht, der für sich unwirksam gewesen wäre, in ein positives Metall umgeändert wird, ohne Rücksicht auf die Natur der Flüssigkeiten, in welche die Metalle getaucht sind.

Räthselhaft bleibt auch die in der vierten Reihe im Augenblicke der Oeffnung der Kette eintretende Ablenkung nach Osten in der Schwefelsäure, die, wenn eine Erklärung aus der Theorie möglich wäre, eine westliche seyn müßte. Daher verdienen diese Versuche immer erst noch einer Untersuchung im größeren Maßstabe, ehe sie für die Theorie benützt werden können.

Die Hauptresultate, welche Hr. Pf. aus der zweyten, dritten und fünften Reihe seiner Versuche zieht, sind: a) So oft ein elektrischer Strom sich entwickelt, der durch irgend eine Kraft fortdauernd unterhalten wird, so folgt derselbe, wenn sich mannichfaltige Leitung anbietet, nicht vorzugsweise dem besten Leiter, sondern vertheilt sich proportional ihrem Leitungsvermögen unter alle Leiter, und wirkt nach dem Maße in jedem Theile des zusammengesetzten Leitungsbogen, in welchem jeder Theil leitet.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Juny.

Nro. 113. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit von Friedrich v. Raumer. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. In sechs Banden. Leipzig. F. A. Brockhaus 1840.

Erster Artikel. B. I. II. III.

Herr v. Raumer, welcher sich durch die erste Auflage des vorliegenden Werkes seinen Ruf als Historiker begründete, spricht in der Vorrede zur zweyten Ausgabe selbst aus, wie er besonders in Bezug auf den ersten, fünften und sechsten Band dieselbe mit Recht eine verbesserte nennen könne, von einer völligen Umarbeitung des Werkes jedoch durch gewichtige Gründe abgehalten worden sey. Ohne auf diese weiter einzugehen, oder unsere Meynung über die Nothwendigkeit eines solchen Unternehmens bey dem seit der ersten Auflage so ungemein erweiterten historischen Studium abzugeben, finden wir es sehr begreiflich wenn Hr. von Raumer, dessen Haupt bereits, wie die englischen Zeitungen uns sagten, der Schnee des Alters bedeckt, weiter erklärt, zu einem so großen Beginnen „weder genügende Gründe, noch hinreichende Gaben und Kräfte" in sich zu finden. Da er die Ueberzeugung von sich hat, erst „nach langem Fleiße und vielfacher Ueberlegung" die erste Ausgabe veranstaltet zu haben und weder zu „falscher Vorliebe noch zu Verblendung" geneigt zu seyn, entschloß er sich, selbst wenn sein Kindlein einen Höcker hätte," so lang es sich dabey wohl befände, es mit diesem in die weite Welt hinausziehen zu lassen. Gewiß wird jeder Gelehrter ein so aufrichtiges Geständniß zu schätzen wissen; wir zweifeln auch deßhalb nicht, daß der berühmte Verfasser der Hohenstaufen auch mit gleich liberaler Gesinnung die Geständnisse annehmen werde, welche wir ihm etwa in Bezug auf dieses sein Kind zu machen uns genöthigt fühlen sollten.

Es ist jedoch ganz und gar nicht unsere Absicht, mit dem Hr. Verf. in Betreff des Planes und der Zusammenstellung seines Werkes zu rechten. Er scheint zwar vor Allem in dieser Beziehung einen Tadel zu erwarten und hat auch wohl denselben schon erfahren müssen. Mit Unrecht, wie wir glauben. Denn wenn in irgend einem Stücke es dem Verf. ohne im Mindesten die Bescheidenheit zu verletzen, erlaubt war, mit dem: „Mach es besser" zu erwidern, so ist es in Betreff der Behandlung seines großen und schwierigen Stoffes. Mag hiebey auch mit Recht Manches getadelt werden, Hr. von Raumer hat wenigstens gegeben, was er geben konnte und mehr darf man billigerweise von Niemand verlangen. Sind die schwachen Partien des Werkes sein, so sind es auch die guten, und daß es der einen wie der andern gebe, wird man eben so wenig läugnen, als daß das Ganze in der deutschen Geschichtschreibung Epoche machen mußte.

Also nicht auf diesem Boden haben wir mit dem Verf. der Hohenstaufen zu thun; was wir auch persönlich an der Anordnung des Stoffes auszusetzen haben, wir entschlagen uns dessen gerne und wollen nur die Frage über die Richtigkeit der Thatsachen, über die genaue oder ungenaue Benützung der Quellen zu beantworten suchen. Herr v. Raumer wünscht für sein Werk besonders die Theilnahme solcher Leser, „die sich den Gelehrten vom Fache nicht beyzählen;" um so mehr halten wir es für unsere Pflicht, das geschichtsliebende, aber nicht geschichtsgelehrte Publikum über die Gründlichkeit oder Ungründlichkeit des vorliegenden Werkes, über

den Grad der Wahrheit zu belehren, welchen es daraus zu ziehen vermag. Nicht wenig Unheil ward in Deutschland durch absichtliche oder unabsichtliche Entstellung geschichtlicher Wahrheit angerichtet; einen nicht unbedeutenden Antheil an der so allgemein herrschenden Verwirrung der Ideen haben zumal die Historiker zu verantworten: sehen wir, in wie ferne sich Herr von Raumer davon ferne gehalten und denjenigen beyzuzählen ist, auf welche die Deutschen sich mit Stolz im In- und Auslande zu berufen vermögen.

Durchgehen wir daher den ersten Band, dessen Verbesserung Hr. v. Raumer vor Allem bemerkbar gemacht hat, um in Kürze die Veränderungen zu bezeichnen, durch welche sich die zweyte Auflage von der ersten unterscheidet.

Bekanntlich hatte diese von einem der tüchtigsten Quellenforscher des Mittelalters eine zwar etwas strenge, jedoch nichts weniger als unbegründete Kritik erfahren. Stenzel hat in seiner Geschichte der fränkischen Kaiser die 12te Beylage (Bd. II. S. 158 — 178) einer Kritik der Geschichte der Hohenstaufen gewidmet und hiebey mit Anführung überzeugender Beweisgründe den Verfasser „einer unglaublichen Flüchtigkeit in Benutzung der Quellen“ (S. 170), seine Geschichte „einer auffallenden Schwäche hinsichtlich dessen, was zur historischen Kritik gehört“ überwiesen. Es ist daher billig, daß wir vor Allem untersuchen, in wie ferne die neue Ausgabe sich von diesen Beschuldigungen befreyt und Anspruch auf Anerkennung als ein gründliches historisches Werk zu erheben vermag.

Man darf sich lange in das Buch hineinlesen, bis man auf eine wesentliche Veränderung stößt. Es beginnt wie die erste Auflage mit dem Jahre 395, geht ohne besonders tief einzudringen, die Verhältnisse Europa's bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts durch, ohne sich z. B. auch nur die Mühe zu geben, den so wesentlichen Unterschied zwischen der Periode der sächsischen und der fränkischen Kaiser genau zu bezeichnen. H. v. Raumer verwahrt sich zwar gegen die Schlußfolgerung, daß wenn er Bücher nicht citire, er sie nicht gelesen habe; allein man bemerkt wenigstens nicht viel von jenen Fortschritten, welche die deutsche Literatur seit dem ersten Erscheinen der Hohenstaufen gerade in Betreff der Geschichte des 10. und 11. Jahrhunderts gemacht hat. Die alten Gemeinplätze finden sich — wahrlich nicht zum Ruhme des Verfassers — unverändert wieder. Kaum traut man seinen Augen, wenn man neben mehreren ähnlichen eine Stelle wie die folgende findet (S. 24): „Nach Alexanders II. Tode ließ sich endlich Hildebrand im Jahre 1073 selbst zum Papst wählen.“ Ist es möglich sich ungenauer, sich irriger auszudrücken, sich mehr gegen den Geist eines Mannes, gegen die übereinstimmende Angabe der Quellen und die gediegenen Forschungen neuerer Geschichtschreiber, z. B. eines Voigt zu verfehlen? Man fragt sich ängstlich, auf welche Dinge man sich nicht nach solchen Anfängen gefaßt machen müsse!

Erst gegen das Ende des ersten Capitels finden wir eine bedeutende Abweichung von der ersten Ausgabe. Sie betrifft das Benehmen P. Urbans II. dem jungen König Konrad gegenüber. Während es in der ersten Auflage hieß, der Papst habe mit großem Geschicke zum Verderben des Kaisers die Empörung König Konrads gegen seinen eigenen Vater bereitet, lautet die Stelle S. 80 jetzt: Schon hatte er in der Gräfin Mathilde von Tuscien einen mächtigen Stützpunct gewonnen und den König Konrad zum Abfall von seinem Vater bewegen helfen, als diese und ähnliche Bestrebungen und Ereignisse gutentheils ihre Wichtigkeit verloren: denn aus Palästina wurden Nachrichten so trauriger Art erkundet ꝛc.“ Offenbar ward diese Aenderung durch Stenzel (II. S. 159) veranlaßt; ob sie genüge, ist freylich eine andere Frage. Wir besorgen, sie möchte nicht mehr befriedigen, als eine andere, wohl aus derselben Veranlassung hervorgegangene (I. S. 234), wo die erste Auflage in Betreff desselben Konrads erzählte: „K. Roger reizte ihn durch die Vermählung mit seiner reich ausgestatteten Tochter,“*) die zweyte aber**) berich-

*) Sieh darüber Stenzel II. S. 161.

**) Stenzel zeigt II. S. 162 daß Anderer Zureden den Roger bewog, dem Könige seine Tochter zu geben und nach dem Berichte eines Zeitgenossen, Konrad zur Heirath gezwungen wurde.

tet: „seine Freunde forderten ihn zur Vermählung mit der reich ausgestatteten Tochter Rogers auf.“ Beyde Aenderungen werden wohl schwerlich auf besondere Genauigkeit Anspruch machen können.

Im Ganzen ist der erste Abschnitt auch noch mit 4 neuen Noten bereichert worden, wovon die eine bey Gelegenheit der Demüthigung Heinrich IV. zu Canossa die kurze Bemerkung enthält: „Der Hauptvorwurf war, daß er sich gegen den von ihm abgesetzten Papst demüthigte.“ Kleinere Veränderungen, des Styles, oder der Jahreszahl (711 in 712) übergehen wir als weniger erheblich.

Schon aus diesem Wenigen vermag der Leser abzunehmen, inwiefern die neue Ausgabe „mit Recht eine verbesserte“ genannt werden kann. Gehen wir nun, da es uns zu weit führen würde, die unwesentlichen und im Ganzen nicht sehr häufigen Abänderungen des ersten Buches anzuführen, auf das zweyte über, gegen welches Stenzel seinen Angriff besonders gerichtet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Moritz, Herzog und Churfürst zu Sachsen.

(Schluß.)

„Als Luther sein Werk begonnen, und dasselbe durch merkwürdige Umstände, am meisten durch seine Gegner selbst, zu immer mächtigerm Wachsthum getrieben ward; — gab das Abweisen jeder Reform seiten der sächsischen Bischöfe dazu Veranlassung, daß das, was sie bis jetzt besassen, auf den Landesfürsten übergieng.“

Die Superintendenten waren in den sächsischen Landen aus dem fürstl. Visitationsrecht im Kirchenwesen hervorgegangen.

„Denn der Geist des Rechtsverhältnisses, welcher sich in Gestaltung des kirchlichen Wesens aussprach, war die Vertretung der Kirche durch Kirchenlehrer und Stände des Landes, (?) so wie die Uebertragung der kirchlichen Rechte auf die der Reformation befreundeten Fürsten desselben.“

Hier ist also das neue Kirchenrecht der Protestanten unumwunden ausgesprochen.

„Da sich die Läufe mit den Klosterpersonen seltsam anließen:“ — verordneten die Herzoge gleichwohl, daß die Kelche und silbernen Bilder, deren eine tapfere Anzahl vorhanden, aus den Kloster- und Pfarrkirchen zu Leipzig und anderwärts in sichere Gewölbe hinterlegt wurden.

Nun gieng es an den Verkauf der Klöster und ihrer Liegenschaften; doch immer unter strenger Mitwirkung der Stände und Behufs zweckmäßiger Verwendung der Kaufschillinge; unter andern wurden die Fürstenschulen damit gegründet, in der That musterhafte Anstalten, wie wir uns an Ort und Stelle überzeugten, auf der Linie unserer Gymnasien und Lyceen, aber mit klösterlicher Disciplin, auch andere Schulen erhielten stattliche Dotationen, an 184 Ordensleute wurden genügliche Pensionen gegeben; die Gehalte der Pfarrer, Kirchen- und Schuldiener gebessert, Schulden bezahlt, „und nur wenige Klöster zu andern Zwecken und unter diesen das zu Riesa, zur Besoldung der Canzley geschlagen.“ Und so scheint Moritz in seinem Sachsen die Säcularisation humaner und christlicher als irgendwo, und keineswegs zur literären Ausplünderung und Verödung des Landes durchgeführt zu haben. Nur eine besondere vom Adel beantragte Entschädigung für arme Fräulein, die sonst in den Klöstern ihr Unterkommen gefunden, lehnte er ab, und der Adel stiftete nun selbst. Das Benehmen vieler neuer Prediger „welche das göttliche Wort und ihr Amt mißbrauchten,“ ward auf Klage der Landstände scharf gerügt: aber Moritz sah sich hiebey, im Anordnen der innern kirchlichen Verhaltnisse „fast unaufhörlich zwischen zwey ihm mehr und weniger freundlichen Theilen:“ zwischen den Bischöfen und dem protestantischen Clerus.

Als bereits die Consistorialeinrichtung festen Fuß gefaßt hatte, 1544, ließ sich Moritz noch durch sachverständige Männer über deren eigentlichen Wirkungskreis berathen. — Der frühe Tod Moritzens

„hat in kirchlich-religiösen Beziehungen gewiß Großes unterbrochen; denn die den wahren Geist des Protestantismus schändenden krypto-kalvinischen Streitigkeiten würde Moritz nie von so parteymäßigem Standpunkte betrachtet haben, als der in dieser Beziehung sehr befangene Churfürst August (der Bruder und Thronfolger Moritzens.)“

Die Universität Wittenberg, 1502 vom weisen Friedrich gestiftet, und mit der ältern zu Leipzig, und im dortigen gelehrten Wesen in manchem Wettstreite, blieb „das geistige Bollwerk der Kirchenverbesserung.“

Wie indessen auch auf diesen Universitäten seit lange gar manche Uebelstände eingerissen hatten, zeigt der Verf. in mehreren den Acten enthobenen Schilderungen.

Aber die Sachen gewannen nun rasch einen Aufschwung zum Bessern, und der Verf. führt die edlen und ausgezeichneten Manner, wie Melanchthon und seine Freunde auf, welche dem Herzog Moritz das Werk fördern halfen. Manche Gelehrte wurden berufen; mehrere hatten sich ihrer confessionellen Verhältnisse wegen nach Sachsen geflüchtet.

Vor allen wurde aber Doctor Komerstadt der allseitig sorgende Hausvater für die geistige und leibliche Pflege der Knaben, wie bezüglich auf die Wahl und den Gehalt der Lehrer. Aus seinen eigenhändigen Anträgen und Instructionen ließe sich ein für alle Zeiten brauchbares Taschenbüchlein für jeweilige Curatoren von Seminarien, Gymnasien und Lyceen verfassen.

Noch jetzt, „nach dem herben Verluste köstlicher Theile“ erfreut sich das albertinische Sachsen dieser herrlichen Stiftungen, und der Früchte, welche ihre Saat hervorgebracht haben.

Auch die Künste blieben nicht unberücksichtigt. Sehr nahe lag die Ausbildung des Gesanges ꝛc., während in katholischen Ländern, wo die Säcularisation auch tüchtig aufgeräumt, und für die auf knappe Grundetats gestellten Pfarrkirchen öfter sogar den Organisten und Balgtreter gestrichen hatte, für Gesang und Musik fast nichts geschah.

„An der Baukunst nahm Moritz nicht unregen Theil. Allerdings brachten es Zeit und Umstände mit, daß er vor Allem der Einrichtung an Befestigungsbauwerken sich befleißigte.“

Die Moritzenburg auf dem Friedenwalde, das Schloß zu Dresden, die Bauten zu Schellenberg und Chemnitz rühren großentheils von Moritz her. Das Warmbad zu Wolkenstein ließ er vollenden.

Der prächtige Garten am Schlosse zu Prag, aus der Zeit des kunstliebenden Carl IV. war das Vorbild, nach dem er auch zu Dresden einen Lustgarten mit vielen wo immer aufzubringenden Obstarten zu pflanzen bemüht war.

Am Ende dieses Abschnittes erlauben wir uns die Frage zu berühren, ob Sachsen in dieser Reformations- und Säcularisations-Periode — einerseits nicht den Grund zur theilweisen Uebervölkerung und zu einem, manchem Verhängnisse unterliegenden Industrialismus gelegt; — und anderseits ob es nicht durch Veräußerung und Zersplitterung des Stiftungs- und Kirchengutes das in Zeiten von Drang und Noth so willkommene hypothekarische Uebergewicht und so fort den Credit des Staates: ihn, dem Familienleben gegenüber betrachtet, geschwächt hat? Diese von uns hier nicht zum erstenmal berührte Frage aus der politischen Oekonomie überhaupt wird den aufmerksamen Lesern nicht fremd seyn. Wir haben dargethan, und die alte und neuere Geschichte ist für uns, daß in allen civilisirten Staaten ungefähr 1/5 Theil des gesammten Obereigenthums von Grund und Boden Stiftungs- d. h. Tempel- und Kirchengut war: im Frieden dem Cultus und seinen wohlthätigen Zwecken, im Kriege zu außerordentlichen Crediten, und zur Herberge der ziehenden Völker gewidmet. Aber nur Körperschaften und moralische Personen sollten dieses Obereigenthum zu wahren haben. Dieses ist der wohlgefütterte, faltenreiche, wärmende Oberrock ꝛc. Daß zur Zeit des Churfürsten Moritz solche Reflexionen kaum statt hatten, begreifen wir allerdings.

Zum Schlusse seiner Darstellung führt uns der Verf. in den Dom von Freyburg, wo Moritz ruht, zur stillen Todtenhalle, wo die Weihe der Geschichte Jene empfieng, die deren würdig und fähig sind. Von dem vielen Lehrreichen in Moritzens Geschichte liegt das Lehrreichste unstreitig an dieser Stelle.

v. Koch-Sternfeld.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Juny.

Nro. 114. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit von Friedrich v. Raumer.

(Fortsetzung.)

Hier bemerken wir zuerst in den Noten Namen und Schriften, welche in der ersten Ausgabe fehlen. Man sieht, Herr v. Raumer hat in der Zwischenzeit sich mit mehreren neuen Werken (Hormayr, Gervinus ꝛc.) bekannt gemacht und damit gelegentlich die Literatur seiner Hohenstaufen bereichert. Auch sind die von Stenzel gemachten Emendationen in den Text aufgenommen worden, die Noten in Anzahl und Umfang gestiegen. Die bedeutendsten Veränderungen dürften folgende seyn.

Erstes Hauptstück. S. 234 Note 1. — S. 235, wo erzählt wird, „K. Heinrich habe auf mehreren Reichstagen Klage geführt," während die erste Auflage mit Anführung derselben Quellen berichtete, er habe es auf dem Reichstage zu Mainz, am 1. Dec. 1097 gethan. — S. 240. Abänderung in Betreff des Reichstages zu Nordhausen. Ebenso 241 über den Rückzug K. Heinrichs. Da wir in den Noten noch demselben störenden Untereinanderwerfen der Quellen und compilirenden Schriftsteller begegnen, so müssen wir bemerken, daß eine Note der Vorrede zur 2ten Auflage aufmerksam macht, daß der Verf., „wenn er Bücher und Quellen verschiedenen Alters und Gewichtes nebeneinander anführe, ihnen deßhalb nicht gleiche Beweiskraft und gleichen Werth zuschreibe." Allein nichts desto weniger kann man nicht recht einsehen, mit welchem Rechte Hr. v. Raumer z. B. I. S. 241. N. 1. den Albericus citirt und offenbar mit Berücksichtigung von Stenzel II. S. 167, Chron. Urspers. (ohne Jahreszahl) hinzusetzt, da der gelehrte Commentator wohl auf diese Chronik hinwies, aber zu gleicher Zeit auch die Unstatthaftigkeit Alberichs zu citiren zeigte. Dasselbe gilt in noch höherem Grade von der Note 2. derselben Seite, wo wir wieder trotz Stenzel die annales Hildesh. und daneben die vita Henrici citirt finden*), jedoch nicht das chron. Urspers., auf welches die Emendation sich stützen sollte. — Mehrere andere gerügte Puncte der nächsten Seiten sind abgeändert. Die in der ersten Ausgabe so weitläufige Erzählung, wie K. Heinrich der Reichsinsignien beraubt worden, ist (nach Stenzel II. S. 170) weggefallen und es wird nun erzählt, wie Heinrich IV. auf das ihm gemachte Ansinnen den Befehl zur Auslieferung der Reichskleinodien ertheilt habe. Allein ganz konnte sich Hr. v. Raumer doch nicht von der theatralischen Scene, wo der Kaiser angeblich den Bischöfen den Text liest, trennen; sie ward deßhalb auf Seite 245 verlegt und eine lange Note S. 247 zeigt die übrigens rein subjectiven Gründe, die wohl Niemanden von der Rechtmäßigkeit dieses Verfahrens überzeugen werden, an. Die Geschichte Heinrichs IV., die so sehr der Mährchen entkleidet werden dürfte, ist daher des theatralischen Effektes wegen, wiederholt mit einem Mährchen beschenkt worden, von welchem der Verf. S. 247 selbst gesteht, es müßte von einem andern Standpuncte (nämlich dem nicht theatralischen, sondern historischen) aus, gestrichen werden. Ein anderes „Hi-störchen," wie der Kaiser mit H. Heinrich von Lothringen zusammengetroffen, ist dießmal ausgeblieben. Auch der Zug Heinrichs IV. nach Lüttich ist anders erzählt.

*) So auch S. 249 N. 2 (und a. a. O.), wo trotz Stenzel (II. 176) die Autoren gleich Kraut und Rüben unter einander geworfen sind.

Mit dem Ende des ersten Hauptstückes hört die critische Leitung des Hrn. Stenzel schon wieder auf und der Leser befindet sich wieder auf der hohen See der dem Verf. eigenthümlichen Citatenfluth und der oben bezeichneten Benützung der Quellen. Doch gehen einzelne Zusätze und Veränderungen noch weiter fort. So ist z. B. S. 256 Markgrafschaften, nach Luden, in Marktrechte umgeändert; andere Veränderungen *) übergehen wir des Raumes wegen.

Wie aber Hr. v. Raumer wie früher in den Noten die Schriftsteller ordnungslos unter einander wirft, so stellt auch die 2te Auflage in sonderbarer Ansicht historischer Unpartheylichkeit im Texte widersprechende Nachrichten zusammen, theils ohne Angabe der Quellen theils ohne Ausscheidung des Wichtigern von dem Unbedeutenden. Anstatt aber, daß dadurch der Leser, wie der Verf. meynt, wirklich von dem Historiker in den Stand gesetzt werde, unparteyisch zu urtheilen, wird nur der Wahrheit der Irrthum gleichgestellt und leidet die Geschichte nothwendig darunter. So wird z. B. das Andenken des Papstes Gelasius S. 300 durch eine solche Zusammenstellung gekränkt, ohne daß Hr. v. Raumer sich die Mühe gegeben hätte, den Werth der nachtheiligen Aussage zu prüfen oder auch nur die Quelle näher zu bezeichnen. Daneben zeigt sich dieselbe Flüchtigkeit des Styles, wie früher, so daß z. B. S. 304, Hr. v. Raumer eine Periode geradezu mit „und so weiter" schließt*) An eben dieser Stelle vermissen wir auch das wichtige historische Factum, daß, in dem Augenblicke, wo die Kirche von dem deutschen Kaiser am heftigsten bedrängt wurde, der sterbende Papst (Gelasius II.) einen Deutschen, den Cardinalbischof von Palästina, Cuno, als den tüchtigsten Mann zu seinem Nachfolger bestimmte. Erst als dieser sich hartnäckig weigerte, die erhabene Bürde anzunehmen, fiel sie auf denjenigen, der wirklich nachher den päpstlichen Thron bestieg.

Absit, so sagte nach Falco von Benevent der deutsche Cardinal — ut tanti honoris culmen onerisque pondus indignus ego et infelix suscipiam, praecipue cum auxilio et seculari virtute divitiarum Romana sedes temporibus nostris, sub persecutionis flagello afflicta defendi oporteat et muniri. (Hieraus können auch diejenigen lernen, welche *) dem Papste Gelasius vorwerfen, er habe das Geld zu sehr geliebt.) Sivero meis acquiescere velitis consiliis, Viennensem Archiepiscopum — — eligamus. Der Papst ließ hierauf wirklich den Erzbischof Guido kommen; ehe aber derselbe Cluny erreichte, war Gelasius gestorben. Hiemit mag der Leser den Bericht des Verf. der Hohenstaufen vergleichen, den die zweyte Auflage fast unverändert wiedergiebt (S. 305): „den gegenwärtigen Cardinälen gab er, Papst Gelasius, den Rath: sie sollten durch Zögerung und Uneinigkeit bey der Wahl nicht den Sieg der Kirchenfeinde befördern, sondern einen wohlgesinnten, festen, mächtigen Mann zum Papste erheben; ein solcher sey der Erzbischof Guido von Vienne."

Es mag der Leser entscheiden, in wie ferne es sich mit einer tüchtigen Quellenforschung verträgt, eine so wichtige Thatsache, wie die von uns angeführte, im Texte geradezu zu übergehen, und das Ganze mit der Note (N. A. S. 305. 2) abzuthun: „Nach Einigen wollte man Kuno von Präneste zum Papste erwählen, er wies aber den Antrag zurück." Sollte jedoch ein solches Beyspiel nicht hinreichen, Stenzels Urtheil über die erste Auflage auch über den von ihm nicht geprüften Theil und, wie der Leser sieht, über die zweyte Ausgabe auszudehnen, so könnte man ohne großes Suchen ähnlicher Beyspiele noch mehrere auffinden. Wir würden auch schon jetzt die kritische Sichtung noch weiter vornehmen, hielten wir es nicht für angemessener, den uns zugemessenen Raum vorzüglich zur Vergleichung der von H. v. Raumer benützten Handschriften, insbesondere der Regesten der Päpste Gregor IX. und Innocenz IV. zu verwenden.

Zudem treffen wir auch in den nächsten Abschnitten keine bedeutenden Veränderungen; was wir an Zusätzen bemerkten, erstreckt sich auf Noten, deren Umfang und Anzahl z. B. in dem vierten Abschnitte des zweyten Buches vermehrt worden ist. Erst in

*) Wie S. 209, 275 N. 2, 289 N. 2, 291 N. 3, 294, N. 2.

**) Ebenso Bd. III. S. 265 und a. a. O.

*) Sieh die oben angeführte Stelle S. 300.

dem 5ten Hauptstücke bemerkt man, daß, in Uebereinstimmung mit dem veränderten Schlusse des vorhergehenden Capitels die frühere Eintheilung mit der Geschichte der Dänen, Slaven und Normannen weggefallen ist und somit das zweyte Buch, welches früher 6 Abschnitte hatte, in der neuen Auflage, nicht ohne daß der Zusammenhang durch diese Veränderung gewonnen hätte, in 5 Capitel reducirt wurde. Eine andere Abkürzung finden wir S. 488, wo um die Erzählung von dem Zuge des Kaisers Johannes, von Antiochia hinweg, nicht zu unterbrechen, die Darstellung der Streitigkeiten in dieser Stadt ausgelassen wurde. Dagegen ist aber die Schilderung der Slaven aus dem fünften Hauptstücke des 2ten Buches in das fünfte Hauptstück des 3ten Buches (Seite 534 — 542) versetzt worden, um als Einleitung zur der in diesem erzählten Geschichte des Krieges gegen K. Niklot zu dienen. Ebenso ist auch zu weiterer Ausführung der ersten Beylage der Abschnitt über die Normannen aus dem oben bezeichneten Hauptstücke nach S. 574 übergetragen und daselbst eingeschaltet worden. Nach der Beylage über die Abstammung der Hohenstaufen folgt auch noch eine fünfte, „Regententafeln zur Geschichte der Hohenstaufen S. 587 — 596 aus dem zweyten Bande hieher versetzt.

Da die Leser unserer Anzeigen hieraus entnehmen können, worin die von dem Verf. gemachten Verbesserungen bestehen, glauben wir uns der Mühe entschlagen zu dürfen, jene Bände seiner Geschichte auf gleiche Weise zu durchgehen, welche (Bd. 2, 3, 4.) der Verf. selbst als keiner besondern Verbesserung unterworfen bezeichnete. Da ferner seit dem Erscheinen der ersten Auflage über einen der wichtigsten Theile der Geschichte der Hohenstaufen die geschichtliche Literatur durch Hurter's Innocenz III. eine höchst gediegene Bereicherung erhielt, können wir um so füglicher schneller über diese Periode hinweggehen, indem wir mit Recht annehmen zu dürfen glauben, daß in Bezug auf diesen wichtigen Abschnitt von Gelehrten und Ungelehrten eher das letztere als das erstere Werk befragt werden wird, und, soviel wir ersahen, Raumer auch auf das Hurte'sche Werk die nöthige Rücksicht nahm. Wir bemerken jedoch, daß der 2te Band der neuen Auflage mit 5 Hauptstücken des VI. Buches vermehrt wurde, dafür aber die diplomatischen Nachweisungen über den Aufenthalt der deutschen Könige und Kaiser gänzlich weggelassen wurden.

Der dritte Band fährt mit dem 6. Hauptstücke des VI. Buches fort und nimmt aus dem 4. Bande der ersten Auflage noch das 12. und 13. Hauptstück des VII. Buches auf, so daß dem vierten Bande das übrige der historischen Erzählung bleibt. Herr v. Raumer war, wie die Zeitungen berichteten, nicht so glücklich, in Italien wieder zur Benützung jener Handschriften zugelassen zu werden, welche ihm bey seinem ersten Aufenthalte für die Geschichte der Hohenstaufen zugänglich waren. Die barberinische Bibliothek zu Rom ist für Jedermann geschlossen, seitdem mehrere kostbare Handschriften daraus entwendet und namentlich an Deutsche verkauft wurden; in Betreff der vaticanischen wird fortwährend über die Strenge geklagt, welche gegenwärtig Monf. Laureani daselbst übe, welchen wir übrigens als einen wohlwollenden und unterrichteten Priester kennen gelernt haben. Es sollte uns eben deßhalb ungemein wundern, wenn derselbe Hrn. v. Raumer die Durchsicht der Chronik Salimbene's oder ähnlicher, bereits von ihm benützten handschriftlichen Quellen versagt hätte. Die gegen den Prälaten öffentlich erhobenen Beschwerden waren auch so vag und allgemein gehalten, daß über diesen Punkt nichts bestimmtes verlautete. Etwas anderes ist mit den Regesten der Päpste, welche in dem vatikanischen Archive aufbewahrt werden und deren Benützung nie Jemanden ohne besondere Empfehlungen gestattet ward. Da Ref. so glücklich war, dasjenige Exemplar der Regesten der Päpste Gregor IX. und Innocenz IV. zu benützen, welches zum Behufe von Raynalds annales eccles. in dem Archive copirt wurde, und derselbe während der letzten Osterferien auch den Regesten-Band Innocenz IV. excerpirte, welcher in dem päpstlichen Archive fehlt und soviel bis jetzt bekannt geworden ist, weder von Hrn. v. Raumer noch von einem anderen Historiker je benützt wurde, so dürfte es vielleicht für unsere Leser von Interesse seyn, eine Vergleichung des auf P. Gregor IX. und Innocenz IV. bezüglichen Theiles des Raumerischen Werkes mit jenen handschriftlichen Quellen vorzunehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik.

(Fortsetzung.)

b) Wenn eine galvanische Kette geschloßen und dadurch ein elektrischer Strom eingeleitet worden ist, so kann nur durch eine neue Schließung ein zweyter neuer, gleichsam Nebenstrom eingeleitet werden, der dem ursprünglichen Strome keinen Eintrag thut, und in seiner Richtung durch das allgemeine Gesetz der elektrischen Leitung bestimmt ist.

7. Man wird sich erinnern, daß der Hr. Herausgeber dieser Annalen in dem vorigen Bande eine Abhandlung über die Wirklichkeit des Uebergangswiderstandes bey hydro-elektrischen Ketten geliefert, in welcher er die Erklärung, welche Hr. Vorsselman de Heer übereinstimmend mit Hrn. Ohm gegen Hrn. Fechner aufgestellt hat, gemäß welcher alle hieher gehörenden Erscheinungen nur der Polarisation zugeschrieben werden sollen, zu widerlegen suchte. Hr. V. d. H. erhielt von Hrn. P.'s Versuchen nur eine nicht ausführliche Notiz durch den Monatbericht der Berliner Akademie, und ohne die in den Annalen aufgenommene ausführliche und vollständige Abhandlung gesehen zu haben, sucht er hier (S. 31) Hrn. P.'s Ansichten zu widerlegen. Allein Hr. P. weiset in einem Nachtrage sehr richtig darauf hin, daß die von Hrn. V. d. H. neuerdings aufgeführten Gründe in der vollständigen Abhandlung bereits beseitiget worden sind, und daß daher die Annahme eines Uebergangswiderstandes keineswegs, wie Hr. V. sagt, für eine nutzlose Hypothese gehalten werden könne. Obschon daher Hr. P. selbst gesteht, daß es gut wäre, wenn man den Uebergangswiderstand streichen könnte, so glaubt er doch keinen entscheidenden Beweis gegen ihn und für eine reine Polarisation finden zu können. Hr. P. verspricht deßwegen eine andere Untersuchung über diesen Gegenstand vorzunehmen, und „finde ich, setzt er hinzu, einen thatsachlichen Beweis gegen ihn, so werde ich der Erste seyn, der ihn fallen läßt."

8. Hr. Jacobi hat (Bd. LI.) das Gesetz aufgestellt, daß bey gleicher Stärke des elektrischen Stromes die Stärke des Elektromagnetismus nur im einfachen directen Verhältniß des Durchmessers, also der Oberfläche auf welche der Strom wirkt, zunehme, und daß man also besonders gewinne, wenn man hohle Elektromagnete von großen Durchmesser anwende. Um dieses angebliche Gesetz zu prüfen, ließ Hr. C. H. Pfaff (S. 309 — 315) fünf Paare hohler Cylinder von 7 1/2 engl. Zoll Höhe und einem äußern Durchmesser von 1 3/10 Zoll verfertigen. Es wog

Nr. V.	7 Pfd. 25 Loth.	Nr. IV.	5 Pfd. 26 Loth.
Nr. III.	4 „ 6 „	Nr. II.	2 „ 27 „
Nr. I.	1 „ 25 „		

In fünf Versuchreihen, welche mit diesen Cylindern unter verschiedenen Umständen angestellt wurden, folgten die mittleren Tragkräfte von V. IV. III. I. ungefähr wie 9, 6, 3, 1, während ihre Gewichte ungefähr wie 4, 3, 2, 1 sich verhielten, und daher, wenn auch nicht hinreichend, doch genügend andeuten, daß bey gleicher Stromstärke die Tragkraft nicht im einfachen Verhältniß der Oberfläche steht, sondern wesentlich von der Masse abhängt, aber auch auf jeden Fall der Elektromagnetismus in einem höheren Verhältniß als dem einfachen der Masse wächst.

Der Cylinder Nr. II. zeigte eine bedeutende Anomalie, die aber wahrscheinlich daher kam, daß er aus einem andern Eisen, welches für den Magnetismus viel tauglicher ist, verfertiget worden ist.

9. Hr. Hofr. Muncke zeigt (S. 276) an, daß er die Wirkung einer Volta'schen Säule zum Doppelten verstärke, wenn er die dem Kupfer zugekehrte Seite der Pappscheiben vor ihrem Benetzen mit Graphit und Gummiwasser überzieht.

10. Entladet man eine Leidner Flasche durch die horizontal gestellten Spitzen oder Kugeln eines allgemeinen Ausladers, und stellt darunter eine mit einem feinen Pulver von Kreide, Magnesia u. dgl. gleichförmig bestreute Metall- oder Glasplatte, so findet man nach Hrn Abria (S. 589 — 602) das Pulver nach einigen Entladungen zu regelmäßigen Linien geordnet, sowohl in gewöhnlicher und verdünnter Luft als in Kohlensäure und Wasserstoff. Die Ursache davon liegt wahrscheinlich in einer durch den Uebergang der Elektricität hervorgerufenen Bewegung der Luft, deren Schwingungen in dem umgebenden Raume erfolgen, einander interferiren und so die Knotenlinien auf der Platte hervorbringen.

11. Im XXXX. Bd. dieser Annalen hatte Hr. Rieß gezeigt, daß die Schlagweite einer elektrischen Batterie d von der Dichtigkeit der angehäuften Electricitätsmenge q, und von der Fläche s, auf welcher sie angehäuft ist, so abhänge, daß, wenn b eine von der Gestalt und gegenseitigen Stellung der Metallflächen, zwischen welchen die Entladung geschieht, bedingte Constante ist, $d = b. \frac{q}{s}$ ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Juny.

Nro. 115. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit von Friedrich v. Raumer.

(Fortsetzung.)

Wir beginnen mit dem 4. Hauptstücke des VII. Buches. (Bd. III.) S. 264).

Schon S. 267 finden wir ein Schreiben des Papstes an den Kaiser ausgezogen, worin jener diesen „an die vielen Geschäfte und Anstrengungen erinnert, welche er (der Papst) bereits in früheren Jahren für ihn unternommen habe. Der lat. Text lautet jedoch so: praesertim cum ad instantiam tuam pro praedicto negotio (den Kreuzzug) dum adhuc minori officio fungeremur, sollicitudines subierimus plurimas ac labores. Jedermann sieht ein, daß es einen ganz anderen Sinn giebt, wenn der Papst diesen Geschäften sich auf Dringen Friedrichs und zum Behufe des Kreuzzugs unterzog, als wie Raumer die Sache hinstellt. Daß derselbe bey Gelegenheit der Mittheilung des Briefes P. Gregors an die Lombarden (v. 29. April 1227) S. 269 den in den Regesten unmittelbar folgenden an die Erz- und Bischöfe der Lombardey übergieng, will Ref. nicht als einen Vorwurf erheben, obwohl derselbe sowohl für den Papst, als für die Bischöfe höchst bezeichnend ist, indem er ein sprechender Beleg für die Rücksichtslosigkeit ist, womit der greise Papst in Sachen des Glaubens gegen alle Personen ohne weiteres Ansehen verfuhr, und durch ihn zugleich der von Raumer mitgetheilte Brief ergänzt wird.

Es genügt als Probe des merkwürdigen Styles eine einzige Phrase mitzutheilen: — mandamus quatenus omni mora et occasione postpositis primo incipientes a vobis ipsis, torporem desidiae et negligentiae teporem omnino deponentes, ne bovis stercore delapidatos incipiat vos Dominus vomere de ore suo — — incipiatis parietem fodere etc. — moniales et monachos et clericos saeculares efficaciter corrigentes tam in capite quam in membris.

In Betreff der Gründe, welche den Papst bewogen, den Kaiser im Jahre 1227 zu bannen, erzählt Hr. v. Raumer: „Gregor glaubte entweder den Darstellungen gar nicht, oder hielt einen offenen Bruch für gerathener als unsichere Freundschaft oder er folgte endlich mehr seinem eigenen Sinne als anderen Rücksichten.“ Die wahre Ursache dürfte aus dem Schreiben des Papstes I. 178: Universis principibus Alamanniae. Dat. Anagn. 8. 8bris. hervorgehen: — licet sic decepti simus ab illo, in quem locaverat Ecclesia in hoc facto fiduciam spei suae etc. Der Papst war von einem schnöden Betruge überzeugt, den der Kaiser ihm gespielt.

Wir kommen nun zu der Beschreibung des Aufenthaltes K. Friedrichs in Jerusalem (1229), von welcher Hr. v. Raumer S. 293 N. 2 versichert, er gebe sie ganz nach dem Schreiben Hermanns von Salza, des Deutschordensmeisters (Reg. III. 19). Dieses beginnt: Noverit discretio vestra quod Dominus Imperator cum universo exercitu Christiano venit Hyerusalem die Sabb. XVII. Mart. et die Dominico sequenti in honore Regis aeterni portavit coronam. Wir führen dieß aber deßhalb an, weil der Seite 293 von Raumer gebrauchte Ausdruck: „später gieng er jedoch seines Rechtes gewiß feyerlich in die Kirche, nahm die Krone vom Altar, und setzte sie selbst auf sein Haupt,“ auf einen andern Text schließen

läßt. *) Wie frey überhaupt Hr. v. R. mit seinem Original umzugehen pflegt, mag der Leser an dieser so wichtigen Urkunde noch ferner ersehen. — „Der Kaiser ließ durch Hermann v. S. eine deutsche Schrift vorlesen (Fr. nobis injunxit ut verba sua ipsis latine et teutonice exponeremus) des Inhaltes: es ist bekannt, daß ich in Aachen freywillig das Kreuz nahm.“ (In primis itaque proposuit quomodo crucem apud Aquisgranam assumpsit). Ferner: „ich entschuldige (!) den Papst, daß er mich so hart erinnerte und endlich den Bann über mich aussprach (praeterea Dominum Apostolicum et ecclesiam in multis coram omnibus accusavit, eo quod multum dure obligasset eum ad transfretandum etc.).“ — „Ich entschuldigte ihn ferner“ —? Im lat. Texte steht hievon eben so wenig, als daß diese Rede auch in französischer und italienischer Sprache verlesen worden sey. Weiter: „Der Kaiser ließ den Erzbischof (von Cäsarea) über den Grund dieses unerhörten Benehmens (daß er die hl. Orte bannte) befragen: Unde etiam Imperator commotus misit pro ipso Archiepiscopo. Caes., qui tamen non comparuit.

Einer der wichtigsten Abschnitte des ganzen Werkes ist in dem 8. Hauptstücke des VII. Buches die Auseinandersetzung des Verhältnisses P. Gregor's zu K. Friedrich, nach dem Frieden von San Germano, durch den der Kaiser von dem Banne wegen des Aufschubes des Kreuzzuges, befreyt worden war. Hier mußte sich Hr. v. Raumer beynahe ausschließlich auf handschriftliche Quellen stützen und wenn er diese treu und umsichtlich benützte, so erhält das Werk gewiß einen gegründeten Anspruch auf Anerkennung von Seiten der Gelehrten wie der Ungelehrten. Mit Bedauern bemerken wir jedoch, daß der Verfasser S. 496 und 497 bey der Aufzählung der gegenseitigen Beschwerden von dem Schreiben des Papstes (IV. 126, 8 id. Jan.) keine Meldung machte. Es enthält die Antwort auf einen Brief des Kaisers, worin dieser sich über die Einwohner von Askoli beschwerte, welche einige kaiserliche Lehen vorenthielten und auch nicht duldeten, daß den kaiserlichen Justitiaren die gebührenden Dienste dafür geleistet würden. Der Papst erwiederte aber mit Klagen über diese Justitiare (depredantur enim ecclesias, capiunt clericos, captos ausu sacrilego carceribus tradunt et adhuc Ber. clericum detinent carnali custodie mancipatum, homines spoliant et tot et tanta ibi committunt enormia quod iidem fideles nostri vix possunt etiam respirare). Die Justitiaren aber stellten sich nur beleidigt, um sich dadurch wegen ihrer Vergehungen zu schützen, und wenn möglich den Kaiser zur Rache zu verleiten (ut te si possunt provocent ad offensam). *) Er, der Papst, habe bereits Befehl zur Abstellung der Beschwerden des Kaisers gegeben; dieser aber möge nun auch seinerseits, was von seinen Justitiaren übles geschehen, wieder gutmachen. Utinam, so schließt der Papst, sponsam (Christi) sacrosanctam ecclesiam videaris sincero animo venerari et per hoc gratiam in praesenti et gloriam tibi compares in futuro nosque devotionem tuam possimus merito commendare. Auch die Verhältnisse mit den Tempelherren und Hospitalitern, welch letztere der Verf. S. 497 übergeht, sind nicht genau dargestellt. Derselbe führt nur an, daß der Papst den Templern alle Kriegserhebung verbot, der Papst trug aber (sieh das Schreiben an den Großmeister IV. 110), insbesondere dem letzteren auf (IV. cal. Maj. anno IV.), quatenus nihil agas omnino, per quod possit terre sancte vel visitantibus eam aliquod periculum imminere. Andererseits schrieb er auch dem Kaiser, daß durch seine Maßregeln Hospitaliter und Templer nicht mehr den Saracenen den gewohnten Widerstand leisten könnten und dadurch der Kirche ein ungeheuerer Nachtheil erwachse (enorme universali ecclesiae detrimentum et tuam specialiter posset redundare jacturam). Nicht minder hätte auch wohl der Brief des Papstes (Reate II. Id. Aug. anno V.) an den Kaiser hervorgehoben werden dürfen, in welchem jener erklärte, warum er Friedrichs Marschall, den dieser nach Palästina sandte, nicht imperii vel imperia-

*) Hermann sagt nur: coronam simpliciter sine consecratione de altari accepit et sic in sedem sicut est consuetum portavit.

*) Wie oft mag nicht auch dieser Streit durch die Böswilligkeit Untergeordneter geschürt worden seyn.

lem legatum, sondern einfach des Kaisers Gesandten nannte — cum exinde posset heredibus tuis prejudicium generari, quasi regnum Hierosolymitanum Imperiali ditioni subesset. Man sieht, wie fein der Papst zu verhüten wußte, daß der Kaiser nicht das Königreich Jerusalem auf gleichen Fuß, wie seine Erbländer zu setzen anfange. Eben dieses konnte aber dem argwöhnischen Kaiser nicht entgehen und, da mehrere päpstliche Schreiben an ihn nicht auch den Titel eines Königs von Jerusalem beyfügten, erfolgte seinerseits die von Raumer S. 497 mitgetheilte Beschwerde. Ihr wahrer Grund dürfte aber in dem angeführten Briefe V. 114 beruhen.

Das Schreiben des Papstes an den Erzbischof von Capua *) über das neue Gesetzbuch des Königreichs Sicilien hat Raumer nicht der Mühe einer Mittheilung werth gehalten; Ref. weicht auch in dieser Beziehung von dem Verfasser ab. Die Ertheilung dieses Gesetzbuches hat auf den Sturz Friedrichs einen wesentlichen Einfluß gehabt, wie aus den, Raumer freylich unbekannten Regesten des J. 1248 (Innocentii IV. anno VI.) hervorgeht. Jedenfalls hätte es sich aber unsers Erachtens gebührt, nachdem der Verf. der Gesetzgebung einen besonderen Abschnitt gewidmet (III. S. 316), auch die Wirkung, die sie bey dem obersten Lehensherrn hervorbrachte, weitläufiger als mit den 2 Worten S. 498 zu bezeichnen. Gerade dieses Gesetzbuch gab nachher dem Papste Innocenz IV. Anlaß, sich des unterdrückten Volkes gegen seinen Bedrücker anzunehmen und dasselbe zur Erlangung der ihm gebührenden Freyheit aufzurufen. Wir sind jedoch weit entfernt, mit dem Verf. in Betreff der von ihm weggelassenen Briefe rechten zu wollen; es kömmt in solchen Dingen so sehr auf das Gefühl des Einzelnen über das Nothwendige oder Nichtnothwendige an, daß wohl jedes Individuum seinen eigenen Weg einschlagen und eine völlige Uebereinstimmung kaum je zu Stande kommen wird. Auch wissen wir nicht, wie der Verfasser, wenn ihm die Einsicht in die Regesten nochmal möglich gewesen wäre, die Sache behandelt haben würde.

*) V. n. 92.

So würden wir zu jener Stelle, welche Raumer S. 499 aus dem Schreiben des Papstes an den Patriarchen Gerold von Jerusalem (nach Raynaldus 1232 N. XLIV.) mittheilt, auch noch das von dem Kirchenhistoriker ausgelassene Exordium mitgetheilt haben, in welchem ein merkwürdiger Wink über die schiefe Stellung vorkömmt, in welche der Papst selbst, Friedrich gegenüber durch Geralds Handlungen versetzt wurde. Gleichfalls würden wir den ganzen, höchst eigenthümlichen Brief Friedrichs (VI. 268 vom 3. Decbr. 1232) an den Papst und die Antwort Gregors mitgetheilt haben. War die darin ausgesprochene Gesinnung Friedrichs wirklich die seines Herzens, und nicht eine Maske, so zeigte sich der Kaiser in einer so eigenthümlichen und liebenswürdigen Gestalt, daß wir schon deßhalb uns aufgefordert gefühlt haben würden, mehr als nur 11 Zeilen (S. 503) von dem langen Briefe mitzutheilen. Je interessanter aber das Schreiben des Kaisers war, um so begieriger wird man auch die Antwort des klugen Papstes *) vernehmen, der mehr als irgend ein Anderer Friedrich kannte und seine, einem Hirtenbriefe nicht unähnliche Aufforderung, zum Heile der Kirche gemeinsame Sache gegen „die falschen Brüder und die offenen Rebellen zu machen," zu würdigen wußte. Daß jedoch Friedrich mit aller theoretischen Ausführung des gleichen Endzweckes des Papstthums und des Kaiserthums und seinen hochtrabenden Versprechungen kein besonderer Ernst war, geht aus VI 289 hervor, wo der Papst, nur 7 Tage nach seiner Antwort auf Friedrichs Schreiben, denselben zur wirklichen Vertheidigung der Kirche aufzufordern sich bemüßigt fand.

*) Reg. VI. 269. Raumer citirt dieses, so wie auch Nr. 289 in der Note 1. S. 503.

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. E. Poggendorffs Annalen der Physik. Bd. LIII. (Zweyte Reihe Bd. XXIII. 1841.)

(Fortsetzung).

Es war aber noch zu zeigen, wie sich die Schlagweite mit der Beschaffenheit des Schließungsbogens ändert. Um dieß genauer, als es durch Heller und im physikalischen Wörterbuche geschehen ist, zu untersuchen, bediente sich (S. 1 — 20) Hr. R. einer eigenen Anrichtung, die er Funkenmikrometer nennt, und es ergab sich, als er abwechselnd einen 4 Linien langen 1/2 Linie dicken Kupferdraht, einen 102 Zoll langen 0,052 Linien dicken Platindraht, und eine mit destillirtem Wasser gefüllte, und am Ende mit Kupferfaßung geschlossene 8,3 Zoll lange, 4,5 Linien dicke Glasröhre gebrauchte, daß a) die Schlagweite von der Beschaffenheit des Schließungsbogens gänzlich unabhängig ist, indem man bey gleicher Flaschenzahl in allen Fällen dieselbe Schlagweite erhielt.

Bekanntlich wird eine Batterie nie durch einen Schlag ganz entladen, und Hr. R. fand in dieser Hinsicht b) daß die bey der Entladung verschwindende Elektricitätsmenge merklich dieselbe ist, der Schließungsbogen mag besser oder schlechter leiten, und daß diese Menge bey metallischer Schließung nahe 11/13, bey Schließung durch eine Wasserröhre 5/8 der ganzen Ladung betrage, im ersten Falle also 2/13, im zweyten 3/8 zurückbleiben, woraus folgt, daß c) bey der Entladung die Elektricität successive vernichtet werde, und d) die Bedingung der vollkommenen Ladung (nämlich das bestimmte Verhältniß der Electricitätsmenge beyder Belegungen) vom ersten Momente der Entladung aufgehoben ist.

Was das Licht und den Knall betrifft, welche die Entladung begleiten, so stehen sie in keinem Zusammenhang mit der Schlagweite, hängen aber ab von der Dichtigkeit und Menge der Elektricität, und variiren gleichmäßig mit der Erwärmung eines constanten Drahtes im Schließungsbogen.

12. Hr. Dellmann, Gymnasial-Lehrer in Kreuznach, glaubt, die Coulomb'sche Drehwage sey deßwegen bey elektrischen Versuchen weniger im Gebrauche, weil man sie theils für ein difficil zu behandelndes theils zu wenig empfindliches Instrument hält. Hr. D. giebt deßwegen (S. 606 — 611) eine Anleitung, sich dasselbe ohne große Mühe und Kosten selbst zu verfertigen, beschreibt Versuche damit, und glaubt, daß es nach seiner Construction den bessern Elektroskopen wenigstens an die Seite zu setzen sey.

13. Hr. J. C. Oersted beschreibt (S. 612 — 613) die erste Anlage eines sehr empfindlichen Elektrometers, welcher selbst ohne Condensator im Stande ist, die Elektricität, welche isolirte Zink- und Kupferplatten nach ihrer Berührung und Abhebung zeigen, sehr wahrnehmbar zu machen.

B. Licht.

Sir Dav. Brewster stellte bey Untersuchung des nach Frauenhofers Art im Brennpunct eines achromatischen Fernrohrs gebildeten Sonnenspectrums eine dünne Glasplatte so vor sein Auge, daß die Hälfte der Pupille bedeckt wurde, und daher die Hälfte des in das Auge dringenden Lichtbündels aufgefangen und verzögert werden mußte, und fand, daß, wenn der Rand der Glasplatte dem rothen Ende des Spectrums zugekehrt war, intensive schwarze Linien in vollkommen regelmäßigen Zwischenräumen erschienen. Wurde aber durch eine halbe Umdrehung der Rand dem violetten Ende zugekehrt, so verschwanden diese Linien, in intermediären Lagen erschienen sie mehr oder weniger deutlich, je nachdem der Rand mehr dem Roth oder dem Violett zugekehrt war. S. D. Br. glaubte (S. 459 — 479 u. 572 — 589) diese neue Eigenschaft des Lichtes als Anzeige einer Art Polarität in den einfachen, gleichviel ob polarisirten oder unpolarisirten Elementen des Lichtes betrachten zu dürfen. Aber Hr. G. B. Airy verfolgte diese Erscheinung weiter, und die von ihm beobachteten Thatsachen weichen von denen des Herrn B. in Bezug auf Theorie bedeutend ab. Er unterwirft dieselben einem scharfsinnigen weitläufigen Calcul, und zeigt, daß diese Erscheinung rein aus der Undulationstheorie ohne weitere Hypothese erklärbar ist, indem die aus dem Calcul abgeleiteten Schlüße mit der Beobachtung vollständig übereinstimmen.

C. Wärme.

1. Ueber das Diffusionsvermögen diathermaner Substanzen stellte Hr. M. Melloni Untersuchungen an, durch welche die von Hrn. Forbes über die Natur des Wärmedurchlasses von berußten Steinsalzplatten erhobenen Zweifel beseitiget, und zugleich die Unrichtigkeit einer verschiedenen von ihm behaupteten Polarisation verschiedener Wärmestrahlen gezeigt werden soll.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Juny.

Nro. 116. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit von Friedrich v. Raumer.

(Schluß.)

Auch ein anderer Brief, von welchem Raumer S. 502 nur wenige Worte anführt, schien uns für die Kenntniß der Gesinnung Friedrichs um jene Zeit (III. Dec. 1233) von Bedeutung (Paternitas vestra, heißt es darin, non ambigat, inesse nobis alta mente propositum, Vobis duce ac previo Dominica castra protegere ac contra hostes fidei proelia Domini proeliari); er enthält auch die Thatsache, daß von Friedrichs Saracenen zu Luceria mit seiner Beystimmung schon früher mehrere zu der Kirche übergetreten waren. *) In Betreff der Auflehnung K. Heinrichs gegen seinen Vater hat Hr. v. Raumer durch Anführung des päpstlichen Schreibens die gänzliche Theilnamslosigkeit des Papstes, so wie dessen kräftige Maßregeln zur Unterdrückung des Aufstandes für alle Zeiten schlagend erwiesen. Bey Erwähnung des energischen päpstlichen Schreibens gegen die Bischöfe von Würzburg und Augsburg (S. 552) hätte vielleicht auch erwähnt werden dürfen, daß der Papst K. Heinrichs Gesandte an die Lombarden, 2 Canonici von Würzburg, suspendirte und nach Rom citirte. Gerade dieses Ereigniß läßt uns in die Aufrichtigkeit der wohlwollenden Gesinnungen P. Gregors IX. gegen Friedrich II. einen tiefen Blick werfen. Er nennt ihn in Schreiben an Andere: obsequiis Matris ecclesiae promtus et efficax, IX, 170, princeps catholicus et avidus efficere per quae status Ecclesiae ac imperii possit in pacis gaudio reflorere VIII, 292; er kann nicht genug Worte finden, um seinen Abscheu gegen Heinrichs unnatürliche That auszudrücken VIII, 462; er citirt die schuldigen Bischöfe vor den apostolischen Stuhl IX, 232. Kein Brief giebt aber hievon größeres Zeugniß, als IX, 236, das Schreiben des Papstes an den Kaiser über die geheimen Umtriebe einer Partey, (qui nequaquam vellent Ecclesiam Imperio vinculo dilectionis uniri), die durch erdichtete Schreiben den Lauf der Geschäfte aufzuhalten und den Frieden zu stören bemüht war (nonnulli collaterales tui, pacis imperialis emuli sicut creditur inimici eas de processu Vestro litteras dirigunt, quibus, si veritas testis assisteret, totum, quod super te fundavit Dominus edificium, ruinam patiens deperiret). In Gemäßheit einer Bestimmung des letzten Friedens (ut si quid ad alterum de altero quod pacem lederet, perveniret, latratibus detrahentium hinc inde denegaremus auditum) schrieb auch der Papst ganz offen an den Kaiser und verlangte von ihm, er möge auf die Stimme der Uebelwollenden nicht hören.

Ref. kann diesen Brief bey Raumer nicht finden, obwohl er den Uebergang aus dem freundlichen Verhältnisse des Kaisers zu einem allmählig gespannten bildet, das sich aus der verschiedenen Auslegung des letzten Friedens gestaltete. Unserer Meynung nach hätte seiner vor der Benützung des, bey Raynald 1236, 15 — 25 abgedruckten Schreiben (Hohenstaufen III. S. 607) erwähnt und bey dieser Gelegenheit das bey Raynald nicht vollständige, aber in Betreff des Verhältnisses P. Gregors zu den Lombarden wichtige Schreiben IX, 398 ergänzt werden sollen. Raumer scheint jedoch eine eigene Vorliebe zu haben, weniger auf das Thatsächliche einzugehen und statt dessen bloßes Raisonnement in

*) Ein späterer Brief spricht selbst von einem Drittheile.

den Text aufzunehmen. S. 609 bey Gelegenheit der Antwort des Kaisers findet eine Veränderung des Textes der ersten Ausgabe statt, *) indem ein kurzer Auszug aus „Reg. Greg. IX, X und 103 (Handschrift in Paris)“ mitgetheilt wird, worin Friedrich auf das Allgemeine der Beschuldigungen hinweist und an seine Rechte appellirt. Es ist, wo es sich um Schuld und Nichtschuld handelt, jedes Moment, das Aufschluß geben kann, von Werth; nichts darf in einem solchen Falle unberücksichtigt gelassen werden. Jene Antwort des Kaisers auf den bey Rayn. 1236 XVII — XXII enthaltenen Brief des Papstes findet sich aber Reg. X. n. 107 Dat. apud Spyram XVI April ind. IX. Sie ist bereits im Tone der Gereiztheit und Empfindlichkeit gehalten und sagt unter Anderem: que vobis lingua mendacii suggerit, indubitanter asseritis acsi monstrasset hec oculus veritatis, während gerade, was nachfolgt zeigt, daß der Papst sehr bestimmte Klagen über Friedensbruch vorgebracht. Es ist dieser Brief übrigens, wie aus der Vergleichung des Textes si demania nostra tam in hominibus quam in terris ad nostra fiscalia revocamus etc. derselbe, den Hr. v. Raumer als der Pariser Handschrift entlehnt, unter Reg. X. n. 103 anführt. Hier wäre aber der Ort gewesen, auf die bedeutende Veränderung aufmerksam zu machen, welche in kurzer Zeit in Friedrich vor sich gegangen war, so wie nicht minder auf die Geständnisse, welche der Brief gleichsam unwillig enthält (Salubrius — extimamus, quod ad tempus vacet ecclesia quam nobis in perpetuum sit nociva), endlich auf die Reihe von Entschuldigungen, welche gleichfalls hinlänglich zu erkennen geben, daß der Papst sich in seinen Beschwerden gar nicht so allgemein gehalten habe. Man sieht auch aus diesem Briefe, wie, trotz dem Frieden zwischen Kaiser und Papst der Kampf im Stillen, von Seiten der Untergeordneten ununterbrochen fortgieng und einerseits die Immunitäten des Clerus wie andererseits die auf das Höchste gesteigerten fiscalischen Prätensionen der Gesetzgebung Friedrichs mit einander unverträglich, beständige Reibungen herbeyführten. Der Brief schließt jedoch auf einer Weise, daß der Wunsch, ja die Ueberzeugung einer Ausgleichung der streitigen Verhältnisse offen ausgesprochen ist *).

Verlangten wir in Betreff jener Schreiben ein größeres Eingehen in ihren Inhalt, so ist uns völlig unbegreiflich, wie Hr. v. Raumer, als ihm die Regesten zugänglich waren, das Schreiben Friedrichs an den Papst, dat. Mantua 20. Sept. 1237, übergehen konnte, in welchem sich der Kaiser Punkt für Punkt gegen alle Anklagen zu rechtfertigen suchte, die der Papst gegen ihn erhoben. Mehr als irgend eines stellt uns dieses, auch seinem Umfange nach beträchtliche politische Manifest auf die Höhe der Verhältnisse **); wir nehmen auch keinen Anstand, es für eines der bedeutendsten Documente der ganzen Regestensammlung Gregors IX. zu erklären und bedauern hievon in der Geschichte der Hohenstaufen keine Meldung zu finden ***). Daß nach der hohen Sprache, die der Kaiser darin annahm, der Bruch fast unvermeidlich war, sieht jeder ein. Der Kaiser erklärt bereits, in welch einzelnen Dingen er nachzugeben gedenke, in welch anderen aber nicht; ja er tritt dem Papste so entschieden entgegen, daß er selbst keinen Anstand nimmt zu sagen, wie er da und dort die Strenge eher zu vermehren, als zu vermindern gedenke. Kaum wird die Ehrerbietung, von welcher die früheren Briefe Friedrichs so voll waren, im Aeußeren, in den Worten und dem Ausdrucke noch beobachtet.

Da das von Raynaldus nur zum Theile veröffentlichte Schreiben des Papstes X, n. 253 die von Raumer S. 611 angeführten Worte Friedrichs

*) Auch S. 576 bemerkten wir eine Zugabe der neuen Auflage. Eine neue Note aus Reinmar von Zweten und die Ausführung einer älteren.

*) Hec igitur omnia — si in considerationum Vestrarum libra diligenter appenditis, dum affectum purissimi filii circa Vos et matrem Ecclesiam, dum justitiam rescribentis perspicaciter discernetis, acerbitatem verbi, quod extrema litterarum Vestrarum conclusio continebat, Vos observare tolerantiam ulterius non valere, Vestri conclave consilii forsitan temperasset.

**) Reg. Greg. P. IX. anno X, 252.

***) Die von Ref. gemachte Copie enthält in kleiner Schrift 5 Folioseiten, jede zu etwa 52 Zeilen.

enthält, muß dessen vorhergegangenes Schreiben in den Herbst 1237 gesetzt werden. Es muß aber wieder bedauert werden, daß der Verfasser die, Friedrichs Brief erst zum wahren Verständnisse bringende Antwort des Papstes, welcher mit hoher Energie die Beschuldigungen des Kaisers über Eingriffe in seine Gerechtsame von sich weist, mit Stillschweigen übergieng. Wir finden es sehr begreiflich, daß ein Schriftsteller eine besondere Vorliebe für eine historische Person zu fassen vermag; allein jedermann wird zugestehen, daß dieß nicht auf Kosten umsichtiger Quellenforschung geschehen darf. Möchte sich doch recht bald ein Historiker finden, welcher, wie wir erst eine vortreffliche Darstellung P. Innocenz III. erhielten, so auch ein getreues Bild seines nicht minder großen Verwandten, P. Gregor's IX. zu entwerfen vermöchte.

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik.

(Fortsetzung.)

Die zu diesem Zweck (S. 47 — 69) angestellten Versuche zeigen, daß parallele Licht- und Wärmestrahlen von einer diathermanen polirten Glasplatte aufgefangen in jeder Entfernung derselben am Rheometer denselben Ablenkungswinkel geben, bey einer mattgeschliffenen Glasplatte aber die Ablenkung bey verschiedenen Entfernungen wächst. Hat aber die Nadel durch diese Platte ihre Ruhe erlangt, und bringt man eine gewöhnliche Fensterscheibe zwischen sie und den thermoskopischen Körper, so sinkt die Nadel kaum um einige Grade. Da man nun weiß, daß Strahlen, deren Temperatur 150° C. nicht überschreitet, von einer sehr kleinen Glasdicke vollkommen absorbirt werden, auch kaum eine Erwärmung von einigen Graden hervorbringen, so kann der größte Theil des Effectes nicht von der eigenen Wärme der Platte herrühren, und da die hinter der matten Glastafel fortgepflanzte Wärmefluth alle Eigenschaften wie die einfallende Strahlung besitzt, so ist der hinter der matten Platte beobachtete Effect nichts anders, als die Wirkung der diffusen Wärme. Daher ist die Constanz der Ablenkung ein Beweis der Abwesenheit der Wärme Diffusion, die Veränderlichkeit aber ein Beweis der größern oder kleinern Diffusion.

Auch eine gleiche Weise zeigt sich durch leichte Versuche die Unrichtigkeit der Meynung des Hrn. Forbes, die merkwürdige Wirkung, welche berußtes Steinsalz auf strahlende Wärme ausübt, sey bloß Wirkung der mechanischen Abänderung der Oberfläche, indem mit Kienruß überzogene Steinsalzplatten wie polirte Platten wirken, und bey verschiedenen Entfernungen von dem Thermoskope eine beynahe constante Wirkung geben, folglich nur eine unmerkliche Wärmediffusion verursachen. Hieraus geht aber auch hervor, daß Hrn. F's. Behauptung, die Wärmestrahlen von verschiedenen Wärmequellen seyen verschieden polarisirbar, unrichtig ist, indem nach Hrn. M's Versuchen die Polarisationsinder für polirte Glimmerblättchen sowohl bey einer Wärme von 400 Grad C. als von einer Locatellischen Lampe ohne und mit Gla, immer constant = 50, und nur für mit der Spitze eines Federmessers geritzte veränderlich sind, und von 31 bis 49 variirten. Die Ursache der irrigen Behauptung des Hrn. F's. liegt, wie Hr. M. zeigt, in einer mangelhaften Struktur der Polarisations-Apparate durch Ablösung der Glimmerblättchen mittels Feuer, wodurch sie aller Wahrscheinlichkeit nach an einigen Stellen ausgedörrt, schuppig und gefurcht werden, und daher eine zur Diffusion günstige Beschaffenheit erhalten, also auch einen nach der Beschaffenheit der Wärmestrahlen verschiedenen Polarisationsinder geben.

Eben so wenig kann Hr. M. jene Interferenz anerkennen, welche Hr. F. bey der Wirkung, welche matt geschliffene Oberflächen diathermaner Mittel auf die strahlende Wärme ausüben, beobachtet haben will, indem er glaubt, daß diese Erscheinungen sich vollkommen durch das Diffusionsvermögen erklären lassen.

2. Die bekannte Erfahrung, daß eine Messingscheibe, deren Oberfläche noch roh und körnig ist, sich unter gleichen Umständen mehr erhitze als eine wohlpolirte, und daß ein mit heißem Wasser gefülltes Metallgefäß von rauher Oberfläche weit rascher erkalte als ein gleiches von polirter Oberfläche, hat bekanntlich zu der Annahme verleitet, die kleinen Spitzen und Rauheiten der Oberfläche vergrößere das Absorptions- und Emissionsvermögen der Körper.

Hr. Melloni hatte schon früher (Bd. XXXXV.) das Irrige dieser Erklärung gezeigt. Gegenwärtig (S. 268 — 275) weiset derselbe thatsächlich durch directe Versuche nach, daß das Absorptionsvermögen in dem Maaße abnimmt, als die Härte und Elasticität der Platte zunimmt. Deßwegen besitzt gehämmertes Weißblech, auch wenn es weniger polirt ist, ein schwächeres Absorptionsvermögen, als im natürlichen Zustande. Deßwegen erhöht Kupfer, wenn es geritzt wird, sein Absorptionsvermögen, weil die Ritzen die weniger harten Theilchen des Innern bloßlegen, und den stehen gebliebenen Theilen der gehärteten Oberflächeschicht, welche zuvor durch gegenseitige Zusammendrückung eingezwängt

waren, gestatten sich abzuspannen und in die entstandenen Lücken auszudehnen, dagegen gegossene Silber- und Gold-Platten von schwacher Politur mit einer Diamantspitze geritzt ein geringeres Absorptionsvermögen, weil die einen Theile des weichen Metalles comprimirt werden, und eine größere Härte erhalten. Deßwegen zeigen auch diejenigen Körper, welche den Zusammendrückungszustand nicht zu bewahren vermögen, wie Marmor, Gagat oder Elfenbein polirt und nicht polirt ein unveränderliches Absorptionsvermögen u. dgl.

3. Man wird sich erinnern an die schöne Abhandlung, welche von Hrn. Victor Regnault in dem LI. Bd. der Annalen über die specifische Wärme einfacher und zusammengesetzter Körper geliefert worden ist. Gegenwärtige Arbeit (S. 60 — 94. und 243 — 268) ist eine Fortsetzung derselben, und behandelt die starren und flüssigen Verbindungen. Was in dieser Hinsicht die HH. Delaroche; Berard, Avogardo und Neumann geleistet haben, revidirend beschäftiget sich hier Hr. R. mit der Untersuchung, ob es in jeder Klasse von zusammengesetzten Körpern eine ähnliche Relation gebe, wie die von Hrn. Dulong und Petit bey einfachen entdeckt.

Er untersuchte daher a) die Legirungen, b) die Oxyde, c) die Sulfide, d) die Chloride, e) die Bromide und Jodide, f) die Salze von Oxyden mit Sauerstoffsäuren. Die mit vieler Genauigkeit gefundenen Resultate werden in eben so vielen Tafeln aufgestellt, und das Gesetz abgeleitet, daß bey allen zusammengesetzten Körpern von gleicher atomistischer Zusammensetzung und ähnlicher chemischer Zusammensetzung die specifischen Wärmen im umgekehrten Verhältniß der Atomgewichte stehen.

Am Ende dieser Abhandlung kömmt Hr. R. insbesondere auf die Untersuchung der specifischen Wärme der Kohle und des Schwefels zu sprechen, woraus hervorgeht, daß Kohle eine vollständige Ausnahme unter den einfachen Körpern bildet, indem das Gesetz, welches zwischen den specifischen Wärmen und den Atomgewichten existirt, auf sie durchaus nicht anwendbar ist. Hr. R. glaubt die Ursache dieser Anomalie darin zu finden, daß die Kohle, wie sie in Verbindungen enthalten ist, eine andere pecifische Wärme besitze, als wir für sie im isolirten Zustande finden.

Die ausführliche Untersuchung über den Schwefel behält sich zwar Hr. R. für seine dritte Abhandlung vor, kann aber nicht umhin, schon jetzt darauf aufmerksam zu machen, daß wir an dem Schwefel das sonderbare Beyspiel eines Körpers haben, der mittels äußerer Wärme auf eine Temperatur von 98° C. gebracht sich selbst bis 110° C. dadurch erhitzt, daß eine gewiße Wärmemenge, die zuvor im latenten Zustande war, sich freywillig entwickelt, wahrscheinlich weil der Schwefel im Zustande seiner Weichheit eine größere Wärmecapacität besitzt, als im gewöhnlichen Zustande.

4. Hr. Bar. F. v. Wrede suchte (S. 602 — 606) die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Wärme dadurch zu bestimmen, daß er die Aberration derselben mit der des Lichtes verglich. Er richtete zu diesem Zwecke ein zehnfüssiges, parallactisch aufgestelltes Fernrohr so ein, daß Wärmebild und Lichtbild in demselben aus einander fallen mußten, wenn die Geschwindigkeit der Wärme kleiner wäre, als die des Lichtes. Ungünstiges Wetter hinderte ihn, hierüber viele Versuche zu machen, indessen schloß er aus zwey Beobachtungsreihen auf einen Unterschied der Aberration von 4‴,78 und daraus auf ein Verhältniß der Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Wärme zu der des Lichtes = 20″,25 : 24″,03, oder nahe = 4 : 5 (näher = 5 : 6). Man sieht wohl, daß diese Argumentation nur in der Voraussetzung gelten könne, daß das Sonnenlicht aus Licht und Wärme zusammengesetzt sey (?).

D. Töne.

Hr. A. Seebeck verschaffte sich einen Apparat, welcher die Eigenschaften einer Cagniard-Latour'schen Sirene, und eines Savart'schen Zahnrades vereiniget, mit welchem er die Interferenz der Töne beym Anblasen der Sirene mit Zuverlässigkeit nachzuweisen vermag, und weiter findet (S. 417 ff.) daß a) unser Gehörsorgan einerseits die Fähigkeit besitzt, ein System von Impulsen in zwey oder drey Systeme von isochronen Impulsen zu zerlegen, andererseits aber auch durch einen nur einigermassen angenäherten Isochronismus den Eindruck einer bestimmten Tonhöhe wie durch vollkommenen Isochronismus zu empfangen, und zwar bey einer weitern Entfernung vom Isochronismus, als man vielleicht erwarten möchte, indem selbst noch bey dem Verhältniß 5 : 7 der dem Mittelwerthe entsprechende Ton gehört wird, b) daß die zu einem Tone gehörenden Impulse abwechselnd von zwey, drey u. s. f. verschiedenen Punkten ausgehen dürfen, wofern sie nur hinreichend isochronisch erfolgen, ja die Richtungen, in welchen die abwechselnden Erschütterungen sich zum Ohr fortpflanzen, sogar einen beträchtlichen Winkel mit einander bilden dürfen, welches bekanntlich Savart geläugnet hat.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Juny.

Nro. 117. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Meklenburgische Urkunden; gesammelt und bearbeitet, und mit Unterstützung des Vereins für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, herausgegeben von G. C. F. Lisch, großherzoglich meklenburgischen Archivar und Regierungs-Bibliothekar ꝛc. Rostock und Schwerin 1837 — 1841.

Es sind von dieser Urkundensammlung des Landes Meklenburg, welches durch Herzog Heinrich den Löwen in mancherley Beziehung auch zu Bayern steht, bisher drey Bände in 8. erschienen, wovon der erste die Urkunden des Cisterzienser-Klosters Durgau, der zweyte die des Cisterzienser-Nonnenklosters Sonnenkamp ꝛc. oder Neuklosters, und der dritte und letzte Band „die vielbesprochenen Dotations- und Confirmations-Urkunden, und einige andere Fundamental-Urkunden des Bisthums Schwerin vom Jahre 1170 an“ — enthält.

Nach chronologischer Ordnung, und der Culturgeschichte gemäß, sollte also dieser dritte Band zuerst gelesen merden; weil mit der Gründung des Bisthums Schwerin unter Bischof Berno: — Die Geschichte spricht zwar von einem frühern Bischofssitze zu Mikilinburg, und von einem bald wieder verschwundenen Bischofe Emmenhard daselbst; — oder, noch bestimmter, weil mit dem Auftreten des Herzogs Heinrich des Löwen jenseits der Elbe, in „Obotritien und Nieder-Caranien,“ jene neue Culturperiode beginnt, welche die sächsischen Chroniſten mit der Aufschrift tempora novellae plantationis bezeichnen.

Man kann nämlich eine frühere, eine antiqua plantatio, dieser Küstenländer im christlichen Sinne, von jener Zeit an rechnen, als sich die wendischen Stämme der Wilzen und Obotriten da auf dem einstmaligen germanischen Boden, untereinander selbst bekämpften, und die letztern (777) durch Carl d. G. die Oberhand erhielten. Noch mehr Umfang und Stärke gewann diese antiqua plantatio, als unter dem Schutze K. Ludwig des Frommen in Nordalbingien der hl. Anscharius (Engelbrecht) das Evangelium predigte, und (833) das Bisthum Hochbuchi (Hamburg,) gründete. Auch zu Starigarod (Oldenburg) bestand damals schon ein Bisthum. Eine Reihe von Bekehrungs- und Unterjochungsversuchen der Teutschen, zunächst der sächsischen Fürsten, gegen die wendischen Stammfürsten, und ihre Geschlechtsgenossen: Boihati, Wojemude und Knjes, genannt, war hierauf gefolgt; viel Blut war geflossen, Burgen und Städte waren aus uralten Trümmern, kaum aufgebaut, abermals untergegangen; — als unter der Herrschaft Heinrichs des Obotriten, 1115 — 1126, der, die Unthaten seiner Jugend als Christ zu sühnen, und die Siege über seine auswärtigen Feinde und inneren (Blutsverwandten) Gegner, insbesondere im Lande Polakien (Leuenburg) durch Gerechtigkeit, Friedfertigkeit und Milde zur Wohlfahrt seines Landes zu benützen bemüht war, zunächst bey Liubien, (Lübeck,) seiner Hofburg, der fromme Vicelin gleichfalls eine Mutterkirche erhob. Vicelin war Abt des vom edlen, und heldenmüthigen, vom Fürsten Heinrich mit Umgehung seiner untüchtigen Söhne adoptirten Glamard's erbauten Klosters zu Feldora- (Neumünster); und unermüdet im Dienste des Herrn, wie im Bestreben, Wenden und Deutsche, Sieger und Besiegte miteinander zu versöhnen. — Als aber Glamard, vom Kaiser Lothar selbst als König der Wenden belehnt, durch seinen Vetter Magnus von Gothland auf Seeland (1131) meuchlings gefallen; als Fürst

Niclot in Folge älterer Rechte, wieder den Thron der Wenden behauptete; (1131 — 1161: von ihm leitet man die heutigen Regenten Meklenburgs ab; und der verzweifelte Kampf seiner Söhne scheint die Dynastie erhalten zu haben;) als Dänen und Rügen, Sachsen und Friesen diese Landschaften anfielen und überzogen: da wurden auch ihre neuen Abteyen und Bischofssitze wieder zerstört. Doch hatten die Deutschen bereits einzelne Burggrafschaften genommen und behauptet. Im J. 1147 hatten sich die Fürsten und Bischöfe des südlichen Deutschlands zu einem Kreuzzuge nach Palästina erhoben: und zu derselben Zeit unternahmen die weltlichen und geistlichen Machthaber von Norddeutschland einen ähnlichen gewaltigen Zug gegen die Wenden. Albrecht der Bär, Markgraf von Brandenburg, (Brennibur) mit Erfolg die Wilzen in Pommern bekriegend, scheint dazu die Lust erregt zu haben. Heinrich der Löwe, trat jetzt (1148), Leben und Hoheit der Gegner nicht schonend, an die Spitze, und sogar eine dänische Flotte verheerte im Einverständnisse mit dem verbündeten Kreuzheere, die meklenburgischen Küsten. Von nun an war die Unterdrückung des slavischen Elements, und die Ueberwucht des deutschen, in diesen nordwestlichen Provinzen, entschieden: die novella plantatio derselben, wie sie sich nur aus den vorliegenden Urkunden wahrnehmen läßt, eben so praktisch als lehrreich durchgeführet. Nachdem Herzog Heinrich der Löwe im Jahre 1171 jenseits der Elbe drey Bischofsstühle, die zu Razeburg, Schwerin und Lübeck, wieder aufgerichtet, und zuverlässige Waffengefährten aus Sachsen und Bayern, auf einigen Burgen eingesetzt; nachdem er den berühmten Erzbischof Wichmann von Magdeburg, den lang und vielbetrauten Kirchenfürsten Kaiser Friedrichs I., seiner Abstammung nach ein Billunge oder Wettin, durch seine Ahnfrau aber, und durch seine Geburt, auch in Ostbayern begütert und waltend (ein würdiger Stoff, die sehr schätzbare genealogische Monographie Schaukegels auch aus andern Gesichtspunkten zu ergänzen;*) zum Statthalter im Sachsen- und Wendenland bestellt hatte, gieng er nach Bayern zurück. Von da zog er selbst nach Palästina, wendische Fürsten und Edle mit in seinem Geleite, und kehrte im J. 1173 wieder in seine Länder nach Bayern und Sachsen zurück. Unmittelbar nach dieser Rückkehr hatte auch in Meklenburg die Gründung neuer Klöster, zu Doberan, Dargau u. s. w. durch die einheimischen Fürsten statt. Diese kurze Einleitung hielten wir für nothwendig zur richtigeren Beurtheilung der vorliegenden Urkundensammlung; einige Notizen werden wir noch im Verlaufe beyfügen, und so wenden wir uns wieder dem Werke selbst zu.

Das ziemlich umständliche Vorwort zum ersten Band giebt nähere und auch anderwärts dienende Aufschlüsse über dieses Unternehmen. Meklenburg hat das Glück gehabt, durch die Bemühungen von Männern wie Westphalen, Schröder, Frank u. A. schon früh eine große Menge von Urkunden aus den Archiven zu gewinnen; aber leider sind in diesen ältern Mittheilungen die Drucke nicht zuverlässig; aus Ursachen, die wie allenthalben, so auch dort in den damaligen Zeit- und Lokalverhältnissen lagen. Erst seitdem Rudlof, (seit dem Jahre 1780) durch seine urkundenmässige und kritische Geschichte Meklenburgs gewissermassen Bahn brach, ward das Bedürfniß eines vollständigern und ungestörtern Besitzes fühlbar.

Rudlof selbst versuchte mit dem Anfange seiner Urkundenlieferung eine Eröffnung reinerer Quellen, fand aber damit noch zu wenig Anklang. (Rudlofs Urkunden-Sammlung hat den Titel: Codex diplomaticus historiae megapolitanae medii aevi. I. Heft 1789; II H. 1790). Seitdem ruhte die urkundliche Forschung eine lange Zeit, bis der Pro-

*) Schaukegel, Benedictiner von Seitenstätten in Oesterreich, hat in seinem Spicilegium über den Erzbischof Wichmann: Vienne 1795: (Wichmann hatte einen Theil seines Erbguts in Ostbayern an jene durch ihre Stifter ihm nahe verwandte Abtey geschenkt,) die mühsamsten und vollständigsten Forschungen über die sachsischen Stammfürsten, insbesondere über die Billungen niedergelegt: was auch die neuesten Geschichtschreiber von Sachsen z. B. Gervais anerkennen. Aber über Wichmanns Abstammung aus Bayern, und über dessen dynastische Verwandtschaft in der Ostmark wäre noch Wesentliches und Vollständigeres nachzuholen.

fessor Schröder zu Rostock (1826) einen neuen Versuch machte, woran ihn eine unheilbare Krankheit unterbrach. Schröder hatte die Absicht, die Monumenta inedita von Westphalen mit einem fünften oder Supplementenband zu vervollständigen.

Einige Zeit hindurch wurden dann zu den wochentlichen Rostokischen Nachrichten urkundliche Beylagen mit ausgegeben, aber das Blatt hatte nur ein kleines Publikum; während es der Pastor Cleemann zu Perchim auf eigene Rechnung wieder mit einer Chronik und mit Urkunden der Meklenburg-Schwerinischen Vorderstadt Parchim (1825) versuchte. Erst dem Vereine für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde gelang es, eine allgemeinere Theilnahme zu erwecken, und die Mittel für solche ernstere Unternehmungen zu erwerben.

Und eben das gereicht, unserer Ansicht nach, dem Vereine zum bleibenden Verdienst: mit dem rechten Takt und zu rechter Zeit, muß mit den einmal gewonnenen Mitteln gut hausgehalten werden; wenn es nicht wieder für lange — lange — bewenden soll.

„Der Großherzog von Meklenburg-Strelitz, K. H., der erhabene Mit-Protektor des Vereins, übergab, in richtiger Würdigung der wahren Bedürfnisse der Landesgeschichte, und voll ächter Liebe zum Vaterlande, dem Vereine alsbald die Druckkosten für diesen ersten Band einer Urkunden-Sammlung."

Aber warum schritt der Verein nicht zur Herausgabe eines vollständigen Codex diplomaticus Megapolitanus; einer, wie in andern Staaten, das ganze Land umfassenden und, sey nun das zerstreute Material schon gedruckt, oder noch in Handschriften, möglichst geläuterten Urkunden-Sammlung? Diese Frage hat sich auch Hrn. A. Lisch aufgedrungen, und indem er die mannigfachen Schwierigkeiten ihrer Lösung bespricht, lautet das Resultat dahin:

„mit einem Worte, ehe die Herausgabe einer umfassenden Urkunden-Sammlung unternommen wird, müssen vollständige Urkunden-Verzeichnisse oder Regesten über die gedruckten zerstreuten Urkunden herausgegeben, und einer vielfachen öffentlichen Prüfung unterworfen; dann aber auch einzelne Hauptperioden der Geschichte urkundlich und kritisch durchforscht werden, um erst Wichtigkeit und Richtigkeit einzelner Urkunden in das rechte Licht zu setzen."

Inzwischen — meynt Hr. A. Lisch, — soll sich die nimmer ruhende urkundliche Forschung vor Allem der Specialgeschichte zuwenden.

Hr. Archivar Lisch hat hier wohl die Localgeschichte, und ihre Grundlage, die beurkundete Topographie mit Monographien, im Augenmerk, und so sind wir ganz mit ihm einverstanden.

„Für die Erkenntniß des Wesens von Meklenburg in alter Zeit war durch die Ratzeburger-, für die Erkenntniß der Mitte des Landes durch die Doberaner- und einige Schweriner-Urkunden in Westphalens Mon. und sonst gesorgt; nur der Osten Meklenburgs war in den ältesten Zeiten noch dunkel, und forderte vor allen Dingen vielfach zur Erhellung auf. Es blieb also keine Wahl übrig; es mußten zunächst die Urkunden des Klosters Dargau so viel als möglich der Oeffentlichkeit übergeben werden. Von den Urkunden dieser wichtigen Abtey, nächst Doberan, der wichtigsten im Lande, waren bis dahin nur sehr wenige bekannt ꝛc."

Klagte man früher über Mangel an Dargau'schen Urkunden: — so setzt nun die Fülle derselben in Verlegenheit. (Wie bey uns!) Durch die Säcularisirung des Stiftes sind sie dem großherzoglichen Archive zugewachsen. Die Mönche hatten also auch da still und fleißig gearbeitet. Da es indessen bey dieser Herausgabe zunächst im Plane liegt, die Entwicklung des Ostens des Vaterlandes darzustellen, so ward diese Sammlung auf das XII. und XIII. Jahrhundert auf 100 Numern beschränkt.

Wir süddeutsche Forscher und Leser dürfen nun ja nicht vergessen, daß es sich hier, wie oben im Eingange bemerkt worden ist, um Meklenburg, im deutschen Norden, um einen Landesstrich längs der baltischen Küste handelt, wo die geschriebene Geschichte, der Laut der Urkunden, und zwar einzig als Frucht und Segen des Christenthums, und seiner Institutionen, erst um die Mitte des XII. Jahrhunderts vernehmlicher wird, während wir im Süden gewohnt, ja verwöhnt sind, unsere dießfälligen Quellen schon in der Mitte des VIII. Jahrh. so reichlich fließen zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen phyſikaliſchen Inhaltes in J. E. Poggendorffs Annalen der Phyſik.

(Fortſetzung.)

E. Dämpfe.

1. Bekanntlich haben die HH. Dulong und Petit in ihrem Syſteme von Verſuchen das Volum P, die Elaſticität H, und die mit dem Queckſilber-Thermometer beobachtete Temperatur T einer in einem Glasrohr erhitzten Luftmaſſe, ſo wie P′, H′, T′ derſelben Luftmaſſe, nachdem ſie auf die faſt unveränderliche Temperatur eines kalten Zimmers herabgekommen, beobachtet. Daraus wurde das bey 0° gleich Eins geſetzte Luftvolumen V, wenn es ohne Veränderung des Druckes die Temperatur T annimmt, und wenn d = mittlerer Ausdehnung des Glaſes zwiſchen T′ und T,

$$V = \frac{PH}{P'H'}[1 + d\ (T - T')]\ [: + 0{,}00375\ T']$$

und daraus die Zahl der Grade, die ein wegen der Ausdehnung des Glaſes berichtigtes Luftthermometer für die Temperatur T des Queckſilberthermometers angeben würde

$$t = \frac{V - 1}{0{,}00375}$$

Nachdem aber Hr. Rudberg den Ausdehnungs-Coefficienten = 0,003646 gefunden, ſo reducirte (234 — 242) Hr. Pambour die obigen Formeln auf denſelben, woraus ſich ergab, daß bey dieſer Annahme die Unterſchiede zwiſchen dem Queckſilber- und Luftthermometer weit unbeträchtlicher ſind, als bey der Annahme des Coefficienten 0,00375.

2. Hr. Baron v. Wrede verſucht es (S. 226 — 234) auf theoretiſchem Wege die Beziehung zwiſchen der Spannung und der Temperatur des Dampfes zu beſtimmen, und ſich ſtützend auf den bereits von Clement, Deſormes und Pambour beſtätigten Satz, daß der Waſſerdampf bey was für einer Temperatur er auch erzeugt ſeyn mag, immer dieſelbe Wärmemenge enthält, ſobald er ſich auf dem ſeiner Temperatur entſprechenden Maximum von Dichtigkeit befindet, wird er am Ende ſeiner Betrachtung, wenn die Maſſeneinheit des Waſſerdampfes die Spannung p bey der Temperatur t hat, auf folgende numeriſche Formel geführt:

$$\text{Log. } p = \frac{5{,}1059\, t\ (420{,}53 + t)}{(374{,}27 + t)^2}$$

Werden die bey der Temperatur von 23°,7 bis 124°,15 nach dieſer Formel berechneten Spannkräfte mit den beobachteten verglichen, ſo ergiebt ſich als größte Unterſchiede bey 23°,7 = + 0,0415, und bey 118°,4 = — 0,150, und der ganze Fehler von 23°,7 bis 124°,15 nicht größer als — 0,356.

Eben ſo glaubt Hr. B. v. W. das Volumen des Waſſerdampfes V, wenn α den Ausdehnungs-Coefficienten anzeigt, durch

$$V = \frac{1606\ (1 + \alpha\ t)}{p}$$

ausdrücken zu können.

3. Die im vorigen Bande beſchriebenen Erfahrungen des H. Armſtrong über die Elektricität des Dampfes einer Locomotive veranlaßten Herrn C. H. Pfaff (Seite 313 — 315) dieſe Verſuche an einem vortrefflichen Papinianiſchen Topf bis auf fünf Atmoſphärendruck zu wiederholen, und er fand, daß alle Dämpfe bey hohem Druck poſitive Elektricität zeigen, der iſolirte Topf aber negativ werde, daß dieſe Electricität mit der Spannung abnimmt und beym einfachen Atmoſphärendruck ganz verſchwindet. Glühende Kohlen auf einer iſolirten Platte von Zink oder Kupfer mit deſtillirtem Waſſer beſprengt gaben keine poſitive Elektricität, und die Platten wurden nie negativ. Daraus ſchließt Hr. Pf., daß die hier erzeugte Elektricität eine Folge des von den Dämpfen auf das Waſſer ausgeübten Druckes ſey, und dieſe Erſcheinung in die Kategorie der Electricitätserregung durch Druck gehöre.

F. Meteorologie.

1. Hr. Neven beobachtete 1840 in Conſtantine einen 10 Min. dauernden Regen, und Hr. Poggendorf in Berlin einen länger als eine Stunde dauernden Schnee ohne Wolken. (S. (S. 224.)

2. Am 19. Februar 1841 fiel zu Bagnone, zu Genes und Parma, und am 29. März in dem Departement der Oſtpyrenäen ein ſchlammiger Regen, welcher zu Parma von gelblichter Farbe und bitterem metalliſchen Geſchmack war. (S. 224).

3. Hr. Teſſan berichtet an Hrn. Arago, daß er im Oſten zwey ſchöne concentriſche Regenbogen, welche durch die von einer Wolke reflectirten Strahlen entſtanden waren, beobachtet habe. (S. 223.)

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Juny.

Nro. 118. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Meklenburgische Urkunden; herausgegeben von G. C. F. Lisch ꝛc.

(Fortsetzung.)

Und demnach möchte man uns, die wir im angestammten mittäglichen Besitz, Gebrauch und Verständniß der Urkunden — diese drey Vortheile bedingen sich auf den Grund der Landsässigkeit gegenseitig; — der mitternächtlichen Region wenigstens um vier Jahrhunderte voraus sind, öfter Ansichten aufdringen, die an sich, im Ueberholen geistiger Rührigkeit, sehr scharfsinnig (rationell) construirt seyn, aber unserm historischen Instinkt doch nicht genügen mögen.

„Bey der Seltenheit und Wichtigkeit der ältesten Urkunden unserer Geschichte — so fährt Hr. A. Lisch fort: — ist bis zum J. 1250 alles aufgenommen, was vorhanden war; aus der Zeit zwischen den Jahren 1251 bis 1299 nur das, was für die Landesgeschichte, für Erkenntniß der Verhältnisse der Abtey, und der Entwicklung von interessanten rechtlichen und Privatverhältnissen wichtig erschien. Für alles dieses sind die Dargau'schen Urkunden von Bedeutung; von der höchsten Wichtigkeit sind sie jedoch für die Erkenntniß slavischer Sprache, Sitten und Alterthümer, wofür sie eine nicht geahndete Quelle geben, (allerdings und eben darum!) für die alte Geographie, und für die Fürstengeschichte Meklenburgs und Pommerns, wie sie denn für Pommern eben so wichtig sind, als für Meklenburg."

Daher finden wir also hier auch aus Dongers Cod. diplom. Pomer. Urkunden eingeschaltet, die das von Dargau ausgegangene Filialkloster Bukow in Pommern betreffen, eben so welche vom Mutterkloster Doberan.

Anbelangend jedoch nun den auf dem Titel des Buches erscheinenden Beysatz „bearbeitete" (Urkunden) so mögen sich die sachkundigen Leser mit uns, in ihrer Erwartung kaum befriedigt finden. Zwar ist jeder Urkunde eine und öfter zugleich umständliche diplomatische und heraldische Charakteristik beygefügt; über den rubricirten Inhalt der Urkunden selbst wird aber nichts weiter erläutert: was, bezüglich auf Personen, Sachen und Orte — doch meistens sehr erwünscht gewesen wäre. Noch eine Stelle des Vorwortes den anderwärts weniger beachteten Einfluß der Heraldik auf die Geschichte betreffend, wollen wir bemerken, indem Hr. Lisch behauptet, daß in Meklenburg die wichtigsten und interessantesten Verhältnisse und Begebenheiten allein durch die Heraldik gelöset werden könnten. Hier kann begreiflich nicht von jener Heraldik die Rede seyn, von deren Aberwitz auch wir dereinst Beyspiele aufgeführt haben, und welche erst im XV. Jahrhundert an den deutschen Höfen zu floriren angefangen hat.

Nach allem dem, nehmen wir (Ref.) nun, wir wollen es zum voraus gestehen, diese Urkunden mit einer Art Vorliebe zur Hand; auch aus dem Grunde, weil sie ein Land besprechen, worin wir uns vor vielen Jahren, von Göttingen aus, und auf der Wanderung durch die großen Hansestädte, auch umgesehen haben. Die jugendlichen Anschauungen aus jener Zeit haben sich uns tief eingeprägt; denn, es hatte sich allenthalben viel Stoff zu Vergleichungen zwischen Volk und Land, zwischen Leben und Cultur, zwischen Sitte und Gesetz, zwischen Sprache und Schrift ꝛc. im Norden und im Süden Deutschlands geboten. Indem sich uns jene Erinnerungen jetzt erneuern, hat das reifere Urtheil sein Recht geübt, und Eindrücke und Erfahrungen geläutert. Finden wir, auch durch die vorliegenden Urkunden, der Analogien manche bestätigt, so lösen sich die mehrfältigen Anomalien gleichfalls auf dem

einfache Wege der geographiſchen und hiſtoriſchen Erörterung. Aber nur beyſpielsweiſe und, zunächſt Behufs der Culturgeſchichte, können hier Urkunden beſprochen werden.

Im vorliegenden erſten Bande iſt nun die älteſte Urkunde vom 30. Nov. 1173. Nr. 1. Biſchof Berno von Schwerin (im Jahre 1170 eingeſetzt, ſ. III. B.): Zuerinensis ecclesie episcopus; beſtätigt die unter andern von Herzog Caſimir: dominus Kazimarus, Diminensium et Pomeranorum venerabilis princeps, herrührenden Widmungen an Ländereyen, darunter auch zwey Salzpfannen bey Colberg duarum sartaginum sal coquentium sides in Colbiarg etc. und Fiſchereyen in Flüſſen und Seen längs der Penne. Auch viele Zehente gab der Biſchof; eben ſo gaben die Biſchöfe von Canin und Havelberg dazu (Nr. II.) et villas illas que quondam veteri castro de Dargon subjecte fuerunt. Die erſten Mönche waren de Dodiran, (von Doberan) herbeygekommen, dieſen alten Slavenhort in eine chriſtliche Gemeinheit umzuſchaffen; die pfarrlichen Rechte blieben aber der Kirche von Rokitniz (Rokniz) vorbehalten. Bezeichnend iſt es, daß die damaligen Gränzbeſchreibungen der dargau'ſchen Liegenſchaften neben den heutigen Ortsnamen noch vielfältig auch das ſlaviſche Etymon aufführen, z. B. (Nr. III.):

„via et villa guhtkepole, unde et in slavico dicitur: paut (Sumpf) wo guthkepole: — in quandam profundam paludem salicum, que et slavice dicitur glambike long; quidam magnus lapis terre affixus, *) et a sua magnitudine nomen accipit wili damb: — et inde in quosdam tumulos, qui slavice dicuntur trigorke, antiquorum videlicet sepulcra: ſolcher alter Gräber wird oft erwähnt; et abinde in quandam magnam paludem, que et slavice dicitur dalge long; in stagnum, quod slavice dicitur dambnio, et ultra per medium stagni in cumulum satis magnum, qui slavice vocatur mogela; (offenbar die Wurzel unſerer Ortſchaft Mögling; ſpäter wird dieſer cumulus als ein aus Felſenſtücken aufragender Hügel beſchrieben; daher auch mogila ein Hünnengrab;) in quandam paludem salinam, que et slavice dicitur scrucolong. Die bey uns in Niederbayern vielfältig vorkommenden Lohen und Lohwieſen, im Gegenſatze zu den Garten, aus ſumpfigem Waldboden hervorgegangen, ſtammen alſo auch näher vom ſlaviſchen Lueg; entfernter nur vom römiſchen lucus ab; — de lucho in stagnum q. d. Kalen, urbs et stagnum Kalen; — in quandam quereum, cruce signatum, quod signum dicitur slavice Knezegraniza etc.!“

*) Auch in Meklenburg mögen an den vielen auf Hügeln oder aus Sumpf und Brüchen aufragenden Felsblöcken die Geologen ihre Theorien verſuchen.

Und ſo ſahen ſich denn die Mönche hie und da in ein weites entvölkertes Terrain eingewieſen, in welchem ſie zwar nicht mit Beduinen und Kabylen, wie dort in Nordafrika auf fruchtreichem Boden; wohl aber mit Haiden, Sümpfen, Bächen, mit wilden Gewäſſern, und mit Wüſtungen aller Art, unter langen Wintern und ihrem rauhen Gefolge zu kämpfen hatten. Dem gemäß war daher auch das ihnen vorgezeichnete Coloniſationsſyſtem ſo einfach als ſicher. Unter dem Schutze der geiſtlichen und weltlichen Landeshoheit gab ihnen z. B. der Fürſt Caſimir I.

„liberam potestatem et perfectam libertatem vocandi ad se et collocandi ubicunque voluerint in possessione prefate ecclesie de Dargon teutonicos, danos, sclavos vel cujuscunque gentes et cujuscunque artis homines, et ipsas artes exercendi et parochias et presbyteros constituendi, nec non et tabernam habendi; sive vellint more gentis nostre (die Slaven!) sive teutonice et danice. Ipsos etiam homines, quos vocaverint et posuerint, liberos dimisimus ab omni exactione baronum nostrorum, (in unſern ſüddeutſchen Urkunden erſcheint das Wort: Baro ſelten,) et omnium nobis et eis famulantium, et ab omni servitio nobis et eis more gentis nostre debito, (in den folgenden Urkunden näher beſchrieben, worin auch vom Damm- und Deichbau, aggeres, von Mauth und Zöllen die Rede iſt,) videlicet, urbium edificatione pontium positione et utrorumque resarcinatione et omni expeditione, (in Süddeutſchland noch als Landesrobbat und Landfolge oder Zuzug bekannt;) ita, ut nemini quicquam servitii debeant ex debito, nisi soli deo et monasterio.“

Die Fürſten waren damals der Meynung, daß von den Corporationen und Gemeinheiten, Dörfer, Kirchen, Kapellen, Brücken, Uferwerke, Schleuſſen, Straſſen, Dämme und Deiche ꝛc. — in allen dem thaten ſich die Ciſterzienſer hervor — wo nicht beſ-

ser, doch wohlfeiler und schneller erkaut würden. Daß in dieser großartigen Verleihung, wie in allen ähnlichen Verleihungen im Norden und Süden von Deutschland, vor allem auch die niedere Gerichtsbarkeit, als das Patrimonialprincip schon begriffen war; und dem Zwecke und der Natur der Sache nach, begriffen seyn mußte, versteht sich von selbst. Die folgenden Urkunden bestätigen aber auch ausdrücklich die Befreyung des Klosters und seiner Leute von jeder andern Gewähr und Gerichtsbarkeit, die hochnothpeinliche ausgenommen: aber auch von dieser floß der dritte Theil der Bussen der Abtey zu (z. B. Nr. XXI.):

„Abbatie homines judicio astantes si vadi averint, omnia vadimonia pertinebant abbati, et quicquid aliarum causarum seu questionum infra terminos ejusdem abbatie ortum fuerit, nihil nostrum exinde vindicabitur: sed abbas hoc totum per suum advocatum in integrum judicabit. Decernimus etiam homines memorati claustri esse liberos et immunes ab omni infestatione advocatorum et judicum etc.“

In strafrechtlicher Beziehung waren zur Zeit, wie oben bemerkt, der landesfürstlichen Gewalt vorbehalten die förmlich und öffentlich verurtheilten Capitalverbrecher:

„quales sunt fures, furto octo solidorum valorem excedentes (was vierhundert Jahre später unsere Carolina mit fünf Gulden bezifferte?) latrones, incendiarii, homicide, manu mortua presente, violentie illatores, oppressores mulierum, raptores virginum, (wohlgemerkt wenn!) ita dumtaxat, si in ipso instanti mulier aut virgo violentiam factam clamore valido, (also mit einem herzhaften Schrey!) sicut moris est per vicinos et adjuvantes fuerit attestata.“

O der slavischen Sitteneinfalt! Denn ganz andere Verbrechen der Art deutete schon fünfhundert Jahre früher das uns benachbarte longobardische Strafrecht an; da wurden die Nachbarn nicht mehr um solche Zeugschaft belästiget (man sehe unsere Geschichte der Longobarden, und der gleichzeitigen Bajourier).

Und ein solcher zeitgemäßer Organismus trug seine Früchte: die Cultur des Landes nahm wunderbar zu, und selbst, als fünfzig Jahre nach ihrer Gründung die Abtey Dargau im Kriege untergegangen war, erstand sie bald, mit ihren Dörfern und Vorwerken (solitudines) nur kräftiger und schöner wieder. Zum Aufbau aus massivem Gestein: „ad opus latericium“ schenkten die Fürsten auch ewige Renten.

Das Kloster Bukow (Bucovia, Buchenau) gründet im Jahre 1248 (N. XXXV.) der Herzog Straatopolk von Pommern durch die Mönche von Dargau; hier zu Dargau, war auch ein wohlfundirtes Armenhaus: hospitalis et receptaculum pauperum, ibidem quiescentium, (N. XXXVIII.) Fürst Borowin von Rostok giebt an Dargau 30 Hufen (mansos) zu Tescowe für das Dorf Kelent, um da eine Burg und Stadt zu gründen J. 1252 (N. XLIV.)

„ad edificandum castrum et civitatem construendam,“ auch einen Antheil am Salzwerk bey Sülten: „perpetuam libertatem hauriendi aquas de puteis salinariis juxta Sulten sitis etc.“

(N. XLVI.) In einer vom Herzog Barnim von Pommern an Dargau im J. 1256 (N. XLVII.) ausgestellten weitläufigen Urkunde wurde unter andern aufgezählt, zwey Dörfer „Garz“ an der Meeresküste, der Lage nach ganz ähnlich unsern drey Dörfern Ober- Mitter- und Grafengars am Inn, ferner einen Berg,

„cui nomen slavice Bealgor, (Bel, Biel und gora, Berg?) qui et teutonice Wittenbergo, (Weissenberg?) dicitur:“ ferner wird beschrieben „quoddam sepulchrum, quod circumpositum est lapidibus, et jacet inter duos montes et duas vias, juxta quod sepulchrum erectus est lapis altus etc.“ „Arbores, que Hagenboken dicuntur.“

Diese Hagenbuchen als Gränzmarken kommen auch in unserm Ludiculo Arnonis (798) mehrmalen vor. (Die große Fischerey „recentis maris“ (im frischen Haff). Im J. 1258 (Nr. LII.) entscheidet das Cisterzienser Generalcapitel den langwierigen Streit, ob das Kloster Dargau vor der Abtey Doberan oder von jener zu Esrom gegründet worden, zu Gunsten der erstern. Der Abt Heinrich von Dargau verleiht dem Ritter Hans von Wecholt Ländereyen für Colonisten, mit dem Vorbehalt:

„ut in judicio, quod thedinch dicitur, quod quater in anno solet fieri, scilicet circa nativitatem domini, et in pascha, et circa fes-

tum st. Michaelis mediam partem habeat ejusdem juris:“

wie weiland bey unsern Landthaidingen in jedem Amtsbezirke. J. 1262 (Nr. LV.) der Herzog Bornim von Pommern, dux Slavorum, verleiht J. 1265 der Abtey Dargau von ihrem Hofe Casibure aus den Butterfang auf der Ostsee:

„libertatem capiendi rumbos cum una navi et retibus — in mari salso terre nostre dominio adjacenti:“

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. E. Poggendorffs Annalen der Physik. Bd. LIII. (Zweyte Reihe Bd. XXIII. 1841.)

(Fortsetzung).

4. Die Schneegränze in der Sierra Nevada de Merida geht nach den Messungen des Hrn. Codazzi S. 220 — 221) weiter herab, als man nach ihrer Breite von 8 bis 9° N. vermuthen sollte; denn die Höhe derselben ist = 4540 Meter, während sie nach Boussingault

auf dem Pic de Tolima	5°	N. B.	= 4686
Vulkan Purace	2°	—	= 4669
Antisana	0	—	= 4871
Cotopaxi	1 1/2°	S. B.	= 4804
Chimborasso	1 1/2		= 4808

und nach Pentland

Paru = 4900 ist.

5. Detonirende Feuerkugeln wurden (S. 224) am 25. Februar 3 Uhr Nachmittags zu Cherbourg, am 27. Februar 4h 40′ Morgens zu Parma, zu Guastalla um 8h Morgens, zu St. Menehould in der Nacht vom 21 — 22. März, zu Genf am 24. März 10h 5′ Abends und 30. März 9h 2′ Abends ohne Meteorsteinfall geschehen.

6. Nach einem Bericht des Hrn. Verusmar aus Cherbourg an Hrn. Arago fiel im Weiler Les Bois-aux Roux ein Feuermeteor auf ein Dach und setzte es in Brand, der sich zwey benachbarten Häusern mitgetheilt hat. (S. 221)

7. Am 22. März 1841 fiel im schlesischen Grünberger Kreise in der Gegend des Gutes Seifersholz ungefähr halb 4 Uhr Nachmittags ein Meteorstein, welcher mit den 1808 bey Stannern gefallenen eine täuschende Aehnlichkeit hatte, und ungefähr einen halben Fuß tief, und nach der Beschaffenheit der Vertiefung zu urtheilen, senkrecht in die Erde eingeschlagen hat. Der aufgefundene Stein ist das Fragment eines größeren, und auch dieses bey dem Ausgraben entzwey geschlagen worden, so daß das Gewicht des größern Steinstückes = 30 Unz. 2 Drach. und 4 Scrupel, das des kleinern = 6 Unz. 1 1/2 Drach. betrug. (S 172 — 179)

Eben so fiel (S. 411 — 415) am 12. Juny 1841 Nachmittags zwischen 1 — 2 Uhr ein Meteorstein bey Chateau-Renard in der Gemeinde Triguères (Depart. Loiret) in 2 Stücken, von welchen das eine 15 Kilogr. wog, das andere aber in viele größere und kleinere Stücke von 1/2 bis 3 Kilogram zersprungen war. Das specifische Gewicht desselben ist 3,56, und die Zusammensetzung gab nach der Analyse des Hrn. Defrenoy

Nickeleisen . . .	9,25
Peridotähnliches Mineral .	51,62
Unlösliches Mineral .	38,17
Schwefelkies . . .	0,67
	99,71.

8. Aus Beobachtungen des Hrn. Berard vom August 1838 bis July 1839 geht hervor, daß im Golf von Mexiko der höchste mittlere monatliche Thermometerstand in der Luft im July mit 30°, 2 C., der niedrigste im März mit 15°, 6 C. und der mittlere des Jahres mit 25°,9 C., die höchste Temperatur des Meeres aber im July mit 29°,4, die niedrigste im März mit 20°,0, die mittlere mit 25°,2 beobachtet wurde. (S. 217)

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Juny.

Nro. 119. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Meklenburgische Urkunden herausgegeben von G. C. F. Lisch.

(Fortsetzung.)

(Nr. LVIII.) In der Folge durften die Klosterleute von Dargau die Ostsee und das frische Haf mit zwölf kleinen Last- und Frachtschiffen befahren: (Nr. LXV.) „duodecim naviculâe vulgariter: hafkanen.“ Auch das Nonnenkloster Bergen auf Rügen: „ecclesia monialium in Ruija, que mons (vulgo Gora) dicitur: (auch ein Witzlaw, dei gratia nobilis princeps Ruijanorum erläßt den Brücken- und Wasserzoll,)“ bezog, wie Dargau eine Last Salz von der Saline juxta Marlov sita, (Sulte?) Bürger von Rostock und Lübeck betrieben erbrechts- und lehenweise das Sudwerk und den Handel (Nr. LXIII.) wie bey uns. (Man s. die von uns bearbeitete Geschichte der deutschen Salzwerke.) Seit achthundert Jahren, seit dem die Nord- und Ostsee theils, über weite Strecken Landes hereingebrochen, theils, davon zurücktretend, viel Sumpf- und Sandboden zurückgelassen, *) und so die einst dichte germanische Bevölkerung zur Auswanderung nach Süden genöthigt hatte: erblickt man, vierhundert Jahre später, längs diesen Küstenländern allenthalben ein neues, frisches Cultur- und Bevölkerungs-System, die novella plantatio im Fortschritt. Untrügliche Beweise davon sind unter andern das geregelte, gleiche Ausmaß des Bodens, die entsprechende Belastung desselben mit Dienst und Zins; und die vielfältige genetische Bezeichnung der slavischen und deutschen Ein- und Hintersassen. Während im deutschen Süden, und insbesondere in Bayern und Oesterreich, der im VIII. Jahrhundert noch ziemlich festbestandene Hoffuß schon längst in Brüche, in halbe, viertel und achtel Huben und Höfe übergegangen war: — nur aus mehrfältigen Einwanderungen unter dem fürwährenden Daseyn einer Urbevölkerung läßt sich diese Erscheinung erklären; — sprechen die vorliegenden meklenburgischen und pommerschen Urkunden des XIII. Jahrhunderts von der genauen Innehaltung der Landesvermessung: jede Gemarkung und Gemeine bestand aus einer bestimmten Anzahl von Mansis, (später als hovae bezeichnet), überzählige Hufen und Ländereyen wurden als solche, als „ouerslach“ vorgetragen; wie bey uns als walzende Stücke. Die Vermessung geschah nur zum Theil mittels der Schnur:

„in omni mensuracionis et funiculacionis genere;“

und es war eine besondere Begünstigung, wenn der Fürst, oder Abt manchesmal von dieser Operation (mensura) Umgang nehmen ließ. Daß der Hoffuß in Norikum und Vindelicien auf römischen Vermessungen beruhte; haben wir in unsern Beyträgen nachgewiesen. Wüßten wir den Flächenraum eines meklenburgischen Mansus, und den Gehalt des Getreidmaßes z. B. vom tremodium, vom Roggen, Gerste, Hafer, (von Waitzen ist keine Rede) auch Lein, Geldzins sind genau angegeben: so könnten über die Belastung des Bodens, über Güterwerth ꝛc. belehrende Vergleichungen mit den modernen Steuersystemen angestellt werden. (N. LXVII.

*) Aber auch sehr fruchtbare Thäler und Niederungen, besonders den Küsten näher, zwischen Höhenzügen, deren Scheitelpunkte nur 300 — 500 — 600 Fuß über das Meer aufreichen. Hie und da gewinnt der Landmann 8 — 12fachen Samen, anderwärts wieder nur 3 — 4 fachen, dort ersetzen es die nach 4 Classen besteuerten Weidenschaften wieder.

LXXXIV. XCV. XCVI. etc.) Es gab auch überall dienstfreye unbelastete Mansi. Die Fürsten Heinrich und Johann von Werle hatten zur Abzahlung ihrer Schulden drey Jahre hindurch jedesmal octo, insbesondere in dominio solidas de quolibet manso Gnoyen in subsidium (als Boden) empfangen: fürder ward auf zwey Schillinge und nur für ausserordentliche Fälle zusammen gehandelt. J. 1276 (Nr. LXXII.) Man rechnete nach lübischer, slavischer und brandenburgischer Münze. Die nahen Hansestadte setzten deren viel in Umlauf; und der Zinsfuß war wohl um 1/3 billiger als bey uns. Johann von Appeldhorn nimmt von der Abtey Dargau das Gericht zu Plosekka zu Lehen: „judicium dictorum mansorum sub homagio recepi". (Nr. LXXVI.) Wie einst bey uns, so waren auch dort, im Norden, alle eindienenden Bauern den nächststehenden Kastenämtern „nunc redacte sunt villae in grangias" zugewiesen, und so die Verwaltung sicher und leicht. Das slavische Dobermuizel hieß nun Binderisdorpe; und im großen Neudorf, (Neudorf, von mehr als 30 Höfen,) waren die alten Ortschaften Dargebant et Tessekowe untergegangen.

J. 1582 (Nr. LXXVII.) Das Patronatsrecht über die Dorfkirchen hieß der Bischof von Camin „bannum, sive jus synodale." Zum Brückenbau bey der Stadt Melchin hatte die Abtey Dargau (1283) mit Geld und Spanndienst wacker beygesteuert:

„quatuordecim marcas denar: — in trecentis plaustris lapidum et sex curribus ad preparationem prefati ponti arenam apportantibus per tres dies:"

und dafür ward sie, wie billig, auf stets und ewig vom „censu pontis" vom „bruckpenninke" befreyt. (Nr. LXXVIII.) In der gleichzeitigen Bestätigung der abteylichen Gerechtsamen in Pommern durch den Herzog Bogeslav finden wir unter andern „in recenti mari, vulgar. verschaf (das frische Haf), duas sagenas, que in materna lingua (nun deutsch) waden sive garne (bey uns Seegen) nominantur. (Nr. LXXX.) Später 1292. ist von dem altberechtigten Fischfang der Bürger zu Dymen, und der Abtey in der Penn, und im See Verchenpenz, (ponts, stagnum) captura angwillarum, (unsere beliebte Aabe und Ferche,) die Rede. (Nr. LXXXIX.) Nur jene Leute durften in der Abtey Dargau zur Erde bestattet werden, die da das Ungefähr, oder der Tod überraschte,

„ei — sit si a pecore, vel per casum arboris, aut per ruinam, vel quocunque mortis eventu, que vnegerath vulgo vocatur."

(Nr. XCVII.) Rakeniz hatte ja die pfarrlichen Rechte. Die meklenburgischen Fürsten, welche ihren Klöstern, und wahrlich nicht umsonst, so geneigt waren, nannten sich bald „dei gratia domini Slavorum, Magnopolitanorum, (von der großen Burg,) bald domini et nobiles de Rostoke, de Stargart (provincia), de Werle, de Parchim. Auch ein (nachgeborner) Fürst: Pribezlaus, dei gratia domicellus de Belegart, (in der Umschrift des Siegels ist „Dom. de Slavia" zu lesen;) verträgt sich Jahr 1289 mit der Abtey Dargau über zwey Dörfer. Uebrigens waren die Bischöfe von Camin die Diöcesanen von Dargau. Wie viel wäre noch aus diesen Urkunden anzudeuten, doch genug: und nun einige Worte über den zweyten Band.

Das Cisterzienser-Nonnenkloster zu Sonnencamp, in campo solis, war das älteste und reichste Frauenconvent im Lande Meklenburg, es hatte sich, gleich Doberan und Dargau, der vorzüglichen Gunst der Landesfürsten zu erfreuen. Die Stiftung durch den Fürsten Borwin I. (dei gratia princeps Slavorum) fällt in das Jahr 1219. Cuszin hieß früher die slavische Markung, die dann in Sonnencamp umgetauft, später aber das Neukloster, und nur selten Sonnenfeld genannt wurde. Die Urkunden und Regesten, 181 Stücke reichen von 1219 bis 1546. „Auch sie gaben ein treues Bild von der Entwicklung aller Zustände des Mittelalters." Auch für die Topographie, für die Fürstengeschichte und Rechtsgeschichte liefern sie gute Ausbeute und interessant sind die mannigfaltigen Beziehungen zur Handelsstadt Lübeck, welche in diesen Urkunden hervortreten. Im Anhange werden die Heberollen oder Kastenbücher des Klosters vom Jahre 1318 — 1320 geliefert. Da sie sich über einen großen Theil des Landes und dessen Dorfschaften verbreiten, und in Beziehung auf die Anzahl der Höfe, der Familien, der Natural- und Gelddienste, der Löhnungen, der Preise u. s. w. eine seltene und musterhafte Vollstän-

digkeit gewähren: so findet sich der Statistiker von Beruf hindurch vollkommen in der Lage, seinen heutigen Anschauungen den Befund von fünfhundert Jahren früher gegenüber zu stellen. Ohne solche Gegenstellung hat bekanntlich die Statistik keinen Boden; und der Staatsmann keinen Anhalt; „In provincia Rodestoch lagen die ersten Widmungen des Klosters. Um 100 Mark Silber gaben die Fürsten (J. 1231) unter andern demselben „Nacunstorf villum“ die Ortsnamen auf dorf und dorp mehren sich mit der deutschen Bevölkerung, ab omni jure secularis potestatis exemptam preter judicium, quod specta ad collum et ad manus amputationem,“ — zum Eigenthum. Hinwieder verkauft das Kloster an Burger von Lübek Dörfer und Weiler als lehenbaren Besitz. Bey Vermessung der Flur Pounek (1235 VIII) fand man da 14 bemaverte Höfe, mansos cultus, und dagegen 20 unbemaverte, incultus; und der Fürst traf alsobald ein Abkommen mit dem Kloster, welches bisher da 10 bemaverte Höfe inne hatte, indem er demselben auch noch die übrigen einräumte. Wie an die todte Hand!? Ja wohl. Eine Reihe solcher Beyspiele könnten noch angeführt werden: Die Schwertritter in Preussen, „milites Christi Prucie“ hatten (J. 1240) mit frommen Sinn, pio favore und 200 Mrk. curiam quandam Tseelin an Sonnencamp verkauft: was der Landesfürst gern bestätigte. Das Domcapitel zu Lübeck erwirbt verschiedene Lehenrechte, welche sich Sonnencamp gegen Bürger von Lübeck vorbehalten hatte. Die Zinse und Renten von einigen zum Kloster unterthänigen Schenken z. B. de erogone in Aldenbukowe, de erogone in Theghentyn etc. (daher im nördlichen Deutschland die Schenken gewöhnlich Krüge heißen), waren insbesondere zur Bekleidung der Nonnen bestimmt. Aber die tabernae begriffen das vollständige Gastungsrecht: und sind wohl römischen Ursprungs, da der Deutsche jedem Gaste sein Haus öffnete. Mit dem Kloster war auch ein besonders fundirtes Siechenhaus: „officium infirmerie ad recreandas infirmantiam et debilium sanitates“ verbunden. Ob bey Aufhebung dieser Klöster in Meklenburg solche besondere Stiftungen ausgeschieden, oder etwa auch mit in den Fiscalsäkel geworfen wurden: — darüber kömmt hier nichts vor. Als Geschenk des Fürsten von Rügen hatten die Nonnen zu Sonnencamp ꝛc. alle Jahre eine Last Häringe von Stralsund zu beziehen „unum last allecum in Stralsunde civitate.“ Auch in den bayer. Klöstern und Hospitälern hatte der nordische Häring mit den Nordländern frühe Eingang gefunden: vielleicht schon mit den Rugen an der Donau zur Zeit St. Severins? Der Fürst Heinrich bestätigt (1271) dem Kloster mit Umgang von der Nachmessung den gesammten Güterbesitz (an Höfen, Mühlen, Tafernen, Schenken, Fischweyern) „cum judicio majori et minori, bis zum Strafrecht ad sexaginta solidas: majus vero judicium, das um mehr als 60 Schillinge büßte, hatte der fürstliche Vogt zu üben. Auch a comuni terre judicio; q. d. Landdyneh“ waren die Klosterleute nun frey. Bürger von Lübeck, Wismar, Rostock und benachbarte Edelleute stifteten für ihre Töchter lebenslängliche Pfründen zu Sonnencamp mittels Naturalrenten: aber Wein und Waitzenbrod mußten aus der Ferne angekauft werden: „in emptionem vini et panis triticei:“ 1282. Manche Mühle zinsete 8 und mehr Schäffel Roggen; dazu noch Schweine und Hühner. Auch von Hopfen, der in den bayer. Saalbüchern schon im IX. Jahrhundert vorkommt, ist hier noch nichts zu entdecken. In spätern Zeiten baute Meklenburg viel Hopfen. Die Tabernae zinseten Wachs, cere, und Geld: die vielen Köther, (Cotheri, Kleinträger) viel Geflügel. Von der Verleihung von Jagdrechten an die Abteyen in Meklnng und Pommern ist nirgends die Rede, während solches an bayerische und fränkische Klöster mehrmalen vergabt wurde; zumeist aber an die Bischöfe, schon im VIII. und IX. Jahrhundert, was vielleicht später auch im Norden statt gefunden hat. Die baumlosen Sandstrecken längs der Ostsee hegen ohnehin wenig Wild. Im Jahre 1311 verkauft der Fürst Heinrich v. Meklenburg

> „provida et deliberatione diligenti unacum consiliariis et vasallis nostris prehibitu — pro ducentis marcis den. (sogar das) judicium supremum, quod in truncatione capitis et membrorum consistit, et quod vulgariter colli et manus dicitur, cum omni proventu et emolumento ac proprietate, que vulgo eghendum dicitur etc.

Flüchtige Uebelthäter des Klosters mußten auch die

landesfürstlichen Vögte (Advocati) überall verfolgen. Ein derley Actenstück findet sich freylich nicht in den XXXIII. Quart Bänden der Mon. Boica.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorff's Annalen der Physik.

(Fortsetzung.)

Aus den Beobachtungen der Fregatte Venus haben sich für die mittlere Temperatur des atlantischen Meeres im Januar 1837 26°, 6 C., im May 1839 26°,8, des stillen Meeres (130° O. v. Paris) im Juny 1837 26°, 9, bey den Gallopagos im Februar 1839 26°, 9 ergeben.

9. Bey verschiedenen in Preußen angestellten Bohrversuchen wurden die in verschiedenen Tiefen herrschende Temperatur beobachtet, und so ergab sich zu Neusalzwerk bey preußisch Minden in einer Tiefe von 200 — 1330 preuß. F. eine Differenz von $14\frac{1}{2}$ — 22° R. = $7°\frac{1}{2}$ R. Die Temperaturdifferenz des abfließenden Wassers von 624 — 1713 F. war $12\frac{1}{2}$ — 22° = $9°\frac{1}{2}$. Auf der Saline Artern (Prov. Sachsen) war der Unterschied von 50 — 995 F. = 7°,4 — 15 = 8°,6. Auf der Saline zu Staßfurt Unterschied von 312 — 655 F. = 10° — 14°,2 = 4°,2, und bey der Saline Schönebeck Unterschied von 267 — 374 F. = 10°,7 — 11°,5 = 0°,8. (S. 408 — 411).

10. Hr. N. Gröger zu Mühlhausen in Thüringen hatte in den Jahren 1837, 1838, 1839 täglich theils 3, theils 6 Beobachtungen angestellt, aus welchen hervorgeht, a) daß die Elasticitäten der Dünste im Herbst, Winter und Frühling mit der täglichen Temperatur wachsen, im Sommer aber das Gegentheil stattfindet, b) daß die mittlere Richtung der Winde für das Jahr nahe eine reinwestliche, aber am nördlichsten im Frühjahre, am südlichsten im Herbste ist, c) der Druck der trockenen Luft in den verschiedenen Jahreszeiten zeigt, daß er weniger abhängig ist von der Richtung als von der Temperatur des Windes, d) für einen Tag ist in Mühlhausen der mittlere

	Barometerstand,	Elasticität,	Temperatur,
im Frühling	742,316 Mill.	5,636 Mill.	6°,29 C.
im Sommer	743,198 „	10,160 „	16,93
im Herbst	741,531 „	7,220 „	9,11
im Winter	744,476 „	3,730 „	0,52

11. a) Hr. Prof. Zenschner untersuchte 1838 auf einer 4 1/2 Monat dauernden Reise die Höhen des Tatro-Gebirges durch barometrische Beobachtungen, zu welchen Hr. Steczkowski, Adjunct an der Sternwarte in Krakau die correspondirenden Barometerstände von Krakau geliefert, und auch die Berechnungen übernommen hat. Hr. Z. liefert (S. 195—215) alle Daten und die daraus berechneten Höhen in einer ausführlichen Tabelle.

b) Man hat bisher immer geglaubt, in dem isolirten Gebirgssysteme von Parime, in welchem der Orinoko entspringt, sey der Pic von Duida der höchste Punkt. Die trigonometrischen Messungen des Herrn Obersten Codazzi zeigen aber, daß die Höhe des Maraguaco um 34 Meter größer ist, als die des Duida, nämlich 2508 Meter. (S. 221.)

c) Es sagt zwar Hr. Hofr. v. Schubert in seiner Reise in das Morgenland, daß das todte Meer wenigstens 600 p. F. unter dem mittelländischen Meere liegen müsse. Aber der KK. Bergrath Hr. Russegger glaubt, nach seinen Beobachtungen müsse diese Depression wenigstens 1200 F. betragen; denn sein barometrisches Nivellement vom Sinai bis Nazaret und dessen Umgebungen giebt unter andern für Katharina 8168, für Bethlehem 2538, für Jerusalem 2479, für das Kloster Mar Saba 695 p. F. über, und für Jericho (Dorf Richa) 717, für den Spiegel des Sees von Tiberia 625, für den Badeplatz der Pilger am Jordan 1291, für den Spiegel des todten Meeres 1341 p. F. unter dem Meere, und für das Gefäll des Jordans, der in seinen Windungen wenigstens 48 Stunden lang ist, auf eine Meile im Durchschnitt 29 bis 30 Fuß, oder in Summa 716 F.

Zur Vergleichung theilt Hr. R. auch einen Auszug des von ihm im nördlichen Syrien gemachten barometrischen Nivellements von der Spitze des Libanon (= 8800) bis Beirut (= 60 p. F.) im Antilibanon so wie einen Auszug aus dem Tagebuch seiner barometrischen und thermometrischen Beobachtungen zur Controlle seiner Angaben mit.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Juny.

Nro. 120. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Meklenburgische Urkunden; herausgegeben von G. C. F. Lisch ꝛc.

(Fortsetzung.)

Aber man möge sich an einer solchen Anomalie in den Hoheitsrechten eines Landesfürsten und zudem eines von slavischer Abkunft und Vollmacht nicht stossen. Die Ausübung der Rechtspflege, und insbesondere des peinlichen Rechts, war damals, in Deutschland, und zumal in dem dem römischen Recht noch weniger zugänglichen Norden, nicht sowohl geschrieben, als durch den Gebrauch so fest geregelt und normirt, daß es ziemlich gleichgültig schien, ob dieses judicium supremum unmittelbar der Fürst, oder ein Standesherr, oder eine höhere Corporation ausüben ließ. Immer waren es der geschäftskundige Vogt, und unter seinem Vorsitz, die beeideten und rechtskundigen Schöffen, (Kmets Scabini,) welche im Beysenn des zutrittfähigen Volkes das Urtheil aussprachen; auf Leben und Tod; wie auf dem Tarif der Geldbussen. Eine andere Frage wäre, ob und wie damals nur die wichtigsten landesfürstlichen Prärogative, das Begnadigungsrecht, ausgeübt wurde? Wahrscheinlich blieb dasselbe als etwas, was sich von selbst verstünde, vorbehalten.

Die Rathmänner von Wismar bekannten sich J. 1312. an das Kl. Sonnencamp, das in jener Stadt selbst Haus und Hof besaß zu einer Schuld von 347 1/2 Mark nächstens zahlbar; während (1315) die Priorin und das ganze Convent von Sonnencamp vor dem Bischof Hermann von Schwerin offenes Zeugniß geben, wie ihr Probst Albert (ein jeweiliger Probst hatte die oberste Leitung des Stifts;) bereits durch volle 25 Jahre das Kloster in allen seinen Geschicken und Angelegenheiten nicht nur aufrecht, sondern auch, geistig und leiblich, blühend erhalten habe:

„Albertus earum Prepositus a viginti quinque annis hactenus per immenses labores et diras curas, sepius etiam non absque vite sue periculo totus deditus fuerit earum absequiis, possesiones que ipsarum latius augmentaverit, edificia plura construxerit, disciplinam claustralem (die erste Beeingung!) foverit, verbo doctrine, alimentis et operimentis ipsas benigne paverit, atque in adversitatibus acribus sua sorti custodierit armatura."

Eine solche Schilderung von einem trefflichen Klostervorstande ist uns noch nicht vorgekommen. Die dankbaren Nonnen widmeten mit Zustimmung des Bischofs, ihrem Probst Albert auf Lebenszeit die Renten von einer Salzpfanne zu Lüneburg

„salis sartaginem vulg. „panne" in Lünenborch:"

die auch Probst Albert collecta per ipsum pecunia zum Kloster angekauft hatte. Später wird noch zweyer Wispel (?) Salzes

„duos choros salis quolibet flumine in salina Lunceborch sartagina in domo Eynghe, et alia in domo Eminghe"

erwähnt. Im J. 1437 waren drey Wispel Salz: so viel gab eine Lüneburger Pfanne, um 1450 Mrk. verpfändet. Die Suden also bedeutend. Aber welcher Wechsel der Zeiten und Verhältnisse. Im J. 1371 wird ein Herr Nicolaus,

„honorabilis vir, als Probst angenommen und siehe da, invenit nostram preposituram quasi totaliter depaupertatam, nostrumque monasterium in maximis occupatum debitis et omnis nostras curias quasi totaliter propter absentium boni regiminis neglectus et desolatus."

Die Priorin Adelheit, ihre Mitvorstände und das ganze Convent bekennen, daß ihr Stift mit einer Gesammtschuld von nahe 3000 Mark beladen sey. Der Probst Nicolaus regulirt die Schuldentilgung; ein folgender Probst wird vom Bischof entsetzt, auch dem vom Pabst Bonifaz IX. (1395) zu Hülfe gerufenen Schweriner-Official scheint es noch nicht gelungen zu seyn, den früheren wohlgeordneten Haushalt wieder herzustellen, und die entzogenen Güter, Zehente, Patronate ꝛc. wieder zu gewinnen: erst der im Jahre 1407 vom Pabst Gregor XII. nach dem schwer bedrängten Neukloster abgeordnete Dekan von der Marienkirche zu Hamburg scheint der Verschuldung Meister geworden zu seyn.

Um das Jahr 1400 beginnen diese Urkunden deutsch, d. h. plattdeutsch zu lauten, und so sind sie auch hier, meistens nur im Auszuge oder in Regesten gegeben; dem süddeutschen Auge schwer noch schwerer dem Ohre verständlich. Beym Lesen dieser Briefe glauben wir uns wieder in eine meklenburgische oder pommersche Herberge versetzt. Nur einige Proben hievon.

„Wy Geraidus Brusevitze prunest, (Probst) — tome (zum) Nienkloster, anders genomet Sunencamp, — bekenne unde do witlik apenbar, (und thun willigkich offenbar,) in desseine breve (in diesem Briefe,) dat nig (daß nur) redelken (endlich) entfangen hebben, unde upghebord (und aufgehoben) van der erbaren vrowen, (Frau) Ghiczele, Clawes Sperlinges zeliger dechtnisse, (seliger Gedächtniß) nalaten widewen (nachgelassene Wittwe,) hundert lub: lubescher penninge, sik suluen (sie sollen) vo: unde der naseenen zelen, (für die armen Seelen) alse des vorbenomeden Clowes (Claus) her Wypert Lutzowen ridder (Ritter), Joachim van Bulowe etc. — alle nalatene wedewe, (alle nachgelassenen Wittwen,) entlo ynghe erer pyne, (zur Entlassung ihrer Pein,) u. s. w.; ferner: „vor v stich, (für fünfzig) mark lubisch, — jarliker rente in pacht liffghedinges (Leibgeding) in dem gantzen dorpe unde huve, (im Dorf und Hofe) to der Tepelisse (zu Teplitz), dree Mark — to hulpe unde beteringe (zu Hülfe und Besserung) des bowetes, (des Bedarfes?) bynnen closters (innerhalb des Klosters), in sunte Ilsebeen auende der hilgen vorstynnen;“ (am st. Elisabethen-Abend, der heiligen Fürstin).

Schon in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts treten die im Norden noch lebenden adelichen Geschlechter slavischer Herkunft, als die Moltke (Moltke), Lutzowe, Bülowe etc. hervor.

Wir wenden uns zu dritten und letzten Band; zu den Fundamental-Urkunden des Bisthums Schwerin.

Im kurzen Vorwort, (vom November 1841,) bemerkt Hr. Lisch daß das bischöflich-schwerinische Archiv zur Zeit der wallensteinischen Invasion (1628) nach Dänemark gerettet worden, und trotz zweyhundertjähriger Bemühungen, ein kleiner Theil ausgenommen, nicht mehr von dort zurückgekommen sey. Man hielt in Kopenhagen selbst das Uebrige für verloren.

Im 16. Jahrhundert haben die Bauernkriege, im 17. der dreyßigjährige in den Archiven Deutschlands aufgeräumt: theils wurden sie weithin, nach Richtungen, geflüchtet, theils als Beute entführt. Dänemark und Schweden haben daran auch ihren Theil genommen. Im Anfange des 19. Jahrhunderts hat die Säcularisation den Papiermühlen und Gewürzbuden großmuthig gespendet. Der Verlust des Bisthums Schwerin an Urkunden betrifft zumeist das 13. Jahrhundert, die innere Ordnung, den Güterbesitz, dessen Verwaltung, und die vielfältig angestrittenen Diöcesangränzen belangend. Wie in der Einleitung weiter vorkömmt, so hat doch der Zufall manche wichtige Urkunde an abgelegenen Canzleyen und Orten bewahrt; und erst bey der Secularisation des Domcapitels, im Jahre 1648 gieng dem großherzoglichen Hauptarchive hievon der bedeutendste Erwerb zu.

Von den wichtigsten Urkunden des Bisthums Schwerin hat sich jene des Herzogs Heinrich des Löwen vom 5. September 1171 im Original, und zwar im Dome zu Güstrow, und die goldene Bulle des Kaisers Otto IV. vom 4. Jan. 1211 in alten beglaubigten Abschriften und Regesten erhalten:

„Diese beyden Urkunden — sagt Hr. A. Lisch — treten aber in der Geschichte in so merkwürdigen Gestaltungen auf, daß sie eine besondere Betrachtung fordern; es wird sich durch die Untersuchung ergeben, daß sie wohl ohne Zweifel die interessantesten Urkunden Meklenburgs sind, und Erscheinungen darbieten, wie sie sonst in der Diplomatik Norddeutschlands ohne Beyspiel sind.“

„Die goldene Bulle Kaisers Otto IV. duldet keinen Verdacht ꝛc.“ — „Die Dotations-Urkunde Heinrichs des Löwen dagegen iſt ein wahrer Proteus: faſt jede Abſchrift, und jeder Ausdruck lautet anders:“ —

und das ſchon ſeit den früheſten Zeiten. Denn mit Erſtaunen fand man im Jahre 1705 im großherzoglichen Hausarchive von der Dotations-Urkunde des Herzogs Heinrich von 1171 eine zweyte Ausfertigung, welche in früheren Zeiten für das Original, und für eine dem Domcapitel zur verſtärktern Sicherheit ertheilte Ausfertigung gehalten ward. Allen Anzeichen nach rührt dieſes membrane Document, aber ohne Siegel, vom Ende des 12. Jahrhunderts her: worüber ſich Hr. Liſch umſtändlich erklart. Und eben dieſes „eingeſchwärzte Fabrikat“ ward dem Kaiſer Otto IV. zur Confirmation untergelegt; und ſo ein erweitertes Privilegium erſchlichen. Indeſſen eine Reihe von andern, kaiſerlichen, päbſtlichen und herzoglichen Urkunden liegt — von 1171 bis 1211 — dazwiſchen; und da ſie den weſentlichen Inhalt jener apokryphen Urkunde beſtätigen; ſo hat ſie für die Topographie des Landes dennoch den Werth einer Original-Urkunde. — Haben wir nicht auch anderwärts ähnliche Beyſpiele, daß nämlich aus einem urſprünglichen Privilegium minus durch diplomatiſche Induſtrie und durch glücklich erlangte Confirmationen Kaiſer und Päbſte faſt gleichzeitig ein Privilegium majus hervortrat, über deſſen formelle Giltigkeit, während die materielle nicht widerſprochen werden konnte, die Diplomatiker und Publiciſten auch noch in unſern Tagen, und unter unſern Augen einen ſchweren Kampf kämpften?

Eine inſtructive Ueberſicht der Beſitzungen und Rechte des Bisthums Schwerin hat Hr. Liſch aus den ſechs erſten Fundamental-Urkunden mittels Nebeneinanderſtellung ihres Inhalts in 6 Rubriken, geſchöpft; eine Methode, die zu ähnlichen Vorarbeiten überhaupt zu empfehlen iſt. Wir erſehen daraus unter andern, daß der Platz neben der Altſtadt Schwerin, wo die Domkirche erſtand, und dann die Neuſtadt angelegt wurde; einſt die kleine Schelfe, und deren Fortſetzung bis zum Werder, die große Schelfe hieß. (Schwerin liegt 134 Fuß über dem Meere.) Die verſchiedenen Landſchaften, Burggebiete und Dörfer, welche damals der ſchweriniſche Sprengel umfieng, und woraus Biſchof und Capitel die Renten bezogen, bieten eine große Mannigfaltigkeit von wendiſchen Namen und darunter ſolche dar, die ſich auch im ſüdlichen Deutſchland finden, und über deren Urſprung alſo kein Zweifel weiter obwalten möchte, z. B. das Land Pütten bey Stralſund, Tolenz, Kainitz, Butzow, Ponzlin, Müritz, Damzin u. ſ. w.

Aus den Urkunden ſelbſt wollen wir uns hierüber und über einige hiſtoriſche Daten, noch näher erſehen.

Nr. I. Kaiſer Friedrich I. confirmirt (Frankfurt 2. Jän. 1170) das Bisthum Schwerin. Wir lernen hieraus Berno, den erſten Biſchof als einen Mann kennen, der ein einfacher Mönch, mit eben ſo viel Muth als Beruf, über die Elbe hinüber dem finſtern Heidenthum entgegen getreten war. Er ſtammte wahrſcheinlich aus der Nachbarſchaft, vom ſächſiſchen Adel, in deſſen Genealogie gleichzeitig mehrere Berno's erſcheinen.

„Qua propter notum esse volumus — — qualiter quidam pauper spiritu monachus nomine Berno, sola fide christi armatus, et domini apostolici Adriani auctoritate et benedictione roboratus, gentem paganorum transalbinam, sub principe tenebrarum in tenebris infidelitatis et idolatrie inclusam primus predicator nostris temporibus aggressus est, et a Zwerin incipiens. (Die Stadt am großen Binnenſee); populo sedenti in tenebris lumen fidei invexit; ipsos baptizans, ydola comminuens, ecclesias fundans, ad insigne et nobile castrum Dimin (gegen Oſten im Urwalde) per multas contumelias, quas a perfidis sustinuit usque pervenit, ubi a principibus terre illius Buggeslaw, Casemaro, Pribeslawo, *) qui ejus predicatione compuncti et labori patienter compassi sunt, benigne suscipitur, et ipsorum electione et gloriosi Ducis Saxonie Hinrici constitutione primus gentis illius episcopus efficitur:“

(Das war vorausgegangen, als Herzog Heinrich der Löwe dieſen Slavenfürſten die Schärfe ſeines Schwertes hatte fühlen laſſen, ſendete er ihnen in Berno den rechten Mann, zur reellen Bekehrung:)

„et ita demum religiosi principis Casemari auxilio, qui et fideliter in opere Christi adstitit,

*) Dieſer begleitete dann den Herzog Heinrich d. L. nach Paläſtina.

omnes terras in ejus ditione positas ad agnitionem veritatis postposito errore sue falsitatis convertit; postremo, quia gens Ruyanorum ydulatrie spurcitia deo et hominibus invisa; —

(dort, an der Nordspitze der Insel Rügen auf Arcana, bestand der Haupttempel des nordischen Götzendienstes und seiner grauenvollen Mysterien;)

„verbo predicationis flecti noluit; idem predictus episcopus fructum de suis noviter conversis quesivit, invenit; nam ad hoc principes et omnem populum animavit, ut ydolatriam zelo christiani nominis armis ad fidem cogerit, et ita cum tyronibus Christi, quasi ipse signifer effectus, maximo ydolo eorum Synenevit destructo (i. J. 1167) in die beati viti martiris invitus ad baptismum coegit; quos tamen postmodum in virga territos in spiritu lenitatis visitavit et de verbo fidei eos familiarius instruens voluntarios reddidit."

Wie die klugen Bekehrer immer darauf bedacht waren, dem heidnischen Volke ähnliche Namen und Erscheinungen aus dem Christenthume entgegen zu stellen, so auch hier an dem Platz des zerstörten Swantevits. Man braucht anstatt beati Viti nur Santiwiti zu lesen: und wir haben so den christlichen Swantivit, den St. Veit, dem im Nord- und Süddeutschland, allenthalben, wo jemals Slaven sassen, oder noch sitzen, Hunderte von Kirchen und Kapellen geweiht sind. Ueberall, bey rohen Völkern, sehen wir zuerst den Schrecken Bahn brechen, dann erst sanftmüthige Belehrung ihre Früchte tragen.

„Benedictus per omnia Deus qui ecclesiam suam, et romanum imperium conversione tot gentium dignatus est, sublimare. Igitur post tantos labores idem episcopus serenitatem nostrum adiit, dignum duximus labori ejus compatiendo terminos suos auctoritate imperiali et sigilli nostri attestatione sibi in perpetuum confirmare."

Eine dreyfache Landeshoheit hatte sich hier auf dem Wege der kriegerischen Christianisirung ausgebildet: Die der eingebornen slavischen Fürsten; die der sächsischen Herzoge, insbesondere durch Heinrich den Löwen, billungischen und welfischen Geblütes; endlich die von Kaiser und Reich. Während aber auf diesem Wege das sächsische (deutsche) Volkselement gegen das slavische augenfällig die Oberhand gewann, half das dynastische Princip im Vereine mit der christlichen Legimität, den slavischen Fürsten Meklenburgs sich der sächsischen Hoheit wieder zu entledigen. Also ist die Gewalt der Waffen allenthalben nur ein Uebergang zur Wirksamkeit feindlicher, aber materieller und geistiger Gewalt.

„Termini autem ejus (episcopatus) sunt hii: castrum Magnopolense, eine ursprünglich deutsche Burg, Mikilinburg, meckel, mikil, groß, im Gegensatze von einer kleinern (lützel, als die wir, eine noch ältere, die hohe Burg, 513 über dem Meere auf dem mittleren Landrücken erkennen. Die Wenden nannten die Mikilinburg Rerech) Zwerin, Cutin Kystin, cum omnibus villis ad illa ipsa castra pertinentibus; excepta terra Pole, (die Insel Poel im Norden von Wismar, heute das Amt Pöl mit ungefähr 1200 Einwohnern;) et alia, qui dicitur Breze Parchim (Staat) quoque, Cütin et Malechowe, cum omnibus villis ex utraque parte alvei, q. d. Elde, ad ipsa castra pertinentibus; (durchaus Burggebiete) terram etim Ruijanorum, (Rügen) de ditione ducis Saxonie terminis episcopatus sui adicimus. Ad ultimum principes terre illius cum omni populo, in plenitudine gratiae et in defensione nostre maiestatis suscipimus, ut liberius in construendis claustris et edificandis ecclesiis et ceteris, que ad cultum veri dei pertinent, promovendis domino deo nostro vocare, habeant ipsos etiam principes et maiores terre atentius monitos esse volumus ut, quia etc."

Diese majores terre dürfen doch wohl ganz sicher auf einen Erbadel der Slaven, und sofort auf die angestammte Hörigkeit und Leibeigenschaft eines großen Theils dieses Volkes schließen lassen. Endlich gebot der Kaiser noch männiglich, „nullo excepto" — die treue Entrichtung der Zehente an die Kirche, warnte vor Plünderung und Strassenraub, und vor Beunruhigung der Nachbarn.

Heinrich (der Löwe) „dei gratia Bawarie et Saxonie dux" — ließ seinerseits am 5. September 1171 (das Jahr 1172 brachte Herzog Heinrich wie gesagt mit einer Wallfahrt nach Palästina zu) „in dedicatione ejusdem ecclesie" also zu Schwerin selbst, eine feyerliche Stiftungs-Urkunde durch den Dompropsten Heinrich von Bremen ausfertigen. Auch hieraus (Nr. II.) einige Stellen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Juny.

Nro. 121. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Meklenburgische Urkunden herausgegeben von G. C. F. Lisch.

(Fortsetzung.)

„Ea propter notum facimus etc. — quomodo nos pro remedio anime nostre et — in terra Sclavorum transalbina in loco honoris et vaste solitudinis:“

(das war so eine übliche Phrase in den Legenden und Stiftungs-Urkunden; diese gleichzeitig reichen Widmungen selbst weisen auf eine schon starke Bevölkerung des Landes hin:) „tres episcopatus construximus.“ in der apokryphen Urkunde der Beysatz:

„quorum cathedrales ecclesias Lubicensem scilicet, Raceburgensem et Zwerinensem *)“ „allodiis et redditibus mense nostre dotavimus insuper ea, quam gladio et ense **) nostro conquisivimus, hereditate ampliavimus etc.“ Und so geschah diese Ausstattung mit: „trecentis mansis ***) et duabus villis, ac duabus curiis allodii nostri — villa scilicet Borist in Sadelkandingen, villa Virichim, Tudendorp duabus curiis. His in eadem dato adjunximus terram, que vocatur Butissowe, (die nachmalige bischöfliche Residenz Bützow;) et decem villas in Ylawe, quorum nomina etc. (darunter: villa sti Godharti, que prius Goderac dicebatur.“) etc. etc. — navale teloneum in Zuerin; — parochium in Zuerin cum omni jure — — tertiam partem decime in Michelenburh später auch Mykelenburg etc. Quia vero decime Sclavorum tenues sunt, interim ad stipendia canonicorum de tot provinciis etc. — cum consilio et auxilio comitum terre Zwerin et Razeburg etc.

Gegenwärtig waren ausser mehreren Bischöfen, Pröpsten und Geistlichen: die

„Liberi, (Reichsunmittelbare) Comes, Henricus de Ravenesbach, (Ravensberg) Atto Comes de Binetheim (Bentheim); Cazimirus de Dimin: Pribizlaus de Rizin; (beyde neugeborne Dynasten) — Guneclinus (früher de Hagen, nun) Comes de Zuerin;) Bernardus Comes de Racesburg etc. Burg- und Gaugrafen: und Ministerialen.“

Aus der Confirmations Bulle P. Alexander III. v. J. 1177. Hierin (Nr. III.) sind die Bestandtheile des neuen Bisthums nach den Schenkern ausgeschieden. Z. B.

„per provincia ducis Henrici, que provincia a Zuerin ex una parte usque Vepro, (Weper) pergit; a Vepro tendit per Muriz, *) et Tolenze,

*) Zu Razeburg war der Hauptsitz der Göttin Siwa; Rhadegast ward zu Rhetra südlich von Schwerin verehrt. Lübeck hatte sich erst wieder aus einem großen Brand erhoben.

**) Unter andern hatte Heinrich der Löwe den Fürsten Wrtislaw, der eidbrüchig und dann gefangen worden war, im Angesichte der belagerten Burg Melchow aufknüpfen lassen. Indessen glauben wir nicht, daß Heinrich auf das eigentliche Stammgut dieses oder anderer wendischen Fürsten gegriffen hatte. Wie die Urkunden lehren, blieben sie, ihres Kampfes ungeachtet, reich begütert.

***) Es ist bemerkenswerth, daß Heinrich der Löwe jedem von ihm gegründeten Bisthum als erste Dotation, 300 mansos, oder gemeine Hufen anwies. Im Durchschnitte möchte auch in Meklenburg eine Bauernhufe zu 30 — 50 Tagw. an Acker und Wiesen nebstbey mit Forst- und Weiderecht, anzunehmen seyn. Adeliche und Vollhufen sind allerdings ungleich größer.

*) Der Landsee, in welchen sich die Müriz (kleine Mur!) ergießt, Mürizsee, liegt 225 Fuß über dem Meere: in der Nähe der versunkene, fünf Fuß unter dem Wasser noch sichtbare warensche

(Tölz) perveniens usque Gruswin et Penem *) fluvium; item ex altera parte Zuerin per maritima Ruyam insulam; ipsam Ruyam insulam dimidiam includens pervenitusque ad hostium Pene predicti flum. Ex altera parte Albice etc. De terra Pribislai insulam, que etc. dicitur ste Marie et villam Cline cum aliis decem villis, in Ilowe, castrum Butisso cum terra attinenti, et quatuor villas in deserto Nohum: (also nicht in einer Wüste, sondern in unwaldeter Landschaft); alias quinque villas circa Warin etc. etc. Ex dono Cazimari, principis christianissimi terram quod Pitina et villam unam nobilem in Barth, duas villas prope Dimin, et unam in Circipene der wendische Stamm der Circipenen gegen Schwedisch-Pommern hin; cum omni justitia et utilitate etc.

K. Friedrich confirmirt das Bisthum Schwerin von Erfurt aus i. J. 1181 abermals: (N. IV.) Hierin unter andern:

„Omnia bona, que Nepos noster Henricus, quondam dux contulit nomine dotis zuerinensi ecclesie, insuper villas in Vizin, (auch Cuzhin, heute am blauen See) que pertinere solebant ad Werte, (castrum,) quas idem quondam dux consensu Pribeslai contulit Butissin, castro predicti episcopi etc.“

Aus der Confirmationsbulle Papst Urbans III. v. J. 1185. (Nr. V.)

„Per provincias ducis H. quarum una, que Mikelenburch nuncupatur, tendit usque ad provinciam que Brezen, usque in mare etc. — — — a Ruya usque ad flum. Penum — in mare; — inde autem usque Wolegost, (Wolgast) usque Mizerech etc. — terram Plote — provinciam Tolenze Silvam Bezunt, que distinguit terras Havelberc et Moriz — terram Veprowe — et Warnowe (unsern Warnau im bayerischen Gebirg) — ex utraque parte flum. Eldene — usque ad castrum Grubowe — ad fl. Zuden **) ex dono ducis H. partem civitatis Zuerinenensis a domo piscatoris cujusdam etc.“

und röbelsche Whold (Wald,) in den Urkunden als: sylva tenebrosa, bezeichnet.

*) Die Peene: der Landmann dieser Gegend nennt aber überhaupt Bäche und fließendes Gewässer: peenen wie alle der Suda zuströmmenden Bäche: the zuden. Die Ruda, auch das Schwarzwasser genannt, und mit der Rögniz (Regen, Rhein!) vereint, ergießt sich in die Elbe.

**) S. oben die Note.

Nicht minder umständlich lautet die Confirmationsbulle P. Clemens III. v. J. 1189. (N. VI.) Die Bulle P. Cölestin III. v. J. 1191 scheidet die Güter zwischen dem Bischof und dem Domdecanat ab, und zählt viele einzelne Dörfer, Mühlen und Höfe auf: mit ihrem Naturalmaaß z. B.

„Ilowe magnus mensuras annone que Wihskepel (heute Wispel) appellantur — — de molendino in aquilonari parte zuerinensis civitatis — annuatim I. tritici bracii (zum Weitzenbier?) alteram siliginis etc. Ad prepositurum bannum totius zuerinensis provincie per omnes ecclesias — excepta principali synodo ejusdem civitatis.

Da Herzog Heinrich bey dieser großen Stiftung zwischen der Elbe und Ostsee nicht nur von erobertem Land, sondern ausdrücklich auch von seinen ererbten Alloden, von alten Stammgütern spricht; so glauben wir hierunter jene verstehen zu müssen, welche ihm durch seine aus Niedersachsen stammende Mutter Gertrud angefallen waren. Diese Fürstin, aus dem Stamme der Billungen, war des Kaisers Lothar, Grafen von Supplenburg, aus seiner zweyten Gemahlin, Gertraud von Braunschweig einzige Tochter und Erbin; vermählt zuerst mit dem bayerischen Herzog Heinrich dem Stolzen, welfischen Geblüts, und so Mutter Heinrichs des Löwen; dann Gemahlin des Markgrafen Heinrich Jasomirgott von Oesterreich. Uebrigens dürfte es nicht so ganz ungereimt seyn, zu fragen, ob dieses welfische Eigenthum längs den Küsten des teutschen Meeres nicht zu einer Zeit hinauf deuten konnte, da die Slaven noch nicht so weit gegen Westen vorgebrochen; da die Longobarden, aus welchen, als sie in Pannonien und in den Alpen die Oberhand hatten, wir die Welfe hervorgetreten glauben, *) noch Meister des baltischen Küstenlandes waren? Von den teutschen, später slavisirten, Orts- und Flußnamen, mögen noch viele aus jener fernen Zeit der „germania popolusa“ herrühren.

Der hochverdiente Bischof Berno war zu Anfang des J. 1191 gestorben. Da wählte das Domcapitel den Domherrn Hermann von Lübeck, einen Sachsen; dem aber die wendischen Großen einen

*) M. s. in unserer Geschichte der Longobarden die Artikel: Pillung und Welf.

aus ihrer Mitte, Namens Beunward, entgegen stellten, der auch, durch Vergleich, den Stuhl behauptete und löblich und lange regierte.

In der Confirmations-Urkunde von K. Otto IV. (Nr. X.) vom Jahre 1211 ist die

„episcopatus Swerinensis et ducatus Saxonie versus Ruiam et Pomeraniam atque marchiam Brandenburgensem mit ein und denselben Gränzen bezeichnet. Den Canonikern wird die Freyheit zum Testiren, zum weitern Erwerb von Grund und Boden ꝛc. ertheilt: „civibus quoque ejusdem loci (Schwerin,) libertatem hanc et justitiam concedimus habendam in perpetuum, quod in portu q. d. Wissemer (64 Fuß über dem Meere) libere et sine omni contradictione etc. duas habent magnas naves, que Cogken appellantur, cum minoribus navibus, quotcunque voluerint ad usus mercandi.“

Durch ganz Sachsen sollten diese Bürger zoll- und mauthfrey seyn. Der Kaiser bestätigte den drey Bisthümern, was ihnen sein Vater Heinrich, Herzog zu Bayern und Sachsen, in terra Slavorum transalbina, verliehen hatte, und war der Kirche von Schwerin noch besonders gnädig „propter preclara, que nobis dilectus ac fidelis noster Comes Henricus de Zuerin exhibuit servitia“: (ohne Zweifel im Kriege gegen die Dänen) Datum Capue etc.

Bischof Brunward, (im J. 1219 Nr. XV.) im Begriff, gegen die Preußen zu ziehen: „in Pruciam peregrinaturi“, verkauft an das Kloster st. Johannes zu Lübeck, das bereits zu Smagentin u. s. w. einen Theil der Zehenten bezog, auch den andern Theil:

„unde cum in multa parte nostra dioecesis propter barbariem Slavorum esset inculta, et principes terre nostre non solum milites et agricolas, verum etiam religiosos traherent ad novam vineam christianitatis excolendam.“

Der Fürst Wizlav auf Rügen (J. 1221 Nr. XVIII.) ersetzt dem Bischof Brunward den Entgang der Zehnte von den wendischen und deutschen Colonisten im Lande Triebsaß durch ein Dorf (von nun an Biscobesdorp) von zwölf Hufen:

„quod cum pro Teutonicis ageretur colonis, qui terram Tribuzes inhabitarent;“ (von Neugereuten-Roden), „insuper, si silve et locus vaste solitudinis, ubi prius nulla villa sita fuit, precisis arboribus, atque rubetis extirpatis ad agriculturam devente fuerint,“ *) bezog der Fürst zwey Theile Zehent, der Bischof einen Theil. „Preterea dominus episcopus de collectura Sclavorum, que biscoponnizka dicitur illorum videlicet, qui teuthonicis agros illos colentibus cesserunt, et ex alia parte castri Tribuzes tertiam partem decime etc.

Wurden aber die Deutschen wieder von den Slaven vertrieben,

„Teuthonicis expulsis recolere terram Sclavi incipiant, terra pretaxata in pristinum fuerit statum rèversa, quod deus avertat;“

so sollten diese den ganzen Zins und Zehent an den Bischof entrichten. Man ersieht hieraus noch den Kampf der Deutschen und Wenden gegen einander um ihren Boden und wie die slavischen Fürsten selbst die Cultur der Deutschen begünstigten.

Im Dom zu Schwerin ward das heilige Blut verehrt, der Cardinal und Legat Pelagius hatte es von Rom mitgebracht;

„dominicum sanguinem in jaspide diligentissime conservatum.“

Bischof Brunward bestimmte, (J. 1222 Nr. XIX.) daß das hiebey eingehende Opfer

„in tres partes dividatur, quorum una ad edificationem monasterii porrigatur, secunda ad usus cedat canonicorum; tertia vero tribus annis ad libros comparandas ecclesie conferatur etc.“

Am 4. July 1224 entließ der tapfere Graf Heinrich von Schwerin den König Waldemar von Dänemark und seinen Sohn aus der Gefangenschaft (Nr. XX.):

*) Im 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts hatte man auch in einigen Gegenden Meklenburgs bedeutende Waldstrecken zu Ackerland umgeschaffen. Jetzt beklagt man das sehr: denn der schlechten Aecker sind ohnehin zuviel; und der Holzmangel wird hie und da sehr drückend. Uebrigens hat sich kaum ein deutsches Land so viel im Canal- und Schleussenbau versucht, als Meklenburg auch an Seen, Flüssen, Sümpfen, deren Ab- und Zuflüsse, als Siehlen, vielfältig, quer unter den Canälen durchlaufen. Die Hydrographie des Landes bietet in ihrer Nomenclatur der teutschen und slavischen Sprachforschung viel Stoff.

„Hec est formula liberationis domini regis Waldemari et filii eius presentibus magistro Hermanno domus Teutonicorum et aliis nunciis imperii. — Item rex terram transalbinam integraliter restituit imperio et ea privilegia, que super eadem terra ei data fuerunt imperio in gwerra pendente, restituet universa. — Episcopi quoque in eadem terra constituti, scilicet Lubecensis, Racesburgensis, Zuerinensis regalia sua ab imperio recipient.“

Graf Heinrich von Schwerin befreyt das bischöfliche Dorf Medawege von allen Dienſten und Abgaben:

„villam, ab omni servicio liberam — hoc excepto quod si necesse fuerit, ejusdem ville incole cum ceteris hominibus contra insultus hostium observare debent custodiam que Landwere dicitur, generalem,“ (Nr. XXII. J. 1228)

Biſchof Brunward verbindet ſich (Nr. XXVI. J. 1236) mit dem Fürſten Borwin von Roſtock:

„quod propter potentiam laicorum dominorum videlicet Dyminensium hactenus intrare non possimus,“

nämlich in das Gebiet von Dymen, zum Bezug der Zehente und anderer Gerechtſame:

„quidquid a Caminensi episcopo, qui quondam violentus detentor extitit — Dominus Borminus cum duodecim militibus suis, qui hujus rei testes sunt juramento et fide data.“

(Dieſe Feierlichkeit und Zahl der Zeugenſchaft war Landesgebrauch). Ein gleiches Bündniß ſchloß Biſchof Brunward auch mit dem Fürſten Johann von Mecklenburg gegen Pommern. (Nr. XXVII.) In einer durch den Erzbiſchof Gerhard von Bremen zwiſchen dem Biſchof Friedrich von Schwerin und dem Grafen Gunzelin von Schwerin im J. 1238 (Nr. XXVIII.) aufgerichteten Ordnung ward unter andern beſtimmt: „es ſollen auch die Wehdemen der Pfarrkirchen im zweriniſchen Stifte von des Graven Jurisdiction exempt ſeyn:“ — alſo die Pfarrwidthume.

Der Fürſt Jeromir (Germarus) auf Rügen, des Fürſten Wizlavs Sohn verleiht dem Biſchof Wilhelm von Schwerin (1248 Nr. XXXIV.) villam Exen (Eixen) mit der ganzen Flur.

„Preterea in nemore, quod eidem ville adjacet, quadraginta mansos, secundum quod pretendunt in longum et latum etc.“

Daher iſt es erklärbar, daß auch auf Rügen, die Inſel begreift 17 Quadratmeilen und ungefähr 30,000 Seelen, ſchon länger Holzmangel herrſcht. Biſchof Wilhelm fundirt (1248 Nr. XXXVI.) das Collegiatſtift zu Bützow. In den Beſtätigungen der Herzogin Helena von Sachſen und ihrer Söhne Johann und Albert, für das Bisthum Schwerin um das Land Tribſees (J. 1261 Nr. LI. LII.) wird auch „ducis Alberti patris nostri, sicut ducis Henrici fundatoris,“ gedacht. Hier iſt wohl von Albrecht I. der aſcaniſchen Linie, die in Sachſen der wettiniſchen folgte, die Rede. Aus dem Vergleiche des Grafen Helmold von Schwerin mit dem Domcapitel über die Stiftsgüter (1284 Nr. LV.) erſieht man, daß zu Schwerin außer der Stadt, am Graben, ſogar Wein gebaut wurde: „tota scala, (vom See herauf,) cum vinea et toto campo“ etc. deutſche Dörfer: z. B.

„Wikkendorp, Tessemeresdorp, (heute Tesmansdorf,) Hondorp, (Hohendorf,) Lubestorp, Biendorp (Bigandorp) etc.“

treten mehr und mehr aus der wendiſchen Umgebung hervor; und in einer Urkunde von 1305 (Nr. LXI.) worin ſich der Fürſt Heinrich von Mecklenburg mit dem Domcapitel von Schwerin wegen der Gerichtsbarkeit auf den capitliſchen Gütern verſtändigt, wird als Anlaß ausdrücklich die Veränderung der Ortsnamen (in Folge der gewechſelten Bevölkerung,) angegeben:

„propter mutationem tamen nominum, quibus olim alique ex dictis villis nominabantur.“

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Juny.

Nro. 122. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Reisen in Europa, Asien und Afrika, mit besonderer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder, unternommen in den Jahren 1835 bis 1841 von Joseph Russegger, kk. österreichischem Bergrath. Erster Band. Stuttgart, E. Schweitzerbartsche Verlagshandlung 1841.

Der Verfasser des hier vor uns liegenden Werkes, in dem Vaterland eines uralten Bergbaues, in Salzburg geboren, hatte sich von Jugend auf für das Bergwesen bestimmt. Gebildet in den trefflichsten Schulen für seinen künftigen Beruf, übte er diesen bereits vor seiner großen Reise, in Gastein, als Berg- und Hütten-Officiant, praktisch aus. Wir dürfen dieses als ein ganz besonders günstiges Ereigniß betrachten, denn nur eine solche Vorschule der Erfahrungen und der Uebung aller Kräfte konnte den Ergebnissen der Reise des Verfassers jenen Reichthum und jene wissenschaftliche Gründlichkeit verleihen, wodurch dieselben sich auszeichnen. Der praktische Bergmann und Geognost findet in seinem Geschäft eine beständige Gelegenheit die Schärfe der Sinnen, die Gabe der Combination und der genauen Vergleichung des Verwandten oder Aehnlichen mit dem bereits Bekannten, so wie das schnelle Bemerken des Neuen zu entfalten, zugleich wird derselbe durch seinen Stand an eine Ausdauer und ruhige Verfolgung des Zweckes mitten unter allen Schwierigkeiten gewöhnt, welche den Mann für alle Unternehmungen bekräftigen. Und so erkennt man denn auch in unserm Reisenden, so wie er in seinem Werk sich giebt, den scharfsinnigen, redlich forschenden, muthvollen Mann, der mit Verstand und Sicherheit seine Aufgabe erfaßte, und, so weit ihm dieß die eigne Kraft so wie die äußern Umstände erlaubten, sie glücklich löste.

Diese Aufgabe war keineswegs eine leichte; sie war nicht von der Art wie andre Reisende nach eigener Neigung und nach Gutdünken eine solche sich stellen, sondern sie war durch fremde Hand und durch ein fremdes Interesse aufgegeben und ihrem ganzen Umfange nach vorgezeichnet. Glücklicher Weise aber sympathisirte dieses fremde, materielle Interesse so ganz mit dem eignen, geistigen Interesse unsers Reisenden, daß die beyden Elemente, das äußere wie das innere sich gegenseitig die Hand boten und hülfreich ergänzten, so daß aus dem Zusammenwirken beyder ein höchst schätzenswerthes Resultat gewonnen wurde.

Mehemd Ali, in welchem Herr Russegger keineswegs, wie manche andre Reisende, die Alles nicht mit dem einfachen Auge, sondern durch ein gefärbtes Glas betrachteten, das Ungeheuer, den vertilgungswerthen Tyrannen, sondern „den ausgezeichneten Geist, den merkwürdigen, unerschütterlichen Mann," zugleich aber „seine Verwaltung als eine der ungeeignetsten welche existiren" anerkennt (nach S. 12), war, da alle pecuniären Mittel, welche ihm zur Verwirklichung seiner weitaussehenden Pläne zu Gebote stunden, nicht mehr ausreichen wollten, auf den Einfall gekommen sein Glück im Bergbau zu versuchen. Schon im Jahre 1834 stellte er an die österreichische Regierung das Ansuchen, ihm eine Anzahl geschickter Bergleute für einige Jahre zu überlassen, welche zunächst die Bley- und Eisen- sowie die Steinkohlengruben am Taurus und Libanon in besseren Betrieb bringen sollten. Das edle, deutsche Herrscherhaus, an das er sich gewendet, welches von jeher den Forschungen im Gebiet der Naturkunde huldreich förderlich und gewogen gewesen, erkannte

alsbald die Wichtigkeit eines solchen Unternehmens für die Erweiterung namentlich der geognostischen und mineralogischen Kenntnisse in einem noch völlig dunklen Gebiet der Erdkunde an, und, den Wünschen des ägyptischen Pascha's entsprechend, wurde eine bergmännische Expedition für die Untersuchungen am Taurus und Libanon ernannt, zu deren Chef unser Reisender, in Begleitung eines Adjunkten, dreyer Arbeiter, dann noch mehrerer Andrer aus wissenschaftlichem Interesse sich anschließender Männer bestimmt war. Von Seiten der österreichischen Regierung wurde nichts versäumt, um diese Expedition mit allen nöthigen und nützlichen wissenschaftlichen Apparaten auszurüsten, auch wurden derselben noch bestimmte Aufgaben zu physikalischen Beobachtungen von allgemeinerem Interesse ertheilt.

Der Kreis, über welchen nachmals alle diese Beobachtungen sich auszudehnen vermochten, war ein sehr weiter; er umfaßte zum großen Theil jene Ländergebiete, deren noch so unvollkommne Erkenntniß für die Forscher der Geschichte der alten Völker wie der Erdkunde bisher ein beständiges Anliegen gewesen. Denn nachdem Hr. Russegger im Jahre 1836 nach einem kurzen Besuch der Makariuswüste und der Natronseen in Aegypten zuvörderst den Bleybergbau am Taurus in Aufnahme gebracht, dann die Steinkohlengruben am Libanon zweckmäßig eingerichtet und bey dieser Gelegenheit die südlichen Länderstriche von Kleinasien durchreist und geognostisch erforscht hatte, gieng er 1837 im Auftrag des Vicekönigs in jene wissenschaftlich noch unenthüllten Gegenden des Innern von Afrika, in welchen sich die Goldwäschen der Neger befinden. Hierauf bereiste er im Herbst und Winter 1838 auf 1839 die sinaitische Halbinsel, dann die Wüste Tih durchziehend, Palästina, durchforschte späterhin als Geognost und Bergmann, so wie mit offnem Sinne für Alles hier Bedeutungsvolle, Griechenland und fügte zuletzt als Anhang zu dieser großen Tour noch eine Reise durch die Schweitz, die Rheingegenden, die Niederlande und Frankreich, England, Schottland und die scandinavische Halbinsel hinzu. So dürfen wir unsern Reisenden, gleichwie selten einen andern, als einen im Norden, wie im Süden, im Osten wie im Westen wohlbewanderten Mann in den Kreis der Leser dieses Blattes einführen, und er wird sich hier nicht bloß als ausgezeichneter Geognost und Bergmann die gebührende Achtung erwerben, sondern zugleich als guter Gesellschafter, treuer Beobachter, sowie als unterhaltender Erzähler gefallen. Wir begleiten ihn für dieses Mal nur bis zu den Natronseen in Aegypten, denn so weit geht der bis jetzt öffentlich mitgetheilte Bericht der Reise.

Mit der gewohnten Weise des Lebens und Wirkens eines Bergmannes kann keine andere Lage in auffallenderem Contrast stehen als jene des Passagiers auf einem Segelschiffe, welches einen weiten Weg über das Meer zu machen hat. Das Element, mit dem der Bergmann ohne Aufhören umgeht, ist ein feststehendes; da unten in der Tiefe ist der Sommer wie der Winter, der Tag wie die Nacht, beyde gleichmäßig ohne Wechsel und still; von den Bewegungen der oberirdischen Natur, von Sturm und Ungewitter wird in den Bergwerken nichts vernommen, der Mensch hört da nur sein eignes Bewegen. Mühsam zu bahnen wie auch der Weg ist, den sich der Bergmann durch die Wände der Felsen bricht, ist doch die kleine Strecke des täglichen Fortschreitens mit ziemlicher Sicherheit zu berechnen; mehr als irgend ein andrer Stand ist jener der Grubenarbeiter an eine feststehende Ordnung seiner Tagsgeschäfte gewöhnt, die zur bestimmten Stunde beginnen und enden. Wie ganz anders ist dieß in dem Leben zur See. Da muß der vorher an so festes, sichres Auftreten gewöhnte Fuß von neuem das Gehen erlernen, auf einem hölzernen Dinge, das selber nicht auf festem Fuße steht sondern bald rechts bald links, bald vor bald rückwärts schwankend auf einem fast bodenlos Flüßigen schwebt; da ist kein Tag dem andern, keine Stunde der andern gleich, denn mitten in dem Genuß einer heitern Frühlingsstunde führt der Sturm alle Gräuel eines Ungewitters herein; das Ohr ist betäubt von dem Brausen der Wogen und des Windes, man hört sein eignes Wort nicht. Während unten in der täglichen Heimath des Bergmannes jedes schwankende Brett, jeder Spahn unverrückt an seinem Orte bleibt, wird bey einem solchen Sturme wie gleich der erste war, den unser Reisender wenig Tage nach seiner Abfahrt aus Triest erfuhr, im Schiffe Alles, das nicht dem Bau des-

selben eingefügt ist, umhergeworfen; Tische und Stühle, Kisten und Kästen stürzen übereinander, die Thüren der Schränke fahren auf, ihr Inhalt wird verschüttet, die Menschen werden aus ihrem Bett geworfen; Planken und Mastbäume krachen. Und an eine feststehenden Ordnung des Tages, an ein Vorausstimmen irgend einer Zeit des Eintreffens bey diesem oder jenem Zielpunct des Weges ist gar nicht zu denken; die Stunden, welche man der Ruhe bestimmte nimmt öfters gerade die wildeste Unruhe dahin, von der einen Stelle zur andern kann ein Segelschiff eben so leicht zehn als einen Tag gebrauchen; fragt man den Seeman, wenn werden wir da oder dort ankommen, er antwortet nur kaltblütig: das weiß Gott. So bleibt dem Bergmann der zum ersten Male zur See fährt nur ein bey den bisherigen Mühseligkeiten seines Berufes erworbenes Gut: das ist der frohe Muth, die Unerschrockenheit mitten in Gefahren; er ruft, wenigstens im Herzen, sich und Andren, auch bey Sturm und Ungewitter sein zutrauliches „Glück auf" zu. Im Ganzen wie im Einzelnen jedoch sieht er sich auf dem unstätten Meere so völlig von dem verlassen, das bisher seine ganze Aufmerksamkeit beschäftigte und ihn zur Thätigkeit antrieb, daß wir die Aeußerung unsers sonst so thätigen Reisenden sehr begreiflich finden, daß er niemals einen so gränzenlosen Hang zum Müssiggang empfunden habe als zur See, selbst dann, wenn es ihm ganz wohl war.

Die österreichische Goëlette Enrichetta, welche damals regelmäßig als Paquetboot die Verbindung zwischen Triest und Patras unterhielt, hatte die Mitglieder der Expedition, vorerst mit dem Bedienten aus 9 Personen bestehend, an Bord genommen; sie lief am 16. Januar 1836 aus dem Hafen von Triest aus. Auf die zum Theil sehr anmuthigen Scenen, die sich dem Auge auf der Istrischen Halbinsel darboten, folgte am 20. die Erscheinung der Küste von Kroatien: Gebirge von wilden Formen, mit Schnee bedeckt. Durch den Quarnero: jenen Theil des Adriatischen Meeres, der sich, von den Seeleuten wegen seiner Windstillen und plötzlichen Stürme sehr gefürchtet, an der Küste von Kroatien hinzieht, kamen die Reisenden glücklich; am Morgen des 19. Januars waren sie der Gruppe der kleinen, meist öden Inseln, die man unter dem Namen der Coronate begreift so nahe gekommen, daß an den dortigen (Kreidekalk Gebirgen die Schichtung wie das Streichen (von NW. in SO. das Verflächen in NO.) ganz deutlich wahrgenommen werden konnte. Zu einer solchen ruhigen Beobachtung blieb wenig Stunden nachher keine Gelegenheit mehr, denn der Sturm, der in der Nacht vom 19. zum 20. ausbrach und am 20. bis zum Mittag dauerte, war einer furchtbaren, dergleichen in diesem Meere und in solcher Jahreszeit vorkommen; nur die bewundernswerthe Geschicklichkeit und Geistesgegenwart des Steuermannes, eines jungen Griechen, der noch gerade zur rechten Zeit das Schiff zwischen den Inseln St. Andrä und Lissa heraus ins offne Meer führte, rettete das Fahrzeug von dem fast unvermeidlich scheinenden Untergang.

Mit Recht beklagt Hr. Russegger in dem weitern Berichte seiner Reise, daß wir das so nahe liegende Albanien, dessen Küsten und beschneite Berge von höchst interessanter, markirter Form am 21. Jan. vor seinen Augen lagen, noch so wenig kennen; ein Mangel der Länderkunde, welcher freylich durch die Unsicherheit entschuldigt wird, die das Reisen in Albanien fast auf jedem Schritte erschwert. Der Albanese gehorcht in seinem Lande keinem Gesetz und keiner still gebietenden Obrigkeit, sondern nur der Gewalt; er selber ist bey jeder Gelegenheit geneigt, Gewalt an dem Fremden zu üben, der durch keine Uebermacht ihn schreckt, und den er beständig mit finsterm Mißtrauen sich nahen sieht. Schon seine Sprache, die selbst den meisten der angränzenden Stämme eine gänzlich unverständliche ist, bildet eine unbezwingbare Scheidewand zwischen ihm und den Nachbarn, in deren unbewohntere Gegenden er, so oft es ihm gefällt einfällt, um dort zu rauben, oder sich Weideplätze zu ertrotzen für seine Heerden. Erst wenig Monate vorher hatten die Albanesen hier in der Nähe ein kleines Kauffarteyschiff angegriffen und beraubt; die Mannschaft der Enrichetta setzte sich deßhalb in der Nacht vom 21. auf dem 22. Januar in schlagfertigen Zustand, blieb jedoch unangefochten, weil dieser Feind den offenen Kampf mit dem Stärkeren scheut.

(Fortsetzung folgt.)

Meklenburgische Urkunden herausgegeben von G. C. F. Lisch.

(Schluß.)

Ueber jeden Band giebt ein vierfaches *), fleißig gearbeitetes Register Auskunft: nämlich über Orte, Personen, geistliche und weltliche, deutsche und wendische; über Sachen, und wendische Sprachformen, was will man mehr? Es ist dann Sache des Lesers und Forschers aus solchen Werken die beurkundete Landes- und Volksgeschichte, den fruchtreichen Kern, und die Nutzanwendung zu schöpfen, und diesen Versuch sollte es hier gelten.

v. KochSternfeld.

*) Hier noch eine statistische Uebersicht von Meklenburg, mit Benützung der Zahlen aus G. Hempels Handbuch, Gistrov 1837, dessen topograph. Theil zu erwarten steht. Mecklenburg, (die beyden Großherzogthümer; das von Schwerin zu 228 Quadr. Meilen und 472,000 Seelen; das von Strelitz zu 52 Quadr. Meilen und 88,000 Seelen,) begreift heutzutage 280 Quadr. Meilen und 560,000 Einwohner. †) Dieser Flächenraum oder Grundbesitz, theilt sich ab: a) in die fürstlichen Domainen, ungefähr zu 130 Quadr. Meilen, b) in den Boden der Ritterschaft, zu 112 Quadr. Meilen, c) in den Rest von Klostergütern, (Stiftungen,) zu 7 1/2 Quadr. Meil., d) in städtisches Gebiet, zu 29 1/2 Quadr. Meilen. Das ganze Areal trägt 1408 im eigenthumtheilbaren Stammgüter, Obereigenthum unveräusserliche, im Nutz-Gutscomplexe besassen aber noch nebstben 226 Vorwerke und Nebengüter, 617 Erbpachtungen und Erbzinsgehöfte, 7596 Bauern und Cossaten, und 6252 Büdner oder Colonisten. Diese Parcellirung der Stammgüter, erbrechtlich, unter die Bauern und Büdner mit Vorbehalt der Grundherrlichkeit, schreitet allmählig fort, wie sie einst, bis zum 17. Jahrhundert bereits sehr mannigfaltig fortgeschritten war. Im Gefolge des dreißigjährigen Krieges, der auch durch Freund und Feind, Meklenburg verheert und entvölkert war hier, wie in Bayern, Sachsen, Franken ein großer Theil der Bauerngüter ganz verödet, und lange so liegen geblieben. Es fehlte an Menschen, Capitalisten und Käufern, und der Landadel (in den katholischen Ländern auch die Klöster) waren genöthiget, diese Ländereyen wieder an ihre Sedelhöfe zu ziehen, und sie nach und nach von da aus wieder in Cultur und Erbgang zu setzen. So hat die Grundherrlichkeit das Grundeigenthum von jeher gerettet.

Die Bevölkerung von 49 Städten und 11 Flecken Meklenburgs beträgt ungefähr 170,000 Seelen; also fast den dritten Theil der gesammten Einwohnerschaft. Am Landtage nehmen der größere oder kleinere Ausschuß von 44 Bürgermeistern und 572 stimmfähigen Gutsbesitzern, wovon 256 bürgerlicher Abkunft sind, Theil. (In der Adelsclasse zu 316, stehen 25 gräfliche und 23 freyherrliche Geschlechter.) Die Bauerschaft wird durch Ritter- und Landschaft überhaupt vertreten. Die aus der Zeit der Wenden herrührende Leibeigenschaft ward vor einigen Jahren aufgehoben; die Hörigkeit wird strenge gehandhabt. Diese eigenthümliche Vertheilung des Grundbesitzes und der Standschaft läßt wahrnehmen, daß es eben dieses Ausmaß ist, welches, zur Zeit noch, dem Lande seinen nachhaltigen und reellen Wohlstand sichert. Denn, einerseits der Grundbesitz in festen Händen, als ständige Größen der Geschlechter; sichert vor dem Schwindel der Zersplitterung und vor der Ueberwucht von Prolebarien; und anderseits die genügende Anzahl von Hufen und Parcellen für Bauern und Büdner, das walzende Kleineigenthum, entspricht hinlänglich dem Bedarf des landwirthschaftlichen Haushaltes. Das Geld oder der Calcül, ist demnach hier nicht die primitive, sondern die secundäre Potenz im Volks- und Staatsleben. Das eben finden aber auch die meklenburgischen Industrialisten und Arithmetiker beklagenswerth. Nichts desto weniger hat sich auch in Meklenburg, seit 30 Jahren, zu Stadt und Land, die Bevölkerung sehr vermehrt, fast um 1/5; und seine glückliche Lage zum Handel, vorzüglich zur See, könnte, ohne jenen Schwerpunkt in seinem festgeregelten Grundbesitz, auch zu einer lästigen Steigerung verleiten. Vom Zwange zur Stallfütterung, von Einziehung der Weiden und Urproduction in einem Lande der Viehzucht, insbesondere der Pferde- und Schafzucht, war nie die Rede. Im Mittelalter trieben die Städte zunftmäßig viele Gewerke und Künste, die nur durch die der Regierung und der Ritterschaft bequemere Ein- und Durchfuhr vom Auslande unter einem sehr leichten Zollsysteme, ersetzt ward. Nur der Tabaksbau ist dagegen als ein neuer bedeutender Industriezweig zugewachsen.

†) Neuere Angaben sprechen nur von 273 Quadr. Meilen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Juny.

Nro. 123. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Reisen in Europa Asien und Afrika von Joseph Russegger.

(Fortsetzung.)

Die Temperatur der Luft war hier so mild (zwischen 9° und 10° R.), daß die Reisenden selbst einen Theil der stillen, heitern Nächte auf dem Verdecke zubrachten; die Temperatur des Meeres zeigte sich an tieferen Stellen gewöhnlich noch etwas höher als die der Atmosphäre, an seichteren niedriger.

Der Reisende, dem sich auf einmal, nach dem Anblicke der wilden, verödeten Küste von Albanien, ja noch neben dieser die Jonischen Inseln zeigen, muß sich auf das Angenehmste überrascht finden. Es ist ein Contrast wie zwischen der Wüste, in welcher der Schakal heult und zwischen den reichen Auen oder Gärten, die das Landhaus eines Fürsten umgeben; wie zwischen der Höhle eines Räubers und dem bequemen Aufenthalt eines friedlichen Städters. Wer noch niemals die Segnungen, welche die Bildung des Geistes dem Menschen und all seinen Werken bringt, im vollen Maße anerkannte, der wird dieses thun müssen wo ein solcher Contrast ihm begegnet. Dort in Albanien gleicht die Natur, die in ihren Anlagen und Kräften so reich war, einem zum Tod Verwundeten, der unter die Räuber gefallen war und den diese aller seiner Kleider beraubt haben; hier auf den Jonischen Inseln prangt sie in aller Fülle des Reichthumes und des Wohlstandes. Schöne Waldungen, zum Theil aus Oelbäumen bestehend, wechseln da mit Gärten von Orangen nnd Citronenbäumen, oder mit Feldern, welche von Rosmarinsträuchen eingefaßt sind; freundliche Dörfer mit ihren blendend weißen Häusern, einzelne Städtchen und Städte heben sich aus dem Meere der grünenden Umgebung hervor.

Durch den Kanal von Korfu, vorüber an Butrinto in Albanien, dem verödeten Wohnsitz des mächtigen Pyrrhus, lief das Schiff am 24. Jan. des Morgens in dem schönen, sichern Hafen von Korfu ein. Leider hatte damals die Furcht vor der Cholera, welche so eben in Triest herrschte, eine Scheidewand zwischen den Bewohnern der Insel und den von Triest Kommenden gezogen; die Reisenden sahen sich während ihres viertägigen Verweilens im Hafen auf den großen, umgitterten Käfich des Quarantäneplatzes beschränkt; sie konnten den in vollen Blüthen prangenden Frühling nur sehen und seine Düfte einathmen, ohne sich dem Schatten der hohen Cypressen und Orangengärten zu nahen. Es ist ein Gefühl der Sicherheit gegen die Eingriffe der Barbarenhorden, welches sich dem Europäer bey dem Anblick der riesenhaften Festungswerke, welche die Engländer hier errichteten, mittheilt. Unter diesen kühnen Bauwerken war eines, das besonders die Theilnahme des Bergmanns anziehen mußte, jener unter dem Meere hindurch zu führende Tunnel, welcher eine sichere Verbindung zwischen dem Fort des auf einer kleinen Insel gelegenen Leuchtthurmes und den Festungswerken im Hafen herstellen soll.

Die herrschende Gebirgsart der Jonischen Inseln ist jener weiße Kalkstein, aus welchem auch die gegenüber liegende Küste von Albanien besteht, mit welcher jene Inseln ein untermeerisch zusammenhängendes Ganzes bilden. Der Boden ist überall eines sehr austräglichen Anbaues fähig und hat die Bemühungen seiner jetzigen Besitzer um bessere Cultur schon bisher im reichsten Maße belohnt; dieß beweist namentlich auch die Ausfuhr jenes trefflichen Oeles,

das auf der kleinen, der Mündung des Acheron gegenüber gelegenen Insel Varo gebaut wird, und die Menge des gewonnenen Weines so wie der andern Früchte. Aus Cephalonien waren im Jahre 1835 gegen 100,000 Tonnen Corinthen, meist nach Amerika, England und in die österreichischen Staaten ausgeführt worden.

Während in den vorhergehenden Tagen die Temperatur im Schatten während den Mittagsstunden nahe an 13° R. gewesen war, gebot jene rauhe Witterung, die am 29. Jan. im Meerbusen von Clarenza eintrat, den Reisenden, ihre Sommerkleider wieder abzulegen, und sich in die Mäntel einzuhüllen. Einige Male schien es, als wollte der Nebel und der kalte, feine Regen sich in nordisches Schneewetter umsetzen. Doch auch unter diesen minder günstigen Umständen gewährte der nahe Anblick des im unsterblichen Liede verherrlichten Ithaka (Theaki), dem man schon am gestrigen Tage ganz nahe gewesen, eine wohlthätige Unterhaltung. Seine rundlichen, meist mit Strauchwerk bewachsenen Berge erscheinen auch dann, wenn Nebelgewölke über sie hinstreifen, in jenem Glanze, der nicht mit der Sonne unserer Erdentage untergeht. Aus dem kühlen, neblichten Wetter erhob sich jedoch bald ein Sturmwind, der unsern Reisenden den Genuß sehr verkümmerte, welchen ihnen der Anblick der herrlichen Landschaften von Akarnanien und Anatolien, die nahe zu ihrer Linken sich ausbreiteten, gewährt haben würde.

Es ist ein Gefühl, welches nur Jener vollkommen nachzuempfinden vermag, der schon selber in seinem Leben etwas Aehnliches erfahren, das sich eines See-Reisenden bemächtigt, wenn er den unbeschreiblichen Beschwerden und Todesgefahren eines Sturmes entronnen, plötzlich, an einer Stelle, die in allen Schönheiten der Natur pranget, seinen Fuß auf das sichere Land setzt. Der eigenthümliche Reiz den in solchem Augenblick wohl auch ein kahler Felsen haben müßte, wird dadurch noch erhöht, wenn das kleine, grünende Paradies, in das man sich aus der grausenhaften Wüste des Meeres versetzt sieht, nicht in der geräuschvollen Nachbarschaft einer Stadt, sondern in einer unbewohnteren Gegend liegt. Die kleine Insel Petala im Archipelagus der akarnanischen Küste mag sich nur selten in Reisebeschreibungen erwähnt finden, denn obwohl sie einen ziemlich gesicherten Hafen und gutes Weideland besitzt, wird sie dennoch nur zufällig von griechischen Fahrzeugen und von einer trotzigen Schaar der albanesischen Hirten besucht, welche hier ungefragt, auf den nicht ihnen gehörigen Grund und Boden ihre Heerden weiden. Zum ersten Male, denn der Quarantäne-Käfig in Korfu konnte dieß nicht gewähren, genossen hier die aus Norden kommenden Reisenden die Freuden eines Frühlingstages unter südlicherem Himmel. Die Sonne schien wieder hell auf den grünenden Boden, hier blühten in buntem Gemisch die Veilchen, Hyacinthen, die Sträuche des Rosmarin und der Rosen; hinter dem Gebüsch der Myrthen und des Lorbeers badeten sich in der seichten Meeresbucht Pelikane, um die Wände der Felsen schwebten große, nackthälsige Geyer. Mit den albanesischen Hirten, denen man höher hinauf, beym Besteigen der Berge begegnete, war keine Befreundung möglich, ihr wilder Blick schien zu verrathen, daß sie die Pistolen und langen Messer in ihrem Gürtel nicht ungern zum Angriff der Fremden gebraucht hätten, wären diese nicht in so großer Zahl und so wohlbewaffnet gekommen.

Erst am 21. Februar konnte das Schiff den Hafen von Petala, in welchem man nicht freywillig eingelaufen war, verlassen. Nach wenig Stunden zeigte sich durch den Golf von Patras der Meerbusen von Lepanto, aber dieser glückliche Fortgang der Fahrt war nur von sehr kurzer Dauer, bald ward das Schiff durch den conträren Wind von neuem zum Hin- und Herkreuzen gezwungen und erst am 3ten, nach einer 19tägigen Fahrt von Triest warf es im Hafen von Patras Anker.

Für solche, welche in unsern Tagen Griechenlands Städte sehen und besuchen, wird es stets von großem Interesse seyn, den jetzigen Zustand mit dem zu vergleichen, der noch vor Kurzem war. Herr Russegger fand, als er im Jahre 1839 von neuem hieher, kam Patras in eine blühende Handelsstadt voll ansehnlicher Gebäude, bewohnt von gewerbthätigen Bürgern umgewandelt; als er im Jahre 1835 den Ort zum ersten Mal sah, war dieser kaum ein Viertel so groß, und bestund meistens aus kleinen

hölzernen Hütten. Das damalige Gasthaus konnte zwar durch seinen ansehnlich klingenden Namen Hotel de l'Europe Erwartungen erregen, nicht aber durch den wirklichen Thatbestand sie befriedigen; es enthielt unter seinem Dache nur ein einziges Zimmer und zwey Kämmerchen. In der Küche zeigte sich die ansehnliche, hübsche Gestalt, der mit rothem Fes geschmückten Wirthin, welche ganz müssig dastund, während der alte, etwas grämlich aussehende Wirth das Geschäft des Kochens besorgte und dazwischen die Teller aufwusch. Umkehrungen der bey uns üblichen Lebensverhältnisse, wodurch nur anfänglich der in südliche Länder reisende Deutsche frappirt wird, bald aber an den immer wiederkehrenden Anblick sich gewöhnt.

Auf einem kleinen griechischen Fahrzeug, das mit seiner Ladung und seinem Erwerb ein gemeinsames Eigenthum mehrerer Schiffer war, davon dann auch jeder das Recht zu haben glaubte zu befehlen und nur seinen Befehlen zu gehorchen, fuhren unsere Reisenden am 7. Febr. nach Lepanto. Dieser Ort trug zu jener Zeit noch alle Spuren der Kämpfe des Befreyungskrieges an sich: er war in einen Schutthaufen verwandelt, über welchem hin und wieder armselige Hütten, bewohnt von kaum 400 Menschen, stunden. Eine dieser Hütten enthielt die Kaffeewirthschaft, die einzige des Ortes, und zugleich auch die einzige öffentliche Anstalt, durch welche der Fremde für sein Geld sich mit Lebensmitteln versorgen konnte. Die Vorräthe von diesen waren übrigens so gering, daß sie durch die Mitglieder unserer bergmännischen Expedition in Kurzem ganz aufgezehrt wurden. Indeß gab es doch schon während der zweytägigen Dauer des hiesigen Aufenthaltes einige Gelegenheit zu geognostischen Beobachtungen. Die Gebirgsart nach der Gegend der Citadelle hin besteht aus einem dichten Kalkstein, der mit einem schiefrigen, rothen Sandsteine wechsellagert und wellenförmig gebogen ist. In dem darunterliegenden, ebenfalls rothen, schiefrigen Sandsteine zeigen sich verkohlte Pflanzenreste.

Nach manchen Gefahren und Widerwärtigkeiten, welche durch die Vielherrschaft der Schiffer im Fahrzeug herbeygeführt waren, gelangten die Reisenden am 12. Febr. nach Lutrachi, welches damals nur aus zwey Häusern bestund, davon das eine dem Traiteur gehörte, einem Manne, der das Berauben der Fremden zwar auf andre Weise als die Bewohner der Küste von Albanien, übrigens aber mit eben so gutem Erfolg betrieb. Er schlug bey jeder Mahlzeit mit den Preisen auf, jedes Huhn berechnete er seinen Gästen ohngefähr zu dem Zehnfachen des Preises, um den er selber es gekauft hatte. Der glücklich speculirende Mann würde seine Forderungen (gleich dem Schiffscapitän, welcher für die Vergünstigung, noch eine Nacht auf dem Verdecke seines elenden Fahrzeuges zuzubringen, 10 spanische Thaler verlangte,) noch ungleich höher gespannt haben, wenn in seinem Hause Gelegenheit gewesen wäre die einträglichen Gäste zu beherbergen, so aber mußten diese in dem zerstörten Gemäuer einer Moschee ihr Unterkommen suchen.

Da wir unseren Reisenden in dem weiteren Verlauf dieser Anzeigen noch einmal auf der Bahn seiner gründlichen Forschungen durch Griechenland begleiten werden, entnehmen wir hier vorläufig nur noch einige Hauptzüge aus dem Bericht über seinen erstmaligen Aufenthalt in diesem Lande. Die Felslagerung, welche er schon damals auf dem Wege von Patras über Lepanto nach Athen beobachtet hat, ist von unten nach oben gehend die älteste Grauwackengruppe (Glimmerschiefer, Thonschiefer, körniger Kalk) dann die Gruppe des Grünsandsteines und der alten Kreide (eisenschüßiger Hornstein, rother Sandstein, Thonschiefer, Grünsandstein, dichter Kalkstein, welcher zum Theil Berge von 7000′ Höhe bildet), hierauf Nagelflue mit Kalkbreccie und Kalkkonglomeraten, öfters die höchsten Gebirge bedeckend. Außer diesen Diluvialbildungen, mit der jüngern Kalkbreccie als Küstengestein und die von H. R. als plutonische Gebilde anerkannten Porphyre, Trachyte, sowie Serpentin. Aber auch eine andere Bemerkung unsers Reisenden wollen wir hier nicht ganz mit Stillschweigen übergehen: jene, welche ihm der Vergleich des damaligen Zustandes von Griechenland mit dem aufdrang, welchen er einige Jahre später hier fand: damals, welche Armuth, welches Elend, welche Unreinlichkeit in den Hütten und Häusern, welche Unsicherheit auf den Straßen, und jetzt überall, mit Ausnahme vielleicht nur der etwas

übervölkerten Maina, ein gewisser Wohlstand, Gewerbthätigkeit, Reinlichkeit, polizeyliche Ordnung und Sicherheit. Eine Veränderung, welche eben so sehr für die Bildungsfähigkeit des Volkes als für den wohlthätigen Einfluß seiner neuen Verfassung spricht.

Auf einer, zur weitern Fahrt sehr günstig eingerichteten Corvette verließen unsre deutschen Bergleute am 28. Februar den Piräus um fürs erste nach Nauplia und von hier nach einem kurzen Aufenthalt nach Alexandria zu gehen. Dieses vorläufige Ziel der Seereise wurde schon nach einer 11 tägigen glücklichen Seefahrt von Athen aus am 9. März erreicht. Schon an einem der nächsten Tage erhielt Hr. R. Audienz bey dem Minister des eben von Alexandria abreisenden Vicekönigs, bey dem Boghus-Bey, und wurde von diesem wichtigen Manne aufs Zuvorkommendste behandelt. Es lag unserm Reisenden Alles daran, die günstige Jahreszeit zu dem Besuch selbst der Umgegenden von Kairo und dann zum Beginn der bergmännischen Unternehmungen am Taurus nicht zu versäumen. Er kürzte deßwegen diesen erstmaligen Aufenthalt in der schönsten Küstenstadt Aegyptens so sehr als möglich ab, und trat in 2 Barken die Reise nach der Hauptstadt an. Die Fahrt auf dem Nil verfehlte auch auf sein empfängliches Gemüth ihren großartigen Eindruck nicht; das Land prangte schon überall in der Fülle des Sommers, am 18. März zeigte sich bey Salamunieh die Gerste zum Schnitte reif. Am 21. März zogen die Reisenden in dem noch immer prachtvollen Kairo ein. Im italienischen Gasthofe des Herrn Zuchi, gelegen im Frankenquartiere, fanden sie alle europäische Bequemlichkeit und Pflege.

Bey dem Minister und Gouverneur von Kairo, dem Habib Effendi holte sich Hr. Russegger schon am andern Tag nach seiner Ankunft die nöthigen Instructionen und traf mit ihm die weitern Verabredungen über den Plan des bergmännischen Unternehmens. Im Auftrag des Vicekönigs wollte der Minister eine Untersuchungsreise von Oberägypten der von Syrien vorausgehen lassen. Gegen diese Abweichung von dem früher von beyden Seiten abgeschlossenen Contrakt erklärte sich der deutsche Bergmann und setzte die Gründe auseinander, nach denen es besser sey mit dem Unternehmen zuerst in Syrien zu beginnen. Hierüber mußte zuvörderst die Entscheidung des Vicekönigs eingeholt werden, was dem Reisenden schon für dieses Mal Gelegenheit gab seinen Aufenthalt in Kairo mehr zu verlängern, als es vielleicht ohne dieß würde geschehen seyn. Er wußte diese Zeit des Verzuges auf lehrreiche und angenehme Weise zu benutzen.

Bey dem Besuch des Innern der großen Pyramide erkennen wir in ihm ganz den muthigen, fachverständigen, vielfach geübten Bergmann. Nur wenig Reisende der neuern Zeit haben auf die Durchforschung dieses Innern soviel Mühe und Sorgfalt gewendet. Hr. Russegger begnügte sich nicht damit, bloß in die obern sogenannten Kammern hinan zu kriechen und zu steigen, sondern er befuhr auch, als kühner Bergmann, ohne Seil und ohne Leiter mehrere der Schächte, welche tief unter die Grundlage der Pyramide, in das feste Gestein niedergehen. Ein Unternehmen, welches wegen der polirten Seitenwände dieser Schächte, wegen der kleinen, glatten und abschüssigen Fußtritte und der bedeutenden Tiefe, welche das Auge des Hinabstelgenden in undurchdringlichem Dunkel unter sich siehet, nicht ohne Gefahr und eigenthümliche Schrecknisse ist. Unser Reisender ist der Meynung, daß die wichtigste Grabeskammer, jene in welche wahrscheinlich auch der Mumiensarg des Erbauers der Pyramide seine Stelle einnahm oder noch einnimmt, nicht oben in dem eigentlichen Gebäude der Pyramide, sondern in diesen tiefern Räumen zu suchen sey, deren unterster Grund durch die Forschungen der neuern Zeit, die nicht einmal bis zum Niveau des Nils hinabdrangen, bey weitem noch nicht erreicht sey. Er hält ferner dafür, daß die Stätte der Pyramide, zur Zeit da diese erbaut wurde, vom Wasser des Nils umflossen, künstliche oder natürliche Insel gewesen sey.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Juny.

Nro. 124. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Voyage au Pole Sud et dans l'Océanie sur les corvettes l'Astrolabe et la Zélée, exécuté par ordre du Roi pendant les années 1837, 1838, 1839, 1840, sous le commandement de M. J. Dumont D'Urville, Capitaine de vaisseau. Publié par ordonnance de sa Majesté. Histoire du voyage, par M. Dumont D'Urville. Paris Tom. I. première partie 1841. LXXXII. u. 295 S. Deuxième partie 1842. 303 S. gr. 8.

Mit wehmüthigem Gefühle geht Ref. an die Anzeige dieses Werkes. Der Verfasser desselben, der auf drey großen Weltumseglungs-Reisen alle Gefahren des tobenden Meeres glücklich überstanden, in mehrmaligen Schiffbrüchen das Leben wohlbehalten geborgen hatte, mußte am heurigen Himmelfahrtstage, der so Vielen ein Tag des Schreckens und Verderbens geworden, auf einer Luftfahrt nach Versailles einen grauenhaften Tod in den Flammen eines Dampfwagens finden, er zugleich mit Frau und seinem einzigen Kinde. Noch fern vom Ziele, das er zu erreichen hoffte, hat Dumont d'Urville unerwartet und gräßlich geendet. Unvollendet liegt seine Reisebeschreibung vor uns, deren zweyte Abtheilung uns nur um einen Tag früher als die Nachricht von dem beklagenswerthen Ende ihres Verfassers zukam. An ihm hat die französische Marine einen ihrer ausgezeichnetsten Officiere verloren; in der Geschichte der physikalischen Wissenschaften wird seines Namens Gedächtniß in Ruhm und Ehre fortleben.

Dumont d'Urville hat 4 große Expeditionen zur See ausgeführt. Die erste von 1819 bis 1821 auf der Corvette Chevrette unter Kapitän Gaultier; die zweyte von 1822 — 1825 auf der Corvette la Coquille unter Kapitän Duperrey; die dritte von 1826 — 1829 auf der Corvette l'Astrolabe unter eigenem Kommando; die vierte, von der in dieser Anzeige ausführlicher berichtet werden soll, von 1837 — 1840 auf den beyden unter seinen Befehlen stehenden Corvetten l'Astrolabe und la Zélée. Die erste von diesen Reisen hatte keine wissenschaftliche Bedeutung gehabt, wohl aber die folgenden Weltumseglungs-Expeditionen, die zu den großartigsten Unternehmungen dieser Art gehören, und für Geographie, Naturgeschichte und Völkerkunde vom wichtigsten Erfolge geworden sind.

Im Monat May 1835 hatte der Verf. die Publikation der unter seinem Befehle auf dem Astrolabe ausgeführten Entdeckungsreise in allen ihren Abtheilungen vollendet. Auf die hievon dem Ministerium gemachte Anzeige erhielt er die Weisung, sich in seinen Hafen Toulon zu begeben, und er verfügte sich sogleich in diese Stadt, gerade zu der Zeit, wo die Cholera daselbst mit der größten Heftigkeit wüthete. Sein kleines Töchterchen fiel schnell als Opfer der verheerenden Seuche. Während mehr als anderthalb Jahren wurde ihm für jene Reise, welche der französischen Marine zu so großer Ehre gereichte, nicht die mindeste Auszeichnung zu Theil, und er mußte es sich gefallen lassen, den einförmigen und langweiligen Dienst, welchen ein Schiffskapitän im Hafen über sich hat, auszuführen. Er that dieß mit aller der Sorgfalt und Pünktlichkeit, welche seine Stellung ihm auferlegte. Wie der Verf. selbst zugesteht, mochte an dieser Zurücksetzung mit Schuld seyn, daß er im Anfange der July-Revolution etwas überspannte Meynungen gehegt und ausgesprochen hatte, die ihn bey dem Marineminister nicht sonderlich empfahlen. Rigny hatte ihm

unzweydeutige Proben von übler Stimmung gegeben, und er hatte Grund voraus zu setzen, daß dessen Nachfolger, wenn auch nicht direkt feindselig, doch keineswegs ihm sonderlich günstig wären.

In Geduld ertrug D'Urville sein Loos. Außer den dienstlichen Obliegenheiten widmete er seine ganze freye Zeit der Erziehung seines einzigen Sohnes, so wie ethnographischen und philologischen Studien in Bezug auf die Bewohner der Südsee. Aber verschiedene Gründe vereinigten sich, um ihn aus seiner friedlichen Zurückgezogenheit heraus zu locken. Indem er in seinen Untersuchungen vorwärts rückte, wurde er gewahr, daß die Reihe von Vergleichungen oft durch Lücken unterbrochen wurde, von denen mehrere durch eine neue Excursion in den Gewässern, welche er schon zweymal durchschifft hatte, ausgefüllt werden konnten. Dann hatte auch ein zweytes Söhnchen die Stelle der verstorbenen Tochter eingenommen, und d'Urville dachte ernstlich daran, daß er seiner Ruhe einige Opfer bringen müsse, um das Loos seiner Kinder in einer ehrenhafteren Weise für die Zukunft zu begründen. Endlich ein drittes Motiv, das dem ersten Anblick nach sehr scheinbar, aber, wie er sich selbst hierüber ausdrückt, im Grunde das kindischste in Bezug auf sein Gefühl und seine Erfahrungen war, gab den Ausschlag. Das Beyspiel von Cook beständig vor Augen habend, dachte d'Urville oft an die drey Reisen dieses berühmten Seefahrers und er ward fast jede Nacht von Träumen gequält, in welchen es ihm vorkam, als ob er im Begriffe wäre, eine dritte Weltumseglungsreise auszuführen. Diese Träume hatten das Sonderbare, daß sie fast immer ihm die Absicht unterlegten, gegen den Pol vorzudringen und endigten gewöhnlich damit, sein Schiff, das beständig der Astrolabe war, in enge Kanäle, Untiefen oder selbst in Pässe auf dem festen Lande, wo er es noch segeln lassen wollte, hineinzuführen. Gleichwohl hatte d'Urville, obschon er die muthigen Unternehmungen von Cook, Roß und Parry in den Polargegenden bewunderte, niemals Verlangen getragen, ihnen auf diesen Bahnen nachzueifern; er hatte im Gegentheil sich immer dahin geäußert, daß er lieber eine dreyjährige Seereise unter dem glühenden Himmel der Tropenregion als einen zweymonatlichen Aufenthalt in den Eisgegenden aushalten wolle. Als einen nicht minder sonderbaren Umstand erwähnt es der Verf., daß diese lästigen Träume alsobald aufhörten, als die Polar-Expedition entschieden war.

Nachdem d'Urville die Einwilligung seiner Gattin, der er mit innigster Liebe zugethan war, erlangt hatte, wandte er sich im Januar 1837 an den Marineminister Rosamel mit dem Gesuch, ihn zu einer neuen Weltumseglungs-Expedition verwenden zu wollen. Gegen Ende Februars erhielt er die Mittheilung, daß der König dasselbe bey der Vorlage gnädig aufgenommen, zugleich aber auch das Verlangen ausgesprochen habe, daß, indem er von einem Wallfischfahrer gehört hätte, der sehr nahe gegen den Südpol vorgedrungen sey, eine französische Expedition in derselben Richtung ausgeschickt werden solle. In Folge dieser Aeußerung erhielt deßhalb D'Urville den Antrag, das Kommando von zwey Schiffen zu übernehmen, die gegen den Südpol vorzudringen die Bestimmung hätten.

So unerwartet für unsern Verf. auch dieser Vorschlag kam, so gieng er doch nach einigem Bedenken auf ihn ein und trat eine Reise nach Paris und London an, um die nöthigen Zubereitungen zu treffen. Der Marineminister stellte ihn dem Könige vor, der sich lange mit ihm in sehr freundlicher Weise über die bisher erlangten Erfolge im Vordringen gegen den Südpol unterhielt und eine lebhafte Theilnahme an der bevorstehenden Expedition an den Tag legte. Mindere Ursache hatte d'Urville mit einer Gesellschaft zufrieden zu seyn, deren Unterstützung er mit einigem Rechte in Anspruch nehmen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Reisen in Europa Asien und Afrika von Joseph Russegger.

(Schluß.)

Die Mumiensärge im Innern der Kammern, welche im Gebäude selber sich finden, waren schon vollendet auf ihren jetzigen Fußboden beygesetzt worden, noch ehe man die Wände der Kammer und

ihre Decke aufführte und dann alles mit den Mauerstücken des Riesenbaues umgab; die mächtig großen Werkstücke, aus denen die Pyramide besteht, wurden schon in den Steinbrüchen vollkommen zugehauen, dann durch menschliche und thierische Zugkräfte auf Dämmen, welche von der tiefer gelegenen Ebene her eine schief ansteigende Ebene bildeten, dahin gebracht, wo man sie haben wollte.

Die Unterhandlungen mit dem ägyptischen Minister hatten noch nicht ihr Ende erreicht. Von neuem wollte man allerhand Aenderungen an dem schon in Triest abgeschlossenen Contract machen, namentlich in Beziehung auf die Art der Auszahlung der Besoldungen. Abermals wurde deßhalb an den noch immer im Delta abwesenden Vicekönig berichtet und dieser that den ihm Ehre machenden Ausspruch, daß Alles bey dem einmal zwischen beyden Theilen abgeschlossenen, von ihnen unterzeichnetem Contract sein Verbleiben haben solle. So war die Abreise von Cairo bis zum 11ten April verzögert worden.

Auf der Rückfahrt nach Alexandria machte Hr. Russegger von Terraneh aus, welches am Nilarm von Rosette liegt, eine Nebenreise zu den Natronseen. Das Ministerium, in dessen Absichten diese Reise lag, hatte ihm zur Förderung derselben einen Vorweis an den Mamur (Gouverneur) der Provinz zu Terraneh mitgegeben, worin dieser Beamtete aufgefordert wurde, die nöthigen Pferde für die Reisenden zu besorgen. Der Director des Etablissements der Natrongewinnung, der Italiener Baffi, welcher zu Terraneh wohnt, und an den unser Reisender schon von Alexandria durch Freundeshand empfohlen war, gewährte auch dießmal, wie schon auf der Herreise, gastfreundliche Aufnahme, dagegen bewies der Mamur jene Ehrfurcht, mit welcher er das ministerielle Schreiben an sein gebeugtes Haupt gedrückt hatte, keineswegs auch durch die That, denn statt der 10 Pferde, die er unverzüglich hatte stellen sollen, sendete er erst am Abend des andern Tages nur 2, dazu jedoch 10 Esel und 4 Kameele. Es war 9 Uhr des Abends, als die Reisegesellschaft zum Aufbruch fertig war, der Ritt nach Sagig, in der Richtung von WWS. hatte volle 15 Stunden gedauert, in dieser ganzen Zeit hatten die Thiere weder Futter noch Trank erhalten, ohne daß man ihnen das Mindeste von Ermüdung anmerkte.

Nach einer kurzen Ruhe in dem Hause des Schreibers des Natronetablissements zu Sagig begab sich unser Reisender an die genauere Durchforschung der Gegend, deren Hauptergebnisse wir hier nur kurz mittheilen.

Etwas jenseits, westwärts von der andern Hügelreihe, an deren Saum die Natronseen sich hinziehen, erhebt sich das sogenannte lybische Gebirge, eine andere Bergkette, ohne Ausdruck, ohne Kuppen, nur wie ein Wall gestaltet. Zwischen der Hügelreihe der Natronseen und der lybischen Bergkette zieht sich ein Thal hin, welches unter dem Namen des Stromes ohne Wasser oder des trockenen Stromes (Bachr bela maa oder Bachr el farich) bekannt ist, und in welchem, allen vorhandenen Anzeichen nach, vormals ein Arm des Niles floß. Jenes weitere, flachere Thal aber, welches das Gebiet der Natronseen umfaßt und nach ostwärts von diesen verläuft, trägt bey den Arabern wie bey den koptischen Christen den Namen der Wüste des heiligen Makarius, weil in seinem südöstlichen Verlaufe, an der Karawanenstraße, die durch die lybische Wüste nach Kairo führt, das griechische Kloster des heil. Makarius gelegen ist. Auch näher den Natronseen finden sich zwey kleinere, das eine von griechischen, das andere von syrischen Mönchen bewohnte Klöster, deren Lage schon, mitten in der Einöde, die großen Entbehrungen andeutet, welche dort zur bestehenden Tagesordnung gehören.

Die Natronseen, deren sechs sind, liegen sämmtlich in der Makarius-Wüste, in der Richtung von S. O. in N. W., so nahe an einander, daß sie in der Zeit des höheren Wasserstandes in einander fließen und zum Theil ein zusammenhängendes Ganzes bilden. Ihre Tiefe ist, in Vergleich mit dem nicht unansehnlichen Umfang, nur unbedeutend; ihr Wasser ist durch seinen großen Salzgehalt für Menschen wie für Thiere ungenießbar. Die Behauptung, daß diese Seen ihren höchsten Wasserstand erreichen, während der nur 15 Stunden von ihnen entfernte Nil abnimmt, und daß sie dagegen auf den nied-

rigsten herabsinken, wenn der Nil zu seinem höchsten Niveau emporschwillt, hat etwas räthselhaft, ja unwahrscheinlich Klingendes und dennoch wird es durch die Erfahrung bestätiget. Es erklärt sich so: Die Natronseen liegen nördlich vom 30. Breitengrade, innerhalb jener Parallele des nördlichen Afrikas, welche auf ihre Weise noch an den meteorologischen Ereignissen unsers nordischen Winters Theil nimmt, denn sie hat, wie das südliche Europa in in den Monaten December, Januar und Februar ihre Regenstürme, deren Ergüsse, vielleicht noch mehr als in Italien, ganzen Fluthen gleichen. Nun ist aber der Boden, auf welchem die Natronseen gründen, ein Thon, welcher das Wasser nicht durchsinken, sondern nur verdünsten läßt. Darum schwellen diese Seen gerade in den Wintermonaten an, während dann der Nil fällt und nehmen ab, in der heißen, trocknen Zeit des Sommers sowie angehenden Herbstes, während welcher der Nil zu seinem höchsten Stande ansteigt, weil dann gerade der Grund ihres gewöhnlichen Anwachsens ihnen fehlt.

Der hiesige, vormals von so vielfachen organischen Bildungen belebte Boden bedeckt sich beym Zurückweichen des Wasserstandes der Seen, nicht allein mit häufigen Incrustirungen des gemeinen Kochsalzes, sondern auch mit kohlensaurem Natron oder Soda. Dieses Erdsalz wird (damals wenigstens) in einer sehr roh gebauten Mühle zu Mehl zerrieben, dann in viereckigen Kästen mit zugegossenem Wasser ausgelaugt. Es bedarf hier, bey der Sonnenhitze der lybischen Wüste, keiner künstlichen Erhitzung durch Feuer, sondern in den Trögen, deren Zahl damals gegen 600 betrug, und in welche die schon an sich stark concentrirte Lauge hineingelassen wird, kommt das kohlensaure Natron, als das leichter anschießende Salz, in kurzer Zeit zuerst zur festen, krystallinischen Gestaltung; die Mutterlauge, welche außer dem vorherrschenden salzsauren Natron (Kochsalz) auch noch ziemlich vieles kohlensaures Natron (Soda) enthält, ließ man unbenutzt hinwegfließen.

Während seines zweyten, nur sehr kurzen Aufenthaltes in Alexandria, begründete unser uneigennützige und wohlgesinnte Landsmann noch eine kleine, zunächst unmittelbar unter seiner Leitung stehende Schule der künftigen Bergleute, deren Zöglinge Eingeborne des Landes sind. Zehn junge Araber, in Aegypten geboren und bis dahin erzogen, wurden ihm zu seinen weitern berg- und hüttenmännischen Unternehmungen zugesellt, damit sie, für künftige Zeiten, die Weise des Verfahrens erlernen möchten, durch welche der Mensch die Gaben der verborgenen Tiefe seines Planeten aufzufinden und dieselbe zu seinem täglichen Gebrauch benutzen lernt.

Dem gehaltreichen Schluß der für dieses Mal veröffentlichten Mittheilungen unsers Reisenden über seine naturwissenschaftlichen Beobachtungen in Unterägypten gebührt hier auch noch eine würdigende Anerkennung. Kairo hat im Mittel alljährlich nur 12 Regentage, während die tropfbar flüssigen Niederschläge aus der Atmosphäre schon gegen die ägyptische und angränzende nordafrikanische Küste mehr als das Zehnfache betragen (S. 219). Die mittlere Jahrestemperatur der ägyptischen Hauptstadt läßt sich auf nahe 18° R. festsetzen. Der Zahl nach sind im Mittel in Unterägypten die Nordwinde, nächst diesen die Nordwest- und die Nordostwinde, dann die reinen Westwinde vorherrschend. In viel untergeordneterem Verhältniß treten die Südwestwinde, dann die Südwinde und noch seltener die Chamsimwinde ein, welche mit all ihren verderblichen Eigenschaften, nur kurze Zeit wehen.

Was die geognostischen Verhältnisse von Unterägypten betrifft, so begnügen wir uns hier vorläufig mit den nachstehenden Angaben unsers Reisenden:

a) Die Küste, Dünensand und jüngster Meeressandstein. Fortdauernde Bildung.
b) Das Delta-Küstenland, bloß durch Nilschlamm, Sand und Gruß entstehend. Fortdauernde Bildung.
c) Die östliche, oder arabische Küste, Tertiärgebilde. Grobkalk, Nummulitenkalk, Diluvialsand und Sandstein. Eine (vielleicht vulkanische) Verglasung des Sandsteines und der tertiären Felsarten.
d) Die westliche oder lybische Küste. Tertiärgebilde, Nummulitenkalk, Grobkalk, Diluvialsand und Sandstein mit Salzthon — Salzseen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Juny.

Nro. 125. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Voyage au Pole Sud et dans l'Océanie de M. J. Dumont D'Urville etc.

(Fortsetzung.)

Seit fast zwanzig Jahren hatte er nicht aufgehört für die Bereicherung des Muséum d'histoire naturelle Sorge zu tragen; bey jeder Rückkehr von einer Reise hatte er demselben alle seine Sammlungen übergeben. Auf d'Urvilles Ansuchen lud der Minister diese Societät ein, die Instructionen für die Reise des Astrolabe und der Zélée zu entwerfen. Besondere Ursachen, auf die er nicht näher eingeht, hatten den Verf. mit dem Vorstande der mathematischen Sektionen überworfen, der auch, wie wir aus den Zeitungen wissen, über derartige Expeditionen, deren wahren Werth er entweder nicht zu würdigen wußte, oder von leidenschaftlicher Verblendung hingerissen nicht in solchem gelten lassen wollte, in sehr wegwerfender Weise geurtheilt hatte. Von dieser Seite her hatte daher d'Urville wenig Aufmunterung zu erwarten, dagegen glaubte er wenigstens auf die naturhistorische Abtheilung rechnen zu dürfen. Diese Hoffnung wurde aber zu Schanden. Sey es aus Corporationsgeist oder aus vorgefaßter ungünstiger Meynung gegen ihn, genug die Herren von dieser Abtheilung zeigten wenig Eifer für die Expedition, die sich vorbereitete. Ganz anders benahm sich die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften und die geographische Societät. Auch zwey berühmte Notabilitäten des Auslandes, Humboldt und Krusenstern, liessen es an freundlichen Aufmunterungen nicht fehlen.

Die Ausrüstung der beyden Schiffe, l'Astrolabe und la Zélée, die für die Polarexpedition bestimmt waren, gieng langsamer vor sich als d'Urville es wünschte. Die ganze Bemannung durfte er selbst nach eigenem Gutdünken auswählen. Das Kommando der Zélée übertrug er dem Schiffskapitän Jacquinot, einem Manne, der ganz für eine solche Reise geeignet war. Am 7. September 1835 waren endlich die beyden Corvetten segelfertig und Mittags nahm d'Urville Abschied von seiner Frau und Kindern. Es war dieß ein sehr schmerzlicher Moment für ihn, der mit so inniger Liebe an seiner Familie hieng. Zweymal schon hatte er sich in solcher Weise von ihr trennen müssen, aber damals war er, wie er sich selbst hierüber ausspricht, jung, kräftig, voll Hoffnungen für die Zukunft. Jetzt aber war er alt, den heftigsten Anfällen der Gicht unterworfen und ohne irgend eine Illusion. Indeß der Kelch war nun einmal gefüllt, er mußte ihn trinken.

Nach einem kurzen Aufenthalte zu Teneriffa steuerte die Expedition gerade nach Rio Janeiro, wo sie am 13. November anlangte und nach Einnahme von Provisionen schon am andern Tage wieder absegelte, zum großen Verdruß eines guten Theils der Officiere, die einen längeren Aufenthalt in einer Stadt, welche ihnen so viele Ergötzlichkeiten versprach, gewünscht hatten. Auch d'Urville selbst, der noch niemals die Hauptstadt Brasiliens besucht hatte, hätte gerne dort einige Tage verweilen mögen, allein in der Besorgniß, daß diese etlichen Tage ihn noch um mehrere bringen könnten, während es höchste Zeit war die Südregionen zu erreichen, bestimmten ihn, sich und den Uebrigen diesen Genuß zu versagen.

Von Rio Janeiro richteten die Schiffe ihren Lauf nach Port Famine in der Magellanstraße, wo sich die Mannschaft durch einen längeren Aufenthalt

daselbst auf die Strapazen in den südlichen Eismeeren vorbereiten sollte. In einem eigenen Kapitel beleuchtet der Verf. die verschiedenen Beschiffungen dieser weltberühmten Meerenge, woraus wir in der Kürze das Hauptsächlichste zusammenstellen wollen.

Bekanntlich entdeckte Magellan i. J. 1520 diesen Kanal und steuerte durch denselben in den stillen Ocean. Drey Jahre später wurde Ladrilleros von dem Statthalter in Chili beauftragt, die Meerenge von West nach Ost zu durchfahren, aber ungünstige Witterung veranlaßte ihn zur Rückkehr. 1525 rüstete Kaiser Karl V. eine Flotte von 6 Schiffen zu einer Weltumseglung aus, die nach einigen unglücklichen Versuchen in die Meerenge eindrang, ohne sie zu durchschiffen. Die Expedition des Simon von Alcazova mißlang 1534 völlig. Von 3 Schiffen, die 5 Jahre später Camarogo kommandirte, gelang es nur einem die Meerenge zu passiren und dieses kam in sehr schlimmem Zustande im Hafen von Arequipa an. Hierauf drang Drake auf seinem Verheerungszuge gegen die spanischen Kolonien in die Meerenge ein, verweilte einige Monate in ihr und kehrte dann wieder zurück. Zu seiner Beobtung wurde Pedro Sarmiento am 11. Oktober 1579 mit zwey großen Schiffen von Callao abgeschickt, dem es gelang mit dem einen die Magellanstraße zu passiren, von wo er sich dann direkt nach Spanien wandte. Seine prahlerisch übertriebenen Berichte veranlaßten Philipp II., die Anlegung einer Festung in der Meerenge anzubefehlen, um den Eingang den Fremden zu sperren, indem nach Sarmiento's Angaben der Kanal so eng seyn sollte, daß Schiffe leicht das Eindringen würden verhindern können. Zu dem Behufe wurde eine Flotte von 23 Schiffen, mit 3500 Menschen besetzt, ausgerüstet, um die neue Kolonie, deren Gouverneur Sarmiento seyn sollte, zu begründen. Stürme zerstreuten indeß die Schiffe und 8 derselben giengen zu Grunde. Verschiedene andere Umstände kamen hinzu, daß man im Kanal nicht eher als in der ungünstigen Jahreszeit eintraf, und man mußte deßhalb nach Paraiba zurückkehren, um zu überwintern. Endlich konnte Sarmiento nur mit 400 Männern und 30 Frauen, die auf 8 Monate verproviantirt waren, in der Meerenge landen. Von den drey Schiffen, die ihm allein noch übrig geblieben waren, gieng eines zu Grunde und das andere schickte er nach Spanien zurück, um Unterstützung zu holen. Sarmiento errichtete nun ein Fort am Eingange in den Kanal, benannte es zum Namen Jesus und gab ihm eine Besatzung von 150 Mann. Dann drang er zu Lande bis in die Mitte der Meeresenge vor, gründete hier einen Ort, Namens Philippstadt, welchen er mit einer guten Artillerie versah. Nachdem dieß abgemacht war, kam er mit 25 Matrosen nach dem Namen Jesus zurück, wo ein Windstoß sein Ankertau zerriß und ihn in den atlantischen Ocean hinaustrieb. Alsdann wendete er sich nach Rio Janeiro, wo er auf Hülfe zählte, die er nicht fand, dann nach Fernambuk, wo er unzureichende erhielt, endlich nach Bahia, wo er Schiffbruch erlitt.

Mit einer Ausdauer, die eines bessern Ausganges würdig gewesen wäre, erbaute er in diesem Hafen ein neues Schiff, gieng mit seinen Provisionen unter Segel, aber ein neuer Sturm zwang ihn sie ins Meer zu werfen und zu Rio vor Anker zu gehen. Als er aus diesem Hafen wieder auslief, gerieth er unversehens unter die englische Flotte und wurde als Gefangener nach England geführt. Viel schlimmer waren aber noch die zurückgelassenen Kolonisten daran, die dem Hunger, der rauhen Witterung und den Angriffen der Wilden ausgesetzt, ins bitterste Elend geriethen. Von den Sämereyen gieng keine auf, so daß, nachdem die Vorräthe erschöpft waren, die meisten Hungers starben. Am Strande herumirrend, suchten sie Früchte, Wurzeln, Vögel und Fische auf. Von 400 bis auf 23 herabgeschmolzen, beschlossen sie, mit der Ausnahme eines einzigen, Hernando genannt, zu Lande den Versuch zu machen, den Rio de la Plata zu erreichen. Von ihrem Schicksale hat man nie wieder etwas in Erfahrung gebracht.

Besser als seine Unglücksgefährten hatte es Hernando getroffen. Thomas Candish, durch Drakes Erfolge angereitzt, hatte auf eigene Kosten 3 Schiffe ausgerüstet, mit denen er am 7. Januar 1587 den armen Spanier auffand, ihn aufnahm und am andern Tage vor Philippstadt die Anker warf, deren Ruinen er noch stehend fand. Von dieser Zeit an erhielt dieser Ort den Namen Port-Famine, zum

Andenken an den traurigen Untergang der spanischen Kolonie. Unter heftigen Stürmen gelang es Candish in den stillen Ocean vorzudringen. Zum zweyten Male kam dieser kühne Seefahrer im April 1592 nach Port-Famine, aber dießmal waren alle seine Anstrengungen vergebens die Straße zu durchschiffen. Heftige Stürme warfen ihn immer wieder zurück, zugleich war die Kälte so grimmig, daß er bisweilen acht bis neun Mann an einem Tage verlor. Unverrichteter Sache mußte er wieder umkehren. Nicht besser ergieng es einer andern englischen Expedition unter Chidley; Hawkins dagegen drang 1594 glücklich durch die Straße hindurch.

Von nun an zeigten sich auch die Holländer in diesen Gewässern. Furchtbare Widerwärtigkeiten erduldete ihre erste Expedition, die 1598 von Rotterdam auslief. Olivier von Noort gelang es die Straße zu durchschiffen; nach den Ruinen von Philippstadt suchte er bereits vergeblich. Die leichteste Schifffahrt unter allen seinen Vorgängern hatte Spilberg, der 1617 in die Meerenge eindrang. Zu gleicher Zeit entdeckten Le Maire und Schouten einen neuen Weg, indem sie die Tour um das Kap Horn machten und da diese Schifffahrt mit den schwerfälligen und schlecht segelnden Schiffen in dieser Periode leichter ausgeführt werden konnte, wurde sie Ursache, daß die Passage durch die Straße seltener versucht wurde.

Zum Letztenmale gieng von Spanien 1618 eine Entdeckungsreise nach diesen Meeren aus. Garcia de Nodales erhielt den Auftrag die neue Passage durch die Straße von Le Maire zu untersuchen. Er umschiffte das Kap Horn und kehrte durch die Magellanstraße nach Spanien zurück, wobey er so überaus glücklich gewesen war, auch nicht einen einzigen Mann verloren zu haben, ein fast wunderbares Resultat für jene Zeiten. Dieser günstige Erfolg weckte indeß keine neuen Unternehmungen; Spaniens Sonne fieng bereits an zu erbleichen.

Auch französische Seefahrer machten nun den Anfang, an dieser gefährlichen Aufgabe sich zu versuchen. De Gennes, in der Absicht die spanischen Kolonien auszuplündern, drang 1696 bis zu Port Famine vor; von hier aber mußte er wieder umkehren. Erst Beauchesne Gouin war so glücklich, die Durchfahrt durch die Magellanstraße 1699 ausführen zu können.

Mehr als sechzig Jahre verflossen, ohne daß man von einer weitern Expedition in die Magellanstraße etwas zu hören bekam. Der erste, den wir nach diesem Zeitraume wieder in diesen sturmreichen Gewässern erscheinen sehen, ist der englische Commodore Byron, mit dem eine Reihe der großartigsten Seefahrten beginnt. Wir brauchen nur die Namen Bougainville, Wallis und Carteret zu erinnern, die allen unsern Lesern bekannt seyn werden. Nach ihnen segelten zwar mehrere englische und amerikanische Schiffe durch die Magellanstraße, zumal seitdem der Seehundsfang die Seefahrer anlockte, aber von allen diesen sind uns keine Nachrichten hinterlassen worden. Alle Entdeckungsreisen, um nicht einen zu großen Zeitverlust zu erleiden, doublirten das Kap Horn, und die Magellanstrasse war gewissermassen vergessen. Endlich beschloß die englische Regierung, die Erforschung der Magellansländer ausführen zu lassen und beauftragte hiezu den Kapitän King, der diese Aufgabe im Jahre 1826 begann, während Fitz-Roy sie 1834 zu Ende brachte.

In diese merkwürdige Meerenge rückte jetzt auch D'Urville mit seinen beyden Schiffen ein und erreichte am 15. December Port Famine, wo er einige Zeit zu verweilen beschloß. Die Landung ist hier leicht, Wasser und Holz ist im Ueberfluße vorhanden, die Felsen an den Küsten sind mit eßbaren Schnecken bedeckt, auch grüne Kräuter zum Salat verwendbar waren aufzutreiben und der Fischfang mitunter ziemlich ergiebig. Von der alten spanischen Niederlassung war keine Spur mehr aufzutreiben, dagegen fand man einige Gedächtnißtafeln auf hier verstorbene Seeleute auf, und ein kleines Fäßchen an einem Baume aufgehängt, neben welchem auf einem Pfahl Post-office zu lesen war. Bey näherer Nachsicht ergab sichs, daß es Papiere enthielt mit Notizen von Kapitänen, welche die Strasse passirt hatten, bezüglich auf die Zeit ihrer Durchschiffung, die Umstände, unter welchen sie erfolgte, einige Nachrichten an ihre Nachfolger und Briefe nach Europa oder den Vereinten Staaten. Die erste Idee zu einem solchen Postbureau in freyer

Luft scheint vom amerikanischen Kapitän Cunningham herzurühren, der sich hiezu ganz einfach einer im April 1833 aufgehängten Flasche bediente; sein Landsmann Waterhouse fügte im März 1835 als nützliche Ergänzung den Pfahl mit der Inschrift bey. Endlich hatte der englische Kapitän Carrick, der die Straße im März und auf dem Rückweg im November 1837, 16 Tage vor der französischen Expedition, passirte, das Fäßchen der Flasche substituirt und seine Nachfolger eingeladen, davon für die Beförderung der Briefe Gebrauch zu machen. Auch unsere französischen Seefahrer bedienten sich dieser Gelegenheit, und D'Urville fügte überdieß einen Bericht an den Marineminister bey über die verschiedenen Operationen, die von Rio-Janeiro bis hieher vorgenommen worden waren. Bald nach der Abreise der Franzosen kam ein amerikanischer Kapitän vorbey, der die Briefe mit dem Berichte richtig an ihre Adressen beförderte, so daß schon im folgenden Juny die verschiedenen Familien der Mitglieder der Expedition das Vergnügen hatten von den Ihrigen Nachrichten zu erlangen. Dieses Port Famine ist jedenfalls die südlichste Poststation, die es auf der Welt giebt, und hat vor allen andern den Vorzug voraus, daß ihre sämmtlichen Dienstverrichtungen unentgeldlich geschehen.

Bis zum 27. December verweilte die französische Expedition in dem Hafen von Port Famine, und der Aufenthalt daselbst war für ihre Mission von großem Vortheil. Eine Menge Reparaturen und neue Einrichtungen wurden hier ausgeführt, hydrographische und physikalische Beobachtungen angestellt und naturhistorische Sammlungen angelegt, unter denen besonders die botanischen interessant waren. D'Urville selbst brachte einen guten Theil der Flora aus diesen Gegenden zusammen. In nautischer Beziehung empfiehlt er diese Station sehr den Kapitänen, welche die Straße durchsegeln wollen, da der Ankerplatz daselbst sehr geschützt und man dem Kap Forward bereits so nahe ist, daß man den günstigen Wind zu dessen Umschiffung sogleich benützen kann.

Mit günstigem Wind verließ am 28. December die französische Expedition ihre bisherige Station, um westlich die Magellanstraße zu passiren. Aber bald wurde der Wind so conträr, daß D'Urville sein Vorhaben aufgeben und sich zur östlichen Rückfahrt entschließen mußte. Im Hafen von Pockett hatten die Franzosen Gelegenheit mit Patagonen zusammen zu kommen, unter welchen sie zu nicht geringer Verwunderung einen jungen Schweizer aus der Gegend von Bern, Namens Niederhauser, antrafen. Dieser, ein Uhrmacher seiner Profession, hatte in den Vereinigten Staaten sein Glück versuchen wollen, aber mit schlechtem Erfolge. Nach mancherley Ungemach schenkte er den glänzenden Verheißungen eines Robbenfängers Glauben und ließ sich von demselben für den Seehundsfang anwerben. Auf solche Weise wurde der gute Schweizer von den Gestaden New-Yorks auf die rauhen Inseln des Feuerlands, südwärts vom Kap Pillar, transportirt. Wie üblich wurde er hier mit sieben seiner Kameraden und einigem Mundvorrath auf einer dieser Inseln abgesetzt, um den Robbenfang zu betreiben. Drey oder vier Monate nachher kam der Kapitän wieder, nahm die präparirten Felle ein, und ließ neue Vorräthe für andere drey Monate zurück; aber dießmal kam er nicht wieder; sey es, daß er mit seinem Schiffe zu Grunde gegangen war, oder daß er die ausgesetzten Matrosen, wie es solche Abentheurer öfters zu thun pflegen, absichtlich verließ, um nicht genöthigt zu seyn, ihnen ihren Antheil am Ertrage des Fanges einhändigen zu müssen. Nachdem die also Verlassenen ihren Mundvorrath erschöpft hatten, bestiegen sie ihren Kahn, fuhren von Westen her in die Meerenge ein, und gelangten endlich im Hafen von Oazy zu einem Stamme Patagonen. Sechs der Robbenfänger setzten von hier ihren Weg weiter fort, Niederhauser aber und ein Engländer blieben zurück und wurden von den Wilden gut behandelt. Nur waren sie nicht wie diese an Hunger und Strapatzen gewöhnt und daher zu wahren Gerippen abgezehrt; auf ihre Bitte nahm D'Urville die beyden Unglücksgefährten in seine Schiffe auf.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Juny.

Nro. 126. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Bayerns auswärtige Verhältnisse seit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen dargestellt von C. M. Frhrn. v. Aretin, k. b. Rittmeister à la Suite ꝛc. Erster Band. Passau. Druck und Verlag von Friedrich Winkler. 1839. 8. S. XIV u. 346. Anh. S. 48 u. 366.

Wir haben mit der Anzeige dieses in mehrfacher Hinsicht für unser Vaterland interessanten Werkes uns nicht beeilt, weil wir auf das baldige Erscheinen des II. Bandes rechneten, um sodann über beyde zugleich Bericht erstatten zu können. Wie wir jetzt hören, wird aber dieser II. Band noch einige Zeit auf sich warten lassen, indem der Verf. mit einer ausführlichen Geschichte des großen Churfürsten Maximilian I. beschäftigt — wozu S. Maj. der König die Benützung der reichhaltigen Quellen unserer Archive zu gestatten geruhten, dieser letzteren Arbeit seine volle Thätigkeit zugewandt hat. Demnach zögern wir nicht länger, unsern Lesern einige Worte über den vorliegenden I. Band zu sagen.

Der Verf. hat schon durch sein früheres Werk: Chronologisches Verzeichniß der bayerischen Staats-Verträge (Passau 1838), wovon bereits in diesen Blättern die Rede war, seinen Beruf zur Darstellung der äußeren Verhältnisse Bayerns aufs Unzweydeutigste an den Tag gelegt, so daß wir nur etwas Tüchtiges erwarten konnten — eine Erwartung, die nicht nur nicht getäuscht, sondern vielmehr übertroffen wurde.

Seit dem Erscheinen der vortrefflichen politischen Geschichte Bayerns v. Stumpf, welche aber unvollendet geblieben ist, und nur einen kurzen Zeitraum umfaßt, ist für die Geschichte der auswärtigen Verhältnisse Bayerns nichts Namhaftes mehr geleistet worden. Und doch war eine gründliche Darstellung derselben längst dringendes Bedürfniß, da bey den da und dort herrschenden Vorurtheilen gegen Bayern und dessen Landesfürsten, so wie bey der oberflächlichen Behandlung dieser so wichtigen Geschichtsperiode, wie man sie selbst bey sonst gerühmten Geschichtschreibern, namentlich bey Raumer findet, (Menzels neuere Gesch. der Deutschen macht eine rühmliche Ausnahme), theils die alten Unwahrheiten und Verläumdungen immer wieder von Neuem aufgefrischt, theils neue unaufhörlich an das Tageslicht gestellt werden. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß Bayerns neuere Geschichte, wenn sie aus den ächtesten, reinsten Quellen, aus den Actenstücken, erforscht und dargestellt wird, wie dieß der Hr. Verf. in der umfassendsten Weise gethan, von den meisten, durch berufene und unberufene Historiker darin gehäuften Irrthümern befreyt, überhaupt eine ganz andere Gestalt gewinnen wird; es kann dieß um so weniger bezweifelt werden, als dieses Werk den factischen Beweis für diese Behauptung in sich trägt. Darum, und weil der Hr. Verf. mit den ausgebreitetsten und gründlichsten historischen Studien ächte Vaterlandsliebe und eine tüchtige Gesinnung, die allenthalben aus dem in Rede stehenden Werke spricht, verbindet, so wäre sehr zu wünschen, daß ihm, was nach einer Aeußerung in der Vorrede bisher nicht so ganz der Fall gewesen ist, auch für die Fortsetzung dieses Werkes, — gleichwie für die Special-Geschichte Maximilians I. bereits geschehen — die Archive zur ungehinderten Benützung geöffnet werden. Mehrere bayerische Adelige, deren Ahnen mehr oder minder an der Leitung der auswärtigen Verhältnisse Theil genommen, haben dem Hrn. Verf., da sie von seiner Seite keinen Miß-

brauch zu fürchten hatten, ihre Archive zur Verfügung gestellt, und er hat darin, wie er sagt, eine große Ausbeute gemacht.

Rücksichtlich des Zeitpunktes, von welchem die Geschichte der äußeren Verhältnisse anzuheben hat, kann man nicht im Zweifel seyn; sie fängt da an, wo die Idee des politischen Gleichgewichtes der europäischen Staaten lebendig zu werden beginnt, nämlich zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Die Kriege, welche vordem die deutschen Fürsten unter sich oder mit ihren Nachbarn führten, können, da sie dieselben nicht aus eigener Machtvollkommenheit unternahmen, — indem das deutsche Reich nur in seiner Gesammtheit Kriege führte, — sondern nur unrechtmäßiger Gewalt ungesetzmäßige Selbsthülfe entgegensetzten, bloß als Fehden angesehen werden, wie Stumpf ganz richtig bemerkt. Als aber das Fürstengeschlecht, in welchem die kaiserliche Würde nun fast schon erblich zu werden begann, durch Ländererwerbungen zu mächtig geworden, also, daß die deutschen Fürsten besorgten, dasselbe möchte die kaiserliche Macht zu ihrer Unterdrückung oder doch Erniedrigung mißbrauchen, mußten sie ihrer Selbsterhaltung willen auf Verbindungen mit fremden Staaten, besonders mit Frankreich denken, das ebenfalls die wachsende Macht Oesterreichs fürchtete, und auf Mittel sann, dasselbe innerhalb der Schranken des Gleichgewichtes zu halten, aber freylich diese Verhältnisse dann wieder zu eigener Vergrößerung und zu Deutschlands Schaden mißbrauchte. Was Bayern betrifft, so wurde es zunächst durch den Landshuter Successionskrieg auf diese Bahn der Politik geführt, welche allerdings nur die höchste Noth und die Pflicht der Selbsterhaltung rechtfertigen konnte. Zwischen die beyden Krieg führenden Parteyen hatte sich der Kaiser gestellt, angeblich als Vermittler, aber zum Nachtheil für beyde; denn er benützte bloß das Zerwürfniß, um neue Erwerbungen für sein Haus zu machen, was ihm denn auch nach Wunsch gelang, indem er die bayerischen Aemter Kufstein, Rattenberg und Kützbüchel, die Grafschaft Neuburg am Inn u. s. w. durch den Frieden, der jenem Kriege ein Ende machte, als Preis seiner politischen Künste davontrug.

(Fortsetzung folgt.)

Voyage au Pole Sud et dans l'Océanie de M. J. Dumont D'Urville, etc.

(Schluß.)

Am 8. Januar gelangte die französische Expedition aus der Meerenge wieder heraus, nachdem sie 27 Tage in derselben verweilt hatte. Trotz der großen Anstrengungen war auch nicht ein Kranker am Bord und alle guten Muthes zur Ausführung der Polarreise, die jetzt eigentlich erst beginnen sollte. Ehe wir hier dem Verf. weiter folgen, wird es gut seyn, mit ihm einen kurzen Rückblick auf die bisher unternommenen Schifffahrten gegen den Südpol zu werfen, um hieraus klar zu sehen, welche Aufgabe für D'Urville zu lösen übrig geblieben war.

Der Holländer Dirik Gueritk war der erste Seefahrer, von dem man weiß, daß er in die südlichen Polarregionen kam. Indem er 1600 die Magellanstraße passirte, wurde er durch einen heftigen Sturm bis unter 64° Breite verschlagen und sah daselbst eine felsige, mit Schnee bedeckte Küste, worunter wahrscheinlich Neu Süd-Shetland zu verstehen ist. Jeder Gedanke an eine Endeckungsreise gegen den Südpol schien aufgegeben zu seyn, als die Speculationen der Physiker und Geographen gegen gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts die öffentliche Meynung auf diesen Gegenstand hinlenkten. Unter der sonderbaren Voraussetzung eines nothwendigen Gegengewichts zur Erhaltung des Gleichgewichts zwischen den beyden Hemisphären, meynten mehrere, daß sich in den südlichen Regionen Länder finden müßten.

Diese Hoffnung war es zum Theil, welche den Kapitän Kerguelen zweymal, in den Jahren 1769 und 1770, veranlaßte gegen die Südregionen vorzudringen. Die von ihm begangenen Fehler und der schlechte Geist der Officiere brachte diese beyden Expeditionen zum Scheitern; das einzige Resultat war die Auffindung einer beträchtlichen Inselgruppe, welche den Namen ihres Entdeckers erhielt. Dieß war in derselben Zeit, wo Cook seine

Reisen antrat; der erste Seefahrer, der Europa mit dem förmlich und voraus festgesetzten Plane in die antarktischen Regionen einzudringen verließ und der solchen mit einer bis dahin unbekannten Beständigkeit und Unerschrockenheit verfolgte. Er durchlief eine Ausdehnung von mehr als 100 Längegraden jenseits des 60° südl. Breite und kam zweymal in sehr hohe Breiten, nämlich bis zu 67° 30′ und 71° 15′. Die Sandwichinseln waren die einzige Entdeckung auf dieser langen und beschwerlichen Untersuchungsreise. Ueberdieß hatte er dargethan, daß man auf die Hoffnung verzichten müsse, zwischen dem 40 und 60° südl. Breite ein großes Land zu entdecken. Zwar setzte Cook die Existenz eines solchen Landes in südlicheren Breiten voraus, auch mochten die hohen Eisberge, welche er am 30. Januar 1774 sah, wirklich diesem Polarlande angehört haben, allein ein weiteres Vordringen hielt er für so gefahrvoll, daß er hier zur Rückkehr sich entschloß.

Cook's kühnes Beyspiel fand lange keinen Nachfolger. Laperouse, Vancouver, d'Entrecasteaux, Baudin, Flinders, Freycinet und Duperrey giengen zwar auf Entdeckungen im stillen Meere aus, aber keiner hatte den Auftrag, die Südpolarregionen zu erforschen. Dieß that zuerst wieder der russische Schiffskapitän Bellinghausen, von dessen merkwürdiger und geschickt ausgeführter Weltumseglung sonderbarer Weise kein officieller Bericht erschienen ist. Ihm gelang es bis 70° südl. Breite vorzudringen in denselben Gegenden, wo Cook den 71ten überschritten hatte. Die von Bellinghausen hier entdeckten Inseln Alexander I. und Peter I. mögen wohl nichts anders seyn als Gipfel von dem Kontinent, welche gegen Westen den angeblichen Eisbergen Cook's sich anschließen.

Durch Robbenschläger, Powell und Palmer, wurden im December 1821 die Powell- oder Neu-Süd-Orkneysinseln entdeckt. Noch glänzendere Resultate nahm ein amerikanischer Seefahrer Morrell für sich in Anspruch. Er erzählt, daß er unter dem Meridian von 116° östl. jenseits des Polarzirkels vorgedrungen sey, und daß er dann ohne Schwierigkeit 116 Längengrade direkt gegen W. durchschnitten habe. Von den Sandwichinseln habe er neuerdings seinen Kurs nach S. gerichtet und den 70° Breite unter dem Meridian von 42° W. erreicht. Da habe er das Meer frey getroffen und die Temperatur der Luft zu 47° Fahrenh. Er war überzeugt, daß er damals wenigstens bis zum 85° Breite hätte vordringen können, wenn ihm nicht das Brennholz ausgegangen wäre, was ihn zur Rückkehr zwang, wo er dann schon am andern Tage ein großes Land entdeckte. Wie viel Glaubwürdigkeit diesen Erzählungen beygemessen werden darf, geht daraus hervor, daß die Corvetten Astrolabe und Zélée später denselben Raum durchsegelten, welcher durch das neu entdeckte Land eingenommen werden sollte.

Nicht minder staunenswerthe Resultate machte bald nachher ein anderer Robbenfänger, Weddell, bekannt. Ohne Schwierigkeit war er am 18. Febr. 1823 bis zum 72° 14′ südl. Breite und 35° L. vorgedrungen, ohne eine Spur von Eis zu finden. Am 20. Febr. war er schon unter 74° 15′ Breite, und er hätte noch viel weiter vordringen können, wenn er nicht die schon weit vorgerückte Jahreszeit gescheut hätte. Er kehrte deßhalb um, besuchte dann die Neu-Süd-Shetlandinseln, die Falklandsinseln und mehrere Punkte der patagonischen Küste, wo er gute Beobachtungen anstellte. Gleich nach seiner Rückkehr nach England publicirte er seine Entdeckungen, die allgemeines Aufsehen erregten, weil sie zeigten, daß ein simpler Robbenfänger fast ohne Schwierigkeiten um 3° weiter gegen Süden vorgedrungen sey, als dieß Cook möglich war.

Die amerikanischen und englischen Wallfischfänger hatten auf den Neu-Süd-Shetlandinseln den Robbenfang mit eben so barbarischer als sinnloser Wuth betrieben, daß sie binnen vier Jahren die Robben auf diesen Küsten, welche früher von ihnen ganz bedeckt waren, völlig ausgerottet hatten. Von da an verließen sie diese Inseln, ohne daß irgend einer dieser Seefahrer es der Mühe werth gehalten hätte, sie genauer zu untersuchen. Foster, von der englischen Regierung im Jahre 1828 für physikalische Beobachtungen ausgesandt, ist der erste, der dieß that, und namentlich auch das Dreyeinigkeits- oder Palmersland unter 63° 26′ näher bestimmte. Unter mehreren Expeditionen machte sich

die des Engländers Biscoe bemerklich, der am 1. Febr. 1831 unter 10° östl. Länge bis zu 68° 51′ vorgedrungen war, wo das feste Eis ihn zur Umkehr zwang. Deutlich erkannte er festes Land, das er aber des Eises wegen nicht besuchen konnte; er gab ihm den Namen Enderby-Land. Im folgenden Jahre entdeckte Biscoe unter 67° südl. Breite und 74° 18′ westl. Länge eine Inselgruppe, die er Adelaide benannte. Es gelang ihm auch unter 64° 45′ Breite auf festem Lande zu landen, dem er den Namen Grahams-Land gab, was von den Geographen aber gewöhnlicher Biscoe-Land genannt wird. Ihm ist das Verdienst zuzuerkennen, die Gränzen des antarktischen Landes beträchtlich gegen Westen ausgedehnt und unter einem noch viel entfernteren Meridian eine andere ansehnliche Portion dieses antarktischen Kontinentes bezeichnet zu haben.

So war der Stand der Entdeckungen in den südlichen Polarregionen, als der Astrolabe und die Zélée den Auftrag erhielten, in denselben Gewässern ihre Nachforschungen anzustellen. Die Hauptaufgabe, die ihr vom Marine-Ministerium angewiesen war, war nicht sowohl neue Länder zu entdecken, als sich zu versichern, wie weit es möglich wäre die von Weddell bezeichnete Route zu verfolgen. Mit gutem Muthe verließen die beyden Korvetten die Magellanstraße und steuerten dem Süden mit günstigem Winde zu. Einzelne Eisblöcke zeigten sich wohl, aber das Meer war doch frey. Es gab keine eigentliche Nacht mehr, sondern nur eine Dämmerung von 11 bis 1 Uhr früh. Allein schon am 22. Januar, noch ehe man den 65° südl. Breite erreicht hatte, befand man sich vor einem ungeheuern Eisfelde, das so weit das Auge reichte von S. W. nach N. N. O. sich ausdehnte und dann nach S. sich wandte. Dieß war eine höchst unangenehme Ueberraschung, da sie Weddels Berichte als unsicher erwies und nun eine Reihe von Mühseligkeiten voraus sehen ließ, ohne sonderliche Hoffnung in dieser Eisbank vordringen zu können. Gleichwohl mußte der Versuch um jeden Preis gewagt werden. Was nautische Geschicklichkeit, was Muth und Ausdauer ausführen konnten, wurde an diesen Versuch gesetzt; aber leider waren alle Anstrengungen, in dem Eisfelde vorzudringen, vergebens. Nachdem ein ganzes Monat in dieser Weise mitten unter den Eisblöcken und dem dicken Nebel der antarktischen Zone zugebracht worden war, hatte die Gesundheit der Mannschaft dermassen gelitten, daß d'Urville auf ein weiteres Vordringen gegen den Südpol Verzicht leisten mußte. Den Rest seiner Zeit, die er noch in diesen Gewässern verbleiben konnte, beschloß er auf eine für die Geographie ergiebigere Weise auszubeuten. Zunächst wurde nun die Inselgruppe von Neu-Süd-Shetland in nähere Untersuchung genommen und hiebey das Ludwig-Philipps-Land entdeckt. Kälte, Stürme, Nebel und Eisblöcke machten aber auch diese Unternehmungen höchst gefahrvoll, und der Skorbut brach mit solcher Gewalt unter dem Schiffsvolke aus, namentlich auf der Zélée, daß auf selbigem selbst die Officiere Hand anlegen mußten zur Ausführung der Schiffsoperationen. Das Einlaufen in einen Hafen war deßhalb unumgänglich nothwendig, um der verheerenden Seuche zu steuern und die durch das Eis sehr beschädigten Schiffe repariren zu können. Am 6. April 1838 gelang es den beyden Korvetten in der Bai von Talcahuano in Chili Anker zu werfen.

Hiemit schließt die zweyte Abtheilung des ersten Bandes von d'Urville's Reiseberichte. Wie es, da nun der Verfasser desselben nicht mehr am Leben ist, mit der Fortsetzung, die uns seine zweyte, von Vandiemensland aus unternommene Entdeckungsreise gegen den Südpol zu schildern hat, gehalten werden soll, hierüber ist uns noch nichts bekannt geworden. Aus d'Urville's Tagebüchern, so wie aus denen seiner Officiere, läßt sich indessen das Fehlende leicht ergänzen, so daß wir darauf zählen können, daß uns die durch diese Weltumseglung gewonnenen Resultate in ihrer ganzen Vollständigkeit werden vorgelegt werden. Ueberdieß ist ganz neuerdings, als unter der Presse befindlich, folgendes Werk angekündigt worden: Voyage autour du monde, pendant les années 1837, 1838, 1839 und 1840, par M. E. Le Guillou, Chirurgien-major de la Zélée. 2 Vol. in 8. Paris 1842.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Juny.

Nro. 127. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Classe vom 23. April 1842 hielt Herr Ministerialrath von Fink nachstehenden Vortrag: Zur Geschichte der ehemaligen städtischen Verfassungen in der Oberpfalz in dem Zeitraume vor der Theilung der damals oberbayerischen Lande im Nordgau v. J. 1329.

Der Stadt Amberg, als nachmaliger Hauptstadt der Provinz Oberpfalz gebührt billig eine vorzügliche Rücksicht. Sie hatte sich seit dem Jahre 1034, da sie von Kaiser Conrad II. mit allen Zubehörden als eine ehevorige kaiserliche Domaine dem Bischofe Eberhard zu Bamberg zum Geschenk überlassen worden*), in einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume zu einem bedeutenden Handelsplatze emporgeschwungen, womit der ursprüngliche Zustand eines mit Marktrecht versehenen Dorfes oder Landgutes sich wesentlich verbessert hatte.

Nicht minder hatte der im Nordgau aufblühende Handel auf das Gedeihen der um das Jahr 1105**) angelegten Stadt Neumarkt einen wesentlichen Einfluß.

Das Entstehen von Sulzbach wird dem Grafen Gebhard I. um die Jahre 1043 bis 1056 zugeschrieben *)

Die Erbauung von Nabburg, als einer Gränzfeste gegen die Wenden, wird zwar in das karolingische Zeitalter hinaufgerückt, **) diese möchte gleichwohl zum wenigsten in den Zeiten K. Heinrichs I. um das Jahr 930 bereits bestanden haben. ***)

Amberg, Neumarkt und Nabburg werden im Salbuche des Herzoges Ludwig des Strengen als Städte aufgeführt.

Sulzbach, welches i. J. 1305 nach dem Abgange der Grafen von Hirschberg den Herzogen von Oberbayern erbschaftlich zufiel, ****) wurde von den letztern als eine Stadt anerkannt.

Man darf annehmen, daß jene vier Städte die vorzüglichsten Orte des Eingangs bezeichneten Bezirkes in dem zum Grunde gelegten Zeitraume waren. Dieses vorausgesetzt, möchten aus den Verfassungen jener Städte theils hinsichtlich des öffentlichen Rechtes theils hinsichtlich des Privatrechtes fruchtbare Betrachtungen zu schöpfen seyn, wozu hauptsächlich die landesherrlichen Privilegien, wohl auch die kaiserlichen Freyheitsbriefe als Quellen zu benützen sind.

*) Lang Regesta I. p. 78. ausführlich in Schenkls neuer Chronik von Amberg S. 4 ff. und in Mon. Boic. XXIX. p. 43.

**) Von Löwenthal Gesch. des Schultheißenamtes und der Stadt Neumarkt 1805. 4. S. 137.

*) Moritz Geschichte der Grafen von Sulzbach S. 59 u. Tabelle IV.

**) Bey Oefele Script. rer. boic. I. p. 168. Man sehe dagegen die Einwendungen in den Verhandl. des histor. Vereins f. den Regenkreis III. 4. S. 435 not. 9.

***) Mon. Boic. XXVIII. p. 166. seq.

****) Moritz a. a. O. S. 325 ff.

Die Kreuzzüge des Abendlandes nach dem Morgenlande hatten auf den Handel der italienischen Seestädte und auf den Waarenzug nach Deutschland, insbesondere nach dem Nordgau einen großen Einfluß. Hierin lag der Keim zu dem Aufblühen des nordgauischen Bürgerstandes. Es ist daher zuvörderst dieser Gesichtspunkt in das Auge zu fassen.

Amberg hatte bis zum Jahre 1163 einen solchen Aufschwung des Handels gewonnen, daß in dem eben erwähnten Jahre die Kaufleute von Amberg von Kaiser Friedrich I., eben so wie die Kaufleute von Bamberg jener von Nürnberg in der Freyheit des Handels und in der Zollbefreyung durch das ganze Kaiserreich gleich gestellt worden sind. *)

Kaiser Ludwig der Bayer begünstigte durch die i. J. 1328 ertheilten Privilegien vorzugsweise den Handel der Stadt Amberg, und zwar theils durch Versicherung ihrer Kaufmannswaaren gegen Pfändung, **) theils durch Befreyung von allen Zoll- und Geleitsgebühren in seinen bayerischen Landen.***)

Die Städte Nürnberg und Neumarkt waren in einem lebhaften gegenseitigen Verkehre, so daß man sie gleichsam für eine einzige Stadt erachtet hatte. Kaiser Friedrich II. verlieh daher i. J. 1235 den Bürgern jener Städte auf deren Bitte die Freyheit von gegenseitigen Zollabgaben, jedoch unbeschadet der für die kaiserliche Kammer hergebrachten Gefälle und der in andern Städten und Orten gebräuchlichen Zölle. ****)

*) v. Löwenthal Gesch. vom Ursprunge der Stadt Amberg. Urkundenbuch Nr. I. p. 1 ff. Feßmaier diplomatische Skizze des Vitzthumamtes Lengenfeld. Urk. Nr. XV. S. 75 ff.

**) v. Löwenthal a. a. O. Nr. XI. S. 10. Feßmaier a. a. O. Nr. XI. S. 70.

***) v. Löwenthal a. a. O. Nr. XII. S. 10. Feßmaier a. a. O. Nr. XII. S. 71.

****) v. Löwenth. angef. Gesch. des Schultheißenamtes und der Stadt Neumarkt Urk. N. I. S. 215. So bestand auch eine Zollfreyheit zwischen Nürnberg und Nabburg. (Gesch. des Viced. A. Nabburg S. 70.)

(Fortsetzung folgt.)

Bayerns gegenwärtige Verhältnisse seit dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts.

(Schluß.)

Schon früherhin hatte das österreichische Fürstenhaus den Wittelsbachern mehrere Fittige ausgerissen, und sie sind darum demselben gram geworden, aber erst seit jenem Verluste nahm die bayerische Politik eine entschieden feindselige Richtung gegen Oesterreich, das sein Streben und seine Gesinnung klar genug an den Tag gelegt hatte. Ungeachtet nun Bayern von seiner früheren Macht, die ihren Glanzpunkt unter Kaiser Ludwig erreicht hatte, durch die Ungunst der Verhältnisse so weit herabgesunken, so hat es doch stets bey allen Vorkommnissen, wo es galt, sich zu zeigen, eine imponirende Stellung angenommen und auch zu behaupten gewußt. „Welch ein edler deutscher Fürstenstolz damals (Augsburger Reichstag v. 1530) die bayerischen Fürsten belebte, sagt von Rommel in seiner Hess. Geschichte, sieht man aus der Unterredung (Stumpf S. 185) Herzog Wilhelms mit dem Kaiser, die jener mit den Worten endete:

> Allergnädigster Kaiser und Herr, dieweil ich bey gemeiner Versammlung des heil. Reichs nit mein Gutdünken, als ich gegen Gott und die Welt zu verantworten mich getraue, reden und rathen darf, so will ich ein anders mals anheimbs bleiben, und auf kein Reichstag kommen."

Was Bayern war zur Zeit, als Maximilian über dasselbe herrschte, was es durch ihn geworden, leuchtet aus der einen Thatsache hervor, daß, menschlicher Ansicht gemäß, ohne dasselbe und ohne Maximilian, Oesterreich wo nicht verschwunden, doch zertrümmert worden, und der Katholicismus selbst in dem größten Theile Süd-Europa's untergegangen wäre. „Fürwahr, eine schönere Rolle hätte die Vorsehung dem damals noch so kleinen Bayern nicht anweisen können." Mit diesen Worten beschließt der Verf. den vorliegenden Band und deutet hiedurch hinreichend den streng katholischen Standpunkt an, auf welchen ihn gründliches Studium der neueren

Geschichte geführt. Nicht zu verkennen ist daher auch die Vorliebe, mit welcher er bey den Perioden verweilt, in denen die beyden in Deutschland allein katholisch gebliebenen mächtigeren Fürstenhäuser in innigem Vereine zum Heile des alten Glaubens wirkten. Eben so ersehen wir aus seiner Darstellung, wie nachtheilig für die katholische Sache jener politische Zwiespalt wurde, welcher leider so oft in den gegenseitigen Verhältnissen der beyden Häuser die Oberhand gewann.

Der Hr. Verf. stellt die Geschichtsperiode, welche dieser Band umfaßt, in vier wohlgewählten und abgegränzten Abschnitten dar, von denen der erste mit Wilhelm IV. Tod (1550) schließt. So weit reicht Stumpf's ausgezeichnete politische Geschichte. Da diese durchweg aus Actenstücken hervorgegangen, die ihm als Staats-Archivar zur ungehinderten Benützung vorlagen, so hat der Hr. Verf. klug gethan, sich, wie er sagt, auf einen Auszug daraus zu beschränken. Man erkennt aber auch darin leicht den selbstständigen Forscher. Stumpf hat, was einem Historiker leicht begegnen kann, der eine solche Masse ungedruckten und vortrefflichen Materiales vor sich hat, die gedruckten Quellen nicht hinlänglich benützt, und dann sind seitdem auch neue Quellen von vielen Seiten her zugänglich gemacht worden. Durch eine sorgfältige Benützung beyder ist es dem Hrn. Verf. gelungen, manche Ansicht Stumpfs zu berichtigen, manches auch in ein anderes Licht zu stellen. Der zweyte Abschnitt umfaßt die Zeit vom Jahre 1550 — 1598; der dritte geht von da an bis zum Siege auf dem Weissenberg; der vierte bis zu Wallensteins Tod. Unter den wenigen Vorarbeiten, die ihm zu Gebote standen, sind hauptsächlich nur Wolfs Geschichte Maximilians und Förster's Wallenstein zu nennen, beyde aber nur wegen des dargebotenen Materiales, besonders letzterer, der es jedoch ganz und gar nicht verstand, Herr seines Stoffes zu werden, und den die fixe Idee, daß Wallenstein in jeder Beziehung schuldlos sey, dermassen mit Blindheit schlug, daß man Wallensteins schuldbeladenes Thun aufs deutlichste und unzweifelhafteste gerade aus ihm kennen lernen kann. So war denn der Hr. Verf. ganz allein auf die Quellen angewiesen, die er aus Druckwerken und Archiven mühsam zusammengetragen hat. Acht und achtzig Actenstücke, Verträge, Correspondenzen, gesandtschaftliche Instructionen u. s. w., die von besonderer Erheblichkeit sind, und bisher noch nicht veröffentlicht waren, hat er im Anhange abdrucken lassen. In unserer Zeit, wo man an eine solche Ausrüstung eines historischen Werkes nicht mehr gewohnt ist, da man viel zu sehr die Taschen-Literatur liebgewonnen hat, wird vielleicht mancher die Räthlichkeit einer solchen Zugabe nicht ohne allen Grund in Zweifel ziehen; allein der Verf. war gezwungen, mit schwerem Geschütze ins Feld zu rücken, um dieses von den vielen, vom Vater auf den Sohn und die Kindeskinder vererbten, und also schon fast verjährten Irrthümern, die dort so lange die Herrschaft usurpirt haben, endlich einmal für immer, zu reinigen.

Die zwey letzten Abschnitte dieses Werkes sind, wie sich von selbst versteht, die wichtigsten, nicht bloß weil die Geschichte, welche sie umfassen, die thatenreichste und die interessanteste ist, sondern weil sie hier in einem ganz andern Licht erscheint, als in dem, in welchem man sie bisher zu sehen gewohnt war. Jenes Licht aber ist und muß das rechte seyn, weil es nicht ein willkührlich aufgetragenes ist, sondern weil es sich aus den Quellen heraus also gestaltet hat.

Was Maximilian betrifft, so darf man wohl mit vollem Rechte behaupten, daß er bisher noch nie nach allen Seiten hin richtig gewürdiget worden ist, wie es den hervorragenden Männern fast immer zu ergehen pflegt, indem sie entweder über alle Gebühr erhoben, oder unter ihren wahren Werth herabgesetzt werden. Letzteres ist bey Maximilian der Fall. Während er von den einen als blinder Religionseiferer und als betrogenes Werkzeug der Jesuiten dargestellt wird, andere aber behaupten, er sey mehr der Mann gewesen, die Welt selbst je-

suitisch zu regieren, als sich regieren zu lassen, weist der Hr. Verf., so weit dieß in dem vorliegenden Bande schon geschehen konnte, aufs schlagendste nach, daß beyde und ähnliche immer wiederkehrende Behauptungen, nichts weiter sind als Tiraden, hervorgegangen entweder aus Partheysucht oder aus Unkenntniß der Geschichte, gar häufig aus beyden zugleich. Wenn z. B. in der jüngsten Zeit noch Bülau (Gesch. d. europ. Staatensyst. II. S. 110) behauptet, es sey bloß ein Wahn, wenn man glaubt, Oesterreich verdanke seine Rettung dem Herzog Maximilian, und als Grund seiner Behauptung anführt: „ein Staat, wie Oesterreich, wird nicht durch Schlachten und Kriege, überhaupt nicht durch Begebenheiten gerettet, indem er auf Verhältnissen (!?) ruht," und wenn solche Ansichten mit einem solchen Ernst vorgelegt werden, so weiß man nicht, soll man sie lächerlich, oder bemitleidenswerth finden. So viel Anreiz auch gegeben wäre, hier noch einige Augenblicke zu verweilen, so bricht Ref. dennoch hier ab, da ihm vielleicht das dereinstige Erscheinen des zweyten Bandes, welcher die Geschichte des Churfürsten Maximilian abschließen dürfte, Gelegenheit geben wird, noch einmal und in zusammenhängender Erörterung darauf zurückzukommen, um zu zeigen, auf welchen Standpunct der Herr Verf. die Geschichte desselben gebracht hat, und wie sehr wir ihm zum Danke für dieses Werk verpflichtet sind. Um die Ansichten desselben, namentlich über Maximilian, die er nicht, wie das gewöhnlich geschieht, von vorne herein mit sich abgemacht hat, sondern die der reine Ausfluß der aus authentischen Quellen hervorgegangenen Geschichte sind, zugleich auch seine klare, einfache, der Geschichte würdige Sprache kennen zu lernen, möge es gestattet seyn, den Schluß dieses Bandes hieher zu stellen:

„Die Geschichte Maximilians I. ist die Geschichte des dreyßigjährigen Krieges, seiner Ursachen und seiner nächsten Folgen. Während den drey und fünfzig Jahren, daß dieser große Fürst die Zügel der Regierung führte, nahm er an allen Staatshändeln Europas den thätigsten Antheil. Wir sahen ihn mit den Monarchen von Oesterreich, Frankreich, Spanien, Dänemark, Schweden auf gleichem Fuße verhandeln. Nicht daß er sich vorgedrängt hätte, um eine Stelle einzunehmen, welche mit dem Umfang seiner ererbten Macht so wenig im Verhältnisse stand. Im Gegentheil, er suchte stets sich zurückzuziehen, und mehr im Stillen zu wirken! Allein ganz Europa hatte den Werth des Mannes erkannt, und so ward er gleichsam unwillkührlich in alle wichtigen Angelegenheiten hineingezogen. Er verdankte dieß der Ueberlegenheit seines Geistes, vor Allem aber der umsichtsvollen und consequenten Durchführung einer großartigen Idee. — Wohl selten hatte ein Regent mit schwierigeren Verhältnissen zu kämpfen. Die Aufgabe seiner Regierung war hauptsächlich eine doppelte: zuerst die Wahrung des katholischen Glaubens gegen das Eindringen der Reformation, ihrer politischen sowohl als religiösen Grundsätze; sodann die Erhaltung von Bayerns Unabhängigkeit. — Maximilian war streng religiös, aber er war nicht Fanatiker. Er war auf das innigste überzeugt von den Wahrheiten der göttlichen Religion, in welcher er geboren und erzogen worden, aber es waren nicht allein religiöse, sondern auch politische Rücksichten, welche seinen hohen Eifer für Aufrechthaltung des Glaubens seiner Väter bestimmten u. s. w."

Ref. wünscht dem Hrn. Verf. Muth, Kraft und Ausdauer genug, um das schwierige, aber großartige Werk in der nämlichen ausgezeichneten Weise vollenden zu können, in welcher er es begonnen hat. Auch der Verleger hat für eine würdige Ausstattung desselben gesorgt.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Juny.

Nro. 128. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königliche Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Classe vom 23. April 1842 hielt Herr Ministerialrath von Fink nachstehenden Vortrag: Zur Geschichte der ehemaligen städtischen Verfassungen in der Oberpfalz in dem Zeitraume vor der Theilung der damals oberbayerischen Lande im Nordgau v. J. 1329.

(Fortsetzung.)

Die ältesten der bekannt gewordenen landesherrlichen Privilegien der erwähnten vier Städte deuten auf damals bereits bestandene Rechte und Gewohnheiten, deren Bestätigung ertheilt worden, woraus auf früher gebildete Genossenschaften des Bürgerstandes zu schließen ist. Dieses ist der Fall bey den Privilegien der Stadt Amberg von 1294 *) und von 1310,**) der Stadt Nabburg v. 1296 ***) (hinsichtlich der hergebrachten Burgrechte), der Stadt Sulzbach von 1305 ****) und der Stadt Neumarkt von 1308 und 1316. †)

Anderer Seits wurden im Allgemeinen und in den nicht besonders ausgedrückten Fällen die verliehenen Freyheiten einer Stadt auf die Privilegien anderer Städte erstreckt. So wurden die Freyheiten der Stadt Amberg auf die Städte Nabburg (i. J. 1296) *) und Sulzbach (i. J. 1305) **) so wie die Freyheiten der Stadt Nürnberg (von König Albrecht I. i. J. 1301 ***) und von König Ludwig i. J. 1316 ****) auf die Stadt Neumarkt ausgedehnt.

Alle diese Begünstigungen scheinen zuvörderst den Zweck gehabt zu haben, in dem bayerischen Gebiete bestimmte Handelsplätze in Flor zu bringen.

Wenn schon die Bürgergemeinden ursprünglich einem herrschaftlichen Pfleger (Vogte) oder Richter †) durchaus untergeordnet waren; so wurde gleichwohl durch die erwähnten Freyheitsbriefe den Städten eine bestimmte Autonomie in ihrer innern Verwaltung eingeräumt, woraus auf das Vertrauen zu schließen ist, welches die Landesherrschaft in das demokratische Element des nordgauischen Bürgerstandes gesetzt hatte, welches von dem republikanischen Schwindel der italiänischen Städte schon vermöge des deutschen Charakters weit entfernt war.

So wurde den Städten Amberg und Sulzbach die Befugniß ertheilt, daß die Bürger acht oder zehn Männer unter ihnen wählen sollen, welche des

*) v. Löwenthal Gesch. v. Amberg. Urk. II. S. 2.

**) Schenkl: Freyheiten Rechte ꝛc. der Stadt Amberg aus dem 14—16 Jhrhd. oder Chronik III. Thl. S. 3.

***) Feßmaier a. a. O. I. S. 52.

****) Feßmaier a. a. O. II. S. 56.

†) v. Löwenthal Gesch. des Schultheißenamtes Neumarkt Nr, III. u. V. S. 217 u. 219.

*) Feßmaier a. a. O. I. S. 55.

**) Ebendas. II. S. 56.

***) v. Löwenthal Gesch. d. St. Neumarkt II. S. 216.

****) Das. IV. S. 217 ff.

†) Das Salbuch des Herzogs Ludwig des Strengen macht von den Richtern zu Amberg und Nabburg Erwähnung. Zu Neumarkt war der Schultheiß oberster Beamte. (v. Löwenthal a. a. O. S. 231).

Rathes pflegen, und was diese der Herrschaft und der Stadt nützlich finden, dabey soll es stets verbleiben, und dieses soll auch der anderen Wille seyn. Hiezu wurde die Hülfe des Landesherrn zugesagt. *)

Nicht minder bestätigte K. Ludwig die Satzungen der Bürger zu Neumarkt. **)

Es konnte bey den nun angeführten städtischen Verfassungen die Frage nicht unberührt bleiben, ob die Uebernahme eines Amtes zum Nutzen der bürgerlichen Gemeinde eine Zwangspflicht seyn soll.

In dem Freyheitsbriefe der Stadt Amberg von 1294 ***) ist diese Frage verneint. Diese Bestimmung ist auch in dem Privilegium von 1310 wiederholt. ****) Gleichwohl wurde zu gleicher Zeit eine schwere Buße darauf gelegt, (15 Pfund Regensburger Pfenn. für den Landesherrn und eben so viel für die Stadt) wenn der zum bürgerlichen Rath Erwählte die Annahme verweigern würde. †)

Der frühere Grundsatz der Freyheit zur Ablehnung städtischer Aemter wurde im Jahre 1305 bey dem Privilegium der Stadt Sulzbach wiederholt. ††)

Die Städte waren schon vermöge ihres Ursprunges gegen die Gebietsherrschaft dienstpflichtig, was eine Folge der Vogteyverhältnisse, wohl auch eines oberherrlichen Eigenthumes gewesen ist. Dieser Gegenstand möchte daher eine besondere Rücksicht in Anspruch nehmen.

Es wurde die persönliche Pflicht ausgesprochen, wer in einer Stadt kaufe und verkaufe, (Handel oder Gewerb treibe), der müsse mit der Stadt dienen, und alle den Bürgern obliegenden Dienste leisten. *)

Die Steuerpflicht, welche bloß auf der Person beruhte, wurde aber auch auf alle Güter ausgedehnt, von welchen Steuer gegeben und Dienste geleistet worden, solche mochten an was immer für Hände gelangen. **)

Hiemit sind diese Steuern eine Reallast geworden.

Das Maß der Steuern, unzweifelhaft früher dem Ermessen des Gebietsherrn überstellt, erhielt eine feste Bestimmung. Der Stadt Amberg wurde die Versicherung gegeben, daß sie außer der gewöhnlichen Maysteuer zu 90 Pfund und der Herbststeuer ebenfalls zu 90 Pfund Regensburger Pfenningen in Zukunft zu keinen weitern Steuern verbunden seyn sollte. ***)

Bey der Stadt Sulzbach war es ein von den Zeiten des letzten Grafen von Hirschberg hergebrachtes und von den oberbayerischen Herzogen anerkanntes Herkommen, daß die, nicht zu erhöhende Michaelissteuer in 18 Pfunden Regensburger Pfenn. bestanden hatte. ****)

---

*) v. Löwenthal Gesch. der Stadt Amb. II. S. 3. Schenkl a. a. O. S. 7. Feßmaier a. a. O. S. 59.

**) v Löwenthal Geschichte der Stadt Neumarkt VI. S. 219.

***) v. Löwenthal a. a. O. II. S. 3.

****) Schenkl a. a. O. S. 5.

†) Schenkl a. a. O. S. 7.

††) Feßmaier a. a. O. S. 57.

*) Privilegium der Stadt Amberg von 1294 und 1310, Privilegium der Stadt Nabburg v. 1296, wornach die Befreyung der Eingesessenen von bürgerlichen Diensten lediglich von der Bewilligung des Gebietsherrn und des Rathes der Bürger abhängig war.

Privilegium der Stadt Sulzbach v. 1305. (v. Löwenthal II. S. 3. Schenkl S. 5. Feßmaier S. 52 und 58).

**) Privilegium der Stadt Amberg von 1318, der Stadt Nabburg von 1320 (ohne Ausnahme der adelichen Gutsbesitzer), von 1322 (auch mit Beziehung auf jene Besitzer, welche sich mit ihrem Wohnsitze von Nabburg entfernten), der Stadt Neumarkt von 1325. (v. Löwenthal Gesch. v. Amb. VII. S. 7. Feßmaier S. 65, 66, 67. v. Löwenthal Ges. v. Neum. VII. S. 220).

***) Privilegium v. 1323 bey v. Löwenthal IX. S. 9. bey Feßmaier IX. S. 60.

****) Privilegium von 1305, bey Feßmaier II. S. 59.

Die Stadt Neumarkt hatte jährlich am St. Michaelstage 100 Pfund Heller und eben so viel am Walburgentage zu entrichten. *)

Dagegen wurde auch festgesetzt, daß kein Bürger vor dem andern beschatzt werden soll, es sey denn wegen verwirkter Strafe. **)

Der Stadt Amberg ertheilte König Ludwig im Jahre 1323 aus Gnade die Freyheit, daß sie niemals für ihn verpfändet werden soll, wobey alle künftigen Verpfändungs-Urkunden als unkräftig erklärt wurden. ***)

Das Einkommen der Bürger zu Neumarkt wurde durch Privilegien von 1308 und 1316 von der Beschwerde neuer Auflagen, des Bräupfennings (Umgeldes?) und des Satztrunkes (Zapfengeldes?) enthoben. ****)

Die Stadt Amberg war nach einer alten Gewohnheit dem Könige Ludwig und seinen Nachkommen eine Abgabe für die Atzung (Verpflegung, Albergaria) zu entrichten schuldig. Sie erhielt von diesem großmüthigen Gebieter im Jahre 1318 den Nachlaß dieser Abgabe für alle Zukunft dergestalt, daß auch die Amtleute des Landesherrn (die Vicedome, Richter und Schergen) sich dieser Forderung zu enthalten hatten. *)

Die Frage über Ein- und Auswanderung erhielt wenigstens bey einigen Städten eine entschiedene Lösung.

So sollte in Amberg Jedermann, welcher dahin aus anderen Städten oder fremden Landen fahre oder fahren wolle, freundlich empfangen werden, und wollte Jemand aus der Stadt ziehen, so blieb es ihm unverwehrt. **)

Das Nämliche hat bey der Stadt Sulzbach stattgefunden. ***) Dabey wurde denjenigen das herrschaftliche Geleit in eine Stadt versagt, welche einen Einwohner derselben schwer verletzt hatten, woraus Todfeindschaft entstehen konnte. Auch wurde auf die Einwilligung des Beschädigten Rücksicht genommen, ohne welche demselben die Verkümmerung des Beschädigers auf dessen Betreten in der Stadt unverwehrt war. †)

Insbesondere wurde der Pfleger zu Nabburg ermächtiget, jeden, der sich zu den dortigen Bürgern in Dienst begeben wolle, drey Meilen zur Stadt zu geleiten, wessen Hintersasse (Mann) er auch sey, mit Ausnahme der herzoglichen Urbars- und Vogtleute.

Eben so hatte Jeder, welcher auf die Jahrmärkte der erwähnten Stadt reitet, geht oder fährt, drey Tage zuvor und drey Tage darnach das herrschaftliche Geleit, mit Ausnahme bey Todfeindschaften. ††)

---

*) Privilegium von 1308 und 1316 bey v. Löwenthal Gesch. von Neum. I. I. und V. 216 u. 218.

Hinsichtlich der Stadtsteuer zu Nabburg, welche offenbar erst später auf jährliche 250 Pfund Amberger Währung festgestellt worden, sehe man die Geschichte des Vicedomamtes Nabburg S. 134. not. 198.

**) Privilegium von Amberg von 1294 und 1310, von Nabburg von 1296, von Sulzbach v. 1305, von Neumarkt von 1308 und 1316 a. a O.

***) v. Löwenthal a. a. O. IX. S. 9. und Feßmaier IX. S. 68 und 69. Beyspiele von Verpfändungen sehe man in der Gesch. des Vicedom. A. Nabburg S. 137. n. 214.

****) v. Löwenthal a. a. O. III. S. 216, 217. und V. S. 218, 219. Nach dem Salbuche des Herzoges Ludwig des Strengen hatte jeder, welcher zu Neumarkt Bier braute, zwey Eymer Bier abzugeben.

*) v. Löwenthal a. a. O. VIII. S. 8. Feßmaier V. S. 64.

**) Freyheiten von 1294 und 1310. (v Löwenthal a. a. O. II. S. 3. Schenkl a. a. O. S. 6).

***) Freyheit von 1305 (Feßmaier II. S. 58. 59).

†) Privilegium der Stadt Amberg von 1294 und 1310, der Stadt Nabburg von 1296, der Stadt Sulzbach von 1305 (bey v. Löwenthal a. a. O. II. S. 3. Schenkl S. 6. Feßmaier S. 54 u. 58).

††) Feßmaier a. a. O. S. 52 und 54.

Für die innere Sicherheit in den Städten ertheilte die Gebietsherrschaft eigene strafrechtliche Bestimmungen.

Leib und Gut des Todschlägers in einer Stadt waren dem Herzoge verfallen, *) was sogar auf die Einziehung des Vermögens hindeutet. Für den Fall der Nothwehr war die Buße nur dem Herzoge vorbehalten, **) eine Genugthuung für den Beschädigten oder dessen Familie hatte sonach nicht statt.

Bey körperlichen Verletzungen bestand der Grundsatz der Wiedervergeltung (Lähmung für Lähmung).

Die Privatgenugthuung beruhte auf der Uebereinkunft zwischen den Betheiligten, wenigstens so viel Amberg und Sulzbach im Falle einer Lahmung betraf, dagegen waren zum Wandel (Busse) hierüber zwey Pfunde für den Stadtrichter, und ein Pfund für die Schöffen ausgesprochen. ***)

Andere Verletzungen waren nicht nur für die Obrigkeit, sondern auch für den Beschädigten taxirt.

Eine fließende Wunde war für die Stadt Amberg auf fünf Pfunde angeschlagen, so wie sie mit dem Schwerte oder mit einem Messer zugefügt worden. Davon gebührten dem Richter 2 Pfunde, eben so viel dem Verwundeten und 1 Pfund den Schöffen. ****)

In der Stadt Sulzbach war der Verwundete weniger bedacht. Die ganze Taxe betrug 4 1/2 Pfund. Davon erhielt zwar der Richter ebenfalls seine 2 Pfunde, der Verwundete jedoch nur 1/2 Pfund, indem die Stadt 1 1/2 Pfund bezog, daher auch nur 1/2 Pfund für die Schöffen übrig blieb.

Auch die trockenen Schläge (Pleuat, Pliuat) hatten ihren bestimmten Geldanschlag. In Amberg waren hiefür 12 Schillinge der kurzen (d. h. der geringern Währung) ausgesprochen, davon erhielt der Kläger (Beleidigte) 10, die Schöffen 1, der Richter 1 Schilling, der letztere überdas 60 Pfennige.

Auch in diesem Falle war in Sulzbach der Anschlag niedriger. Dem Kläger gehörten 36 Pfenninge (= 1 Schill. 6 Pfen.) und dem Richter 60 Pfenninge (= 2 Schill.). *)

Der Freyheitsbrief der Stadt Nabburg drückt sich weniger bestimmt über obige Fälle aus. Es wird nämlich über Verwundungen und Beschädigungen, welche durch einen angesessenen Mann oder Bürger geschehen, welchem kein Schaden in seiner Gewalt (das heißt, in seinem Hause) widerfahren soll, sich lediglich auf das Stadtrecht bezogen, wornach die Besserung dem Herzoge und dem Kläger zu leisten sey. **)

Wie hoch die Vergehen zu büßen seyen, ist in Beziehung auf die herzoglichen Amtleute in den Privilegien der Stadt Neumarkt eben so wenig festgesetzt. ***)

*) Privilegium der Stadt Amberg von 1294 und 1310, der Stadt Nabburg von 1296, der Stadt Sulzbach von 1305, zum Theil auch der Stadt Neumarkt von 1308 und 1316 (v. Löwenthal a. a. O. II. S. 2, Schenkl S. 3, 4. Feßmaier S. 53, 54, 56, 57. und v. Löwenthal Ges. v. Neumarkt S. 217 und 218).

**) Ob. Freyh. von 1294, 1310 und 1305. (v. Löwenthal S. 2. Schenkl S. 4. und Feßmaier S. 56).

***) Amberg. Freyh. von 1294 und Sulzb. Freyh. von 1305 (v. Löwenthal II. S. 2. Feßmeier II. S. 56).

****) Ob. Freyh. von 1294. Irrig scheint bey Schenkl der Scherge für die Schöffen substituirt, bey der Freyh. von 1310. S. 4.

*) Privilegium von 1294 und 1305. a. a. O.

**) Privilegium von 1296 bey Feßmaier S. 54. Ueber die spätern Verhältnisse sehe man die Gesch. des Vicedomamtes Nabburg S. 90 und 91. u. 55.

***) Privilegium von 1308 und 1316 (v. Löwenthal a. a. O. III. und V. S. 217 und 218).

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Juny.

Nro. 129. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1842.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. April 1842.

Prof. Dr. Buchner theilt der Klasse Notizen über folgende Gegenstände mit

1. Ueber neue chemische Analysen der Salzsole und deren Mutterlauge von der Saline Rosenheim.

Da die Sole und deren Mutterlauge jetzt sehr häufig zu Bädern gebraucht werden, und da der Bromgehalt derselben dabey eine wichtige Rolle zu spielen scheint, so war eine chemische Analyse dieser Arzneymittel, deren sich Dr. Buchner jun. unterzogen hat, wünschenswerth. Die Resultate dieser Analysen der Salzsole und deren Mutterlauge vom Sommer 1841 sind folgende:

In 1 Pfd. von 16 Unzen	Salzsole	Mutterlauge von 1,24 spec. Gew.
Chlornatrium . . .	1739,807 Gran	1587,442 Gran
Chlorkalium . . .	2,405 „	43,993 „
Chlorammonium . .	0,253 „	0,125 „
Chlormagnesium . .	17,081 „	428,861 „
Brommagnesium . .	0,113 „	9,549 *)
Jodmagnesium . .	Spuren	Spuren
Schwefelsaures Natron	30,650	—
Schwefelsaure Magnesia	—	76,150
Schwefelsaurer Kalk .	28,020	—
Kohlensaurer Kalk .	2,048	—
Kohlensaure Magnesia	0,580	—
Kohlensaures Eisenoxydul	0,117	—
Kohlens. Manganoxydul	Spuren	—
Thonerde	0,048	—
Kieselerde	0,192	—
Humusextract . . .	Spuren	—
Chloreisen	—	—
	1821,185 Gr.	1945,918

*) 8,046 Gran Brom entsprechend.

Die Salzsole enthält außerdem etwas Kohlensäure, mit deren Hülfe die oben genannten Carbonate aufgelöst sind, und die in der Mutterlauge fehlen.

Wird die Mutterlauge noch weiter verdampft, so daß beynahe alles Kochsalz und Bittersalz herauskrystallisirt ist, und nur mehr die an der Luft zerfließlichen Salze darin aufgelöst sind, so bekömmt sie ein specifisches Gewicht von 1,300, und der Gehalt an Brommagnesium beträgt dann 46,094 und der des Broms 39,634 Gran im Pfunde.

---

2. Ueber zwey neue Bereitungsmethoden des milchsauren Eisenoxyduls.

Die Anwendung des milchsauren Eisenoxyduls welches sich zu medicinischem Zwecke vor andern Eisenpräparaten durch mehrere schätzbare Eigenschaften auszeichnet, blieb wegen des hohen Preises desselben bisher ziemlich beschränkt. Aus diesem Grunde hat sich Buchner mit günstigem Erfolge bemüht, das gedachte Präparat rein darzustellen ohne eine vorausgehende vollkommene Reinigung der Milchsäure nöthig zu haben. Ein anderes vortheilhaftes Verfahren, welches sich auf den Weg der doppelten Wahlverwandtschaft gründet, wurde kürzlich von Pagenstecher ausgemittelt; es besteht darin, daß man den milchsauren Kalk durch kohlensaures Ammoniak zersetzt, hierauf das milchsaure Ammoniak durch Eisenchlorür in milchsaures Eisenoxydul verwandelt, und den zugleich gebildeten Salmiak mit Alkohol wegwäscht.

3) Ueber das Linin als arzneylich wirksamen Hauptbestandtheil von Linum catharticum.

Der Purgirlein ist ein auf Wiesen sehr gemeines Pflänzchen, welches als Abführmittel vorzüglich in Irland, auch zum Theil in der Schweiz von einigen Aerzten gerne und mit gutem Erfolge verordnet wird, mithin auch die Beachtung unserer Aerzte verdient. Um den wirksamen Hauptbestandtheil desselben kennen zu lernen hat Apotheker Pagenstecher in Bern das Linum catharticum schon im vorigen Jahre einer chemischen Analyse unterworfen und das Resultat derselben im Repertorium f. d. Pharmacie Bd. LXX. S. 311. u. f. w. bekannt gemacht. Nunmehr unterwarf er diesen Gegenstand einer neuen Untersuchung, theils um die charakteristischen Eigenschaften des Linins zu studieren und theils um eine vortheilhafte Bereitungsmethode desselben auszumitteln. Diese neue Arbeit wird ebenfalls in der genannten Zeitschrift bekannt gemacht werden. Interessant sind die Eigenschaften des Linins, welches sich gewissermaßen an die Harze anreiht, ohne strenge genommen dazu zu gehören, denn es ist im kochenden Wasser nicht unlöslich, auch wird es von der Essigsäure aufgelöst, wodurch es von andern Bestandtheilen der Pflanze gereinigt werden kann. Im reinen Zustand stellt es ein weißes, sehr lockeres krystallinisches Pulver dar; es ist geruchlos und hat einen mehr scharfen als bittern Geschmack. Das beste Auflösungsmittel desselben ist Alkohohl, aber auch vom Aether wird es obwohl schwieriger aufgelöst; noch schwieriger von ätherischen Oelen. Alkalien bilden damit gelbe, concentrirte Säuren aber dunkelvioletrothe Solutionen. Von der arzneylichen Wirksamkeit des Linins hat sich Pagenstecher durch wiederholte Versuche an sich selbst überzeugt; er fand, daß nur wenige Tropfen einer gesättigten weingeistigen Auflösung desselben erforderlich sind, um einige Darmentleerungen zu bewirken.

In der Sitzung der historischen Classe vom 23. April 1842 hielt Herr Ministerialrath von Fink nachstehenden Vortrag: Zur Geschichte der ehemaligen städtischen Verfassungen in der Oberpfalz in dem Zeitraume vor der Theilung der damals oberbayerischen Lande im Nordgau v. J. 1329.

(Schluß.)

Dagegen wurden einige Statuten derselben bestätigt, welche vorzüglich auf polizeylichen Gründen beruhten. *)

Nur wegen eines Todschlages, aber keineswegs wegen obiger Verletzungen und Vergehen war es dem Richter erlaubt, einen angesessenen Mann zu Verhaft bringen zu lassen. **)

Uebrigens konnte man von was immer für einer Inzicht nur nach dem Urtheile der Schöffen losgesprochen (enpresiet) werden. ***)

Zu jener Zeit ist es eine Rechtsfrage gewesen, wie ferne der Vater für den Sohn und der Dienstherr für den Dienstuntergebenen bey deren Verbrechen und Vergehen zu haften hatten.

In der Hauptsache wurde der Grundsatz ausgesprochen, daß der Vater für die Uebelthat und für das Vergehen seines Sohnes, oder der Herr für seinen Knecht nichts entgelten soll, wenn jene bereden, und dem Gerichte die Ueberzeugung verschaffen konnten, daß die That ohne ihr Wissen und Hülfe geschehen sey. ****)

*) Privilegium von 1319. (v. Löwenthal a. a. O. VI. S. 219. ff.)

**) Privilegium von 1294, 1310, 1305. (v. Löwenthal a. a. O. S. 3. Schenkl S. 5. Feßmaier S. 57).

***) Privilegium von 1294, 1310, 1305. a. a. O. Hieher ist auch das Privilegium von 1206 einschlägig, und nach der allgemeinen Gerichtsverfassung zu beurtheilen. (Feßmaier S. 53).

****) Privilegium von 1294, 1310, 1305 und 1296. a. a. O. O.

Zum Theile war noch weiter erfordert, daß nach geschehener That der Sohn oder Knecht bey dem Vater oder Herrn keinen ferneren Aufenthalt gefunden habe. *)

Schuldforderungen wurden vor dem Stadtgerichte verhandelt, davon waren auch die Edelleute nicht befreyt, welche in der Stadt ansäßig waren, oder welche in der Stadt Zahlung zu leisten hatten. Geringe Sachen, welche zum Marktrecht gehörten, durften nicht vor ein fremdes Gericht gezogen werden. **)

Bey der Stadt Sulzbach bestand insbesondere, daß, wenn ein Bürger einen Hintersassen auf dem Lande hatte, hievon nach dem Herkommen Recht zu nehmen war. ***)

Es war für die Stadt Amberg eine besondere Begünstigung des Königes Ludwig, daß ihre Bürger um Erbe, um Eigen und um Lehen auf keine andere Landschranne in den bayerischen Landen des Königes geladen werden konnten, als auf die nächste Landschranne bey Amberg, genannt zur Eichenstauden. ****)

Der Landesherr leistete auf ein ehemaliges Recht Verzicht, Kinder oder Wittwen zu nöthigen, nach herrschaftlichem Willen zu heirathen. Zwar wurde der freye Wille hierbey in sein natürliches Recht eingesetzt, jedoch unter Beschränkung auf die Zustimmung eines Familienrathes, dessen Vernachlässigung von nachtheiligen Folgen war. †)

Diesen nachtheiligen Folgen unterlagen nicht bloß die Kinder sondern auch die Wittwen, zum Theile sogar die Wittwer, was auf die Vermögens-Theilungen von Einflusse war. *)

Auch für den Fall des Ablebens ohne Erben wurde der natürlichen Freyheit die Bahn gebrochen. Es wurde bewilliget, daß sowohl der Mann als auch die Frau über ihr Gut verfügen (verschaffen) konnten, **) und daß in Ermangelung dieses Geschäftes das Vermögen den nächsten Erben anfallen soll. ***)

Die damalige Regierungsmaxime war auf die Ansicht gegründet, Alles, was die Verbindlichkeiten gegen die Regierung und die Beziehung auf die öffentliche Sicherheit der Person und des Eigenthums betrifft, sey von Seite der Gebietsherrschaft anzuordnen und handzuhaben, dagegen sey das übrige gesellschaftliche Verhältniß der Autonomie der Genossenschaften und (bey Einzelnen) der Familien zu überlassen. Von den Einschränkungen durch die oberaufsehende Regierungs-Verwaltung und von Bevormundung einzelner Gesellschaften hatte man damals keinen Begriff der Nützlichkeit gehabt. Somit waren die Regierungs-Grundsätze des Königs Ludwig im hohen Grade liberal.

Für die Prosperität einzelner Städte wollte dagegen die Gebietsherrschaft durch Verleihung von Bannrechten Fürsorge treffen. Amberg, durch Eisenfabriken und durch das nahe gelegene Eisenbergwerk in Flor gebracht, sollte gegen Holzmangel geschützt werden. Darüber wurde dieser für den Bezug des Kohlholzes eine Meile der Umgegend ausschließend eingeräumt, und dieses Bannrecht mit einer Busse von 5 Pfund Regensburger Pfenningen versichert. ****)

So erhielt auch die Stadt Nabburg das Zwangs-Privilegium einer Bannmeile für Sieden oder Bräuen, Schenken oder Mulzen, womit das Verbot des

*) Privilegium von 1296 und 1305. a. a. O. O. S. 55 und 57.

**) Privilegium von 1294, 1310, 1296, 1305 (bey v. Löwenthal S. 3. Schenkl S. 5. Feßmaier S. 54. 57. 58).

***) Feßmaier S. 59.

****) Privilegium von 1325 bey v. Löwenthal X. S. 9. und Feßmaier X. S. 69 ff.

†) Privilegium von 1294, 1310, 1296 und 1305. bey v. Löwenthal S. 3. Schenkl S. 6 und 8. Feßmaier S. 55 und 58.

*) Ob. Privileg. von 1294, 1310, 1296 und 1305 a. a. O. O.

**) Privileg. von 1294, 1310 und 1305. a. a. O. O.

***) Privileg. von 1294 und 1305 a. a. O. O.

****) Privileg. von 1310 bey v. Löwenthal IV. S. 4. Feßmaier III. S. 60.

Schenkens von Bier, Wein und Meth auf dem Lande (auf dem Gey) mit Ausnahme der berechtigten Tafernen (der Ehtafernen) verknüpft war, welche letztere verpflichtet waren, diesen Trunk aus der Stadt zu beziehen. *) Offenbar war hier ein Monopol begründet worden. Indessen läßt sich der Grund hiezu aus der Bestimmung eines festen Platzes erklären, in welchem das umliegende Landvolk mit Habseligkeiten, Vieh und Fahrniß, insbesondere mit den Grunderzeugnissen eine Zuflucht fand. An der Verproviantirung dieses festen Platzes konnte es daher nicht fehlen, wenn nur für den Trunk — dieses wesentliche Bedürfniß der Deutschen — Fürsorge getroffen war. Somit war es in dem praktischen Sinne der Regierung gelegen, das Erzeugniß des Trunkes auf diese Feste selbst zu beschränken, um einst die Belagerten keinen Mangel leiden zu lassen. **)

Es ist begreiflich, daß der Geist des Monopoles in den oberpfälzischen Städten nachmals eine weitere Entwicklung erstrebt habe. ***)

König Ludwig bewährte der Stadt Amberg insbesondere seine Gewogenheit, indem er den armen Leuten zum Trost daselbst ein Spital stiftete, welches er den Bürgern der Stadt anempfahl. Zur Aufnahme dieser Stiftung erklärte er alle seine Lehen für ein Eigenthum, welche von derselben durch Schenkung, Vermächtniß oder Kauf würden erworben werden. Auch sollte das Spital nicht vogtbar seyn, und des Königs Vitzdom, Richter und Amtleute sollten für alle Zukunft keine Forderung an dieses Spital und an die Leute, welche darin wohnen, machen dürfen. *) Diese Stiftung gieng aus einer wahrhaft frommen Absicht hervor, wie der Eingang der Urkunde zu erkennen giebt, welcher als Beweggrund den Hinblick auf die Gottheit, auf die eigene Seligkeit und auf die Seelen der Vorvordern ausdrückt. Später traf der König die Verfügung, daß alljährig über die Verwaltung des Spitales richtige Rechnung abgelegt werde. **)

Zum Beschlusse ist noch von dem Verhältnisse der Juden, welche als kaiserliche Kammerknechte eben darum in der Regel unter kaiserlichem Schutze standen, eine Erwähnung zu machen.

In den Privilegien der Städte Amberg und Sulzbach war festgesetzt, daß die damals in jenen Städten wohnenden, oder nachmals dahin ziehenden Juden mit den Bürgern dienen — mit denselben die städtischen Lasten tragen — und nicht besondere Reichnisse geben sollen. ***)

Unter dem Schutze solcher Gesetze scheint ihr damaliges Loos erträglich gewesen zu seyn.

Die bisher aus Privilegien der einst oberbayerischen Städte des Nordgaues geschöpfte Skizze der Municipal-Verfassungen möchte einen Blick in die damaligen Verhältnisse des Bürgerstandes gewähren, welcher unter den folgenden pfälzischen Regierungen zu einem fortschreitenden Wohlstande und wohl auch zu einer politischen Bedeutenheit gelanget war, worauf, nach einer langen, inzwischen eingetretenen Vergangenheit, nicht ohne Theilnahme zurückzublicken ist.

---

*) Privileg. von 1296. bey Feßmaier S. 55.

**) In der Folge bewährte sich die Wichtigkeit des damaligen festen Platzes Nabburg bey der Belagerung im Hussitenkriege, was der Inhalt eines Privilegiums von 1429 bestätiget.

***) Man sehe die Geschichte des Vicedomamtes Nabburg S. 118 not. 138. S. 120 not. 146. S. 121. not. 148. und das dort angeführte Salbuch.

*) Stiftungs-Urkunde von 1317 bey v. Löwenthal V. S. 6. Feßmaier IV. S. 62. Die Stadt Nabburg hat dem Könige Ludwig ihr Burgholz als ein Geschenk zu verdanken. (Ungedruckte Urk. von 1320).

**) Urk. von 1326 bey v. Löwenthal VI. S. 7.

***) Privileg. von 1294, 1310 und 1305 bey v. Löwenthal II. S. 3. Schenkl S. 6. 7. Feßmaier S. 59.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey,
im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

BINDING SECT. MAY 1 8 1982

AS 182 M82 Bd.13-14
Akademie der Wissenschaften, Munich
Gelehrte Anzeigen
6

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY